Der Hagestolz

von

Adalbert Stifter

[illegible]

Pesth

Gustav Heckenast

Der Hageſtolz

von

Adalbert Stifter.

Peſth, 1852.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

4115.1752

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

1.

Gegenbild.

Auf einem ſchönen grünen Platze, der bergan ſteigt, wo Bäume ſtehen und Nachtigallen ſchlagen, gingen mehrere Jünglinge in dem Brauſen und Schäumen ihres jungen kaum erſt beginnenden Lebens. Eine glänzende Landſchaft war rings um ſie geworfen. Wolkenſchatten flogen, und unten in der Ebene blickten die Thürme und Häuſerlaſten einer großen Stadt.

Einer von ihnen rief die Worte: „Es iſt nun für alle Ewigkeit ganz gewiß, daß ich nie heirathen werde.“

Es war ein ſchlanker Jüngling mit ſanften ſchmachtenden Augen, der dieſes geſagt hatte. Die andern achteten nicht ſonderlich darauf, mehrere lachten, knickten Zweige, bewarfen ſich und ſchritten weiter.

„Ha, wer wird denn heirathen,“ ſagte einer, „die lächerlichen Bande eines Weibes tragen, und wie der Vogel auf den Stangen eines Käſiches ſitzen?“

„Ja, du Narr, aber tanzen, verliebt ſein, ſich ſchämen, roth werden, gelt?“ rief ein Dritter, und es erſchallte wieder Gelächter.

„Dich nähme ohnehin keine.“

„Dich auch nicht.“

„Was liegt daran?“

Die nächſten Worte waren nicht mehr verſtändlich. Es kam noch durch die Stämme der Bäume ein luſtiges Rufen zurück und dann nichts mehr; denn die Jünglinge gingen bereits auf der ſchiefen Fläche, die ſich von dem Platze weg zieht, empor und ſetzten die Gebüſche der Fläche in Bewegung. Rüſtig ſchritten ſie in der funkelnden Sonne hinan, rings um ſind grünende Zweige, und auf ihren Wangen und in ihren Augen leuchtet die ganze unerſchütterliche Zuverſicht in die Welt. Um ſie herum liegt der Frühling, der eben ſo unerfahren und zuverſichtlich iſt, wie ſie.

Der Jüngling, aus deſſen Munde der Entſchluß der Nichtvermählung hervor gegangen war, hatte in der Sache nichts mehr geſprochen und ſie war vergeſſen.

Ein neues Geplauder und ein fröhliches Sprechen tanzte von den beweglichen Zungen. Sie redeten zuerſt von allem und oft alle zugleich. Dann reden ſie von dem Höchſten, dann von dem Tiefſten und haben beides ſchnell erſchöpft. Dann kommt der Staat. Es wird in ihm die unendlichſte Freiheit vorgeſchlagen, die größte Gerechtigkeit und unbeſchränkteſte Duldſamkeit. Wer gegen dieſes iſt, wird niedergeworfen und beſiegt. Der Landesfeind muß zerſchmettert werden, und von dem Haupte der Helden leuchtet dann der Ruhm. Während ſie ſo, wie ſie meinten, von dem Großen redeten, geſchieht um ſie her, wie ſie ebenfalls meinten, nur das Kleine: es grünen weithin die Büſche, es keimt die brutende Erde und beginnt mit ihren erſten Frühlingsthierchen, wie mit Juwelen zu ſpielen.

Hierauf ſingen ſie ein Lied, dann jagen ſie ſich, ſtoßen ſich gegenſeitig in den Hohlweg oder ins Gebüſch, ſchneiden Ruthen und Stäbe, und kommen dabei immer höher auf den Berg und uber die Wohnungen der Menſchen.

Wir müſſen hier bemerken: welch ein räthſelhaftes, unbeſchreibliches, geheimnißreiches, lockendes Ding iſt die Zukunft, wenn wir noch nicht in ihr ſind — wie ſchnell und unbegriffen rauſcht ſie als Gegenwart davon — und wie klar, verbraucht und weſenlos liegt ſie dann als Vergangenheit da! Alle dieſe Jünglinge ſturmen ſchon in ſie hinein, als könnten ſie dieſelbe gar nicht erwarten. Der eine prahlt mit Dingen und Genüſſen, die uber ſeine Jahre gehen, der andere thut langweilig, als hätte er ſchon alles erſchöpft, und der dritte redet Worte, die er bei ſeinem Vater Männer und Greiſe hatte reden gehört. Dann haſchen ſie nach einem vorüberflatternden Schmetterlinge und finden auf dem Wege einen bunten Stein.

Immer höher ſtreben ſie hinauf. Oben an dem Waldesrande ſchauen ſie auf die Stadt zurück. Sie ſehen allerlei Häuſer und Gebäude, und wetten, ob ſie es ſind oder nicht. Dann dringen ſie in die Schatten der Buchen hinein.

Der Wald geht faſt mit ebenem Boden dahin. Jenſeits deſſelben aber ſteigen glänzende Wieſen mit einzelnen Fruchtbäumen beſetzt in ein Thal hinab, das ſtill und heimlich um die Bergeswölbungen läuft, und von dieſen Bergen zwei ſpiegelhelle dahinſchießende Bäche empfängt. Die Waſſer rieſeln luſtig über die geglätteten Kieſel, an dichten Obſtwäldern, Gartenplanken und Häuſern vorbei, und von dort wieder in die Weinberge hinaus. Alles dieſes iſt ſo ſtille, daß man in mancher klaren Nachmittagsluft weithin den Hahn krähen hört, oder den einzelnen Glockenſchlag vernimmt, der von dem Thurme der Kirche fällt. Selten beſucht ein Städter das Thal, und noch keiner hat in demſelben ſeine Sommerwohnung aufgeſchlagen.

Unſere Freunde aber laufen mehr, als ſie gehen, über die Wieſe in die ſanft geſchwungene Wiege hinab. Lärmend kommen ſie an den Gartengehegen herunter, ſchreiten über den erſten Steg, über den zweiten, gehen dem Waſſer entlang, und dringen endlich in einen Garten hinein, der von Flieder, Nußbäumen und Linden ſtrotzt. Es iſt der Garten eines Gaſthauſes. Hier umringen ſie einen der Tiſche, wie ſie mit den Füßen in dem Graſe ſtecken, aufgenagelte Platten haben und auf den Platten eingeſchnittene Herzen und Namen von denen zeigen, die verlängſt an dem Tiſche geſeſſen waren. Sie beſtellten ſich ein Mittagseſſen, und zwar ein jeder dasjenige, was er wollte. Als ſie es verzehrt hatten, ſpielten ſie eine Weile mit einem Pudel, der ſich in dem Garten vorfand, zahlten und gingen dann fort. Sie gingen durch die Mündung des Thales in ein anderes breiteres hinaus, in welchem ein Strom fließt. An dem Strome nahmen ſie ein angebundenes Schiffchen und fuhren an einer bekannt gefährlichen Stelle über, ohne daß ſie es wußten. Zufällig vorübergehende Frauen erſchraken ſehr, als ſie die jungen Leute da fahren ſahen. Jenſeits des Stromes dingten ſie einen Mann, der den Kahn wieder zurückführen und an der Stelle anbinden ſollte, wo ſie ihn genommen hatten.

Dann drangen ſie durch Röhrichte und Auen vor, bis ſie zu einem Damme gelangten, auf dem eine Straße lief und ein Wirthshaus ſtand. Bei dem Wirthe mietheten ſie einen offenen Wagen, um nun jenſeits des Stromes in die Stadt zurück zu fahren. Sie flogen an Auen, Gebüſchen, Feldern, Anlagen, Gärten und Häuſern vorbei, bis ſie die erſten Gebäude der Vorſtädte erreichten und abſtiegen. Als ſie ankamen, lag die Sonne, die ſie heute ſo freundlich den ganzen Tag begleitet hatte, weit draußen am Himmel als glühende erlöſchende Kugel. Da ſie untergeſunken war, ſahen die Freunde die Berge, auf welchen ſie heute ihre

Morgenfreuden genoſſen hatten, als einfaches blaues Band gegen den gelben Abendhimmel empor ſtehen.

Sie gingen nun gegen die Stadt und deren ſtaubige bereits dämmernde Gaſſen. An einem beſtimmten Platze trennten ſie ſich, und riefen einander fröhlichen Abſchied zu.

„Lebe wohl," ſagte der eine.

„Lebe wohl," antwortete der andere.

„Gute Nacht, grüße mir Roſina."

„Gute Nacht, grüße morgen den Auguſt und Theobald."

„Und du den Karl und Lothar."

Es kamen noch mehrere Namen; denn die Jugend hat viele Freunde, und es werben ſich täglich neue an. Sie gingen auseinander. Zwei derſelben ſchlugen den nämlichen Weg ein, und es ſagte der eine zu dem andern: „Nun Victor, kannſt du die Nacht bei mir bleiben, und morgen gehſt du hinaus, ſo bald du nur willſt. Iſt es auch wirklich wahr, daß du gar nicht heirathen willſt?"

„Ich muß dir nur ſagen," antwortete der Angeredete, „daß ich wirklich ganz und gar nicht heirathen werde, und daß ich ſehr unglücklich bin."

Aber die Augen waren ſo klar, da er dieſes ſagte, und die Lippen ſo friſch, da der Hauch der Worte über ſie ging.

Die zwei Freunde ſchritten noch eine Strecke in der Gaſſe entlang, dann traten ſie in ein wohlbekanntes Haus und gingen über zwei Treppen hinauf an Zimmern vorbei, die mit Menſchen und Lichtern angefüllt waren. Sie gelangten in eine einſame Stube.

„So, Victor," ſagte der eine, „da habe ich dir neben dem meinen ein Bett herrichten laſſen, daß du eine gute Nacht haſt, die Schweſter Roſina wird uns Speiſen herauf ſchicken, wir bleiben hier und ſind fröhlich. Das war ein himmliſcher Tag, und ich mag ſein Ende gar nicht mehr unten bei den Leuten zubringen. Ich habe es der Mutter ſchon geſagt; iſt es nicht ſo recht, Victor?"

„Freilich," entgegnete dieſer, „es iſt bei dem Tiſche deines Vaters ſo langweilig, wenn zwiſchen den Speiſen ſo viele Zeit vergeht und er dabei ſo viele Lehren gibt. Aber morgen, Ferdinand, iſt es nicht anders, ich muß mit Tagesanbruch fort."

„Du kannſt, ſo bald du willſt," antwortete Ferdinand, „du weißt, daß der Hausſchlüſſel innen in der Thorniſche liegt."

Während dieſes Geſpräches begannen ſie ſich zu entkleiden und ſich der läſtigen, ſtaubigen Stiefeln zu entledigen. Ein Stück der Kleider ward hierhin, das andere dorthin gelegt. Ein Diener brachte Lichter, und eine Magd ein Speiſebrett mit reichlicher Nahrung verſehen. Sie aßen ſchnell und ohne Auswahl. Dann ſchauten ſie bald bei dem einen bald bei dem andern Fenſter hinaus, gingen in dem

Zimmer herum, beſahen die Geſchenke, die Ferdinand erſt geſtern bekommen hatte, zählten die rothen Abendwolken, kleideten ſich vollends aus und legten ſich auf ihre Betten. In denſelben redeten ſie noch fort; aber ehe einige Minuten vergingen, war keiner mehr mächtig weder zu reden noch zu denken; denn ſie lagen beide in tiefem Schlafe.

Das Nämliche mochte auch mit den andern ſein, welchen dieſelbe Luſt mit ihnen heute zu Theile geworden war. — —

Während die Jünglinge dieſen Tag ſo gefeiert hatten, war auf einer anderen Stelle etwas anderes geweſen: Ein Greis hatte den Tag damit zugebracht, daß er im Sonnenſcheine auf der Bank vor ſeinem Hauſe geſeſſen war. Weit von dem grünen Baumplatze, wo die Nachtigallen geſchlagen und die Jünglinge ſo fröhlich gelacht hatten, lag hinter den glänzenden blauen Bergen, die die Ausſicht des Platzes beſäumten, eine Inſel mit dem Hauſe. Der Greis ſaß an dem Hauſe und zitterte vor dem Sterben. Man hätte ihn vorher ſchon viele Jahre können ſitzen ſehen, wenn er überhaupt gerne Augen zugelaſſen hätte, ihn zu ſehen. Weil er kein Weib gehabt hatte, ſaß an dem Tage keine alte Gefährtin neben ihm auf der Bank, ſo wie an allen Orten, wo er vor der Erwerbung des Inſelhauſes geweſen ſein mag, nie eine Gattin bei ihm war. Er hatte nie Kinder gehabt und nie eine Qual oder Freude an Kindern erlebt, es trat daher keines in den Schatten, den er von der Bank auf den Sand warf. In dem Hauſe war es ſehr ſchweigſam, und wenn er zufällig hineinging, ſchloß er die Thüre ſelbſt, und wenn er herausging, öffnete er ſie wieder ſelbſt. Während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgeſtrebt waren, und ein wimmelndes Leben und dichte Freude ſie umgab, war er auf ſeiner Bank geſeſſen, hatte auf die an Stäbe gebundenen Frühlingsblumen geſchaut, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenſchein hatten um ihn geſpielt. Als die Jünglinge nach Vollbringung des Tages auf ihr Lager geſunken und in Schlummer verfallen waren, lag er auch in ſeinem Bette, das in einer wohlverwahrten Stube ſtand, und drückte die Augen zu, damit er ſchlafe. — —

Die nämliche Nacht ging mit dem kühlen Mantel aller ihrer Sterne gleichgültig herauf, ob junge Herzen ſich des entſchwundenen Tages gefreut und nie an einen Tod gedacht hatten, als wenn es keinen gäbe — oder ob ein altes ſich vor gewaltthätiger Verkürzung ſeines Lebens fürchtete und doch ſchon wieder dem Ende deſſelben um einen Tag näher war.

2.

Eintracht.

Als das erſte blaſſe Licht des andern Tages leuchtete, ging Victor ſchon in den noch öden Gaſſen der Stadt dahin, daß ſeine Tritte hallten. Es war anfänglich noch kein Menſch zu erblicken; dann begegnete ihm manche verdrießliche, verſchlafene Geſtalt, die zu früher Arbeit mußte; und ein beginnendes fernes Wagenraſſeln zeigte, daß man ſchon anfange, Lebensmittel in die große bedürfende Stadt zu führen. Er ſtrebte dem Stadtthore zu. Außer demſelben wurde er von dem kühlen, feuchten Grün der Felder empfangen. Der erſte Sonnenrand zeigte ſich am Erdſaume, und die Spitzen der naſſen Gräſer hatten rothes und grünes Feuer. Die Lerchen wirbelten freudig in der Luft, während die nahe Stadt, die doch ſonſt ſo lärmte, faſt noch völlig ſtumm war.

Als er ſich außer den Mauern fühlte, ſchlug er ſogleich einen Weg durch die Felder gegen jenen grünen Baumplatz ein, von welchem wir ſagten, daß geſtern dort die Nachtigallen geſchlagen und die Jünglinge geſcherzt hatten. Er erreichte ihn nach einer nicht ganz zweiſtündigen Wanderung. Von da machte er den nämlichen Weg, wie geſtern mit den Freunden. Er ſtieg die ſchiefe Berglehne mit den Gebüſchen hinan, er kam an den Rand des Waldes, ſah ſich da nicht um, drang unter die Bäume ein, eilte fort, und ſtieg dann über die Wieſe mit den Fruchtbäumen in das Thal hinab, von dem wir ſagten, daß es ſo ſtille iſt, und daß in demſelben die zwei ſpiegelnden Bäche rinnen.

Als er in dem Grunde des Thales angekommen war, ging er über den erſten Steg, nur daß er heute, gleichſam wie zu einer Begrüßung, ein wenig auf die glänzenden Kieſel hinab ſah, über welche das Waſſer dahin rollte. Dann ging er über den zweiten Steg, und ging an dem Waſſer dahin. Aber er ging heute nicht bis zu dem Gaſthausgarten, in welchem ſie geſtern gegeſſen hatten, ſondern viel früher bog er an einer Stelle, wo ein großer Fliederbuſch ſtand, der ſeine Aeſte und Wurzeln mit dem Waſſer ſpielen ließ, von dem Wege ab, und ging in den Flieder und das Gebüſche hinein. Dort war eine aſchgraue Gartenplanke, die ihre Farbe von den unzähligen Regen und Sonnenſtrahlen erhalten hatte, und in der Planke war ein kleines Thürchen. Das Thürchen öffnete Victor und ging hinein. Es war wie ein Gartenplatz hier, und etwas ferner auf dem Platze blickte die lange weiße Wand eines niederen Hauſes, ſich ſanft von Hollundergeſträuchen und Obſtbäumen abhebend, herüber. Das Haus hatte glänzende Fenſter, und hinter denſelben hingen ruhige weiße Vorhänge nieder.

Victor ging an dem Gebüſchrande gegen die Wohnung zu. Als er auf den freien Sandplatz vor dem Hauſe gekommen war, auf dem der Brunnen ſtand und ein bejahrter Apfelbaum war, an den ſich wieder Stangen und allerlei andere Dinge lehnten, wurde er von einem alten Spitz angewedelt und begrüßt. Die Hühner, ebenfalls freundliche Umwohner des Hauſes, ſcharrten unter dem Apfelbaume unbeirrt fort. Er ging in das Haus hinein, und über den kniſternden Flurſand in die Stube, aus welcher ein reiner gebohnter Fußboden heraus ſah.

In der Stube war blos eine alte Frau, die gerade ein Fenſter geöffnet hatte, und damit beſchäftigt war, von den weißgeſcheuerten Tiſchen, Stühlen und Schreinen den Staub abzuwiſchen, und die Dinge, die ſich etwa geſtern Abends verſchoben hatten, wieder zurecht zu ſtellen. Durch das Geräuſch des Hereintretenden von ihrer Arbeit abgelenkt, wendete ſie ihr Antlitz gegen ihn. Es war eines jener ſchönen alten Frauenantlitze, die ſo ſelten ſind. Ruhige ſanfte Farben waren auf ihm, und jedes der unzähligen kleinen Fältchen war eine Güte und eine Freundlichkeit. Um alle dieſe Fältchen waren hier noch die unendlich vielen andern einer ſchneeweißen gekrauſeten Haube. Auf jeder der Wangen ſaß ein kleines, feines Fleckchen Roth.

„Schau, du biſt ſchon da, Victor,“ ſagte ſie, „ich habe auch die Milch wieder vergeſſen, daß ich ſie warm gehalten hätte. Es ſteht wohl alles an dem Feuer, aber daſſelbe wird ausgegangen ſein. Warte, ich will es wieder anblaſen.“

„Ich bin nicht hungrig, Mutter,“ ſagte Victor; „denn ich habe bei Ferdinand, ehe ich fortging, zwei Schnitten Kaltes von dem geſtrigen Abendmale, das noch da ſtand, gegeſſen.“

„Du mußt aber hungrig ſein,“ antwortete die Frau, „weil du ſchon bei vier Stunden in der Morgenluft und dann durch den feuchten Wald gegangen biſt.“

„So weit iſt es ja nicht über die Thurnwieſe herüber.“

„Ja weil du immer läufſt und meinſt, die Füße dauern ewig — aber ſie dauern nicht ewig — und im Gehen merkſt du auch die Müdigkeit nicht, aber wenn du eine Weile ſitzeſt, dann ſchmerzen die Füße.“

Sie ſagte nichts weiter und ging in die Küche hinaus. Victor ſetzte ſich indeſſen auf einen Stuhl nieder.

Als ſie wieder hereingekommen war, ſagte ſie: „Biſt du müde?“

„Nein,“ antwortete er.

„Du wirſt wohl müde ſein — freilich müde — warte nur, warte ein wenig, es wird gleich alles warm ſein.“

Victor antwortete nicht darauf, ſondern tief niedergebückt gegen den Spitz, der mit ihm hereingegangen war, ſtrich er mit der flachen Hand über die weichen langen Haare deſſelben, der ſich ebenfalls liebkoſend an dem Jünglinge aufgerichtet hatte und beſtändig in ſeine Augen ſchaute — er ſtrich immer an der nämlichen Stelle, und blickte auch immer auf dieſe nämliche Stelle, als wäre eine recht ſchwere tiefe Bewegung in ſeinem Herzen.

Die alte Mutter ſetzte indeſſen ihr Geſchäft fort. Sie war ſehr fleißig. Wenn ſie den Staub nicht erreichen konnte, ſo ſtellte ſie ſich auf die Spitzen ihrer Zehen, um den unſauberen Gaſt fort zu bringen. Hierbei ſchonte und liebte ſie die älteſten unbrauchbarſten Dinge. Da lag auf einem Schreine ein altes Kinderſpielzeug, das ſchon lange nicht gebraucht worden war, und vielleicht nie mehr gebraucht werden wird — es war ein Pfeifchen mit einer hohlen Kugel, in der klappernde Dinge waren — ſie wiſchte es rings um ſauber ab, und legte es wieder hin.

„Aber warum erzählſt du denn nichts?“ ſagte ſie plötzlich, da ſie das rings um herrſchende Schweigen zu bemerken ſchien.

„Weil mich ſchon gar nichts mehr freut,“ antwortete Victor.

Die Frau ſagte kein Wort, kein einzig Wörtlein, auf dieſe Rede, ſondern ſie ſetzte ihr Abwiſchen fort, und ihr ſtetes Ausſchlingen des Tuches beim offenen Fenſter.

Nach einer Weile ſagte ſie: „Ich habe dir oben den Koffer und die Kiſten ſchon hergerichtet. Da du geſtern aus wareſt, habe ich den ganzen Tag damit verbracht. Die Kleider habe ich zuſammengelegt, wie ſie in den Koffer gethan werden müſſen. Auch die Wäſche, welche ausgebeſſert iſt, liegt dabei. Die Bücher mußt du ſchon ſelber beſorgen, und eben ſo das, was du in das Ränzlein zu thun gedenkſt. Ich habe dir einen weichen feinen Lederkoffer gekauft, wie du einmal geſagt haſt, daß ſie dir ſo gefallen. — Aber wo willſt du denn hin, Victor?"

„Einpacken."

„Mein Gott, Kind, du haſt ja noch nicht gegeſſen. Warte nur ein Weilchen. Jetzt wird es wohl ſchon warm ſein."

Victor wartete. Sie ging hinaus und brachte zwei Töpfchen, eine Schale, eine Taſſe und ein Stück Milchbrod auf einem runden, reinen meſſingberänderten Brette herein. Sie ſtellte alles nieder, ſchenkte ein, koſtete, ob es gut und gehörig warm ſei, und ſchob dann das Ganze vor den Jüngling hin, es dem Dufte der Dinge überlaſſend, ob er ihn anlocken werde oder nicht. Und in der That: ihre Erfahrung täuſchte ſie nicht; denn der Jüngling, der Anfangs nur ein wenig zu koſten begann, ſetzte ſich endlich wieder nieder, und aß mit all dem guten Behagen und Gedeihen, das ſo ſehr der Jugend eigen iſt.

Sie war indeſſen allgemach fertig geworden, und ihre Abwiſchtücher zuſammenlegend, ſchaute ſie zu Zeiten freundlich und lächelnd auf ihn hin. Als er endlich alles Hereingebrachte verzehrt hatte, gab ſie dem Spitz noch die kleinen Ueberreſte, die da waren, und trug dann das Geſchirr wieder in die Küche hinaus, daß es von der Magd gereinigt werde, wenn ſie nach Hauſe komme; denn dieſelbe war auf den Kirchenplatz des Thales hinaus gegangen, um manche Bedürfniſſe für den heutigen Tag einzukaufen.

Als ſie wieder von der Küche herein gekommen war, ſtellte ſich die Frau vor Victor hin, und ſagte: „Jetzt haſt du dich erquickt, und nun höre mich an. Wenn ich wirklich deine Mutter wäre, wie du mich immer nennſt, ſo würde ich recht böſe auf dich werden, Victor; denn ſiehe ich muß dir ſagen, daß dein Wort groß Unrecht iſt, welches du erſt ſagteſt, daß dich nichts mehr freue. Du verſtehſt es jetzt nur noch nicht, wie unrecht es iſt. Wenn es ſelbſt etwas Trauriges wäre, das auf dich harrt, ſo ſollteſt du ein ſolches Wort nicht ſagen. Siehe mich an, Victor, ich bin jetzt bald ſiebenzig Jahre alt, und ſage noch nicht, daß mich nichts mehr freue, weil einen alles, alles freuen muß, da die Welt ſo ſchön iſt und noch immer ſchöner wird, je länger man lebt. Ich muß dir nur geſtehen — und du wirſt ſelber auf meine

Erfahrung kommen, wenn du älter wirſt — als ich achtzehn Jahre alt war, ſagte ich auch alle Augenblicke, mich freut nichts mehr — ich ſagte es nämlich, wenn mir diejenige Freude verſagt wurde, die ich mir gerade einbildete. Dann wünſchte ich alle Zeit weg, welche mich noch von einer künftigen Freude trennte, und bedachte nicht, welch ein koſtbares Gut die Zeit iſt. Wenn man älter wird, lernt man die Dinge und Weile, welche auch noch immer kürzer wird, erſt recht ſchätzen. Alles, was Gott ſendet, iſt ſchön, wenn man es auch nicht begreift — und wenn man nur recht nachdenkt, ſo ſieht man, daß es blos lauter Freude iſt, was er giebt; das Leid legen wir nur ſelber dazu. Haſt du im Hereingehen nicht geſehen, wie der Sallat an der Holzplanke, von dem noch geſtern kaum eine Spur war, heute ſchon alle hervor iſt?"

„Nein, ich habe es nicht geſehen," antwortete Victor.

„Ich habe ihn vor Sonnenaufgang angeſchaut, und mich darüber gefreut," ſagte die Frau. Ich werde es mir von nun an ſogar ſo einrichten, daß kein Menſch von mir mehr ſagen kann, er habe mich eine Thräne aus Schmerz weinen geſehen, wenn auch ein Schmerz käme, der doch wieder nur eine andere Art Freude iſt. In meiner Jugend habe ich große, große und heiße Schmerzen gehabt; aber ſie ſind alle zu meinem Wohle und zu meiner Beſſerung — oft ſogar zu irdiſchem Glücke ausgefallen. Ich ſage das alles, Victor, weil du bald fort gehſt. Du ſollteſt Gott ſehr danken, mein Kind, daß du die jungen Glieder und den geſunden Körper haſt, um hinaus gehen und alle die Freuden und Wonnen aufſuchen zu können, die nicht zu uns herein kommen. — — Siehe, du haſt kein Vermögen — dein Vater hat von dem Mißgeſchicke, das ihn hienieden traf, vieles ſelbſt verſchuldet, jenſeits wird er wohl die ewige Seligkeit haben; denn er war ein guter Mann und hat immer ein weiches Herz gehabt, wie du. Als ſie dich nach der Verordnung des Teſtamentes deines verſtorbenen Vaters zu mir brachten, damit du bei mir lebeſt, und auf dem Dorfe für dich lerneſt, um was ſie dich dann immer in der Stadt fragen würden, hatteſt du ſo viel als nichts. Aber du biſt herangewachſen, und nun haſt du ſogar das Amt erhalten, um welches ſo viele geworben haben, und um welches ſie dich beneiden. Daß du jetzt fort mußt, iſt nichts, und liegt in der Natur begründet; denn alle die Männer müſſen von der Mutter, und müſſen wirken. Du haſt daher lauter Gutes erfahren. Du ſollſt deßhalb zu Gott dein Gebet verrichten, daß er dir alles gegeben hat, und du ſollſt demüthig ſein, daß du die Gaben haſt, es zu verdienen. — — Siehſt du, Victor, alles das zuſammengefaßt, würde ich über deine Rede böſe ſein, wenn ich deine Mutter wäre, weil du Gott den Herrn nicht erkennſt: aber weil ich deine Mutter nicht bin, ſo weiß ich nicht, ob ich dir ſo viel Liebes und Gutes gethan habe, daß ich mich ſonſt auch erzürnen darf, und zu dir ſagen: Kind, das iſt nicht recht von dir, und es iſt ganz und gar nicht gut.“

„Mutter, ich habe es auch in dem Sinne nicht gemeint, wie ihr es nehmt,“ ſagte Victor.

„Ich weiß, mein Kind, und betrube dich auch nicht zu ſehr uber meine Rede,“ erwiederte die Mutter. „Ich muß dir nun auch ſagen, Victor, daß du jetzt gar nicht ſo arm biſt, als du vielleicht denken magſt. Ich habe dir oft geſagt, wie ich erſchrecken bin — daß heißt, aus Freude bin ich erſchrecken — als ich erfahren habe, dein Vater hätte in ſein Teſtament geſetzt, daß du bei mir erzogen werden ſolleſt. Er hat mich ſchon recht gut gekannt und hat das Vertrauen zu mir gehabt. Ich glaube, es wird nicht getäuſcht werden ſein. Victor, mein liebes, mein theures Kind, ich werde dir jetzt ſagen, was du haſt. Du haſt an Linnen — das iſt der auserleſenſte Theil unſerer Kleider, weil er am nächſten an dem Körper iſt, und ihn ſchützt und geſund erhält — ſo viel, daß du täglich wechſeln kannſt, wie du es bei mir gelernt haſt. Wir haben alles ausgebeſſert, daß kein Faden davon ſchadhaft iſt. Für die Zukunft wirſt du immer noch erhalten, was du brauchſt. Hanna bleicht draußen Stücke, wovon die Hälfte ſchon für dich gerechnet iſt — und Stricken, Nähen, Ausbeſſern werden wir beſorgen. Im andern Gewande biſt du anſtändig; du kannſt dich dreimal anders anziehen, das nicht gerechnet, was du eben am Leibe haſt. Es iſt jetzt alles feiner hergerichtet worden, als du es bisher gehabt haſt; denn ein Mann, Victor, der ſein erſtes Amt antritt, iſt wie ein Bräutigam, der ausgeſtattet wird, — und er ſoll auch im Stande der Gnade ſein, wie ein Bräutigam. Das Geld, welches ſie mir alle Jahre für deinen Unterhalt geben mußten, habe ich angelegt, und habe immer die Zinſen wieder dazu gethan. Das haſt du nun alles. Der Vormund weiß es nicht und braucht es auch nicht zu wiſſen; denn du mußt ja auch etwas für dich haben, daß du es ausgeben kannſt, wenn ſich andere ſehen laſſen, damit dir das Herz nicht zu wehe thut. Wenn dir dein Oheim das kleine Gütchen entreißt, welches noch da iſt, ſo betrübe dich nicht, Victor; denn es ſind ſo viele Schulden darauf, daß kaum mehr ein einziger Dachziegel dazu gehört. Ich bin in dem Amte geweſen, und habe mir es für dich aufſchlagen laſſen, damit ich es weiß. Manches Mal einen Nothpfennig bekommſt du ſchon von mir auch noch. So iſt alles gut. — Zu deinem Oheime mußt du nun ſchon die Reiſe machen, ehe du in das Amt eintrittſt, weil er es ſo wünſcht. Wer weiß, wozu es gut iſt — du verſtehſt das noch nicht. Der Vormund erkennt auch die Nothwendigkeit, daß du dich dem Wunſche einer Fußwanderung zu dem Oheime fügeſt. Haſt du geſtern Roſina geſehen?“

„Nein, Mutter; wir ſind ſpät Abends zurück gekommen, haben in dem Zimmer Ferdinands geſpeiſet, und heute bin ich mit Tagesanbruch fort gegangen, weil ſo viel zu thun iſt. Der Vormund hat geſagt, daß ich meine Fußreiſe über die Stadt antreten und bei dieſer Gelegenheit von ihnen allen Abſchied nehmen ſoll.“

„Siehſt du, Victor, Roſina könnteſt du einmal zu deiner Frau bekommen, wenn du in deinem Berufe recht thätig biſt. Sie iſt ſehr ſchön, und denke, wie ihr Vater mächtig iſt. Er hat die läſtige Vormundſchaft über dich ſehr redlich und fleißig verwaltet, und iſt dir nicht abgeneigt; denn er hatte immer viele Freude, wenn du deine Prüfungen gut gemacht hatteſt. Aber laſſen wir das, zu dieſer Heirath iſt es noch weit hin. — — Dein Vater könnte jetzt auch ſo hoch ſein, oder noch höher; denn er hat einen gewaltigen Geiſt gehabt, den ſie nur nicht kannten. Deine eigene leibliche Mutter hat ihn nicht einmal gekannt. Und gut iſt er geweſen, ſo ſehr gut, daß ich jetzt noch manchmal daran denke, wie er gar ſo gut geweſen iſt. Deine Mutter iſt auch recht lieb und fromm geweſen, nur iſt ſie viel zu frühe für dich geſtorben. — — Sei nicht traurig, Victor — gehe nun hinauf in deine Stube, und bringe alles in Ordnung. Die Kleider mußt du nicht auseinander reißen, ſie liegen ſchon ſo, wie ſie in den Koffer paſſen. Sei bei dem Hineinlegen ſorgſam, daß nichts zu ſehr verknittert wird. — So. — — Ehe du hinauf gehſt, Victor, höre noch eine Bitte von deiner Ziehmutter: wenn du heute oder morgen noch mit Hanna zuſammen triffſt, ſo ſage ihr ein gutes Wort; es iſt nicht recht geweſen, daß ihr euch nicht immer gut vertragen habt! — So, Victor, gehe nun; denn ein Tag iſt gar nicht ſo lange.“

Der Jüngling ſagte gar nichts auf dieſe Rede, ſondern er ſtand auf, und ging hinaus, wie einer, dem das Herz in Wehmuth ſchwimmt. Und wie man oft bei innerer Bewegung in der äußern ungeſchickt iſt, geſchah es ihm auch, daß er die Schulter an die Faſſung der Thür anſtieß. Der Spitz ging mit ihm hinauf.

Oben in ſeiner Stube, in der er nun ſo viele Jahre gewohnt hatte, war es erſt recht traurig; denn nichts ſtand ſo, wie es in den Tagen der ruhig dauernden Gewohnheit geſtanden war. Nur eines war noch ſo: der große Hollunderbuſch, auf den ſeine Fenſter hinaus ſahen, und das rieſelnde Waſſer unten, das einen feinen zitternden Lichtſchein auf die Decke ſeines Zimmers herauf ſandte; die Berge waren noch, die ſonnenhell ſchweigend und hüthend das Thal umſtehen; und der Obſtwald war noch, der im Grunde des Thales in Fülle und Dichte das Dorf umhüllt, und recht fruchtbar und ſegenbringend in der warmen Luft ruht, die zwiſchen die Berge geklemmt iſt. Alles andere war anders. Die Laden und Fächer der Käſten waren heraus geriſſen und leer, und ihr Inhalt lag außen auf ihnen herum: die blüthenweiße Linnenwäſche, nach Stücken geordnet — dann die Kleider, rein zuſammen gelegt und in gehörige Stöße abgetheilt — andere Dinge, die theils in den Koffer gepackt werden ſollten, theils in das Wanderränzchen gehörten, das ſchon geöffnet auf einem Seſſel lag und wartete — auf dem Bette waren fremde Sachen, auf dem Boden ſtand der Koffer mit gelöſtem Riemzeug und lagen zerriſſene Papiere: nur die Taſchenuhr, auf ihrem gewöhnlichen Platze hängend, pickte, wie ſonſt, und nur die Bücher ſtanden in den Schreinen, wie ſonſt, und harrten auf ihren Gebrauch.

Victor ſah das alles an, aber er that nichts. Statt einzupacken, ſetzte er ſich auf einen Stuhl, der in der Ecke des Zimmers ſtand, und drückte den Spitz an ſein Herz. Dann blieb er ſitzen.

Die Klänge der Thurmuhr kamen durch die offenen Fenſter herein, wie ſie die Stunde ausſchlug, aber Victor wußte nicht, die wie vielte es ſei — die Magd, welche zurück gekommen war, hörte man aus dem Garten herauf ſingen — auf den fernen Bergen glitzerte es zuweilen, als wenn ein blankes Silberſtück oder ein Glastäfelchen dort läge — das Lichtzittern auf der Stubendecke hatte aufgehört, weil die Sonne ſchon zu hoch hinüber gegangen war — das Horn des Hirten war zu vernehmen, der auf den Bergen ſeine Thiere trieb — die Uhr ſchlug wieder: aber der Jüngling ſaß immer auf dem Stuhle und der Hund ſaß vor ihm und ſchaute ihn unbeweglich an.

Endlich als er die Tritte ſeiner Mutter über die Treppe herauf hörte, ſprang er plötzlich auf und ſtürzte an ſein Geſchäft. Er riß die Flügel des Bücherkaſtens auseinander und begann ſchnell die Bücher ſtoßweiſe auf den Boden heraus zu legen. Die Frau aber ſteckte blos ein wenig den Kopf bei der gelüfteten Thür herein, und da ſie ihn ſo beſchäftigt ſah, zog ſie ſich wieder zurück und ging auf den Zehen davon. Er aber, da er ſich einmal in Thätigkeit geſetzt hatte, blieb auch dabei und arbeitete feuereifrig fort.

Alle Bücher wurden aus den zwei Bücherkäſten heraus gethan, bis ſie leer waren und die ledigen Fächer in das Zimmer ſtarrten. Dann band er die Bücher in Stöße und legte ſie in eine bereit ſtehende Kiſte, deren Deckel er, als die Bücher untergebracht waren, feſt ſchraubte und mit einer Aufſchrift verſah. Hierauf ging er an ſeine Papiere. Alle Fächer des Schreibtiſches und der zwei andern Tiſche wurden heraus gezogen, und alle Schriften, die darin waren, Stück für Stück unterſucht. Einiges wurde blos angeſchaut und an beſtimmten Stellen zum ſofortigen Einpacken zuſammen gelegt, anderes wurde geleſen, manches zerriſſen und auf die Erde geworfen, und manches in die Rock- oder Brieftaſche gelegt. Endlich, da auch alle Tiſchfächer leer waren und auf ihren Boden nichts zeigten, als den traurigen Staub, der die langen Jahre her hinein gerieſelt war, und die Spalten, die ſich unterdeſſen in dem Holze gebildet hatten, band er auch die hingelegten Schriften in Bundel, und legte ſie in den Koffer. Nun ging er an die Kleider und an das Kofferpacken. Manches Gedenkſtück früherer Tage, als ein kleines ſilbernes Handleuchterchen, ein Futteral mit einer Goldkette, ein Fernrohr, zwei kleine Piſtolen und endlich ſeine geliebte Flöte wurden unter die weiche, ſchonende Wäſche untergebracht. Als alles beendet war, wurde der Deckel geſchloſſen, das Riemzeug verſchnallt, das Schloß geſperrt, und oben eine Aufſchrift aufgeklebt. Der Koffer und die Kiſte mußten fort geſendet werden, das Ränzchen aber, welches noch auf dem Stuhle lag, ſollte die Dinge enthalten, welche er auf ſeine Fußwanderung mitnehmen würde. Er packte es ſchnell voll und ſchnallte es dann mit ſeinem Riemzeug zuſammen.

Als er nun mit allem fertig war ſchaute er noch einmal in dem Zimmer und an den Wänden herum, ob nichts liege oder hänge, was noch eingepackt werden müſſe: aber es war nichts mehr da, und die Stube blickte ihn verwüſtet an. Unter dem Gewirre der fremden Dinge und der ebenfalls gleichſam fremdgewordenen Geräthe ſtand das einzige Bett noch, wie bisher; aber auch auf ihm lag verunreinigender Staub, oder lagen Stücke zerrißenen Papieres. So ſtand er eine Weile. Der Spitz, der bisher dem Treiben mit Verdacht ſchöpfenden Augen zugeſchaut hatte und keinen einzigen Handgriff außer Acht laſſend bald rechts bald links ausgewichen war, je nachdem er den Jüngling hinderte, ſtand nun auch ruhig vor ihm, und blickte empor, gleichſam fragend: „Was nun!“

Victor aber wiſchte ſich mit der flachen Hand und mit dem Tuche den Schweiß von der Stirne, nahm eine Bürſte, die da lag, fegte damit den Staub von ſeinen Kleidern und ſtieg dann die Treppe hinab.

Es war indeſſen viele Zeit vergangen, und die Dinge hatten ſich unten geändert. In der Stube war Niemand. Die Morgenſonne, welche ſo freundlich hereingeſchienen und die Fenſtervorhänge ſo ſchimmerweiß gemacht hatte, als er heute früh aus der Stadt gekommen war, iſt nun eine Mittagsſonne geworden, und ſtand gerade über dem Dache, ihr blendend Licht und ihren warmen Strom auf das graue Holz deſſelben nieder ſenkend. Die Obſtbäume ſtanden ruhig, ihre am Morgen ſo naſſen und funkelnden Blätter ſind trocken geworden, glänzen nur mehr matt, regen ſich nicht, und die Vögel in den Zweigen picken ihr Futter. Die Fenſtervorhänge ſind zurück geſchlagen, die Fenſter offen, und die heiße Landſchaft ſchaut herein. In der Küche lodert ein glänzendes rauchloſes Feuer, die kochende Magd ſteht dabei. — Alles iſt in jener tiefen Stille, von der die Heiden einſt ſagten: „Pan ſchläft.“

Victor ging in die Küche, und fragte, wo die Mutter ſei.

„In dem Garten, oder ſonſt wo herum,“ antwortete die Magd.

„Und wo iſt Hanna?“ fragte Victor wieder.

„Sie iſt vor wenigen Augenblicken hier geweſen,“ erwiederte die Magd, „ich weiß nicht, wo ſie hingegangen iſt.“

Victor ging in den Garten hinaus und ging zwiſchen reinlichen Beeten dahin, die er ſo lange gekannt hatte, und auf denen die verſchiedenen Dinge knospeten und grünten. Der Gartenknecht ſetzte Pflanzen und ſein Söhnlein pumpte Waſſer, wie es ſonſt oft geweſen war. Victor fragte um die Mutter: man hatte ſie in dem Garten nicht geſehen. Er ging weiter an Johannisbeeren, Stachelbeeren, an Obſtbäumen und Hecken vorüber. Zwiſchen den Stämmen ſtand das hohe Gras und in den Einfaſſungen blühten manche Blümlein. Von der Gegend des Glashauſes, deſſen Fenſter in der Wärme offen ſtanden, tönte eine Stimme herbei: „Victor, Victor!“

Der Gerufene, welcher durch ſeine feurige Arbeit in ſeiner Stube oben einen Theil der Bekümmerniß zerſtreut hatte, die wegen der nahen Fortreiſe über ihn gekommen war, wendete bei dieſem Rufe ſein erheitertes Antlitz gegen die Glashäuſer. Es ſtand ein ſchönes, ſchlankes Mädchen dort, welches ihm winkte. Er ſchritt den nächſten Weg durch das Gartengras zu ihr hinüber.

„Victor,“ ſagte ſie, als er bei ihr angelangt war, „biſt du denn ſchon da, ich habe ja gar nichts davon gewußt, wann biſt du denn gekommen?“

„Ja ſehr früh Morgens, Hanna!“

„Ich bin mit der Magd einkaufen geweſen, darum habe ich dich nicht ankommen geſehen. Und wo biſt du denn dann darauf geweſen?“

„Ich habe in meiner Stube meine Sachen eingepackt.“

„Die Mutter hat mir auch gar nicht geſagt, daß du ſchon da ſeieſt, und ſo habe ich gemeint, du würdeſt etwa lange geſchlafen haben und erſt Nachmittags aus der Stadt herüber kommen.“

„Das war eine thörichte Meinung, Hanna. Werde ich denn bis in den Tag ſchlafen, oder bin ich denn ein Schwächling, der einen Spaziergang vom Tage vorher durch Ruhe verwenden muß, oder iſt es etwa weit herüber, oder ſoll ich die Mittagshitze wählen?“

„Warum haſt du denn geſtern gar nicht auf unſere Fenſter herüber geſchaut, Victor, da ihr vorbei ginget?“

„Weil wir Ferdinand's Geburtstag feierten, und nach Einverſtändniß der Eltern den ganzen Tag für uns beſaßen. Deßwegen hatten wir keinen Vater, keine Mutter, noch ſonſt jemanden, der uns etwas befehlen durfte. Darum war auch unſer Dorf blos der Ort, wo wir zu Mittag eſſen wollten, weil es ſo ſchön iſt, weiter nichts. Verſtehſt du es?“

„Nein; denn ich hätte doch herüber geſchaut.“

„Weil du alles vermengſt, weil du neugierig biſt und dich nicht beherrſchen kannſt. Wo iſt denn die Mutter? Ich habe ihr etwas Nothwendiges zu ſagen: erſt war ich nur nicht gleich gefaßt, da ſie mit mir redete, jetzt weiß ich aber ſchon, was ich antworten ſoll."

„Sie iſt auf der Bleiche."

„Da muß ich alſo hinüber gehen."

„So gehe, Victor," ſagte das Mädchen, indem es ſich um die Ecke des Glashauſes hinum wendete.

Victor ging ſofort, ohne ſonderlich auf ſie zu achten, gegen die ihm wohlbekannte Bleiche.

Es iſt hinter dem Garten ein Platz mit kurzem ſamtenen Graſe, auf welchem weithin in langen Streifen die Leinwand aufgeſpannt lag. Dort ſtand die Mutter und betrachtete den wirthlichen Schnee zu ihren Füßen. Zuweilen prüfte ſie die Stellen, ob ſie ſchon trocken ſeien, zuweilen befeſtigte ſie eine Schlupfe an dem Haken, mit dem das Linnen an den Boden geſpannt war, zuweilen hielt ſie die flache Hand wie ein Dächlein über die Augen und ſchaute in der Gegend herum.

Victor trat zu ihr.

„Biſt du ſchon fertig," ſagte ſie, „oder haſt du dir etwas auf Nachmittag gelaſſen? Nicht wahr, es iſt viel, wie wenig es auch ausſieht. Du biſt heute weit gegangen thue den Reſt nach dem Eſſen, oder morgen. Ich hätte geſtern alles ſelber packen können, und wollte es auch thun; aber da dachte ich: er muß ſelber daran gehen, daß er es lernt."

„Nein, Mutter,“ antwortete er, „ich habe nichts übrig gelaſſen, ich bin ſchon ganz fertig.“

„So?“ ſagte die Mutter, „laß ſehen.“

Bei dieſen Worten griff ſie gegen ſeine Stirne. Er neigte ſich ein wenig gegen ſie, ſie ſtreifte ihm eine Locke, die ſich bei der Arbeit niedergeſenkt hatte weg, und ſagte: „du haſt dich recht erhitzt.“

„Es iſt ſchon der Tag ſo warm,“ antwortete er.

„Nein, nein, es iſt auch vom Arbeiten. Und wenn du alles gethan haſt, ſo mußt du heute und morgen ſchon in deinen Reiſekleidern bleiben, und was wirſt du denn da immer thun?“

„Ich gehe an dem Bache hinauf, an dem Buchengewände und ſo herum. Die Kleider behalte ich an. — — Aber ich bin wegen etwas anderem heraus gekommen, Mutter, und möchte gerne etwas ſagen, aber es wird euch erzürnen.“

„So erſchrecke mich nicht, Kind, und rede. Willſt du noch etwas? Geht noch irgend ein Ding ab?“

„Nein, es geht keines ab, eher iſt um eines zu viel. Ihr habt heute eine Rede gethan, Mutter, die mir gleich damals nicht zu Sinne wollte, und die ich nun doch nicht wieder aus demſelben bringe.“

„Welche Rede meinſt du denn, Victor?“

„Ihr habt geſagt, daß euch zu meinem Unterhalte ein

Geld angewieſen werden ſei, das ihr alle Jahre empfangen ſolltet. — Ihr habt geſagt, daß ihr das Geld empfangen habt — und ferner habt ihr geſagt, daß ihr das Geld für mich auf Zinſen angelegt, und allemal auch die Zinſen dazu gethan habt."

„Ja, das habe ich geſagt, und das habe ich gethan."

„Nun ſeht, Mutter, da ſagt mir mein Gewiſſen, daß es nicht recht ſei, wenn ich das Geld von euch annehme, weil es mir nicht gebührt — und da bin ich gekommen, um es euch vorher lieber im Guten zu ſagen, als daß ich nachher das Geld ausſchlüge und euch erzürnte. — Seid ihr böſe?"

„Nein, ich bin nicht böſe," ſagte ſie, indem ſie ihn mit freudeſtrahlenden Augen anſah — — „aber ſei kein thörichtes Kind, Victor! Du ſiehſt wohl ein, daß ich dich nicht des Gewinnes wegen in mein Haus aufgenommen habe — um des Gewinnes willen hätte ich nie ein Kind genommen — daher iſt ja das, was von dem Gelde jährlich übrig geblieben iſt, von rechtswegen dein. Höre mich an, ich werde es dir erklären. Die Kleider hat der Vormund herbei geſchafft, für Speiſen haſt du keine Auslagen verurſacht — du aßeſt ja kaum, wie ein Vogel, und das Gemüſe und das Obſt und das andere, wovon du genoſſeſt, das hatten wir ja alles ſelbſt. Siehſt du nun? — Und daß ich dich ſo lieb gewonnen habe, das hat mir dein Vater nicht aufgetragen, das ſtand auch in keinem Teſtamente, und dafür kannſt du nichts. Begreifſt du nun alles?“

„Nein, ich begreife es nicht, und es iſt auch nicht ſo. Ihr ſeid nur wieder zu gut, daß ihr nichts als Scham auf mein Herz ladet. Wenn nach Abzug der Koſten wirklich in jedem Jahre etwas übrig geblieben wäre, und ihr hättet das für mich aufbewahrt, ſo wäre es ſchon nur eine Liebe und Güte geweſen; und nun ſagt ihr, daß alles übrig geblieben iſt, — was man faſt nur mit Schmerzen anhören kann. — Ihr habt ohnedies gethan, was kaum zu verantworten iſt: Ihr habt mir nicht nur eine ſchöne Stube gegeben, ſondern habt auch gerade das hinein geſtellt, was mir lieb und werth war; ihr habt mir Speiſe und Trank verſchafft und euch nur Arbeit. Das ganze Reiſegeräthe habt ihr jetzt wieder gekauft; von euren Feldern und Gärten habt ihr das Nöthige abgekargt, daß ſchöne Linnen und anderes in meiner Lade liegen — — und wenn ich in früheren Zeiten alles hatte, was ich bedurfte, ſo ginget ihr hin, und gabet mir noch etwas — und wenn ich auch das hatte, ſo ſtecktet ihr mir jeden Tag noch heimlich zu, was euch däuchte, daß es mich freuen wird. — Ihr habt mich lieber gehabt als Hanna!“

„Nein, mein Victor, da thuſt du mir Unrecht. Du verſtehſt das Gefühl noch nicht. Was nicht vom Herzen geht, geht nicht wieder zu Herzen. Hanna iſt meine leibliche

Tochter — ich habe ſie im Schoße unter dem eigenen Herzen getragen, das ihrer Ankunft entgegen ſchlug — ich habe ſie dann geboren: in ſpätem Alter iſt mir das Glück zu Theil geworden, als ich ſchon hätte ihre Großmutter ſein können — mitten unter dem Schmerze über den Tod ihres Vaters habe ich ſie doch mit Freuden geboren — dann habe ich ſie erzogen — — und ſie iſt mir daher auch lieber. Ich habe aber auch dich ſehr geliebt, Victor. Seit du in dieſes Haus gekommen und aufgewachſen biſt, liebte ich dich ſehr. Oft war es mir, als hätte ich dich wirklich unter dem Herzen getragen — — und ich hätte dich ja eigentlich unter dieſem Herzen tragen ſollen; es war Gottes Wille, wenn es auch nachher anders geworden iſt — ich werde dir das erzählen, wenn du älter geworden biſt. Und zuletzt, daß ich es ſage, um Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, ihr werdet mir wohl beide gleich lieb ſein. — — Mit dem Gelde machen wir es ſo, Victor: man muß keinem Menſchen in ſeinem Gewiſſen Gewalt anthun, und ich dringe daher nicht mehr in dich; laſſen wir das Geld anliegen bleiben, wo es jetzt liegt, ich werde eine Schrift verfertigen, daß es dir und Hanna ausgefolgt werde, wenn ihr großjährig ſeid; dann könnt ihr es theilen, oder ſonſt darüber verfügen, wie ihr wollt. Iſt es dir ſo recht, Victor?"

„Ja, dann kann ich ihr alles geben."

„Laſſe das nur jetzt ruhen. Wenn die Zeit kömmt, wird ſich ſchon finden, was mit dem Gelde zu machen ſei. Ich will dir noch auf das andere antworten, was du geſagt haſt, Victor. Wenn ich dir heimlich Gutes that, ſo that ich es auch Hanna. Die Mütter machen es ſchon ſo. Seit du in unſer Haus gekommen biſt, iſt es beinahe, als wäre ein größerer Segen gekommen. Ich konnte für Hanna jährlich mehr erſparen, als ſonſt. Die Sorge für zwei iſt geſchicktere und geübtere Sorge, und wo Gott für zwei zu ſegnen hat, ſegnet er oft für drei. — — O Victor! die Zeit iſt recht ſchnell vergangen, ſeit du da biſt. Wenn ich ſo zurück denke in meine einſtige Jugend, ſo iſt es mir: wo ſind denn die Jahre hingekommen, und wie bin ich denn ſo alt geworden? Da iſt noch alles ſo ſchön, wie geſtern — die Berge ſtehen noch, die Sonne ſtrahlt auf ſie herunter und die Jahre ſind dahin, als wie ein Tag. — Wenn du Nachmittag, wie du ſagſt, oder etwa morgen noch einmal in den Wald hinauf gehſt, ſo ſuche eine Stelle auf — man könnte ſie von hier beinahe ſehen — ſiehſt du, dort oben in der Bergrinne, wo das Licht gleichſam über die grünen Buchen herab rieſelt. — Die Stelle iſt für dich bedeutſam. Es quillt ein Brünnlein hervor und fließt in der Bergrinne nieder, über das Brünnlein legt ſich ein breiter flacher Stein, und eine ſehr alte Buche ſteht dabei, welche unten einen langen Aſt ausſtreckt, auf den man Tücher legen, oder einen Frauenhut aufhängen kann.“

„Ich kenne die Stelle nicht, Mutter, aber wenn ihr wollt, werde ich hinauf gehen und ſie aufſuchen.“

„Nein, Victor, dir iſt ſie doch nicht ſo nahe, wie mir — auch wirſt du andere wiſſen, die in deinen Augen ſchöner ſind. Laſſen wir das. Sei über alles ruhig, denke nicht mehr an das Geld und ſei nicht traurig. Ich weiß es, der Schmerz über die Scheidung iſt ſchon in dir, und da nimmſt du alles tiefer auf, als es iſt. — — Du ſagteſt, daß du heute noch an dem Buchengewände hinauf gehen willſt: haſt du aber auch geſehen, wie ſich kein Zweiglein in dem Garten rührt, und die Baumwipfel gleichſam in den Lüften ſtocken; ich denke, es könnte ein Gewitter kommen, du mußt nicht zu weit gehen.“

„Ich gehe nicht zu weit, und ich kenne ſchon die Gewitterzeichen; wenn ſich einige zeigen, gehe ich nach Hauſe.“

„Ja, Victor, halte es ſo, und es iſt gut. Willſt du nach einem Weilchen mit mir in die Stube hinein gehen — es iſt ſchon bald Mittag — oder willſt du noch lieber hier herum ſein, bis es Zeit zum Eſſen wird?“

„Ich will noch ein wenig in dem Garten bleiben.“

„So bleibe in dem Garten. Ich werde hier noch die Schlupfen befeſtigen und nachſehen, ob mir das Geflügel nicht wieder die Leinwand verunreinigt hat.

Er blieb noch eine Zeit bei ihr ſtehen und ſah ihr zu. Dann ging er in den Garten und ſie blickte ihm nach.

Hierauf befeſtigte ſie die eine Schlupfe, und dann die andere, bis keine mehr fehlte. Sie wiſchte das Stückchen Erde weg, daß ein Gänſefuß oder ein anderer auf das Linnen gebracht hatte. Sie lüftete jetzt dieſe und jetzt jene Stelle, daß ſie nicht zu ſehr an dem Graſe klebe. — — Und ſo oft ſie aufſah, ſah ſie ſich nach Victor um, und erblickte ihn vor dem einen oder dem andern Buſche des Gartens ſtehend, oder herum gehend, oder über die Planke hinaus nach der Gegend ſchauend. Dies dauerte ſo lange, bis plötzlich in der ſtillen, heißen Luft das klare Mittagsglöcklein klang — für die Gemeinde das Zeichen zum Gebete, und für dieſes Haus nach ſtetiger Gewohnheit zugleich das Zeichen, daß man ſich zum Mittagseſſen verſammeln ſolle. Die Mutter ſah noch, wie ſich Victor auf den Schall des Glöckleins umwandte und dem Hauſe zuſchritt. Dann folgte ſie ihm.

Als der Jüngling in das Haus trat, ſah er, daß unterdeſſen Gäſte gekommen waren, nämlich der Vormund und ſeine Familie. Man hatte, wie es bei ſolchen Gelegenheiten oft geſchieht, Victor eine Ueberraſchung machen und nebſtbei einen Tag auf dem Lande zubringen wollen.

„Du ſiehſt, mein lieber Mündel," ſagte der Vormund zu dem erſtaunten Jünglinge, „daß wir artig ſind. Wir wollen dich heute noch einmal ſehen und ein Abſchiedsfeſt feiern. Du kannſt dann übermorgen, oder wann deine Reiſeanſtalten fertig ſind, deines geraden Weges über die Berge wandern, ohne, wie wir verabredet haben, noch einmal die Stadt zu berühren, um von uns Abſchied zu nehmen. Genieße dann nur recht deine wenigen noch übrigen Tage der Freiheit, bis du in das Joch der harten Arbeit mußt.“

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn,“ ſagte die Gattin des Vormunds, und küßte Victor, der ſich auf ihre Hand niederbeugen wollte, auf die Stirne.

„Nicht wahr, das iſt ſchön geworden, wie es jetzt iſt?“ ſagte Ferdinand, der Sohn, indem er dem Freunde die Hand ſchüttelte.

Roſina, die Tochter, welche ein wirklich recht ſchönes zwölfjähriges Mädchen war, ſtand ſeitwärts, ſah freundlich um ſich, und ſagte nichts.

Victors Ziehmutter mußte um den bevorſtehenden Beſuch gewußt haben; denn der Tiſch war gerade für ſo viele Menſchen gedeckt, als da waren. Sie grüßte alle ſehr freundlich, als ſie herein kam, ordnete an, in welcher Reihe man an dem Tiſche ſitzen ſollte, und ſagte: Siehſt du, Victor, wie dich alle doch lieb haben.“

Die Speiſen kamen und das Mahl begann.

Der Vormund und ſeine Gattin ſaßen oben an, neben Roſina wurde Hanna, die Ziehſchweſter Victors, geſetzt, den Mädchen gegenüber waren die Jünglinge, und ganz unten hatte ſich als Wirthin die Mutter hingeſetzt, die häufig aus und ein zu gehen und zu ſorgen hatte.

Man genoß die ländlichen Gerichte.

Der Vormund erzählte Reiſeabentheuer, die er ſelbſt erlebt hatte, da er noch in den Schulen war, er gab Regeln, wie man mit mäßigem Frohſinne die Welt genießen ſolle, und unterwies Victor, wie er ſich nun zunächſt zu benehmen habe. Die Gattin des Vormunds ſpielte auf eine künftige Braut an, und Ferdinand ſagte, er würde den Freund ſehr bald beſuchen, wenn derſelbe nur einmal in ſeinen Standort würde eingerückt ſein. Victor redete wenig, und verſprach alles genau zu befolgen, was ihm der Vormund anrieth und einprägte. Den Brief, den er ihm an den Oheim mit gab, zu welchem Victor nun unmittelbar und zwar auf die ausdrückliche ſonderbare und etwas eigenſinnige Forderung des Oheims ſelbſt zu Fuße zum Beſuche kommen mußte, verſprach er recht gut aufzubewahren, und ſogleich bei der Ankunft abzugeben.

Als es gegen Abend ging, machten ſich die Statdbewohner auf den Heimweg. Sie ließen ihren Wagen, der in dem Gaſthauſe gehalten hatte, in dem engeren Thale bis zu ſeiner Mündung in das weitere vorausgehen, und wurden von ihrer Wirthin und Victor und Hanna begleitet.

„Lebt wohl, Frau Ludmilla," ſagte der Vormund, als er in den Wagen ſtieg, „lebe wohl, Victor, und befolge alles, was ich dir geſagt habe."

Als er in den Wagen geſtiegen war, als Victor noch einmal gedankt und man ſich allſeitig empfehlen hatte, flogen die Pferde davon.

Es war heute ſchon zu ſpät, daß Victor noch weit in den Wald hinauf gegangen wäre. Er blieb zu Hauſe, ſah verſchiedene Dinge in dem Garten an, und unterſuchte noch einmal alle Habe, die er in ſein Ränzchen gepackt hatte.

3.

Abſchied.

Der andere Tag, der letzte, den Victor in dieſem Hauſe zuzubringen hatte, brachte nichts Ungewöhnliches. Man packte noch manches, man ordnete das ſchon Geordnete noch einmal, man that, wie es in ſolchen Fällen ſehr gewöhnlich iſt, gegen einander, als ſollte gar nichts vorfallen, und ſo war der Vormittag bald vorüber.

Nach dem Mittagseſſen, als man kaum aufgeſtanden war, ging Victor ſchon an dem Bache durch die Gegend hinauf, und wandelte für ſich allein dem Buchengewände und deſſen Steinhängen zu.

„Laß ihn gehen, laß ihn gehen,“ ſagte die alte Frau für ſich hin, „das Herz wird ihm ſchwer ſein.“

„Mutter, wo iſt denn Victor?“ fragte Hanna einmal im Laufe des Nachmittages.

„Er iſt Abſchied nehmen gegangen,“ antwortete dieſe, „von der Gegend iſt er Abſchied nehmen gegangen. Mein

Gott! er hat ja nichts anders. Der Vormund, ein ſo vortrefflicher und verſorglicher Mann er iſt, iſt ihm doch ferne, und ſo ſind es auch die Angehörigen des Vormundes."

Hanna erwiederte auf dieſe Worte nichts — — gar nicht den leiſeſten Laut erwiederte ſie darauf, und ging zwiſchen das Gebüſche der kleinen Pflaumenbäume hinein.

Der Reſt des Nachmittags verging in dieſem Hauſe, wie gewöhnlich. Die Menſchen verbrachten ihn mit den Arbeiten, die ihnen zukamen, die Vögel in ihren Bäumen verzwitſcherten ihn, die Hühner gingen in dem Hofe herum, die Gräſer und Pflanzen gediehen ein wenig weiter, und die Berge ſchmückten ſich mit Abendgold.

Als die Sonne ſchon von dem Himmel verſchwunden war, und nur mehr die goldblaſſe, ahnungsreiche Kuppel über dem Thale ſtand — darum ahnungsreich, weil ſie morgen als eben ſo goldblaſſe Frühkuppel über dem Thale ſtehen, und denjenigen auf immer fortführen wird, den hier alle ſo lieben — als dieſe Kuppel über dem Thale glänzte, kam Victor von ſeinem Gange, auf den er ſich ſo eilig nach dem Eſſen begeben hatte, zurück. Er ging längs der Gartenplanke, um das Pförtchen zu gewinnen, das von der Leinwandbleiche hineinführt. Die weißen Linnenſtreifen waren nicht mehr da, nur das grünere und naſſere Gras wies die Stellen, wo ſie unter Tags gelegen waren — manche Fenſter waren über die Gartenbeete gedeckt, weil der blanke Himmel eine kühle Nacht verſprach — von dem Hauſe ſtieg ein dünnes Rauchſäulchen auf, weil die Mutter ſchon vielleicht für das Abendeſſen ſorgte. Victor hatte ſein Angeſicht dem Abendhimmel zugewendet, es wurde von demſelben ſanft beleuchtet, die kühlere Luft floß durch ſeine Haare, und der Himmel ſpiegelte ſich in dem trauernden Auge.

Hanna hatte ihn beinahe dicht an ſich vorüber gehen geſehen, da ſie an der inneren Wand der Gartenplanke ſtand, aber ſie hatte nicht den Muth gehabt, ihn anzureden. Das Mädchen war beſchäftigt von einem ſtruppigen geſchornen Buſche Stücke eines Seidenſtoffes herab zu leſen, die in einem getrennten Kleide beſtanden, gefärbt worden waren, und unter Tags zum Trocknen ſich auf dem Buſche befunden hatten. Stück nach Stück nahm ſie herab, und legte ſie auf ein Häufchen zuſammen. Da ſie nach einer Weile umblickte, ſah ſie Victor im Garten bei der großen Roſenhecke ſtehen.

Später ſah ſie ihn wieder bei der Hecke des blauen Hollunders ſtehen, der ſchon Knospen hatte. Der Hollunder aber war viel näher gegen ſie her, als die Roſenhecke. Dann ging er wieder ein wenig weiter, und endlich kam er zu ihr herzu, und ſagte: „Ich will dir etwas hinein tragen helfen, Hanna.“

„Ach nein, Victor, ich danke dir,“ antwortete ſie, „es ſind ja nur ein paar leichte Läppchen, die ich färbte und hier trocknen ließ.“

„Hat ſie dir die Sonne denn nicht ſehr ausgezogen?“

„Nein; dieſes Blau muß man an die Sonne legen, vorzüglich in die Frühlingsſonne, da wird es immer ſchöner.“

„Nun, und iſt es ſchön geworden?“

„Sieh her.“

„Ach ich verſtehe es doch nicht.“

„Es iſt nicht ſo ſchön geworden, wie die Bänder im vorigen Jahre, aber doch ſchön genug.“

„Es iſt ſehr feine Seide.“

„Sehr fein.“

„Gibt es noch feinere?“

„Ja, es gibt noch viel feinere.“

„Und möchteſt du recht viele ſchöne ſeidene Kleider haben?“

„Nein; ſie ſind zum Feſttagsgewande ſehr vorzüglich; aber da man nicht viel Feſtgewand braucht, ſo wünſche ich nicht viel Seide. Die andern Kleider ſind auch ſchön, und Seide iſt immer ein ſtolzes Tragen.“

„Iſt der Seidenwurm nicht ein recht armes Ding?“

„Warum, Victor?“

„Weil man ihn tödten muß, um ſein Gewebe zu bekommen.“

„Thut man das?“

„Ja, man ſiedet ſein Geſpinnſt im Waſſerdunſt, oder räuchert es in Schwefel, damit das Thier drinnen ſtirbt;

denn ſonſt frißt es die Fäden durch, und kömmt als Schmetterling heraus.“

„Armes Thier!“

„Ja — und in unſern Zeiten trennt man ihn auch von ſeinem armen Vaterlande — ſiehſt du, Hanna — wo er auf ſonnigen Maulbeerbäumen herumkriechen könnte, und füttert ihn in unſern Stuben mit Blättern, die draußen wachſen und auch nicht ſo heiter ſind, wie in ihrem Vaterlande. — — Und die Schwalben, und die Störche und die andern Zugvögel gehen im Herbſte von uns fort, vielleicht weit, weit in die Fremde; aber ſie kommen im Frühlinge wieder. — — Es muß die Welt doch eine ungeheure, ungeheure Größe haben.“

„Mein armer Victor, rede nicht ſolche Dinge.“

„Ich möchte dich um etwas fragen, Hanna.“

„So frage mich, Victor.“

„Ich muß dir noch vielmal danken, Hanna, daß du mir die ſchöne Geldbörſe gemacht haſt. Das Gewebe iſt ſo fein und weich, und die Farben ſind recht ſchön. Ich habe ſie mir aufbewahrt, und werde kein Geld hinein thun.“

„Ach, Victor, daß iſt ja ſchon lange her, daß ich dir die Börſe gab, und es iſt nicht der Mühe werth, daß du mir dankſt. Thue du nur dein Geld hinein, ich werde dir eine neue machen, wenn dieſe ſchlecht wird, und ſo immer fort, daß du nie einen Mangel haben ſollſt. Ich habe dir zu deiner jetzigen Abreiſe noch etwas gemacht, das viel ſchöner iſt, als die Börſe, aber die Mutter wollte, daß ich es dir erſt heute Abend oder morgen früh geben ſollte."

„Das freut mich, Hanna, das freut mich ſehr."

„Wo biſt du denn den ganzen Nachmittag geweſen, Victor?"

„Ich bin an dem Bache hinaufgegangen, weil ich ſo lange Weile hatte. Ich habe in das Waſſer geſchaut, wie es ſo eilig und emſig unſerm Dorfe zurieſelt, wie es ſo dunkel und wieder helle iſt, wie es um die Steine und um den Sand herum trachtet, um nur bald in das Dorf zu kommen, in welchem es dann doch nicht bleibt. Ich habe das Steinübergehänge angeſchaut, das da ſteht und unaufhörlich in die Wellen blickt. Zuletzt bin ich in den Buchenwald hinauf gegangen, wo die Stämme ſchön ſein werden, wenn ein oder zwei oder gar zehn Jahre verfloſſen ſind. Die Mutter hat mir von einem Platze erzählt, wo ein flacher Stein über ein Brünnlein liegt, und eine alte Buche mit einem tiefen langen Aſte ſteht. Ich konnte den Platz nicht finden."

„Das iſt das Buchenbrünnlein im Hirſchkar. Es wachſen gute Brombeeren herum, ich weiß den Platz recht gut, und werde ihn dir morgen zeigen, wenn du willſt."

„Morgen bin ich ja nicht mehr da, Hanna."

„Ach ſo, morgen biſt du nicht mehr da. Ich meine immer, daß du ſtets da ſein ſollſt."

„Ach nein. — — Liebe Hanna, theile dieſe ſeidenen Flecke ab, ich will ſie dir doch hinein tragen helfen.“

„Ich weiß nicht, wie du heute biſt, Victor; die Dinge da ſind ja ſo leicht, daß ein Kind das Zehnfache davon zu tragen vermöchte.“

„Es iſt auch nicht wegen der Schwere, ſondern ich möchte ſie dir nur tragen.“

„Nun ſo trage einen Theil, ich werde ſie gleich ordnen. Willſt du ſchon in das Haus hinein gehen, ſo raffen wir ſchnell zuſammen, was noch da iſt, und gehen.“

„Nein, nein, ich will nicht hinein gehen — es iſt ja nicht ſo ſpät, ich möchte noch in dem Garten bleiben. — — Und das von der Börſe iſt es auch nicht allein, was ich dir zu ſagen habe.“

„So ſprich, Victor, was iſt es denn?“

„Die vier Tauben, die ich bisher ernährt habe — ſie ſind freilich nicht ſo ſchön, aber ſie erbarmen mir doch, wenn ſie nun Niemand pflegt.“

„Ich will ſorgen, Victor, ich will ihnen den Schlag am Morgen öffnen und am Abende ſchließen; ich will Sand ſtreuen und ihnen Futter geben.“

„Dann muß ich dir noch für die viele Leinwand danken die ich mit bekomme.“

„Um Gottes willen, ich habe ſie dir ja nicht gegeben, ſondern die Mutter — auch haben wir ja noch genug in unſern Schreinen, daß wir ihren Abgang nicht empfinden."

„Das kleine ſilberne Käſtchen von meiner verſtorbenen Mutter, weißt du, das wie ein Truhelchen ausſieht, mit der durchbrochenen Arbeit und dem kleinen Schlüſſelchen, das dir immer ſo gefallen hat — das habe ich gar nicht eingepackt, weil ich es dir zum Geſchenke da laſſe."

„Nein, das iſt zu ſchön, das nehme ich nicht."

„Ich bitte dich, nimm es, Hanna, du thuſt mir einen ſehr großen Gefallen, wenn du es nimmſt."

„Wenn ich dir einen großen Gefallen thue ſo will ich es nehmen, und es dir aufheben, bis du kommſt, und es dir ſorgfältig bewahren."

„Und die Nelken pflege, die armen Dinge an der Planke — hörſt du — und vergiß den Spitz nicht; er iſt zwar ſchon alt, aber ein treues Thier."

„Nein, Victor, ich vergeſſe ihn nicht."

„Aber ach, das iſt es ja alles nicht, was ich eigentlich zu ſagen habe — — ich muß etwas anderes ſagen."

„Nun ſo rede, Victor!"

„Die Mutter hat geſagt, ich möchte heute noch ein freundliches Wort zu dir ſagen, weil wir öfter mit einander gezankt haben — ich möchte noch gut reden, ehe ich auf immer fort gehe — — und da bin ich gekommen, Hanna, um dich zu bitten, daß du nicht auf mich böſe ſeieſt."

„Wie redeſt du nur, ich bin ja in meinem ganzen Leben nicht böſe auf dich geweſen.“

„O ich weiß es jetzt recht gut, du biſt immer die Gequälte und Geduldige geweſen.“

„Victor, ängſtige mich nicht, das iſt dir nur heute ſo.“

„Nein, du warſt immer gut, ich dachte es nur nicht ſo. Höre mich an, Hanna, dir will ich mein ganzes Herz ausſchütten: ich bin ein unbeſchreiblich unglücklicher Menſch.“

„Heiliger Gott! Victor, mein lieber Victor! was iſt dir denn ſo ſchwer?“

„Siehſt du, den ganzen Tag hängen mir die niederziehenden Thränen im dem Haupte, ich muß ſie zurück halten, daß ſie mir nicht aus den Augen fallen. Als ich nach dem Mittagseſſen an dem traurigen Waſſer und an dem Buchengewände hinauf ging, war es nicht eigentlich lange Weile, ſondern, daß mich nur keine Augen anſchauen möchten — — und da dachte ich mir: ich habe doch gar Niemand auf der ganzen großen weiten Erde, keinen Vater, keine Mutter, keine Schweſter. Mein Oheim bedroht mir meine wenigen Habſeligkeiten, weil ihm mein Vater ſchuldig war, und die Einzigen, die mir Gutes thun, muß ich verlaſſen.“

„O Victor, lieber Victor, kränke dich nicht zu ſehr. Dein Vater und deine Mutter ſind freilich geſtorben; aber das iſt ſchon lange her, daß du ſie kaum gekannt haſt. Dafür haſt du eine andere Mutter gefunden, die dich ſo liebt, wie eine wahre — und du haſt ja zeither keine Klage wegen der Verſtorbenen gethan. Daß wir jetzt ſcheiden müſſen, iſt ſehr, ſehr traurig; aber verſündige dich nicht an Gott, Victor, der uns die Prüfung auferlegt hat. Trage ſie ohne Murren — ich trug ſie auch ſchon den ganzen Tag her, und murrte nicht; ich hätte ſie auch getragen, wenn du gar nicht mehr zu mir gekommen wäreſt, um mit mir zu reden.“

„O Hanna, Hanna!“

„Und wenn du auch fort biſt, werden wir ſorgen, was wir dir ſchicken ſollen, wir werden für dich beten und ich werde alle Tage in den Garten gehen, und auf die Berge ſchauen, über die du fort gegangen biſt.“

„Nein, thue es nicht; ſonſt wäre es gar zu kläglich.“

„Warum denn?“

„Weil doch alles nicht hilft — und weil es nicht das allein iſt, daß ich ſcheiden muß und daß wir uns trennen müſſen.“

„Was iſt denn?“

„Daß alles vorüber iſt, und daß ich der einſamſte Menſch auf Erden bin.“

„Aber Victor, Victor.“

„Ich werde nie heirathen — es kann nicht ſein — — es wird nicht möglich werden. Du ſiehſt alſo, ich werde keine Heimath haben, ich gehöre Niemanden an; die Andern werden mich vergeſſen — und es iſt gut. — Begreifſt du es?

— — Ich habe es nie gewußt, aber jetzt iſt es ganz klar — ganz klar. Siehſt du es nicht? — — Warum ſchweigſt du denn plötzlich, Hanna?"

„Victor!"

„Was, Hanna?"

„Dachteſt du ſchon?"

„Ich dachte."

„Nun?"

„Nun — nun — es iſt ja alles vergeblich, alles umſonſt."

„Bleibe ihr treu, Victor!"

„Ewig, ewig; aber es iſt umſonſt."

„Warum denn?"

„Ich ſagte dir ja, daß mir mein Oheim das Gut, das einzige, was übrig blieb, nimmt. Sie iſt wohlhabend, ich bin arm, und kann noch lange, lange Zeit kein Weib ernähren. Da wird einer um ſie werben kommen, der ſie ernähren, ihr ſchöne Kleider und Geſchenke geben kann, und den wird ſie nehmen."

„Nein, nein, nein, Victor, das thut ſie nicht — das thut ſie ewig nicht. Sie wird dich ihr ganzes Leben lang ſo lieben, wie du ſie, und wird dich nicht verlaſſen, wie du ſie nicht verläßſt."

„O liebe, liebe Hanna!"

„Lieber Victor!"

„Und es wird gewiß eine Zeit kommen, wo ich wieder zurück komme — da werde ich nie ungeduldig werden, und wir werden leben, wie zwei Geſchwiſter, die ſich über alles, alles lieben, was nur immer dieſe Erde tragen kann, und die ſich ewig, ewig treu bleiben werden.“

„Ewig, ewig,“ ſagte ſie, indem ſie raſch ſeine dargebotenen Hände ergriff.

Sie brachen in bitterliche Thränen aus.

„Victor zog ſie ſanft gegen ſich her, und ſie folgte. Sie lehnte das Haupt und das Angeſicht an das Tuch ſeines Rockes, und gleichſam als wären jetzt bei ihr alle Schleißen recht geöffnet worden, weinte und ſchluchzte ſie ſo ſehr, als drückte es ihr das Herz ab, weil ſie ihn verlieren müſſe. Er legte den Arm um ſie, wie beſchützend und beſchwichtigend, und drückte ſie an ſein Herz. Er drückte ſie immer feſter, wie ein hilfloſes Weſen. Sie ſchmiegte ſich an ihn, wie an einen Bruder, der jetzt gar ſo, gar ſo gut iſt. Er ſtreichelte mit der einen Hand über ihre Locken, die ſie geſcheitelt auf dem Haupte trug, dann beugte er ſich nieder und küßte ihre Haare — aber ſie hob ihr Angeſicht zu ihm empor und küßte ihn ſo heiß auf ſeine Lippen, ſo heiß, wie ſie nie gedacht habe, daß ſie etwas küſſen könne.

Dann ſtanden ſie noch eine Weile und ſprachen nichts.

Da kam der Gärtnerknabe und ſagte, daß ihn die

Mutter ſchicke und ihnen ſagen laſſe, daß ſie zu dem Abendeſſen kommen möchten.

Die ſeidenen Flecke, welche das Geſpräch eingeleitet hatten, hielten ſie noch immer in den Händen, aber ſie waren verknittert, und manche waren von den Thränen Hanna's naß. Sie nahmen daher dieſelben zuſammen, wie es ſich eben fügen wollte und gingen Hand in Hand auf dem Gartenwege gegen das Haus. Als ſie die Mutter kommen ſah, und die rothgeweinten Augen ihrer Kinder erblickte, lächelte ſie und ließ dieſelben in die Stube treten

Hier wurden die Gerichte aufgetragen, die Mutter legte jedem von den beiden vor, wie ſie glaubte, daß es ihnen am liebſten ſei, ſie fragte nicht, was ſie geſprochen haben, und ſo aßen die drei, wie ſie an jedem Abende in aller bisher vergangenen Zeit gegeſſen hatten.

Hanna hatte ſehr große braune Augen, die ſich während dem Eſſen jeden Augenblick ohne Anlaß mit Thränen füllen wollten.

Als man fertig war, und ehe man ſich zum Schlafengehen anſchickte, mußte noch Hanna's Geſchenk herbei gebracht werden. Es war eine Brieftaſche, die mit ſchneeweißer Seide gefüttert war und ſchon das Reiſegeld enthielt, das die Mutter hinein gelegt hatte.

„Das Geld thue ich heraus," ſagte Victor, „und hebe mir die Brieftaſche auf."

„Nein, nein," ſagte die Mutter, „das Geld laſſe drinnen; ſiehſt du, wie ſchön die gedruckten feinen Papiere in der weißen Seide ruhen. Nebſt andern Dingen muß dich Hanna auch immer mit Brieftaſchen verſehen."

„Ich werde ſehr darauf Acht haben," antwortete Victor.

Die Mutter ſchloß nun mit dem winzig kleinen Schlüſſelchen das Fach der Brieftaſche zu, in welchem das Geld war, und zeigte ihm, wie man das Schlüſſelchen berge.

Hierauf trieb ſie zum Schlafengehen.

„Laſſe das, laſſe das," ſagte ſie, als ſie Victor anmerkte, daß er für das Reiſegeld danken wolle, „geht nun zu Bette. Um fünf Uhr des Morgens mußt du ſchon auf den Bergen ſein, Victor. Ich habe geſorgt, daß uns der Knecht bei rechter Zeit wecke, wenn ich mich etwa ſelber verſchlafen ſollte. Du mußt noch ein recht gutes Frühmal einnehmen, ehe du fort gehſt. — So, Kinder, gute Nacht, ſchlafet wohl."

Sie hatte während dieſer Worte, wie ſie es jeden Abend that, zwei Kerzen für die Kinder angezündet, jedes nahm die ſeine von dem Tiſche, wünſchte der Mutter eine ehrerbietige gute Nacht, und begab ſich auf ſeine Stube.

Victor konnte noch nicht ſein Lager ſuchen. Die vielen unordentlichen Schatten, die die herumſtehenden Dinge warfen, machten das Zimmer unwirthlich. Er ging an ein

Fenſter und ſah hinaus. Der Hollunderbuſch war ein ſchwarzer Klumpen geworden, und das Waſſer war gar nicht mehr ſichtbar: eine lichtloſe Tafel war an der Stelle, wo es fließen ſollte — nur ein von Zeit zu Zeit aufzuckender Funke zeigte, daß es da war und ſich bewege. Als alle Stimmen des Hauſes und des Dorfes verſtummt waren, zeigte auch ein leiſes, leiſes Rieſeln, das bei dem offenen Fenſter hereinkam, von dem Freunde, der ſo viele Jahre an dem Lager des Jünglings vorbei geronnen war. Viele tauſend Sterne brannten an dem Himmel, aber es erglomm nicht ein einziger, nicht der ſchmalſte Sichelſtreifen des Mondes.

Victor legte ſich endlich auf das Bett, um die letzte Nacht hier zu verſchlafen, und den Morgen zu erwarten, der ihn vielleicht auf immer fortführen ſollte, wo er, ſeit er denken konnte, ſein Leben zugebracht hatte.

Dieſer Morgen kam ſehr bald! Als Victor noch kaum geglaubt hatte die erſten erquickenden Athemzüge des Schlafes gethan zu haben, klopfte es leiſe an ſeine Thüre, und die Stimme der Mutter, die keinen Knecht zum Aufwecken bedurft hatte, ließ ſich vernehmen: „Vier Uhr iſt es, Victor, kleide dich an, vergiß nichts, und komme dann hinunter. Hörſt du es?“

„Ich höre es, Mutter.“

Sie ging wieder die Treppe hinab; er aber ſprang von ſeinem Lager empor. In der doppelten Beklemmung, der des Schmerzes und der der Reiſeerwartung, kleidete er ſich an, und ging in das Speiſezimmer hinunter. Im Morgengrauen ſtand ſchon ein Frühmal auf dem Tiſche — man hatte nie ein ſo frühes verzehrt. Schweigend aß man davon. Die Mutter ſah faſt unverwandt Victor an; Hanna getraute ſich nicht ihre Augen auf irgend etwas empor zu heben. Victor hörte bald zu eſſen auf. Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, und nahm ſich zuſammen. Er ging ein paar Male in dem Zimmer herum, und dann ſagte er: „Mutter, es wird gerade Zeit ſein; ich gehe.“

Er nahm das Ränzchen über die Schultern, und zog die Riemen feſt, daß es gut ſaß. Dann nahm er den Hut, griff an die Bruſt, ob er die Brieftaſche habe, und unterſuchte, ob er überhaupt nichts vergeſſe. Da dieſes vorüber war, ging er gegen die Mutter, die mit Hanna aufgeſtanden war, und ſagte: „Ich danke euch für alles, liebe Mutter — —“

Mehr konnte er kaum über die Lippen bringen, und ſie ließ ihn auch nicht reden. Sie führte ihn zu dem Weihwaſſer an die Thür, beſpritzte ihn mit ein paar Tropfen, machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Bruſt, und ſagte: „So, mein Kind, gehe jetzt ruhig fort. Sei gut, wie du bisher gut geweſen biſt, und behalte das weiche, ſanfte Herz. Schreibe oft, und verſchweige nicht, wenn du etwas brauchſt. Gott wird deine Wege ſchon ſegnen, die du gehſt, weil du ſtets ſo folgſam geweſen biſt.“

Bei dieſen Worten träufelten ihr die Thränen hervor, und ſie rührte nur mehr die Lippen und konnte nichts ſagen.

Nach einem Weilchen ermannte ſie ſich wieder und ſprach: „Die Kiſten, welche noch oben ſind, und den Koffer wirſt du ſchon gut an dem Beſtimmungsorte deines Amtes vorfinden, wenn du dort eintriffſt. Halte Vorſicht auf das Geld und auf die Empfehlungsbriefe, welche dir der Vormund gab, erhitze dich nicht und trinke nicht kalt. Es wird alles gut werden. Das Fortgehen iſt auch nicht ſo böſe, und du findeſt überall gute Leute, die dir geneigt ſein werden. Wenn ich nicht ſo lange an unſere Berge und an den Apfelbaum gewohnt wäre, ſo ginge ich mit Freuden in die Fremde. Und ſo lebe wohl, mein Victor, lebe wohl.“

Sie hatte ihn bei dieſen Worten auf die Wangen geküßt. Ganz ſtumm reichte er die Hand an die vor Thränen vergehende Hanna, und ging hinaus. Vor der Thür ſtanden noch die Dienſtleute und der Gärtner. Ohne zu ſprechen gab er rechts und links die Hand — ſie gingen aus einander, und er ſchlug den ſchmalen Gartenweg gegen das Pförtchen ein.

„Wie er ſchön iſt,“ brach die Mutter faſt laut weinend aus, da ſie ihm mit Hanna nachſah, „wie er ſchön iſt, die braunen Haare, der ſchöne Gang, die liebliche, die unbeſchützte Jugend. Ach mein Gott!“

Und die Thränen rannen ihr an den naſſen Händen herunter, die ſie vor das Angeſicht und vor die Augen hielt.

„Du haſt einmal zu mir und Victor geſagt,“ ſprach Hanna, „daß dich Niemand mehr aus Schmerz weinen ſehen wird — und nun weinſt du doch aus Schmerz, Mutter.“

„Nein, mein Kind,“ antwortete die Mutter, „das ſind Freudenthränen, daß er ſo geworden iſt, wie er iſt. Es iſt doch ſonderbar: er hat ſeinen Vater gar nicht gekannt, und wie er da hinaus ging, hatte er das Haupt, den Gang und die Haltung ſeines Vaters. Er wird ſchon gut werden und meine Thränen, mein Kind, ſind Freudenthränen.“

„Ach die meinen nicht, die meinen nicht,“ ſagte Hanna, indem ſie ihr Tuch neuerdings vor die unerſättlich ſchmerzlichen Augen hielt.

Victor war unterdeſſen durch das Pförtchen hinaus gegangen. Er ging an dem großen Fliederbuſch vorbei, er ging über die beiden Stege, an den vielen durch ſo lange Jahre bekannten Obſtbäumen vorüber, und ſtieg gegen die Wieſen und gegen die Felder hinan. Auf dieſer Höhe blieb er ein wenig ſtehen, und da er unter den ſchwachen undeutlichen Tönen des Dorfes auch das wüthende Heulen des Spitzes vernahm, den man hatte fangen und anbinden müſſen, damit er nicht mit gehe: ſo brachen auf einmal die ſiedenden Thränen hervor, und er rief faſt laut in die Lüfte: „Wo werd ich denn wieder eine ſolche Mutter finden und ſolche Geſchöpfe, die mich ſo lieben? — — Vorgeſtern eilte ich ſo ſehr aus der Stadt heraus, um noch einige Stunden in dem Thale zuzubringen, und heute gehe ich fort, um alle, alle Zeit anderswo zu ſein.“

Da er endlich an eine Stelle gekommen war, die nicht mehr weit von der höchſten Schneide des Berges entfernt war, ſchaute er noch einmal, das letztemal, zurück. Das Haus konnte er noch erkennen, eben ſo den Garten und die Planke. Im Grünen ſah er etwas, das ſo roth war, wie Hanna's Tuch. Aber es war nur das Dächelchen eines Schornſteins.

Dann ging er noch die Strecke bis zu der Bergſchneide empor — er blickte doch wieder um — ein glänzend ſchöner Tag lag über dem ganzen Thale. — — Hierauf ging er die wenigen Schritte um die Kuppe herum, und alles war hinter ihm verſchwunden, und ein neues Thal und eine neue Luft war vor ſeinen Augen. Die Sonne war indeſſen ſchon ziemlich weit herauf gekommen, trocknete die Gräſer und ſeine Thränen, und ſenkte ihre wärmeren Strahlen auf die Länder. Er ging ſchief an dem Berghange fort, und da er nach einer Weile ſeine Uhr hervorgezogen hatte, zeigte ſie halb acht.

„Jetzt wird das Bettgeſtelle ſchon leer da ſtehen,“ dachte er, „das letzte Geräthe, das mir blieb. Die Linnen werden heraus genommen ſein, und das ungaſtliche Holz wird hervor blicken. Oder vielleicht arbeiten die Mägde ſchon in meinem Gemache, um ihm eine ganz andere Geſtalt zu geben.“

Und dann wandelte er weiter.

Er kam immer höher empor, der Raum legte ſich zwiſchen ihn und das Haus, das er verlaſſen hatte, und die Zeit legte ſich zwiſchen ſeine jetzigen Gedanken und die letzten Worte, die er in dem Hauſe geredet hatte. Sein Weg führte ihn ſtets an Berghängen hin, über die er nie gegangen war — bald kam er aufwärts, bald abwärts, im Ganzen aber immer höher. Es war ihm lieb, daß er nicht mehr in die Stadt hatte gehen müſſen, um ſich zu beurlauben, weil er die Bekannten heute nicht gerne geſehen hätte. Die Meierhöfe und Wohnungen, die ihm aufſtießen, lagen bald rechts, bald links von ſeinem Wege — hie und da ging ein Menſch und achtete ſeiner nicht.

Der Mittag zog herauf und er wandelte fort und fort.

Die Welt wurde immer größer, wurde glänzender und wurde ringsum weiter, da er vorwärts ſchritt — und überall, wo er ging, waren tauſend und tauſend jubelnde Weſen.

4.

Wanderung.

Und noch größer und noch glänzender wurde die Welt, die tauſend jubelnden Weſen waren überall, und Victor ſchritt von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, den großen kindiſchen Schmerz im Herzen und die friſchen ſtaunenden Augen im Haupte tragend. Jeder Tag, den er ferne von der Heimath zubrachte, machte ihn feſter und tüchtiger. Die unermeßliche Oede der Luft ſtrich durch ſeine braunen Locken; die weißen wie Schnee glänzenden Wolken bauten ſich hier auf, wie ſie ſich in ſeinem mütterlichen Thale aufgebaut hatten; ſeine ſchönen Wangen waren bereits dunkler gefärbt, das Ränzlein trug er auf ſeinem Rücken und den Reiſeſtab in der Hand. Das einzige Weſen, das ihn an die Heimath band, war der alte Spitz, der furchtbar abgemagert neben ihm her lief. Am dritten Tage nach der Abreiſe war er ihm nämlich unvermuthet und unbegreiflich nachgekommen. Victor ging eben in ſehr früher Morgenſtunde auf einem kühlen, breiten, feuchten Landwege durch einen Wald empor, als er umſchauend, wie er es öfter zu thun pflegte, um ſich an den Blitzen der naſſen Tannen zu ergötzen, ein Ding gewahrte, das ſich eilfertig gegen ihn heran bewegte. Aber wie ſtaunte er, als die dunkle Kugel näher gekommen an ihm empor ſprang und ſich als den alten ehrlichen Spitz ſeiner Ziehmutter auswies. Aber in welchem Zuſtande war er: die ſchönen Haare hatten ſich durch Koth verklebt und waren bis zur Haut hinein mit weißem Straßenſtaube angefüllt, die Augen waren roth und entzündet; da er raſche Freudentöne ausſtoßen wollte, konnte er nicht; denn ſeine Stimme war heiſer geworden, und da er auch Freudenſprünge verſuchte, fiel er mit dem Hintergeſtelle in den Graben.

„Du armer lieber Spitz," ſagte Victor, indem er ſich zu ihm nieder kauerte; „ſiehſt du nun, du altes thörichtes Haus, was du da für Unſinn unternommen haſt?"

Aber der Spitz wedelte auf dieſe Worte, als hätte er das größte Lob empfangen.

Das erſte, was der Jüngling that, war, daß er ihn mit einem Tuche etwas abwiſchte, damit er doch beſſer ausſähe. Dann nahm er zwei Brode heraus, die er heute früh zu ſich geſteckt hatte, wenn ihm etwa ein Bettelmann begegnete, ſetzte ſich auf einen Stein und begann ſie dem Spitze ſtückweiſe vorzuwerfen, der ſie heißhungrig und eilig verſchlang, und zuletzt noch immer auf die Hände des Jünglings ſchaute, als dieſe ſchon längſtens leer waren.

„Jetzt habe ich nichts mehr," ſagte Victor, „aber wenn wir zu dem erſten Bauernhauſe kommen, kaufen wir eine Schüſſel Milch, die du ganz allein ausfreſſen darfſt."

Der Spitz ſchien beruhigt, als hätte er die Worte verſtanden.

Einige Schritte weiter weg, wo von einem moſigen Felſen ein dünnes Waſſerfädlein herab rann, fing Victor in ſeinem ledernen Reiſebecher, den ihm die Mutter gegeben hatte, ſo viel Waſſer auf, bis er voll war, und wollte dem Spitz zu trinken geben. Allein dieſer koſtete nur ein wenig und ſchaute dann den Geber erwartend an; denn er war nicht durſtig und mochte wohl aus allen den hundert Gräben und Bächen getrunken haben, über die er gekommen war.

Dann gingen ſie mit einander weiter, und in dem erſten Wirthshauſe ſchrieb Victor einen Brief an die Mutter zurück, daß der Spitz bei ihm ſei, und daß ſie ſich nicht kränken möge.

In Hinſicht der Milch hatte Victor redlich Wort gehalten. Auch ſonſt bekam der Spitz von nun an ſo viel, als er nur unterzubringen vermochte; allein, obgleich er auf dieſem Wege in einem Tage mehr verzehrte, als zu Hauſe kaum in dreien, ſo verfiel er doch durch die Nachwirkung der ungewohnten Anſtrengung, die weiß Gott wie furchtbar geweſen ſein mag, ſo ſehr, daß er gleichſam nur mehr in ſeiner eigenen Haut hängend neben dem Jünglinge hertrabte.

„Es wird ſich ſchon beſſern, es wird ſich ſchon beſſern,“ dachte dieſer, und ſie ſchritten weiter.

Grübelig blieb es Victor immer, warum ihm denn das Thier gerade dieſes eine Mal nachgekommen ſei, da es doch ſonſt, wenn er auch Tage lang fort war, auf einen einfachen Befehl zu Hauſe geblieben ſei und auf ihn gewartet habe. Aber dann ſchloß er nicht mehr unrecht, daß der Spitz, deſſen ganze Lebensaufgabe es war, das Thun und Laſſen ſeines höheren Freundes, des Knaben, zu beobachten, ganz wohl gewußt habe, daß dieſer nun auf immer fort gehe, und daß er darum das Aeußerſte unternommen habe, um ihm zu folgen.

Und ſo ſchritten ſie nun mit einander fort; über Hügel zu Hügeln, über Felder zu Feldern — und oft konnte man den Jüngling ſehen, wie er an einem Wieſenbache den Hund wuſch und ihn mit Gräſern und Laubwerk trocknete — oft, wie ſie ruhig neben einander gingen — und oft, wie der Hund neben ſeinem Herrn ſtand und die Augen zu ihm empor richtete, wenn dieſer auf einer Anhöhe ſtille hielt und weit und breit über die Auen ſchaute, über die langen Streifen der Felder, über die dunkeln Flecken der Wäldchen und über die weißen Kirchthürme der Dörfer.

An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Kornes, das Jemanden gehören mußte, Zäune umgaben es, die jemand gezogen haben mußte, und Vögel flogen nach dieſen und jenen Richtungen, wie nach verſchiedenen Heimathen. Victor hatte ſeit Tagen mit keinem Menſchen geſprochen, als wenn ihn etwa ein Fuhrmann oder ein Wanderer grüßte, oder der Wirth zum Abſchiede das Käppchen lüftete und ſagte: „Glückliche Reiſe — auf Wiederſehen.“

Am achten Tage, nachdem er die Mutter und ſein Thal verlaſſen hatte, kam er in eine Gegend, die ungleich mancher unwirthlichen, über die er biſher gewandert war, reinlich und wohlthätig über ſanften Hügeln dahin lag, wieder den Wechſel der Obſtwälder zeigte, wie zu Hauſe in ſeinem Thale, mit wohlhabenden Häuſern geziert war, und kein handgroßes Stücklein aufwies, das nicht benutzt war, und auf dem nicht etwas wuchs. In dem weiten Grün dahin war der Silberblick eines Stromes, und ferne war ein gar ſo ſanftes, faſt ſehnſuchtreiches Blau der Berge. Dieſe Berge hatte er ſchon lange an ſeiner Linken hinziehend gehabt, nun aber ſchwangen ſie ſich in einem Bogen näher gegen die Straße, und zeigten ſchon die mattfarbigen Lichter und Spalten in ihren Wänden.

„Wie weit iſt es denn noch bis Attmaning?“ frug er einen Mann, der in der Gartenlaube eines Dorfwirthshauſes ſaß, und einen kühlen Trunk that.

„Wenn ihr heute noch ein gutes Stück geht, ſo könnt ihr es morgen bei rechter Zeit erreichen," erwiederte dieſer, „aber da müßt ihr den Steig nehmen und euch ſchon ob der Aſel gegen das Gebirge ſchlagen."

„Ich will eigentlich in die Hul."

„In die Hul? — Da werdet ihr ſchlechte Aufnahme finden. Aber wenn ihr noch über die Griſel ſteigen wollt, rechts am See, da kommt ihr zu einem luſtigen Hammerſchmiede, den ich euch empfehlen kann, wo es ſchon ein anderes Geſchicke hat."

„Ich muß aber in die Hul."

„Nun da habt ihr von Attmaning noch drei ſchwache Stunden hinein."

Victor hatte ſich während des Geſpräches zu dem Manne nieder geſetzt, und ſich und den Hund gelabt. Nachdem er mit ſeinem Nachbar noch einiges hin und her geredet hatte, machte er ſich wieder auf, und ging an dieſem Tage nach dem Rathe ſeines neuen Gönners noch ein gutes Stück, bis er zu der Aſel kam, die ein blaues klar fließendes Waſſer war. Am andern Tage, als kaum die erſte Dämmerung leuchtete, ſah man ihn ſchon auf dem von ſeinem Rathgeber angezeigten und von ihm näher erfragten Fußwege von der Straße ab gegen das Gebirge wandeln. Die rieſigen hohen Laſten ſchritten immer näher gegen ihn, und zeigten im Laufe es Vormittages mannigfaltige, freundliche, ſchönfarbige Zeichnungen. Rauſchende Wäſſer begegneten ihm, Kohlbauern fuhren; manchmal ging ſchon ein Mann mit ſpitzem Hute und Gemsbarte — und ehe es zwölf Uhr war, ſaß Victor bereits unter dem Ueberdache des Gaſthauſes zu Attmaning, wo er wieder zu der Straße gekommen war, und ſah gegen die Gebirgsöffnung hinein, wo alles in blauen Lichtern flimmerte, und ein ſchmaler Waſſerſtreifen, wie ein Senſenblitz leuchtete.

Attmaning iſt der letzte Ort des Hügellandes, wo es an das Hochgebirge ſtößt. Seine hellgrünen Bäume, die nahen Gebirge, ſein ſpitzer Kirchthurm und die ſonnige Lage machen es zu dem lieblichſten Orte, den es nur immer auf unſerer Erde geben kann.

Victor blieb bis gegen vier Uhr an ſeinem Gaſſentiſchchen — welcher Gebrauch ihn ſehr freute — ſitzen und ergötzte ſich an dem Anblicke dieſer hohen Berge, an ihrer ſchönen blauen Farbe und an den duftigen wechſelnden Lichtern darinnen. Dergleichen hatte er nie in ſeinem Leben geſehen. Was iſt der größte mächtigſte Berg ſeiner Heimath dagegen? Als es vier Uhr ſchlug, und die blauen Schatten allgemach längs ganzer Wände nieder ſanken, und ihm die früher geſchätzten Fernen derſelben wunderlich verrückten, fragte er endlich, wohinaus die Hul liege.

„Da oben am See,“ ſagte der Wirth, indem er auf die Oeffnung zeigte, auf welche Victor am Nachmittage ſo oft hingeſehen hatte.

„Wollt ihr denn heute noch in die Hul?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja,“ ſagte Victor, „und ich will die jetzige kühle Abendzeit dazu benützen.“

„Da müßt ihr nicht ſäumen,“ erwiederte der Wirth, „und wenn ihr Niemanden andern habt, ſo will ich euch meinen Buben durch das Holz geben, daß er euch dann weiter weiſe.“

Victor meinte zwar keines Führers zu bedürfen; denn die Bergmündung ſtand ja ſo freundlich und nahe drüben: aber er ließ es dennoch geſchehen, und richtete indeſſen ſeine hingelegten Reiſeſachen in Ordnung.

Seltſam war es ihm auch, daß die Leute, wenn ſie von der Hul ſprachen, immer „oben“ ſagten, während für ſeine Augen die Berge dort ſo duftſchön zuſammen gingen, daß er den Waſſerſchein tief unten liegend erachtete; obwohl er anderſeits auch ſah, daß die Afel gerade von jener Gegend ſpringend und ſchäumend gegen Altmaning daher kam.

„Geh, Rudi, führe den Herrn da auf den Hals hinauf, und zeige ihm dann in die Hul hinunter,“ rief der Wirth in das Haus hinein.

„Ja,“ tönte eine kindliche Stimme heraus.

Alsbald kam auch ein blondhariger, rothbackiger Bube zum Vorſcheine, ſah Victor mit freundlichen blauen Glotzaugen an, und ſagte: „So gehe, Herr.“

Victor hatte ſeine Rechnung berichtigt, und war zum Aufbruche fertig. Gleich von der Wirthsgaſſe aus verließ der Knabe mit ihm die Straße, und führte ihn ſeitwärts auf einem ſteinigen Wege zwiſchen dichte, rieſig große Eichen und Ahornen hinein. Der Weg ging bald bergan, und Victor konnte manchmal durch die Wipfel der nach abwärts ſtehenden Bäume auf die Bergeslaſten hinaus ſehen, die immer ernſter zuſammen rückten, und deſto dunkler wurden, je tiefer die Sonne ſtand, und die auch ein deſto ſchöneres Blau gewannen, je glänzender und ſchimmeriger der Strahl des Abends das grüne Laub der Bäume an ſeiner Seite färbte. Endlich wurde der Wald ganz dicht, das Laubholz verlor ſich, und die zwei Wanderer gingen in ſtruppigem, undurchſichtigem Nadelwalde hin, der nur zuweilen durch herabgehende erſtarrte Steinſtröme unterbrochen war. Victor hatte von Attmaning aus den Wald gar nicht geſehen, und hätte nie geglaubt, daß eine ſolche Wildniß zwiſchen ihm und dem ſchönen Waſſerblitz liegen könne, der ſo nahe heraus gegrüßt hatte. Immer gingen ſie fort. Stets glaubte Victor, jetzt werde man bergab ſteigen, aber der Weg wickelte ſich längs eines Hanges fort, der ſich immer ſelber gebar, als rückte der Wald hinaus und ſchöbe auch den See vor ſich her. Der Knabe lief barfuß auf dem ſpitzigen Steingerölle neben ihm. Endlich, da faſt zwei Stunden vergangen waren, blieb der kleine Führer ſtehen und ſagte: „Da iſt der Hals. Wenn du jetzt dieſen Weg da, nicht den andern, hinunter gehſt, nämlich an dem Bilde des gemarterten Gilbert vorbei, und um das Seeeck herum, wo die vielen Steine herab gefallen ſind, da wirſt du Häuſer ſehen, die ſind die Hul. Schaue nur immer durch die Zweige hinaus, daß du das Waſſer ſiehſt, weil auch ein Weg in den Afelſchlag geht, der wäre gefehlt.“

Dieſe Worte ſagte der Knabe, und nachdem er von Victor einen Lohn empfangen hatte, lief er deſſelben Weges zurück, den er den Jüngling heran geführt hatte.

Der Platz aber, von dem der Knabe ſo unbeachtend weg lief, als wäre er eben nichts, war für Victor von der unerwartetſten Wirkung. Die Gebirgsleute nennen häufig einen „Hals“ einen mäßigen Bergrücken der quer zwiſchen höheren läuft und ſie verbindet. Da er immer auch zwei Thäler ſcheidet, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß, wenn man von dem einen langſam hinan ſteigt, man plötzlich ohne Erwartung den überraſchendſten Ueberblick in das andere hat. So war es auch hier. Der Wald hatte ſich auseinander geriſſen, der See lag dem Jünglinge zu Füßen, und alle Berge, die er von dem flachen Lande und Attmaning aus ſchon geſehen hatte, ſtanden nun um das Waſſer herum, ſo ſtille, klar und nahe, daß er darnach langen zu können vermeinte — aber dennoch waren ihre Wände nicht grau, ſondern ihre Schluchten und Spalten waren von einem luftigen Blau umhüllt, und die Bäume ſtanden wie kleine Hölzlein darauf, oder waren an andern gar nicht ſichtbar, die ſchier mit einem ganz geglätteten Rande an dem Himmel hin ſtrichen.

Nicht ein Häuschen, nicht einen Menſchen, nicht ein einziges Thier ſah Victor. Der See, den er von Altmaning aus als weiße Linie geſehen hatte, war hier weit und dunkel, nicht einen einzigen Lichtfunken, ſondern nur das Dämmern der Schleiermauern, die ihn umſtanden, gebend; und an den fernen Ufern lagen lichte Dinge, die er nicht kannte, und die ſich blos in den ruhigen Waſſern ſpiegelten.

Eine Weile ſtand Victor und betrachtete das Ding. Er empfand den Harzduft, und hörte aber nicht das Wehen des Nadelwaldes. Von Regung war gar nichts zu verſpüren, man müßte nur das Weiterrücken des ſpäten Lichtes rechnen, das an dem Schwunge der Wände hinüber ging und ſich die farbenkühlen Schatten folgen ließ.

Faſt Furcht vor dieſer Größe, die ihn hier umgab, im Herzen tragend, machte ſich Victor daran, ſeinen Weg weiter zu verfolgen. Er ging den Pfad, den ihm der Knabe gezeigt hatte, hinunter. Die Berge ſanken allgemach in den Wald, die Bäume nahmen ihn wieder auf, und wie es ſchon auf dem Halſe geweſen war, daß der flache See gleichſam die Berge, die er ſäumte, hinaus zu rücken ſchien, damit das Auge das zarte Duftbild ſchauen könne, das ſich von dem

Grün der Tannennadeln hinaus warf, ſo blickte auch hier immer das dämmerige Gewebe von Berg und Waſſer links durch die Baumäſte herauf. So wie er beim Hinaufgehen gemeint hatte, der Berg nehme kein Ende, ſo ging er nun auch wieder unaufhörlich und ſachte hinunter. Stets hatte er den See zur Linken, als ſollte er die Hand eintauchen können, und ſtets konnte er ihn nicht erreichen. Endlich wich der letzte Baum hinter ihm zurück, und er ſtand wieder unten an der Afel, wo ſie eben den See verließ und durch ſteilrechtes Geklippe fort eilte, nicht einmal einen handbreiten Saum laſſend, daß man einen Pfad für wandelnde Menſchen anlegen könnte. Victor meinte hundert Meilen von Attmaning entfernt zu ſein, ſo einſam war es hier. Nichts war da, als er und das flache Waſſer, das ſich unaufhörlich und brauſend in die Afel hinaus leerte. Hinter ihm ſtand der grüne ſtumme Wald, vor ihm war die ſchwanke Fläche, geſchloſſen durch eine blaue Wand, die ſich tief ins Naß zu erſtrecken ſchien. Das einzige Werk von Menſchenhand ſah r in dem Stege, der uber die Afel lag, und in einem Waſrbeſchlage, durch den ſie hindurch mußte. Langſam ging er ber den Steg, und der Spitz mäuschenſtille und zitternd inter ihm her. Jenſeits gingen ſie auf Raſengrund neben elſen. Bald war auch der Platz zu erkennen, von dem der nabe geſprochen hatte: eine Menge durcheinander geworner Steine lag herum und erſtreckte ſich in den See hinaus, daß man leicht erkennen konnte, hier mochte ein Bergſturz ſtattgefunden haben. Victor bog um eine ſcharfe Bergecke, und ſogleich lag auch die Hul vor ihm: fünf oder ſechs graue Hütten, die nicht weit entfernt auf dem Seeufer hin ſtanden, und von hohen grünen Bäumen umgeben waren. Auch der See, den ihm die vorſpringende Ecke früher verdeckt hatte, erweiterte ſich hier, und manche Berge und Wände, die ſich ihm entzogen hatten, ſtanden wieder da.

Als Victor zu den Häuſern gekommen war, ſah er, daß jedes mit einem Schoppen in den See hinaus ging, unter welchem angebundene Kähne lagen. Eine Kirche ſah er nicht, aber auf einer der Hütten war ein Thürmchen aus vier roth angeſtrichenen Pfählen, zwiſchen denen eine Glocke hing.

„Iſt hier nicht ein Ort, der Klauſe heißt?“ fragte er einen Greis, den er gleich an der erſten Hütte unter der Thür ſitzen fand.

„Ja,“ erwiederte der Greis, „auf der Inſel iſt die Klauſe.“

„Könnt ihr mir nicht ſagen, wer mich dahin überführen möchte?“

„Jeder Menſch in der Hul könnte euch hinüber führen.“

„Alſo könntet ihr es auch thun?“

„Ja — aber ihr werdet nicht aufgenommen.“

„Ich bin in die Klauſe beſtellt, und werde erwartet.“

„Wenn ihr Geſchäfte dort habt, und beſtellt ſeid, da iſt es anders. Fahrt ihr gleich wieder zurück?“

„Nein.“

„So wartet hier ein wenig.“

Nach dieſen Worten ging der Alte in die Hütte hinein, von der er aber bald wieder in Begleitung eines jungen, ſtarken, rothwangigen Mädchens zurück kam, das ſich daran machte, mit ihren entblößten Armen einen Kahn weiter in das Waſſer hinaus zu ſchieben, während der Alte ſeinen Rock anzog und zwei Ruder herbei trug. Man hatte für Victor einen hölzernen Lehnſitz auf dem Kahne befeſtigt, auf den er ſich niederließ, ſein Ränzlein neben ſich legend und den Kopf des Spitzes haltend, der ſich gegen ſeinen Schoß ſchmiegte. Der Alte hatte verkehrt ſitzend am Schiffsſchnabel Platz genommen, und das Mädchen ſtand im Hintertheile, das Ruder in der Hand haltend. Gleichzeitig von beiden geſchah der erſte Schlag ins Waſſer, der Kahn that einen Stoß, glitt in die weichen Fluthen hinaus, und ſchnitt bei jedem Ruderſchlage ruckweiſe weiter in die dunkler werdende ſäuſelnde Fläche. Victor war nie auf einem ſo großen Waſſer gefahren. Das Dorf zog ſich zurück und die Wände um den See begannen ſehr langſam zu wandern. Nach einer Weile ſtreckte ſich eine buſchige Landzunge hervor, und wuchs immer mehr in das Waſſer. Endlich riß dieſelbe gar von dem Lande ab, und zeigte ſich als eine Inſel. Gegen dieſe

Inſel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, deſto deutlicher hob ſie ſich empor und deſto breiter wurde der Raum, der ſie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterſchied endlich ſehr große Bäume auf ihr, Anfangs ſo, als wüchſen ſie gerade aus dem Waſſer empor, dann aber auf bedeutend hohen Felſenufer prangend, das fallrecht mit ſcharfen Klippen in die Fluth nieder ging. Hinter dem Grün dieſer Bäume wanderte ein ſanfter Berg, der von dem Abende lieblich geröthet war.

„Das iſt die Griſel am jenſeitigen Seeufer,“ ſagte der Alte auf Victors Frage, „ein bedeutender Berg, der aber doch nicht gar ſo beſchwerlich iſt. Es geht ein Pfad über ihn hinüber in die Blumau und ins Geſcheid, wo die Hammerſchmiede ſind.“

Victor blickte den ſchönen Berg an, der ſo wandelte und in das Grün der Bäume ſank, wie ſie näher kamen.

Man war endlich in den grünen Widerſchein gelangt, den die Baumlaſten der Inſel in das Waſſer des Sees ſenkten, und fuhr in dem Raume deſſelben dahin. Da tönte von der Hul herüber das Glöcklein, das zwiſchen den vier Pfählen hing, und forderte zum Abendgebete auf. Die zwei Schiffenden zogen ſogleich ihre Ruder ein, und beteten ſtill ihren Abendſegen, während der Kahn im Zuge gleichſam von ſelbſt längs der grauen Felſen hin ging, die von der

Inſel in den See nieder ſtanden. Auf den Bergen herum war hie und da ein irrendes Licht. Der See hatte ſogar Streifen bekommen, deren einige glänzten, und ſelbſt Funken empor warfen, obwohl die Sonne ſchon ſeit längerer Zeit untergegangen war. Ueber alles das kamen die fortwährenden emſigen Klänge des Glöckleins herüber, gleichſam von unſichtbaren Händen tönend; denn die Hul war nicht zu ſehen, und rings um den See war kein Flecklein, das nur entfernt einem menſchlichen Aufenthalte ähnlich geſehen hätte.

„Im Kloſter der Klauſe muß noch eine Glocke ſein. Ich glaube, eine ſchöne Aveglocke," ſagte der Alte, nachdem er ſeine Mütze wieder aufgeſetzt und das Ruder ergriffen hatte, „aber man läutet ſie nie; ich wenigſtens habe den Ton derſelben nie gehört. Auch nicht einmal eine Uhr hört man ſchlagen. Mein Großvater hat geſagt, daß es ſehr ſchön war, wenn in den vergangenen Tagen das ganze Geläute auf dem See lag — denn damals waren noch die Mönche — und wenn es in dem lichten Morgennebel daher tönte, ohne daß man wußte, woher es komme; denn ihr werdet geſehen haben, daß wir den Berg umfahren haben, und daß man von der Hul aus die Inſel nicht ſehen kann. Es iſt der hohe Orla, dieſer Berg, und zwei Mönche haben ihn einmal bei klafterhohem Schnee überſtiegen, da der See gefroren war, aber nicht trug, und da ſie keine Lebensmittel mehr hatten. Sie hieben mit den Knechten, die ſie in dem Schiffe hatten, eine Straße in das Eis, daß der Kahn gehen konnte, und als ſie an dem Berge waren, ſtiegen ſie über den Gipfel in die Hul; denn zwiſchen dem Berge und dem See iſt kein Fußweg möglich. Es ſind ſeitdem wohl über hundert Jahre vergangen, und ſelten geſchieht es, daß der See überall mit einer Decke von Eis überzogen iſt.“

„Sind alſo einmal Mönche auf der Inſel geweſen?“ fragte Victor.

„Ja,“ antwortete der Greis. „In ſehr alter, alter Zeit ſind fremde Mönche hieher gekommen, da noch gar kein Haus an dem ganzen See ſtand, und da noch nichts in ihm ſchwamm, als ein Baum, der von dem Felſen in ihm herab gefallen war. Sie ſind auf Flößen von Tannenäſten nach der Inſel über gefahren und haben zuerſt die Klauſe gebaut, aus der nach und nach das Kloſter entſtanden iſt, und in ſpäteren Jahren auch die Hul, wo chriſtliche Leute fiſchten und zur Klauſe in die Meſſe fuhren: denn damals waren die Landesherren draußen noch ganz und gar Heiden, und ſie ſchlugen mit ihren Knappen, die grauſam und wild waren, die Prieſter todt, welche aus dem Schottenlande mit dem Kreuze herüber kamen, um zu bekehren. Auf der Inſel, die ſie ſich ſuchten, fanden die Väter Schutz; denn ihr werdet es ſchon erkennen, daß dieſe Steine, die da nieder ſteigen, wie eine Feſtung ſind. Es iſt hier ein Schaum, wenn nur ein wenig Wind geht, daß er jedes Schiff in ſich begraben kann. Nur an einzigen Stelle kann man landen, wo nämlich die Felſen zurück weichen, und eine Oeffnung laſſen, in der das Waſſer gegen guten Sand ausläuft. Es ſind daher die Väter geſchützt geweſen, ſo wie der alte Mann geſchützt iſt, der ſich die Inſel zur Wohnung auserkohren hat. Aus dieſer Urſache fiſcht man auch hier nur an ganz ſchönen und ſtillen Tagen, wie der heutige einer iſt.“

Während dieſer Rede war man nach und nach eine geraume Strecke an dem Ufer der Inſel hin gefahren, und hatte ſich dem Orte genähert, wo die Felſen niederer ſind, und eine ſanfte ſandige Bucht bilden, die in abdachendes Waldland hinauf ſteigt. So wie die Ruderer dieſe Stelle gewannen, lenkten ſie ſogleich die Spitze des Kahnes hinein, und ließen dieſelbe gegen den Sand laufen. Der Alte ſtieg aus, zog das Schiffchen an der Kette des Schnabels noch weiter gegen das Land, damit Victor trockenen Fußes ausſteigen konnte. Dieſer ſchritt über den Schiffſchnabel hinaus, und der Spitz ſprang ihm nach.

„Wenn ihr nun dieſen Pfad, der ſich da gleich zeigen wird, fort geht,“ ſagte der Greis, „ſo werdet ihr in die Klauſe kommen. Es iſt zwar auch ein ſehr ſtarkes Bohlenhaus auf der Griſelſeite, das die Mönche einmal in den abſteigenden Felſen zur Aufnahme ihrer Schiffe gebaut haben, aber man kann dort nicht einfahren, weil die Bohlen immer geſchloſſen ſind. Gott behüte euch nun, junger Herr — und wenn ihr euch nicht zu lange aufhaltet, und wenn der Eigenthümer der Klauſe euch zur Ueberfahrt keinen Kahn gibt, ſo laßt mir nur durch den alten Chriſtoph Nachricht zukommen, und ich werde euch an dieſem Platze wieder abholen. In der Klauſe haben ſie nicht allemal Zeit, ein Schiff abzuſenden.“

Victor hatte indeſſen das bedungene Ueberfahrtsgeld aus ſeiner kleinen Börſe hervor geſucht, und es dem Manne gereicht. Hierauf ſagte er zu ihm: „Lebt wohl, alter Freund, und wenn ihr es erlaubt, ſo werde ich bei der Rückfahrt ein wenig in eurem Hauſe einſprechen, und ihr werdet mir vielleicht noch etwas von euren alten Geſchichten erzählen.“

Zu dem Mädchen, das unbeweglich in dem Hintertheile ſtehen geblieben war, getraute er ſich nicht etwas zu ſagen.

Der Greis aber antwortete: „Ei, wie werden denn meine Geſchichten einem ſo jungen und gelehrten Herrn gefallen können?“

„Vielleicht mehr, als ihr euch denkt, und mehr, als die, die aus den Büchern heraus zu leſen ſind,“ ſagte Victor.

Der alte Mann lächelte, weil ihm die Antwort gefiel, aber er ſagte nichts darauf, ſondern bückte ſich nieder, rollte die kurze Kette in den Schiffſchnabel zurück und machte Anſtalt zum Abfahren.

„Nun in Gottes Namen, junger Herr," ſagte er noch, gab dem Schiffe mit dem Fuße einen Stoß, ſprang ſchnell in daſſelbe ein, und das getroffene Fahrzeug ſchwankte in das Waſſer zurück. Nach wenigen Augenblicken ſah Victor ſchon die beiden Ruder taktmäßig ſteigen und fallen, und das Schiff ſchob ſich in den Waſſerſpiegel hinaus.

Er ſtieg mit einigen Schritten das Ufer vollends hinan, bis er von dem oberen Rande weit über den See ſchauen konnte. Er blickte den Abfahrenden nach, und ſagte zu ſeinem Begleiter, gleichſam als wäre er vernünftig und könnte die Worte verſtehen: „Gott ſei gedankt, da wären wir an dem Ziele unſerer Wanderung. Der Herr hat uns gut und wohlbehalten geführt, das andere mag ſich fügen, wie es will."

Er that noch einen Blick in die weite, ſchöne, von dem Abende andunkelnde Fläche des Seees hinaus, dann wendete er ſich um und ging dem Pfade nach, der vor ihm lag, in die Büſche hinein.

Der Weg ging Anfangs noch immer bergan zwiſchen Gebüſch und Laubbäumen hindurch — dann aber führte er eben hin. Das Geſtrippe hatte aufgehört, und nur mehr ungemein ſtarke Ahorne ſtanden auf einer dunkeln Wieſe faſt nach einer gewiſſen Ordnung und Regel umher. Es war unverkennbar, daß hier einmal eine gute Fahrſtraße gegangen war, aber ſie war verkümmert, und überall von wuchernden Krüppelgeſträuche eingeengt. Victor ging durch den ſeltſamen Ahorngarten hindurch. Hierauf gelangte er durch neuerdings beginnendes Buſchwerk an einen ſonderbaren Ort. Er war wie eine Wieſe, auf der kleine und zum Theile verkommene Obſtbäume ſtanden. Aber mitten unter dieſen Bäumen war in dem Graſe eine runde ſteinerne Brunneneinfaſſung, und allenthalben zwiſchen den Baumſtämmen ſtanden graue ſteinerne Zwerge, welche Dudelſäcke, Leiern, Klarinetten und überhaupt muſikaliſche Geräthſchaften in den Händen hielten. Manche davon waren verſtümmelt, und es ging auch kein Weg oder gebahnter Platz von einem zum andern, ſondern ſie ſtanden lediglich in dem hohen emporſtrebenden Graſe. Victor ſchaute dieſe ſeltſame Welt eine Weile an, dann ſtrebte er weiter. Sein Weg ging von dieſem Garten über eine alte Steintreppe in einen Graben hinab, und jenſeits wieder hinauf. Wie überall Gebüſche war, ſo war es auch hier, aber hinter dem Gebüſche ſah Victor eine hohe fenſterloſe Mauer, in welcher ein Eiſengitter ſtand, an dem der Weg endete.

Victor ſchloß nicht mit Unrecht, daß hier der Eingang in die Klauſe ſein müſſe, und er näherte ſich deßhalb dem Gitter. Als er angekommen war, fand er es verſchloſſen, und es war keine Glocke und kein Klöppel daran. Daß hier der Eingang in das Haus ſei, zeigte ſich nun deutlich.

Hinter dem Eiſengitter war ein geebneter, ſandiger Platz, auf welchem Blumen ſtanden. An dem Platze war ein Haus, von dem aber nur der Vordertheil ſichtbar war, der Hintertheil ſich hinter Gebüſche verlief. Unmittelbar von dem Sandplatze ging eine hölzerne Treppe in das erſte Geſchoß des Hauſes hinauf. Jenſeits des Platzes, der abermals mit Gebüſchen geſäumt war, mußte wieder der See beginnen; denn es war hinter dem Grün der feine ſanfte Dunſt, der gerne über Bergwäſſern iſt, und es ſtiegen die röthlich ſchimmernden Wände der Griſel hinan.

Während Victor ſo durch die Eiſenſtäbe hinein ſchaute, und an ihnen allerlei Verſuche machte, ob er nicht eine Vorrichtung fände, durch die das Gitter aufgehe, trat ein alter Mann aus dem Gebüſche, und ſah nach Victor hin.

„Habt die Freundſchaft,“ ſagte dieſer, „öffnet mir das Thor und führt mich zu dem Herrn des Hauſes, wenn nämlich dieſes Gebäude die Klauſe heißt.“

Der Mann ſagte auf die Worte nichts, ſondern ging näher, ſchaute Victor eine Weile an, und fragte dann: „Biſt du zu Fuße gekommen?“

„Bis zu der Hul bin ich zu Fuße gegangen,“ antwortete Victor.

„Iſt es aber auch wahr?“

Victor wurde glühend roth im Angeſichte; denn er hatte nie gelogen.

„Wenn es nicht ſo wäre,“ antwortete er, „ſo würde ich es nicht ſagen. Wenn ihr mein Oheim ſeid, wie es faſt ſcheint, ſo habe ich hier einen Brief von meinem Vormunde, der euch darthun wird, wer ich bin, und daß ich nur auf euer ausdrückliches Verlangen die Fußreiſe hieher angetreten habe.“

Mit dieſen Worten zog der Jüngling das reinlich erhaltene Schreiben, wie es ihm ſeine Ziehmutter anbefohlen hatte, hervor, und reichte es zwiſchen den Eiſenſtäben hinein.

Der alte Mann nahm das Schreiben und ſteckte es ungeleſen ein.

„Dein Vormund iſt ein Narr, und ein beſchränkter Menſch;“ ſagte er, „ich ſehe, daß du deinem Vater ganz und gar gleich ſiehſt, da er anhob, die Streiche zu machen. Ich habe dich ſchon über den See fahren geſehen.“

Victor, der in ſeinem Leben keine rückſichtsloſen Worte gehört hatte, war ſtumm, und wartete nur, daß der andere das Gitter öffnen werde.

Dieſer aber ſagte: „Nimm eine Schnur mit einem Steine, und ertränke dieſen Hund in dem See, dann komme wieder hieher, ich werde derweilen öffnen.“

„Wen ſoll ich ertränken?“ fragte Victor.

„Nun den Hund, den du da mitgezogen.“

„Und wenn ich es nicht thue?“

„So öffne ich dir dieſe Pforte nicht.“

„So komme, Spitz," ſagte Victor.

Er kehrte ſich bei dieſen Worten um, lief über die Treppe in den Graben, ſtieg jenſeits empor, lief durch den Zwerggarten, durch die Ahornanlage, durch das folgende Geſtrippe, und langte an der Seebucht an, mit allen Kräften, deren ſein Körper fähig war, hinaus rufend: „Schiffer! — alter Schiffer!"

Aber es war unmöglich, daß ihn dieſer hören konnte. Den Knall eines Scheibengewehres hätte man in dieſer Entfernung nicht mehr vernommen. Wie eine ſchwarze Fliege ſtand das Schiffchen neben der dunkeln Fußſpitze des Orlaberges, die weit in den Abendglanz des Seees hinaus ſtach. Victor nahm ſein Sacktuch hervor, knüpfte es an ſeinen Stab, und that allerlei Schwenkungen in die Luft, damit er geſehen würde. Allein man ſah ihn nicht, und zuletzt, wie er noch immer ſchwenkte, war auch die ſchwarze Fliege um die Bergſpitze verſchwunden. Der See war ganz leer und nur die leiſe ſchäumende Brandung ſah Victor im Abendwinde, der ſich indeſſen gehoben hatte, längs den Felſen der Inſel ſpielen.

„Es thut nichts — es thut auch nichts," ſagte er, „komme, Spitz, wir werden uns da am Ufer ins Gebüſche ſetzen, und die Nacht über ſitzen bleiben. Morgen zeigt ſich wohl ein Kahn, den wir herzu winken werden."

Was er ſagte, that er auch. Er ſuchte eine Stelle, wo das Gras des Raſens kurz und trocken war, und wo die Büſche dicht überhingen, ohne ihm die Ausſicht auf den See zu benehmen.

„Siehſt du," ſagte er, „wie es gut iſt, wenn man täglich früh Morgens etwas zu ſich ſteckt. Du erprobeſt es auf dieſer Reiſe ſchon zum zweiten Male."

Bei dieſen Worten zog er die zwei Brode heraus, die er heute früh in dem Aſelwirthshauſe mitgenommen hatte, und begann theils ſelber davon zu eſſen, theils den Hund damit zu füttern. Da dieſes Geſchäft vollendet war, ſaß der Wanderer, der das Ziel ſeiner Reiſe erreicht zu haben glaubte, heute zum erſten Male in der einfachen Herberge des freien Himmels, und ſchaute die Gegenſtände um ſich herum an. Die Berge, die ſchönen Berge, die ihm, da er gegen ſie heran kam, gar ſo ſehr gefallen hatten, wurden immer ſchwärzer, und legten drohende dunkle und zerſplitterte Flecke auf den See, auf welchem noch das Blaßgelb des Abendhimmels lag, das ſelbſt in den dunklen Bergſpieglungen zuweilen aufzuckte. Und immer ſonderbarer, in die Schatten der Nacht ſich hüllend, wurden die Gegenſtände um ihn herum. Die Schlacken und das ſchwache Gold des Seees rührten ſich und floſſen öfters durcheinander, zum Zeichen, daß ein ſanfter Luftzug dort herrſchen müſſe. Victors Auge, freilich nur an die ſchönen heiteren Eindrücke des Tages gewöhnt, konnte ſich doch auch nicht wegwenden von dieſem allmäligen Verfärben der Dinge und von dem Einhüllen zur Ruhe der Nacht. Die große Ermüdung ſeiner Glieder ließ ihm das Sitzen auf dem weichen Graſe und geſchützt von den deckenden Geſträuchen recht angenehm erſcheinen. Er ſaß mit dem Spitze an ſeiner Seite ſo lange, bis endlich das Dunkel mit immer größerer Schnelligkeit ſich über See, Gebirge und Himmel webte. Dann beſchloß er, ſich nieder zu legen. Er machte alle Knöpfe ſeines Rockes zu, wie es ihn die Ziehmutter gelehrt hatte, daß er ſich nicht verkühle — er band das Halstuch, das er unter Tags abgethan hatte, wieder um — er that ſein Regenmäntelchen aus Wachstaffet heraus, und nahm es über — dann richtete er ſich das Ränzchen als Kiſſen, und legte das Haupt darauf, da die Finſterniß ſchon wie eine Mauer um ihn ſtand. Das Begehren nach Schlummer zog ſich, da er lag, bald durch alle ſeine ermüdeten Glieder. Die Geſträuche flüſterten, da ſich das Lüftchen von dem See bis hieher gezogen hatte, und die Brandung murmelte deutlich von Wand zu Wand.

In dieſe Eindrücke, deren Wirkungen immer ſchwächer wurden, verſanken ſeine Sinne, und das Bewußtſein wollte eben verſchwinden, als er durch ein leiſes Knurren ſeines Hundes geweckt wurde. Er ſchlug die Augen auf — da ſtand einige Schritte vor ihm dicht am Landungsplatze eine menſchliche Geſtalt ſich dunkel gegen das ſchillernde Waſſer des Sees werfend. Victor ſtrengte ſeine Augen an, mehr von der Geſtalt zu erkennen, aber die Umriſſe zeigten nur, daß ſie ein Mann ſei, und es ließ ſich nicht ermitteln, ob jung oder alt. Die Geſtalt ſtand ganz ruhig, und ſchien unverwandt auf das Waſſer hinaus zu ſchauen. Victor richtete ſich zu ſitzender Stellung empor, und blieb ebenfalls ruhig. Auf ein neues ſtärkeres Knurren des Hundes drehte ſich die Geſtalt plötzlich um und rief: „Seid ihr da, junger Herr?“

„Ein junger Wandersmann mit ſeinem Hunde iſt da,“ ſagte Victor, „was wollt ihr?“

„Daß ihr zum Abendeſſen kommt, denn die Stunde iſt faſt ſchon vorüber.“

„Zum Abendeſſen? — zu weſſen Abendeſſen? — und wer iſt es, den ihr ſuchet?“

„Ich ſuche unſern Neffen; denn der Oheim wartet ſchon eine Viertelſtunde.“

„Seid ihr ſein Geſellſchafter, oder ſein Freund?“

„Ich bin ſein Diener, Namens Chriſtoph.“

„Des Herrn der Klauſe, meines Oheims?“

„Des nämlichen. Er hat die Anzeige eurer Herreiſe erhalten.“

„Nun ſo ſagt ihm,“ ſprach Victor, „daß ich hier die ganze Nacht ſitzen will, und daß ich mir eher einen Stein um den Hals hängen und mich in den See werfen laſſe, als daß ich den Hund ertränke, der mit mir iſt.“

„Ich werde es ihm ſagen."

Mit dieſen Worten kehrte ſich der Mann um und wollte fortgehen.

Victor rief ihm noch ein Mal nach: „Chriſtoph, Chriſtoph."

„Was wollt ihr, junger Herr?"

„Iſt kein anderes Haus, oder eine Hütte, oder ſonſt ein Ding auf der Inſel, in welchem man übernachten könnte?"

„Nein, es iſt nichts da," antwortete der Diener, „das alte Kloſter iſt zugeſperrt, die Kirche auch, die Speicher ſind mit altem Geräthe vollgepfropft, ebenfalls verſchloſſen, und ſonſt iſt nichts da."

„Es iſt auch gut," ſprach Victor, „das Haus meines Oheims beſuche ich durchaus nicht — von dieſem Hauſe verlange ich keinen Schutz. — — Mir däucht der alte Schiffmann, der mich herüber geführt hat, hat euren Namen genannt, und hat geſagt, daß ihr manchmal in die Hul hinaus kämet."

„Ich hole unſere Lebensmittel und andere Dinge herüber."

„So hört mich an, ich will euch euren Fährlohn reichlich zahlen, wenn ihr mich heute noch in die Hul herüber ſchifft."

„Und wenn ihr noch mehr zahltet, als ich verlangen wollte, ſo wäre es dreimal unmöglich. Erſtens ſtehen alle Kähne in dem Bohlenverſchluſſe, das Thor iſt geſperrt, und jeder Kahn liegt noch mit einem Schloſſe an ſeinem Balken angeſchloſſen, wovon ich keinen Schlüſſel habe. Zweitens, wenn auch ein Kahn wäre, ſo wäre kein Fährmann. Ich werde es euch erklären. Seht ihr dort gegen den Orla zu die weißen Flecke, die auf dem See ſind. Das ſind Nebelflecken, die gleichſam auf den Steinen des Orlaufers ſitzen. Wir heißen ſie die Gänſe. Und wenn die Gänſe einmal in einer Reihe da ſitzen, dann kömmt Nebel. Wenn die Abendwehe, das iſt der Wind, der nach jedem Sonnenuntergange aus den Schluchten auf den See heraus geht, aufhört, dann iſt in einer halben Stunde der See mit Nebel angefüllt, und da kann man nicht wiſſen, wohin ein Kahn zu leiten iſt. Unter dem Waſſer laufen die Gebirgsgrate hin, die oft nur ein wenig bedeckt ſind. Wenn man zu einem ſolchen Grate geriethe, und ein Leck in das Schiff ſtieße, da müßte man ausſteigen und in dem Waſſer ſtehen bleiben, bis man am Tage von Jemanden geſehen würde. Aber man würde von Niemanden geſehen, weil die Fiſcher niemals zu den Gebirgsgraten hinzufahren. Begreifet ihr das, junger Herr?“

„Ja, ich begreife es,“ antwortete Victor.

„Und zum Dritten kann ich euch nicht überführen, weil ich ſonſt ein ungetreuer Diener wäre. Der Herr hat mir keinen Auftrag gegeben, euch in die Hul zu führen, und wenn er dies nicht thut, ſo führe ich euch nicht über."

"Gut," antwortete Victor, "ſo bleibe ich hier ſo lange ſitzen, bis morgen ein Fahrzeug ſo nahe kömmt, daß ich es herzu zu winken vermag."

"Es kömmt aber kein Fahrzeug ſo nahe," erwiederte der Diener; "es iſt über unſeren See kein Waarenzug, weil der einzige Weg, der vom andern Ufer weiter führt, nur ein Fußweg über die Griſel iſt, und die Wanderer zu dieſem Fußwege an dem unſerer Inſel entgegengeſetzten Seeufer hinfahren. Dann iſt die Brandung an den Geſtaden der Inſel ſo groß, daß ſich wenige Fiſche da aufhalten, und ſelten Fiſcherbote ſo nahe kommen. Es könnten acht oder mehr Tage vergehen, ehe ihr eines ſeht."

"So muß mich morgen mein Oheim in die Hul zurück führen laſſen, weil ich auf ſein Verlangen hieher gekommen bin, und weil ich nicht mehr länger da bleiben will," ſagte Victor.

"Es kann ſein, daß er es thut," antwortete der Diener, "ich weiß das nicht; aber jetzt wartet er mit dem Abendeſſen auf euch."

"Wie kann er warten," ſagte Victor, "da er gemeint hat, ich ſolle meinen Spitz ertränken, da er geſagt hat, daß er nicht öffnen wolle, wenn ich es nicht thue, und da er mich hierauf fort gehen ſah, und mich nicht zurück gerufen hat."

„Das weiß ich alles nicht,“ erwiederte Chriſtoph, „aber eure Ankunft iſt in der Klauſe bekannt, und es war auf dem Tiſche für euch gedeckt. Der Herr hat mir aufgetragen, euch zu rufen, weil ihr die Eßſtunde nicht wißt, ſonſt hat er nichts geſagt. Weil ich es aber geſehen habe, wie ihr von dem Eiſengitter fortgelaufen ſeid, ſo dachte ich gleich, als er mir den Auftrag gab, euch zum Eſſen zu rufen, ich müſſe an dieſen Ort gehen, ich würde euch hier finden. Anfangs, da ich euch nicht ſah, meinte ich gar, ihr ſeid gleich wieder über das Waſſer davon gefahren, aber es war ja nicht möglich, der Mann der euch gebracht hat, muß ja ſchon um die Orlaſpitze zurück geweſen ſein, als ihr hieher wieder zurück kamet.“

Als Victor hierauf nichts erwiederte, ſtand der Mann noch ein Weilchen, dann ſagte er wieder: „Der Herr wird gewiß bereits zu eſſen begonnen haben; denn er hat ſeine feſtgeſetzten Stunden und geht davon nicht ab.“

„Das iſt mir eine gleichgültige Sache,“ antwortete Victor, „er mag eſſen und ſich ſättigen, von ſeinem Male verlange ich nichts; denn ich und mein Spitz wir haben unſere Brode, die ich mir aufgehoben habe, ſchon verzehrt.“

„Nun ſo muß ich alſo gehen, und ihm das melden,“ ſprach der Diener weiter, — „aber das müßt ihr bedenken, daß ihr, wie ihr vorher ſelber ſagtet, gekommen ſeid, weil es der Oheim begehrt hat, daß er alſo mit euch zu ſprechen wünſcht, und daß ihr das ſelber unmöglich macht, wenn ihr in dem Gebiete ſeines Hauſes unter freiem Himmel ſitzen bleibt.“

„Ich wollte zu ihm gehen,“ erwiederte Victor, „ich wollte mit ihm ſprechen, und ihn ehrerbietig grüßen, die Mutter hat mir auch geſagt, daß es gut ſei, und der Vormund hat es auch befohlen — aber ehe ich dem Thiere, das mich mit Lebensgefahr aufgeſucht und begleitet hat, etwas zu Leide thun laſſe, will ich ſelber eher Verwundung und Tod ertragen.“

„Es wird dem Thiere nichts geſchehen,“ ſagte Chriſtoph, „der Herr hat euch nur einen guten Rath gegeben; wenn ihr ihn nicht befolgt, ſo kümmert es ihn nicht. Er denkt gewiß nicht mehr darauf; denn ſonſt hätte er mich ja nicht geſchickt, euch zum Eſſen zu holen.“

„Wenn ihr mir verbürgen könnt, daß dem Hunde nichts geſchieht, ſo will ich mit euch gehen,“ ſagte Victor.

„Das kann ich euch verbürgen,“ antwortete der Diener, „der Herr vergaß der Geringfügigkeit eines Hundes, und wird ihm nichts anhaben.“

„So komme, lieber Spitz,“ ſagte Victor, indem er aufſtand.

Er ſuchte gleichſam mit zitternden Händen eine Schnur aus ſeinem Ränzlein hervor, dergleichen er immer zu verſchiedenen Dingen im Vorrathe mit zu führen pflegte, und befeſtigte dieſelbe an dem Ringe des Halsbandes, das der Spitz trug. Hierauf nahm er das Ränzlein auf die Schulter, hob ſeinen Reiſeſtab vom Boden auf, und folgte dem alten Chriſtoph, der ihn den nämlichen Weg führte, den er in der Abenddämmerung gegangen, und dann wieder zurück gelaufen war. Er wäre in der Nacht ſchwer zu finden geweſen, wenn nicht der alte Chriſtoph voran gegangen wäre. Sie gingen durch das Geſtrippe, durch die Ahorne, durch den Zwerggarten, durch den breiten Graben, und kamen zu dem eiſernen Gitter. Chriſtoph zog hier ein kleines Ding aus ſeiner Taſche, das Victor für einen Schlüſſel hielt; aber es war ein Pfeifchen und der Diener that damit einen gellenden Pfiff. Sogleich öffnete ſich das Thor von unſichtbaren Händen — Victor begriff es gar nicht — und ſchlug ſich hinter ihnen wieder krachend zu. Victor blickte von dem Sandplatze, auf dem ſie nun waren, ſogleich auf das Haus. An der ganzen Vorderſeite deſſelben waren nur drei Fenſter erleuchtet, zwei im oberen, und eines im Erdgeſchoße, alles andere war in Finſterniß. Chriſtoph führte den Jüngling über die Holztreppe, welche gut gedeckt war, von dem Sandplatze in das erſte Geſchoß hinauf. Sie kamen in einen Gang und von demſelben in das Zimmer, dem die zwei erleuchteten Fenſter angehörten. In dem Zimmer ließ Chriſtoph den Jüngling, ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſtehen, und ging wieder rückwärts hinaus. An dem

Tiſche dieſes Zimmers ſaß der Oheim Victors ganz allein und aß. Er hatte Abends, da ihn Victor zum erſten Male ſah, einen weiten grautuchenen Rock angehabt, jetzt hatte er dieſen abgelegt und ſtak in einem weiten großblumigen Schlafrocke, und hatte ein rothes, goldgerändertes Käppchen auf.

„Ich bin nun ſchon an den Krebſen,“ ſprach er zu dem eintretenden Jünglinge, „du biſt zu lange nicht gekommen, ich habe meine feſtgeſetzte Stunde, wie es die Geſundheit fordert, und gehe von derſelben nicht ab. Man wird dir gleich etwas auftragen. Setze dich auf den Stuhl, der mir gegenüber ſteht.“

„Die Mutter und der Vormund laſſen euch viele Grüße ſagen,“ hob Victor an, indem er mit dem Ränzlein auf dem Rücken ſtehen blieb, und zuerſt die Aufträge ſeiner Angehörigen, dann ſeine eigene Ehrerbietung und Begrüßung darbringen wollte.

Der Oheim aber that mit beiden Händen, in deren jeder er ein Stück eines zerbrochenen Krebſes hielt, einen Zug durch die Luft und ſagte: „Ich kenne dich ja ſchon an dem Angeſichte — ſo fange an hier zu ſein, wohin ich dich beſchieden habe, und wo ich dich als den Beſchiedenen erkenne. Wir ſind jetzt bei dem Eſſen, daher ſetze dich nieder und iß. Was ſonſt alles zu thun iſt, wird ſchon geſchehen.“

Victor legte alſo ſein Ränzlein auf einen Stuhl, den

Wanderſtab lehnte er in einen Winkel, und dann ging er gegen den angewieſenen Stuhl, den Spitz an der Schnur hinter ſich her zerrend. Der alte Mann, dem er gegenüber ſaß, hielt ſein mageres Angeſicht gegen den Teller nieder, und das Angeſicht röthete ſich während dem Eſſen. Er riß mit den Händen die Krebſe ſehr geſchickt auseinander, löſete das Fleiſch aus, und ſaugte den Saft aus dem Korbe des Oberleibes und dem Geflechte der Füße. Dem Jünglinge war das wohlwollende Herz, das er hieher hatte bringen wollen, erſtickt, und er ſaß ſtumm dem Verwandten gegenüber, der ebenfalls ſtumm in dem Geſchäfte ſeines Eſſens fort fuhr. Es ſtanden mehrere verſchieden geſtaltete und verſchiedenfärbige lange Flaſchen auf dem Tiſche, in denen verſchiedene Weine ſein mußten, und aus denen der Oheim wahrſcheinlich ſchon getrunken hatte; denn bei jeder Flaſche ſtand ein eigenthümliches Glas mit einem Reſtchen Wein am Boden. Nur eine Flaſche ſtand noch neben dem Teller, und aus derſelben ſchenkte der alte Mann von Zeit zu Zeit ein Schlückchen in ein kleines grünbauchiges Stengelglas. Für Victor war indeſſen eine Suppe gebracht worden, von welcher er mit ſeiner rechten Hand aß, während er mit der Linken das Haupt des unten ſitzenden Spitzes an ſeine Knie drückte. In der Zeit, in welcher er ſeine Suppe aß, waren von einem alten Weibe nach und nach ſo viele Speiſen für ihn herbei getragen worden, daß er in Verwunderung gerieth.

Er aß davon, bis er ſatt war, dann ließ er das Uebrige ſtehen. Der Oheim hatte ihm von den Weinen nichts angetragen, Victor verabſcheute auch noch den Wein, ſondern ſchenkte ſich von dem Waſſer, das in einer kriſtallſchönen Flaſche von derſelben alten Frau, die aufwartete, alle Augenblicke erneuert wurde, ein, und erkannte, daß er nie ein ſo vortreffliches, friſches, pralles und ſtarkes Waſſer getrunken habe. Während er ſich ſättigte, aß der Oheim noch ein Stückchen Käſe, dann allerlei Früchte und Zuckerwerk. Hierauf trug der alte Mann die verſchiedenen Teller, auf denen Glasglocken über den Dingen des Nachtiſches ſtanden, eigenhändig in Schreine, die in die Mauern gefügt waren, und ſperrte ſie ein. Dann that er die Reſtchen Wein jedes in ſeine Flaſche und ſchloß die Flaſchen in ähnliche Schreine ein.

Auf der Stelle des Zimmers, auf welcher der Oheim während dem Eſſen geſeſſen war, war ein dichter Teppich gebreitet, und auf dem Teppiche lagen drei alte fette Hunde, denen der Greis von Zeit zu Zeit bald eine Krebsſcheere, bald eine Mandel, bald ein Stückchen Zuckerwerk hinab gereicht hatte. Schon als Victor mit dem Spitz eingetreten war, hatten alle drei geknurrt, und während dem Eſſen, wenn er dem armen Spitz ein Stückchen hinab reichte, grinſten ſie wieder und ließen ein ſchwaches Murren hören.

So lange der Oheim bei ſeinem Nachtmale beſchäftigt geweſen war, hatte er zu Victor nicht geſprochen, gleichſam als wäre zu keinem andern Dinge Zeit; jetzt aber ſagte er: „Haſt du das Gerippe doch wieder mit geſchleppt. Wer ein Thier hat', muß es auch ernähren können. Ich habe dir den Rath gegeben, daß du es in den See würfeſt, aber du haſt ihn nicht befolgt. Die Hunde der Studenten habe ich nie leiden können; ſie ſind wie traurige Geſpenſter. Und gerade dieſes Volk will immer Hunde haben. Wo haſt du ihn denn mit genommen, und brachteſt ihn zu mir, ohne ihm unter Weges etwas zu freſſen zu geben?"

„Es iſt der Hund meiner Ziehmutter, Oheim," ſagte Victor, „ich habe ihn nirgends mit genommen, weder gekauft noch ertauſcht; ſondern am dritten Tage nach meiner Abreiſe iſt er mir nach gekommen. Er muß ſtark gerannt ſein, was er in ſeinem früheren Leben nicht gewohnt war; er muß auch noch große Angſt ausgeſtanden haben, wozu er ebenfalls bei der Ziehmutter nie Urſache gehabt hatte — und deßhalb iſt er in den darauf folgenden Tagen ſo mager geworden, wie er nie geweſen iſt, obwohl ich ihm gegeben habe, was er nur immer verlangte. Erlaubt daher, daß ich ihn in eurem Hauſe bei mir behalte, damit ich ihn der Ziehmutter wieder übergeben kann, ſonſt müßte ich ſogleich zurückreiſen und ihn ihr überbringen."

„Und da haſt du ihn immer ſo Tag und Nacht bei dir gehabt?"

„Freilich.“

„Daß er dir einmal die Kehle abfrißt.“

„Das thut er ja nie. Wie fiele ihm denn das ein? Er iſt bei meinen Füßen gelegen, wenn ich raſtete oder ſchlief, er hat ſein Haupt auf dieſelben gelegt, und er würde eher hungern, ehe er mich verließe oder mir ein Leid thäte.“

„So gib ihm zu eſſen, und denke auf das Waſſer, daß er nicht wüthend wird.“

Das alte Weib hatte, als das Abendmal aus war, nach und nach die Schüſſeln, Teller und andere Reſte deſſelben fort getragen; jetzt kam auch Chriſtoph, den Victor, ſeit er mit ihm hieher gekommen war, nicht mehr geſehen hatte.

Der Oheim ſagte zu dem hereintretenden Diener: „Sperre ihnen die Stallthür gut zu, daß keiner heraus komme, laſſe ſie aber vorher auf dem Sande unten ein wenig herum gehen.“

Auf dieſe Worte erhoben ſich die drei Hunde, wie auf ein bekanntes Zeichen. Zwei folgten Chriſtoph von ſelber, den dritten nahm er bei dem Balge und ſchleppte ihn hinaus.

„Ich werde dir deine Schlafkammer ſelber zeigen,“ ſagte der Oheim zu Victor.

Er ging bei dieſen Worten in die Tiefe des Zimmers, wo es bedeutend dunkel war, weil nur ein Licht auf dem Tiſche brannte. Dort nahm er von einem Geſtelle, oder ſonſt von etwas, das man nicht erkennen konnte, einen Handleuchter, kam wieder hervor, zündete die Kerze des Handleuchters an, und ſagte: „Jetzt folge mir.“

Victor nahm ſein Ränzlein mit dem einen Riemen in den Arm, faßte ſeinen Stab, zog den Spitz an der Schnur, und ging hinter dem Oheime her. Dieſer führte ihn bei der Thür hinaus in einen Gang, in welchem der Reihe nach uralte Käſten ſtanden, dann rechtwinklich in einen andern, und endlich eben ſo in einen dritten, der durch ein eiſernes Gitter verſchloſſen war. Der Oheim öffnete das Gitter, führte Victor noch einige Schritte vorwärts, öffnete dann eine Thür und ſagte: „Hier ſind deine zwei Zimmer.“

Victor trat in zwei Gemächer, wovon das erſte größer, das zweite kleiner war.

„Du kannſt den Hund in die Nebenkammer einſperren, daß er dir nichts thut,“ ſagte der Oheim, „und die Fenſter verſchließe wegen der Nachtluft.“

Mit dieſen Worten zündete er die auf dem Tiſche des erſten Zimmers ſtehende Kerze an, und ging ohne Weiteres fort. Victor hörte, daß er das Gitter des Ganges zuſperre, dann verklang der ſchleifende Tritt der Pantoffeln, und es war die Ruhe der Todten im Hauſe. Um ſich zu überzeugen, daß er hinſichtlich des Gitters recht gehört habe, ging Victor auf den Gang hinaus, um nach zu ſehen. Es war in der That ſo: das eiſerne Gitter war mit ſeinen Schlöſſern verſchloſſen.

„Du armer Mann," dachte Victor, „fürchteſt du dich etwa vor mir?"

Dann ſtellte er die Kerze, die er auf den Gang mit hinaus genommen hatte, wieder auf den Tiſch neben das zinnene, verbogene Waſchbecken, und ſchritt gegen das große vergitterte Fenſter vor. Es waren zwei hart nebeneinander in ſteinene Simſe gefügte Fenſter. Victor ſah, da das Glas geöffnet ſtand, durch das eiſerne Gitter in die Nacht hinaus, und der Druck, der gleichſam auf ſeiner Seele lag, begann ſich zu löſen. Es war ein blaſſer mit wenigen Sternen beſetzter Nachthimmel, der zu ihm herein blickte. Es mochte ein kleiner Ranft des wachſenden Mondes hinter dem Hauſe ſtehen; denn Victor ſah das ſchwache Licht deſſelben auf den Blättern eines Baumes glänzen, der vor dem Hauſe war — aber die Berge, die gegenüber ſtanden, zeigten ſich völlig lichtlos. Die im Laufe dieſes letzten Tages vielfach genannte Griſel erkannte er gleich. Sie ſtand wie ein flacher, ſchwarzer Schattenriß auf dem Silber des Himmels, bog ſich niedergehend ein wenig aus, und an dem Buge ſtand ein Stern, wie ein niederhängendes irdiſches Ordensſternlein.

Victor ſchaute lange hinaus.

„Nach welcher Gegend hin," dachte er, „wird das Thal meiner Mutter ſein, und wird das liebe ſchimmernde Häuschen zwiſchen den dunkeln Büſchen ſtehen?"

Er hatte nämlich durch die vielfachen Windungen des

Weges an der Afel herein, und durch die Kreuzgänge des Hauſes die Richtung der Weltgegenden verloren.

„Jetzt werden dort auch die Sterne nieder ſcheinen, der Hollunder wird ſtille ſein, und die Waſſer werden rieſeln. Mutter und Hanna werden ſchlummern, oder ſie ſitzen noch an dem Tiſche, wo ſie das Abendmal verzehrt haben, mit ihrer Arbeit, und denken an mich, oder reden wohl gar von mir.“

Vor ſeinen jetzigen Fenſtern war wohl auch ein Waſſer, ein viel größeres, als der Bach in ſeinem Mutterthale, aber er konnte es nicht ſehen; denn ein ruhiger weißer Nebel lag darauf, der oben durch eine wagrechte, gleichſam feſte Linie abgeſchnitten war.

„Von der Stube, in welcher ich ſchlief, ſchaut jetzt Niemand nieder, um die Funken in dem regſamen Bache zu ſehen, um die Bäume zu ſehen, die herum ſtehen, oder auch die Berge, auf welche ſich die Felder empor ziehen.“

Es kam, während er ſo hinaus ſchaute, nach und nach eine kalte, ſehr feuchte Nachtluft durch die Fenſter herein. Victor ſchloß ſie alſo zu, und beſah, ehe er ſich nieder legte, auch das zweite Gemach. Es war, wie das erſte, nur daß es kein Bett hatte. Ein rußiges Bild ſah von einer Niſche nieder, darauf ein Mönch abgemalt war. Victor ſchloß auch hier das ſchmale Fenſter und ging zu ſeiner Lagerſtätte hinaus. Den Spitz hatte er unwillkürlich immer an der Schnur mit ſich geführt; nun aber löſete er den Knoten an dem Ringe, nahm ihm das Halsband ab und ſagte: „Lege dich hin, wo du willſt, Spitz, wir werden uns wechſelweiſe nicht abſperren.“

Der Hund ſah ihn an, als wollte er deutlich ſagen, daß ihm alles befremdend vorkomme, und daß er nicht wiſſe, wo er ſei.

Victor ſchloß nun auch ſeinerſeits das Schloß ſeines Zimmers zu und entkleidete ſich. Es fiel ihm während dieſer Handlung auf, daß er heute Abends in dem ganzen Hauſe nur drei Menſchen geſehen habe — und daß dieſe lauter alte geweſen ſind.

Als er ſein Nachtgebet, das er gewiſſenhaft ſeit den erſten Tagen ſeiner Kindheit immer verrichtete, geſprochen hatte, legte er ſich in das Bett. Er ließ eine Weile noch das Licht auf ſeinem Betttiſchchen brennen, bis ihm die Augenlieder zu ſchwer wurden und die Sinne zu ſchwinden begannen. Dann löſchte er die Kerze aus, und drehte ſich gegen die Wand.

Der Spitz lagerte ſich, wie gewöhnlich, zu den Füßen ſeines Bettes, that ihm nichts Leides, und beiden ermüdeten Weſen war die Nacht wie ein Augenblick.

5.

Aufenthalt.

Als Victor des andern Morgens erwachte, erſchrak er über die Pracht, die ſich ihm darſtellte. Die Griſel ſtand drüben in allen ihren Spalten funkelnd und leuchtend, und obwohl ſie in der Nacht der höchſte Berg geſchienen hatte, ſo ſtanden doch nun höhere neben ihr, die er in der Nacht nicht geſehen hatte, und die nun ſanft blau nieder ſchienen, und an vielen Stellen Schneeflecken zeigten, die ſich wie weiße Schwäne in die Spalten dukten. Alles glänzte und flimmerte durcheinander, hohe Bäume ſtanden vor dem Hauſe in einer ſolchen Näſſe, wie er ſie nie geſehen hatte, die Gräſer troffen, überall gingen breite Schatten nieder, und das Ganze erſchien noch einmal in dem See, der von jeder Flocke Nebel rein gefegt, wie der zarteſte Spiegel dahin lag. Victor hatte ſeine Fenſter aufgeriſſen und ſteckte das blühende Angeſicht zwiſchen den Eiſenſtäben hinaus. Sein Erſtaunen war außerordentlich. Mit alle dem Getümmel an Lichtern und Farben herum bildete das todtähnliche Schweigen mit dem dieſe ungeheuren Bergeslaſten herum ſtanden, den ſchärfſten Gegenſatz. Kein Menſch war zu ſehen — auch vor dem Hauſe nicht — nur einige Vögel zwitſcherten zeitweilig in den Ahornen. Welch ein Morgenlärm mochte nicht in all dieſen Höhen ſein, aber er war nicht zu vernehmen, weil ſie zu ferne ſtanden. Victor ſtreckte den Kopf, ſo weit er konnte, hinaus, um herum ſchauen zu können. Er ſah einen ziemlichen Theil des Sees. Ueberall ſchritten Wände an demſelben hin, und der Jüngling konnte durchaus nicht errathen, wo er herein gekommen war. Auch die Sonne war an einem ganz andern Orte aufgegangen, als er erwartet hatte, nämlich hinter dem Hauſe, und ſeine Fenſter waren noch im Schatten, was eben das Licht der gegenuber liegenden Wände noch erhöhte. Mit dem Monde, den er geſtern ſeiner Lichtwirkung nach höchſtens für eine ſchmale Sichel gehalten hatte, war er ebenfalls im Irrthume; denn er ſtand nun als Halbmond noch am Himmel, gegen die Zacken der Gebirge ſich nieder neigend. Victor kannte die Wirkung der Lichter in den Bergen noch nicht. Welche Fluth hätte auf die fernen Wände fallen müſſen, daß ſie ſo erleuchtet dageſtanden wären, wie der Kirchthurm ſeines Dorfes, der im Mondſcheine immer ſo ſchimmernd weiß und ſcharf in die dunkelblaue Nachtluft empor geſtanden war. Obwohl die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, ſo war doch die Luft, die zu ſeinen Fenſtern herein ſtrömte, noch ſo kalt und naß, wie er ſie zu Hauſe nicht gewohnt war; allein ſie beläſtigte ihn nicht, ſondern ſie war zugleich ſo feſt und hart, daß ſie alle ſeine Lebensgeiſter anregte.

Er trat endlich von dem Fenſter zurück, und fing an ſein Ränzlein auszupacken, um ſich anders anzukleiden, als er auf der Reiſe geweſen war; denn heute, dachte er, wird der Oheim zu ihm ſprechen, und wird ihm erklären, warum er ihn zu ſich auf dieſe vereinſamte Inſel habe kommen laſſen. Er legte reine Wäſche heraus, er bürſtete den Staub von dem zweiten Anzuge, den er außer dem Reiſekleide noch mit ſich führte, er benützte reichlich das ſpiegelklare in dem zinnenen Kruge vorhandene Waſſer, um den Reiſeſtaub von ſich zu waſchen, und zog ſich dann ſo zuſammen ſtimmend und paſſend an, wie er es in dem überreinlichen Hauſe ſeiner Ziehmutter gelernt hatte. Selbſt den Spitz, der ein ſo unwillkommener Gaſt in dieſem Hauſe war, hatte er vorher noch gekämmt und gebürſtet. Dann legte er ihm wieder das Halsband um, und knüpfte ſeine Schnur an den Ring deſſelben. Als ſie beide ganz und gar fertig waren, ſchloß er ſeine Thüre auf, und wollte in das Zimmer gehen, wo ſie geſtern Abends gegeſſen hatten, um den Oheim zu ſuchen. Als er aber auf dem Gange war, fiel ihm ein, daß er heute zum erſten Male ſein Morgengebet vergeſſen habe. Es mußte in der Wirkung der großen nie gekannten Eindrücke des heutigen Morgens geſchehen ſein. Er ging daher noch einmal in das Zimmer zurück, ſtellte ſich wieder an das Fenſter, und ſagte die einfachen Worte, die er ſich einſt heimlich und ohne daß Jemand etwas davon wußte, zu dieſem Zwecke zuſammen gedacht hatte. Dann trat er zum zweiten Male den Weg zu dem Oheime an.

Das eiſerne Gitter am Gange war nicht mehr verſperrt, er trat durch daſſelbe hindurch und fand leicht den Gang, aus welchem er geſtern in das Speiſezimmer war geführt worden — aber der Gang hatte gar keine Thür, die in ein Gemach hätte leiten können, ſondern es ſtanden in demſelben lauter alte Käſten, die er ſchon geſtern beim Schlafengehen im Kerzenſcheine geſehen hatte. Die Gangfenſter waren von unten gegen oben mit Brettern verſchlagen, nur eine kleine Oeffnung war oben frei, daß durch das Glas das Licht herein fallen konnte, gleichſam als ſcheute man die Freiheit und Klarheit des Lichtes und liebte die Finſterniß in dieſen Gängen. Da Victor ſo ſuchte, trat aus einem der Käſten die alte Frau heraus, die geſtern zum Abendeſſen die Speiſen gebracht hatte. Sie trug Taſſen und Schalen, und ging wieder in einen ſolchen Kaſten hinein. Da Victor an dem, wo ſie heraus gekommen war, näher ſchaute, entdeckte er, daß derſelbe ein verlarvtes Thürfutter ſei, und zur Hinterwand die Thür habe, durch die er geſtern zu dem Oheime hinein gegangen war, wie er an dem Ringe und Klöppel erkannte, die er geſtern beim Lichte bemerkt hatte. Er klopfte leicht mit dem Klöppel, und auf einen Laut drinnen, der wie „herein“ klang, öffnete er und ging hinein. Er gelangte wirklich in das geſtrige Speiſezimmer und traf den Oheim.

Die vielen gleichen Käſten, die ſich etwa in dem Gebäude vorgefunden hatten, ſchienen nur darum in den Gang geſtellt worden zu ſein, daß Jemand, der in unredlicher Abſicht durch eine Thür hinein gehen wollte, dieſe Abſicht nicht leicht erreiche, weil er die koſtbarſte Zeit durch Unterſuchung der wahren und falſchen Thürkäſten vergeuden mußte. Zu demſelben Zwecke größerer Sicherheit ſchienen auch die Gänge verfinſtert worden zu ſein.

Der Oheim hatte heute den grauen weiten Rock an, in dem ihn Victor geſtern an dem Eiſengitter hatte ſtehen geſehen. Er ſtand jetzt im Zimmer auf einem Schemel, und hatte einen ausgeſtopften Vogel in der Hand, von dem er mit einem Pinſel den Staub abbürſtete.

„Ich werde dir heute die Stundeneintheilung meines Hauſes geben, die durch Chriſtoph aufgeſchrieben iſt, daß du dich darnach richten kannſt; denn ich habe mein Frühſtück ſchon nehmen müſſen, weil die Zeit da war,“ ſagte er zu dem hereingekommenen Victor ohne weiteren Morgengruß oder ſonſtiger Bewillkommung.

„Ich wünſche euch einen ſehr guten Morgen, Oheim,“

ſagte Victor, „und bitte um Verzeihung, daß ich die Frühmalſtunde verſäumt habe, ich wußte ſie nicht.“

„Freilich konnteſt du ſie nicht wiſſen, Narr, und es verlangte Niemand, daß du ſie einhalteſt. Gieße dem Hunde in jenen hölzernen Trog Waſſer ein.“

Mit dieſen Worten ſtieg er von dem Schemel herunter, ging zu einer Leiter, beſtieg ſie, und ſetzte den Vogel in das obere Fach eines Glasſchreines. Für den hineingeſtellten nahm er einen andern heraus, und fing daſſelbe Bürſten mit ihm an.

Victor konnte jetzt bei Tage erſt ſehen, wie ungemein hager und verfallen der Mann ſei. Die Züge drückten kein Wohlwollen und keinen Antheil aus, ſondern waren in ſich geſchloſſen, wie von einem, der ſich wehrt, und der ſich ſelber unzählige Jahre geliebt hat. Der Rock ſchlotterte an den Armen, und von dem Kragen deſſelben ging der röthliche, runzlige Hals empor. Die Schläfe waren eingeſunken und das zwar noch nicht völlig ergraute aber aus vielen mißhelligen Farben gemiſchte Haar war ſtruppig um dieſelben herum, niemals, ſeit es wuchs, von einer liebenden Hand geſtreichet. Die Augen, die unter den herabgeſunkenen Brauen hervor gingen, hafteten auf dem kleinen Umkreiſe des todten Vogels. Der Rockkragen war an ſeinem oberen Rande ſehr ſchmuzig, und an dem Aermel ſah ein gebauſchtes Stück Hemd hervor, das ebenfalls ſchmuziger war, als es Victor je bei ſeiner Ziehmutter geſehen hatte. Und überall waren lebloſe oder verdorbene Dinge um den Mann herum. Es befanden ſich in dem Zimmer eine Menge Geſtelle, Fächer, Nägel, Hirſchgeweihe und dergleichen, an welchen allen etwas hing und auf welchen allen etwas ſtand. Es wurde aber mit ſolcher Beharrung gehütet, daß überall der Staub darauf lag, und daß ſich vieles ſchon Jahre lang nicht von dem Platze gerührt hatte. In den Halsbändern der Hunde, wovon ein ganzer Bündel da hing, war innerlich der Staub; die Falten der Tabaksbeutel waren erſtarrt und undenklich lange ſchon nicht geändert worden; die Rohre der Pfeifenſammlung klafften, und die Papiere unter den unzähligen Schwerſteinen waren gelb. Das Zimmer, welches ſtatt der Decke ein bedeutend ſpitzes Gewölbe hatte, war urſprünglich bemalt geweſen, aber die Farbe in ihren Lichtern und Schatten war in ein gleichmäßiges uraltes Dunkel übergangen. Auf dem Fußboden lag ein ausgebleichter Teppich, und nur dort, wo der Mann während des Speiſens zu ſitzen pflegte, war ein neuerer kleinerer mit blühenden Farben gelegt. Jetzt wälzten ſich eben die drei Hunde auf ihm. — Es war ein ſehr ſtarker Gegenſatz, wie Victor in dem Zimmer dieſes alten Mannes ſtand. Sein ſchönes Angeſicht blühte in faſt mädchenhafter Unſchuld, es war voll Lebensluſt und Kraft, die einfärbigen dunkeln Haare lagen gut geordnet um daſſelbe; und in ſeinem Anzuge war er ſo rein, als wäre derſelbe in dieſem Augenblicke von liebreichen Mutterhänden beſorgt worden.

Er blieb, wie er in das Zimmer getreten war, ſtehen, und ſah dem Oheime zu. Dieſer aber fuhr in ſeinem Geſchäfte fort, als wenn gar Niemand zugegen wäre. Er mußte es ſchon ſehr lange nicht verrichtet haben, und heute bei Anbruch des Tages daran gegangen ſein; denn es war bereits eine ziemliche Zahl Vögel geputzt, und die andern ſtanden noch ganz grau vom Staube hinter ihren Gläſern. Die alte Frau, welche vorhin an Victor vorüber gegangen war ohne ihn anzureden, brachte jetzt auf einem Brette ein Frühſtück herein und ſetzte es ebenfalls ſchweigend auf den Tiſch. Victor ſchloß, daß es für ihn ſei, da es eben bei ſeinem Erſcheinen gebracht worden war. Er ſetzte ſich daher dazu, und verzehrte davon ſo viel, als er Morgens zu eſſen gewohnt war; denn es ſtand auf dem Brette weit mehr, als er bedurfte. Es war ein Frühmal, wie es in England gebräuchlich iſt, von Thee und Kaffee angefangen bis zu Eiern, Käſe, Schinken und kalten Rindsbraten. Der Spitz hatte es hiebei am beſten; denn Victor gab ihm ſo viel, als er vielleicht niemals zu ſeinem Morgenmale bekommen hatte.

„Haſt du ſchon Waſſer in den Trog gegoſſen?“ fragte der Oheim.

„Nein,“ entgegnete Victor, „ich vergaß es in dem Augenblicke, aber ich thue es gleich.“

Wirklich hatte der Jüngling im Anſchauen ſeines Oheims den Wunſch deſſelben vergeſſen. Er nahm daher den großen gläſernen Krug, der mit demſelben herrlichen Quellwaſſer wie geſtern auf dem Tiſche ſtand, und goß davon einen Theil in einen kleinen hölzernen wohlgebohnten Trog, der an der Wand neben der Thür ſtand. Nachdem der Spitz getrunken hatte, ging der Oheim von ſeinem Geſchäfte weg und rief ſeine Hunde zu dem Waſſer; da aber keiner Luſt bezeigte, weil ſie wahrſcheinlich ohnehin ſchon getränkt waren, ſo drückte der Oheim an einem Stabe, der von der Wand des Troges empor ſtand, nieder, worauf ſich im Boden des Gefäßes eine metallene Platte öffnete und die Flüſſigkeit abrinnen ließ. Victor lächelte faſt über dieſe Einrichtung; denn zu Hauſe bei ihm war das alles einfacher und freundlicher: der Spitz war in freier Luſt, er trank am Bache und verzehrte ſein Eſſen unter dem Apfelbaume.

„Ich zeige dir vielleicht einmal das Bildniß deines Vaters,“ ſagte der Oheim, „daß du ſiehſt, wie ich dich gleich erkannte.“

Nach dieſen Worten ſtieg der alte Mann wieder auf die Leiter, und nahm einen neuen Vogel heraus. Victor ſtand immer in dem Zimmer und wartete, daß der Oheim mit ihm über die Angelegenheit ſeiner Herreiſe zu ſprechen beginnen werde. Aber dieſer that es nicht, und putzte ſtets an ſeinen Vögeln fort. Nach einer Weile ſagte er: „das

Mittagmal iſt genau um zwei Uhr. Stelle deine Uhr nach dieſer dort, und komme darnach.“

Victor erſtaunte und fragte: „Ihr werdet mich alſo vor dieſer Zeit gar nicht mehr zu ſprechen verlangen?“

„Nein,“ antwortete der Oheim.

„So will ich hinausgehen, um euch in eurer Zeitverwendung nicht zu ſtören, und will den See, die Berge und die Inſel betrachten.“

„Thue, was dir immer gefällt,“ ſagte der Oheim.

Victor ging eilig hinaus, allein er fand die Thür der hölzernen Treppe verſchloſſen. Daher ging er wieder zu dem Oheime zurück, und bat, daß er möchte öffnen laſſen.

„Ich werde dir ſelber aufmachen,“ ſagte dieſer.

Er ſtellte ſeinen Vogel hin, ging mit Victor hinaus, zog einen Schlüſſel aus ſeinem grauen Rocke, und ſchloß damit die Thür der Holztreppe auf, die er hinter dem Jünglinge ſogleich wieder verſperrte.

Dieſer lief die Treppe auf den Sandplatz hinab. Da hier die Fluth des Lichtes ſeinen erfreuten Augen entgegen ſchlug, wendete er ſich ein wenig um, um das Haus von außen zu betrachten. Es war ein feſtes dunkles Gebäude mit dem einzigen Geſchoße, in welchem er die heutige Nacht geſchlafen hatte. An den offenen Fenſtern erkannte er ſeine Zimmer. Denn alle anderen waren zu, und prangten vielfach mit den ſchönen Farben der Verwitterung. Sie ſtanden ſämmtlich hinter feſten ſtarken Eiſengittern. Das Hauptthor war verrammelt, und die hölzerne überdeckte Treppe zu dem Sandplatze herab ſchien der einzige Eingang zu ſein. Wie war das anders, als zu Hauſe, wo Fenſter an Fenſter offen ſtand, weiße ſanfte Vorhänge wehten, und man von dem Garten aus das luſtige Küchenfeuer flackern ſehen konnte.

Victor wendete ſeine Augen nun gegen den freien Platz, der von dem düſteren Hauſe weg ging. Er war das Freundlichſte dieſer Umgebung. Hinten an den Seiten des Hauſes hatte er hohe Bäume, dann war er mit Sand beſtreut, hatte hie und da ein Bänklein, mehrere Blumenſtellen, und lief gegen den See in einen wirklichen Blumengarten und dann in Gebüſch aus. Zu beiden Seiten waren Bäume und Geſträuche. Victor ging auf dieſem Platze herum, und Luft und Sonnenſchein thaten ihm ſehr wohl.

Dann aber ſtrebte er weiter, um die Dinge hier zu ſehen. Eine uralte Lindenallee war ihm aufgefallen, die von dem Gebäude des Oheims weiter führte. Die Bäume waren ſo hoch und dicht, daß der Boden unter ihnen feucht war, und das Gras ſich mit dem ſchönſten, zarteſten Grün färbte. Victor ging in der Mitte dieſer Allee fort. Er gelangte zu einem andern Gebäude, deſſen hohes breites Thor verſchloſſen und eingeroſtet war. Ueber dem Bogen des Thores ſtanden die ſteinernen Zeichen geiſtlicher Hoheit, Stab und Inful, nebſt den andern Wappenzeichen des Ortes. Am

Fuße des Bogens und des ganzen Holzthores war weiches dichtes Gras, zum Zeichen, daß hier lange kein menſchlicher Tritt gewandelt war. Victor ſah, daß er durch dieſe Pforte nicht in das Gebäude kommen konnte, er ging daher an demſelben außen entlang und betrachtete es. Das Mauerwerk war ein aſchgraues Viereck mit faſt ſchwarzem Ziegeldache. Die überwuchernden Bäume der Inſel waren hoch darüber hinaus gewachſen. Die Fenſter hatten Gitter, aber hinter den meiſten derſelben ſtanden ſtatt des Glaſes graue vom Regen ausgewaſchene Bretter. Es war wohl noch ein Pförtchen in dieſes Haus, aber daſſelbe war wie der Haupteingang verrammelt. Weiter zurück war eine hohe Mauer, welche wahrſcheinlich den ganzen Zuſammenhang von Gebäuden und Gärten umſchloß, und als Eingang das Eiſengitter des Oheims hatte. In einem ausſpringenden Winkel dieſer Mauer lag der Kloſtergarten, von dem aus Victor die zwei dicken aber ungewöhnlich kurzen Thürme der Kirche erblickte. Die Obſtbäume waren ſehr verwildert und hingen häufig zerriſſen darnieder. Einen Gegenſatz mit dieſer trauernden Vergangenheit machte die herumſtehende blühende ewig junge Gegenwart. Die hohen Bergwände ſchauten mit der heitern Dämmerfarbe auf die grünende mit Pflanzenleben bedeckte Inſel herein, und ſo groß und ſo überwiegend war ihre Ruhe, daß die Trümmer der Gebäude, dieſer Fußtritt einer unbekannten menſchlichen Vergangenheit, nur ein graues Pünktlein waren, das nicht beachtet wird in dieſem weithin knoſpenden und drängenden Leben. Dunkle Baumwipfel ſchatteten ſchon darüber, die Schlingpflanze kletterte mauerwärts und nickte hinein, unten blitzte der See, und die Sonnenſtrahlen feierten auf allen Höhen ein Feſt in Gold- und Silbergeſchmeide.

Victor hätte recht gerne die ganze Inſel durchgewandert, die nicht groß ſein mußte, und die er gerne erkundſchaftet hätte, aber er überzeugte ſich ſchon, daß wirklich, wie er vermuthet hatte, das ehemalige Kloſter ſammt allen Nebengebäuden und Gartenanlagen von einer Mauer umfangen war, wenn auch oft blühende Gebüſche die Steine derſelben verdeckten. Er ging wieder auf den Sandplatz zurück. Hier ſtand er eine gute Weile vor dem Gitterthore, ſah die Stäbe an und verſuchte an dem Schloſſe. Doch zu dem Oheime hinauf gehen, und ihn bitten, daß er öffnen laſſe — das vermochte er nicht, er hatte einen Widerwillen davor. Außer den zwei alten Dienern, dem betagten Chriſtoph und der alten Frau, war es wie ausgeſtorben in dem ganzen Gebäude. Er ließ daher von dem Gitter ab, und wandelte auf dem offenen Platze vorwärts gegen den See, um von dem Felſenufer, wenn hier auch eines wäre, in das Waſſer hinab zu ſchauen. Es war ein Felſenufer, und zwar, da er am äußerſten Rande draußen ſtand, ein häuſerhohes. Unten ſäumte das Waſſer ſanft den Strand; gegenüber ſtand die Griſel mit freundlichem Bergfuße, der ſeine weißen Steine und ſeine ſchimmernden Dinge im Waſſer ſpiegelte. Und wenn er auf die Bergmauern ringsum ſchaute, an denen das Waſſer dunkel, reglos und faltenlos lag, ſo war ihm, wie in einem Gefängniſſe, und als ſollte es ihm hier beinahe ängſtlich werden. Er verſuchte, ob nicht eine Stelle zum Hinunterklettern an das Waſſer zu finden wäre, aber die von Regen und Sturm gepeitſchte Wand war glatt, wie Eiſen, ja ſie ging ſogar gegen das Waſſer zu einwärts und überwölbte ſich. Wie groß müſſen erſt die Wände der Griſel ſein, dachte Victor, die ſchon von hier aus geſehen wie Paläſte empor ſteigen, während das Felſenufer der Inſel, da wir herfuhren, nur wie ein weißer Sandſtreifen erſchienen war.

Als er hier wieder eine Weile geſtanden war, ging er längs des Saumes dahin, bis er an die Einfangungsmauer an der Seite des Kloſters käme. Er kam dahin, und die Mauer ſtieg mit glattem Rande fallrecht in das Waſſer nieder. Dann wendete er um, und wandelte wieder an dem Saume fort bis er neuerdings an die Mauer an der dem Kloſter entgegenliegenden Seite käme. Aber ehe er dahin gelangte, traf er etwas anderes. Es ſtand eine gemauerte Höhlung da, wie die Thür eines Kellers, die hinter ſich abwärts gehende Stufen zeigte. Victor meinte, dies könnte eine Treppe ſein, die zum See hinab führe, um etwa Waſſer herauf zu holen. Sogleich ſchlug er den Weg hinab ein, der in der That wie eine überwölbte Kellerſtiege war, und auf unzähligen Stufen nieder führte. Er gelangte wirklich an das Waſſer, aber wie erſtaunte er, als er ſtatt eines armen Schöpfungsplatzes, wie etwa zum Begießen der Pflanzen nöthig wäre, einen wahrhaften Waſſerſaal erblickte. Da er aus dem Dunkel der Treppe heraus kam, ſah er zwei Seitenwände aus großen Quadern in den See hinaus laufen, ſteinerne Simſe an ihren Seiten führend, daß man auf ihnen neben dem Waſſerſpiegel, der den Fußboden der Halle bildete, hin gehen konnte. Oben war ein feſtes Dach, die Mauern hatten keine Fenſter, und alles Licht kam durch die gegen den See gerichtete Wand herein, die ein Gitter aus ſehr ſtarken Eichenbohlen war. Die vierte, nämlich die Rückwand, bildete der Fels der Inſel. Viele Pflöcke waren in den Grund getrieben und an manchen derſelben hing mittelſt eines Eiſenſchloſſes ein Kahn. Der Raum war ſehr groß und mußte einſt viele ſolche Kähne in ſich liegen gehabt haben, wie das vielfach abgeſchleiſte Anſehen der Eiſenringe der Pflöcke zeigte; aber jetzt waren nur mehr vier da, die ziemlich neu waren, ſehr gut gebaut, und mit Ketten und verſperrten Schlöſſern in den Ringen hingen. Das Bohlenwerk hatte mehrere Thüren zum Hinausfahren in den See, aber ſie waren alle verſchloſſen, und die Balken gingen unerſichtlich tief in das Waſſer hinab.

Victor blieb ſtehen und ſah in die grünblinkenden Lichter des Sees, die zwiſchen den ſchwarzen Balken des Eichenholzes hereinſchienen. Er ſetzte ſich dann nach einer Weile auf den Rand eines Kahnes, um mit der Hand die Wärme des Seewaſſers zu prüfen. Es war nicht ſo kalt, als er es wegen ſeiner durchſichtigen Klarheit geſchätzt hatte. Seit ſeiner Kindheit war das Schwimmen eines ſeiner liebſten Vergnügen geweſen. Als er daher gehört hatte, das Haus ſeines Oheims liege auf einer Inſel, nahm er ſein Schwimmkleid in dem Ränzlein mit, um dieſer Uebung recht oft nach zu gehen. Dies fiel ihm hier in dem Waſſerſaale augenblicklich ein, und er begann die Stellen wegen künftigen Schwimmübungen mit den Augen zu prüfen, aber er erkannte gleich die Unmöglichkeit; denn, wo die Kähne hingen, war es zu ſeicht, und wo es tiefer wurde, gingen gleich die Bohlen in das Waſſer nieder. Zum Durchkommen durch die Bohlen war ebenfalls keine Ausſicht vorhanden; denn ſie waren ſo enge an einander, daß ſich nicht der ſchlankſte Körper hätte hinaus zwängen können. Es blieb daher nichts übrig, als ſich dieſes Waſſerhaus für die Zukunft zum bloßen Badeplatze zu beſtimmen.

Zum Theile erfüllte er dieſe Abſicht gleich auf der Stelle. Er legte ſo viel von ſeinen Kleidungsſtücken ab, als nöthig war, einige Körpertheile, namentlich Schultern, Bruſt, Arme und Füße zu waſchen. Den Spitz badete er ebenfalls.

Hierauf legte er ſeine Kleider wieder an, und ſtieg die Stufen zurück empor, die er herabgegangen war. Als er ſodann an dem Ufer fort ging, traf er an das andere Ende der Einſchlußmauer. Es ging wie das erſte fallrecht in den See nieder, und war ſo aus dem Felſen heraus gebaut, daß kaum ein Kaninchen um den Mauerrand hätte herum ſchlüpfen können. Victor blieb eine Weile läſſig an dieſer Stelle ſtehen — dann war, ſo zu ſagen, ſein Tagwerk aus. Er ging auf den Sandplatz zurück, und ſetzte ſich dort auf eine Bank, um von dem Bade auszuruhen und den Spitz zu trocknen. Das Haus des Oheims, welches er nun gegenüber hatte, war, wie es am Morgen geweſen war. Nur die Fenſter des Zimmers, in welchem er geſchlafen hatte, ſtanden offen, weil er ſie ſelbſt geöffnet hatte, alles andere war zu. Niemand ging heraus, Niemand ging hinein. Die Schatten wendeten ſich nach und nach, und die Sonne, die Morgens hinter dem Hauſe geſtanden war, beleuchtete nun die vordere Seite deſſelben. Victor war es, wie er ſo da ſaß und auf die dunkeln Mauern ſchaute, als ſei er ſchon ein Jahr von ſeiner Heimath entfernt. Endlich wies der Zeiger ſeiner Uhr auf zwei. Er hob ſich daher, ging die Holztreppe empor, der Oheim öffnete ihm auf ſein Klopfen mit dem Klöppel die Stiegenthür, ließ ihn hinter ſich in das Speiſezimmer gehen, und ſofort ſetzten ſich beide zu Tiſche.

Das Mittagmal unterſchied ſich von dem geſtrigen Abendmale nur darin, daß beide, Oheim und Neffe, zuſammen aßen. Sonſt war es wie geſtern. Der Oheim ſprach wenig, oder eigentlich ſo viel, wie nichts; die Speiſen aber waren mannigfaltig und gut. Es ſtanden wieder mehrere Weine auf dem Tiſche, und der Oheim trug Victor ſogar davon an, wenn er nämlich ſchon Wein trinke; dieſer aber ſchlug das Anerbieten aus, indem er ſagte, daß er bisher immer Waſſer getrunken habe, und dabei bleiben wolle. Der Oheim ſprach auch heute nichts von dem Reiſezwecke, ſondern da das Eſſen aus war, ſtand er auf und beſchäftigte ſich mit allerlei Dingen, die in dem Gemache waren, und kramte in denſelben herum. Victor begriff ſogleich, daß er entlaſſen ſei, und begab ſich ſeiner Neigung zu Folge ins Freie.

Nachmittags, da die Hitze in dieſem Thalbecken, ſo wie Morgens die Kühle, ſehr groß war, ſah Victor, da er über den Blumenplatz ging, den Oheim auf einer Bank mitten in den Sonnenſtrahlen ſitzen. Derſelbe rief ihn aber nicht hinzu und Victor ging auch nicht hinzu.

So war der erſte Tag aus. Das Abendeſſen, wozu Victor um neun Uhr beſchieden war, endete für ihn, wie geſtern. Der Oheim führte ihn in ſeine Zimmer und ſperrte das Eiſengitter des Ganges ab.

Den alten Chriſtoph hatte Victor den ganzen Tag nicht geſehen, nur die alte Frau allein wartete bei Tiſche auf — wenn man nämlich das „aufwarten“ nennen kann, daß ſie die Speiſen brachte und forttrug. Alles andere hatte der Oheim ſelber gethan; auch die Käſe und Weine hatte er wieder eingeſperrt.

Als man des andern Morgens vom Frühſtücke aufgeſtanden war, ſagte er zu Victor: „Komme ein wenig herein da.“

Mit dieſen Worten ſchloß er eine kaum erkennbare Tapetenthür des Speiſezimmers auf, und ſchritt in ein anſtoßendes Gemach, wohin ihm Victor folgte. Das Gemach war wüſte eingerichtet, und enthielt mehr als hundert Feuergewehre, die nach Gattungen und Zeiten in Glasſchreinen waren. Hüfthörner, Waidtaſchen, Pulvergefäße, Jagdſtöcke und noch tauſenderlei dieſer Dinge lagen herum. Sie gingen durch dieſes Zimmer hindurch, dann durch das anſtoßende, das wieder leer war, bis ſie in ein drittes kamen, in dem einige alte Geräthe ſtanden. An der Wand hing ein einziges Bild. Es war rund, wie die Schilde, worauf man die Wappen zu malen pflegt, und war von einem breiten ausgeflammten und durchbrochenen Goldrahmen hohen Alters umſchloſſen.

„Das iſt das Bild deines Vaters, dem du ſehr gleich ſiehſt,“ ſagte der Oheim.

Ein blühend ſchöner Jüngling, faſt eher noch ein Knabe zu nennen, war in einem bauſchigen braunen mit Goldtreſſen beſetzten Kleide auf dem runden Schilde abgebildet. Die Malerei, obwohl kein Meiſterſtück erſten Ranges, war doch mit jener Genauigkeit und Tiefe der Behandlung begabt, wie wir ſie noch recht oft auf den Familienbildern des vorigen Jahrhunderts ſehen. Jetzt nimmt Oberflächlichkeit und Rohheit der Farbe überhand. Beſonders rein waren die Goldborden ausgeführt, die noch jetzt mit düſterem Lichte funkelten, und von den ſchneeweiß eingeſtaubten Locken und dem lieblichen Angeſichtchen, deſſen Schatten ganz beſonders rein und durchſichtig waren, ſich gut abhoben.

„Es iſt in der adeligen Schule die närriſche Sitte geweſen," ſagte der Oheim, „daß alle Zöglinge zum Andenken abgebildet, und in ſolchen runden Schildern mannigfaltig bald in Gängen, bald in Vorſälen, und gar in Zimmern aufgehängt wurden. Die Rahmen kauften ſie ſich ſelber dazu. Dein Vater iſt immer eitel geweſen und ließ ſich malen. Ich war viel ſchöner, als er, und ſaß nicht. Als die Schule einging, kaufte ich das Bild hieher."

Victor, der ſich ſeines Vaters ſo wie ſeiner Mutter gar nicht mehr erinnern konnte, da ſie ihm beide, zuerſt die Mutter und ſehr bald darauf der Vater in früheſter Kindheit weggeſtorben waren, ſtand nun vor dem Bilde deſſen, dem er das Leben verdankte. In das weiche Herz des Jünglings kam nach und nach das Gefühl, das Waiſen oft haben mögen, wenn ſie, während andere ihre Eltern in Leib und

Leben vor ſich haben, blos vor den gemalten Bildern derſelben ſtehen. Es iſt ein von einer tiefen Wehmuth reiches, und doch einen traurig ſüßen Troſt gebendes Gefühl. Das Bild wies in eine weite längſt vergangene Zeit zurück, wo der Abgebildete noch glücklich, jung und hoffnungsreich geweſen war, ſo wie der Betrachter jetzt noch jung und voll der unerſchöpflichſten Hoffnungen für dieſe Welt iſt. Victor konnte ſich nicht vorſtellen, wie vielleicht derſelbe Mann ſpäter in dunklem einfachen Rocke und mit dem eingefallenen ſorgenvollen Angeſichte vor ſeiner Wiege geſtanden ſein mag. Noch weniger konnte er ſich vorſtellen, wie er dann auf dem Krankenbette gelegen iſt, und wie man ihn, da er todt und erblaßt war, in einen ſchmalen Sarg gethan und in das Grab geſenkt habe. Das alles iſt in eine ſehr frühe Zeit gefallen, wo Victor die Eindrücke der äußeren Welt noch nicht hatte, oder dieſelben nicht für die nächſte Stunde zu bewahren vermochte. Er ſah jetzt in das ungemein liebliche, offene und ſorgenloſe Angeſichtchen des Knaben. Er dachte, wenn er noch lebte, ſo würde er jetzt auch alt ſein, wie der Oheim; aber er konnte ſich nicht vorſtellen, daß der Vater dem Oheime ähnlich ſehen würde. Da er noch lange ſtand, keimte in ihm der Entſchluß, wenn er überhaupt mit dem Oheime auf einen beſſern Fuß zu ſtehen käme, als er jetzt ſtand, daß er ihm die Bitte vortragen wolle, ihm das Bild zu ſchenken, denn dem Oheime könne ja ſo viel nicht daran gelegen ſein, da er es in dieſem ungeordneten Zimmer ganz allein auf der Wand hängen und den vielen Staub auf dem Rahmen liegen laſſe.

Der Oheim ſtand indeſſen an der Seite und ſah das Bild und den Jüngling an. Er hatte keine ſonderliche Theilnahme gezeigt, und wie Victor die erſte Bewegung machte, ſich von dem Bilde zu entfernen, ging er gleich voran, um ihn aus den Zimmern zu führen, wobei er weder von dem Bilde noch von dem Vater etwas anders ſagte, als die die Worte: „Es iſt eine erſtaunliche Aehnlichkeit.“

Als ſie wieder in das Tafelzimmer gekommen waren; ſchloß er ſorgfältig die Tapetenthür, und begann auf die gewöhnliche Weiſe in dem Gemache herum zu gehen, und in den herumliegenden und ſtehenden Sachen zu greifen, zu ſtellen und zu ordnen, woraus Victor aus Erfahrung erkannte, daß er jetzt vor der Hand nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle.

Er beſchloß daher, wieder auf die Inſel hinunter zu gehen. Die Treppenthür war abermals geſchloſſen. Victor wollte nicht zu dem Oheime gehen, daß er ihm öffne, ſondern er dachte an den Kaſten, in welchen geſtern das alte Weib mit den Schalen hinein gegangen war, und vermuthete, daß durch denſelben ein Ausweg ſein müſſe. Er fand den Kaſten bald, öffnete ihn, und ſah wirklich abwärts führende Stufen, die er einſchlug. Allein er gelangte auf denſelben nicht in das Freie, ſondern in die Küche, in welcher er Niemanden traf, als das alte Weib, welches mit der Herrichtung der vielen verſchiedenen Dinge beſchäftigt war, die zu dem Mittagsmale gehörten. Nur noch ein jüngeres beinahe blödſinnig ausſehendes Mädchen unterſtützte ſie hiebei. Victor fragte das Weib, ob ſie ihn nicht in den Garten hinaus laſſen könne.

„Freilich,“ ſagte ſie, führte ihn dieſelbe Treppe hinauf, die er herunter gekommen war, und holte den Oheim heraus, welcher ſofort öffnete und den Jüngling hinaus ließ.

Victor erkannte nun, daß die Holztreppe der einzige Ausgang ſei, und daß man den mit ſolchem Mißtrauen geſchloſſen halte, obwohl das Ganze ohnehin mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben ſei.

Der Tag verging wie der geſtrige. Victor kam um zwei Uhr zum Mittagseſſen und ging dann wieder fort. Gegen Abend ereignete ſich etwas ungewöhnliches. Victor ſah ein Schiff gegen die Inſel kommen, und gerade gegen das Waſſerbohlenwerk zu fahren, das er geſtern entdeckt hatte. Victor lief eilig die Treppen zum Waſſerhauſe hinab. Das Schiff kam herzu, das Bohlenthor wurde von Außen mit einem Schlüſſel geöffnet, und der alte Chriſtoph fuhr ganz allein in einem Kahne herein. Er hatte Lebensmittel und andere Bedürfniſſe geholt, und war deßwegen in der Hul und in Attmaning geweſen. Victor begriff nicht, da er die Ladung ſah, wie der alte Mann dieſe Menge Dinge herbei geſchafft und über den See gerudert habe. Auch war ihm leid, daß ihm die Abfahrt des alten Dieners nicht bekannt geweſen ſei, weil er ihm einen Brief mitgegeben hätte, der an die Mutter laufen ſollte. Chriſtoph fing an, die Dinge auszuladen, und die verſchiedenen Fleiſchgattungen mit Hülfe des blödſinnigen Mädchens auf einer Tragbahre in die Eisgrube zu tragen. Victor ſah hiebei ein ganz niederes eiſernes Thürchen an der Hinterſeite des Hauſes öffnen. Als er über die Treppen hinter dem Thürchen hinab ging, erblickte er im Scheine der Laterne, die man dort angezündet hatte, eine gewaltige Laſt Eiſes, auf der allerlei Verrathsdinge herum lagen, und die eine fürchterliche Kälte in dieſem Raume verbreitete. In ſpäter Dämmerung war die Arbeit des Ausladens vollendet.

Der dritte Tag verging, wie die erſten zwei. Und es verging der vierte und es verging der fünfte. Drüben ſtand immer die Griſel, rechts und links ſtanden die blaulichen Wände, unten dämmerte der See, und mitten leuchtete das Grün der Baumlaſt der Inſel, und in dieſem Grün lag wie ein kleiner grauer Stein das Kloſter mit dem Hauſe. Der Orla ließ manches blaue Stück durch die Baumzweige darauf nieder ſchimmern.

Victor war bereits an allen Stellen der Einfaſſungsmauer geweſen, auf allen Bänken des Sandplatzes oder

Gartens war er geſeſſen, und auf allen Vorgebirgen des Uferſaumes des eingefaßten Platzes war er geſtanden.

Am ſechſten Tage konnte er es nicht mehr ſo aushalten, wie es war, und er beſchloß der Sache ein Ende zu machen.

Er kleidete ſich früh Morgens ſorgfältiger an, als er es gewöhnlich that, und erſchien ſo bei dem Frühſtücke. Nachdem daſſelbe vorüber war, und er ſchon neben dem Oheime in dem Zimmer ſtand, ſagte er: „Oheim, ich wünſchte mit euch etwas zu reden, wenn ihr nämlich Zeit habt, mich anzuhören."

„Rede," ſagte der Oheim.

„Ich möchte euch die Bitte vortragen, mir in Gefälligkeit den Grund zu eröffnen, weßhalb ich auf dieſe Inſel kommen mußte, wenn ihr nämlich einen beſondern Grund hattet; denn ich werde morgen meine Abreiſe wieder antreten."

„Die Zeit bis zur Uebernahme deines Amtes dauert ja noch über ſechs Wochen," antwortete der Oheim.

„Nicht mehr ſo lange, Oheim," ſagte Victor, „nur noch fünf und dreißig Tage. Ich möchte aber noch einige Zeit, bevor ich in das Amt trete, in meinem zukünftigen Aufenthaltsorte zubringen, und möchte deßhalb morgen abreiſen."

„Ich entlaſſe dich aber nicht."

„Wenn ich euch darum bitte, und wenn ich euch erſuche, mich morgen oder, wie es euch gefällig iſt, übermorgen in die Hul hinüber führen zu laſſen, ſo werdet ihr mich entlaſſen," ſagte Victor beſtimmt.

„Ich entlaſſe dich erſt an dem Tage, an dem du nothwendig abreiſen mußt, um zu rechter Zeit bei deinem Amte eintreffen zu können," erwiederte hierauf der Oheim.

„Das könnt ihr ja nicht," ſagte Victor.

„Ich kann es wohl," antwortete der Oheim; „denn die ganze Beſitzung iſt mit einer ſtarken Mauer umfangen, die noch von den Mönchen herrührt, die Mauer hat das Eiſengitter zum Ausgange, das Niemand anderer als ich zu öffnen verſteht, und der See, welcher die fernere Grenze macht, hat ein ſo ſteiles Ufer, daß Niemand zu dem Waſſer hinunter kommen kann."

Victor, der von Kindheit an nie die kleinſte Ungerechtigkeit hatte dulden können, und der offenbar das Wort „können" im ſittlichen Sinne genommen hatte, wie es ſein Oheim im ſtofflichen nahm, wurde bei den letzteren Worten im ganzen Angeſichte mit der tiefſten Röthe des Unwillens übergoſſen, und ſagte: „So bin ich ja ein Gefangener?"

„Wenn du es ſo nennſt, und meine Anſtalten es ſo fügen, ſo biſt du einer," entgegnete der Oheim.

Victors Lippen bebten nun, er konnte vor Erregung kein Wort ſagen — dann aber rief er doch zu dem Oheime: „Nein, Oheim! das können eure Anſtalten nicht fügen, was ihr beliebig wollt; denn ich gehe an das Felſenufer hinvor, und ſtürze mich gegen den See hinunter, daß ſich mein Körper zerſchmettert.“

„Thue das, wenn du die Schwäche beſitzeſt,“ ſagte der Oheim.

Nun konnte Victor in der That keine Silbe mehr hervor bringen — er ſchwieg eine Weile und es ſtiegen in ihm Gedanken auf, daß er ſich an der Härte dieſes abſcheulichen Mannes rächen werde. Auf der andern Seite ſchämte er ſich auch ſeiner kindiſchen Drohung, und erkannte, daß ſich ſelber zu verletzen kein weſentlicher Widerſtand gegen den Mann wäre. Er beſchloß daher, ihn durch Duldung auszutrotzen. Darum ſagte er endlich: „Und wenn der Tag gekommen iſt, den ihr genannt habt, laſſet ihr mich dann in die Hul hinüber führen?“

„Ich laſſe dich dann in die Hul hinüber führen,“ antwortete der Oheim.

„Gut, ſo bleibe ich bis dahin,“ entgegnete Victor; „aber das ſage ich euch, Oheim, daß von nun an alle Bande zwiſchen uns zerſchnitten ſind, und daß wir nicht mehr in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen können.“

„Gut,“ antwortete der Oheim.

Victor ſetzte noch im Zimmer ſein Barett auf das Haupt, zerrte den Spitz, den er bei ſich hatte, an der Schnur hinter ſich her, und ging zur Thür hinaus.

Der Jüngling betrachtete ſich nun von jeder Rückſicht, die er ſonſt gegen den Oheim beobachten zu müſſen geglaubt hatte, frei, und beſchloß fortan jede Handlungsweiſe ſich zu erlauben, die ihm nicht von ſeinem Sittlichkeitsgefühle verboten, oder von den Grenzen der offenbaren Gewalt unmöglich gemacht worden wäre.

Er ging von dem Oheime in ſein Zimmer und ſchrieb dort über zwei Stunden. Dann ging er ins Freie. An der Treppenthür war von innen und von außen ein Ring, der als Klöppel diente. Wollte Victor von nun an entweder hinein oder hinaus, ſo ging er nicht mehr, wie bisher, zu dem Oheime, daß er ihm öffne, ſondern er ſtellte ſich an die Thür, und ſchlug mit dem Klöppel gegen dieſelbe. Auf dieſes Zeichen kam der Oheim allemal, wenn er in ſeinem Zimmer war, heraus und öffnete. War er ſelber im Freien, ſo ſtand die Thür ohnehin offen. Bei dem Mittagmale des erſten Tages redete Victor nichts, der Oheim fragte ihn auch nichts, und als das Eſſen vorüber war, ſtanden beide auf, und Victor ging ſogleich fort. Auf dieſelbe Weiſe war das Abendmal.

Victor ging nun daran, alle Theile des eingeſchloſſenen Raumes zu durchforſchen. Er drang in die Gebüſche, welche hinter dem Hauſe ſtanden, er ging von Baum zu Baum, und ſah jeden an, und unterſuchte ihn um ſeine Eigenſchaften und um ſeine Geſtalt. Einmal drang er durch alle Gebüſche und Schlinggewächſe, welche an der Innenſeite der Einſchlußmauer des Beſitzthumes waren, längs der ganzen Mauer dahin. Sie war, wie dumpfig und morſch ſie auch an vielen Stellen von den unſäglichen Gewächſen, die an ihr wuchſen, war, dennoch überall ganz genug und feſt genug. In dem Hauſe, in welchem er mit dem Oheime wohnte, durchſuchte er alles Treppe auf Treppe ab, Gang aus Gang ein; aber es war bei dieſen Unterſuchungen nicht viel zu finden. Ueberall, wo ſich eine Thür oder ein Thor zeigte, waren die Schlöſſer gut verſperrt, zum Theile ſtanden große ſchwere Käſten davor, in denen einſt Getreide oder dergleichen geweſen ſein mochte, und hinderten auf ewig das Oeffnen, wie ja auch die meiſten Fenſter der Gänge, wie Victor gleich am erſten Tage bemerkt hatte, bis auf einen kleinen Theil, durch den das Licht kam, mit Brettern verſchlagen waren. Außer den Gängen, die zwiſchen dem Speiſezimmer und ſeinen zwei Wohnzimmern liefen, und außer der Treppe, über welche er in die Küche hinab gelangen konnte — welche zwei Dinge er ohnehin ſchon lange kannte — entdeckte er im Hauſe ſeines Oheims nichts, als etwa die Treppe, welche einſt abwärts zu dem Ausgange geführt hatte, nun aber an einem Thor endete, das niedrig, verſchloſſen und mit Roſt bedeckt war.

Was Victor am meiſten reizte, war das alte Kloſter. Er ging an allen Seiten des grauen einſamen Viereckes herum, und eines Tages, da er in dem verfallenen Kloſtergarten war, von dem man die Thürme ſehen konnte, gelang es ihm, über eine niedere Quermauer, aus welcher er mehrere Ziegel heraus brechen konnte, in einen Zwinger zu ſteigen, und aus demſelben in innere nicht verſchloſſene Räume zu kommen. Er wanderte durch einen Gang, wo die alten Aebte aus und ein gegangen waren, abgebildet waren, aus ſchwarzen Bildern nieder ſahen, und blutrothe Namen und Jahreszahlen zu ihren Füßen hatten. In die Kirche gelangte er und ſtand an den von Gold und Silber entblößten Altären — dann war er über manche von ewigem Treten zerſchleifte Steinſchwelle in zufällig offen ſtehende Zellen gekommen, in denen es nun hallte und wo dumpfe Luft ſtand. Zuletzt war er in die Thürme geſtiegen, und hatte die ruhigen verſtaubten Glocken hängen geſehen. Als er wieder über die Quermauer in den Obſtgarten hinaus geklettert war, löſete er den Spitz, den er an einem Strunke angebunden hatte, und der indeſſen ſtille da geſeſſen war, wieder los und ging mit ihm fort.

Mehrere Tage darnach, als er mit dem Oheime den ſeltſamen Auftritt gehabt hatte, ging er einmal in das Bohlenhaus hinab, um ſich, wie er es öfters gethan hatte, mehrere Theile ſeines Körpers in dem erquickenden Waſſer zu waſchen. Als er auf den letzten Stufen ſo ſaß, und, um ſich abzukühlen, vor ſich hin ſchaute, bemerkte er in der

Tiefe des Waſſers, weil ein ganz beſonders ſchöner Tag war, oder weil er jetzt überhaupt alles ſchärfer beobachtete, daß einer der Bohlenzähne des Thores, die in das Waſſer hinab ragten, kürzer ſei, als die andern, und ſo eine Lücke bilde, durch die man vielleicht mittelſt Tauchen in den See hinaus gelangen könne. Er beſchloß auf der Stelle den Verſuch zu machen. Zu dieſem Zwecke ging er in ſeine Stube und holte ſich ſein Schwimmkleid. Da er mit demſelben zurück gekommen war, ſich ausgekühlt und entkleidet hatte, ging er der größeren Tiefe des Waſſers zu, legte den Körper längs der Fläche, tauchte vorſichtig, ſchwamm vorwärts, hob das Haupt und war außer den Bohlen. Selbſt den Spitz, welchem er die Schnur abgenommen hatte, konnte er, weil er ſchlank war, zwiſchen den Bohlen zu ſich hinaus bringen. Nun ſchwamm er freudig in großen Kreiſen aufwärts und abwärts des Bohlenthores in dem tiefen See herum. Der Spitz neben ihm. Als ſeine Kraft geſättigt war, näherte er ſich wieder der Bohlenlücke, tauchte, und kam unter die Kahnpflöcke und unter das Bohlenhaus hinein. Er kleidete ſich nach dieſem Bade an, und ging fort. Das that er nun alle Tage. Wenn die größte Hitze ſich milderte, ging er in das Schiffhaus, machte ſich ſchwimmgerecht, und ſchwamm, ſo lange es ihm gefiel, außer dem Bohlenthore herum.

Es fiel ihm wohl in dieſer Zeit ein, daß er ſeine Kleider nebſt einem Vorrathe von Brod durch die Bohlen hinaus ſchaffen, und ſie an eine Schnur gebunden ſchwimmend hinter ſich her ziehen könnte, bis er das nächſte herein gehende Ende der Anſchlußmauer umſchwommen hätte. Dort könnte er ausſteigen, in einem Verſtecke die Kleider trocknen und ſie dann anziehen. Es würde doch möglich ſein, wenn das Brod nur aushielte, eine Zeit zu erwarten, in der man ein auf dem See fiſchendes Schiffchen herzu rufen könnte. Ja ſelbſt das fiel ihm in Zeitpunkten der erregteſten Einbildungskraft ein, daß er mit einiger Anſtrengung ſeiner Körperkräfte und mit Aufrufung ſeines Geiſtes von der Inſel etwa bis an den Orlaberg hinüber ſchwimmen könnte, wo er dann durch Klettern und Wandern in die Hul hinüber kommen müßte. Es kam ihm die Ungeheuerlichkeit dieſes Wageſtückes nicht ſo ungeheuer vor, weil ja auch die Mönche einmal über den Orla in die Hul geſtiegen ſind, und noch dazu im Winter; aber das bedachte er nicht, daß die Mönche Männer waren, die das Gebirge kannten, er aber ein Jüngling ſei, der in dieſen Dingen gar keine Erfahrung beſitze. Aber wie lockend auch alle dieſe Verſpiegelungen ſein mochten, ſo konnte er doch keiner derſelben eine Folge geben, weil er dem Oheime verſprochen hatte, bis zu dem nothwendigen Tage da zu bleiben — und dieſes Verſprechen wollte er halten. Darum kam er von dem Schwimmen immer wieder unter dem Bohlenthore herein.

Außer dem Schwimmen brachte er die andere Zeit mit anderen Dingen hin. Er hatte jede und alle Stellen des eingeſchloſſenen Raumes ſchon beſucht und kennen gelernt. Er wurde nun auf das Gehen und Kommen der Lichter auf den Bergen aufmerkſam, und erkannte nach und nach die Schauer der Farben, die über ſie gingen, wenn gemach die Tageszeiten wechſelten, oder wenn die Wolken ſchneller an der blanken Decke des Himmels hin liefen. Oder er horchte durch die todten Lüfte, wenn er ſo ſaß, wenn die Sonne am Mittage ſtand, oder eben am Bergrande untergegangen war, ob er denn nicht das Gebetglöcklein der Hul hören könne — denn auf der Inſel war wirklich weder der Schlag einer Thurmuhr noch der Klang einer Glocke zu vernehmen: — aber er hörte niemal etwas, denn die grüne dichte Baumwand des größeren Theiles der Inſel war zwiſchen ſeinem Ohre und dem Klange, den er damals Abends ſo ſchön an dem Felſenufer gehört hatte. — Es waren nach lange dauernden Sternnächten — denn Victor war zur Zeit des abnehmenden Mondes gekommen — endlich auch ſehr ſchöne Mondnächte erſchienen. Victor öffnete da gerne ſeine Fenſter, und ſah, da er von Menſchen geſchieden war, das zauberhafte Flimmern und Glitzern und Dämmern auf See und Felswänden, und ſah die ſchwarzen vom Lichte nicht getroffenen Blöcke mitten in dieſer Flirrwelt wie Fremdlinge ſchweben.

Mit Chriſtoph und der alten Magd, wenn ſie ihm begegneten, redete er kein Wort, weil er es nicht für würdig hielt, da er ſchon mit dem Herrn nicht ſpreche, mit ſeinen Dienern Reden zu wechſeln.

So ging die Zeit nach und nach dahin.

Eines Tages, als er gegen fünf Uhr über den Blumenplatz gegen das Bohlenhaus zu ſchritt, um zu ſchwimmen, und wie gewöhnlich den armen Spitz an der Schnur hinter ſich herzog, redete ihn der Oheim, der nach ſeiner Art auf einer Bank in der Sonne ſaß, an, und ſagte: „Du darfſt den Hund nicht ſo an der Schnur führen, du kannſt ihn ſchon frei mit dir gehen laſſen, wenn du willſt.“

Victor warf ſeine Augen erſtaunt gegen den Mann, und ſah wenigſtens keine Unehrlichkeit in ſeinem Angeſichte, wenn auch ſonſt nichts anderes.

Am folgenden Tage ließ er den Spitz des Nachmittags verſuchsweiſe frei. Es geſchah ihm nichts, und er ließ ihn von nun an alle Tage frei mit ſich gehen.

So verfloß wieder einige Zeit.

Ein anderes Mal, als Victor eben ſchwamm, und zufällig ſeine Augen empor richtete, ſah er den Oheim in einer Thür, die ſich aus dem Dache des Bohlenhauſes öffnete, ſtehen und auf ihn herunter ſchauen. In den Mienen des alten Mannes ſchien ſich Anerkennung auszuſprechen, wie der Jüngling ſo geſchickt die Waſſerfläche theilte, und öfter mit freundlichen Augen auf den Hund ſah, der neben ihm her ſchwamm. Auch die hohe Schönheit des Jünglings war eine ſanfte Fürbitte für ihn, wie die Waſſer ſo um die jugendlichen Glieder ſpielten und um den unſchuldsvollen Körper floſſen, auf den die Gewalt der Jahre wartete und die unenträthſelbare Zukunft des Geſchickes. — — Ob ſich auch etwas Verwandtſchaftsneigung in dem alten Manne gegen das junge einzige Weſen regte, das ihm an Blut näher ſtand, als alle übrigen auf der Erde — wer kann es wiſſen? Auch ob er heute das erſte Mal, oder ſchon öfter zugeſchaut hatte, war ungewiß; denn Victor hatte früher nie gegen das Bohlenthor empor geblickt; aber am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags, als Victor über den Gartenplatz ging, den Oheim an den Blumen, der einzigen lieblichen Beſchäftigung, bei der er ihn je erblickt hatte, herum arbeiten ſah, und ohne ihn anzureden vorüber gegangen war, fand er zu ſeiner größten Ueberraſchung, da er in das Schiffhaus gekommen war, eine der Bohlenthüren offen ſtehen. Er war geneigt, dieſes Ereigniß irgend einem ihm unbekannten Umſtande zuzuſchreiben; allein am nächſten Tage und alle folgenden Tage ſtand um fünf Uhr das Bohlenhaus offen, während es den ganzen Theil des Tages immer geſperrt war.

Victor wurde durch dieſe Sachen aufmerkſam, und erkannte leicht, daß er von dem Oheime beobachtet werde.

Als er, weil die Zeit gar ſo todtlangſam hin ging, wieder einmal, was er ſeit ſeiner Gefangenſchaft aus Stolz nie gethan hatte, ſehnſüchtig an dem eiſernen Gitter der Einſchlußmauer ſtand, und ſein Angeſicht zwiſchen zwei Stäbe legte, um hinaus zu ſchauen, hörte er plötzlich in dem Eiſen ein Raſſeln; eine Kette, die er ſchon öfter an den Stäben bemerkt hatte, wie ſie empor ging und ſich in die Mauer verlor, bewegte ſich, und in dem Augenblicke fühlte er an dem ſanften Nachgeben der Stäbe auswärts, daß das Gitter offen ſei und ihn hinaus laſſe. Er ging hinaus und ging in einigen Theilen der Inſel herum. Er hätte jetzt die Gelegenheit zur Flucht benützen können, aber weil ihn der Oheim freiwillig hinausgelaſſen hatte, benützte er ſie nicht, und begab ſich wieder freiwillig in ſein Gefängniß. Bei ſeiner Annährung an das Gitter war daſſelbe zu, öffnete ſich aber, als er heran trat und ließ ihn herein, ſich hinter ihm wieder ſchließend.

Durch alle dieſe Sachen hätte Victor weicher werden müſſen, wenn der Mann nicht ſchon vorher am ſanfteſten ſein Herz dadurch gerührt hätte, daß er ihm den Spitz frei gemacht hatte.

Der Jüngling fing nun folgerechter Weiſe auch ſeinerſeits an, den Greis näher zu beobachten, und oftmals zu denken: „Wer weiß, ob er ſo hart iſt, und ob er nicht vielmehr ein unglücklicher alter Mann ſei.“

So lebten die zwei Menſchen neben einander hin, zwei Sproſſen deſſelben Stammes, die ſich hätten näher ſein ſollen, als alle andern Menſchen, und die ſich ſo ferne waren, wie keine andern — zwei Sproſſen deſſelben Stammes, und ſo ſehr verſchieden: Victor das freie heitere Beginnen, mit ſanften Blitzen des Auges, ein offener Platz für künftige Thaten und Freuden — der Andere das Verkommen, mit dem eingeſchüchterten Blicke, und mit einer herben Vergangenheit in jedem Zuge, die er ſich einmal als einen Genuß, alſo als einen Gewinn, aufgeladen hatte. In dem ganzen Hauſe lebten nur vier Perſonen: der Oheim, der alte Chriſtoph, Roſalie, ſo hieß die alte Haushälterin und Köchin, und endlich das blödſinnige auch ſchon alte Mädchen Agnes, welche Roſaliens Handlangerin war. Unter dieſen alten Menſchen und neben dem alten Gemäuer ging Victor herum, wie ein nicht hieher gehöriges Weſen. Sogar die Hunde waren ſämmtlich alt; die Obſtbäume, die ſich vorfanden, waren alt; die ſteinernen Zwerge, die Bohlen im Schiffhauſe waren alt! nur einen Genoſſen hatte Victor, der blühend war wie er, nämlich die Laubwelt, die luſtig in der Verfallenheit ſproßte und keimte.

Victor hatte ſich ſchon früher öfter mit einer Thatſache beſchäftigt, die ihn nachdenken machte. Er wußte nämlich nicht, wo ſein Oheim das Schlafzimmer habe, und konnte es trotz aller Beobachtungen nicht entdecken. Er dachte daher, vielleicht verberge er es gar aus Mißtrauen. Einmal, da der Jüngling über die Treppe in die Küche hinab gerieth, hörte er eben die Haushälterin ſagen: „Er traut ja Niemanden; wie könnte man ihm denn beibringen, daß er aus der Hul einen Menſchen in Dienſt nehme? das thut er nicht. Er raſirt ſich darum ſelbſt, daß ihm Niemand den Hals abſchneide, und er ſperrt Nachts die Hunde ein, daß ſie ihn nicht freſſen.“

An dieſe Umſtände äußerſter Hülfloſigkeit mußte Victor nun immer denken, und dies um ſo mehr, als ſich gerade jetzt gegen ihn mildere Zeichen einſtellten. Die eiſerne Gitterthür im Gange zu ſeinem Schlafzimmer wurde nicht mehr geſperrt, das Bohlenthor ſtand zur Schwimmzeit regelmäßig offen, und zum eiſernen Hauptgitter der Mauer hatte Victor ſtatt eines Schlüſſels ein Pfeifchen von dem Oheime empfangen, auf deſſen Pfiff das Gitter ſich öffnete; denn es war nicht wie gewöhnlich zu ſperren und zu öffnen, ſondern durch eine Vorrichtung von einem Zimmer des Oheims aus, man wußte nur nicht, von welchem.

Die erſten ordentlichen Unterredungen zwiſchen den zwei Verwandten wurden durch eine ſeltſame Veranlaſſung eingeleitet, man könnte ſagen: aus Neid. Da nämlich eines Abends Victor von einem Streifzuge durch die Inſel, wie er ſie jetzt öfters machte, in Begleitung aller vier Hunde zurück kam — auch der des Oheims; denn ſie hatten ſich ſchon länger an ihn angeſchloſſen und waren in ſeiner und des Spitzes Geſellſchaft luſtiger und rühriger geworden, als ſie es früher geweſen waren — ſagte der Oheim, der zufälliger Weiſe noch in dem Garten war, und dieſes ſah: „Dein Spitz iſt auch weit beſſer, als meine drei Beſtien, denen nicht zu trauen iſt. Ich weiß nicht, wie ſie ſich ſo an dich hängen?“

Dem Jünglinge fuhren auf dieſe Rede die Worte, weil ſie ihm ſo nahe lagen, aus dem Munde: „Habt ſie nur lieb, wie ich den Spitz, und ſie werden auch ſo gut ſein.“

Der Mann ſah ihn mit ſonderbar forſchenden Augen an, und ſagte gar nichts auf dieſe Rede. Aber ſie wurde der Anker, an den Abends bei Tiſche andere Geſpräche über andere Gegenſtände angeknüpft wurden. Und ſo ging es dann weiter, und Oheim und Neffe ſprachen jetzt wieder mit einander, wenn ſie zuſammen kamen, was namentlich bei den drei Mahlzeiten des Tages der Fall war.

Beſonders lebhaft wurde Victor einmal, da ihn der Greis zufällig oder abſichtlich veranlaßte, von ſeiner Zukunft und von ſeinen Plänen zu reden. Er werde jetzt in ſein Amt eintreten, ſagte Victor, werde arbeiten; wie es nur ſeine Kraft vermag, werde jeden Fehler, den er antreffe, verbeſſern, werde ſeinen Obern alles vorlegen, was zu ändern ſei, werde kein Schleudern und keinen Unterſchleif dulden — in freien Stunden werde er die Wiſſenſchaften und

Sprachen Europas vernehmen, um ſich auf künftige Schriftſtellerarbeiten vorzubereiten, dann wolle er auch das Kriegsweſen kennen lernen, um in dem höheren Staatsdienſte einmal den ganzen Zuſammenhang überſchauen zu können, oder in Zeiten der Gefahr ſelbſt zu Feldherrndienſten tauglich zu ſein. Wenn er ſonſt noch Talent habe, ſo möchte er auch die Muſen nicht ganz vernachläſſigen, ob ihm vielleicht etwas gelänge, was ſein Volk zu begeiſtern und zu entflammen vermöge.

Der Oheim hatte während dieſer Rede Kügelchen aus Brod gedreht, und hatte lächelnd mit den ſchmalen, zuſammen gekniffenen Lippen zugehört.

„Wenn du nur das alles zuſammen bringſt," ſagte er, „jetzt kannſt du ſchon gut ſchwimmen, das heißt, ziemlich gut; ich habe dir geſtern wieder eine Weile zugeſchaut — aber der Bogen der rechten Hand iſt noch ein wenig zu kurz, es iſt, als zögeſt du die Hand zurück, und die Fußbewegung iſt auch noch zu heftig. — Willſt du denn nicht auch einmal zu jagen verſuchen? Verſtehſt du ein Gewehr los zu ſchießen und zu laden? Ich gebe dir ein Paar aus meiner Gewehrkammer, und du kannſt damit durch die ganze Inſel herum gehen."

„Freilich verſtehe ich ein Feuergewehr zu behandeln," antwortete Victor, „aber die Singvögel, die ich hier ſehe, mag ich nicht ſchießen; denn ſie erbarmen mir zu viel, und auf der ganzen Inſel ſehe ich nur veraltete Obſtbäume und junges darüber wachſendes Waldlaub, da wird ſchwerlich ein Fuchs oder ein anderes ſchießbares Wild ſein.“

„Du wirſt ſchon finden, nur muß man das Suchen verſtehen.“

Mit dieſen Worten trank der Oheim ſeinen Wein aus, aß ſein Zuckerwerk und ließ den Gegenſtand fallen. Hierauf gingen ſie bald ſchlafen. Victor wurde jetzt nicht mehr, wie in den erſten Tagen von ſeinem Oheime in das Schlafgemach geleitet, ſondern, ſeit das Schlafgitter nicht mehr geſperrt wurde, zündete er ſich nach Beendigung des Males ein Licht an, wünſchte dem Oheime gute Nacht, und verfügte ſich mit dem Spitz, der jetzt auch in Eintracht mit den andern Hunden aß, in ſeine zwei Gemächer.

In dieſen Verhältniſſen verging endlich alle Zeit, die Victor nach dem eigentlich erzwungenen Vertrage noch auf der Inſel zu verleben gehabt hatte. Er war nie in Verſuchung gekommen, etwas über dieſe Sachlage zu ſagen, weil er zu ſtolz dazu war. Aber als der letzte Tag vergangen war, den er noch da ſein konnte, um dann zu rechter Zeit in ſein Amt einzutreffen, pochte ihm das Herz in dem Leibe. Man war mit dem Abendmale fertig. Der Oheim war aufgeſtanden und kramte in allerlei Papieren, und ſchob ſie nach Art des Alters mit ungeſchickten Händen durcheinander. Dann legte er ſie aber ſammt und ſonders in einen Winkel und ließ ſie dort liegen. Victor ſah ſchon aus dem ganzen Benehmen, daß der Greis nichts mehr über den Gegenſtand ſagen werde, er nahm daher ſein Licht und begab ſich zu Bette.

Das Frühſtück wurde am andern Tage mit derſelben Langſamkeit verzehrt, wie bisher immer. Victor hatte auf ſeiner Stube ſein Ränzlein vollſtändig gepackt, und ſaß jetzt auf ſeinem Frühmalſtuhle und wartete, was der Oheim beginnen werde. Der alte Mann, der mit dem ſchlotternden grauen Rocke angethan war, ſtand auf und ging ein paar Mal die Tapetenthür ein und aus. Dann ſagte er zu Victor: „Du wirſt dieſer Tage, heute oder morgen, fort wollen?“

„Heute, Oheim, muß ich fort, wenn ich nicht zu ſpät kommen ſoll,“ antwortete Victor.

„Du kannſt ja draußen in Attmaning Fahrgelegenheit nehmen.“

„Das iſt ſchon eingerechnet, das muß ich ohnehin thun,“ ſagte Victor; „denn da ihr nichts über die Sache erwähntet, habe ich bis zu dem letzten Augenblicke gewartet.“

„Du mußt alſo heute,“ ſagte der Greis zögernd, — „du mußt — wenn du alſo mußt, ſo ſoll dich Chriſtoph überführen, wie ich es geſagt habe. Sind deine Habſeligkeiten ſchon in Ordnung.“

„Ich habe bereits geſtern alles eingepackt.“

„Geſtern haſt du ſchon eingepackt — — und freuſt dich alſo ſehr — ſo, ſo, ſo! — — Ich wollte doch noch etwas zu dir ſagen — — was wollte ich ſagen? — — Höre Victor!"

„Was, Oheim?"

„Ich denke — und meine — wenn du es nun verſuchteſt, wenn du freiwillig noch ein wenig bei einem alten Manne bliebeſt, der Niemanden hat."

„Wie kann ich denn?"

„Deinen Urlaub hätte ich da — warte, in den Pfeifentiſch, glaube ich, habe ich ihn gelegt."

Mit dieſen Worten ſchob der Oheim nun mehrere Fächer an dem Tiſche und Schreine, auf denen die Pfeifen und Beutel waren, aus und ein, bis er aus einem ein Papier hervor zog und es an Victor hin reichte.

„Siehſt du da."

Der Jüngling war im höchſten Grade erſtaunt und verlegen; denn das Papier war in der That ein Urlaub auf unbeſtimmte Zeit.

„Du kannſt es nun halten, wie du willſt," ſagte der Oheim. „Ich laſſe dich ſogleich überführen — aber ich habe dich erſucht, noch ein wenig da zu bleiben, ob wir vielleicht gut mit einander lebten. Du kannſt während der Zeit in die Hul, oder wohin es dir ſonſt gefällt, fahren, und wenn du endlich abreiſen willſt, ſo kannſt du abreiſen."

Victor wußte nicht, wie ihm war. Er hatte lange auf den heutigen Tag gewartet — nun ſah er den merkwürdigen

Mann, den er eigentlich haßte, vor ſich flehen und bitten. Das alte eingeſchrumpfte Angeſicht kam ihm unſäglich verlaſſen vor — ja es war ihm, als zittere ſogar irgend ein Gefühl darinnen. Das gute, ſchöne Herz, das der Jüngling immer gehabt hatte, regte ſich in ihm. Nur einen Augenblick ſtand er, dann ſagte er mit der Offenheit, die ihm eigen war: „Ich will gerne noch eine Zeit da bleiben, Oheim, wenn ihr es wünſcht und nach Einſicht und Gründen für gut erachtet.“

„Ich habe keinen andern Grund, als daß du noch ein wenig da ſeiſt,“ ſagte der alte Mann.

Dann nahm er das Papier, welches den Urlaub enthielt, von dem Tiſche, und legte es, nachdem er drei Fächer verſucht hatte, in ein viertes, in dem Steine ſtaken.

Victor, der heute Morgens nicht ahnend, daß ſich die Sache ſo entwickeln werde, ſeine Zimmer verlaſſen hatte, begab ſich nun in dieſelben zurück, und packte langſam ſein Ränzlein aus. Er war nun doppelt ungewiß und doppelt geſpannt, wohin das alles ziele und was das ſei, daß der Oheim ſich eigens Mühe gegeben habe, ihm ſchon einen Urlaub auszuwirken, ehe er noch in das Amt eingerückt ſei. — Einen Augenblick zuckte es in ihm durch das Haupt: wie? wenn es Zuneigung wäre, wenn der Mann doch ein lebendiges menſchliches Weſen lieber hätte, als die todte ſtarre Fülle von Dingen und Kram, womit er ſich umringte?

Aber dann fiel ihm ein, mit welcher Gleichgültigkeit der Greis das Papier von dem Tiſche weggenommen, und ein Fach geſucht habe, in das er es verbergen könne. Victor hatte überhaupt ſchon länger bemerkt, daß der Oheim nie ein Ding wieder in die nämliche, ſondern ſtets in eine neue Lade lege. Und bei dem Herumſuchen hatte er den Jüngling nicht beobachtet, und ihn hinaus gehen laſſen, ohne ihn anzureden.

So war er alſo wieder da.

In dem Hauſe hatte der Oheim ein Bücherzimmer, aber er las ſeit Langem nichts mehr, ſo daß Staub und Motten in den Werken waren. Zu dieſem Zimmer gab er Victor den Schlüſſel, und dieſen freute die Sache ſehr. Er hatte nie eine Bücherſammlung geſehen, außer den öffentlichen der Stadt, in denen er aber, wie es begreiflich iſt, nicht herum ſuchen durfte. Er merkte ſich den Gang, und ging oft in das Zimmer. Er ſtellte die Leiter an alle Fächer, putzte zuerſt alle Bücher, und dann las und betrachtete er die Dinge, wie ſie ihm in die Hand kamen und wie ſie ihn anzogen.

Großes Vergnügen gewährte es ihm auch, wenn er auf die Diele des Bohlenhauſes gehen, und aus der Thür, von der ihm der Oheim zugeſchaut hatte, in den See hinab ſpringen konnte. Die Mönche hatten die Thür und die Diele gehabt, um Dinge aus dem Schiffe gleich aufziehen zu können, die ſonſt ſchwer über die Treppe empor zu bringen geweſen waren. Aus dem Büchſenſchranke des Oheims hatte er ſich doch ein ſchönes altdeutſches Gewehr heraus genommen, und freute ſich es zu putzen, und trotz ſeiner Ungefügigkeit los zu ſchießen. Seit Langem mochten das wieder die erſten Knalle auf der Inſel ſein, welche den Widerhall der Berge erweckten. Chriſtoph hatte dem Jünglinge einen finſtern Gang gezeigt, durch welchen man gleich aus dem Hauſe des Oheims in das Kloſter hinüber gehen konnte. Auch hatte er dem Jünglinge manche Räume aufgeſperrt, die ſonſt immer verſchloſſen waren. Er zeigte ihm den großen Saal, in welchem goldene Leiſten und Verzierungen waren, die Fenſter weiß, grau und blau bemalt ſchimmerten, lange hölzerne Bänke an der Wand hin liefen, auf denen die Mönche geſeſſen waren, und ein ungemein großer Ofen ſtand, in welchem die einzelnen Täfelchen bunt eingebrannte Heiligenbilder und Geſchichten enthielten. Er zeigte ihm das Kapitelzimmer, wo berathen wurde, und jetzt nur mehr die ſchlichten rohen Holzbänke ſtanden, und wenige dagelaſſene, werthloſe Bilder hingen. Er zeigte ihm die leere Schatzkammer, er zeigte ihm die Sakriſtei, wo die Fächer der Kelche offen ſtanden und nichts als die verſchoſſene einſt dunkelrothe Ausfütterung zeigten, und wo die Laden, einſt der Aufbewahrungsort der Paramente, nun Staub enthielten. Zurück gingen ſie durch die Kirche, die Kreuzgänge und die Sommerabtei, wo noch manch ſchönes Bild, manche Holz-

und Steinverzierung unberührt ſtarrte, weil man deren Werth nicht gekannt hatte, als man die Dinge aus dieſer Gotteswohnung fortſchaffte.

Nicht blos in den Gebäuden und auf der ganzen Inſel durfte Victor herum gehen, und alles unterſuchen, ſondern der Oheim bot ihm auch an, daß er ihn in einem Kahne an alle Punkte des Sees fahren laſſen wolle, wohin er nur verlange. Der Jüngling hatte wenig Gebrauch davon gemacht, weil er eigentlich, der nie in dem hohen Gebirge geweſen war, nicht wußte, wie er die Schätze deſſelben heben ſoll, daß ſie ihm freude- und gewinnbringend würden. Er fuhr nur ſelber zweimal zu dem Orla hinüber, und ſtand an dem Ufer und ſah die hohen grauen und zeitweiſe flimmernden Wände an.

Trotz allem begann ſich allgemach in Victor die Reue zu regen, daß er wieder da geblieben ſei; namentlich da er nicht Zweck und Urſache des ganzen Verfahrens zu ermitteln im Stande war.

„Ich werde dich doch nun bald fort laſſen,“ ſagte der Oheim eines Tages nach dem Mittagstiſche, da eben ein prachtvolles Gewitter über die Griſel ging und den rauſchenden Regen wie Diamantengeſchoße in den See nieder ſandte, daß er ſich in kleinen Sprüngen regte und wallte. Sie waren aus der Urſache dieſes Gewitters etwas länger bei dem Tiſche ſitzen geblieben.

Victor antwortete auf die Rede gar nichts, ſondern horchte, was ferner kommen würde.

„Es iſt zuletzt doch alles vergeblich,“ hob der Oheim wieder mit langſamer Stimme an, „es iſt doch vergeblich — Jugend und Alter taugen nicht zuſammen. Siehe, du biſt gut genug, du biſt feſt und aufrichtig, und biſt mehr, als dein Vater in dieſen Jahren war. Ich habe dich die Zeit her beobachtet und man dürfte vielleicht auf dich bauen. Du haſt einen Körper, den die natürliche Kraft ſtark und ſchön gemacht hat, und du übſt gerne die Kraft, ſei es, daß du unter den Felſen herum gehſt, oder in der Luft wanderſt, oder in dem Waſſer ſchwimmſt — — aber was hilft das Alles! Es iſt für mich ein Gut, das weit, ja ſehr weit jenſeits aller Räume liegt. Mir ſagte ſchon immer die heimliche Stimme: du wirſt es nicht erreichen, daß ſein Auge auf dich ſchaut, du wirſt das Gut ſeines Herzens nicht erlangen, weil du es nicht geſäet und gepflanzt haſt. Ich erkenne, daß es ſo iſt. Die Jahre, die da zu nützen geweſen wären, ſind nun vorüber, ſie neigen jenſeits der Berge hinunter, und keine Gewalt kann ſie auf die erſte Seite herüber zerren, auf der nun ſchon die kalten Schatten ſind. Darum gehe nur zu dem alten Weibe, von dem du kaum mehr einen Brief erwarten kannſt — gehe hin und ſei dort heiter und freudig.“

Victor war im äußerſten Maße betroffen. Der Greis ſaß gerade ſo, daß die Blitze in ſein Antlitz leuchteten, und manchmal war es in dem dämmerigen Zimmer, als ob das Feuer durch die grauen Haare des Mannes flöße und ein rieſelndes Licht über ſeine verwitterten Züge ginge. War dem Jünglinge früher das inhaltloſe Schweigen und die todte Gleichgültigkeit an dem Manne öde und bekümmernd geweſen, ſo war er nun durch dieſe Aufregung um ſo ergriffener. Der Alte hatte ſeinen langen Körper in dem Lehnſtuhle aufgerichtet, und er zeigte faſt tiefe Bewegung. Eine Weile antwortete der Jüngling nichts auf die Rede des Oheims, die er mehr ahnte, als verſtand. Dann aber ſagte er: „Ihr habt von Briefen geredet, Oheim; ich bekenne aufrichtig, daß es mich ſchon ſehr unruhig gemacht, daß ich auf die mehreren Briefe, die ich nach Hauſe ſandte, noch immer keine Antwort habe, obwohl Chriſtoph ſchon mehr als zwanzigmal, ſeit ich hier bin, in der Hul und in Attmaning draußen geweſen iſt.“

„Ich wußte es wohl,“ antwortete der Oheim, „aber du kannſt gar keine Antwort erhalten.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich es ſo eingerichtet, und mit ihnen verabredet habe, daß ſie dir, ſo lange du hier biſt, nicht ſchreiben. Sie ſind im Uebrigen, wenn du bekümmert ſein ſollteſt, alle wohl und geſund.“

„Das iſt nicht gut, Oheim, daß ihr das gethan habt,“

ſagte Victor ergriffen, „die Worte, welche mir meine Ziehmutter in einem Briefe geſchickt hätte, hätte ich ſehr gerne empfangen.“

„Sieſt du, wie du das alte Weib liebſt,“ ſagte der Oheim, „ich habe es immer gedacht!“

„Wenn ihr Jemanden liebtet, ſo würde euch wieder Jemand lieben,“ antwortete Victor.

„Dich hätte ich geliebt,“ ſchrie der Greis heraus, daß Victor faſt erzitterte. Es war einige Augenblicke Stille.

„Und der alte Chriſtoph liebt mich,“ fuhr er fort, „und vielleicht auch die alte Magd.“

„Was ſchweigſt du denn?“ ſagte er nach einiger Zeit zu dem Jünglinge — „wie ſieht es denn mit der Gegenliebe aus? nun ſo rede einmal.“

Victor ſchwieg und wußte kein einziges Wort heraus zu bringen.

„Siehſt du,“ ſagte der Greis wieder, „ich habe es ja gewußt. Sei nur ruhig, es iſt alles gut, es iſt ſchon gut. Du willſt fort, und ich werde dir ein Schiff geben, daß du fort kannſt. — So lange wirſt du doch warten, bis der Regen vorüber iſt?“

„So lange und noch länger, wenn ihr Ernſtliches mit mir zu reden habt,“ ſagte der Jüngling, „aber das werdet ihr doch erkennen müſſen, daß keine bloße bittere Willkür einen Menſchen binden könne. Es iſt doch ſeltſam, wenn man das geringſte Wort dafür wählen ſoll, daß ihr mich Anfangs auf dieſer Inſel gefangen hieltet, auf die ihr mich zuvor gerufen habt, und auf die ich im Vertrauen kam, weil ihr es verlangtet, und weil der Vormund und die Mutter mir es ans Herz legten. Ferner iſt es ſeltſam, daß ihr mich von den Briefen meiner Mutter abſchneidet, und noch ſeltſamer iſt es, was vielleicht voher vorgefallen iſt, vielleicht nicht.“

„Du redeſt, wie du es verſtehſt,“ antwortete der Oheim, indem er den Jüngling lange anſah. „Dir mag manches herbe erſcheinen, deſſen Ziel und Ende du nicht begreifſt. Es iſt da nichts ſeltſames in dem, was ich that, ſondern es iſt klar und deutlich. Ich wollte dich ſehen, weil du einmal mein Geld erbſt, und ich wollte dich deßhalb lange ſehen. Es hat mir Niemand ein Kind geſchenkt, weil alle Eltern die ihrigen ſelber behalten; wenn einer meiner Bekannten geſtorben iſt, bin ich irgend wo anders hin gezogen, und endlich kam ich auf dieſe Inſel, deren Grund und Boden ſammt dem Hauſe, das einmal das Gerichtshaus der Mönche geweſen iſt, ich erworben habe, und wo ich Gras und Bäume wachſen laſſen wollte, wie ſie wuchſen, um unter ihnen herum zu wandeln. Ich wollte dich ſehen. Ich wollte doch deine Augen, deine Haare, deine Glieder, und wie du ſonſt biſt, ſehen, ſo wie man einen Sohn anſieht. — Ich mußte dich daher allein haben und feſt halten. Wenn ſie dir immer ſchreiben, ſo halten ſie dich in derſelben ſüßlichen Abhängigkeit, wie bisher. Ich mußte dich in die Sonne und in die Luft hervor reißen, ſonſt wirſt du ein weiches Ding, wie dein Vater, und wirſt, wie er, ſo nachhaltlos, daß du das verräthſt, was du zu lieben meineſt. Du biſt wohl ſtärker geworden, als er, du ſtößeſt mit deinen Waffen wie ein junger Habicht zu; das iſt ſchon recht, ich lobe es: aber du ſollteſt doch dein Herz nicht an bebenden Weibern üben, ſondern an Felſen — und ich wäre eher ein Fels, als etwas anders. Daß ich dich ſo feſt gehalten habe, mußte ſein; wer zuweilen nicht den Steinblock der Gewaltthat ſchleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weiſeſt bei Gelegenheit die Zähne, und haſt doch ein gutes Herz. Das iſt recht. Du wäreſt endlich doch ein Sohn geworden, es hätte dich hingeriſſen mich zu achten und zu lieben — und wenn du das gethan hätteſt, dann wären dir die andern zahm und klein geweſen, die auch an mir nie bis zum Innern dringen konnten. Aber ich erkannte, daß, bis du dahin kämeſt, eher hundert Jahre vergingen, und darum gehe, wohin du willſt, es iſt alles aus. — — Wie oft habe ich dich verlangt, daß ſie dich ſenden ſollen, ehe ſie es thaten. Dein Vater hätte dich mir geben ſollen — aber er hat gemeint, ich ſei ein Raubthier, das dich zerriſſe; ich hätte dich eher zu einem Adler gemacht, der die Welt in ſeinen Fängen hält, und ſie auch, wenn es ſein muß, in den Abgrund wirft. Allein er hat zuerſt das Weib geliebt, dann hat er es verlaſſen, und war doch nicht ſtark genug, daſſelbe auf immer von hinnen zu thun, ſondern er dachte ſtets an daſſelbe, und ſteckte dich, da er ſtarb, unter die Flügel deſſelben, daß du faſt eine Henne würdeſt, um Küchlein zu locken, und nur zu kreiſchen, wenn ein Pferdehuf eins zertritt. Schon dieſe wenigen Wochen bei mir biſt du mehr geworden, da du gegen Gewalt und Druck ankämpfen mußteſt, und du würdeſt immer mehr werden. Ich habe verlangt, daß du den Weg zu Fuße hieher macheſt, daß du die Luſt, die Müdigkeit, die Selbſtbezwingung ein wenig kennen lerneſt. Was ich nach dem Tode deines Vaters Hippolyths thun konnte, that ich, du wirſt es gleich ſpäter hören. Ich ließ dich auch zu dem Zwecke zu mir kommen, daß ich dir nebſt Andern, was du hier ſollteſt, einen guten Rath gäbe, den dir weder der Federmann, dein Vormund, noch das Weib geben können, und den du dann beliebig befolgen kannſt, oder nicht. Weil du vielleicht heute noch, gewiß aber morgen fort gehen willſt, will ich dir den Rath ſagen. Höre mich. Du haſt alſo im Sinne in ein Amt zu treten, das ſie dir verſchafften, damit du dein Brod haſt und verſorgt biſt?"

„Ja, Oheim."

„Siehſt du, und ich habe dir ſchon einen Urlaub ausgewirkt. Wie nöthig mußt du alſo ſein, und wie wichtig das Amt, das unausgefüllt auf dich warten kann. Einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit habe ich hier. Ich kann jeden Augenblick einen Abſchied haben, ſobald ich nur will. Das Amt bedarf alſo nicht deiner einzelnen beſtimmten Fähigkeiten, ja es harrt ſchon einer, der nach deinem Austritte das Amt braucht. Du kannſt auch jetzt noch in der That gar nichts leiſten, was wirklich des Antrittes eines Amtes werth wäre, da du kaum ein Jüngling geworden biſt und kaum erſt ein Sandkorn von der Erde bekommen haſt, daß du es kennen lerneſt — und du kennſt es noch nicht einmal. Wenn du alſo jetzt einträteſt, ſo könnteſt du höchſtens etwas wirken was Niemand frommt, und was dir doch langſam das Leben aus dem Körper frißt. Ich wüßte dir etwas Anderes. Das Größte und Wichtigſte, was du jetzt zu thun haſt, iſt: heirathen mußt du.“

Victor richtete ſein klares Auge gegen ihn, und fragte: „Was?!“

„Heirathen mußt du — eben nicht auf der Stelle, aber jung mußt du heirathen. Ich werde dir das zeigen. Jeder iſt um ſein ſelbſt willen da. Das ſagen wohl nicht alle, aber ſie handeln alle ſo. Und die es nicht ſagen, deren Handlungen ſind oft deſto ungeſchlachter ſelbſtſüchtig. Das wiſſen die auch recht gut, die ſich dem Amte widmen; denn das Amt iſt ihnen der Acker, welcher Früchte geben ſoll. Jeder iſt ſeiner ſelbſt willen da; aber nicht jeder kann es machen;

daß er da iſt, und mancher ſtreckt ſein Leben für etwas dahin, das weniger iſt, als ſieben Pfennige. Der Mann, der zu deinem Schutze aufgeſtellt iſt, meinte gut zu ſorgen, wenn er bei Zeiten dein junges Blut einpferche, ganz allein dazu, damit du immer ſatt zu eſſen und zu trinken habeſt; das Weib in ihrer kleinen Gutherzigkeit darbte ein Sümmchen zuſammen, ich weiß ſogar genau, wie groß es iſt, ein Sümmchen, wofür du dir auf einige Zeit Strümpfe anſchaffen kannſt. Sie hat es wohl gut gemeint, wohl am beſten; denn ſie iſt in ihrem Willen vortrefflich. Aber was ſoll das alles? — — Jeder iſt um ſein ſelbſt willen da, aber nur dann iſt er da, wenn alle Kräfte, die ihm beſchieden worden ſind, in Arbeit und Thätigkeit geſetzt werden — denn das iſt Leben und Genuß — und wenn er daher dieſes Leben ausſchöpft bis zum Grunde. Und ſobald er ſo ſtark iſt, ſeinen Kräften allen, den großen und kleinen, nur allen, dieſen Spielraum zu gewinnen, ſo iſt er auch für andere am beſten da, wie er nur immer da zu ſein vermochte, wie es ja gar nicht anders ſein kann, als daß wir auf die wirken, die rings um uns gegeben ſind; denn Mitleid, Antheil, Hülfreichigkeit ſind ja auch Kräfte, die ihre Thätigkeit verlangen. Ich ſage dir ſogar, daß die Hingabe ſeiner ſelbſt für andere — ſelber in den Tod — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gerade nichts anders iſt, als das ſtärkſte Aufplatzen der Blume des eigenen Lebens. Wer aber in ſeiner Armuth nur eine Lebenskraft einſpannt, um nur eine einzige Forderung zu ſtillen, etwa gar die des Hungers, der iſt für ſich ſelber in einer einſeitigen und kläglichen Verrückung, und er verdirbt die, die um ihn ſind. — O Victor, kennſt du das Leben? kennſt du das Ding, das man Alter heißt?“

„Wie ſollte ich, Oheim, da ich noch ſo jung bin?“

„Ja du kennſt es nicht, und kannſt es auch nicht kennen. Das Leben iſt unermeßlich lange, ſo lange man noch jung iſt. Man meint immer, noch recht viel vor ſich zu haben, und erſt einen kurzen Weg gegangen zu ſein. Darum ſchiebt man auf, ſtellt dieſes und jenes zur Seite, um es ſpäter vorzunehmen. Aber wenn man es vornehmen will, iſt es zu ſpät, und man merkt, daß man alt iſt. Darum iſt das Leben ein unabſehbares Feld, wenn man es von ferne anſieht, und es iſt kaum zwei Spannen lang, wenn man am Ende zurück ſchaut. Auf dem Felde zeitigen ſo manche andere Früchte, als man zu ſäen geglaubt hat. Es iſt ein ſchillernd Ding, das ſo ſchön iſt, daß man ſich gerne hinein ſtürzt, und meint, es müſſe ewig währen — — und das Alter iſt ein Dämmerungsfalter, der recht unheimlich um unſere Ohren weht. Darum möchte man die Hände ausſtrecken, um nicht fort zu müſſen, weil man ſo viel verſäumt hat. Wenn ein uralter Mann auf einem Hügel mannigfaltiger Thaten ſteht, was nützt es ihm? Ich habe vieles und allerlei gethan, und habe nichts davon. Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man nicht ein Daſein erſchaffen hat, das über dem Sarge noch fort dauert. Um wen bei ſeinem Alter Söhne, Enkel und Urenkel ſtehen, der wird oft tauſend Jahre alt. Es iſt ein vielfältig Leben derſelben Art vorhanden, und wenn er fort iſt, dauert das Leben doch noch immer als daſſelbe, ja man merkt es nicht einmal, daß ein Theilchen dieſes Lebens ſeitwärts ging, und nicht mehr kam. Mit meinem Tode fällt alles dahin, was ich als ich geweſen bin — — — —. Darum mußt du heirathen, Victor, und mußt ſehr jung heirathen. Darum mußt du auch Luft und Raum haben, um alle deine Glieder rühren zu können. Dafür nun habe ich geſorgt, weil ich wußte, daß es alle jene nicht konnten, denen man dich anvertraut hat. Nach dem Tode deines Vaters nahm man mir die Macht, und ich habe doch beſſer geſorgt, als die andern. Ich habe mich daran gemacht, dein Gut zu retten, das ſonſt verloren war. Staune nicht, ſondern höre mich lieber. Wozu ſoll dir auch das Sümmchen deiner Mutter, oder die ewige Verſorgung deines Vormundes? Zu nichts, als daß du zerknickt und verkümmert würdeſt. Ich bin geizig geweſen, aber vernünftiger geizig, als mancher freigebig iſt, der ſein Geld weg wirft, und dann weder ſich, noch andern helfen kann. Deinem Vater lieh ich bei Lebzeiten kleine Summen, wie Brüder ſonſt einander ſchenken, er gab mir Beſcheinigungen darüber, die ich auf ſein Beſitzthum eintragen ließ. Da er nun todt war, und die andern Gläubiger, die ihn verlockt hatten, kamen, um das arme Neſt zu plündern, da war ich ſchon da, und entriß es mit meinem Rechte ihnen und deinem Vormunde, der auch ein kleines Neſtchen für dich erſtreiten wollte. Die Kurzſichtigen! — — Den Gläubigern gab ich nach und nach, was ſie eingeſetzt hatten, ſammt den Zinſen, aber nicht, was ſie hatten erſchinden wollen. Nun iſt das Gut ſchuldenfrei, und der fünfzehnjährige Ertrag liegt für dich in der Bank. Morgen ehe du fort gehſt, gebe ich dir die Papiere; denn da ich jetzt das alles geſagt habe, iſt es gut, daß du bald fort geheſt. Ich habe den Chriſtoph in die Hul geſchickt, daß dich der Fiſcher, der dich gebracht hat, morgen an dem Landungsplatze wieder hole; denn Chriſtoph hat keine Zeit, dich hinüber zu führen. Willſt du morgen nicht fahren, ſondern ſpäter, ſo können wir dem Fiſcher ſein Fahrgeld geben, und ihn wieder leer zurück gehen laſſen. — Ich meine, du ſollſt ein Landwirth ſein, wie es auch die alten Römer gerne geweſen ſind, die recht gut gewußt haben, wie man es anfangen ſoll, daß alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden. — Aber du kannſt übrigens thun, wie du willſt. Genieße nach deiner Art, was du haſt. Biſt du weiſe, ſo iſt es gut; biſt du ein Thor, ſo kannſt du im Alter dein Leben bereuen, wie ich das meinige bereut habe. Ich habe vieles gethan, was gut war, ich habe ſehr vieles genoſſen was das Leben hat, und mit Recht zum Genuße gibt— das war gut: aber ich habe vieles unterlaſſen, was die Reue und das Nachdenken erweckte, als beide vergebens waren. Denn das Leben flog, ehe es erhaſcht werden konnte. Du biſt wahrſcheinlich auch mein Erbe, und darum möchte ich, daß du beſſer thäteſt, als ich. Daher iſt mein Rath — ich ſage „Rath“ nicht Bedingung; denn kein Menſch ſoll gebunden werden. — Reiſe jetzt zwei bis drei Jahre, komme dann zurück, heirathe, behalte Anfangs den Verwalter, den ich dir auf das Gut geſetzt habe; denn er wird dich gehörig anweiſen. — Das iſt meine Meinung, du aber thue, wie du willſt.“

Nach dieſen Worten hatte der alte Mann zu reden aufgehört. Er legte ſein Tellertuch, wie er es gewöhnlich that, zuſammen, rollte es zu einer Walze, und ſchob es ſo in den ſilbernen Reif, den er zu dieſem Zwecke hatte. Dann ſtellte er die verſchiedenen Flaſchen in eine gewiſſe Ordnung zuſammen, legte die Käſe und Zuckerbäckereien auf ihre Teller, und ſtürzte die gehörigen Glasglocken darauf. Von all den Sachen trug er aber nichts von dem Tiſche weg, wie er es ſonſt immer pflegte, ſondern ließ ſie ſtehen, und blieb davor ſitzen. Das Gewitter war indeſſen vorüber gegangen, es zog mit ſanfteren Blitzen und ſchwächerem Rollen jenſeits der öſtlichen Gebirgszacken hinunter, die Sonne kämpfte ſich wieder hervor, und füllte das Gemach allmählich mit lieblichem Feuer. Victor ſaß dem Oheime gegenüber, er war erſchüttert und konnte kein Wort ſagen.

Nach einer bedeutenden Weile fing der Greis, der immer ſo vor ſeinen Dingen da geſeſſen war, wieder zu reden an, und ſagte: „Wenn du ſchon eine Verneigung zu einer Frauensperſon haſt, ſo thut das bei dem Heirathen gar nichts, es iſt nicht hinderlich, und fördert oft nicht, nimm ſie nur: haſt du aber keine ſolche Verneigung, ſo iſt es auch gleichgültig; denn derlei Dinge ſind nicht beſtändig, ſie kommen und vergehen, wie es eben iſt, ohne daß man ſie lockt, und ohne daß man ſie vertreibt. Ich habe einmal eine ſolche Empfindung gehabt, du wirſt es ohnehin wiſſen — und weil ich gerade davon rede, ſo werde ich dir das Bild zeigen, wie ſie damals ausgeſehen hat — ich habe ſie ſelber malen laſſen — — warte, vielleicht finde ich noch das Bild."

Bei dieſen Worten ſtand der Greis auf, und ſuchte lange in ſeinen Laden herum, bald in dieſem Zimmer, bald in einem andern, aber er konnte das Bild nicht finden. Endlich zog er es mit einer ſtaubigen goldenen Kette aus einem Fache hervor. Er wiſchte das Glas des Bildes mit dem grauen Rockärmel ab, reichte es Victor, und ſagte: „Siehſt du!"

Dieſer aber wurde eine Purpurflamme und rief: „Das iſt Hanna, meine Schweſter."

„Nein," ſagte der Oheim, „das iſt Ludmilla, ihre Mutter. Wie kannſt du denn auf Hanna kommen? dieſe war noch lange nicht geboren, als das Bild gemalt wurde. Hat dir denn deine Ziehmutter nichts von mir erzählt?"

„Ja, ſie hat von euch erzählt, daß ihr mein Oheim ſeid, und in großer Abgeſchiedenheit auf der Inſel eines entfernten Gebirgsſees lebet."

„Sie hält mich für den ärgſten Böſewicht."

„Nein, Oheim, das thut ſie nicht. Sie hat noch von gar Niemanden Böſes geſagt, und wenn ſie von euch redete, ſo ſprach ſie immer ſo, daß wir meinten, ihr ſeid ſehr weit in der Welt herum gereiſt, ſeid alt geworden, und lebet nun ſehr einſam und von der Welt getrennt, die ihr ſonſt gerne in allen ihren Theilen beſucht habt."

„Und ſonſt ſagte ſie gar nichts von mir?"

„Nein, Oheim, gar nichts."

„Hm — — das iſt ſchön von ihr. Ich hätte mir das ſchon wohl denken können. Wenn ſie nur um ein Weniges ſtärker geweſen wäre und den klaren Verſtand, der ihr Antheil war, nur über ein größer Stück Welt hätte ausdehnen können — alles wäre anders geworden. Und daß ich dir dein Gütchen rauben wolle, davon ſagte ſie auch nichts?"

„Rauben ſagte ſie nie, ſondern daß ihr das Recht darauf habt."

„Das habe ich auch, aber ich bin ſchon in der Jugend ſehr thätig geweſen, habe Handelſchaft begonnen, habe meine Geſchäfte ausgedehnt und mehr erworben, als mir je noth thut, ſo daß ich des kleinen Beſitzthums ſchon gar nicht bedürftig bin."

„Die Ziehmutter hat auch ſchon immer in der Zeit her darauf gedrungen, daß ich zu euch komme, als ihr es begehrtet, aber der Vormund hat es gehindert."

„Siehſt du!? — — Dein Vormund hat überall einen guten Willen, aber der Tiſch, auf dem er ſchreibt, deckt ihm die Welt und das Meer, und alles zu. Er hat etwa gedacht, du vergeſſeſt, wenn du bei mir biſt, einige Dinge, die du lernteſt, und die dir für das ganze Leben hindurch unnütz ſind. — Deine Ziehmutter habe ich einmal zu meiner Gattin machen wollen, wie du ſiehſt; das wird ſie dir alſo auch nicht geſagt haben?"

„Nein, ſie nicht und der Vormund nicht."

„Wir ſind ſehr jung geweſen, ſie war eitel, und ich ſagte einmal, daß ich ihr Bild wolle malen laſſen. Sie willigte ein, und der Künſtler, der mit mir von der Stadt kam, hat ſie auf dieſer länglichen Elfenbeinplatte gemalt. Ich behielt das Bild und ließ ſpäter den goldenen Reif darum und die goldene Kette daran machen. Ich war ihr darnach ſehr zugeneigt, und erwies ihr viele Aufmerkſamkeiten. Wenn ich von den Reiſen, die ich machte, um meine Handelsfreunde kennen zu lernen, und um allerlei neue Geſchäfte und

Verbindungen anzuknüpfen, nach Hauſe kam, war ich ſehr freundlich, und brachte ihr auch das eine und andere ſehr ſchöne Geſchenk mit. Sie aber gab mir meine Aufmerkſamkeiten nicht zurück, ſie war freundlich, aber nicht zugeneigt, ohne daß ſie mir einen Grund ſagte, und ſie nahm meine Geſchenke nicht an, ohne daß ſie mir ebenfalls einen Grund ſagte. Als ich ihr endlich geradezu erklärte, ich würde ſie ohne weiteres zu meiner Gattin machen, wenn ſie es nur jetzt oder etwa ſpäterhin ſo wolle, antwortete ſie, das ſei allerdings ſehr ehrenvoll, aber ſie könne die Neigung nicht empfinden, die ihr für eine lebenslängliche Verbindung nothwendig erſcheine. Als ich nach einiger Zeit einmal zu dem Buchenbrünnlein im Hirſchkar hinauf ging, ſah ich ſie auf dem breiten Steine ſitzen, der neben dem Brünnlein liegt. Ihr Tuch, das ſie gerne an kühleren Tagen um die Schultern trug, hing an dem flachen Aſte einer Buche, die etwas weiter zurück ſteht, und nicht hoch vom Boden dieſen Aſt gerade wie eine Stange zum Aufhängen ausſtreckt. Ihr Hut war gleichfals neben dem Tuche. Auf dem Steine aber ſaß bei ihr mein Bruder Hippolith, und ſie hielten ſich umſchlungen. Es war dieſer Ort ſchon lange der ihrer Zuſammenkünfte geweſen, ich habe dies erſt viel ſpäter erfahren. Anfangs wollte ich ihn ermorden, dann aber riß ich das Tuch, das mich wie ein Verhang verbarg herunter und ſchrie: „So wäre es ja am Ende beſſer, ihr thätet alles öffentlich, und heirathet einander." — Von dieſem Tage fing ich an, ſeine Liegenſchaften zu ordnen, und ſein Amt zu befördern, daß ſie ſich nehmen könnten. Als aber dein Vater auf einige Zeit fort mußte, um noch etwas höher zu ſteigen, als er dort einen väterlichen Freund, der in einer augenblicklichen Verlegenheit Amtsgelder verwendete, von Pflicht wegen anzeigen ſollte, als man in der Stadt ſchon davon flüſterte, als der Alte ſich tödten wollte, dein Vater noch in der Nacht hin lief, das Geld erlegte, zur Entkräftung jedes Gerüchtes die Tochter des Mannes, deine nachherige Mutter, zur Frau begehrte, und als die Verbindung wirklich vollzogen war: trat ich mit Hohn vor Ludmilla hin, und zeigte ihr, wie ſie ihren Verſtand und ihr Herz nicht verwenden konnte. — Sie zog mit ihrem ſpäteren Gatten auf das Gütchen hinaus, wo ſie nun lebt. — Aber das ſind alte Geſchichten, Victor, die ſind ſchon lange, lange geſchehen, und ſind in Vergeſſenheit gerathen."

Nach dieſen Worten nahm er das Bild von dem Tiſche, wo er es, während er wieder in ſeinem Seſſel geſeſſen war, liegen gelaſſen hatte, ſtand auf, umwickelte es mit der Kette, und ſteckte es in ein kleines Fach neben der Pfeifenſammlung.

Das Gewitter war indeſſen völlig aus geworden, nur ſammelten ſich, wie es in dergleichen Fällen vorkommt, noch immer gelegentliche Nebel und Wolkentheile in dem

Gebirgskeſſel, welche die Sonne, die ihre heißen Blicke ſchon länger hervorgeſchoſſen hatte, bald durchſcheinen ließen, bald verhüllten.

Wenn der Oheim nach dem Eſſen einmal aufgeſtanden war, ſo ſetzte er ſich nicht leicht wieder nieder. So geſchah es auch jetzt. Er nahm ſeine Flaſchen von dem Tiſche, that ſie in ihre Wandkäſtchen und ſperrte zu. Eben ſo verfuhr er mit dem Käſe und mit den Zuckerſachen, und goß zur Vorſicht den Hunden noch einmal friſches Waſſer in ihren Trog.

Als er mit alle dem fertig war, trat er an das Fenſter und ſchaute auf den Gartenplatz hinunter.

„Siehſt du,“ ſprach er zu Victor, „es iſt genau ſo, wie ich dir neulich ſagte. Der Sand iſt beinahe trocken und in einer Stunde wird man ſehr bequem auf ihm herum gehen können. Es iſt eine Eigenſchaft des hieſigen Quarzbodens, der nur locker auf dem Felſengrunde aufliegt, daß er den Platzregen einſchluckt, wie ein Sieb. Darum muß ich bei den Blumen immer ſo viel Humus nachführen laſſen, und darum vergehen die Obſtbäume der Mönche ſo gerne, während die Rüſtern, die Eichen, die Buchen und die andern unſerer Bergbäume ſo gedeihen, weil ſie den Felſen ſuchen, dort Spalten treiben und in ſie eindringen.“

Victor ging ebenfalls zu dem Fenſter hin, und ſchaute hinunter.

Als ſpäter die Haushälterin kam, und den Tiſch abräumte, und als Chriſtoph, der von der Hul ſchon zurück war, die Hunde hinaus führte, ging der Oheim durch die Tapetenthür in ſein Gewehrzimmer.

Der Jüngling aber, der eigentlich nach dem Gewitter im Freien in Weite und Breite herum geſchweift wäre, ging jetzt in ſeine Zimmer und ſtarrte bei dem Fenſter hinaus. — —

Nach einer Weile ſah er den Oheim, wie er unten auf dem Gartenplatze Blumen an die Stäbe band.

Da er dann noch längere Zeit in dem einen Zimmer hin und her gegangen war, ſchritt er doch wieder bei der Thür hinaus, und ging in das Freie. Er ging über den Sandplatz, den der Oheim verlaſſen hatte, gegen das Seeufer zu, wo ein erhöhter Platz des Felſenſaumes war, der eine bedeutende Umſicht gewährte. Dort blieb er ſtehen und ſchaute in die Gegend hinaus. Es war unterdeſſen ſchon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunkeln Wolkenſtücken in Umarmung, andere ragten wie glühende Kohlen aus den Trümmern, und Inſeln blaſſen Himmels ſchillerten ungeſehen über dem Haupte des Jünglings. Dieſer ſchaute in das Bild ſo hinaus, bis nach und nach alles verglomm und erloſch, und nichts mehr als die dichte Finſterniß da war.

In derſelben ging er an den ſchwarzen Geiſtern der Bäume vorbei, langſam und nachdenkend in das Haus.

Er hatte beſchloſſen, morgen doch die Inſel zu verlaſſen.

Als die Zeit des Abendeſſens gekommen war, begab er ſich aus ſeinem Gemache über den Gang ins Speiſezimmer. Der Oheim ſaß ſchon an dem Tiſche und ſofort wurde aufgetragen. Der Greis eröffnete dem Jünglinge, daß der alte Chriſtoph von der Hul die Nachricht gebracht habe, daß der Fiſcher morgen mit Tagesanbruch an dem Landungsplatze harren werde, wo er Victor bei ſeiner Ankunft ausgeſetzt habe.

„Du kannſt alſo," ſchloß der Oheim, „morgen nach dem Frühſtücke fort fahren, wenn du es dir ſo vorgenommen haſt; denn du biſt vollkommen dein Herr, und kannſt thun, wie es dir gefällt."

„Ich habe mir wohl in den Sinn genommen morgen fort zu reiſen," entgegnete Victor, „aber ich lege es doch in eure Hand, Oheim, und werde thun, was ihr für gut haltet."

„Wenn es ſo iſt," ſagte der Oheim, „ſo halte ich, wie ich ſchon am Mittage ſagte, für gut, daß du morgen geheſt. Was die Zukunft bringen kann, das bringt ſie, und wie du meinen Rath befolgen willſt, ſo befolgſt du ihn. Du biſt in allen Stücken ohne Bande."

„Ich werde alſo morgen den Fiſcher auf dem Landungsplatze aufſuchen," entgegnete Victor.

Dieſe Worte waren die einzigen, welche die zwei Verwandten über ihre Verhältniſſe während des Abendeſſens geſprochen haben. Ueber fremde Gegenſtände redeten ſie noch mehreres. Namentlich erzählte der Oheim, daß der alte Chriſtoph ſchon vor dem Gewitter in die Hul hinaus gefahren ſei, daß das Gewitter dort und beſonders gegen den Ausfluß der Aſel hin fürchterlich gewirthſchaftet habe, es ſeien bei dem Bergſturze neue und zwar ungeheure Trümmer herabgefallen, und es habe das Waſſer die Ufer in erſchreckender Weiſe ausgeſtoßen.

„Und bei uns, da es über die Griſel ging,“ fuhr er fort, „war es ſo ſanft und zahm, daß es mir die Blumen gut befeuchtete, und kaum einige von ihren Stäben herabgeſchlagen hat. Chriſtoph, der nach dem Gewitter herüber gefahren war, wunderte ſich, daß er bei uns ſo wenig Verwüſtungen antraf.“

Als das Abendmal vorüber war, wünſchten ſich die beiden Verwandten zum letzten Male gute Nacht und begaben ſich zu Bette. Nur Victor packte noch, und wie er dachte, dieſes Mal gewiß mit Erfolg, ſein Ränzchen, und richtete ſich die Reiſekleider auf einen Seſſel.

Als der andere Morgen anbrach, kleidete er ſich in dieſe Kleider, nahm ſeinen Reiſeſtab in die Hand und hing das Ränzlein mit einem der Tragriemen an ſeinen Arm. Der Spitz, der das alles verſtand, tanzte vor Freuden.

Das Frühſtück wurde unter unbedeutenden Geſprächen verzehrt.

„Ich werde dich bis zu dem Gitter begleiten,“ ſagte der Oheim, als Victor aufgeſtanden war, ſein Ränzlein auf den Rücken genommen hatte, und Miene machte, ſich zu beurlauben.

Der Greis war in ein Nebenzimmer gegangen, und mußte dort auf eine Feder gedrückt haben, oder ſonſt einer Vorrichtung zugegangen ſein; denn Victor hörte in dem Augenblicke das Raſſeln des Gitters und ſah durch das Fenſter, wie daſſelbe ſich langſam öffnete.

„So,“ ſagte der Oheim, indem er heraus ging, „es iſt in Bereitſchaft.“

Victor griff nun nach dem Stabe und ſetzte ſeinen Hut auf das Haupt. Der Greis ging mit ihm über die Treppe hinab über den Gartenplatz bis zu dem Gitter. Beide ſagten ſie auf dem Wege kein Wort. An dem Thore blieb der Oheim ſtehen, zog ein Päckchen aus der Taſche und ſagte: „Hier haſt du die Papiere.“

Victor aber antwortete: „Erlaubt mir, Oheim, daß ich ſie nicht annehme.“

„Was? nicht annehmen? was kömmt dir denn bei?“

„Erlaubt es mir, und thut meinen Gefühlen keine Gewalt an,“ ſagte Victor, „laſſet mir in dieſem Dinge meine Weiſe, daß ihr ſeht, daß ich uneigennützig bin.“

„Ich zwinge dich nicht,“ ſagte der Greis, und ſchob ſeine Papiere wieder in die Taſche.

Victor ſah ihn eine Weile an. Aus den hellen Augen drangen ihm die ſchimmernden Thränen — Zeugen eines tiefen Gefühles — dann buckte er ſich plötzlich nieder und küßte heftig die runzlige Hand.

Der alte Mann gab einen dumpfen unheimlichen Laut von ſich — es war, wie Schluchzen — und ſtieß den Jüngling bei dem Gitter hinaus.

Man vernahm gleich darauf den raſſelnden Laut und den Stoß, wie ſich das Thor zumachte und in das Schloß fiel. Victor wendete ſich um, und ſah den Greis von rückwärts, wie er mit ſeinem grauen Rocke angethan, ſeinem Hauſe zuſchritt. Der Jüngling drückte ſein Tuch gegen die Augen, die heftig ſtrömten, und nicht enden wollten. Dann kehrte er ſich gleichfalls wieder ab und begab ſich auf den Weg, der ihn zur Stelle führte, wo er zum erſten Male die Inſel betreten hatte. Er ging an der einen Seite in den Graben hinab, an der andern hinauf, er ging durch den Zwerggarten, durch das Wäldchen der großen Bäume und durch das Geſtrüpp. Als er an dem Landungsplatze angekommen war, waren ſeine Augen zwar ſchon getrocknet, aber noch ſanft geröthet. Der Greis aus der Hul erwartete ihn ſchon hier, und auch das freundliche blauäugige Mädchen ſtand in dem Hintertheile des Schiffes. Victor ſtieg mit dem Spitze ein, und ſetzte ſich nieder. Sofort wurde das Schiff zurück geſchoben, wendete mit ſeinem Schnabel um, nach auswärts zu, und ſchwankte in die Wäſſer hinaus, während die Inſel zurück trat.

Als man an die Spitze des Orla gekommen war, war ſie ſchon weit zurück, und ragte, wie einſt, mit ihren grünen Bäumen aus dem Waſſer heraus. Da das Schiffchen nun mit ſeinem Körper die Wendung machte, um den Grat des Orla herum, ſo deckte derſelbe die Inſel, und ließ ſie, wie eine grüne Zunge hervor ſchauen, die, wie ſie ſich bei der Herreiſe verlängert hatte, ſich nun hinter die Wände zurück zog. Zuletzt, als ſie ſich der Hul näherten, waren wie damals, als Victor ankam, nur mehr die blauen Wände um das einſame Waſſer, und der blaue Widerſchein war in ihm.

In der Hul hielt ſich Victor ein wenig auf, um mit dem alten Fiſcher etwas zu reden, und ihm den Fährlohn zu geben. An die Märchen aber, von denen bei der Hinfahrt die Rede geweſen war, dachte man nicht.

In der Hul hatte der Jüngling ſchon die Verwüſtungen des geſtrigen Gewitters an den Durchfurchungen des Bodens und an den Zerſtörungen der Ufer geſehen. Bei dem Steinſturze aber lagen furchtbare Trümmer herunten, die ſich bei dem Eindringen des Waſſers gelöſt hatten, und von der Höhe herabgefallen waren. Er ging von dieſem Bilde der Zertrümmerung vorwärts gegen den Ausfluß der Afel, und von da durch den langen Waldweg empor.

An dem Halſe blieb er ſtehen und ſchaute auf den See zurück. Die Griſel war kaum ein wenig zu ſehen, aber die kahle dämmernde Wand, die er bei ſeiner erſten Hieherkunft ſo bewundert hatte, war der Orlaberg. Er ſchaute ihn jetzt eine Zeit an, und dachte, hinter ihm iſt die Inſel, und auf derſelben wird es jetzt ſein, wie ſo oft, wenn er von ſeinen Ausflügen zurück gekommen iſt — von den wehenden Ahornen, von der rauſchenden Brandung — daß nämlich irgendwo die zwei einſamen Greiſe ſitzen, der Eine hier, der Andere dort, und daß keiner mit dem andern redet.

Nach zwei Stunden war er in Attmaning, und da er aus den dunkeln Bäumen gegen den Ort hinaus ſchritt, hörte er zufällig das Läuten der Glocken deſſelben, und nie hat ihm ein Ton ſo ſüß gedäucht, als dieſes Läuten, das ſo lieblich in ſeine Ohren fiel, weil er dieſen Klang ſo lange nicht gehört hatte. Auf der Wirthsgaſſe waren Viehhändler mit den ſchönen braunen Thieren des Gebirges, die ſie gegen das Flachland hinaustrieben, und in der Stube war alles voll Menſchen, da eben Wochenmarkt war. Victor war es, als hätte er unterdeſſen lange geträumt und wäre jetzt wieder in der Welt.

Nachdem er bei dem Wirthe, der ihm damals den Knaben mitgegeben hatte, ſein Mahl verzehrt hatte, begab er ſich diesmal nicht mit dem Knaben, ſondern mit dem ſtattlichen Wirthswägelchen auf die Weiterreiſe, das mit ihm dem Laufe der Aſel entlang in die offeneren Länder hinausrollte.

Als er wieder zu den Feldern der Menſchen, zu ihren Fahrſtraßen und ihrem luſtigen Treiben hinaus gekommen war, als ſich die Fläche mit ſanften Hügeln geſchmückt in unermeßliche Länge und Breite vor ihm ausdehnte, und die verlaſſenen Gebirge nur mehr, wie ein blauer Kranz, hinter ihm ſchwebten: ging ihm das Herz in dieſer großen Umſicht aus einander, und eilte ihm weit, weit über jenen fernen kaum ſichtbaren Strich des Geſichtskreiſes voraus, hinter dem die über alles geliebte Ziehmutter und ihre Tochter Hanna wohnen mußten.

6.

Rückkehr.

Nachdem Victor, weil ihm das Gehen bei Weitem lieb-
icher dünkte, das gemiethete Fuhrwerk verlaſſen, und ſich
ür den Reſt der Reiſe auf die gewöhnliche Wanderung bege-
ben hatte, nachdem er auf dem langen Wege zur Mutter,
den er darum eingeſchlagen hatte, um auch ſie die Verehrte
und Geliebte um Rath zu fragen, was nun bei der neuen
Geſtalt der Dinge zunächſt zu thun ſei, viele Zeit zugebracht
hatte; ging er nach ſo manchem Tage, an dem er durch
Felder und Wälder, über Höhen und Niederungen mit ſeinem
Spitze gewandert war, wieder über die glänzenden Wieſen
n das mütterliche Thal hinab, über die er vor ſo vielen
Wochen mit ſeinen Freunden hinab gegangen war. Er ging
über den erſten Steg, er ging über den zweiten, an dem
großen Hollunder vorbei, und durch das alte kleine Garten-
pförtchen hinein. Als er näher gegen das Haus gekommen
war, ſah er die Mutter auf der Gaſſe vor dem Apfelbaume

in der reinen weißen Schürze ſtehen, die ſie gewöhnlich an Vormittagen um hatte, wo ſie in der Küche und in dem ganzen Wirthſchaftskreiſe nachſehen mußte.

„Mutter," rief er, „da bringe ich euch den Spitz wieder, er iſt gut verſorgt und erhalten geweſen — und auch ich komme noch einmal, weil ich manches mit euch zu reden habe."

„Ach, Victor, du biſt es," rief die alte Frau, „ſo ſei gegrüßt, mein Sohn, ſei tauſendmal gegrüßt, du liebes Kind."

Mit dieſen Worten ging ſie ihm entgegen, ſchob das Käppchen, das er auf hatte, ein wenig zurück, ſtreichelte mit der Hand über die Stirne und die Locken, nahm ihn mit der andern bei ſeiner Rechten, und küßte ihn auf die Stirne und auf die Wange.

Der Spitz, welcher von der Gartenpforte an gegen das Haus vorausgeſchoſſen war, tanzte nun um die Mutter herum und bellte furchtbar.

Die Fenſter und Thüren des Hauſes ſtanden, wie gewöhnlich an ſchönen Tagen, offen, daher lief auf dieſe Schalle, die ſie hinein gehört hatte, Hanna aus dem Hauſe heraus, und blieb plötzlich ſtehen, ohne ein Wort hervor bringen zu können.

„So grüßet euch, Kinder, grüßt euch nach der erſten Abweſenheit von einander, die ihr erlebt habt," ſagte die Mutter.

Victor ging näher und ſagte verſchämt: „Gott grüße dich, liebe Hanna.“

„Gott grüße dich, lieber Victor,“ antwortete ſie, indem ſie die dargereichte Hand annahm.

„Nun geht aber hinein Kinder,“ ſagte die Mutter, „Victor muß ſeine Sachen ablegen, und muß ſagen, was er bedarf, ob er etwa müde iſt, und was wir ihm zu eſſen geben können.“

Bei dieſen Worten machte ſie Anſtalt hinein zu gehen, und die zwei Kinder, wie ſie ſie nannte, mit zu nehmen. Victor legte in dem großen Zimmer an dem Tiſche, den er nicht ſo bald wieder zu ſehen gehofft hatte, ſein Ränzlein ab, lehnte ſeinen Reiſeſtab in einem Winkel, und ſetzte ſich auf einen Stuhl nieder. Die Mutter ſetzte ſich in dem großen Lehnſeſſel neben ihn.

Der Spitz, gleichſam weil er ſo wichtig geworden war und zu den Angekommenen gehörte, ging mit hinein; aber als man zu reden und ſich zu erzählen angefangen hatte, ging er wieder hinaus, und weil er recht gut eingeſehen hatte, daß nun alle Gefahr, von ſeinem Freunde Victor getrennt zu werden, verſchwunden war, ſah man ihn ſpäter in ſeiner Hütte unter dem Apfelbaume liegen, und die Müdigkeit, die er ſich auf all dieſen durchgemachten Wegen geſammelt hatte, behaglich verſchlafen.

Als die Mutter, da ſie bei dem Tiſche ſaßen, in Victor gedrungen war, daß er ſage, ob er Hunger habe, ob er ſonſt irgend etwas bedürfe, daß er thun ſolle, was er wolle, um ſich zu erholen — als er geantwortet hatte, daß er nichts bedürfe, daß er nicht müde ſei, daß er ſpät das Morgenmal genoſſen habe, und daher ſchon bis zu der gewöhnlichen Mittagsſtunde warten könne — als ſie endlich hinaus gegangen war, um für ein hinlänglicheres und beſſeres Mal Anſtalten zu treffen: kam ſie wieder herein, ſetzte ſich zu ihm und begann über ſeine Angelegenheiten zu reden.

„Victor,“ ſagte ſie, „als du mehrere Tage fort warſt, kam ein Brief von dem Oheime, in welchem er verlangte, daß wir die ganze Zeit, die du bei ihm ſein wirſt, nicht an dich ſchreiben ſollen. Ich dachte, daß er einen Grund zu dieſer Forderung haben müſſe, daß er vielleicht etwas Nützliches mit dir vorhabe, und willigte ein. Du wirſt dich recht gekränkt haben, da du keine Silbe, keinen Gruß, und kein freundliches Wort von uns vernommen haſt.“

„Mutter, der Oheim iſt ein herrlicher vortrefflicher Mann,“ fiel Victor ein.

„Es iſt geſtern wieder ein Brief und allerlei Schriften von ihm an den Vormund gekommen,“ ſagte die Mutter, „der Vormund iſt zu uns heraus gefahren, und hat uns den Brief vorgeleſen. Der Oheim meinte, daß du ſchon bei uns ſein müſſeſt, und verlangte, daß man dir den Brief mittheile. Nun du wirſt ſchon erfahren, was er enthält. —

Ja er iſt ein vortrefflicher Mann, Niemand kann das beſſer wiſſen, als ich; darum habe ich auch immer darauf gedrungen, daß man dich zu ihm gehen laſſe, wie er es verlangte, bis der Vormund einwilligte. Aber, mein Victor, er hat auch eine rauhe und harte Seite, darum hat er es nie machen können, daß ihn jemand liebe. Mir fiel mancheſmal bei ihm der Spruch der heiligen Bucher ein, wo einmal die göttliche Geſtalt erſcheinen ſollte: ſie war nicht in dem Rollen des Donners, ſie war nicht in dem Brauſen des Sturmes; aber in dem Säuſeln des Lüftchens war ſie, das längs des Baches hinab durch die fruchtbaren Büſche ging. Ich habe einmal, da wir noch alle jung waren, gar nicht gewußt, daß ich ihn beobachten müſſe. Ich werde dir einſtens, wenn du älter geworden biſt, etwas von uns erzählen.“

„Mutter, er hat es mir ſelber erzählt,“ ſagte Victor.

„Er hat es dir erzählt, Kind?“ erwiederte die alte Frau, „dann iſt er dir geneigter geweſen, als ich dachte.“

„Er hat mir die Thatſache nur in kurzen Worten geſagt.“

„Ich werde ſie dir einmal in längeren erzählen, dann wirſt du ſehen, welche kummervollen traurigen Tage über mich gegangen ſind, bis alles ſo freundlich und herbſtlich mit mir geworden iſt, wie es iſt. Dann wirſt du auch einſehen, warum ich dich ſo ſehr liebe, du mein armer lieber Victor!“

Mit dieſen Worten that ſie nach Art des Alters ihren Arm um ſein Haupt, zog es etwas näher und legte ihre Wangen an ſeine Locken, als wäre ſie tief gerührt.

Als ſie ſich wieder gefaßt und zurück geneigt hatte, ſagte ſie: „Victor, in dem Briefe iſt geſtanden, was er in der letzten Zeit mit dir geredet hat, und was er für dich gethan hat.“

Hanna ging, als die Mutter dieſe Worte ſagte, ſchnell aus dem Zimmer hinaus.

„Er hat die Papiere,“ fuhr die Mutter fort, „welche dir das Eigenthum des Gutes übergeben, an den Vormund geſchickt, du ſollſt es mit Freude und Dankbarkeit annehmen.“

„Es iſt ſchwer, Mutter, es iſt ſo ſeltſam — —“

„Der Vormund ſagt, daß du alles genau ſo erfüllen ſolleſt, wie es der Oheim begehrt. Du brauchſt jetzt gar nicht mehr in dein Amt zu treten, in das er dich hat bringen wollen; denn dieſe Wendung der Dinge hat Niemand vorher ſehen können, und es ſteht dir ein herrliches Leben bevor.“

„Wird aber Hanna wollen?“ ſagte Victor.

„Wer ſpricht denn von Hanna?“ antwortete die Mutter mit vor Freude glänzenden Augen.

Victor aber konnte vor glühender Verwirrung nichts ſagen, er ſaß da, als müßten ihm vor Schamroth die Wangen zerſpringen.

„Sie wird ſchon wollen,“ ſagte die Mutter wieder, „laß es nur gut ſein, Kind, es wird alles zum Beſten ausfallen. Jetzt werden wir an deiner Ausrüſtung zu der großen Reiſe arbeiten. Du biſt jetzt dein eigener Herr, der Mittel hat — da muß alles anders werden, und auch wegen der Reiſe müſſen die Sachen nach anderer Art hergerichtet werden. Es wird dies ſchon meine Sorge ſein. Jetzt aber muß ich auch für das Mittageſſen ſorgen, ſieh dir indeſſen das Haus an, ob ſich nichts verändert hat, oder thue, was dir gefällt — die Speiſeſtunde wird ohnehin bald heran rücken.“

Mit dieſen Worten erhob ſie ſich und ging in die Küche.

Als das Mittagmal bereitet und aufgetragen war, ſaßen die drei wieder bei dem Tiſche, wie ſie jetzt lange nicht bei einander geſeſſen waren.

Nachmittag ging Victor in die Gegend hinaus und beſuchte alle Plätze, die ihm einſt lieb und bekannt geweſen waren: Hanna aber lief in dem Hauſe herum und that alles verkehrt.

Als er Abends nach dem Eſſen ſchlafen gehen wollte und die Mutter mit der Kerze in der Hand mit ihm ging, führte ſie ihn in ſeine alte Stube, und da ſie eintraten, ſah er, daß ſie gar nicht verändert worden war, wie er es ſich doch ſo lebhaft bei ſeiner Abreiſe vorgeſpiegelt hatte. Sogar der Koffer und die Kiſten ſtanden da, wie er ſie eingepackt hatte.

„Siehſt du," ſagte die Mutter, „wir haben alles ſtehen gelaſſen, weil der Oheim ſchrieb, daß wir nichts fort ſchicken ſollen, indem es noch ungewiß iſt, wie ſich dein Schickſal geſtalten werde. — Und nun, gute Nacht, Victor."

„Gute Nacht, Mutter."

Und er ſah, da ſie fort war, durch ſein Fenſter wieder auf die dunkeln Büſche nieder und auf das rieſelnde Waſſer, in welchem ſich die Sternlein ſpiegelten. Und als er ſchon im Bette lag, hörte er noch das Rieſeln der Wäſſer, wie er es ſo viele Abende ſeiner Kindheit und ſeiner Jünglingszeit gehört hatte.

7.

Beſchluß.

Wenn wir zu dem in den obigen Abſchnitten dargeſtellten Jünglingsbilde noch etwas hinzufügen dürfen, ſo kann es Folgendes ſein.

Nachdem die Ausrüſtung fertig war, welche die Mutter für Victors Reiſe ins Werk zu ſetzen hatte, und nachdem man über alles, was in der Zukunft für das Wohl des jungen Mannes erſprießlich ſein könnte, im Reinen war, ereignete ſich im tiefen Herbſte deſſelben Jahres wieder ein Abſchied — aber derſelbe war kein ſo trauriger, wie der erſte, da er nicht ſo zu ſagen für das ganze Leben, ſondern nur für eine kleine Zeit nothwendiger Abweſenheit galt, auf welche kleine Zeit, dann eine lange, ſchöne, glückſelige folgen ſollte.

Daß Hanna recht gerne eine ſehr nahe Theilnehmerin jener glücklichen Zeit werden wollte, zeigten ihre feurigen, heftigen Küſſe, mit denen ſie die Lippen Victors bedeckte, als ſie einen einſamen Abſchied von einander nahmen, als er ſie heftig und ſchmerzlich an ſich drückte und von ihr nicht laſſen zu können vermeinte. Die zwei Ziehgeſchwiſter weinten bei dieſem glückverheißenden Abſchiede ſo ſehr, als ob er der trennendſte und zerreißendſte geweſen wäre, und lange nicht, oder vielleicht nie mehr eine Wiedervereinigung hoffen ließe.

Die Mutter Ludmilla aber ging in ſtiller Freudigkeit herum, ſie geſegnete den Sohn beim Abſchiede, und dachte immer, wie ſie es denn durch das wenige Gute, das ſie in ihrem Leben ſtets mehr ausführen gewollt, als gekonnt hatte, verdient habe, daß ſie nun Gott in ihrem Alter ſo ſehr belohne, ach ſo ſehr, ſo ſehr belohne.

Als er fort war, begann das ſtille, einfache Leben in dem Thale und in dem Hauſe wieder, wie es bisher immer geführt worden war. Die Mutter that in Unſchuld die Geſchäfte des Hauſes, beſorgte alles auf das Beſte, erwies Gutes, wo ſie es konnte, und ließ eine Fülle häuslicher Habe und Bequemlichkeit für eine nahe Zeit ausrüſten und arbeiten: Hanna war eine ergebene Tochter, die nur immer den Willen der Mutter that, und in innerer Bewegung und Erregung wartete, was die Zukunft bringen werde.

Als vier Jahre herum waren, und die Briefe aus fremden Ländern, die alle dieſelben lieben und bekannten Schriftzüge trugen, zu einem ſehr großen Stoße angewachſen waren, kam der Briefſchreiber ſelber, und die Briefe hörten auf. Victor kam ſo verändert zurück, daß ſelber die Ziehmutter ſtaunte und überraſcht wurde; denn aus dem faſt kindiſchen Jünglinge war in der kurzen Zeit ein Mann geworden. Aber nur ſein Verſtand und ſein Geiſt hatten ſich heraus gebildet, das gute Herz, das ſie in ihn gelegt, war unausrottbar geblieben, es war eben ſo kindlich und unverſehrt, wie ſie es ihm in der zarten Kindheit gegeben und dann weiter gepflegt hatte; denn ihr Herz vermochte ſie ihm zu geben; was aber der ſtarke Mann braucht, und was das harte Leben von ihm heiſcht, nicht. Hanna ſah an Victor keine Veränderung; denn ſie hielt ihn von Kindheit auf für gewandter und tüchtiger als ſich; daß ſie aber eine gute, einfache, große Seele habe, welche unbeugſam das Gute thut wie das Waſſer abwärts fließt, das wußte ſie nicht, und das ſetzte ſie als ein Gemeingut bei allen Menſchen voraus.

Nicht ſehr lange Zeit nach ſeiner Zurückkunft ſtand Victor mit Hanna zur ewigen Verbindung an dem Altare — zwei Weſen, deren Antlitze die Abbilder von zwei anderen waren, die einmal auch gerne vor demſelben Altare geſtanden wären, aber durch Unglück und Verſchuldung auseinander geriſſen worden waren, und dann lebenslänglich bereuten.

Alle Freunde, die einſt jenen Spaziergang zur Feier von Ferdinands Geburtstag mitgemacht hatten, waren bei dieſem Feſte Victors und Hannas zugegen. Dann war auch noch der Vormund und ſeine Gattin, dann Roſina, jetzt ſelber ſchon eine junge Frau, dann Roſinas und Hannas Geſpielinnen und noch andere Menſchen.

Nach Vollendung der Feſtlichkeiten führte Victor Hanna mit Triumph auf ſein Gut. Die Mutter ging nicht mit; ſie ſagte, ſie werde ſchon noch ſehen, wie ſich alles fügen werde.

Der Oheim war trotz der Bitten Victors, der ſelber bei ihm geweſen war, nicht zu der Vermählung ſeines Neffen gekommen. Er ſaß ganz einſam auf ſeiner Inſel; denn wie er einmal ſelber geſagt hatte, es war alles, alles zu ſpät, und was verſäumt war, war nicht nachzuholen.

Wenn man von dem Manne das Gleichniß des unfruchtbaren Feigenbaumes anwenden wollte, ſo dürfte man vielleicht die Worte ſagen: „Der gütige, milde und große Gärtner wirft ihn nicht in das Feuer, ſondern er ſieht an jedem Frühlinge in das fruchtloſe Laub, und läßt es jeden Frühling grünen, bis einmal auch die Blätter immer weniger ſind, und zuletzt nur die dürren Aeſte empor ragen. Dann wird der Baum aus dem Garten weggethan, und ſeine Stelle weiters verwendet. Die übrigen Gewächſe aber blühen und gedeihen fort, und keines kann ſagen, daß es aus ſeinen Körnern entſproßen iſt und die ſüßen Früchte tragen wird, wie er.“ Dann ſcheint immer und immer die Sonne nieder, der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtauſend in das andere, die Erde kleidet ſich in ihr altes Grün, und die Geſchlechter ſteigen an der langen Kette bis zu dem jüngſten Kinde nieder: aber er iſt aus allen denſelben ausgetilgt, weil ſein Daſein kein Bild geprägt hat, ſeine Sproſſen nicht hinunter gehen in dem Strome der Zeit. — Wenn er aber auch noch andere Spuren gegründet hat, ſo erlöſchen dieſe, wie jedes Irdiſche erliſcht — und wenn in dem Ocean der Tage endlich alles, alles untergeht, ſelbſt das Größte und das Freudigſte, ſo geht er eher unter, weil an ihm ſchon alles im Sinken begriffen iſt, während er noch athmet, und während er noch lebt.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bei **Guſtav Heckenaſt** in Peſth iſt erſchienen:

Erzählungen

von **Ernſt Ritter**. (Verfaſſer der „Mohnkörner.")

1850. 2 Bände geh. Preis 2 Thlr.

Koſſuth und ſeine Bannerſchaft.

Silhouetten aus dem Nachmärz in Ungarn

von **Heinrich Ritter v. Levitſchnigg.**

1850. 2 Bände geh. Preis 2 Thlr.

Romancero (Gedichte)

von **Betty Paoli.**

1 Band, 205 Seiten cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Attilla

von **Joſef Marlin.**

Gr. 12. 3 Bände. In Umſchlag geh. 4 Thlr.

Sulamith

von **Joſef Marlin.**

Gr. 12. 2 Bände. In Umſchlag geh. 2 Thlr. 4 Ngr.

Jenſeits der Wälder.

Siebenbürger-Erzählungen von **Joſef Marlin.**

Gr. 12. 2 Bände. In Umſchlag geh. 2 Thlr.

K

Bunte Steine.

Erſter Band.

Bunte Steine.

Ein Feſtgeſchenk

von

Adalbert Stifter.

Granit.

Erſter Band

Verlag von Guſtav Heckenaſt
in Peſth.

Bunte Steine.

Ein Feſtgeſchenk

von

Adalbert Stifter.

Erſter Band.

Peſth 1853.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Kgl. [illegible] Bibl.
Berlin

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorwort 1

Einleitung 13

I. Granit 17

II. Kalkſtein 81

III. Turmalin 195

Vorrede.

Es iſt einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menſchen ſtets gewöhnliche Menſchen ſeien. Wenn das wahr iſt, bin ich heute in der Lage, den Leſern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes an zu bieten, nehmlich allerlei Spielereien für junge Herzen. Es ſoll ſogar in denſelben nicht einmal Tugend und Sitte geprediget werden, wie es gebräuchlich iſt, ſondern ſie ſollen nur durch das wirken, was ſie ſind. Wenn etwas Edles und Gutes in mir iſt, ſo wird es von ſelber in meinen Schriften liegen; wenn aber daſſelbe nicht in meinem Gemüthe iſt, ſo werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzuſtellen, es wird doch immer das Niedrige und Unedle durchſcheinen. Großes oder Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Geſezen geleitet. Die Kunſt iſt mir ein ſo Hohes und Erhabenes, ſie iſt mir, wie ich ſchon einmal an einem anderen Orte geſagt habe, nach der Religion das Höchſte auf Erden, ſo daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe, noch mich je vermeſſen werde, ſie für Dichtungen zu halten. Dichter gibt es ſehr wenige auf der Welt, ſie ſind die hohen Prieſter, ſie ſind die Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes; falſche Propheten aber gibt es ſehr viele. Allein wenn auch nicht jede geſprochenen Worte Dichtung ſein können, ſo können ſie doch etwas anderes ſein, dem nicht alle Berechtigung des Daſeins abgeht. Gleichgeſtimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen bekannten wie unbekannten einen Gruß zu ſchiken, und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Abſicht bei meinen Schriften, und wird auch die Abſicht bleiben. Ich wäre ſehr glüklich, wenn ich mit Gewißheit wüßte, daß ich nur dieſe Abſicht erreicht hätte. Weil wir aber ſchon einmal von dem Groſſen und Kleinen reden, ſo will ich meine Anſichten darlegen, die wahrſcheinlich von denen vieler anderer Menſchen abweichen. Das Wehen der Luft das Rieſeln des Waſſers das Wachſen der Getreide das Wogen des Meeres das Grünen der Erde das Glänzen des Himmels das Schimmern der Geſtirne halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Bliz, welcher Häuſer ſpaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerſpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verſchüttet, halte ich nicht für größer als obige Erſcheinungen, ja ich halte ſie für kleiner, weil ſie nur Wirkungen viel höherer Geſeze ſind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor, und ſind die Ergebniſſe einſeitiger Urſachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau empor ſchwellen und übergehen macht, iſt es auch, die die Lava in dem feuerſpeienden Berge empor treibt, und auf den Flächen der Berge hinab gleiten läßt. Nur augenfälliger ſind dieſe Erſcheinungen, und reißen den Blik des Unkundigen und Unaufmerkſamen mehr an ſich, während der Geiſteszug des Forſchers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht, und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende iſt. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen ſind nach Kurzem kaum noch erkennbar. Wir wollen das Geſagte durch ein Beiſpiel erläutern. Wenn ein Mann durch Jahre hindurch die Magnetnadel, deren eine Spize immer nach Norden weiſt, tagtäglich zu feſtgeſezten Stunden beobachtete, und ſich die Veränderungen, wie die Nadel bald mehr bald weniger klar nach Norden zeigt, in einem Buche aufſchriebe, ſo würde gewiß ein Unkundiger dieſes Beginnen für ein kleines und für Spielerei anſehen: aber wie ehrfurchterregend wird dieſes Kleine und wie begeiſterungerweckend dieſe Spielerei, wenn wir nun erfahren, daß dieſe Beobachtungen wirklich auf dem ganzen Erdboden angeſtellt werden, und daß aus den daraus zuſammengeſtellten Tafeln erſichtlich wird, daß manche kleine Veränderungen an der Magnetnadel oft auf allen Punkten der Erde gleichzeitig und in gleichem Maße vor ſich gehen, daß alſo ein magnetiſches Gewitter über die ganze Erde geht, daß die ganze Erdoberfläche gleichzeitig gleichſam ein magnetiſches Schauern empfindet. Wenn wir, ſo wie wir für das Licht die Augen haben, auch für die Electricität und den aus ihr kommenden Magnetismus ein Sinneswerkzeug hätten, welche große Welt welche Fülle von unermeßlichen Erſcheinungen würde uns da aufgethan ſein. Wenn wir aber auch dieſes leibliche Auge nicht haben, ſo haben wir dafür das geiſtige der Wiſſenſchaft, und dieſe lehrt uns, daß die electriſche und magnetiſche Kraft auf einem ungeheuren Schauplatze wirke, daß ſie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet ſei, daß ſie alles umfließe, und ſanft und unabläſſig verändernd bildend und lebenerzeugend ſich darſtelle. Der Bliz iſt nur ein ganz kleines Merkmal dieſer Kraft, ſie ſelber aber iſt ein Großes in der Natur. Weil aber die Wiſſenſchaft nur Körnchen nach Körnchen erringt, nur Beobachtung nach Beobachtung macht, nur aus Einzelnem das Allgemeine zuſammen trägt, und weil endlich die Menge der Erſcheinungen und das Feld des Gegebenen unendlich groß iſt, Gott alſo die Freude und die Glükſeligkeit des Forſchens unverſieglich gemacht hat, wir auch in unſeren Werkſtätten immer nur das Einzelne darſtellen können nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung: ſo iſt auch die Geſchichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Anſichten über dieſes Große beſtanden. Da die Menſchen in der Kindheit waren, ihr geiſtiges Auge von der Wiſſenſchaft noch nicht berührt war, wurden ſie von dem Naheſtehenden und Auffälligen ergriffen, und zu Furcht und Bewunderung hingeriſſen: aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blik ſich auf den Zuſammenhang zu richten begann, ſo ſanken die einzelnen Erſcheinungen immer tiefer, und es erhob ſich das Geſez immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.

So wie es in der äußeren Natur iſt, ſo iſt es auch in der inneren, in der des menſchlichen Geſchlechtes.

Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit Einfachheit Bezwingung ſeiner ſelbſt Verſtandesgemäßheit Wirkſamkeit in ſeinem Kreiſe Bewunderung des Schönen verbunden mit einem heiteren gelaſſenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüthes furchtbar einherrollenden Zorn die Begier nach Rache den entzündeten Geiſt, der nach Thätigkeit ſtrebt, umreißt, ändert, zerſtört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, ſondern für kleiner, da dieſe Dinge ſo gut nur Hervorbringungen einzelner und einſeitiger Kräfte ſind, wie Stürme feuerſpeiende Berge Erdbeben. Wir wollen das ſanfte Geſez zu erbliken ſuchen, wodurch das menſchliche Geſchlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte die nach dem Beſtehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Beſtehen und zum Entwikeln deſſelben nothwendig iſt. Sie ſichern den Beſtand des Einen und dadurch den Aller. Wenn aber Jemand jedes Ding unbedingt an ſich reißt, was ſein Weſen braucht, wenn er die Bedingungen des Daſeins eines Anderen zerſtört, ſo ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrükten, wir ſtellen den Stand wieder her, daß er ein Menſch neben dem Andern beſtehe, und ſeine menſchliche Bahn gehen könne, und wenn wir das gethan haben, ſo fühlen wir uns befriediget, wir fühlen uns noch viel höher und inniger als wir uns als Einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menſchheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Beſtehen der geſammten Menſchheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beſchränkt werden dürfen, ja im Gegentheile beſchränkend auf ſie ſelber einwirken. Es iſt das Geſez dieſer Kräfte das Geſez der Gerechtigkeit das Geſez der Sitte, das Geſez, das will, daß jeder geachtet geehrt ungefährdet neben dem Andern beſtehe, daß er ſeine höhere menſchliche Laufbahn gehen könne, ſich Liebe und Bewunderung ſeiner Mitmenſchen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Menſch ein Kleinod für alle andern Menſchen iſt. Dieſes Geſez liegt überall, wo Menſchen neben Menſchen wohnen, und es zeigt ſich, wenn Menſchen gegen Menſchen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zu einander in der Liebe der Eltern zu den Kindern der Kinder zu den Eltern in der Liebe der Geſchwiſter der Freunde zu einander in der ſüßen Neigung beider Geſchlechter in der Arbeitſamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Thätigkeit, wodurch man für ſeinen Kreis für die Ferne für die Menſchheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Geſtalt, womit ganze Geſellſchaften und Staaten ihr Daſein umgeben, und zum Abſchluſſe bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach dieſe Gegenſtände benüzt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühle naher und ferner Geſchlechter anheim zu geben. Darum ſieht der Menſchenforſcher, wohin er ſeinen Fuß ſezt, überall nur dieſes Geſez allein, weil es das einzige Allgemeine das einzige Erhaltende und nie Endende iſt. Er ſieht es eben ſo gut in der niederſten Hütte wie in dem höchſten Pallaſte, er ſieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menſchheit. Es hat Bewegungen in dem menſchlichen Geſchlechte gegeben, wodurch den Gemüthern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden iſt, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Geſtalt gewonnen haben. Wenn in dieſen Bewegungen das Geſez der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar iſt, wenn ſie von demſelben eingeleitet, und fortgeführt worden ſind, ſo fühlen wir uns in der ganzen Menſchheit erhoben, wir fühlen uns menſchlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es ſich überall in die Seele ſenkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein geſtaltvolles vernunftgemäßes Ganzes zuſammen gewirkt wird. Wenn aber in dieſen Bewegungen das

Geſez des Rechtes und der Sitte nicht erſichtlich iſt, wenn ſie nach einſeitigen und ſelbſtſüchtigen Zweken ringen, dann wendet ſich der Menſchenforſcher, wie gewaltig und furchtbar ſie auch ſein mögen, mit Ekel von ihnen ab, und betrachtet ſie als ein Kleines als ein des Menſchen Unwürdiges. So groß iſt die Gewalt dieſes Rechts- und Sittengeſezes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden iſt, doch endlich allezeit ſiegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen iſt. Ja wenn ſogar der Einzelne oder ganze Geſchlechter für Recht und Sitte untergegangen ſind, ſo fühlen wir ſie nicht als beſiegt, wir fühlen ſie als triumphirend, in unſer Mitleid miſcht ſich ein Jauchzen und Entzüken, weil das Ganze höher ſteht als der Theil, weil das Gute größer iſt als der Tod, wir ſagen da, wir empfinden das Tragiſche, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengeſezes emporgehoben. Wenn wir die Menſchheit in der Geſchichte wie einen ruhigen Silberſtrom einem großen ewigen Ziele entgegen gehen ſehen, ſo empfinden wir das Erhabene das vorzugsweiſe Epiſche. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragiſche und Epiſche wirken, wie ausgezeichnete Hebel ſie auch in der Kunſt ſind, ſo ſind es hauptſächlich doch immer die gewöhnlichen alltäglichen in

Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menſchen, in denen dieſes Geſez am ſicherſten als Schwerpunkt liegt, weil dieſe Handlungen die dauernden die gründenden ſind, gleichſam die Millionen Wurzelfaſern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Geſeze ſtill und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieſer Geſeze iſt, ſo wirkt das Sittengeſez ſtill und ſeelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menſchen mit Menſchen, und die Wunder des Augenblikes bei vorgefallenen Thaten ſind nur kleine Merkmale dieſer allgemeinen Kraft. So iſt dieſes Geſez, ſo wie das der Natur das welterhaltende iſt, das menſchenerhaltende.

Wie in der Geſchichte der Natur die Anſichten über das Große ſich ſtets geändert haben, ſo iſt es auch in der ſittlichen Geſchichte der Menſchen geweſen. Anfangs wurden ſie von dem Nächſtliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden geprieſen, dann kamen Tapferkeit und Kriegesmuth dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenſchaften gegen feindſelige Haufen und Verbindungen auszudrüken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrſchaft beſungen, inzwiſchen auch Schönheit und Liebe ſo wie Freundſchaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erſchien ein Überblik über ein Größeres: ganze menſchliche Abtheilungen und Verhältniſſe wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Theiles, und Großmuth gegen den Feind und Unterdrükung ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften zum Beſten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung ſchon den Alten als die erſte männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumſchlingendes Band als ein Wünſchenswerthes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauſcht, die Wiſſenſchaft fördert, ihre Schäze für alle Menſchen darlegt, und in der Kunſt und Religion zu dem einfach Hohen und Himmliſchen leitet.

Wie es mit dem Aufwärtsſteigen des menſchlichen Geſchlechtes iſt, ſo iſt es auch mit ſeinem Abwärtsſteigen. Untergehenden Völkern verſchwindet zuerſt das Maß. Sie gehen nach Einzelnem aus, ſie werfen ſich mit kurzem Blike auf das Beſchränkte und Unbedeutende, ſie ſezen das Bedingte über das Allgemeine; dann ſuchen ſie den Genuß und das Sinnliche, ſie ſuchen Befriedigung ihres Haſſes und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunſt wird das Einſeitige geſchildert das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene Unſtimmende Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende Aufregende und zulezt die

Unſitte und das Laſter, in der Religion ſinkt das Innere zur bloßen Geſtalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe verliert ſich, der Einzelne verachtet das Ganze, und geht ſeiner Luſt und ſeinem Verderben nach, und ſo wird das Volk eine Beute ſeiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren wilderen aber kräftigeren Feindes. — —

Da ich in dieſer Vorrede in meinen Anſichten über Großes und Kleines ſo weit gegangen bin, ſo ſei es mir auch erlaubt zu ſagen, daß ich in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes manche Erfahrungen zu ſammeln bemüht geweſen bin, und daß ich Einzelnes aus dieſen Erfahrungen zu dichtenden Verſuchen zuſammengeſtellt habe; aber meine eben entwikelten Anſichten und die Erlebniſſe der leztvergangenen Jahre lehrten mich meiner Kraft zu mißtrauen, daher jene Verſuche liegen bleiben mögen, bis ſie beſſer ausgearbeitet oder als unerheblich vernichtet werden.

Diejenigen aber, die mir durch dieſe keineswegs für junge Zuhörer paſſende Vorrede gefolgt ſind, mögen es auch nicht verſchmähen, die Hervorbringungen beſcheidenerer Kräfte zu genießen, und mit mir zu den harmloſen folgenden Dingen übergehen.

Im Herbſte 1852.

Adalbert Stifter.

Einleitung.

Als Knabe trug ich außer Ruthen Geſträuchen und Blüthen, die mich ergözten, auch noch andere Dinge nach Hauſe, die mich faſt noch mehr freuten, weil ſie nicht ſo ſchnell Farbe und Beſtand verloren wie die Pflanzen, nehmlich allerlei Steine und Erddinge. Auf Feldern an Rainen auf Haiden und Hutweiden ja ſogar auf Wieſen, auf denen doch nur das hohe Gras ſteht, liegen die manigfaltigſten dieſer Dinge herum. Da ich nun viel im Freien herum ſchweifen durfte, konnte es nicht fehlen, daß ich bald die Pläze entdekte, auf denen die Dinge zu treffen waren, und daß ich die, welche ich fand, mit nach Hauſe nahm.

Da iſt an dem Wege, der von Oberplan nach Hoſſenreuth führt, ein geräumiges Stük Raſen, welches in die Felder hinein geht, und mit einer Mauer aus loſen Steinen eingefaßt iſt. In dieſen

Steinen ſteken kleine Blättchen, die wie Silber und Diamanten funkeln, und die man mit einem Meſſer oder mit einer Ahle herausbrechen kann. Wir Kinder hießen die Blättchen Kazenſilber, und hatten eine ſehr große Freude an ihnen.

Auf dem Berglein des Altrichters befindet ſich ein Stein, der ſo fein und weich iſt, daß man ihn mit einem Meſſer ſchneiden kann. Die Bewohner unſerer Gegend nennen ihn Taufſtein. Ich machte Täfelchen Würfel Ringe und Petſchafte aus dem Steine, bis mir ein Mann, der Uhren Barometer und Stammbäume verfertigte, und Bilder lakirte, zeigte, daß man den Stein mit einem zarten Firniſſe anſtreichen müſſe, und daß dann die ſchönſten blauen grünen und röthlichen Linien zum Vorſcheine kämen.

Wenn ich Zeit hatte, legte ich meine Schäze in eine Reihe, betrachtete ſie, und hatte mein Vergnügen an ihnen. Beſonders hatte die Verwunderung kein Ende, wenn es auf einem Steine ſo geheimnißvoll glänzte und leuchtete und äugelte, daß man es gar nicht ergründen konnte, woher denn das käme. Freilich war manchmal auch ein Stük Glas darunter, das ich auf den Feldern gefunden hatte, und das in allerlei Regenbogenfarben ſchimmerte. Wenn ſie dann ſagten, das ſei ja nur ein Glas, und noch dazu ein verwitterndes, wodurch es eben dieſe ſchimmernden Farben erhalten habe, ſo dachte ich: Ei, wenn es auch nur ein Glas iſt, ſo hat es doch die ſchönen Farben, und es iſt zum ſtaunen, wie es in der kühlen feuchten Erde dieſe Farben empfangen konnte, und ich ließ es unter den Steinen liegen.

Dieſer Sammelgeiſt nun iſt noch immer nicht von mir gewichen. Nicht nur trage ich noch heut zu Tage buchſtäblich Steine in der Taſche nach Hauſe, um ſie zu zeichnen oder zu malen, und ihre Abbilder dann weiter zu verwenden, ſondern ich lege ja auch hier eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend an, an dem ſie eine Freude haben, und den ſie ſich zur Betrachtung zurecht richten möge. Freilich müſſen meine jungen Freunde zu dieſer Sammlung bedeutend älter ſein, als ich, da ich mir meine ſeltſamen Feldſteine zur Ergözung nach Hauſe trug. Es wird der Fall nicht eintreten, daß ein Juwel in der Sammlung ſei, ſo wie kaum die Gefahr vorhanden iſt, daß ich unter meinen Steinen einſtens etwa einen ungeſchliffenen Diamant oder Rubin gehabt habe, und ohne mein Wiſſen unermeßlich reich geweſen ſei. Wenn aber manches Glasſtük unter dieſen Dingen iſt, ſo bitte ich meine Freunde, zu denken, wie ich bei meinem Glaſe gedacht habe: es hat doch allerlei Farben, und mag bei den Steinen belaſſen bleiben.

Wenn man einem Verſtorbenen eine Sammlung widmen könnte, würde ich dieſe meinem verſtorbenen jungen Freunde Guſtav widmen. Ich hatte ihn zufällig kennen gelernt, ihn lieb gewonnen und er hatte mir wie einem Vater vertraut. Er hatte Freude an Spielereien, ſo wie er auch gleich einem Mädchen noch immer gelegentlich ein Stükchen Naſchwerk liebte, und, wenn er bei mir zu Tiſche war, auch ſtets bekam. Möge er in ſeiner lichteren Heimath manchmal an den älteren Freund denken, der noch immer in dieſer Welt iſt, und noch ein Stükchen Zeit da zu bleiben wünſcht.

Weil es unermeßlich viele Steine gibt, ſo kann ich gar nicht voraus ſagen, wie groß dieſe Sammlung werden wird.

Im Herbſte 1832.

Der Verfaſſer.

Granit.

1.

Granit.

Vor meinem väterlichen Geburtshauſe dicht neben der Eingangsthür in daſſelbe liegt ein großer achteckiger Stein von der Geſtalt eines ſehr in die Länge gezogenen Würfels. Seine Seitenflächen ſind roh ausgehauen, ſeine obere Fläche aber iſt von dem vielen Sitzen ſo fein und glatt geworden, als wäre ſie mit der kunſtreichſten Glaſur überzogen. Der Stein iſt ſehr alt, und niemand erinnert ſich, von einer Zeit gehört zu haben, wann er gelegt worden ſei. Die urälteſten Greiſe unſers Hauſes waren auf dem Steine geſeſſen, ſo wie jene, welche in zarter Jugend hinweggeſtorben waren, und nebſt all den andern in dem Kirchhofe ſchlummern. Das Alter beweiſt auch der Umſtand, daß die Sandſteinplatten, welche dem Steine zur Unterlage dienen, ſchon ganz ausgetreten, und dort, wo ſie unter die Dachtraufe hinaus ragen, mit tiefen Löchern von den herabfallenden Tropfen verſehen ſind.

Eines der jüngſten Mitglieder unſeres Hauſes, welche auf dem Steine geſeſſen waren, war in meiner Knabenzeit ich. Ich ſaß gerne auf dem Steine, weil man wenigſtens dazumal eine große Umſicht von demſelben hatte. Jetzt iſt ſie etwas verbaut worden. Ich ſaß gerne im erſten Frühlinge dort, wenn die milder werdenden Sonnenſtrahlen die erſte Wärme an der Wand des Hauſes erzeugten. Ich ſah auf die geakerten aber noch nicht bebauten Felder hinaus, ich ſah dort manchmal ein Glas wie einen weißen feurigen Funken ſchimmern und glänzen, oder ich ſah einen Geier vorüber fliegen, oder ich ſah auf den fernen blaulichen Wald, der mit ſeinen Zaken an dem Himmel dahin geht, an dem die Gewitter und Wolkenbrüche hinabziehen, und der ſo hoch iſt, daß ich meinte, wenn man auf den höchſten Baum desſelben hinauf ſtiege, müßte man den Himmel angreifen können. Zu andern Zeiten ſah ich auf der Straße, die nahe an dem Hauſe vorübergeht, bald einen Erndtewagen bald eine Heerde bald einen Hauſirer vorüber ziehen.

Im Sommer ſaß gerne am Abende auch der Großvater auf dem Steine, und rauchte ſein Pfeifchen, und manchmal, wenn ich ſchon lange ſchlief, oder in den beginnenden Schlummer nur noch gebrochen die Töne hinein hörte, ſaßen auch theils auf dem Steine theils auf dem daneben befindlichen Holzbänkchen oder auf der Lage von Baubrettern junge Burſche und Mädchen, und ſangen anmuthige Lieder in die finſtere Nacht.

Unter den Dingen, die ich von dem Steine aus ſah, war öfter auch ein Mann von ſeltſamer Art. Er kam zuweilen auf der Hoſſenreuther Straße mit einem glänzenden ſchwarzen Schubkarren herauf gefahren. Auf dem Schubkarren hatte er ein glänzendes ſchwarzes Fäßchen. Seine Kleider waren zwar vom Anfange an nicht ſchwarz geweſen, allein ſie waren mit der Zeit ſehr dunkel geworden, und glänzten ebenfalls. Wenn die Sonne auf ihn ſchien, ſo ſah er aus, als wäre er mit Öhl eingeſchmiert worden. Er hatte einen breiten Hut auf dem Haupte, unter dem die langen Haare auf den Nacken hinabwallten. Er hatte ein braunes Angeſicht, freundliche Augen, und ſeine Haare hatten bereits die gelblich weiße Farbe, die ſie bei Leuten unterer Stände, die hart arbeiten müſſen, gerne bekommen. In der Nähe der Häuſer ſchrie er gewöhnlich etwas, was ich nicht verſtand. In Folge dieſes Schreiens kamen unſere Nachbarn aus ihren Häuſern heraus, hatten Gefäße in der Hand, die meiſtens ſchwarze hölzerne Kannen waren, und begaben ſich auf unſere Gaſſe. Während dies geſchah, war der Mann vollends näher gekommen, und ſchob ſeinen Schubkarren auf unſere Gaſſe herzu. Da hielt er ſtille, drehte den Hahn in dem Zapfen ſeines Faſſes, und ließ einem jeden, der unterhielt, eine braune zähe Flüſſigkeit in ſein Gefäß rinnen, die ich recht gut als Wagenſchmiere erkannte, und wofür ſie ihm eine Anzahl Kreuzer oder Groſchen gaben. Wenn alles vorüber war, und die Nachbarn ſich mit ihrem Kaufe entfernt hatten, richtete er ſein Faß wieder zuſammen, ſtrich alles gut hinein, was hervor gequollen war, und fuhr weiter. Ich war bei dem Vorfalle ſchier alle Male zugegen; denn wenn ich auch eben nicht auf der Gaſſe war, da der Mann kam, ſo hörte ich doch ſo gut wie die Nachbarn ſein Schreien, und war gewiß eher auf dem Plaze als alle Andern.

Eines Tages, da die Lenzſonne ſehr freundlich ſchien, und alle Menſchen heiter und ſchelmiſch machte, ſah ich ihn wieder die Hoſſenreuther Straße herauffahren. Er ſchrie in der Nähe der Häuſer ſeinen gewöhnlichen Geſang, die Nachbarn kamen herbei, er gab ihnen ihren Bedarf, und ſie entfernten ſich. Als dieſes geſchehen war, brachte er ſein Faß wie zu ſonſtigen Zeiten in Ordnung. Zum Hineinſtreichen deſſen, was ſich etwa an dem Hahne oder durch das Lokern des Zapfens an den untern Faßdauben angeſammelt hatte, hatte er einen langen ſchmalen flachen Löffel mit kurzem Stiele. Er nahm mit dem Löffel geſchikt jedes Reſtchen Flüſſigkeit, das ſich in einer Fuge oder in einem Winkel verſtekt hatte, heraus, und ſtrich es bei den ſcharfen Rändern des Spundloches hinein. Ich ſaß, da er dieſes that, auf dem Steine, und ſah ihm zu. Aus Zufall hatte ich bloße Füße, wie es öfter geſchah, und hatte Höschen an, die mit der Zeit zu kurz geworden waren. Plözlich ſah er von ſeiner Arbeit zu mir herzu, und ſagte: „Willſt du die Füſſe eingeſchmiert haben?“

Ich hatte den Mann ſtets für eine große Merkwürdigkeit gehalten, fühlte mich durch ſeine Vertraulichkeit geehrt, und hielt beide Füſſe hin. Er fuhr mit ſeinem Löffel in das Spundloch, langte damit herzu, und that einen langſamen Strich auf jeden der beiden Füſſe. Die Flüſſigkeit breitete ſich ſchön auf der Haut aus, hatte eine außerordentlich klare, goldbraune Farbe, und ſandte die angenehmen Harzdüfte zu mir empor. Sie zog ſich ihrer Natur nach allmählich um die Rundung meiner Füſſe herum, und an ihnen hinab. Der Mann fuhr indeſſen in ſeinem Geſchäfte fort, er hatte ein paar Male lächelnd auf mich herzu geblikt, dann ſtekte er ſeinen Löffel in eine Scheibe neben das Faß, ſchlug oben das Spundloch zu, nahm die Tragbänder des Schubkarrens auf ſich, hob letzteren empor, und fuhr damit davon. Da ich nun allein war, und ein zwar halb angenehmes aber deßungeachtet auch nicht ganz beruhigtes Gefühl hatte, wollte ich mich doch auch der Mutter zeigen. Mit vorſichtig in die Höhe gehaltenen Höschen ging ich in die Stube hinein. Es war eben Samſtag, und an jedem Samſtage mußte die Stube ſehr ſchön gewaſchen und geſcheuert werden, was auch heute am Morgen geſchehen war, ſo wie der Wagenſchmiermann gerne an Samſtagen kam, um am Sonntage da zu bleiben, und in die Kirche zu gehen. Die gut ausgelaugte und wieder getroknete Holzfaſer des Fußbodens nahm die Wagenſchmiere meiner Füſſe ſehr begierig auf, ſo daß hinter jedem meiner Tritte eine ſtarke Tappe auf dem Boden blieb. Die Mutter ſaß eben, da ich herein kam, an dem Fenſtertiſche vorne, und nähte. Da ſie mich ſo kommen und vorwärts ſchreiten ſah, ſprang ſie auf. Sie blieb einen Augenblik in der Schwebe, entweder weil ſie mich ſo bewunderte, oder weil ſie ſich nach einem Werkzeuge umſah, mich zu empfangen. Endlich aber rief ſie: „Was hat denn dieſer heilloſe eingefleiſchte Sohn heute für Dinge an ſich?“

Und damit ich nicht noch weiter vorwärts ginge, eilte ſie mir entgegen, hob mich empor, und trug mich meines Schrekes und ihrer Schürze nicht achtend in das Vorhaus hinaus. Dort ließ ſie mich nieder, nahm unter der Bodenſtiege, wohin wir, weil es an einem andern Orte nicht erlaubt war, alle nach Hauſe gebrachten Ruthen und Zweige legen mußten, und wo ich ſelber in den lezten Tagen eine große Menge dieſer Dinge angeſammelt hatte, heraus, was ſie nur immer erwiſchen konnte, und ſchlug damit ſo lange und ſo heftig gegen meine Füſſe, bis das ganze Laubwerk der Ruthen, meine Höschen, ihre Schürze, die Steine des Fußbodens und die Umgebung voll Pech waren. Dann ließ ſie mich los, und ging wieder in die Stube hinein.

Ich war, obwohl es mir ſchon von Anfange bei der Sache immer nicht ſo ganz vollkommen geheuer geweſen war, doch über dieſe fürchterliche Wendung der Dinge, und weil ich mit meiner theuerſten Verwandten dieſer Erde in dieſes Zerwürfniß gerathen war, gleichſam vernichtet. In dem Vorhauſe befindet ſich in einer Eke ein großer Steinwürfel, der den Zwek hat, daß auf ihm das Garn zu den Hausweben mit einem hölzernen Schlägel geklopft wird. Auf dieſen Stein wankte ich zu, und ließ mich auf ihn nieder. Ich konnte nicht einmal weinen, das Herz war mir gepreßt, und die Kehle wie mit Schnüren zugeſchnürt. Drinnen hörte ich die Mutter und die Magd berathſchlagen, was zu thun ſei, und fürchtete, daß, wenn die Pechſpuren nicht weg gingen, ſie wieder herauskommen und mich weiter züchtigen würden.

In dieſem Augenblike ging der Großvater bei der hintern Thür, die zu dem Brunnen und auf die Gartenwieſe führt, herein, und ging gegen mich hervor. Er war immer der Gütige geweſen, und hatte, wenn was immer für ein Unglük gegen uns Kinder herein gebrochen war, nie nach dem Schuldigen gefragt, ſondern nur ſtets geholfen. Da er nun zu dem Plaze, auf dem ich ſaß, hervor gekommen war, blieb er ſtehen, und ſah mich an. Als er den Zuſtand, in welchem ich mich befand, begriffen hatte, fragte er, was es denn gegeben habe, und wie es mit mir ſo geworden ſei. Ich wollte mich nun erleichtern, allein ich konnte auch jezt wieder nichts erzählen, denn nun brachen bei dem Anblike ſeiner gütigen und wohlmeinenden Augen alle Thränen, die früher nicht hervor zu kommen vermocht hatten, mit Gewalt heraus, und rannen in Strömen herab, ſo daß ich vor Weinen und Schluchzen nur gebrochene und verſtümmelte

Laute hervorbringen, und nichts thun konnte, als die Füßchen empor heben, auf denen jezt auch aus dem Peche noch das häßliche Roth der Züchtigung hervor ſah.

Er aber lächelte, und ſagte: „So komme nur her zu mir, komme mit mir.“

Bei dieſen Worten nahm er mich bei der Hand, zog mich ſanft von dem Steine herab, und führte mich, der ich ihm vor Ergriffenheit kaum folgen konnte, durch die Länge des Vorhauſes zurük, und in den Hof hinaus. In dem Hofe iſt ein breiter mit Steinen gepflaſterter Gang, der rings an den Bauwerken herum läuft. Auf dieſem Gange ſtehen unter dem Überdache des Hauſes gewöhnlich einige Schemel oder derlei Dinge, die dazu dienen, daß ſich die Mägde beim Hecheln des Flachſes oder andern ähnlichen Arbeiten darauf nieder ſezen können, um vor dem Unwetter geſchüzt zu ſein. Zu einem ſolchen Schemel führte er mich hinzu, und ſagte: „Seze dich da nieder, und warte ein wenig, ich werde gleich wieder kommen.“

Mit dieſen Worten ging er in das Haus, und nachdem ich ein Weilchen gewartet hatte, kam er wieder heraus, indem er eine groſe, grünglaſirte Schüſſel, einen Topf mit Waſſer und Seife und Tücher in den Händen trug. Dieſe Dinge ſtellte er neben mir auf das Steinpflaſter nieder, zog mir, der ich auf dem Schemel ſaß, meine Höschen aus, warf ſie ſeitwärts, goß warmes Waſſer in die Schüſſel, ſtellte meine Füſſe hinein, und wuſch ſie ſo lange mit Seife und Waſſer, bis ein großer weiß und braungefleckter Schaumberg auf der Schüſſel ſtand, die Wagenſchmiere, weil ſie noch friſch war, ganz weggegangen, und keine Spur mehr von Pech auf der Haut zu erbliken war. Dann troknete er mit den Tüchern die Füſſe ab, und fragte: „Iſt es nun gut?“

Ich lachte faſt unter den Thränen, ein Stein nach dem andern war mir während des Waſchens von dem Herzen gefallen, und waren die Thränen ſchon lieber gefloſſen, ſo drangen ſie jezt nur mehr einzeln aus den Augen hervor. Er holte mir nun auch andere Höschen, und zog ſie mir an. Dann nahm er das troken gebliebene Ende der Tücher, wiſchte mir damit das verweinte Angeſicht ab, und ſagte: „Nun gehe da über den Hof bei dem großen Einfahrtsthore auf die Gaſſe hinaus, daß dich niemand ſehe, und daß du niemanden in die Hände falleſt. Auf der Gaſſe warte auf mich, ich werde dir andere Kleider bringen, und mich auch ein wenig umkleiden. Ich gehe heute in das Dorf Melm, da darfſt du mit gehen und da wirſt du mir erzählen, wie ſich dein Unglük ereignet hat, und wie du in dieſe Wagenſchmiere gerathen biſt. Die Sachen laſſen wir da liegen, es wird ſie ſchon jemand hinweg räumen."

Mit dieſen Worten ſchob er mich gegen den Hof, und ging in das Haus zurük. Ich ſchritt leiſe über den Hof, und eilte bei dem Einfahrtsthore hinaus. Auf der Gaſſe ging ich ſehr weit von dem großen Steine und von der Hausthür weg, damit ich ſicher wäre, und ſtellte mich auf eine Stelle, von welcher ich von ferne in die Hausthür hinein ſehen konnte. Ich ſah, daß auf dem Plaze, auf welchem ich gezüchtigt worden war, zwei Mägde beſchäftigt waren, welche auf dem Boden knieten, und mit den Händen auf ihm hin und her fuhren. Wahrſcheinlich waren ſie bemüht, die Pechſpuren, die von meiner Züchtigung entſtanden waren, weg zu bringen. Die Hausſchwalbe flog kreiſchend bei der Thür aus und ein, weil heute unter ihrem Neſte immer Störung war, erſt durch meine Züchtigung und nun durch die arbeitenden Mägde. An der äußerſten Grenze unſerer Gaſſe ſehr weit von der Hausthür entfernt, wo der kleine Hügel, auf dem unſer Haus ſteht, ſchon gegen die vorbeigehende Straſſe abzufallen beginnt, lagen einige ausgehauene Stämme, die zu einem Baue oder zu einem anderen ähnlichen Werke beſtimmt waren. Auf dieſe ſezte ich mich nieder, und wartete.

Endlich kam der Großvater heraus. Er hatte ſeinen breiten Hut auf dem Haupte, hatte ſeinen langen Rok an, den er gerne an Sonntagen nahm, und trug ſeinen Stok in der Hand. In der andern hatte er aber auch mein blaugeſtreiftes Jäkchen, weiße Strümpfe, ſchwarze Schnürſtiefelchen und mein graues Filzhütchen. Das alles half er mir anziehen, und ſagte: „So, jezt gehen wir.“

Wir gingen auf dem ſchmalen Fußwege durch das Grün unſers Hügels auf die Straſſe hinab, und gingen auf der Straſſe fort, erſt durch die Häuſer der Nachbarn, auf denen die Frühlingsſonne lag, und von denen die Leute uns grüßten, und dann in das Freie hinaus. Dort ſtrekte ſich ein weites Feld und ſchöner grüner Raſen vor uns hin, und heller freundlicher Sonnenſchein breitete ſich über alle Dinge der Welt. Wir gingen auf einem weißen Wege zwiſchen dem grünen Raſen dahin. Mein Schmerz und mein Kummer war ſchon beinahe verſchwunden, ich wußte, daß ein guter Ausgang nicht fehlen konnte, da der Großvater ſich der Sache annahm, und mich beſchüzte; die freie Luſt und die ſcheinende Sonne übten einen beruhigenden Einfluß, und ich empfand das Jäkchen ſehr angenehm auf meinen Schultern und die Stiefelchen an den Füſſen, und die Luft floß ſanft durch meine Haare.

Als wir eine Weile auf der Wieſe gegangen waren, wie wir gewöhnlich gingen, wenn er mich mit nahm, nehmlich daß er ſeine großen Schritte milderte, aber noch immer große Schritte machte, und ich theilweiſe neben ihm trippeln mußte, ſagte der Großvater: „Nun ſage mir doch auch einmal, wie es denn geſchehen iſt, daß du mit ſo vieler Wagenſchmiere zuſammen gerathen biſt, daß nicht nur deine ganzen Höschen voll Pech ſind, daß deine Füſſe voll waren, daß ein Pechfleck im Vorhauſe iſt, mit Pech beſudelte Ruthen herum liegen, ſondern daß auch im ganzen Hauſe, wo man nur immer hin kömmt, Flecken von Wagenſchmiere anzutreffen ſind. Ich habe deiner Mutter ſchon geſagt, daß du mit mir geheſt, du darfſt nicht mehr beſorgt ſein, es wird dich keine Straſe mehr treffen.“

Ich erzählte ihm nun, wie ich auf dem Steine geſeſſen ſei, wie der Wagenſchmiermann gekommen ſei, wie er mich gefragt habe, ob ich meine Füſſe eingeſchmiert haben wolle, wie ich ſie ihm hingehalten, und wie er auf jeden einen Strich gethan habe, wie ich in die Stube gegangen ſei, um mich der Mutter zu zeigen, wie ſie aufgeſprungen ſei, wie ſie mich genommen, in das Vorhaus getragen, mich mit meinen eigenen Ruthen gezüchtiget habe, und wie ich darnach auf dem Steine ſitzen geblieben ſei.

„Du biſt ein kleines Närrlein,“ ſagte der Großvater, „und der alte Andreas iſt ein arger Schalk, er hat immer ſolche Streiche ausgeführt, und wird jetzt heimlich und wiederholt bei ſich lachen, daß er den Einfall gehabt hat. Dieſer Hergang beſſert deine Sache ſehr. Aber ſiehſt du, auch der alte Andreas, ſo übel wir ſeine Sache anſehen mögen, iſt nicht ſo ſchuldig, als wir andern uns denken; denn woher ſoll denn der alte Andreas wiſſen, daß die Wagenſchmiere für die Leute eine ſo ſchrekende Sache iſt, und daß ſie in einem Hauſe eine ſolche Unordnung anrichten kann; denn für ihn iſt ſie eine Waare, mit der er immer umgeht, die ihm ſeine Nahrung gibt, die er liebt, und die er ſich immer friſch holt, wenn ſie ihm ausgeht. Und wie ſoll er von gewaſchenen Fußböden etwas wiſſen, da er Jahr aus Jahr ein bei Regen und Sonnenſchein mit ſeinem Faſſe auf der Straſſe iſt, bei der Nacht oder an Feiertagen in einer Scheune ſchläft, und an ſeinen Kleidern Heu oder Halme kleben hat. Aber auch deine Mutter hat Recht; ſie mußte glauben, daß du dir leichtſinniger Weiſe die

Füſſe ſelber mit ſo vieler Wagenſchmiere beſchmiert habeſt, und daß du in die Stube gegangen ſeieſt, den ſchönen Boden zu beſudeln. Aber laſſe nur Zeit, ſie wird ſchon zur Einſicht kommen, ſie wird alles verſtehen, und alles wird gut werden. Wenn wir dort auf jene Höhe hinauf gelangen, von der wir weit herum ſehen, werde ich dir eine Geſchichte von ſolchen Pechmännern erzählen, wie der alte Andreas iſt, die ſich lange vorher zugetragen hat, ehe du geboren wurdeſt, und ehe ich geboren wurde, und aus der du erſehen wirſt, welche wunderbare Schikſale die Menſchen auf der Welt des lieben Gottes haben können. Und wenn du ſtark genug biſt, und gehen kannſt, ſo laſſe ich dich in der nächſten Woche nach Spizenberg und in die Hirſchberge mitgehen, und da wirſt du am Wege im Fichtengrunde eine ſolche Brennerei ſehen, wo ſie die Wagenſchmiere machen, wo ſich der alte Andreas ſeinen Vorrath immer holt, und wo alſo das Pech her iſt, womit dir heute die Füſſe eingeſchmiert worden ſind.“

„Ja, Großvater,“ ſagte ich, „ich werde recht ſtark ſein.“

„Nun das wird gut ſein,“ antwortete er, „und du darfſt mitgehen.“

Bei dieſen Worten waren wir zu einer Mauer bis dieſen Steinen gelangt, jenſeits welcher eine grüne Wieſe mit dem weißen Fußpfade war. Der Großvater ſtieg über den Steigſtein, indem er ſeinen Stok und ſeinen Rok nach ſich zog, und mir, der ich zu klein war, hinüber half; und wir gingen dann auf dem reinen Pfade weiter. Ungefähr in der Mitte der Wieſe blieb er ſtehen, und zeigte auf die Erde, wo unter einem flachen Steine ein klares Wäſſerlein hervor quoll, und durch die Wieſe fortrann.

„Das iſt das Behringer Brünnlein,“ ſagte er, „welches das beſte Waſſer in der Gegend hat, ausgenommen das wunderthätige Waſſer, welches auf dem Brunnberge in dem überbauten Brünnlein iſt, in deſſen Nähe die Gnadenkapelle zum guten Waſſer ſteht. Manche Menſchen holen ſich aus dieſem Brünnlein da ihr Trinkwaſſer, mancher Feldarbeiter geht weit herzu, um da zu trinken, und mancher Kranke hat ſchon aus entfernten Gegenden mit einem Kruge hieher geſchikt, damit man ihm Waſſer bringe. Merke dir den Brunnen recht gut.“

„Ja, Großvater,“ ſagte ich.

Nach dieſen Worten gingen wir wieder weiter. Wir gingen auf dem Fußpfade durch die Wieſe, wir gingen auf einem Wege zwiſchen Feldern empor, und kamen zu einem Grunde, der mit dichtem kurzem faſt grauem Raſen bedekt war, und auf dem nach allen Richtungen hin in gewiſſen Entfernungen von einander Föhren ſtanden.

„Das, worauf wir jezt gehen,“ ſagte der Großvater, „ſind die Dürrſchnäbel, es iſt ein ſeltſamer Name, entweder kömmt er von dem trokenen dürren Boden, oder von dem mageren Kräutlein, das tauſendfältig auf dem Boden ſizt, und deſſen Blüthe ein weißes Schnäblein hat mit einem gelben Zünglein darin. Siehe, die mächtigen Föhren gehören den Bürgern zu Oberplan je nach der Steuerbarkeit, ſie haben die Nadeln nicht in zwei Zeilen, ſondern in Scheiden wie grüne Borſtbüſchel, ſie haben das geſchmeidige fette Holz, ſie haben das gelbe Pech, ſie ſtreuen ſparſamen Schatten, und wenn ein ſchwaches Lüftchen geht, ſo hört man die Nadeln ruhig und langſam ſauſen.“

Ich hatte Gelegenheit, als wir weiter gingen, die Wahrheit deſſen zu beobachten, was der Großvater geſagt hatte. Ich ſah eine Menge der weißgelben Blümlein auf dem Boden, ich ſah den grauen Raſen, ich ſah auf manchem Stamme das Pech wie goldene Tropfen ſtehen, ich ſah die unzähligen Nadelbüſchel auf den unzähligen Zweigen gleichſam aus winzigen dunkeln Stiefelchen heraus ragen, und ich te, obgleich kaum ein Lüftchen zu verſpüren war, das ruhige Sauſen in den Nadeln.

Wir gingen immer weiter, und der Weg wurde ziemlich ſteil.

Auf einer etwas höheren und freieren Stelle blieb der Großvater ſtehen, und ſagte: „So, da warten wir ein wenig."

Er wendete ſich um, und nachdem wir uns von der Bewegung des Aufwärtsgehens ein wenig ausgeathmet hatten, hob er ſeinen Stok empor, und zeigte auf einen entfernten mächtigen Waldrüken in der Richtung, aus der wir gekommen waren, und fragte: „Kannſt du mir ſagen, was das dort iſt?"

„Ja, Großvater," antwortete ich, „das iſt die Alpe, auf welcher ſich im Sommer eine Viehheerde befindet, die im Herbſte wieder herabgetrieben wird."

„Und was iſt das, das ſich weiter vorwärts von der Alpe befindet?" fragte er wieder.

„Das iſt der Hüttenwald," antwortete ich.

„Und rechts von der Alpe und dem Hüttenwalde?"

„Das iſt der Philippgeorgsberg."

„Und rechts von dem Philippgeorgsberge?"

„Das iſt der Seewald, in welchem ſich das dunkle und tiefe Seewaſſer befindet."

„Und wieder rechts von dem Seewalde?"

„Das iſt der Blokenſtein und der Seſſelwald."

„Und wieder rechts?"

„Das iſt der Tuſſetwald."

„Und weiter kannſt du ſie nicht kennen; aber da iſt noch mancher Waldrüken mit manchem Namen, ſie gehen viele Meilen weit in die Länder fort. Einſt waren die Wälder noch viel größer als jezt. Da ich ein Knabe war, reichten ſie bis Spizenberg und die vordern Stiftshäuſer, es gab noch Wölfe darin, und die Hirſche konnten wir in der Nacht, wenn eben die Zeit war, bis in unſer Bette hinein brüllen hören. Siehſt du die Rauchſäule dort, die aus dem Hüttenwald aufſteigt?"

„Ja, Großvater, ich ſehe ſie."

„Und weiter zurük wieder eine aus dem Walde der Alpe?"

„Ja, Großvater."

„Und aus den Niederungen des Philippgeorgsberges wieder eine?"

„Ich ſehe ſie, Großvater."

„Und weit hinten im Keſſel des Seewaldes, den man kaum erbliken kann, noch eine, die ſo ſchwach iſt, als wäre ſie nur ein blaues Wölklein?"

„Ich ſehe ſie auch, Großvater."

„Siehſt du, dieſe Rauchſäulen kommen alle von den Menſchen, die in dem Walde ihre Geſchäfte treiben. Da ſind zuerſt die Holzknechte, die an Stellen die Bäume des Waldes umſägen, daß nichts übrig iſt als Strünke und Strauchwerk. Sie zünden ein Feuer an, um ihre Speiſen daran zu kochen, und um auch das unnöthige Reiſig und die Äſte zu verbrennen. Dann ſind die Kohlenbrenner, die einen großen Meiler thürmen, ihn mit Erde und Reiſern bedecken, und in ihm aus Scheitern die Kohlen brennen, die du oft in großen Säken an unſerem Hauſe vorbei in die ferneren Gegenden hinaus führen ſiehſt, die nichts zu brennen haben. Dann ſind die Heuſucher, die in den kleinen Wieſen und in den vom Wald entblößten Stellen das Heu machen, oder auch mit Sicheln zwiſchen dem Geſteine ſchneiden. Sie machen ein Feuer, um ebenfalls daran zu kochen, oder daß ſich ihr Zugvieh in den Rauch lege, und dort weniger von den Fliegen geplagt werde. Dann ſind die Sammler, welche Holzſchwämme, Arzneidinge, Beeren und andere Sachen ſuchen, und auch gerne ein Feuer machen, ſich daran zu laben. Endlich ſind die Pechbrenner, die ſich aus Walderde Öfen bauen, oder Löcher mit Lehm überwölben, und daneben ſich Hütten aus Waldbäumen aufrichten, um in den Hütten zu wohnen; und in den Öfen und Löchern die Wagenſchmiere zu brennen, aber auch den Theer, den Terpentin und andere Geiſter. Wo ein ganz dünnes Rauchfädlein aufſteigt, mag es auch ein Jäger ſein, der ſich ſein Stüklein Fleiſch bratet, oder der Ruhe pflegt. Alle dieſe Leute haben keine bleibende Stätte in dem Walde; denn ſie gehen bald hierhin bald dorthin, je nachdem ſie ihre Arbeit gethan haben, oder ihre Gegenſtände nicht mehr finden. Darum haben auch die Rauchſäulen keine bleibende Stelle, und heute ſieheſt du ſie hier und ein anderes Mal an einem anderen Plaze."

„Ja, Großvater."

„Das iſt das Leben der Wälder. Aber laß uns nun auch das außerhalb betrachten. Kannſt du mir ſagen, was das für weiße Gebäude ſind, die wir da durch die Doppelföhre hin ſehen?"

„Ja, Großvater, das ſind die Pranghöfe."

„Und weiter von den Pranghöfen links?"

„Das ſind die Häuſer von Vorder- und Hinterſtift."

„Und wieder weiter links?"

„Das iſt Glökelberg."

„Und weiter gegen uns her am Waſſer?"

„Das iſt die Hammermühle und der Bauer David."

„Und die vielen Häuſer ganz in unſerer Nähe, aus denen die Kirche emporragt, und hinter denen ein Berg iſt, auf welchem wieder ein Kirchlein ſteht?“

„Aber, Großvater, das iſt ja unſer Marktfleken Oberplan, und das Kirchlein auf dem Berge iſt das Kirchlein zum guten Waſſer.“

„Und wenn die Berge nicht wären und die Anhöhen, die uns umgeben, ſo würdeſt du noch viel mehr Häuſer und Ortſchaften ſehen: Die Karlshöfe, Stuben, Schwarzbach, Langenbruk, Melm, Honnetſchlag, und auf der entgegengeſezten Seite Pichlern, Pernek, Salnau und mehrere andere. Das wirſt du einſehen, daß in dieſen Ortſchaften viel Leben iſt, daß dort viele Menſchen Tag und Nacht um ihren Lebensunterhalt ſich abmühen, und die Freude genießen, die uns hienieden gegeben iſt. Ich habe dir darum die Wälder gezeigt und die Ortſchaften, weil ſich in ihnen die Geſchichte zugetragen hat, welche ich dir im Heraufgehen zu erzählen verſprochen habe. Aber laß uns weiter gehen, daß wir bald unſer Ziel erreichen, ich werde dir die Geſchichte im Gehen erzählen.“

Der Großvater wendete ſich um, ich auch, er ſezte die Spize ſeines Stokes in die magere Raſenerde, wir gingen weiter, und er erzählte: „In allen dieſen Wäldern und in allen dieſen Ortſchaften hat ſich einſt eine merkwürdige Thatſache ereignet, und es iſt ein großes Ungemach über ſie gekommen. Mein Großvater, dein Urgroßvater, der zu damaliger Zeit gelebt hat, hat es uns oft erzählt. Es war einmal in einem Frühlinge, da die Bäume kaum ausgeſchlagen hatten; da die Blüthenblätter kaum abgefallen waren, daß eine ſchwere Krankheit über dieſe Gegend kam, und in allen Ortſchaften, die du geſehen haſt, und auch in jenen, die du wegen vorſtehender Berge nicht haſt ſehen können, ja ſogar in den Wäldern, die du mir gezeigt haſt, ausgebrochen iſt. Sie iſt lange vorher in entfernten Ländern geweſen, und hat dort unglaublich viele Menſchen dahin geraft. Plözlich iſt ſie zu uns herein gekommen. Man weiß nicht, wie ſie gekommen iſt: haben ſie die Menſchen gebracht, iſt ſie in der milden Frühlingsluft gekommen, oder haben ſie Winde und Regenwolken daher getragen: genug ſie iſt gekommen, und hat ſich über alle Orte ausgebreitet, die um uns herum liegen. Über die weißen Blüthenblätter, die noch auf dem Wege lagen, trug man die Todten dahin, und in dem Kämmerlein, in das die Frühlingsblätter hinein ſchauten, lag ein Kranker, und es pflegte ihn einer, der ſelbſt ſchon krankte. Die Seuche wurde die Peſt geheißen, und in fünf bis ſechs Stunden war der Menſch geſund und todt, und ſelbſt die, welche von dem Übel genaſen, waren nicht mehr recht geſund und recht krank, und konnten ihren Geſchäften nicht nachgehen. Man hatte vorher in Winterabenden erzählt, wie in andern Ländern eine Krankheit ſei, und die Leute an ihr wie an einem Strafgerichte dahin ſterben; aber niemand hatte geglaubt, daß ſie in unſere Wälder herein kommen werde, weil nie etwas Fremdes zu uns herein kömmt, bis ſie kam. In den Rathſchlägerhäuſern iſt ſie zuerſt ausgebrochen, und es ſtarben gleich alle, die an ihr erkrankten. Die Nachricht verbreitete ſich in der Gegend, die Menſchen erſchraken, und rannten gegen einander. Einige warteten, ob es weiter greifen würde, andre flohen, und trafen die Krankheit in den Gegenden, in welche ſie ſich gewendet hatten. Nach einigen Tagen brachte man ſchon die Todten auf den Oberplaner Kirchhof, um ſie zu begraben, gleich darauf von nahen und fernen Dörfern und von dem Marktfleken ſelbſt. Man hörte faſt den ganzen Tag die Zügenglоke läuten, und das Todtengeläute konnte man nicht mehr jedem einzelnen Todten verſchaffen, ſondern man läutete es allgemein für alle. Bald konnte man ſie auch nicht mehr in dem Kirchhofe begraben, ſondern man machte große Gruben auf dem freien Felde, that die Todten hinein, und ſcharrte ſie mit Erde zu. Von manchem Hauſe ging kein Rauch empor, in manchem hörte man das Vieh brüllen, weil man es zu füttern vergeſſen hatte, und manches Rind ging verwildert herum, weil niemand war, es von der Weide in den Stall zu bringen. Die Kinder liebten ihre Eltern nicht mehr und die Eltern die Kinder nicht, man warf nur die Todten in die Grube, und ging davon. Es reiften die rothen Kirſchen, aber niemand dachte an ſie, und niemand nahm ſie von den Bäumen, es reiften die Getreide, aber ſie wurden nicht in der Ordnung und Reinlichkeit nach Hauſe gebracht, wie ſonſt, ja manche wären gar nicht nach Hauſe gekommen, wenn nicht doch noch ein mitleidiger Mann ſie einem Büblein oder Mütterlein, die allein in einem Hauſe geſund geblieben waren, einbringen geholfen hätte. Eines Sonntages, da der Pfarrer von Oberplan die Kanzel beſtieg, um die Predigt zu halten, waren mit ihm ſieben Perſonen in der Kirche; die andern waren geſtorben, oder waren krank oder bei der Krankenpflege, oder aus Wirrniß und Starrſinn nicht gekommen. Als ſie dieſes ſahen, brachen ſie in ein lautes Weinen aus, der Pfarrer konnte keine Predigt halten, ſondern las eine ſtille Meſſe, und man ging auseinander. Als die Krankheit ihren Gipfel erreicht hatte, als die Menſchen nicht mehr wußten, ſollten ſie in dem Himmel oder auf der Erde Hilfe ſuchen, geſchah es, daß ein Bauer aus dem Amiſchhauſe von Melm nach Oberplan ging. Auf der Drillingsföhre ſaß ein Vöglein und ſang:

„Eßt Enzian und Pimpinell,
Steht auf, ſterbt nicht ſo ſchnell.
Eßt Enzian und Pimpinell
Steht auf, ſterbt nicht ſo ſchnell.“

Der Bauer entfloh, er lief zu dem Pfarrer nach Oberplan und ſagte ihm die Worte, und der Pfarrer ſagte ſie den Leuten. Dieſe thaten, wie das Vöglein geſungen hatte, und die Krankheit minderte ſich immer mehr und mehr, und noch ehe der Haber in die Stoppeln gegangen war, und ehe die braunen Haſelnüſſe an den Büſchen der Zäune reiſten, war ſie nicht mehr vorhanden. Die Menſchen getrauten ſich wieder hervor, in den Dörfern ging der Rauch empor, wie man die Betten und die andern Dinge der Kranken verbrannte, weil die Krankheit ſehr anſtekend geweſen war; viele Häuſer wurden neu getüncht und geſcheuert, und die Kirchengloken tönten wieder friedfertige Töne, wenn ſie entweder zu dem Gebete rieſen oder zu den heiligen Feſten der Kirche.“

In dem Augenblike gleichſam wie durch die Worte hervor geruſen tönte hell klar und rein mit ihren deutlichen tieſen Tönen die große Gloke von dem

Thurme zu Oberplan, und die Klänge kamen zu uns unter die Föhren herauf.

„Siehe,“ ſagte der Großvater, „iſt es ſchon vier Uhr, und ſchon Feierabendläuten; ſiehſt du, Kind, dieſe Zunge ſagt uns beinahe mit vernehmlichen Worten, wie gut und wie glüklich und wie befriedigt wieder alles in dieſer Gegend iſt.“

Wir hatten uns bei dieſen Worten umgekehrt, und ſchauten nach der Kirche zurük. Sie ragte mit ihrem dunkeln Ziegeldache und mit ihrem dunkeln Thurme, von dem die Töne kamen, empor, und die Häuſer drängten ſich wie eine graue Taubenſchaar um ſie.

„Weil es Feierabend iſt,“ ſagte der Großvater, „müſſen wir ein kurzes Gebeth thun.“

Er nahm ſeinen Hut von dem Haupte, machte ein Kreuz, und bethete. Ich nahm auch mein Hütchen ab, und bethete ebenfalls. Als wir geendet, die Kreuze gemacht, und unſere Kopfbedekungen wieder aufgeſezt hatten, ſagte der Großvater: „Es iſt ein ſchöner Gebrauch, daß am Samſtage nachmittags mit der Gloke dieſes Zeichen gegeben wird, daß nun der Vorabend des Feſtes des Herrn beginne, und daß alles ſtrenge Irdiſche ruhen müſſe, wie ich ja auch an Samſtagen nachmittags keine ernſte Arbeit vornehme, ſondern höchſtens einen Gang in benachbarte Dörfer mache. Der Gebrauch ſtammt von den Heiden her, die früher in den Gegenden waren, denen jeder Tag gleich war, und denen man, als ſie zum Chriſtenthume bekehrt waren, ein Zeichen geben mußte, daß der Gottestag im Anbrechen ſei. Einſtens wurde dieſes Zeichen ſehr beachtet; denn wenn die Gloke klang, betheten die Menſchen, und ſezten ihre harte Arbeit zu Hauſe oder auf dem Felde aus. Deine Großmutter, als ſie noch ein junges Mädchen war, kniete jederzeit bei dem Feierabendläuten nieder, und that ein kurzes Gebeth. Wenn ich damals an Samſtag-Abenden, ſo wie ich jezt in andere Gegenden gehe, nach Glökelberg ging, denn deine Großmutter iſt von dem vordern Glökelberg zu Hauſe, ſo kniete ſie oft bei dem Klange des Dorfglökleins mit ihrem rothen Leibchen und ſchneeweißen Rökchen neben dem Gehege nieder, und die Blüthen des Geheges waren eben ſo weiß und roth wie ihre Kleider."

„Großvater, ſie bethet jezt auch noch immer, wenn Feierabend geläutet wird, in der Kammer neben dem blauen Schreine, der die rothen Blumen hat," ſagte ich.

„Ja, das thut ſie," erwiederte er, „aber die andern Leute beachten das Zeichen nicht, ſie arbeiten fort auf dem Felde, und arbeiten fort in der Stube, wie ja auch die Schlage unſers Nachbars des Webers ſelbſt an Samſtagabenden forttönt, bis es Nacht wird, und die Sterne am Himmel ſtehen.“

„Ja, Großvater.“

„Das wirſt du aber nicht wiſſen, daß Oberplan das ſchönſte Geläute in der ganzen Gegend hat. Die Gloken ſind geſtimmt, wie man die Saiten einer Geige ſtimmt, daß ſie gut zuſammen tönen. Darum kann man auch keine mehr dazu machen, wenn eine bräche, oder einen Sprung bekäme, und mit der Schönheit des Geläutes wäre es vorüber. Als dein Oheim Simon einmal vor dem Feinde im Felde lag, und krank war, ſagte er, da ich ihn beſuchte: „„Vater, wenn ich nur noch einmal das Oberplaner Glöklein hören könnte!““ aber er konnte es nicht mehr hören, und mußte ſterben.“

In dieſem Augenblike hörte die Gloke zu tönen auf, und es war wieder nichts mehr auf den Feldern als das freundliche Licht der Sonne.

„Komme, laſſe uns weiter gehen,“ ſagte der Großvater.

Wir gingen auf dem grauen Raſen zwiſchen den Stämmen weiter, immer von einem Stamme zum andern. Es wäre wohl ein ausgetretener Weg geweſen, aber auf dem Raſen war es weicher und ſchöner zu gehen. Allein die Sohlen meiner Stiefel waren von dem kurzen Graſe ſchon ſo glatt geworden, daß ich kaum einen Schritt mehr zu thun vermochte, und beim Gehen nach allen Richtungen ausglitt. Da der Großvater dieſen Zuſtand bemerkt hatte, ſagt er: „Du mußt mit den Füſſen nicht ſo ſchleifen; au dieſem Graſe muß man den Tritt gleich hinſtellen daß er gilt, ſonſt bohnt man die Sohlen glatt, und e iſt kein ſicherer Halt möglich. Siehſt du, alles mu man lernen, ſelbſt das Gehen. Aber komme, reich mir die Hand, ich werde dich führen, daß du ohn Mühſal fort kömmſt."

Er reichte mir die Hand, ich faßte ſie, und gin nun geſtüzt und geſicherter weiter.

Der Großvater zeigte nach einer Weile auf einen Baum, und ſagte: „Das iſt die Drillingsföhre."

Ein großer Stamm ging in die Höhe, und tru drei ſchlanke Bäume, welche in den Lüften ihre Äſt und Zweige vermiſchten. Zu ſeinen Füſſen lag ein Menge herabgefallener Nadeln.

„Ich weiß es nicht," ſagte der Großvater, „hatt das Vöglein die Worte geſungen, oder hat ſie Go dem Manne in das Herz gegeben: aber die Drillingsföhre darf nicht umgehauen werden, un ihrem Stamme und ihren Äſten darf kein Schade geſchehen."

Ich ſah mir den Baum recht an, dann gingen wir weiter, und kamen nach einiger Zeit allmählich aus den Dürrſchnäbeln hinaus. Die Stämme wurden dünner, ſie wurden ſeltener, hörten endlich ganz auf, und wir gingen auf einem ſehr ſteinigen Wege zwiſchen Feldern, die jezt wieder erſchienen, hinauf. Hier zeigte mir der Großvater wieder einen Baum, und ſagte: „Siehe, das iſt die Machtbuche, das iſt der bedeutſamſte Baum in der Gegend, er wächſt aus dem ſteinigſten Grunde empor, den es gibt. Siehe, darum iſt ſein Holz auch ſo feſt wie Stein, darum iſt ſein Stamm ſo kurz, die Zweige ſtehen ſo dicht, und halten die Blätter feſt, daß die Krone gleichſam eine Kugel bildet, durch die nicht ein einziges Äuglein des Himmels hindurch ſchauen kann. Wenn es Winter werden will, ſehen die Leute auf dieſen Baum und ſagen: Wenn einmal die Herbſtwinde durch das dürre Laub der Machtbuche ſauſen, und ihre Blätter auf dem Boden dahin treiben, dann kömmt bald der Winter. Und wirklich hüllen ſich in kurzer Zeit die Hügel und Felder in die weiße Deke des Schnees. Merke dir den Baum, und denke in ſpäten Jahren, wenn ich längſt im Grabe liege, daß es dein Großvater geweſen iſt, der ihn dir zuerſt gezeigt hat."

Von dieſer Buche gingen wir noch eine kleine

Zeit aufwärts, und kamen dann auf die Schneidelinie der Anhöhe, von der wir auf die jenſeitigen Gegenden hinüber ſahen, und das Dorf Melm in einer Menge von Bäumen zu unſern Füßen erblikten.

Der Großvater blieb hier ſtehen, zeigte mit ſeinem Stoke auf einen entfernten Wald, und ſagte: „Siehſt du, dort rechts hinüber der dunkle Wald iſt der Rindlesberg, hinter dem das Dorf Rindles liegt, das wir nicht ſehen können. Weiter links, wenn der Nadelwald nicht wäre, würdeſt du den großen Alſchhof erbliken. Zur Zeit der Peſt iſt in dem Alſchhofe alles ausgeſtorben bis auf eine einzige Magd, welche das Vieh, das in dem Alſchhofe iſt, pflegen mußte, zwei Reihen Kühe, von denen die Milch zu dem Käſe kömmt, den man in dem Hofe bereitet, dann die Stiere und das Jungvieh. Dieſe mußte ſie viele Wochen lang nähren und warten, weil die Seuche den Thieren nichts anhaben konnte, und ſie fröhlich und munter blieben, bis ihre Herrſchaft Kenntniß von dem Ereigniße erhielt, und von den übrig gebliebenen Menſchen ihr einige zu Hilfe ſendete. In der großen Hammermühle, die du mir im Heraufgehen gezeigt haſt, ſind ebenfalls alle Perſonen geſtorben bis auf einen einzigen krummen Mann, der alle Geſchäfte zu thun hatte, und die Leute befriedigen mußte, die nach der

Peſt das Getreide zur Mühle brachten, und ihr Mehl haben wollten; daher noch heute das Sprichwort kömmt: Ich habe mehr Arbeit als der Krumme im Hammer.“ Von den Prieſtern in Oberplan iſt nur der alte Pfarrer übrig geblieben, um der Seelſorge zu pflegen, die zwei Kapläne ſind geſtorben, auch der Küſter iſt geſtorben und ſein Sohn, der ſchon die Prieſterweihe hatte. Von den Badhäuſern, die neben der kurzen Zeile des Marktes die gebogene Gaſſe machen, ſind drei gänzlich ausgeſtorben.“

Nach dieſen Worten gingen wir in dem Hohlwege und unter allerlei lieblichen Spielen von Licht und Farben, welche die Sonne in den grünen Blättern der Geſträuche verurſachte, in das Dorf Melm hinunter.

Der Großvater hatte in dem erſten Hauſe desſelben im Machthofe zu thun. Wir gingen deßhalb durch den großen Schwibbogen desſelben hinein. Der Machtbauer ſtand in dem Hofe, hatte bloße Hemdärmel an den Armen und viele hochgipflige Metallknöpfe auf der Weſte. Er grüßte den Großvater, als er ihn ſah, und führte ihn in die Stube; mich aber ließen ſie auf einem kleinen hölzernen Bänklein neben der Thür im Hofe ſitzen, und ſchikten mir ein Butterbrod, das ich verzehrte. Ich raſtete, betrachtete die

Dinge, die da waren, als: die Wägen, welche abgeladen unter dem Schoppendache ineinander geſchoben ſtanden, die Pflüge und Eggen, welche, um Plaz zu machen, in einen Winkel zuſammengedrängt waren, die Knechte und Mägde, die hin und her gingen, ihre Samſtagsarbeit thaten, und ſich zur Feier des Sonntages rüſteten; und die Dinge geſellten ſich zu denen, mit denen ohnehin mein Haupt angefüllt war, zu Drillingsföhren Todten und Sterbenden und ſingenden Vöglein.

Nach einer Zeit kam der Großvater wieder heraus, und ſagte: „So, jezt bin ich fertig, und wir treten unſern Rükweg wieder an.“

Ich ſtand von meinem Bänklein auf, wir gingen dem Schwibbogen zu, der Bauer und die Bäurin begleiteten uns bis dahin, nahmen bei dem Schwibbogen Abſchied, und wünſchten uns glükliche Heimkehr.

Da wir wieder allein waren, und auf unſerem Rükwege den Hohlweg hinan ſchritten, fuhr der Großvater fort: „Als es tief in den Herbſt ging, wo die Preißelbeeren reifen, und die Nebel ſich ſchon auf den Mooswieſen zeigen, wandten ſich die Menſchen wieder derjenigen Erde zu, in welcher man die Todten ohne Einweihung und Gepränge begraben hatte.

Viele Menſchen gingen hinaus, und betrachteten den friſchen Aufwurf, andere wollten die Namen derer wiſſen, die da begraben lagen, und als die Seelſorge in Oberplan wieder vollkommen hergeſtellt war, wurde die Stelle wie ein ordentlicher Kirchhof eingeweiht, es wurde feierlicher Gottesdienſt unter freiem Himmel gehalten, und alle Gebethe und Segnungen nachgetragen, die man früher verſäumt hatte. Dann wurde um den Ort eine Planke gemacht, und ungelöſchter Kalk auf denſelben geſtreut. Von da an bewahrte man das Gedächtniß an die Vergangenheit in allerlei Dingen. Du wirſt wiſſen, daß manche Stellen unſerer Gegend noch den Beinamen Peſt tragen, zum Beiſpiele Peſtwieſe, Peſtſteig, Peſthang; und wenn du nicht ſo jung wäreſt, ſo würdeſt du auch die Säule noch geſehen haben, die jezt nicht mehr vorhanden iſt, die auf dem Marktplaze von Oberplan geſtanden war, und auf welcher man leſen konnte, wann die Peſt gekommen iſt, und wann ſie aufgehört hat, und auf welcher ein Dankgebet zu dem Gekreuzigten ſtand, der auf dem Gipfel der Säule prangte.“

„Die Großmutter hat uns von der Peſtſäule erzählt,“ ſagte ich.

„Seitdem aber ſind andere Geſchlechter gekommen,“ fuhr er fort, „die von der Sache nichts wiſſen und die die Vergangenheit verachten, die Einhegungen ſind verloren gegangen, die Stellen haben ſich mit gewöhnlichem Graſe überzogen. Die Menſchen vergeſſen gerne die alte Noth, und halten die Geſundheit für ein Gut, das ihnen Gott ſchuldig ſei, und das ſie in blühenden Tagen verſchleudern. Sie achten nicht der Pläze, wo die Todten ruhen, und ſagen den Beinamen Peſt mit leichtfertiger Zunge, als ob ſie einen andern Namen ſagten wie etwa Hagedorn oder Eiben.“

Wir waren unterdeſſen wieder durch den Hohlweg auf den Kamm der Anhöhe gekommen, und hatten die Wälder, zu denen wir uns im Heraufgehen umwenden mußten, um ſie zu ſehen, jezt in unſerem Angeſichte, und die Sonne neigte ſich in großem Gepränge über ihnen dem Untergange zu.

„Wenn nicht ſo die Abendſonne gegen uns ſchiene,“ ſagte der Großvater, „und alles in einem feurigen Rauche ſchwebte, würde ich dir die Stelle zeigen können, von der ich jezt reden werde, und die in unſere Erzählung gehört. Sie iſt viele Wegeſtunden von hier, ſie iſt uns gerade gegenüber, wo die Sonne unterſinkt, und dort ſind erſt die rechten Wälder. Dort ſtehen die Tannen und Fichten, es ſtehen die Erlen und Ahorne, die Buchen und andere Bäume wie die Könige, und das Volk der Gebüſche und das dichte Gedränge der Gräſer und Kräuter der Blumen der Beeren und Mooſe ſteht unter ihnen. Die Quellen gehen von allen Höhen herab, und rauſchen, und murmeln, und erzählen, was ſie immer erzählt haben, ſie gehen über Kieſel wie leichtes Glas, und vereinigen ſich zu Bächen, um hinaus in die Länder zu kommen, oben ſingen die Vögel, es leuchten die weißen Wolken, die Regen ſtürzen nieder, und wenn es Nacht wird, ſcheint der Mond auf alles, daß es wie ein geneztes Tuch aus ſilbernen Fäden iſt. In dieſem Walde iſt ein ſehr dunkler See, hinter ihm iſt eine graue Felſenwand, die ſich in ihm ſpiegelt, an ſeinen Seiten ſtehen dunkle Bäume, die in das Waſſer ſchauen, und vorne ſind Himbeer- und Brombeergehege, die einen Verhau machen. An der Felſenwand liegt ein weißes Gewirre herabgeſtürzter Bäume, aus den Brombeeren ſteht mancher weiße Stamm empor, der von dem Blize zerſtört iſt, und ſchaut auf den See, große graue Steine liegen hundert Jahre herum, und die Vögel und das Gewild kommen zu dem See, um zu trinken."

„Das iſt der See, Großvater, den ich im Heraufgehen genannt habe," ſagte ich, „die Großmutter hat uns von ſeinem Waſſer erzählt, und den ſeltſamen Fiſchen, die darin ſind, und wenn ein weißes Wölklein über ihm ſteht, ſo kömmt ein Gewitter."

„Und wenn ein weißes Wölklein über ihm ſteht," fuhr der Großvater fort, „und ſonſt heiterer Himmel iſt, ſo geſellen ſich immer mehrere dazu, es wird ein Wolkenheer, und das löst ſich von dem Walde los, und zieht zu uns mit dem Gewitter heraus, das uns den ſchweren Regen bringt und auch öfter den Hagel. Am Rande dieſes Waldes, wo heut zu Tage ſchon Felder ſind, wo aber dazumal noch dichtes Gehölze war, befand ſich zur Zeit der Peſt eine Pechbrennerhütte. In derſelben wohnte der Mann, von dem ich dir erzählen will. Mein Großvater hat ſie noch gekannt, und er hat geſagt, daß man zeitweilig von dem Walde den Rauch habe aufſteigen ſehen, wie du heute die Rauchfäden haſt aufſteigen geſehen, da wir heraufgegangen ſind."

„Ja Großvater," ſagte ich.

„Dieſer Pechbrenner," fuhr er fort, „wollte ſich in der Peſt der allgemeinen Heimſuchung entziehen, die Gott über die Menſchen verhängt hatte. Er wollte in den höchſten Wald hinauf gehen, wo nie ein Beſuch von Menſchen hinkömmt, wo nie eine Luft von Menſchen hinkömmt, wo alles anders iſt als unten, und wo er geſund zu bleiben gedachte. Wenn aber doch einer zu ihm gelangte, ſo wollte er ihn eher mit einem Schürbaume erſchlagen, als daß er ihn näher kommen, und die Seuche bringen ließe. Wenn aber die Krankheit lange vorüber wäre, dann wollte er wieder zurükkehren, und weiter leben. Als daher die ſchwarzen Schubkarrenführer, die von ihm die Wagenſchmiere holten, die Kunde brachten, daß in den angrenzenden Ländern ſchon die Peſt entſtanden ſei, machte er ſich auf, und ging in den hohen Wald hinauf. Er ging aber noch weiter, als wo der See iſt, er ging dahin, wo der Wald noch iſt, wie er bei der Schöpfung geweſen war, wo noch keine Menſchen gearbeitet haben, wo kein Baum umbricht, als wenn er vom Blize getroffen iſt, oder von dem Winde umgeſtürzt wird; dann bleibt er liegen, und aus ſeinem Leibe wachſen neue Bäumchen und Kräuter empor; die Stämme ſtehen in die Höhe, und zwiſchen ihnen ſind die unangeſehenen und unangetaſteten Blumen und Gräſer und Kräuter."

Während der Großvater dieſes ſagte, war die Sonne untergegangen. Der feurige Rauch war plözlich verſchwunden, der Himmel, an welchem keine einzige Wolke ſtand, war ein goldener Grund geworden, wie man in alten Gemälden ſieht, und der Wald ging nun deutlich und dunkelblau in dieſem Grunde dahin.

„Siehe Kind, jezt können wir die Stelle ſehen, von der ich rede," ſagte der Großvater, „blike da gerade gegen den Wald, und da wirſt du eine tiefere blaue Färbung ſehen, das iſt das Beken, in welchem der See iſt. Ich weiß nicht, ob du es ſiehſt."

„Ich ſehe es," antwortete ich, „ich ſehe auch die ſchwachen grauen Streifen, welche die Seewand bedeuten."

„Da haſt du ſchärfere Augen als ich," erwiederte der Großvater; „gehe jezt mit den Augen von der Seewand rechts und gegen den Rand empor, dann haſt du jene höheren großen Waldungen. Es ſoll ein Fels dort ſein, der wie ein Hut überhängende Krempen hat, und wie ein kleiner Auswuchs an dem Waldrande zu ſehen iſt."

„Großvater, ich ſehe den kleinen Auswuchs."

„Er heißt der Hutfels, und iſt noch weit oberhalb des Sees im Hochwalde, wo kaum ein Menſch geweſen iſt. An dem See ſoll aber ſchon eine hölzerne Wohnung geſtanden ſein. Der Ritter von Wittinghauſen hat ſie als Zufluchtsort für ſeine zwei Töchter im Schwedenkriege erbaut. Seine Burg iſt damals verbrannt worden, die Ruinen ſtehen noch wie ein blauer Würfel aus dem Thomaswalde empor."

„Ich kenne die Ruine, Großvater."

„Das Haus war hinter dem See, wo die Wand es beſchüzte, und ein alter Jäger hat die Mädchen bewacht. Heut zu Tage iſt von alle dem keine Spur mehr vorhanden. Von dieſem See ging der Pechbrenner bis zum Hutfels hinan, und ſuchte ſich einen geeigneten Plaz aus. Er war aber nicht allein, ſondern es waren ſein Weib und ſeine Kinder mit ihm, es waren ſeine Brüder, Vettern, Muhmen und Knechte mit, er hatte ſein Vieh und ſeine Geräthe mitgenommen. Er hatte auch allerlei Sämereien und Getreide mit geführt, um in der aufgelokerten Erde anbauen zu können, daß er ſich Vorrath für die künftigen Zeiten ſammle. Nun baute man die Hütten für Menſchen und Thiere, man baute die Öfen zum Brennen der Waare, und man ſäte die Saamen in die aufgegrabenen Felder. Unter den Leuten im Walde war auch ein Bruder des Pechbrenners, der nicht in dem Walde bleiben, ſondern wieder zu der Hütte zurükkehren wollte. Da ſagte der Pechbrenner, daß er ihnen ein Zeichen geben ſolle, wenn die Peſt ausgebrochen ſei. Er ſolle auf dem Hausberge in der Mittagsſtunde eine Rauchſäule aufſteigen laſſen, ſolle dieſelbe eine Stunde gleichartig dauern laſſen, und ſolle dann das Feuer dämpfen, daß ſie aufhöre. Dies ſolle er zur Gewißheit drei Tage hinter einander thun, daß die Waldbewohner daran ein Zeichen erkennen, das ihnen gegeben worden ſei. Wenn aber die Seuche aufgehört habe, ſolle er ihnen auch eine Nachricht geben, daß ſie hinabgehen könnten, und die Krankheit nicht bekämen. Er ſolle eine Rauchſäule um die Mittagsſtunde von dem Hausberge aufſteigen laſſen, ſolle ſie eine Stunde gleichartig erhalten, und dann das Feuer löſchen. Dies ſolle er vier Tage hinter einander thun, aber an jedem Tage eine Stunde ſpäter; an dieſem beſonderen Vorgange würden ſie erkennen, daß nun alle Gefahr vorüber ſei. Wenn er aber erkranke, ſo ſolle er den Auftrag einem Freunde oder Bekannten als Teſtament hinterlaſſen und dieſer ihn wieder einem Freunde oder Bekannten, ſo daß einmal einer eine Rauchſäule errege, und von dem Pechbrenner eine Belohnung zu erwarten habe. Kennſt du den Hausberg?“

„Ja, Großvater,“ antwortete ich, „es iſt der ſchwarze ſpitzige Wald, der hinter Pernek empor ſteigt und auf deſſen Gipfel ein Felsklumpen iſt.“

„Ja,“ ſagte der Großvater, „der iſt es. Es ſollen einmal drei Brüder gelebt haben, einer auf der Alpe, einer auf dem Hausberge und einer auf dem Thomaswalde. Sie ſollen ſich Zeichen gegeben haben, wenn einem eine Gefahr drohte, bei Tage einen Rauch bei Nacht ein Feuer, daß es geſehen würde, und daß die andern zu Hilfe kämen. Ich weiß nicht ob die Brüder gelebt haben. In dem hohen Walde wohnten nun die Ausgewanderten fort, und als die Peſt in unſern Gegenden ausgebrochen war, ſtieg um die Mittagsſtunde eine Rauchſäule von dem Hausberge empor, dauerte eine Stunde gleichartig fort, und hörte dann auf. Dies geſchah drei Tage hinter einander, und die Leute in dem Walde wußten, was ſich begeben hatte. — Aber ſiehe, wie es ſchon kühl geworden iſt, und wie bereits der Thau auf die Gräſer fällt, komme, ich werde dir dein Jäkchen zumachen, daß du nicht frierſt, und werde dir dann die Geſchichte weiter erzählen."

Wir waren während der Erzählung des Großvaters in die Dürrſchnäbel gekommen, wir waren an der Drillingsföhre vorüber gegangen, und unter den dunkeln Stämmen auf dem faſt farbloſen Graſe bis zu den Feldern von Oberplan gekommen. Der Großvater legte ſeinen Stok auf den Boden, beugte ſich zu mir herab, neſtelte mir das Halstuch feſter, richtete mir das Weſtchen zurecht, und knöpfte mir das Jäkchen zu. Hierauf knöpfte er ſich auch ſeinen Rok zu, nahm ſeinen Stab, und wir gingen wieder weiter.

„Siehſt du, mein liebes Kind,“ fuhr er fort, „es hat aber alles nichts geholfen, und es war nur eine Verſuchung Gottes. Da die Büſche des Waldes ihre Blüthen bekommen hatten, weiße und rothe, wie die Natur will, da aus den Blüthen Beeren geworden waren, da die Dinge, welche der Pechbrenner in die Walderde gebaut hatte, aufgegangen und gewachſen waren, da die Gerſte die goldenen Barthaare bekommen hatte, da das Korn ſchon weißlich wurde, da die Haberflocken an den kleinen Fädlein hingen, und das Kartoffelkraut ſeine grünen Kugeln und blaulichen Blüthen trug: waren alle Leute des Pechbrenners er ſelber und ſeine Frau bis auf einen einzigen kleinen Knaben, den Sohn des Pechbrenners, geſtorben. Der Pechbrenner und ſein Weib waren die lezten geweſen, und da die Überlebenden immer die Todten begraben hatten, der Pechbrenner und ſein Weib aber niemand hinter ſich hatten, und der Knabe zu ſchwach war, ſie zu begraben, blieben ſie als Todte in ihrer Hütte liegen. Der Knabe war nun allein in dem fürchterlichen großen Walde. Er ließ die Thiere aus, welche in den Ställen waren, weil er ſie nicht füttern konnte, er dachte, daß ſie an den Gräſern des Waldes eine Nahrung finden würden, und dann lief er ſelber von der Hütte weg, weil er den todten Mann und das todte Weib entſezlich fürchtete. Er ging auf eine freie Stelle des Waldes, und da war jezt überall niemand, niemand als der Tod. Wenn er in der Mitte von Blumen und Geſträuchen nieder kniete und bethete, oder wenn er um Vater und Mutter und um die andern Leute weinte und jammerte, und wenn er dann wieder aufſtand, ſo war nichts um ihn als die Blumen und Geſträuche, und das Vieh, welches unter die Bäume des Waldes hinein weidete, und mit den Gloken läutete. Siehſt du, ſo war es mit dem Knaben, der vielleicht gerade ſo groß war wie du. Aber ſiehe, die Pechbrennerknaben ſind nicht wie die in den Marktfleken oder in den Städten, ſie ſind ſchon unterrichteter in den Dingen der Natur, ſie wachſen in dem Walde auf, ſie können mit dem Feuer umgehen, ſie fürchten die Gewitter nicht, und haben wenig Kleider, im Sommer keine Schuhe und auf dem Haupte ſtatt eines Hutes die verrißten Haare. Am Abende nahm der Knabe Stahl Stein und Schwamm aus ſeiner Taſche, und machte ſich ein Feuer; das in den Öfen der Pechbrenner war längſt ausgegangen, und erloſchen. Als ihn hungerte, grub er mit der Hand Kartoffeln aus, die unter den emporwachſenden Reben

waren, und briet ſie in der Glut des Feuers.
Trinken gaben ihm Quellen und Bäche. Am ander
Tage ſuchte er einen Ausweg aus dem Walde.
wußte nicht mehr, wie ſie in den Wald hinauf g
kommen waren. Er ging auf die höchſte Stelle d
Berges, er kletterte auf einen Baum, und ſpäht
aber er ſah nichts als Wald und lauter Wald.
gedachte nun zu immer höhern und höhern Stelle
des Waldes zu gehen, bis er einmal hinaus ſäh
und das Ende des Waldes erblikte. Zur Nahrun
nahm er jezt auch noch die Körner der Gerſte un
des Kornes, welche er ſamt den Ähren auf eine
Steine über dem Feuer röſtete, wodurch ſich die Haar
und Hülſen verbrannten, oder er löſte die rohe
zarten Kornkörner aus den Hülſen, oder er ſchält
Rüben, die in den Kohlbeeten wuchſen. In de
Nächten hüllte er ſich in Blätter und Zweige un
dekte ſich mit Reiſig. Die Thiere, welche er ausge
laſſen hatte, waren fortgegangen, entweder weil ſi
ſich in dem Walde verirrt hatten, oder weil ſie auc
die Todtenhütte ſcheuten, und von ihr flohen; e
hörte das Läuten nicht mehr, und ſie kamen nicht zun
Vorſcheine. Eines Tages, da er die Thiere ſuchte,
fand er auf einem Hügel, auf welchem Brombeeren
und Steine waren, mitten in einem Brombeerenge

ſtrüppe ein kleines Mädchen liegen. Dem Knaben klopfte das Herz außerordentlich, er ging näher, das Mädchen lebte, aber es hatte die Krankheit, und lag ohne Bewußtſein da. Er ging noch näher, das Mädchen hatte weiße Kleider und ein ſchwarzes Mäntelchen an, es hatte wirre Haare, und lag ſo ungefüg in dem Geſtrippe, als wäre es hinein geworfen worden. Er rief, aber er bekam keine Antwort, er nahm das Mädchen bei der Hand, aber die Hand konnte nichts faſſen, und war ohne Leben. Er lief in das Thal, ſchöpfte mit ſeinem alten Hute, den er aus der Hütte mitgenommen hatte, Waſſer, brachte es zu dem Mädchen zurük, und befeuchtete ihm die Lippen. Dies that er nun öfter. Er wußte nicht, womit dem Kinde zu helfen wäre, und wenn er es auch gewußt hätte, ſo hätte er nichts gehabt, um es ihm zu geben. Weil er durch das verworrene Geſtrippe nicht leicht zu dem Plaze gelangen konnte, auf welchem das Mädchen lag, ſo nahm er nun einen großen Stein, legte ihn auf die kriechenden Ranken der Brombeeren, und wiederholte das ſo lange, bis er die Brombeeren bedekt hatte, bis ſie niedergehalten wurden, und die Steine ein Pflaſter bildeten. Auf dieſes Pflaſter kniete er nieder, rükte das Kind, ſah es an, ſtrich ihm die Haare zurecht, und weil er keinen Kamm hatte, ſo wiſchte er die naſſen Loken mit ſeinen Händen ab, daß ſie wieder ſchönen feinen menſchlichen Haaren glichen. Weil er aber das Mädchen nicht heben konnte, um es auf einen beſſeren Plaz zu tragen, ſo lief er auf den Hügel, riß dort das dürre Gras ab, riß die Halme ab, die hoch an dem Geſteine wachſen, ſammelte das trokene Laub, das von dem vorigen Herbſte übrig war, und das entweder unter Geſtrippen hing, oder von dem Winde in Steinklüfte zuſammen geweht worden war, und that alles auf einen Haufen. Da es genug war, trug er es zu dem Mädchen, und machte ihm ein weicheres Lager. Er that die Dinge an jene Stellen unter ihrem Körper, wo ſie am meiſten noth thaten. Dann ſchnitt er mit ſeinem Meſſer Zweige von den Geſträuchen, ſtekte ſie um das Kind in die Erde, band ſie an den Spizen mit Gras und Halmen zuſammen, und legte noch leichte Äſte darauf, daß ſie ein Dach bildeten. Auf den Körper des Mädchens legte er Zweige, und bedekte ſie mit breitblättrigen Kräutern zum Beiſpiele mit Huflattig, daß ſie eine Deke bildeten. Für ſich holte er dann Nahrung aus den Feldern des todten Vaters. Bei der Nacht machte er ein Feuer aus zuſammen getragenem Holze und Moder. So ſaß er bei Tage bei dem bewußtloſen Kinde, hüthete es, und ſchüzte es vor Thieren und

Fliegen, bei Nacht unterhielt er ein glänzendes Feuer. Siehe das Kind ſtarb aber nicht, ſondern die Krankheit beſſerte ſich immer mehr und mehr, die Wänglein wurden wieder lieblicher und ſchöner, die Lippen bekamen die Roſenfarbe, und waren nicht mehr ſo bleich und gelblich, und die Äuglein öffneten ſich, und ſchauten herum. Es fing auch an zu eſſen, es aß die Erdbeeren, die noch zu finden waren, es aß Himbeeren, die ſchon reiften, es aß die Kerne der Haſelnüſſe, die zwar nicht reif aber ſüß und weich waren, es aß endlich ſogar das weiße Mehl der gebratenen Kartoffeln und die zarten Körner des Kornes, was ihm alles der Knabe brachte, und reichte; und wenn es ſchlief, ſo lief er auf den Hügel, und erkletterte einen Felſen, um überall herum zu ſpähen, auch ſuchte er wieder die Thiere, weil die Milch jezt recht gut geweſen wäre. Aber er konnte nichts erſpähen, und konnte die Thiere nicht finden. Da das Mädchen ſchon ſtärker war, und mithelfen konnte, brachte er es an einen Plaz, wo überhängende Äſte es ſchüzten, aber da er dachte, daß ein Gewitter kommen, und der Regen durch die Äſte ſchlagen könnte, ſo ſuchte er eine Höhle, die troken war, dort machte er ein Lager, und brachte das Mädchen hin. Eine Steinplatte ſtand oben über die Stätte, und ſie konnten ſchön auf den

Wald hinausſehen. Ich habe dir geſagt, daß jen Krankheit ſehr heftig war, daß die Menſchen in fün bis ſechs Stunden geſund und todt waren; aber ic ſage dir auch: wer die Krankheit überſtand, der wa ſehr bald geſund, nur daß er lange Zeit ſchwach blieb und lange Zeit ſich pflegen mußte. In dieſer Höhl blieben nun die Kinder, und der Knabe ernährte da Mädchen, und that ihm alles und jedes Gute, wa es nothwendig hatte. Nun erzählte ihm auch da Mädchen wie es in den Wald gekommen ſei. Vate und Mutter und mehrere Leute hätten ihre ferne Heimath verlaſſen, als ſich die Krankheit genähert habe um höhere Orte zu ſuchen, wo ſie von dem Übel nich erreicht werden würden. In dem großen Walde ſeien ſie irre gegangen, der Vater und die Mutter ſeien geſtorben, und das Mädchen ſei allein übrig geblieben. Wo Vater und Mutter geſtorben ſeien, wo die andern Leute hingekommen, wie es ſelber in die Brombeeren gerathen ſei, wußte es nicht. Auch konnte es nicht ſagen, wo die Heimath ſei. Der Knabe erzählte dem Mädchen auch, wie ſie ihre Hütte verlaſſen hätten, wie alle in den Wald gegangen wären, und wie ſie geſtorben ſeien, und er allein nur am Leben geblieben wäre. Siehſt du, ſo ſaſſen die Kinder in der Höhle, wenn der Tag über den Wald hinüber zog, und das Grüne beleuchtete, die Vöglein ſangen, die Bäume glänzten, und die Bergſpizen leuchteten; oder ſie ſchlummerten wenn es Nacht war, wenn es finſter und ſtill war, oder der Schrei eines wilden Thieres tönte, oder der Mond am Himmel ſtand, und ſeine Strahlen über die Wipfel goß. Du kannſt dir denken, wie es war, wenn du betrachteſt, wie ſchon hier die Nacht iſt, wie der Mond ſo ſchauerlich in den Wolken ſteht, wo wir doch ſchon ſo nahe an den Häuſern ſind, und wie er auf die ſchwarzen Vogelbeerbäume unſers Nachbars hernieder ſcheint.“

Wir waren, während der Großvater erzählte, durch die Felder von Oberplan herab gegangen, wir waren über die Wieſe gegangen, in welcher das Behringer Brünnlein iſt, wir waren über die Steinwand geſtiegen, wir waren über den weichen Raſen gegangen, und näherten uns bereits den Häuſern von Oberplan. Es war indeſſen völlig Nacht geworden, der halbe Mond ſtand am Himmel, viele Wolken hatten ſich aufgethürmt, die er beglänzte, und ſeine Strahlen fielen gerade auf die Vogelbeerbäume, die in dem Garten unſers Nachbars ſtanden.

„Nachdem das Mädchen ſehr ſtark geworden war,“ fuhr der Großvater fort, „dachten die Kinder daran aus dem Walde zu gehen. Sie berathſchlagten unter ſich, wie ſie das anſtellen ſollten. Das Mädchen wußte gar nichts; der Knabe aber ſagte, daß alle Wäſſer abwärts rinnen, daß ſie fort und fort rinnen, ohne ſtille zu ſtehen, daß der Wald ſehr hoch ſei, und daß die Wohnungen der Menſchen ſehr tief liegen, daß bei ihrer Hütte ſelber ein breites rinnendes Waſſer vorbeigegangen wäre, daß ſie von dieſer Hütte in den Wald geſtiegen ſeien, daß ſie immer aufwärts und aufwärts gegangen, und mehreren herabfließenden Waſſern begegnet ſeien; wenn man daher an einem rinnenden Waſſer immer abwärts gehe, ſo müſſe man aus dem Walde hinaus und zu Menſchen gelangen. Das Mädchen ſah das ein, und mit Freuden beſchloſſen ſie ſo zu thun. Sie rüſteten ſich zur Abreiſe. Von den Feldern nahmen ſie Kartoffeln, ſo viel ſie tragen konnten, und viele zuſammen gebundene Büſchel von Ähren. Der Knabe hatte aus ſeiner Jake einen Sak gemacht, und für Erdbeeren und Himbeeren machte er ſchöne Täſchchen aus Birkenrinde. Dann brachen ſie auf. Sie ſuchten zuerſt den Bach in dem Thale, aus dem ſie bisher getrunken hatten, und gingen dann an ſeinem Waſſer fort. Siehſt du, der Knabe leitete das Mädchen, weil es ſchwach war, und weil er in dem Walde erfahrener war; er zeigte ihm die Steine, auf die es treten, er zeigte ihm die Dornen und ſpizigen Hölzer, die es vermeiden ſollte, er führte es an ſchmalen Stellen, und wenn große Felſen oder Dikichte und Sümpfe kamen, ſo wichen ſie ſeitwärts aus, und lenkten dann klug immer wieder der Richtung des Baches zu. So gingen ſie immer fort. Wenn ſie müde waren, ſezten ſie ſich nieder, und raſteten, wenn ſie ausgeraſtet hatten gingen ſie weiter. Am Mittage machte er ein Feuer, und ſie brieten Kartoffeln, und röſteten ſich ihre Getreideähren. Das Waſſer ſuchte er in einer Quelle oder in einem kalten Bächlein, die winzig über weißen Sand aus der ſchwarzen Walderde oder aus Gebüſch und Steinen hervorrannen. Wenn ſie Stellen trafen wo Beeren und Nüſſe ſind, ſo ſammelten ſie dieſe. Bei der Nacht machte er ein Feuer, machte dem Mädchen ein Lager, und bettete ſich ſelber wie er ſich in den erſten Tagen im Walde gebettet hatte. So wanderten ſie weiter. Sie gingen an vielen Bäumen vorüber, an der Tanne mit dem herabhängenden Bartmooſe, an der zerriſſenen Fichte, an dem langarmigen Ahorne, an dem weißgefleckten Buchenſtamme mit den lichtgrünen Blättern, ſie gingen an Blumen Gewächſen und Steinen vorüber, ſie gingen unter dem Singen der Vögel dahin, ſie gingen an hüpfenden Eichhörnchen vorüber oder an einem weidenden Reh. Der Bach ging um Hügel herum, oder er ging in gerader Richtung, oder er wand ſich um die Stämme der Bäume. Er wurde immer größer, unzählige Seitenbächlein kamen aus den Thälern heraus, und zogen mit ihm, von dem Laube der Bäume und von den Gräſern tropften ihm Tropfen zu, und zogen mit ihm. Er rauſchte über die Kieſel, und erzählte gleichſam den Kindern. Nach und nach kamen andere Bäume, an denen der Knabe recht gut erkannte, daß ſie nach auswärts gelangten; die Zakentanne, die Fichte mit dem rauhen Stamme, die Ahorne mit den großen Äſten und die knollige Buche hörten auf, die Bäume waren kleiner friſcher reiner und zierlicher. An dem Waſſer ſtanden Erlengebüſche, mehrere Weiden ſtanden da, der wilde Apfelbaum zeigte ſeine Früchte, und der Waldkirſchenbaum gab ihnen ſeine kleinen ſchwarzen ſüſſen Kirſchen. Nach und nach kamen Wieſen, es kamen Hutweiden, die Bäume lichteten ſich, es ſtanden nur mehr Gruppen, und mit einem Male, da der Bach ſchon als ein breites ruhiges Waſſer ging, ſahen ſie die Felder und Wohnungen der Menſchen. Die Kinder jubelten, und gingen zu einem Hauſe. Sie waren nicht in die Heimath des Knaben hinaus gekommen, ſie wußten nicht, wo ſie hingekommen waren, aber ſie wurden recht freundlich aufgenommen, und von den Leuten in die Pflege genommen. Inzwiſchen ſtieg wieder eine Rauchſäule von dem Hausberge empor, ſie ſtieg in der Mittagsſtunde auf, blieb eine Stunde gleichartig und hörte dann auf. Dies geſchah vier Tage hinter einander, an jedem Tage um eine Stunde ſpäter: aber es war niemand da, das Zeichen verſtehen zu können.“

Als der Großvater bis hieher erzählt hatte, waren wir an unſerem Hauſe angekommen.

Er ſagte: „Da wir müde ſind, und da es ſo warm iſt, ſo ſezen wir uns ein wenig auf den Stein, ich werde dir die Geſchichte zu Ende erzählen.“

Wir ſezten uns auf den Stein, und der Großvater fuhr fort: „Als man in Erfahrung gebracht hatte, wer der Knabe ſei, und wohin er gehöre, wurde er ſamt dem Mädchen in die Pechbrennerhütte zu dem Oheime gebracht. Der Oheim ging in den Wald hinauf, und verbrannte vor Entſezen die Waldhütte, in welcher der todte Pechbrenner mit ſeinem Weibe lag. Auch das Mädchen wurde von ſeinen Verwandten ausgekundſchaftet, und in der Pechbrennerhütte abgeholt. Siehſt du, es iſt in jenen Zeiten auch in andern Theilen der Wälder die Peſt ausgebrochen, und es ſind viele Menſchen an ihr geſtorben; aber es kamen wieder andere Tage, und die Geſundheit war wieder in unſern Gegenden. Der Knabe blieb nun bei dem Oheime in der Hütte, wurde dort größer und größer, und ſie betrieben das Geſchäft des Brennens von Wagenſchmiere Terpentin und andern Dingen. Als ſchon viele Jahre vergangen waren, als der Knabe ſchon beinahe ein Mann geworden war, kam einmal ein Wägelchen vor die Pechbrennerhütte gefahren. In dem Wägelchen ſaß eine ſchöne Jungfrau, die ein weißes Kleid und ein ſchwarzes Mäntelchen an hatte, und an der Bruſt ein Brombeerſträuslein trug. Sie hatte die Wangen, die Augen und die feinen Haare des Waldmädchens. Sie war gekommen den Knaben zu ſehen, der ſie gerettet, und aus dem Walde geführt hatte. Sie und der alte Vetter, der ſie begleitete, bathen den Jüngling, er möchte mit ihnen in das Schloß des Mädchens gehen, und dort leben. Der Jüngling, der das Mädchen auch recht liebte, ging mit. Er lernte dort allerlei Dinge, wurde immer geſchikter, und wurde endlich der Gemahl des Mädchens, das er zur Zeit der Peſt in dem Walde gefunden hatte. Siehſt du, da bekam er ein Schloß; er bekam Felder, Wieſen, Wälder, Wirthſchaften und Geſinde, und wie er ſchon in der Jugend verſtändig und aufmerkſam geweſen war, ſo vermehrte und verbeſſerte er alles, und wurde von ſeinen Untergebenen, von ſeinen Nachbarn und Freunden und von ſeinem Weibe geachtet und geliebt. Er ſtarb als ein angeſehener Mann, der im ganzen Lande geehrt war. Wie verſchieden die Schikſale der Menſchen ſind. Seinen Oheim hat er oft eingeladen zu kommen bei ihm zu wohnen und zu leben, dieſer aber blieb in der Pechbrennerhütte, und betrieb das Brenngeſchäft fort und fort, und als der Wald immer kleiner wurde, als die Felder und Wieſen bis zu ſeiner Hütte vorgerükt waren, ging er tiefer in das Gehölze, und trieb dort das Brennen der Wagenſchmiere weiter. Seine Nachkommen die er erhielt, als er in den Eheſtand getreten war, blieben bei der nehmlichen Beſchäftigung, und von ihm ſtammt der alte Andreas ab, der auch nur ein Wagenſchmierfuhrmann iſt, und nichts kann, als im Lande mit ſeinem ſchwarzen Faſſe herum ziehen, und thörichten Knaben, die es nicht beſſer verſtehen, die Füſſe mit Wagenſchmiere anſtreichen."

Mit dieſen Worten hörte der Großvater zu erzählen auf. Wir blieben aber noch immer auf dem Steine ſizen. Der Mond hatte immer heller und heller geſchienen, die Wolken hatten ſich immer länger und länger geſtrekt, und ich ſchaute ſtets auf den ſchwarzen Vogelbeerbaum des Nachbars.

Da ſtrekte ſich das Antliz der Großmutter aus de Thür heraus, und ſie fragte, ob wir denn nicht zum Eſſen gehen wollten. Wir gingen nun in die Stube der Großeltern, die Großmutter that ein ſchönes aus braun- und weißgeſtreiftem Pflaumenholze verfertigtes Hängetiſchchen von der Wand herab, überdekte es mit weißen Linnen, gab uns Teller, und Eßgeräthe, und ſtellte ein Huhn mit Reis auf. Da wir aßen, ſagte ſie mit böſer Miene, daß der Großvater noch thörichter und unbeſonnener ſei als der Enkel, weil er zum Waſchen von Wagenſchmierfüßen eine grünglaſirte Schüſſel genommen habe, ſo daß man ſie jezt aus Ekel zu nichts mehr verwenden könne.

Der Großvater lächelte und ſagte: „So zerbrechen wir die Schüſſel, daß ſie nicht einmal aus Unachtſamkeit doch genommen wird, und kaufen eine neue; es iſt doch beſſer, als wenn der Schelm länger in der Angſt geblieben wäre. Du nimmſt dich ja auch um ihn an.“

Bei dieſen Worten zeigte er gegen den Ofen, wo in einem kleinen Wännchen meine Pechhöschen eingeweicht waren.

Als wir gegeſſen hatten, ſagte der Großvater, daß ich nun ſchlafen gehen ſolle, und er geleitete mich ſelber in meine Schlafkammer. Als wir durch das Vorhaus gingen, wo ich in ſolche Strafe gekommen war, zwitſcherten die jungen Schwalben leiſe in ihrem Neſte wie ſchlaftrunken, in der großen Stube brannte ein Lämpchen auf dem Tiſche, das alle Samſtagsnächte die ganze Nacht zu Ehren der heiligen Jungfrau brannte, in dem Schlafgemache der Eltern lag der Vater in dem Bette, hatte ein Licht neben ſich, und las, wie er gewöhnlich zu thun pflegte; die Mutter war nicht zu Hauſe, weil ſie bei einer kranken Muhme war. Da wir den Vater gegrüßt hatten, und er freundlich geantwortet hatte, gingen wir in das Schlafzimmer der Kinder. Die Schweſter und die kleinen Brüderchen ſchlummerten ſchon. Der Großvater half mir, mich entkleiden, und er blieb bei mir, bis ich gebethet und das Deckchen über mich gezogen hatte. Dann ging er fort. Aber ich konnte nicht ſchlafen, ſondern dachte immer an die Geſchichte, die mir der Großvater erzählt hatte, ich dachte an dieſen Umſtand und an jenen, und es fiel mir mehreres ein, um was ich fragen müſſe. Endlich machte doch die Müdigkeit ihr Recht gelten, und der Schlaf ſenkte ſich auf die Augen. Als ich noch im halben Entſchlummern war, ſah ich bei dem Scheine des Lichtes, das aus dem Schlafzimmer der Eltern herein fiel, daß die Mutter herein ging, ohne daß ich mich zu vollem Bewußtſein empor richten konnte. Sie ging zu dem Gefäße des Weihbrunnens, nezte ſich die Finger, ging zu mir, beſprizte mich, und machte mir das Kreuzzeichen auf Stirn, Mund und Bruſt, ich erkannte, daß alles verziehen ſei, und ſchlief nun plözlich mit Verſöhnungsfreuden, ich kann ſagen, beſeligt ein.

Aber der erſte Schlaf iſt doch kein ruhiger geweſen. Ich hatte viele Sachen bei mir, Todte, Sterbende, Peſtkranke, Drillingsföhren, das Waldmädchen, den Nachtbauer, des Nachbars Vogelbeerbaum, und der alte Andreas ſtrich mir ſchon wieder die Füſſe an. Aber der Verlauf des Schlafes muß gut geweſen ſein; denn als man mich erwekte ſchien die Sonne durch die Fenſter herein, es war ein lieblicher Sonntag, alles war feſtlich, wir bekamen nach dem Gebethe das Feſttagsfrühſtük, bekamen die Feſttagskleider, und als ich auf die Gaſſe ging, war alles rein friſch und klar, die Dinge der Nacht waren dahin, und der Vogelbeerbaum des Nachbars war nicht halb ſo groß als geſtern. Wir erhielten unſere Gebethbücher, und gingen in die Kirche, wo wir den Vater und Großvater auf ihren Pläzen in dem Bürgerſtuhle ſahen.

Seitdem ſind viele Jahre vergangen, der Stein liegt noch vor dem Vaterhauſe, aber jezt ſpielen die Kinder der Schweſter darauf, und oft mag das alte Mütterlein auf ihm ſizen, und nach den Weltgegenden ausſchauen, in welche ihre Söhne zerſtreut ſind.

Wie es aber auch ſeltſame Dinge in der Welt gibt, die ganze Geſchichte des Großvaters weiß ich, ja durch lange Jahre, wenn man von ſchönen Mädchen redete, fielen mir immer die feinen Haare des Waldmädchens ein: aber von den Pechſpuren, die alles einleiteten, weiß ich nichts mehr, ob ſie durch Waſchen oder durch Abhobeln weggegangen ſind, und oft, wenn ich eine Heimreiſe beabſichtigte, nahm ich mir vor die Mutter zu fragen, aber auch das vergaß ich jedes Mal wieder.

II.

Kalkſtein.

Ich erzähle hier eine Geſchichte, die uns einmal ein Freund erzählt hat, in der nichts Ungewöhnliches vorkömmt, und die ich doch nicht habe vergeſſen können. Unter zehn Zuhörern werden neun den Mann, der in der Geſchichte vorkömmt, tadeln, der zehnte wird oft an ihn denken. Die Gelegenheit zu der Geſchichte kam von einem Streite, der ſich in der Geſellſchaft von uns Freunden darüber entſpann, wie die Geiſtesgaben an einem Menſchen vertheilt ſein können. Einige behaupteten, es könne ein Menſch mit einer gewiſſen Gabe außerordentlich bedacht ſein, und die andern doch nur in einem geringen Maße beſitzen. Man wies dabei auf die ſogenannten Virtuoſen hin. Andere ſagten, die Gaben der Seele ſeien immer im gleichen Maße vorhanden, entweder alle gleich groß oder gleich mittelmäßig oder gleich klein, nur hänge es von dem Geſchike ab, welche Gabe vorzüglich ausgebildet wurde, und dies rufe den Anſchein einer Ungleichheit hervor. Raphael hätte unter andern Jugendeindrüken und Zeitverhältniſſen ſtatt eines großen Malers ein großer Feldherr werden können. Wieder andere meinten, wo die Vernunft als das überſinnliche Vermögen und als das höchſte Vermögen des Menſchen überhaupt in großer Fülle vorhanden ſei, da ſeien es auch die übrigen untergeordneten Fähigkeiten. Das Umgekehrte gelte jedoch nicht; es könne eine niedere Fähigkeit beſonders hervorragen, die höhern aber nicht. Wohl aber, wenn was immer für eine Begabung, ſie ſei ſelber hoch oder niedrig, bedeutend iſt, müſſen es auch die ihr untergeordneten ſein. Als Grund gaben ſie an, daß die niedere Fähigkeit immer die Dienerin der höhern ſei, und daß es ein Widerſinn wäre, die höhere gebiethende Gabe zu beſizen und die niedere dienende nicht. Endlich waren noch einige, die ſagten, Gott habe die Menſchen erſchaffen, wie er ſie erſchaffen habe, man könne nicht wiſſen, wie er die Gaben vertheilt habe, und könne darüber nicht hadern, weil es ungewiß ſei, was in der Zukunft in dieſer Beziehung noch zum Vorſcheine kommen könne. Da erzählte mein Freund ſeine Geſchichte.

Ihr wißt alle, ſagte er, daß ich mich ſchon ſeit vielen Jahren mit der Meßkunſt beſchäftige, daß ich im Staatsdienſten bin, und daß ich mit Aufträgen dieſer Art von der Regierung bald hierhin bald dorthin geſendet wurde. Da habe ich verſchiedene Landestheile und verſchiedene Menſchen kennen gelernt. Einmal war ich in der kleinen Stadt Wengen, und hatte die Ausſicht, noch recht lange dort bleiben zu müſſen, weil ſich die Geſchäfte in die Länge zogen, und noch dazu mehrten. Da kam ich öfter in das nahe gelegene Dorf Schauendorf, und lernte deſſen Pfarrer kennen, einen vortrefflichen Mann, der die Obſtbaumzucht eingeführt, und gemacht hatte, daß das Dorf, das früher mit Hecken, Dickicht und Geniſte umgeben war, jetzt einem Garten glich, und in einer Fülle freundlicher Obſtbäume da lag. Einmal war ich von ihm zu einer Kirchenfeierlichkeit geladen, und ich ſagte, daß ich ſpäter kommen würde, da ich einige nothwendige Arbeiten abzuthun hätte. Als ich mit meinen Arbeiten fertig war, begab ich mich auf den Weg nach Schauendorf. Ich ging über die Feldhöhen hin, ich ging durch die Obſtbäume, und da ich mich dem Pfarrhofe näherte, ſah ich, daß das Mittagsmal bereits begonnen haben müſſe. In dem Garten, der wie bei vielen katholiſchen Pfarrhöfen vor dem Hauſe lag, war kein Menſch, die gegen den Garten gehenden Fenſter waren offen, in der Küche, in die mir ein Einblik gegönnt war, waren die Mägde um das Feuer vollauf beſchäftigt, und aus der Stube drang einzelnes Klappern der Teller und Klirren der Eßgeräthe. Da ich eintrat, ſah ich die Gäſte um den Tiſch ſizen, und ein unberührtes Gedeke für mich aufbewahrt. Der Pfarrer führte mich zu demſelben hin, und nöthigte mich zum Sizen. Er ſagte, er wolle mir die anweſenden Mitglieder nicht vorſtellen, und ihren Namen nicht nennen, einige ſeien mir ohnehin bekannt, andere würde ich im Verlaufe des Eſſens ſchon kennen lernen, und die übrigen würde er mir, wenn wir aufgeſtanden wären, nennen. Ich ſezte mich alſo nieder, und was der Pfarrer vorausgeſagt hatte, geſchah. Ich wurde mit manchem Anweſenden bekannt, von manchem erfuhr ich Namen und Verhältniſſe, und da die Gerichte ſich ablöſeten, und der Wein die Zungen öffnete, war manche junge Bekanntſchaft ſchon wie eine alte. Nur ein einziger Gaſt war nicht zu erkennen. Lächelnd und freundlich ſaß er da, er hörte aufmerkſam alles an, er wandte immer das Angeſicht der Gegend, wo eifrig geſprochen wurde, zu, als ob ihn eine Pflicht dazu antriebe, ſeine Mienen gaben allen Redenden recht, und wenn an einem andern Orte das Geſpräch wieder lebhafter wurde, wandte er ſich dorthin, und hörte zu. Selber aber ſprach er kein Wort. Er ſaß ziemlich weit unten, und ſeine ſchwarze Geſtalt ragte über das weiße Linnengedeke der Tafel empor, und obwohl er nicht groß war, ſo richtete er ſich nie vollends auf, als hielte er das für unſchiklich. Er hatte den Anzug eines armen Landgeiſtlichen. Sein Rok war ſehr abgetragen, die Fäden waren daran ſichtbar, er glänzte an manchen Stellen, und an andern hatte er die ſchwarze Farbe verloren, und war röthlich oder fahl. Die Knöpfe daran waren von ſtarkem Bein. Die ſchwarze Weſte war ſehr lang, und hatte ebenfalls beinerne Knöpfe. Die zwei winzig kleinen Läppchen von weißer Farbe — das einzige Weiße, das er an ſich hatte — die über ſein ſchwarzes Halstuch herabgingen, bezeugten ſeine Würde. Bei den Ärmeln gingen, wie er ſo ſaß, manchmal ein ganz klein wenig eine Art Handkrauſen hervor, die er immer bemüht war wieder heimlich zurük zu ſchieben. Vielleicht waren ſie in einem Zuſtande, daß er ſich ihrer ein wenig hätte ſchämen müſſen. Ich ſah, daß er von keiner Speiſe viel nahm, und dem Aufwärter, der ſie darreichte, immer höflich dankte. Als der Nachtiſch kam, nippte er kaum von dem beſſeren Weine, nahm von dem Zukerwerke nur kleine Stükchen, und legte nichts auf ſeinen Teller heraus, wie doch die andern thaten, um nach der Sitte ihren Angehörigen eine kleine Erinnerung zu bringen.

Dieſer Eigenheiten willen fiel mir der Mann auf.

Als das Mal vorüber war, und die Gäſte ſich erhoben hatten, konnte ich auch den übrigen Theil ſeines Körpers betrachten. Die Beinkleider waren von demſelben Stoffe und in demſelben Zuſtande wie der Rok, ſie reichten bis unter die Knie, und waren dort durch Schnallen zuſammen gehalten. Dann folgten ſchwarze Strümpfe, die aber faſt grau waren. Die Füſſe ſtanden in weiten Schuhen, die große Schnallen hatten. Sie waren von ſtarkem Leder, und hatten dike Sohlen. So angezogen ſtand der Mann, als ſich Gruppen zu Geſprächen gebildet hatten, faſt allein da, und ſein Rüken berührte beinahe den Fenſterpfeiler. Sein körperliches Ausſehen ſtimmte zu ſeinem Anzuge. Er hatte ein längliches ſanftes faſt eingeſchüchtertes Angeſicht mit ſehr ſchönen klaren blauen Augen. Die braunen Haare gingen ſchlicht gegen hinten zuſammen, es zogen ſich ſchon weiße Fäden durch ſie, die anzeigten, daß er ſich bereits den fünfzig Jahren nähere, oder daß er Sorge und Kummer gehabt haben müſſe.

Nach kurzer Zeit ſuchte er aus einem Winkel ein ſpaniſches Rohr hervor, das einen ſchwarzen Beinknopf hatte, wie die an ſeinen Kleidern waren, näherte ſich dem Hausherrn, und begann Abſchied zu nehmen. Der Hausherr fragte ihn, ob er denn ſchon gehen wolle, worauf er antwortete, es ſei für ihn ſchon Zeit, er habe vier Stunden nach ſeinem Pfarrhofe zu gehen, und ſeine Füſſe ſeien nicht mehr ſo gut, wie in jüngeren Jahren. Der Pfarrer hielt ihn nicht auf. Er empfahl ſich allſeitig, ging zur Thür hinaus und gleich darauf ſahen wir ihn durch die Kornfelder dahin wandeln, den Hügel, der das Dorf gegen Sonnenuntergang begrenzte, hinan ſteigen, und dort gleichſam in die glänzende Nachmittagsluft verſchwinden.

Ich fragte, wer der Mann wäre, und erfuhr, daß er in einer armen Gegend Pfarrer ſei, daß er ſchon ſehr lange dort ſei, daß er nicht weg verlange, und daß er ſelten das Haus verlaſſe außer bei einer ſehr dringenden Veranlaſſung. —

Es waren ſeit jenem Gaſtmale viele Jahre vergangen, und ich hatte den Mann vollſtändig vergeſſen, als mich mein Beruf einmal in eine fürchterliche Gegend rief. Nicht daß Wildniſſe Schlünde Abgründe Felſen und ſtürzende Wäſſer dort geweſen wären — das alles zieht mich eigentlich an — ſondern es waren nur ſehr viele kleine Hügel da, jeder Hügel beſtand aus naktem grauem Kalkſteine, der aber nicht, wie es oft bei dieſem Geſteine der Fall iſt, zerriſſen war, oder ſteil abfiel, ſondern in rundlichen breiten Geſtalten auseinander ging, und an ſeinem Fuße eine lange geſtrekte Sandbank um ſich herum hatte. Durch dieſe Hügel ging in großen Windungen ein kleiner Fluß Namens Zirder. Das Waſſer des Fluſſes, das in der grauen und gelben Farbe des Steines und Sandes durch den Widerſchein des Himmels oft dunkelblau erſchien, dann die ſchmalen grünen Streifen, die oft am Saume des Waſſers hingingen, und die andern einzelnen Raſenfleke, die in dem Geſteine hie und da lagen, bildeten die ganze Abwechſlung und Erquikung in dieſer Gegend.

Ich wohnte in einem Gaſthofe, der in einem etwas beſſeren und darum ſehr entfernten Theile der Gegend lag. Es ging dort eine Straſſe über eine Anhöhe, und führte, wie das in manchen Gegenden der Fall iſt, den Namen Hochſtraſſe, welchen Namen auch der Gaſthof hatte. Um nicht durch Hin- und Hergehen zu viele Zeit zu verlieren, nahm ich mir immer kalte Speiſen und Wein auf meinen Arbeitsplaz mit, und aß erſt am Abende mein Mittagsmal. Einige meiner Leute wohnten auch in dem Gaſthofe, die andern richteten ſich ein, wie es ging, und bauten ſich kleine hölzerne Hüttchen in dem Steinlande.

Die Gegend Namens Steinkar, obwohl ſie im Grunde nicht außerordentlich abgelegen iſt, wird doch wenigen Menſchen bekannt ſein, weil keine Veranlaſſung iſt, dorthin zu reiſen.

Eines Abends, als ich von meinen Arbeiten allein nach Hauſe ging, weil ich meine Leute vorausgeſchikt hatte, ſah ich meinen armen Pfarrer auf einem Sandhaufen ſizen. Er hatte ſeine großen Schuhe faſt in den Sand vergraben, und auf den Schößen ſeines Rokes lag Sand. Ich erkannte ihn in dem Augenblike. Er war ungefähr ſo gekleidet wie damals, als ich ihn zum erſten Male geſehen hatte. Seine Haare waren jezt viel grauer, als hätten ſie ſich beeilt, dieſe Farbe anzunehmen, ſein längliches Angeſicht hatte deutliche Falten bekommen, und nur die Augen waren blau und klar wie früher. An ſeiner Seite lehnte das Rohr mit dem ſchwarzen Beinknopfe.

Ich hielt in meinem Gange inne, trat näher zu ihm, und grüßte ihn.

Er hatte keinen Gruß erwartet, daher ſtand er eilfertig auf, und bedankte ſich. In ſeinen Mienen war keine Spur vorhanden, daß er mich erkenne; es konnte auch nicht ſein; denn bei jenem Gaſtmale hat er mich gewiß viel weniger betrachtet als ich ihn. Er blieb nur ſo vor mir ſtehen, und ſah mich an. Ich ſagte daher, um ein Geſpräch einzuleiten: „Euer Ehrwürden werden mich nicht mehr kennen.“

„Ich bin nicht der Ehre theilhaftig,“ antwortete er.

„Aber ich habe die Ehre gehabt,“ ſagte ich auf den Ton ſeiner Höflichkeit eingehend, „mit Euer Ehrwürden an ein und derſelben Tafel zu ſpeiſen.“

„Ich kann mich nicht mehr erinnern,“ erwiederte er.

„Euer Ehrwürden ſind doch derſelbe Mann,“ ſagte ich, „der einmal vor mehreren Jahren auf einem Kirchenfeſte bei dem Pfarrer zu Schauendorf war, und nach dem Speiſen der erſte fort ging, weil er, wie er ſagte, vier Stunden bis zu ſeinem Pfarrhofe zu gehen hätte?“

„Ja, ich bin derſelbe Mann,“ antwortete er, „ich bin vor acht Jahren zu der hundertjährigen Jubelfeier der Kircheneinweihung nach Schauendorf gegangen, weil es ſich gebührt hat, ich bin bei dem Mittagseſſen geblieben, weil mich der Pfarrer eingeladen hat, und bin der erſte nach dem Eſſen fortgegangen, weil ich vier Stunden nach Hauſe zurük zu legen hatte. Ich bin ſeither nicht mehr nach Schauendorf gekommen.“

„Nun an jener Tafel bin ich auch geſeſſen," ſagte ich, „und habe Euer Ehrwürden heute ſogleich erkannt."

„Das iſt zu verwundern — nach ſo vielen Jahren," ſagte er.

„Mein Beruf bringt es mit ſich," erwiederte ich, „daß ich mit vielen Menſchen verkehre, und ſie mir merke, und da habe ich denn im Merken eine ſolche Fertigkeit erlangt, daß ich auch Menſchen wieder erkenne, die ich vor Jahren und auch nur ein einziges Mal geſehen habe. Und in dieſer abſcheulichen Gegend haben wir uns wieder gefunden."

„Sie iſt, wie ſie Gott erſchaffen hat," antwortete er, „es wachſen hier nicht ſo viele Bäume wie in Schauendorf, aber manches Mal iſt ſie auch ſchön, und zuweilen iſt ſie ſchöner als alle andern in der Welt."

Ich fragte ihn, ob er in der Gegend anſäſſig ſei, und er antwortete, daß er ſieben und zwanzig Jahre Pfarrer in dem Kar ſei. Ich erzählte ihm, daß ich hieher geſendet worden ſei, um die Gegend zu vermeſſen, daß ich die Hügel und Thäler aufnehme, um ſie auf dem Papiere verkleinert darzuſtellen, und daß ich in der Hochſtraſſe draußen wohne. Als ich ihn fragte, ob er oft hieher komme, erwiederte er: „ich gehe gerne heraus, um meine Füſſe zu üben, und ſize dann auf einem Steine, um die Dinge zu betrachten.“

Wir waren während dieſes Geſpräches ins Gehen gekommen, er ging an meiner Seite, und wir redeten noch von manchen gleichgültigen Dingen, vom Wetter, von der Jahreszeit, wie dieſe Steine beſonders geeignet ſeien, die Sonnenſtrahlen einzuſaugen, und von Anderem.

Waren ſeine Kleider ſchon bei jenem Gaſtmale ſchlecht geweſen, ſo waren ſie jezt wo möglich noch ſchlechter. Ich konnte mich nicht erinnern, ſeinen Hut damals geſehen zu haben, jezt aber mußte ich wiederholt auf ihn hin bliken; denn es war nicht ein einziges Härchen auf ihm.

Als wir an die Stelle gelangt waren, wo ſein Weg ſich von dem meinigen trennte, und zu ſeinem Pfarrhofe in das Kar hinab führte, nahmen wir Abſchied, und ſprachen die Hoffnung aus, daß wir uns nun öfter treffen würden.

Ich ging auf meinem Wege nach der Hochſtraſſe dahin, und dachte immer an den Pfarrer. Die ungemeine Armuth, wie ich ſie noch niemals bei einem Menſchen oberhalb des Bettlerſtandes angetroffen habe, namentlich nicht bei ſolchen, die andern als Muſter der Reinlichkeit und Ordnung vorzuleuchten haben, ſchwebte mir beſtändig vor. Zwar war der Pfarrer beinahe ängſtlich reinlich, aber gerade dieſe Reinlichkeit hob die Armuth noch peinlicher hervor, und zeigte die Lokerheit der Fäden, das Unhaltbare und Weſenloſe dieſer Kleidung. Ich ſah noch auf die Hügel, welche nur mit Stein bedekt waren, ich ſah noch auf die Thäler, in welchen ſich nur die langen Sandbänke dahin zogen, und ging dann in meinen Gaſthof, um den Ziegenbraten zu verzehren, den ſie mir dort öfter vorſezten.

Ich fragte nicht um den Pfarrer, um keine rohe Antwort zu bekommen.

Von nun an kam ich öfter mit dem Pfarrer zuſammen. Da ich den ganzen Tag in dem Steinkar war, und Abends noch öfter in demſelben herum ſchlenderte, um verſchiedene Richtungen und Abtheilungen kennen zu lernen, da er auch zuweilen herauskam, ſo konnte es nicht fehlen, daß wir uns trafen. Wir kamen auch einige Male zu Geſprächen. Er ſchien nicht ungerne mit mir zuſammen zu treffen, und ich ſah es auch gerne, wenn ich mit ihm zuſammen kam. Wir gingen ſpäter öfter mit einander in den Steinen herum, oder ſaßen auf einem, und betrachteten die andern. Er zeigte mir manches Thierchen, manche Pflanze, die der Gegend eigenthümlich waren, er zeigte mir die Beſonderheiten der Gegend, und mach mich auf die Verſchiedenheiten mancher Steinhüg aufmerkſam, die der ſorgfältigſte Beobachter für ga gleich gebildet angeſehen haben würde. Ich erzähl ihm von meinen Reiſen, zeigte ihm unſere Werkzeug und erklärte ihm bei Gelegenheit unſerer Arbeit manchmal deren Gebrauch.

Ich kam nach der Zeit auch einige Male mit i in ſeinen Pfarrhof hinunter. Wo das ſtärkſte Geſte ſich ein wenig auflöſet, gingen wir über eine ſanfte Abdachung gegen das Kar hinab. An dem Ran der Geſteine lag eine Wieſe, es ſtanden mehre Bäume darauf, unter ihnen eine ſchöne große Lind und hinter der Linde ſtand der Pfarrhof. Er w damals ein weißes Gebäude mit einem Stokwerk das ſich von dem freundlicheren Grün der Wieſe, vo den Bäumen und von dem Grau der Steine ſchö abhob. Das Dach war mit Schindeln gedekt. D Dachfenſter waren mit Thürchen verſehen, und d Fenſter des Hauſes waren mit grünen Flügelbalke zu ſchließen. Weiter zurük, wo die Landſchaft eine Winkel macht, ſtand gleichſam in die Felſen verſte die Kirche mit dem roth angeſtrichenen Kirchthurm dache. In einem anderen Theile des Kar ſtand einem dürftigen Garten die Schule. Dieſe drei ein gen Gebäude waren das ganze Kar. Die übrigen Behauſungen waren in der Gegend zerſtreut. An manchem Stein gleichſam angeklebt lag eine Hütte mit einem Gärtchen mit Kartoffeln oder Ziegenfutter. Weit draußen gegen das Land hin lag auch ein fruchtbarerer Theil, der zu der Gemeinde gehörte, und der auch Aker- Wieſen- und Kleegrund hatte.

Im Angeſichte der Fenſter des Pfarrhofes ging am Rande der Wieſe die Zirder vorüber, und über den Fluß führte ein hoher Steg, der ſich gegen die Wieſe herab ſenkte. Die Wieſenfläche war nicht viel höher als das Flußbett. Dieſes Bild des hohen Steges über den einſamen Fluß war nebſt der Steingegend das einzige, das man von dem Pfarrhofe ſehen konnte.

Wenn ich mit dem Pfarrer in ſein Haus ging, führte er mich nie in das obere Stokwerk, ſondern er geleitete mich ſtets durch ein geräumiges Vorhaus in ein kleines Stüblein. Das Vorhaus war ganz leer, nur in einer Mauervertiefung, die ſehr breit aber ſeicht war, ſtand eine lange hölzerne Bank. Auf der Bank lag immer, ſo oft ich den Pfarrhof beſuchte, eine Bibel, ein großes in ſtarkes Leder gebundenes Buch. In dem Stüblein war nur ein weicher unangeſtrichener Tiſch, um ihn einige Seſſeln derſelben

Art, dann an der Wand eine hölzerne Bank und zwei gelbangeſtrichene Schreine. Sonſt war nichts vorhanden, man müßte nur ein kleines ſehr ſchön aus Birnholz geſchnitztes mittelalterliches Crucifix hieher rechnen, das über dem ebenfalls kleinen Weihbrunnenkeſſel an dem Thürpfoſten hing.

Bei dieſen Beſuchen machte ich eine ſeltſame Entdekung. Ich hatte ſchon in Schauendorf bemerkt, daß der arme Pfarrer immer heimlich die Handkrauſen ſeines Hemdes in die Rokärmel zurük ſchiebe, als hätte er ſich ihrer zu ſchämen. Dasſelbe that er auch jezt immer. Ich machte daher genauere Beobachtungen, und kam darauf, daß er ſich ſeiner Handkrauſen keineswegs zu ſchämen habe, ſondern daß er, wie mich auch andere Einblike in ſeine Kleidung belehrten, die feinſte und ſchönſte Wäſche trug, welche ich jemals auf Erden geſehen hatte. Dieſe Wäſche war auch immer in der untadelhafteſten Weiße und Reinheit, wie man es nach dem Zuſtande ſeiner Kleider nie vermuthet hätte. Er mußte alſo auf die Beſorgung dieſes Theiles die größte Sorgfalt verwenden. Da er nie davon ſprach, ſchwieg ich auch darüber, wie ſich wohl von ſelber verſteht.

Unter dieſem Verkehre ging ein Theil des Sommers dahin.

Eines Tages war in den Steinen eine beſondere Hize. Die Sonne hatte zwar den ganzen Tag nicht ausgeſchienen, aber dennoch hatte ſie den matten Schleier, der den ganzen Himmel bedekte, ſo weit durchdrungen, daß man ihr blaſſes Bild immer ſehen konnte, daß um alle Gegenſtände des Steinlandes ein weſenloſes Licht lag, dem kein Schatten beigegeben war, und daß die Blätter der wenigen Gewächſe, die zu ſehen waren, herab hingen; denn obgleich kaum ein halbes Sonnenlicht durch die Nebelſchichte der Kuppel drang, war doch eine Hize, als wären drei Tropenſonnen an heiterem Himmel, und brennten alle drei nieder. Wir hatten ſehr viel gelitten, ſo daß ich meine Leute kurz nach zwei Uhr entließ. Ich ſezte mich unter einen Steinüberhang, der eine Art Höhle bildete, in welcher es bedeutend kühler war, als draußen in der freien Luft. Ich verzehrte dort mein Mittagmal, trank meinen eingekühlten Wein, und las dann. Gegen Abend wurde die Wolkenſchichte nicht zerriſſen, wie es doch an ſolchen Tagen ſehr häufig geſchieht, ſie wurde auch nicht dichter, ſondern lag in derſelben gleichmäßigen Art wie den ganzen Tag über den Himmel. Ich ging daher ſehr ſpät aus der Höhle; denn ſo wie die Schleierdeke am Himmel ſich nicht geändert hatte, ſo war die Hize auch kaum minder geworden, und man hatte in der Nacht keinen Thau zu erwarten. Ich wandelte ſehr langſam durch die Hügel dahin, da ſah ich den Pfarrer in den Sandlehnen daher kommen, und den Himmel betrachten. Wir näherten uns, und grüßten uns. Er fragte mich, wo wir heute gearbeitet hätten, und ich ſagte es ihm. Ich erzählte ihm auch, daß ich in der Höhle geleſen habe, und zeigte ihm das Buch. Hierauf gingen wir mit einander in dem Sande weiter.

Nach einer Weile ſagte er: „Es wird nicht mehr möglich ſein, daß Sie die Hochſtraſſe erreichen.“

„Wie ſo?“ fragte ich.

„Weil das Gewitter ausbrechen wird,“ antwortete er.

Ich ſah nach dem Himmel. Die Wolkendeke war eher dichter geworden, und auf allen kahlen Steinflächen, die wir ſehen konnten, lag ein ſehr ſonderbares bleifarbenes Licht.

„Daß ein Gewitter kommen wird,“ ſagte ich, „war wohl den ganzen Tag zu erwarten, allein wie bald die Dunſtſchichte ſich verdichten, erkühlen, den Wind und die Electricität erzeugen, und ſich herabſchütten wird, kann man, glaube ich, nicht ermeſſen.“

„Man kann es wohl nicht genau ſagen,“ antwortete er, „allein ich habe ſieben und zwanzig Jahre i der Gegend gelebt, habe Erfahrungen geſammelt, und nach ihnen wird das Gewitter eher ausbrechen, als man denkt, und wird ſehr ſtark ſein. Ich glaube daher, daß es das Beſte wäre, wenn Sie mit mir in meinen Pfarrhof gingen, und die Nacht heute dort zubrächten. Der Pfarrhof iſt ſo nahe, daß wir ihn noch leicht erreichen, wenn wir auch das Gewitter ſchon deutlich an dem Himmel ſehen, dort ſind Sie ſicher, und können morgen an Ihre Geſchäfte gehen, ſobald es Ihnen beliebt.“

Ich erwiederte, daß es deßohngeachtet nicht unmöglich ſei, daß aus der Dunſtſchichte ſich auch nur ein Landregen entwikle. In dieſem Falle ſei ich geborgen; ich habe ein Mäntelchen aus Wachstaffet bei mir, das dürfe ich nur aus der Taſche ziehen, und umhängen, und der Regen könne mir nichts anhaben. Ja wenn ich auch ohne dieſen Schuz wäre, ſo ſei ich in meinem Amte ſchon ſo oft vom Regen durchnäßt worden, daß ich, um ein derartiges Ereigniß zu vermeiden, nicht jemanden zur Laſt ſein, und Unordnung in ſein Hausweſen bringen möchte. Sollte aber wirklich ein Gewitter bevorſtehen, das Plazregen oder Hagel oder gar einen Wolkenbruch bringen könnte, dann nähme ich ſein Anerbieten dankbar an, und bitte um einen Unterſtand für die Nacht, aber ich mache die Bedingung, daß es wirklich nichts weiter ſei als ein Unterſtand, daß er ſich in ſeinem Hauſe nicht beirren laſſe, und ſich weiter keine Laſt auferlege, als daß er mir ein Pläzchen unter Dach und Fach gäbe; denn ich bedürfe nichts als ein ſolches Pläzchen. Übrigens führe unſer Weg noch ein gutes Stük auf demſelben gemeinſchaftlichen Pfade fort, da könnten wir die Frage verſchieben, indeſſen den Himmel betrachten, und zulezt nach der Geſtalt der Sache entſcheiden.

Er willigte ein, und ſagte, daß, wenn ich bei ihm bliebe, ich nicht zu fürchten hätte, daß er ſich eine Laſt auflege, ich wiſſe, daß es bei ihm einfach ſei, und es werde keine andere Anſtalt gemacht werden, als die nothwendig ſei, daß ich die Nacht bei ihm zubringen könnte.

Nachdem wir dieſen Vertrag geſchloſſen hatten, gingen wir auf unſerem Wege weiter. Wir gingen ſehr langſam, theils der Hize wegen, theils weil es von jeher ſchon ſo unſere Gewohnheit war.

Plözlich flog ein ſchwacher Schein um uns, unter dem die Felſen errötheten.

Es war der erſte Bliz geweſen, der aber ſtumm war, und dem kein Donner folgte.

Wir gingen weiter. Nach einer Weile folgten mehrere Bliže, und da der Abend bereits ziemlich dunkel geworden war, und da die Wolkenſchichte auch einen dämmernden Einfluß ausübte, ſtand unter jedem Blize der Kalkſtein in roſenrother Farbe vor uns.

Als wir zu der Stelle gelangt waren, an welcher unſere Wege ſich theilten, blieb der Pfarrer ſtehen, und ſah mich an. Ich gab zu, daß ein Gewitter komme, und ſagte, daß ich mit ihm in ſeinen Pfarrhof gehen wolle.

Wir ſchlugen alſo den Weg in das Kar ein, und gingen über den ſanften Steinabhang in die Wieſe hinunter.

Als wir bei dem Pfarrhofe angelangt waren, ſezten wir uns noch ein wenig auf das hölzerne Bänklein, das vor dem Hauſe ſtand. Das Gewitter hatte ſich nun vollſtändig entwikelt, und ſtand als dunkle Mauer an dem Himmel. Nach einer Weile entſtanden auf der gleichmäßigen dunkelfarbigen Gewitterwand weiße laufende Nebel, die in langen wulſtigen Streifen die untern Theile der Wolkenwand ſäumten. Dort war alſo vielleicht ſchon Sturm, während bei uns ſich noch kein Gräschen und kein Laub rührte. Solche laufende gedunſene Nebel ſind bei Gewittern oft ſchlimme Anzeichen, ſie verkünden immer Windausbrüche, oft Hagel und Waſſerſtürze. Den Blizen folgten nun auch ſchon deutliche Donner.

Endlich gingen wir in das Haus.

Der Pfarrer ſagte, daß es ſeine Gewohnheit ſei, bei nächtlichen Gewittern ein Kerzenlicht auf den Tiſch zu ſtellen, und bei dem Lichte ruhig ſizen zu bleiben, ſo lange das Gewitter dauere. Bei Tage ſize er ohne Licht bei dem Tiſche. Er fragte mich, ob er auch heute ſeiner Sitte treu bleiben dürfe. Ich erinnerte ihn an ſein Verſprechen, ſich meinetwegen nicht die geringſte Laſt aufzulegen. Er führte mich alſo durch das Vorhaus in das bekannte Stüblein, und ſagte, daß ich meine Sachen ablegen möchte.

Ich trug gewöhnlich an einem ledernen Riemen ein Fach über die Schulter, in welchem Werkzeuge zum Zeichnen Zeichnungen und zum Theil auch Meßwerkzeuge waren. Neben dem Fache war eine Taſche befeſtigt, in der ſich meine kalten Speiſen, mein Wein, mein Trinkglas und meine Vorrichtung zum Einkühlen des Weines befanden. Dieſe Dinge legte ich ab, und hing ſie über die Lehne eines in einer Eke ſtehenden Stuhles. Meinen langen Meßſtab lehnte ich an einen der gelben Schreine.

Der Pfarrer war indeſſen hinaus gegangen, und kam nun mit einem Lichte in der Hand herein. Es war ein Talglicht, welches in einem meſſingenen Leuchter ſtak. Er ſtellte den Leuchter auf den Tiſch und legte eine meſſingene Lichtſcheere dazu. Dann ſezten wir uns beide an den Tiſch, blieben ſizen, und erwarteten das Gewitter.

Daſſelbe ſchien nicht mehr lange ausbleiben zu wollen. Als der Pfarrer das Licht gebracht hatte, war die wenige Helle, die von draußen noch durch die Fenſter herein gekommen war, verſchwunden, die Fenſter ſtanden wie ſchwarze Tafeln da, und die völlige Nacht war hereingebrochen. Die Blize waren ſchärfer, und erleuchteten troz des Kerzenlichtes bei jedem Aufflammen die Winkel des Stübleins. Die Donner wurden ernſter und dringender. So blieb es eine lange Weile. Endlich kam der erſte Stoß des Gewitterwindes. Der Baum, welcher vor dem Hauſe ſtand, ſchauerte einen Augenblik leiſe, wie von einem kurz abgebrochenen Lüſtchen getroffen, dann war es wieder ſtille. Über ein Kleines kam das Schauern abermals, jedoch länger und tiefer. Nach einem kurzen Zeitraume geſchah ein ſtarker Stoß, alle Blätter rauſchten, die Äſte mochten zittern, nach der Art zu urtheilen, wie wir den Schall herein vernahmen, und nun hörte das Tönen gar nicht mehr auf. Der Baum des Hauſes, die Heken um daſſelbe und alle Gebüſche und Bäume der Nachbarſchaft waren in einem einzigen Brauſen befangen, das nur abwechſelnd abnahm und ſchwoll. Dazwiſchen ſchallten die Donner. Sie ſchallten immer ſchneller und immer heller. Doch war das Gewitter noch nicht da. Zwiſchen Bliz und Donner war noch eine Zeit, und die Blize, ſo hell ſie waren, waren doch keine Schlangen ſondern nur ein ausgebreitetes allgemeines Aufleuchten.

Endlich ſchlugen die erſten Tropfen an die Fenſter. Sie ſchlugen ſtark und einzeln gegen das Glas, aber bald kamen Genoſſen, und in Kurzem ſtrömte der Regen in Fülle herunter. Er wuchs ſchnell gleichſam rauſchend und jagend, und wurde endlich dergeſtalt, daß man meinte, ganze zuſammenhängende Waſſermengen fielen auf das Haus hernieder, das Haus dröhne unter dem Gewichte, und man empfinde das Dröhnen und Ächzen herein. Kaum das Rollen des Donners konnte man vor dem Strömen des Waſſers hören, das Strömen des Waſſers wurde ein zweites Donnern. Das Gewitter war endlich über unſerem Haupte. Die Blize fuhren wie feurige Schnüre hernieder, und den Blizen folgten ſchnell und heiſer die Donner, die jezt alles andere Brüllen beſiegten, und in ihren tieferen Enden und Ausläufen das Fenſterglas erzittern und klirren machten.

Ich war nun froh, daß ich dem Rathe des Pfarrers gefolgt hatte. Ich hatte ſelten ein ſolches Gewitter erlebt. Der Pfarrer ſaß ruhig und einfach an dem Tiſche des Stübleins, und das Licht der Talgkerze beleuchtete ſeine Geſtalt.

Zulezt geſchah ein Schlag, als ob er das ganze Haus aus ſeinen Fugen heben, und niederſtürzen wollte, und gleich darauf wieder einer. Dann war ein Weilchen Anhalten, wie es oft bei ſolchen Erſcheinungen der Fall iſt, der Regen zukte einen Augenblik ab, als ob er erſchroken wäre, ſelbſt der Wind hielt inne. Aber es wurde bald wieder wie früher; allein die Hauptmacht war doch gebrochen, und alles ging gleichmäßiger fort. Nach und nach milderte ſich das Gewitter, der Sturm war nur mehr ein gleichartiger Wind, der Regen war ſchwächer, die Blize leuchteten bläſſer, und der Donner rollte matter gleichſam landauswärts gehend.

Als endlich das Regnen nur ein einfaches Niederrinnen war, und das Blizen ein Nachleuchten, ſtand der Pfarrer auf, und ſagte: „Es iſt vorüber.“

Er zündete ſich ein Stümpfchen Licht an, und ging hinaus. Nach einer Weile kam er wieder herein, und trug auf einem Eßbrette mehrere Dinge, die zu dem Abendmale beſtimmt waren. Er ſezte von dem

Eßbrette ein Krüglein mit Milch auf den Tiſch, und goß aus demſelben zwei Gläſer voll. Dann ſezte er auf einem grünglaſirten Schüſſelchen Erdbeeren auf und auf einem Teller mehrere Stüke ſchwarzen Brotes. Als Beſteke legte er auf jeden Plaz ein Meſſer, und ein kleines Löffelchen, dann trug er das Eßbrett wieder hinaus.

Als er hereingekommen war, ſagte er: „Das iſt unſer Abendmal, laſſen Sie es ſich genügen.“

Er trat zu dem Tiſch, faltete die Hände, und ſprach bei ſich einen Segen, ich that desgleichen, und nun ſezten wir uns zu unſerem Abendeſſen nieder. Die Milch tranken wir aus den Gläſern, von dem ſchwarzen Brote ſchnitten wir uns Stükchen mit dem Meſſer, und aßen die Erdbeeren mit dem Löffelchen. Da wir fertig waren, ſprach er wieder mit gefalteten Händen ein Dankgebet, holte das Eßbrett, und trug die Reſte wieder fort.

Ich hatte in meiner Taſche noch Theile von meinem Mittagsmale und in meiner Flaſche noch Wein. Ich ſagte daher: „Wenn Euer Ehrwürden erlauben, ſo nehme ich die Überbleibſel meines heutigen Mittageſſens aus meinem Ränzchen heraus, weil ſie ſonſt verderben würden.“

„Thun Sie nur nach Ihrem Gefallen,“ antwortete er.

Ich nahm daher meine Taſche, und ſagte: „Da ſehen Euer Ehrwürden auch zugleich wie ich bei meinem Wanderleben Tafel halte, und wie mein Trink- und Eßgeſchirr beſchaffen iſt."

„Sie müſſen wiſſen," fuhr ich fort, „daß, ſo ſehr man das Waſſer und insbeſonders das Gebirgswaſſer lobt, und ſo nüzlich und herrlich dieſer Stoff auch in dem großen Haushalte der Natur iſt, dennoch, wenn man tagelang auf offenem Felde im Sonnenſcheine arbeitet, oder in heißen Steinen und heißem Sande herum geht, oder in Klippen klettert, ein Trunk Wein mit Waſſer ungleich mehr labt, und Kraft gibt, als das lautere auserleſenſte Waſſer der Welt. Das lernte ich bei meinem Amte bald kennen, und verſah mich daher ſtets bei allen meinen Reiſen mit Wein. Aber nur guter Wein iſt es, der gute Dienſte leiſtet. Ich hatte mir daher auch auf die Hochſtraſſe einen reinen guten Wein kommen laſſen, und nehme täglich einen Theil mit in meine Steinhügel."

Der arme Pfarrer ſah mir zu, wie ich meine Vorrichtungen auseinander pakte. Er betrachtete die kleinen blechernen Tellerchen, deren mehrere in eine unbedeutende flache Scheibe zuſammen zu paken waren. Ich ſtellte die Tellerchen auf den Tiſch. Dazu that ich von meinem Fache Meſſer und Gabeln. Dann ſchnitt ich Scheibchen von feinem weißen Weizenbrote, das ich wöchentlich zwei Mal kommen ließ, dann Scheibchen von Schinken von kaltem Braten und Käſe. Das breitete ich auf den Tellern aus. Hierauf bath ich ihn um eine Flaſche Waſſers; denn das allein, ſagte ich, führe ich nicht mit mir, da ich es in der Natur überall finden müſſe. Als er in einem Kruge Waſſer gebracht hatte, legte ich meine Trinkvorrichtungen auseinander. Ich that die Flaſche, die noch halb voll Wein war, heraus, ich ſtellte die zwei Gläſer — eines habe ich immer zum Vorrathe — auf den Tiſch, und dann zeigte ich ihm, wie ich den Wein kühle. Das Glas wird in ein Fach von ſehr lokerem Stoffe geſtellt, der Stoff mit einer ſehr dünnen Flüſſigkeit, die Äther heißt, und die ich in einem Fläſchchen immer mit führe, befeuchtet, welche Flüſſigkeit ſehr ſchnell und heftig verdünſtet, und dabei eine Kälte erzeugt, daß der Wein friſcher wird, als wenn er eben von dem Keller käme, ja als ob er ſogar in Eis ſtünde. Da ich auf dieſe Weiſe zwei Gläſer Wein aufgefriſcht, mit Waſſer vermiſcht, und eins auf ſeinen Plaz geſtellt hatte, lud ich ihn ein, mit mir zu ſpeiſen.

Er nahm, gleichſam um meiner Einladung die

Ehre anzuthun, ein winziges Bischen von den Dingen, nippte an dem Glaſe, und war nicht mehr zu bewegen, etwas weiteres zu nehmen.

Ich aß von den aufgeſtellten Speiſen nun auch nur ſehr weniges, und pakte dann alles wieder zuſammen, indem ich mich der Unhöflichkeit, die ich eigentlich in der Übereilung begangen hatte, ſchämte.

Ich that ſchnell einen Blik in das Angeſicht des Pfarrers; aber es ſprach ſich nicht der kleinſte Zug von Unfreundlichkeit aus.

Da der Tiſch leer war, ſaßen wir noch eine Zeit bei der Talgkerze, und ſprachen. Dann ſchritt der Pfarrer daran, mein Bett zu bereiten. Er trug eine große wollene Deke herein, legte ſie vierfach zuſammen, und that ſie auf die Bank, die an der Mauer ſtand. Aus einer ähnlichen Deke machte er ein Kiſſen. Dann öffnete er einen der gelben Schreine, nahm ein Leintuch von außerordentlicher Schönheit Feinheit und Weiße heraus, that es auseinander, und breitete es über mein Lager. Als ich bei dem ſchwachen Scheine der Kerze die ungemeine Trefflichkeit des Linnenſtückes geſehen, und dann unwillkührlich meine Augen auf ihn gewendet hatte, erröthete er in ſeinem Angeſichte.

Als Hülle für meinen Körper legte er eine dritte Wolldeke auf das Lager.

„Das iſt Ihr Bett, ſo gut ich es machen kann,“ ſagte er, „Sie dürfen nur ſagen, wann Sie bereitet ſind die Ruhe zu ſuchen.“

„Das laſſe ich Euer Ehrwürden über,“ antwortete ich, „wann Sie zum Schlafen ihre Zeit haben, richten Sie ſich nach derſelben. Ich bin an keine Stunde gebunden, meine Lebensweiſe bringt es mit ſich, daß ich bald kurz bald lang ſchlafe, bald früher bald ſpäter mein Lager ſuche.“

„Auch ich bin keiner Zeit unterthan,“ erwiederte er, „und kann den Schlummer nach meinen Pflichten einrichten; aber da es wegen des Gewitters heute ſpäter geworden iſt als ſonſt, da Sie morgen gewiß ſehr bald aufſtehen, und wahrſcheinlich in die Hochſtraſſe gehen werden, um manches zu holen, ſo dächte ich, wäre Ruhe das Beſte, und wir ſollten ſie ſuchen.“

„Ich ſtimme Ihnen vollſtändig bei, Herr Pfarrer,“ ſagte ich.

Nach dieſem Geſpräche verließ er das Stüblein, und ich dachte, er habe ſich nach ſeiner Schlafkammer begeben. Ich entkleidete mich daher, ſo weit ich es immer gewohnt bin, und legte mich auf mein Bett.

Eben wollte ich das Licht, das ich auf einen Stuhl neben meinem Bette geſtellt hatte, auslöſchen, als der Pfarrer wieder herein trat. Er hatte ſich umgekleidet, und trug jezt grauwollene Strümpfe grauwollene Beinkleider und eine grauwollene Jake. Schuhe hatte er nicht, ſondern er ging auf den Strümpfen. So trat er in das Stüblein.

„Sie haben ſich ſchon zur Ruhe gelegt,“ ſagte er, „ich bin gekommen, Ihnen eine gute Nacht zu ſagen, und dann auch den Schlaf zu ſuchen. Alſo ſchlummern Sie wohl, wie es auf dem Bette möglich iſt.“

„Ich werde gut ſchlafen,“ erwiederte ich, „und wünſche Ihnen ein Gleiches.“

Nach dieſen Worten ging er zu dem Weihbrunnenkeſſel, der unter dem kleinen ſchön geſchnizten Crucifixe hing, beſprengte ſich mit Tropfen des Waſſers, und verließ das Stüblein.

Ich ſah bei dem Lichte meiner Kerze, wie er in dem geräumigen Vorhauſe ſich auf die hölzerne Bank, die in der flachen Niſche ſtand, legte, und die Bibel ſich als Kiſſen unter das Haupt that.

Als ich dieſes geſehen hatte, ſprang ich von meinem Lager auf, ging in den Nachtkleidern in das Vorhaus hinaus, und ſagte: „Mit nichten, Euer Ehrwürden, ſo iſt es nicht gemeint, Sie dürfen nicht auf dieſer nakten Bank ſchlafen, während Sie mir das beſſere Bett einräumen. Ich bin gewohnt auf allen Lagern zu ſchlafen ſelbſt im Freien unter einem Baume, laſſen Sie mich dieſe Bank benüzen, und begeben Sie ſich in das Bett, das Sie mir abtreten wollten.“

„Nein, lieber Herr,“ antwortete er, „ich habe Ihnen kein Bett abgetreten, wo das Ihrige iſt, wird ſonſt nie eines gemacht, und wo ich jezt liege, ſchlafe ich alle Nächte.“

„Auf dieſer harten Bank und mit dieſem Buche als Kiſſen ſchlafen Sie alle Nächte?“ fragte ich.

„Wie Sie durch Ihren Stand an alle Lager gewohnt ſind ſelbſt an eines im Freien,“ erwiederte er, „ſo bin ich auch durch meinen Stand gewohnt, auf dieſer Bank zu ſchlafen, und dieſes Buch als Kiſſen zu haben.“

„Iſt das wirklich möglich?“ fragte ich.

„Ja, es iſt ſo,“ antwortete er, „ich ſage keine Lüge. Ich hätte mir ja auch auf dieſer Bank ein Bett machen können, wie ich Ihnen eines auf der Ihrigen gemacht habe; allein ich habe ſchon ſeit ſehr langer Zeit her angefangen, in dieſen Kleidern und auf dieſer Bank hier, wie Sie mich ſehen, zu ſchlafen, und thue es auch heute.“ Da ich noch immer mißtrauiſch zögerte, ſagte er: „Sie können in Ihrem Herzen ganz beruhigt ſein, ganz beruhigt.“

Ich wendete gegen dieſes nichts mehr ein, namentlich war der Grund, daß er ſich ja auch ein Bett hätte machen können, überzeugend.

Nach einer Weile, während welcher ich noch immer dageſtanden war, ſagte ich: „Wenn es eine alte Gewohnheit iſt, hochwürdiger Herr, ſo habe ich freilich nichts mehr einzuwenden; aber Sie werden es auch begreifen, daß ich anfänglich dagegen ſprach, weil man gewöhnlich überall ein gebettetes Lager hat.“

„Ja man hat es,“ ſagte er, „und gewöhnt ſich daran, und meint, es müſſe ſo ſein. Aber es kann auch anders ſein. An alles gewöhnt ſich der Menſch, und die Gewohnheit wird dann ſehr leicht, ſehr leicht.“

Nach dieſen Worten ging ich wieder, nachdem ich ihm zum zweiten Male eine gute Nacht gewünſcht hatte, in mein Stüblein, und legte mich wieder in mein Bett. Ich erinnerte mich nun auch, daß ich wirklich nie ein Bett geſehen habe, ſo oft ich früher in der Behauſung des Pfarrers geweſen war. Ich dachte noch eine Zeit lang an die Sache, und konnte nicht umhin, die äußerſte Feinheit des Linnens des Pfarrers ſehr wohlthätig an meinem Körper zu empfinden. Nach einer kurzen Zeit lieferte der Pfarrer den thatſächlichen Beweis, daß er an ſein Lager gewohnt ſei; denn ich hörte aus dem ſanften regelmäßigen Athmen, daß er bereits in tiefen Schlummer geſunken ſei.

Da ich nun auch ruhig war, da alles in dem Pfarrhauſe todtenſtille war, da der Wind aufgehört hatte, der Regen kaum nur leiſe zu vernehmen war, und die Blize wie verloren nur mehr ſelten mit mattem Scheine das Fenſter berührten, ſenkte ſich auch auf meine Augen der Schlummer, und nachdem ich die Kerze ausgelöſcht hatte, vernahm ich noch einige Male das Fallen eines Tropfens an das Fenſter, dann war mirs, als ob daran der ſchwache Aufblik eines Leuchtens geſchähe, und dann war nichts mehr. —

Ich ſchlief ſehr gut, erwachte ſpät, und es war ſchon völliger Tag, als ich die Augen öffnete. Es war, als ob es ein zartes Geräuſch geweſen wäre, das mein völliges Aufwachen veranlaßt hatte. Als ich die Augen vollkommen öffnete, und herum ſah, erblikte ich in dem Vorhauſe den Pfarrer in ſeinen grauen Nachtkleidern, wie er eben beſchäftigt war, meine Kleider mit einer Bürſte vom Staube zu reinigen. Ich erhob mich ſchnell von meinem Lager, ging hinaus, und ſtörte ihn in ſeinem Beginnen, indem ich ſagte, das dürfe nicht ſein, ſo etwas könne ich von ihm nicht annehmen, es liege nicht in ſeinem Stande, es mache der Staub nichts, und wenn ich ihn fort wollte, ſo könnte ich ihn ja ſelber mit einer Bürſte ſchnell abſtreifen.

„Es liegt nicht in meinem Stande als Prieſter, aber es liegt in meinem Stande als Gaſtfreund,“ ſagte er, „ich habe nur eine einzige alte Dienerin, die nicht in dem Hauſe wohnt, ſie kömmt zu gewiſſen Stunden, um meine kleinen Dienſte zu verrichten, und iſt heute noch nicht da.“

„Nein, nein, das thut nichts,“ antwortete ich, „ich erinnere Sie an Ihr Verſprechen, ſich keine Laſt aufzulegen.“

„Ich lege mir keine Laſt auf,“ erwiederte er, „und es iſt ſchon bald gut.“

Mit dieſen Worten that er noch ein paar Striche mit der Bürſte auf dem Roke, und ließ ſich dann beides, Bürſte und Kleider, nehmen. Er ging aus dem Vorhauſe in ein anderes mir bis dahin unbekanntes Gemach. Ich kleidete mich indeſſen an. Nach einer Zeit kam auch er vollſtändig angekleidet herein. Er hatte die alten ſchwarzen Kleider an, die er am Tage und alle vorhergehenden Tage angehabt hatte.

Wir traten an das Fenſter. Der Schauplaz hatte ſich vollkommen geändert. Es war ein durchaus ſchöner Tag und die Sonne erhob ſich ſtrahlend in einem unermeßlichen Blau. Was doch ſo ein Gewitter iſt! Das Zarteſte das Weichſte der Natur iſt es, wodurch ein ſolcher Aufruhr veranlaßt wird. Die feinen unſichtbaren Dünſte des Himmels, die in der Hize des Tages oder in der Hize mehrerer Tage unſchädlich in dem unermeßlichen Raume aufgehängt ſind, mehren ſich immer, bis die Luft an der Erde ſo erhizt und verdünnt iſt, daß die oberen Laſten derſelben niederſinken, daß die tieferen Dünſte durch ſie erkühlt werden, oder daß ſie auch von einem andern kalten Hauche angeweht werden, wodurch ſie ſich ſogleich zu Nebelballen bilden, das electriſche Feuer erzeugen, und den Sturm wach rufen, neue Kälte bewirken, neue Nebel erregen, ſodann mit dem Sturme daher fahren, und ihre Mengen, die zuſammen ſchießen, ſei es in Eis, ſei es in geſchloſſenen Tropfen, auf die Erde niederſchütten. Und haben ſie ſie nieder geſchüttet, und hat die Luft ſich gemiſcht, ſo ſteht ſie bald wieder in ihrer Reinheit und Klarheit oft ſchon am andern Tage da, um wieder die Dünſte aufzunehmen, die in der Hize erzeugt werden, wieder allmählich dasſelbe Spiel zu beginnen, und ſo die Abwechſlung von

Regen und Sonnenſchein zu bewirken, welche die Freude und das Gedeihen von Menſchen Thieren und Gewächſen iſt.

Der unermeßliche Regen der Nacht hatte die Kalkſteinhügel glatt gewaſchen, und ſie ſtanden weiß und glänzend unter dem Blau des Himmels und unter den Strahlen der Sonne da. Wie ſie hinter einander zurük wichen, wieſen ſie in zarten Abſtufungen ihre gebrochenen Glanzfarben in Grau, Gelblich, Röthlich, Roſenfarbig, und dazwiſchen lagen die länglichen nach rükwärts immer ſchöneren luftblauen Schatten. Die Wieſe vor dem Pfarrhofe war friſch und grün, die Linde, die ihre älteren und ſchwächeren Blätter durch den Sturm verloren hatte, ſtand neugeboren da, und die andern Bäume und die Büſche um den Pfarrhof hoben ihre naſſen glänzenden Äſte und Zweige gegen die Sonne. Nur in der Nähe des Steges war auch ein anderes minder angenehmes Schauſpiel des Gewitters. Die Zirder war ausgetreten, und ſezte einen Theil der Wieſe, von der ich geſagt habe, daß ſie um wenig höher liegt als das Flußbett, unter Waſſer. Der hohe Steg ſenkte ſich mit ſeinem abwärts gehenden Theile unmittelbar in dieſes Waſſer. Allein, wenn man von dem Schaden abſieht, den die Überſchwemmung durch Anführung von Sand auf der

Wieſe verurſacht haben mochte, ſo war auch dieſe Erſcheinung ſchön. Die große Waſſerfläche glänzte unter den Strahlen der Sonne, ſie machte zu dem Grün der Wieſe und dem Grau der Steine den dritten ſtimmenden und ſchimmernden Klang, und der Steg ſtand abenteuerlich wie eine dunkle Linie über dem ſilbernen Spiegel.

Der Pfarrer zeigte mir mehrere Stellen ſehr entfernter Gegenden, die man ſonſt nicht ſehen konnte, die aber heute deutlich in der gereinigten Luft wie klare Bilder zu erbliken waren.

Nachdem wir eine kleine Zeit das Morgenſchauſpiel, das die Augen unwillkührlich auf ſich gezogen hatte, betrachtet hatten, brachte der Pfarrer kalte Milch und ſchwarzes Brot zum Frühmale. Wir verzehrten beides, und ich ſchikte mich dann zum Fortgehen an. Ich nahm mein Fach und meine Taſche mit dem Lederriemen über die Schulter, nahm meinen Stab von der Eke neben dem gelben Schreine, nahm meinen weißen Wanderhut, und ſagte dem Pfarrer herzlichen Dank für meine Beherbergung während des ſtarken Gewitters.

„Wenn es nur nicht zu ſchlecht geweſen iſt,“ ſagte er.

„Nein, nein, Euer Ehrwürden,“ erwiederte ich,

„es war alles lieb und gut von Ihnen, ich bedaure nur, daß ich Ihnen Störung und Unruhe verurſacht habe, ich werde künftig genau auf das Wetter und den Himmel ſehen, daß meine Unvorſichtigkeit nicht wieder ein anderer büſſen muß.“

„Ich habe gegeben, was ich gehabt habe,“ ſagte er.

„Und ich wünſche ſehr einen Gegendienſt leiſten zu können,“ erwiederte ich.

„Menſchen leben neben einander, und können ſich manchen Gefallen thun,“ ſagte er.

Mit dieſen Worten waren wir in das Vorhaus hinaus gelangt.

„Ich muß Ihnen noch meine dritte Stube zeigen,“ ſagte er, „hier habe ich ein Gemach, in welchem ich mich auskleide, und ankleide, daß mich niemand ſieht, und in welchem ich noch mancherlei Sachen aufbewahrt habe.“

Mit dieſen Worten führte er mich aus dem Vorhauſe in ein Seitenzimmer oder eigentlich in ein Gewölbe, deſſen Thür ich früher nicht beachtet hatte. In dem Gewölbe waren wieder ſehr ſchlechte Geräthe. Ein großer weicher ſtehender Schrein, in dem Kleider und andere ſolche Dinge, wahrſcheinlich auch die Wolldeken meines Lagers aufbewahrt wurden, ein paar Stühle, und ein Brett, auf dem ſchwarze Brote lagen, und ein Topf mit Milch ſtand: das war die ganze Geräthſchaft. Als wir wieder aus dem Zimmer heraus getreten waren, ſchloß er es zu, wir nahmen Abſchied, und verſprachen, uns bald wieder zu ſehen.

Ich trat in die kühle reine Luft und auf die naſſe Wieſe hinaus. Ich hatte wohl noch den Gedanken, wie es ſonderbar ſei, daß wir immer nur in dem Erdgeſchoße geweſen ſeien, und daß ich doch in der Nacht und am Morgen deutlich Tritte oberhalb unſer in dem Pfarrhofe vernommen hatte; allein ich ließ mich den Gedanken nicht weiter anfechten, und ſchritt vorwärts.

Ich ging nicht auf meinem eigentlichen Wege, ſondern ich ſchlug die Richtung gegen die Zirder ein. Wenn man ein Land vermißt, wenn man viele Jahre lang Länder und ihre Geſtalten auf Papier zeichnet, ſo nimmt man auch Antheil an der Beſchaffenheit der Länder, und gewinnt ſie lieb. Ich ging gegen die Zirder, weil ich ſehen wollte, welche Wirkungen ihr Austritt hervorgebracht hatte, und welche Veränderungen er in der unmittelbaren Nähe eingeleitet haben möge. Als ich eine Weile vor dem Waſſer ſtand, und ſein Walten betrachtete, ohne daß ich eben andere Wirkungen als den bloßen Austritt wahrnehmen konnte, ſo erlebte ich plötzlich ein Schauſpiel, welches ich bisher nicht gehabt hatte, und bekam eine Geſellſchaft, die mir bisher in dem Steinlande nicht zu Theil geworden war. Außer meinen Arbeitern, mit denen ich ſo bekannt war, und die mit mir ſo bekannt waren, daß wir uns wechſelweiſe wie Werkzeuge vorkommen mußten, hatte ich nur einige Menſchen in meinem Gaſthauſe manchen Wanderer auf dem Wege und den armen Pfarrer in den Geſteinen geſehen. Jezt ſollte es anders werden. Als ich hinblikte, ſah ich von dem jenſeitigen Ufer, welches höher und nicht überſchwemmt war, einen luſtigen fröhlichen Knaben über den Steg daher laufen. Als er gegen das Ende des Steges kam, welches ſich in das Überſchwemmungswaſſer der Zirder hinab ſenkte, kauerte er ſich nieder, und ſo viel ich durch mein Handfernrohr wahrnehmen konnte, neſtelte er ſich die Schuhriemen auf, und zog Schuhe und Strümpfe aus. Allein nachdem er beides ausgezogen hatte, ging er nicht in das Waſſer herab, wie ich vermuthet hatte, ſondern blieb an der Stelle. Gleich darauf kam ein zweiter Knabe, und that dasſelbe. Dann kam ein barfüßiger, der auch ſtehen blieb, dann mehrere andere. Endlich kam ein ganzer Schwarm Kinder über den Steg gelaufen, und als ſie gegen das Ende desſelben

gekommen waren, dukten ſie ſich nieder, gleichſ
wie ein Schwarm Vögel, der durch die Luft geflog
kömmt, und an einer kleinen Stelle einfällt, und
konnte unſchwer wahrnehmen, daß ſie ſämmtl
damit beſchäftiget waren, Schuhe und Strümpfe au
zuziehen.

Als ſie damit fertig waren, ging ein Knabe ü
den Steg herab, und behutſam in das Waſſer. Ih
folgten die andern. Sie nahmen auf ihre Hösch
keine Rükſicht, ſondern gingen damit tief in das Wa
ſer, und die Rökchen der Mädchen ſchwammen u
ihre Füſſe in dem Waſſer herum. Zu meinem Erſta
nen erblikte ich jezt auch mitten im Waſſer eine gr
ßere ſchwarze Geſtalt, die niemand anderer als d
arme Pfarrer im Kar war. Er ſtand faſt bis auf d
Hüften im Waſſer. Ich hatte ihn früher nicht geſ
hen, und auch nicht wahrgenommen, wie er hine
gekommen war, weil ich mit meinen Augen imm
weiterhin gegen den Steg geblikt hatte, und ſie e
jezt mehr nach vorn richtete, wie die Kinder geg
meinen Standpunkt heran ſchritten. Alle Kinder gi
gen gegen den Pfarrer zu, und nachdem ſie eine Wei
bei ihm verweilt und mit ihm geſprochen hatten, tr
ten ſie den Weg gegen das Ufer an, an dem ich ſtan
Da ſie ungleich vorſichtig auftraten, ſo zerſtreuten

ſich im Hergehen durch das Waſſer, erſchienen wie ſchwarze Punkte auf der glänzenden Fläche, und kamen einzeln bei mir an. Da ich ſah, daß keine Gefahr in dem überall ſeichten Überſchwemmungswaſſer vorhanden ſei, blieb ich auf meiner Stelle ſtehen, und ließ ſie ankommen. Die Kinder kamen heran, und blieben bei mir ſtehen. Sie ſahen mich Anfangs mit trozigen und ſcheuen Angeſichtern an; aber da ich von Jugend auf ein Kinderfreund geweſen bin, da ich ſtets die Kinder als Knospen der Menſchheit außerordentlich geliebt habe, und ſeit meiner Verehlichung ſelbſt mit einer Anzahl davon geſegnet worden bin, da zulezt auch keine Art von Geſchöpfen ſo ſchnell erkennt, wer ihnen gut iſt, und auf dieſem Boden eben ſo ſchnell Vertrauen gewinnt als Kinder: ſo war ich bald von einem Kreiſe plaudernder und rühriger Kinder umringt, die ſich bemühten Fragen zu geben, und Fragen zu beantworten. Es war leicht zu errathen, auf welchem Wege ſie ſich befanden, da ſie ſämtlich an ledernen oder leinenen Bändern ihre Schultaſchen um die Schultern gehängt hatten. Weil aber auch ich meine Taſche und mein Fach an einem ledernen Riemen um meine Schultern trug, ſo mochte es ein lächerlicher Anblik geweſen ſein, mich gleichſam wie ein großes Schulkind unter den kleinen ſtehen zu ſehen. Einige bükten ſich und waren bemüht, ihre Schuhe und Strümpfe wieder anzuziehen, andere hielten ſie noch in den Händen, ſahen zu mir auf, und redeten mit mir.

Ich fragte ſie, woher ſie kämen, und erhielt zur Antwort, daß ſie aus den Karhäuſern und Steinhäuſern ſeien, und daß ſie in die Schule in das Kar gehen.

Als ich ſie fragte, warum ſie auf dem Stege zuſammen gewartet hätten, und nicht einzeln wie ſie gekommen wären, in das Waſſer geſtiegen ſeien, ſagten ſie, weil die Eltern befohlen hätten, ſie ſollten ſehr vorſichtig ſein, und nicht allein ſondern alle zuſammen in das Waſſer gehen, wenn ein ſolches jenſeits des Steges auf der Zirderwieſe ſei.

„Wenn aber das Waſſer auf der Wieſe ſo tief wäre, daß es über das Haupt eines großen Menſchen hinaus ginge?“ fragte ich.

„So kehren wir wieder um,“ antworteten ſie.

„Wenn aber erſt das Waſſer mit Gewalt daher käme, wenn ihr bereits über den Steg gegangen wäret, und euch auf der Wieſe befändet, was thätet ihr dann?“

„Das wiſſen wir nicht.“

Ich fragte ſie, wie lange ſie von den Steinhäuſern und Karthäuſern hieher brauchten, und erhielt die Antwort: eine Stunde. So weit mochten auch die genannten Häuſer wirklich entfernt ſein. Sie liegen jenſeits der Zirder in einem eben ſo unfruchtbaren Boden wie das Kar, aber ihre Bewohner treiben viele Geſchäfte, namentlich brennen ſie Kalk aus ihren Steinen, und verführen ihn weit.

Ich fragte ſie, ob ihnen die Eltern auch aufgetragen hätten, die Schuhe und Strümpfe zu ſchonen, erhielt die Antwort ja, und bewunderte die Unfolgerichtigkeit, indem ſie die trokenen Schuhe und Strümpfe in den Händen hielten, und mit bitterlich naſſen Höschen und Rökchen vor mir ſtanden.

Ich fragte, was ſie in dem Winter thäten.

„Da gehen wir auch herüber," ſagten ſie.

„Wenn aber Schneewaſſer auf der Wieſe iſt."

„Da ziehen wir die Schuhe nicht aus, ſondern gehen mit ihnen durch."

„Und wenn der Steg eiſig iſt?"

„Da müſſen wir acht geben."

„Und wenn außerordentliches Schneegeſtöber iſt?"

„Das macht nichts."

„Und wenn ungeheuer viel Schnee liegt, und kein Weg iſt?"

„Dann bleiben wir zu Hauſe."

In dieſem Augenblike kam der Pfarrer mit den lezten Kindern gegen mich heran. Es war auch Zeit; denn die Kinder waren bereits ſo zutraulich geworden, daß mir ein winzig kleiner Knabe, der den Grund und Anfang aller Wiſſenſchaften auf einem kleinen Papptäfelchen trug, ſeine Buchſtaben auſſagen wollte.

Da mich der Pfarrer in der Mitte der Kinder anſichtig wurde, grüßte er ſehr freundlich, und ſagte, das ſei ſchön von mir, daß ich auch zur Hilfe herbei geeilt wäre.

Ich erſchrak über dieſe Zumuthung, ſagte aber gleich, ich ſei eben nicht zur Hilfe herbei geeilt, da ich nicht gewußt hätte, daß Kinder über den Steg kommen würden, aber wenn Hilfe nöthig geworden wäre, ſo würde ich ſie gewiß auch geleiſtet haben.

Bei dieſer Gelegenheit, als ich ihn ſo unter den Kindern ſtehen ſah, bemerkte ich, daß er bei weitem tiefer im Waſſer geweſen ſein müſſe als die Kinder; denn er war bis über die Hüften naß, und dies hätte bei manchem Kinde beinahe an den Hals gereicht. Ich begrif den Widerſpruch nicht, und fragte ihn deßhalb. Er ſagte, das ſei leicht zu erklären. Der Wennerbauer, dem das überſchwemmte Stük Wieſe gehöre, auf dem er eben im Waſſer geſtanden ſei, habe vorgeſtern Steine aus der Wieſe graben, und wegführen laſſen. Die Grube ſei geblieben. Da er nun heute die Wieſe gegen die Zirder mit Waſſer überdekt geſehen hätte, habe er geglaubt, daß der Weg der Kinder etwa nahe an dieſer Grube vorbei gehen, und daß eines in derſelben verunglüken könnte. Deßhalb habe er ſich zu der Grube ſtellen wollen, um alle Gefahr zu verhindern. Da ſie aber abſchüſſig war, ſei er ſelber in die Grube geglitten, und einmal darin ſtehend ſei er auch darin ſtehen geblieben. Eines der kleineren Kinder hätte in der Grube ſogar ertrinken können, ſo tief ſei ſie gegraben worden. Man müſſe Sorge tragen, daß die Wieſe wieder abgeebnet werde; denn das Waſſer bei Überſchwemmungen ſei trüb, und laſſe die Tiefe und Ungleichheit des Bodens unter ſich nicht bemerken.

Die naſſen Kinder drängten ſich um den naſſen Pfarrer, ſie küßten ihm die Hand, ſie redeten mit ihm, er redete mit ihnen, oder ſie ſtanden da, und ſahen zutraulich zu ihm hinauf.

Er aber ſagte endlich, ſie ſollten jezt die naſſen Rökchen auswinden, das Waſſer aus allen Kleidern drüken, oder abſtreifen, und wer Schuhe und Strümpfe habe, ſolle ſie anziehen, dann ſollen ſie gehen, daß ſie ſich nicht erkühlen, ſie ſollen ſich in die Sonne ſtellen, daß ſie eher troken würden, und ſollen dan in die Schule gehen, und dort ſehr ſittſam ſein.

„Ja das werden wir thun,“ ſagten ſie.

Sie folgten der Weiſung auch ſogleich, ſie dukte oder kauerten ſich nieder, ſie wanden die Rökchen aus, ſie drükten das Waſſer aus den Füſſen der Höschen, oder ſie drängten und ſtreiſten es aus Falten un Läppchen, und ich ſah, daß ſie darin eine groß Geſchiklichkeit hatten. Auch war die Sache nicht ſ bedeutend; denn ſie hatten alle entweder ungebleicht oder roth= oder blaugeſtreifte leinene Kleidchen an, die bald troken werden würden, und denen man dan kaum anſehen würde, daß ſie naß geweſen ſeien; und in Hinſicht der Geſundheit, dachte ich, würde der jugendliche Körper leicht die Feuchtigkeit überwinden. Da ſie mit dem Auspreſſen des Waſſers fertig waren, gingen ſie an das Anziehen der Schuhe und Strümpfe. Als ſie auch dieſes Geſchäft beendigt hatten, nahm der Pfarrer wieder von mir Abſchied, dankte mir noch einmal, daß ich hieher gekommen ſei, und begab ſich mit den Kindern auf den Weg in das Kar.

Ich rief den Kindern zu, ſie ſollten recht fleißig ſein, ſie riefen zurük: „ja, ja,“ und gingen mit dem Pfarrer davon.

Ich ſah die Geſtalt des Pfarrers unter dem Kinderhaufen über die naſſe Wieſe der Karſchule zugehen, wendete mich dann auch, und ſchlug den Weg in meine Steine ein. Ich wollte nicht mehr in die Hochſtraſſe gehen, ſondern gleich meine Leute und meinen Arbeitsplaz aufſuchen, theils weil ich keine Zeit zu verlieren hatte, theils weil ich ohnedem noch mit den Reſten von Lebensmitteln verſehen war, die der Pfarrer geſtern Abends verſchmäht hatte. Auch wollte ich meine Leute beruhigen, die gewiß erfahren haben würden, daß ich in der Nacht nicht in der Hochſtraſſe geweſen ſei, und deßhalb meinetwillen beſorgt ſein könnten.

Als ich in die Höhe der Kalkſteinhügel hinauf ſtieg, dachte ich an die Kinder. Wie groß doch die Unerfahrenheit und Unſchuld iſt. Sie gehen auf das Anſehn der Eltern dahin, wo ſie den Tod haben können; denn die Gefahr iſt bei den Überſchwemmungen der Zirder ſehr groß, und kann bei der Unwiſſenheit der Kinder unberechenbar groß werden. Aber ſie kennen den Tod nicht. Wenn ſie auch ſeinen Namen auf den Lippen führen, ſo kennen ſie ſeine Weſenheit nicht, und ihr emporſtrebendes Leben hat keine Empfindung von Vernichtung. Wenn ſie ſelbſt in den Tod geriethen, würden ſie es nicht wiſſen, und ſie würden eher ſterben, ehe ſie es erführen.

Als ich ſo dachte, hörte ich das Glöklein von dem Thurme der Karkirche in meine Steine herein klingen, das eben zu der Morgenmeſſe rief, die der Pfarrer abhalten, und der die Kinder beiwohnen würden.

Ich ging tiefer in die Steine hinein, und fand meine Leute, die ſich freuten, mich zu ſehen, und die mir Lebensmittel gebracht hatten. —

Da ich lange in der Gegend verweilte, konnte ich es nicht vermeiden, auch aus dem Munde der Menſchen manches über den Pfarrer zu hören. Da erfuhr ich, daß es wirklich wahr ſei, woran ich vermöge ſeiner Ausſage ohnehin nicht mehr gezweifelt hatte, daß er ſchon ſeit vielen Jahren in ſeinem Vorhauſe auf der hölzernen Bank ſchlafe, und die Bibel unter dem Kopfe habe; daß er hiebei im Sommer nur die grauen Wollkleider anhabe, und im Winter ſich auch einer Deke bediene. Seine Kleider trage er ſo lange, und erhalte ſie ſo beiſammen, daß ſich niemand erinnern könne, wann er ſich einmal neue angeſchafft hätte. Das obere Stokwerk ſeines Pfarrhofes habe er vermiethet. Es ſei ein Mann gekommen, der in einem Amte geſtanden, dann in den Ruheſtand verſezt worden war, und der ſeinen Gehalt nun in der Gegend verzehre, in welcher er geboren worden ſei. Er habe den Umſtand, daß der Pfarrer ſeine Zimmer vermiethe, benüzt, um ſich mit ſeiner Tochter da einzumiethen, daß er immer den Schauplaz vor Augen habe, in dem er ſeine Kindheit zugebracht hatte. Es war mir dieſe Thatſache wieder ein Beweis, wie ſüß uns nach den Worten des Dichters der Geburtsboden zieht, und ſeiner nicht vergeſſen läßt, daß hier ein Mann eine Gegend als ein Labſal und als eine Erheiterung ſeines Alters aufſucht, aus der jeder andere fortzukommen trachten würde. Der Pfarrer, ſagte man, eſſe zum Frühmale und am Abende nur ein Stük ſchwarzen Brotes, und ſein Mittageſſen bereite ihm ſeine Dienerin Sabine, welche es in ihrer Wohnung koche, und es ihm in den Pfarrhof bringe. Es beſtehe häufig aus warmer Milch oder einer Suppe oder im Sommer ſelbſt aus kalten Dingen. Wenn er krank ſei, laſſe er keinen Arzt und keine Arznei kommen, ſondern liege, und enthalte ſich der Speiſen, bis er geſund werde. Von den Einkünften ſeiner Miethe und ſeines Amtes thue er Gutes und zwar an Leute, die er ſorgſam ausſuche. Er habe keine Verwandten und Bekannten. Seit den Jahren, ſeit denen er da ſei, ſei niemand bei ihm auf Beſuch geweſen. Alle ſeine Vorgänger ſeien nur kurze Zeit Pfarrer in dem Kar geweſen, und ſeien dann fortgekommen; er aber ſei ſchon ſehr lange da, und es habe den Anſchein, daß er bis zu ſeinem Lebensende da bleiben werde. Er gehe auch nicht auf Beſuche in die Nachbarſchaft, ja er gehe nicht viel mit Menſchen um, und wenn er nicht in ſeinen Amtsgeſchäften oder in der Schule ſei, ſo leſe er in ſeinem Stüblein, oder er gehe über die Wieſe in das Steinkar, gehe dort im Sande herum, oder ſitze dort einſam mit ſeinen Gedanken.

Es hatte ſich in der Gegend der Ruf verbreitet, daß er wegen ſeiner Lebensweiſe Geld habe, und er iſt deßhalb ſchon dreimal beraubt worden.

Ich konnte von dieſen Dingen weder wiſſen was wahr ſei, noch was nicht wahr ſei. So oft ich zu ihm kam, ſah ich die ruhigen klaren blauen Augen, das einfache Weſen, und die bittere ungeheuchelte Armuth. Was ſeine Vergangenheit geweſen ſei, in das drang ich nicht ein, und mochte nicht eindringen.

Ich hatte auch mehrere Predigten von ihm gehört. Sie waren einfach chriſtlich, und wenn auch von Seite der Beredſamkeit manches einzuwenden geweſen wäre, ſo waren ſie doch klar und ruhig, und es war eine ſolche Güte in ihnen, daß ſie in das Herz gingen.

Die Zeit meiner Arbeiten in jener Gegend zog ſich in die Länge. Die Steinneſter jener unwirthlichen Landſchaften ſetzten uns ſolche Hinderniſſe entgegen, daß wir Ausſicht hatten, doppelt ſo viele Zeit zu brauchen, als auf einem gleichen Flächenraume einer gezähmten und fruchtbaren Gegend. Dazu kam noch, daß uns von den Behörden gleichſam eine Friſt geſezt wurde, in der wir fertig ſein ſollten, indem wir die Beſtimmung bekamen, zu einer gewiſſen Zeit in einem anderen Theile des Reiches beſchäftigt zu werden. Ich wollte mir die Schande nicht anthun, mich ſaumſelig finden zu laſſen. Ich both daher alles auf, das Geſchäft in einen lebhaften Gang zu bringen. Ich verließ die Hochſtraſſe, ich ließ mir in dem Theile des Steinkars, in dem wir arbeiteten, eine Bretterhütte als Wohnung aufſchlagen, ich wohnte dort, und ließ mir mit meinen Leuten gemeinſchaftlich an einem Feuer kochen. Ich zog auch alle Leute zu mir, daß ſie auf dem Arbeitsſchauplaze oder in der Nähe in errichteten Hüttchen wohnten, und ich nahm noch mehrere fremde Menſchen als Handlanger auf, um nun alles recht tüchtig und lebendig zu fördern.

Da ging es nun an ein Hämmern Meſſen Pflökeſchlagen Kettenziehen an ein Aufſtellen der Meßtiſche an ein Abſehen durch die Gläſer an ein Beſtimmen der Linien Winkelmeſſen Rechnen und dergleichen. Wir rükten durch die Steinhügel vor, und unſere Zeichen verbreiteten ſich auf dem Kalkgebiethe. Da es eine Auszeichnung war, dieſen ſchwierigen Erdwinkel aufzunehmen, ſo war ich ſtolz darauf, es recht ſchön und anſehnlich zu thun, und arbeitete oft noch bis tief in die Nacht hinein in meiner Hütte. Ich zeichnete manche Blätter doppelt, und verwarf die minder gelungenen. Der Stoff wurde ſachgemäß eingereiht.

Daß mir bei dieſen Arbeiten der Pfarrer in den Hintergrund trat, iſt begreiflich. Allein da ich ihn einmal ſchon längere Zeit nicht im Steinkar ſah, wurde ich unruhig. Ich war gewöhnt ſeine ſchwarze Geſtalt in den Steinen zu ſehen, von weitem ſichtbar, weil er der einzige dunkle Punkt in der graulich dämmernden oder unter dem Strahle der hinabſinkenden Sonne röthlich beleuchteten Kalkflur war. Ich fragte deßhalb nach ihm, und erfuhr, daß er krank ſei. Sogleich beſchloß ich, ihn zu beſuchen. Ich benützte die erſte freie Zeit dazu, oder vielmehr, ich machte mir den erſten Abend frei, und ging zu ihm.

Ich fand ihn nicht auf ſeinem gewöhnlichen Lager in dem Vorhauſe, ſondern in dem Stüblein auf der hölzernen Bank, auf welcher er mir in der Gewitternacht ein Bett gemacht hatte. Man hatte ihm die Wolldeken unter den Leib gegeben, die ich damals gehabt hatte, und er hatte es zugelaſſen, weil er krank war. Man hatte ihm auch eine Hülle gegeben, um ſeinen Körper zudeken zu können, und man hatte den fichtenen Tiſch an ſein Bett gerükt, daß er Bücher darauf legen, und andere Dinge darauf ſtellen konnte.

So fand ich ihn.

Er lag ruhig dahin, und war auch jezt nicht zu bewegen geweſen, einen Arzt oder eine Arznei anzunehmen, ſelbſt nicht die einfachſten Mittel zuzulaſſen, die man ihm in ſein Zimmer brachte. Er hatte den ſeltſamen Grund, daß es eher eine Verſuchung Gottes ſei, eingreifen zu wollen, da Gott die Krankheit ſende, da Gott ſie entferne, oder den beſchloſſenen Tod folgen laſſe. Endlich glaubte er auch nicht ſo ſehr an die gute Wirkung der Arzneien und an das Geſchik der Ärzte.

Da er mich ſah, zeigte er eine ſehr heitere Miene, es war offenbar, daß er darüber erfreut war, daß ich gekommen ſei. Ich ſagte ihm, daß er verzeihen möge, daß ich erſt jezt komme, ich hätte es nicht gewußt, daß er krank ſei, ich wäre wegen der vielen Arbeiten nicht von meiner Hütte in dem Steinkar heraus gekommen, ich hätte ihn aber vermißt, hätte ihm nachgefragt, und ſei nun gekommen.

„Das iſt ſchön, das iſt recht ſchön,“ ſagte er.

Ich verſprach, daß ich nun ſchon öfter kommen werde.

Ich erkannte bei näheren Fragen über ſeinen Zuſtand, daß ſeine Krankheit weniger eine bedenkliche, als vielmehr eine längere ſein dürfte, und ging daher mit Beruhigung weg. Deßohngeachtet fuhr ich eines Tages mit herein beſtellten Poſtpferden in die Stadt hinaus, und berieth mich mit einem mir bekannten Arzte daſelbſt, indem ich ihm alle Zuſtände, die ich dem Pfarrer in mehreren Beſuchen abgefragt hatte, darlegte. Er gab mir die Verſicherung, daß ich recht geſehen hätte, daß das Übel kein gefährliches ſei, daß die Natur da mehr thun könne als der Menſch, und daß der Pfarrer in etwas längerer Zeit ſchon geneſen werde.

Da ich nun öfter zu dem Pfarrer kam, ſo wurde ich es ſo gewöhnt Abends ein wenig auf dem Stuhle neben ſeinem Bette zu ſitzen, und mit ihm zu plaudern, daß ich es nach und nach alle Tage that. Ich ging nach meiner Tagesarbeit aus dem Steinkar über die Wieſe in den Pfarrhof, und verrichtete meine Hausarbeit ſpäter bei Licht in meiner Hütte. Ich konnte es um ſo leichter thun, da ich jezt ziemlich nahe an dem Pfarrhofe wohnte, was in der Hochſtraſſe bei Weitem nicht der Fall geweſen war. Ich war aber nicht der Einzige, der ſich des Pfarrers annahm. Die alte Sabine ſeine Aushelferin kam nicht nur öfter in die Wohnung des Pfarrers herüber, als es eigentlich ihre Schuldigkeit geweſen wäre, ſondern ſie brachte die meiſte Zeit, die ſie von ihrem eigenen Hausweſen, das nur ihre einzige Perſon betraf, abſparen konnte, in dem Pfarrhofe zu, und verrichtete die kleinen Dienſte, die bei einem Kranken nothwendig waren. Außer dieſer alten Frau kam auch noch ein junges Mädchen, die Tochter des Mannes, welcher in dem erſten Stokwerke des Pfarrhofes zur Miethe war. Das Mädchen war bedeutend ſchön, es brachte dem Pfarrer entweder eine Suppe oder irgend etwas anderes, oder es erkundigte ſich um ſein Befinden, oder es hinterbrachte die Frage des Vaters, ob er dem Pfarrer in irgend einem Stüke beiſtehen könne. Der Pfarrer hielt ſich immer ſehr ſtille, wenn das Mädchen in das Zimmer trat, er regte ſich unter ſeiner Hülle nicht, und zog die Deke bis an ſein Kinn empor.

Auch der Schullehrer kam oft herüber, und auch ein paar Amtsbrüder aus der Nachbarſchaft waren eingetroffen, um ſich nach dem Befinden des Pfarrers zu erkundigen.

War es nun die Krankheit, welche den Mann weicher ſtimmte, oder war es der tägliche Umgang, der uns näher brachte, wir wurden ſeit der Krankheit des Pfarrers viel beſſer mit einander bekannt. Er ſprach mehr, und theilte ſich mehr mit. Ich ſaß an dem fichtenen Tiſche, der an ſeinem Bette ſtand, und kam pünktlich alle Tage an die Stelle. Da er nicht ausgehen konnte, und nicht in das Steinkar kam, ſo mußte ich die Veränderungen, die dort vorkamen, berichten. Er fragte mich, ob die Brombeeren an dem Kulterloche ſchon zu reifen begännen, ob der Raſen gegen die Zirderhöhe, welchen der Frühling immer ſehr ſchön grün färbe, ſchon im Vergelben und Ausdorren begriffen ſei, ob die Hagebutten ſchon reiſten, ob das Verwittern des Kalkſteins vorwärts gehe, ob die in die Zirder gefallenen Stüke ſich vermehrten, und der Sand ſich vervielfältigte, nnd dergleichen mehr. Ich ſagte es ihm, ich erzählte ihm auch andere Dinge, ich ſagte ihm, wo wir gearbeitet hätten, wie weit wir vorgerükt wären, und wo wir morgen beginnen würden. Ich erklärte ihm hiebei manches, was ihm in unſern Arbeiten dunkel war. Auch las ich ihm zuweilen etwas vor, namentlich aus den Zeitungen, die ich mir wöchentlich zwei Mal durch einen Boten in das Steinkar herein bringen ließ.

Eines Tages, da die Krankheit ſich ſchon bedeutend zum Beſſeren wendete, ſagte er, er hätte eine Bitte an mich.

Als ich ihm erwiederte, daß ich ihm ſehr gerne jeden Dienſt erweiſe, der nur immer in meiner Macht ſtehe, daß er nur ſagen ſolle, was er wolle, ich würde es gewiß thun, antwortete er: „Ich muß Ihnen, ehe ich meine Bitte ausſpreche, erſt etwas erzählen. Bemerken Sie wohl, ich erzähle es nicht, weil es wichtig iſt, ſondern, damit Sie ſehen, wie alles ſo gekommen iſt, was jezt iſt, und damit Sie vielleicht geneigter werden, meine Bitte zu erfüllen. Sie ſind immer ſehr gut gegen mich geweſen, und Sie ſind ſogar neulich, wie ich erfahren habe, in die Stadt hinaus gefahren, um einen Arzt über meine Zuſtände zu befragen. Dies gibt mir nun den Muth, mich an Sie zu wenden.“

„Ich bin der Sohn eines wohlhabenden Gerbers in unſerer Hauptſtadt. Mein Urgroßvater war ein Findling aus Schwaben, und wanderte mit dem Stabe in der Hand in unſere Stadt ein. Er lernte das Gerbergewerbe aus Güte mildthätiger Menſchen, er beſuchte dann mehrere Werkſtätten, um in ihnen zu arbeiten, er ging in verſchiedene Länder, um ſich mit ſeinen Händen ſein Brod zu verdienen, und dann die Art kennen zu lernen, wie überall das Geſchäft betrieben wird. Unterrichtet kehrte er wieder in unſere Stadt zurük, und arbeitete in einer anſehnlichen Lederei. Dort zeichnete er ſich durch ſeine Kenntniſſe aus, er ward endlich Werkführer, und der Herr des Gewerbes vertraute ihm mehrere Geſchäfte an, und übertrug ihm die Ausführung mancher Verſuche zu neuen Bereitungen. Dabei verſuchte ſich der Urgroßvater in kleinen Handelsgeſchäften, er kaufte mit geringen Mitteln Rohſtoffe, und verkaufte ſie wieder. So erwarb er ſich ein kleines Vermögen. Da er ſchon an Jahren zunahm, kaufte er ſich in der entfernten Vorſtadt einen großen Garten, an den noch unbenützte Gründe ſtießen. Er baute auf dieſem Grunde eine Werkſtätte und ein Häuschen, heirathete ein armes Mädchen, und trieb nun als eigener Herr ſein Gewerbe und ſeine Handelſchaft. Er brachte es vorwärts, und ſtarb als ein geachteter bei den Geſchäftsleuten angeſehener Mann. Er hatte einen einzigen Sohn meinen Großvater.“

„Der Großvater trieb das Geſchäft ſeines Vaters fort. Er dehnte es noch weiter aus. Er baute ein großes Haus am Rande des Gartens, daß die Fenſter dahin gingen, wo in Zukunft eine Straſſe mit Häuſern ſein würde. Rükwärts des Hauſes baute er die Werkſtätten und Aufbewahrungspläze. Der Großvater war überhaupt ein Freund des Bauens. Er baute außer dem Hauſe noch einen großen Hof, der zu weiteren Werkſtätten und zu verſchiedenen Theilen unſeres Geſchäftes benützt wurde. Die öden Gründe neben unſerem Garten verkaufte er, und weil die Stadt einen großen Aufſchwung nahm, ſo waren dieſe Gründe ſehr theuer. Den Garten umgab er mit einer Mauer, die wieder regelmäßige Unterbrechungen mit Eiſengittern hatte. Er brachte das Geſchäft ſehr empor, und legte die großen Kaufsgewölbe an, in welchen die Waaren, die wir ſelbſt erzeugten, und die, mit welchen wir Handelſchaft trieben, niedergelegt wurden. Der Großvater hatte wieder nur einen Sohn, der das Gewerbe weiter führte, meinen und meines Bruders Vater."

„Der Vater baute nur noch die Trokenböden auf das Stokwerk der Werkſtätte, er baute an das Haus einen kleinen Flügel gegen den Garten, und baute ein Gewächshaus. Zu ſeiner Zeit war ſchon vor den Fenſtern des Hauptgebäudes eine Straſſe entſtanden, welche mit Häuſern geſäumt, mit Steinen gepflaſtert, und von Gehenden und Fahrenden beſezt war. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß unſer Haus ſehr groß und geräumig war, daß es viele Höfe und Fächer hatte, die zur Betreibung des Gewerbes dienten. Am liebſten erinnere ich mich noch des ſchönen Gartens, in dem Bäume und Blumen Kräuter und Gemüſe ſtanden. In den Räumen der

Gebäude und der Höfe gingen die von ihrer Arbeit in ihren Leinenkleidern faſt gelbbraun gefärbten Geſellen herum, in dem großen Gewölbe zu ebener Erde und in den zwei kleinen daran ſtoßenden lagen Lederballen aufgethürmt, auf den Stangen des Trokenbodens hingen Häute, und in den großen Austheilzimmern wurden ſie geſondert und geordnet. In dem Verkaufsgewölbe lagen ſie zierlich in den Fächern. Im Rinderſtalle ſtanden Kühe, im Pferdeſtalle waren ſechs Pferde und in dem Wagenbehältniß Kutſchen und Wägen, ich erinnere mich ſogar noch auf den großen ſchwarzen Hund Haſſan, der im großen Hofe war, und bei dem Thore desſelben jederman hinein ließ, aber niemand hinaus."

„Unſer Vater war ein großer ſtarker Mann, der in den weitläufigen Räumen des Hauſes herum ging, alles beſah, und alles anordnete. Er ging faſt nie aus dem Hauſe, außer wenn er Geſchäfte hatte, oder in die Kirche ging; und wenn er zu Hauſe war, und nicht eben bei der Arbeit nachſah, ſo ſaß er an dem Schreibtiſche, und ſchrieb. Öfter wurde er auch in dem Garten geſehen, wie er mit den Händen auf dem Rüken dahin ging, oder wie er ſo da ſtand, und auf einen Baum hinauf ſah, oder wie er die Wolken betrachtete. Er hatte eine Freude an der Obſtzucht, hatte einen eigenen Gärtner hiefür genommen, und hatte Pfropfreiſer aus allen Gegenden Europas verſchrieben. Er war gegen ſeine Leute ſehr gut, er hielt ſie ausreichend, ſah, daß einem jeden ſein Theil werde, daß er aber auch thue, was ihm obliege. Wenn einer krank war, ging er ſelber zu ſeinem Bette, fragte ihn, wie er ſich befinde, und reichte ihm oft ſelber die Arznei. Er hatte im Hauſe nur den allgemeinen Namen Vater. Dem Prunke war er abgeneigt, daß er eher zu ſchlicht und unſcheinbar daher ging als zu anſehnlich, ſeine Wohnung war einfach, und wenn er in einem Wagen ausfuhr, ſo mußte es ein ſehr bürgerlich ausſehender ſein."

"Wir waren zwei Brüder, Zwillinge, und die Mutter hatte bei unſerer Geburt ihr Leben verloren. Der Vater hatte ſie ſehr hoch geehrt, und daher keine Frau mehr genommen; denn er hat ſie nie vergeſſen können. Weil auf der Gaſſe zu viel Lärm war, wurden wir in den hintern Flügel gegen den Garten gethan, den der Vater an das Haus angebaut hatte. Es war eine große Stube, in der wir waren, die Fenſter gingen gegen den Garten hinaus, die Stube war durch einen langen Gang von der übrigen Wohnung getrennt, und damit wir nicht bei jedem Ausgange durch den vordern Theil des Hauſes gehen mußten, ließ der Vater in dem Gartenflügel eine Treppe bauen, auf welcher man unmittelbar in den Garten und von ihm ins Freie gelangen konnte.“

„Nach dem Tode der Mutter hatte der Vater die Leitung des Hausweſens einer Dienerin anvertraut, welche ſchon bei der Mutter, ehe ſie Braut wurde, in Dienſten geſtanden, und gleichſam ihre Erzieherin geweſen war. Die Mutter hatte ſie auf ihrem Todbette dem Vater empfohlen. Sie hieß Luiſe. Sie führte über alles die Leitung und Aufſicht, was die Speiſe und den Trank betraf, was ſich auf die Wäſche auf die Geſchirre auf die Geräthe des Hauſes auf Reinigung der Treppen und Stuben auf Beheizung und Luftung bezog, kurz über alles, was das innere Hausweſen anbelangt. Sie ſtand an der Spize der Mägde. Sie beſorgte auch die Bedürfniſſe von uns beiden Knaben.“

„Da wir größer geworden waren, bekamen wir einen Lehrer, der bei uns in dem Hauſe wohnte. Es wurden ihm zwei ſchöne Zimmer hergerichtet, die ſich neben unſerer Stube befanden, und mit dieſer Stube den ganzen hintern Theil des Flügels ausmachten, der den Namen Gartenflügel führte. Wir lernten von ihm, was alle Kinder zu Anfange ihres Lernens vornehmen müſſen: Buchſtaben kennen Leſen Rechnen

Schreiben. Der Bruder war viel geſchikter als ich, er konnte ſich die Buchſtaben merken, er konnte ſie zu Silben verbinden, er konnte deutlich und in Abſäzen leſen, ihm kam in der Rechnung immer die rechte Zahl, und ſeine Buchſtaben ſtanden in der Schrift gleich und auf der nehmlichen Linie. Bei mir war das anders. Die Buchſtabennamen wollten mir nicht einfallen, dann konnte ich die Silbe nicht ſagen, die ſie mir vorſtellten, und beim Leſen waren die großen Wörter ſehr ſchwer, und es war eine Pein, wenn ſehr lange kein Beiſtrich erſchien. In der Rechnung befolgte ich die Regeln, aber es ſtanden am Ende meiſtens ganz andere Zahlen da, als uns heraus kommen mußten. Bei dem Schreiben hielt ich die Feder ſehr genau, ſah feſt auf die Linie, fuhr gleichmäßig auf und nieder, und doch ſtanden die Buchſtaben nicht gleich, ſie ſenkten ſich unter die Linie, ſie ſahen nach verſchiedenen Richtungen, und die Feder konnte keinen Haarſtrich machen. Der Lehrer war ſehr eifrig, der Bruder zeigte mir auch vieles, bis ich die Sachen machen konnte. Wir hatten in der Stube einen großen eichenen Tiſch, auf welchem wir lernten. An jeder der zwei Langſeiten des Tiſches waren mehrere Fächer angebracht, die heraus zu ziehen waren, wovon die eine Reihe dem Bruder diente, ſeine Schulſachen hinein zu legen, die andere mir. In jeder der hintern Eken der Stube ſtand ein Bett, und neben dem Bette ein Nachttiſchchen. Die Thür unſers Zimmers ſtand Nachts in das Schlafzimmer des Lehrers offen.“

„Wir gingen ſehr häufig in den Garten, und beſchäftigten uns dort. Wir fuhren oft mit unſern Schimmeln durch die Stadt, wir fuhren auch auf das Land, oder ſonſt irgend wo herum, und der Lehrer ſaß immer bei uns in dem Wagen. Wir gingen mit ihm auch aus, wir gingen entweder auf einer Baſtei der Stadtmauer oder in einer Allee ſpazieren, und wenn etwas beſonderes in der Stadt ankam, das ſehenswürdig war, und es der Vater erlaubte, ſo gingen wir mit ihm hin, es zu ſehen.“

„Als wir in den Gegenſtänden der unteren Schulen gut unterrichtet waren, kamen die Gegenſtände der lateiniſchen Schule an die Reihe, und der Lehrer ſagte uns, daß wir aus ihnen vor dem Director und vor den Profeſſoren werden Prüfungen ablegen müſſen. Wir lernten die lateiniſche und griechiſche Sprache, wir lernten die Naturgeſchichte und Erdbeſchreibung, das Rechnen, die ſchriftlichen Aufſäze und andere Dinge. In der Religion wurden wir von dem würdigen Kaplane unſerer Pfarrkirche in unſerem Hauſ unterrichtet, und der Vater ging uns in religiöſen und ſittlichen Dingen mit einem guten Beiſpiele voran. Aber wie es in dem früheren Unterrichte geweſen war, ſo war es hier auch wieder. Der Bruder lernte alles recht gut, er machte ſeine Aufgaben gut, er konnte das Lateiniſche und Griechiſche deutſch ſagen, er konnte die Buchſtabenrechnungen machen, und ſeine Briefe und Aufſäze waren, als hätte ſie ein erwachſener Menſch geſchrieben. Ich konnte das nicht. Ich war zwar auch recht fleißig, und im Anfange eines jeden Dinges ging es nicht übel, ich verſtand es, und konnte es ſagen und machen; aber wenn wir weiter vorrükten, entſtand eine Verwirrung, die Sachen kreuzten ſich, ich konnte mich nicht zurecht finden, und hatte keine Einſicht. In den Übertragungen aus der deutſchen Sprache befolgte ich alle Regeln ſehr genau, aber da waren immer bei einem Worte mehrere Regeln, die ſich widerſprachen, und wenn die Arbeit fertig war, ſo war ſie voll Fehler. Eben ſo ging es bei den Übertragungen in das Deutſche. Es ſtanden in dem lateiniſchen oder griechiſchen Buche immer ſo fremde Worte, die ſich nicht fügen wollten, und wenn ich ſie in dem Wörterbuche aufſchlug, waren ſie nicht darin, und die Regeln, die wir in unſerer Sprachlehre lernten, waren in den griechiſchen und lateiniſchen Büchern nicht befolgt. Am beſten ging es noch in zwei Nebengegenſtänden, die der Vater zu lernen befohlen hatte, weil wir ſie in unſerer Zukunft brauchen könnten, in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, für welche in jeder Woche zweimal ein Lehrer in das Haus kam. Der Bruder und unſer Lehrer nahmen ſich meiner ſehr an, und ſuchten mir beizuſtehen. Aber da die Prüfungen kamen, genügte ich nicht, und meine Zeugniſſe waren nicht gut."

„So vergingen mehrere Jahre. Da die Zeit vorüber war, welche der Vater zur Erlernung dieſer Dinge beſtimmt hatte, ſagte er, daß wir jezt unſer Gewerbe lernen müßten, das er uns nach ſeinem Tode übergeben würde, und das wir gemeinſam ſo ehrenwerth und anſehnlich fortzuführen hätten, wie es unſere und ſeine Vorfahren gethan hätten. Er ſagte, wir müßten auf die nehmliche Weiſe unterrichtet werden wie unſere Voreltern, damit wir auf die nehmliche Weiſe zu handeln verſtünden wie ſie. Wir müßten alle Handgriffe und Kenntniſſe unſeres Geſchäftes von unten hinauf lernen, wir müßten zuerſt arbeiten können, wie jeder gute und der beſte Arbeiter in unſerem Handwerke, damit wir den Arbeiter und die Arbeit beurtheilen könnten, damit wir wüßten, wie die Arbeiter behandelt werden ſollen, und damit wir von den Arbeitern geachtet würden. Dann erſt ſollten wir zur Erlernung der weiteren in der Handelſchaft nöthigen Dinge übergehen.“

„Der Vater wollte, daß wir auch ſo leben ſollten, wie unſere Arbeiter lebten, daß wir ihre Lage verſtünden, und ihnen nicht fremd wären. Er wollte daher, daß wir mit ihnen eſſen wohnen und ſchlafen ſollten. Unſer bisheriger Lehrer verließ uns, indem er jedem von uns ein Buch zum Andenken hinterließ, wir zogen aus der Studierſtube fort, und gingen in die Arbeiterwohnung hinüber.“

„Der Vater hatte den beſten Geſellen unſeres Geſchäftes, der zugleich Werkführer war, zu unſerem Lehrmeiſter beſtimmt, und uns überhaupt ſeiner Aufſicht übergeben. Wir bekamen jeder unſern Plaz in ſeiner Werkſtätte, waren mit dem Handwerkzeuge verſehen, und mußten beginnen, wie jeder Lehrling. Zum Speiſen kamen wir an den nehmlichen Tiſch, an dem alle unſere Arbeiter ſaßen, aber wir kamen an die unterſten Pläze, wo ſich die Lehrlinge befanden. Als Schlafgemach hatten wir auch das der Lehrlinge, an welches das Schlafzimmer des Werkführers ſtieß, der der einzige war, welcher ein eigenes Zimmer zum Schlafen hatte. Deßhalb mußte er immer nicht nur ein ſehr geſchikter Arbeiter ſein, ſondern auch durch

Rechtlichkeit Sitte und Lebenswandel ſich auszeichnen Ein anderer wurde in unſerem Hauſe zu dieſer Stell gar nicht genommen. Er hatte die beſondere Aufſich über die Lehrlinge, weil dieſe noch einer Erziehun bedurften. Zum Lager erhielten wir ein Bett wie di Lehrlinge, und zur Bekleidung hatten wir das Klei aller unſerer Arbeiter.“

„So begann die Sache. Aber auch hier war e genau wieder ſo, wie es in allen vorhergegangene Dingen geweſen war. Der Bruder arbeitete ſchnell, und ſeine Arbeitsſtüke waren ſchön. Ich machte e genau ſo, wie der Lehrmeiſter es angab, aber mein Stüke wurden nicht ſo, wie ſie ſein mußten, und wurden nicht ſo ſchön wie die meines Bruders. Ich wa aber außerordentlich fleißig. Des Abends ſaßen wi oft in der großen Geſprächſtube der Arbeiter, un hörten ihren Reden zu. Es kamen auch böſe Beiſpiele vo Arbeitern vor, aber ſie ſollten uns nicht verloken, ſonder ſie ſollten uns befeſtigen, und einen Abſcheu einflößen Der Vater ſagte; wer leben ſoll, muß das Leben kennen, das Gute und das Böſe davon, muß aber vo dem Lezteren nicht angegriffen ſondern geſtärkt werden An ſolchen Abenden holte ich den Arbeitern gerne Dinge, um welche ſie mich ſchikten, Wein Käſe und andere Gegenſtände. Sie hatten mich deßhalb auch ſehr lieb.“

„Wenn wir in einer Werkſtätte unterrichtet waren, und die Sachen machen konnten, kamen wir in eine andere, bis wir endlich freigeſprochen wurden, und als Lehrlinge in die Handelſchaft traten. Als wir auch da fertig waren, kamen wir in die Schreibſtube zu den Schreibereien unſeres Geſchäftes.“

„Da endlich nach geraumer Zeit unſere Lehrjahre vorüber waren, kamen wir in das Zimmer der Söhne vom Hauſe, und erhielten die einfachen Kleider, wie ſie unſer Vater zu tragen pflegte.“

„Nicht lange nach der Zeit der Vollendung der Lehre, und da der Bruder ſchon überall zu den Geſchäften beigezogen wurde, erkrankte der Vater. Er erkrankte nicht ſo ernſtlich, daß eine Gefahr zu befürchten geweſen wäre, ſo wie er auch nicht in dem Bette liegen mußte, aber ſeine ſtarke Geſtalt nahm ab, ſie wurde leichter, er ging viel in dem Hauſe und in dem Garten herum, und nahm ſich nicht mehr ſo um die Geſchäfte an, wie es früher ſeine Gewohnheit und ſeine Freude geweſen war.“

„Der Bruder nahm ſich um die Führung des Gewerbes an, ich brauchte mich nicht einzumiſchen, und der Vater blieb endlich den größten Theil des Tages, wenn er nicht eben in dem Garten war, in ſeinem Wohnzimmer.“

„Um jene Zeit that ich die Bitte, daß man erlauben möge, daß ich wieder unſere alte Studierſtube beziehen, und dort wohnen dürfe. Man gewährte die Bitte, und ich ſchafte meine Habſeligkeiten durch den langen Gang in die Stube. Weil der Vater in dem Geſchäfte keine Anordnungen und keine Befehle ertheilte, und weil mir der Bruder keine Arbeit auftrug, hatte ich Muße, zu thun, was ich wollte. Da man mir damals, als ich in unſeren Lehrgegenſtänden keine genügenden Zeugniſſe erhalten hatte, keinen Vorwurf gemacht hatte, ſo beſchloß ich, jezt alles nachzuholen, und alles ſo zu lernen, wie es ſich gebührte. Ich nahm ein Buch aus der Lade, ſezte mich dazu, und las den Anfang. Ich verſtand alles, und lernte es, und merkte es mir. Am andern Tage wiederholte ich das, was ich an dem vorigen Tage gelernt hatte, verſuchte, ob ich es noch wiſſe, und lernte ein neues Stük dazu. Ich gab mir nur Weniges zur Aufgabe, aber ich ſuchte es zu verſtehen, und es gründlich in meinem Gedächtniſſe aufzubewahren. Ich gab mir auch Aufgaben zur Ausarbeitung, und ſie gelangen. Ich ſuchte die Aufgaben hervor, welche uns damals von unſerem Lehrer gegeben worden waren, machte ſie noch einmal, und machte jezt keinen Fehler. Wie ich es mit dem einen Buche gemacht hatte, machte ich es auch mit den andern. Ich lernte ſehr fleißig, und nach und nach war ich ſchier den ganzen Tag in der Stube beſchäftigt. Wenn ich eine freie Zeit hatte, ſo ſaß ich gerne nieder, nahm das Buch in die Hand, welches mir mein Lehrer zum Angedenken gegeben hatte, und dachte an den Mann, der damals bei uns geweſen war.“

„In der Stube war alles geblieben, wie es einſt geweſen war. Der große eichene Tiſch ſtand noch in der Mitte, er hatte noch die Male, die wir entweder abſichtlich mit dem Meſſer oder zufällig mit andern Werkzeugen in ſein Holz gebracht hatten, er zeigte noch die vertrokneten Tintenbäche, welche entſtanden waren, wenn mit dem Tintengefäße ein Unglük geſchehen war, und wenn mit allem Waſchen und Reiben keine Abhilfe mehr gebracht werden konnte. Ich zog die Fächer heraus. Da lagen noch in den meinigen meine Lehrbücher mit dem Röthel- oder Bleifederzeichen in ihrem Innern, wie weit wir zu lernen hätten; es lagen noch die Papierhefte darinnen, in welchen die Ausarbeitungen unſerer Aufgaben geſchrieben waren, und es leuchteten die mit rother Dinte gemachten Striche des Lehrers hervor, die unſere Fehler bedeuteten; es lagen noch die veralteten beſtaubten Federn und Bleiſtiften darinnen. Eben ſo war es in den Fächern des Bruders. Auch in ihnen lagen ſei alten Lerngeräthe in beſter Ordnung beiſammen. J lernte jezt an demſelben Tiſche meine Aufgaben, a welchem ich ſie vor ziemlich vielen Jahren gelernt hatt Ich ſchlief in dem nehmlichen Bette, und hatte da Nachttiſchchen mit dem Lichte daneben. Das Bett de Bruders aber blieb leer, und war immer zugedek In den zwei Zimmern, in welchen damals der Lehre gewohnt hatte, hatte ich einige Käſten mit Kleider und andern Sachen, ſonſt waren ſie auch unbewohnt und hatten nur noch die alten Geräthe. So war ic der einzige Bewohner des hintern Gartenflügels, un dieſer Zuſtand dauerte mehrere Jahre.“

„Plözlich ſtarb unſer Vater. Mein Schrek wa fürchterlich. Kein Menſch hatte geglaubt, daß es ſ nahe ſei, und daß es überhaupt eine Gefahr gebe könnte. Er hatte ſich zwar in der lezten Zeit imme mehr zurükgezogen, ſeine Geſtalt war etwas verfallen auch brachte er oft mehrere Tage in dem Bette zu allein wir hatten uns an dieſen Zuſtand ſo gewöhnt daß er uns zulezt auch als ein regelmäßiger erſchien jeder Hausbewohner ſah ihn als den Vater an, der Vate gehörte ſo nothwendig zu dem Hauſe, daß man ſic ſeinen Abgang nicht denken konnte, und ich habe mi wirklich nie gedacht, daß er ſterben könnte, und da er ſo krank ſei. In dem erſten Augenblike war alles in Verwirrung, dann aber wurden die Leichenvorbereitungen gemacht. Mit ſeinem Leichenzuge gingen alle Armen des Stadtbezirkes, es gingen die Männer ſeines Geſchäftes mit ſeine Freunde viele Fremde die Arbeiter ſeines Hauſes und ſeine zwei Söhne. Es wurden ſehr viele Thränen geweint, wie man um wenige Menſchen des Landes weint, und die Leute ſagten, daß ein vortrefflicher Mann ein auserleſener Bürger und ein ehrenvoller Geſchäftsmann begraben worden ſei. Nach einigen Tagen wurde das Teſtament eröffnet, und in demſelben ſtand, daß wir beiden Brüder als Erben eingeſezt ſeien, und uns das Geſchäft gemeinſchaftlich zugefallen ſei."

„Der Bruder ſagte mir nach einiger Zeit, daß die ganze Laſt des Geſchäftes nun auf unſern Schultern liege, und ich eröffnete ihm hiebei, daß ich das Lateiniſche Griechiſche die Naturgeſchichte die Erdbeſchreibung und die Rechenkunſt, worin ich damals, als wir unterrichtet wurden, geringe Fortſchritte gemacht hatte, nachgelernt hätte, und daß ich jezt beinahe vollkommen in dieſen Dingen bewandert wäre. Er aber antwortete mir, daß Lateiniſch Griechiſch und die übrigen Fächer zu unſerem Berufe nicht geradehin nothwendig ſeien, und daß ich zu ſpät dieſe Mühe verwendet hätte. Ich erwiederte ihm, daß ich, ſo wie ich dieſe Lernfächer nachgelernt hätte, ich auch alle die Arbeiten und Kenntniſſe, die zu unſerem Geſchäfte unmittelbar nothwendig wären, allmählich nachlernen würde. Hierauf ſagte er wieder, daß, wenn das Geſchäft auf mich warten müßte, ich zu einer Zeit fertig werden würde, wenn es bereits zu Grunde gegangen wäre. Er verſprach aber, daß er ſich ſo annehmen werde, wie es in ſeinen Kräften möglich ſei, und daß er mir überlaſſe, zu thun, wie es mir gefalle, daß ich Einſicht nehmen könne, daß ich mithelfen könne, daß ich noch lernen könne, und daß mein Theil mir aber in jedem Falle unverkümmert bewahrt werden ſolle.“

„Ich ging wieder in die Studierſtube zurük, miſchte mich in die Geſchäfte nicht, weil ich ſie wohl nicht verſtand, und er ließ mich dort. Ja er ſchikte mir ſogar beſſere Geräthe, und verſah mich mit mehreren Bequemlichkeiten, daß der Aufenthalt in der Stube mir nicht unangenehm würde. Nach einiger Zeit erſchien er mit dem Rechtsanwalte unſeres Hauſes mit Perſonen des Gerichtes und mit Zeugen, welche Freunde unſers Vaters geweſen waren, und gab mir ein gerichtliches Papier, auf welchem verzeichnet war, was ich für Anſprüche an die Erbſchaft habe, welcher mein Theil ſei, und was mir in der

Zukunft gebühre. Der Bruder die Zeugen und ich unterſchrieben die Schrift.“

„Ich fuhr nun mit dem Lernen fort, der Bruder leitete den ganzen Umfang des Geſchäftes. Nach einem Vierteljahre brachte er mir eine Summe Geldes, und ſagte, das ſeien die Zinſen, welche mir von meinem Antheile an der Erbſchaft, der in dem Gewerbe thätig ſei, gebühren. Er ſagte, daß er mir alle Vierteljahre dieſe Summe einhändigen werde. Er fragte mich, ob ich zufrieden ſei, und ich antwortete, daß ich ſehr zufrieden ſei.“

„Nachdem ſo wieder eine Zeit vergangen war, ſtellte er mir einmal vor, daß mein Lernen doch zu etwas führen müſſe, und er fragte mich, ob ich nicht geneigt wäre, zu einem der gelehrten Stände hinzuarbeiten, zu denen die Dinge, mit welchen ich mich jetzt beſchäftige, die Vorarbeit ſeien. Als ich ihm antwortete, daß ich nie darüber nachgedacht habe, und daß ich nicht wiſſe, welcher Stand ſich für mich ziemen könnte, ſagte er, das ſei jetzt auch nicht nothwendig, ich möchte nur aus den Kenntniſſen, die ich mir jetzt erworben hätte, nach und nach die Prüfungen ablegen, damit ich beglaubigte Schriften über meine Anwartſchaft in den Händen hätte, ich möchte mir die fehlenden Wiſſenſchaften noch zu erwerben trachten, und mich über ſie gleichfalls Prüfungen unterziehe und wenn dann der Zeitpunkt gekommen wäre, mi für einen beſondern Stand zu entſcheiden, hätte i wieder mehr Erfahrungen geſammelt, und ſei da leichter in der Lage, mich zu beſtimmen, wohin i mich zu wenden hätte.“

„Mir gefiel der Vorſchlag recht gut, und ich ſag zu. Nach einiger Zeit machte ich die erſten Prüfung aus den unteren Fächern, und ſie fielen außerorden lich gut aus. Dies machte mir Muth und ich gi mit Eifer an die Erlernung der weiteren Kenntniſſ Mir zitterte innerlich das Herz vor Freude, daß i einmal einem jener Stände, die ich immer mit vieler Ehrfurcht betrachtet hatte, die der Welt m ihren Wiſſenſchaften und mit ihrer Geſchiklichke dienen, angehören ſollte. Ich arbeitete ſehr fleißig ich kargte mir die Zeit ab, ich kam wenig in di andern Räume des Hauſes hinüber, und nachden wieder eine Zeit vergangen war, konnte ich abermal eine Prüfung mit gutem Erfolge ablegen.“

„So war ich vollſtändig ein Bewohner des hinter Gartenflügels geworden, durfte es bleiben, un konnte mich mit gutem Gewiſſen meinen Beſtrebunge hingeben.“

„An unſern hinteren Gartentheil ſtieß ein zweite

Garten, der aber eigentlich kein Garten war, ſondern mehr ein Anger, auf dem hie und da ein Baum ſtand, den niemand pflegte. Hart an einem Eiſengitter unſeres Gartens ging der Weg vorüber, der in dem fremden Garten war. Ich ſah in jenem Garten immer ſehr ſchöne weiße Tücher und andere Wäſche auf langen Schnüren aufgehängt. Ich blikte oft theils aus meinen Fenſtern theils durch das Eiſengitter, wenn ich eben in dem Garten war, darauf hin. Wenn ſie troken waren, wurden ſie in einen Korb geſammelt, während eine Frau dabei ſtand, und es anordnete. Dann wurden wieder naſſe aufgehängt, nachdem die Frau die zwiſchen Pflöken geſpannten Schnüre mit einem Tuche abgewiſcht hatte. Dieſe Frau war eine Wittwe. Ihr Gatte hatte ein Amt gehabt, das ihn gut nährte. Kurz nach ſeinem Tode war auch ſein alter gütiger Herr geſtorben, und der Sohn desſelben hatte ein ſo hartes Herz, daß er der Wittwe nur ſo viel gab, daß ſie nicht gerade verhungerte. Sie miethete daher das Gärtchen, das an unſern Garten ſtieß, ſie mietehte auch das kleine Häuschen, welches in dem Garten ſtand. Mit dem Gelde, das ihr ihr Gatte hinterlaſſen hatte, richtete ſie nun das Häuschen und den Garten dazu ein, daß ſie für die Leute, welche ihr das Vertrauen ſchenken würden, Wäſche beſorgte, feine und

jede andere. Sie ließ in dem Häuschen Keſſel ei
mauern, und andere Vorrichtungen machen, um d
Wäſche zu ſieden, und die Laugen zu bereiten. S
ließ Waſchſtuben herrichten, ſie bereitete Orte, w
geglättet und gefaltet wurde, und für Zeiten d
ſchlechten Wetters und des Winters ließ ſie ein
Trokenboden aufführen. In dem Garten ließ
Pflöke in gleichen Entfernungen von einander ei
ſchlagen, an den Pflöken Ringe befeſtigen, und du
die Ringe Schnüre ziehen, welche oft gewechſelt wi
den. Hinter dem Häuschen ging ein Bach vorüb
welcher die Wittwe verleitet hatte, hier ihre Waſ
anſtalt zu errichten. Von dem Bache führten Pün
rinnen in die Keſſel, und über dem Waſſer des Bac
war eine Waſchhütte erbaut. Die Frau hatte vi
Mägde genommen, welche arbeiten und die Sa
gehörig bereiten mußten, ſie ſtand dabei, ordnete
zeigte, wie alles richtig zu thun ſei, und da ſie
Wäſche nicht mit Bürſten und groben Dingen beh
deln ließ, und darauf ſah, daß ſie ſehr weiß ſei,
daß das Schlechte ausgebeſſert wurde, ſo bekam
ſehr viele Kundſchaften, ſie mußte ihre Anſtalt er
tern und mehr Arbeiterinnen nehmen, und nicht ſe
kam manche vornehme Frau, und ſaß mit ihr u
dem großen Birnbaume des Gartens."

„Dieſe Frau hatte auch ein Töchterlein, ein Kind, nein es war doch kein Kind mehr — ich wußte eigentlich damals nicht, ob es noch ein Kind ſei oder nicht. Das Töchterlein hatte ſehr feine rothe Wangen, es hatte feine rothe Lippen, unſchuldige Augen, die braun waren, und freundlich um ſich ſchauten. Über die Augen hatte es Lider, die groß und ſanft waren, und von denen lange Wimpern nieder gingen, die zart und ſittſam ausſahen. Die dunkeln Haare waren von der Mutter glatt und rein geſcheitelt, und lagen ſchön an dem Haupte. Das Mädchen trug manchmal ein längliches Körbchen von feinem Rohre; über dem Körbchen war ein weißes ſehr feines Tuch geſpannt, und in dem Körbchen mochte ganz auserleſene Wäſche liegen, welche das Kind zu einer oder der andern Frau zu tragen hatte.“

„Ich ſah es gar ſo gerne an. Manchmal ſtand ich an dem Fenſter, und ſah auf den Garten hinüber, in welchem immer ohne Unterbrechung, außer wenn es Nacht wurde, oder ſchlechtes Wetter kam, Wäſche an den Schnüren hing, und ich hatte die weißen Dinge ſehr lieb. Da kam zuweilen das Mädchen heraus, ging auf dem Anger hin und wider, und hatte mancherlei zu thun, oder ich ſah es, obwohl das Häuschen ſehr unter Zweigen verſteckt war, an dem

Fenſter ſtehen, und lernen. Ich wußte bald auch di
Zeit, an welcher es die Wäſche fort trug, und d
ging ich manchmal in den Garten hinunter, und ſtan
an dem eiſernen Gitter. Da der Weg an dem Gitte
vorüber ging, mußte das Mädchen an mir vorbe
kommen. Es wußte recht wohl, daß ich da ſtehe; den
es ſchämte ſich immer, und nahm ſich im Gange zu
ſammen."

„Eines Tages, da ich die Wäſchträgerin von fer
kommen ſah, legte ich ſchnell einen ſehr ſchönen Pfi
ſich, den ich zu dieſem Zweke ſchon vorher gepflü
hatte, durch die Öffnung der Gitterſtäbe hinaus a
ihren Weg, und ging in das Gebüſche. Ich ging
tief hinein, daß ich ſie nicht ſehen konnte. Als ſcho
ſo viele Zeit vergangen war, daß ſie lange vo
über gekommen ſein mußte, ging ich wieder hervo
allein der Pfirſich lag noch auf dem Wege. Ich wa
tete nun die Zeit ab, wann ſie wieder zurük komme
würde. Aber da ſie ſchon zurük gekommen war, w
ich nachſah, lag der Pfirſich noch auf dem Weg
Ich nahm ihn wieder herein. Das Nehmliche geſche
nach einer Zeit noch einmal. Beim dritten Male bli
ich ſtehen, als der Pfirſich mit ſeiner ſanften roth
Wange auf dem Sande lag, und ſagte, da ſie in
Nähe kam: „Nimm ihn." Sie blikte mich an, zöge

ein Weilchen, bükte ſich dann, und nahm die Frucht. Ich weiß nicht mehr, wo ſie dieſelbe hingeſtekt hatte, aber das weiß ich gewiß, daß ſie ſie genommen hatte. Nach Verlauf von einiger Zeit that ich daſſelbe wieder, und ſie nahm wieder die Frucht. So geſchah es mehrere Male, und endlich reichte ich ihr den Pfirſich mit der Hand durch das Gitter."

„Zulezt kamen wir auch zum Sprechen. Was wir geſprochen haben, weiß ich nicht mehr. Es muß gewöhnliches Ding geweſen ſein. Wir nahmen uns auch bei den Händen."

„Mit der Zeit konnte ich nicht mehr erwarten, wenn ſie mit dem Körbchen kam. Ich ſtand alle Mal an dem Gitter. Sie blieb ſtehen, wenn ſie zu mir gekommen war, und wir redeten mit einander. Einmal bath ich ſie, mir die Dinge in dem Körbchen zu zeigen. Sie zog den linnenen Dekel mit kleinen Schnürchen auseinander, und zeigte mir die Sachen. Da lagen Krauſen feine Ärmel und andere geglättete Dinge. Sie nannte mir die Namen, und als ich ſagte, wie ſchön das ſei, erwiederte ſie: »Die Wäſche gehört einer alten Gräfin, einer vornehmen Frau, ich muß ſie ihr immer ſelber hin tragen, daß ihr nichts geſchieht, weil ſie ſo ſchön iſt.« Da ich wieder ſagte: Ja das iſt ſchön, das iſt außerordentlich ſchön," ant-

wortete ſie: »Freilich iſt es ſchön, meine Mutter ſagt
die Wäſche iſt nach dem Silber das erſte Gut in einen
Hauſe, ſie iſt auch feines weißes Silber, und kann
wenn ſie unrein iſt, immer wieder zu feinem weiße
Silber gereinigt werden. Sie gibt unſer vornehmſte
und nächſtes Kleid. Darum hat die Mutter auch ſ
viele Wäſche geſammelt, daß wir nach dem Tode de
Vaters genug hatten, und darum hat ſie auch di
Reinigung der Wäſche für andere Leute übernommen
und läßt nicht zu, daß ſie mit rauhen und unrechte
Dingen angefaßt werde. Das Gold iſt zwar au
koſtbar, aber es iſt kein Hausgeräthe mehr, ſonder
nur ein Schmuk.« Ich erinnerte mich bei dieſen Wo
ten wirklich, daß ich an dem Körper der Sprechende
immer am Rande des Halſes oder an den Ärmeln d
feinſte weiße Wäſche geſehen hatte, und daß ih
Mutter immer eine ſchneeweiße Haube mit fein
Krauſe um das Angeſicht trug.“

„Von dieſem Augenblike an begann ich von de
Gelde, welches mir der Bruder alle Vierteljahre z
ſtellte, ſehr ſchöne Wäſche, wie die der vornehm
Gräfin war, anzuſchaffen, und mir alle Arten ſilber
Hausgeräthe zu kaufen.“

„Einmal, da wir ſo bei einander ſtanden, kam
Mutter in der Nähe vorüber, und rief: »Johann

ſchäme dich.« Wir ſchämten uns wirklich, und liefen auseinander. Mir brannten die Wangen vor Scham, und ich wäre erſchroken, wenn mir jemand im Garten begegnet wäre.«

»Von der Zeit an ſahen wir uns nicht mehr an dem Gitter. Ich ging jedes Mal in den Garten, wenn ſie vorüber kam, aber ich blieb in dem Gebüſche, daß ſie mich nicht ſehen konnte. Sie ging mit geröthetenWangen und mit niedergeſchlagenen Augen vorüber.«

»Ich ließ nun in die zwei Zimmer, die an meine Wohnſtube ſtießen, Käſten ſtellen, von denen ich die oberen Fächer hatte ſchmal machen laſſen, in welche ich das Silber hineinlegte, die unteren aber breit, in welche ich die Wäſche that. Ich legte das Zuſammengehörige zuſammen, und umwand es mit rothſeidenen Bändern.«

»Nach geraumer Zeit ſah ich das Mädchen lange nicht an dem eiſernen Gitter vorüber gehen, ich getraute mir nicht zu fragen, und als ich endlich doch fragte, erfuhr ich, daß es in eine andere Stadt gegeben worden ſei, und daß es die Braut eines fernen Anverwandten werden würde.«

»Ich meinte damals, daß ich mir die Seele aus dem Körper weinen müſſe.«

»Aber nach einer Zeit ereignete ſich etwas Furchtbares. Mein Bruder hatte einen großen Wechſler, der ihm ſtets auf Treu und Glauben das Geld für laufende Ausgaben bis zu einer feſtgeſezten Summe lieferte, um ſich nach Umſtänden immer wieder auszugleichen. Ich weiß es nicht, haben andere Leute meinem Bruder den Glauben untergraben, oder hat der Wechſler ſelber, weil zwei Handelſchaften, die uns bedeutend ſchuldeten, gefallen waren, und uns um unſern Reichthum brachten, Mißtrauen geſchöpft: er weigerte ſich fortan die Wechſel unſeres Hauſes zu zahlen. Der Bruder ſollte mehrere mit Summen deken, und es fehlte hinlängliches bares Geld dazu. Die Freunde, an welche er ſich wendete, ſchöpften ſelber Mißtrauen, und ſo kam es, daß die Wechſelgläubiger die Klage anſtellten, daß unſer Haus unſere andern Beſizungen und unſere Waaren abgeſchäzt wurden, ob ſie hinreichen, ohne daß man an unſere ausſtehenden Forderungen zu greifen hätte. Da nun dies bekannt wurde, kamen alle, welche eine Foderung hatten, und wollten ſie erfüllt haben; aber die, welche uns ſchuldeten, kamen nicht. Der Bruder wollte mir nichts entdeken, damit ich mich nicht kränkte, er gedachte es noch vorüber zu führen. Allein da der Verkauf unſeres Hauſes zu ſofortiger Dekung der Wechſelſchulden angeordnet wurde, konnte er es mir nicht mehr verbergen. Er kam auf meine Stube, und ſagte mir alles. Ich gab ihm das Geld, das ich hatte; denn meine Bedürfniſſe waren ſehr gering geweſen, und ich hatte einen großen Theil meiner Einkünfte erſparen können. Ich öffnete die ſchmalen oberen Fächer meiner Käſten, und legte alles mein Silber auf unſern eichenen Lerntiſch heraus, und both es ihm an. Er ſagte, daß das nicht reiche, um das Haus und das Geſchäft zu retten, und er weigerte ſich, es anzunehmen. Auch das Gericht machte keine Foderung an mich, aber ich konnte es nicht leiden, daß mein Bruder etwas unerfüllt ließe, und ſein Gewiſſen belaſtete, ich that daher alles zu den andern Werthen. Es reichte zuſammen hin, daß allen Gläubigern ihre Foderungen ausgezahlt, und ſie bis auf das Genaueſte befriediget werden konnten. Allein unſer ſchönes Haus mit ſeinem hinteren Flügel und unſer ſchöner Garten war verloren.“

„Ich weiß nicht, welche andere Schläge noch kamen; aber auch die Ausſicht, mit dem ausſtehenden Gelde noch ein kleines Geſchäft einzuleiten, und uns nach und nach wieder empor zu ſchwingen, war in kurzer Zeit vereitelt.“

„Mein Bruder, welcher unverheirathet war, grämte ſich ſo, daß er in ein Fieber verfiel, und ſtarb.

Ich allein und mehrere Menſchen, denen er Gutes gethan hatte, gingen mit der Leiche. Da vom Urgroßvater her immer nur ein Sohn als einziges Kind und Nachfolger bis auf uns beide Brüder geweſen war, da auch die Haushälterin Luiſe ſchon länger vorher mit Tod abgegangen war, ſo hatte ich keinen Verwandten und keinen Bekannten mehr.“

„Ich hatte den Gedanken gefaßt, ein Verkünder des Wortes des Herrn, ein Prieſter, zu werden. Wenn ich auch unwürdig wäre, dachte ich, ſo könnte mir doch Gott ſeine Gnade verleihen, zu erringen, daß ich nicht ein ganz verwerflicher Diener und Vertreter ſeines Wortes und ſeiner Werke ſein könnte.“

„Ich nahm meine Zeugniſſe und Schriften zuſammen, ging in die Prieſterbildungsanſtalt, und bath beklemmt um Aufnahme. Sie wurde mir gewährt. Ich zog zur feſtgeſetzten Zeit in die Räume ein, und begann meine Lernzeit. Sie ging gut vorüber, und als ich fertig war, wurde ich zum Diener Gottes geweihet. Ich that meine erſten Dienſte bei älteren Pfarrern als Mitarbeiter in der Seelſorge, die ihnen anvertraut war. Da kam ich in verſchiedene Lagen, und lernte Menſchen kennen. Von den Pfarrern lernte ich in geiſtlichen und weltlichen Eigenſchaften. Als eine ſolche Reihe von Jahren vergangen war, daß man es mir nicht mehr zu arg deuten konnte, wenn ich um eine Pfarre einkäme, bath ich um die jezige, und erhielt ſie. Ich bin nun über ſieben und zwanzig Jahre hier, und werde auch nicht mehr weg gehen. Die Leute ſagen, die Pfarre ſei ſchlecht, aber ſie trägt ſchon, wovon ein Verkünder des Evangeliums leben kann. Sie ſagen, die Gegend ſei häßlich, aber auch das iſt nicht wahr, man muß ſie nur gehörig anſchauen. Meine Vorgänger ſind von hier auf andere Pfarrhöfe verſezt worden. Da aber meine jezt lebenden Mitbrüder, die in meinen Jahren und etwas jünger ſind, ſich während ihrer Vorbereitungszeit ſehr auszeichneten, und mir in allen Eigenſchaften überlegen ſind, ſo werde ich nie bitten, von hier auf einen anderen Plaz befördert zu werden. Meine Pfarrkinder ſind gut, ſie haben ſich manchem meiner lehrenden Worte nicht verſchloſſen, und werden ſich auch ferner nicht verſchließen.“

„Dann habe ich noch einen anderen weltlicheren und einzelneren Grund, weßhalb ich an dieſer Stelle bleibe. Sie werden denſelben ſchon einmal ſpäter erfahren, wenn ſie nehmlich die Bitte, die ich an Sie ſtellen will, erhören. Ich komme nun zu dieſer Bitte, aber ich muß noch etwas ſagen, ehe ich ſie ausſpreche. Ich habe zu einem Zweke in dieſem Pfarrhofe zu ſparen angefangen, der Zwek iſt kein ſchlechter, er betrifft nicht blos ein zeitliches Wohl, ſondern auch ein anderes. Ich ſage ihn jezt nicht, er wird ſchon einmal kund werden; aber ich habe um ſeinetwillen zu ſparen begonnen. Von dem Vaterhauſe habe ich kein Vermögen mitgebracht; was noch an Gelde eingegangen iſt, wurde zu verſchiedenen Dingen verwendet, und ſeit Jahren iſt nichts mehr eingegangen. Ich habe von dem väterlichen Erbe nur das einzige Crucifix, welches an meiner Thür dort über dem Weihbrunngefäße hängt. Der Großvater hat es einmal in Nürnberg gekauft, und der Vater hat es mir, weil es mir ſtets gefiel, geſchenkt. So fing ich alſo an, von den Mitteln meines Pfarrhofes zu ſparen. Ich legte einfache Kleider an, und ſuche ſie lange zu erhalten, ich verabſchiedete das Bett, und legte mich auf die Bank in dem Vorhauſe, und that die Bibel zum Zeugen und zur Hilfe unter mein Haupt. Ich hielt keine Bedienung mehr, und miethete mir die Dienſte der alten Sabine, die für mich hinreichen. Ich eſſe, was für den menſchlichen Körper gut und zuträglich iſt. Den oberen Theil des Pfarrhofes habe ich vermiethet. Ich habe ſchon zweimal darüber einen Verweis von dem hochwürdigen biſchöflichen Conſiſtorium erhalten, aber jezt laſſen ſie es geſchehen. Weil die Leute bei mir bares Geld vermutheten, was auch wahr geweſen iſt, ſo bin ich dreimal desſelben beraubt worden, aber ich habe wieder von vorne angefangen. Da die Diebe nur das Geld genommen hatten, ſo ſuchte ich es ihnen zu entrüken. Ich habe es gegen Waiſenſicherheit angelegt, und wenn kleine Zinſen anwachſen, ſo thue ich ſie ſtets zu dem Kapitale. So bin ich nun ſeit vielen Jahren nicht behelligt worden. In der langen Zeit iſt mir mein Zuſtand zur Gewohnheit geworden, und ich liebe ihn. Nur habe ich eine Sünde gegen dieſes Sparen auf dem Gewiſſen: ich habe nehmlich noch immer das ſchöne Linnen, das ich mir in der Stube in unſerem Gartenflügel angeſchafft hatte. Es iſt ein ſehr großer Fehler, aber ich habe verſucht, ihn durch noch größeres Sparen an meinem Körper und an anderen Dingen gut zu machen. Ich bin ſo ſchwach, ihn mir nicht abgewöhnen zu können. Es wäre gar zu traurig, wenn ich die Wäſche weggeben müßte. Nach meinem Tode wird ſie ja auch etwas eintragen, und den anſehnlicheren Theil gebrauche ich ja gar nicht.“

Ich wußte nun, weßhalb er ſich ſeiner herrlichen Wäſche ſchämte.

„Es iſt mir nicht lieb,“ fuhr er fort, „daß ich hier den Menſchen nicht ſo helfen kann, wie ich möchte;

aber ich kann es dem Zweke nicht entziehen, und es können ja nicht alle Menſchen im ganzen Umfange wohlthun, wie ſie wünſchten, dazu wäre der größte Reichthum nicht groß genug.“

„Sehen Sie, nun habe ich Ihnen alles geſagt wie es mit mir geweſen iſt, und wie es noch mit mir iſt. Jezt kömmt meine Bitte, Sie werden ſie mir vielleicht, wenn Sie an alles denken, was ich Ihnen erzählt habe, gewähren. Sie iſt aber beſchwerlich zu erfüllen, und nur Ihre Freundlichkeit und Güte erlaubt mir ſie vorzubringen. Ich habe mein Teſtament bei dem Gerichte zu Karsberg in dem Schloſſe nieder gelegt. Ich vermuthe, daß es dort ſicher iſt, und ich habe den Empfangſchein hier in meinem Hauſe. Aber alle menſchlichen Dinge ſind wandelbar, es kann Feuer Verwüſtung Feindeseinbruch oder ſonſt ein Unglük kommen, und das Teſtament gefährden. Ich habe daher noch zwei gleichlautende Abſchriften verfaßt, um ſie ſo ſicher als möglich nieder zu legen, daß ſie nach meinem Tode zum Vorſcheine kommen mögen, und ihr Zwek erfüllt werde. Da wäre nun meine Bitte, daß Sie eine Abſchrift in Ihre Hände nähmen, und aufbewahrten. Die andere behalte ich entweder hier, oder ich gebe ſie auch jemanden, daß er ſie ebenfalls zu ihrem Zweke aufbewahre. Freilich müßten

Sie da erlauben, daß ich Ihnen, wenn Sie von dieſer Gegend ſcheiden, von Zeit zu Zeit einen kleinen Brief ſchreibe, worin ich Ihnen ſage, daß ich noch lebe. Wenn die Briefe ausbleiben, ſo wiſſen Sie, daß ich geſtorben bin. Dann müßten Sie das Teſtament durch ganz ſichere Hände und gegen Beſcheinigung nach Karsberg gelangen laſſen, oder überhaupt dorthin, wo die Ämter ſind, die es in Erfüllung bringen können. Es iſt das alles nur zur Vorſicht, wenn das gerichtlich niedergelegte verloren gehen ſollte. Das Teſtament iſt zugeſiegelt und den Inhalt werden Sie nach meinem Tode erfahren, wenn Sie nehmlich nicht abgeneigt ſind, meine Bitte zu erfüllen."

Ich ſagte dem Pfarrer, daß ich mit Freuden in ſeinen Wunſch eingehe, daß ich das Papier ſo ſorgfältig bewahren wolle, wie meine eigenen beſten Sachen, deren Vernichtung mir unerſezlich wäre, und daß ich allen ſeinen Weiſungen gerne nachkommen wolle. Übrigens hoffe ich, daß der Zeitpunkt noch ſehr ferne ſei, wo das Teſtament und ſeine zwei andern Genoſſen entſiegelt werden würden.

„Wir ſtehen alle in Gottes Hand," ſagte er, „es kann heute ſein, es kann morgen ſein, es kann noch viele Jahre dauern. Zum Zweke, den ich neben meinen Seelſorgerpflichten verfolge, wünſche ich, daß

es nicht ſo bald ſei; aber Gott weiß, wie es gut i
und er bedarf zuletzt auch zur Krönung dieſes Werk
meiner nicht.“

„Da aber auch ich vor Ihnen ſterben könnt
erwiederte ich, „ſo werde ich zur Sicherheit eine g
ſchriebene Verfügung zu dem Teſtamente legen, w
durch meine Verpflichtung in andere Hände übergeh
ſoll.“

„Sie ſind ſehr gut,“ antwortete er, „ich ha
gewußt, daß Sie ſo freundſchaftlich ſein werden, i
habe es gewiß gewußt. Hier wäre das Papier.“

Mit dieſen Worten zog er unter ſeinem Haup
kiſſen ein Papier hervor. Dasſelbe war gefaltet, u
mit drei Siegeln geſiegelt. Er reichte es in mei
Hand. Ich betrachtete die Siegel, ſie waren rein u
unverletzt und trugen ein einfaches Kreuz. Auf d
obern Seite des Papiers ſtanden die Worte: Letz
Wille des Pfarrers im Kar. Ich ging an den Tiſc
nahm ein Blatt aus meiner Brieftaſche, ſchrieb d
rauf, daß ich von dem Pfarrer im Kar an dem bezeic
neten Tage ein mit drei Siegeln, die ein Kreuz en
halten, verſiegeltes Papier empfangen habe, das
Aufſchrift Letzter Wille des Pfarrers im Kar trag
Dieſe Beſcheinigung reichte ich ihm dar, und er ſch
ſie ebenfalls unter das Kiſſen ſeines Hauptes. D

Teſtament that ich einſtweilen in die Taſche, in welcher ich meine Zeichnungen und Arbeiten hatte.

Nach dieſer Unterredung blieb ich noch eine geraume Zeit bei dem Pfarrer, und das Geſpräch wendete ſich auf andere gleichgültigere Gegenſtände. Es kam Sabine herein, um ihm Speiſe zu bringen, es kam das Mädchen aus dem erſten Stokwerke herunter, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Da die Sterne an dem hohen Himmel ſtanden, ging ich durch das bleiche Geſtein und den weichen Sand in meine Hütte, und dachte an den Pfarrer. Ich that das Teſtament vorerſt in meinen Koffer, wo ich meine beſten Sachen hatte, um es ſpäter in meinem Hauſe gut zu verwahren.

Die Zeit nach der Erzählung des Pfarrers ging mir in meinem Steingewirre dahin, wie ſie mir vorher dahingegangen war. Wir maſſen, und arbeiteten, und zeichneten; ich ſammelte mir unter Tags Stoff, beſuchte gegen Abend den Pfarrer, ſaß ein paar Stunden an ſeinem Bette, und arbeitete dann in der Nacht in meiner Hütte, während mir einer meiner Leute auf einem Nothherde derſelben einen ſchmalen Braten briet.

Nach und nach wurde der Pfarrer beſſer, endlich ſtand er auf, wie es der Arzt in der Stadt voraus geſagt hatte, dann ging er vor ſein Haus, er ging wieder in die Kirche, und zulezt kam er auch wieder in das Steinkar, wandelte in den Hügeln herum, oder ſtand bei uns, und ſchaute unſern Arbeiten zu.

Wie aber endlich alles ein Ende nimmt, ſo war es auch mit unſerem langen Aufenthalte im Steinkar. Wir waren immer weiter vorgerükt, wir näherten uns der Grenzlinie unſeres angewieſenen Bezirks immer mehr und mehr, endlich waren die Pflöke auf ihr aufgeſtellt, es war bis dahin gemeſſen, und nach geringen ſchriftlichen Arbeiten war das Steinkar in ſeinem ganzen Abbilde in vielen Blättern in unſerer Mappe. Die Stangen die Pflöke die Werke wurden ſofort weggeſchaft, die Hütten abgebrochen, meine Leute gingen nach ihren Beſtimmungen auseinander, und das Steinkar war wieder von dieſen Bewohnern frei und leer.

Ich pakte meinen Koffer, nahm von dem Pfarrer von dem Schullehrer von Sabine von dem Miethsmann und ſeiner Tochter und von andern Leuten Abſchied, ließ den Koffer in die Hochſtraſſe bringen, ging zu Fuſſe dahin, beſtellte mir Poſtpferde, und da dieſe angelangt waren, fuhr ich von dem Schauplaze meiner bisherigen Thätigkeit fort.

Eines ſehr ſeltſamen Gefühles muß ich Erwähnung thun, das ich damals hatte. Es ergrif mich nehmlich beinahe eine tiefe Wehmuth, als ich von der Gegend ſchied, welche mir, da ich ſie zum erſten Male betreten hatte, abſcheulich erſchienen war. Wie ich immer mehr und mehr in die bewohnteren Theile hinauskam, mußte ich mich in meinem Wagen umkehren, und nach den Steinen zurückſchauen, deren Lichter ſo ſanft und matt ſchimmerten, und in deren Vertiefungen die ſchönen blauen Schatten waren, wo ich ſo lange verweilt hatte, während ich jezt zu grünenden Wieſen zu getheilten Feldern und unter hohe ſtrebende Bäume hinaus fuhr.

Nach fünf Jahren ergrif ich eine Gelegenheit, die mich in die Nähe brachte, das Steinkar wieder zu beſuchen. Ich fand den Pfarrer in demſelben zuweilen herum gehen, wie früher, oder gelegentlich auf einem der Steine ſizen, und herum ſchauen. Seine klaren blauen Augen waren die nehmlichen geblieben.

Ich zeigte ihm die Briefe, die ich von ihm empfangen, und die ich aufbewahrt hatte. Er bedankte ſich ſehr ſchön, daß ich auf jeden der Briefe ihm eine Antwort geſendet hätte, er freue ſich der Briefe, und leſe oft in denſelben. Er zeigte ſie mir, da wir in ſeinem Stübchen wieder an dem fichtenen Tiſche beiſammen ſaßen.

Die Zirder floß mit ihrem himmelblauen Bande durch die Steine, dieſe hatten die graue Farbe, und der Sand lagerte zu ihren Füſſen. Die grünen Streifen und die wenigen Geſträuche waren wie immer. In der Hochſtraſſe war der Wirth die Wirthin und faſt auch ihre Kinder, wie früher, ja die alten Gäſte ſchienen an den Tiſchen zu ſizen, ſo ſehr bleiben die Menſchen die nehmlichen, die in jenen Gegenden den Verkehr über die Anhöhe treiben.

Nach dieſem Beſuche in jener Gegend führte mich weder ein Geſchäft mehr dahin, noch fand ich Zeit, aus freiem Antriebe wieder einmal das Kar zu beſuchen. Viele Jahre gingen vorüber, und der Wunſch des Pfarrers, daß ihn Gott ſeines Zwekes willen lange leben laſſen möchte, ſchien in Erfüllung gehen zu wollen. Alle Jahre bekam ich mehrere Briefe von ihm, die ich regelmäßig beantwortete, und die regelmäßig im nächſten Jahre wieder anlangten. Nur eins glaubte ich zu bemerken, daß die Buchſtaben nehmlich etwas zeigten, als zittere die Hand.

Nach langen Jahren kam einmal ein Brief von dem Schullehrer. In demſelben ſchrieb er, daß der Pfarrer erkrankt ſei, daß er von mir rede, und daß er geſagt habe: „Wenn er es wüßte, daß ich krank bin.“ Er nehme ſich daher die Erlaubniß, mir dieſes zu melden, weil er doch nicht erkennen könne, ob es nicht zu etwas gut ſei, und er bitte mich deßhalb um Verzeihung, daß er ſo zudringlich geweſen.

Ich antwortete ihm, daß ich ſeinen Brief als keine Zudringlichkeit anſehen könne, ſondern, daß er mir einen Dienſt damit erwieſen habe, indem ich an dem Pfarrer im Kar großen Antheil nähme. Ich bitte ihn, er möge mir öfter über das Befinden des Pfarrers ſchreiben, und wenn es ſchlechter würde, mir dieſes ſogleich anzeigen. Und ſollte Gott wider Vermuthen ſchnell etwas Menſchliches über ihn verhängen, ſo ſolle er mir auch dieſes ohne geringſtes Verſäumen melden.

An den Pfarrer ſchrieb ich auch zu ſeiner Beruhigung, daß ich von ſeiner Erkrankung gehört habe, daß ich den Schullehrer gebeten habe, er möge mir über ſein Befinden öfter ſchreiben; ich erſuchte ihn, daß er ſich nicht ſelber anſtrengen möchte, an mich zu ſchreiben, daß er ſich ein Bett in das Stübchen machen laſſen ſolle, und daß ſich, wie es ja auch in früheren Jahren geſchehen ſei, ſein Unwohlſein in kurzer Zeit wieder heben könnte. Mein Beruf geſtatte für den Augenblik keinen Beſuch.

Er antwortete mir deßohngeachtet in einigen Zeilen, daß er ſehr ſehr alt ſei, daß er geduldig harre, und ſich nicht fürchte.

Da der Schullehrer zwei Briefe geſchrieben hatte, in denen er ſagte, daß mit dem Pfarrer keine Veränderung vorgegangen ſei, kam ein dritter, der meldete, daß derſelbe nach Empfang der heiligen Sterbſakramente verſchieden ſei.

Ich machte mir Vorwürfe, ſezte jezt alles beiſeite, und machte mich reiſefertig. Ich zog das verſiegelte Papier aus meinem Schreine hervor, ich nahm auch die Briefe des Pfarrers mit, die zur Erweiſung der Handſchrift dienen könnten, und begab mich auf den Weg nach Karsberg.

Als ich daſelbſt angekommen war, erhielt ich die Auskunft, daß ein Teſtament des Pfarrers in dem Schloſſe gerichtlich niedergelegt worden ſei, daß man ein zweites in ſeiner Verlaſſenſchaft gefunden habe, und daß ich mich in zwei Tagen in dem Schloſſe einfinden ſolle, um mein Teſtament vorzuzeigen, worauf die Öffnung und Prüfung der Teſtamente ſtatt haben würde.

Ich begab mich während dieſer zwei Tage in das Kar. Der Schullehrer erzählte mir über die lezten Tage des Pfarrers. Er ſei ruhig in ſeiner Krankhei gelegen, wie in jener, da ich ihn ſo oft beſucht habe Er habe wieder keine Arznei genommen, bis der Pfarrer aus der Wenn, ein Nachbar des Pfarrers im Kar welcher ihm die Sterbſakramente gereicht hatte, ihm dargethan hätte, daß er auch irdiſche Mittel gebrauchen, und es Gott überlaſſen müſſe, ob ſie wirkten oder nicht. Von dem Augenblike an nahm er alles, was man ihm gab, und ließ alles mit ſich thun, was man thun wollte. Er lag wieder in ſeinem Stübchen wo man ihm wieder aus den Wolldeken ein Bett gemacht hatte. Sabine war immer bei ihm. Als es zum Sterben kam, machte er keine beſondere Vorbereitung, ſondern er lag wie alle Tage. Man konnte nicht abnehmen, ob er es wiſſe, daß er jezt ſterbe oder nicht. Er war wie gewöhnlich, und redete gewöhnliche Worte. Endlich ſchlief er ſanft ein, und es war vorüber.

Man entkleidete ihn, um ihn für die Bahre anzuziehen. Man legte ihm das Schönſte ſeiner Wäſche an. Dann zog man ihm ſein fadenſcheiniges Kleid an, und über das Kleid den Prieſterchorrok. So wurde er auf der Bahre ausgeſtellt. Die Leute kamen ſehr zahlreich, um ihn anzuſchauen; denn ſie hatten ſo etwas nie geſehen; er war der erſte Pfarrer geweſen, der in dem Kar geſtorben war. Er lag mit ſeinen weißen Haaren da, ſein Angeſicht war mild, nur viel bläſſer als ſonſt, und die blauen Augen waren von den Lidern gedekt. Mehrere ſeiner Amtsbrüder kamen, ihn zur Erde zu beſtatten. Bei der Einſenkung haben viele der herbeigekommenen Menſchen geweint.

Ich erkundigte mich nun auch um den Miethmann im erſten Stokwerke. Er kam ſelbſt in das Vorhaus des Pfarrhofes herunter, in dem ich mich befand, und ſprach mit mir. Er hatte faſt keine Haare mehr, und trug daher ein ſchwarzes Käppchen auf ſeinem Haupte. Ich fragte nach ſeiner ſchönen Tochter, die damals, als ſie in meiner Gegenwart öfter in das Krankenzimmer des Pfarrers gekommen war, ein junges raſches Mädchen geweſen war. Sie war in der Hauptſtadt verheirathet, und war Mutter von beinahe erwachſenen Kindern. Auch dieſe war in den lezten Tagen des Pfarrers nicht um ihn geweſen. Der Miethmann ſagte mir, daß er jezt wohl zu ſeiner Tochter werde ziehen müſſen, da er bei der Wiederbeſezung der Pfarre gewiß ſeine Wohnung verlieren, und im Kar keine andere finden werde.

Die alte Sabine war die einzige, die ſich nicht geändert hatte, ſie ſah gerade ſo aus, wie damals, als ſie bei meiner erſten Anweſenheit den Pfarrer in ſeiner Krankheit gepflegt hatte. Niemand wußte, wie alt ſie ſei, und ſie wußte es ſelbſt nicht.

Ich mußte deßhalb in dem Vorhauſe des Pfarrhofes ſtehen bleiben, weil das Stüblein und das neben dem Vorhauſe befindliche Gewölbe verſiegelt waren. Die einzige hölzerne Bank, die Schlafſtätte des Pfarrers, ſtand an ihrer Stelle, und niemand hatte an ſie gedacht. Die Bibel aber lag nicht mehr auf der Bank, man ſagte, ſie ſei in das Stüblein gebracht worden.

Als die zwei Tage vorüber waren, die man als Friſt zur Eröffnung des Teſtamentes anberaumt hatte, begab ich mich nach Karsberg, und verfügte mich zur feſtgeſezten Stunde in den Gerichtsſaal. Es waren mehrere Menſchen zuſammen gekommen, und es waren die Vorſtände der Pfarrgemeinde und die Zeugen geladen worden. Die zwei Teſtamente und das Verzeichniß der Verlaſſenſchaft des Pfarrers lagen auf dem Tiſche. Man wies mir meine Beſcheinigung über den Empfang des Teſtamentes des Pfarrers vor, die in der Verlaſſenſchaft gefunden worden war, und foderte mich zur Vorzeigung des Teſtamentes auf. Ich überreichte es. Man unterſuchte Schrift und Siegel, und erkannte die Richtigkeit des Teſtamentes an.

Nach herkömmlicher Art wurde nun das gerichtlich niedergelegte Teſtament zuerſt eröffnet, und geleſen. Dann folgte das von mir übergebene. Es lautete Wort für Wort wie das erſte. Endlich wurde das in der Wohnung des Pfarrers vorgefundene eröffnet, und es lautete ebenfalls Wort für Wort wie die beiden erſten. Die Zeitangabe und die Unterſchrift war in allen drei Urkunden dieſelbe. Sofort wurden alle drei Teſtamente als ein einziges in drei Abſchriften vorhandenes Teſtament erklärt.

Der Inhalt des Teſtamentes aber überraſchte alle.

Die Worte des Pfarrers, wenn man den Eingang hinweg läßt, in dem er die Hilfe Gottes anruft, die Verfügung unter ſeinen Schuz ſtellt, und erklärt, daß er bei vollkommnem Gebrauche ſeines Verſtandes und Willens ſei, lauten ſo: „Wie ein jeder Menſch außer ſeinem Amte und ſeinem Berufe noch etwas findet, oder ſuchen ſoll, das er zu verrichten hat, damit er alles thue, was er in ſeinem Leben zu thun hat, ſo habe auch ich etwas gefunden, was ich neben meiner Seelſorge verrichten muß: ich muß die Gefahr der Kinder der Steinhäuſer und Karhäuſer aufheben. Die Zirder ſchwillt oft an, und kann dann ein reißendes Waſſer ſein; das in Schnelle daher kömmt, wie es ja in den erſten Jahren meiner Pfarre zweimal durch Wolkenbrüche alle Stege und Brüken weggenommen hat. Die Ufer ſind niedrig, und das am Kar iſt noch niedriger als das Steinhäuſer Ufer. Da ſind drei Fäll möglich: entweder iſt das Karufer überſchwemmt, oder es iſt auch das Steinhäuſer Ufer überſchwemmt, oder es wird ſogar der Steg hinweggetragen. Die Kinder aus den Steinhäuſern und Karhäuſern müſſen aber über den Steg ins Kar in die Schule gehen. Wenn nun das Karufer überſchwemmt iſt, und ſie von dem Stege in das Waſſer gehen, ſo können manche in eine Grube oder in eine Vertiefung gerathen, und dort verunglüken; denn das kothige Waſſer der Überſchwemmung läßt den Boden nicht ſehen: oder es kann das Waſſer, während die Kinder in ihm waten, ſo ſchnell ſteigen, daß ſie das Trokene nicht mehr erreichen können, und alle verloren ſind: oder ſie können noch von dem Steinhäuſer Ufer auf den Steg kommen, können das Waſſer auf dem Karufer zu tief finden, können ſich durch Berathſchlagen oder Zaudern ſo lange aufhalten, daß indeſſen auch das Steinhäuſer Ufer mit zu tiefem Waſſer bedekt wird; dann iſt der Steg eine Inſel, die Kinder ſtehen auf ihm, und können mit ihm fortgeſchwemmt werden. Und wenn auch dieſes alles nicht geſchieht, ſo gehen ſie mit ihren Füßlein im Winter in das Schneewaſſer, das auch Eisſchollen hat, und fügen ihrer Geſundheit großen Schaden zu."

„Damit dieſe Gefahr in der Zukunft aufhöre, habe ich zu ſparen begonnen, und verordne, wie folgt: von der Geldſumme, welche nach meinem

Tode als mein Eigenthum gefunden wird, vermehrt um die Geldſumme, welche aus dem Verkaufe meiner hinterlaſſenen Habe entſteht, ſoll in der Mitte der Schulkinder der Steinhäuſer und Karhäuſer ein Schulhaus gebaut werden, dann ſoll ein ſolcher Theil der Geldſumme auf Zinſen angelegt werden, daß durch das Erträgniß die Lehrer der Schule erhalten werden können, ferner ſoll noch ein Theil nuzbringend gemacht werden, daß aus den Zinſen die jährliche Vergütung des Schadens entrichtet werden könne, welchen der Schullehrer im Kar durch den Abgang der Kinder erleidet, und endlich, wenn noch etwas übrig bleibet, ſo ſoll es meiner Dienerin Sabine gehören.“

„Ich habe drei gleiche Teſtamente geſchrieben, daß ſie ſicherer ſeien, und wenn noch was immer für ein Verfügung oder Meinung in meinem Nachlaſſe ſollt gefunden werden, welche nicht den Inhalt und Jahres- und Monatstag dieſer Teſtamente trägt, ſo ſoll ſi ungültig ſein.“

„Damit aber in der Zeit ſchon die Gefahr vermindert werde, gehe ich alle Tage auf die Wieſe a Karufer, und ſehe, ob keine Gräben Gruben un Vertiefungen ſind, und ſteke eine Stange dazu. De Eigenthümer der Wieſe bitte ich, daß er entſtande

Gruben und Vertiefungen ſo bald ausebnen laſſe, als es angeht, und er hat meine Bitten immer erfüllt. Ich gehe hinaus, wenn die Wieſe überſchwemmt iſt, und ſuche den Kindern zu helfen. Ich lerne das Wetter kennen, um eine Überſchwemmung voraus⸗ſehen zu können, und die Kinder zu warnen. Ich entferne mich nicht weit von dem Kar, um keine Verſäumniß zu begehen. Und ſo werde ich es auch in der Zukunft immer thun."

Dieſen Teſtamenten war die Geldrechnung bis zu dem Zeitpunkte ihrer Abfaſſung beigelegt. Die Rechnung, die von dieſer Zeit an bis gegen die Sterbetage des Pfarrers lief, fand man in ſeinen Schriften. Die Rechnungen waren mit großer Genauigkeit gemacht. Man erſah auch aus ihnen, wie ſorgſam der Pfarrer im Sparen war. Die kleinſten Beträge, ſelbſt Pfennige, wurden zugelegt, und neue Quellen, die unſcheinbarſten, eröffnet, daraus ein kleines Fädlein floß.

Zur Verſteigerung des Nachlaſſes des Pfarrers wurde der fünfte Tag nach Eröffnung des Teſtamentes beſtimmt.

Da wir von dem Gerichtshauſe fort gingen, ſagte der Miethmann des Pfarrers unter Thränen zu mir: „O wie habe ich den Mann verkannt, ich hielt ihn beinahe für geizig: da hat ihn meine Tochter viel beſſer gekannt, ſie hat den Pfarrer immer ſehr lieb gehabt. Ich muß ihr die Begebenheit ſogleich ſchreiben.“

Der Schullehrer im Kar ſegnete den Pfarrer, der immer ſo gut gegen ihn geweſen ſei, und der ſich ſo gerne in der Schule aufgehalten habe.

Auch die andern Leute erfuhren den Inhalt des Teſtamentes.

Nur die einzigen, die er am nächſten anging, die Kinder in den Steinhäuſern und Karhäuſern, wußten nichts davon, oder wenn ſie es auch erfuhren, ſo verſtanden ſie es nicht, und wußten nicht, was ihnen zugedacht worden ſei.

Weil ich auch bei der Verſteigerung gegenwärtig ſein wollte, ſo ging ich wieder in das Kar zurük, und beſchloß, die vier Tage dazu anzuwenden, um manche Pläze im Steinkar und andern Gegenden zu beſuchen, wo ich einſtens gearbeitet hatte. Es war alles unverändert, als ob dieſe Gegend zu ihrem Merkmale der Einfachheit auch das der Unveränderlichkeit erhalten hätte.

Da der fünfte Tag herangekommen war, wurden die Siegel von den Thüren der Pfarrerswohnung abgenommen, und die hinterlaſſenen Stüke des Pfarrers verſteigert. Es hatten ſich viele Menſchen eingefunden, und die Verſteigerung war in Hinſicht des Teſtamentes eine merkwürdige geworden. Es trugen ſich auffallende Begebenheiten bei derſelben zu. Ein Pfarrer kaufte einen unter den Kleidern des Verſtorbenen gefundenen Rok, der das Schlechteſte war, was man unter nicht zerriſſenen Kleidern finden kann, um einen anſehnlichen Kaufſchilling. Die Gemeinde des Kar erſtand die Bibel, um ſie in ihre Kirche zu ſtiften. Selbſt die hölzerne Bank, die man nicht einmal eingeſperrt hatte, fand einen Käufer.

Auch ich erwarb etwas in der Verſteigerung, nehmlich das kleine aus Holz geſchnizte Crucifix von Nürnberg und ſämmtliche noch übrigen ſo ſchönen und feinen Leintücher und Tiſchtücher. Ich und meine Gattin beſizen die Sachen noch bis auf den heutigen Tag, und haben die Wäſche ſehr ſelten gebraucht. Wir bewahren ſie als ein Denkmal auf, daß der arme Pfarrer dieſe Dinge aus einem tiefen dauernden und zarten Gefühle behalten und nie benuzt hat. Zuweilen läßt meine Gattin die Linnen durchwaſchen, und glätten, dann ergözt ſie ſich an der unbeſchreiblichen Schönheit und Reinheit, und dann werden die zuſammengelegten Stüke mit den alten ausgebleichten rothſeidenen Bändchen, die noch vorhanden ſind, umbunden, und wieder in den Schrein gelegt. —

Nun ſtellt ſich die Frage, was die Wirkung vo all dieſen Dingen geweſen ſei.

Die Summe, welche der Pfarrer erſpart hatte, und die, welche aus der Verſteigerung ſeines Nachlaſſes gelöst worden war, waren zuſammen genomme viel zu klein, als daß eine Schule daraus hätte gegründet werden können. Sie waren zu klein, um nu ein mittleres Haus, wie ſie in jener Gegend gebräuchlich ſind, zu bauen, geſchweige denn ein Schulhau mit den Lehrzimmern und den Lehrerswohnungen, ferner den Gehalt der Lehrer feſtzuſtellen, und de früheren Lehrer zu entſchädigen.

Es lag das in der Natur des Pfarrers, der di Weltdinge nicht verſtand, und dreimal beraubt werde mußte, bis er das erſparte Geld auf Zinſen anlegte

Aber wie das Böſe ſtets in ſich ſelber zwecklos iſt, und im Weltplane keine Wirkung hat, das Gute abe Früchte trägt, wenn es auch mit mangelhaften Mitteln begonnen wird, ſo war es auch hier: „Got bedurfte zur Krönung dieſes Werkes des Pfarrer nicht.“ Als die Sache mit dem Teſtamente und deſſe Unzulänglichkeit bekannt wurde, traten gleich d Wohlhabenden und Reichen in dem Umkreiſe zuſammen, und unterſchrieben in Kurzem eine Summe, d hinlänglich ſchien, alle Abſichten des Pfarrers vol ziehen zu können. Und ſollte noch etwas nöthig ſein, ſo erklärte jeder, daß er eine Nachzahlung leiſten würde. Ich habe auch mein Scherflein dazu beigetragen.

War ich das erſte Mal mit Wehmuth von der Gegend geſchieden, ſo floſſen jezt Thränen aus meinen Augen, als ich die einſamen Steine verließ. —

Jezt, da ich rede, ſteht die Schule längſt in den Steinhäuſern und Karhäuſern, ſie ſteht in der Mitte der Schulkinder auf einem geſunden und luſtigen Plaze. Der Lehrer wohnt mit ſeiner Familie und dem Gehilfen in dem Gebäude, der Lehrer im Kar erhält ſeine jährliche Entſchädigung, und ſelbſt Sabine iſt noch mit einem Theile bedacht worden. Sie wollte ihn aber nicht, und beſtimmte ihn im Vorhinein für die Tochter des Schullehrers, die ſie immer lieb hatte.

Das einzige Kreuz, das für einen Pfarrer in dem Kirchhofe des Kar ſteht, ſteht auf dem Hügel des Gründers dieſer Dinge. Es mag manchmal ein Gebeth dabei verrichtet werden, und mancher wird mit einem Gefühle davor ſtehen, das dem Pfarrer nicht gewidmet worden iſt, da er noch lebte.

III.

Turmalin.

Der Turmalin iſt dunkel, und was da erzählt wird, iſt ſehr dunkel. Es hat ſich in vergangenen Zeiten zugetragen, wie ſich das, was in den erſten zwei Stüken erzählt worden iſt, in vergangenen Zeiten zugetragen hat. Es iſt darin wie in einem traurigen Briefe zu entnehmen, wie weit der Menſch kömmt, wenn er das Licht ſeiner Vernunft trübt, die Dinge nicht mehr verſteht, von dem innern Geſeze, das ihn unabwendbar zu dem Rechten führt, läßt, ſich unbedingt der Innigkeit ſeiner Freuden und Schmerzen hingibt, den Halt verliert, und in Zuſtände geräth, die wir uns kaum zu enträthſeln wiſſen.

In der Stadt Wien wohnte vor manchen Jahren ein wunderlicher Menſch, wie in ſolchen großen Städten verſchiedene Arten von Menſchen wohnen, und ſich mit den verſchiedenſten Dingen beſchäftigen. Der

Menſch, von dem wir hier reden, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, und wohnte auf dem Sanct Petersplaze in dem vierten Geſchoße eines Hauſes. Zu ſeiner Wohnung führte ein Gang, der mit einem eiſernen Gitter verſchloßen war, an welchem ein Glokenzug hernieder hing, an dem man läuten konnte, worauf eine ältliche Magd erſchien, welche öffnete, und den Weg zu ihrem Herrn hinein zeigte. Wenn man durch das Gitter eingetreten war, ſezte ſich der Gang noch fort, rechts hatte er eine Thür, die in die Küche führte, in welcher die Magd war, und deren einziges Fenſter auf den Gang heraus ging, links hatte er ein fortlaufendes eiſernes Geländer und den offenen Hof. Sein Ende ſtieß an die Thür zur Wohnung. Wenn man die braune Thür öffnete, kam man in ein Vorzimmer, welches ziemlich dunkel war, und in welchem ſich die großen Käſten befanden, die die Kleider enthielten. Es diente auch zum Speiſen. Von dieſem Vorzimmer kam man in das Zimmer des Herrn. Es war aber eigentlich ein ſehr großes Zimmer und ein kleines Nebenzimmer. In dem Zimmer waren alle Wände ganz vollſtändig mit Blättern von Bildniſſen berühmter Männer beklebt. Es war kein Stükchen auch nur handgroß, das von der urſprünglichen Wand zu ſehen geweſen wäre. Damit er, oder gelegentlich auch ein Freund, wenn einer kam, diejenigen Männer, die ganz nahe oder hart an dem Fußboden ſich befanden, betrachten konnte, hatte er ledergepolſterte Ruhebetten von verſchiedener Höhe und mit Rollfüßen verſehen machen laſſen. Das niederſte war eine Hand hoch. Man konnte ſie zu was immer für Männern rollen, ſich darauf nieder legen, und die Männer betrachten. Für die hoch und höher hängenden hatte er doppelgeſtellige Rollleitern, deren Räder mit grünem Tuche überzogen waren, welche Leitern man in jede Gegend rollen und von deren Stufen aus man verſchiedene Standpunkte gewinnen konnte. Überhaupt hatten alle Dinge in der Stube Rollen, daß man ſie leicht von einer Stelle zu der andern bewegen konnte, um im Anſchauen der Bildniße nicht beirrt zu ſein. In Hinſicht des Ruhmes der Männer war es dem Beſizer einerlei, welcher Lebensbeſchäftigung ſie angehört hatten, und durch welche ihnen der Ruhm zu Theil geworden war, er hatte ſie wo möglich alle.

In dem Zimmer ſtand auch ein ſehr großer Flügel, auf deſſen Pulte viele Notenhefte lagen, und auf dem er gerne ſpielte. Es waren auch zwei Fächer auf zwei Geſtellen, in welchen ſich Geigen befanden, auf welchen er ebenfalls ſpielte. Auf einem Tiſche war ein Fach mit zwei Flöten, die er zu ſeinem eigenen Vergnügen und zu ſeiner Vervollkommnung in dieſer Kunſt behandelte. An einem der Fenſter ſtand eine Staffelei mit einem Malerkaſten, woran er Bilder in Öhl malte. In dem Nebenzimmer hatte er einen großen Schreibtiſch, auf welchem er eine Menge Papiere liegen hatte, Gedichte machte, Erzählungen ſchrieb, und neben welchem ſein Bücherkaſten ſtand, wenn er etwa ein Buch heraus nehmen, und ſich mit Leſen ergözen wollte. In dieſem Zimmer ſtand auch ſein Bett, und in dem Hintergrunde des Gemaches war eine Vorrichtung, in welcher er in Pappe arbeiten konnte, und Fächer Behältniße Schirme und andere Kunſtſachen verfertigte.

Dieſen Mann hießen ſie im Hauſe den Rentherrn; die Meiſten aber wußten nicht, ob er den Namen habe, weil er von einer Rente lebte, oder weil er in einem Rentamte angeſtellt war. Dies Leztere aber konnte nicht der Fall ſein, weil er ſonſt zu beſtimmten Zeiten hätte in ſein Amt gehen müſſen, er aber zu den verſchiedenſten Zeiten und oft ganze Tage lang zu Hauſe war, und in den manigfaltigen Geſchäften, die er ſich aufgeladen hatte, herum arbeitete. Außerdem ging er in das Kaffehaus, um den Schachſpielern zuzuſchauen, oder er ging in der Stadt herum, um die verſchiedenen Dinge zu betrachten, die da zu ſehen ſind, oder er beſuchte ein Gaſthauskränzchen, zu dem ſich regelmäßig an beſtimmten Tagen einige Freunde zuſammen fanden. Er mußte alſo offenbar eine kleine Rente haben, von welcher er dieſes Leben führen konnte.

Dieſer Mann hatte eine wunderſchöne Frau von etwa dreißig Jahren, die ihm ein Kindlein, ein Mädchen, geboren hatte. Die Frau bewohnte ein Gemach, das an das große Zimmer ihres Mannes ſtieß, ebenfalls ſo groß war, und ebenfalls ein kleineres Seitengemach hatte. Man konnte aus dem Zimmer des Mannes in das der Frau gelangen, man konnte aber auch aus dem Vorzimmer durch einen kleinen heimlichen Gang dahin kommen; denn die vier Zimmer der Wohnung lagen in einer Reihe quer gegen die Richtung des äußeren Ganges. Der kleine Gang war darum nüzlich, weil die Frau, wenn Freunde bei ihrem Manne waren, unbeirrt und die Männer nicht ſtörend in das Vorzimmer und von da in die Küche hinaus gehen konnte.

Die Zimmer der Frau waren nach ihrer Art eingerichtet. Das größere hatte dunkle Vorhänge an den Fenſtern, es ſtanden weiche Ruheſize von demſelben Stoffe darin, es ſtand ein ſchöner großer Tiſch da, der immer auf das Glänzendſte vom Staube rein gehalten war, und auf ſeiner Platte einige Bücher oder Zeichnungen oder gelegentlich irgend ein anderes Ding trug. An den Fenſterpfeilern waren Spiegel, unter denen ſchmale Pfeilertiſche ſtanden, auf welchen ſich einige ſchöne Dinge von Silber oder Porzellan befanden. An einem Fenſter ſtand ein ſehr feines Arbeitstiſchchen, auf dem ſchöne Linnen zarte Stoffe und andere Arbeitsdinge lagen, und davor ein knappes in die Fenſtervertiefung paſſendes Stühlchen ſtand. An dem zweiten Fenſter war der Stikrahmen mit einem gleichen Stühlchen, und an der kurzen Seitenwand des dritten ſtand der Schreibtiſch, auf deſſen reiner grüner Fläche ſich die Mappe das Dintengefäß und geordnete Schreibgeräthe zeigten. Um den Tiſch wie im Halbkreiſe ſtanden hohe dunkle und zum Theile breitblätterige Pflanzen. Die große Wanduhr hatte kein Schlagwerk, und ging ſo ſanft, daß man ſie kaum hörte. Übrigens war im Hintergrunde des Zimmers noch ein Fachgeſtelle mit Gläſern und Seidenvorhängen, daß die Frau verſchiedene Dinge in die Fächer hinein ſtellen, und die Seide davor zuſammen ziehen konnte.

Das zweite kleinere Zimmer hatte ſchneeweiße in dichte Falten gelegte Fenſtervorhänge, in der Nähe der Fenſter ſtand ein Tiſch, aber nicht zum Darauflegen ſchöner Sachen, ſondern zu häuslichen Zweken beſtimmt. Dann war ein großes Ruhebett verſchiedene Seſſel und Schemel. Im Hintergrunde ſtand das weiße Bett der Frau von weißen Vorhängen umhüllt, an demſelben war ein Nachttiſchchen mit einem Leuchter mit einer Gloke mit Büchern Zündzeug und anderen Dingen. In der Nähe dieſes Bettes ſtand auf einem Geſtelle ein vergoldeter Engel, welcher die Flügel um die Schultern zuſammengefaltet hielt, mit der einen Hand ſich ſtüzte, die andere aber ſanft ausſtrekte, und mit den Fingern die Spize eines weißen Vorhanges hielt, der in reichen Falten in der Geſtalt eines Zeltes auseinander und nieder ging. Unter dieſem Zelte ſtand auf einem Tiſche ein feiner Korb, in dem Korbe war ein weißes Bettchen, und in dem Bettchen war das Kind der beiden Eheleute, das Mädchen, bei dem ſie öfter ſtanden, und die winzigen rothen Lippen und die roſigen Wangen und die geſchloſſenen Äuglein betrachteten. Zu Schluſſe war noch ein ſehr ſchön gemaltes großes Bild in dem Zimmer, die heilige Mutter mit dem Kinde vorſtellend. Es war mit einer Faltung von dunkelm Samet umgeben.

Die Frau waltete in ihren Zimmern, ſie beſorgte alles Nöthige, was das Kindlein brauchte, beſchäftigte ſich mit Arbeit mit Leſen mit Stiken mit Beſorgung des Hausweſens und andern Dingen dieſer Art. Sie verkehrte nicht ſehr viel mit der Außenwelt, ſo wie auch nicht häufig Frauen zu ihr zum Beſuche kamen.

Zu derſelben Zeit, da dieſes Ehepaar auf dem Sanct Petersplaze wohnte, lebte in Wien auch ein anderer Mann, der von ſich ſehr viel reden machte. Er war ein glänzender Künſtler, ein Schauſpieler, und bildete damals das Entzüken der Welt. Mancher alte Mann unſerer Zeit, der ihn noch in ſeiner Blüthe gekannt hat, geräth in Begeiſterung, wenn er von ihm ſpricht, und erzählt, wie er dieſe oder jene Rolle aufgefaßt und dargeſtellt habe, und gewöhnlich iſt der Schluß ſolcher Reden, daß man jezt dergleichen Künſtler nicht mehr habe, und daß alles, was die neue Zeit bringe, keinen Vergleich mit dem aushalten könne, was die Väter in dieſer Art geſehen haben. Manche von uns, die ſich jezt dem höheren Alter nähern, mögen jenen Schauſpieler noch gekannt, und mögen Leiſtungen von ihm geſehen haben, aber wahrſcheinlich haben ſie ihn nicht in der Mitte ſeines Ruhmes ſondern erſt, da derſelbe ſchon von dem Gipfel abwärts ging, gekannt, obwohl er ſeinen Glanz ſehr lange und faſt bis in das Greiſenalter hinein behauptet hat. Der Mann Namens Dall war vorzüglich im Trauerſpiele berühmt, obwohl er auch in andern Fächern namentlich im Schauſpiele mit ungewöhnlichem Erfolge auftrat. Es haben ſich noch Erzählungen von einzelnen Augenbliken erhalten, in denen er die Zuſchauer bis zum Äußerſten hinriß, zur äußerſten Begeiſterung oder zum äußerſten Schauer, ſo daß ſie nicht mehr im Theater ſondern in der Wirklichkeit zu ſein meinten, und mit Bangen den weiteren Verlauf der Dinge erwarteten. Beſonders ſoll ſeine Darſtellung hoher Perſonen von einer ſolchen Würde und Majeſtät geweſen ſein, daß ſeither nichts mehr dem Ähnliches auf der Bühne zum Vorſcheine gekommen ſei. Ein ſehr gründlicher Kenner ſolcher Dinge ſagte einſt, daß Dall ſeine Rollen nicht durch künſtliches Nachſinnen oder durch Vorbereitungen und Einübungen ſich zurecht gelegt, ſondern daß er ſich in dieſelben, wenn ſie ſeinem Weſen zuſagten, hineingelebt habe, daß er ſich dann auf ſeine Perſönlichkeit verließ, die ihm im rechten Augenblike eingab, was er zu thun habe, und daß er auf dieſe Weiſe nicht die Rollen ſpielte, ſondern das in ihnen Geſchilderte wirklich war. Daraus erklärt ſich, daß, wenn er ſich der Lage grenzenlos hingab, er im

Augenblike Dinge that, die nicht nur ihn ſelber übe
raſchten, ſondern auch die Zuſchauer überraſchten, un
ungeheure Erfolge hervor brachten. Daraus erklä
ſich aber auch, daß, wenn er in eine Rolle ſich nic
hinein zu leben vermochte, er ſie gar nicht, nicht ein
mal ſchlecht, darſtellen konnte. Darum übernahm
ſolche Rollen nie, und war durch kein Zureden un
durch kein noch ſo eindringliches Beweiſen dazu
bewegen.

Aus dem Geſagten erklärt ſich aber auch da
Weſen und die Lebensweiſe Dalls außer dem Theater
Er hatte ein ſehr einnehmendes Äußere, war in ſei
nen Bewegungen leicht und gefällig und trug ſeine
Körper als den Ausdruk eines lebhaften und beweg
lichen Geiſtes, der ſich durch dieſes Werkzeug ſeh
deutlich ausſprach. Er war heiter, ſuchte ſeine Freud
wo er ſie fand, und liebte die geſellige Laune, dahe
man, wenn er hinter einem Glaſe guten Weines b
plaudernden Freunden ſaß, und ſelber plauderte, un
möglich glauben konnte, daß das derſelbe Mann ſe
der unſere Seele in ſeinen großartigen Darſtellunge
zu den tiefſten Erſchütterungen zu Angſt und Entſeze
und zu Freude und Entzüken treiben konnte. Ab
gerade weil er das war, was er ſpielte, und weil
dafür in ſeinem Körper den treffendſten Ausdruk fan

ſo ſtellten ſich die Gefühle, die in ſeinem feurigen Geiſte entſtanden, auf der Oberfläche ſeines Körpers feurig dar, ſei es in Bewegung in Ausdruk in Stimme, und rißen hin. Darum war er der Liebling der Geſellſchaft, er belebte ſie, und gab ihr Empfindungen. Man ſuchte ihn, und beſtrebte ſich, ihn zu feßeln. Er bewegte ſich in den manigfachſten Kreiſen, und lernte daraus die leichte und geebnete Freiheit ſeines Benehmens; aber er wurde von keinem derſelben gebannt: wie er ſich im Spiele von ſeinem Geiſte leiten ließ, ſo führte ihn derſelbe auch unter Menſchen, daß er mit ihnen lebe und empfinde, er führte ihn in die Natur, daß er ſie anſchaue und fühle; aber er entführte ihn auch wieder von den Menſchen, wenn ſeinem Geiſte nichts mehr zur Bewegung gegeben wurde, und er entführte ihn von der Natur, wenn ihre ſanfte Sprache aufhörte ihn zu erregen, und wenn er gewaltigere Eindrüke und tieferen Wechſel ſuchte. Er lebte daher in Zuſtänden, und verließ ſie, wie es ihm beliebte.

Dieſer Mann nun war mit dem Rentherrn bekannt, und man konnte ſagen, daß er vielleicht in nichts ſo beſtändig war als in dieſer Bekanntſchaft. Er ging ſehr gerne, wenn er in was immer für Umgebungen geweſen war, auf den Sanct Petersplaz, ſtieg die vier Treppen empor, läutete an der Glok des Eiſengitters, ließ ſich von der ältlichen Magd öffnen, und ging durch das Vorzimmer in die Heldenſtube des Rentherrn. Da ſaß er, und plauderte mi dem Rentherrn über die vielen verſchiedenen Dinge, die dieſer trieb. Ja vielleicht kam er gerade deßhalb ſo gerne in die Geſellſchaft des Rentherrn, weil es da ſo Manigfaltiges gab. Beſonders war es die Kunſt, die Dall in allen ihren Geſtalten ja ſelbſt Abarten anzog. Darum wurden die Verſe des Rentherrn beſprochen, er mußte auf einer ſeiner zwei Geigen ſpielen, er mußte auf der Flöte blaſen, er mußte das eine oder das andere Muſikſtük auf dem Flügel vortragen, oder man ſaß an der Staffelei, und ſprach über die Farben eines Bildes oder über die Linien einer Zeichnung. Gerade in dem Lezteren war Dall am erfahrenſten, und war ſelber ein bedeutender Zeichner. Zu den Pappgeſtalten des Rentherrn gab er Länge und Breite er gab Beziehungen und Verhältniſſe an.

In Bezug auf die an die Wände geliebte Bildniße berühmter Männer legte er ſich auf das nie derſte Ruhebett, und muſterte die untere Reihe durc Der Rentherr mußte ihm bei jedem erzählen, was e von ihm wußte, und wenn beide nichts Ausreichende von einem Manne ſagen konnten, als daß er berüh ſei, ſo ſuchten ſie Bücher hervor, und forſchten ſo lange, bis ſie Befriedigendes fanden. Dann legte er ſich auf die höheren Ruhebette, dann ſaß er auf den nächſten, dann ſtand er, und endlich befand er ſich auf den verſchiedenen Stufen der Leiter. Bei dieſer Gelegenheit lernte er die Bequemlichkeit ſolcher Ruhebette kennen, und der Rentherr mußte ihm einen großen Rollſeſſel machen laſſen, der eine gepolſterte Rüklehne und gute Seitenarme hatte.

In dieſem Rollſeſſel ſaß er gerne, wenn er kam, und man überließ ſich der Plauderei.

Auf dieſe Weiſe verging eine geraume Zeit.

Endlich fing Dall ein Liebesverhältniß mit der Frau des Rentherrn an, und ſezte es eine Weile fort. Die Frau ſelber ſagte es endlich in ihrer Angſt dem Manne.

Dall mußte davon gewußt haben, oder er mußte es an dem Gewiſſen der Frau gemerkt haben, daß ſie ihrem Manne das Verhältniß mit ſeinem Freunde bekennen würde. Denn er kam in dieſen Tagen nicht, obwohl er ſonſt in der lezten Zeit häufiger in die Wohnung am Sanct Petersplaze gekommen war, als es in der früheren Zeit der Fall geweſen war.

Der Rentherr war in einer außerordentlichen Wuth, er wollte zu Dall rennen, ihm Vorwürfe machen, ihn ermorden; aber auch in ſeiner Wohnung war Dall nicht zu finden, er ſpielte auch in jener Zeit nicht im Theater, und man wußte nicht, wo er war. Der Rentherr gab ſich Mühe, Dall aufzufinden, er ging alle Tage zu verſchiedenen Zeiten in deſſen Wohnung, aber er fand ihn niemals, und die Leute ſagten, Dall habe eine kleine Erholungsreiſe gemacht. Dasſelbe war auch in der Stadt in allen Kreiſen bekannt, und man ſagte, der Künſtler werde wohl bald wieder zurük kehren, und die Welt mit ſeinem Glanze erfreuen. Der Rentherr aber ließ ſich nicht irre machen, er fuhr fort, Dall zu ſuchen. Er ſuchte ihn in allen Theilen der Stadt, er ſuchte ihn an öffentlichen Pläzen in der Kirche an Vergnügungsorten auf Spaziergängen, er ſuchte ihn neuerdings in ſeiner Wohnung. Der Geſuchte war nirgends zu finden.

So trieb es der Rentherr eine geraume Weile fort. Plözlich aber wurde er ſehr ſtille. Seine Freunde ſahen, daß die Unruhe, die ihn in der lezten Zeit befallen hatte, verſchwunden war. Er ſaß ruhig und ſinnend. Da ging er zu ſeinem Weibe, und ſagte, ſie habe an Dall fallen müſſen, warum habe er ihn ins Haus geführt, ſie habe ihm das Herz gegeben, wie er es Tauſenden an einem Schauſpielabende aus dem Leibe nehme.

Selber gegen Freunde, denen aus leiſen Vermuthungen, die in der Stadt herumgingen, die Sache im Allgemeinen bekannt wurde, äußerte er ſich bewußt oder unbewußt in einem Sinne, daß ſie eine Gemüthslage in ihm vermuthen mußten, wie die eben geſchilderte war.

Auch Dall mußte in ſeiner Entfernung von dem Stande der Sache Nachricht erhalten haben, und er mußte wiſſen, daß der Rentherr ruhig ſei; denn da ſich nichts Beſonderes ereignete, und die Dinge ihren Gang zu gehen ſchienen, war Dall wieder in der Stadt, und wurde wieder auf der Bühne geſehen.

Eines Tages verſchwand die Frau des Rentherrn. Sie war ausgegangen, wie ſie gewöhnlich auszugehen pflegte, und war nicht wieder gekommen.

Der Rentherr hatte gewartet, er hatte bis in die Nacht gewartet; aber da ſie nicht erſchien, hatte er gedacht, es könne ſie ein Unglük betroffen haben, und er fuhr in einem Miethwagen zu allen Bekannten und Freunden, und fragte, ob ſie ſeine Gattin nicht geſehen hätten; aber niemand wußte eine Auskunft zu geben. Am andern Tage zeigte er die Sache bei den Behörden an, er foderte den Schuz der Ämter, und er bekümmerte ſich um alle Verunglükten oder Aufgefundenen. Aber auch die Ämter fanden nichts, und unter den Verunglükten, die ſich vorfanden, war ſie nicht, und unter den Aufgefundenen, die ſich als heimathlos auswieſen, war ſie nicht.

Da dachte der Rentherr, Dall könne ſie irgend wohin geführt haben, und halte ſie dort verborgen. Er ging zu Dall, und foderte von ihm, daß er ihm ſage, wo ſein Weib ſei, und daß er ihm dasſelbe zurük gebe. Dall betheuerte, er wiſſe nichts von der Frau, er habe ſie ſeit ſeinem lezten Beſuche in der Wohnung auf dem Sanct Petersplaze nicht mehr geſehen, er gehe von ſeiner Wohnung nicht viel aus, und zwar nur in das Theater und wieder zurük.

Der Rentherr ging nach Hauſe.

Nach einiger Zeit kam er wieder zu Dall, kniete vor ihm nieder, faltete die Hände, und bath ihn um ſein Weib. Dall erwiederte wieder, er wiſſe von dem Weibe gar nichts, dasſelbe habe ſich nicht mit ſeinem Willen entfernt, er kenne deſſen Aufenthalt nicht, und könne es nicht zurük geben.

Der Rentherr entfernte ſich wieder.

Nach einigen Tagen kam er abermals, kniete abermals nieder, und bath mit gefalteten Händen um ſein Weib. Dall ſchwor, daß er nicht wiſſe, wo die Frau ſei, und daß er ſie nicht zurük geben könne.

Der Rentherr kam nach einigen Tagen noch einmal, that dasſelbe, und bekam dieſelbe Antwort. Dann kam er nicht mehr. Er verabſchiedete ſeine Magd, er nahm das kleine Kindlein aus dem Bette, er nahm es auf den Arm, ging aus ſeiner Wohnung, ſperrte hinter ſich zu, und ging fort.

Wenn Freunde zu dem Rentherrn kamen, um ihn zu beſuchen, ſo hörten ſie von den Leuten in dem Hauſe, der Rentherr ſei fort, er müſſe eine Reiſe angetreten haben; denn er habe das Kindlein mitgenommen, und habe, obwohl es Sommer war, den Mantel angehabt.

So ſtand die Wohnung in dem vierten Stokwerke des Hauſes auf dem Sanct Petersplaze leer, und das eiſerne Gitter auf dem Gange war geſchloſſen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, und weder der Rentherr zurükgekehrt war, noch auch jemand die Miethe für die Wohnung bezahlt hatte, zeigte der Beſizer des Hauſes den Vorfall bei der Obrigkeit an. Man ließ mehrere Freunde des Abweſenden kommen, und fragte ſie, ob ſie deſſen Aufenthalt wüßten; allein keiner wußte ihn. Man ließ nach und nach alle kommen, von denen man wußte daß ſie mit dem Rentherrn in Beziehung geweſen ſeien; aber kein einziger konnte eine Auskunft geben. Auf das Anrathen des Gerichtes, und weil ihn ſein eigenes Wohlwollen gegen den

Rentherrn dazu trieb, entſchloß ſich der Hausbeſizer noch eine Zeit zu warten, ob der Rentherr nicht etwa von ſelber zurükkehren würde. Nach der Ausſage der Bewohner des Hauſes und des Pförtners desſelben hatte der Rentherr nicht das Kleinſte von ſeiner Wohnung fortbringen laſſen, ja man erinnerte ſich nicht einmal genau, ob er bei ſeiner Abreiſe einen Koffer gehabt habe oder nicht. Da man nun wußte, daß viele und koſtbare Sachen in der Wohnung ſeien, ſo war es wahrſcheinlich, daß der Rentherr nur verreiſet ſei, daß ihn irgend ein Zufall getroffen haben müſſe, der ihn hindere, zurük zu kehren, oder eine Nachricht zu geben, und daß er ſchon wieder kommen werde.

Allein da bereits zwei Jahre vergangen waren, und da der Rentherr weder ſelber zurük gekehrt war, noch auch eine Nachricht von ſich gegeben hatte, ließ man ihn ämtlich durch die Zeitungen auffodern, daß er von ſich Nachricht zu geben, und ſich auszuſprechen hätte, ob er ſeine dermalige Wohnung auf dem Sanct Petersplaze noch ferner behalten, und die Miethe geſezmäßig berichten würde. Wenn in einer gegebenen Friſt keine Nachricht einginge, ſo würde man ſeine Wohnung als aufgekündet betrachten, würde ſeine Zurüklaſſenſchaft verſteigern, davon die angelaufene

Miethe bezahlen, und den etwaigen Reſt in gerichtliche Verwahrung nehmen.

Allein auch die Friſt verſtrich, ohne daß der Rentherr kam, oder eine Nachricht eintraf, oder jemand erſchien, der ſich um die Wohnung annahm.

Da ſchritt man zur ämtlichen Öffnung derſelben.

Ein Schloſſer mußte das Schloß des eiſernen Gitters eröffnen. Die ältliche Magd erſchien nicht mehr, die Leute in das Vorzimmer und in die Stube des Rentherrn zu geleiten, ihr Küchenfenſter war nicht glatt und rein wie ehedem, ſondern es war voll Staub und hing voll Spinneweben. In der Küche war alles, wie nach dem Gebrauche, die Magd hatte vor ihrem Weggange alles noch gereinigt, und an ſeinen Plaz geſtellt, nur war jedes Ding voll Staub, und die hölzernen Küferarbeiten waren zerfallen, und die Reifen lagen um ſie. In dem Vorzimmer waren die großen Käſten mit Kleidern erfüllt, von den wollenen flog eine Wolke Motten auf, die andern waren unverſehrt. Es hingen auch die Sachen der Frau da, und darunter ſchöne ſeidene Gewänder. In dem Speiſekaſten befanden ſich die Eßgeräthe und das Silbergeſchirr.

Da man das Zimmer des Rentherrn eröffnet hatte, fand ſich alles, wie es ſonſt geweſen war. Der Flügel ſtand eröffnet, die zwei Geigen waren da, die

Fächer mit den Flöten, nur eine Flöte fehlte. Auf der Staffelei war ein angefangenes Bild, auf dem Schreibtiſche lagen Bücher und Schriften, und das Bett war mit ſeiner feinen Deke überzogen. Die berühmten Männer waren beſtaubt und von der eingeſchloſſenen Luft vergelbt. Die Ruhebetten ſtanden umher, aber ſie waren lange nicht gerollt worden. Der große Armſeſſel des Schauſpielers ſtand mitten in dem Zimmer.

In der Wohnung der Frau war ſchier keine Veränderung, es ſtanden die Geräthe in der alten Ordnung, und es lagen die alten Sachen auf ihnen; aber die kleinen Veränderungen die doch vor ſich gegangen waren, zeigten, wie es hier anders geworden ſei. Die ſchweren Vorhänge hingen ruhig herab, da ſie doch ſonſt bei den geöffneten Fenſtern ſich leicht bewegt hatten, die Blumen und Pflanzen ſtanden als verdorrte Reiſer, die Uhr mit dem ſanften Gange hatte auch dieſen nicht, das Pendel hing ſtille, und ſie zeigte unabänderlich auf dieſelbe Stunde. Die Linnen und anderen Arbeiten lagen wohl auf den Tiſchen, aber ſie zeigten keine anfaſſende Hand, und trauerten unter dem Staube. In dem Seitengemache hingen die weißen Vorhänge in den vielen Falten hernieder, aber in den Falten war der leichte ſchnell rieſelnde Staub, die heilige Mutter ſchaute von dem Bilde nieder, die rothe Umhüllung war grau, der vergoldete Engel hielt die Spize des Linnenzeltes, aber auf den Linnen lag der Staub und unter ihnen war der leere Korb, und in ihm nicht mehr das roſige Angeſicht des Kindes.

Das Amt nahm alle Gegenſtände dadurch in Empfang, daß es dieſelben in ein Buch verzeichnete. Dann wurden ſie in zwei Zimmer zuſammen geſtellt, daß man ſie beſſer überſehen, und überwachen könnte. Hierauf wurde die Wohnung wieder verſchloſſen, und verſiegelt.

Unter den vorgefundenen Sachen war nichts, was von dem Aufenthalte und den weiteren Verhältniſſen des Rentherrn hätte Kunde geben können. Auch kein Geld wurde gefunden, man vermuthete, daß er alles bare auf die Reiſe mitgenommen habe.

Der Tag der Verſteigerung wurde anberaumt, und als dieſe vor ſich gegangen war, wurde ein Theil des Erlöſes dem Beſizer des Hauſes als angewachſener Miethbetrag ſammt deſſen Zinſen gegeben, der Reſt für den abweſenden Rentherrn von dem Amte in Verwahrung genommen. Die Helden waren ſämmtlich von den Wänden abgelöſet worden, die Wohnung in dem vierten Stokwerke im Hauſe auf dem Sanct Petersplaze ſtand leer, und auf einem an dem Thore desſelben angeſchlagenen Zettel war zu leſen, daß ſie an einen neuen Miether zu vergeben ſei.

Die Sache hatte in Wien großes Aufſehen gemacht, man hatte mehr oder minder eine Ahnung von dem wahren Sachverhalte, und redete eine geraume Zeit davon. Einmal ging die Sage, der Rentherr ſei in den böhmiſchen Wäldern, wohne dort in einer Höhle, halte das Kind in derſelben verborgen, gehe unter Tags aus, um ſich den Lebensunterhalt zu erwerben, und kehre Abends wieder in die Höhle zurük. Aber es kamen andere Ereigniſſe der großen Stadt, wie ſich überhaupt die Dinge in ſolchen Orten drängen, man redete von etwas anderem, und nach Kurzem war der Rentherr und ſeine Begebenheit vergeſſen.

Es war ſeit der Zeit, in welcher ſich das zugetragen hatte, was oben erzählt worden iſt, eine Reihe von Jahren vergangen. Die Erzählung rührt von einer Freundin her, welche den Künſtler recht gut gekannt hat, und welche das genauere Verhältniß desſelben zur Familie des Rentherrn von ſeinen Freunden erfahren hatte. Denn ſie ſelber war zur Zeit, da die Begebenheit ſich zugetragen hatte, noch zu jung geweſen, um viel von ihr berührt zu werden.

Wir laſſen nun aus ihrem Munde das Weitere folgen.

Vor ziemlich langer Zeit, erzählte ſie, als ich mit meinem Gatten erſt einige Jahre vermählt war, hatten wir eine ſehr angenehme und freundliche Vorſtadtwohnung. Mein Gatte konnte recht leicht den kleinen Weg in die Stadt, in welche ihn täglich ſeine Amtsgeſchäfte riefen, zurüklegen; ich kam nicht oft hinein, weil ich mit meiner Häuslichkeit ſehr viel beſchäftigt war, weil mir damals die kleinen Kinder viel zu thun gaben, weil ich mich ihrer Pflege ſehr gerne widmete, und wenn ich doch in die Stadt mußte, ſo war, wenn es ſchön war, der Weg nur ein Spaziergang, und am Ende koſtete bei ſchlechtem Wetter ein Wagen auch nicht gar viel. Für die Kinder aber war die luftige und freie Wohnung, zu welcher auch ein geräumiger Garten gehörte, von entſchiedenem Vortheile, und ein bedeutender Arzt, der Freund meines Mannes widerrieth, als der leztere einmal die Wohnung aufgeben wollte, ihm dieſen Vorſaz auf das Eindringlichſte. Die Fenſter eines Theils der Wohnung gingen auf den Garten und über ihn weg auf andere Gärten und endlich auf die nahen Weinberge und Waldhügel der Umgebung. Hier war hauptſächlich ich mit den Kindern. Die vorderen Fenſter ſahen auf die breite gerade und ſchöne Hauptſtraſſe der Vorſtadt, in welcher ein angenehmes nicht zu bewegtes Leben herrſchte, Kaufbuden und Waarenſtände waren, und Wägen fuhren, und Menſchen gingen. In dieſem Theile der Wohnung war unſer Geſellſchaftszimmer noch ein ſchönes Zimmer und das Arbeitsgemach meines Mannes. Die Entfernung zwiſchen der Stadt und dem Lande war ſo gleich und ſo kurz, daß wir zu keinem einen großen Weg zurük zu legen hatten.

Als einmal ein ſehr ſchöner milder Morgen war, ich glaube, es war zur Zeit des Frühlingsanbruches, als mein Gatte bereits in der Stadt war, die Kinder aber ſich in der Schule befanden, ließ ich mich von der einſchmeichelnden Luft bewegen, die Fenſter zu öffnen, um die Wohnung zu lüften, und bei dieſer Gelegenheit, wie das immer ſo folgt, auch ein wenig Staub abzuwiſchen, aufzuräumen, und dergleichen. Wir hörten in unſere Wohnung gerne das Kirchenglöklein des Krankenhauſes, wenn es zur Meſſe rief, und ich ging nicht ſelten, wenn ich eben darnach angekleidet war, hinüber meine Andacht zu verrichten. Eben tönte auch wieder das Glöklein durch die Lüfte, als ich bei einem Fenſter unſers ſchönſten Zimmers gegen die Straſſe hinaus ſah, und ein Abwiſchtuch ausſchwang. Ich hatte aber außer dem Klingen des Glökleins auch noch einen andern Eindruk, der mich bewog, noch ein Weilchen an dem Fenſter zu bleiben. Da ich nehmlich hinunter ſah, was denn für Leute gingen, erblikte ich ein ſeltſames Paar. Ein Mann, nach dem Rüken zu ſchließen, den er mir zukehrte, ſchon ziemlich bejahrt, mit einem dünnen gelben Molldonrökchen blaßblauen Beinkleidern großen Schuhen und einem kleinen runden Hütchen angethan, ging auf der Straße dahin; er führte ein Mädchen, das eben ſo ſeltſam gekleidet war, in einen braunen Überwurf, der ihr faſt wie eine Toga um die Schultern lag. Das Mädchen hatte aber einen ſo großen Kopf, daß es zum Erſchreken gereichte, und daß man immer nach demſelben hin ſah. Beide gingen mäßig ſchnell ihres Weges; aber beide ſo unbeholfen und ungeſchikt, daß man ſogleich ſah, daß ſie Wien nicht gewohnt ſeien, und daß ſie ſich nicht ſo zu bewegen verſtünden wie die anderen Menſchen. Aber bei aller Unbeholfenheit und Ungeſchiklichkeit war der Mann doch noch befliſſen, das Mädchen zu leiten, mit ihm den fahrenden Wägen auszuweichen, und es vor dem Zuſammenſtoße mit Perſonen zu hüthen. Sie ſchlugen gerade den Weg ein, der zu dem Kirchlein führte, von dem eben das Glöklein tönte.

Von Neugierde getrieben, und weil ich dachte, daß der Mann etwa das Mädchen in die Meſſe führe, beſchloß ich, auch dahin zu gehen, meine Andacht zu verrichten, und nebenbei auch etwas Näheres von den Beiden zu erfahren oder ſie zu betrachten. Ich kleidete mich ſchnell an, warf ein Tuch um, ſezte den Hut auf, und ging fort. Ich bog in das kleine Gäßchen ein, das von unſerer Hauptſtraſſe um die Eke der Soldatenarzneiſchule herum gegen die Gegend des Kirchleins führt, wohin ich die zwei Menſchen hatte einlenken geſehen; allein ich erblikte ſie nicht in dem Gäßchen. Ich ging dasſelbe entlang, ging durch den Schwibbogen, der dasſelbe damals noch ſchloß, wendete mich um die Häusereke, und wandelte bis zur Kirche; aber ich ſah ſie nirgends. Auch in der Kirche, in der wenig Menſchen waren, erblikte ich ſie nicht. Ich verrichtete nun meine gewöhnliche Andacht, vertiefte mich in dieſelbe, und da die Meſſe vorüber war, und ich mich zum Fortgehen rüſtete, ſah ich mich noch einmal rings herum, um ihnen Hilfe anzubiethen, wenn ſie deren vielleicht bedürften; allein ich hatte mich geirrt, das Paar war wirklich nicht in der Kirche. Ich verfügte mich nun auch wieder nach Hauſe.

Es war ſeit dieſem Vorfalle eine bedeutende Zeit vergangen, und ich hatte ihn längſt vergeſſen, als ich mit meinem Gatten einmal in einer ſehr ſchönen Nacht von der Stadt nach Hauſe ging. Wir waren in dem Theater in der Hofburg geweſen, und da die Nacht gar ſo ſchön und heiter war, ſo beſtimmte uns dieſer Umſtand, das Anerbiethen eines Freundes, der mit uns der Vorſtellung beigewohnt hatte, anzunehmen, und bevor wir nach Hauſe gingen, noch ein wenig bei ſeiner Familie einzutreten. Wie es zu geſchehen pflegt, man ſprach dort von dem Stüke, man ſtritt hinüber und herüber, man brachte Erfriſchungen, und es wurde Mitternacht, ehe wir aufbrachen. Wir lehnten den Antrag unſeres Freundes, uns ſeinen Wagen zu geben, ab, und ſagten, es wäre ein Raub an dieſer ſchönen Nacht wenn wir in dem Wagen ſäßen, und den freien Raum, der zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt iſt, durchflögen, ſtatt ihn langſam zu durchwandeln, und ſeine freie erhellte Schönheit zu genieſſen. Man widerſprach uns nicht mehr, und wir machten uns zu Fuſſe auf.

Als wir aus dem Thore hinaus traten, und die Stadt hinter uns ließen, empfing uns der heitere große Grasplaz mit ſeinen vielen Bäumen, und eine wirklich herrliche Mondnacht ſtand über dem Raume.

Ein ungeheurer Himmel wie aus einem Edelſtein gegoſſen war über der großen Rundſicht der Vorſtädte nicht ein einziges Wölkchen war an ihm, und vo ſeinem Gipfel ſchien das Rund des Mondes lichtaus gießend nieder. Wir wandelten an der Reihe de Bäume, die den Fahrweg ſäumten, dahin, manche einzelne Wanderer und manches Paar begegnete uns Weil die Nacht ſo duftend und beinahe ſüdlich war machten wir den Weg über den freien Raum noc einmal hin und zurük, ſo daß wir endlich beinah die Lezten auf dem Plaze waren. Wir wendete uns nun auch, um nach Hauſe zu gehen. Als wir a der Häuſerreihe unſerer Vorſtadt hin gingen, un uns kein Menſch mehr begegnete, merkten wir, da wir doch nicht die einzigen wären, welche von dieſe ſchönen Mondnacht angezogen würden, ſondern da auch noch ein anderer von ihren Strahlen in ſeinen Herzen erregt wäre; denn wir hörten in der allgemeinen Stille, die nur durch unſere Tritte und durc manchen fernen Ruf einer Nachtigall unterbroche wurde, ein ſeltſames Flötenſpiel. Wir hörten e Anfangs ganz leiſe, dann da wir weiter kamen lauter. Wir blieben ein wenig ſtehen, um zu horchen Wenn es ein gewöhnliches Flötenſpiel geweſen wäre würden wir wahrſcheinlich bald weiter gegangen ſein denn es iſt nichts Seltenes, daß man auch noch ſpät in der Nacht aus irgend einem Hauſe unſerer Stadt Muſik hört; aber das Flötenſpiel war ſo ſonderbar, daß wir länger ſtehen blieben. Es war nicht ein ausgezeichnetes Spiel, es war nicht ganz ſtümperhaft, aber was die Aufmerkſamkeit ſo erregte, war, daß es von allem abwich, was man gewöhnlich Muſik nennt, und wie man ſie lernt. Es hatte keine uns bekannte Weiſe zum Gegenſtande, wahrſcheinlich ſprach der Spieler ſeine eigenen Gedanken aus, und wenn es auch nicht ſeine eigenen Gedanken waren, ſo gab er doch jedenfalls ſo viel hinzu, daß man es als ſolche betrachten konnte. Was am meiſten reizte, war, daß, wenn er einen Gang angenommen, und das Ohr verleitet hatte, mit zu gehen, immer etwas anderes kam, als was man erwartete, und das Recht hatte, zu erwarten, ſo daß man ſtets von vorne anfangen, und mitgehen mußte, und endlich in eine Verwirrung gerieth, die man beinahe irrſinnig hätte nennen können. Und dennoch war troz des Unzuſammenhanges eine Trauer und eine Klage und noch etwas Fremdartiges in dem Spiele, als erzählte der Spieler in ungefügen Mitteln ſeinen Kummer. Man war beinahe gerührt.

„Das iſt ſonderbar,“ ſagte mein Gatte, „Der muß das Flötenſpiel auf einem eigenthümlichen Wege gelernt haben, er ſtimmt richtig an, er fährt nicht fort, er verhaſtet die Sache, er kann mit dem Hauche nicht haushalten, er überſtürzt ihn, und reißt ihn ab, und hat doch eine Gattung Herz darin.“

Wir konnten auch nicht ergründen, woher das Spiel kam, faſt hätten wir geglaubt, daß es aus dem alten Perronſchen Hauſe klinge, in deſſen Nähe wir uns befanden; aber das Haus war im Begriffe abgetragen zu werden, es war ſchon nur mehr ſehr wenig bewohnt, und die Töne klangen durchaus nicht, als kämen ſie von irgend einem Fenſter herab.

Als wir noch ein Weilchen geſtanden waren, gingen wir weiter, das ſeltſame Flötenſpiel wurde hinter uns undeutlich, endlich hörten wir es gar nicht mehr, wir kamen nach Hauſe, und begaben uns neben unſern Kindern, die ſchon mehr als die Hälfte ihres erquikenden Schlafes ausgeſchlafen hatten, zur Ruhe.

Nach dieſer Begebenheit verging wieder eine geraume Zeit.

Wer ſchon länger in unſerer Stadt lebt, wird ſich noch des alten Perronſchen Hauſes erinnern. Wer überhaupt etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre her Wien kennt, der wird wiſſen, daß dieſe Stadt in beſtändigem Umwandeln begriffen, und daß ſie troz ihres Alters eine neue Stadt iſt; denn die Häuſer werden immer nach neuer Art und zu dem Zweke der Benüzung umgebaut, alte unveränderliche Denkmale wie etwa die Kirche von Sanct Stephan gibt es zu wenige, als daß ſie der Stadt ein allgemeines Ausſehen aufdrüken könnten, und ſo ſieht ſie immer wie eine von geſtern aus. Das alte Perronſche Haus ſtand an der Hauptſtraße der Vorſtadt, in welcher wir wohnten, und war nicht gar weit von unſerer Wohnung entfernt. Es hatte noch die Eigenthümlichkeit, welche die jezigen jungen Bewohner der Hauptſtadt nicht mehr kennen, daß es unterirdiſche Wohnungen hatte. Die Fenſter ſolcher Wohnungen gingen gewöhnlich dicht an dem Pflaſter der Straßen heraus. Sie waren nicht ſehr groß, hatten ſtarke eiſerne Stäbe, hinter denen ſich gewöhnlich noch ein dichtes eiſernes Drahtgitter befand, das, wenn der Bewohner nicht beſonders reinlichkeitliebend war, mit dem hingeſchleuderten und getrokneten Kothe der Straße bedekt war, und einen traurigen Anblik gewährte. Das Perronſche Haus war auch ohnedem ſchon ein ſehr altes Haus, es ſah ſchwarz aus, und hatte Verzierungen aus ſehr alten Zeiten. Es ging nur mit ſeiner ſchmäleren Seite auf die Straße, mit den größeren Räumen ging es gegen einen Garten zurük. Es hatte ein kleines Pförtlein, das mit dunkelrother faſt ſchwarz gewordener Farbe angeſtrichen und mit vielen metallenen Nägeln beſchlagen war, deren Stoff man nicht mehr erkennen konnte, weil ſich die breiten Köpfe mit Schwärze überzogen hatten. Es war wohl neben dem Pförtchen ein größeres Hausthor, aber dasſelbe war ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr benützt worden, es war geſchloſſen, es war voll Straßenkoth und Staub, und hatte zwei Querbalken, die mit eiſernen Klammern an der Mauer befeſtigt waren.

Wir hatten damals einen Freund, der es auch in allen folgenden Zeiten geblieben iſt. Es war der Profeßor Andorf. Er war unvermählt, war ein heiterer freundlicher Mann voll geiſtiger Anlagen, er hatte ein warmes empfindendes Herz, und war für alles Gute und Schöne empfänglich. Er kam ſehr oft zu uns, war mit meinem Manne in gelehrten Verbindungen, und es wurde öfter etwas Schönes vorgeleſen oder Muſik gemacht, oder traulich von verſchiedenen Dingen geſprochen. Dieſer Profeßor Andorf wohnte in dem Perronſchen Hauſe, er wohnte nicht einmal auf die Gaſſe heraus ſondern in dem Hofe. Er hatte freiwillig dieſe Wohnung gewählt, weil ſie für ſeine Beſchäftigungen, die in Leſen Schreiben oder etwas Klavierſpielen beſtanden, ſehr ruhig war; und obwohl er ein heiterer geſelliger Mann war, hatte er doch gerade dieſe Wohnung gewählt, weil es ſeinen dichtenden Kräften, die ſich nicht ſowohl im Hervorbringen als vielmehr im Empfangen äußerten, zuſagte, das allmähliche Verſinken Vergehen Verkommen zu beobachten, und zu betrachten, wie die Vögel und andere Thiere nach und nach von dem Mauerwerke Beſiz nahmen, aus dem ſich die Menſchen zurük gezogen hatten; es gehe ihm in der Welt nichts darüber, pflegte er zu ſagen, an einem Regentage an ſeinem Fenſter zu ſtehen, und das Waſſer von den Dieſteln dem Huflattig und den andern Pflanzen, die in dem Hofe ſtehen, niederträufeln, und die Näſſe ſich in den alten Mauern herabziehen zu ſehen.

Einmal ſagte mein Gatte, da er ſchon angezogen war, und eben in ſein Amt gehen wollte: „Da iſt ein Buch, es gehört dem Profeßor Andorf, es iſt ſehr wichtig, mir iſt daran gelegen, daß es nicht in fremde Hände komme, ſei ſo gut, ſchlage es in ein Papier ein, ſiegle das Papier zu, und ſchike das Buch durch jemand Zuverläſſigen an den Profeßor. Ich hatte nicht mehr Zeit das Geſchäft ſelber zu beſorgen, und wende mich daher an dich.“

Er legte das Buch auf mein Nähtiſchchen, ich ſagte ihm zu, daß ich ſeinen Auftrag vollziehen würde, und er ging fort, um ſich an ſeine Dienſtgeſchäfte zu begeben.

Da mir aber im Laufe des Vormittages einfiel, daß ich ohnedem in die Stadt gehen müſſe, und daß ich da an dem Perronſchen Hauſe vorübergehe, ſo dachte ich, daß ich ja bei dieſer Gelegenheit das Buch ſelber abgeben könnte, ſo könne es ganz gewiß in keine unrechten Hände kommen. Ich beſchloß alſo, ſo zu thun. Da die Zeit gekommen war, kleidete ich mich an, that das Buch in meine Arbeitstaſche, die ich gerne am Arme mitzutragen pflege, und machte mich auf den Weg: Als ich zu dem Perronſchen Hauſe gekommen war, drükte ich auf die Klinke des kleinen rothen Pförtchens. Ich war nie in dem Hauſe geweſen. Die Klinke gab leicht nach, und das Pförtchen öffnete ſich. Als ich aber in dem Gange ſtand, der ſich hinter dem Pförtchen öffnete, ſah ich mich vergeblich nach einer Stube oder Wohnung um, in der ein Pförtner oder dergleichen wäre, der mir Auskunft geben könnte. Ich ging alſo in dem Gange weiter, der mir keine Treppe in die höhern Stokwerke zeigte, und gelangte in den Hof. Derſelbe war mit großen aber zum Theile ſchon zerbrochenen Steinen gepflaſtert. Ich ſah da die Pflanzen des Profeßors Andorf ſtehen, die ihn bei dem Regen mit ihrem triefenden Waſſer ergözten, ich ſah aber auch bei allen Fugen der Steine das Gras heraus ſtehen, das ſchön und unzertreten wuchs. An den Mauern, die den Hof bildeten, ſah ich mehrere Thore, die zu Stallungen oder Wagenbehältern führen mochten, aber die Thore wurden nie geöffnet, was ihr ausgewittertes vertroknetes und zum Theil zerfallenes Ausſehen das hohe Gras zu ihren Füſſen und die braunverroſteten Angeln bewieſen. Es waren auch drei Mündungen, die zu Treppen führten, aber die Mündungen ſahen unwirthlich aus, und die Treppen ſchienen nicht betreten zu werden. Unter den erblindeten oder bläulich ſchillernden oder theils mit hölzernen Läden verſchloſſenen Fenſtern ſah ich auch einige mit reinem Glaſe, hinter denen weiße Vorhänge waren. Ich ſchloß, daß dieſe zu der Wohnung des Profeßors gehören möchten, wußte aber nicht, wie ich zu dieſer Wohnung hinan gelangen könnte.

In dieſem Augenblike hörte ich leiſe Tritte hinter mir, und vernahm eine nicht unangenehme etwas feine Männerſtimme, die ſagte: „Wünſchen Sie etwas?“.

Ich wendete mich um, und ſah ein Männchen hinter mir ſtehen, das ſpärliche graue Haare auf dem Haupte und einen ſchlichten Ausdruk in dem Angeſichte hatte. Es war nicht eigentlich angekleidet; denn es hatte nur linnene Beinkleider an, eine ähnliche Jake, auf dem Kopfe nichts, und an den Füſſen Pantoffel.

„Ich ſuche den Herrn Profeßor Andorf,“ ſagte ich.

„Was wünſchen Sie denn von dem Herrn Profeßor Andorf?“ erwiederte er, „kann ich vielleicht eine Botſchaft oder eine Übergabe beſtellen, der Herr Profeßor iſt nicht zu Hauſe.“

Ich ſah den Mann näher an. Er hatte ein längliches Angeſicht und blaue Augen. Seine Miene ſtieß nicht ab.

„Ich hätte ein Buch zu übergeben,“ ſagte ich, „das nur in ſeine Hände gehört, aber da er nicht zu Hauſe iſt, ſo kann das Buch auch ein anderes Mal zu ihm kommen, mein Gatte kann es ein anders Mal herüber ſchiken.“

„Ich bin der Pförtner des Hauſes“ erwiederte er, „Sie können mir das Buch ſchon anvertrauen; wenn Sie es aber vorziehen, es ihm ſelbſt zu übergeben, oder durch jemand Ihrer Leute übergeben zu laſſen, ſo treffen Sie den Profeßor täglich bis neun Uhr früh, und meiſtens auch zwiſchen vier Uhr und ſechs Uhr Nachmittags.“

Da ich unſchlüßig zauderte, und ihn anſah, ſagte er: „Verehrte Frau, geben Sie mir das Buch, ich werde es behutſam anfaſſen, daß es nicht ſchmuzig werde, ich werde nicht in dasſelbe hinein ſehen, und werde es ſogleich, wenn der Herr Profeßor Andorf nach Hauſe kömmt, in ſeine Hände geben.“

Ich ſah ihn wieder an. Das Anſtändige in ſeiner Stellung fiel mir auf. Seine Worte waren in dem Wenigen, was er mir ſagte, ſehr gewählt, wie man es in der beſſern Geſellſchaft findet, nur ſeine blauen Augen hatten etwas Unſtättes, als blikten ſie immer hin und her. Ich hatte nicht den Muth, ihn durch Mißtrauen zu kränken, ich neſtelte meine Arbeitstaſche auf, zog das Buch hervor, und gab es in ſeine Hände. Ich hatte es in kein Papier eingeſchlagen, weil ich es ſelber zu übergeben gedachte. Er bemerkte den Umſtand gleich, und ſagte: „Ich werde das Buch in ein Papier einwikeln, werde es ſo liegen laſſen, bis der Herr Profeßor kömmt, und werde es ihm ſo übergeben.“

„Ja thun Sie das,“ ſagte ich, und mit dieſen Worten ſchied ich aus dem Hauſe.

Aber kaum war ich auf der Gaſſe, ſo bemächtigte ſich meiner eine Unruhe. Etwa zwanzig Schritte von dem rothen Pförtlein an der Mauer des nächſten Hauſes ſaß gerne eine Obſtfrau. Sie ſaß jeden Tag da, wenn nicht gar ein zu abſcheuliches Wetter war;

denn an gewöhnlichen Regentagen hatte ſie einen breiten Schirm über ihr Waarenlager ausgebreitet. Ich kannte die Frau ſehr gut, und hatte oft ſchon für die Kinder von ihr Obſt gekauft. Zu dieſer Frau ging ich hin. Ich fragte ſie, ob ſie den Pförtner des Perronſchen Hauſes kenne. Sie ſagte, daß ſie ihn kenne, daß er ein ordentlicher Mann ſei, daß, wenn er ausgehe, er gewiß immer vor Anbruch der Nacht nach Hauſe komme. Man könne ihm nichts nachſagen, er ſei ſehr ſtille. Übrigens ſei es ſchon daran, daß man das Perronſche Haus umbauen müſſe, es wohnen ſchon nicht mehr viele Leute darinnen, vornehme ſchon gar nicht, wenn man den Herrn Profeßor Andorf ausnehme, wie ich ja ſelber ſehr gut wiſſe, und in wenig Jahren werde gar niemand mehr drin wohnen wollen. Wenn Herr Perron nicht immer in fremden Ländern wäre, ſo würde er wiſſen, wie es mit dem Hauſe ſtehe, daß es ihm nicht viel eintrage, und daß er beſſer fahren würde, wenn er es nieder riſſe, und ein anderes an deſſen Stelle aufbaute.

Ich kaufte von der Frau einiges Obſt, that es in meine Taſche, und ſezte meinen Weg in die Stadt fort.

Als mein Gatte nach Hauſe gekommen war, und wir bei dem Mittageſſen ſaſſen, drükte mich das Gewiſſen, und ich ſagte ihm, was ich gethan habe: aber er nach ſeiner ihm von jeher innwohnenden Güte und Milde beruhigte mich, und ſagte, ich hätte vollkommen recht gethan, er ſelber, wenn er das Buch hinüber getragen hätte, und ihm das Gleiche begegnet wäre, hätte nicht anders gehandelt. Das Buch wurde ſchon in die rechten Hände kommen. Deſſohngeachtet fragte ich den Profeſſor, als er das erſte Mal nach dieſer Begebenheit zu uns kam, ob er das Buch erhalten habe, ich hätte es in die Hände des Pförtners des Perroniſchen Hauſes gegeben.

„Das Buch habe ich erhalten," ſagte der Profeſſor, „aber ich habe geglaubt, daß Sie es mir durch jenen alten Mann überſchickt haben. Daß wir im Perroniſchen Hauſe einen Pförtner beſitzen, habe ich gar nicht gewußt, und wenn wir einen haben, ſo muß es der ſtillſte Pförtner der Welt ſein; denn ich habe nie etwas von ihm vernommen. Ich habe einen Schlüſſel, durch den ich mir das Pförtchen öffne, wenn ich ſo ſpät nach Hauſe komme, daß es ſchon verſchloſſen iſt. Übrigens thut es mir leid, daß ich nicht zu Hauſe geweſen bin, da Sie in das Perroniſche Haus gekommen ſind, daß ich Sie hätte empfangen, und Ihnen die vorkommenden Merkwürdigkeiten des Hauſes hätte zeigen können."

Wieder war ſeit dieſem Vorfalle eine bedeutende Zeit vergangen, als ſich ein neues Merkmal zutrug. Unſer älteſter Sohn Alfred kam einmal von der Schule nach Hauſe. Er lief eifrig die Treppe heran, er ſtürzte in die Stube, und rief: „Mutter, ich habe ihm nichts gethan, Mutter ich habe ihm nichts gethan."

„Alfred," ſagte ich, „was iſt dir denn?"

„Mutter, du weißt das Perronſche Haus," erwiederte er, „da ging ich auf dem breiten Pflaſter des Weges für die Fußgeher, und da ſah ich einen Raben auf dem Pflaſter ſizen, der ſich nicht fürchtete, der nicht fliegen zu können ſchien, und der vor mir, da ich mich näherte, her ging. Ich dukte mich ein wenig, ſprach zu ihm, langte nach ihm, und er ließ ſich fangen. Mutter, ich habe ihm nichts gethan, ich habe ihn nur geſtreichelt. Da ſah bei den Erdfenſtern des Perronſchen Hauſes ein fürchterlich großes Angeſicht heraus, und ſchrie: „Laß, laß."

„Ich blikte nach dem Kopfe hin, er hatte ſtarre Augen, war ſehr blaß, und war erſchrekend groß. Ich ließ den Raben aus, richtete mich empor, und lief nach Hauſe. Mutter, ich habe ihm wirklich nichts gethan, ich habe ihn blos ſtreicheln wollen."

„Ich weiß, Alfred, ich weiß," ſagte ich, „lege deinen Schulſak ab, gehe in die Kinderſtube, da wirſt du dein Nachmittagbrot bekommen, und ſchlage dir den Raben aus dem Sinn, es liegt nichts an ihm."

Der Knabe küßte mir die Hand, und ging leichten Gemüthes in die Kinderſtube.

Aber mein Gemüth war nicht ſo leicht, es war nachdenklich geworden. Mir fiel nun das vor vieler Zeit geſehene Paar ein, dem ich einmal in der Richtung nach der Kirche des Krankenhauſes nachgegangen bin. Das Mädchen hatte auch damals einen nach des Knaben Ausdruk fürchterlich großen Kopf gehabt. Ich fing nun an, die Begebenheiten zu verbinden. Wenn der von Alfred geſehene Kopf der nehmliche geweſen iſt, den ich an jenem Mädchen wahrgenommen hatte, ſo muß das Mädchen in einer unterirdiſchen Wohnung des Perronſchen Hauſes wohnen. Wenn ich nun an den Pförtner des Perronſchen Hauſes dachte, dem ich das Buch für den Profeſſor Andorf gegeben hatte, ſo dürfte derſelbe, wie mir jezt vorkam, ungefähr die Geſtalt und Größe des Mannes haben, den ich mit dem Mädchen über die Straſſe gehen geſehen hatte. Dann war der Pförtner vielleicht der Vater des Mädchens.

Mir fiel auch noch einmal auf, wie ordentlich ja anſtändig ſich damals der Pförtner benommen hatte, als er mir das Buch für den Profeßor Andorf abgenöthigt hatte, wie ausgewählt und gut ſeine Sprache geweſen ſei, ſo daß es den Anſchein hat, als ſei hier etwas Beſonderes im Spiele. Dies ſteigerte meine Theilnahme noch mehr, und ich nahm mir vor, gelegentlich dem Pförtner des Perronſchen Hauſes nach zu forſchen, und wenn etwa eine Hilfe nothwendig ſein ſollte, ſie nach den kleinen Mitteln, die mir zu dieſem Zwecke gegeben waren, zu leiſten.

Die Zeit, in welcher Alfred die Begegnung mit dem Raben gehabt hatte, war im Spätherbſte geweſen. In dem ſehr milden Winter, der darauf folgte, ging ich oft mit meinem Gatten in die Stadt. Wir gingen zum Theile zu Freunden, zum Theile beſuchten wir auch das Theater, von dem ich damals eine ſehr große Freundin geweſen war. Wenn wir in der Nacht nach Hauſe gingen, hörten wir noch einige Male das ſeltſame Flötenſpiel, das wir in jener Mondnacht gehört hatten, und wir vernahmen jetzt deutlich, daß es aus den unterirdiſchen Wohnungen des Perronſchen Hauſes kam.

Die Gelegenheit aber, mit dem Pförtner des Perronſchen Hauſes bekannt zu werden, war nicht leicht zu finden. Zuerſt wollte ich nicht zudringlich ſein, dann war der Profeßor Andorf ſo wenig mit dem

Pförtner des Hauſes bekannt, daß er nicht einmal gewußt hatte, daß das Haus einen Pförtner habe, und endlich kam überhaupt niemand in das Perronſche Haus, durch den eine Verbindung hätte eingeleitet werden können. Es verging ein Theil des Winters ohne daß ich mein Vorhaben ins Werk ſezen konnte.

Einmal war ich damit beſchäftigt, unſere ſchöneren Zimmer ein wenig zu ordnen. Wir hatten am Tage vorher eine Geſellſchaft bei uns gehabt, und es war manches in Unordnung gerathen. Da hörte ich von der Gaſſe herauf ein Geſumme und Gebrauſe, und da ich ein Fenſter öffnete, und hinab ſchaute, ſah ich mehrere Menſchen an dem Pförtchen des Perronſchen Hauſes ſtehen, und ſah, daß noch immer mehrere hinzu gingen, und ſich zu ihnen geſellten. Ich rief eines meiner Dienſtmädchen, und ſchikte dasſelbe hinab, um fragen zu laſſen, was es denn gäbe.

Das Mädchen kam nach einer Weile zurük, und ſagte, der Pförtner des Perronſchen Hauſes habe ſich erſchlagen. Ich warf ſogleich einen Mantel um, ging hinab, und ging gegen das Perronſche Haus. Ich wollte mich aber mit den Leuten, die vor dem rothen Pförtchen ſtanden, in kein Geſpräch einlaſſen, ſondern ging zu der mir bekannten Obſtfrau, die bei ihrem

Stande ſaß, und fragte: „Was iſt es denn geweſen, und wie kann ſich denn ein Menſch ſelber erſchlagen?“

„Es hat ſich niemand erſchlagen,“ antwortete die Frau, „es iſt nur der Pförtner des Perronſchen Hauſes geſtorben. Vor einer Viertelſtunde, da eben niemand an dieſer Seite der Häuſer ging, kam das Mädchen ſeine Tochter aus der Wohnung zu mir, und ſagte mir heimlich, daß der Vater todt ſei. Dann ging es gleich wieder in das Perronſche Haus zurük. Ich aber rief den Lehrling des Schuſters da herüber, ſagte es ihm, und ſagte, daß er auf das Stadthaus gehen, und dort die Meldung von dem machen möge, was mir das Mädchen geſagt habe. Der Lehrling wird es auf dem Wege den Leuten vertraut haben, darum ſind ſie ſchon gekommen. Aber von dem Stadthauſe muß auch bald jemand da ſein, ein Amtmann ein Arzt ein Beſchauer ein Geſchworner, oder wer es ſein mag.“

Während der Rede der Frau hatten ſich noch mehr Menſchen angeſammelt, es ging aber niemand von ihnen durch das rothe Pförtchen hinein, entweder aus Achtung vor dem Todten, der im Innern lag, oder aus Scheu vor dem ſeltſamen Perronſchen Hauſe.

Endlich kamen auch die von dem Amte Abgeordneten, den Befund aufzunehmen.

„Dieſe Frau hat es mir geſagt,“ ſagte der Lehrling, der auf die Obſtfrau zeigte.

Die Obſtfrau mußte mit den Amtsabgeordneten gehen. Sie that es gerne, nachdem ſie zuvor ein großes weißes Tuch auf ihren Obſtkram gebreitet hatte. Ich nannte mich den Amtsleuten, und bath, mich mit in die Wohnung zu nehmen, weil ich im Sinne habe zu helfen, wenn dort etwas noth thun ſollte. Man geſtand es gerne zu. Der Lehrling als in der Anzeige betheiligt mußte ebenfalls mit.

Als wir zu dem Pförtchen gelangt waren, drängte ſich alles nach demſelben, aber die Männer des Amtes ſagten, daß niemand, der nicht zu dem Amte gehöre, oder von demſelben aufgefordert ſei, in das Innere des Hauſes dürfe. Hierauf wurden zwei Diener der öffentlichen Sicherheit zu beiden Seiten des Pförtchens geſtellt, das Pförtchen wurde geöffnet, wir gingen hinein, die Sicherheitsdiener ſtellten ſich dann in die Mündung des Pförtchens, und ließen niemand mehr hinein.

Wir begaben uns durch den Gang, der hinter dem Pförtchen war, in den Hof, und von dem Hofe unter die Einfahrt, welche durch das Thor geſchloſſen war, und in der Seitenmauer der Einfahrt zeigte ſich eine Thür. Die Thür wurde geöffnet. Hinter ihr ging eine Treppe in die Tiefe hinunter. Als dort gelegen wurde die Wohnung des Pförtners angegeben.

Da wir die Treppe hinunter geſtiegen waren, und die Wohnung betreten hatten, ſahen wir, daß dieſelbe nur aus einem einzigen Zimmer beſtehe. Neben einer Leiter, die gegen das Fenſter empor lehnte, lag der alte todte Mann. Er hatte ein gelbes Molldonröklein und blaßblaue Beinkleider an. Als ihn die Männer aufgehoben, und auf ein Bett, das das ſeinige ſchien, gelegt hatten, ſah ich aus den Zügen, daß es wirklich der nehmliche Mann ſei, dem ich das Buch gegeben hatte. Man hatte Anfangs die Abſicht gehabt, Verſuche zu machen, ihn ins Leben zurük zu rufen, aber beim Anfaſſen hatte man ſchon empfunden, daß er kalt ſei, und bei näherer Beſchauung zeigte ſich auch, daß er unzweifelhaft todt ſei.

Wann mußte er denn geſtorben ſein?

Sonſt war niemand in dem Zimmer als das Mädchen mit dem großen Haupte. Es ſaß tief zurük auf einem weißen unangeſtrichenen Stuhle, und ſah von ferne zu, was man mit dem Manne beginne. Auf einem Schirme, der vor einem Bette ſtand, das ich für das des Mädchens hielt, ſaß die Dohle, denn eine ſolche kein Rabe war es geweſen, was Alfred hatte fangen wollen. Der Vogel nikte mit dem Kopfe, und ſprach ſchier Laute, die aber unverſtändlich verſtümmelt und kaum menſchenähnlich waren. Auf dem Tiſche, der nicht weit von dem Size des Mädchens ſtand, ſah ich die Flöte liegen.

Ich wollte, während die Männer die Leiche beſahen, und auf dem Bette in eine anſtändige Lage zu bringen ſuchten, das Mädchen anſprechen, wollte es zutraulich machen, und es dann mit mir nehmen, um es aus der traurigen Umgebung zu bringen. Ich näherte mich, und ſprach es an, wobei ich die höflichſte aber einfachſte Sprache verſuchte. Das Mädchen antwortete mir zu meinem Erſtaunen in der reinſten Schriftſprache, aber was es ſagte, war kaum zu verſtehen. Die Gedanken waren ſo ſeltſam, ſo von Allem, was ſich immer und täglich in unſerem Umgange ausſpricht, verſchieden, daß man das Ganze für blödſinnig hätte halten können, wenn es nicht zum Theile wieder ſehr verſtändig geweſen wäre.

Ich hatte zufällig in meinem Mantel einige Stüke Zukerbäkerei und etwas Obſt. Ich nahm ein Stükchen Bakwerk heraus, und both es dem Mädchen an. Es langte darnach, aß es, und zeigte in den

Zügen des großen Antlizes einen augenfälligen Schein von Freude. Ich verſuchte bei dieſer Gelegenheit auch, ob ich aus den Zügen heraus leſen könnte, wie alt das Mädchen ſein möge; aber es war mir wegen der ungewöhnlichen Bildung des Hauptes und des Angeſichtes nicht möglich. Es konnte ſechzehn Jahre alt ſein, es konnte aber auch zwanzig Jahre alt ſein.

Ich gab ihm nun noch ein zweites Stük, dann ein drittes, und dann mehrere.

Ich werde den Sinn deſſen, was es ſagte, ungefähr in unſerer Sprache oder Sprechweiſe geben, weil man die Gedankenfolge des Mädchens nicht verſtehen würde, und weil ich auch nicht im Stande wäre, die Dinge genau ſo aus dem Gedächtniſſe zu wiederholen, wie es dieſelben geſagt hatte.

Ich fragte es, ob es ſolche Speiſen gerne äße, wenn es dieſelben hätte, ob ſie gut ſeien.

„Ja, gut," ſagte es, „gib mir noch mehr."

„Ich werde dir mehr geben," antwortete ich, „wenn du mit mir gehſt, und in einer anderen Stube bleibſt, bis es Nacht wird, und bis es wieder Tag wird. Dann werde ich dich wieder in dieſe deine Stube zurük führen. Ich habe hier keine ſolchen ſüſſen Dinge mehr, aber in der Stube, in welche du mit mir gehen ſollſt, ſind viele."

„Ich gehe mit dir,“ ſagte es, „aber wenn der Tag kömmt, gehen wir wieder zu uns her.“

„Ja, da gehen wir wieder in dieſe Stube,“ ſagte ich.

Ich gab dem Mädchen nun auch einen Apfel von einer beſſeren Gattung. Es aß ihn mit dem Zeichen, daß er ihm angenehm ſei.

Ich fragte das Mädchen auch, ob es keine Mutter habe, oder ob keine Geſchwiſter am Leben ſeien.

Es habe keine Mutter, antwortete es, und es ſei immer nur bei dem Vater allein geweſen. Den Begrif Geſchwiſter ſchien es gar nicht zu kennen.

Ich fragte es hierauf, wie denn der Vater geſtorben ſei.

„Er iſt auf die Leiter geſtiegen,“ antwortete es, „die zu unſerem Fenſter hinauf führt. Ich weiß nicht, was er thun wollte, und da iſt er herab gefallen, und iſt liegen geblieben. Ich wartete, bis er wieder geſund werden würde; aber er iſt nicht mehr geſund geworden. Er war todt. Da eine Nacht und ein Tag vergangen waren, ſagte ich es der Frau, die immer nicht weit von unſerm Pförtlein ſitzt. Seit dem ſind die Leute gekommen.“

Ich theilte den Männern die Nachricht mit, und ſagte, daß ich das Mädchen in mein Haus führen, und einſtweilen dasſelbe verpflegen würde. Die Behörden, welche die Sache leiten, könnten das Mädchen immer bei mir finden, wenn ſie dasſelbe zurükfodern ſollten. Ich würde auch die Begebenheit meinen Freunden und Bekannten anzeigen, daß wir eine Sammlung von Geld machen, damit man den Mann anſtändig begraben könne. Die Männer wendeten dagegen nichts ein.

Sie waren unterdeſſen mit der Leiche fertig geworden. Es hatte ſich gezeigt, daß der arme Mann aus was immer für einer Urſache gefallen ſein müſſe, und zwar wie der Anſchein zeige, und das Mädchen ausſage, von der Leiter, die gegen das Fenſter lehnte, und daß er ſich hiebei die Wirbel des Genikes verlezt haben müſſe, was den Tod augenbliklich zur Folge gehabt habe. Man bedeutete mir, daß den Geſezen zufolge eine gerichtliche Zergliederung ſtatt haben müſſe, und daß es daher um ſo erwünſchter erſcheine, wenn das Mädchen aus der Wohnung entfernt würde. Die Ausſage der Obſtfrau und des Lehrlings waren zu Papier gebracht worden, und man erklärte ihnen, daß nichts im Wege ſtehe, daß ſie ſich entfernen könnten.

Ich trat noch ein wenig zu der Leiche. Sie lag jezt in ihren Kleidern auf dem Bette. Die Züge waren wenig verändert, und waren faſt ſo, wie an jenem Vormittage, als der Mann in dem Hofe des Perronſchen Hauſes vor mir geſtanden war, und mir das Buch abgedrungen hatte. Die blauen Augen waren geſchloſſen, und da ihre etwas auffällige Unruhe durch die Lider bedekt war, ſo hatte die Miene ſogar einen Ausdruk von Milde. Das mochten auch die andern fühlen; denn man ſtand einen Augenblik ſchweigend um das Bett herum, und betrachtete den Mann. Endlich entfernten ſich der Lehrling und die Obſtfrau aus dem Zimmer. Ich trat auch von dem Anblike hinweg.

Ich näherte mich dem Mädchen, und ſagte ihm, daß ich es jezt mit mir führen würde, und daß es mir folgen möge, wie es früher geſagt habe.

Das Mädchen erwiederte, daß es ſchon mit mir gehe, und daß wir, wenn wieder der Tag kommen würde, auch wieder in die Stube zurükkehren ſollen.

Ich antwortete, das werde ganz gewiß geſchehen.

Es folgte mir nun ganz willig. Wir ſtiegen die Treppe hinan, ich nahm es bei der Hand, wir gingen über den Hof durch den Gang und bei dem rothen Pförtchen auf die Gaſſe hinaus. Auf der Gaſſe ſtanden noch immer die Leute, die ſich im Gegentheile eher vermehrt hatten. Eine dichte Gruppe umgab die Obſtfrau und der Lehrling, die erzählten, was ſie im Innern des Hauſes geſehen und erfahren hatten. Ich beeilte meine Schritte, um mich und das Mädchen aus der Menge zu bringen, und den Betrachtungen und Verwunderungen zu entziehen, die durch den Anblik des ungewöhnlichen Hauptes des Mädchens angeregt worden waren.

Ich führte es in meine Wohnung.

Dort gab ich ihm eine ordentliche Speiſe zu eſſen, da ich vermuthen konnte, daß es ſeit geſtern zu keinem regelmäßigen Eſſen werde gekommen ſein. Es mußte auch ſo geweſen ſein; denn das Mädchen aß mit ſichtlichem Vergnügen, und es ſchien ſehr erquikt zu werden. Es ſagte mir nachträglich, daß es alles Brod gegeſſen habe, was in der Wohnung geweſen ſei.

Wir hatten ein nach dem Garten gelegenes Gemach, das von einer alten Kinderwärterin, die ſchon bei meinen Eltern im Dienſte geweſen war, und dann meine Kinder gepflegt hatte, ſo lange bewohnt geweſen war, bis endlich ihre Tochter geheirathet hatte, zu der ſie dann ging, um bei ihr zu leben, und allenfalls auch an ihren Kindern zu thun, was ſie ſo lange an fremden gethan hatte. Seit jener Zeit ſtand das Gemach leer; aber die Geräthe waren in demſelben geblieben. Ich ließ es nun für das mitgebrachte

Mädchen zuſammen richten. Ich ließ ein Bett machen, und das Stübchen recht warm beheizen. Dann führte ich das Mädchen in dasſelbe zurük. Ich hatte Sorge getragen, daß das Mädchen keinem meiner Dienſtleute zu Geſichte gekommen war, damit ſie es nicht etwa durch unvernünftiges Anſtaunen oder gar Ausrufen einſchüchterten. Darum hatte ich ihm die Speiſen in unſer Speiſezimmer, in dem es war, ehe es in das Rükſtübchen geführt werden konnte, ſelber gebracht, und hatte den Befehl gegeben, daß niemand in das Speiſezimmer eintreten dürfe.

Wir hatten eine ältliche Magd, die ſeit unſerer Verehlichung ſchon bei uns geweſen war, die eine große Anhänglichkeit an uns und unſere Kinder hatte, und eine Art Vorrecht genoß, bei Familienangelegenheiten oder bei andern wichtigen Sachen ein Wort mit zu reden. Dieſe Magd rief ich, ſezte ihr den Fall mit dem fremden Mädchen auseinander, und bath ſie, daß ſie bei dem Mädchen in dem Stübchen bleiben, daß ſie mit ihm freundlich reden, ihm beiſtehen, und ihm den Aufenthalt angenehm machen ſolle. Sie verſprach, alles dieſes zu thun. Ich ſorgte auch für Wäſche, wenn bei dem fremden Mädchen hierin etwas nothwendig ſein ſollte. Auch gab ich ihm in dem Stübchen noch Zukerwerk und Obſt, um mein Verſprechen, das ich gegeben hatte, zu löſen.

Ich ſagte dem Mädchen, daß ich mich jezt entfernen müſſe, weil ich andere Dinge zu thun hätte, daß die Magd bei ihm bleiben, und daß ich ſchon wieder kommen würde, um nachzuſehen, wie es ſich befinde.

Das Mädchen ſchien dies alles vollkommen zu begreifen.

Ich ging in mein Arbeitszimmer, ſezte mich nieder, und ſchrieb an mehrere meiner Bekannten und Freunde, um ſie um Beihilfe anzugehen.

Als am Abende mein Gatte nach Hauſe kam, erzählte ich ihm alles, was vorgefallen war, und was ich gethan hatte, und fragte ihn, ob es recht geweſen ſei.

Er ſagte, daß alles recht geweſen ſei, er billigte alles, und ſchloß ſich ſelber der Sache an. Er ſchrieb auch noch einige Briefe, dann nahm er einen Wagen, um perſönlich noch zu mehreren Freunden zu fahren. Als er ſpät in der Nacht nach Hauſe kam, brachte er gute Zuſicherungen, und es waren auch freundliche Antworten auf mehrere Briefe noch an demſelben Abende eingegangen. Wir legten uns zufrieden ſchlafen.

Am andern Morgen ging mein Gatte mit mir in die unterirdiſche Wohnung. Die gerichtliche Zergliederung hatte ſtatt gefunden. Das Rükenmark war an einer Stelle, wo der feinſte Siz des Lebens zu ſein ſcheint, durch Quetſchung der Nakenwirbel verlezt worden, und dadurch iſt der Tod erfolgt. Die Leiche war bereits in einem Sarge, und war bereitet, beerdigt werden zu können. Wir machten die Anzeige an die Kirche, um die Art der Beerdigung einzuleiten. Während mein Gatte noch mehrere Vorbereitungen machte, ging ich nach Hauſe, um das fremde Mädchen zu veranlaſſen, daß es in meiner Wohnung bleibe, bis die Beerdigung vorüber wäre.

Es war ſchon erwacht, und angezogen. Es verlangte nach Hauſe. Ich ſagte ihm, daß ich jezt nicht Zeit habe, daß mehrere Dinge zu verrichten wären, und daß ich nach deren Beendigung gewiß kommen und daß ich es dann ſelber wieder in ſeine Wohnung zurük führen würde. Es fügte ſich in dieſe Dinge, es erhielt ein Frühſtük, und die Magd, welche ihm beigegeben worden war, blieb bei ihm.

Der Profeßor Andorf war herüber gekommen; er hatte die Sache erfahren. Andere Freunde, an die wir geſchrieben hatten, waren gekommen, um den Fall perſönlich zu ſehen. Viele Menſchen hatten ſich wieder an dem rothen Pförtchen geſammelt. Es waren größtentheils Perſonen aus den niederen Ständen welche die Neugierde und eine Art dumpfer Theilnahme, die dieſer Gattung eigen iſt, herbei geführ hatte, dann, wie es in einer großen Stadt geſchieht waren die Vorübergehenden ſtehen geblieben, hatte gefragt, was es gäbe, und hatten ſich nach Erhaltung der Antwort, wenn es ihre Zeit nur ein wenig erlaubte, an die Wartenden angeſchloſſen.

Gegen Ende des Vormittags erſchien der Prieſter, die Leiche wurde eingeſegnet, wurde dann in di Kirche gebracht, erhielt dort wieder die gebräuchliche Gebethe, und wurde dann auf den Kirchhof geführt Wir hatten die Beerdigung auf einfache Weiſe veranſtaltet, damit von dem geſammelten Gelde etwas fü das hinterlaſſene Mädchen erübrigt werden könnte Nach der Wegführung der Leiche hatten ſich alle Menſchen von dem rothen Pförtchen entfernt.

Ich hielt es nun an der Zeit, das Mädchen wieder in ſeine unterirdiſche Wohnung zu führen. Ic ſah deutlich ein, daß ich mir nur durch genaues Worthalten Zutrauen zu erwerben im Stande wäre; den das Mädchen hatte unter andern merkwürdigen Eigenſchaften auch die, daß es den Worten eines ander blind glaubte. Ich ging daher in das Hinterſtübchen ſagte, daß ich die Dinge, die mich früher verhinder hätten, verrichtet habe, und daß ich jezt das Mädchen wieder in ſeine Wohnung führen wolle. Es ſtand heiter von dem Stuhle auf, und folgte mir.

Als wir in die unterirdiſche Stube gekommen waren, fragte es nach dem Vater. Ich war in Verlegenheit; denn ich hatte gedacht, daß es wiſſe, daß der Vater todt ſei; denn es hatte ſelbſt das Wort gebraucht; und daß es daher wiſſen werde, wohin er gebracht worden ſei, wenn es denſelben nicht mehr in der Wohnung finden würde. Ich ſagte daher, daß es ja wiſſe, daß der Vater geſtorben ſei, daß es ja ſelber geſagt habe, daß er nicht mehr geſund geworden, ſondern todt ſei, und daß er daher nach dem Gebrauche unſerer Religion begraben worden ſei.

Es ſtuzte eine Weile, dann ſagte es: „Er wird gar nicht mehr kommen?“

Ich hatte nicht den Muth, ja zu ſagen, und ich hatte nicht den Muth, das Mädchen durch Täuſchung zu tröſten, ſondern blieb mitten in meiner Halbheit von Zugeben.

Es ſagte nach einer Weile wieder fragend: „Er wird gar nicht mehr kommen?“

Nun hatte ich den Muth nicht mehr, unwahr zu ſein, ſondern ich ſagte dem Mädchen, daß der Vater todt ſei, daß er ſich nie mehr regen könne, daß er von

uns unter die Erde gethan worden ſei, wie man e
mit allen Todten thue, und daß er dort in Ruhe li
gen bleiben werde.

Da fing es heftig zu weinen an, ich ſuchte es z
tröſten, aber meine Worte verfingen nichts, es wein
fort, bis es ſich ſelber nach und nach ein wenig ſänf
tigte. Ich fragte es, da es ſtiller geworden war, o
es wieder mit mir in meine Wohnung gehen wolle
ich würde es, ſobald es wollte, abermals hieher zu
rük führen. Da die Wohnung leer war, machte da
Mädchen wenig Widerſtand, und ich führte es in da
Stübchen, in dem es geſchlafen hatte. Nach eine
Weile gingen wir wieder in die unterirdiſche Woh
nung. Und ſo wiederholte ich das Verfahren im Lauf
des Tages mehrere Male, theils um das Mädchen z
beſchäftigen, theils um es an eine Veränderung ſein
Lage zu gewöhnen, und ihm den Schein von Freihe
zu laſſen, damit es nicht durch Empfindung eine
Zwanges widerſezlich und unbehandelbar würde.

Ich gab ihm auch Speiſen, von denen ich ve
muthete, daß ſie ihm zuſagen könnten.

Gegend Abend, da wir in der unterirdiſchen Stub
waren, ſchlug ich vor, daß es wieder in dem Stübch
ſchlafen ſolle, in welchem es in der vorigen Nac
geſchlafen habe, es ſei dort warm, es ſei ein gu

Bett, es ſei die freundliche Magd dort, und es ſei ein Abendmal bereitet.

Es ſagte, daß es mitgehe, wenn es die Dohle mitnehmen dürfe.

Ich erlaubte es gerne.

Es näherte ſich der Dohle, gab ihr ſeltſamliche unverſtändliche Namen, und ſuchte ſie zu haſchen. Die Dohle dukte ſich auf dem Schirme, und ließ ſich mit beiden Händen des Mädchens nehmen. So trug es dieſelbe fort, ſo kamen wir in mein Hinterſtübchen. Ich ſezte das Mädchen in einen geräumigen Armſtuhl nahe an den Ofen, ich rief die Magd herbei, daß ſie Geſellſchaft leiſte, ſorgte für ein Abendmal, und begab mich nach den Anſtrengungen des Tages in mein Zimmer.

Die Sachen waren in der Wohnung des Pförtners verſiegelt, und das Bewegliche in Beſchlag genommen worden. Nur den Schlüſſel zur Stubenthür ließ man mir, damit ich öfter mit der hinterlaſſenen Tochter die Stube beſuchen könnte. Meinen Gatten hatte man gefragt, ob er die Vormundſchaft über das Mädchen übernehmen wolle, und er hatte eingewilligt.

Ich wußte nicht, was ich mit dem Mädchen thun ſollte. Wir beſchloßen daher dasſelbe ſo lange bei uns zu behalten, bis meinem Manne alle Papier und etwaigen anderen Dinge des Verstorbenen eingehändigt würden, woraus man dann die Verhältniss des Verstorbenen würde entnehmen und wissen können was mit dem Mädchen weiter zu geschehen hätte.

Sehr schwer war es, das Mädchen von dem unterirdischen Gewölbe zu entwöhnen. Es hing mi einer Hartnäkigkeit an dem Gemache, die unbegreiflich war. Nur durch den öfteren Besuch der unterirdischen Wohnung, den ich mit ihm anstellte, durc zutrauliches Reden über gleichgültige Dinge, un endlich durch sorgfältige Pflege, die ihm wohlthat gewöhnte ich es nach und nach an sein neues Stübchen. Ich gab ihm gute Wäsche, und ließ ihm Kleide von unseren Mägden verfertigen, die ihm gut standen in denen es sich wohl befand, und durch die es nich mehr so auffiel. Fast noch mehr als alles ander scheute es die freie Luft, und wenn ich es ein wenig in den winterlichen Garten hinunter brachte, benahm es sich linkisch, und starrte die entlaubten Zweige an In den ersten Tagen kam niemand zu ihm als ic und die ältliche Magd, nach und nach gewöhnte e sich aber auch an den Anblik von andern aus unsere Familie, und jedem Mitgliede derselben war eingeschärft, das Mädchen freundlich zu behandeln, un es etwa nicht durch auffälliges Betrachten zu erſchrecken.

Ich begann nach und nach zu unterſuchen, was es denn gelernt habe. Allein ſo gut gewählt und rein ſeine Worte waren die es ſprach, ſo gut ſie geſezt waren, wenn auch die Gedanken oft ſchwer errathen werden konnten, ſo wenig hatte es eine Vorſtellung oder eine Kenntniß von der geringſten weiblichen Arbeit. Nicht einmal von dem Waſchen und Reinigen eines Lappens von dem Zuſammennähen zweier Fleke hatte es einen Begrif. Der Vater mußte alles das außer dem Hauſe beſorgt haben. Dafür ſprach es oft, für uns unverſtändlich, mit der Dohle, wir trafen es zuweilen leiſe ſingend an, und es konnte auf der Flöte des Vaters, die wir ihm hatten verſchaffen müſſen, ein wenig ſpielen.

Als es eine bedeutende Anhänglichkeit an mich gewonnen hatte, veranlaßte ich es, von ſeiner Vergangenheit zu ſprechen. Allein entweder hatte es alles Frühere vergeſſen, oder es hatten die unmittelbar zulezt vergangenen Dinge eine ſolche Gewalt über ſein Gedächtniß ausgeübt, daß es ſich an das, was vorher war, nicht mehr erinnerte. Es erzählte nur immer von dem unterirdiſchen Gemache.

„Der Vater,“ ſagte es, „ging fort, nahm die Flöte mit, und kam oft erſt zur Zeit, da die Lichter brannten, zurük. Er brachte in einem Topfe Speiſen, die wir in dem kleinen Ofen wärmten und dann aßen. Oft legte ich auch Holzſpäne in den Ofen, wenn er nicht da war, und machte mir eine Speiſe warm, die in einem Topfe auf dem Geſtelle ſtand; denn es blieb zuweilen viel übrig. Ein anderes Mal hatte ich nichts als Brod, welches ich aß. Zuweilen blieb er auch zu Hauſe. Er lehrte mich mancherlei Dinge, und erzählte viel. Er ſperrte immer zu, wenn er fort ging. Wenn ich fragte, was ich für eine Aufgabe habe, während er nicht da ſei, antwortete er: Beſchreibe den Augenblik, wenn ich todt auf der Bahre liegen werde, und wenn ſie mich begraben; und wenn ich dann ſagte: Vater, das habe ich ja ſchon oft beſchrieben, antwortete er: So beſchreibe, wie deine Mutter von ihrem Herzen gepeinigt in der Welt herumirrt, wie ſie ſich nicht zurük getraut, und wie ſie in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht. Wenn ich ſagte: Vater, das habe ich auch ſchon oft beſchrieben, antwortete er: So beſchreibe es noch einmal. Wenn ich dann mit der Aufgabe, wie der Vater todt auf der Bahre liegt, und wie die Mutter in der Welt umher irrt, und in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht, fertig war, ſtieg ich auf die Leiter, und ſchaute durch die Drahtlöcher des Fenſters hinaus. Da ſah ich die Säume von Frauenkleidern vorbei gehen, ſah die Stiefel von Männern, ſah ſchöne Spizen von Röken oder die vier Füſſe eines Hundes. Was an den jenſeitigen Häuſern verging, war nicht deutlich.“

Als ich das Mädchen fragte, wo es die Ausarbeitungen der Aufgaben habe, antwortete es, daß der Vater dieſelben alle geſammelt habe, und daß ſie irgendwo aufbewahrt ſeien. Etwas weniges ſei da. Mit dieſen Worten ging es zu einem Kleiderkaſten, in welchem es ſeine Kleider hatte, that aus dem Sake eines alten abgelegten Rokes einige verknitterte Papiere heraus, und reichte ſie mir. Ich faltete ſie auseinander. Sie waren theils mit Dinte theils mit Bleifeder beſchrieben, und häufig durch Kreuze und andere Zeichen ausgeſtrichen. Es war nicht viel daraus zu entnehmen.

Ich befragte es über Gott über die Schöpfung der Welt und über andere religiöſe Gegenſtände. Es ſagte die betreffenden Stellen aus dem Katechismus ſehr geläufig auf, und blikte mit den ruhigen und ausdrukloſen Augen umher. Ich ſuchte zu ergründen, ob es den religiöſen Handlungen unſerer Kirche beigewohnt habe, und brachte heraus, daß es wiederholt die Kirche mit dem Vater beſucht habe, daß es dort aber nie eine Muſik, das heißt ein Flötenſpiel, wie es ſich ausdrükte, gehört, noch mit jemand geſprochen habe. Es mußte alſo höchſtens bei ſtillen Meſſen geweſen ſein.

Endlich wurde meinem Gatten die Vormundſchaft übertragen, und ihm die gerichtlich vorgefundene und aufgezeichnete Verlaſſenſchaft gegen Beſcheinigung übergeben. Aus den Papieren, die er ſogleich ſorgfältig unterſuchte, ging hervor, daß der Verſtorbene niemand anders war als jener Rentherr, der einmal abgereiſet, und ſodann ſpurlos verſchwunden war. Wir hatten die Geſchichte jenes Mannes nur ſo im Allgemeinen gewußt, und ſie ſchon längſt wieder vergeſſen. Jezt wurde ſie auf's Neue aus der Erinnerung hervorgeholt, und von Manchem, der es wiſſen konnte, das nähere Einzelne erforſcht.

Das Mädchen mit dem großen Haupte und den breiten Zügen war alſo das roſige Kind geweſen, das unter dem Gezelte geſchlafen hatte, deſſen Spize der vergoldete Engel mit ſeinen Fingern gehalten hatte, deſſen Falten rings um das Bettchen auseinander gegangen waren, und das die Eltern mit Wonne betrachtet hatten.

Von Eigenthum hatten ſich nur einige ſchlechte

Geräthe einige alte Kleider und die Betten vorgefunden. Von Barſchaft war ein kleiner Sak mit Kupfermünzen gefüllt vorhanden. Weiter gar nichts.

Mein Gatte forſchte unter den Papieren nach einer Aufklärung über den Vermögensſtand des Verſtorbenen; denn ein ſolcher mußte doch vorhanden geweſen ſein; denn alle die befragt worden waren, erinnerten ſich nicht, daß der Rentherr, als er das Haus auf dem Sanct Petersplaze bewohnt hatte, in irgend einem Amte geſtanden ſei, noch daß er irgend einen Erwerb getrieben habe, und dennoch habe er anſtändig und wohlhabend gelebt. Er mußte daher von irgend einem Anliegen Bezüge genoſſen haben. Aber in den geſammten Schriften und den kleinſten Zettelchen war nicht das Geringſte zu finden. Mein Gatte ging nun in Wien zu allen Ämtern, die mit Gelde oder irgend anderen Werthen auch nur von ferne zu thun hatten, und fragte an; aber nirgends konnte eine Auskunft erhalten werden. Er beſuchte nun nach und nach alle Geſchäftsführer Stellvertreter Anwälte, und wie dieſe Männer alle heißen; aber bei keinem konnte er etwas in Erfahrung bringen. Endlich grif er zu dem Mittel, den Fall in den Zeitungen bekannt zu geben, in wieferne er ſich auf die Vermögensfrage bezog, und jedermann zur Mittheilung aufzufodern, der etwa Kenntniß haben könnte; aber es erfolgte keine Antwort. Das Vermögen des armen Mädchens, wenn noch eines vorhanden war, mußte alſo verloren gegeben werden.

Die Summe, welche nach der Verſteigerung der Geräthe und andern Dinge, die der Reutherr in ſeiner Wohnung auf dem Sanct Petersplaze zurük gelaſſen hatte, und nach der Bezahlung der Schuld an den Hausbeſizer noch übrig geblieben, und in die Verwahrung der Gerichte gegeben worden war, wurde meinem Gatten für das Mädchen eingehändigt. Sie war durch die Zinſen während einer Reihe von Jahren nicht unbeträchtlich angewachſen.

Von der Lebensweiſe und den Schikſalen des Verſtorbenen ſeit ſeiner Abreiſe von Wien konnte mein Gatte nichts Beſtimmtes erfahren. Nur, da er alle Wege zur Ermittlung des Lebenslaufes des Verſtorbenen und in Folge deſſen zur Ermittlung des Schikſales des Vermögens des Mädchens einſchlug, war das Eine zu ſeiner Kenntniß gekommen, daß ein Mann, deſſen Beſchreibung ganz auf den Verſtorbenen paßte, in den Vorſtädten, welche ſehr weit von der Wohnung des Verſtorbenen entfernt waren, oft geſehen worden war, daß er mit ſeiner Flöte in Gaſthäuſern in Gärten und an öffentlichen Orten erſchienen war, und dort für kleine Gaben geſpielt habe. Aus Küchen habe er gerne Speiſen, die man ihm ſchenkte, in ſeinem Topfe fortgetragen. Daß er in der Nähe ſeiner Wohnung geſpielt habe, konnte man nicht erfahren.

Von dem Verwalter des Perronſchen Hauſes erfuhr mein Gatte, daß der Verſtorbene zu irgend einer Zeit, er wiſſe es ſelbſt nicht mehr genau, wann es geweſen, unentgeldlich in die unterirdiſche Wohnung aufgenommen worden ſei, um Pförtnerdienſte zu verrichten, obwohl bis dahin die Inwohner Schlüſſel zu dem rothen Pförtchen gehabt hatten, die ſie auch fernerhin noch behielten. Überhaupt konnte von dem Verwalter des Perronſchen Hauſes nicht viel in Erfahrung gebracht werden, da er ſich der Verfallenheit des Hauſes wegen wenig um dasſelbe kümmerte, und von dem Beſizer auch nicht dazu angehalten wurde.

Eines Tages brachte mein Gatte einen großen Stoß von Schriften in mein Zimmer, und reichte ſie mir. Ich ſah ſie an, blätterte ſie durch, und ſah, daß es die Ausarbeitungen und ſchriftlichen Aufſäze des Mädchens waren. Ich nahm mir nun, wenn ich Zeit hatte, die Mühe, den größten Theil dieſer Papiere zu durchleſen. Was ſoll ich davon ſagen? Ich würde ſie Dichtungen nennen, wenn Gedanken in ihnen geweſen wären, oder wenn man Grund Urſprung und Verlauf des Ausgeſprochenen hätte enträthſeln können. Von einem Verſtändniſſe, was Tod was Umirren in der Welt und ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen heiße, war keine Spur vorhanden, und doch war dieſes alles der trübſelige Inhalt der Ausarbeitungen. Der Ausdruk war klar und bündig, der Sazbau richtig und gut, und die Worte obwohl ſinnlos waren erhaben.

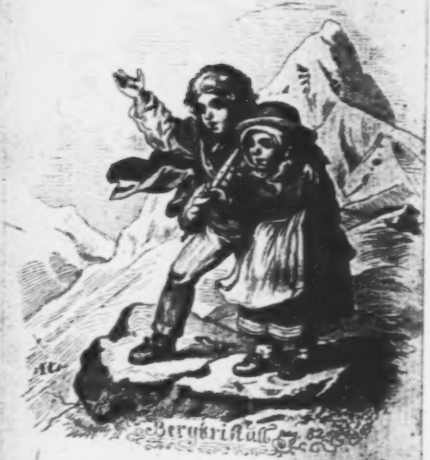
Ich nahm von dieſem Umſtande Veranlaſſung, aus Dichtern oder andern Schriftſtellern Säze mit beſtimmter gehobner Betonung vorzutragen. Das Mädchen merkte hoch auf. Bald ſagte es ſelber ſolche Dinge her, und ſpäter trug es mit einer Art Schauſtellung Theile aus den beſten und herrlichſten Schriften unſeres Volkes vor. Wenn man aber näher in das Werk einging, von dem es eine Stelle geſagt hatte, und nach deſſen Inhalt Bedeutung und Geſtalt forſchte, verſtand es nicht, was man wollte. Auch war in der Verlaſſenſchaft kein einziges der betreffenden Bücher vorhanden. Das Aufſagen ſolcher Stellen war ein Reiz für das Mädchen, dem es ſich ſchwärmeriſch hingab. Wir kamen dahinter, daß die leiſen Worte, die es zur Dohle ſagte, ähnliche Dinge

Bunte Steine.

Zweiter Band.

Bunte Steine.

Ein Festgeschenk
von
Adalbert Stifter.


Bergkriſtall

Zweiter Band.

Verlag von Gustav Heckenast
in Pesth.

[illegible]
[illegible]

Bunte Steine.

Ein Feſtgeſchenk

von

Adalbert Stifter.

Zweiter Band.

Peſth 1853.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
I. Bergkriſtall 1
II. Kazenſilber 93
III. Bergmilch 211

[illegible]
[illegible]

I.

Bergkriſtall.

Unſere Kirche feiert verſchiedene Feſte, welche zum Herzen dringen. Man kann ſich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingſten und kaum etwas Ernſteres und Heiligeres als Oſtern. Das Traurige und Schwermüthige der Charwoche und darauf das Feierliche des Sonntags begleiten uns durch das Leben. Eines der ſchönſten Feſte feiert die Kirche faſt mitten im Winter, wo beinahe die längſten Nächte und kürzeſten Tage ſind, wo die Sonne am ſchiefſten gegen unſere Gefilde ſteht, und Schnee alle Fluren deckt, das Feſt der Weihnacht. Wie in vielen Ländern der Tag vor dem Geburtsfeſte des Herrn der Chriſtabend heißt, ſo heißt er bei uns der heilige Abend, der darauf folgende Tag der heilige Tag und die dazwiſchen liegende Nacht die Weihnacht. Die katholiſche Kirche begeht den Chriſttag als den Tag der

Geburt des Heilandes mit ihrer allergrößten kirchlichen Feier, in den meiſten Gegenden wird ſchon die Mitternachtſtunde als die Geburtſtunde des Herrn mit prangender Nachtfeier geheiligt, zu der die Gloken durch die ſtille finſtere winterliche Mitternachtluft laden, zu der die Bewohner mit Lichtern oder auf dunkeln wohlbekannten Pfaden aus ſchneeigen Bergen an bereiſten Wäldern vorbei und durch knarrende Obſtgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen, und die aus der Mitte des in beeiſte Bäume gehüllten Dorfes mit den langen beleuchteten Fenſtern empor ragt.

Mit dem Kirchenfeſte iſt auch ein häusliches verbunden. Es hat ſich faſt in allen chriſtlichen Ländern verbreitet, daß man den Kindern die Ankunft des Chriſtkindleins — auch eines Kindes, des wunderbarſten, das je auf der Welt war — als ein heiteres glänzendes feierliches Ding zeigt, das durch das ganze Leben fortwirkt, und manchmal noch ſpät im Alter bei trüben ſchwermüthigen oder rührenden Erinnerungen gleichſam als Rükblik in die einſtige Zeit mit den bunten ſchimmernden Fittigen durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel fliegt. Man pflegt den Kindern die Geſchenke zu geben, die das heilige Chriſtkindlein gebracht hat, um ihnen Freude zu machen. Das thut man gewöhnlich am heiligen Abende, wenn die tiefe Dämmerung eingetreten iſt. Man zündet Lichter und meiſtens ſehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den ſchönen grünen Äſten eines Tannen- oder Fichtenbäumchens ſchweben, das mitten in der Stube ſteht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, daß der heilige Chriſt zugegen geweſen iſt, und die Geſchenke, die er mitgebracht, hinterlaſſen hat. Dann geht die Thür auf, die Kleinen dürfen hinein, und bei dem herrlichen ſchimmernden Lichterglanze ſehen ſie Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tiſche herum gebreitet, die alle Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die ſie ſich nicht anzurühren getrauen, und die ſie endlich, wenn ſie ſie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Ärmchen herum tragen, und mit ſich in das Bett nehmen. Wenn ſie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glockentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen ſein, als zögen jezt die Englein durch den Himmel, oder als kehre der heilige Chriſt nach Hauſe, welcher nunmehr bei allen Kindern geweſen iſt, und jedem von ihnen ein herrliches Geſchenk hinterbracht hat.

Wenn dann der folgende Tag, der Chriſttag, kömmt, ſo iſt er ihnen ſo feierlich, wenn ſie früh Morgens mit ihren ſchönſten Kleidern angethan in der warmen Stube ſtehen, wenn der Vater und die Mutter ſich zum Kirchgange ſchmüken, wenn zu Mittage ein feierliches Mal iſt, ein beſſeres als in jedem Tage des ganzen Jahres, und wenn nachmittags oder gegen den Abend hin Freunde und Bekannte kommen, auf den Stühlen und Bänken herum ſizen, mit einander reden, und behaglich durch die Fenſter in die Wintergegend hinaus ſchauen können, wo entweder die langſamen Floken niederfallen, oder ein trübender Nebel um die Berge ſteht, oder die blutrothe kalte Sonne hinab ſinkt. An verſchiedenen Stellen der Stube, entweder auf einem Stühlchen oder auf der Bank oder auf dem Fenſterbrettchen liegen die zaubriſchen nun aber ſchon bekannteren und vertrauteren Geſchenke von geſtern Abend herum.

Hierauf vergeht der lange Winter, es kömmt der Frühling und der unendlich dauernde Sommer — und wenn die Mutter wieder vom heiligen Chriſte erzählt, daß nun bald ſein Feſttag ſein wird, und daß er auc diesmal herab kommen werde, iſt es den Kindern, als ſei ſeit ſeinem lezten Erſcheinen eine ewige Zei vergangen, und als liege die damalige Freude in einer weiten nebelgrauen Ferne.

Weil dieſes Feſt ſo lange nachhält, weil ſein Abglanz ſo hoch in das Alter hinauf reicht, ſo ſtehen wir ſo gerne dabei, wenn Kinder daſſelbe begehen, und ſich darüber freuen. — —

In den hohen Gebirgen unſers Vaterlandes ſteht ein Dörfchen mit einem kleinen aber ſehr ſpizigen Kirchthurme, der mit ſeiner rothen Farbe, mit welcher die Schindeln bemalt ſind, aus dem Grün vieler Obſtbäume hervor ragt, und wegen derſelben rothen Farbe in dem duftigen und blauen Dämmern der Berge weithin erſichtlich iſt. Das Dörfchen liegt gerade mitten in einem ziemlich weiten Thale, das faſt wie ein länglicher Kreis geſtaltet iſt. Es enthält außer der Kirche eine Schule, ein Gemeindehaus und noch mehrere ſtattliche Häuſer, die einen Plaz geſtalten, auf welchem vier Linden ſtehen, die ein ſteinernes Kreuz in ihrer Mitte haben. Dieſe Häuſer ſind nicht bloße Landwirthſchaftshäuſer, ſondern ſie bergen auch noch diejenigen Handwerke in ihrem Schoße, die dem menſchlichen Geſchlechte unentbehrlich ſind, und die beſtimmt ſind, den Gebirgsbewohnern ihren einzigen Bedarf an Kunſterzeugniſſen zu deken. Im Thale und an den Bergen herum ſind noch ſehr viele zerſtreute

Hütten, wie das in Gebirgsgegenden ſehr oft der Fall iſt, welche alle nicht nur zur Kirche und Schule gehören, ſondern auch jenen Handwerken, von denen geſprochen wurde, durch Abnahme der Erzeugniſſe ihren Zoll entrichten. Es gehören ſogar noch weitere Hütten zu dem Dörfchen, die man von dem Thale aus gar nicht ſehen kann, die noch tiefer in den Gebirgen ſteken, deren Bewohner ſelten zu ihren Gemeindemitbrüdern herauskommen, und die im Winter oft ihre Todten aufbewahren müſſen, um ſie nach dem Wegſchmelzen des Schnees zum Begräbniſſe bringen zu können. Der größte Herr, den die Dörfler im Laufe des Jahres zu ſehen bekommen, iſt der Pfarrer. Sie verehren ihn ſehr, und es geſchieht gewöhnlich, daß derſelbe durch längeren Aufenthalt im Dörfchen ein der Einſamkeit gewöhnter Mann wird, daß er nicht ungerne bleibt, und einfach fortlebt. Wenigſtens hat man ſeit Menſchengedenken nicht erlebt, daß der Pfarrer des Dörfchens ein auswärtsſüchtiger oder ſeines Standes unwürdiger Mann geweſen wäre.

Es gehen keine Straſſen durch das Thal, ſie haben ihre zweigleiſigen Wege, auf denen ſie ihre Felderzeugniſſe mit einſpännigen Wäglein nach Hauſe bringen, es kommen daher wenig Menſchen in das Thal, unter dieſen manchmal ein einſamer Fußreiſender, der ein Liebhaber der Natur iſt, eine Weile in der bemalten Oberſtube des Wirthes wohnt, und die Berge betrachtet, oder gar ein Maler, der den kleinen ſpizen Kirchthurm und die ſchönen Gipfel der Felſen in ſeine Mappe zeichnet. Daher bilden die Bewohner eine eigene Welt, ſie kennen einander alle mit Namen und mit den einzelnen Geſchichten von Großvater und Urgroßvater her, trauern alle, wenn einer ſtirbt, wiſſen, wie er heißt, wenn einer geboren wird, haben eine Sprache, die von der der Ebene draußen abweicht, haben ihre Streitigkeiten, die ſie ſchlichten, ſtehen einander bei, und laufen zuſammen, wenn ſich etwas Außerordentliches begibt.

Sie ſind ſehr ſtettig und es bleibt immer beim Alten. Wenn ein Stein aus einer Mauer fällt, wird derſelbe wieder hineingeſezt, die neuen Häuſer werden wie die alten gebaut, die ſchadhaften Dächer werden mit gleichen Schindeln ausgebeſſert, und wenn in einem Hauſe ſcheckige Kühe ſind, ſo werden immer ſolche Kälber aufgezogen, und die Farbe bleibt bei dem Hauſe.

Gegen Mittag ſieht man von dem Dorfe einen Schneeberg, der mit ſeinen glänzenden Hörnern faſt oberhalb der Hausdächer zu ſein ſcheint, aber in der

Thal doch nicht ſo nahe iſt. Er ſieht das ganze Jah
Sommer und Winter, mit ſeinen vorſtehenden Felſ
und mit ſeinen weißen Flächen in das Thal herab. A
das Auffallendſte, was ſie in ihrer Umgebung habe
iſt der Berg der Gegenſtand der Betrachtung der B
wohner, und er iſt der Mittelpunkt vieler Geſchic
ten geworden. Es lebt kein Mann und Greis in de
Dorfe, der nicht von den Zaken und Spizen des Be
ges, von ſeinen Eisſpalten und Höhlen, von ſeine
Wäſſern und Geröllſtrömen etwas zu erzählen wüßt
was er entweder ſelbſt erfahren, oder von andern er
zählen gehört hat. Dieſer Berg iſt auch der Sto
des Dorfes, als hätten ſie ihn ſelber gemacht, und e
iſt nicht ſo ganz entſchieden, wenn man auch die Bie
derkeit und Wahrheitsliebe der Thalbewohner hoc
anſchlägt, ob ſie nicht zuweilen zur Ehre und zu
Ruhme des Berges lügen. Der Berg gibt den Be
wohnern außerdem, daß er ihre Merkwürdigkeit iſt,
auch wirklichen Nuzen; denn wenn eine Geſellſchaf
von Gebirgsreiſenden herein kömmt, um von de
Thale aus den Berg zu beſteigen, ſo dienen die Bewohner des Dorfes als Führer, und einmal Führer
geweſen zu ſein, dieſes und jenes erlebt zu haben,
dieſe und jene Stelle zu kennen, iſt eine Auszeichnung, die jeder gerne von ſich darlegt. Sie reden oft

davon, wenn ſie in der Wirthsſtube bei einander ſizen, und erzählen ihre Wagniſſe und ihre wunderbaren Erfahrungen, und verſäumen aber auch nie zu ſagen, was dieſer oder jener Reiſende geſprochen habe, und was ſie von ihm als Lohn für ihre Bemühungen empfangen hätten. Dann ſendet der Berg von ſeinen Schneeflächen die Waſſer ab, welche einen See in ſeinen Hochwäldern ſpeiſen, und den Bach erzeugen, der luſtig durch das Thal ſtrömt, die Bretterſäge die Mahlmühle und andere kleine Werke treibt, das Dorf reinigt, und das Vieh tränkt. Von den Wäldern des Berges kömmt das Holz, und ſie halten die Lawinen auf. Durch die innern Gänge und Lokerheiten der Höhen ſinken die Waſſer durch, die dann in Adern durch das Thal gehen, und in Brünnlein und Quellen hervorkommen, daraus die Menſchen trinken, und ihr herrliches oft belobtes Waſſer dem Fremden reichen. Allein an lezteren Nuzen denken ſie nicht, und meinen, das ſei immer ſo geweſen.

Wenn man auf die Jahresgeſchichte des Berges ſieht, ſo ſind im Winter die zwei Zaken ſeines Gipfels, die ſie Hörner heißen, ſchneeweiß, und ſtehen, wenn ſie an hellen Tagen ſichtbar ſind, blendend in der finſtern Bläue der Luſt; alle Bergfelder, die um dieſe Gipfel herum lagern, ſind dann weiß; alle Abhänge ſind ſo; ſelbſt die ſteilrechten Wände, die Bewohner Mauern heißen, ſind mit einem angeflog nen weißen Reife bedekt, und mit zartem Eiſe w mit einem Firniſſe belegt, ſo daß die ganze Maſſe w ein Zauberpallaſt aus dem bereiſten Grau der Wä derlaſt emporragt, welche ſchwer um ihre Füſſe heru ausgebreitet iſt. Im Sommer, wo Sonne und wa mer Wind den Schnee von den Steilſeiten wegnimm tragen die Hörner nach dem Ausdruke der Bewohn ſchwarz in den Himmel, und haben nur ſchöne weiß Äderchen und Sprenkeln auf ihrem Rüken, in de That aber ſind ſie zart fernblau, und was ſie Äderche und Sprenkeln heißen, das iſt nicht weiß, ſondern ha das ſchöne Milchblau des fernen Schnees gegen da dunklere der Felſen. Die Bergfelder um die Hörne aber verlieren, wenn es recht heiß iſt, an ihren höhe ren Theilen wohl den Firn nicht, der gerade dann recht weiß auf das Grün der Thalbäume herab ſieht, aber es weicht von ihren unteren Theilen der Winterſchnee, der nur einen Flaum machte, und es wird das unbeſtimmte Schillern von Bläulich und Grünlich ſichtbar, das das Geſchiebe von Eis iſt, das dann blos liegt, und auf die Bewohner unten hinab grüßt. Am Rande dieſes Schillerns, wo es von ferne wie ein Saum von Edelſteinſplittern ausſieht, iſt es in der Nähe ein Gemenge wilder rieſenhafter Blöke, Platten und Trümmer, die ſich drängen, und verwirrt in einander geſchoben ſind. Wenn ein Sommer gar heiß und lang iſt, werden die Eisfelder weit hinauf entblößt, und dann ſchaut eine viel größere Fläche von Grün und Blau in das Thal, manche Kuppen und Räume werden entkleidet, die man ſonſt nur weiß erblikt hatte, der ſchmutzige Saum des Eiſes wird ſichtbar, wo es Felſen, Erde und Schlamm ſchiebt, und viel reichlichere Waſſer als ſonſt fließen in das Thal. Dies geht fort, bis es nach und nach wieder Herbſt wird, das Waſſer ſich verringert, zu einer Zeit einmal ein grauer Landregen die ganze Ebene des Thales bedeckt, worauf, wenn ſich die Nebel von den Höhen wieder löſen, der Berg ſeine weiche Hülle abermals umgethan hat, und alle Felſen Kegel und Zaken in weißem Kleide da ſtehen. So ſpinnt es ſich ein Jahr um das andere mit geringen Abwechslungen ab, und wird ſich fort ſpinnen, ſo lange die Natur ſo bleibt, und auf den Bergen Schnee und in den Thälern Menſchen ſind. Die Bewohner des Thales heißen die geringen Veränderungen große, bemerken ſie wohl, und berechnen an ihnen den Fortſchritt des Jahres. Sie bezeichnen an den Entblößungen die Hitze und die Ausnahmen der Sommer.

Was nun noch die Beſteigung des Berges betrifft, ſo geſchieht dieſelbe von dem Thale aus. Man geht nach der Mittagsrichtung zu auf einem guten ſchönen Wege, der über einen ſogenannten Hals in ein anderes Thal führt. Hals heißen ſie einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge mit einander verbindet, und über den man zwiſchen den Gebirgen von einem Thale in ein anderes gelangen kann. Auf dem Halſe, der den Schneeberg mit einem gegenüberliegenden großen Gebirgszuge verbindet, iſt lauter Tannenwald. Etwa auf der größten Erhöhung desſelben, wo nach und nach ſich der Weg in das jenſeitige Thal hinab zu ſenken beginnt, ſteht eine ſogenannte Unglükſäule. Es iſt einmal ein Bäker, welcher Brod in ſeinem Korbe über den Hals trug, an jener Stelle todt gefunden worden. Man hat den todten Bäker mit dem Korbe und mit den umringenden Tannenbäumen auf ein Bild gemalt, darunter eine Erklärung und eine Bitte um ein Gebet geſchrieben, das Bild auf eine roth angeſtrichene hölzerne Säule gethan, und die Säule an der Stelle des Unglükes aufgerichtet. Bei dieſer Säule biegt man von dem Wege ab, und geht auf der Länge des Halſes fort, ſtatt über ſeine Breite in das jenſeitige Thal hinüber zu wandern. Die Tannen bilden dort einen Durchlaß, als ob eine Straße zwiſchen ihnen hin ginge. Es führt auch manchmal ein Weg in dieſer Richtung hin, der dazu dient, das Holz von den höheren Gegenden zu der Unglükſäule herab zu bringen, der aber dann wieder mit Gras verwächst. Wenn man auf dieſem Wege fortgeht, der ſachte bergan führt, ſo gelangt man endlich auf eine freie von Bäumen entblößte Stelle. Dieſelbe iſt dürrer Haideboden, hat nicht einmal einen Strauch, ſondern iſt mit ſchwachem Haidekraute, mit trokenen Moſen und mit Dürrbodenpflanzen bewachſen. Die Stelle wird immer ſteiler, und man geht lange hinan; man geht aber immer in einer Rinne gleichſam wie in einem ausgerundeten Graben hinan, was den Nuzen hat, daß man auf der großen baumloſen und überall gleichen Stelle nicht leicht irren kann. Nach einer Zeit erſcheinen Felſen, die wie Kirchen gerade aus dem Grasboden aufſteigen, und zwiſchen deren Mauern man längere Zeit hinan gehen kann. Dann erſcheinen wieder kahle faſt pflanzenloſe Rüken, die bereits in die Lufträume der höhern Gegenden ragen, und gerade zu dem Eiſe führen. Zu beiden Seiten dieſes Weges ſind ſteile Wände, und durch dieſen Damm hängt der Schneeberg mit dem Halſe zuſammen. Um das Eis zu überwinden, geht man eine geraume Zeit an der Grenze desſelben, wo es

von den Felſen umſtanden iſt, dahin, bis man zu de
ältern Firn gelangt, der die Eisſpalten überbaut, und
den meiſten Zeiten des Jahres den Wanderer träg
An der höchſten Stelle des Firns erheben ſich d
zwei Hörner aus dem Schnee, wovon eines das höhe
mithin die Spize des Berges iſt. Dieſe Kuppen ſi
ſehr ſchwer zu erklimmen; da ſie mit einem oft breit
ren oft engeren Schneegraben — dem Firnſchrunde -
umgeben ſind, der überſprungen werden muß, und
ihre ſteilrechten Wände nur kleine Abſäze haben,
welche der Fuß eingeſezt werden muß, ſo begnüge
ſich die meiſten Beſteiger des Berges damit, bis
dem Firnſchrunde gelangt zu ſein, und dort die Rund
ſicht, ſo weit ſie nicht durch das Horn verdekt iſt, zu g
nießen. Die den Gipfel beſteigen wollen, müſſen die
mit Hilfe von Steigeiſen, Striken und Klammern thu

Außer dieſem Berge ſtehen an derſelben Mittag
ſeite noch andere, aber keiner iſt ſo hoch, wenn ſie ſi
auch früh im Herbſte mit Schnee bedeken, und ihn bis ti
in den Frühling hinein behalten. Der Sommer ab
nimmt denſelben immer weg, und die Felſen glän
zen freundlich im Sonnenſcheine, und die tief
gelegenen Wälder zeigen ihr ſanftes Grün von breite
blauen Schatten durchſchnitten, die ſo ſchön ſind, da
man ſich in ſeinem Leben nicht ſatt daran ſehen kan

An den andern Seiten des Thales nehmlich von Mitternacht Morgen und Abend her ſind die Berge langgeſtrekt und niederer, manche Felder und Wieſen ſteigen ziemlich hoch hinauf, und oberhalb ihrer ſieht man verſchiedene Waldblößen Alpenhütten und dergleichen, bis ſie an ihrem Rande mit feingezaktem Walde am Himmel hingehen, welche Auszakung eben ihre geringe Höhe anzeigt, während die mittäglichen Berge, obwohl ſie noch großartigere Wälder hegen, doch mit einem ganz glatten Rande an dem glänzenden Himmel hinſtreichen.

Wenn man ſo ziemlich mitten in dem Thale ſteht, ſo hat man die Empfindung, als ginge nirgends ein Weg in dieſes Beken herein und keiner daraus hinaus; allein diejenigen, welche öfter im Gebirge geweſen ſind, kennen dieſe Täuſchung gar wohl: in der That führen nicht nur verſchiedene Wege und darunter ſogar manche durch die Verſchiebungen der Berge faſt auf ebenem Boden in die nördlichen Flächen hinaus, ſondern gegen Mittag, wo das Thal durch ſteilrechte Mauern faſt geſchloſſen ſcheint, geht ſogar ein Weg über den obbenannten Hals.

Das Dörflein heißt Gſchaid, und der Schneeberg, der auf ſeine Häuſer herab ſchaut, heißt Gars.

Jenſeits des Halſes liegt ein viel ſchöneres und blühenderes Thal, als das von Gſchaid iſt, und e führt von der Unglükſäule der gebahnte Weg hinab Es hat an ſeinem Eingange einen ſtattlichen Marktfleken Millsdorf, der ſehr groß iſt, verſchiedene Werk hat, und in manchen Häuſern ſtädtiſche Gewerbe un Nahrung treibt. Die Bewohner ſind viel wohlhabender als die in Gſchaid, und obwohl nur drei Wegſtunden zwiſchen den beiden Thälern liegen, was fü die an große Entfernungen gewöhnten und Mühſeligkeiten liebenden Gebirgsbewohner eine unbedeutend Kleinigkeit iſt, ſo ſind doch Sitten und Gewohnheiten in den beiden Thälern ſo verſchieden, ſelbſt der äußer Anblik derſelben iſt ſo ungleich, als ob eine groß Anzahl Meilen zwiſchen ihnen läge. Das iſt in Gebirgen ſehr oft der Fall, und hängt nicht nur von de verſchiedenen Lage der Thäler gegen die Sonne ab, die ſie oft mehr oder weniger begünſtigt, ſondern auch von dem Geiſte der Bewohner, der durch gewiſſe Beſchäftigungen nach dieſer oder jener Richtung gezogen wird. Darin ſtimmen aber alle überein, daß ſie an Herkömmlichkeiten und Väterweiſe hängen, großen Verkehr leicht entbehren, ihr Thal außerordentlich lieben, und ohne denſelben kaum leben können.

Es vergehen oft Monate oft faſt ein Jahr, eh ein Bewohner von Gſchaid in das jenſeitige Thal hinüber kömmt, und den großen Marktfleken Millsdorf beſucht. Die Millsdorfer halten es eben ſo, obwohl ſie ihrerſeits doch Verkehr mit dem Lande draußen pflegen, und daher nicht ſo abgeſchieden ſind wie die Gſchaider. Es geht ſogar ein Weg, der eine Straße heißen könnte, längs ihres Thales, und mancher Reiſende und mancher Wanderer geht hindurch, ohne nur im Geringſten zu ahnen, daß mitternachtwärts ſeines Weges jenſeits des hohen herabblikenden Schneebergs noch ein Thal ſei, in dem viele Häuſer zerſtreut ſind, und in dem das Dörflein mit dem ſpizigen Kirchthurme ſteht.

Unter den Gewerben des Dorfes, welche beſtimmt ſind, den Bedarf des Thales zu deken, iſt auch das eines Schuſters, das nirgends entbehrt werden kann, wo die Menſchen nicht in ihrem Urzuſtande ſind. Die Gſchaider aber ſind ſo weit über dieſem Stande, daß ſie recht gute und tüchtige Gebirgsfußbekleidung brauchen. Der Schuſter iſt mit einer kleinen Ausnahme der einzige im Thale. Sein Haus ſteht auf dem Plaze in Gſchaid, wo überhaupt die beſſeren ſtehen, und ſchaut mit ſeinen grauen Mauern, weißen Fenſterſimſen und grün angeſtrichenen Fenſterläden auf die vier Linden hinaus. Es hat im Erdgeſchoſſe die Arbeitsſtube die Geſellenſtube eine größere und kleinere Wohnſtube ein Verkaufsſtübchen nebſt Küch und Speiſekammer und allen zugehörigen Gelaſſen; im erſten Stokwerke, oder eigentlich im Raume de Giebels hat es die Oberſtube oder eigentliche Prunkſtube. Zwei Prachtbetten ſchöne geglättete Käſten mi Kleidern ſtehen da, dann ein Gläſerkäſtchen mi Geſchirren ein Tiſch mit eingelegter Arbeit gepolſtert Seſſel ein Mauerkäſtchen mit den Erſparniſſen, dan hängen an den Wänden Heiligenbilder zwei ſchön Sakuhren gewonnene Preiſe im Schießen, und endlich ſind auch Scheibengewehre und Jagdbüchſe nebſt ihrem Zugehöre in einem eigenen mit Glastafel verſehenen Kaſten aufgehängt. An das Schuſterhau iſt ein kleiners Häuschen nur durch den Einfahrtsſchwibbogen getrennt angebaut, welches genau dieſelb Bauart hat, und zum Schuſterhauſe wie ein Thei zum Ganzen gehört. Es hat nur eine Stube mit de dazu gehörigen Wohntheilen. Es hat die Beſtimmung, dem Hausbeſizer, ſobald er das Anweſe ſeinem Sohne oder Nachfolger übergeben hat, al ſogenanntes Ausnahmſtübchen zu dienen, in welche er mit ſeinem Weibe ſo lange haust, bis beide geſtorbe ſind, die Stube wieder leer ſteht, und auf einen neue Bewohner wartet. Das Schuſterhaus hat nach rükwärts Stall und Scheune; denn jeder Thalbewohne iſt, ſelbſt wenn er ein Gewerbe treibt, auch Landbebauer und zieht hieraus ſeine gute und nachhaltige Nahrung. Hinter dieſen Gebäuden iſt endlich der Garten, der faſt bei keinem beſſeren Hauſe in Gſchaid fehlt, und von dem ſie ihre Gemüſe, ihr Obſt und für feſtliche Gelegenheiten ihre Blumen ziehen. Wie oft im Gebirge ſo iſt auch in Gſchaid die Bienenzucht in dieſen Gärten ſehr verbreitet.

Die kleine Ausnahme, deren oben Erwähnung geſchah, und die Nebenbuhlerſchaft der Alleinherrlichkeit des Schuſters iſt ein anderer Schuſter, der alte Tobias, der aber eigentlich kein Nebenbuhler iſt, weil er nur mehr flikt, hierin viel zu thun hat, und es ſich nicht im Entfernteſten beikommen läßt, mit dem vornehmen Plazſchuſter in einen Wettſtreit einzugehen, insbeſondere, da der Plazſchuſter ihn häufig mit Lederfleken Sohlenabſchnitten und dergleichen Dingen unentgeldlich verſieht. Der alte Tobias ſizt im Sommer am Ende des Dörfchens unter Hollunderbüſchen, und arbeitet. Er iſt umringt von Schuhen und Bundſchuhen, die aber ſämtlich alt grau kothig und zerriſſen ſind. Stiefel mit langen Röhren ſind nicht da, weil ſie im Dorfe und in der Gegend nicht getragen werden; nur zwei Perſonen haben ſolche, der Pfarrer und der Schullehrer, welche aber beides, fliken und

neue Waare machen, nur bei dem Plazſchuſter laſſe
Im Winter ſizt der alte Tobias in ſeinem Stübche
hinter den Hollunderſtauden, und hat warm geheiz
weil das Holz in Gſchaid nicht theuer iſt.

Der Plazſchuſter iſt, ehe er das Haus angetrete
hat, ein Gemſewildſchüze geweſen, und hat überhaup
in ſeiner Jugend, wie die Gſchaider ſagen, nicht gu
gethan. Er war in der Schule immer einer der beſte
Schüler geweſen, hatte dann von ſeinem Vater da
Handwerk gelernt, iſt auf Wanderung gegangen, un
iſt endlich wieder zurük gekehrt. Statt, wie es ſi
für einen Gewerbsmann ziemt, und wie ſein Vater e
Zeit Lebens gethan, einen ſchwarzen Hut zu tragen,
that er einen grünen auf, ſtekte noch alle beſtehenden
Federn darauf, und ſtolzirte mit ihm und mit dem
kürzeſten Lodenroke, den es im Thale gab, herum,
während ſein Vater immer einen Rok von dunkler wo
möglich ſchwarzer Farbe hatte, der auch, weil er einem
Gewerbsmanne angehörte, immer ſehr weit herab
geſchnitten ſein mußte. Der junge Schuſter war auf
allen Tanzpläzen und Kegelbahnen zu ſehen. Wenn
ihm jemand eine gute Lehre gab, ſo pfiff er ein Liedlein.
Er ging mit ſeinem Scheibengewehre zu allen Schießen
der Nachbarſchaft, und brachte manchmal einen Preis
nach Hauſe, was er für einen großen Sieg hielt.

Der Preis beſtand meiſtens aus Münzen, die künſtlich gefaßt waren, und zu deren Gewinnung der Schuſter mehr gleiche Münzen ausgeben mußte, als der Preis enthielt, beſonders, da er wenig haushälteriſch mit dem Gelde war. Er ging auf alle Jagden, die in der Gegend abgehalten wurden, und hatte ſich den Namen eines guten Schüzen erworben. Er ging aber auch manchmal allein mit ſeiner Doppelbüchſe und mit Steigeiſen fort, und einmal ſagte man, daß er eine ſchwere Wunde im Kopfe erhalten habe.

In Millsdorf war ein Färber, welcher gleich am Anfange des Marktflekens, wenn man auf dem Wege von Gſchaid hinüber kam, ein ſehr anſehnliches Gewerbe hatte, mit vielen Leuten und ſogar, was im Thale etwas Unerhörtes war, mit Maſchinen arbeitete. Außerdem beſaß er noch eine ausgebreitete Feldwirthſchaft. Zu der Tochter dieſes reichen Färbers ging der Schuſter über das Gebirge, um ſie zu gewinnen. Sie war wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, aber auch wegen ihrer Eingezogenheit Sittſamkeit und Häuslichkeit belobt. Dennoch, hieß es, ſoll der Schuſter ihre Aufmerkſamkeit erregt haben. Der Färber ließ ihn nicht in ſein Haus kommen; und hatte die ſchöne Tochter ſchon früher keine öffentlichen Pläze und Luſtbarkeiten beſucht, und war ſelten außer dem Hauſe ihrer Eltern zu ſehen geweſen: ſo ging ſie jezt ſchon gar nirgends mehr hin als in die Kirche oder in ihrem Garten oder in den Räumen des Hauſes herum.

Einige Zeit nach dem Tode ſeiner Eltern, durch welchen ihm das Haus derſelben zugefallen war, das er nun allein bewohnte, änderte ſich der Schuſter gänzlich. So wie er früher getollt hatte, ſo ſaß er jezt in ſeiner Stube, und hämmerte Tag und Nacht an ſeinen Sholen. Er ſezte prahlend einen Preis darauf, wenn es jemand gäbe, der beſſere Schuhe und Fußbekleidungen machen könne. Er nahm keine andern Arbeiter als die beſten, und trillte ſie noch ſehr herum, wenn ſie in ſeiner Werkſtätte arbeiteten, daß ſie ihm folgten, und die Sache ſo einrichteten, wie er befahl. Wirklich brachte er es jezt auch dahin, daß nicht nur das ganze Dorf Gſchaid, das zum größten Theile die Schuſterarbeit aus benachbarten Thälern bezogen hatte, bei ihm arbeiten ließ, daß das ganze Thal bei ihm arbeiten ließ, und daß endlich ſogar Einzelne von Millsdorf und andern Thälern herein kamen, und ſich ihre Fußbekleidungen von dem Schuſter in Gſchaid machen ließen. Sogar in die Ebene hinaus verbreitete ſich ſein Ruhm, daß manche, die in die Gebirge gehen wollten, ſich die Schuhe dazu von ihm machen ließen.

Er richtete das Haus ſehr ſchön zuſammen, und in dem Waarengewölbe glänzten auf den Brettern die Schuhe, Bundſtiefel und Stiefel; und wenn am Sonntage die ganze Bevölkerung des Thales herein kam, und man bei den vier Linden des Plazes ſtand, ging man gerne zu dem Schuſterhauſe hin, und ſah durch die Gläſer in die Waarenſtube, wo die Käufer und Beſteller waren.

Nach ſeiner Vorliebe zu den Bergen machte er auch jezt die Gebirgsbundſchuhe am beſten. Er pflegte in der Wirthsſtube zu ſagen: Es gäbe keinen, der ihm einen fremden Gebirgsbundſchuh zeigen könne, der ſich mit einem ſeinigen vergleichen laſſe. „Sie wiſſen es nicht,“ pflegte er beizufügen, „ſie haben es in ihrem Leben nicht erfahren, wie ein ſolcher Schuh ſein muß, daß der geſtirnte Himmel der Nägel recht auf der Sohle ſize, und das gebührende Eiſen enthalte, daß der Schuh außen hart ſei, damit kein Geröllſtein, wie ſcharf er auch ſei, empfunden werde, und daß er ſich von Innen doch weich und zärtlich wie ein Handſchuh an die Füſſe lege.“

Der Schuſter hatte ſich ein ſehr großes Buch machen laſſen, in welches er alle verfertigte Waare eintrug, die Namen derer beifägte, die den Stoff geliefert, und die Waare gekauft hatten, und eine kurze

Bemerkung über die Güte des Erzeugniſſes beiſchri
Die gleichartigen Fußbekleidungen hatten ihre fo
laufenden Zahlen, und das Buch lag in der groſ
Lade ſeines Gewölbes.

Wenn die ſchöne Färberstochter von Millsd
auch nicht aus der Eltern Hauſe kam, wenn ſie a
weder Freunde noch Verwandte beſuchte, ſo konnte
der Schuſter von Gſchaid doch ſo machen, daß ſie i
von ferne ſah, wenn ſie in die Kirche ging, wenn
in dem Garten war, und wenn ſie aus den Fenſte
ihres Zimmers auf die Matten blikte. Wegen dieſ
unausgeſezten Sehens hatte es die Färberin du
langes inſtändiges und ausdauerndes Flehen f
ihre Tochter dahin gebracht, daß der halsſtarri
Färber nachgab, und daß der Schuſter, weil er de
nun doch beſſer geworden, die ſchöne reiche Millsdorf
rin als Eheweib nach Gſchaid führte. Aber der Färb
war deßungeachtet auch ein Mann, der ſeinen Ko
hatte. Ein rechter Menſch, ſagte er, müſſe ſein Gewer
treiben, daß es blühe und vorwärts komme, er müſ
daher ſein Weib ſeine Kinder ſich und ſein Geſin
ernähren, Hof und Haus im Stande des Glanz
halten, und ſich noch ein Erklekliches erübrige
welches Leztere doch allein im Stande ſei, ihm Anſ
hen und Ehre in der Welt zu geben; darum erhal

ſeine Tochter nichts als eine vortreffliche Ausſtattung, das andere iſt Sache des Ehemanns, daß er es mache und für alle Zukunft es beſorge. Die Färberei in Millsdorf und die Landwirthſchaft auf dem Färberhauſe ſei für ſich ein anſehnliches und ehrenwerthes Gewerbe, das ſeiner Ehre willen beſtehen, und wozu alles, was da ſei, als Grundſtok dienen müſſe, daher er nichts weggebe. Wenn einmal er und ſein Eheweib die Färberin todt ſeien, dann gehöre Färberei und Landwirthſchaft in Millsdorf ihrer einzigen Tochter nehmlich der Schuſterin in Gſchaid, und Schuſter und Schuſterin könnten dann damit thun, was ſie wollten: aber alles dieſes nur, wenn die Erben es werth wären, das Erbe zu empfangen; wären ſie es nicht werth, ſo ginge das Erbe auf die Kinder derſelben, und wenn keine vorhanden wären, mit der Ausnahme des lediglichen Pflichttheiles auf andere Verwandte über. Der Schuſter verlangte auch nichts, er zeigte im Stolze, daß es ihm nur um die ſchöne Färberstochter in Millsdorf zu thun geweſen, und daß er ſie ſchon ernähren und erhalten könne, wie ſie zu Hauſe ernährt und erhalten worden iſt. Er kleidete ſie als ſein Eheweib nicht nur ſchöner als alle Gſchaiderinnen und alle Bewohnerinnen des Thales, ſondern auch ſchöner, als ſie ſich je zu Hauſe getragen hatte, und Speiſe, Trank und übrige Behandlung mußt beſſer und rükſichtsvoller ſein, als ſie das Gleiche i väterlichen Hauſe genoſſen hatte. Und um de Schwiegervater zu trozen, kaufte er mit erübrigte Summen nach und nach immer mehr Grundſtüke ſ ein, daß er einen tüchtigen Beſiz beiſammen hatte.

Weil die Bewohner von Gſchaid ſo ſelten aus ihrem Thale kommen, und nicht einmal oft nach Millsdorf hinüber gehen, von dem ſie durch Bergrüken und durch Sitten geſchieden ſind, weil ferner ihnen gar kein Fall vorkömmt, daß ein Mann ſein Thal verläßt, und ſich in dem benachbarten anſiedelt (Anſiedlungen in großen Entfernungen kommen öfter vor), weil endlich auch kein Weib oder Mädchen gerne von einem Thale in ein anderes auswandert, außer in dem ziemlich ſeltenen Falle, wenn ſie der Liebe folgt, und als Eheweib und zu dem Ehemann in ein anderes Thal kömmt: ſo geſchah es, daß die ſchöne Färberstochter von Millsdorf, da ſie Schuſterin in Gſchaid geworden war, doch immer von allen Gſchaidern als Fremde angeſehen wurde, und wenn man ihr auch nichts Übels anthat, ja wenn man ſie ihres ſchönen Weſens und ihrer Sitten wegen ſogar liebte, doch immer etwas vorhanden war, das wie Scheu oder wenn man will, wie Rükſicht ausſah, und nicht zu dem Innigen und Gleichartigen kommen ließ, wie Gſchaiderinnen gegen Gſchaiderinnen, Gſchaider gegen Gſchaider hatten. Es war ſo, ließ ſich nicht abſtellen, und wurde durch die beſſere Tracht und durch das erleichtertere häusliche Leben der Schuſterin noch vermehrt.

Sie hatte ihrem Manne nach dem erſten Jahre einen Sohn, und in einigen Jahren darauf ein Töchterlein geboren. Sie glaubte aber, daß er die Kinder nicht ſo liebe, wie ſie ſich vorſtellte, daß es ſein ſolle, und wie ſie ſich bewußt war, daß ſie dieſelben liebe; denn ſein Angeſicht war meiſtens ernſthaft und mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt. Er ſpielte und tändelte ſelten mit den Kindern, und ſprach ſtets ruhig mit ihnen gleichſam ſo, wie man mit Erwachſenen ſpricht. Was Nahrung und Kleidung und andere äußere Dinge anbelangte, hielt er die Kinder untadelich.

In der erſten Zeit der Ehe kam die Färberin öfter nach Gſchaid, und die jungen Eheleute beſuchten auch Millsdorf zuweilen bei Kirchweihen oder anderen feſtlichen Gelegenheiten. Als aber die Kinder auf der Welt waren, war die Sache anders geworden. Wenn ſchon Mütter ihre Kinder lieben, und ſich nach ihnen ſehnen, ſo iſt dieſes von Großmüttern öfter in noch höherem Grade der Fall: ſie verlangen zuweilen mit wahrlich krankhafter Sehnſucht nach ihren Enkeln. Die Färberin kam ſehr oft nach Gſchaid herüber, um die Kinder zu ſehen, ihnen Geſchenke zu bringen, eine Weile da zu bleiben, und dann mit guten Ermahnungen zu ſcheiden. Da aber das Alter und die Geſundheitsumſtände der Färberin die öfteren Fahrten nicht mehr ſo möglich machten, und der Färber aus dieſer Urſache Einſprache that, wurde auf etwas anderes geſonnen, die Sache wurde umgekehrt, und die Kinder kamen jezt zur Großmutter. Die Mutter brachte ſie ſelber öfter in einem Wagen, öfter aber wurden ſie, da ſie noch im zarten Alter waren, eingemummt einer Magd mitgegeben, die ſie in einem Fuhrwerke über den Hals brachte. Als ſie aber größer waren, gingen ſie zu Fuße entweder mit der Mutter oder mit einer Magd nach Millsdorf, ja da der Knabe geſchikt ſtark und klug geworden war, ließ man ihn allein den bekannten Weg über den Hals gehen, und wenn es ſehr ſchön war, und er bath, erlaubte man auch, daß ihn die kleine Schweſter begleite. Dies iſt bei den Gſchaidern gebräuchlich, weil ſie an ſtarkes Fußgehen gewöhnt ſind, und die Eltern überhaupt namentlich aber ein Mann wie der Schuſter, es gerne ſehen, und eine Freude daran haben, wenn ihre Kinder tüchtig werden.

So geſchah es, daß die zwei Kinder den Weg über den Hals öfter zurüklegten als die übrigen Dörfler zuſammen genommen, und da ſchon ihre Mutter in Gſchaid immer gewiſſermaſſen wie eine Fremde behandelt wurde, ſo wurden durch dieſen Umſtand auch die Kinder fremd, ſie waren kaum Gſchaider, und gehörten halb nach Millsdorf hinüber.

Der Knabe Konrad hatte ſchon das ernſte Weſen ſeines Vaters, und das Mädchen Suſanna nach ihrer Mutter ſo genannt oder, wie man es zur Abkürzung nannte, Sanna hatte viel Glauben zu ſeinen Kenntniſſen ſeiner Einſicht und ſeiner Macht, und gab ſich unbedingt unter ſeine Leitung, gerade ſo wie die Mutter ſich unbedingt unter die Leitung des Vaters gab, dem ſie alle Einſicht und Geſchiklichkeit zutraute.

An ſchönen Tagen konnte man Morgens die Kinder durch das Thal gegen Mittag wandern ſehen, über die Wieſe gehen, und dort anlangen, wo der Wald des Halſes gegen ſie her ſchaut. Sie näherten ſich dem Walde, gingen auf ſeinem Wege allgemach über die Erhöhung hinan, und kamen, ehe der Mittag eingetreten war, auf den offenen Wieſen auf der anderen Seite gegen Millsdorf hinunter. Konrad zeigte Sanna die Wieſen, die dem Großvater gehörten, dann gingen ſie durch ſeine Felder, auf denen er ihr

die Getreidearten erklärte, dann ſahen ſie auf St
gen unter dem Vorſprunge des Daches die lan
Tücher zum Troknen herab hängen, die ſich im Wi
ſchlängelten oder närriſche Geſichter machten, da
hörten ſie ſeine Walkmühle und ſeinen Lohſtampf,
er an ſeinem Bache für Tuchmacher und Gerber an
legt hatte, dann bogen ſie noch um eine Eke der F
der, und gingen im Kurzen durch die Hinterthür
den Garten der Färberei, wo ſie von der Großmut
empfangen wurden. Dieſe ahnte immer wenn
Kinder kamen, ſah zu den Fenſtern aus, und erkann
ſie von Weitem, wenn Sannas rothes Tuch recht
der Sonne leuchtete.

Sie führte die Kinder dann durch die Waſchſtub
und Preſſe in das Zimmer, ließ ſie niederſezen, li
nicht zu, daß ſie Halstücher oder Jäkchen lüftete
damit ſie ſich nicht verkühlten, und behielt ſie bei
Eſſen da. Nach dem Eſſen durften ſie ſich lüften, ſpi
len, durften in den Räumen des großväterlichen Ha
ſes herum gehen, oder ſonſt thun, was ſie wollten
wenn es nur nicht unſchiklich oder verboten war. D
Färber, welcher immer bei dem Eſſen war, fragte ſ
um ihre Schulgegenſtände aus, und ſchärfte ihne
beſonders ein, was ſie lernen ſollten. Nachmitta
wurden ſie von der Großmutter ſchon, ehe die Zei

kam, zum Aufbruche getrieben, daß ſie ja nicht zu ſpät kämen. Obgleich der Färber keine Mitgift gegeben hatte, und vor ſeinem Tode von ſeinem Vermögen nichts wegzugeben gelobt hatte, glaubte ſich die Färberin an dieſe Dinge doch nicht ſo ſtrenge gebunden, und ſie gab den Kindern nicht allein während ihrer Anweſenheit allerlei, worunter nicht ſelten ein Münzſtük und zuweilen gar von anſehnlichem Werthe war, ſondern ſie band ihnen auch immer zwei Bündelchen zuſammen, in denen ſich Dinge befanden, von denen ſie glaubte, daß ſie nothwendig wären, oder daß ſie den Kindern Freude machen könnten. Und wenn oft die nehmlichen Dinge im Schuſterhauſe in Gſchaid ohnedem in aller Trefflichkeit vorhanden waren, ſo gab ſie die Großmutter in der Freude des Gebens doch, und die Kinder trugen ſie als etwas Beſonderes nach Hauſe. So geſchah es nun, daß die Kinder am heiligen Abende ſchon unwiſſend die Geſchenke in Schachteln gut verſiegelt und verwahrt nach Hauſe trugen, die ihnen in der Nacht einbeſchert werden ſollten.

Weil die Großmutter die Kinder immer ſchon vor der Zeit zum Fortgehen drängte, damit ſie nicht zu ſpät nach Hauſe kämen, ſo erzielte ſie hiedurch, daß die Kinder gerade auf dem Wege bald an dieſer bald an jener Stelle ſich aufhielten. Sie ſaßen gerne an dem Haſelnußgehege, das auf dem Halſe iſt, und ſchlugen mit Steinen Nüſſe auf, oder ſpielten, wenn keine Nüſſe waren, mit Blättern oder mit Hölzlein oder mit den weichen braunen Zöpfchen, die im erſten Frühjahre von den Zweigen der Nadelbäume herab fielen. Manchmal erzählte Konrad dem Schweſterchen Geſchichten, oder wenn ſie zu der rothen Unglükſäule kamen, führte er ſie ein Stük auf dem Seitenwege links gegen die Höhen hinan, und ſagte ihr, daß man da auf den Schneeberg gelange, daß dort Felſen und Steine ſeien, daß die Gemſen herum ſpringen, und große Vögel fliegen. Er führte ſie oft über den Wald hinaus, ſie betrachteten dann den dürren Raſen und die kleinen Sträucher der Haidekräuter; aber er führte ſie wieder zurük, und brachte ſie immer vor der Abenddämmerung nach Hauſe, was ihm ſtets Lob eintrug.

Einmal war am heiligen Abende, da die erſte Morgendämmerung in dem Thale von Gſchaid in Helle übergegangen war, ein dünner trokener Schleier über den ganzen Himmel gebreitet, ſo daß man die ohnedem ſchiefe und ferne Sonne im Südoſten nur als einen undeutlichen rothen Flek ſah, überdieß war an dieſem Tage eine milde beinahe laulichte Luft unbeweglich im ganzen Thale und auch an dem Himmel, wie die unveränderte und ruhige Geſtalt der

Wolken zeigte. Da ſagte die Schuſtersfrau zu ihren Kindern: „Weil ein ſo angenehmer Tag iſt, weil es ſo lange nicht geregnet hat, und die Wege feſt ſind, und weil es auch der Vater geſtern unter der Bedingung erlaubt hat, wenn der heutige Tag dazu geeignet iſt, ſo dürft ihr zur Großmutter nach Millsdorf gehen; aber ihr müßt den Vater noch vorher fragen.“

Die Kinder, welche noch in ihren Nachtkleidchen da ſtanden, liefen in die Nebenſtube, in welcher der Vater mit einem Kunden ſprach, und bathen um die Wiederholung der geſtrigen Erlaubniß, weil ein ſo ſchöner Tag ſei. Sie wurde ihnen ertheilt, und ſie liefen wieder zur Mutter zurück.

Die Schuſtersfrau zog nun ihre Kinder vorſorglich an, oder eigentlich, ſie zog das Mädchen mit dichten gut verwahrenden Kleidern an; denn der Knabe begann ſich ſelber anzukleiden, und ſtand viel früher fertig da, als die Mutter mit dem Mädchen hatte ins Reine-kommen können. Als ſie dieſes Geſchäft vollendet hatte, ſagte ſie: „Konrad, gib wohl acht: weil ich dir das Mädchen mit gehen laſſe, ſo müſſet ihr bei Zeiten fort gehen, ihr müſſet an keinem Plaze ſtehen bleiben, und wenn ihr bei der Großmutter gegeſſen habt, ſo müſſet ihr gleich wieder umkehren,

und nach Hauſe trachten; denn die Tage ſind je
ſehr kurz, und die Sonne geht gar bald unter.“

„Ich weiß es ſchon, Mutter,“ ſagte Konrad.

„Und ſiehe gut auf Sanna, daß ſie nicht fällt
oder ſich erhizt.“

„Ja Mutter.“

„So, Gott behüte euch, und geht noch zum Vater, und ſagt, daß ihr jezt fortgehet.“

Der Knabe nahm eine von ſeinem Vater kunſtvol
aus Kalbfällen genähte Taſche an einem Riemen un
die Schulter, und die Kinder gingen in die Nebenſtube, um dem Vater Lebewohl zu ſagen. Aus dieſe
kamen ſie bald heraus, und hüpften von der Mutte
mit einem Kreuze beſegnet fröhlich auf die Gaſſe.

Sie gingen ſchleunig längs des Dorfplazes hinab,
und dann durch die Häuſergaſſe und endlich zwiſche
den Planken der Obſtgärten in das Freie hinaus.
Die Sonne ſtand ſchon über dem mit milchigen Wolkenſtreifen durchwobenen Wald der morgendliche
Anhöhen, und ihr trübes röthliches Bild ſchritt durc
die laubloſen Zweige der Holzäpfelbäume mit de
Kindern fort.

In dem ganzen Thale war kein Schnee, di
größeren Berge, von denen er ſchon viele Woche
herab geglänzt hatte, waren damit bedeckt, die klei

neren ſtanden in dem Mantel ihrer Tannenwälder und im Fahlroth ihrer entblöſten Zweige unbeſchneit und ruhig da. Der Boden war noch nicht gefroren, und er wäre vermöge der vorhergegangenen langen regenloſen Zeit ganz troken geweſen, wenn ihn nicht die Jahreszeit mit einer zarten Feuchtigkeit überzogen hätte, die ihn aber nicht ſchlüpfrig ſondern eher feſt und widerprallend machte, daß ſie leicht und gering darauf fortgingen. Das wenige Gras, welches noch auf den Wieſen und vorzüglich an den Waſſergräben derſelben war, ſtand in herbſtlichem Anſehen. Es lag kein Reif und bei näherem Anblike nicht einmal ein Thau, was nach der Meinung der Landleute baldigen Regen bedeutet.

Gegen die Grenzen der Wieſen zu war ein Gebirgsbach, über welchen ein hoher Steg führte. Die Kinder gingen auf den Steg und ſchauten hinab. Im Bache war ſchier kein Waſſer, ein dünner Faden von ſehr ſtark blauer Farbe ging durch die trokenen Kieſel des Gerölles, die wegen Regenloſigkeit ganz weiß geworden waren, und ſowohl die Wenigkeit als auch die Farbe des Waſſers zeigten an, daß in den größeren Höhen ſchon Kälte herrſchen müſſe, die den Boden verſchließe, daß er mit ſeiner Erde das Waſſer nicht trübe, und die das Eis erhärte, daß es in ſeinem Innern nur wenige klare Tropfen abgeben könne.

Von dem Stege liefen die Kinder durch die Gründe fort, und näherten ſich immer mehr den Waldungen.

Sie trafen endlich die Grenze des Holzes, und gingen in demſelben weiter.

Als ſie in die höheren Wälder des Halſes hinauf gekommen waren, zeigten ſich die langen Furchen des Fahrweges nicht mehr weich, wie es unten im Thale der Fall geweſen war, ſondern ſie waren feſt, und zwar nicht aus Trokenheit, ſondern, wie die Kinder ſich bald überzeugten, weil ſie gefroren waren. An manchen Stellen waren ſie ſo überfroren, daß ſie die Körper der Kinder trugen. Nach der Natur der Kinder gingen ſie nun nicht mehr auf dem glatten Pfade neben dem Fahrwege, ſondern in den Gleiſen, und verſuchten, ob dieſer oder jener Furchenaufwurf ſie ſchon trage. Als ſie nach Verlauf einer Stunde auf der Höhe des Halſes angekommen waren, war der Boden bereits ſo hart, daß er klang, und Schollen wie Steine hatte.

An der rothen Unglükſäule des Bekers bemerkte Sanna zuerſt, daß ſie heute gar nicht da ſtehe. Sie gingen zu dem Plaze hinzu, und ſahen, daß der runde roth angeſtrichene Balken, der das Bild trug, in dem dürren Graſe liege, das wie dünnes Stroh an der Stelle ſtand, und den Anblik der liegenden Säule verdekte. Sie ſahen zwar nicht ein, warum die Säule liege, ob ſie umgeworfen worden, oder ob ſie von ſelber umgefallen ſei, das ſahen ſie, daß ſie an der Stelle, wo ſie in die Erde ragte, ſehr morſch war, und daß ſie daher ſehr leicht habe umfallen können; aber da ſie einmal lag, ſo machte es ihnen Freude, daß ſie das Bild und die Schrift ſo nahe betrachten konnten, wie es ſonſt nie der Fall geweſen war. Als ſie alles — den Korb mit den Semmeln, die bleichen Hände des Bekers, ſeine geſchloſſenen Augen, ſeinen grauen Rok und die umſtehenden Tannen — betrachtet hatten, als ſie die Schrift geleſen und laut geſagt hatten, gingen ſie wieder weiter.

Abermal nach einer Stunde wichen die dunkeln Wälder zu beiden Seiten zurük, dünnſtehende Bäume theils einzelne Eichen theils Birken und Gebüſchgruppen empfingen ſie, geleiteten ſie weiter, und nach Kurzem liefen ſie auf den Wieſen in das Millsdorfer Thal hinab.

Obwohl dieſes Thal bedeutend tiefer liegt als das von Gſchaid, und auch um ſo viel wärmer war, daß man die Erndte immer um vierzehn Tage früher beginnen konnte als in Gſchaid, ſo war doch au hier der Boden gefroren, und als die Kinder bis z den Loh- und Walkwerken des Großvaters gekomme waren, lagen auf dem Wege, auf den die Räder o Tropfen heraus ſpritzten, ſchöne Eistäfelchen. De Kindern iſt das gewöhnlich ein ſehr großes Vergnügen.

Die Großmutter hatte ſie kommen geſehen, wa ihnen entgegen gegangen, nahm Sanna bei den erfrornen Händchen, und führte ſie in die Stube.

Sie nahm ihnen die wärmeren Kleider ab, ſi ließ in dem Ofen nachlegen, und fragte ſie, wie es ihnen im Herübergehen gegangen ſei.

Als ſie hierauf die Antwort erhalten hatte, ſagte ſie: „Das iſt ſchon recht, das iſt gut, es freut mich gar ſehr, daß ihr wieder gekommen ſeid; aber heute müßt ihr bald fort, der Tag iſt kurz, und es wird auch kälter, am Morgen war es in Millsdorf nicht gefroren.“

„In Gſchaid auch nicht,“ ſagte der Knabe.

„Siehſt du, darum müßt ihr euch ſputen, daß euch gegen Abend nicht zu kalt wird,“ antwortete die Großmutter.

Hierauf fragte ſie, was die Mutter mache, was der Vater mache, und ob nichts Beſonderes in Gſchaid geſchehen ſei.

Nach dieſen Fragen bekümmerte ſie ſich um das Eſſen, ſorgte, daß es früher bereitet wurde als gewöhnlich, und richtete ſelber den Kindern kleine Lekerbiſſen zuſammen, von denen ſie wußte, daß ſie eine Freude damit erregen würde. Dann wurde der Färber gerufen, die Kinder bekamen an dem Tiſche aufgedekt wie große Perſonen, und aßen nun mit Großvater und Großmutter, und die lezte legte ihnen hiebei beſonders Gutes vor. Nach dem Eſſen ſtreichelte ſie Sannas unterdeſſen ſehr roth gewordene Wangen.

Hierauf ging ſie geſchäftig hin und her, und ſtekte das Kalbfellränzchen des Knaben voll, und ſtekte ihm noch allerlei in die Taſchen. Auch in die Täſchchen von Sanna that ſie allerlei Dinge. Sie gab jedem ein Stük Brot, es auf dem Wege zu verzehren, und in dem Ränzchen, ſagte ſie, ſeien noch zwei Weißbrote, wenn etwa der Hunger zu groß würde.

„Für die Mutter habe ich einen guten gebrannten Kaffeh mitgegeben,“ ſagte ſie, „und in dem Fläſchchen, das zugeſtopft und gut verbunden iſt, befindet ſich auch ein ſchwarzer Kaffehaufguß, ein beſſerer, als die Mutter bei euch gewöhnlich macht, ſie ſoll ihn nur koſten, wie er iſt, er iſt eine wahre Arznei, ſo kräftig, daß nur ein Schlükchen den Magen ſo wärmt, daß es den Körper in den kälteſten Wintertagen nicht frieren kann. Die anderen Sachen die in der Schachtel und in den Papieren im Ränzchen ſind, bringt unverſehrt nach Hauſe.“

Da ſie noch ein Weilchen mit den Kindern geredet hatte, ſagte ſie, daß ſie gehen ſollten.

„Habe acht, Sanna,“ ſagte ſie, „daß du nicht frierſt, erhize dich nicht; und daß ihr nicht über die Wieſen hinauf und unter den Bäumen lauft. Etwa kömmt gegen Abend ein Wind, da müßt ihr langſamer gehen. Grüſſet Vater und Mutter, und ſagt, ſie ſollen recht glükliche Feiertage haben.“

Die Großmutter küßte beide Kinder auf die Wangen, und ſchob ſie durch die Thür hinaus. Nichts deſto weniger ging ſie aber auch ſelber mit, geleitete ſie durch den Garten, ließ ſie durch das Hinterpförtchen hinaus, ſchloß wieder, und ging in das Haus zurük.

Die Kinder gingen an den Eistäfelchen neben den Werken des Großvaters vorbei, ſie gingen durch die Millsdorfer Felder, und wendeten ſich gegen die Wieſen hinan.

Als ſie auf den Anhöhen gingen, wo, wie geſagt wurde, zerſtreute Bäume und Gebüſchgruppen ſtanden, fielen äußerſt langſam einzelne Schneefloken.

„Siehſt du, Sanna,“ ſagte der Knabe, „ich habe es gleich gedacht, daß wir Schnee bekommen; weißt du, da wir von Hauſe weg gingen, ſahen wir noch die Sonne, die ſo blutroth war wie eine Lampe bei dem heiligen Grabe, und jezt iſt nichts mehr von ihr zu erbliken, und nur der graue Nebel iſt über den Baumwipfeln oben. Das bedeutet allemal Schnee."

Die Kinder gingen freudiger fort, und Sanna war recht froh, wenn ſie mit dem dunkeln Ärmel ihres Rökchens eine der fallenden Floken auffangen konnte, und wenn dieſelbe recht lange nicht auf dem Ärmel zerfloß. Als ſie endlich an dem äußerſten Rand der Millsdorfer Höhen angekommen waren, wo es gegen die dunkeln Tannen des Halſes hinein geht, war die dichte Waldwand ſchon recht lieblich geſprenkelt von den immer reichlicher herab fallenden Floken. Sie gingen nunmehr in den diken Wald hinein, der den größten Theil ihrer noch bevorſtehenden Wanderung einnahm.

Es geht von dem Waldrande noch immer aufwärts, und zwar bis man zur rothen Unglükſäule kömmt, von wo ſich, wie ſchon oben angedeutet wurde, der Weg gegen das Thal von Gſchaid hinab wendet. Die Erhebung des Waldes von der Millsdorferſeite aus iſt ſogar ſo ſteil, daß der Weg nicht gerade hinan geht, ſondern, daß er in ſehr langen Abweichungen von Abend nach Morgen und von

Morgen nach Abend hinan klimmt. An der ganzen Länge des Weges hinauf zur Säule und hinab bis zu den Wieſen von Gſchaid ſind hohe dichte ungelichtete Waldbeſtände, und ſie werden erſt ein wenig dünner, wenn man in die Ebene gelangt iſt und gegen die Wieſen des Thales von Gſchaid hinaus kömmt. Der Hals iſt auch, wenn er gleich nur eine kleine Verbindung zwiſchen zwei großen Gebirgshäuptern abgibt, doch ſelbſt ſo groß, daß er in die Ebene gelegt einen bedeutenden Gebirgsrüken abgeben würde.

Das Erſte, was die Kinder ſahen, als ſie die Waldung betraten, war, daß der gefrorne Boden ſich grau zeigte, als ob er mit Mehl beſät wäre, daß die Fahne manches dünnen Halmes des am Wege hin und zwiſchen den Bäumen ſtehenden dürren Graſes mit Floken beſchwert war, und daß auf den verſchiedenen grünen Zweigen der Tannen und Fichten, die ſich wie Hände öffneten, ſchon weiße Fläumchen ſaßen.

„Schneit es denn jezt bei dem Vater zu Hauſe auch?“ fragte Sanna.

„Freilich,“ antwortete der Knabe, „es wird auch kälter, und du wirſt ſehen, daß morgen der ganze Teich gefroren iſt.“

„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Es verdoppelte beinahe ſeine kleinen Schritte, um mit denen des dahinſchreitenden Knaben gleich bleiben zu können.

Sie gingen nun rüſtig in den Windungen fort, jezt von Abend nach Morgen, jezt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgeſagte Wind ſtellte ſich nicht ein, im Gegentheile war es ſo ſtille, daß ſich nicht ein Äſtchen oder Zweig rührte, ja ſogar es ſchien im Walde wärmer, wie es in lokeren Körpern, dergleichen ein Wald auch iſt, immer im Winter zu ſein pflegt, und die Schneefloken fielen ſtets reichlicher, ſo daß der ganze Boden ſchon weiß war, daß der Wald ſich grau zu beſtäuben anfing, und daß auf dem Hute und den Kleidern des Knaben ſo wie auf denen des Mädchens der Schnee lag.

Die Freude der Kinder war ſehr groß. Sie traten auf den weichen Flaum, ſuchten mit dem Fuße abſichtlich ſolche Stellen, wo er dichter zu liegen ſchien, um dorthin zu treten, und ſich den Anſchein zu geben, als wateten ſie bereits. Sie ſchüttelten den Schnee nicht von den Kleidern ab.

Es war große Ruhe eingetreten. Von den Vögeln, deren doch manche auch zuweilen im Winter in dem Walde hin und her fliegen, und von denen die Kinder im Herübergehen ſogar mehrere zwitſchern gehört hatten, war nichts zu vernehmen, ſie ſahen auch keine auf irgend einem Zweige ſizen, oder fliegen, und der ganze Wald war gleichſam ausgeſtorben.

Weil nur die bloßen Fußſtapfen der Kinder hinter ihnen blieben, und weil vor ihnen der Schnee rein und unverlezt war, ſo war daraus zu erkennen daß ſie die einzigen waren, die heute über den Hals gingen.

Sie gingen in ihrer Richtung fort, ſie näherten ſich öfter den Bäumen, öfter entfernten ſie ſich, und wo dichtes Unterholz war, konnten ſie den Schnee auf den Zweigen liegen ſehen.

Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Floken fielen ſtets dichter, und nach kurzer Zeit brauchten ſie nicht mehr den Schnee aufzuſuchen, um in ihm zu waten; denn er lag ſchon ſo dicht, daß ſie ihn überall weich unter den Sohlen empfanden, und daß er ſich bereits um ihre Schuhe zu legen begann; und wenn es ſo ruhig und heimlich war, ſo war es, als ob ſie das Kniſtern des in die Nadeln herab fallenden Schnees vernehmen könnten.

„Werden wir heute auch die Unglükſäule ſehen?“ fragte das Mädchen, „ſie iſt ja umgefallen, und da wird es darauf ſchneien, und da wird die rothe Farbe weiß ſein.“

„Darum können wir ſie doch ſehen,“ antwortete der Knabe, „wenn auch der Schnee auf ſie fällt, und wenn ſie auch weiß iſt, ſo müſſen wir ſie liegen ſehen, weil ſie eine dike Säule iſt, und weil ſie das ſchwarze eiſerne Kreuz auf der Spize hat, das doch immer heraus ragen wird.“

„Ja Konrad.“

Indeſſen da ſie noch weiter gegangen waren, war der Schneefall ſo dicht geworden, daß ſie nur mehr die allernächſten Bäume ſehen konnten.

Von der Härte des Weges oder gar von Furchenaufwerfungen war nichts zu empfinden, der Weg war vom Schnee überall gleich weich, und war überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger weißer Streifen in dem Walde fort lief. Auf allen Zweigen lag ſchon die ſchöne weiße Hülle.

Die Kinder gingen jezt mitten auf dem Wege, ſie furchten den Schnee mit ihren Füßlein, und gingen langſamer, weil das Gehen beſchwerlicher ward. Der Knabe zog ſeine Jake empor an dem Halſe zuſammen, damit ihm nicht der Schnee in den Naken falle, und er ſezte den Hut tiefer in das Haupt, daß er geſchüzter ſei. Er zog auch ſeinem Schweſterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, beſſer zuſammen, und zog es ihm mehr vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgeſagte W war noch immer nicht gekommen; aber dafür wu der Schneefall nach und nach ſo dicht, daß auch ni mehr die nächſten Bäume zu erkennen waren, ſond daß ſie wie neblige Säke in der Luft ſtanden.

Die Kinder gingen fort. Sie dukten die Kö dichter in ihre Kleider, und gingen fort.

Sanna nahm den Riemen, an welchem Konr die Kalbfelltaſche um die Schulter hängen hatte, m den Händchen, hielt ſich daran, und ſo gingen ihres Weges.

Die Unglükſäule hatten ſie noch immer nic erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermeſſe weil keine Sonne am Himmel ſtand, und weil immer gleichmäßig grau war.

„Werden wir bald zu der Unglükſäule kommen fragte Sanna.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, „i kann heute die Bäume nicht ſehen, und den We nicht erkennen, weil er ſo weiß iſt. Die Unglükſäul werden wir wohl gar nicht ſehen, weil ſo viel Schne liegen wird, daß ſie verhüllt ſein wird, und daß kau ein Gräschen oder ein Arm des ſchwarzen Kreuze hervor ragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehe immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwiſche den Bäumen, und wenn er zu dem Plaze der Unglükſäule kömmt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort, und wenn er aus den Bäumen hinaus geht, dann ſind wir ſchon auf den Wieſen von Gſchaid, dann kömmt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hauſe.

„Ja Konrad,“ ſagte das Mädchen.

Sie gingen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußſtapfen waren jezt nicht mehr lange ſichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees dekte ſie bald zu, daß ſie verſchwanden. Der Schnee kniſterte in ſeinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, ſondern legte ſich eilig und heimlich auf die weiße ſchon daliegende Deke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch feſter, um das immerwährende allſeitige Hineinrieſeln abzuhalten.

Sie gingen ſehr ſchleunig, und der Weg führte noch ſtets aufwärts.

Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglükſäule ſtehen ſollte, und von wo der Weg gegen die Gſchaider Seite ſich hinunter wenden mußte.

Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume ſtanden.

„Ich ſehe keine Bäume mehr," ſagte Sanna.

„Vielleicht iſt nur der Weg ſo breit, daß wir ſie wegen des Schneiens nicht ſehen können," antwortete der Knabe.

„Ja, Konrad," ſagte das Mädchen.

Nach einer Weile blieb der Knabe ſtehen, und ſagte: „Ich ſehe ſelber keine Bäume mehr, wir müſſen aus dem Walde gekommen ſein, auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, und herum ſehen, vielleicht erbliken wir etwas."

Aber ſie erblikten nichts. Sie ſahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunſenen Wolken die finſteren franſenartigen Streifen herabſtarren, ſo war es hier, und das ſtumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde ſahen ſie nur einen runden Flek Weiß und dann nichts mehr.

„Weißt du Sanna," ſagte der Knabe, „wir ſind auf dem dürren Graſe, auf welches ich dich oft im Sommer herauf geführt habe, wo wir ſaßen, und wo wir den Raſen betrachteten, der nach einander hinauf geht, und wo die ſchönen Kräuterbüſchel wachſen. Wir werden da jezt gleich rechts hinab gehen!"

„Ja Konrad."

„Der Tag iſt kurz, wie die Großmutter geſagt hat, und wie du auch wiſſen wirſt, wir müſſen uns daher ſputen.“

„Ja Konrad,“ ſagte das Mädchen.

„Warte ein wenig, ich will dich beſſer einrichten,“ erwiederte der Knabe.

Er nahm ſeinen Hut ab, ſezte ihn Sanna auf das Haupt, und befeſtigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinne. Das Tüchlein, welches ſie um hatte, ſchüzte ſie zu wenig, während auf ſeinem Haupte eine ſolche Menge dichter Loken war, daß noch lange Schnee darauf fallen konnte, ehe Näſſe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er ſein Pelzjäkchen aus, und zog dasſelbe über die Ärmelein der Schweſter. Um ſeine eigenen Schultern und Arme, die jezt das bloſſe Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über die Bruſt, und das größere, das ſie über die Schultern gehabt hatte. Das ſei für ihn genug, dachte er, wenn er nur ſtark auftrete, werde ihn nicht frieren.

Er nahm das Mädchen bei der Hand, und ſo gingen ſie jezt fort.

Das Mädchen ſchaute mit den willigen Äuglein in das ringsum herrſchende Grau, und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen eilenden Füßlein nicht ſo nachkommen konnte, wie er vorwärts ſtreb gleich einem, der es zur Entſcheidung bringen woll

Sie gingen nun mit der Unabläſſigkeit und Kra die Kinder und Thiere haben, weil ſie nicht wiſſe wie viel ihnen beſchieden iſt, und wann ihr Vorra erſchöpft iſt.

Aber wie ſie gingen, ſo konnten ſie nicht merke ob ſie über den Berg hinabkämen oder nicht. S hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein kamen wieder in Richtungen, die bergan führte bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihne Steilheiten, denen ſie ausweichen mußten, und ei Graben, in dem ſie fortgingen, führte ſie in ein Krümmung herum. Sie erklommen Höhen, die ſi unter ihren Füſſen ſteiler geſtalteten, als ſie dachten und was ſie für abwärts hielten, war wieder eben oder es war eine Höhlung, oder es ging immer gedehn fort.

„Wo ſind wir denn, Konrad?“ fragte das Mädchen

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er.

„Wenn ich nur mit dieſen meinen Augen etwa zu erbliken im Stande wäre,“ fuhr er fort, „daß ic mich darnach richten könnte.“

Aber es war rings um ſie nichts als das blen dende Weiß, überall das Weiß, das aber ſelber nu einen immer kleineren Kreis um ſie zog, und dann in einen lichten ſtreifenweiſe niederfallenden Nebel überging, der jedes Weitere verzehrte, und verhüllte, und zuletzt nichts anderes war als der unerſättlich niederfallende Schnee.

„Warte Sanna,“ ſagte der Knabe, „wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was ſich im Thale meldet, ſei es nun ein Hund oder eine Gloke oder die Mühle oder ſei es ein Ruf, der ſich hören läßt, hören müſſen wir etwas, und dann werden wir wiſſen, wohin wir zu gehen haben.“

Sie blieben nun ſtehen, aber ſie hörten nichts. Sie blieben noch ein wenig länger ſtehen, aber es meldete ſich nichts, es war nicht ein einziger Laut auch nicht der leiſeſte außer ihrem Athem zu vernehmen, ja in der Stille, die herrſchte, war es, als ſollten ſie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Vorausſage der Großmutter hatte ſich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, ja was in dieſen Gegenden ſelten iſt, nicht das leiſeſte Lüftchen rührte ſich an dem ganzen Himmel.

Nachdem ſie lange gewartet hatten, gingen ſie wieder fort.

„Es thut auch nichts, Sanna,“ ſagte der Knabe,

„ſei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde dich doch noch hinüber führen. — Wenn nur das Schneien aufhörte!“

Sie war nicht verzagt, ſondern hob die Füßchen, ſo gut es gehen wollte, und folgte ihm. Er führte ſie in dem weißen lichten regſamen undurchſichtigen Raume fort.

Nach einer Weile ſahen ſie Felſen. Sie hoben ſich dunkel und undeutlich aus dem weißen und undurchſichtigen Lichte empor. Da die Kinder ſich näherten, ſtießen ſie faſt daran. Sie ſtiegen wie eine Mauer hinauf, und waren ganz gerade, ſo daß kaum ein Schnee an ihrer Seite haften konnte.

„Sanna, Sanna,“ ſagte er, „da ſind die Felſen, gehen wir nur weiter, gehen wir weiter.“

Sie gingen weiter, ſie mußten zwiſchen die Felſen hinein, und unter ihnen fort. Die Felſen ließen ſie nicht rechts und nicht links ausweichen, und führten ſie in einem engen Wege dahin. Nach einer Zeit verloren ſie dieſelben wieder und konnten ſie nicht mehr erbliken. So wie ſie unverſehens unter ſie gekommen waren, kamen ſie wieder unverſehens von ihnen. Es war wieder nichts um ſie als das Weiß, und ringsum war kein unterbrechendes Dunkel zu ſchauen. Es ſchien eine große Lichtfülle zu ſein, und doch konnte man nicht drei Schritte vor ſich ſehen; alles war, wenn man ſo ſagen darf, in eine einzige weiße Finſterniß gehüllt, und weil kein Schatten war, ſo war kein Urtheil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten nicht wiſſen, ob ſie aufwärts oder abwärts gehen würden, bis eine Steilheit ihren Fuß faßte, und ihn aufwärts zu gehen zwang.

„Mir thun die Augen weh,“ ſagte Sanna.

„Schaue nicht auf den Schnee,“ antwortete der Knabe, „ſondern in die Wolken. Mir thun ſie ſchon lange weh; aber es thut nichts, ich muß doch auf den Schnee ſchauen, weil ich auf den Weg zu achten habe. Fürchte dich nur nicht, ich führe dich doch hinunter ins Gſchaid.“

„Ja, Konrad.“

Sie gingen wieder fort; aber wie ſie auch gehen mochten, wie ſie ſich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang zum Hinabwärtsgehen kommen. An beiden Seiten waren ſteile Dachlehnen nach aufwärts, mitten gingen ſie fort, aber auch immer aufwärts. Wenn ſie den Dachlehnen entrannen, und ſie nach abwärts beugten, wurde es gleich ſo ſteil, daß ſie wieder umkehren mußten, die Füßlein ſtießen oft auf Unebenheiten, und ſie mußten häufig Büheln ausweichen.

Sie merkten auch, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch den jungen Schnee einſank, nicht erdigen Boden unt ſich empfand, ſondern etwas anderes, das wie älter gefrorner Schnee war; aber ſie gingen immer fort, un ſie liefen mit Haſt und Ausdauer. Wenn ſie ſtehen bli ben, war alles ſtill, unermeßlich ſtill; wenn ſie gingen hörten ſie das Raſcheln ihrer Füße, ſonſt nichts; den die Hüllen des Himmels ſanken ohne Laut hernieder und ſo reich, daß man den Schnee hätte wachſe ſehen können. Sie ſelber waren ſo bedekt, daß ſie ſic von dem allgemeinen Weiß nicht hervor hoben, und ſich, wenn ſie um ein par Schritte getrennt worden wären, nicht mehr geſehen hätten.

Eine Wohlthat war es, daß der Schnee ſo troken war wie Sand, ſo daß er von ihren Füßen und den Bundſchühlein und Strümpfen daran leicht abglitt und abrieſelte, ohne Ballen und Näſſe zu machen.

Endlich gelangten ſie wieder zu Gegenſtänden.

Es waren rieſenhaft große ſehr durch einander liegende Trümmer, die mit Schnee bedekt waren, der überall in die Klüfte hinein rieſelte, und an die ſie ſich ebenfalls faſt anſtießen, ehe ſie ſie ſahen. Sie gingen ganz hinzu, die Dinge anzubliken.

Es war Eis — lauter Eis.

Es lagen Platten da, die mit Schnee bedekt waren, an deren Seitenwänden aber das glatte grünliche

Eis ſichtbar war, es lagen Hügel da, die wie zuſammengeſchobener Schaum ausſahen, an deren Seiten es aber matt nach einwärts flimmerte und glänzte, als wären Balken und Stangen von Edelſteinen durch einander geworfen worden, es lagen ferner gerundete Kugeln da, die ganz mit Schnee umhüllt waren, es ſtanden Platten und andere Körper auch ſchief oder gerade aufwärts ſo hoch wie der Kirchthurm in Gſchaid oder wie Häuſer. In einigen waren Höhlen eingefreſſen, durch die man mit einem Arme durchfahren konnte, mit einem Kopfe, mit einem Körper, mit einem ganzen großen Wagen voll Heu. Alle dieſe Stüke waren zuſammen oder empor gedrängt, und ſtarrten, ſo daß ſie oft Dächer bildeten, oder Überhänge, über deren Ränder ſich der Schnee herüber legte, und herab grif wie lange weiße Tazen. Selbſt ein großer ſchrekhaft ſchwarzer Stein, wie ein Haus, lag unter dem Eiſe, und war empor geſtellt, daß er auf der Spize ſtand, daß kein Schnee an ſeinen Seiten liegen bleiben konnte. Und nicht dieſer Stein allein — noch mehrere und größere ſtaken in dem Eiſe, die man erſt ſpäter ſah, und die wie eine Trümmermauer an ihm hingingen.

„Da muß recht viel Waſſer geweſen ſein, weil ſo viel Eis iſt,“ ſagte Sanna.

„Nein, das iſt von keinem Waſſer,“ antwortet der Bruder, „das iſt das Eis des Berges, das imme oben iſt, weil es ſo eingerichtet iſt.“

„Ja Konrad,“ ſagte Sanna.

„Wir ſind jezt bis zu dem Eiſe gekommen,“ ſagt der Knabe, „wir ſind auf dem Berge, Sanna, weißt du, den man von unſerm Garten aus im Sonnenſcheine ſo weiß ſieht. Merke gut auf, was ich dir ſagen werde. Erinnerſt du dich noch, wie wir oft nachmittags in dem Garten ſaßen, wie es recht ſchön war, wie die Bienen um uns ſummten, die Linden dufteten, und die Sonne von dem Himmel ſchien?“

„Ja, Konrad,“ ich erinnere mich.

„Da ſahen wir auch den Berg. Wir ſahen wie er ſo blau war, ſo blau, wie das ſanfte-Firmament, wir ſahen den Schnee, der oben iſt, wenn auch bei uns Sommer war, eine Hize herrſchte, und die Getreide reif wurden.“

„Ja Konrad.“

„Und unten wo der Schnee aufhört, da ſieht man allerlei Farben, wenn man genau ſchaut, grün, blau, weißlich — das iſt das Eis, das unten nur ſo klein ausſchaut, weil man ſehr weit entfernt iſt, und das, wie der Vater ſagte, nicht weggeht bis an das Ende der Welt. Und da habe ich oft geſehen, daß unterhalb des Eiſes die blaue Farbe noch fort geht, das werden Steine ſein, dachte ich, oder es wird Erde und Weidegrund ſein, und dann fangen die Wälder an, die gehen herab und immer weiter herab, man ſieht auch allerlei Felſen in ihnen, dann folgen die Wieſen, die ſchon grün ſind, und dann die grünen Laubwälder, und dann kommen unſere Wieſen und Felder, die in dem Thale von Gſchaid ſind. Siehſt du nun Sanna, weil wir jezt bei dem Eiſe ſind, ſo werden wir über die blaue Farbe hinab gehen, dann durch die Wälder, in denen die Felſen ſind, dann über die Wieſen, und dann durch die grünen Laubwälder, und dann werden wir in dem Thale von Gſchaid ſein, und recht leicht unſer Dorf finden."

„Ja Konrad," ſagte das Mädchen.

Die Kinder gingen nun in das Eis hinein, wo es zugänglich war.

Sie waren winzigkleine wandelnde Punkte in dieſen ungeheuern Stüken.

Wie ſie ſo unter die Überhänge hinein ſahen, gleichſam als gäbe ihnen ein Trieb ein, ein Obdach zu ſuchen, gelangten ſie in einen Graben, in einen breiten tiefgefurchten Graben, der gerade aus dem Eiſe hervor ging. Er ſah aus wie das Bett eines Stromes, der aber jezt ausgetroknet, und überall mit friſchem Schnee bedeckt war. Wo er aus dem Ei hervorkam, ging er gerade unter einem Kellergewölb heraus, das recht ſchön aus Eis über ihn geſpann war. Die Kinder gingen in dem Graben fort, un gingen in das Gewölbe hinein, und immer tiefer hinein. Es war ganz troken, und unter ihren Füße hatten ſie glattes Eis. In der ganzen Höhlung abe war es blau, ſo blau, wie gar nichts in der Welt iſt, viel tiefer und viel ſchöner blau, als das Firmament, gleichſam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hinein ſinkt. Es waren dikere und dünnere Bogen, es hingen Zaken Spizen und Troddeln herab, der Gang wäre noch tiefer zurükgegangen, ſie wußten nicht wie tief, aber ſie gingen nicht mehr weiter. Es wäre auch ſehr gut in der Höhle geweſen, es war warm, es fiel kein Schnee, aber es war ſo ſchrekhaft blau, die Kinder fürchteten ſich, und gingen wieder hinaus. Sie gingen eine Weile in dem Graben fort, und kletterten dann über ſeinen Rand hinaus.

Sie gingen an dem Eiſe hin, ſo fern es möglich war, durch das Getrümmer und zwiſchen den Platten durchzudringen.

„Wir werden jezt da noch hinüber gehen, und dann von dem Eiſe abwärts laufen,“ ſagte Konrad.

„Ja,“ ſagte Sanna, und klammerte ſich an ihn an.

Sie ſchlugen von dem Eiſe eine Richtung durch den Schnee abwärts ein, die ſie in das Thal führen ſollte. Aber ſie kamen nicht weit hinab. Ein neuer Strom von Eis, gleichſam ein rieſenhaft aufgethürmter und aufgewölbter Wall lag quer durch den weichen Schnee, und grif gleichſam mit Armen rechts und links um ſie herum. Unter der weißen Deke, die ihn verhüllte, glimmerte es ſeitwärts grünlich und bläulich und dunkel und ſchwarz und ſelbſt gelblich und röthlich heraus. Sie konnten es nun auf weitere Streken ſehen, weil das ungeheure und unermüdliche Schneien ſich gemildert hatte, und nur mehr wie an gewöhnlichen Schneetagen vom Himmel fiel. Mit dem Starkmuthe der Unwiſſenheit kletterten ſie in das Eis hinein, um den vorgeſchobenen Strom desſelben zu überſchreiten, und dann jenſeits weiter hinab zu kommen. Sie ſchoben ſich in die Zwiſchenräume hinein, ſie ſezten den Fuß auf jedes Körperſtük, das mit einer weißen Schneehaube verſehen war, war es Fels oder Eis, ſie nahmen die Hände zur Hilfe, krochen, wo ſie nicht gehen konnten, und arbeiteten ſich mit ihren leichten Körpern hinauf, bis ſie die Seite des Walles überwunden hatten, und oben waren.

Jenſeits wollten ſie wieder hinabklettern.

Aber es gab kein Jenſeits.

So weit die Augen der Kinder reichen konnte war lauter Eis. Es ſtanden Spizen und Unebenhe ten und Schollen empor wie lauter furchtbares übe ſchneites Eis. Statt ein Wall zu ſein, über den ma hinüber gehen könnte, und der dann wieder vo Schnee abgelöst würde, wie ſie ſich unten dachte ſtiegen aus der Wölbung neue Wände von Eis em por, geborſten und geklüftet, mit unzähligen blaue geſchlängelten Linien verſehen, und hinter ihnen ware wieder ſolche Wände, und hinter dieſen wieder ſolch bis der Schneefall das Weitere mit ſeinem Gra verdeckte.

„Sanna, da können wir nicht gehen,“ ſagte de Knabe.

„Nein,“ antwortete die Schweſter.

„Da werden wir wieder umkehren, und andersw hinab zu kommen ſuchen.“

„Ja Konrad.“

Die Kinder verſuchten nun von dem Eiswall wieder da hinab zu kommen, wo ſie hinauf gekletter waren, aber ſie kamen nicht hinab. Es war laute Eis, als hätten ſie die Richtung, in der ſie gekomme waren, verfehlt. Sie wandten ſich hierhin un dorthin, und konnten aus dem Eiſe nicht herau kommen, als wären ſie von ihm umſchlungen. Sie kletterten abwärts, und kamen wieder in Eis. Endlich da der Knabe die Richtung immer verfolgte, in der ſie nach ſeiner Meinung gekommen waren, gelangten ſie in zerſtreutere Trümmer, aber ſie waren auch größer und furchtbarer, wie ſie gerne am Rande des Eiſes zu ſein pflegen, und die Kinder gelangten kriechend und kletternd hinaus. An dem Eiſesſaume waren ungeheure Steine, ſie waren gehäuft, wie ſie die Kinder ihr Leben lang nicht geſehen hatten. Viele waren in Weiß gehüllt, viele zeigten die unteren ſchiefen Wände ſehr glatt und fein geſchliffen, als wären ſie darauf geſchoben worden, viele waren wie Hütten und Dächer gegen einander geſtellt, viele lagen auf einander wie ungeſchlachte Knollen. Nicht weit von dem Standorte der Kinder ſtanden mehrere mit den Köpfen gegen einander gelehnt, und über ſie lagen breite gelagerte Blöke wie ein Dach. Es war ein Häuschen, das gebildet war, das gegen vorne offen, rükwärts und an den Seiten aber geſchüzt war. Im Innern war es troken, da der ſteilrechte Schneefall keine einzige Floke hinein getragen hatte. Die Kinder waren recht froh, daß ſie nicht mehr in dem Eiſe waren, und auf ihrer Erde ſtanden.

Aber es war auch endlich finſter geworden.

„Sanna," ſagte der Knabe, „wir können nicht mehr hinab gehen, weil es Nacht geworden iſt, und wei wir fallen, oder gar in eine Grube gerathen könnten. Wir werden da unter die Steine hinein gehen, wo es ſo troken und ſo warm iſt, und da werden wir warten. Die Sonne geht bald wieder auf, dann laufen wir hinunter. Weine nicht, ich bitte dich recht ſchön, weine nicht, ich gebe dir alle Dinge zu eſſen, welche uns die Großmutter mitgegeben hat."

Sie weinte auch nicht, ſondern nachdem ſie beide unter das ſteinerne Überdach hinein gegangen waren, wo ſie nicht nur bequem ſizen, ſondern auch ſtehen, und herumgehen konnten, ſezte ſie ſich recht dicht an ihn, und war mäuschenſtille.

„Die Mutter," ſagte Konrad, „wird nicht böſe ſein, wir werden ihr von dem vielen Schnee erzählen, der uns aufgehalten hat, und ſie wird nichts ſagen; der Vater auch nicht. Wenn uns kalt wird — weißt du — dann mußt du mit den Händen an deinen Leib ſchlagen, wie die Holzhauer gethan haben, und dann wird dir wärmer werden."

„Ja Konrad," ſagte das Mädchen.

Sanna war nicht gar ſo untröſtlich, daß ſie heute nicht mehr über den Berg hinab gingen, und nach Hauſe liefen, wie er etwa glauben mochte; denn die unermeßliche Anſtrengung, von der die Kinder nicht einmal gewußt hatten, wie groß ſie geweſen ſei, ließ ihnen das Sizen ſüß unſäglich ſüß erſcheinen, und ſie gaben ſich hin.

Jezt machte ſich aber auch der Hunger gelten. Beide nahmen faſt zu gleicher Zeit ihre Brode aus den Taſchen, und aßen ſie. Sie aßen auch die Dinge — kleine Stükchen Kuchen Mandeln und Nüſſe und andere Kleinigkeiten — die die Großmutter ihnen in die Taſche geſtekt hatte.

„Sanna, jezt müſſen wir aber auch den Schnee von unſern Kleidern thun," ſagte der Knabe, „daß wir nicht naß werden."

„Ja, Konrad," erwiederte Sanna.

Die Kinder gingen aus ihrem Häuschen, und zuerſt reinigte Konrad das Schweſterlein von Schnee. Er nahm die Kleiderzipfel, ſchüttelte ſie, nahm ihr den Hut ab, den er ihr aufgeſezt hatte, entleerte ihn von Schnee, und was noch zurük geblieben war, das ſtäubte er mit einem Tuche ab. Dann entledigte er auch ſich, ſo gut es ging, des auf ihm liegenden Schnees.

Der Schneefall hatte zu dieſer Stunde ganz aufgehört. Die Kinder ſpürten keine Floke.

Sie gingen wieder in die Steinhütte, und ſezten ſich nieder. Das Aufſtehen hatte ihnen ihre Müdigkeit erſt recht gezeigt, und ſie freuten ſich auf das Sizen. Konrad legte die Taſche aus Kalbfell ab. Er nahm das Tuch heraus, in welches die Großmutter eine Schachtel und mehrere Papierpäkchen gewikelt hatte, und that es zu größerer Wärme um ſeine Schultern. Auch die zwei Weisbrode nahm er aus dem Ränzchen, und reichte ſie beide an Sanna: Das Kind aß begierig. Es aß eines der Brode und von dem zweiten auch noch einen Theil. Den Reſt reichte es aber Konrad, da es ſah, daß er nicht aß. Er nahm es, und verzehrte es.

Von da an ſaßen die Kinder, und ſchauten.

So weit ſie in der Dämmerung zu ſehen vermochten, lag überall der flimmernde Schnee hinab, deſſen einzelne winzige Täfelchen hie und da in der Finſterniß ſeltſam zu funkeln begannen, als hätte er bei Tag das Licht eingeſogen, und gäbe es jezt von ſich.

Die Nacht brach mit der in großen Höhen gewöhnlichen Schnelligkeit herein. Bald war es ringsherum finſter, nur der Schnee fuhr fort, mit ſeinem bleichen Lichte zu leuchten. Der Schneefall hatte nicht nur aufgehört, ſondern der Schleier an dem Himmel fing auch an, ſich zu verdünnen, und zu vertheilen; denn die Kinder ſahen ein Sternlein blizen. Weil der Schnee wirklich gleichſam ein Licht von ſich gab, und l von den Wolken kein Schleier mehr herab hing, onnten die Kinder von ihrer Höhle aus die Schneegel ſehen, wie ſie ſich in Linien von dem dun- Himmel abſchnitten. Weil es in der Höhle viel mer war, als es an jedem andern Plaze im ganzen ge geweſen war, ſo ruhten die Kinder enge aneinan- izend, und vergaßen ſogar die Finſterniß zu fürch- Bald vermehrten ſich auch die Sterne, jezt kam einer zum Vorſcheine jezt dort, bis es ſchien, als e am ganzen Himmel keine Wolke mehr.

Das war der Zeitpunkt, in welchem man in den ern die Lichter anzuzünden pflegt. Zuerſt wird angezündet und auf den Tiſch geſtellt, um die e zu erleuchten, oder es brennt auch nur ein n, oder es brennt das Feuer auf der Leuchte, und hellen ſich alle Fenſter von bewohnten Stuben, glänzen in die Schneenacht hinaus — aber heute — am heiligen Abende — da wurden viel meh- ngezündet, um die Gaben zu beleuchten, welche e Kinder auf den Tiſchen lagen, oder an den en hingen, es wurden wohl unzählige ange- ; denn beinahe in jedem Hauſe in jeder Hütte Zimmer war eines oder mehrere Kinder, denen ilige Chriſt etwas gebracht hatte, und wozu chter ſtellen mußte. Der Knabe hatte geglaubt, daß man sehr bald von dem Berge hinab kommen könne, und doch, von den vielen Lichtern, die heute in dem Thale brannten, kam nicht ein einziges zu ihnen herauf; sie sahen nichts als den blassen Schnee und den dunkeln Himmel, alles andere war ihnen in die unsichtbare Ferne hinab gerükt. In allen Thälern bekamen die Kinder in dieser Stunde die Geschenke des heiligen Chriſt: nur die zwei saßen oben am Rande des Eises, und die vorzüglichsten Geschenke, die sie heute hätten bekommen sollen, lagen in versiegelten Päkchen in der Kalbfelltasche im Hintergrunde der Höhle.-

Die Schneewolken waren ringsum hinter die Berge hinab gesunken, und ein ganz dunkelbl[illegible] fast schwarzes Gewölbe spannte sich um die Kin[illegible] voll von dichten brennenden Sternen, und mitte[illegible] durch diese Sterne war ein schimmerndes breites milchiges Band gewoben, das sie wohl auch unten im Thale aber nie so deutlich gesehen hatten. Die Nacht rükte vor. Die Kinder wußten nicht, daß die Sterne gegen Westen rüken und weiter wandeln, sonst hätten sie an ihrem Vorschreiten den Stand der Nacht erkennen können; aber es kamen neue und gingen die alten, sie aber glaubten, es seien immer dieselben. Es wurde von dem Scheine der Sterne auch lichter um die Kinder; aber ſie ſahen kein Thal keine Gegend, ſondern überall nur Weiß — lauter Weiß. Blos ein dunkles Horn ein dunkles Haupt ein dunkler Arm wurde ſichtbar, und ragte dort und hier aus dem Schimmer mpor. Der Mond war nirgends am Himmel zu rbliken, vielleicht war er ſchon frühe mit der Sonne ntergegangen, oder er iſt noch nicht erſchienen.

Als eine lange Zeit vergangen war, ſagte der Knabe: „Sanna, du mußt nicht ſchlafen; denn weißt u, wie der Vater geſagt hat, wenn man im Gebirge hläft, muß man erfrieren, ſo wie der alte Eſchen- ger auch geſchlafen hat, und vier Monate todt auf m Steine geſeſſen iſt, ohne daß jemand gewußt tte, wo er ſei.“

„Nein, ich werde nicht ſchlafen,“ ſagte das Mäd- n matt.

Konrad hatte es an dem Zipfel des Kleides ge- üttelt, um es zu jenen Worten zu erwecken.

Nun war es wieder ſtille.

Nach einer Zeit empfand der Knabe ein ſanftes ücken gegen ſeinen Arm, das immer ſchwerer wurde. nna war eingeſchlafen, und war gegen ihn herüber unken.

„Sanna, ſchlafe nicht, ich bitte dich, ſchlafe nicht,“ er.

„Nein," lallte ſie ſchlaftrunken, „ich ſchlafe nicht."

Er rükte weiter von ihr, um ſie in Bewegung zu bringen, allein ſie ſank um, und hätte auf der Erde liegend fortgeſchlafen. Er nahm ſie an der Schulter, und rüttelte ſie. Da er ſich dabei ſelber etwas ſtärker bewegte, merkte er, daß ihn friere, und daß ſein Arm ſchwerer ſei. Er erſchrak, und ſprang auf. Er ergrif die Schweſter, ſchüttelte ſie ſtärker, und ſagte: „Sanna, ſtehe ein wenig auf, wir wollen eine Zeit ſtehen, daß es beſſer wird."

„Mich friert nicht, Konrad," antwortete ſie.

„Ja, ja, es friert dich, Sanna, ſtehe auf," rief er.

„Die Pelzjake iſt warm," ſagte ſie.

„Ich werde dir empor helfen," ſagte er.

„Nein," erwiederte ſie, und war ſtille.

Da fiel dem Knaben etwas anderes ein. Die Großmutter hatte geſagt: Nur ein Schlükchen wärmt den Magen ſo, daß es den Körper in den kälteſten Wintertagen nicht frieren kann.

Er nahm das Kalbfellränzchen, öffnete es, und grif ſo lange, bis er das Fläſchchen fand, in welchem die Großmutter der Mutter einen ſchwarzen Kaffehabſud ſchiken wollte. Er nahm das Fläſchchen heraus, that den Verband weg, und öffnete mit Anſtrengung den Kork. Dann bükte er ſich zu Sanna, und ſagte

„Da iſt der Kaffeh, den die Großmutter der Mutter ſchikt, koſte ihn ein wenig, er wird dir warm machen. Die Mutter gibt ihn uns, wenn ſie nur weiß, wozu wir ihn nöthig gehabt haben."

Das Mädchen, deſſen Natur zur Ruhe zog, antwortete: „Mich friert nicht."

„Nimm nur etwas," ſagte der Knabe, „dann darfſt du ſchlafen."

Dieſe Ausſicht verlokte Sanna, ſie bewältigte ſich ſo weit, daß ſie das faſt eingegoſſene Getränk verſchlukte. Hierauf trank der Knabe auch etwas.

Der ungemein ſtarke Auszug wirkte ſogleich, und zwar um ſo heftiger, da die Kinder in ihrem Leben keinen Kaffeh gekoſtet hatten. Statt zu ſchlafen, wurde Sanna nun lebhafter, und ſagte ſelber, daß ſie friere, daß es aber von innen recht warm ſei, und auch ſchon ſo in die Hände und Füſſe gehe. Die Kinder redeten ſogar eine Weile mit einander.

So tranken ſie troz der Bitterkeit immer wieder von dem Getränke, ſobald die Wirkung nachzulaſſen begann, und ſteigerten ihre unſchuldigen Nerven zu einem Fieber, das im Stande war, den zum Schlummer ziehenden Gewichten entgegen zu wirken.

Es war nun Mitternacht gekommen. Weil ſie noch ſo jung waren, und an jedem heiligen Abende in höchſtem

Drange der Freude ſtets erſt ſehr ſpät entſchlummerten, wenn ſie nehmlich der körperliche Drang übermannt hatte, ſo hatten ſie nie das mitternächtliche Läuten der Gloken, nie die Orgel der Kirche gehört, wenn das Feſt gefeiert wurde, obwohl ſie nahe an der Kirche wohnten. In dieſem Augenblike der heutigen Nacht wurde nun mit allen Gloken geläutet, es läuteten die Gloken in Millsdorf, es läuteten die Gloken in Gſchaid, und hinter dem Berge war noch ein Kirchlein mit drei hellen klingenden Gloken die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und Gloken, und mit allen wurde zu dieſer Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf ging die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum andern durch die blätterloſen Zweige das Läuten hören: nur zu den Kindern herauf kam kein Laut, hier wurde nichts vernommen; denn hier war nichts zu verkündigen. In den Thalkrümmen gingen jezt an den Berghängen die Lichter der Laternen hin, und von manchem Hofe tönte das Hausglöklein, um die Leute zu erinnern; aber dieſes konnte um ſo weniger herauf geſehen und gehört werden, es glänzten nur die Sterne, und ſie leuchteten und funkelten ruhig fort.

Wenn auch Konrad ſich das Schikſal des erfrornen Eſchenjägers vor Augen hielt, wenn auch die Kinder das Fläſchchen mit dem ſchwarzen Kaffeh faſt ausgeleert hatten, wodurch ſie ihr Blut zu größerer Thätigkeit brachten, aber gerade dadurch eine folgende Ermattung herbei zogen: ſo würden ſie den Schlaf nicht haben überwinden können, deſſen verführende Süſſigkeit alle Gründe überwiegt, wenn nicht die Natur in ihrer Größe ihnen beigeſtanden wäre, und in ihrem Innern eine Kraft aufgerufen hätte, welche im Stande war, dem Schlafe zu widerſtehen.

In der ungeheueren Stille, die herrſchte, in der Stille, in der ſich kein Schneeſpitzchen zu rühren ſchien, hörten die Kinder dreimal das Krachen des Eiſes. Was das Starrſte ſcheint, und doch das Regſamſte und Lebendigſte iſt, der Gletſcher, hatte die Töne hervorgebracht. Dreimal hörten ſie hinter ſich den Schall, der entſetzlich war, als ob die Erde entzwei geſprungen wäre, der ſich nach allen Richtungen im Eiſe verbreitete, und gleichſam durch alle Aederchen des Eiſes lief. Die Kinder blieben mit offenen Augen ſitzen, und ſchauten in die Sterne hinaus.

Auch für die Augen begann ſich etwas zu entwickeln. Wie die Kinder ſo ſaßen, erblühte am Himmel vor ihnen ein bleiches Licht mitten unter den Sternen, und ſpannte einen ſchwachen Bogen durch dieſelben. Es hatte einen grünlichen Schimmer, der ſich ſachte nach unten zog. Aber der Bogen wurde immer heller und heller, bis ſich die Sterne vor ihm zurük zogen, und erblaßten. Auch in andere Gegenden des Himmels ſandte er einen Schein, der ſchimmergrün ſachte und lebendig unter die Sterne floß. Dann ſtanden Garben verſchiedenen Lichtes auf der Höhe des Bogens wie Zaken einer Krone, und brannten. Es floß helle durch die benachbarten Himmelsgegenden, es ſprühte leiſe, und ging in ſanftem Zuken durch lange Räume. Hatte ſich nun der Gewitterſtoff des Himmels durch den unerhörten Schneefall ſo geſpannt, daß er in dieſen ſtummen herrlichen Strömen des Lichtes ausfloß, oder war es eine andere Urſache der unergründlichen Natur. Nach und nach wurde es ſchwächer und immer ſchwächer, die Garben erloſchen zuerſt, bis es allmählich und unmerklich immer geringer wurde, und wieder nichts am Himmel war als die tauſend und tauſend einfachen Sterne.

Die Kinder ſagten keines zu dem andern ein Wort, ſie blieben fort und fort ſizen, und ſchauten mit offenen Augen in den Himmel.

Es geſchah nun nichts Beſonderes mehr. Die Sterne glänzten, funkelten, und zitterten, nur manche ſchießende Schnuppe fuhr durch ſie.

Endlich, nachdem die Sterne lange allein geſchienen hatten, und nie ein Stükchen Mond an dem Himmel zu erbliken geweſen war, geſchah etwas anderes. Es fing der Himmel an, heller zu werden, langſam heller, aber doch zu erkennen; es wurde ſeine Farbe ſichtbar, die bleichſten Sterne erloſchen, und die anderen ſtanden nicht mehr ſo dicht. Endlich wichen auch die ſtärkeren, und der Schnee vor den Höhen wurde deutlicher ſichtbar. Zulezt färbte ſich eine Himmelsgegend gelb, und ein Wolkenſtreifen, der in derſelben war, wurde zu einem leuchtenden Faden entzündet. Alle Dinge waren klar zu ſehen, und die entfernten Schneehügel zeichneten ſich ſcharf in die Luft.

„Sanna, der Tag bricht an," ſagte der Knabe.

„Ja, Konrad," antwortete das Mädchen.

„Wenn es nur noch ein bischen heller wird, dann gehen wir aus der Höhle, und laufen über den Berg hinunter."

Es wurde heller, an dem ganzen Himmel war ein Stern mehr ſichtbar, und alle Gegenſtände ſtanden in der Morgendämmerung da.

„Nun jezt gehen wir," ſagte der Knabe.

„Ja, wir gehen," antwortete Sanna.

Die Kinder ſtanden auf, und verſuchten ihre erſt eute recht müden Glieder. Obwohl ſie nichts geſchlaſen hatten, waren ſie doch durch den Morgen geſtärkt, wie das immer ſo iſt. Der Knabe hing ſich das Kalbfellränzchen um, und machte das Pelzjäkchen an Sanna feſter zu. Dann führte er ſie aus der Höhle.

Weil ſie nach ihrer Meinung nur über den Berg hinab zu laufen hatten, dachten ſie an kein Eſſen, und unterſuchten das Ränzchen nicht, ob noch Weißbrode oder andere Eßwaaren darinnen ſeien.

Von dem Berge wollte nun Konrad, weil der Himmel ganz heiter war, in die Thäler hinab ſchauen, um das Gſchaider Thal zu erkennen, und in dasſelbe hinunter zu gehen. Aber er ſah gar keine Thäler. Es war nicht, als ob ſie ſich auf einem Berge befänden, von dem man hinab ſieht, ſondern in einer fremden ſeltſamen Gegend, in der lauter unbekannte Gegenſtände ſind. Sie ſahen heute auch in größerer Entfernung furchtbare Felſen aus dem Schnee empor ſtehen, die ſie geſtern nicht geſehen hatten, ſie ſahen das Eis, ſie ſahen Hügel und Schneelehnen empor ſtarren, und hinter dieſen war entweder der Himmel, oder es ragte die blaue Spize eines ſehr fernen Berges am Schneerande hervor.

In dieſem Augenblike ging die Sonne auf.

Eine rieſengroße blutrothe Scheibe erhob ſich an dem Schneeſaume in den Himmel, und in dem Augenlike erröthete der Schnee um die Kinder, als wäre r mit Millionen Roſen überſtreut worden. Die Kuppen und die Hörner warfen ſehr lange grünliche Schatten längs des Schnees.

„Sanna, wir werden jezt da weiter vorwärts ehen, bis wir an den Rand des Berges kommen, nd hinunter ſehen," ſagte der Knabe.

Sie gingen nun in den Schnee hinaus. Er war n der heiteren Nacht noch trokener geworden, und wich den Tritten noch beſſer aus. Sie wateten rüſtig ort. Ihre Glieder wurden ſogar geſchmeidiger und ärker, da ſie gingen. Allein ſie kamen an keinen Rand, und ſahen nicht hinunter. Schneefeld entwikelte ch aus Schneefeld, und am Saume eines jeden ſtand lle Male wieder der Himmel.

Sie gingen deßohngeachtet fort.

Da kamen ſie wieder in das Eis. Sie wußten nicht, ie das Eis daher gekommen ſei, aber unter den Füßen mpfanden ſie den glatten Boden, und waren gleich cht die fürchterlichen Trümmer, wie an jenem Rande, dem ſie die Nacht zugebracht hatten, ſo ſahen ſie doch, ß ſie auf glattem Eiſe fortgingen, ſie ſahen hie und Stüke, die immer mehr wurden, die ſich näher an ſie ängten, und die ſie wieder zu klettern zwangen.

Aber ſie verfolgten doch ihre Richtung.

Sie kletterten neuerdings an Blöken empor. Da ſtanden ſie wieder auf dem Eisfelde. Heute bei der hellen Sonne konnten ſie erſt erbliken, was es iſt. Es war ungeheuer groß, und jenſeits ſtanden wieder ſchwarze Felſen empor, es ragte gleichſam Welle hinter Welle auf, das beſchneite Eis war gedrängt, gequollen, empor gehoben, gleichſam als ſchöbe es ſich noch vorwärts, und flöße gegen die Bruſt der Kinder heran. In dem Weiß ſahen ſie unzählige vorwärts gehende geſchlängelte blaue Linien. Zwiſchen jenen Stellen, wo die Eiskörper gleichſam wie aneinandergeſchmettert ſtarrten, gingen auch Linien wie Wege, aber ſie waren weiß, und waren Streifen, wo ſich feſter Eisboden vorfand, oder die Stüke doch nicht gar ſo ſehr verſchoben waren. In dieſe Pfade gingen die Kinder hinein, weil ſie doch einen Theil des Eiſes überſchreiten wollten, um an den Bergrand zu gelangen, und endlich einmal hinunter zu ſehen. Sie ſagten kein Wörtlein. Das Mädchen folgte dem Knaben. Aber es war auch heute wieder Eis, lauter Eis. Wo ſie hinüber gelangen wollten, wurde es gleichſam immer breiter und breiter. Da ſchlugen ſie ihre Richtung aufgebend den Rükweg ein. Wo ſie nicht gehen konnten, griffen ſie ſich durch die Mengen des Schnees hindurch, der oft dicht vor ihrem Auge wegbrach, und den ſehr blauen Streifen einer Eisſpalte zeigte, wo doch früher alles weiß geweſen war; aber ſie kümmerten ſich nicht darum, ſie arbeiteten ſich fort, bis ſie wieder irgend wo aus dem Eiſe heraus kamen.

„Sanna,“ ſagte der Knabe, „wir werden gar nicht mehr in das Eis hinein gehen, weil wir in demſelben nicht fortkommen. Und weil wir ſchon in unſer Thal gar nicht hinab ſehen können, ſo werden wir gerade über den Berg hinab gehen. Wir müſſen in ein Thal kommen, dort werden wir den Leuten ſagen, daß wir aus Gſchaid ſind, die werden uns einen Wegweiſer nach Hauſe mitgeben.“

„Ja, Konrad,“ ſagte das Mädchen.

So begannen ſie nun in dem Schnee nach jener Richtung abwärts zu gehen, welche ſich ihnen eben darbot. Der Knabe führte das Mädchen an der Hand. Allein nachdem ſie eine Weile abwärts gegangen waren, hörte in dieſer Richtung das Gehänge auf, und der Schnee ſtieg wieder empor. Alſo änderten die Kinder die Richtung, und gingen nach der Länge einer Mulde hinab. Aber da fanden ſie wieder Eis. Sie ſtiegen alſo an der Seite der Mulde empor, um nach einer andern Richtung ein Abwärts zu ſuchen. Es führte ſie eine Fläche hinab, allein die wurde nach und nach ſo ſteil, daß ſie kaum noch einen Fuß einſezen konnten, und abwärts zu gleiten fürchteten. Sie klommen alſo wieder empor, um wieder einen andern Weg nach abwärts zu ſuchen. Nachdem ſie lange im Schnee empor geklommen, und dann auf einem ebenen Rüken fortgelaufen waren, war es wie früher: entweder ging der Schnee ſo ſteil ab, daß ſie geſtürzt wären, oder er ſtieg wieder hinan, daß ſie auf den Berggipfel zu kommen fürchteten. Und ſo ging es immer fort.

Da wollten ſie die Richtung ſuchen, in der ſie gekommen waren, und zur rothen Unglükſäule hinab gehen. Weil es nicht ſchneit, und der Himmel ſo helle iſt, ſo würden ſie, dachte der Knabe, die Stelle ſchon erkennen, wo die Säule ſein ſolle, und würden von dort nach Gſchaid hinab gehen können.

Der Knabe ſagte dieſen Gedanken dem Schweſterchen, und dieſe folgte.

Allein auch der Weg auf den Hals hinab war nicht zu finden.

So klar die Sonne ſchien, ſo ſchön die Schneehöhen da ſtanden, und die Schneefelder da lagen, ſo konnten ſie doch die Gegenden nicht erkennen, durch die ſie geſtern herauf gegangen waren. Geſtern war alles durch den fürchterlichen Schneefall verhängt geweſen, daß ſie kaum einige Schritte von ſich geſehen hatten, und da war alles ein einziges Weiß und Grau durch einander geweſen. Nur die Felſen hatten ſie geſehen, an denen und zwiſchen denen ſie gegangen waren: allein auch heute hatten ſie bereits viele Felſen geſehen, die alle den nehmlichen Anſchein gehabt hatten, wie die geſtern geſehenen. Heute ließen ſie friſche Spuren in dem Schnee zurük; aber geſtern ſind alle Spuren von dem fallenden Schnee verdekt worden. Auch aus dem bloßen Anblike konnten ſie nicht errathen, welche Gegend auf den Hals führe, da alle Gegenden gleich waren. Schnee lauter Schnee. Sie gingen aber doch immer fort, und meinten, es zu erringen. Sie wichen den ſteilen Abſtürzen aus, und kletterten keine ſteilen Anhöhen hinauf.

Auch heute blieben ſie öfter ſtehen, um zu horchen; aber ſie vernahmen auch heute nichts, nicht den geringſten Laut. Zu ſehen war auch nichts als der Schnee, der helle weiße Schnee, aus dem hie und da die ſchwarzen Hörner und die ſchwarzen Steinrippen empor ſtanden.

Endlich war es dem Knaben, als ſähe er auf einem fernen ſchiefen Schneefelde ein hüpfendes Feuer. Es tauchte auf, es tauchte nieder. Jezt ſahen ſie es, jezt ſahen ſie es nicht. Sie blieben ſtehen, und bliken unverwandt auf jene Gegend hin. Das Feuer hüpfte immer fort, und es ſchien, als ob es näher käme; denn ſie ſahen es größer und ſahen das Hüpfen deutlicher. Es verſchwand nicht mehr ſo oft und nicht mehr auf ſo lange Zeit wie früher. Nach einer Weile vernahmen ſie in der ſtillen blauen Luft ſchwach ſehr ſchwach etwas wie einen lange anhaltenden Ton aus einem Hirtenhorne. Wie aus Inſtinkt ſchrieen beide Kinder laut. Nach einer Zeit hörten ſie den Ton wieder. Sie ſchrieen wieder, und blieben auf der nehmlichen Stelle ſtehen. Das Feuer näherte ſich auch. Der Ton wurde zum drittenmale vernommen, und dieſes Mal deutlicher. Die Kinder antworteten wieder durch lautes Schreien. Nach einer geraumen Weile erkannten ſie auch das Feuer. Es war kein Feuer, es war eine rothe Fahne, die geſchwungen wurde. Zugleich ertönte das Hirtenhorn näher, und die Kinder antworteten.

„Sanna," rief der Knabe, „da kommen Leute aus Gſchaid, ich kenne die Fahne, es iſt die rothe Fahne, welche der fremde Herr, der mit dem jungen Eſchenjäger den Gars beſtiegen hatte, auf dem Gipfel aufpflanzte, daß ſie der Herr Pfarrer mit dem Fernrohre ſähe, was als Zeichen gälte, daß ſie oben ſeien, und welche Fahne damals der fremde Herr dem

Herrn Pfarrer geſchenkt hat. Du warſt noch ein recht kleines Kind.“

„Ja, Konrad.“

Nach einer Zeit ſahen die Kinder auch die Menſchen, die bei der Fahne waren, kleine ſchwarze Stellen, die ſich zu bewegen ſchienen. Der Ruf des Hornes wiederholte ſich von Zeit zu Zeit, und kam immer näher. Die Kinder antworteten jedes Mal.

Endlich ſahen ſie über den Schneeabhang gegen ſich her mehrere Männer mit ihren Stöken herabfahren, die die Fahne in ihrer Mitte hatten. Da ſie näher kamen, erkannten ſie dieſelben. Es war der Hirt Philipp mit dem Horne, ſeine zwei Söhne, dann der junge Gemſenjäger, und mehrere Bewohner von Gſchaid.

„Gebenedeit ſei Gott,“ ſchrie Philipp, „da ſeid ihr ja. Der ganze Berg iſt voll Leute. Laufe doch einer gleich in die Sideralpe hinab, und läute die Gloke, daß die dort hören, daß wir ſie gefunden haben, und einer muß auf den Krebsſtein gehen, und die Fahne dort aufpflanzen, daß ſie dieſelbe in dem Thale ſehen, und die Pöller abſchießen, damit die es wiſſen, die im Millsdorfer Walde ſuchen, und damit ſie in Gſchaid die Rauchfeuer anzünden, die in der Luft geſehen werden, und alle, die noch auf dem

Berge ſind, in die Sideralpe hinab bedeuten. Das ſind Weihnachten!"

„Ich laufe in die Alpe hinab," ſagte einer.

„Ich trage die Fahne auf den Krebsſtein," ſagte ein anderer.

„Und wir werden die Kinder in die Sideralpe hinab bringen, ſo gut wir es vermögen, und ſo gut uns Gott helfe," ſagte Philipp.

Ein Sohn Philipps ſchlug den Weg nach abwärts ein, und der andere ging mit der Fahne durch den Schnee dahin.

Der Eſchenjäger nahm das Mädchen bei der Hand, der Hirt Philipp den Knaben. Die andern halfen, wie ſie konnten. So begann man den Weg. Er ging in Windungen. Bald gingen ſie nach einer Richtung, bald ſchlugen ſie die entgegengeſezte ein, bald gingen ſie abwärts bald aufwärts. Immer ging es durch Schnee, immer durch Schnee, und die Gegend blieb ſich beſtändig gleich. Über ſehr ſchiefe Flächen thaten ſie Steigeiſen an die Füſſe, und trugen die Kinder. Endlich nach langer Zeit hörten ſie ein Glöklein, das ſanft und fein zu ihnen heraufkam, und das erſte Zeichen war, das ihnen die niederen Gegenden wieder zuſandten. Sie mußten wirklich ſehr tief herab gekommen ſein; denn ſie ſahen ein

Schneehaupt recht hoch und recht blau über ſich ragen. Das Glöklein aber, das ſie hörten, war das der Sideralpe, das geläutet wurde, weil dort die Zuſammenkunft verabredet war. Da ſie noch weiter kamen, hörten ſie auch ſchwach in die ſtille Luft die Böllerſchüſſe herauf, die in Folge der ausgeſtekten Fahne abgefeuert wurden, und ſahen dann in die Luft feine Rauchſäulen aufſteigen.

Da ſie nach einer Weile über eine ſanfte ſchiefe Fläche abgingen, erbliften ſie die Sideralphütte. Sie gingen auf ſie zu. In der Hütte brannte ein Feuer, die Mutter der Kinder war da, und mit einem furchtbaren Schrei ſank ſie in den Schnee zurük, als ſie die Kinder mit dem Gſchenjäger kommen ſah.

Dann lief ſie herzu, betrachtete ſie überall, wollte ihnen zu eſſen geben, wollte ſie wärmen, wollte ſie in vorhandenes Heu legen; aber bald überzeugte ſie ſich, daß die Kinder durch die Freude ſtärker ſeien, als ſie gedacht hatte, daß ſie nur einiger warmer Speiſe bedurften, die ſie bekamen, und daß ſie nur ein wenig ausruhen mußten, was ihnen ebenfalls zu Theil werden ſollte.

Da nach einer Zeit der Ruhe wieder eine Gruppe Männer über die Schneefläche herabkam, während das Hüttenglöklein immer fortläutete, liefen die Kinder ſelber mit den andern hinaus, um zu ſehen, wer es ſei. Der Schuſter war es, der einſtige Alpenſteiger, mit Alpenſtok und Steigeiſen, begleitet von ſeinen Freunden und Kameraden.

„Sebaſtian, da ſind ſie,“ ſchrie das Weib.

Er aber war ſtumm, zitterte, und lief auf ſie zu. Dann rührte er die Lippen, als wollte er etwas ſagen, ſagte aber nichts, riß die Kinder an ſich, und hielt ſie lange. Dann wandte er ſich gegen ſein Weib, ſchloß es an ſich, und rief: „Sanna, Sanna!“

Nach einer Weile nahm er den Hut, der ihm in den Schnee gefallen war, auf, trat unter die Männer, und wollte reden. Er ſagte aber nur: „Nachbarn, Freunde, ich danke euch.“

Da man noch gewartet hatte, bis die Kinder ſich zur Beruhigung erholt hatten, ſagte er: „Wenn wir alle beiſammen ſind, ſo können wir in Gottes Namen aufbrechen.“

„Es ſind wohl noch nicht alle,“ ſagte der Hirt Philipp, „aber die noch abgehen, wiſſen aus dem Rauche, daß wir die Kinder haben, und ſie werden ſchon nach Hauſe gehen, wenn ſie die Alphütte leer finden.“

Man machte ſich zum Aufbruche bereit.

Man war auf der Sideralphütte nicht gar weit von Gſchaid entfernt, aus deſſen Fenſtern man im Sommer recht gut die grüne Matte ſehen konnte, auf der die graue Hütte mit dem kleinen Glokenthürmlein ſtand; aber es war unterhalb eine fallrechte Wand, die viele Klaftern hoch hinab ging, und auf der man im Sommer nur mit Steigeiſen im Winter gar nicht hinab kommen konnte. Man mußte daher den Umweg zum Halſe machen, um von der Unglükſäule aus nach Gſchaid hinab zu kommen. Auf dem Wege gelangte man über die Siderwieſe, die noch näher an Gſchaid iſt, ſo daß man die Fenſter des Dörfleins zu erbliken meinte.

Als man über dieſe Wieſe ging, tönte hell und deutlich das Glöklein der Gſchaider Kirche herauf, die Wandlung des heiligen Hochamtes verkündend.

Der Pfarrer hatte wegen der allgemeinen Bewegung, die am Morgen in Gſchaid war, die Abhaltung des Hochamtes verſchoben, da er dachte, daß die Kinder zum Vorſcheine kommen würden. Allein endlich, da noch immer keine Nachricht eintraf, mußte die heilige Handlung doch vollzogen werden.

Als das Wandlungsglöklein tönte, ſanken alle, die über die Siderwieſe gingen, auf die Knie in den Schnee, und betheten. Als der Klang des Glökleins aus war, ſtanden ſie auf und gingen weiter.

Der Schuſter trug meiſtens das Mädchen, und ließ ſich von ihm alles erzählen.

Als ſie ſchon gegen den Wald des Halſes kamen, trafen ſie Spuren, von denen der Schuſter ſagte: „Das ſind keine Fußſtapfen von Schuhen meiner Arbeit.“

Die Sache klärte ſich bald auf. Wahrſcheinlich durch die vielen Stimmen, die auf dem Plaze tönten, angelokt, kam wieder eine Abtheilung Männer auf die Herabgehenden zu. Es war der aus Angſt aſchenhaft entfärbte Färber, der an der Spize ſeiner Knechte ſeiner Geſellen und mehrerer Millsdorfer bergab kam.

„Sie ſind über das Gletſchereis und über die Schründe gegangen, ohne es zu wiſſen,“ rief der Schuſter ſeinem Schwiegervater zu.

„Da ſind ſie ja — da ſind ſie ja — Gott ſei Dank“ antwortete der Färber, „ich weiß es ſchon, daß ſie oben waren, als dein Bote in der Nacht zu uns kam, und wir mit Lichtern den ganzen Wald durchſucht und nichts gefunden hatten — und als dann das Morgengrau anbrach, bemerkte ich an dem Wege, der von der rothen Unglükſäule links gegen den Schneeberg hinan führt, daß dort, wo man eben von der Säule weg geht, hin und wieder mehrere Reiſerchen und Rütchen geknikt ſind, wie Kinder gerne thun, wo ſie eines Weges gehen — da wußte ich es — die Richtung ließ ſie nicht mehr aus, weil ſie in der Höhlung gingen, weil ſie zwiſchen den Felſen gingen, und weil ſie dann auf dem Grat gingen, der rechts und links ſo ſteil iſt, daß ſie nicht hinab kommen konnten. Sie mußten hinauf. Ich ſchikte nach dieſer Beobachtung gleich nach Gſchaid, aber der Holzknecht Michael, der hinüber ging, ſagte bei der Rükkunft, da er uns faſt am Eiſe oben traf, daß ihr ſie ſchon habet, weßhalb wir wieder herunter gingen."

„Ja," ſagte Michael, „ich habe es geſagt, weil die rothe Fahne ſchon auf dem Krebsſteine ſtekt, und die Gſchaider dieſes als Zeichen erkannten, das verabredet worden war. Ich ſagte euch, daß auf dieſem Wege da alle herab kommen müſſen, weil man über die Wand nicht gehen kann."

„Und kniee nieder, und danke Gott auf den Knieen, mein Schwiegerſohn," fuhr der Färber fort, „daß kein Wind gegangen iſt. Hundert Jahre werden wieder vergehen, daß ein ſo wunderbarer Schneefall niederfällt, und daß er gerade niederfällt, wie naſſe Schnüre von einer Stange hängen. Wäre ein Wind gegangen, ſo wären die Kinder verloren geweſen."

„Ja, danken wir Gott, danken wir Gott," ſagte der Schuſter.

Der Färber, der ſeit der Ehe ſeiner Tochter nie in Gſchaid geweſen war, beſchloß, die Leute nach Gſchaid zu begleiten.

Da man ſchon gegen die rothe Unglükſäule zu kam, wo der Holzweg begann, wartete ein Schlitten, den der Schuſter auf alle Fälle dahin beſtellt hatte. Man that die Mutter und die Kinder hinein, verſah ſie hinreichend mit Deken und Pelzen, die im Schlitten waren, und ließ ſie nach Gſchaid vorausfahren.

Die andern folgten, und kamen am Nachmittage in Gſchaid an.

Die, welche noch auf dem Berge geweſen waren, und erſt durch den Rauch das Rükzugszeichen erfahren hatten, fanden ſich auch nach und nach ein. Der lezte, welcher erſt am Abende kam. war der Sohn des Hirten Philipp, der die rothe Fahne auf den Krebsſtein getragen, und ſie dort aufgepflanzt hatte.

In Gſchaid wartete die Großmutter, welche herüber gefahren war.

„Nie nie,“ rief ſie aus, „dürfen die Kinder in ihrem ganzen Leben mehr im Winter über den Hals gehen.“

Die Kinder waren von dem Getriebe betäubt. Sie hatten noch etwas zu eſſen bekommen, und man hatte ſie in das Bett gebracht. Spät gegen Abend, da ſie ſich ein wenig erholt hatten, da einige Nachbarn und

eunde ſich in der Stube eingefunden hatten, und
rt von dem Ereigniſſe redeten, die Mutter aber in
r Kammer an dem Bettchen Sannas ſaß, und ſie
eichelte, ſagte das Mädchen: „Mutter, ich habe
ute Nachts, als wir auf dem Berge ſaßen, den hei-
en Chriſt geſehen.“

„O du mein geduldiges, du mein liebes, du mein
ziges Kind,“ antwortete die Mutter, „er hat dir
ch Gaben geſendet, die du bald bekommen wirſt.“

Die Schachteln waren ausgepakt worden, die
hter waren angezündet, die Thür in die Stube
rde geöffnet, und die Kinder ſahen von dem Bette
den verſpäteten hell leuchtenden freundlichen
riſtbaum hinaus. Troz der Erſchöpfung mußte
n ſie noch ein wenig ankleiden, daß ſie hinaus
gen, die Gaben empfingen, bewunderten, und end-
mit ihnen entſchliefen.

In dem Wirthshauſe in Gſchaid war es an die-
Abende lebhafter als je. Alle, die nicht in der
he geweſen waren, waren jezt dort, und die An-
auch. Jeder erzählte, was er geſehen und gehört,
er gethan, was er gerathen, und was für Be-
iſſe und Gefahren er erlebt hat. Beſonders aber
e hervorgehoben, wie man alles hätte anders
beſſer machen können.

Das Ereigniß hat einen Abſchnitt in die G ſchichte von Gſchaid gebracht, es hat auf lange den St zu Geſprächen gegeben, und man wird noch na Jahren davon reden, wenn man den Berg an heiter Tagen beſonders deutlich ſieht, oder wenn man d Fremden von ſeinen Merkwürdigkeiten erzählt.

Die Kinder waren von dem Tage an erſt rec das Eigenthum des Dorfes geworden, ſie wurden vo nun an nicht mehr als Auswärtige ſondern als Ein geborne betrachtet, die man ſich von dem Berge hera geholt hatte.

Auch ihre Mutter Sanna war nun eine Einge borne von Gſchaid.

Die Kinder aber werden den Berg nicht vergeſſen, und werden ihn jezt noch ernſter betrachten, wenn ſi in dem Garten ſind, wenn wie in der Vergangenheit die Sonne ſehr ſchön ſcheint, der Lindenbaum duftet, die Bienen ſummen, und er ſo ſchön und ſo blau wie das ſanfte Firmament auf ſie hernieder ſchaut.

II.

Kazenfiſcher.

un
au
ſei
vo
lich
doc
Art
es
ſpiz
des
ſtec
vo
He
unt
hei

In einem abgelegenen aber ſehr ſchönen Theile
ſers Vaterlandes ſteht ein ſtattlicher Hof. Er ſteht
f einem kleinen Hügel, und iſt auf einer Seite von
nen Feldern und ſeinen Wieſen und auf der andern
n ſeinem kleinen Walde umgeben. Man ſollte eigent-
auch einen Garten hieher rechnen; aber es würde
h eine unrechte Benennung ſein; denn Gärten der
, wie ſie in allen Ländern im Brauche ſind, gibt
in jenem hochgelegenen mit Hügeln und Waldes-
en beſetzten Landestheile nicht, weil die Stürme
Winters und die Fröſte des Frühlings und Herb-
allen jenen Gewächſen übel mit ſpielen, die man
zugsweiſe in Gärten hegt; aber der Beſitzer des
ſes hat gegen eine Sandlehne hin, die ſteil abfällt,
in den warmen Lagen die Sonnenſtrahlen recht
zurük wirft, Bäume gepflanzt, die auf weichem

ſchönen Raſen ſtehen, vor den Abend-Mitternacht- und Morgenwinden geſchüzt ſind, durch die höhere und eingeſchloſſene Lage vor dem Reiſe bewahrt werden, und auf ihrem warmen Plaze ſo ſchnell gewachſen ſind, daß ſie auf ihren Edelreiſern, die ihnen eingeſezt worden, und zu bedeutenden Äſten gediehen ſind, jährlich die großen ſchwarzen Kirſchen, die Weichſeln die Birnen und die rothwangigen Äpfel tragen. Von den kleineren Gewächſen als Johannisbeeren Stachelbeeren Erdbeeren rede ich nicht. Sogar Pfirſiche und Aprikoſen reifen an einer an der Sandlehne aufgeführten Mauer dann, wenn ſich ein heißer Sommer ereignet, und wenn man das Zuhüllen durch eine Rohrmappe an kühlen Frühlingsabenden nicht vergeſſen hat. Seine Blumen hegt der Beſizer in verſchiedenen gläſernen Häuſern, ſtellt ſie an ſchönen Tagen und in den warmen Sommermonaten auf die hölzernen Geſtelle vor dem Hauſe oder in die Fenſter. Selbſt in den Zimmern ſieht man die ſchönſten auf dazu eingerichteten Tiſchen ſtehen. Diejenigen, welche für die Luft und das Wetter des Landes eingerichtet ſind, ſtehen in dem freien Grunde.

Wenn man über die Sandlehne empor gegangen iſt, ſteigt noch ein Felſen auf, der dem Berge Feſtigkeit gibt, deſſen Geſchiebe nicht gegen den Garten abſinken läßt, und zur Vermehrung der Wärme nicht wenig beiträgt. Der Beſizer des Hofes hat einen Weg mit feſtem Geländer durch die Sandlehne und um den Felſen empor anlegen laſſen, weil man von dort recht ſchön auf das Haus auf den Garten und auf die Landſchaft nieder ſieht. Er hat an einigen Stellen Bänkchen anbringen laſſen, daß man da ſizen, und die Dinge mit Ruhe betrachten kann. Hinter dem Felſen gegen mitternachtwärts geht Gebüſch, dann folgen noch auf dem immer aufſteigenden Boden einzelne Eichen und Birken, dann der Nadelwald, der den Gipfel einnimmt, und das Schauſpiel beſchließt.

Um das Haus liegen, wie es in jenem Lande mmer vorkömmt, in nähern und fernern Kreiſen Hügel, die mit Feldern und Wieſen bedekt ſind, manhes Bauerhaus manchen Meierhof zeigen, und uf dem Gipfel jedes Mal den Wald tragen, der wie ach einem verabredeten Geſeze alle Gipfel jenes ügligen Landes beſezt. Zwiſchen den Hügeln, die ft, ohne daß man es ahnt, in ſteile Schluchten abllen, gehen Bäche ja zuweilen Giesbäche, über elche Stege und in abgelegenen Theilen gar nur aumſtämme führen. Regelmäßige Brüken haben nur e Fahrwege, wo ſie über einen ſolchen Bach gehen üſſen. Das ganze Land geht gegen Mitternacht immer mehr empor, bis die größeren düſteren weitgedehnten Wälder kommen, die den Beginn der böhmiſchen Länder bezeichnen. Gegen Mittag ſieht man die freundliche blaue Kette der Hochgebirge an dem Himmel dahin ſtreichen.

Der Beſizer des Hofes war einmal als ein ſehr junger Menſch in die Welt gegangen, und hatte viele Dinge erfahren, und viele Menſchen kennen gelernt. Als er herangereiſt, als ihm der Vater geſtorben war, und er von ihm und zwei unverehlichten Oheimen eine hinreichende Habe geerbt hatte, ging er mit der Erbſchaft und dem, was er ſich ſelber erworben hatte, auf beſtändig in das Land ſeiner Geburt zurük, das er früher nur zuweilen beſucht hatte, und baute dort die Gebäude des Vaterhauſes um, und noch ſo viel daran, bis der liebliche Hof da ſtand. Dann holte er ſich aus der entfernten Hauptſtadt ein ſehr ſchönes Mädchen, und wurde mit demſelben in der kleinen Pfarrkirche eingeſegnet. Er wollte lieber in der traulichen Einöde ſeiner Heimath als beſtändig unter dem Geräuſche der vielen und fremden Menſchen der Hauptſtadt leben. Wenn es aber Winter wurde, dann ging er mit der Gattin in ihre Geburtsſtadt, um eine Weile dort zu ſein, und zu ſehen, was die Menſchen indeſſen wieder gefördert, was auf geiſtigem

Felde ſich zugetragen und im Zuſammenleben ſich geändert hat. Mit der Rückkehr der Sonne kam er wieder auf ſeinen Hof.

Auf demſelben lebte auch ſeine Mutter, welche nie
us ihrer Heimath entfernt geweſen war, nur die
ächſten Orte kannte, und blos ein einziges Mal in
er Hauptſtadt des Landes geweſen war. Sie nahm
ie Tochter liebreich auf, und es war reizend, wenn
ie ſchöne junge Gattin neben der ältlichen Frau ging,
ie die Tracht des Landes trug. Während des Auf-
nthaltes der Eheleute in der Hauptſtadt hüthete ſie
en Hof, und beſorgte und ordnete alles. Wenn ſie
mmen ſollten, ſandte ſie den Knecht mit den Pfer-
n entgegen, und ſah ihm nach, wenn der Wagen
n Hügel hinab fuhr.

Sogleich ging der thätige Sohn wieder an die
terbrochene Arbeit. Anlagen wurden erweitert,
ue begonnen, das Haus verbeſſert, und verſchönert,
d die Geſchäfte des Feldes geführt. Man ſah ihn
ter ſeinem Geſinde und unter ſeinen Leuten.

Nach zwei Jahren ſchikte der Himmel einen Zu-
chs der Familie, es erſchien das Töchterlein Emma.
tte und Gattin, die bisher Sohn und Tochter ge-
ſen hatten, wurden jezt Vater und Mutter, und
Mutter wurde Großmutter.

Sie nahm das Kindlein, und lehrte die Tocht
manche Dinge, wie es zu behandeln ſei.

Als dem Mädchen die Härlein auf dem Haup
ſich zu ringeln begannen, und in ſchöner blond
Farbe herab fielen, erſchien das zweite dunkle Schweſte
lein Clementia, deſſen Haupt ſchon bei der Gebu
beſchattet war, und an dem ſich bald die ſchwarze
Ringlein bildeten.

Wenn nun nicht mehr der Vater und die Mutt
allein im Winter wegfuhren ſondern auch die Kindlei
hatte die Großmutter nun mehr zu ſorgen, ſie hat
für viere zu fürchten, und wenn ſie kamen, fanden ſ
die Gelaſſe für viere noch wohnlicher eingerichtet.

Die Kindlein wuchſen empor. Sie hatten eine
unſchuldigen Mund rothe Wänglein große Auge
und eine reine Stirne, und das eine hatte um dieſelb
die blonden ſeidenweichen Loken des Vaters, da
andere die ſchwarzen der Mutter.

Großmutter war ihre Geſpielin, ſie lokte ſie i
ihr Gemach, ſie ſiedelte ſich mit ihnen im Garten a
in der ſchattigen Laube am Stamme des Apfelba
mes oder in den Glashäuſern oder an der Lehne d
Sandes.

Da ſie ſchon größer waren, da ſie mit den Füßle
über Hügel und Thäler gehen konnten, da die Kö

perchen ſchlanker und behender empor zielten, gingen ſie mit der Großmutter auf den hohen Nußberg. Wenn der Haber bleichte, und das Korn und die Gerſte in der Scheune zur Ruhe war, dann färbten ſich die Haſelnüſſe mit braunen oder roſenfarbenen Wänglein.

Die Kinder hatten breite Strohhüte auf, ſie hatten Kleider, aus deren Ärmeln die Arme hervor gingen, ſie hatten weiße Höschen und hatten Schuhe, die ſo ſtark waren, daß ſie das Gerölle des Berges nicht empfanden. An der Hand trugen ſie ein Körblein, in der andern eine weiße Ruthe mit einem Haken, daß ſie die Haſelzweige herab beugen konnten. Die Ruthe war ſelber von einem Haſelſtrauche genommen, und war abgeſchält worden. Sie gingen unter den Obſtbäumen hin, ſie gingen hinter den Glashäuſern in der Sandlehne empor, ſie hielten ſich mit den Händchen an dem Geländer, und ſie raſteten auf den Sizen. Wenn ſie in den Felſen hinauf gekommen waren, ſaßen ſie auf einem Bänklein oder auf einem Stüke Stein, nahmen eine Steknadel aus den Bändern ihres Hutes, oder bathen die Großmutter um ein ſpizes Meſſerlein, das ſie in ihrer Armtaſche hatte, und gruben die kleinen feinen Blättchen und Flinſerchen aus den Steinen, die da ſtaken, und ſo funkelten und glänzten. Sie thaten dieſelben in ein Papierchen, und hoben ſie im Schürzenſäckchen oder in der Armtaſche der Großmutter auf. Die Großmutter wartete auf ſie, oder half ihnen, oder erzählte Geſchichten. Wenn ſie noch höher hinauf kamen, da war wieder die Erde, und auf ihr war das Haidekraut und die Gräſer und Kräuter, und da ſtand auch ein Wachholderſtrauch oder der Strunk einer Birke oder eine Diſtel. Und bei denſelben ſaſſen ſie wieder nieder, und ruhten wieder. Sie waren die einzigen weißen Punkte, und um ſie waren die Hügel, die von den lichten Stoppeln der Ernte glänzten oder von den gepflügten Feldern braunten, oder von dem Grün der Gewächſe, die man nach der Ernte gebaut hatte, mannigfach gefärbt waren, da lagen die Thäler die Wieſen mit dem zweiten Grün oder ein glänzendes Waſſer, es erklommen die Wäldchen die Gipfel der Hügel, ein Erdbruch leuchtete, ein Häuschen oder ein Gemäuer von Höfen ſchimmerte, und weit weit draußen lagen die blauen Berge, die mit den ſchwachen Felſen durchwirkt waren, und die kleinen Täfelchen von Schnee zeigten.

Da ſie einmal in dem dürren Graſe ſaſſen, und die hohen Halme wankten, erzählte die Großmutter folgende Geſchichte: „Wo dort hinter dem ſpitzigen Walde die weißen Wolken ziehen, liegt das Hagenbucher Haus. Der Hagenbucher war ein ſtrenger

Mann, und es konnte kein Dienſtbote bei ihm aushalten, und kein Knecht und keine Magd konnte die Arbeit verrichten, die das große Haus verlangte. Sie gingen immer davon, oder er ſchikte ſie fort. Einmal erſchien eine große Magd mit braunem Angeſichte und ſtarken Armen, und ſagte, ſie wolle ihm dienen, wenn er ihr nur die Nahrung gäbe, und manchmal ein Tuch auf einen Rok und ein Linnen auf ein Hemd. Der Bauer dachte, er könne es verſuchen. Die braune Magd waltete und wirthſchaftete nun, als ob zwei gekommen wären, und aß doch nur für eine, und lernte immer beſſer ſchaffen und arbeiten. Der Bauer dachte, er habe es getroffen, und die Magd war Jahre in dem Hauſe. Einmal, da der Bauer zwei Ochſen zu verkaufen hatte, und da er ſie in einem Joche den Gallbrunerwald hinunter nach Rohrach auf den Viehmarkt getrieben, und verkauft hatte, nahm er das ledige Joch auf ſeine Schultern, und ging durch den Wald nach Hauſe zurük. Da hörte er eine Stimme, die rief: »Jochträger, Jochträger, ſag' der Sture Mure, die Rauh-Rinde ſei todt — Jochträger, Jochträger, ſag' der Sture Mure, die Rauh-Rinde ſei todt.« Der Bauer ſah unter die Bäume, er konnte aber nichts ſehen und erbliken, und da fürchtete er ſich, und fing ſo ſchnell zu gehen an, als er konnte,

und kam nach Hauſe, da ihm der Schweiß übe
Stirne rann. Als er beim Abendeſſen die S
erzählte, heulte das große Mädchen, lief davon,
wurde niemals wieder geſehen.“

Ein anderes Mal erzählte die Großmutter: „S
ihr Kinder, wo der Gallbrunerwald aufhört,
geht ein fahles Ding empor, das ſind die Karesbe
und dort ſind die Karesbergerhäuſer auf dem G
und zwiſchen den Steinen.“

„Zu den Karesbergern kam einmal ein Wichtelch
und ſagte, es wolle ihnen die Ziegen hüten, ſie d
ten ihm keinen Lohn geben; aber Abends, wenn
Ziegen im Stalle wären, müßten ſie ihm ein wei
Brot auf den hohlen Stein legen, der außerhalb
Karesberge iſt, und es werde es ſich holen.
Karesberger willigten ein, und das Wichtelchen wu
bei ihnen Gaißer. Die Ziegen liefen des Morge
fort, ſie liefen auf die Weide hinaus, und holten ſ
das Futter, ſie kamen Mittags mit den gefüllt
Eutern, und liefen wieder fort, und kamen am Abe
mit gefüllten Eutern, und gediehen, und wurd
immer ſchöner, und vermehrten ſich ſowohl weiße a
ſchwarze ſowohl ſchekige als braune. Die Karesbe
ger freuten ſich und legten das weiße Brot, das
eigens baken ließen, auf den Stein. Da dachten ſi

ſie müßten dem Gaißer eine Freude machen, und ließen ihm ein rothes Röklein machen. Sie legten das Röklein Abends auf den Stein, da die Ziegen ſchon zu Hauſe waren. Das Wichtelchen legte das rothe Röklein an, und ſprang damit, es ſprang wie toll vor Freude unter den grauen Steinen, ſie ſahen es immer weiter abwärts ſpringen, wie ein Feuer, das auf dem grünen Raſen hüpft, und da der andere Morgen gekommen war, und die Ziegen auf die Weide ließen, war das Wichtelchen nicht da, und es kam gar nie wieder zum Vorſcheine."

So erzählte die Großmutter, und wenn ſie aufgehört hatte, ſo ſtanden ſie auf, und gingen wieder weiter. Sie gingen an den Gebüſchen der Schlehen und Erlen dahin: da waren die Käfer die Fliegen die Schmetterlinge um ſie, es war der Ton der Ammer zu hören oder das Zwitſchern des Zaunkönigs und Goldhähnchens. Sie ſahen weit herum, und ſahen den Hühnergeier in der Luft ſchweben. Dann kamen ſie zu den weißen Birken, die die ſchönen Stämme haben, von denen ſich die weißen Häutchen löſen, und die braune feine Rinde zeigen, und ſie kamen endlich zu den Eichen, die die dunkeln ſtarren Blätter und die knorrigen ſtarken Äſte haben, und ſie kamen zuletzt in den Nadelwald, wo die Föhren ſauſen, die Fichten mit den herabhängenden grünen Haaren ſtehen, und die Tannen die flachzeiligen glänzenden Nadeln auseinander breiten. Am Rande des Waldes ſahen ſie zurük, um das Haus und den Garten zu ſehen. Dieſe lagen winzig unter ihnen, und die Scheiben der Glashäuſer glänzten wie die Täfelchen, die ſie mit einer Steknadel oder mit dem ſpizigen Meſſerlein der Großmutter aus dem Steine gebrochen hatten.

Dann gingen ſie in den Wald, wo es dunkel war, wo die Beeren und Schwämme ſtanden, die Moosſteine lagen, und ein Vogel durch die Stämme und Zweige ſchoß. Sie pflükten keine Beeren, weil ſie nicht Zeit hatten, und weil ſchon der Sommer ſo weit vorgerükt war, daß die Heidelbeere nicht mehr gut war, die Himbeere ſchon aufgehört hatte, die Brombeere noch nicht reif war, und die Erdbeere auf dem Erdbeerenberge ſtand. Sie gingen auf dem ſandigen Wege fort, den der Vater an vielen Stellen hatte ausbeſſern laſſen. Und als ſie bei dem Holze vorbei waren, das im Sommer geſchlagen worden war, und noch ein Weilchen auf dem Sandwege gegangen waren, kamen ſie wieder aus dem Walde hinaus.

Sie ſahen nun einen grauen Raſen vor ſich, auf dem viele Steine lagen, dann war ein Thal, und dann ſtand der hohe Nußberg empor.

Da gingen ſie nun auf dem Raſen abwärts, der eine Mulde hatte, in dem ein Wäſſerlein floß. Sie gingen zwiſchen den grauen Steinen, auf denen ein verdorrtes Reis oder eine Feder lag, oder die Bachſtelze hüpfte, und mit den Steuerfedern den Takt ſchlug. Und als ſie zu dem Bächlein gekommen waren, in welchem die grauen flinken Fiſchlein ſchwimmen und um welches die blauen ſchönen Waſſerjungfern flattern, und als ſie über den breiten Stein gegangen waren, den ihnen der Vater als Brüke über das Bächlein hatte legen laſſen, kamen ſie gegen den hohen Nußberg empor.

Sie gingen auf den Nußberg, der ringsherum rund iſt, der eine Spize hat, an deſſen Fuſſe die Steine liegen, der die vielen Gebüſche trägt — die Krüpelbirke die Erle die Eſche und die vielen vielen Haſelnußſtauden — und der weit herum ſieht auf die Felder, auf denen fremde Menſchen akern, und auf weitere unbekannte Gegenden.

Großmutter hatte Schwarzköpfchen an der Hand. Blondköpfchen ging allein, und ſprang über die Steine. Da ſie zu dem Nußberge kamen, gingen ſie unter das Gehege hinein, die Großmutter bükte ſich, Blondköpfchen bükte ſich auch, es bükte ſich ſogar Schwarzköpfchen, und ſie kamen zu den Gebüſchen der Nüſſe. Da waren nun ſie und viele andere Dinge auf dem Berge.

Es waren die röthlichen Mäuslein, die auch N
freſſen, die unter den Wurzeln die trokenen Gä
bohren, in welche ſie die Sämereien des Berges
andere Dinge zu Malzeiten tragen, in welche
Halme und Heu für die Neſter der Jungen trag
und in welchen ſie die Nüſſe mit den Zähnen benag
um zu dem ſüſſen kräftigen Kerne zu gelangen —
war der flüchtige Heher, der mit den Flügeln, in
er die blaugeſtreiſten Täfelchen eingeſezt hat, durch
Äſte dahin flog — da war das Eichhörnchen, d
über den Raſen ſchlüpfte, und auf einem hohen di
Äſte hielt, die Vorderpfoten an den Mund nahm, u
emſig nagte, — und wer weiß, was noch da wa
ſeine Freude und Luſt auf dem hohen Nußberge
ſuchen, was Flügel hat, oder wie die Wieſel un
Iltiſſe in der Sandgrube lief.

Es ſtanden die grünen Äſte zu dem blauen Him
mel empor, und Blätter und Nüſſe ſtarrten an ihnen
bald einzeln bald zwei bald drei bald zu große
Knöpfen vereinigt, und hatten blaſſe oder grünlich
oder bräunliche oder röthliche Wangen. Die Kinde
langten mit den Händlein in die Zweige, oder ſi
faßten dieſelben mit dem Haken, und zogen ſie nieder
um die Nüſſe zu pflüken. Und wenn ſie ſich geirrt
und einen tauben Zweig herab gebogen hatten, ließ

ſie ihn gleich wieder los, und ſuchten nach einem andern. So waren ſie emſig und fleißig. Und wenn die Äſte zu hoch waren, oder wenn ſie zu ſtark waren, daß ſie durch die Kraft der Kinder nicht gebogen werden konnten, ſo half die Großmutter, ſie langte den Zweig herunter, und hielt ihn ſo lange, bis die Hände der Kinder die Nüſſe gefunden und gepflükt hatten. Sie führte ſie auch in Gegenden, wo die Zweige recht gefüllt waren, und von Nüſſen an Nüſſen prangten. Wenn dann die Kinder recht viel geleſen hatten, wenn ſie ihre Körblein voll hatten, wenn ſie auch in ihre Täſchlein noch geſtekt, ja ſogar in ihre Tüchlein gebunden hatten, ſo blieben ſie noch auf dem Berge, ſie gingen herum, ſie gingen auf den Gipfel empor, und ſezten ſich an einer diken und veralteten Haſelwurzel, die ſehr einladend war, nieder, und verweilten in der weiten glänzenden Luft.

Die Großmutter ſagte ihnen, da ſei es auch geweſen, wo das Hähnlein und das Hühnlein auf den Nußberg gegangen ſeien, wo das Hühnlein ſo viel gedurſtet und das Hähnlein ihm Waſſer gebracht habe, und wo auch noch andere Dinge geſchehen ſeien. Sie zeigte ihnen dann herum, und ſagte ihnen die wunderlichen Namen der Berge, ſie nannte manches Feld, das zu erbliken war, und erklärte die weißen

Pünktlein, die kaum zu ſehen waren, und ein Ha oder eine Ortſchaft bedeuteten. Und wenn gar re ſchöne Himmelsferne war, und die Gebirge deutl ſtanden, enträthſelte ſie die ſeltſamen Spizen, hinauf ragten, und erzählte von manchem Rüken, ſich dehnte, und wenn ſchwache Wolken über de Gebirge waren, ſo ſagte ſie, ſie gleichen wirklich Palläſten oder Städten oder Ländern oder Dinge die niemand kennt. Und gegen Mitternacht ſahen ſ auf den Gallbrunerwald und die Karesberge und da hinter auf den Streifen des Seſſelwaldes, über den oft eine lange matte Wolke war, die nicht ſo ſchön glänzte, wie die gegen Mittag über dem Gebirge.

Und wenn ſie recht viel in das Land geſehen hatten, erzählte ihnen die Großmutter auch von den Männern, die in demſelben gelebt hatten, von den Rittern, die herum geritten, von den ſchönen Frauen und Mädchen, die auf Zeltern geſeſſen ſeien, von den Schäfern mit den klugen Schafen, und von den Fiſchern und von den Jägern.

Dann gingen ſie zurük. Sie ordneten die zerdrükten Kleidchen, nahmen Korb und Ruthe, und gingen auf dem nehmlichen Wege hinab, auf dem ſie gekommen waren.

Sie gingen an den Haſelſtauden abwärts, ſie gingen über die Steine, ſie gingen über das Bächlein mit den grauen Fiſchlein und den blauen Waſſerjungfern, ſie gingen über den Raſen, ſie gingen durch den Wald, ſie gingen in dem Felſen in dem Gebüſche und in der Sandlehne nieder, und kamen von den Glashäuſern auf dem Raſen gegen den Hof vorwärts, wo die Mutter oft in ihrem ſchönen Gewande und mit dem Sonnenſchirme wandelte, und ihnen entgegen ging.

Dann bekamen ſie ein Eſſen, weil ſie ſehr hungerte. Sie hatten zwei Nußknaker, Blondköpfchen einen größeren und ernſteren, Schwarzköpfchen einen kleineren und närriſcheren, der einen drolligen Mund hatte, und fürchterliche Augen machte. In die Mäuler der Nußknaker thaten ſie die Nüſſe, die ſie gebracht, und von den grünen Hülſen befreit hatten, drükten mit den Zünglein, und zerbrachen die Nüſſe, indem die Knaker gewaltig die Kinnladen zuſammen thaten, und erſchrekliche Geſichter erzeugten. Sie gaben von den Kernen und von den Nüſſen dem Vater und der Mutter und auch der Großmutter, die ſelten Nüſſe von dem hohen Nußberge mitbrachte, und dann immer nur wenige, die ſie ſtets auf das Tiſchlein der Kinder legte, ſo wie ſie auch die geſchenkten ihnen immer wieder zurük ſchenkte.

Als Blondköpfchen ſchon recht groß geworden war, und zu lernen anfing, als Schwarzköpfchen a ſchon lernte, und ein freundlicher Lehrer aus Stadt gekommen war, und mit ihnen auf ein Tiſche in der Kinderſtube die ſchönen Bücher a machte, und die Dinge in denſelben deutete: wu auch ein Brüderlein geboren, Sigismund. Und w Blondköpfchen der Vater Schwarzköpfchen die Mut war, ſo war Sigismund Vater und Mutter, er w Blondköpfchen und Schwarzköpfchen; denn wie ſi ſeine Haare zu entwikeln begannen, ſo wurden ſ Anfangs licht, und bildeten ſich dann zu braune Ringeln, die Augen waren nicht blau oder ſchwa ſondern braun.

Jezt konnten ſie nicht mehr mit der Großmutte auf den hohen Nußberg gehen, weil ſie bei dem kleine Brüderlein bleiben mußte. Mit jemand andern durfte ſie nicht gehen, und mußten bei dem Hauſe verweilen. Da gingen ſie nun in dem Garten herum, ſchauten die Obſtbäume an, oder ſie waren in den Glashäuſern und betrachteten die Blumen.

Als aber das Brüderlein zweimal in dem Winter im großen Wagen mit in die Stadt gefahren, und zweimal im Sommer wieder gekommen war, ſo war es ſchon ſo ſtark geworden, daß es mit den Schweſterlein und mit der Großmutter herum gehen konnte.

Sie gingen durch die Felder, ſie gingen in den Wald und übten die Füſſe. Dann gingen ſie wieder auch auf den hohen Nußberg.

Die Schweſterlein hatten weiße Kleider an, ſie hatten gelbe Strohhüte auf, von denen der eine ſich mit Blondköpfchens Loken unkenntlich vermiſchte, der andere ſich von Schwarzköpfchens Haupte wie ein Schein abhob, ſie hatten rothe Bänder an den Hüten und Kleidern, ſie trugen Körblein an dem Arme und die weiße Haſelruthe mit dem Haken in der Hand. Der Knabe hatte weiße Höslein ein blaues Jäkchen auch ein Strohhütchen auf den braunen Loken und eine kleinere weiße Ruthe mit einem Haken. Statt des Körbleins hatte er ein Täſchchen von gelbem Leder an grünen Bändern über ſeine Schulter hängen. Sie gingen viel langſamer, ſie raſteten öfter, und die Schweſterlein zeigten dem Bruder viele Dinge an dem Wege die ſie ſchon kannten, und ſie zeigten auch, wie ſchnell ſie gehen könnten, wenn ſie wollten, indem ſie auf dem Raſen hüpften, auf den Steinen hüpften, vorwärts und wieder rükwärts liefen. Sie gingen durch die Sandlehne das Geſtrippe durch die Felſen den Wald über die graue Mulde und den hohen Nußberg hinan. Sie pflükten ſich die Nüſſe in ihre Körblein, das Brüderlein langte auch mit ſeinem kleinen

Häklein, und alle halfen zuſammen, bis es auch ſein Täſchchen voll hatte.

Als ſie an der diken veralteten Haſelwurzel ſaßen, erzählte die Großmutter wieder eine Geſchichte. Sie ſagte: „Bei dem Seſſelwalde an ſeinem ſteilen Mittagsfalle, war einſtens auch ein Wald, aber er war nicht dicht, es ſtanden Birken und Ahorne auf dem Raſen. Da war ein Schäfer, der die Schafe in das Gehölz führte, daß ſie auf dem Raſen weideten, und daß ſie ihm Milch und Wolle gaben. Da kam aus dem Seſſelwalde ein ſchwarzer Mann herunter, der ſagte, daß in der Harthöhle wo das Silber rinne, das blutige Licht ſei. Der Schäfer wußte nicht wer der Mann ſei, und was das Silber und das blutige Licht ſei, und konnte ihn auch nicht fragen, weil er gleich fort ging. Aber er wartete bis er wieder käme. Allein der Mann kam nicht mehr. Da der Schäfer eines Tages ein verlorenes Lamm ſuchte, ging er dem Bache entgegen, wo er herab fließt, daß er die ſpringenden Wellen in den Augen hatte. Da er das Lamm immer wieder weiter oben blöken hörte, ging er fort und fort. Er ging ſo weit hinauf, daß der Wald ſchon ſehr dik war, daß der Bach über Steine und Kugeln floß, und daß an den beiden Seiten harte Felſenwände ſtanden. Da ſah er aus einem Steine ein Waſſer heraus fließen, und herab fallen, als ob lauter ſilberne Bänder und Franſen über die Steine herab gebreitet wären. Da ſtieg er an dem Steine empor, und ſuchte ſich an dem glatten Felſen mit Füßen und Händen zu halten. Als er oben war, ſah er, daß das Waſſer aus einer Höhle heraus rinne, und daß die Höhle ſehr glänzend hart ſei, als wäre ſie aus einem kunſtreichen Steine gehauen worden. Er ging in die Höhle hinein. Sie wurde immer enger, und wurde immer finſterer, und das Wäſſerlein floß aus ihr hervor. Da ſah er es plözlich in einem Winkel leuchten, als ob ein rother blutiger Tropfen dort läge. Er ging näher, und es leuchtete fort. Da gab es ihm ein, er ſolle die Hand ausſtreken, und den Tropfen nehmen. Er nahm den Tropfen, aber es war ein kalter rauher Stein, den er in der Hand ſpürte, und der Stein war ſo groß, daß er ihn kaum mit der Hand faſſen konnte. Er trug den Stein hervor, bis er an das Tageslicht kam, und da ſah er, daß es ein Feldſtein war, wie man viele Tauſende findet, und daß aus dem Feldſteine ein rothes Äuglein hervor ſchaue, wie wenn es von den Lidern der harten Steinrinde bedekt wäre, und nur roſenfarb blinzen könne. Wenn man den Stein drehte, warf er Funken auf die Dinge.

Der Schäfer ſtieg eilig die Felſenwand herab, er g den fließenden Bach entlang, und ſputete ſich, bi zu ſeiner Heerde kam. Das Lamm, das er verlor und nicht gefunden hatte, war zu Hauſe, und tr an ſeiner Mutter. Er wikelte den Stein in ein Tu und bewahrte ihn ſorgſam. Da kam einmal ein Ho bauer, und er verkaufte ihm den Stein um ſ Schafe. Und der Hochbauer verkaufte ihn ein Arzte um ein Pferd, und der Arzt verkaufte ihn ein Lombarden um hundert Goldſtüke, und der Lombar ließ ihn von dem gemeinen Geſteine befreien u ſchleifen, und jezt tragen ihn Fürſten und Könige ihren Kronen, er iſt ſehr groß und leuchtend, u iſt ein Karfunkel oder ein anderer rother Stei ſie beneiden ſich darum, und wenn ſie das La erobern, wird der Stein ſorgſam fort getragen, a ob man eine eroberte Stadt in einem Schächtelch davon trüge."

Zu einem anderen Male ſagte die Großmutte "In unſern Wäſſern, die braun und glänzend ſind, we ſie den Eiſenſtaub aus den Bergen führen, iſt nicht bl das Eiſen enthalten, es glänzet der Sand, als ob lauter Gold wäre, und wenn man ihn nimmt, u wenn man ihn mit Waſſer vorſichtig abſchwemm ſo bleiben kleine Blättchen und Körner zurük, die ei und wirkliches Gold ſind. In früheren Jahren haben ſeltſame Menſchen, die weit von der Ferne gekommen ſind, das Gold in unſern Bächen gewaſchen, und ſind reich von dannen gezogen; es haben dann auch mehrere von uns in den Wäſſern gewaſchen, und manches gefunden; aber jezt iſt es wieder vergeſſen worden, und niemand achtet das Waſſer weiter, als daß er ſein Vieh darin tränkt. Dann liegen noch köſtlichere Sachen in demſelben. Wenn man eine Muſchel findet, und ſie die rechte iſt, ſo liegt in ihr eine Perle, die ſo koſtbar iſt, daß man ſie durchbohrt, und mit mehreren vereinigt an einer Schnur gefaßt den ſchönen Frauen als ſanften Schmuk um den Hals thut, oder Heiligenbilder umwindet, und heilige Gefäße einfaßt.“

Wenn die Kinder und die Großmutter lange geſeſſen waren, ſtanden ſie wieder auf, und gingen nach Hauſe.

Aber auch auf andere Stellen gingen die Kinder mit der Großmutter, ſie gingen auf die Wieſen, wo die Schmalz- und Butterblumen waren, und beſonders die Vergißmeinnicht, die wie klare Fiſchäuglein aus den Wellen ſchauen, und auf einem Gefäße mit Waſſer lange auf dem Tiſche der Mutter blühen. Sie gingen auf den Erdbeerenberg, wo die würzigen Erdbeeren ſtanden, die kleiner aber beſſer waren, als die der

Vater in Beeten an der Sandlehne zog. Sie gin
die Felder, wo der brennende Mohn die blauen
blumen und die hellgelben Frauenſchühlein blüh

Für ſich allein ſtanden die Kinder gerne am
wo er ſanft fließt, und allerlei krauſe Linien zieht
blikten auf den Sand, der wohl wie Gold war,
die Sonne durch das Waſſer auf ihn ſchien, un
glänzende Blättchen und Körner zeigte. Wen
aber mit einem Schäufelchen Sand heraus holten,
gut wuſchen, und ſchwemmten, ſo waren die
chen Kazenſilber, und die Körner waren ſchneen
Stükchen von Kieſel. Muſcheln waren wenig
ſehen, und wenn ſie eine fanden, ſo war ſie im In
glatt, und es war keine Perle darin.

Als Blondköpfchen und Schwarzköpfchen ſ
ſchöner und wunderbarer geworden waren, als Si
mund ſchon groß geworden war, und ſie wieder
mal auf dem hohen Nußberge an der diken veralt
Haſelwurzel ſaßen, kam aus dem Gebüſche ein fr
des braunes Kind heraus. Es war ein Mädchen,
war faſt ſo groß und noch ſchlanker als Blondk
chen, hatte nakte Arme, die es an der Seite he
hängen ließ, hatte einen nakten Hals, und hatte
grünes Wams und grüne Höschen an, an welch
viele rothe Bänder waren. In dem Angeſichte ha

es ſchwarze Augen. Es blieb an dem Gebüſche der Haſeln ſtehen, und ſah auf die Großmutter und auf die Kinder. Die Großmutter ſagte nichts, und fuhr fort, zu reden. Die Kinder aber ſahen auf das Mädchen. Als die Großmutter geendet hatte, redete ſie das Mädchen an, und ſagte:

„Wer biſt du denn?“

Das Mädchen aber antwortete nicht, es ſprang in die Gebüſche, und lief davon, daß man die Zweige ſich rühren ſah.

Die Großmutter und die Kinder gingen von dem hohen Nußberge, ohne weiter von dem Mädchen etwas zu ſehen oder zu hören.

Als ſie wieder ein Mal an der diken veralteten Haſelwurzel ſaßen, und die Großmutter redete, kam das braune Mädchen wieder, trat wieder aus den Gebüſchen, blieb ſtehen, und ſah die Kinder an. Als man es fragte, lief es nicht davon wie das erſte Mal, zog ſich aber gegen das Gebüſch zurük, daß die Blätter ſeine nakten Arme dekten, und ſah auf die Kinder. Da man ſich erhob, um weg zu gehen, lief es wieder über den hohen Nußberg hinunter.

Die Kinder verlangten nun öfter nach dem hohen Nußberge, um das braune Mädchen zu ſehen.

Die Großmutter ging mit ihnen hinauf. Sie gingen wohl öfter, ohne das braune Mädchen erbliken, aber einmal, als ſie ihre Körbchen Nüſſen gefüllt hatten, und an der Haſelwurzel ſaſ kam das Mädchen wieder aus den Gebüſchen, b wieder ſtehen, und ſah auf Blondköpfchen hin. mochte wohl hinſehen, da es ſelber nicht die lan blonden Loken ſondern kurz abgeſchnittene ſchwa Haare hatte. Als man es nach langer Weile freun lich anredete, wich es nur ein wenig zurük, lächel zeigte wunderbare weiße Zähne, antwortete a nicht. Die Kinder blieben länger ſitzen, die Großmu ter ſprach allerlei, und das braune Mädchen ſtan und ſah zu. Da man fortging, lief es nicht ſo ei davon, wie die zwei erſten Male, ſondern ging au langſam auf einem Wege, der den Kindern nahe wa den Berg hinunter, und konnte einige Male in d Gebüſchen geſehen werden. Es hatte immer d nehmlichen Kleider an, die es das erſte Mal ang habt hatte.

Der Vater erlaubte den Kindern gerne, daß ſ auf den hohen Nußberg gingen, ſagte aber, daß ſ dem fremden Kinde nichts zu Leide thun ſollten. Wenn ſie oben waren, kam das Kind, blieb an dem Rand der Gebüſche ſtehen, und ſah zu. Es lächelte recht freundlich, wenn man zu ihm ſprach, antwortete aber nicht. Wenn man fortging, ging es hinterher bis an das Ende der Gebüſche.

Einmal erſchien es auch mit einer weißen abgeſchälten Haſelruthe wie die Kinder hatten, und hielt die Ruthe hoch empor.

Ein anderes Mal, da die Kinder herab gingen, und es hinter ihnen ging, und die Kinder etwas langſamer gingen, näherte es ſich ihnen immer mehr, und berührte endlich Blondköpfchen mit der Ruthe.

Nach und nach legte es ſich auch in das Gras, wenn die Großmutter erzählte, es ſtüzte den braunen Arm auf den Ellbogen, das Haupt auf die Hand, und richtete die ſchwarzen Augen auf die Großmutter. Es verſtand die Worte, weil es in dem Angeſichte die Empfindungen ausdrükte. Die Kinder hatten es recht lieb.

Sie brachten ihm Spielzeug und Äpfel, legten ſie zu ihm in das Gras, und es nahm dieſelben, und ſtekte ſie zu ſich.

Da es nach und nach tief in den Herbſt gegangen war, da keine Nüſſe mehr an den Zweigen hingen, da die Zweige ſich ſchon mit Gelb färbten, die geakerten Felder der Ferne ſchon das Grün der Winterſaaten angenommen hatten und die Tage kurz waren, daß man bald nach Hauſe gehen mußte, war einmal ein gar heißer ſchöner Herbſttag, wie kaum ſeit Menſchengedenken einer geweſen ſein mochte. Die Kinder ſaſſen wieder auf dem hohen Nußberge, das braune Mädchen ſaß in dem Graſe, und die Großmutter ſaß auf einem Steine.

Es war ihnen wohl, in der ſpäten warmen Sonne ſitzen zu können. Die Züge der alten Frau waren beleuchtet, die Steine glänzten, an den Zaken und Hervorragungen hingen geſpannte ſilberne Fäden, und die rothen Bänder des braunen Mädchens ſchimmerten, wenn ſie die Sonne an einer Stelle traf, und ſie hingen herab wie glühende Streifen.

Die Großmutter erzählte wieder von einer ſchönen Gräfin, die auf dem Walle geſtanden war, und ſich allein gegen die Bauern im Bauernkriege vertheidigte, als dieſelben mit Gabeln Dreſchflegeln Morgenſternen und anderen Dingen das Schloß erbrechen und anzünden wollten, bis endlich von fernen Landen ihr Mann kam, und wie ein Sturmwind die Aufrührer zerſchmetterte und vertilgte.

An dem Himmel, da ſie ſprach ſtanden Wolken, die eine Wand machten, und mit den Bergen verſchmolzen, daß alles in einem lieblichen Dufte war, und die Stoppelfelder noch heller und glänzender ſchimmerten und leuchteten.

Die Kinder blieben auf dem Berge. Sie ſpielten, und hatten dem fremden Mädchen liebliche Dinge mitgebracht.

Die Wolken aber wurden nach und nach immer deutlicher, und an ihren oberen Rändern waren ſie von der Sonne beſchienen, und glänzten, als ob geſchmolzenes Silber herab flöße.

Die Hitze wurde immer größer, und weil man in ihr im Herbſte müder wird als im Sommer, ſo blieben ſie noch immer auf dem Berge ſitzen.

Die Großmutter ſchaute nach den Wolken. Wenn es Sommer geweſen wäre, würde ſie gedacht haben, daß ein Gewitter kommen könnte; aber in dieſer Jahreszeit war das nicht möglich, und es war daran nicht zu denken. Das braune Mädchen ſah auch nach den Wolken.

Wenn im üblen Falle ein leichter Herbſtſtaubregen käme, dachte die Großmutter, ſo macht das nichts, da die Kinder gewohnt ſeien, naß zu werden, und da dies ihrer Geſundheit eher zuträglich iſt.

Aber bald ſollte ſie anders denken. Man hörte aus den Wolken ſchwach donnern.

Man wartete noch ein Weilchen und der Donner wiederholte ſich.

Die Großmutter überlegte nun, was zu thun ſei. Zwiſchen dem hohen Nußberge und dem Hofe ihres

Sohnes war kein Haus und keine Hütte, man konnte alſo nirgends eine Unterkunft finden. In dem Walde könnten wohl die Bäume einen Schuz vor dem Regen gewähren, aber dafür waren ſie deſto gefährlicher wegen des Blizes, und man durfte dort keine Zuflucht ſuchen. Ob ſie mit den Kindern noch vor Ausbruch des Gewitters nach Hauſe kommen könnte, war zweifelhaft. Aber ſie dachte, wenn auch das Gewitter erſchiene, ſo könne es auf keinen Fall in der ſpäten Jahreszeit ſtark ſein, der Regen werde nicht in Strömen herabfließen wie im Sommer, und ſo würde er leicht zu überſtehen ſein.

Indeſſen hatte ſich die Geſtalt der Wolken verändert. Sie bildeten eine dunkle Wand, und auf dem Grunde dieſer Wand zeigten ſich weißliche leichte Floken, die dahin zogen. Es wurden auch ſchon Blize in den Wolken geſehen, aber die Donner, die ihnen folgten, waren noch ſo ferne, als wären ſie hinter den Bergen. Die Sonne ſchien noch immer auf den hohen Nußberg und die umringende Gegend.

Die Kinder fürchteten ſich nicht. Sie hatten ſchon ſtarke Gewitter geſehen, wie ſie in ihrem Hügellande vorkommen, und da Vater und Mutter ihre Geſchäfte ruhig fort thaten, ſo waren ihnen Gewitter nicht entſezlich.

Das braune Mädchen war in der Nähe der Stelle, auf welcher ſie geſeſſen waren, hin und her gegangen. Es hatte unter manche Haſelbüſche hinein geſehen, es hatte unter Wurzelgeflechte geblikt, oder in kleine Erdhöhlungen geſchaut.

Die Wolken hatten nach und nach die Sonne verſchlungen. Die vielen Haſeln auf dem Berge lagen im Schatten, die anſtoßende Gegend war im Schatten, und nur noch die fernen Stoppeln gegen Morgen waren beleuchtet und ſchimmerten.

„Ich weiß nicht, liebe Kinder," ſagte die Großmutter, „ob es nun auch wirklich wahr iſt, was meine Mutter oft erzählt hat, daß die heilige Mutter Maria, als ſie zu ihrer Baſe Eliſabeth über das Gebirge ging, unter einer Haſelſtaude untergeſtanden ſei, und daß deßhalb der Bliz niemals in eine Haſelſtaude ſchlage; aber wir wollen uns doch eine dichte Haſelſtaude ſuchen, deren Zweige gegen Morgen hängen, und ein Überdach bilden, und deren Stämme gegen Abend ſtehen, und den von daher kommenden Regen abhalten. Unter derſelben wollen wir ſizen, ſo lange der Regen dauert, daß er uns nicht ſo ſchaden kann, und daß wir nicht zu naß werden. Dann gehen wir nach Hauſe."

„Ja, ſo thun wir, Großmutter," riefen die Kinder, „ſo thun wir."

Sie gingen nun daran, eine ſolche Staude ſuchen.

Das braune Mädchen aber ſchoß in die büſche und lief davon.

Nach einem Weilchen kam es wieder, und trug Reiſigbündel in den Händen, wie man ſie aus dü nern und dikern Zweigen und Stäben macht, a ſchlichtet, troken werden läßt, und gegen den Win zum Brennen nach Hauſe bringt.

Es lief nun wieder fort, und brachte zwei Bünde Und ſo fuhr es mit großer Schnelligkeit fort, b die braunblaſſen Wangen glühten, und der Schwei von der Stirne rann.

Während das braune Mädchen die Bündel trug und die Kinder und die Großmutter eine Haſelſtaud ſuchten, waren die Wolken, die früher ſo langſa geweſen waren, nun viel ſchneller näher gekommen, und der Donner rollte klarer und deutlicher.

Das braune Mädchen hörte endlich mit dem Herbeitragen von Bündeln auf, und begann aus denſelben gleichſam ein Häuschen zu bauen. Es ſuchte eine Stelle aus, die gegen Abend mit dichten Haſeln umſtanden war, ſtellte Bündel gleichſam als Säulen auf, legte quer darüber Stangen und Stäbe, die es von dem Bündelſtoße herbei getragen hatte, bedekte dieſelben wieder mit Bündeln, und häufte immer mehr und mehr Bündel auf, daß im Innern eine Höhlung war, die Unterſtand both.

Da es fertig war, und da die Großmutter und die Kinder auch bereits eine taugliche Haſelſtaude gefunden hatten, unter derſelben ſaſſen, und auf das Gewitter warteten, ging es zu ihnen hin, und ſagte etwas, das ſie nicht verſtanden. Darauf machte es ein Zeichen, weil es die Sache nicht mit Worten ſagen konnte: es hielt die linke Hand flach auf, hob die rechte hoch, machte eine Fauſt, und ließ dieſelbe auf die geöffnete Hand niederfallen. Dann ſchaute es auf die Großmutter, und zeigte auf die Wolken.

Die Großmutter ging unter der Haſelſtaude hervor, und ſtellte ſich auf einen Plaz, wo ſie die Wolken ſehen konnte. Dieſelben waren grünlich und faſt weißlich licht, aber troz dieſes Lichtes war unter ihnen auf den Hügeln eine Finſterniß, als wollte die Nacht anbrechen. So wogten ſie näher, und bei der Stille des Nußberges hörte man in ihnen ein Murmeln, als ob tauſend Keſſel ſötten.

„Heiliger Himmel, Hagel!“ ſchrie die Großmutter.

Sie begrif nun ſogleich, was das Mädchen wollte, ſie begrif die Kenntniß und Vorſicht des braunen Mädchens, die es mit den Reiſigbünde gezeigt hatte, ſie lief gegen die Haſelſtaude, riß Kinder hervor, bedeutete ihnen zu folgen, das frem Mädchen lief voran, die Großmutter eilte mit Kindern hinterher, ſie kamen zu den Bündeln, da Mädchen zeigte, daß man hinein kriechen ſollte, S gismund wurde zuerſt hinein gethan, dann folgt Clementia, dann folgten Emma und die Großmutte neben einander, und am äußerſten Rande ſchmiegt ſich das braune Mädchen an, und hielt die blonden Loken Emmas in der Hand.

Die Kinder hatten kaum Zeit gehabt, ſich unter die Bündel zu legen, und eben wollten ſie lauſchen, was geſchehen würde, als ſie in den Haſelſtauden einen Schall vernahmen, als würde ein Stein durch das Laub geworfen. Sie hörten ſpäter das noch einmal, dann nichts mehr. Endlich ſahen ſie wie ein weißes blinkendes Geſchoß einen Hagelkern vor ihrem Bündelhauſe auf das Gras nieder fallen, ſie ſahen ihn hoch empor ſpringen, und wieder niederfallen, und weiter kollern. Dasſelbe geſchah in der Nähe mit einem zweiten. Im Augenblike kam auch der Sturm, er faßte die Büſche, daß ſie rauſchten, ließ einen Athemzug lang nach, daß alles todtenſtill ſtand, dann faßte er die Büſche neuerdings, legte ſie um, daß das

Weiße der Blätter ſichtbar wurde, und jagte den Hagel auf ſie nieder, daß es wie weiße herabſauſende Blize war. Es ſchlug auf das Laub, es ſchlug gegen das Holz, es ſchlug gegen die Erde, die Körner ſchlugen gegen einander, daß ein Gebrülle wurde, daß man die Blize ſah, welche den Nußberg entflammten, aber keinen Donner zu hören vermochte. Das Laub wurde herab geſchlagen, die Zweige wurden herab geſchlagen, die Äſte wurden abgebrochen, der Raſen wurde gefurcht, als wären eiſerne Eggenzähne über ihn gegangen. Die Hagelkörner waren ſo groß, daß ſie einen erwachſenen Menſchen hätten tödten können. Sie zerſchlugen auch die Haſeln, die hinter den Bündeln waren, daß man ihren Schlag auf die Bündel vernahm.

Und auf den ganzen Berg und auf die Thäler fiel es ſo nieder. Was Widerſtand leiſtete, wurde zermalmt, was feſt war, wurde zerſchmettert, was Leben hatte, wurde getödtet. Nur weiche Dinge widerſtanden, wie die durch die Schloſſen zerſtampfte Erde und die Reiſigbündel. Wie weiße Pfeile fuhr das Eis in der finſtern Luft gegen die ſchwarze Erde, daß man ihre Dinge nicht mehr erkennen konnte.

Was die Kinder fühlten, weiß man nicht, ſie wußten es ſelber nicht. Sie lagen enge an einander gedrükt, und drükten ſich noch immer enger aneina der, die Bündel waren bereits durch den Hagelfall n der geſunken und lagen auf den Kindern, und die Gro mutter ſah, daß bei jedem heftigeren Schlag, den ei Schloſſe gegen die Bündel that, ihre leichten Körpe chen zukten. Die Großmutter bethete. Die Kind ſchwiegen, und das braune Mädchen rührte ſich nich

Die Stumpfen der Haſelnußſtauden, die hint den Bündeln waren, machten, daß der Wind nic in die Bündel fahren, und ſie aus einander werfe konnte.

Nach längerer Zeit hörte es ein wenig auf, da man den Donner wieder hören konnte, der jezt al ein mildes Rollen erſchien. Die Schloſſen fielen dich ter, waren aber kleiner, und endlich kam ein Regen, der ein Wolkenbruch war. Er fiel nicht wie gewöhnlich in Tropfen oder Schnüren, ſondern es war, als ob ganze Tücher von Waſſer nieder gingen. Dasſelbe drang durch die Fugen und Zwiſchenräume der Bündel auf die Kinder hinein.

Nach und nach milderte es ſich, der Wind wurde leichter, und der Donner war entfernter zu hören. Das braune Mädchen kroch aus den Bündeln hervor, ſtand auf, und ſah mit den ſchwarzen Augen unter die Bündel hinein.

Die Großmutter ſtand auch auf, und ſah nach dem Himmel. Die Wolken hatten ſich gegen Aufgang gezogen, dort war es finſter, und man hörte das Niederfallen des Waſſers und Eiſes herüber. Aber auf den Bergen gegen Untergang war es lichter, lichtere graue Wolken zogen herüber, und zeigten, daß der Hagel nicht mehr zurükkehren werde.

Die Großmutter zog nun zuerſt Blondköpfchen hervor, dann Schwarzköpfchen, dann Braunköpfchen.

Die naſſen Kinder gingen unter den Bündeln hervor, und die Kleider klebten an ihren Körpern. Das braune Mädchen hatte auch ſein ſchönes Gewand verdorben, es war naß und beſchmuzt an ſeinem Körper. Das Mädchen blutete an dem nakten rechten Arme. Weil es ſich nicht ganz unter das Reiſig hatte hinein legen können, ſo war es von einem Eisſtüke geſtreift und gerizt worden. Da die Kinder hinzu gingen, um es zu betrachten, da die Großmutter es unterſuchen wollte, wandte es ſich ab, und machte eine Bewegung, als ob es ſagen wollte, daß die Sache keiner Mühe werth ſei.

Man richtete ſich zum Fortgehen.

Die Großmutter nahm die zwei Körbchen der Mädchen und das Ledertäſchchen des Knaben, band alles mit einem naſſen Tuche zuſammen, und trug es ſelber, damit die Kinder leichter wären, damit ſie ſich beim Fortgehen an ſie anhalten, und ihre Kleidchen aufheben konnten. Sie hielt ſie bei ſich, daß ſie nicht auf der naſſen Erde und in den Hagelkörnern ausgleiten und fallen könnten. Das braune Mädchen ging mit ihnen.

Die Kinder ſahen, wie der Wind das dürre Gras die Blätter und andere Dinge in die Stämme der Haſeln hinein geblaſen hatte, ſie ſahen, wie keine Büſche mehr auf dem Berge ſtanden, ſondern nur lauter dike Strünke, ſie ſahen, wie ſchier kein Gras war ſondern nur beinahe ſchwarze Erde, die mit dem Waſſer einen Brei machte. Und wo die Erde nicht zu ſehen war, dort lagen lauter weiße Haufen von Schloſſen, wie im Frühlinge die Schneelehnen liegen, wenn er auf den ſonnigeren Stellen ſchon weggeſchmolzen war. Wenn die Kinder eine Schloſſe anrührten, war ſie ſehr kalt, und wenn ſie dieſelbe genau anſahen, war ſie ſo ſchön wie eine Glaskugel, und hätte im Innern eine kleine Floke von Schnee. Auf allen Seiten des Berges rannen die Waſſer des Regens nieder.

Die Großmutter gab ſehr acht, daß die Kinder nicht gleiteten.

Der Regen hatte aufgehört, und es fiel nur mehr ein naſſer Staub von dem Himmel.

Sie kamen an den Rand des hohen Nußberges, und das braune Mädchen ging dieſes Mal mit ihnen auf den grauen Raſen hinaus.

Aber es war kein grauer Raſen mehr. Er war zerſchlagen worden, und war ſchwarze Erde, ſo wie die Steine, die durch den Regen naß geworden waren, ſchwarz erſchienen. Da lagen große weiße Streken vom Hagel.

Als ſie zu dem Bächlein gekommen waren, war kein Bächlein da, in welchem die grauen Fiſchlein ſchwimmen, und um welches die Waſſerjungfern flattern, ſondern es war ein großes ſchmuziges Waſſer, auf welchem Hölzer und viele viele grüne Blätter und Gräſer ſchwammen, die von dem Hagel zerſchlagen worden waren. Es ſtanden ſonſt immer kleine Geſträuche an dem Bache, die im Sommer rothe Blüthen hatten, und dann, wenn die Blüthen abgefallen waren, ſchöne weiße Käzchen bekamen. Von dieſen Geſträuchen ſchauten die Spizen aus dem Waſſer.

Die Großmutter ging zu dem kleinen ſteinernen Brüklein, allein dasſelbe war nicht zu ſehen, und man konnte die Stelle nicht erkennen, an welcher es ſei.

Da die Großmutter zauderte, und ſich bemühte, den Plaz des Brükleins aufzufinden, zeigte das braune

Mädchen auf eine Stelle, und als man noch imme zögerte, ging es ruhig und entſchloſſen gegen da Waſſer. Es ging in dasſelbe hinein, ging durch dasſelbe hindurch, und ging wieder zurük, gleichſam, um den ſichtbaren Beweis zu geben, daß man hindurch gelangen könne. Weil ihm das Waſſer nu gegen die Hüften reichte, ſah man deutlich, daß e auf dem Brüklein gehe.

Da es zurük gekommen war, bükte es ſich ſanf und freundlich gegen Sigismund, und ſtrekte ihm die Arme entgegen. Der Knabe verſtand die Bewegung, er ließ die Hand der Großmutter los, und begab ſich in den Schuz des braunen Mädchens. Dieſes nahm ihn auf den Arm, er ſchlug beide Ärmchen um den Hals desſelben, und es trug ihn feſt und ſicher ſchreitend auf das jenſeitige Ufer.

Die Großmutter hatte Schwarzköpfchen auf den Arm genommen, hatte Blondköpfchen feſt an der Hand gefaßt, und ging hinter dem braunen Mädchen. Sie empfand bald an den Füſſen, daß ſie das Brüklein unter ſich habe, und kam auch an das andere Ufer.

Als das fremde Mädchen Sigismund und die Großmutter Schwarzköpfchen auf die Erde geſtellt hatten, mußten ſie weiter gehen. Sie ſahen auf das Waſſer zurük. Die Spizen der Geſträuche waren nicht mehr zu ſehen, und das Waſſer war viel breiter geworden. Es eilte mit dem Holze mit dem Laube und mit den fremden ſchwarzen Dingen, die auf ihm ſchwammen, dahin.

Sie gingen nun auf dem Raſen aufwärts gegen den Wald. Sie mußten den weißen Haufen von Schloſſen ausweichen, ſie mußten den Wäſſern ausweichen, die in den Vertiefungen ſtanden, und ſie mußten den Bächen ausweichen, die überall herab floßen. Daher mußten ſie öfter von einem Steine auf den andern ſpringen, um fort zu kommen, und öfter durch ein fließendes Wäſſerlein gehen. Die Großmutter ließ ihre eigenen Gewänder dem Waſſer und dem Schmuze der Erde preis, um die der Kinder zu wahren, und zu helfen, daß die Kleinen leichter fortkommen könnten. Das braune Mädchen ging mit.

Als ſie in die Nähe des Waldes kamen, ſahen ſie aus demſelben Männer heraus treten, und über den Raſen herab eilen. Da dieſelben gegen ſie heran kamen, erkannten ſie den Vater, der an der Spize aller ſeiner Knechte und Männer daher kam. Sie trugen Stangen Strike und trokene Kleider.

Als der Vater näher kam, rief er: „Da ſind ja die Kinder, Gott ſei gedankt, ſie leben. Mutter, wo habt ihr ſie denn geborgen?“

„Unter Bündeln dürren Reiſigs,“ antwortete die Großmutter.

Schwarzköpfchen und Braunköpfchen gingen in ihrem durch und durch naſſen Anzuge zu ihm hin, wie ſie es am Morgen vor ihrem Frühmale zu thun gewohnt waren, und küßten ihm die Hand. Blondköpfchen blieb ſtehen, weil es ſchon begrif, daß das ſich hier nicht ſchike.

Der Vater nahm die Kinder zu ſich auf, küßte ſie auf die Wangen, unterſuchte ſie, und ſagte: „Ihr armen Dinge!“

Das fremde Mädchen ſtand in der Ferne, wie es ſonſt an dem Rande der Haſelbüſche zu ſtehen gewohnt war, aufrecht und ſteif.

„Mutter,“ ſagte der Vater, „wir haben geglaubt, daß ihr in dem Walde hinter einem diken Stamme oder hinter einem Holzſtoße werdet Sicherheit geſucht haben. Darum gingen wir gleich nach dem Hagel in den Wald, wir hatten trokene Kleider in einem Bündel mit, um die Kinder umzukleiden, und ſuchten auch an allen Stellen neben dem Wege, und riefen nach euch. Da wir euch nicht fanden, und da keine Stimme antwortete, ſandte ich ſchnell einige Knechte um Stangen und Strike zurük, weil ich dachte, ihr könntet etwa jenſeits des Baches ſein, der bei ſolchen Anläſſen immer ſehr anſchwillt, und wir könnten die Werkzeuge zum Durchdringen des Waſſers brauchen. Da die Knechte gekommen waren, gingen wir weiter. Ich hatte große Angſt, aber ich hatte auch große Hoffnung zu euch, liebe Mutter, daß ihr werdet eine Stelle gefunden haben, euch alle zu ſichern.“

„Ich werde dir gleich erzählen, wie es gekommen iſt,“ ſagte die Mutter, „aber laß uns weiter gehen. Die Kinder können hier nicht umgekleidet werden, und in den naſſen Kleidern dürfen ſie nicht ſtehen bleiben. Wenn ſie gehen, wird ihnen wärmer, und die Näſſe ſchadet nicht.“

„Und auch ihr ſeid durchnäßt, liebe Mutter,“ ſagte der Vater.

„Ich bin ein Weib aus den alten Bergen unſres Landes,“ antwortete die Großmutter, „mir ſchadet die Näſſe nicht. Ich bin naß geworden, mein Kind, da ich kaum einige Jahre zählte, ich bin durchnäßt geweſen, da ich ein Mädchen war, und wie oft habe ich Tage lang naſſe Kleider gehabt, da ich ſchaffen mußte, weil du noch klein warſt, und der Vater ſchon kränkelte. Aber ſchike ſogleich einen Knecht ab, daß er laufe, was er kann, und die arme Frau zu Hauſe beruhige, die um die Kinder in Angſt vergehen wird.“

Der Vater that es ſogleich. Die Knechte wa bisher in einem dichten Kreiſe um den Vater die K der und die Großmutter geſtanden. Nachdem ei abgeſchikt worden war, ſezte man ſich in Bewegun Der Vater die Kinder und die Großmutter ging voran, dann folgten die Knechte. Der Vater führ Blondköpfchen und Braunköpfchen an der Hand, d Großmutter Schwarzköpfchen. Sie erzählte ihm nu was ſich auf dem Nußberge begeben hatte, und wie ſ bis zu der Stelle gelangt ſeien, an der er ſie gefunde habe.

„Aber du biſt ja ſelber ganz naß,“ ſchloß ſie.

„Weil wir während des Wolkenbruches in de Wald hinauf gegangen ſind,“ antwortete er, „da nu einmal der Hagel nachgelaſſen hatte.“

Sie kamen nun in den Wald, und hier ſah es zum Erſchreken aus.

Wie man eine Streu aus Tannenreiſern macht, wenn in einem Jahre wegen Dürre oder andern Unglüksfällen die Halme nicht gerathen, ſo lagen auf dem ganzen Boden die Tannenzweige gehäuft, mancher ſtarke Aſt lag mehrere Male getroffen und alſo gebrochen darunter, an den Stämmen waren Riſſe der Rinde ſichtbar, daß hie und da das weiße Holz hervor ſtand, und durch den Wald war ein feiner

Harzgeruch verbreitet, wie er iſt, wenn Nadelholz geſägt oder geſpalten wird. Die Schloſſen lagen mit der Tannenſtreu untermiſcht und von ihr bedeckt, und hauchten eine unſägliche Kälte unter den Stämmen aus, welche im Freien draußen nicht ſo empfunden worden war. Der Vater und die Knechte mußten den Weg ſuchen, weil er mit Streu bedeckt, und nicht zu ſehen war.

Aus dem Walde kam man wieder in das Freie, und ging bis zu den Felſen nieder, von denen aus man das Haus und die Felder ſehen konnte.

Der Garten war verſchwunden, nur einzelne Stämme mit verſtümmelten Armen ſtanden empor. Das Grün war dahin, und die Felder jenſeits des Gartens ſahen aus, als wären ſie ſchlecht geeggt worden.

Der Vater ging mit den Kindern in der Sandlehne nieder.

Da ſahen ſie, daß alle Fenſter der Glashäuſer zerſtört waren, und daß im Innern an der Stelle, wo die Blumen in Töpfen und Kübeln geſtanden waren, weiße Haufen von Schloſſen lagen. Die Fenſter des Hauſes, welche gegen Abend ſchauten, waren zertrümmert, die Ziegeldächer und die Schindeldächer waren zerſchlagen, daß ſie theils wie ein

Sieb ausſahen, theils große ausgebrochene Stel hatten, durch die das innere Bauholz hervor ſa Die Verzierungen und der Anwurf der Mauern war an der Wetterſeite herunter geſchlagen, daß die Maue nicht etwa wie neu, ehe der Anwurf geſchieht, ſo dern wie mit Hämmern ausgeſchlagen da ſtanden.

Als ſie gegen das Ende der Sandlehne kamen ſahen ſie eine weiße Geſtalt durch den ehemalige Garten eilen, durch naſſes Gras durch Schloſſe über die herab geſtürzten Baumäſte laufen, und ihnen an der Eke der Glashäuſer begegnen.

Es war die Mutter.

Sie lief gegen die Kinder und ſah ſie an.

Auf den Wangen der Kinder war durch das Gehen ein ſchöner roſiger Hauch erblüht, und ihre Haare lagen wohl naß und zuſammengeklebt aber wunderſchön um ihr Antliz.

„Vater, Vater,“ ſchrie ſie, „du haſt ſie mir gebracht.“

„Ja, ohne Makel ohne Beſchädigung,“ erwiederte er.

„Mein Gott, mein Gott, du biſt gütig, daß du ſie mir gegeben haſt. O Clementia, o Emma, o Sigismund!“ rief die Frau.

Sie riß die Kinder an ſich, ſie drükte ſie, herzte ſie, und hatte alle drei in ihren Armen.

„Mutter, wir haben keine Nüſſe gebracht," ſagte der Knabe.

„Aber dich ſelbſt, du kleines unvernünftiges Kind," ſagte die Mutter, „das mir lieber iſt als goldene Nüſſe."

„Schauerlich war es und beinahe prächtig," ſagte Emma.

„Laſſe mir das Bild nicht vor die Augen, Vater, ich bitte dich, — — was hätte werden können!" ſagte die Mutter.

„Sie lagen unter Reiſigbündeln," antwortete der Vater, „aber laſſe uns in das Haus gehen, ich werde dir alles erzählen, gib ihnen trokene Kleider und etwas zu eſſen, daß ihr Blut wieder in gleichmäſſige Bewegung komme."

„So kommt, ihr Kinder," ſagte die Mutter.

Sie wendete ſich, um durch den Garten in das Haus zu gehen. Die Kinder ſchloßen ſich an. Sie führte alle drei, ſo weit dies möglich iſt, an der Hand. Dann folgte die Großmutter und der Vater, dann die Knechte.

Als man zu dem Haupteingange des Hauſes gekommen war, wandte ſich der Vater zu den Knechten um, dankte ihnen, entließ ſie, ſagte, ſie ſollten das, was ſie tragen, an die rechte Stelle thun, ſollen ſich

umkleiden, ſollen alle Arbeit ruhen laſſen, un
werde ihnen ein Glas Wein zu ihrem Abend
ſenden.

„Und ich danke euch auch,“ ſagte die Mutter,
mit den Kindern bei den Worten ihres Gatten
dem Hauſe ſtehen geblieben war, und ſich umwend
„ich danke euch auch, und werde es euch gewiß
gelten.“

„Es iſt nicht nöthig,“ ſagte der Altknecht, „
haben nichts beſonderes gethan, als was un
Schuldigkeit geweſen iſt.“

Die Knechte fingen nun an ſich zu zerſtreuen.

Als ſie auseinander gegangen waren, und m
die Ausſicht auf den Weg hatte, auf dem man h
gekommen war, ſah man das braune Mädchen
einiger Entfernung im Garten ſtehen.

Man hatte es bei dem erſten Anblike des Vate
und bei ſeinem Empfange, da man von den Knech
ten umſtanden war, nicht beachtet, man hatte es in
Nachhauſegehen, da die Knechte gerade hinter den
Vater den Kindern und der Großmutter gingen, nich
geſehen, und hatte geglaubt, daß es nach ſeiner Ar
ſchon längſtens umgekehrt ſein werde. Als die Kinder
es ſahen, ließen ſie von den Händen der Mutter los,
hatten große Freude, daß das fremde Kind in ihrem

Garten ſtehe, liefen zu ihm hin, und ſprachen zu ihm.

Die Mutter aber fragte: „Wer iſt denn das?“

Der Vater ſagte ihr, daß es das braune Mädchen von dem hohen Nußberge ſei, und erzählte ihr, was es heute zu dem Schuze der Großmutter und der Kinder gethan habe.

Dann wendete er ſich zu der Gruppe der Kinder, und ſagte: „Komme her, du liebes Kind, wir werden dir ſehr viel Gutes thun.“

Das Mädchen zog ſich bei dieſen Worten langſam von den Kindern zurük, und da es ein Stükchen entfernt war, fing es zu laufen an, es lief durch den Garten zurük, es lief um die Glashäuſer herum, und in dem nächſten Augenblike ſah man es ſchon in der Sandlehne empor laufen.

Die Kinder gingen wieder zu ihren Eltern zurük.

„Schade, daß das Kind nicht näher kommt, und ſo ſcheu iſt,“ ſagte der Vater.

„Ich fange das Ding,“ ſagte ein Knecht.

Alle drei Kinder thaten auf dieſe Äußerung einen Angſtſchrei der Abwehrung.

„Laſſe das,“ ſagte der Vater, „das Mädchen hat meiner Mutter und meinen Kindern heute den größten Dienſt erwieſen. Darf man es überhaupt nicht rauh

behandeln, ſo darf man es jezt um ſo weniger,
lange es ſich nicht ſchädlich erweiſt. Wir werde
ſchon auszukundſchaften und zu finden wiſſen, d
muß es gut behandelt werden, daß es Zutrauen
winnt, und wir werden die Art ſchon finden, wie
das Kind belohnen, und ihm ſein Leben vielle
nüzlicher machen können, als es jezt ahnt.

Indeſſen war das Mädchen ſchon wie ein Hi
auf die höchſte Höhe gekommen, war noch ei
Augenblik in den Klippen ſichtbar, und war da
verſchwunden.

Der Tag neigte ſich ſchon gegen den Abend, u
man war nicht ohne Beſorgniß um das Kind, beſo
ders, da die Großmutter erzählt hatte, daß es
dem rechten Arme blute. Aber der Himmel war lic
ter, ein ſchweigender Nebel ſtand an demſelben, u
es war kein Regen mehr zu befürchten. Man muß
der Anſicht des Vaters beipflichten, daß das Mädche
am beſten aufgehoben ſei, wenn man es ſeinem eigene
Ermeſſen überlaſſe, daß es ein Waldgeſchöpf ſei, de
Berge und Hügel nichts anhaben, und daß ihm
wenn man es ſuchen oder beobachten ließe, ein größe
res Ungemach zuſtieße, als ihm ſo bevorſtehe
könne.

Man ging nun in das Haus. Die Mutter hatt die Kinder in ein an der Morgenſeite des Hauſes gelegenes gut erhaltenes und gut verwahrtes Zimmer gebracht, das ſie auf die Nachricht des vorausgeſchikten Knechtes in Anbetracht der eingetretenen Kälte ſogar ſchwach hatte heizen laſſen. Dort wurden die Kinder entkleidet, auf wenige Augenblike in ein warmes Bad gethan und hierauf mit wohlgetrokneten und durchwärmten Kleidern angethan. Weil ſie durch die vorangegangene Begebenheit aufgeregt waren, ſo gingen ſie troz der Müdigkeit ſelbſt bei Kerzenſcheine und, als ſie das Abendmahl eingenommen hatten, noch nicht zu Bette; und als die Großmutter ſich umgekleidet hatte, und wieder zu ihnen herein kam, ſaßen ſie um den Tiſch, und knakten mit ihren drei Nußknakern die Nüſſe auf, die ſie noch vorräthig hatten, und die ihnen die Großmutter gegeben hatte. Sie erzählten auch von dem Gewitter, und erzählten ſo, daß man ſah, daß ſie auch nicht die entfernteſte Ahnung von der Gefahr hatten, in der ſie geſchwebt waren. Sie nahmen die Reiſigbündel als etwas an, das ſich von ſelber verſtehe, und das ſo da ſei, wie im Winter das warme Haus, daß ſie nicht erfrieren.

Als man die Großmutter fragte, ob ſie das Gewitter nicht hätte kommen geſehen, antwortete ſie:

„Ich habe die Wolken nicht für ein Gewitter geha
und da es zu regnen anfing, war es zu ſpät, den W
zu erreichen."

Auf die Frage, ob ſie die Wolken als Hagel
ken erkannt habe, antwortete ſie: „Ich habe w
eine kleine Vermuthung gehabt, daß aus den Wo
Hagel kommen könnte; aber ich habe eine ſo di
Haſelſtaude ausgeſucht, daß ein gewöhnlic
Hagel nicht durch gedrungen wäre. Nur
braune Mädchen hat die Reiſigbündel herbei
tragen."

„Ich will den Anblik und das Bild deſſen, w
ſich hätte zutragen können, wenn die Bündel früh
nach Hauſe geführt worden wären, in den Hinte
grund und in die Ferne rüken," ſagte der Vater
der Mutter, „da die Kinder den hohen Nußberg
lieben, da die Großmutter ſie gerne dahin begleite
und da es hart wäre, ihnen dieſe Freude zu rauben
ſo werde ich ein Stükchen Landes dort kaufen, un
werde auf demſelben ein winziges kleines Häusche
zum Schuze bauen. Wenn es auch faſt gewiß iſt, da
die Kinder ſchon erwachſene Perſonen, ja vielleich
ſchon Greiſe ſein werden, ehe ſich ein Hagelwette
wiederholt, wie das heutige war, ja wenn auch i
mehreren Menſchenaltern, wie zu vermuthen iſt, kei

ſolches mehr kommen wird, ſo wie in den vergangenen Menſchenaltern keines verzeichnet iſt, das ſo entſezlich geweſen wäre, ſo würden in deinem und meinem Gemüthe doch immer Hagelwolken herauf ſteigen, ſo oft die Kinder auf dem hohen Nußberge wären. Bei einer Überraſchung finden ſie in dem Häuschen Schuz, und wenn ſie auf dem Heimwege ein Gewitter ſehen, ſo gibt auch der Wald die nothdürftige Unterkunft, und wir dürfen beruhigt ſein, wenn ſie auf jenem Wege gehen, beſonders, wenn man fleißig auf die Wolken, und den Himmel blikt."

„Es iſt häufig geblikt worden," erwiederte die Großmutter, „aber wenn Gott zur Rettung kleiner Engel ein ſichtbares Wunder thun will, daß wir uns daran erbauen, ſo hilft alle menſchliche Vorſicht nichts. Ich habe in ſiebenzig Jahren alle Wolken geſehen, die in dieſem Lande ſind; aber wenn es heute nicht wie ein Nebel ausgeſehen hat, der in dem Herbſte blau auf allen fernen Wäldern liegt, an den Rändern weiß funkelt, gegen Abend in die Thäler und auf das Land herunter ſteigt, und Morgens doch wieder weg geht, und die helle Sonne ſcheinen läßt: ſo will ich eine ſehr harte Strafe hier und dort erdulden. Und ſind in dieſer Zeit des Jahres ſchon öfter Gewitter geweſen. Ein altes Wort ſagt: Um das Feſt der

Geburt der heiligen Jungfrau ziehen die Wetter hei und heute iſt es ſechs Wochen nach jenem Feſte. De alter Vater wird ſich in der Ewigkeit wundern, wen er es weiß, oder wenn ich komme, und es ihm ſag daß nach Gallus ein ſo groſes außerordentliche Gewitter geweſen ſei, und daß es die Bäume un die Häuſer zerſchlagen habe. Es iſt ein Wunde wie Gott in dem Haupte des braunen wilden Kinde die Gedanken wekte, daß es die Wolken ſah, und da es die Bündel herbei trug.“

„Ihr habt Recht, theure Mutter,“ antwortete de Vater, „es war das nicht zu erwarten, was gekomme iſt. Kein Menſch konnte errathen, was geſchehe würde, und es iſt ein Glük, daß ſich alles ſo gewendet hat. Wir waren in dem Garten, die Knechte arbeiteten in den nächſten Gemarken, als es donnerte. Da die erſten Hagelkörner fielen, konnten die Knechte nur verwundert in die Scheune ſpringen und wir in das Haus, und als es mit Getoſe nieder ging, die Fenſter die Mauern und das Dach zerſchlagen wurde, fiel die Mutter ohnmächtig auf den Teppich des Fußbodens.“

„Der Menſch iſt eine Blume,“ ſagte die Großmutter, „zuerſt iſt er ein Veilchen dann eine Roſe dann eine Nelke, bis er eine Zeitloſe wird. Und wer eine Zeitloſe werden ſoll, der kann nicht als ein Veilchen zu Grunde gehen, darum war die dunkle Blume da, daß die lichten leben.“

„Nur die Annahme, daß es faſt gewiß ſei, daß ihr alle den dichten Wald als Schuz geſucht habt, und hinter einem diken Stamme desſelben geborgen ſeid,“ ſagte der Vater, „konnte der Mutter und mir Troſt geben, und die Verzweiflung abhalten.“

„Es wäre die dichte Haſelſtaude hinreichend geweſen,“ antwortete die Mutter, „aber weil ſie nicht hinreichend war, waren die Bündel da, und es war die Hand ſchon beſtimmt geweſen, welche ſie einſt ſchneiden mußte.“

„Als wir euch in dem Walde nicht errufen konnten,“ ſagte der Vater, „da faßte auch mich das Entſezen.“

„Ich ſage dir ja,“ erwiederte die Mutter, „daß die Hand ſchon beſtimmt war die Bündel zu tragen, ſo wie einmal der Fuß ſchon beſtimmt war, daß er durch den Wald zwiſchen Jericho und Jeruſalem gehe, damit der verwundete und geſchlagene Mann, der dort lag, gepflegt und geheilt werde.“

„Amen, theure Schwiegermutter,“ ſagte die Frau, „das iſt ein troſtreicher herzlindernder Glaube.“

„Gib dich ihm hin, und du wirſt dein Leben lang gut fahren,“ antwortete die alte Frau.

Die Kinder waren unterdeſſen in ihrem Geplau
fortgefahren, ſie ſagten allerlei zu den Erwachſen
und unter ſich, und verſtanden nichts von dem ern
haften Geſpräche, das ihretwillen ſtattgefunden hat

Als es ſpäter geworden war, als doch ſchon
Sand in die ſchönen Äuglein zu kommen anfi
wurden ſie zu Bette gebracht. Blondköpſchen ha
ſein Schlafgemach neben dem der Eltern, Braunköp
chen hatte es auf der entgegengeſezten Seite, u
Schwarzköpſchen hatte ſich noch von der Großmutt
nicht trennen können; es ſchlief in dem Gemac
derſelben, und entſchlummerte, wenn das Auge d
alten Frau ſein Bett behütete, und erwachte, wen
dasſelbe Auge auf ſeine Lider ſchaute, und ihr Öffn
erwartete. Die zwei erſten Kinder wurden in ih
Schlafkämmerlein geführt, Schwarzköpſchen wur
von der Großmutter auf den Arm genommen, un
nachdem man gute Nacht geſagt hatte, über den Gan
in die gemeinſchaftliche Schlafſtube getragen. Wo
die beiden Eltern vor dem Bilde des Gekreuzigte
gebethet haben, weiß niemand, weil es nur ein ehe
liches Geheimniß iſt, wenn ſie ihre Freude oder ihre
Schmerz vor Gott ausſchütten.

Am andern Morgen war ein kühler Tag. Wol
kenhauſen zogen beſtändig von der Gegend des Son

nenunterganges nach der des Sonnenaufgangs, und wenn man oft meinte, die Sonne werde jezt durchbrechen, die Wolken ſich zertheilen, und dem blauen Himmel Plaz machen, ſo entſtanden wieder neue, dekten wieder die früher lichteren Stellen, und zogen wieder gegen Morgen. Es regnete aber nicht. Die ungeheuern Mengen von Schloſſen, welche auf die Gegend nieder gefallen waren, verbrauchten Wärme, die Kälte verdichtete daher beſtändig die in der Luft befindlichen Dünſte und erzeugte die unaufhörlichen Wolken.

Das erſte, was der Vater am Morgen vornehmen ließ, war, daß er das Innere der Glashäuſer reinigen ließ. Die Schloſſen wurden mit Schaufeln auf Karren gethan, und in eine Grube gefahren, aus der einſt Steine gebrochen worden waren, und die der Vater wieder dadurch ausfüllen wollte, daß er alle feſten Abfälle des Hauſes wie Geſchirrtrümmer oder des Feldes wie ausgeleſene Steine in dieſelbe werfen ließ. Der Hagel wurde dorthin geführt, weil nirgends ein paſſender Ort für ihn war. Die Gewächſe, von denen man hoffen konnte, daß ſie noch zu retten ſein könnten, wurden ausgeleſen, die übrigen und die Scherben der Töpfe wurden in obbeſagte Grube gebracht. Auch wurden Knechte auf den Boden des

Hauſes geſchikt, um den Schaden dort zu unterſuch und andere mußten in Verbindung mit Mägden Reiſig von den zerſchlagenen Obſtbäumen aus d Garten wegräumen. Ein Bote wurde nach dem Gla arbeiter geſchikt. Der Vater beſah die Bäume, manchen aus ihnen noch zu helfen ſei. Wenn dieſ wäre, ſo müßte bald dazu geſchritten werden, we ſonſt der Herbſt zu weit vorrükte, und die Kälte d Wiederbelebungskraft der Bäume nicht wirkſam wer den ließe.

Die Kinder gingen in der Kühle mit der Groſ mutter in die Luft. Die ungeheuer vielen kleine Glastäfelchen, die an der Abendſeite des Hauſe lagen, waren wie die kleinen ſlimmernden Täfelchen, welche ſie gerne aus den Steinen der Sandlehne und aus anderen auslösten. Die Bäume des Gartens erkannten ſie aus den Stumpfen nicht, und konnten ſich nicht erinnern, was der Stamm einſt getragen habe. Im Freien ſahen ſie, wie Menſchen damit beſchäftigt waren, die noch immer hie und da liegenden Schloſſenhaufen von den Vertiefungen der Felder weg zu ſchaffen. An dem Wieſenbache, der zurükgetreten war, deſſen Waſſer ſich aber noch immer nicht geklärt hatte, ſahen ſie, daß die Weidenruthen zerſchlagen und weggeſchwemmt waren, daß ſich

Schlamm und Steine auf den Wieſenrändern befanden, und daß todte Fiſche da lagen, die das Weiße des Bauches empor zeigten.

Am Tage zuvor war es wie Sommer geweſen, jezt war tiefer Herbſt eingetreten.

Nachmittags ging der Vater zu dem eine halbe Stunde Wegs entfernten Pfarrer hinüber, deſſen Pfarrhaus neben der kleinen Pfarrkirche war, und fragte ihn wegen des braunen Mädchens.

Der Pfarrer wußte nichts. Es war kein Ding dieſer Art in die Pfarr- oder Schulbücher eingetragen, und war auch nie unter den Pfarrkindern zu ſehen geweſen.

Der Vater ging nun zu dem Jäger, der oft durch Felder Wälder und Fluren ſtrich, und alle Dinge derſelben kennen mußte.

Allein auch dieſer wußte nichts.

Es ſeien Banden geweſen, ſagte er, aber ſie ſeien immer in den höheren Wäldern, die gegen Baiern hinüber ziehen, geweſen, und hätten ſich längs des Saumes aufgehalten, an dem ſie durch die Länder gewandert ſind. Sein Nachbar aus den jenſeitigen Gegenden wiſſe auch nichts.

Der Vater kehrte unverrichteter Dinge wieder heim.

Die folgenden Tage waren eben ſo kalt und un-

freundlich wie der vergangene. Immer kamen Wol
ſelten waren Sonnenblike, und der Wind wehte z
nicht ſtark, aber rauh. Auf den Dächern waren
Arbeiter, und hämmerten die Latten und Schind
feſt, oder ſezten die Ziegel ein. Die Glasarbeit
die Anfangs durch die viele Arbeit verhindert war
kamen endlich doch, und es wurde ihnen zur Herſt
lung aller Fenſter des Hauſes und der Gewächshäu
der große Saal eingeräumt. Die Maurer arbeite
an der Außenſeite des Hauſes, damit noch alles
vollkommenen Stand geſezt würde, ehe die kalte Z
käme, und die meiſten Hausbewohner fort zöge
Der Vater war mit Beihilfe von Arbeitern beſchä
tigt, die verwundeten Bäume zu verbinden, oder
Stämme zu überſtreichen. Die Mägde mußten
Pläze vor dem Hauſe reinigen.

Endlich, da lange die Nachwehen des Gewitte
angehalten hatten, kamen noch tief im Herbſte ſch
nere Tage, die im Verhältniſſe zur Jahreszeit ſe
warm genannt werden konnten.

Der Vater munterte die Kinder ſelber auf, a
den hohen Nußberg zu gehen. Er ſagte, er wer
mitgehen, um etwa das braune Mädchen zu ſehe
Er möchte ſich ihm gerne dankbar beweiſen.

Die Kinder gingen mit der Großmutter w

immer auf den hohen Nußberg. Der Vater begleitete ſie.

Sie gingen durch den Saum der Stumpfen hinein, die traurig da ſtanden, und die wohl den ganzen Winter ſo bleiben würden.

Das braune Mädchen ſahen ſie nicht.

Sie gingen bis zu dem Gipfel, ſie gingen zu der alten diken Haſelwurzel, ſie gingen endlich zur Stelle, wo ſie Schuz vor dem Hagel gefunden hatten. Die Reiſigbündel lagen noch da. Der Vater ſchlug vor, die Bündel mit vereinten Kräften auf den Plaz zurük zu tragen, von dem ſie genommen worden waren. Er fand den Plaz nach einigem Suchen, und man ſchaffte die Bündel wieder zu denen, von denen ſie genommen worden waren. Blondköpfchen konnte ein ganzes tragen, und Schwarzköpfchen und Braunköpfchen trugen eins mit einander, bei dem auch die Großmutter half. Als alles geſchehen war, blieb man noch lange auf dem Berge, man ging zu dieſer und jener Stelle, und wartete. Aber das braune Mädchen erſchien nicht. Da ging man nach Hauſe.

Der Vater ging ein zweites Mal mit den Kindern auf den hohen Nußberg, er zeigte ihnen die Stelle, wo er das Schuzhäuschen bauen wollte und wartete; aber das braune Mädchen kam auch dieſes Mal nicht.

Und ſo ging er mehrere Male; aber das b
Mädchen war nicht zu ſehen.

Da gingen die Kinder allein auf den hohen
berg, und die Großmutter ging mit ihnen.

Die Sonne ſchien warm, der Himmel war
das Haidebächlein war klar, die grauen flinken F
lein ſpielten darin, und da die Kinder zu der G
des Geheges kamen, lief das braune Mädchen d
die laub- und zweigeloſen Stumpfen der H
Birken und Eſchen daher, und geſellte ſich zu
Kindern. Alle ſchauten ſich mit freudigen Augen
und da die Kinder hingingen und den Arm des M
chens und ſeine Bänder berührten, da nahm
Blondköpfchens Haare in die Hände, und drückte
feſt, und nahm dann Schwarzköpfchens Loken,
hielt ſie. Braunköpfchen, das mehr Muth bekom
hatte, weil es von dem braunen Mädchen getra
worden war, nahm deſſen Finger, und hielt ihn,
das braune Mädchen ließ es geſchehen, es na
deſſen Hand, und es ließ es auch geſchehen. Es gi
mit ihnen auf den hohen Rußberg empor, und
ſchauten ins Weite und Breite, und die Gro
mutter erzählte. Es redete Worte, und die Kind
verſtanden ſie. Sie gaben ihm Kuchen Brot, u
was ſie ſonſt mit gebracht hatten. Das Mädch

hatte ihnen nichts zu geben, und hielt die leeren Hände hin.

Das braune Mädchen hatte denſelben Anzug, den es immer gehabt hatte, aber er war in jenem Gewitter ſehr verdorben worden, er war unrein und verknittert.

Die Großmutter erzählte ihnen von den Bäumen, die von dem Berge herab gefallen waren, und doch nicht aufgehört hatten zu leben — dann erzählte ſie ihnen von den Königen mit den drei Seſſeln — dann von dem Weizen, der nicht hatte blühen können — dann ſprach ſie von den fernen Ländern, deren hohe Gebirge man gar nicht mehr ſehen könne — und endlich von den unbeſchlagenen Wägen und Akerwerkzeugen, mit denen man vor Zeiten die Felder beſtellt hatte.

Hierauf traten ſie den Rükweg nach Hauſe an.

Die Sonne ſchien auch im Herabgehen warm, der Himmel war blau, die Schatten waren lang, weil es ſchon tief in den Herbſt ging, die Gräſer wurden gelb, und die grauen flinken Fiſchlein in dem klaren Bächlein der Mulde ſpielten ſo luſtig wie im Sommer.

Das braune Mädchen war mit ihnen gegangen. Es war mit ihnen den hohen Nußberg herab gegangen, es war mit ihnen über das Bächlein der Mulde

gegangen, und ging mit ihnen über den grauen
durch den Wald durch die Klippen und über die
lehne herab. Und da man zu den Glashäuſ
Gartens gekommen war, da ſagte es ann
Worte, und lief dann wieder über die Sa
empor, und ward nicht mehr geſehen.

Die Kinder erzählten den Eltern, daß das
Mädchen nun da geweſen, und daß es mi
gegangen ſei.

Sie gingen nun, ſo oft es möglich war, a
hohen Nußberg, das fremde Mädchen kam i
und ſie ſpielten und koſ'ten. Sie brachten dem br
Mädchen ſchöne Sachen. Das braune M
brachte ihnen auch bunte Steine, es brachte
verſpätete Brombeeren, es trug in ſeinem
Haſelnüſſe herbei, die es im Sommer geſa
hatte, oder brachte ihnen die geflekte Feder
Geiers oder die ſchwarze eines Raben.

Wenn die Kinder nach Hauſe gingen, ſ
das braune Mädchen immer mit ihnen bis z
Glashäuſern, man hielt ſich bei den Händen,
ſcherzte. Bei den Glashäuſern liebkoſ'ten ſie ſich
das fremde Mädchen lief dann immer über die
lehne zurük.

Wenn es Nacht war, und wenn die Kind

dem Tiſche mit den Lichtern ſaßen, da ſprachen ſie von dem fremden Mädchen, und ſtritten, wer es lieber habe.

Die Großmutter erzählte den Eltern von dem braunen Mädchen, und Vater und Mutter achteten auf das, was ſie ſagte, und merkten es ſich in ihrem Sinne gar wohl.

Es wurde immer ſpäter und ſpäter im Jahre. Die Fäden, die auf dem Raſen und zwiſchen dem Wachholder geſponnen hatten, waren verſchwunden, die Beeren der Moore, die in dem Sumpfgraſe oder neben der ſchwarzen Erde ſo roth und weiß geglänzt hatten, waren vergangen, die ſpäte Preißelbeere, die unter dem Schuze eines Steines oder eines Baumes von dem Hagel verſchont worden war, war dahin, ihr Kraut und das kräftige der Heidelbeere war ein dürres Stengelbüſchlein, der Wald wurde ſehr durchſichtig, die Berge waren roth, an den Morgen lag der weiße Reif auf der Gegend, oder es war der lange Nebel da, und die Sonne, die ſpät kam, konnte ihn kaum zerſtreuen, die Hügelgipfel etwas bliken laſſen, und dann untergehen; oder es kamen die froſtigen Wolken, ſchütteten den Regen in kleinen Tröpflein herunter, und wenn ſie vergingen, war der hohe ferne Wald weiß beſtäubt.

Da wurde eines Tages der große Wagen heraus geſchoben, er wurde gepakt, alles Nöthige hinein than, und in Mäntel und warme Kleider gehüllt ſtie der Vater und die Mutter ein, es ſtiegen die Kin ein, und fuhren davon.

Die Kinder weinten, als ob ihnen ein ti Schmerz und ein tiefer Kummer angethan wor wäre.

Erſt als ſie ſchon weit gefahren waren, als ſchon durch Dörfer Marktfleken und Städte gekomm waren, und Wälder und Flüſſe geſehen hatten, m derte ſich die Trauer, ſie ſprachen und redeten un einander, bis ſie in die große Stadt einfuhren, hohen Häuſer mit den glänzenden Fenſtern da ſt den, dicht gedrängt die ſchön gekleideten Menſch gingen, prächtige Wägen fuhren, und vor den V kaufsläden die ſchönen Waaren und Kleinodien un Glastafeln funkelten.

Da die weißen Hüllen über die Berge und Thä vergangen waren, da der Himmel wieder öfter bl lächelte, als er trüb verhüllt war, da die Sonne ſch höher ſtieg, und kräftiger nieder leuchtete, kam Wagen wieder gegen den Hof in dem Hügellan gefahren, und Vater und Mutter und die Kin ſtiegen aus.

Es war noch kein Gräslein, es war kein Blä chen, die Felder waren nakt, nur die Winterſaaten, die ſich ſchon regten, legten grüne Tafeln auf die braune Erde, und an manchem Morgen war es noch ein wenig gefroren, daß der Weg zähe war, und an dem Rande vom Wäſſerlein Eisſpizen glänzten: aber die Sonne ſchien ſehr freundlich, ſie ſiegte alle Tage mehr, und füllte alle Tage ſchöner die Zimmer der Kinder und der Großmutter auf dem ländlichen Hofe mit Licht und mit Wärme.

Als man die Kleider der Stadt eingepakt hatte, als man die Kleider des Landes aus den Käſten des Hauſes hervor gethan hatte, fand ſich, daß manches geändert werden mußte. Die Säume der Kleider der Mädchen mußten aufgelaſſen werden, daß die Kleider tiefer reichten, die Jaken von Braunköpfchen mußten erweitert werden, und die Strohhütchen von Blondköpfchen von Schwarzköpfchen und von Braunköpfchen mußten weggethan und es mußte um neue geſchrieben werden.

Da die Sonne ſchon ſehr warm ſchien, da man ſchon begann, die Sommerfrucht in die geeggte Erde zu ſäen, da es ſchon troken war, und in der Frühlingsſonne die Flimmer der Steine und Felder funkelten, begehrten die Kinder auf den hohen Nußberg. Die Großmutter legte ihnen wärmere Kleider an,

als ſie ſonſt im Sommer hatten, that ſelbſt wä
Gewänder an, und führte ſie auf den hohen Nuß
Sie hatten ihre Haſelruthen mit den Haken
mit, wie ſie dieſelben überhaupt nie mit nahmen,
wenn die Nüſſe reif waren. Sie trugen nur
Körbchen am Arme. Sie gingen über die Sandl
empor, ſie gingen durch die Felſen und den W
Als ſie über die graue Haide gingen, lief ihnen
braune Mädchen von weitem entgegen. Sie fre
ſich, ſie jubelten, ſie liebkoſ'ten ſich, und Braunk
chen ſchlang ſeine zwei Ärmlein um den Naken
braunen Mädchens, und hielt ihn feſt.

Aber nicht blos an den Kindern war, während
abweſend geweſen waren, eine Veränderung vor
gangen, ſondern auch das braune Mädchen hatte
verändert. So wie man bei ihnen die Säume
Kleider hatte auflaſſen müſſen, daß ſie ihnen wie
recht wären, ſo waren dem braunen Mädchen ſe
grünen Höschen zu kurz geworden; es war grö
und ſchlanker geworden, und ließ ſeine nakten Ar
dicht an ſeinem Körper hinab hängen. Die viel
ſchwarzen Haare, die ihm immer abgeſchoren ware
trug es jezt nicht mehr ſo, ſondern es hatte auch Lo
bis auf den Naken hinab, wie ſie die Kinder bis
gehabt hatten.

Sie gingen auf den Nußberg, ſie gingen weit und breit herum, ſie ſahen alle Stellen, und ſahen auf die Berge des Landes hinaus.

Auf der Erde war noch kein neues Gras, aber ſie war troken; an den zerſchlagenen Äſten war kein Laublein, aber die reine Luft war um ſie, und die Sonne ſchien hold auf ſie hernieder.

Als die Kinder nach Hauſe gingen, ging das fremde Mädchen bis zu den Glashäuſern mit ihnen, und lief dann zurük.

Die Kinder kamen nun wie immer oft auf den hohen Nußberg, und das fremde Mädchen erſchien häufig.

Nach und nach lokte die Sonne die grüne Farbe auf die Erde. Die Wieſen wurden grün, und die Unzahl der gelben weißen rothen blauen Blümlein miſchte ſich darunter. Die Felder wurden grün, weil die junge Saat hervor ſproßte, und die hellgrüne Farbe zeigte, und weil die Winterſaat weiter wuchs, und die dunkelgrüne beigeſellte. Der Vater hatte viele Pflanzen und Gewächſe kommen laſſen, und ſie ſtanden jezt neben den noch erhaltenen in den Glashäuſern, und es war, als ob nie ein Schaden angerichtet worden wäre. An den verſtümmelten Bäumen wuchſen zahlreiche kleine Zweige hervor, die ſo ſchön waren, und ſo lebhaft wuchſen, als wäre das Abſchlagen de Zweige kein Unglük geweſen, ſondern als hätte ei weiſer Gärtner dieſelben beſchnitten, daß ſie nur deſt beſſer empor trieben. An den Zweiglein, die de Vater vielen abgeſchnittenen Äſten eingepfropft, und die er mit Pflaſtern verbunden hatte, prangten zwei oder vier große Blätter. Im Walde im Geſtrippe oberhalb der Sandlehne ja ſogar auf der grauen Haidemulde war alles thätig. Die Zweige ſproßten, als müßten ſie eine Verſäumniß einbringen, ſie drängten ſich, und ſtrebten empor. Endlich, da die Erde weithin grün war, da die Zweige ſich verlängert hatten, kamen auch Blüthen, ſie kamen ſpäter, und waren weniger als in andern Jahren, aber ſie waren da, und waren faſt noch zutraulicher und lieblicher als in früheren Zeiten.

Einmal in der Fülle des Frühlings, da alles blühte und duftete, und ſich das menſchliche Herz erfreute, da die Kinder von dem hohen Nußberge nach Hauſe gingen, das braune Mädchen ſie begleitete, und man bis zu den Glashäuſern gekommen war, hatte Blondköpfchen mit ernſten Augen die Hand des braunen Mädchens gefaßt. Braunköpfchen hatte es am Arme genommen. Blondköpfchen ſah dem braunen Mädchen in das Angeſicht, und ſagte: „Komme mit, komme mit.“

Braunköpfchen ſagte auch: „Komme mit, komme mit.“

Das braune Mädchen ſah die Kinder an, und that einen Schritt vorwärts.

Braunköpfchen war außerordentlich erfreut, es ging einen Schritt voraus, und ſagte lokend: „Komme mit, komme mit.“

Das braune Mädchen ging zögernd nach. Es ging von den Glashäuſern gegen die Bäume vorwärts, es ging auf dem Kieswege durch das Grün des Gartens, es ging über den Sandplaz vor dem Hauſe, es ging über die Treppe empor, und ſtand auf dem Teppiche des Beſuchzimmers.

Es war in dem Zimmer niemand zugegen. Die Großmutter ging gleich, da man die Treppe empor gekommen war, in ein anderes Gemach.

Das fremde Mädchen ſtand, und öffnete ſeine großen Augen noch mehr, und ſchaute auf den Spiegel an der Wand auf die Uhr auf den Schrein, auf welchem ſchöne Gefäße ſtanden, auf Tiſche und Stühle und Seſſel und auf den wunderbaren Teppich.

Die Kinder liefen und brachten ſüße Milch in ner Schale, und brachten feines Weizenbrod und berne Löfflein. Das fremde Kind trank die Milch aus der Schale, nahm ein Stükchen Brot in Hand, biß davon ab, und verzehrte es ſo.

Die Kinder brachten ihre Spielzeuge, und zeigt ſie. Das braune Kind wußte damit nichts anzufa gen. Die Kinder brachten auch ihre Nußknaker, ih ſchöneren Kleider, und ihre Bänder.

Endlich kam auch die Mutter in einem feine weißen Anzuge, und trug gezukerte eingemach Früchte auf einer Taſſe, und both dem fremden Mäd chen davon an.

Das braune Mädchen wich zurük, bis es mit de Rüken aufrecht an der Wand ſtand. Es rührte kein Hand, es blikte die Früchte an, und ließ die Arm an dem Körper herab hängen.

Da wendete ſich die Mutter wieder um, und ging ohne weiter ein Wort zu reden aus dem Zimmer.

Die Kinder traten zu dem fremden Mädchen, liebkos'ten es, es gab die Liebkoſungen zurük, und nachdem dies ein Weilchen gedauert hatte, nachdem man geredet, nachdem das fremde Kind geantwortet hatte, und da es die Augen immer auf die Thür geheftet hielt, liefen alle zur Thür hinaus, liefen über die Treppe hinab, liefen durch den Garten, und hinter den Glashäuſern lief das fremde Mädchen dan allein über die Sandlehne empor.

So wie es an dieſem Tage geweſen war, war es wieder einmal an einem andern. Da die Kinder auf dem Nußberge geweſen waren, da das fremde Mädchen zu ihnen gekommen war, da man nach Hauſe gegangen, und bei den Glashäuſern angekommen war, hielt Braunköpfchen das fremde Mädchen an dem Arme, zog es nach ſich, und bath, daß es mitgehen möchte. Das braune Mädchen ließ ſich ziehen, es folgte dem Knaben willig, man ging durch den Garten, man ging über die Treppen, und man ging dieſes Mal in das Spielzimmer der Kinder. Dort ließ ſich das braune Mädchen gar bewegen, ſich nieder zu ſezen. Es ſaß an der Seite des Knaben, es ließ ſich von ihm Kuchen gedörrte Pflaumen Milch Butter und Honig geben. Als man gegeſſen hatte, als man einen Kreiſel gezeigt, als man einen Federball verſucht, und ein Bilderbuch aufgeſchlagen hatte, ging man wieder fort, die Kinder begleiteten das braune Mädchen bis an die Glashäuſer, küßten und herzten es dort wie immer, nahmen Abſchied, und ließen es über die Sandlehne empor gehen.

Indeſſen war der Sommer vorgerükt. Der hohe Nußberg hatte ſich über und über mit grünen Zweigen bedekt. Wie es in dem Garten des Vaters geweſen war, ſo geſchah es auch hier. Die zerſchlagenen

Stämme der Haſeln der Birken der Eſchen der Erlen ſuchten durch ihren ſteigenden Saft die verlorenen Äſte zu erſezen, und trieben Zweige, die ſchnell wuchſen, dik wurden, und Blätter hatten, deren Größe und dunkle Farbe nie vorher auf dem Nußberge geſehen worden war. Die wenigen Äſte, welche von früher übrig geblieben waren, bedekten ſich mit Nüſſen, die in diken Knöpfen und enge geſchaart an den Zweigen ſaßen, als müßten dieſe die Pflicht der verloren gegangenen Äſte übernehmen, und ſo viel Nüſſe, als ſie nur immer könnten, auf die Welt bringen. Dieſelben waren noch grünlich und weißlich, fingen aber bereits an, ſich mit einem ſanften rothen Hauche zu färben.

In dieſer Zeit war auch das Schuzhäuschen des Vaters fertig geworden. Er hatte ein Stükchen Landes gekauft, das an der Morgenſeite des Berges gelegen war, woher am ſeltenſten ein Gewitter zu kommen pflegte. Er hatte das Häuschen ſo gebaut, daß es gegen Mittag und Abend ein Fenſter mit eiſernen Fenſterläden hatte, und daß gegen Morgen die Thür war. Im Innern ſtand an der Mitternachtſeite ein Bänklein an der Wand, davor ein Tiſchlein war. Es befanden ſich noch Stühle und Schemel in dem Häuschen.

Die Kinder waren öfter, wenn ſie auf dem Nußberge waren, zu der Stelle gegangen, an der man arbeitete, und hatten zugeſchaut. Auch das braune Mädchen ſtand dabei, und betrachtete, was da wurde.

Es war von außen nicht angeſtrichen oder angeworfen worden, ſondern ſah ſo aus, wie die Steine oder die Steinhaufen ausſehen, die auf dem Nußberge liegen. Das Dach war mit dunkelbrauner Farbe bemalt. Im Innern hatte es der Vater ſehr ſchön grün machen, und hatte in jeder Eke ein Sträußlein von wilden Roſen von Kamillen und Cyanen malen laſſen. Da es fertig war, begleitete einmal der Vater die Kinder auf den hohen Nußberg, um das Häuschen einzuweihen. Sie traten hinein. Die Kinder waren außerordentlich erfreut, als ſie das nette Zimmerchen und alle die netten Dinge ſahen. Die Großmutter hatte in ihrer Taſche eine Flaſche mit Milch Kuchen in einer Doſe Butter und andere Dinge nebſt dem Tiſchgeräthe mit gebracht. Sie dekte wie das wohlthätige Weiblein den Knappen Rolands ein weißes Tuch über das Tiſchlein, das ſo glänzte wie die Blüthen des Kirſchbaumes, ſie legte an jedem Size ein Tellerchen auf das Tiſchlein, ſie that auf das Tellerchen ebenfalls ein weißes Tüchlein, und legte in Löffelchen Meſſerlein und Gabel zu jedem Teller. Dann that ſie aus der Flaſche Milch in das Milchtöpflein, und legte einen ſilbernen Schöpfer dazu, dann that ſie den reinen Honig auf die weiſſen Taſſen, daß er wie Gold in denſelben ſtand, dann legte ſie Butter auf einen Teller, und gab zu jedem Size ein feines weißes Brot. Die Kinder aſſen nun in ihrem Hauſe, und der Vater war ihr Gaſt. Da gegeſſen war, wurden die Reſte wieder weggeräumt und eingepakt. Die Kinder freuten ſich über dieſes Vesperbrot ſehr. Das braune Mädchen war an dieſem Tage nicht gekommen, und der Vater wunderte ſich, warum denn das Mädchen immer nicht komme, wenn er auf dem hohen Nußberge ſei.

Die Kinder gingen nun dem Häuschen zu lieb auf den Berg. Sie waren immer in demſelben, und wenn das braune Mädchen kam, mußte es mit in das Häuschen gehen, auf einem Stühlchen ſizen, und mit ihnen tafeln. Es waren in der Zwiſchenzeit die Erdbeeren gekommen, und wenn die Kinder in ihre Birkenrindentäſchchen im Walde an Rainen und oberhalb der Sandlehne Erdbeeren geleſen hatten, ſo that die Großmutter ſie im Häuschen auf einen der Teller, die in der Tiſchlade aufbewahrt wurden, und man verzehrte vergnügt das Nachmittagsmal.

Aber die Freude an dem Häuschen wurde nach und nach geringer. Die Kinder gingen ſtets weniger hinein, und als eine Zeit vergangen war, ſchien es gar nicht mehr da zu ſtehen. Sie ſaſſen wieder an ihrer alten diken Haſelwurzel, und wenn ſie nicht da ſaſſen, ſo gingen ſie herum, waren in den Gebüſchen, laſen verſchiedene Dinge und Steinchen zuſammen, und ſprachen mit der Großmutter.

Wenn das braune Mädchen kam, ging man früher als gewöhnlich nach Hauſe, weil das Mädchen mit ging, weil es mit den Kindern in ihre Stube ging, und dort bei ihnen war, und aß und ſprach, und gegen Abend wieder fort zog.

Die Mutter ging bei ſolchem Anlaſſe öfter durch das Zimmer, aber ſie näherte ſich dem braunen Mädchen nicht, und ſprach nicht zu ihm. Sie hatte ein blaſſes Kleid angethan, wie Schwarzköpfchen eines
an hatte, ihre Loken waren in den Naken gekämmt,
vie Schwarzköpfchen hatte, ſo daß ſie ihm in allem
lich, und ein großes Schwarzköpfchen war. In
ieſer Weiſe brachte ſie einmal auf einem Teller viele
roße ſchöne Erdbeeren, die in dem Walde und auf
er Haide nicht wachſen, ſondern die der Vater in
genen Beeten, auf welche im Frühlinge Glas gelegt
ird, zog. Die Mutter hatte früher auf alle Pläze
r Kinder an dem Tiſche Tellerchen legen laſſen. Sie
ng zu dem Tellerchen Blondköpfchens, that mit

einem Löffel Erdbeeren auf dasſelbe, und Blondkö chen begann zu eſſen. Sie ging zu dem Tellerc Schwarzköpfchens, that Erdbeeren darauf, u Schwarzköpfchen fing an zu eſſen. Sie ging zu d Tellerchen Braunköpfchens, that Erdbeeren dara und Braunköpfchen aß ſie. Sie ging zu dem Tell chen des braunen Mädchens, legte Erdbeeren dara und das braune Mädchen begann zu eſſen. Da ging ſie wieder zur Thür hinaus. Ein anderes M kam ſie wieder, war wieder ein Schwarzköpfche brachte allerlei Dinge, und war unter den Kinder So that ſie nun öfter, bis das braune Mädchen a mit ihr redete, ſich immer mehr an das Haus g wöhnte, mit den Kindern in der Stube ſpielte, u mit ihnen auch im Garten war. Da bekam es v der Mutter auch ein Kleid, welches wie das frühe war, nur daß es viel ſchöner war, und daß es Ärm hatte, die bis zu dem Ellbogen herab gingen.

Der Vater bekümmerte ſich jezt wieder um d Herkunft des braunen Mädchens. Er fragte Nachba und Bekannte, ſie wußten gar nichts von ihm. beſchloß nun die Landleute die armen Häusler d Holzhauer die Pechbrenner die Waldhüttler zu fra gen. Er ging deßhalb auf den Berg der Ahorn der hinter der Grenze ſeiner Beſitzthümer empor ſteig und wo eine Hütte mit zwei alten Leuten war, die einen jungen Sohn hatten, der Fäſſer und Bottiche machte, und viel in die Wälder kam. Sie wußten nichts. Er ging an dem Steingehege aufwärts, und fragte bei den Hütten der Steinbrecher. Das Kind wird wohl von weiter oben ſein, war die Antwort. Er ging weiter hinauf, und fragte. Das Mädchen könne zu den Haideleuten gehören, ſagten ſie. Er fragte an der Haide, ſie antworteten, das Mädchen komme etwa von den Moorhütten herab. Er fragte an den Mooren. Sie wußten dort nichts. Er kam nun zu den hohen Wäldern. Die Holzhauer und Pechbrenner ſagten, es gäbe allerlei Leute. Und wenn er das Mädchen beſchrieb, ſo ſagten ſie insgeſamt, ſie hätten es ſchon geſehen, und wenn ſie das Mädchen beſchrieben, ſo beſchrieb es der eine ſo, der andere anders, ein jeder auf ſeine Weiſe. Der Vater kehrte wieder nach Hauſe.

Wenn die Mutter das Mädchen ſelber leiſe fragte, ſo war es ſtill, und ſagte nichts. Die Kinder fragten nie. So verging nun die Zeit.

Das Mädchen kam jezt auch zuweilen allein zu dem Hauſe. Wenn man an einem Morgen die Lehnen der Fenſter öffnete, ſtand es naß in dem bethauten Graſe des Gartens, und wartete.

Wenn die Kinder lernen mußten, ſtand es dabe und ſah zu. Plötzlich konnte es einmal die Buchſtabe ſagen, und konnte dann leſen. Es wurde öfter u das Gelernte gefragt, und zu weiterem Lernen veranlaßt.

Wenn die Großmutter mit den Kindern fort ging, hing es ſich ſo gut an die Schürze derſelben wie di anderen Kinder, und ging mit. Einmal über die Nacht in dem Hauſe zu bleiben, und ſich in ein Bettlein zu legen, konnte es nicht bewogen werden.

Und wie der Sommer immer vorrükte, wie das Getreide reifte, und in die Scheunen geſammelt wurde, und wie der Haber goldig da ſtand, die leichten Fäden zitterten, und die Hülſe den weißen Schnabel aufſperrte, was immer auch die Zeit der Reiſe der Haſelnüſſe iſt, ſo gingen die Kinder im Sonnenſcheine mit ihren Haſelruthen auf den hohen Nußberg. Sie gingen nachmittags, wenn ſie ihre Aufgaben gelernt, und ihre Schriften geſchrieben hatten. Das braune Mädchen hatte einen langen Stab, an dem ein gut gerichteter Haken war. Sie gingen über die Sandlehne empor, ſie gingen durch die Felſen durch das Geſtrippe und Geniſte, ſie gingen durch den Wald über die graue Haide und durch die grauen Steine, wo wieder das Bächlein ſo lieb wie immer war, die Fiſchlein ſpielten, die Waſſerjungfern flogen, und die rothen Blumen ſtanden, die ein Samenhaus voll weißer Wolle machen würden, ſie gingen über das Steingerölle in das Gehege der Nüſſe. Sie mußten heuer ſehr mühſam ſuchen, um die wenigen Stellen zu finden, an denen jezt Nüſſe waren, ſie riefen einander, wenn ſie ſie fanden, und ſie langten mit ihren Haken nach den bedekten Zweigen, und das braune Mädchen ſchwang ſich empor, und zog mit ſeinem Stabe die höchſten Äſte herab, daß Braunköpfchen die Nüſſe ſammeln, und in ſeine lederne Taſche thun konnte. Dann ſuchte man noch die lieben Stellen des Nußberges, wo allerlei Dinge im Geſteine im Sande und im Gebüſche waren, und ſaß dann noch wie gewöhnlich an der alten Wurzel.

Und wie der Haber endlich von den Feldern verſchwunden war, wie die Haſelſtauden ſich entfärbten, und die Blätter ſich runzelten und rollten, wie auf den Hügeln die weißen Fleke der Stoppeln ſich in braune verwandelten, wie auf den Feldern nichts mehr war als die Kartoffeln der Kohl und die Rüben, wie kein Apfel und keine Birne mehr in den Zweigen der Bäume war, ja wie die Blätter ſchon von dieſen Bäumen abfielen, wie die Blumen, die der Vater vor dem Hauſe in Töpfen ſtehen hatte, wieder in die

Glashäuſer geſammelt wurden, wie die blauen Wa
holderbeeren an den Wachholderſträuchen immer bla
wurden, und die grünen ſchwollen und ſich mit ein
Thaue überzogen, wie wieder der Fadenſommer ſpa
und die Großmutter immer trauriger wurde, u
immer zärtlicher die Locken aller Kinder ſtreichelte:
wußten ſie, daß die Zeit da ſei, daß ſie bald ſcheid
mußten, daß der traurige Herbſt und die Nebel
Gegend bedecken werden, daß der Schnee und
Kälte kommen werde, und daß ſie lange nicht werd
beiſammen ſein können.

Als dieſe Zeit gekommen, als der lezte Tag ver
gangen war, an dem ſie noch beiſammen ſein konnten
nahmen ſie, da das braune Mädchen fort ging, Ab
ſchied, ſie umhalſeten es, und weinten, und Braun
köpfchen ſchenkte dem fremden Mädchen ſeine Bilder
bücher, und ſeine Trompete.

Und ſie fuhren wieder fort, da die Großmutter
voll Kümmerniß bei dem Wagen ſtand, da die Knechte
und Mägde bei dem Wagen waren, da der Vater
noch mit weinenden Augen die faltenreichen Wangen
der Großmutter küßte, ihre Hand küßte, wie er auch
noch in ſeinen Mannestagen that, in den Wagen
ſtieg, und die Pferde die Räder in Bewegung ſezten.

Es verging der lange Winter und das Schneegeſtöber, das das Haus den Garten die Glashäuſer die Sandlehne den Wald die Felder den hohen Nußberg alle Berge und Wohnungen der Menſchen eingehüllt hatte, hörte auf, die Sonne kam wieder, die harten Winde gingen in mildere Lüſte über, und der Vater die Mutter und die Kinder kehrten wieder in ihr Haus auf dem Lande zurük.

Sie fanden alles, wie ſie es verlaſſen hatten. Die Großmutter war geſund, alle Knechte und Mägde waren geſund, und alle Thiere des Hauſes lebten, und waren fröhlich.

Das braune Mädchen war wieder größer geworden, und die ſchönen ſchwarzen Haare gingen in noch größerer Fülle, und noch dichter auf den Naken hinab. Die Kinder liefen ihm entgegen, als es in das Haus kam, ſie begrüßten es, und gaben ihm die vielen Sachen die ſie ihm aus der Stadt mitgebracht hatten.

Es ging nun das Leben auf dem Lande wieder an, ſie waren beiſammen, ſie lernten, ſie arbeiteten, und da, wie es im vergangenen Jahre war, die Gräſer auf den Wieſen und Rainen ſproßten, da die Schwalben kamen, und mit ihren braunen Kehlchen und dem weißen Bauche tief an dem Wege dahin fuhren, und wieder hoch in die Lüſte ſchoſſen, da das Rothkehlchen in dem Gebüſche ſaß, mit dem Vorderleibe nikte, und ſeine Stimme ſchmettern ließ, da alle Bäume m Blüthen bedekt waren, kleine Laubbüſchel bekamen und nichts mehr von dem Unglüke des Hagels z erbliken war, da die Felder grün waren, und di weißen Wolken darauf nieder leuchteten: da gin man wieder herum, und ergözte ſich, wie man ſich i früheren Zeiten ergözt hatte.

Das braune Mädchen war nun auch nicht ſcheu, wenn der Vater bei den Kindern war, und es wich vor den Knechten und den Mägden nicht zurük, welche im Hauſe im Garten und auf den Feldern herum gingen und arbeiteten.

Da auf dieſe Weiſe der Sommer ſehr weit vorgerükt war, da eines Tages die Sonne ſchon gegen Untergang neigte, da die Kinder von ihrer Wanderung heimgekehrt waren, ihr Vesperbrot gegeſſen hatten, das fremde Mädchen ſchon fortgegangen war, und die Kinder mit der Mutter allein in der Stube gegen den Garten hinaus ſaßen, weil der Vater verreiſet war: geſchah es, daß Blondköpfchen wiederholt ſagte, es rieche etwas unangenehm, als würden widrige Gegenſtände verbrannt. Man ſah überall nach. Auf dem Heerde war kein Feuer, in den Kaminen war auch keines, da man in der Hize des hohen Sommers keines brauchte. Auf den Feuerſtellen der

Dienſtmädchen war ebenfalls kein Feuer, an dem ſie etwa Eiſen zum Glätten gehizt, oder irgend Wäſche oder dergleichen geſotten hätten. Man ſchaute aus den Fenſtern, alles lag ruhig und freundlich da, und nicht einmal ein Rauch ging aus nahen und fernen Schornſteinen empor.

Die Mutter ſprach mit den Kindern über die Sache, und man wunderte ſich, wie ſolche Eindrüke in die Sinne kommen können, Blondköpfchen vertheidigte ſich, andere griffen es an, und wie man ſo redete, geſchah draußen ein Schrei, es geſchahen ſogleich mehrere, und wie alle an die Fenſter liefen, um zu ſehen, was es gäbe, ſtieg ein diker qualmender Rauchknäuel als ſchwarze finſtere Säule von dem Scheuerdache empor, er wirbelte ſchnell, und gleich darauf ſchoß die blizende Flamme in ihn hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch ſchauten, lief es geſchäftig und praſſelnd, als ob die Sommerhize alles vorbereitet hätte, in lichten kleinen Flämmchen von der Scheuer längs des Dachfirſtes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor, mit eins geſchah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plözlich ſeiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter ſtand unter einer einzigen breiten nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Glut und von Flamme. Knechte und Mägde rannten unten herum, und ſchrieen, und das Fichtenholz der Sparren und Latten krachte furchtbar unter dem Feuer.

„Kinder! um mich!“ ſchrie die Mutter.

„Mutter, Mutter, Großmutter, Sigismund, Clementia, Emma!“ ſchrieen die Kinder.

Sie ſchoßen in das Zimmer zurük, ſie ergriffen Dinge, ſie zu retten, und wußten nicht was ſie thaten. Sie nahmen eine Puppe, einen Lappen, oder ſonſt etwas, das ihnen in die Hände kam, ob es Werth hatte oder nicht. Die Mutter hatte ſchnell einen Schreibtiſch geöffnet, der in der Nebenſtube ſtand, hatte ein Käſtchen aus demſelben genommen, ſtürzte wieder in die Stube zurük, raffte die Kinder, die mit Verſchiedenem beladen waren, zuſammen, und führte ſie die Vordertreppe, die von dem Feuer weggewendet war, hinunter ins Freie. Da ſie die Hausthür hinter ſich hatten, hörten ſie erſt recht das Brüllen Wehen und Krachen der furchtbaren Macht, die hinter ihnen auf der andern Seite des Hauſes in ihrem Eigenthume herrſchte. Die ſtille Luft drükte den Rauch nieder, der ſich an der Abendſeite des Hauſes lagerte, und durch den die untergehende Sonne wie eine blutige Scheibe ſchien. Viele Leute, man konnte nicht unterſcheiden, ob es eigene oder ſchon herzugelaufene waren, drängten ſich wild durch einander.

Die Mutter führte die Kinder nach der Morgenſeite des Gartens. Da die Hize den nach aufwärts ſtrebenden Wind erzeugt hatte, und derſelbe die feurigen Lappen, die aus brennenden Schindeln aus Stroh Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herſtammten, wie frevelnde Geiſter in die Luft hinauf, und aus einander ſchleuderte, ſo mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu ſichern ſuchen, damit ſich ihre Kleidchen nicht entzündeten. Sie führte daher dieſelben unter dichten Bäumen und Gebüſchen weg. Sie führte ſie in die äußerſte Laube an der Morgenſeite des Gartens, vor der zwei reiche Linden ſtanden, die ſogar jeden Funken abhielten, der etwa in dieſer Richtung hätte fallen können.

„Kinder bleibt nun hier, entfernt euch ja nicht,“ ſagte die Mutter, „was ihr auch hören mögt. Hier geſchieht euch nichts, ich muß fort, ich komme aber bald wieder. Bewahrt indeſſen das Käſtchen.“

„Ja,“ ſagten die Kinder, „wir werden bleiben.“

Nach dieſen Worten lief die Mutter aus der Laube, und lief entſchloſſen in den Hof, und da ihr Gatte nicht anweſend war, übernahm ſie ſeine Stelle, und drang bei den Knechten, die faſt den Verſtand verloren hatten, darauf, daß ſie in den Stall gingen, und die Pferde heraus zogen, damit ſie nicht etwa erſtiken, und daß ſie dieſelben an Bäume anbanden, daß ſie nicht wieder in das Feuer liefen. Ein Theil der Leute hatte es mit dem Rindviehe ſchon ſo gemacht. Man rettete aus dem brennenden Stalle ein Pferd nach dem andern, die Mutter leitete das Unternehmen, und gab die Stellen an, wo die Pferde angebunden werden ſollten. Den Haushund hatte jemand los gelaſſen. Er kam in groſen Sprüngen auf die Frau zu, ſtrebte an ihr empor, und gab ſeine Freude zu erkennen, gleichſam als wüßte er, daß eine Gefahr vorhanden geweſen war, und daß die Frau ihr glüklich entronnen ſei.

In den Zwiſchenaugenbliken lief die Frau in den Garten, um nach den Kindern umzuſehen, und wenn ſie ſich überzeugt hatte, daß dieſelben in der Laube ſeien, kehrte ſie wieder zu dem Feuer zurük.

Endlich fand ſie eine Magd, die ſie zu den Kindern ſenden konnte, daß ſie bei denſelben in der Laube bliebe.

Die Knechte hatten indeſſen alle Thiere gerettet.

Die Tauben kreuzten in der Luft, und fielen wie die Müken, die um ein Licht flattern, mit verſengten Flügeln in die Flammen.

Die Wagenbehälter grenzten an die Holzlage, in welcher die großen Vorräthe von Winterholz und Kochholz aufgehäuft waren. Wenn dieſes Holz Feuer finge, ſo wären die Wägen ſamt dem Wagenbehälter verloren. Darum ließ die Frau auch die Wägen aus ihren Behältern ziehen, und ließ ſie in dem Garten unter den Bäumen in Sicherheit bringen.

Da die Leute bei dieſer Beſchäftigung waren, hörte man hoch oben ein neues plözliches Krachen und Praſſeln, und da man hinauf ſah, ſo erblikte man das Dach des Wohnhauſes von den Flammen ergriffen. Es war wohl eine Feuerſprize in dem Hauſe, es war auch Waſſervorrath theils im Hauſe theils in dem nahen Bache, die Sprize hatte immer auf das Hausdach geſpielt, die Hausleute und die Nachbarn, die ſchnell genug herbei geeilt waren, hatten das Waſſer ſtets in hinreichender Menge heran geſchafft: aber die Hize des Sommers hatte das Holzwerk zu ſehr ausgetroknet, die Gewalt des Feuers auf den angrenzenden Dächern war zu mächtig geweſen, der Waſſerſtrahl verdünſtete faſt in der Luft, die Tropfen auf dem Dache waren ohnmächtig, und da das Holzwerk einmal Feuer gefangen hatte, ſo war das ganze Dach bald ein ſauſender krachender brodelnder Feuerberg. Das Sprizen in die Flamme war nun unnüz, ja es belebte dieſelbe nur noch mehr. D Frau befahl daher, jezt die Feuerhaken zu gebrauchen die vielfach in dem Hauſe vorhanden waren, und d brennenden Sparren von dem Dache ſoviel als möglich herunter zu reißen.

Für die Gemächer fürchtete die Frau nicht viel, weil ihre Deken mit ſehr dikem Eſtrich belegt waren, und weil die Glut, die von dem brennenden Dache auf das Eſtrich fiel, mittelſt der Haken und ſpäter durch Schaufeln eher entfernt werden konnte, ehe das Eſtrich ſo erhizt würde, daß die Tragbalken ergriffen würden, in Brand geriethen, und die Deke einſtürzen ließen. Daher hatte ſie aus den Gemächern nichts heraus räumen laſſen, außer was Mägde bereitwillig und aus unbefohlenem Eifer heraus getragen hatten.

Da nun die Feuerhaken angelegt waren, und die Männer an ihnen bereit ſtanden, um die Sparren, ſobald ſie durch das Feuer ein wenig geledigt wären, herunter zu reißen, ſo glaubte die Frau einen Augenblik für ſich gewinnen zu können, weil nun kein Haustheil mehr war, der von der Flamme ergriffen werden konnte, und ſie ging hinweg, um nach ihren Kindern in der Laube zu ſehen.

Als ſie zu der Laube kam, liefen ihr Emma und Clementia entgegen, und riefen: „Mutter, wir ſind nicht fortgegangen, und haben das Käſtchen aufbewahrt.“

„Wo iſt Sigismund?“ rief die Mutter.

„Er wird bei der Großmutter ſein,“ ſagte Emma.

„War die Großmutter bei euch in der Laube hier?“ fragte die Mutter.

„Nein,“ ſagten die Kinder.

„Iſt die Großmutter nicht bei euch hier in der Laube geweſen und hat Sigismund mit ſich fortgenommen?“ fragte die Mutter noch einmal.

„Mutter, du haſt ja Sigismund gar nicht mit uns über die Stiege mit herab genommen,“ riefen die beiden Mädchen einſtimmig.

„Dann muß er ja bei der Großmutter ſein,“ ſagte die Mutter, und rief in den Garten hinaus: „Großmutter, Großmutter!“

Die Großmutter kam in dem Augenblike, da ſie ſo gerufen wurde, gegen die Laube herzu, entweder weil ſie den Ruf gehört hatte, oder weil ſie zu den Kindern gehen wollte.

„Wo iſt Sigismund?“ rief ihr die Mutter entgegen.

„Iſt er nicht bei dir?“ antwortete die Großmutter.

„Nein,“ ſagte die Mutter.

„Ich habe ihn in dem Augenblike, da Feuer geru-

ſen wurde, gehört," ſagte die Großmutter, „i
ihn vor meinem Zimmer Großmutter rufen
und da ich in dem nehmlichen Augenblike auc
Stimme vernahm, wie du die Kinder zuſa
riefſt, und da ich dich die vordere Treppe mit
hinunter gehen hörte, ſo meinte ich, er ſei b
ſperrte die Thür, die von dem Gange aus dem
derzimmer zu meinem Gemache führt, zu, ging
die andere hinaus, ſperrte ſie ebenfalls hinter m
und ging über die hintere Treppe herab."

Die Mutter durchzukte ein Strahl.

Von dem Kinderzimmer führte eine Thür au
nen Gang, der ganz allein zu dem Zimmer der G
mutter ging. Die Thür von dem Kinderzimme
den Gang fiel gerne ins Schloß, und dasſelbe ko
Sigismund mit ſeiner ſchwachen Kraft nicht öff
Es war daher wahrſcheinlich, daß er von dem K
derzimmer gegen das Zimmer der Großmutter g
war, ſie zu warnen, daß hinter ihm das Schloß
gefallen war, daß er das Zimmer der Großmu
verſchloſſen fand, daß er zurük wollte, nicht mehr
Kinderzimmer konnte, und nun auf dem Gange e
geſperrt ſei.

Als dieſe Gedanken plözlich durch den Kopf
Mutter liefen, ſchrie ſie: „O du heilige himmliſ

Barmherzigkeit, dann iſt er durch den Gang zu Euch gelaufen, um Euch zu helfen, hat hinter ſich die Thür ins Schloß geworfen, konnte in Euer Zimmer nicht hinein, und iſt nun auf dem Gange eingeſchloſſen. Ich habe alle Kinder, wie ſie mit ihren Lappen beladen waren, über die Treppe hinabgebracht, ohne zu achten, ob ſie zwei oder drei ſeien. Er kann erſtiken, es kann das Eſtrich einbrennen. Der Schlüſſel ſtekt von innen in der Thür des Kinderzimmers, ich muß hinauf ihn zu befreien."

Nachdem ſie dieſe Worte gerufen hatte, lief ſie ohne auf die andern Kinder zu achten dem brennenden Hauſe zu. Sie lief gerade durch alle Pflanzen und mitten durch den Funkenregen hindurch. Die Großmutter folgte ihr. Die Magd, die bei den Kindern war, konnte dieſelben nicht zurükhalten, ſie liefen auch zu dem Feuer, und die Magd lief mit ihnen.

Als die Mutter bei der Feuerſtätte angekommen war, war es dort bei weitem nicht ſo gefahrlos für die Zimmer, als ſie gedacht hatte. Der Dachſtuhl war beinahe zuſammen gebrannt, wenigſtens war er ſchon zuſammen geſtürzt. Ein furchtbarer Gluthaufen, der die Luft vor Hize zittern machte, lag auf der Deke der Zimmer. Von dieſer Glut trennte nur eine Lage Eſtrich die Tragbalken, ſie konnten ſich erhizen, brennen, und die Deke konnte einſtürzen. Die Mä mit den Feuerhaken hatten außerordentlich gearbe Einen großen Theil der Sparren hatten ſie herab riſſen, und die Trümmer lagen um das Haus, brannten, und rauchten; aber ein anderer Theil h noch oben, und konnte aus der Verbindung n geriſſen werden. Die Nacht war mittlerweile ein brochen, und in der düſtern Finſterniß war das Leu ten des Feuers und des Rauches das Glühen vorragenden Balken und das Glänzen der umſteh den Bäume doppelt unheimlich.

Die Mutter lief gerades Weges gegen die Th zu, von welcher die Treppe gegen das Kinderzimm empor führte. Sie wollte in das Zimmer gelange dort an der Thür zu dem Gange den Schlüſſel u drehen, und den Knaben befreien. Aber als ſie geg die Thür kam, lag ein Haufen herabgeriſſener Balk vor derſelben, und brannte.

Es war unmöglich durchzukommen.

„Reißt das Holz weg, Sigismund iſt in de Hauſe,“ ſchrie ſie zu den Männern, die da waren.

Die Männer verſtanden ſie. Sie näherten ſich de Feuerhaufen, ſchlugen die Haken ein, und ſuchten d Balken wegzubringen. Aber es war vergeblich. Di Balken waren theils noch in Verbindung, theils ha ten ſich andere herabgeſtürzte mit ihnen verſchlungen, ſo daß die angeſtrengteſte Kraft aller Männer nicht hinreichte, das zuſammenhängende Gewirr eher hinweg zu bringen, als bis es mehr ausgebrannt wäre, und die Verbindungen ſich gelöst hätten.

„Das geht nicht," rief die Mutter, „wir müſſen durch die hintere Treppe in Euer Zimmer hinauf, Großmutter, um von demſelben in den Gang zu kommen. Wo habt Ihr die Schlüſſel."

„Ich weiß es nicht, ich werde ſie in meiner Armtaſche haben, die ich vielleicht in den Glashäuſern nieder gelegt habe," antwortete die Großmutter, „ich werde ſie gleich holen."

„Um des Himmels willen, warum habt Ihr zugeſperrt?" rief die Mutter.

„Der Diebe wegen," rief die Großmutter, und eilte von einem Knechte begleitet davon.

Noch war es Zeit; denn alle Fenſter des Hauſes waren noch ſchwarz, zum Zeichen, daß das oberhalb herrſchende Feuer noch nirgends in die Zimmer hinein gebrochen war.

Aber es kam der Knecht gelaufen, und ſagte, daß die Schlüſſel der Großmutter nirgends zu finden ſeien.

Die Mutter änderte ihren Plan. Sie ging um die Eke des Hauſes, und kam zu einer Seite, die mit

Weingeländer bepflanzt war, die gegen den G
ſah, und in welcher ein offenes Fenſter der Ki
ſtube war. Sie zeigte gegen das Fenſter empor,
rief: „Eine Leiter, eine Leiter, da kann man in
Kinderzimmer einſteigen.“

Die Knechte liefen nach einer Leiter. Andere ſc
ſen ſich an. Die Leitern waren unter einem eich
Dächlein auf einem eigenen Geſtelle angehängt,
in der Nähe des Wagenbehälters war. Dort bra
aber jezt in einer entſezensvollen ruhigen Flam
die majeſtätiſch in die Höhe ging, der geſamte
rath des Holzes des Hauſes. Es war unmöglich,
zu nähern. Ein Mann, der in eine naſſe Deke geh
es gewagt hatte, war durch den heißen Athem um
worfen worden, und man konnte ihn nur mittelſ
nes Feuerhakens retten, mit dem man ihn aus
heißen Luft zog. Im nächſten Augenblike hatte a
das Leiterdächlein Feuer gefangen, und dasſelbe
die Leitern brannten.

Die Knechte kamen zurük, und meldeten es
Mutter.

Da ſtürzte ſie auf die Knie, breitete die Ar
auseinander, und ſchrie: „So rette du ihn, der
Macht und das Vollbringen hat, und der ein
ſchuldvolles Leben nicht vernichten kann!“

In dieſem Augenblike tönte ein gellender Schrei: „Braunköpfchen, Braunköpfchen!“

Und ehe man ſichs verſah, huſchte eine dunkle Geſtalt gegen das Haus, und kletterte wie ein Eichhörnchen an dem Weingeländer empor, und war in dem nächſten Augenblike durch das Fenſter verſchwunden.

Alle vergaſſen ihre Arbeit oder, was ſie immer im Herzen hatten, und richteten ihre Augen auf das Fenſter.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen zwei Geſtalten am Fenſter an. Sie waren durch brennende Balken, die oberhalb ihrer über die Mauer des Hauſes hervorragten, wie von Fakeln beleuchtet. Es war das braune Mädchen und Sigismund.

Ein Schrei ertönte einſtimmig aus dem Munde aller Umſtehenden bei dieſem Anblike.

Emma und Clementia kreiſchten vor Entſezen und vor Freude.

Aber die Kinder konnten nicht herunter. Das braune Mädchen hätte es gekonnt; allein den Knaben konnte es nicht auf das Weingeländer bringen. Wie ein Nachtbild, das ein Künſtler gemalt, und mit der äußeren Glut beleuchtet hat, ſtanden ſie in dem ſchwarzen Rahmen des Fenſters.

„Leintücher, Leintücher, bindet Leintücher zuſammen,“ riefen mehrere Stimmen hinauf.

„Da iſt eine Leiter,“ hörte man unten rufen, „d Leiter wird reichen, ſie wird halten, für Kinder hä ſie ſchon.“

In dem Augenblike drängten ſich der Altknech und der Pferdeknecht durch die hier zuſammengepreßten Menſchen, und trugen eine Leiter herbei Sie war von den Wägen, die aus Gottes Vorſich und mit dem Willen der Frau gerettet worden waren genommen, und aus zwei Leitern eines Erntewagens zuſammen gebunden worden.

Sie wurde angelehnt, und reichte.

Das braune Mädchen ſtieg zuerſt aus dem Fenſter. Es faßte feſten Fuß auf den Sproſſen, und half dann dem Knaben auch aus dem Fenſter heraus. Die beiden Kinder kletterten nun ſchnell und geſchikt über die Leiter herab.

Als ſie auf dem Graſe waren, kniete das braune Mädchen vor dem Knaben nieder, ſezte ſich auf ſeine eigenen Ferſen, und ſah den Knaben mit den ſchwarzen Augen an.

Man hätte in der dunkeln Nacht und bei dem Scheine des Feuers ſehen können, wie dieſe Augen freudeſprühend waren, daß er gerettet ſei.

Der Knabe konnte nicht reden, er ſchwindelte, und es war, als ſollte er umfallen.

Da eilte die Mutter herbei, nahm ihn in die Arme, wiſchte ihm die Stirne ab, und ſuchte ihn zu tröſten.

In dieſem Augenblike kam auch die Großmutter, ſo ſchnell ſie in ihrem Alter laufen konnte, in von der Haſt in Unordnung gerathenen Kleidern und mit den Schlüſſeln in der Hand herbei.

Da ſie den Knaben gerettet ſah, bemühte ſie ſich mit der Mutter um ihn. Die anderen Kinder ſtanden dabei, und viele Menſchen drängten ſich herzu.

Da das Kind noch immer im halben Bewußtſein war, ſo hoben es die Mutter und Großmutter auf, brachten es zum Brunnen im Garten und benezten dort mit friſchem Waſſer ſeine Stirne und Schläfe.

Da ſich der Knabe hierauf erholt hatte, brachten ſie ihn in die Laube, in welcher zu Anfang des Feuers die Kinder geweſen waren.

Während dort die Mutter mit dem Knaben beſchäftigt war, ihn zu unterſuchen, ob er keine Beſchädigung erlitten habe, ihn zu befragen, und zu beſänftigen, ſah man die alte Frau an dem Stamme eines Obſtbaumes knieen, und mit gefaltenen Händen bethen.

Das Kind ward nach und nach beruhigt. Die

Mutter richtete ihm die Kleider zurecht, und ſtr
ihm die Wangen und die Haare. Die zwei Sch
lein ſtreichelten ihm auch Loken und Wangen
gaben ihm Liebkoſungen.

Der Knabe hatte wirklich keine Beſchäd
erlitten. Er war in der That von der Kinderſt
den Gang geeilt, der zu dem Zimmer der Großm
führte, um zu ihr zu gehen, und ihr zu ſagen
Feuer in dem Hauſe ſei, und daß ſie fortgehen
Er hatte auch, wie es ihm öfter geſchah, die G
thür hinter ſich zugeworfen, und der Riegel w
den Haken geſprungen. Da er bei der Thü
Großmutter nicht hinein konnte, als er ſie auch
zu errufen vermochte, wollte er zurük. Allein da
er erſt zu ſeinem Schrek, daß er die Thür zuge
habe. Er verſuchte mit allen Kräften den Riegel
zuziehen, aber die Feder war zu ſtark, und er ko
nichts ausrichten. Da klopfte er mit beiden F
ſten bald an die Thür der Kinderſtube bald
die der Großmutter. Er ſchrie auch aus allen K
ten, damit er gehört würde. Allein da er dies
Weile gethan, und ihn niemand vernommen ha
ſezte er ſich in dem Gange auf den Boden nie
und wartete, ob jemand kommen, und ihm öff
würde.

Er hörte da das Krachen und Sauſen des Feuers oberhalb ſeiner.

Da kam das braune Mädchen, führte ihn fort, und ſtieg mit ihm die Leiter herab.

Als er ſich ſchon ganz von ſeiner Angſt erholt hatte, übergab ihn die Mutter der Großmutter und den Mägden, die in der Laube waren, und ging wieder fort, um bei dem Feuer nach zu ſehen.

Die Männer rießen die lezten Balken herab. Der Gluthaufe, der über den Zimmern des Herrn und der Seinigen ſtand, würde die Deke durchgebrannt haben, da alles Sprizen mit Waſſer nichts fruchtete: allein es war in der Zeit, als die Mutter in der Laube war, der Pfarrer mit den Kirchenleitern gekommen. Sie waren mit ihren eiſernen Haken an die Mauerränder des brennenden Hauſes gelegt worden, die Männer ſtiegen hinauf, und begannen mit Schürhaken die Glut hinab zu werfen. Sie wechſelten hiebei ab. Da die Glut immer weniger wurde, wurde das hinauf geſprizte Waſſer immer wirkſamer, indem es zum Theile die Glut dämpfte, zum Theile dem ausgedörrten und geklüfteten Eſtrich wieder Feuchtigkeit gab, daß es die Hize nicht ſo durchlaſſe, und den Tragbalken keinen Schaden zufüge. Auf dieſe Weiſe wurden die Zimmer gerettet.

Da man den Geſindezimmern nicht zugleich die nehmliche Hilfe zuwenden konnte, brannten wirklich einige ein. Als man aber die Herrnzimmer in Sicherheit wußte, wendete man ſich jezt auch dorthin, und that dem Weitergreifen des Feuers Einhalt.

Hierauf wurden die Balken und Sparren, die rings um das Haus herum geſtreut lagen, und brannten, bei Seite gebracht und gelöſcht. Und ehe Mitternacht gekommen war, war die Hauptſache vorüber. Nur das vorräthige Brennholz brannte noch mit ſtiller aber heftiger Glut und Lohe weiter. Die Sprize vermehrte nur den Brand, da ſich das Waſſer zerſezte, und das Brennen beförderte. Man hätte mit Schaufeln Erde auf das Feuer werfen können; aber die Hize erlaubte nicht, ſich ſo weit zu nähern, daß man mit Werfen das Feuer hätte erreichen können. Es blieb daher nur übrig, das Feuer zu umſtehen, es zuſammen brennen zu laſſen, und nur zu ſorgen, daß es ſich nicht neuerdings weiter verbreite. Auch um alle Theile des Hauſes wurden Wachen geſtellt, daß kein Funke ſich neu belebe oder weiter getragen werde. Der in der niedergebrannten Scheune ſtehende und rauchende Stok von Heu konnte zwar nicht gelöſcht werden, wurde aber durch die Sprize in einer

Grenze gehalten, daß das Feuer nicht lebhafter werde, und daß es endlich unter ſeiner Aſche erſtike.

Da nun alles ſo weit geſänftigt, und in eine Ordnung gebracht war, dachte die Mutter auch daran, die Kinder zur Ruhe zu bringen. Sie ging in die Laube, nahm ihr Käſtchen, nahm die Kinder bei der Hand, und führte dieſelben nach rükwärts in die Glashäuſer. Weil man den Zuſtand der verſchont gebliebenen Zimmer nicht kannte, hatte die Mutter die Glashäuſer gewählt. Da Sommer war, und ein Theil der Blumen im Freien ſtand, ſo war in einem der Glashäuſer hinreichend Plaz. Die Mutter ließ durch die Mägde Betten Deken und alles Nothwendige aus den Zimmern bringen. Sogar Tiſchchen Stühle und Schemel wurden herbei geſchafft.

Bei dieſer Gelegenheit ſah man auch nach dem braunen Mädchen. In der Verwirrung und Angſt und in der Thätigkeit, die die Mutter noch bei dem Feuer anwenden mußte, hatte man auf das Mädchen nicht gedacht. Jezt aber war es nirgends zugegen. Man ängſtete ſich aber nicht weiter, es werde wieder fortgegangen ſein, weil es nie in der Nacht in dem Hauſe geblieben war.

Es wurden nun die Betten theils auf den Bänken des Glashauſes theils auf der Erde gemacht, und als

die Kinder gebethet hatten, wurde jedes unter
Deklein gebracht, und ſie ſahen noch, wie das F
des Holzſtoſſes in den Tafeln des Glashauſes glän
und entſchlummerten dann ſanft und beruhigt.

Auch die Mutter und Großmutter ſuchten auf
Zeit die Ruhe.

Mit der Morgenröthe ſtand das braune Mäd
im Garten, und wartete. Die Kinder gingen zu
hinaus, und auch die Großmutter und die M
geſellten ſich dazu. Man ging an alle Stellen.
Garten war ein Viehſtall; denn an den Bäu
waren Pferde Ochſen Kühe und Kälber angebun
und hatten Heu vor ſich; denn es waren ſchon
Tages Anbruch Nachbarn und andere Leute mit
gen gekommen, und hatten Heu Stroh und Lebe
mittel gebracht; erſchrekte Hühner liefen unter
Blumen und Gebüſchen herum, und Schweine
wühlten den Raſen. Die Mauern des Hauſes wa
ſchwarz und beſchmuzt, der Sandplaz und der Ra
vor dem Hauſe waren ſchwarz wie ein Kohlenmei
die Stätte des Brennholzes war ein Haufen na
Kohlen und Aſche, und aus dem Heu ſtieg n
ſchwacher Rauch mit widrigem Geruche empor.

Als die Kinder alles geſehen hatten, ging
Mutter mit ihnen auf die Wieſe hinaus, wo

Wägen ſtanden, welche eine Beiſteuer gebracht hatten, und bei denen noch die Leute waren, welche die Wägen hergeführt hatten. Die Mutter bedankte ſich recht herzlich bei allen.

Dann machte ſie bei ihren Leuten und bei denen, die bereitwillig zu helfen gekommen waren, Anſtalten, was gethan werden ſollte.

Die Kinder hatten ihre Wohnung im Glashauſe, in welches man noch mehrere Sachen brachte, die geſtern nicht nothwendig geweſen waren.

Am Nachmittage kam der Vater. Er hatte in der Nacht die Feuerröthe am Himmel geſehen. Er hatte gedacht, daß es bei ihm ſein könnte, er gab ſeine Geſchäfte einem Bevollmächtigten, und reiſte ab. In der Nähe hatte er erfahren, daß ſein Hof abgebrannt ſei, und er miethete ein Pferd zum Reiten, daß er auf Fußwegen und näheren Feldwegen ſchneller nach Hauſe kommen könnte.

Als er ſeine Mutter die Gattin und die Kinder geſehen hatte, als er erfahren hatte, daß kein Menſch bei dem Brande verunglükt ſei, war er ſehr freudig, und fragte nicht, was er noch weiter verloren habe.

Er ſchritt nun zur Ausbeſſerung des Schadens.

Zuerſt mußten die Deken der Zimmer unterſucht werden. Da ſich die Tragbalken als gut auswieſen,

und da ſich gezeigt hatte, daß ſie durch die Hize n
durch das zerklüftete Eſtrich nicht ſchadhaft geword
waren, noch auch durch Näſſe gelitten hatten, zog
die Mutter die Kinder und die Großmutter wieder i
ihre Zimmer ein. Am anderen Tage wurde zur einſ
weiligen Abhilfe ein Nothdach aus Brettern über da
Haus gemacht.

Dann wurden alle Pläze vor dem Hauſe gereinigt
damit das Bild des Schmuzes und der Unordnung
nicht mehr ſichtbar wäre. Die Thiere wurden, da
ihre wohlgewölbten und erhaltenen Ställe nun durch
Lüftung vom Rauche und Geſtanke befreit waren,
wieder in dieſelben gethan. Das Heu ließ er vollkommen löſchen, und dann in einem abgelegenen Orte auf einen Haufen thun, damit es ſich zum Dünger verwandle. Er ließ auch die gebrochenen Fenſterſcheiben ſogleich einſchneiden, und dem Geſinde erſezte er ſeinen Verluſt reichlich, weil es ſich ſo ſehr zur Rettung ſeiner Wohnung hatte verwenden laſſen.

Nachdem alles dieſes geſchehen war, fing man zu bauen an.

Auf dem Hauſe wurden Sparren aufgezogen, und auf demſelben waren Zimmerleute, und hämmerten die Latten an, und waren Ziegeldeker, und hingen die Ziegel ein. Der Vater ließ die Scheune völlig einwölben, und die Zugfenſter und Öffnungen mit eiſernen Thüren verſehen, daß im Falle eines Feuers dieſe und die Thore geſchloſſen, und das Feuer erſtikt werden könne. Die Außenmauern wurden gereinigt, friſch angeworfen, und getüncht. Das Weingelände, welches der Vater ſchon oft, weil die Reben in dieſen Gegenden keine Trauben tragen, und die Ausſchmükung des Hauſes durch Weinlaub auch nicht ſo ſchön iſt, wie in anderen Ländern, hatte wegthun wollen, wurde jezt nicht weggethan, ſondern noch feſter und ſchöner gemacht, und der Vorſaz gefaßt, die Reben recht zu pflegen. Das Schloß an der Thür der Kinderſtube, welche auf den Gang geht, wurde mit einem neuen vertauſcht, deſſen Riegel nicht mehr vorſpringen konnte. Die Holzlage wurde ebenfalls ein Gewölbe, das von allen Seiten mit eiſernen Thüren und Fenſterladen zu ſchließen war. Das Leiterhäuschen wurde an einer ſehr zugänglichen Stelle in dem Garten aufgerichtet, ſein Dächlein wurde roth angeſtrichen, und unter ihm hingen die neuen Leitern wagerecht in allen Abſtufungen der Länge.

Der ganze Sommer verging mit Bauen, und als der Herbſt gekommen war, ſtand das Haus ſchöner und ſtattlicher da, als es je geweſen war.

Wie das Feuer entſtanden war, konnte nicht e gründet werden. Wahrſcheinlich war irgend ei Unvorſichtigkeit Schuld, da es in der Scheune au gebrochen war.

Sie gingen heuer früher als gewöhnlich in di Stadt, weil mehreres zu beſorgen war, und ginge unruhiger dahin als zu anderen Zeiten.

Aber keine Unruhe ging in Erfüllung. Als di Lenzlüfte wehten, kam man wieder zurük, und tra alles gut und wohlbehalten an.

Die Mutter hatte dem braunen Mädchen Stoff gebracht, um es recht ſchön zu kleiden, und gab ih dieſelben, indem ſie es mit liebevollen und zärtliche Augen anſah.

Der Vater und die Mutter hatten beſchloſſen, das braune Mädchen zu erziehen, und es demjenigen Glüke zuzuführen, deſſen es nur immer fähig wäre. Man war ſehr vorſichtig, daß man es nicht verſcheuche, und man ließ es nur ſelbſt gewähren, daß es immer mehr Zutrauen gewinne.

Es kam recht oft mit den Kindern, es kam von ſelber, und da es die neuen Kleider hatte, die dem Schnitte nach wie die alten gemacht waren, blieb es auch manchmal über Nacht da, wozu man ihm ein eigenes Bettchen hergerichtet hatte.

Von den Eltern des Mädchens vermuthete man keinen Widerſtand, weil man ſah, daß ſie ſich ſo wenig um dasſelbe kümmerten, weil ſie es ſo in der Gegend herum gehen ließen, weil ſie ſich nie meldeten, da ſie doch wiſſen mußten, daß das Kind oft in dem Hauſe ſei, und da ſie die neuen Kleider ſehen mußten die man ihm gegeben hatte.

An das Haus hoffte man es zu binden, indem man wie bisher die ſanften Fäden der Liebe und Nachſicht walten ließ, bis ſein Herz von ſelber in dem Hauſe ſein würde, bis es nicht mehr fort ginge, und ſein Gemüth ohne Rükhalt hingäbe.

Das Mädchen hatte früher ſchon vieles mit den Kindern gelernt, und man hatte es gefragt, und es in das Geſpräch gezogen, ohne daß es eine Abſicht merkte, und hatte das Gelernte geordnet und erweitert. Jezt traf man die Einrichtung, daß der junge Prieſter, der den Religionsunterricht der Kinder beſorgte, zwei Mal in der Woche von der Pfarre herüber kam, um das Mädchen Gott und die Gebräuche unſerer heiligen Religion kennen zu lehren. Die Mutter wiederholte die Lehre, und erzählte dem Kinde von heiligen Dingen.

Das Mädchen lernte ſehr feurig, und ſo wie es den Kindern in körperlicher Fertigkeit und Gewandt-

heit voraus war, und ſie es nachahmten, beſon
Sigismund, ſo lernte es von ihnen wieder an
Dinge, wenn ſie in den Zimmern beſchäftigt wa
oder wenn ſie ſich bei der Mutter befanden, oder w
ſie bei der Großmutter waren, oder mit ihr in
Gegend herum gingen.

So verfloſſen mehrere Jahre. Das bra
Mädchen gewöhnte ſich immer mehr an
Haus, es blieb immer da, und ging ſchier
nicht mehr fort. Es lernte allerlei Arbeiten,
ſie die andern Mädchen machten, und verrichtete ſo
Dinge, wie ſie.

In die Stadt mit zu gehen, konnte es nicht
wogen werden. Es blieb im Winter immer bei
Großmutter.

Endlich brachte man es auch dahin, daß es we
liche Kleider trug. Die Mutter hatte die Stoffe d
gekauft, dieſe wurden zu Kleidern verarbeitet, und
Bändern nach dem Gebrauche verziert.

Da es weibliche Kleider trug, war es ſcheu
und machte kürzere Schritte.

Nach und nach wuchſen die Kinder heran, daß
ſo groß wie die Eltern waren. Es waren nun d
Schwarzköpfchen. Da die Mutter ihre dunkeln Ha
noch immer ſchön und glänzend bewahrt hatte, w

ſie das eine, Clementia war das zweite und das braune Mädchen das dritte. Blondköpfchen waren der Vater und Emma. Braunköpfchen war Sigismund allein. Auch ein Weißköpfchen war unter den Kindern vorhanden — die Großmutter. Ihre Haare, die grau waren, waren endlich ſo weiß geworden, daß, wenn eine Loke neben der Krauſe der weißen Haube zufällig hervor ſchaute, ſie von derſelben nicht zu unterſcheiden war.

Emma war eine ſchöne Jungfrau geworden, die ernſthaft blikte, blaue Augen im ſtillen Haupte trug, die Fülle der blonden Haare auf den Naken gehen ließ, und wie ein altdeutſches Bild war. Clementia war roſig und zart, und das ſüſſe Feuer der ſchwarzen Augen ſchaute unter den ſchwarzen Haaren aus der Tiefe der Seele. Sigismund war muthig heiter und frei, er war wirklich ein Mund des Sieges; denn wenn ſeine Rede tönte, flogen ihm die Herzen zu.

Es kamen aus der Nachbarſchaft Leute, Jünglinge und Mädchen, ſelbſt aus der fernen Hauptſtadt kamen Bekannte, die Bewohner des abgelegenen Hofes zu beſuchen. Alle waren fröhlich, nur das braune Mädchen nicht. Seine Wangen waren, wie wenn es krank wäre, und ſein Blik war traurig. Wenn alle freudig waren, ſaß es im Garten, und ſchaute mit den einſamen Augen um ſich.

Eines Sommers an einem ſehr ſchönen Tage, da Fremde da waren, da man in dem großen Saale des Hauſes Tanz Klavierſpiel Pfänderſpiele und ſtädtiſche Vergnügen trieb, gingen Vater und Mutter gegen die Sandlehne zurük. Dort lag auf einem Sandhaufen in ſeinen ſchönen Kleidern das braune Mädchen, und ſchaute mit den verweinten Augen gegen die Erde. Die Mutter näherte ſich, und fragte: „Was iſt dir denn?“

Das Mädchen erhob ſich ein wenig, und da Vater und Mutter ſich auf ein Bänkchen neben dem Sandhaufen nieder gelaſſen hatten, ſaß es ihnen gleichſam zu Füſſen.

„Liebes theures Mädchen,“ ſagte die Mutter, „betrübe dich nicht, alles wird gut werden, wir lieben dich, wir geben dir alles, was dein Herz begehrt. Du biſt ja unſer Kind, unſer liebes Kind. Oder haſt du noch Vater und Mutter, ſo zeige es uns an, daß wir auch für ſie thun, was wir können.“

„Sture Mure iſt todt, und der hohe Felſen iſt todt,“ ſagte das Mädchen.

„So bleibe bei uns,“ fuhr die Mutter fort, „hier iſt deine Mutter, hier iſt dein Vater, wir theilen alles mit dir, was wir haben, wir theilen unſer Herz mit dir.“

Bei dieſen Worten brach das Mädchen in ein Schluchzen aus, das ſo heftig war, daß es dasſelbe erſchütterte, und daß es ſchien, als müſſe es ihm das Herz zerſtoßen. Es fiel plözlich mit dem Angeſichte gegen den Sand nieder, es drükte mit den Händen ein Theilchen von dem Saume des Gewandes der Frau in einen Knauf zuſammen, und preßte dieſen Knauf an ſeine Lippen. Da es nach einem Weilchen die Hand der Frau auf ſeinen dichten dunkeln ſchönen Loken ſpürte, die dort ruhte, und freundlich drükte, ſprang es auf, hob die Arme, die nun nicht mehr ſo voll und glänzend waren, auf, ſchlang ſie feſt um den Naken der Frau, küßte ſie auf die Wange, als müßte es Lippen und Zähne in dieſelbe eindrüken, und weinte fort, daß die Thränen über die Wange der Frau herab floßen, und ihr Kleid benezten. Als ſich dieſes nach und nach löste, als das Mädchen das Haupt zurük bog, und nach dem Vater ſah, als es merkte, daß es dieſer bei der Hand halte, daß er aber nicht ſprechen könne, weil ſeine Augen in Waſſer ſchwammen: da konnte es auch nicht mehr ſprechen, ſeine Lippen bebten, ſein Herz hob ſich krampfhaft in kurzen Stößen, und ſo ging es hinter die Glashäuſer zurük.

Der Vater und die Mutter wollten dem Mädchen nicht folgen, damit es ſich einſam beruhigen könnte. Sie dachten, es werde ſich geben.

Aber es gab ſich nicht. Sie ſahen das Mädchen über die Sandlehne empor gehen, und ſahen es ſeitdem nie wieder.

Da eine Zeit vergangen war, ohne daß das braune Mädchen erſchien, meinten die Eltern und Kinder, es ſei nur fort gegangen, und bleibe länger aus, als man jezt glauben ſollte; aber als das Ausbleiben bedenklicher wurde, ſtellte der Vater Nachforſchungen an, und da das Mädchen immer nicht kam, wurden dieſe Nachforſchungen mit allen Mitteln, die es nur gab, betrieben. Aber ſie waren wie die früheren ohne Erfolg. In der Nähe kannte man das Mädchen als ein ſolches, das immer zu den Kindern auf den Hof kam, und betrachtete es faſt als ein Mitglied der Familie; in der Ferne wußte man gar nichts von ihm. Alle Bewohner des Hauſes Vater Mutter Kinder Großmutter waren betrübt, und die Wunde wurde immer heißer.

Aber als Monate und Jahre vergangen waren, milderte ſich der Schmerz, und die Erſcheinung ſank wie andere immer tiefer in das Reich der Vergangenheit zurük.

Aber vergeſſen konnte man das Mädchen nie. Immer redeten alle beſonders die Kinder von ihm, und als ſchon viele Jahre vergangen waren, als die Großmutter ſchon geſtorben war, als der Vater ſchon geſtorben war, als die Mutter eine Großmutter war, als die Schweſtern Gattinen in fernen Gegenden waren: war es Sigismund, wenn er auf den Anhöhen ſtand, wo jezt das Bächlein mit den grauen Fiſchlein recht klein geworden war, wo der hohe Nußberg recht klein geworden war, als huſche der Schatten des braunen Mädchens an ihm vorüber, er fühlte ein tiefes Weh im Herzen, und dachte: wie oft mußte es herüber gekommen ſein, wie oft mußte es einſam gewartet haben, ob ſeine Geſpielen kämen, und wie hat es ſeinen Schmerz, den es ſich in der neuen Welt geholt hatte, in ſeine alte zurük getragen. Er dachte: wenn dem Mädchen nur recht recht viel Gutes in der Welt beſchieden wäre.

III.

Bergmiſch.

In unſerem Vaterlande ſteht ein Schloß, wie man in manchen Gegenden ſehr viele findet, das mit einem breiten Waſſergraben umgeben iſt, ſo zwar, daß es eigentlich ausſieht, als ſtünde es auf der Inſel eines Teiches. Von ſolchen Vertheidigungsmitteln ſind gewöhnlich diejenigen Schlöſſer umgeben, die auf Flächen liegen, alſo das Vertheidigungsmittel des Waſſers haben, aber dafür desjenigen entbehren, das ihre ſtolzen Schweſtern auf hohen Bergen und ſchroffen Felſen beſitzen. Sie müſſen die geringere Sicherheit, die ein Waſſergraben gibt, noch mit feuchter Luft mit Fröſchequaken und Fliegenungeziffer erkaufen, während ihre erhabenen Schweſtern zu dem größeren Schuz der hohen Felſen noch die reine Luft und die Ausſicht als Zugabe erhalten. Dafür können die erſten ſich gegen Winterſtürme in ein ganzes Bett von

Bäumen verhüllen, während die lezten dem Anfalle der Winde ſo hingegeben ſind, wie ein Kieſel im Fluſſe dem ewigen Glätten durch Waſſer. Seit aber unſere Mitmenſchen nach und nach den Harniſch abgelegt haben, ſeit das Pulver erfunden worden iſt, gegen welches ein Waſſergraben und ein hoher Fels nichts nüzt, ziehen ſich die Mächtigeren von den Bergen und aus den Teichen heraus, und laſſen die Trümmer wie ein abgelegtes zerriſſenes Kleid auf ihrem früheren Plaze ſtehen. Wer aber nicht ſo mächtig und reich iſt, der muß ſein früheres Haus bewohnen, und ſich gegen die ſchlechten Einflüſſe ſo gut als möglich zu ſichern ſuchen. So ſieht man noch manches bewohnte Schloß in ſeinem Teiche wie einen Fehler der Zeitrechnung ſtehen, und manches mit verwahrten Fenſtern und Fenſterläden von einem Felſen hernieder ſchauen. In dem einen verſumpft das Waſſer immer mehr, in dem andern wird die Wetterſeite preis gegeben, und die Zimmer ziehen ſich tiefer zurük.

Unſer zu Anfang dieſer Zeilen erwähntes Waſſerſchloß heißt Ar. Es iſt von den Beſizern in neuerer Zeit etwas gethan worden, um die Lage zu erleichtern. Es iſt ſtatt der früheren Bogenbrüke, die immer ausgebeſſert werden mußte, und die an dem Schloßthore gar in eine Zugbrüke endete, an welcher es ſtets

Anſtände gab, ein großer feſter Steindamm gebaut worden, auf dem eine mit runden Kieſeln gepflaſterte und mit Mauern eingefaßte Straße läuft, auf welcher man in geräumigen Wägen oder zu Pferde luſtig in gerader Richtung von dem Schloſſe weg ſprengen kann, während es früher noth that, daß man ſogar mit einem Schubkarren ſehr ſachte fuhr, daß Zug- und Bogenbrüke nicht beſchädigt würde. Der Großvater des lezten Beſizers hat ſogar mit vielen tauſenden von Fuhren von Steinen und Erde aus ſeinem Antheile am Auwalde den Teich hinter dem Hauſe ausfüllen laſſen, hat Erde aufgeführt, hat Bäume gepflanzt, und hat ſo den Garten ſeiner Wohnung unmittelbar an das Gebäude angeſtoßen. Er hat dadurch der Feſtigkeit des Schloſſes, wenn es einer bedürfen ſollte, nichts genommen; denn der Garten iſt mit einer ſehr hohen ſehr alten ſehr diken und aus Steinen gebauten Mauer umgeben, die ein Gitterthor aus ſtarkem Eiſen hat, das auf das Feld hinaus führt.

Der Nachfolger hatte nichts gethan, und der lezte Beſizer, der ein Junggeſelle geblieben iſt, und gar keine Verwandten hatte, ſo daß er nicht einmal wußte, wem er ſein Gut vermachen ſollte, hat gar keine Neigung verſpürt, das Erbe ſeiner Ahnen irgendwie zu verändern. Und ſo ſtand das Gebäude noch da, wie es zu Großvaters Zeiten geweſen iſt, es hatte vor de Fenſtern noch das Waſſer aus den Ritterzeiten un aus dem Bauernkriege, und athmete noch die Sumpfluft, und erlitt noch das Froſchgequaker und da Mükenſtechen, wie es die Ritter und Bauern gelitten hatten, die hier gehauſt und gekämpft hatten.

Das Schloß hat allerlei Rundungen Bruſtwehren dike Mauern kleine Schießlöcher und Dinge, die wir heute nicht mehr begreifen, die aber ein ſolches Gebäude einſt ſehr feſt machten, und heute namentlich in den Augen junger Leute ihm ein ſehr geheimnißvolles und merkwürdiges Anſehen geben, beſonders wenn noch eine Armſchiene oder ein Helm in irgend einem Winkel des Hauſes gefunden wird. Was aber unſerm Schloſſe ein beſonders auffallendes Anſehen gibt, iſt ein runder ſehr diker und ſehr hoher Thurm; der gar kein Fenſter und alſo im Innern nur finſtere Räume hat, der ſtatt eines Daches mit Steinen gepflaſtert iſt die das Regenwaſſer in einer Rinne an einer Stelle ablaufen laſſen, und die mit einer vier bis fünf Fuß hohen Mauer als Bruſtwehre umgeben ſind. Der Thurm hat wahrſcheinlich, weil das Schloß in der Ebene liegt, als Warte als Lug ins Land und bei Belagerungen als Vertheidigungsmittel gedient. Jezt ſind in ſeinen inneren Räumen, die wegen der Dike der Steinmauern ſehr kühl ſind, alle Gattungen von Grünwaaren Gemüſen Kartoffeln Rüben ſelbſt Wein und Bier aufbewahrt, denen man an kühlen Tagen Luft durch geöffnete Zuglöcher zulaſſen kann. Die Höhe des Thurmes dient jezt blos mehr zur Ausſicht, welche aber leider nur in eine große fruchtbare Ebene geht.

Der lezte Beſizer hat, wie wir ſagten, nie geheirathet. Er war der einzige Sohn ſeines Vaters von der Mutter etwas verzogen und von der Natur widerſprechend ausgeſtattet. Während er nehmlich ein wunderſchönes Angeſicht und einen ſehr wohlgebildeten Kopf hatte, war der übrige Körper zu klein geblieben, als gehörte er jemand anderem an. Er hieß im Hauſe ſeines Vaters der kleine, obwohl es einen größeren nicht gab, da er der einzige war. Er fuhr aber auch fort, der kleine zu heißen, da er ſchon dreißig Jahre alt war, und man nicht mehr daran denken konnte, daß er noch wächſe. Er hieß auch auf der lateiniſchen Schule und auf der Univerſität der kleine. Mit dieſem Widerſpruche der Körpertheile war noch einer der Geiſtesvermögen verbunden. Er hatte ein ſo reines Herz, im Alter faſt noch knabenhaft rein, daß er die Liebe und die Verehrung der Edelſten erworben hätte, er hatte einen klaren ſicheren Verſtand, der mit Schärfe das Richtige traf, und den Tüchtigſten Achtung eingeflößt hätte: aber er hatte auch eine ſo bewegliche lebhafte und über ſeine anderen Geiſteskräfte hinaus ragende Einbildungskraft, daß ſie immer die Äußerungen ſeiner andern Geiſtesthätigkeiten zu Schanden, und ſich in ſtruppigen wirren und zakigen Dingen Luſt machte. Wäre ſie bildend geweſen ſo wäre er ein Künſtler geworden; aber ſie blieb nur abſchweifend zerbrochen und herumſpringend, ſo daß er Dinge ſagte, die niemand verſtand, daß er wizig war, daß er lächerlich wurde, und vor lauter Plänen zu keinem rechten Thun kam. Daraus folgte daß in ſeinem Leben nur Anfänge ohne Fortſezung und Fortſezungen ohne Anfänge waren.

Er wurde einmal, da ſein Vater und ſeine Mutter ſchon todt waren, der Gegenſtand großer Zuneigung eines Mädchens. Er liebte das Mädchen ſo ſehr, daß kein Weſen auf der Erde war, dem er eine gleiche oder nur annähernde Neigung hätte ſchenken können. Es ſchienen alſo alle Bedingungen zu einer glüklichen Vereinigung vorhanden zu ſein. Aber einmal machte er ſich in Geſellſchaft vieler Menſchen durch ſeine Reden und Wortſprünge ſo lächerlich, daß das Mädchen mit Glut und Scham übergoſſen da ſaß. Er ſchrieb des andern Tages an ſeine Braut, daß er ihrer unwürdig wäre, und daß er ſie nicht unglüklich machen könne. Alle Zuredungen ſeiner Freunde waren umſonſt, das Mädchen bereute bitter ſeine Empfindung, und beweinte den Tag: aber es war vergebens, und die Verbindung blieb getrennt.

So kam er nicht dazu, ſeine Gaben beſonders ſein Herz zu verwerthen, und lebte vereinzelt dem Alter entgegen.

Da er einmal entſchloſſen war, ſich nicht mehr zu verehlichen, machte er es ſich zur Aufgabe, ſich ſeinen künftigen Erben zu ſuchen. Das Gut, das außer dem Schloſſe in liegenden Gründen beſonders Wäldern beſtand, und die landesüblichen Bezüge hatte, war einſt ein landesfürſtliches Lehen geweſen, war aber in Folge großer Verdienſte eines Ahnherrn mit Abfindung entfernter Anwärter in wirkliches Eigenthum übergegangen. Der Schloßherr, wie ſie ihn in der ganzen Gegend nannten, konnte alſo mittelſt Teſtament über das Gut verfügen. Er wollte aber der geſezlichen Erbfolge zugethan bleiben, wollte dem, der ihm, wenn er ohne Teſtament ſtürbe, geſezlich folgen würde, auch teſtamentlich ſeine Nachlaſſenſchaft zuwenden, nur wollte er den Erben vorher kennen lernen, ob er der Erbſchaft auch würdig wäre.

Er ſchlug alſo das Ahnenbuch auf. Abkömmlinge

von ihm waren natürlich nicht da. Alſo zu Geſ
ſtern. Die waren ebenfalls nicht da. Alſo zu
Vorfahren. Vater und Mutter waren todt, beide
ten keine Geſchwiſter. Alſo zu den Großältern.
einzige Großvater väterlicher Seits hatte einen
gen Bruder, deſſen nachkommende Linie aber erlo
war. Alſo zu den Urgroßeltern. Alle von ihnen
wärts gehenden Linien, die er in dem Buche verz
net fand, und in den Ländern erforſchte, reichten
in die Gegenwart. Ihr Erlöſchen war ämtlich be
Er ging eine Stufe höher, die Sache wurde im
ſchwieriger. Aber alle Linien, die von allen St
ſie mögen wie hoch immer ſein, hinab liefen, ri
ab, ihr Abriß war beurkundet, und er kam en
dort an, wo nichts mehr zu wiſſen iſt, und wo k
Abſtammung mehr erhellt, oder erweislich iſt. N
dem er ſo viele Reiſen gemacht, nachdem er ei
Theil ſeines Lebens damit Zugebracht, nachdem er
gar in den Zeitungen einen Aufruf hatte ergehen
ſen, wer mit ihm verwandt ſei, möge ſich meld
und nachdem manche gekommen waren, aber kei
Beweis hatten beibringen können, gelangte er zu
traurigen Entdekung, daß er ganz und gar keinen
ben beſize.

Er wollte daher wenigſtens für den Fall ſorg wenn er ſchnell und unverſehens von der Erde genommen würde, und ſezte aus Vaterlandsliebe den Kaiſer zum Erben ein. Er that das Teſtament in die Lade ſeines Schreibtiſches.

Wenn er es auch aufgegeben hatte, ſein Herz noch an eine Frau zu hängen, ſo war dies nicht auch mit Freunden der Fall. Er hatte ſolche immer gehabt, und da er alt wurde, bekam er derſelben noch mehr. Ja ſogar die Frauen wurden ihm wieder zugethaner, freilich nicht in dem Sinne, daß ſie ihn hätten ehlichen wollen; denn da er älter wurde, ſtachen ſeine Wunderlichkeiten, obwohl ſie noch größer geworden waren, nicht mehr ſo hervor, ja ſie wurden, da ſie von Wiz und Einbildungskraft unterſtüzt wurden, zur Lebhaftigkeit, die einen alten Mann ganz beſonders ziert, und er wurde überall liebenswürdig geheißen. Auch ſeine körperliche Nichtſtimmung verſchwand, da man Schönheit und Übereinſtimmung bei einem Alten nicht ſuchte.

Unter ſeinen Freunden war der erſte und geliebteſte ſein eigener Verwalter. Schon in früher Jugend – – und er iſt ſehr früh zum Beſize ſeines Vermögens gelangt — ſah er ein, daß er durch ſeine Einbildungskraft ſich zu Verſuchen ſtetten Abänderungen ja zu Vernachläſſigungen ſeines Anweſens hinreißen laſſe,

die namentlich im Landbaue ſtets von ſchlechten
gen begleitet ſind. Daher ſah er ſich nach
jungen Manne um, der ihm ſein Vermögen ve
ten könnte, und weil er mit ſeinem Verſtande
gut die Eigenſchaften anderer Menſchen abzuſch
wußte, ſo gelang es ihm auch, einen ſehr tüch
zu finden. Er erwarb ihn als Vorſtand ſeiner G
mit einem ſehr anſtändigen Gehalte und mit der
dingung, daß er ſich von niemanden etwas einr
laſſe, am allerwenigſten von ihm ſelber. Der V
trag wurde unterzeichnet, und die Männer fuh
recht gut mit einander. Der Verwalter verſtand ſe
Sachen trefflich, machte das Gut nach und n
immer beſſer, verliebte ſich in dasſelbe, betrachtete
und behandelte es zulezt wie ſein eigenes, und
wöhnte ſich zu ſeinem Herrn zu ſagen, er ſolle
nicht in fremde Sachen miſchen; nur daß ſie G
und Geldſachen in einer eigenen Truhe behandelten,
der jeder einen Schlüſſel hatte, daß ſie das Geld w
das eines Dritten anſahen, und ſich ihre Bezüg
davon auszahlten. Der Verwalter hatte auch ſei
Wunderlichkeiten, und ging namentlich in die Büch
und politiſchen Anſichten ſeines Herrn ein, ſo daß ſ
ſich liebten, daß der Schloßherr immer auf ſeinem
Schloſſe blieb, und daß der Verwalter keine beſſer

Stelle verlangte. Beide ſchienen dasſelbe Loos des nicht verehlichten Lebens gezogen zu haben.

Aber wie die Schikſale der Menſchen wandelbar ſind, der Verwalter gerieth noch in ſeinen vorgerükteren Jahren in die Fallſtrike eines Mädchens, und heirathete es.

Nun kam ein ganz ſeltſames Verhältniß über den Schloßherrn. So wie der Verwalter ſich als Eigenthümer des Gutes betrachtete, und ſelbes ſo behandelte, ſo betrachtete ſich der Schloßherr als verheirathet. Wenn ſein Verwalter immer auf den Feldern Wieſen in den Wäldern war, und ſagte: mein Haber meine Bäume, mein Holz, mein neugekauftes Feld; ſo war der andere immer in dem Schloſſe, und ſagte: unſer Kaſten, unſere Ausſicht, unſere neuen Geräthe, unſere Kinder.

So wie der Verwalter und der Schloßherr früher immer an demſelben Tiſche geſpeist hatten, ſo blieb es auch jezt, und der Schloßherr ſpeiste mit der Familie des Verwalters. Da einmal Kinder kamen, da zeigte es ſich recht, wie ſehr der Schloßherr zu dem Familienleben geeignet geweſen wäre; denn er war ein Kinderfreund, und die Kinder merkten das ſehr bald, und es kam die Thatſache zum Vorſcheine, daß alle viere zu dem Schloßherrn „du“ ſagten, es war ihnen mit aller Strenge nicht abzugewöhnen, er wa froh darüber, und wäre betrübt geworden, wenn e ihnen abzugewöhnen geweſen wäre. Die Schloßbewohner wohnten alle in demſelben Flügel, und wen ein Fremder gekommen wäre, der die Verhältniſſ nicht gekannt hätte, ſo würde er geglaubt haben, de Schloßherr ſei ein alter Verwandter, der unter ſeine Angehörigen ſeine lezten Tage zubringe.

Das erſte Kind, welches dem Verwalter gebore wurde, war ein Mädchen. Es bekam den Namen Ludmilla. Der Schloßherr wollte es nicht ſo nennen, er nannte es nur immer abgekürzt Lulu.

Das zweite Kind war ein Knabe, Alfred, das dritte ein Mädchen, Clara, und das vierte ein Knabe, Julius.

Damit war die Reihe abgeſchloſſen, es erſchienen keine mehr.

Lulu wuchs heran. Sie bekam die verſtändigen ruhigen braunen Augen ihres Vaters und den lieblichen Mund der Mutter. Und wie ſie waren alle Kinder das eine oder andere Gemiſch ihrer Eltern.

Sie begannen heran zu wachſen, der Schloßherr führte ſie aller Orten herum, hatte ſeinen Stolz über ſie, nahm ſtets immer ihre Parthei gegen die Eltern, und hätte ſie, wären nicht andere treffliche Eigenſchaften und Umſtände ins Mittel getreten, vollſtändig verzogen.

Einer dieſer Umſtände war die Mutter ſelbſt. Sie war eine gelaſſene vernünftige Hausfrau mit einem wohlwollenden Herzen. Sie waltete in Reinlichkeit Ordnung und Sittſamkeit im Hauſe, und dieſe Eigenſchaften verſtand ſie in einem gewiſſen Grade auch ihrem Geſinde einzupflanzen und daher auch den Kindern. Sie zankte nie, war aber unermüdlich, dieſelbe Sache ſo oft zu befehlen, und thun zu laſſen, bis ſie dem damit Beauftragten zur Geläufigkeit und Gewohnheit war. Durch die Gleichheit und Heiterkeit ihres Weſens kam Gleichheit und Heiterkeit in die Kinder, durch Abweſenheit jedes Harten Rohen und Unziemlichen wurden ſie fein und anſtändig, und beſonders war es die Scham, etwas Unrechtes zu thun, was ihnen ein Beiſtand war, und das Erröthen war eine harte Strafe, weil die Mutter ſelbſt mit großem Ernſte allem aus dem Wege ging, was ſich nicht ſchikte.

Ein zweiter Umſtand war der Vater. Die größte Rechtlichkeit und Biederkeit in ſeinem Weſen verfehlte nicht auf die Kinder, ſelbſt da ſie noch ſehr klein waren, einen großen Eindruk zu machen. Er war ihnen das Bild der Vollkommenheit und des Wiſſens, und als ihnen von dem Vater im Himmel erzählt wurde, dachten ſie ſich denſelben ſo wie ihren Vater auf Erden, nur älter. Sie hatten vor dem freundlichen Vater, der nie einen Verweis ſondern höchſtens einen Rath gab, mehr Furcht und Scheu als vor der oft rügenden und ermahnenden Mutter.

Der dritte Umſtand war der Lehrer der Kinder. So wie der Schloßherr ſich mit Umſicht einen Verwalter ausgeſucht hatte, ſo ſuchte ſich der Verwalter mit Umſicht einen Lehrer aus. Er brachte einen Mann in das Haus, der in den Jahren ſchon etwas vorgerükt ruhig und ernſt war, und von dem der Verwalter wußte, daß er die Kinder bald ſehr lieben würde. Er hatte einen kleinen Gehalt von einer frühern Erziehung her, von der er, da er unverehlicht war, hätte leben können; aber das Erziehen war ihm ſo zur Natur geworden, daß es ihm eine große Freude gewährte, daß ihm der Verwalter den Antrag machte, und daß er die Laſt wie ein Geſchenk hinnahm.

Der Mann ſtimmte zu den beiden anderen Männern in Gutem und Thörichtem ſo, daß die Leute halb im Ernſte halb im Scherze ſagten: „Nun, der hat ihnen noch gefehlt.“

Er ſagte nach kurzer Zeit gleichfalls wie die zwei andern Männer: „Mein Hausweſen, meine Kinder.“

Die Kinder liebten ihn ſehr, aber ſie neckten ihn nie, was ſie mit dem Schloßherrn öfter thaten. In verſchiedenen Abſtufungen hatten alle drei Männer etwas Sonderbares, was die Kinder aber nur bei dem ausgezeichnetſten bei dem Schloßherrn merkten. Die Mutter allein war die immer klare und einfache.

Als Lulu heran wuchs, als ſie ſehr ſchön und lieb zu werden verſprach, als ſie die großen Augen demüthig niederſchlug, die Wimpern darüber hinab zielten, und nicht mehr ſo oft wie früher ſich vorlaut erhoben, als endlich auch noch das Lezte eintrat, nehmlich ein oftmaliges heiſſes Erröthen ohne Grund und Urſache: da ſchlich ſich der Schloßherr einmal leiſe auf ſein Zimmer, riegelte hinter ſich die Thür zu, ging heimlich zu der Lade ſeines Schreibtiſches, that ſie auf, nahm das Teſtament heraus, in welchem er den Kaiſer zum Erben eingeſezt hatte, und durchſtrich es ganz und gar. Dann ſchrieb er emſig ein neues, und ſezte Lulus Namen hinein. Er warf den andern drei Kindern Vermächtniſſe aus, die Lulu auszuzahlen hatte, wodurch ſie Lulu zwar näher kamen, aber ſie doch nicht erreichten. Als er das gethan hatte, ging er mit einem glänzenden Angeſichte in den Garten, als hätte er einen Schabernak verübt, und freue ſich auf deſſen Bekanntwerden. Um gar kein

Aufhebens zu machen, und keine Vermuthungen und kein Gerede zu veranlaſſen, ließ er keine Zeugen unterfertigen, ſondern that unſerm Geſeze, das er gut kannte, damit Genüge, daß er am Eingange ſchrieb: „Mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterſchrift.“

Dennoch hätte Lulu einmal ſeine Gunſt und wahrſcheinlich auch die Erbſchaft, von der ſie nichts wußte, vom Grunde aus verſcherzt, hätte ſie ihn nicht ohne ihr Wiſſen bereits ſo unterjocht gehabt, daß er ſich nicht mehr aus der Sklaverei zu befreien vermochte.

Es waren jene traurigen Tage eingetreten, in denen ein auswärtiger Feind den Boden unſers Vaterlandes betrat, lange und wiederholt da verweilte, und durch Schlachten ihn verwüſtete, bis er durch jene ruhmwürdigen Anſtrengungen großer Männer, an denen unſer Vaterland einen glänzenden Antheil nahm, aus allen Fluren, wo man die deutſche Sprache ſpricht, wieder verjagt wurde.

Schon bei dem Beginne der franzöſiſchen Kriege kamen die drei Männer in die größte Aufregung. Sie waren insgeſamt ſehr eifrige Vaterlandsfreunde, ließen an den Franzoſen nichts gutes gelten, wünſchten ſie nur bald geſchlagen aufgerieben vernichtet und zu Grunde gerichtet. Am weiteſten ging hierin der

Schloßherr, der in dem Angriffe gegen unſer Land geradezu die unverzeihlichſte Schandthat erblikte, was ſich ſchon aus ſeiner Anhänglichkeit an den väterlichen Boden und aus der Thatſache erklären ließ, daß er, ehe ihn ſein Herz anders verleitete, für ſeine Erbſchaft keinen würdigeren Erben zu finden gewußt hatte als den Kaiſer. Er meinte, die Franzoſen ſeien blos Räuber und Mörder, man müſſe ſie ausrotten wie Ungeziffer, und jeden und alle, wo ſie ſich bliken ließen, erſchlagen, wie man einen Wolf erſchlage, wenn er durch die Felder in den Hof herein gerannt komme. Nicht einmal in dem Himmel gab er ihnen einen Plaz, ſondern jeder mußte in die Hölle. Ob er mit dem Erſchlagen, wenn es dazu gekommen wäre, rechten Ernſt gemacht hätte, weiß man nicht, da bisher keine Gelegenheit war, ſein Weſen bis zu thätigem Ingrimme empor zu ſteigern.

Als die Franzoſen Fortſchritte machten, wurde es noch ärger, die Männer redeten von nichts als Zeitungen Nachrichten und dergleichen, und führten grauſame Worte in dem Munde. Die Kinder wußten von nichts, ſie hatten damals nur die Obliegenheit zu wachſen, und waren die einzigen, die von den Ereigniſſen unberührt blieben.

Die Mutter war in einer ſchmerzlichen Lage. Sie konnte jene hohe Freude nicht theilen, die die Män über jeden Vortheil hatten, den die Unſrigen errang ſie fühlte nur die Wunden, die geſchlagen wurde ob ſie auch dem Feinde galten, und wenn ſie au wünſchte, daß Friede würde, und unſere Fluren v dem Feinde befreit wären, ſo wünſchte ſie das ni durch Erſchlagen aller Feinde, ſondern nur durch i Vertreiben, und ſie konnte es ſich nicht verhehlen daß es ihr ſehr widrig ſei, daß vernünftige Weſe ihren Streit nicht in Vernunft und nach Gerechtigke austragen können, ſondern daß ſie ſich gegenſeiti dabei tödten, und ſie ſchalt die Wildheit der dre Männer, welche auch nicht mehr die Thatſachen recht und links ſähen, ſondern nur den Feind im Auge hätten, auf den ſie blind los rennen wollten.

So waren die Sachen endlich zu jenem Stand gediehen, da unſere Truppen auf unſerem Boden geſchlagen ſich nach Norden zogen, um dort noch tiefere und ſchmerzlichere Wunden zu empfangen, bis das Maß voll war, bis das Gericht eintrat, und der Übermuth und die Willkühr wieder in ihre Grenzen zurük geworfen, ja dort hart geſtraft werden ſollte.

Als unſere Truppen ſich damals vor dem Sieger zurükzogen, geſchah es zum erſten Male, daß auch eine Abtheilung unſerer Kriegsmacht und zwar eine

Hauptabtheilung in die Gegend kam, in welcher das Schloß lag. Den ganzen Tag waren Truppen gezogen, Richter Geſchworne Gemeindemänner hatten zu thun, Vorſpann und Wegezeigung mußte geleiſtet werden, und jedes Haus gab, was es vermochte. Die Bewohner der Umgegend hatten herbeigebracht, was ſie konnten, und hatten es auf dem Plaze des Dorfes aufgehäuſt.

Gegen Abend kam eine Abtheilung Ruſſen. Sie ſchienen nicht mehr weiter gehen, ſondern hier Nachtruhe halten zu wollen. Sie ſchienen aber ihrer Sache nicht ſehr gewiß zu ſein, und ſchikten ſich an, große Vorſichtsmaßregeln zu treffen. Sie zerſtreuten ſich nicht, wurden nicht in die Häuſer verlegt, und brachen ihre kriegeriſch eingetheilten Glieder nicht ab. Von der Umgegend mußte Stroh herbeigebracht werden, das an jener Stelle zum Bette diente, an welcher der Schlummernde aufſpringen, und ſogleich auf ſeinem Plaze ſtehen konnte. Die Wachenden waren zur Überſicht und Warnung verſendet, und ausgeſtellt. Manche Abtheilungen lagen weiter zurük in den Feldern, und alle waren nach gewiſſen Anordnungen vertheilt. Die Bewohner mußten Lebensmittel Brennbedarf und andere Dinge herbeiſchaffen, und an beſtimmte Stellen abliefern. Sie durften aber nicht zwiſchen den Gliedern herum gehen, ſich nicht in di kriegeriſchen Anordnungen eindrängen, und etwa da Unordnung anrichten. Sie hatten Befehl, wenn d Dämmerung eingetreten wäre, ihre Wohnungen nicht mehr zu verlaſſen.

Daß das alles die größte Aufregung unter den Bewohnern hervor brachte, läßt ſich denken. Sie gaben ihre Beiträge gerne, ſie hätten alles gegeben, wenn ſie den Sieg hätten auf unſere Seite bringen können; aber ſie waren unruhig, was die Nacht was der kommende Tag bringen könnte. Daß kein einziger an Ruhe dachte, iſt begreiflich.

Der Schloßherr hatte ſeine Vorrathskammer ſeine Speicher ſeine Küche und ſeinen Keller geöffnet, er gab mehr als gefodert wurde, und er ſandte unter Tags Knechte mit Wägen an entfernte Stellen ſeines Gutes, wo er Scheunen und Getreideböden hatte, um Vorrath herbei zu führen, wenn etwa der folgende Tag noch etwas in Anſpruch nehmen ſollte.

So war die Nacht herein gebrochen. Sie war dunkel, weil es ſpäter Herbſt war und weil tiefe Wolken den Himmel bedeckten.

In den Häuſern des Dorfes waren Lichter, weil die Leute nicht ſchlafen gingen. Es war ſtille, nur daß ein gedämpfter Ruf der Wachen oder das Klirren und der Stoß einer Waffe die Ruhe zuweilen unterbrach.

Die ganze Familie des Schloſſes, ſelbſt Geſinde eingerechnet, war in der ſogenannten Gartenhalle untergebracht. Die Gartenhalle iſt ein großes Gemach und heißt deßhalb ſo, weil es rükwärts gegen den Garten liegt. Es iſt gewölbt, hat ſehr ſtarke dike Steinmauern, die Fenſter ſind mit eiſernen Stäben verſehen, und die Geräthe ſind ſehr alt, und ſehr ſtark. Man kam gerne im Sommer dahin, weil das Gemach kühl war, und weil die grünen Zweige ſehr anmuthig an den Fenſtern ſpielten. Im Winter war es häufig an den langen Abenden der Aufenthalt der Mägde, die da ſpannen oder andere Arbeiten verrichteten, weil es ſich gut heizen ließ, und nicht ſelten geſchah es, daß die Verwalterfamilie der Schloßherr und der Lehrer herab kamen, man verſammelte ſich um den Ofen, und gerieth öfter in das Erzählen von Märchen und Geſchichten.

Daß man gerade heute dieſes Gemach zum Aufenthalte gewählt hatte, war das Werk des Vaters. Wenn es doch zu etwas kommen ſollte, und Kugeln fliegen würden, war man hier für die erſten Augenblike am ſicherſten. Gegen das Dorf und den Teich hin war man durch die ganze Dike des Schloſſes gedekt, gegen die Seiten ſchüzte die halbe Schloßlänge, das Gemach in der Mitte lag, und gegen den Gar der Garten, der ſehr lang war, und daher den L einer Kugel ſchwächte, und der in der Nähe der Fe ſter des Gemaches ſeine dikſten und dichtſtehendſ Bäume hatte, die ſie auffangen konnten. Man ha beſchloſſen, die ganze Nacht da zuzubringen. keinem anderen Theile des Schloſſes war ein Lich Nur ein paar Knechte, die in dem Meierhofe ware hatten eins in ihrer Stube, das aber bald erloſch, ſie ſchlafen gingen. Die Mägde aber waren alle der Gartenhalle, und ſpannen.

Als man ſich in die Lage geſezt hatte, die jeden zuſagte, als die zwei kleineren Kinder eingeſchlafe waren, die zwei größeren in der Nähe der Mutter be dem Ofen ſich zuſammen gekauert hatten, und di Spinnräder ſchnurrten, kam man wieder ins Erzählen aber heute mit Eifer in das der Kriegsereigniſſe, und zwar noch dazu in die Färbung, wie ſie der Leidenſchaft eines jeden zuſagte.

Als der Lehrer eine vergleichende Thatſache aus der alten Geſchichte erzählt hatte, ſagte der Schloßherr: „Da machten es die Tiroler noch beſſer und heißer; als die Franzmänner durch das Thal der Gieres herunter zogen, war kein Menſch in dem

Dorfe. Die Männer waren mit ihren Stuzen in die Steine hinauf gegangen, die zu beiden Seiten der Straſſe empor ragen, und die Weiber und Kinder waren noch viel höher in den Wald und gar bis gegen den Schnee hinan gebracht worden. Nur ein achtzigjähriger Zimmermann, der keinen Freund und keinen Feind hatte, war im Dorfe zurükgeblieben. Er ſtand hinter ſeiner Scheuer, und hatte den Stuzen geladen. Als die ſchneeweißen Mäntel kamen — denn die Reiterei der Franzoſen hatte weiße Mäntel, und war in der Vorhut — hielt er den Athem an, und gebrauchte die Augen. Der beſte Federbuſch, der in der Mitte wehte, ſchien dem Vornehmſten anzugehören, weil die andern ihm Ehrfurcht erwieſen. Der Zimmermann ſprang hinter der Scheuer hervor, legte an, ein Rauch — ein Bliz — ein Krach — der Federbuſch war verſchwunden, und der Reiter lag todt unter dem Pferde. Sie hieben im nächſten Augenblike den Zimmermann zuſammen, er lachte in ſich, und ließ es geſchehen. Jezt ſprengten ſie in das Dorf, durchſuchten alles, fanden keinen Menſchen, fanden keine Schäze, und da ihre Kameraden die Fußgänger nachgekommen waren, zündeten ſie das Dorf an allen Eken an, und zogen weiter. Es ging ganz gut, ſie zogen in der Stille der Berge fort, bis das Thal enger wurde,

und die Gleres an der Straſſe rann. Da wurden
Klippen lebendig, lauter Rauch und lauter Bli
und Krachen, und auf jeden Schuß ſiel ein Mar
und es wurde immer geladen, und es krachte imm
wieder, als ob ihrer viele Tauſende oben wären; u
wenn die Soldaten hinauf ſchoſſen, ſo trafen
niemand, weil ſie niemand ſahen, und wenn
hinauf wollten, ſo konnten ſie nicht, weil die Felſ
zu ſteil waren, und weil ſie erſchoſſen wurden. Un
als ſie ſich beeilten, und im Laufe fort wollten, u
aus dem entſezlichen Wege zu kommen, und als
gegen den Ausgang gelangten, wo die Straſſe dur
die engſten Schluchten läuft, da ſprangen unzählig
Felsſtüke von den Bergen nieder, aufgehängte Bäum
rollten herab, ſchmetterten alles nieder, machte
in der Enge einen Verhau, die Franzoſen konnte
nicht vor, ſie mußten zurük, ſie flogen, ſie rannte
— da hatten ſie aber das brennende Dorf, das ſi
ſelbſt angezündet hatten unter den Füſſen, die hölzernen
Häuſer waren alle in Glut, daß man nich
zwiſchen ihnen durch konnte. Da waren ſie in de
Noth, da war mancher ſchneeweiße Mantel ein rother
mancher ſchwamm in der Gleres, mancher lag au
der Deke des Pferdes, ohne daß der Reiter dabe
war, viele Männer lagen auf der Straſſe, viele ver

brannten, und wenige kamen auf einſamen Pfaden nur durch, um draußen zu ſagen, was ihnen begegnet ſei, oder um auf ihren Irrwegen von den Landleuten gefangen und erſchlagen zu werden.“

Da es nach dieſer Erzählung eine Weile ſtill war, ſagte er: „So ſollten wir es auch machen, wir haben zwar keine Berge und keine engen Thäler, in denen wir auf ſie warten könnten, wie die Tiroler; aber wir ſollten uns zuſammen thun wie ſie, wir ſollten Waffen tragen, uns üben, uns verabreden, Kundſchaft einziehen, und wenn wir erfahren, daß ein Trupp, dem wir gewachſen ſind, durch einen Wald oder Buſch oder Hohlweg zieht, ſollten wir ihm auflauern, und alle, die er enthält, erſchießen. In den obern Ländern ſind in ein Seitendorf, ich weiß nur ſeinen Namen nicht zu nennen, ich habe mir die Sache erzählen laſſen, zwölf franzöſiſche Reiter gekommen, um zu plündern. Die Bauern verſtanden aber die Sache ſchlecht, und überfielen ſie, da ſie in einem einſamen Wirthshauſe zechten, und ſchlugen ſie bei einem einzigen todt. Die Pferde, welche im Hofe angebunden waren, trieben ſie weit nach Ungarn, und verkauften ſie, die Sättel die Kleider die weißen Mäntel und die Waffen verbrannten ſie im Feuer. So mögen manche Feinde von ihrer Hauptabtheilung weg gekommen, nicht mehr zurük gelangt ſein, und niemand weiß, wohin ſie gerathen ſind.“

„Aber,“ ſagte die Mutter, „wenn es ſchon unter den Völkern feſtgeſezt iſt, daß die Kriege durch die Armeen ausgefochten werden, ſo ſollten die Bevölkerungen ſich ruhig verhalten, und die Sache in die Hände des Heeres legen. Einen einzelnen Feind, der ſich harmlos nähert, zu erſchlagen, ſcheint mir ein ſündlicher Mord zu ſein.“

„Sie nahen ſich aber nicht harmlos,“ ſagte der Schloßherr, „wie haben ſie nur in ihrem eigenen Lande gewirthſchaftet, ſie haben ihre Landsleute erwürgt erſäuft erſchoſſen enthauptet, weil ſie ihnen verdächtig waren, oder den König liebten, und dann ſind ſie heraus gegangen, und wollten es bei uns auch ſo machen. Wir ſollten gegen einander ſein, und das Land in Zerwürfniß bringen, daraus es kaum entrinnen könnte. Darum ſollen wir ſie verfolgen, ausrotten, vertilgen, wie wir nur können; und wenn ſie darüber zornig werden, und wüthen, ſo iſt es nur deſto beſſer, damit die Menſchen es nicht mehr ertragen können, ſich zuſammen thun, und ſie aus dem Lande jagen, daß kein Huf und kein Helmbuſch von ihnen mehr bei uns iſt. Wenn morgen die Franzoſen nachkommen können Dinge geſchehen — wer weiß, was geſchieht.“

Während er ſo ſprach, hörten die Dienſtleute zu, die Mägde hatten das Spinnrad ſtill ſtehen laſſen, die Knechte, die da waren, ſahen ihn an, und der Verwalter und der Lehrer blikten vor ſich. Es war mittlerweile ſo finſter geworden, daß es ſchien, als wären die Fenſter des Gemaches nur ſchwarze Tafeln, von draußen hörte man nicht das Geringſte herein, und nur die Uhr pikte eintönig an der Wand. Die zwei jüngſten Kinder ſchliefen feſt, Alfred kauerte neben der Mutter und fürchtete ſich, Lulu ſtand neben ihm, und half fürchten.

In dieſem Augenblike regte ſich ein leiſes Geräuſch an der Klinke der Thür, die Thür öffnete ſich, und es trat ein Mann herein, der einen glänzenden Helm auf hatte, und in einen langen weißen Mantel gewikelt war.

Alle ſchauten auf ihn.

„Ich habe Licht durch dieſe Fenſter ſcheinen geſehen," ſagte er in guter deutſcher Sprache, „und bin herein gekommen, eine Bitte vorzubringen."

„Und welche?" fragten der Verwalter und der Schloßherr zugleich.

„Sie werden mir gefälligſt auf die Spize des diken Thurmes folgen," ſagte der Fremde, indem er auf den Verwalter zeigte.

Er hatte hiebei den einen Arm erhoben,
Mantel gelüftet, und man ſah, daß er in der H
des anderen Armes eine doppelläufige Piſtole hab

„Wer kann das fodern, ich bin hier der Gebiete
rief der Schloßherr.

„So? Sie ſind der Gebieter," ſagte der frem
Mann, „Sie gehen auch mit hinauf."

Hiebei griff er mit der freien Hand auf die Piſto
und ſpannte beide Hähne, daß man ſie knaken hör

„Sie werden eine Laterne auf die Treppe m
nehmen, und vor mir gehen," fuhr er fort, „es wi
keinem ein Haar gekrümmt, ſo lange alles ruhig au
geführt wird. Wenn ich aber Verrath merke, mu
ich von den Waffen Gebrauch machen, es geſche
dann, was wolle. Bleibt hier ruhig ſizen, ihr ander
bis ſie wieder zurükkehren."

Er war mit dem Rüken gegen den Thürpfoſte
ſtehen geblieben, hatte die Piſtole in der Hand, un
ſah alle an.

„Es iſt nichts, ſeid nur ruhig, und ihr folgt uns,
ſagte der Verwalter, indem er den Schloßherrn b
der Hand nahm, „und ihr verlaßt keines das Gemach
bis wir wieder kommen."

Er langte bei dieſen Worten mit der Hand nach
der Laterne, die neben dem Weihbrunnenkeſſel hing

machte ſie auf, zündete das Stümpfchen Kerze in derſelben an, ſchloß ſie wieder gut zu, ſchritt in die Stube vor, und ſagte: „Wenn es gefällig iſt.“

Der fremde Mann ließ, indem er ſich ſeitwärts ſtellte, den Verwalter und Schloßherrn bei der Thür hinaus, und folgte ihnen dann, mit dem Körper ſeitwärts gewendet, daß er die in der Stube und die Vorangehenden zugleich überbliken konnte.

Die Zurükgebliebenen hatten kein Wort geſagt, die Sache war eines Theils ſo ſchnell vor ſich gegangen, und die Ruhe des Verwalters hatte ihnen anderen Theils Vertrauen eingeflößt.

Die zwei Männer gingen mit der Laterne den Gang entlang, der zu dem Thurme führte, der Fremde folgte ihnen, daß ſie die Sporne, die er an den Füſſen hatte, ſtets hinter ſich klirren hörten.

Sie kamen an die Treppe, und ſtiegen hinan. Als der Fremde merkte, daß ſie bald oben ſeien, befahl er ihnen, ſtille zu ſtehen, die Laterne auf eine Stufe zu ſtellen, zu öffnen, und mehrere Stufen aufwärts zu gehen.

Als ſie das gethan hatten, näherte er ſich der Laterne, zog aus ſeiner Manteltaſche ein ſehr kleines Laternchen heraus, zündete ein faſt unſichtbares Lichtchen in demſelben an, ließ die andere Laterne auf der Treppe ſtehen, ſtieg gegen die Männer, die indeſſen gewartet hatten, hinan, und befahl ihnen, weiter zu gehen.

Als man auf das Steinpflaſter des Thurmes hinaus gekommen war, welches, wie oben geſagt wurde, die Stelle des Daches vertrit, hieß er die Männer an einem Plaze der Bruſtwehre, wo er ſie ſehen konnte, ſtehen bleiben, er ſelber ging an eine andere Stelle der Bruſtwehr, ſtellte ſein ſehr kleines Laternchen darauf, legte die Piſtole daneben, zog eine Brieftaſche heraus, und fing an, bei dem Scheine ſeines Lichtchens in dieſelbe zu ſchreiben oder zu zeichnen. Die Nacht war ſo finſter, daß man von der Gegend nichts ſah als einen einzigen ſchwarzen Raum, in welchem die Lichter und Wachfeuer wie rothe Sternchen ſich zeichneten. Von dem Dorfe ſah man nichts als den Umriß mancher Dächer und der Kirche. Von dem Plaze war ein Theil durch die Feuer der Truppen beleuchtet.

Als der Fremde eine Weile gezeichnet oder geſchrieben hatte, ſtekte er ſeine Brieftaſche wieder ein, nahm ſein Laternchen in die eine ſeine Piſtole in die andere Hand, und hieß die Männer vor ſich hinab gehen.

Als man zu der Stelle gekommen war, wo die Laterne ſtand, mußten ſie dieſelbe nehmen, und den

Mann in der Weiſe, wie man herauf gekommen war, wieder zurük führen.

Da man an der Thür der Gartenhalle angekommen war, ſagte der Fremde, daß ihn nun die zwei Männer auch durch den Garten bis zu dem Gitter, das auf das Feld hinaus führt, begleiten müßten. Wenn er außerhalb des Gitters wäre, könnten ſie zurük kehren. Die Laterne müßten ſie in dem Thorwege, der an der Halle vorbei führt, ſtehen laſſen.

Der Schloßherr und der Verwalter gingen alſo in dem finſtern Garten vor dem Fremden her.

Nicht weit von dem Schloſſe fand man ein Pferd an einem Baume angebunden. Der Fremde löste es los, ſchlang den Zügel um den Arm, und führte es hinter ſich her. Er führte es nicht auf dem Gartenwege, auf dem die zwei Wegweiſer gingen, ſondern auf dem Raſen daneben, damit die Hufſchläge nicht gehört würden.

Als man in die Nähe des Gitters kam, zeigten ſich dunkle Geſtalten an demſelben. Der Fremde näherte ſich den beiden Vorgängern plözlich und flüſterte ihnen zu: „Halt.“

Dann ſchaute er ſehr lange und, wie es ſchien, anſtrengend auf die Geſtalten.

Endlich ſagte er ſehr leiſe, ſie ſollten ihn wieder zu der Halle zurük führen.

Sie thaten es, er zog ſein Pferd hinter ſich her.

Da ſie bei der Halle angekommen waren, befahl er ihnen; das Thor, welches den an der Halle vorbeiführenden Thorweg ſchloß, und überhaupt das Hauptthor des Schloſſes war, zu öffnen.

Der Verwalter ging um den Schlüſſel, während der Schloßherr in der Gewalt des Fremden bleiben mußte, und da der Verwalter aus der Gartenhalle, in welcher ſich der Schlüſſel befunden hatte, heraus trat, folgten ihm auch neugierig die Leute, die in der Halle geweſen waren. Der Fremde hielt ſich an ſein Pferd, hatte den Schloßherrn immer im Auge, und die Piſtole in der Hand. Der Verwalter und ein Knecht ſperrten das Thor auf, thaten im Laternenſcheine den großen eichenen Querbalken weg, öffneten die beiden Flügel, daß man in den ſchwarzen Raum hinaus ſah.

„Thut die Laterne zurük,“ ſagte der Fremde.

Als man das gethan hatte, ſchaute er eine Weile ſcharf bei dem Thore hinaus, den Blik aber jeden Augenblik kurz auf den Schloßherrn richtend, daß derſelbe ſich nicht entfernen konnte. Dann, ſoweit man bei dem Scheine der Laterne beurtheilen konnte, richtete er etwas an dem Pferde, prüfte anderes, und da es gut befunden war, ſchwang er ſich hinauf. Da er einmal oben ſaß, war es nur ein Augenblik, in welchem er ſich gleichſam feſt zu ſezen ſuchte, dann gab er die Sporen, that einen Ruf, und mit einer ſo fürchterlichen Schnelligkeit, daß man kaum mit den Augen bliken konnte, daß die Funken in Schwärmen ſprühten, flog er über den Steindamm hinaus. Als er jenſeits war, wie man aus dem ſchwächeren Hufſchlage ſchließen konnte, ſchoß er rechts und links einen Piſtolenſchuß ab, worauf ſogleich Blize hinter ihm ſichtbar wurden, Schüſſe krachten, Geſchrei ſich erhob, und ſich ferner zog.

„Das iſt ein Mann,“ rief Lulu jubelnd.

„Du Scheuſal, du kleine Ausgeburt,“ ſchrie der Schloßherr, „du fällſt in Bewunderung unſern Feinden zu.“

„Er iſt ja kein Franzoſe,“ antwortete Lulu, „er ſpricht ſo ſchön deutſch.“

„Um ſo ſchlechter, um ſo tauſendmal ſchlechter iſt er, ſagte der Schloßherr, „als ein Deutſcher ſollte er lieber in die fernſten Gegenden ziehen, und betteln, ehe er mit dem Erzfeinde ſich verbindet, ja er ſollte lieber den Tod leiden. So aber nimmt er von unſerem Thurme die Stellung der Verbündeten auf, verräth ſie, und wir werden es morgen früh ſchon ſehen, wenn ſie ihn nicht nieder geſchoſſen oder erwiſcht haben.“

„Er rennt mit ſeinem Pferde an ein Haus an, und zerſchmettert ſich und das Thier,“ ſagte ein Magd.

„Der rennt nicht an,“ erwiederte ein Knecht, „er ſieht ſich die Sache gut zuſammen, und verſteht ſein Ding.“

„Er iſt doch ein Mann, wenn er auch ein Feind iſt,“ ſagte Lulu.

„Warum haſt du ihn denn nicht umgebracht, da er einen weiſſen Mantel hat?“ fragte Alfred den Schloßherrn.

Dieſer ſchaute den Fragenden an, und antwortete nicht.

„Kinder, Leute, wir werden hier bald ein anderes Schauſpiel haben,“ ſagte der Verwalter, „dieſer kühne Mann mag nun umgekommen ſein oder nicht, er iſt ein Feind, wie ſich aus ſeinem Thun gezeigt hat, er iſt aus unſerem Schloſſe in unſere Verbündeten geſprengt, bald werden ſie da ſein, und werden Rechenſchaft fodern. Sehe jeder, daß er ſich genau merke, wie die Sache, bei der er war, hergegangen iſt, damit er die Wahrheit bekennen könne, daß ſich keine Widerſprüche finden, die uns arge Dinge bereiten könnten.

Die Soldaten im Dorfe draußen ſind auf dem Rükzuge begriffen, und ſind erbittert. Laßt uns das Thor wieder ſchließen, aber bei dem erſten Stoße an dasſelbe es gerne und ſchnell öffnen. Bis dahin gehen wir wieder in die Gartenhalle.“

Die Knechte ſchloſſen das Thor, thaten den Eichenbalken vor, gaben dem Verwalter den Schlüſſel, und man ging mit der Laterne wieder in die Halle.

Man war noch nicht lange dort, als ſich Schläge an das Thor vernehmen ließen.

Die Mutter that einen ſchwachen Schrei, und bewegte ſich gegen den Vater hin. Dieſer beruhigte ſie, ließ das Thor öffnen, und ging ſelber den Eintretenden mit einem Lichte entgegen. Es waren zwei Vorgeſezte mit Begleitung von Soldaten. Der Steindamm war mit Soldaten bedeckt.

„Sind noch mehrere Feinde hier?“ fragte einer der Vorgeſezten in ziemlich verſtändlicher deutſcher Sprache.

„Es war der Einzige, der eben hinaus geritten iſt,“ antwortete der Verwalter.

Sofort ließ der Krieger alle Aufgänge alle Thüren und die Ausgänge in den Garten mit Mannſchaft beſezen. Die Schloßleute wurden in der Halle bewacht, und der Schloßherr und der Verwalter mußten unter Bedekung von Soldaten in alle Räume des Schloſſes gehen, daß man dieſelben unterſuchte. Der Schloßherr war viel geſelliger geſprächiger und freundlicher gegen die jezigen vielen bewaffneten Soldaten, die ihn begleiteten, als er es früher gegen den einzigen geweſen war. Als man nirgends etwas Verdächtiges fand, kehrte man zu der Gartenhalle zurük. Den Garten unterſuchte man nicht, nur wurden die Ausgänge aus dem Schloſſe zu ihm ſehr verrammelt, daß ein Feind, wenn einer im Garten wäre, ſchon dadurch gefangen war.

Dann ſchritt man zum Verhöre. Der Verwalter erzählte die Sache, wie ſie ſich begeben hatte. Er ſtellte die Vermuthung auf, daß der Fremde durch den Garten gekommen ſein müſſe, weil das Thor gegen das Dorf geſchloſſen geweſen ſei, und in dem Dorfe ſich ja die Verbündeten befunden hätten. Wenigſtens habe der Fremde durch den Garten fort gewollt, dies werde ſich ſehr deutlich in den Fußſtapfen und namentlich in den Hufſpuren im Graſe zeigen, wenn man ſie morgen bei Tag unterſuchen wolle.

„Man wird die Sache unterſuchen,“ ſagte der Krieger.

Hierauf wurde der Schloßherr abgeſondert vernommen, und dann alle andern, ſelbſt die Kinder.

Als dieſes vorüber war, wurden die Männer in ein Gewölbe des Thurmes abgeführt, dort eingeſperrt, und bewacht. Die Weiber und die Kinder wurden in der Gartenhalle gelaſſen, wurden aber dort ebenfalls eingeſperrt. und bewacht.

Von da an verging die Zeit, die Ängſtlichkeit und die Beſorgniß abgerechnet, ruhig. Nicht ein Laut war zu vernehmen als zuweilen der Schritt einer Wache vor der Thür das Raſſeln eines Gewehres oder ein Kolbenſtoß. An dem Himmel war kein Lüftchen, die Wolken ſchienen unbeweglich dort zu ſtehen, und die Wipfel der Bäume im Garten regten ſich nicht. Unter dieſen Betrachtungen brachten die Gefangenen der Gartenhalle die Nacht zu. Daß kein Schlaf in ihre Augen kam, iſt begreiflich. Wohin man die Männer gebracht hatte, wußten ſie nicht.

Als endlich das Morgengrauen anbrach, hörte man verworrenes Getöſe wie Fahren Reiten Gehen Rufen, man hörte endlich Hörnerklänge Trompeten und Trommeln, aber alles gedämpft, da es von der entgegengeſezten Seite des Schloſſes herkam. Sehen konnte man nichts, da die Thür verſchloſſen war, und vor den Fenſtern nur die Bäume des Gartens ſtanden, deren dunkle Wipfel ſich immer deutlicher gegen den grauen lichter werdenden Himmel zeichneten.

Endlich geſchah ein dumpfer ferner Schlag, aber ſo ſchwer war, daß die Luft beinahe erzitter Gleich darauf ein zweiter. Sie folgten nun ſchnell und es war beinahe wie ein entfernter Donner, ſo tief ging, daß manchmal die Fenſter leiſe klirrte Die Trompetenklänge das Blaſen der Hörner d Wirbeln der Trommeln nahm in der Nähe zu.

Der Tag wuchs immer mehr dem Morgen entgege

Das Rollen des Donners kam näher, es ging i ein Krachen über, und hinter den Gipfeln der Bäum ſtieg ein weißer Rauch auf. Endlich krachte es auc ganz nahe an dem Schloſſe, man konnte nicht erkennen, woher es kam, bald war es rechts bald links bald vorn bald hinten, bald mehr bald weniger, abe furchtbar war es, daß das Gemach ſich zu rühre ſchien; und wenn der kleinſte Zwiſchenraum eintrat, ſo hörte man einen Ton, wie wenn unzählige Hölzlein an einander geſchlagen würden, es waren di Schüſſe der kleinen Gewehre. Sogar die Trommeln konnte man zuweilen vernehmen.

Der Rauch war endlich ſo in den Garten gedrungen, daß er wie ein Nebel in den Bäumen war. Er vermehrte und verdichtete ſich ſtets, daß kaum die nächſten Stämme zu ſehen waren. Im Zimmer entſtand übler Geruch.

Als dieſes lange gedauert hatte, zog ſich der Donner auf der entgegen geſezten Seite in die Ferne, das Rollen wurde dumpfer, einzelne Schläge waren in der Nähe noch zu vernehmen, aber man hörte Geſchrei Brauſen und verworrenes Getöſe. Zulezt wurde auch das immer ſchwächer, man hörte nichts mehr, der Rauch zog ſich langſam aus den Bäumen, die Wolken waren auch gleichſam durch den Schall verjagt worden, und die Sonne, die Anfangs als eine rothe Scheibe in dem Rauche geſtanden war, glänzte endlich freundlich auf den Garten herunter.

Die Frauen in der Halle warteten lange. Als aber gar kein Ton ſich vernehmen ließ, als ſie auch gar kein Geräuſch von der Wache vernahmen, die außer der Thür war, ſo riefen ſie auf dieſelbe. Sie erhielten keine Antwort. Sie riefen noch einmal, und ſtärker, aber erhielten wieder keine Antwort. Da verſuchten ſie an der Thür und an dem Schloſſe zu rütteln. Von Außen erfolgte kein Zeichen und kein Widerſtand. Nun riſſen ſie wirklich mittelſt Beilen und Stemmeiſen, die in der Gartenhalle als brauchbare Werkzeuge immer vorräthig waren, das Schloß herunter, und öffneten die Thür. Kein Menſch war vor derſelben. Die Thorflügel ſtanden weit offen. Im Dorfe rauchte noch fohlendes Stroh, und von

einer entfernten Hütte, die brannte, ging Rauch a
Sonſt ſah man keine Beſchädigung, aber man
auch keinen Menſchen im Dorfe. Unter dem Schw
bogen des Thores lag eine eiſerne Kugel, und ei
andere ſtak in der Mauer des Schloſſes.

Als man noch ſo ſchaute, hörte man plözl
Geraſſel und Getrappe rennender Pferde, und in de
Augenblike kam um eine Eke der Häuſer ein Schwar
weißer Reiter, bog gegen das Schloß, und ritt üb
den Steindamm herein. Lulu rief beinahe vor Freu
auf, als ſie an ihrer Spize den Mann im weiße
Mantel erblikte, der in der Nacht im Schloſſe geweſe
war. Man hoffte, daß man wenigſtens von der Unge
wißheit, vielleicht auch von der Angſt und Bangigke
befreit werden würde.

Der Mann ritt auf die Verſammelten zu. Be
der Beleuchtung des Tages ſahen ſie erſt jezt, daß e
noch ſehr jung ſei, und ein blühendes Angeſicht habe
Er ſtieg ſogleich von dem Pferde, und ſagte: „Ic
habe nur kurze Zeit, ich mußte Ihnen geſtern Schreken
und Gewalt anthun, damit wir heute die Früchte
ernten. Wir haben ſie geerntet, und ſind im Vorrüken
begriffen. Ich aber bin auf einen Augenblik gekommen,
um mir Verzeihung einzuholen, daß ich von
einer harten Kriegsregel Gebrauch gemacht habe, und

ich bin auch gekommen, um die Bewohner allenfalls von einer Unannehmlichkeit, die ihnen mein Verfahren könnte zugezogen haben, zu befreien. Wo ſind die Männer?“

„Wir wiſſen es nicht, wir haben uns in dieſem Augenblike aus unſerem Gefängniße in der Gartenhalle befreit, ſie ſind in der Nacht gefangen abgeführt worden,“ ſagte die Mutter.

„So müſſen wir ſie ſuchen,“ erwiederte der Fremde, „vielleicht ſind ſie im Hauſe.“

Er nahm aus Vorſicht mehrere bewaffnete Reiter mit, und aus Kenntniß der Kriegsgebräuche ſchlug er gleich den Weg zu dem Thurme ein. Alle Frauen folgten ihm. Der Schlüſſel ſtak an der Thür des Gewölbes, in welchem ſich die Männer befanden. Man drehte ihn um, traf da die Gefangenen, und ließ ſie heraus.

Als die Angehörigen ſich gegenſeitig überzeugt hatten, daß keines einen Schaden genommen habe, und als ſich die Unruhe von Fragen und Antworten ein wenig gelegt hatte, trat der Fremde gegen die Männer heran, und ſagte: „Wir haben, und ich hege die Hoffnung, nicht ganz ohne Zuthun meiner geſtrigen Beobachtungen, den Sieg errungen. Ich bin gekommen, verehrte Herrn, um den Augenblik,

der mir gegönnt iſt, zu benüzen, Sie um Verze
wegen meines Verfahrens gegen Sie in dieſer
zu bitten. Hier iſt eine Karte mit meinem N
und Stande, Sie können an meiner Perſon u
meinem Vermögen Genugthuung fodern, wen
eine zu fodern für gut befinden ſollten.“

Bei dieſen Worten reichte er dem Schloßherr
Blatt Papier.

„Den Frauen,“ fuhr er fort, „kann ich fr
keine Genugthuung für die Angſt und den Sch
geben, um ſo inniger bedarf ich ihrer Verzeih
und um ſo mehr bitte ich ſie darum.“

„Die beſte Genugthuung würde ſein,“ ſagte
Schloßherr, „wenn Sie nicht auf jener Seite ſtän
auf der Sie ſtehen.“

„Mein Herr,“ erwiederte der Fremde, „wenn
dieſe Anſicht bei meinem Könige durchſezen kön
ſo werde ich eine That wie die von heute Nacht
leichterem Herzen verrichten, als ich ſie heute verr
tet habe. Aber bei dem Krieger heißt es gehorch
Nun lebt wohl, meine Zeit iſt ſehr gemeſſen.“

Er reichte dem Schloßherrn die Hand, der
nahm.

„Haben Sie doch keine Verlezung erlitten?“ frag
der Verwalter.

„Keine einzige," antwortete der junge Mann.

„Nun ſo leben Sie wohl," ſagte der Verwalter, „und mögen Ihre Thaten bald von leichten Gefühlen begleitet ſein."

„Amen," ſagte der junge Mann.

Er verbeugte ſich vor den Männern, aber noch tiefer vor den Frauen ſelbſt vor den Mägden, ſeine Begleiter ſchwenkten ſich, und er ging mit ihnen davon.

Man ſah ihnen nach, ſah ſie unter dem Thorbogen zu Pferde ſizen, und über den Steindamm hinaus reiten.

Jezt war nichts mehr von Kriegern zu ſehen.

Nachdem der Verwalter und der Schloßherr die Unordnung im eigenen Hauſe ſo weit es möglich war, beſichtiget hatten, wobei einige ſchöne von Kugeln arg verlezte Gartenbäume zu bedauern waren, verfügten ſie ſich in das Dorf, um dort und in der Umgegend den Bewohnern in den Maßregeln beizuſtehen, die in Folge des ſtattgehabten Gefechtes nothwendig geworden waren. Unterbringung der noch aufgefundenen oder nach und nach eintreffenden Verwundeten von Freund und Feind war das Erſte. Der Arzt richtete im Schloſſe ein Hospital ein, und die Verwalterin kochte für Freunde und Feinde. Das

Zweite war die Beerdigung der Todten. Endlich gin man an das Einſammeln und Aufbewahren vo Waffen und Kriegsgeräthen, und an das allmählig Ausbeſſern der Verlezungen an eigenen Häuſern un Gebäuden.

Es pflegte in dieſen Tagen mancher Verwundet ſeinen Nachbar, der noch ärger verwundet war Mancher trug einen Feind zur Verpflegung herbei, und am dritten Tage verbreitete ſich die Nachricht, daß ein Pferd regungslos bei ſeinem todten Reiter in den Kohlgärten auf der Anhöhe ſtehe, und daß ein Spiz nicht von dem Grabe ſeines Herrn weg zu bringen ſei.

Anfangs zogen noch viele feindliche Abtheilungen den Fliehenden nach, dann aber hörte dies auf, es kam nichts mehr, und Schloß und Dorf hat bis zum Frieden weder feindliche noch freundliche Krieger mehr geſehen. — — —

Es waren Jahre nach dieſem Ereigniſſe vergangen. Die Feinde, die damals geſiegt hatten, waren nun vollkommen geſchlagen, ihre Hauptſtadt erobert, ihr weltberühmter Führer auf Elba und endlich nach ſeinem Hervorbruche gar auf St. Helena verbannt, und der Friede ruhte ſegnend auf allen Ländern, die ſo lange verwüſtet worden waren. Die Menſchen, welche den Krieg noch geſehen hatten, erkannten vollkommen deſſen Entſezliches, und daß ein ſolcher, der ihn muthwillig entzündet, wie ſehr ihn ſpätere verblendete Zeiten auch als Helden und Halbgott verehren, doch ein verabſcheuungswürdiger Mörder und Verfolger der Menſchheit iſt, und ſie meinten, daß nun die Zeiten aus ſeien, wo man ſolches beginne, weil man zur Einſicht gekommen: aber ſie bedachten nicht, daß andere Zeiten und andere Menſchen kommen würden, die den Krieg nicht kennen, die ihre Leidenſchaften walten laſſen, und im Übermuthe wieder das Ding, das ſo entſezlich iſt, hervor rufen würden.

Es war in unſerem Schloſſe abermals der Herbſt gekommen, aber ein ſo lieblicher, daß man die meiſte Zeit im Freien zubringen konnte, und daß die Bewohner des Schloſſes täglich große Spaziergänge machten, um noch das lezte ruhige Lächeln der Natur vor den Stürmen und Fröſten zu genießen.

So ſaſſen ſie auch einmal alle an einem Nachmittage auf einem Hügel, der in dem Garten nahe an dem Gitterthore, das auf das Feld führt, entſtanden war. Alfred und Julius hatten nehmlich alle Ferien aller ihrer Studienjahre dazu verwendet, mit eigenen Händen und kleinen Schubkarren einen Hügel aufzuführen, und darauf ein Säulenhäuschen au zurichten, in dem die ganze Bewohnerſchaft de Schloſſes Plaz hatte. Der Schloßherr und der Ve walter hatten die Knaben walten laſſen, weil ſie e für beſſer hielten, daß ſie da bauten, wenn auch etwa ſo ungeſchlachtes als einen Hügel, als daß ſie dur Vogelfangen oder Jagen zerſtörten. Weil die Sonn gar ſo lieblich ſchien, wollte man in dem Säulenhäuschen den Nachmittagkaffeh verzehren. Man hatte di ganze Geräthſchaft auf dem Tiſche, wollte aufgießen, und ſpielte mit den gelben Blättern, die herum lagen, oder mit den Herbſtfäden, die heuer beſonders reichlich flogen, und an den Säulen des Häuschens und an den Gewändern der Geſellſchaft hingen.

Plözlich that Lulu, die eine erwachſene und, wi müſſen es ſagen, ſehr ſchöne Jungfrau geworden war, einen Schrei.

„Hat dich eine Spinne geſchreckt?“ fragte man.

„Nein ein weißer Mantel,“ antwortete ſie, und zeigte nach der Stelle, nach welcher ſie bei Ausſtoßung ihres Schreies geblikt hatte.

Alle ſchauten hin.

Außerhalb des Gitters ſtand auf dem Feldwege, der um den Garten ging, ein Wagen, in demſelben ſaß ein einzelner Mann, der einen weißen Mantel um die Schultern hängen hatte, und unverwandt auf die Geſellſchaft hinein ſah.

„Lauf, Julius,“ ſagte der Vater, „und frage, ob er etwas wünſcht.“

Der Knabe lief hin, redete mit dem Manne, kam zurük, und ſagte: „Eingelaſſen wünſcht er zu werden, er ſagt, er ſei nicht ganz fremd.“

Der Knabe erhielt den Schlüſſel, den man zur Bequemlichkeit bei Spaziergängen immer mit ſich führte, er ſchloß das Thor auf, der Fremde ging herein, ſtieg den Hügel hinan, und ſtellte ſich der Geſellſchaft vor.

Man erkannte ihn augenbliklich. Es war der junge Mann aus jener ſchreklichen Kriegesnacht. Aber er war nun kein Jüngling mehr ſondern ein freundlicher Mann, der ſo gütig blikte, daß man unmöglich hätte glauben können, daß er derſelbe ſei, der damals das fürchterliche Spiel auf Leben und Sterben getrieben habe.

„Verzeihen Sie, meine Herrn und Frauen,“ ſagte er, „daß ich zu Ihnen komme, ich bin ihnen nicht fremd, Sie haben nicht Urſache, mir irgend gut zu ſein; aber Sie werden mich doch auch nicht haſſen, was ich daraus ſchließen muß, daß ſeit den vielen Jahren her keine Genugthuung von mir wegen jener Nacht gefodert worden iſt.“

„Nein, nein, es wird auch keine mehr gefoder werden," rief man, und nöthigte ihn zum Sizen.

Er that es, und ſagte: „Laſſen Sie mich nur noc einen Augenblik fortfahren. Jeder Menſch hat eine Punkt der Sehnſucht in ſeinem Leben, nach dem e ihn immer hinzieht, und den er erreichen muß, wen er ruhig ſein will. Meine Sehnſucht iſt jenes Gitter dort. Seit ich damals in der Nacht ſein Schloſ erbrach, um auf den Thurm zu gehen, und di Lichterſtellung des Feindes zu zeichnen, ſeit jenem Augenblike, wo ich es, da ich zurükkehrte, von dem Feinde beſezt fand, und nun nur noch die Ausſicht vor mir hatte, entweder als Spion gefangen und ſchimpflich aufgehängt zu werden, oder durch einen tollkühnen Ritt von vorne heraus in die überraſchten Feinde zu ſprengen, um entweder ehrlich zu fallen, oder eben durch die Unglaublichkeit des Wagſtükes durchzukommen — nach rükwärts hätte ich wegen des geakerten Bodens und der andern Hinderniſſe nicht hinaus ſprengen können — ſeit jenem Augenblike zog es mich immer zu dem Gitter, und ich dachte, ich müſſe es doch noch einmal ſehen. Darum kam ich her, und fuhr auf dem Feldwege um den Garten zu dem Gitter. Und laſſen Sie mich es offenherzig ſagen, einen nicht minderen Antheil an meinem Kommen hat der Gedanke, Sie alle zu ſehen, mir wegen des Übels, das ich Ihnen zufügte, und das mir immer Unruhe machte, Ihre vollkommene Verzeihung zu holen, und Ihre Achtung zu erwerben; denn ich habe ſeither in vielen Schlachten mit jenem leichten Herzen gekämpft, das mir dieſer Herr damals gewünſcht hat.“

Er zeigte bei dieſen Worten auf den Verwalter.

„So gefallen Sie mir viel beſſer, junger Mann, als in jener Nacht,“ ſagte der mit rothem Augeſichte und ſchneeweißen Haaren prangende Schloßherr.

„Ja, lieber Herr,“ erwiederte der Fremde, „ich kenne kein fröhlicheres Gefühl, als mit entlaſteter Bruſt an der Seite ſeiner Stammes- und Sprachgenoſſen einem übermüthigen und anmaßenden Feinde des ſchönen Vaterlandes entgegen zu reiten. Mir iſt dies Gefühl zu Theil geworden, ich habe geſucht, die Scharte, die meine Dienſtpflicht in jener Nacht der gemeinſchaftlichen Sache vielleicht geſchlagen hat, wieder gut zu machen, und mögen alle Himmel geben, daß das ſo tief fühlende denkende edelherzige Volk der Deutſchen nie wieder in ſeinen altersgrauen Fehler zurükfalle, und gegen ſich ſelber kämpfe.“

„Ja gebe es Gott, gebe es Gott,“ ſagten die Männer.

Es war indeſſen der Kaffeh eingeſchenkt worden, und die Hausfrau gab dem Fremden die erſte Taſſe. Der Verwalter ließ den Wagen um die Gartenmauer herum in das Schloß bringen, und der Schloßherr und alle luden den Fremden ein, nun in Ruhe und Muße in dem Schloſſe zu bleiben, und das Gartengitter ſo oft anzuſchauen, als er wolle.

Die Einladung wurde angenommen.

Der Fremde blieb nun in dem Schloſſe. Er konnte das Gitter den Thurm den Garten und die Gegend betrachten, ſo viel er nur immer wollte. Aber das Schikſal hatte auch noch ganz andere Zweke mit ſeiner Reiſe verbunden. Alle gewannen ihn ſehr lieb. Zwiſchen Lulu und ihm hatte ſich das Verhältniß vollſtändig umgekehrt. So wie ſie ihn in jener Nacht bewundert hatte, ſo konnte nun er von ſeiner Seite aus nicht aufhören, und kein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde ſchon in jener Nacht angethan hatte, und da er jezt gar ſo gut und freundlich war, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte, und die Verehrung eine vollkommen gegenſeitige war.

Da er wegen des guten Verhältniſſes, das ſich mit allen angeknüpft hatte, und wegen des Wunſches aller immer länger im Schloſſe blieb, da er ſich über Stand und Vermögen auswies, ja ſogar endlich ein benachbartes feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend anſäſſig zu werden, ſo ſtand einem Bündniſſe nichts entgegen, und die zwei Leutchen wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingeſegnet.

Und von nun an begann ein ruhiges friedliches und glükliches Leben. Oft wenn die Ehegatten in der Zukunft allein bei einander ſaßen, wenn er Lulu ſeine Freude und ſein höchſtes Glük auf dieſer Welt nannte, ſagte ſie: „Wie haſt du durch dein Herz die ſchönſte Genugthuung gegeben, die du geben konnteſt.“

„Es iſt doch gut, daß ich ihn damals nicht erſchlagen habe,“ ſagte noch lange und öfter der matte gleichſam immer kleiner werdende Schloßherr.

Lulu lächelte jedes Mal bei dieſer Rede, ſpäter lächelten auch Alfred und Julius und endlich alle ſelbſt der graue Lehrer, obgleich er der Schach- und Spaziergenoſſe des Schloßherrn geworden war.

Die weißen Mäntel ſpielten noch lange eine Rolle in der Familie. Nicht nur trugen Alfred und Julius, die in dem kaiſerlichen Heere dienten, weiße Mäntel, ſondern auch der kleinere Alfred und der kleinere Julius, die Buben Lulus, hatten im Winter, wenn ſie im Schlitten über die Ebene gefahren wurden, weiße Mäntel an, die aus jenem weißen Mantel entſtanden waren, den der Vater angehabt hatte, als er auf ſeinem Zuge begriffen war, das alte eiſerne Gitter zu ſuchen. Der Vater hatte mit den Waffen die weißen Mäntel abgelegt, und trug jezt im Winter dunkle und ausgezeichnete Pelze.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bd. I / III

Aufsicht halten

Hochausgabe!

340.– DM

Der Nachſommer.

Erſter Band.

Der Nachsommer

von

ADALBERT STIFTER

Erster Band.

Ad. Joh. Nep. Geiger

Gustav Heckenast in Pesth.

n
20 700 a

ZENTRALBIBLIOTHEK DER D
NATIONALE
FORSCHUNGS-
UND GEDENK-
STÄTTEN

1.

Die Häuslichkeit.

Mein Vater war ein Kaufmann. Er bewohnte einen Theil des erſten Stockwerkes eines mäßig großen Hauſes in der Stadt, in welchem er zur Miethe war. In demſelben Hauſe hatte er auch das Verkaufsgewölbe die Schreibſtube nebſt den Waarenbehältern und anderen Dingen, die er zu dem Betriebe ſeines Geſchäftes bedurfte. In dem erſten Stockwerke wohnte außer uns nur noch eine Familie, die aus zwei alten Leuten beſtand, einem Manne und ſeiner Frau, welche alle Jahre ein oder zwei Male bei uns ſpeiſten, und zu denen wir und die zu uns kamen, wenn ein Feſt oder ein Tag einfiel, an dem man ſich Beſuche zu machen, oder Glück zu wünſchen pflegte. Mein Vater hatte zwei Kinder, mich den erſtgeborenen Sohn und eine Tochter, welche zwei Jahre jünger war als ich. Wir hatten in der Wohnung jedes ein Zimmerchen, in welchem wir uns unſeren Geſchäften, die uns ſchon in der Kindheit regelmäßig aufgelegt wurden, widmen mußten, und in welchem wir ſchliefen. Die Mutter ſah da nach, und erlaubte uns zuweilen, daß wir in ihrem Wohnzimmer ſein und uns mit Spielen ergözen durften.

Der Vater war die meiſte Zeit in dem Verkaufsgewölbe und in der Schreibſtube. Um zwölf Uhr kam er herauf, und es wurde in dem Speiſezimmer geſpeiſet. Die Diener des Vaters ſpeiſten an unſerem Tiſche mit Vater und Mutter, die zwei Mägde und der Magazinsknecht hatten in dem Geſindezimmer einen Tiſch für ſich. Wir Kinder bekamen einfache Speiſen, der Vater und die Mutter hatten zuweilen einen Braten und jedes Mal ein Glas guten Weines. Die Handelsdiener bekamen auch von dem Braten und ein Glas desſelben Weines. Anfangs hatte der Vater nur einen Buchführer und zwei Diener, ſpäter hatte er viere.

In der Wohnung war ein Zimmer, welches ziemlich groß war. In demſelben ſtanden breite flache Käſten von feinem Glanze und eingelegter Arbeit.

Sie hatten vorne Glastafeln, hinter den Glastafeln grünen Seidenſtoff, und waren mit Büchern angefüllt. Der Vater hatte darum die grünen Seidenvorhänge, weil er es nicht leiden konnte, daß die Aufſchriften der Bücher, die gewöhnlich mit goldenen Buchſtaben auf dem Rücken derſelben ſtanden, hinter dem Glaſe von allen Leuten geleſen werden konnten, gleichſam als wolle er mit den Büchern prahlen, die er habe. Vor dieſen Käſten ſtand er gerne und öfter, wenn er ſich nach Tiſche oder zu einer andern Zeit einen Augenblick abkargen konnte, machte die Flügel eines Kaſtens auf, ſah die Bücher an, nahm eines oder das andere heraus, blickte hinein, und ſtellte es wieder an ſeinen Plaz. An Abenden, von denen er ſelten einen außer Hauſe zubrachte, außer wenn er in Stadtgeſchäften abweſend war, oder mit der Mutter ein Schauſpiel beſuchte, was er zuweilen und gerne that, ſaß er häufig eine Stunde öfter aber auch zwei oder gar darüber an einem kunſtreich geſchnizten alten Tiſche, der im Bücherzimmer auf einem ebenfalls alterthümlichen Teppiche ſtand, und las. Da durfte man ihn nicht ſtören, und niemand durfte durch das Bücherzimmer gehen. Dann kam er heraus, und ſagte, jezt könne man zum Abendeſſen gehen, bei dem die Handelsdiener nicht zugegen waren, und das nur in der Mutter und in unſerer Gegenwart eingenommen wurde. Bei dieſem Abendeſſen ſprach er ſehr gerne zu uns Kindern, und erzählte uns allerlei Dinge, mitunter auch ſcherzhafte Geſchichten und Märchen. Das Buch, in dem er geleſen hatte, ſtellte er genau immer wieder in den Schrein, aus dem er es genommen hatte, und wenn man gleich nach ſeinem Heraustritte in das Bücherzimmer ging, konnte man nicht im Geringſten wahrnehmen, daß eben jemand hier geweſen ſei, und geleſen habe. Überhaupt durfte bei dem Vater kein Zimmer die Spuren des unmittelbaren Gebrauches zeigen, ſondern mußte immer aufgeräumt ſein, als wäre es ein Prunkzimmer. Es ſollte dafür aber ausſprechen, zu was es beſonders beſtimmt ſei. Die gemiſchten Zimmer, wie er ſich ausdrückte, die mehreres zugleich ſein können, Schlafzimmer Spielzimmer und dergleichen, konnte er nicht leiden. Jedes Ding und jeder Menſch, pflegte er zu ſagen, könne nur eines ſein, dieſes aber muß er ganz ſein. Dieſer Zug ſtrenger Genauigkeit prägte ſich uns ein, und ließ uns auf die Befehle der Eltern achten, wenn wir ſie auch nicht verſtanden. So zum Beiſpiele durften nicht einmal wir Kinder das Schlafzimmer der Eltern betreten.

Eine alte Magd war mit Ordnung und Aufräumung desſelben betraut.

In den Zimmern hingen hie und da Bilder, und es ſtanden in manchen Geräthe, die aus alten Zeiten ſtammten, und an denen wunderliche Geſtalten ausgeſchnitten waren, oder in welchen ſich aus verſchiedenen Hölzern eingelegte Laubwerke und Kreiſe und Linien befanden.

Der Vater hatte auch einen Kaſten, in welchem Münzen waren, von denen er uns zuweilen einige zeigte. Da befanden ſich vorzüglich ſchöne Thaler, auf welchen geharniſchte Männer ſtanden, oder die Angeſichter mit unendlich vielen Locken zeigten, dann waren einige aus ſehr alten Zeiten mit wunderſchönen Köpfen von Jünglingen oder Frauen, und eine mit einem Manne, der Flügel an den Füßen hatte. Er beſaß auch Steine, in welche Dinge geſchnitten waren. Er hielt dieſe Steine ſehr hoch, und ſagte, ſie ſtammen aus dem kunſtgeübteſten Volke alter Zeiten, nehmlich aus dem alten Griechenlande her. Manchmal zeigte er ſie Freunden, dieſe ſtanden lange an dem Käſtchen derſelben, hielten den einen oder den andern in ihren Händen, und ſprachen darüber.

Zuweilen kamen Menſchen zu uns, aber nicht oft.

Manches Mal wurden Kinder zu uns eingeladen, mit denen wir ſpielen durften, und öfter gingen wir auch mit den Eltern zu Leuten, welche Kinder hatten, und uns Spiele veranſtalteten. Den Unterricht erhielten wir in dem Hauſe von Lehrern, und dieſer Unterricht und die ſogenannten Arbeitsſtunden, in denen von uns Kindern das verrichtet werden mußte, was uns als Geſchäft aufgetragen war, bildeten den regelmäßigen Verlauf der Zeit, von welchem nicht abgewichen werden durfte.

Die Mutter war eine freundliche Frau, die uns Kinder ungemein liebte, und die weit eher ein Abweichen von dem angegebenen Zeitenlaufe zu Gunſten einer Luſt geſtattet hätte, wenn ſie nicht von der Furcht vor dem Vater davon abgehalten worden wäre. Sie ging in dem Hauſe emſig herum, beſorgte alles, ordnete alles, ließ aus der obgenannten Furcht keine Ausnahme zu, und war uns ein eben ſo ehrwürdiges Bildniß des Guten wie der Vater, von welchem Bildniſſe gar nichts abgeändert werden konnte. Zu Hauſe hatte ſie gewöhnlich ſehr einfache Kleider an. Nur zuweilen, wenn ſie mit dem Vater irgend wohin gehen mußte, that ſie ihre ſtattlichen ſeidenen Kleider an und nahm ihren Schmuck, daß wir meinten, ſie ſei wie eine Fee, welche in unſern Bilderbüchern abgebildet war. Dabei fiel uns auf, daß ſie immer ganz einfache obwohl ſehr glänzende Steine hatte, und daß ihr der Vater nie die geſchnittenen umhing, von denen er doch ſagte, daß ſie ſo ſchöne Geſtalten in ſich hätten.

Da wir Kinder noch ſehr jung waren, brachte die Mutter den Sommer immer mit uns auf dem Lande zu. Der Vater konnte uns nicht Geſellſchaft leiſten, weil ihn ſeine Geſchäfte in der Stadt feſthielten; aber an jedem Sonntage und an jedem Feſttage kam er, blieb den ganzen Tag bei uns, und ließ ſich von uns beherbergen. Im Laufe der Woche beſuchten wir ihn einmal bisweilen auch zweimal in der Stadt, in welchem Falle er uns dann bewirthete und beherbergte.

Dies hörte endlich auf, anfänglich weil der Vater älter wurde, und die Mutter, die er ſehr verehrte, nicht mehr leicht entbehren konnte; ſpäter aber aus dem Grunde, weil es ihm gelungen war, in der Vorſtadt ein Haus mit einem Garten zu erwerben, wo wir freie Luft genießen, uns bewegen, und gleichſam das ganze Jahr hindurch auf dem Lande wohnen konnten.

Die Erwerbung des Vorſtadthauſes war eine große Freude. Es wurde nun von dem alten finſtern Stadthauſe in das freundliche und geräumige der Vorſtadt gezogen. Der Vater hatte es vorher im Allgemeinen zuſammen richten laſſen, und ſelbſt, da wir ſchon darin wohnten, waren noch immer in verſchiedenen Räumen desſelben Handwerksleute beſchäftigt. Das Haus war nur für unſere Familie beſtimmt. Es wohnten nur noch unſere Handlungsdiener in demſelben, und gleichſam als Pförtner und Gärtner ein ältlicher Mann mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter.

In dieſem Hauſe richtete ſich der Vater ein viel größeres Zimmer zum Bücherzimmer ein, als er in der Stadtwohnung gehabt hatte, auch beſtimmte er ein eigenes Zimmer zum Bilderzimmer; denn in der Stadt mußten die Bilder wegen Mangel an Raum in verſchiedenen Zimmern zerſtreut ſein. Die Wände dieſes neuen Bilderzimmers wurden mit dunkelrothbraunen Tapeten überzogen, von denen ſich die Goldrahmen ſehr ſchön abhoben. Der Fußboden war mit einem mattfarbigen Teppiche belegt, damit er die Farben der Bilder nicht beirre. Der Vater hatte ſich eine Staffelei aus braunem Holze machen laſſen, und dieſe ſtand in dem Zimmer, damit man bald das eine bald das andere Bild darauf ſtellen und es genau in dem rechten Lichte betrachten konnte.

Für die alten geſchnitzten und eingelegten Geräthe wurde auch ein eigenes Zimmer hergerichtet. Der Vater hatte einmal aus dem Gebirge eine Zimmerdecke mitgebracht, welche aus Lindenholz und aus dem Holze der Zirbelkiefer geſchnitzt war. Dieſe Decke ließ er zuſammen legen, und ließ ſie mit einigen Zuthaten verſehen, die man nicht merkte, ſo daß ſie als Decke in dieſes Zimmer paßte. Das freute uns Kinder ſehr, und wir ſaßen nun doppelt gerne in dem alten Zimmer, wenn uns an Abenden der Vater und die Mutter dahin führten, und arbeiteten dort etwas, und ließen uns von den Zeiten erzählen, in denen ſolche Sachen gemacht worden ſind.

Am Ende eines hölzernen Ganges, der in dem erſten Geſchoſſe des Hauſes gegen den Garten hinaus lief, ließ er ein gläſernes Stübchen machen, das heißt, ein Stübchen, deſſen zwei Wände, die gegen den Garten ſchauten, aus lauter Glastafeln beſtanden; denn die Hinterwände waren Holz. In dieſes Stübchen that er alte Waffen aus verſchiedenen Zeiten und mit verſchiedenen Geſtalten. Er ließ an den Stäben, in die das Glas gefügt war, viel Epheu aus dem Garten herauf wachſen, auch im Innern ließ er Epheu an dem Gerippe ranken, daß derſelbe um die alten Waffen rauſchte, wenn einzelne Glastafeln geöffnet wurden, und der Wind durch dieſelben herein zog. Eine große hölzerne Keule, welche in dem Stübchen war, und welche mit gräulichen Nägeln prangte, nannte er Morgenſtern, was uns Kindern gar nicht einleuchten wollte, da der Morgenſtern viel ſchöner war.

Noch war ein Zimmerchen, das er mit kunſtreich abgenähten rothſeidenen Stoffen, die er gekauft hatte, überziehen ließ. Sonſt aber wußte man noch nicht, was in das Zimmer kommen würde.

In dem Garten war Zwergobſt, es waren Gemüſe- und Blumenbeete, und an dem Ende desſelben, von dem man auf die Berge ſehen konnte, welche die Stadt in einer Entfernung von einer halben Meile in einem großen Bogen umgeben, befanden ſich hohe Bäume und Grasplätze. Das alte Gewächshaus hatte der Vater theils ausbeſſern theils durch einen Zubau vergrößern laſſen.

Sonſt hatte das Haus auch noch einen großen Hof, der gegen den Garten zu offen war, in dem wir, wenn das Gartengras naß war, ſpielen durften, und gegen welchen die Fenſter der Küche, in der die Mutter ſich viel befand, und der Vorrathskammern herab ſahen.

Der Vater ging täglich Morgens in die Stadt in ſein Verkaufsgewölbe und in ſeine Schreibſtube. Die Handelsdiener mußten der Ordnung halber mit ihm gehen. Um zwölf Uhr kam er zum Speiſen ſo wie auch jene Diener, welche nicht eben die Reihe traf, während der Speiſeſtunde in dem Verkaufsgewölbe zu wachen. Nachmittag ging er größtentheils auch wieder in die Stadt. Die Sonntage und die Feſttage brachte er mit uns zu.

Von der Stadt wurden nun viel öfter Leute mit ihren Kindern zu uns geladen, da wir mehr Raum hatten, und wir durften im Hofe oder in dem Garten uns ergözen. Die Lehrer kamen zu uns jezt in die Vorſtadt, wie ſie ſonſt in der Stadt zu uns gekommen waren.

Der Vater, welcher durch das viele Sizen an dem Schreibtiſche ſich eine Krankheit zuzuziehen drohte, gönnte ſich nur auf das Andringen der Mutter täglich eine freie Zeit, welche er dazu verwendete, Bewegung zu machen. In dieſer Zeit ging er zuweilen in eine Gemäldegallerie, oder zu einem Freunde, bei welchem er ein Bild ſehen konnte, oder er ließ ſich bei einem Fremden einführen, bei dem Merkwürdigkeiten zu treffen waren. An ſchönen Sommerfeſttagen fuhren wir auch zuweilen ins Freie, und brachten den Tag in einem Dorfe oder auf einem Berge zu.

Die Mutter, welche über die Erwerbung des Vorſtadthauſes außerordentlich erfreut war, widmete ſich mit geſteigerter Thätigkeit dem Hausweſen. Alle Samſtage prangte das Linnen „weiß wie Kirſchenblüthe“ auf dem Aufhängeplaze im Garten, und Zimmer für Zimmer mußte unter ihrer Aufſicht gereiniget werden, außer denen, in welchen die Koſtbarkeiten des Vaters waren, deren Abſtäubung und Reinigung immer unter ſeinen Augen vor ſich gehen mußte. Das Obſt die Blumen und die Gemüſe des Gartens beſorgte ſie mit dem Vater gemeinſchaftlich. Sie bekam einen Ruf in der Umgebung, daß Nachbarinnen kamen, und von ihr Dienſtboten verlangten, die in unſerem Hauſe gelernt hätten.

Als wir nach und nach heran wuchſen, wurden wir immer mehr in den Umgang der Eltern gezogen, der Vater zeigte uns ſeine Bilder, und erklärte uns manches in denſelben. Er ſagte, daß er nur alte habe, die einen gewiſſen Werth beſitzen, den man immer haben könne, wenn man einmal genöthigt ſein ſollte, die Bilder zu verkaufen. Er zeigte uns, wenn wir ſpazieren gingen, die Wirkungen von Licht und Schatten, er nannte uns die Farben, welche ſich an den Gegenſtänden befanden, und erklärte uns die Linien, welche Bewegung verurſachten, in welcher Bewegung doch wieder eine Ruhe herrſche, und Ruhe in Bewegung ſei die Bedingung eines jeden Kunſtwerkes. Er ſprach mit uns auch von ſeinen Büchern. Er erzählte uns, daß manche da ſeien, in welchen das enthalten wäre, was ſich mit dem menſchlichen Geſchlechte ſeit ſeinem Beginne bis auf unſere Zeiten zugetragen habe, daß da die Geſchichten von Männern und Frauen erzählt werden, die einmal ſehr berühmt geweſen ſeien, und vor langer Zeit, oft vor mehr als tauſend Jahren, gelebt haben. Er ſagte, daß in anderen das enthalten ſei, was die Menſchen in vielen Jahren von der Welt und anderen Dingen von ihrer Einrichtung und Beſchaffenheit in Erfahrung gebracht hätten. In manchen ſei zwar nicht enthalten, was geſchehen ſei, oder wie ſich Manches befinde, ſondern was die Menſchen ſich gedacht haben, was ſich hätte zutragen können, oder was ſie für Meinungen über irdiſche und überirdiſche Dinge hegen.

In dieſer Zeit ſtarb ein Großoheim von der Seite der Mutter. Die Mutter erbte den Schmuck ſeiner vor ihm geſtorbenen Frau, wir Kinder aber ſein übriges

Vermögen. Der Vater legte es als unſer natürlicher Vormund unter mündelgemäßer Sicherheit an, und that alle Jahre die Zinſen dazu.

Endlich waren wir ſo weit herangewachſen, daß der gewöhnliche Unterricht, den wir bisher genoſſen hatten, nach und nach aufhören mußte. Zuerſt traten diejenigen Lehrer ab, die uns in den Anfangsgründen der Kenntniſſe unterwieſen hatten, die man heut zu Tage für alle Menſchen für nothwendig hält, dann verminderten ſich auch die, welche uns in den Gegenſtänden Unterricht gegeben hatten, die man Kindern beibringen läßt, welche zu den gebildeteren oder ausgezeichneteren Ständen gehören ſollen. Die Schweſter mußte nebſt einigen Fächern, in denen ſie ſich noch weiter ausbilden ſollte, nach und nach in die Häuslichkeit eingeführt werden, und die wichtigſten Dinge derſelben erlernen, daß ſie einmal würdig in die Fußſtapfen der Mutter treten könnte. Ich trieb noch, nachdem ich die Fächer erlernt hatte, die man in unſeren Schulen als Vorkenntniſſe und Vorbereitungen zu den ſogenannten Brodkenntniſſen betrachtet, einzelne Zweige fort, die ſchwieriger waren, und in denen eine Nachhilfe nicht entbehrt werden konnte. Endlich trat in Bezug auf mich die Frage heran, was denn in der

Zukunft mit mir zu geſchehen habe, und da that der Vater etwas, was ihm von vielen Leuten ſehr übel genommen wurde. Er beſtimmte mich nehmlich zu einem Wiſſenſchafter im Allgemeinen. Ich hatte bisher ſehr fleißig gelernt, und jeden neuen Gegenſtand, der von den Lehrern vorgenommen wurde, mit großem Eifer ergriffen, ſo daß, wenn die Frage war, wie ich in einem Unterrichtszweige genügt habe, das Urtheil der Lehrer immer auf großes Lob lautete. Ich hatte den angedeuteten Lebensberuf von dem Vater ſelber verlangt, und er dem Verlangten zugeſtimmt. Ich hatte ihn verlangt, weil mich ein gewiſſer Drang meines Herzens dazu trieb. Das ſah ich wohl troz meiner Jugend ſchon ein, daß ich nicht alle Wiſſenſchaften würde erlernen können; aber was und wie viel ich lernen würde, das war mir eben ſo unbeſtimmt, als mein Gefühl unbeſtimmt war, welches mich zu dieſen Dingen trieb. Mir ſchwebte auch nicht ein beſonderer Nuzen vor, den ich durch mein Beſtreben erreichen wollte, ſondern es war mir nur, als müßte ich ſo thun, als liege etwas innerlich Gültiges und Wichtiges in der Zukunft. Was ich aber im Einzelnen beginnen, und an welchem Ende ich die Sache anfaſſen ſollte, das wußte weder ich, noch wußten es die Meinigen. Ich hatte nicht die geringſte Vorliebe für das eine oder das andere Fach, ſondern es ſchienen alle anſtrebenswerth, und ich hatte keinen Anhaltspunkt, aus dem ich hätte ſchließen können, daß ich zu irgend einem Gegenſtande eine hervorragende Fähigkeit beſäße, ſondern es erſchienen mir alle nicht unüberwindlich. Auch meine Angehörigen konnten kein Merkmal finden, aus dem ſie einen ausſchließlichen Beruf für eine Sache in mir hätten wahrnehmen können.

Nicht die Ungeheuerlichkeit, welche in dieſem Beginnen lag, war es, was die Leute meinem Vater übel nahmen, ſondern ſie ſagten, er hätte mir einen Stand, der der bürgerlichen Geſellſchaft nützlich iſt, befehlen ſollen, damit ich demſelben meine Zeit und mein Leben widme, und einmal mit dem Bewußtſein ſcheiden könne, meine Schuldigkeit gethan zu haben.

Gegen dieſen Einwurf ſagte mein Vater, der Menſch ſei nicht zuerſt der menſchlichen Geſellſchaft wegen da ſondern ſeiner ſelbſt willen. Und wenn jeder ſeiner ſelbſt willen auf die beſte Art da ſei, ſo ſei er es auch für die menſchliche Geſellſchaft. Wen Gott zum beſten Maler auf dieſer Welt geſchaffen hätte, der würde der Menſchheit einen ſchlechten Dienſt thun, wenn er etwa ein Gerichtsmann werden wollte: wenn er der größte Maler wird, ſo thut er auch der Welt den größten Dienſt, wozu ihn Gott erſchaffen hat. Dies zeige ſich immer durch einen innern Drang an, der einen zu einem Dinge führt, und dem man folgen ſoll. Wie könnte man denn ſonſt auch wiſſen, wozu man auf der Erde beſtimmt iſt, ob zum Künſtler zum Feldherrn zum Richter, wenn nicht ein Geiſt da wäre, der es ſagt, und der zu den Dingen führt, in denen man ſein Glück und ſeine Befriedigung findet. Gott lenkt es ſchon ſo, daß die Gaben gehörig vertheilt ſind, ſo daß jede Arbeit gethan wird, die auf der Erde zu thun iſt, und daß nicht eine Zeit eintritt, in der alle Menſchen Baumeiſter ſind. In dieſen Gaben liegen dann auch ſchon die geſellſchaftlichen, und bei großen Künſtlern Rechtsgelehrten Staatsmännern ſei auch immer die Billigkeit Milde Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe. Und aus ſolchen Männern, welche ihren innern Zug am weiteſten ausgebildet, ſeien auch in Zeiten der Gefahr am öfteſten die Helfer und Retter ihres Vaterlandes hervorgegangen.

Es gibt ſolche, die ſagen, ſie ſeien zum Wohle der Menſchheit Kaufleute Ärzte Staatsdiener geworden; aber in den meiſten Fällen iſt es nicht wahr. Wenn nicht der innere Beruf ſie dahin gezogen hat, ſo verbergen ſie durch ihre Ausſage nur einen ſchlechteren Grund, nehmlich daß ſie den Stand als ein Mittel betrachteten, ſich Geld und Gut und Lebensunterhalt zu erwerben. Oft ſind ſie auch ohne weiter über eine Wahl mit ſich zu Rathe zu gehen in den Stand gerathen oder durch Umſtände in ihn geſtoßen worden, und nehmen das Wohl der Menſchheit in den Mund, das ſie bezweckt hätten, um nicht ihre Schwäche zu geſtehen. Dann iſt noch eine eigene Gattung, welche immer von dem öffentlichen Wohle ſpricht. Das ſind die, welche mit ihren eigenen Angelegenheiten in Unordnung ſind. Sie gerathen ſtets in Nöthen, haben ſtets Ärger und Unannehmlichkeiten, und zwar aus ihrem eigenen Leichtſinne; und da liegt es ihnen als Ausweg neben der Hand, den öffentlichen Zuſtänden ihre Lage ſchuld zu geben, und zu ſagen, ſie wären eigentlich recht auf das Vaterland bedacht, und ſie würden alles am beſten in demſelben einrichten. Aber wenn wirklich die Lage kömmt, daß das Vaterland ſie beruft, ſo geht es dem Vaterlande, wie es früher ihren eigenen Angelegenheiten gegangen iſt. In Zeiten der Verirrung ſind dieſe Menſchen die ſelbſtſüchtigſten und oft auch grauſamſten. Es iſt aber auch kein Zweifel, daß es ſolche gibt, denen Gott den Geſellſchaftstrieb und die Geſellſchaftsgaben in beſonderem Maße verliehen hat. Dieſe widmen ſich aus innerem Antriebe den Angelegenheiten der Menſchen, erkennen ſie auch am ſicherſten, finden Freude in den Anordnungen, und opfern oft ihr Leben für ihren Beruf. Aber in der Zeit, in der ſie ihr Leben opfern, ſei ſie lange oder ſei ſie ein Augenblick, empfinden ſie Freude, und dieſe kömmt, weil ſie ihrem innern Andrange nachgegeben haben.

Gott hat uns auch nicht bei unſeren Handlungen den Nuzen als Zweck vorgezeichnet, weder den Nuzen für uns noch für andere, ſondern er hat der Ausübung der Tugend einen eigenen Reiz und eine eigene Schönheit gegeben, welchen Dingen die edlen Gemüther nachſtreben. Wer Gutes thut, weil das Gegentheil dem menſchlichen Geſchlechte ſchädlich iſt, der ſteht auf der Leiter der ſittlichen Weſen ſchon ziemlich tief. Dieſer müßte zur Sünde greifen, ſobald ſie dem menſchlichen Geſchlechte oder ihm Nuzen bringt. Solche Menſchen ſind es auch, denen alle Mittel gelten, und die für das Vaterland für ihre Familie und für ſich ſelber das Schlechte thun. Solche hat man zu Zeiten, wo ſie im Großen wirkten, Staatsmänner geheißen, ſie ſind aber nur Afterſtaatsmänner, und der augenblickliche Nuzen, den ſie erzielten, iſt ein Afternuzen geweſen, und hat ſich in den Tagen des Gerichtes als böſes Verhängniß erwieſen.

Daß bei dem Vater kein Eigennuz herrſchte, beweist der Umſtand, daß er im Rathe der Stadt ein öffentliches Amt unentgeltlich verwaltete, daß er öfter die ganze Nacht in dieſem Amte arbeitete, und daß er bei öffentlichen Dingen immer mit bedeutenden Summen an der Spize ſtand.

Er ſagte, man ſolle mich nur gehen laſſen, es werde ſich aus dem Unbeſtimmten ſchon entwickeln, wozu ich taugen werde, und welche Rolle ich auf der Welt einzunehmen hätte.

Ich mußte meine körperlichen Übungen fortſezen. Schon als ſehr kleine Kinder mußten wir ſo viele körperliche Bewegungen machen, als nur möglich war. Das war einer der Hauptgründe, weßhalb wir im Sommer auf dem Lande wohnten, und der Garten, welcher bei dem Vorſtadthauſe war, war einer der Hauptbeweggründe, weßhalb der Vater das Haus kaufte. Man ließ uns als kleine Kinder gewöhnlich ſo viel gehen und laufen, als wir ſelber wollten, und machte nur ein Ende, wenn wir ſelber aus Müdigkeit ruhten. Es hatte in der Stadt ſich eine Anſtalt entwickelt, in welcher nach einer gewiſſen Ordnung Leibesbewegungen vorgenommen werden ſollten, um alle Theile des Körpers nach Bedürfniß zu üben, und ihrer naturgemäßen Entfaltung entgegen zu führen. Dieſe Anſtalt durfte ich beſuchen, nachdem der Vater den Rath erfahrener Männer eingeholt, und ſich ſelber durch den Augenſchein von den Dingen überzeugt hatte, die da vorgenommen wurden. Für Mädchen beſtand damals eine ſolche Anſtalt nicht, daher ließ der Vater für die Schweſter in einem Zimmer unſerer Wohnung ſo viele Vorrichtungen machen, als er und unſer Hausarzt, der ein Begünſtiger dieſer Dinge war, für nothwendig erachteten, und die Schweſter mußte ſich den Übungen unterziehen, die durch die Vorrichtungen möglich waren. Durch die Erwerbung des Vorſtadthauſes wurde die Sache noch mehr erleichtert. Nicht nur hatten wir mehr Raum im Innern des Hauſes, um alle Vorrichtungen zu Körperübungen in beſſerem und ausgedehnterem Maße anlegen zu können, ſondern es war auch der Hofraum und der Garten da, in denen an ſich körperliche Übungen vorgenommen werden konnten, und die auch weitere Anlagen möglich machten. Daß wir dieſe Sachen ſehr gerne thaten, begreift ſich aus der Feurigkeit und Beweglichkeit der

Jugend von ſelber. Wir hatten ſchon in der Kindheit ſchwimmen gelernt, und gingen im Sommer faſt täglich, ſelbſt da wir in der Vorſtadt wohnten, von wo aus der Weg weiter war, in die Anſtalt, in welcher man ſchwimmen konnte. Selbſt für Mädchen waren damals ſchon eigene Schwimmanſtalten errichtet. Auch außerdem machten wir gerne weite Wege, beſonders im Sommer. Wenn wir im Freien außer der Stadt waren, erlaubten die Eltern, daß ich mit der Schweſter einen beſonderen Umgang halten durfte. Wir übten uns da im Zurücklegen bedeutender Wege oder in Beſteigung eines Berges. Dann kamen wir wieder an den Ort zurück, an welchem uns die Eltern erwarteten. Anfangs ging meiſtens ein Diener mit uns, ſpäter aber, da wir erwachſen waren, ließ man uns allein gehen. Um beſſer und mit mehr Bequemlichkeit für die Eltern an jede beliebige Stelle des Landes außerhalb der Stadt gelangen zu können, ſchaffte der Vater in der Folge zwei Pferde an, und der Knecht, der bisher Gärtner und gelegentlich unſer Aufſeher geweſen war, wurde jezt auch Kutſcher. In einer Reitſchule, in welcher zu verſchiedenen Zeiten Knaben und Mädchen lernen konnten, hatten wir reiten gelernt, und hatten ſpäter unſere beſtimmten Wochentage, an denen wir uns zu gewiſſen Stunden im Reiten üben konnten. Im Garten hatte ich Gelegenheit, nach einem Ziele zu ſpringen, auf ſchmalen Planken zu gehen, auf Vorrichtungen zu klettern, und mit ſteinernen Scheiben nach einem Ziele oder nach größtmöglichſter Entfernung zu werfen. Die Schweſter, ſo ſehr ſie von der Umgebung als Fräulein behandelt wurde, liebte es doch ſehr, bei ſogenannten gröberen häuslichen Arbeiten zuzugreifen, um zu zeigen, daß ſie dieſe Dinge nicht nur verſtehe, ſondern an Kraft auch die noch übertreffe, welche von Kindheit an bei dieſen Arbeiten geweſen ſind. Die Eltern legten ihr bei dieſem Beginnen nicht nur keine Hinderniſſe in den Weg, ſondern billigten es ſogar. Außerdem trieb ſie noch das Leſen ihrer Bücher, machte Muſik, beſonders auf dem Klaviere und auf der Harfe, zu der ſie auch ſang, und mahlte mit Waſſerfarben.

Als ich den lezten Lehrer verlor, der mich in Sprachen unterrichtet hatte, als ich in denjenigen wiſſenſchaftlichen Zweigen, in welchen man einen längeren Unterricht für nöthig gehalten hatte, weil ſie ſchwieriger oder wichtiger waren, ſolche Fortſchritte gemacht hatte, daß man einen Lehrer nicht mehr für nothwendig erachtete, entſtand die Frage, wie es in

Bezug auf meine erwählte wiſſenſchaftliche Laufbahn zu halten ſei, ob man da einen gewiſſen Plan entwerfen, und zu deſſen Ausführung Lehrer annehmen ſollte. Ich bath, man möchte mir gar keinen Lehrer mehr nehmen, ich würde die Sachen ſchon ſelber zu betreiben ſuchen. Der Vater ging auf meinen Wunſch ein, und ich war nun ſehr freudig, keinen Lehrer mehr zu haben, und auf mich allein angewieſen zu ſein.

Ich fragte Männer um Rath, welche einen großen wiſſenſchaftlichen Namen hatten, und gewöhnlich an der einen oder der andern Anſtalt der Stadt beſchäftigt waren. Ich näherte mich ihnen nur, wenn es ohne Verletzung der Beſcheidenheit geſchehen konnte. Da es meiſtens nur eine Anfrage war, die ich in Bezug auf mein Lernen an ſolche Männer ſtellte, und da ich mich nicht in ihren Umgang drängte, ſo nahmen ſie meine Annäherung nicht übel, und die Antwort war immer ſehr freundlich und liebevoll. Auch waren unter den Männern, die gelegentlich in unſer Haus kamen, manche, die in gelehrten Dingen bewandert waren. Auch an dieſe wandte ich mich. Meiſtens betrafen die Anfragen Bücher, und die Folge, in welcher ſie vorgenommen werden ſollten. Ich trieb Anfangs jene Zweige fort, in denen ich ſchon Unterricht erhalten hatte, weil man ſie zu jener Zeit eben als Grundlage einer allgemeinen menſchlichen Bildung betrachtete, nur ſuchte ich zum Theile mehr Ordnung in dieſelben zu bringen, als bisher befolgt worden war, zum Theile ſuchte ich mich auch in jenem Fache auszudehnen, das mir mehr zuzuſagen begann. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß in dem Ganzen doch noch eine ziemliche Ordnung herrſchte, da bei der Unbeſtimmtheit des ganzen Unternehmens die Gefahr ſehr nahe war, in die verſchiedenſten Dinge zerſplittert, und in die kleinſten Kleinlichkeiten verſchlagen zu werden. In Bezug auf die Fächer, die ich eben angefangen hatte, beſuchte ich auch Anſtalten in unſerer Stadt, die ihnen förderlich werden konnten: Bücherſammlungen, Sammlungen von Werkzeugen und namentlich Orte, wo Verſuche gemacht wurden, die ich wegen meiner Unreifheit und wegen Mangel an Gelegenheit und Werkzeugen nie hätte ausführen können. Was ich an Büchern und überhaupt an Lehrmitteln brauchte, ſchaffte der Vater bereitwillig an.

Ich war ſehr eifrig und gab mich manchem einmal ergriffenen Gegenſtande mit all der entzündeten Luſt hin, die der Jugend bei Lieblingsdingen eigen zu ſein pflegt. Obwohl ich bei meinen Beſuchen der öffentlichen Anſtalten zu körperlicher oder geiſtiger Entwickelung, ferner bei den Beſuchen, welche Leute bei uns oder welche wir bei ihnen machten, ſehr viele junge Leute kennen gelernt hatte, ſo war ich doch nie dahin gekommen, ſo ausſchließlich auf bloße Vergnügungen und noch dazu oft unbedeutende erpicht zu ſein, wie ich es bei der größten Zahl der jungen Leute geſehen hatte. Die Vergnügungen, die in unſerem Hauſe vorkamen, wenn wir Leute zum Beſuche bei uns hatten, waren auch immer ernſterer Art. Ich lernte auch viele ältere Menſchen kennen; aber ich achtete damals weniger darauf, weil es bei der Jugend Sitte iſt, ſich mit lebhafter Betheiligung mehr an die anzuſchließen, die ihnen an Jahren näher ſtehen, und das, was an älteren Leuten befindlich iſt, zu überſehen.

Als ich achtzehn Jahre alt war, gab mir der Vater einen Theil meines Eigenthumes aus der Erbſchaft vom Großoheime zur Verwaltung. Ich hatte bis dahin kein Geld zu regelmäßiger Gebarung gehabt, ſondern, wenn ich irgend etwas brauchte, kaufte es der Vater, und zu Dingen von minderem Belange gab mir der Vater das Geld, damit ich ſie ſelber kaufe. Auch zu Vergnügungen bekam ich gelegentlich kleine Beträge. Von nun an aber, ſagte der Vater, werde er mir am erſten Tage eines jeden Monats eine beſtimmte Summe auszahlen, ich ſolle darüber ein Buch führen, er werde dieſe Auszahlungen bei der Verwaltung meines Geſammtvermögens, welche Verwaltung ihm noch immer zuſtehe, in Abrechnung bringen, und ſein Buch und das meinige müßten ſtimmen. Er gab mir einen Zettel, auf welchem der Kreis deſſen aufgezeichnet war, was ich von nun an mit meinen monatlichen Einkünften zu beſtreiten hätte. Er werde mir nie mehr von ſeinem Gelde einen Gegenſtand kaufen, der in den verzeichneten Kreis gehöre. Ich müſſe pünktlich verfahren und haushälteriſch ſein; denn er werde mir auch nie und nicht einmal unter den dringendſten Bedingungen einen Vorſchuß geben. Wenn ich zu ſeiner Zufriedenheit eine Zeit hindurch gewirthſchaftet hätte, dann werde er meinen Kreis wieder erweitern, und er werde nach billigſtem Ermeſſen ſehen, in welcher Zeit er mir auch vor der erreichten geſetzlichen Mündigkeit meine Angelegenheiten ganz in die Hände werde geben können.

2.

Der Wanderer.

Ich verfuhr mit der Rente, welche mir der Vater ausgeſezt hatte, gut. Daher wurde nach einiger Zeit mein Kreis erweitert, wie es der Vater verſprochen hatte. Ich ſollte von nun an nicht blos nur einen Theil meiner Bedürfniſſe von dem zugewieſenen Einkommen decken, ſondern alle. Deßhalb wurde meine Rente vergrößert. Der Vater zahlte ſie mir von nun an auch nicht mehr monatlich ſondern vierteljährig aus, um mich an größere Zeitabſchnitte zu gewöhnen. Sie mir halbjährig oder gar nach ganzen Jahren einzuhändigen wollte er nicht wagen, damit ich doch nicht etwa in Unordnungen geriethe. Er gab mir nicht die ganzen Zinſen von der Erbſchaft des Großoheims ſondern nur einen Theil, den andern Theil legte er zu der Hauptſumme, ſo daß mein Eigenthum wuchs, wenn ich auch von meiner Rente nichts erübrigte. Als Beſchränkung blieb die Einrichtung, daß ich in dem Hauſe meiner Eltern wohnen, und an hrem Tiſche ſpeiſen mußte. Es ward dafür ein Preis feſtgeſezt, den ich alle Vierteljahre zu entrichten hatte. Jedes andere Bedürfniß, Kleider Bücher Geräthe oder was es immer war, durfte ich nach meinem Ermeſſen und nach meiner Einſicht befriedigen.

Die Schweſter erhielt auch Befugniſſe in Hinſicht hres Theiles der Erbſchaft des Großoheims, in ſo weit ſie ſich für ein Mädchen ſchickten.

Wir waren über dieſe Einrichtung ſehr erfreut, nd beſchloſſen, nach dem Wunſche und dem Willen er Eltern zu verfahren, um ihnen Freude zu machen.

Ich ging, nachdem ich in den verſchiedenen Zwei- en der Kenntniſſe, die ich zulezt mit meinen Lehrern etrieben hatte, und welche als allgemein nothwendige Kenntniſſe für einen gebildeten Menſchen gelten, nach mehreren Richtungen gearbeitet hatte, auf die Mathematik über. Man hatte mir immer geſagt, ſie ſei die chwerſte und herrlichſte Wiſſenſchaft, ſie ſei die Grund- age zu allen übrigen, in ihr ſei alles wahr, und was man aus ihr habe, ſei ein bleibendes Beſizthum für das ganze Leben. Ich kaufte mir die Bücher, die man mir rieth, um von den Vorkenntniſſen, die ich bereits hatte, ausgehen, und zu dem Höheren immer weiter ſtreben zu können. Ich kaufte mir eine ſehr große Schiefertafel, um auf ihr meine Arbeiten ausführen zu können. So ſaß ich nun in manchen Stunden, die zum Erlernen von Kenntniſſen beſtimmt waren, an meinem Tiſche, und rechnete. Ich ging den Gängen der Männer nach, welche die Geſtaltungen dieſer Wiſſenſchaft nach und nach erfunden hatten, und von dieſen Geſtaltungen zu immer weiteren geführt worden waren. Ich ſezte mir beſtimmte Zeiträume feſt, in welchen ich vom Weitergehen abließ, um das bis dahin Errungene wiederholen, und meinem Gedächtniſſe einprägen zu können, ehe ich zu ferneren Theilen vorwärts ſchritt. Die Bücher, welche ich nach und nach durchnehmen wollte, hatte ich in der Ordnung auf einem Bücherbrett aufgeſtellt. Ich war nach einer verhältnißmäßigen Zeit in ziemlich ſchwierige Abtheilungen des höheren Gebiethes dieſer Wiſſenſchaft vorgerückt.

Der Vater erlaubte mir endlich, zuweilen im Sommer eine Zeit hindurch entfernt von den Eltern auf irgend einem Punkte des Landes zu wohnen. Zum erſten Aufenthalte dieſer Art wurde das Landhaus eines Freundes meines Vaters nicht gar ferne von der

Stadt erwählt. Ich erhielt ein Zimmerchen in dem
berſten Theile des Hauſes, deſſen Fenſter auf die
ahen Weinberge und zwiſchen ihren Senkungen durch
uf die entfernten Gebirge gingen. Die Frau des
auſes gab mir in ſehr kurzen Zwiſchenzeiten immer
rneuerte ſchneeweiße Fenſtervorhänge. Sehr oft ka-
en die Eltern heraus, beſuchten mich und brachten
en Tag auf dem Lande zu. Sehr oft ging ich auch
ihnen in die Stadt, und blieb manchmal ſogar
ber Nacht in ihrem Hauſe.

Der zweite Aufenthalt im nächſt darauf folgenden
ommer war viel weiter von der Stadt entfernt in
em Hauſe eines Landmanns. Man hat häufig in
en Häuſern unſerer Landleute, in welchen alle Wohn-
uben und andere Räumlichkeiten ebenerdig ſind,
ch noch ein Geſchoß über dieſen Räumlichkeiten, in
elchem ſich ein oder mehrere Gemächer befinden.
nter dieſen Gemächern iſt auch die ſogenannte
ere Stube. Häufig iſt ſie blos das einzige Ge-
ach des erſten Geſchoſſes. Die obere Stube iſt
wiſſermaßen das Prunkzimmer. In ihr ſtehen die
höneren Betten des Hauſes, gewöhnlich zwei, in ihr
hen die Schreine mit den ſchönen Kleidern, in ihr
ingen die Scheiben- und Jagdgewehre des Mannes,

wenn er dergleichen hat, ſo wie die Preiſe, die er im Schießen etwa ſchon gewonnen, in ihr ſind die ſchöneren Geſchirre der Frau, beſonders wenn ſie Krüge aus Zinn oder etwas aus Porzellan hat, und in ihr ſind auch die beſſeren Bilder des Hauſes und ſonſtige Zierden, zum Beiſpiel ein ſchönes Jeſukindlein aus Wachs, welches in weißem feinem Flaume liegt. In einer ſolchen oberen Stube des Hauſes eines Landmanns wohnte ich. Das Haus war ſo weit von der Stadt entfernt, daß ich die Eltern nur ein einziges Mal mit Benuzung des Poſtwagens beſuchen konnte, ſie aber gar nie zu mir kamen.

Dieſer Aufenthalt brachte Veränderungen in mir hervor.

Weil ich mit den Meinigen nicht zuſammen kommen konnte, ſo lebte die Sehnſucht nach Mittheilung viel ſtärker in mir, als wenn ich zu Hauſe geweſen wäre, und ſie jeden Augenblick hätte befriedigen können. Ich ſchritt alſo zu ausführlichen Briefen und Berichten. Ich hatte bisher immer aus Büchern gelernt, deren ich mir bereits eine ziemliche Menge in meine Bücherkäſten von meinem Gelde gekauft hatte; aber ich hatte mich nie geübt, etwas ſelber in größerem Zuſammenhange zuſammen zu ſtellen. Jezt mußte ich es thun, ich that es gerne, und freute mich, nach und nach die Gabe der Darſtellung und Erzählung in mir wachſen zu fühlen. Ich ſchritt zu immer zuſammengeſezteren und geordneteren Schilderungen.

Auch eine andere Veränderung trat ein.

Ich war ſchon als Knabe ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge geweſen, wie ſie ſich ſo in der Schöpfung oder in dem geregelten Gange des menſchlichen Lebens darſtellte. Dies war oft eine große Unannehmlichkeit für meine Umgebung geweſen. Ich fragte unaufhörlich um die Namen der Dinge um ihr Herkommen und ihren Gebrauch, und konnte mich nicht beruhigen, wenn die Antwort eine hinausſchiebende war. Auch konnte ich es nicht leiden, wenn man einen Gegenſtand zu etwas Anderem machte, als er war. Beſonders kränkte es mich, wenn er, wie ich meinte, durch ſeine Veränderung ſchlechter wurde. Es machte mir Kummer, als man einmal einen alten Baum des Gartens fällte, und ihn in lauter Klöze zerlegte. Die Klöze waren nun kein Baum mehr, und da ſie morſch waren, konnte man keinen Schemel keinen Tiſch kein Kreuz kein Pferd daraus ſchnizen. Als ich einmal das offene Land kennen gelernt, und Fichten und Tannen auf den Bergen ſtehen geſehen hatte, thaten mir jederzeit die Bretter leid, aus denen etwas in unſerem Hauſe verfertigt wurde, weil ſie einmal ſolche Fichten und Tannen geweſen waren. Ich fragte den Vater, wenn wir durch die Stadt gingen, wer die große Kirche des heiligen Stephan gebaut habe, warum ſie nur einen Thurm habe, warum dieſer ſo ſpitzig ſei, warum die Kirche ſo ſchwarz ſei, wem dieſes oder jenes Haus gehöre, warum es ſo groß ſei, weßhalb ſich an einem andern Hauſe immer zwei Fenſter neben einander befänden, und in einem weiteren Hauſe zwei ſteinerne Männer das Sims des Hausthores tragen. Der Vater beantwortete ſolche Fragen je nach ſeinem Wiſſen. Bei einigen äußerte er nur Muthmaßungen, bei anderen ſagte er, er wiſſe es nicht. Wenn wir auf das Land kamen, wollte ich alle Gewächſe und Steine kennen, und fragte um die Namen der Landleute und der Hunde. Der Vater pflegte zu ſagen, ich müßte einmal ein Beſchreiber der Dinge werden, oder ein Künſtler, welcher aus Stoffen Gegenſtände fertigt, an denen er ſo Antheil nimmt, oder wenigſtens ein Gelehrter, der die Merkmale und Beſchaffenheiten der Sachen erforſcht.

Dieſe Eigenſchaft nun führte mich, da ich auf dem Lande wohnte, in eine beſondere Richtung. Ich legte die Mathematik weg, und widmete mich der Betrachtung meiner Umgebungen. Ich fing an, bei allen Vorkommniſſen des Hauſes, in dem ich wohnte, zuzuſehen. Ich lernte nach und nach alle Werkzeuge und ihre Beſtimmungen kennen. Ich ging mit den Arbeitern auf die Felder auf die Wieſen und in die Wälder, und arbeitete gelegentlich ſelber mit. Ich lernte in kurzer Zeit auf dieſe Weiſe die Behandlung und Gewinnung aller Bodenerzeugniſſe des Landſtriches, auf dem ich wohnte, kennen. Auch ihre erſte ländliche Verarbeitung zu Kunſterzeugniſſen ſuchte ich in Erfahrung zu bringen. Ich lernte die Bereitung des Weines aus Trauben kennen, des Garnes und der Leinwand aus Flachs des Butters und des Käſes aus der Milch des Mehles und Brotes aus dem Getreide. Ich merkte mir die Namen, womit die Landleute ihre Dinge benannten, und lernte bald die Merkmale kennen, aus denen man die Güte oder den geringeren Werth der Bodenerzeugniſſe oder ihre nächſten Umwandlungen beurtheilen konnte. Selbſt in Geſpräche, wie man dieſes oder jenes auf eine vielleicht zweckmäßigere Weiſe hervorbringen könnte, ließ ich mich ein, fand aber da einen hartnäckigen Widerſtand.

Als ich dieſe Hervorbringung der erſten Erzeugniſſe in jenem Striche des Landes, in welchem ich mich aufhielt, kennen gelernt hatte, ging ich zu den Gegenſtänden des Gewerbfleißes über. Nicht weit von meiner Wohnung war ein weites flaches Thal, das von einem Waſſer durchſtrömt war, welches ſich durch ſeine gleichbleibende Reichhaltigkeit und dadurch, daß es im Winter nicht leicht zufror, beſonders zum Treiben von Werken eignete. In dem Thale waren daher mehrere Fabriken zerſtreut. Sie gehörten meiſtens zu anſehnlichen Handelshäuſern. Die Eigenthümer lebten in der Stadt, und beſuchten zuweilen ihre Werke, die von einem Verwalter oder Geſchäftsleiter verſehen wurden. Ich beſuchte nach und nach alle dieſe Fabriken, und unterrichtete mich über die Erzeugniſſe, welche da hervorgebracht wurden. Ich ſuchte den Hergang kennen zu lernen, durch welchen der Stoff in die Fabrik geliefert wurde, durch welchen er in die erſte Umwandlung, von dieſer in die zweite, und ſo durch alle Stufen geführt wurde, bis er als leztes Erzeugniß der Fabrik hervorging. Ich lernte hier die Güte der einlangenden Rohſtoffe kennen, und wurde auf die Merkmale aufmerkſam gemacht, aus denen auf eine vorzügliche Beſchaffenheit der endlich in der Fabrik fertig gewordenen Erzeugniſſe geſchloſſen werden konnte. Ich lernte auch die Mittel und Wege kennen, durch welche die Umwandlungen, die die Stoffe nach und nach zu erleiden hatten, bewirkt wurden. Die Maſchinen, welche hiezu größtentheils verwendet wurden, waren mir durch meine bereits erworbenen Vorkenntniſſe in ihren allgemeinen Einrichtungen ſchon bekannt. Es war mir daher nicht ſchwer, ihre beſonderen Wirkungen zu den einzelnen Zwecken, die hier erreicht werden ſollten, einſehen zu lernen. Ich ging durch die Gefälligkeit der dabei Angeſtellten alle Theile durch, bis ich das Ganze ſo vor mir hatte, und zuſammen begreifen konnte, als hätte ich es als Zeichnung auf dem Papier liegen, wie ich ja bisher alle Einrichtungen ſolcher Art nur aus Zeichnungen kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

In ſpäterer Zeit begann ich, die Naturgeſchichte zu betreiben. Ich fing bei der Pflanzenkunde an. Ich ſuchte zuerſt zu ergründen, welche Pflanzen ſich in der Gegend befänden, in welcher ich mich aufhielt. Zu dieſem Zwecke ging ich nach allen Richtungen aus, und beſtrebte mich, die Standorte und die Lebensweiſe der verſchiedenen Gewächſe kennen zu lernen, und alle Gattungen zu ſammeln. Welche ich mit mir tragen konnte, und welche nur einiger Maßen aufzubewahren waren, nahm ich mit in meine Wohnung. Von ſolchen, die ich nicht von dem Orte bringen konnte, wozu beſonders die Bäume gehörten, machte ich mir Beſchreibungen, welche ich zu der Sammlung einlegte. Bei dieſen Beſchreibungen, die ich immer nach allen ſich mir darbiethenden Eigenſchaften der Pflanzen machte, zeigte ſich mir die Erfahrung, daß nach meiner Beſchreibung andere Pflanzen in eine Gruppe zuſammen gehörten, als welche von den Pflanzenkundigen als zuſammengehörig aufgeführt wurden. Ich bemerkte, daß von den Pflanzenlehrern die Eintheilungen der Pflanzen nur nach einem oder einigen Merkmalen, zum Beiſpiele nach den Samenblättern oder nach den Blüthentheilen gemacht wurden, und daß da Pflanzen in einer Gruppe beiſammen ſtehen, welche in ihrer ganzen Geſtalt und in ihren meiſten Eigenſchaften ſehr verſchieden ſind. Ich behielt die herkömmlichen Eintheilungen bei, und hatte aber auch meine Beſchreibungen daneben. In dieſen Beſchreibungen ſtanden die Pflanzen nach ſinnfälligen Linien, und, wenn ich mich ſo ausdrücken dürfte, nach ihrer Bauführung beiſammen.

Bei den Mineralien, welche ich mir ſammelte, gerieth ich beinahe in dieſelbe Lage. Ich hatte mir ſchon ſeit meiner Kinderzeit manche Stücke zu erwerben geſucht. Faſt immer waren dieſelben aus anderen Sammlungen gekauft oder geſchenkt worden. Sie waren ſchon Sammlungsſtücke, hatten meiſtens das Papierſtückchen mit ihrem Namen auf ſich aufgeklebt. Auch waren ſie wo möglich immer im Kriſtallzuſtande. Das Siſtem von Mohs hatte einmal großes Aufſehen gemacht, ich war durch meine mathematiſchen Arbeiten darauf geführt worden, hatte es kennen und lieben gelernt. Allein da ich jezt meine Mineralien in der Gegend meines Aufenthaltes ſuchte, und zuſammen trug, fand ich ſie weit öfter in unkriſtalliſirtem Zuſtande als in kriſtalliſirtem, und ſie zeigten da allerlei Eigenſchaften für die Sinne, die ſie dort nicht haben. Das Kriſtalliſiren der Stoffe, welches das Siſtem von Mohs vorausſetzt, kam mir wieder wie ein Blühen vor, und die Stoffe ſtanden nach dieſen Blüthen beiſammen. Ich konnte nicht laſſen, auch hier neben den Eintheilungen, die gebräuchlich waren, mir ebenfalls meine Beſchreibungen zu machen.

Ungefähr eine Meile von unſerer Stadt liegt gegen Sonnenuntergang hin eine Reihe von ſchönen Hügeln. Dieſe Hügel ſezen ſich in Stufenfolgen und nur hie und da von etwas größeren Ebenen unterbrochen immer weiter nach Sonnenuntergang fort, bis ſie endlich in höher gelegenes noch hügligeres Land das ſogenannte Oberland übergehen. In der Nähe der Stadt ſind die Hügel mehrfach von Landhäuſern beſezt und mit Gärten und Anlagen geſchmückt, in weiterer Entfernung werden ſie ländlicher. Sie tragen Weinreben oder Felder auf ihren Seiten, auch Wieſen ſind zu treffen, und die Gipfel oder auch manche Rückenſtrecken ſind mit laubigen mehr buſch- als baumartigen Wäldern beſezt. Die Bäche und ſonſtigen Gewäſſer ſind nicht gar häufig, und oft traf ich im Sommer zwiſchen den Hügeln, wenn mich Durſt oder Zufall hinab führte, das ausgetrocknete mit weißen Steinen gefüllte Bett eines Baches. In dieſem Hügellande war mein Aufenthalt, und in demſelben rückte ich immer weiter gegen Sonnenuntergang vor. Ich ſtreifte weit und breit herum, und war oft mehrere Tage von meiner Wohnung abweſend. Ich ging die einſamen Pfade, welche zwiſchen den Feldern oder Weingeländen hinliefen, und ſich von Dorf zu Dorf von Ort zu Ort zogen, und manche Meilen ja Tagereiſen in ſich begriffen. Ich ging auf den abgelegenen Waldpfaden, die in Stammholz oder Gebüſchen verborgen waren, und nicht ſelten im Laubwerk Gras oder Geſtrippe ſpurlos endeten. Ich durchwanderte oft auch ohne Pfad Wieſen Wald und ſonſtige Landflächen, um die Gegenſtände zu finden, welche ich ſuchte. Daß wenige von unſeren Stadtbewohnern auf ſolche Wege kommen, iſt begreiflich, da ſie nur kurze Zeit zu dem Genuſſe des Landlebens ſich gönnen können, und in derſelben auf den breiten herkömmlichen Straßen des Landvergnügens bleiben, und von anderen Pfaden nichts wiſſen. An der Mittagſeite war das ganze Hügelland viele Meilen lang von Hochgebirge geſäumt. Auf einer Stelle der Baſteien unſerer Stadt kann man zwiſchen Häuſern und Bäumen ein Fleckchen Blau von dieſem Gebirge ſehen. Ich ging oft auf jener Baſtei, ſah oft dieſes kleine blaue Fleckchen, und dachte nichts weiter, als: das iſt das Gebirge. Selbſt da ich von dem Hauſe meines erſten Sommeraufenthaltes einen Theil des Hochgebirges erblickte, achtete ich nicht weiter darauf. Jezt ſah ich zuweilen mit Vergnügen von einer Anhöhe oder von dem Gipfel eines Hügels ganze Strecken der blauen Kette, welche in immer undeutlicheren Gliedern ferner und ferner dahin lief. Oft, wenn ich durch wildes Geſtrippe plözlich auf einen freien Abriß kam, und mir die Abendröthe entgegen ſchlug, weithin das Land in Duft und rothen Rauch legend, ſo ſezte ich mich nieder, ließ das Feuerwerk vor mir verglimmen, und es kamen allerlei Gefühle in mein Herz.

Wenn ich wieder in das Haus der Meinigen zurückkehrte, wurde ich recht freudig empfangen, und die Mutter gewöhnte ſich an meine Abweſenheiten, da ich ſtets gereifter von ihnen zurück kam. Sie und die Schweſter halfen mir nicht ſelten, die Sachen, die ich mitbrachte, aus ihren Behältniſſen auspacken, damit ich ſie in den Räumen, die hiezu beſtimmt waren, ordnen konnte.

So war endlich die Zeit gekommen, in welcher es der Vater für gerathen fand, mir die ganze Rente der Erbſchaft des Großoheims zu freier Verfügung zu übertragen. Er ſagte, ich könne mit dieſem Einkommen verfahren, wie es mir beliebe, nur müßte ich damit ausreichen. Er werde mir auf keine Weiſe aus dem Seinigen etwas beitragen, noch mir je Vorſchüſſe machen, da meine Jahreseinnahme ſo reichlich ſei, daß ſie meine jezigen Bedürfniſſe, ſelbſt wenn ſie noch um Vieles größer würden, nicht nur hinlänglich decke, ſondern daß ſie ſelbſt auch manche Vergnügungen beſtreiten könne, und daß doch noch etwas übrig bleiben dürfte. Es liege ſomit in meiner Hand, für die Zukunft, die etwa größere Ausgaben bringen könnte, mir auch eine größere Einnahme zu ſichern. Meine Wohnung und meinen Tiſch dürfe ich nicht mehr, wenn ich nicht wolle, in dem Hauſe der Eltern nehmen, ſondern wo ich immer wollte. Das Stammvermögen ſelber werde er an dem Orte, an welchem es ſich bisher befand, liegen laſſen. Er fügte bei, er werde mir dasſelbe, ſobald ich das vier und zwanzigſte Jahr erreicht habe, einhändigen. Dann könne ich es nach meinem eigenen Ermeſſen verwalten. „Ich rathe dir aber,“ fuhr er fort, „dann nicht nach einer größeren Rente zu geizen, weil eine ſolche meiſtens nur mit einer größeren Unſicherheit des Stammvermögens zu erzielen iſt. Sei immer deines Grundvermögens ſicher, und mache die dadurch entſtehende kleinere Rente durch Mäßigkeit größer. Sollteſt du den Rath deines Vaters einholen wollen, ſo wird dir derſelbe nie entzogen werden. Wenn ich ſterbe, oder freiwillig aus den Geſchäften zurück trete, ſo werdet ihr beide auch noch von mir eine Vermehrung eures Eigenthums erhalten. Wie groß dieſelbe ſein wird, kann ich noch nicht ſagen, ich bemühe mich, durch Vorſicht und durch gut gegründete Geſchäftsführung ſie ſo groß als möglich und auch ſo ſicher als möglich zu machen; aber alle ſtehen wir in der Hand des Herrn, und er kann durch Ereigniſſe, welche kein Menſchenauge vorher ſehen kann, meine Vermögensumſtände bedeutend verändern. Darum ſei weiſe, und gebahre mit dem Deinigen, wie du bisher zu meiner und zur Befriedigung deiner Mutter gethan haſt.“

Ich war gerührt über die Handlungsweiſe meines Vaters, und dankte ihm von ganzem Herzen. Ich ſagte, daß ich mich ſtets beſtreben werde, ſeinem Vertrauen zu entſprechen, daß ich ihn inſtändig um ſeinen Rath bitte, und daß ich in Vermögensangelegenheiten wie in anderen nie gegen ihn handeln, und daß ich auch nicht den kleinſten Schritt thun wolle, ohne nach dieſem Rath zu verlangen. Eine Wohnung außer dem Hauſe zu beziehen, ſolange ich in unſerer Stadt lebe, wäre mir ſehr ſchmerzlich, und ich bitte in dem Hauſe meiner Eltern und an ihrem Tiſche bleiben zu dürfen, ſolange Gott nicht ſelber durch irgend eine Schickung eine Änderung herbei führe.

Der Vater und die Mutter waren über dieſe Worte erfreut. Die Mutter ſagte, daß ſie mir zu meiner bisherigen Wohnung, die mir doch als einem nunmehr ſelbſtſtändigen Manne beſonders bei meinen jezigen

Verhältniſſen zu klein werden dürfte, noch einige Räumlichkeiten zugeben wolle, ohne daß darum der Preis unverhältnißmäßig wachſe. Ich war natürlicher Weiſe mit Allem einverſtanden. Ich mußte gleich mit der Mutter gehen, und die mir zugedachte Vergrößerung der Wohnung beſehen. Ich dankte ihr für ihre Sorgfalt. Schon in den nächſten Tagen richtete ich mich in der neuen Wohnung ein.

Den Winter benutzte ich zum Theile mit Vorbereitungen, um im nächſten Sommer wieder große Wanderungen machen zu können. Ich hatte mir vorgenommen, nun endlich einmal das Hochgebirge zu beſuchen, und in ihm ſo weit herum zu gehen, als es mir zuſagen würde.

Als der Sommer gekommen war, fuhr ich von der Stadt auf dem kürzeſten Wege in das Gebirge. Von dem Orte meiner Ankunft aus wollte ich dann in ihm längs ſeiner Richtung von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang zu Fuße fort wandern. Ich begab mich ſofort auf meinen Weg. Ich ging den Thälern entlang, ſelbſt wenn ſie von meiner Richtung abwichen, und allerlei Windungen verfolgten. Ich ſuchte nach ſolchen Abſchweifungen immer meinen Hauptweg wieder zu gewinnen. Ich ſtieg auch auf Bergjoche, und ging auf der entgegengeſezten Seite wieder in das Thal hinab. Ich erklomm manchen Gipfel, und ſuchte von ihm die Gegend zu ſehen, und auch ſchon die Richtung zu erſpähen, in welcher ich in nächſter Zeit vordringen würde. Im Ganzen hielt ich mich ſtets, ſoweit es anging, nach dem Hauptzuge des Gebirges, und wich von der Waſſerſcheide ſo wenig als möglich ab.

In einem Thale an einem ſehr klaren Waſſer ſah ich einmal einen todten Hirſch. Er war gejagt worden, eine Kugel hatte ſeine Seite getroffen, und er mochte das friſche Waſſer geſucht haben, um ſeinen Schmerz zu kühlen. Er war aber an dem Waſſer geſtorben. Jezt lag er an demſelben ſo, daß ſein Haupt in den Sand gebettet war, und ſeine Vorderfüße in die reine Fluth ragten. Ringsum war kein lebendiges Weſen zu ſehen. Das Thier gefiel mir ſo, daß ich ſeine Schönheit bewunderte, und mit ihm großes Mitleid empfand. Sein Auge war noch kaum gebrochen, es glänzte noch in einem ſchmerzlichen Glanze, und dasſelbe, ſo wie das Antliz, das mir faſt ſprechend erſchien, war gleichſam ein Vorwurf gegen ſeine Mörder. Ich grif den Hirſch an, er war noch nicht kalt. Als ich eine Weile bei dem todten Thiere geſtanden war, hörte ich Laute in den Wäldern des

Gebirges, die wie Jauchzen und wie Heulen von Hunden klangen. Dieſe Laute kamen näher, waren deutlich zu erkennen, und bald ſprang ein Paar ſchöner Hunde über den Bach, denen noch einige folgten. Sie näherten ſich mir. Als ſie aber den fremden Mann bei dem Wilde ſahen, blieben einige in der Entfernung ſtehen, und bellten heftig gegen mich, während andere heulend weite Kreiſe um mich zogen, in ihnen dahin flogen, und in Eilfertigkeit ſich an Steinen überſchlugen, und überſtürzten. Nach geraumer Zeit kamen auch Männer mit Schießgewehren. Als ſich dieſe dem Hirſche genähert hatten, und neben mir ſtanden, kamen auch die Hunde herzu, hatten vor mir keine Scheu mehr, beſchnupperten mich, und bewegten ſich, und zitterten um das Wild herum. Ich entfernte mich, nachdem die Jäger auf dem Schauplaze erſchienen waren, ſehr bald von ihm.

Bisher hatte ich keine Thiere zu meinen Beſtrebungen in der Naturgeſchichte aufgeſucht, obwohl ich die Beſchreibungen derſelben eifrig geleſen und gelernt hatte. Dieſe Vernachläſſigung der leiblichen wirklichen Geſtalt war bei mir ſo weit gegangen, daß ich, ſelbſt da ich einen Theil des Sommers ſchon auf dem Lande zubrachte, noch immer die Merkmale von Ziegen Schaſen Kühen aus meinen Abbildungen nicht nach den Geſtalten ſuchte, die vor mir wandelten.

Ich ſchlug jezt einen andern Weg ein. Der Hirſch, den ich geſehen hatte, ſchwebte mir immer vor den Augen. Er war ein edler gefallner Held, und war ein reines Weſen. Auch die Hunde ſeine Feinde erſchienen mir berechtigt wie in ihrem Berufe. Die ſchlanken ſpringenden und gleichſam geſchnellten Geſtalten blieben mir ebenfalls vor den Augen. Nur die Menſchen, welche das Thier geſchoſſen hatten, waren mir widerwärtig, da ſie daraus gleichſam ein Feſt gemacht hatten. Ich fing von der Stunde an, Thiere ſo aufzuſuchen und zu betrachten, wie ich bisher Steine und Pflanzen aufgeſucht und betrachtet hatte. Sowohl jezt, da ich noch in dem Gebirge war, als auch ſpäter zu Hauſe und bei meinen weiteren Wanderungen betrachtete ich Thiere, und ſuchte ihre weſentlichen Merkmale ſowohl an ihrem Leibe als auch an ihrer Lebensart und Beſtimmung zu ergründen. Ich ſchrieb das, was ich geſehen hatte, auf, und verglich es mit den Beſchreibungen und Eintheilungen, die ich in meinen Büchern fand. Da geſchah es wieder, daß ich mit dieſen Büchern in Zwieſpalt gerieth, weil es meinen Augen widerſtrebte, Thiere nach Zehen oder anderen

Dingen in einer Abtheilung beiſammen zu ſehen, die in ihrem Baue nach meiner Meinung ganz verſchieden waren. Ich ſtellte daher nicht wiſſenſchaftlich aber zu meinem Gebrauche eine andere Eintheilung zuſammen.

Einen beſondern Zweck, den ich bei dem Beſuche des Gebirges befolgen wollte, hatte ich dieſes erſte Mal nicht, außer was ſich zufällig fand. Ich war nur im Allgemeinen in das Gebirge gegangen, um es zu ſehen. Als daher dieſer erſte Drang etwas geſättigt war, begab ich mich auf dem nächſten Wege in das flache Land hinaus, und fuhr auf dieſem wieder nach Hauſe.

Allein der kommende Sommer lockte mich abermals in das Gebirge. Hatte ich das erſte Mal nur im Allgemeinen geſchaut, und waren die Eindrücke wirkend auf mich heran gekommen, ſo ging ich jezt ſchon mehr in das Einzelne, ich war meiner ſchon mehr Herr, und richtete die Betrachtung auf beſondere Dinge. Viele von ihnen drängten ſich an meine Seele. Ich ſaß auf einem Steine, und ſah die breiten Schattenflächen und die ſcharfen oft gleichſam mit einem Meſſer in ſie geſchnittenen Lichter. Ich dachte nach, weßhalb die Schatten hier ſo blau ſeien und die Lichter ſo kräftig und das Grün ſo feurig und die Wäſſer ſo blitzend. Mir fielen die Bilder meines Vaters ein, auf denen Berge gemalt waren, und mir wurde es, als hätte ich ſie mitnehmen ſollen, um vergleichen zu können. Ich blieb in kleinen Ortſchaften zuweilen länger, und betrachtete die Menſchen, ihr tägliches Gewerbe ihr Fühlen ihr Reden Denken und Singen. Ich lernte die Zither kennen, betrachtete ſie, unterſuchte ſie, und hörte auf ihr ſpielen, und zu ihr ſingen. Sie erſchien mir als ein Gegenſtand, der nur allein in die Berge gehört, und mit den Bergen Eins iſt. Die Wolken, ihre Bildung ihr Anhängen an die Bergwände ihr Suchen der Bergſpitzen ſo wie die Verhältniſſe des Nebels und ſeine Neigung zu den Bergen waren mir wunderbare Erſcheinungen.

Ich beſtieg in dieſem Sommer auch einige hohe Stellen, ich ließ mich von den Führern nicht blos auf das Eis der Gletſcher geleiten, welches mich ſehr anregte, und zur Betrachtung aufforderte, ſondern beſtieg auch mit ihrer Hilfe die höchſten Zinnen der Berge.

Ich ſah die Überreſte einer alten untergegangenen Welt in den Marmoren, die in dem Gebirge vorkommen, und die man in manchen Thälern zu ſchleifen verſteht. Ich ſuchte beſondere Arten aufzufinden, und ſendete ſie nach Hauſe. Den ſchönen Enzian hatte ich im früheren Sommer ſchon der Schweſter in meinen Pflanzenbüchern gebracht, jezt brachte ich ihr auch Alpenroſen und Edelweis. Von der Zirbelkiefer und dem Knieholze nahm ich die zierlichen Früchte. So verging die Zeit, und ſo kam ich bereichert nach Hauſe.

Ich ging von nun an jeden Sommer in das Gebirge.

Wenn ich von den Zimmern meiner Wohnung in dem Hauſe meiner Eltern nach einem dort verbrachten Winter gegen den Himmel blickte, und nicht mehr ſo oft an demſelben die grauen Wolken und den Nebel ſah, ſondern öfter ſchon die blauen und heiteren Lüfte, wenn dieſe durch ihre Farbe ſchon gleichſam ihre größere Weichheit ankündigten, wenn auf den Mauern und Schornſteinen und Ziegeldächern, die ich nach vielen Richtungen überſehen konnte, ſchon immer kräftigere Tafeln von Sonnenſchein lagen, kein Schnee ſich mehr blicken ließ, und an den Bäumen unſeres Gartens die Knospen ſchwollen: ſo mahnte es mich bereits in das Freie. Um dieſem Drange nur vorläufig zu genügen, ging ich gerne aus der Stadt, und erquickte mich an der offenen Weite der Wieſen der

Felder der Weinberge. Wenn aber die Bäume blühten, und das erſte Laub ſich entwickelte, ging ich ſchon dem Blau der Berge zu, wenngleich ihre Wände noch von manigfaltigem Schnee erglänzten. Ich erwählte mir nach und nach verſchiedene Gegenden, an denen ich mich aufhielt, um ſie genau kennen zu lernen, und zu genießen.

Mein Vater hatte gegen dieſe Reiſen nichts, auch war er mit der Art, wie ich mit meinem Einkommen gebahrte, ſehr zufrieden. Es blieb nehmlich in jedem Jahre ein Erkleckliches über, was zu dem Grundvermögen gethan werden konnte. Ich ſpürte deßohngeachtet in meiner Lebensweiſe keinen Abgang. Ich ſtrebte nach Dingen, die meine Freude waren, und wenig koſteten, weit weniger als die Vergnügungen, denen meine Bekannten ſich hingaben. Ich hatte in Kleidern Speiſe und Trank die größte Einfachheit, weil es meiner Natur ſo zuſagte, weil wir zur Mäßigkeit erzogen waren, und weil dieſe Gegenſtände, wenn ich ihnen große Aufmerkſamkeit hätte ſchenken ſollen, mich von meinen Lieblingsbeſtrebungen abgelenkt hätten. So ging alles gut, Vater und Mutter freuten ſich über meine Ordnung, und ich freute mich über ihre Freude.

Da verfiel ich eines Tages auf das Zeichnen. Ich könnte mir ja meine Naturgegenſtände, dachte ich, eben ſo gut zeichnen als beſchreiben, und die Zeichnung ſei am Ende noch ſogar beſſer als die Beſchreibung. Ich erſtaunte, weßhalb ich denn nicht ſogleich auf den Gedanken gerathen ſei. Ich hatte wohl früher immer gezeichnet, aber mit mathematiſchen Linien, welche nach Rechnungsgeſezen entſtanden, Flächen und Körper in der Meßkunſt darſtellten, und mit Zirkel und Richtſcheit gemacht worden waren. Ich wußte wohl recht gut, daß man mit Linien alle möglichen Körper darſtellen könne, und hatte es an den Bildern meines Vaters vollführt geſehen: aber ich hatte nicht weiter darüber gedacht, da ich in einer andern Richtung beſchäftigt war. Es mußte dieſe Vernachläſſigung von einer Eigenſchaft in mir herrühren, die ich in einem hohen Grade beſaß, und die man mir zum Vorwurfe machte. Wenn ich nehmlich mit einem Gegenſtande eifrig beſchäftigt war, ſo vergaß ich darüber manchen andern, der vielleicht größere Bedeutung hatte. Sie ſagten, das ſei einſeitig, ja es ſei ſogar Mangel an Gefühl.

Ich fing mein Zeichnen mit Pflanzen an, mit Blättern mit Stielen mit Zweigen. Es war Anfangs die Ähnlichkeit nicht ſehr groß, und die Vollkommenheit der Zeichnung ließ viel zu wünſchen übrig, wie ich ſpäter erkannte. Aber es wurde immer beſſer, da ich eifrig war, und vom Verſuchen nicht abließ. Die früher in meine Pflanzenbücher eingelegten Pflanzen, wie ſorgſam ſie auch vorbereitet waren, verloren nach und nach nicht blos die Farbe ſondern auch die Geſtalt, und erinnerten nicht mehr entfernt an ihre urſprüngliche Beſchaffenheit. Die gezeichneten Pflanzen dagegen bewahrten wenigſtens die Geſtalt, nicht zu gedenken, daß es Pflanzen gibt, die wegen ihrer Beſchaffenheit und ſelbſt ſolche, die wegen ihrer Größe in ein Pflanzenbuch nicht gelegt werden können, wie zum Beiſpiele Pilze oder Bäume. Dieſe konnten in einer Zeichnung ſehr wohl aufbewahrt werden. Die bloßen Zeichnungen aber genügten mir nach und nach auch nicht mehr, weil die Farbe fehlte, die bei den Pflanzen beſonders bei den Blüthen eine Hauptſache iſt. Ich begann daher, meine Abbildungen mit Farben zu verſehen, und nicht eher zu ruhen, als bis die Ähnlichkeit mit den Urbildern erſchien, und immer größer zu werden verſprach.

Nach den Pflanzen nahm ich auch andere Gegenſtände vor, deren Farbe etwas Auffallendes und Faßliches hatte. Ich gerieth auf die Falterne, und ſuchte mehrere nachzubilden. Die Farben von minder hervorragenden Gegenſtänden, die zwar unſcheinbar aber doch bedeutſam ſind, wie die der Geſteine im unkriſtalliſchen Zuſtande, kamen ſpäter an die Reihe, und ich lernte ihre Reize nach und nach würdigen.

Da ich nun einmal zeichnete, und die Dinge deßhalb doch viel genauer betrachte mußten, und da das Zeichnen und meine jezigen Beſtrebungen mich doch nicht ganz ausfüllten, kam ich auch noch auf eine andere viel weiter gehende Richtung.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich gerne auf hohe Berge ſtieg, und von ihnen aus die Gegenden betrachtete. Da ſtellten ſich nun dem geübteren Auge die bildſamen Geſtalten der Erde in viel eindringlicheren Merkmalen dar, und faßten ſich überſichtlicher in groſſen Theilen zuſammen. Da öffnete ſich dem Gemüthe und der Seele der Reiz des Entſtehens dieſer Gebilde, ihrer Falten und ihrer Erhebungen, ihres Dahinſtreichens und Abweichens von einer Richtung, ihres Zuſammenſtrebens gegen einen Hauptpunkt und ihrer Zerſtreuungen in die Fläche. Es kam ein altes Bild, das ich einmal in einem Buche geleſen und wieder vergeſſen hatte, in meine Erinnerung. Wenn das

Waſſer in unendlich kleinen Tröpſchen, die kaum durch ein Vergrößerungsglas erſichtlich ſind, aus dem Dunſte der Luft ſich auf die Tafeln unſerer Fenſter abſezt, und die Kälte dazu kömmt, die nöthig iſt, ſo entſteht die Decke von Fäden Sternen Wedeln Palmen und Blumen, die wir gefrorene Fenſter heißen. Alle dieſe Dinge ſtellen ſich zu einem Ganzen zuſammen, und die Strahlen die Thäler die Rücken die Knoten des Eiſes ſind durch ein Vergrößerungsglas angeſehen bewunderungswürdig. Eben ſo ſtellt ſich von ſehr hohen Bergen aus geſehen die niedriger liegende Geſtaltung der Erde dar. Sie muß aus einem erſtarrenden Stoffe entſtanden ſein, und ſtreckt ihre Fächer und Palmen in großartigem Maßſtabe aus. Der Berg ſelber, auf dem ich ſtehe, iſt der weiße helle und ſehr glänzende Punkt, den wir in der Mitte der zarten Gewebe unſerer gefrorenen Fenſter ſehen. Die Palmenränder der gefrorenen Fenſtertafeln werden durch Abbröklung wegen des Luftzuges oder durch Schmelzung wegen der Wärme lückenhaft und unterbrochen. An den Gebirgszügen geſchehen Zerſtörungen durch Verwitterung in Folge des Einfluſſes des Waſſers der Luft der Wärme und der Kälte. Nur braucht die Zerſtörung der Eisnadeln an den Fenſtern kürzere Zeit als der Nadeln der Gebirge. Die Betrachtung der unter mir liegenden Erde, der ich oft mehrere Stunden widmete, erhob mein Herz zu höherer Bewegung, und es erſchien mir als ein würdiges Beſtreben, ja als ein Beſtreben, zu dem alle meine bisherigen Bemühungen nur Vorarbeiten geweſen waren, dem Entſtehen dieſer Erdoberfläche nachzuſpüren, und durch Sammlung vieler kleiner Thatſachen an den verſchiedenſten Stellen ſich in das große und erhabene Ganze auszubreiten, das ſich unſern Blicken darſtellt, wenn wir von Hochpunkt zu Hochpunkt auf unſerer Erde reiſen, und ſie endlich alle erfüllt haben, und keine Bildung dem Auge mehr zu unterſuchen bleibt als die Weite und die Wölbung des Meeres.

Ich begann, durch dieſe Gefühle und Betrachtungen angeregt, gleichſam als Schlußſtein oder Zuſammenfaſſung aller meiner bisherigen Arbeiten die Wiſſenſchaft der Bildung der Erdoberfläche und dadurch vielleicht der Bildung der Erde ſelber zu betreiben. Nebſtdem, daß ich gelegentlich von hohen Stellen aus die Geſtaltung der Erdoberfläche genau zeichnete, gleichſam als wäre ſie durch einen Spiegel geſehen worden, ſchaffte ich mir die vorzüglichſten Werke an, welche über dieſe Wiſſenſchaft handeln, machte mich mit den Vorrichtungen, die man braucht, bekannt ſo wie mit der Art ihrer Benüzung.

Ich betrieb nun dieſen Gegenſtand mit fortgeſeztem Eifer und mit einer ſtrengen Ordnung.

Dabei lernte ich auch nach und nach den Himmel kennen, die Geſtaltung ſeiner Erſcheinungen und die Verhältniſſe ſeines Wetters.

Meine Beſuche der Berge hatten nun faſt ausſchließlich dieſen Zweck zu ihrem Inhalte.

3.

Die Einkehr.

Eines Tages ging ich von dem Hochgebirge gegen das Hügelland hinaus. Ich wollte nehmlich von einem Gebirgszuge in einen andern überſiedeln, und meinen Weg dahin durch einen Theil des offenen Landes nehmen. Jedermann kennt die Vorberge, mit welchen das Hochgebirge gleichſam wie mit einem Übergange gegen das flachere Land ausläuft. Mit Laub- oder Nadelwald bedeckt ziehen ſie in angenehmer Färbung dahin, laſſen hie und da das blaue Haupt eines Hochberges über ſich ſehen, ſind hie und da von einer leuchtenden Wieſe unterbrochen, führen alle Wäſſer, die das Gebirge liefert, und die gegen das Land hinaus gehen, zwiſchen ſich, zeigen manches Gebäude und manches Kirchlein, und ſtrecken ſich nach allen Richtungen, in denen das

Gebirge ſich abniedert, gegen die bebauteren und bewohnteren Theile hinaus.

Als ich von dem Hange dieſer Berge herab ging, und eine freiere Umſicht gewann, erblickte ich gegen Untergang hin die ſanften Wolken eines Gewitters, das ſich ſachte zu bilden begann, und den Himmel umſchleierte. Ich ſchritt rüſtig fort, und beobachtete das Zunehmen und Wachſen der Bewölkung. Als ich ziemlich weit hinaus gekommen war, und mich in einem Theile des Landes befand, wo ſanfte Hügel mit mäßigen Flächen wechſeln, Meierhöfe zerſtreut ſind, der Obſtbau gleichſam in Wäldern ſich durch das Land zieht, zwiſchen dem dunkeln Laube die Kirchthürme ſchimmern, in den Thalfurchen die Bäche rauſchen, und überall wegen der größeren Weitung, die das Land gibt, das blaue gezackte Band der Hochgebirge zu erblicken iſt, mußte ich auf eine Einkehr denken; denn das Dorf, in welchem ich Raſt halten wollte, war kaum mehr zu erreichen. Das Gewitter war ſo weit gediehen, daß es in einer Stunde und bei begünſtigenden Umſtänden wohl noch früher ausbrechen konnte.

Vor mir hatte ich das Dorf Rohrberg, deſſen Kirchthurm von der Sonne ſcharf beſchienen über

Kirſchen- und Weidenbäumen hervor ſah. Es lag nur ganz wenig abſeits von der Straße. Näher waren zwei Meierhöfe, deren jeder in einer mäßigen Entfernung von der Straße in Wieſen und Feldern prangte. Auch war ein Haus auf einem Hügel, das weder ein Bauerhaus noch irgend ein Wirthſchaftsgebäude eines Bürgers zu ſein ſchien, ſondern eher dem Landhauſe eines Städters glich. Ich hatte ſchon früher wiederholt, wenn ich durch die Gegend kam, das Haus betrachtet, aber ich hatte mich nie näher um dasſelbe bekümmert. Jezt fiel es mir um ſo mehr auf, weil es der nächſte Unterkunftsplaz von meinem Standorte aus war, und weil es mehr Bequemlichkeit als die Meierhöfe zu geben verſprach. Dazu geſellte ſich ein eigenthümlicher Reiz. Es war, da ſchon ein großer Theil des Landes mit Ausnahme des Rohrberger Kirchthurmes im Schatten lag, noch hell beleuchtet, und ſah mit einladendem ſchimmerndem Weiß in das Grau und Blau der Landſchaft hinaus.

Ich beſchloß alſo, in dieſem Hauſe eine Unterkunft zu ſuchen.

Ich forſchte dem zu Folge nach einem Wege, der von der Straße auf den Hügel des Hauſes hinaufführen ſollte. Nach meiner Kenntniß des Landesgebrauches war es mir nicht ſchwer, den mit einem Zaune und mit Gebüſch beſäumten Weg, der von der Landſtraße ab hinauf ging, zu finden. Ich ſchritt auf demſelben empor und kam, wie ich richtig vermuthet hatte, vor das Haus. Es war noch immer von der Sonne hell beſchienen. Allein, da ich näher vor dasſelbe trat, hatte ich einen bewunderungswürdigen Anblick. Das Haus war über und über mit Roſen bedeckt, und wie es in jenem fruchtbaren hügligen Lande iſt, daß, wenn einmal etwas blüht, gleich alles mit einander blüht, ſo war es auch hier: die Roſen ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, alle zur ſelben Zeit aufzubrechen, um das Haus in einen Überwurf der reizendſten Farbe und in eine Wolke der ſüßeſten Gerüche zu hüllen.

Wenn ich ſage, das Haus ſei über und über mit Roſen bedeckt geweſen, ſo iſt das nicht ſo wortgetreu zu nehmen. Das Haus hatte zwei ziemlich hohe Geſchoſſe. Die Wand des Erdgeſchoſſes war bis zu den Fenſtern des oberen Geſchoſſes mit den Roſen bedeckt. Der übrige Theil bis zu dem Dache war frei, und er war das leuchtende weiße Band, welches in die Landſchaft hinaus geſchaut, und mich gewiſſermaßen herauf gelockt hatte. Die Roſen waren an einem Gitterwerke, das ſich vor der Wand des Hauſes befand, befeſtigt. Sie beſtanden aus lauter Bäumchen. Es waren winzige darunter, deren Blätter gleich über der Erde begannen, dann höhere, deren Stämmchen über die erſten empor ragten, und ſo fort, bis die lezten mit ihren Zweigen in die Fenſter des oberen Geſchoſſes hinein ſahen. Die Pflanzen waren ſo vertheilt, und gehegt, daß nirgends eine Lücke entſtand, und daß die Wand des Hauſes, ſoweit ſie reichten, vollkommen von ihnen bedeckt war.

Ich hatte eine Vorrichtang dieſer Art in einem ſo großen Maßſtabe noch nie geſehen.

Es waren zudem faſt alle Roſengattungen da, die ich kannte, und einige, die ich noch nicht kannte. Die Farben gingen von dem reinen Weiß der weißen Roſen durch das gebliche und röthliche Weiß der Übergangsroſen in das zarte Roth und in den Purpur und in das bläuliche und ſchwärzliche Roth der rothen Roſen über. Die Geſtalten und der Bau wechſelten in eben demſelben Maße. Die Pflanzen waren nicht etwa nach Farben eingetheilt, ſondern die Rückſicht der Anpflanzung ſchien nur die zu ſein, daß in der Roſenwand keine Unterbrechung ſtatt finden möge. Die Farben blühten daher in einem Gemiſche durch einander.

Auch das Grün der Blätter fiel mir auf. Es war ſehr rein gehalten, und kein bei Roſen öfter als bei andern Pflanzen vorkommender Übelſtand der grünen Blätter und keine der häufigen Krankheiten kam mir zu Geſichte. Kein verdorrtes oder durch Raupen zerfreſſenes oder durch ihr Spinnen verkrümmtes Blatt war zu erblicken. Selbſt das bei Roſen ſo gerne ſich einniſtende Ungeziefer fehlte. Ganz entwickelt und in ihren verſchiedenen Abſtufungen des Grüns prangend ſtanden die Blätter hervor. Sie gaben mit den Farben der Blumen gemiſcht einen wunderlichen Überzug des Hauſes. Die Sonne, die noch immer gleichſam einzig auf dieſes Haus ſchien, gab den Roſen und den grünen Blättern derſelben gleichſam goldene und feurige Farben.

Nachdem ich eine Weile mein Vorhaben vergeſſend vor dieſen Blumen geſtanden war, ermahnte ich mich, und dachte an das Weitere. Ich ſah mich nach einem Eingange des Hauſes um. Allein ich erblickte keinen. Die ganze ziemlich lange Wand desſelben hatte keine Thür und kein Thor. Auch durch keinen Weg war der Eingang zu dem Hauſe bemerkbar gemacht; denn der ganze Plaz vor demſelben war ein reiner durch den Rechen wohlgeordneter Sandplaz. Derſelbe ſchnitt ſich durch ein Raſenband und eine Hecke von den angrenzenden hinter meinem Rücken liegenden Feldern ab. Zu beiden Seiten des Hauſes in der Richtung ſeiner Länge ſezten ſich Gärten fort, die durch ein hohes eiſernes grün angeſtrichenes Gitter von dem Sandplaze getrennt waren. In dieſen Gittern mußte alſo der Eingang ſein.

Und ſo war es auch.

In dem Gitter, welches dem den Hügel heranführenden Wege zunächſt lag, entdeckte ich die Thür oder eigentlich zwei Flügel einer Thür, die dem Gitter ſo eingefügt waren, daß ſie von demſelben bei dem erſten Anblicke nicht unterſchieden werden konnten. In den Thüren waren die zwei meſſingenen Schloßgriffe, und an der Seite des einen Flügels ein Glockengrif.

Ich ſah zuerſt ein wenig durch das Gitter in den Garten. Der Sandplaz ſezte ſich hinter dem Gitter fort, nur war er beſäumt mit blühenden Gebüſchen und unterbrochen mit hohen Obſtbäumen, welche Schatten gaben. In dem Schatten ſtanden Tiſche und Stühle; es war aber kein Menſch bei ihnen gegenwärtig. Der Garten erſtreckte ſich rückwärts um das

Haus herum, und ſchien mir bedeutend weit in die Tiefe zu gehen.

Ich verſuchte zuerſt die Thürgriffe, aber ſie öffneten nicht. Dann nahm ich meine Zuflucht zu dem Glockengriffe, und läutete.

Auf den Klang der Gloke kam ein Mann hinter den Gebüſchen des Gartens gegen mich hervor. Als er an der innern Seite des Gitters vor mir ſtand, ſah ich, daß es ein Mann mit ſchneeweißen Haaren war, die er nicht bedeckt hatte. Sonſt war er unſcheinbar, und hatte eine Art Hausjacke an, oder wie man das Ding nennen ſoll, das ihm überall enge anlag, und faſt bis auf die Knie herab reichte. Er ſah mich einen Augenblick an, da er zu mir herangekommen war, und ſagte dann: „Was wollt ihr, lieber Herr?“

„Es iſt ein Gewitter im Anzuge,“ antwortete ich, „und es wird in Kurzem über dieſe Gegend kommen. Ich bin ein Wandersmann, wie ihr an meinem Ränzchen ſeht, und bitte daher, daß mir in dieſem Hauſe ſo lange ein Obdach gegeben werde, bis der Regen oder wenigſtens der ſchwerere vorüber iſt.“

„Das Gewitter wird nicht zum Ausbruche kommen,“ ſagte der Mann.

„Es wird keine Stunde dauern, daß es kommt, entgegnete ich, „ich bin mit dieſen Gebirgen ſehr wohl bekannt, und verſtehe mich auch auf die Wolken und Gewitter derſelben ein wenig.“

„Ich bin aber mit dem Plaze, auf welchem wir ſtehen, aller Wahrſcheinlichkeit nach weit länger bekannt als ihr mit dem Gebirge, da ich viel älter bin als ihr,“ antwortete er, „ich kenne auch ſeine Wolken und Gewitter, und weiß, daß heute auf dieſes Haus dieſen Garten und dieſe Gegend kein Regen niederfallen wird.“

„Wir wollen nicht lange darüber Meinungen hegen, ob ein Gewitter dieſes Haus nezen wird oder nicht,“ ſagte ich; „wenn ihr Anſtand nehmet, mir dieſes Gitterthor zu öffnen, ſo habet die Güte, und ruft den Herrn des Hauſes herbei.“

„Ich bin der Herr des Hauſes.“

Auf dieſes Wort ſah ich mir den Mann etwas näher an. Sein Angeſicht zeigte zwar auch auf ein vorgerücktes Alter; aber es ſchien mir jünger als die Haare, und gehörte überhaupt zu jenen freundlichen wohlgefärbten nicht durch das Fett der vorgerückteren Jahre entſtellten Angeſichtern, von denen man nie weiß, wie alt ſie ſind. Hierauf ſagte ich: „Nun muß ich wohl um Verzeihung bitten, daß ich ſo zudringlich geweſen bin, ohne Weiteres auf die Sitte des Landes zu bauen. Wenn eure Behauptung, daß kein Gewitter kommen werde, einer Ablehnung gleich ſein ſoll, werde ich mich augenblicklich entfernen. Denkt nicht, daß ich als junger Mann den Regen ſo ſcheue; es iſt mir zwar nicht ſo angenehm, durchnäßt zu werden, als trocken zu bleiben, es iſt mir aber auch nicht ſo unangenehm, daß ich deßhalb jemanden zur Laſt fallen ſollte. Ich bin oft von dem Regen getroffen worden, und es liegt nichts daran, wenn ich auch heute getroffen werde.“

„Das ſind eigentlich zwei Fragen,“ antwortete der Mann,“ und ich muß auf beide etwas entgegnen. Das Erſte iſt, daß ihr in Naturdingen eine Unrichtigkeit geſagt habt, was vielleicht daher kommt, daß ihr die Verhältniſſe dieſer Gegend zu wenig kennt, oder auf die Vorkommniſſe der Natur nicht genug achtet. Dieſen Irrthum mußte ich berichtigen; denn in Sachen der Natur muß auf Wahrheit geſehen werden. Das Zweite iſt, daß, wenn ihr mit oder ohne Gewitter in dieſes Haus kommen wollt, und wenn ihr geſonnen ſeid, ſeine Gaſtfreundſchaft anzunehmen, ich ſehr gerne willfahren werde. Dieſes Haus hat ſchon manchen Gaſt gehabt, und manchen gerne beherbergt; und wie ich an euch ſehe, wird es auch euch gerne beherbergen, und ſo lange verpflegen, als ihr es für nöthig erachten werdet. Darum bitte ich euch, tretet ein.“

Mit dieſen Worten that er einen Druck am Schloſſe des Thorflügels, der Flügel öffnete ſich, drehte ſich mit einer Rolle auf einer halbkreisartigen Eiſenſchiene, und gab mir Raum zum Eintreten.

Ich blieb nun einen Augenblick unentſchloſſen.

„Wenn das Gewitter nicht kömmt,“ ſagte ich, „ſo habe ich im Grunde keine Urſache, hier einzutreten; denn ich bin nur des anziehenden Gewitters willen von der Landſtraße abgewichen, und zu dieſem Hauſe heraufgeſtiegen. Aber verzeiht mir, wenn ich noch einmal die Frage anrege. Ich bin beinahe eine Art Naturforſcher, und habe mich mehrere Jahre mit Naturdingen mit Beobachtungen und namentlich mit dieſem Gebirge beſchäftigt, und meine Erfahrungen ſagen mir, daß heute über dieſe Gegend und dieſes Haus ein Gewitter kommen wird.“

„Nun müßt ihr eigentlich vollends herein gehen,“ ſagte er, „jezt handelt es ſich darum, daß wir gemeinſchaftlich abwarten, wer von uns beiden recht hat. Ich bin zwar kein Naturforſcher, und kann von mir nicht ſagen, daß ich mich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigt habe; aber ich habe manches über dieſe Gegenſtände geleſen, habe während meines Lebens mich bemüht, die Dinge zu beobachten, und über das Geleſene und Geſehene nachzudenken. In Folge dieſer Beſtrebungen habe ich heute die unzweideutigen Zeichen geſehen, daß die Wolken, welche jezt noch gegen Sonnenuntergang ſtehen, welche ſchon einmal gedonnert haben, und von denen ihr veranlaßt worden ſeid, zu mir herauf zu ſteigen, nicht über dieſes Haus und überhaupt über keine Gegend einen Regen bringen werden. Sie werden ſich vielleicht, wenn die Sonne tiefer kömmt, vertheilen, und werden zerſtreut am Himmel herum ſtehen. Abends werden wir etwa einen Wind ſpüren, und morgen wird gewiß wieder ein ſchöner Tag ſein. Es könnte ſich zwar ereignen, daß einige ſchwere Tropfen fallen, oder ein kleiner Sprühregen nieder geht; aber gewiß nicht auf dieſen Hügel."

„Da die Sache ſo iſt," erwiederte ich, „trete ich gerne ein, und harre mit euch gerne der Entſcheidung, auf die ich begierig bin."

Nach dieſen Worten trat ich ein, er ſchloß das Gitter, und ſagte, er wolle mein Führer ſein.

Er führte mich um das Haus herum; denn in der den Roſen entgegengeſezten Seite war die Thür. Er führte mich durch dieſelbe ein, nachdem er ſie mit einem Schlüſſel geöffnet hatte. Hinter der Thür erblickte ich einen Gang, welcher mit Amonitenmarmor gepflaſtert war.

„Dieſer Eingang,“ ſagte er, „iſt eigentlich der Haupteingang; aber da ich mir nicht gerne das Pflaſter des Ganges verderben laſſe, halte ich ihn immer geſperrt, und die Leute gehen durch eine Thür in die Zimmer, welche wir finden würden, wenn wir noch einmal um die Ecke des Hauſes gingen. Des Pflaſters willen muß ich euch auch bitten, dieſe Filzſchuhe anzuziehen.“

Es ſtanden einige Paare gelblicher Filzſchuhe gleich innerhalb der Thür. Niemand konnte mehr als ich von der Nothwendigkeit überzeugt ſein, dieſen ſo edlen und ſchönen Marmor zu ſchonen, der an ſich ſo vortrefflich iſt, und hier ganz meiſterhaft geglättet war. Ich fuhr daher mit meinen Stiefeln in ein Paar ſolcher Schuhe, er that desgleichen, und ſo gingen wir über den glatten Boden. Der Gang, welcher von oben beleuchtet war, führte zu einer braunen getäfelten Thür. Vor derſelben legte er die Filzſchuhe ab, verlangte von mir, daß ich dasſelbe thue, und, nachdem wir uns auf dem hölzernen Antritte der Thür der Filzſchuhe entledigt hatten, öffnete er dieſelbe, und führte mich in ein Zimmer. Dem Anſehen nach war es ein Speiſezimmer; denn in der Mitte deſſelben ſtand ein Tiſch, an deſſen Bauart man ſah, daß er vergrößert oder verkleinert werden könne, je nachdem eine größere oder kleinere Anzahl von Perſonen um ihn ſitzen ſollte. Außer dem Tiſche befanden ſich nur Stühle in dem Zimmer und ein Schrein, in welchem die Speiſegeräthſchaften enthalten ſein konnten.

„Legt in dieſem Zimmer,“ ſagte der Mann, „euern Hut euern Stock und euer Ränzlein ab, ich werde euch dann in ein anderes Gemach führen, in welchem ihr ausruhen könnt.“

Als er dies geſagt, und ich ihm Folge geleiſtet hatte, trat er zu einer breiten Strohmatte und zu Fußbürſten, die ſich am Ausgange des Zimmers befanden, reinigte ſich an beiden ſehr ſorgſam ſeine Fußbekleidung, und lud mich ein, dasſelbe zu thun. Ich that es, und da ich fertig war, öffnete er die Ausgangsthür, die ebenfalls braun und getäfelt war, und führte mich durch ein Vorgemach in ein Ausruhezimmer, welches an der Seite des Vorgemaches lag.

„Dieſes Vorgemach,“ ſagte er, „iſt der eigentliche Eingang in das Speiſezimmer, und man kommt von der andern Thür in dasſelbe.“

Das Ausruhezimmer war ein freundliches Gemach, und ſchien recht eigens zum Sizen und Ruhehalten beſtimmt. Es befaßte nichts als lauter Tiſche und Size. Auf den Tiſchen lagen aber nicht, wie es häufig in unſern Beſuchzimmern vorkömmt, Bücher oder Zeichnungen und dergleichen Dinge, ſondern die Tafeln derſelben waren unbedeckt, und waren ausnehmend gut geglättet und gereinigt. Sie waren von dunklem Mahagoniholze, das in der Zeit noch mehr nachgedunkelt war. Ein einziges Geräthe war da, welches kein Tiſch und kein Siz war, ein Geſtelle mit mehreren Fächern, welches Bücher enthielt. An den Wänden hingen Kupferſtiche.

„Hier könnt ihr ausruhen, wenn ihr vom Gehen müde ſeid, oder überhaupt ruhen wollt, „ſagte der „Mann, ich werde gehen, und ſorgen, daß man euch etwas zu eſſen bereitet. Ihr müßt wohl eine Weile allein bleiben. Auf dem Geſtelle liegen Bücher, wenn ihr etwa ein wenig in dieſelben blicken wollet."

Nach dieſen Worten entfernte er ſich.

Ich war in der That müde und ſezte mich nieder.

Als ich ſaß, konnte ich den Grund einſehen, weßhalb der Mann vor dem Eintritte in dieſes Zimmer ſo ſehr ſeine Fußbekleidung gereinigt, und mir den

Wunſch zu gleicher Reinigung ausgedrükt hatte. Das Zimmer enthielt nehmlich einen ſchön getäfelten Fußboden, wie ich nie einen gleichen geſehen hatte. Es war beinahe ein Teppich aus Holz. Ich konnte das Ding nicht genug bewundern. Man hatte lauter Holzgattungen in ihren natürlichen Farben zuſammengeſezt, und ſie in ein Ganzes von Zeichnungen gebracht. Da ich von den Geräthen meines Vaters her an ſolche Dinge gewohnt war, und ſie etwas zu beurtheilen verſtand, ſah ich ein, daß man alles nach einem in Farben ausgeführten Plane gemacht haben mußte, welcher Plan mir ſelber wie ein Meiſterſtück erſchien. Ich dachte, da dürfe ich ja gar nicht aufſtehen, und auf der Sache herum gehen, beſonders wenn ich die Nägel in Anſchlag brachte, mit denen meine Gebirgsſtiefel beſchlagen waren. Auch hatte ich keine Veranlaſſung zum Aufſtehen, da mir die Ruhe nach einem ziemlich langen Gange ſehr angenehm war.

Da ſaß ich nun in dem weißen Hauſe, zu welchem ich hinauf geſtiegen war, um in ihm das Gewitter abzuwarten.

Es ſchien noch immer die Sonne auf das Haus, blickte durch die Fenſter dieſes Zimmers ſchief herein, und legte lichte Tafeln auf den ſchönen Fußboden desſelben.

Als ich eine Weile geſeſſen war, bemächtigte ſich meiner eine ſeltſame Empfindung, welche ich mir Anfangs nicht zu erklären vermochte. Es war mir nehmlich, als ſize ich nicht in einem Zimmer, ſondern im Freien und zwar in einem ſtillen Walde. Ich blickte gegen die Fenſter, um mir das Ding zu erklären; aber die Fenſter ertheilten die Erklärung nicht: ich ſah durch ſie ein Stück Himmel, theils rein theils etwas bewölkt, und unter dem Himmel ſah ich ein Stück Gartengrün von emporragenden Bäumen, ein Anblick, den ich wohl ſchon ſehr oft gehabt hatte. Ich ſpürte eine reine freie Luft mich umgeben. Die Urſache davon war, daß die Fenſter des Zimmers in ihren oberen Theilen offen waren. Dieſe oberen Theile konnten nicht nach Innen geöffnet werden, wie das gewöhnlich der Fall iſt, ſondern waren nur zu verſchieben, und zwar ſo, daß einmal Glas in dem Rahmen vorgeſchoben werden konnte, ein anderes Mal ein zarter Flor von weißgrauer Seide. Da ich in dem Zimmer ſaß, war das Leztere der Fall. Die Luft konnte frei herein ſtrömen, Fliegen und Staub waren aber ausgeſchloſſen.

Wenn nun gleich die reine Luft eine Mahnung des Freien gab, ſah ich doch hierin nicht die völlige Erklärung allein. Ich bemerkte noch etwas anderes. In dem Zimmer, in welchem ich mich befand, hörte man nicht den geringſten Laut eines bewohnten Hauſes, den man doch ſonſt, es mag im Hauſe noch ſo ruhig ſein, mehr oder weniger in Zwiſchenräumen vernimmt. Dieſe Art Abweſenheit häuslichen Geräuſches verbarg allerdings die Nachbarſchaft bewohnter Räume, konnte aber eben ſo wenig als die freie Luft die Waldempfindung geben.

Endlich glaubte ich auf den Grund gekommen zu ſein. Ich hörte nehmlich faſt ununterbrochen bald näher bald ferner bald leiſer bald lauter vermiſchten Vogelgeſang. Ich richtete meine Aufmerkſamkeit auf dieſe Wahrnehmung, und erkannte bald, daß der Geſang nicht blos von Vögeln herrühre, die in der Nähe menſchlicher Wohnungen hauſen, ſondern auch von ſolchen, deren Stimme und Zwitſchern mir nur aus den Wäldern und abgelegenen Bebuſchungen bekannt war. Dieſes wenig auffallende mir aus meinem Gebirgsaufenthalte bekannte und von mir in der That nicht gleich beachtete Getön mochte wohl die Haupturſache meiner Täuſchung geweſen ſein, obwohl die

Stille des Raumes und die reine Luft auch mitgewirkt haben konnten. Da ich nun genauer auf dieſes gelegentliche Vogelzwitſchern achtete, fand ich wirklich, daß Töne ſehr einſamer und immer in tiefen Wäldern wohnender Vögel vorkamen. Es nahm ſich dies wunderlich in einem bewohnten und wohleingerichteten Zimmer aus.

Da ich aber nun den Grund meiner Empfindung aufgefunden hatte, oder aufgefunden zu haben glaubte, war auch ein großer Theil ihrer Dunkelheit und mithin Annehmlichkeit verſchwunden.

Wie ich nun ſo fortwährend auf den Vogelgeſang merkte, fiel mir ſogleich auch etwas anderes ein. Wenn ein Gewitter im Anzuge iſt, und ſchwüle Lüfte in dem Himmelsraume ſtocken, ſchweigen gewöhnlich die Waldvögel. Ich erinnerte mich, daß ich in ſolchen Augenblicken oft in den ſchönſten dichteſten entlegenſten Wäldern nicht den geringſten Laut gehört habe, etwa ein einmaliges oder zweimaliges Hämmern des Spechtes ausgenommen oder den kurzen Schrei jenes Geiers, den die Landleute Gießvogel nennen. Aber ſelbſt er ſchweigt, wenn das Gewitter in unmittelbarer Annäherung iſt. Nur bei den Menſchen wohnende Vögel, die das Gewitter fürchten wie er, oder ſolche, die im weiten Freien hauſen, und vielleicht deſſen majeſtätiſche Annäherung bewundern, zeigen ſein Bevorſtehen an. So habe ich Schwalben vor den dicken Wolken eines heraufſteigenden Gewitters mit ihrem weißen Bauchgefieder kreuzen geſehen, und ſelbſt ſchreien gehört, und ſo habe ich Lerchen ſingend gegen die dunkeln Gewitterwolken aufſteigen geſehen. Das Singen der Waldvögel erſchien mir nun als ein ſchlimmes Zeichen für meine Vorausſagung eines Gewitters. Auch fiel mir auf, daß ſich noch immer keine Merkmale des Ausbruches zeigten, welchen ich nicht für ſo ferne gehalten hatte, als ich die Landſtraße verließ. Die Sonne ſchien noch immer auf das Haus, und ihre glänzenden Lichttafeln lagen noch immer auf dem ſchönen Fußboden des Zimmers.

Mein Beherberger ſchien es darauf angelegt zu haben, mich lange allein zu laſſen, wahrſcheinlich, um mir Raum zur Ruhe und Bequemlichkeit zu geben; denn er kam nicht ſo bald zurück, als ich nach ſeiner Äußerung erwartet hatte.

Als ich eine geraume Weile geſeſſen war, und das Sitzen anfing, mir nicht mehr jene Annehmlichkeit zu gewähren wie Anfangs, ſtand ich auf, und ging auf den Fußſpitzen, um den Boden zu ſchonen, zu dem

Büchergeſtelle, um die Bücher anzuſehen. Es waren aber blos beinahe lauter Dichter. Ich fand Bände von Herder Leſſing Göthe Schiller, Überſetzungen Shakspeares von Schlegel und Tieck, einen griechiſchen Odyſſeus, dann aber auch etwas aus Ritters Erdbeſchreibung aus Johannes Müllers Geſchichte der Menſchheit, und aus Alexander und Wilhelm Humboldt. Ich that die Dichter bei Seite, und nahm Alexander Humboldts Reiſe in die Äquinoctialländer, die ich zwar ſchon kannte, in der ich aber immer gerne las. Ich begab mich mit meinem Buche wieder zu meinem Size zurück.

Als ich nicht gar kurze Zeit geleſen hatte, trat mein Beherberger herein.

Ich hatte, weil er ſo lange abweſend war, gedacht, er werde ſich etwa auch umgekleidet haben, weil er doch nun einmal einen Gaſt habe, und weil ſein Anzug ſo gar unbedeutend war. Aber er kam in den nehmlichen Kleidern zurük, in welchen er vor mir an dem Gitterthore geſtanden war.

Er entſchuldigte ſein Außenbleiben nicht, ſondern ſagte, ich möchte, wenn ich ausgeruht hätte, und es mir genehm wäre, zu ſpeiſen, ihm in das Speiſezimmer folgen, es würde dort für mich aufgetragen werden.

Ich ſagte, ausgeruht hätte ich ſchon; aber ich ſei nur gekommen, um um Unterſtand zu bitten, nicht aber auch in anderer Weiſe beſonders in Hinſicht von Speiſe und Trank läſtig zu fallen.

„Ihr fallt nicht läſtig,“ antwortete der Mann, „ihr müßt etwas zu eſſen bekommen, beſonders da ihr ſo lange da bleiben müßt, bis ſich die Sache wegen des Gewitters entſchieden hat. Da ſchon Mittag vorüber iſt, wir aber genau mit der Mittagſtunde des Tages zu Mittag eſſen, und von da bis zu dem Abendeſſen nichts mehr aufgetragen wird, ſo muß für euch, wenn ihr nicht bis Abends warten ſollet, beſonders aufgetragen werden. Solltet ihr aber ſchon zu Mittag gegeſſen haben, und bis Abends warten wollen, ſo fodert es doch die Ehre des Hauſes, daß euch etwas gebothen werde, ihr möget es dann annehmen oder nicht. Folgt mir daher in das Speiſezimmer.“

Ich legte das Buch neben mich auf den Siz, und ſchickte mich an, zu gehen.

Er aber nahm das Buch, und legte es auf ſeinen Plaz in dem Büchergeſtelle.

„Verzeiht,“ ſagte er, „es iſt bei uns Sitte, daß die Bücher, die auf dem Geſtelle ſind, damit jemand, der in dem Zimmer wartet, oder ſich ſonſt aufhält, bei

Gelegenheit und nach Wohlgefallen etwas leſen kann, nach dem Gebrauche wieder auf das Geſtelle gelegt werden, damit das Zimmer die ihm zugehörige Geſtalt behalte.“

Hierauf öffnete er die Thür, und lud mich ein, in das mir bekannte Speiſezimmer voraus zu gehen.

Als wir in demſelben angelangt waren, ſah ich, daß in ausgezeichnet ſchönen weißen Linnen gedeckt ſei, und zwar nur ein Gedecke, daß ſich eingemachte Früchte Wein Waſſer und Brod auf dem Tiſche befanden, und in einem Gefäße verkleinertes Eis war, es in den Wein zu thun. Mein Ränzlein und meinen Schwarzdornſtock ſah ich nicht mehr, mein Hut aber lag noch auf ſeinem Plaze.

Mein Begleiter that aus einer der Taſchen ſeines Kleides ein, wie ich vermuthete, ſilbernes Glöcklein hervor, und läutete. Sofort erſchien eine Magd, und brachte ein gebratenes Huhn und ſchönen rothgeſprenkelten Kopfſallat.

Mein Gaſtherr lud mich ein, mich zu ſezen, und zu eſſen.

Da es ſo freundlich gebothen war, nahm ich es an. Obwohl ich wirklich ſchon einmal gegeſſen hatte, ſo war das vor dem Mittag geweſen, und ich war durch das Wandern wieder hungrig geworden. Ich genoß daher von dem Aufgeſezten.

Mein Beherberger ſezte ſich zu mir, leiſtete mir Geſellſchaft, aß und trank aber nichts.

Da ich fertig war, und die Eßgeräthe hingelegt hatte, both er mir an, wenn ich nicht zu müde ſei, mich in den Garten zu führen.

Ich nahm es an.

Er läutete wieder mit dem Glöcklein, um den Befehl zu geben, daß man abräume, und führte mich nun nicht durch den Gang, durch welchen wir herein gekommen waren, ſondern durch einen mit gewöhnlichen Steinen gepflaſterten in den Garten. Er hatte jezt ein kleines Häubchen von durchbrochener Arbeit auf ſeinen weißen Haaren, wie man ſie gerne Kindern aufſezt, um ihre Locken gleichſam wie in einem Neze einzufangen.

Als wir in das Freie kamen, ſah ich, daß, während ich aß, die Sonne auf das Haus zu ſcheinen aufgehört hatte, ſie war von der Gewitterwand überholt worden. Auf dem Garten ſo wie auf der Gegend lag der warme trockene Schatten, wie er bei ſolchen Gelegenheiten immer erſcheint. Aber die Gewitterwand hatte ſich während meines Aufenthaltes in dem

Hauſe wenig verändert, und gab nicht die Ausſicht auf baldigen Ausbruch des Regens.

Ein Umblick überzeugte mich ſogleich, daß der Garten hinter dem Hauſe ſehr groß ſei. Er war aber kein Garten, wie man ſie gerne hinter und neben den Landhäuſern der Städter anlegt, nehmlich, daß man unfruchtbare oder höchſtens Zierfrüchte tragende Gebüſche und Bäume pflegt, und zwiſchen ihnen Raſen und Sandwege oder einige Blumenhügel oder Blumenkreiſe herrichtet, ſondern es war ein Garten, der mich an den meiner Eltern bei dem Vorſtadthauſe erinnerte. Es war da eine weitläufige Anlage von Obſtbäumen, die aber hinlänglich Raum ließen, daß fruchtbare oder auch nur zum Blühen beſtimmte Geſträuche dazwiſchen ſtehen konnten, und daß Gemüſe und Blumen vollſtändig zu gedeihen vermochten. Die Blumen ſtanden theils in eigenen Beeten, theils liefen ſie als Einfriedigung hin, theils befanden ſie ſich auf eigenen Pläzen, wo ſie ſich ſchön darſtellten. Mich empfingen von je her ſolche Gärten mit dem Gefühle der Häuslichkeit und Nüzlichkeit, während die anderen einerſeits mit keiner Frucht auf das Haus denken, und andererſeits wahrhaftig auch kein Wald ſind. Was zur Roſenzeit blühen konnte, blühte und duftete, und weil eben die ſchweren Wolken am Himmel ſtanden, ſo war aller Duft viel eindringender und ſtärker. Dies deutete doch wieder auf ein Gewitter hin.

Nahe bei dem Hauſe befand ſich ein Gewächshaus. Es zeigte uns aber gegen den Weg, auf dem wir gingen, nicht ſeine Länge ſondern ſeine Breite hin. Auch dieſe Breite, welche theilweiſe Gebüſche deckten, war mit Roſen bekleidet, und ſah aus wie ein Roſenhäuschen im Kleinen.

Wir gingen einen geräumigen Gang, der mitten durch den Garten lief, entlang. Er war Anfangs eben, zog ſich aber dann ſachte aufwärts.

Auch im Garten waren die Roſen beinahe herrſchend. Entweder ſtand hie und da auf einem geeigneten Plaze ein einzelnes Bäumchen, oder es waren Hecken nach gewiſſen Richtungen angelegt, oder es zeigten ſich Abtheilungen, wo ſie gute Verhältniſſe zum Gedeihen fanden, und ſich dem Auge angenehm darſtellen konnten. Eine Gruppe von ſehr dunkeln faſt violetten Roſen war mit einem eigenen zierlichen Gitter umgeben, um ſie auszuzeichnen, oder zu ſchüzen. Alle Blumen waren wie die vor dem Hauſe beſonders rein und klar entwickelt, ſogar die verblühenden erſchienen in ihren Blättern noch kraftvoll und geſund.

Ich machte in Hinſicht des lezten Umſtandes eine Bemerkung.

„Habt ihr denn nie eine jener alten Frauen geſehen,“ ſagte mein Begleiter, „die in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen waren, und ſich lange kräftig erhalten haben. Sie gleichen dieſen Roſen. Wenn ſie ſelbſt ſchon unzählige kleine Falten in ihrem Angeſichte haben, ſo iſt doch noch zwiſchen den Falten die Anmuth herrſchend und eine ſehr ſchöne liebe Farbe.“

Ich antwortete, daß ich das noch nie beobachtet hätte, und wir gingen weiter.

Es waren außer den Roſen noch andere Blumen im Garten. Ganze Beete von Aurikeln ſtanden an ſchattigen Orten. Sie waren wohl längſt verblüht, aber ihre ſtarken grünen Blätter zeigten, daß ſie in guter Pflege waren. Hie und da ſtand eine Lilie an einer einſamen Stelle, und wohl entwickelte Nelken prangten in Töpfen auf einem eigenen Schragen, an dem Vorrichtungen angebracht waren, die Blumen vor Sonne zu bewahren. Sie waren noch nicht aufgeblüht, aber die Knoſpen waren weit vorgerückt, und ließen treffliche Blumen ahnen. Es mochten nur die auserwählten auf dem Schragen ſtehen; denn ich ſah die Schule dieſer Pflanzen, als wir etwas weiter kamen, in langen weithingehenden Beeten angelegt. Sonſt waren die gewöhnlichen Gartenblumen da, theils in Beeten theils auf kleinen abgeſonderten Pläzen theils als Einfaſſungen. Beſonders ſchien ſich auch die Levkoje einer Vorliebe zu erfreuen, denn ſie ſtand in großer Anzahl und Schönheit ſo wie in vielen Arten da. Ihr Duft ging wohlthuend durch die Lüfte. Selbſt in Töpfen ſah ich dieſe Blume gepflegt, und an zuträgliche Orte geſtellt. Was an Zwiebelgewächſen Hiazinthen Tulpen und dergleichen vorhanden geweſen ſein mochte, konnte ich nicht ermeſſen, da die Zeit dieſer Blumen längſt vorüber war.

Auch die Zeit der Blüthengeſträuche war vorüber, und ſie ſtanden nur mit ihren grünen Blättern am Wege oder an ihren Stellen.

Die Gemüſe nahmen die weiten und größeren Räume ein. Zwiſchen ihnen und an ihren Seiten liefen Anpflanzungen von Erdbeeren. Sie ſchienen beſonders gehegt, waren häufig aufgebunden, und hatten Blechtäfelchen zwiſchen ſich, auf denen die Namen ſtanden.

Die Obſtbäume waren durch den ganzen Garten vertheilt, wir gingen an vielen vorüber. Auch an ihnen beſonders aber an den zahlreichen Zwergbäumen ſah ich weiße Täfelchen mit Namen.

An manchen Bäumen erblickte ich kleine Käſtchen von Holz, bald an dem Stamme bald in den Zweigen. In unſerem Oberlande gibt man den Staaren gerne ſolche Behälter, damit ſie ihr Neſt in dieſelben bauen. Die hier befindlichen Behältniſſe waren aber anderer Art. Ich wollte fragen, aber in der Folge des Geſpräches vergaß ich wieder darauf.

Da wir in dem Garten ſo fortgingen, hörte ich beſonders aus ſeinem bebuſchten Theile wieder die Vogelſtimmen, die ich in dem Wartezimmer gehört hatte, nur hier deutlicher und heller.

Auch ein anderer Umſtand fiel mir auf, da wir ſchon einen großen Theil des Gartens durchwandert hatten; ich bemerkte nehmlich gar keinen Raupenfraß. Während meines Ganges durch das Land hatte ich ihn aber doch geſehen, obwohl er mir, da er nicht außerordentlich war, und keinen Obſtmißwachs befürchten ließ, nicht beſonders aufgefallen war. Bei der Friſche der Belaubung dieſes Gartens fiel er mir wieder ein. Ich ſah das Laub deßhalb näher an, und glaubte zu bemerken, daß es auch vollkommener ſei als anderwärts, das grüne Blatt war größer und dunkler, es war immer ganz, und die grünen Kirſchen und die kleinen Äpfelchen und Birnchen ſahen recht geſund daraus hervor. Ich betrachtete durch dieſe Thatſache aufmerkſam gemacht nun auch den Kohl genauer, der nicht weit von unſerm Wege ſtand. An ihm zeigte keine kahle Rippe, daß die Raupe des Weißlings genagt habe. Die Blätter waren ganz und ſchön. Ich nahm mir vor, dieſe Beobachtung gegen meinen Begleiter gelegentlich zur Sprache zu bringen.

Wir waren mittlerweile bis an das Ende der Pflanzungen gelangt, und es begann Raſengrund, der ſteiler anſtieg, Anfangs mit Bäumen beſetzt war, weiter oben aber kahl fortlief.

Wir ſtiegen auf ihm empor.

Da wir auf eine ziemliche Höhe gelangt waren, und Bäume die Ausſicht nicht mehr hinderten, blieb ich ein wenig ſtehen, um den Himmel zu betrachten. Mein Begleiter hielt ebenfalls an. Das Gewitter ſtand nicht mehr gegen Sonnenuntergang allein, ſondern jetzt überall. Wir hörten auch entfernten Donner, der ſich öfter wiederholte. Wir hörten ihn bald gegen Sonnenuntergang, bald gegen Mittag, bald an Orten, die wir nicht angeben konnten. Mein Mann mußte ſeiner Sache ſehr ſicher ſein; denn ich ſah, daß in dem Garten Arbeiter ſehr eifrig an den mehreren Ziehbrunnen zogen, um das Waſſer in die durch den

Garten laufenden Rinnen zu leiten, und aus dieſen in die Waſſerbehälter. Ich ſah auch bereits Arbeiter gehen, ihre Gießkannen in den Waſſerbehältern füllen, und ihren Inhalt auf die Pflanzenbeete ausſtreuen. Ich war ſehr begierig auf den Verlauf der Dinge, ſagte aber gar nichts, und mein Begleiter ſchwieg auch.

Wir gingen nach kurzem Stillſtande auf dem Raſengrunde wieder weiter aufwärts, und zulezt ziemlich ſteil.

Endlich hatten wir die höchſte Stelle erreicht, und mit ihr auch das Ende des Gartens. Jenſeits ſenkte ſich der Boden wieder ſanft abwärts. Auf dieſem Plaze ſtand ein ſehr großer Kirſchbaum, der größte Baum des Gartens vielleicht der größte Obſtbaum der Gegend. Um den Stamm des Baumes lief eine Holzbank, die vier Tiſchchen nach den vier Weltgegenden vor ſich hatte, daß man hier ausruhen, die Gegend beſehen, oder leſen und ſchreiben konnte. Man ſah an dieſer Stelle faſt nach allen Richtungen des Himmels. Ich erinnerte mich nun ganz genau, daß ich dieſen Baum wohl früher bei meinen Wanderungen von der Straße oder von anderen Stellen aus geſehen hatte. Er war wie ein dunkler ausgezeichneter Punkt erſchienen, der die höchſte Stelle der Gegend krönte.

Man mußte an heiteren Tagen von hier aus die ganze Gebirgskette im Süden ſehen, jezt aber war nichts davon zu erblicken; denn alles floß in eine einzige Gewittermaſſe zuſammen. Gegen Mitternacht erſchien ein freundlicher Höhenzug, hinter welchem nach meiner Schäzung das Städtchen Landegg liegen mußte.

Wir ſezten uns ein wenig auf das Bänklein. Es ſchien, daß man an dieſem Pläzchen niemals vorüber gehen konnte, ohne ſich zu ſezen, und eine kleine Umſchau zu halten; denn das Gras war um den Baum herum abgetreten, daß der kahle Boden hervorſah, wie wenn ein Weg um den Baum ginge. Man mußte ſich daher gerne an dieſem Plaze verſammeln.

Als wir kaum ein Weilchen ausgeruht hatten, ſah ich eine Geſtalt aus den nicht ſehr entfernten Büſchen und Bäumen hervortreten, und gegen uns empor gehen. Da ſie etwas näher gekommen war, erkannte ich, daß es ein Gemiſche von Knabe und Jüngling war. Zuweilen hätte man meinen können, der Ankommende ſei ganz ein Jüngling, und zuweilen, er ſei noch ganz ein Knabe. Er trug ein blau- und weißgeſtreiftes Leinenzeug als Bekleidung, um den Hals hatte er nichts und auf dem Haupte auch nichts als eine dichte Menge brauner Locken.

Da er herzugekommen war, ſagte er: „Ich ſehe, daß du mit einem fremden Manne beſchäftigt biſt, ich werde dich alſo nicht ſtören, und wieder in den Garten hinab gehen.“

„Thue das,“ ſagte mein Begleiter.

Der Knabe machte eine ſchnelle und leichte Verbeugung gegen mich, wendete ſich um, und ging in derſelben Richtung wieder zurück, in der er gekommen war.

Wir blieben noch ſizen.

Am Himmel änderte ſich indeſſen wenig. Dieſelbe Wolkendecke ſtand da, und wir hörten denſelben Donner. Nur da die Decke dunkler geworden zu ſein ſchien, ſo wurde jezt zuweilen auch ein Bliz ſichtbar.

Nach einer Zeit ſagte mein Begleiter: „Eure Reiſe hat wohl nicht einen Zweck, der durch den Aufenthalt von einigen Stunden oder von einem Tage oder von einigen Tagen geſtört würde.“

„Es iſt ſo, wie ihr geſagt habt,“ antwortete ich, „mein Zweck iſt, ſoweit meine Kräfte reichen, wiſſenſchaftliche Beſtrebungen zu verfolgen, und nebenbei, was ich auch nicht für unwichtig halte, das Leben in der freien Natur zu genießen.“

„Dieſes Lezte iſt in der That auch nicht unwichtig,“ verſezte mein Nachbar, „und da ihr euren Reiſezweck bezeichnet habt, ſo werdet ihr gewiß einwilligen, wenn ich euch einlade, heute nicht mehr weiter zu reiſen, ſondern die Nacht in meinem Hauſe zuzubringen. Wünſchet ihr dann am morgigen Tage und an mehreren darauf folgenden noch bei mir zu verweilen, ſo ſteht es nur bei euch, ſo zu thun.“

„Ich wollte, wenn das Gewitter auch lange angedauert hätte, doch heute noch nach Rohrberg gehen,“ ſagte ich. „Da ihr aber auf eine ſo freundliche Weiſe gegen einen unbekannten Reiſenden verfahrt, ſo ſage ich gerne zu, die heutige Nacht in eurem Hauſe zuzubringen, und bin euch dafür dankbar. Was morgen ſein wird, darüber kann ich noch nicht entſcheiden, weil das Morgen noch nicht da iſt.“

„So haben wir alſo für die kommende Nacht abgeſchloſſen, wie ich gleich gedacht habe,“ ſagte mein Begleiter, „ihr werdet wohl bemerkt haben, daß euer Ränzlein und euer Wanderſtock nicht mehr in dem Speiſezimmer waren, als ihr zum Eſſen dahin kamet.“

„Ich habe es wirklich bemerkt,“ antwortete ich.

„Ich habe beides in euer Zimmer bringen laſſen,“ ſagte er, „weil ich ſchon vermuthete, daß ihr dieſe Nacht in unſerm Hauſe zubringen würdet.“

4.

Die Beherbergung.

Nach einer Weile ſagte mein Gaſtfreund: „Da ihr nun meine Nachtherberge angenommen habt, ſo könnten wir von dieſem Baume auch ein wenig in das Freie gehen, daß ihr die Gegend beſſer kennen lernet. Wenn das Gewitter zum Ausbruche kommen ſollte, ſo kennen wir wohl beide die Anzeichen genug, daß wir rechtzeitig umkehren, um ungefährdet das Haus zu erreichen.“

„So kann es geſchehen,“ ſagte ich, und wir ſtanden von dem Bänkchen auf.

Einige Schritte hinter dem Kirſchbaume war der Garten durch eine ſtarke Planke von der Umgebung getrennt. Als wir zu dieſer Planke gekommen waren, zog mein Begleiter einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete ein Pförtchen, wir traten hinaus, und er ſchloß hinter uns das Pförtchen wieder zu.

Hinter dem Garten fingen Felder an, auf denen die verſchiedenſten Getreide ſtanden. Die Getreide, welche ſonſt wohl bei dem geringſten Luftzuge zu wanken beginnen mochten, ſtanden ganz ſtille und pfeilrecht empor, das feine Haar der Ähren, über welches unſere Augen ſtreiften, war gleichſam in einem unbeweglichen goldgrünen Schimmer.

Zwiſchen dem Getreide lief ein Fußpfad durch. Derſelbe war breit und ziemlich ausgetreten. Er ging den Hügel entlang, nicht ſteigend und nicht ſinkend, ſo daß er immer auf dem höchſten Theile der Anhöhe blieb. Auf dieſem Pfade gingen wir dahin.

Zu beiden Seiten des Weges ſtand glührother Mohn in dem Getreide, und auch er regte die leichten Blätter nicht.

Es war überall ein Zirpen der Grillen; aber dieſes war gleichſam eine andere Stille, und erhöhte die Erwartung, die aller Orten war. Durch die über den ganzen Himmel liegende Wolkendecke ging zuweilen ein tiefes Donnern, und ein blaſſer Bliz lüftete zeitweilig ihr Dunkel.

Mein Begleiter ging ruhig neben mir, und ſtrich manchmal ſachte mit der Hand an den grünen Ähren des Getreides hin. Er hatte ſein Nez von den weißen Haaren abgenommen, hatte es in die Taſche geſteckt, und trug ſein Haupt unbedeckt in der milden Luft.

Unſer Weg führte uns zu einer Stelle, auf welcher kein Getreide ſtand. Es war ein ziemlich großer Plaz, der nur mit ſehr kurzem Graſe bedeckt war. Auf dieſem Plaze befand ſich wieder eine hölzerne Bank, und eine mittelgroße Eſche.

„Ich habe dieſen Fleck freigelaſſen, wie ich ihn von meinen Vorfahren überkommen hatte," ſagte mein Begleiter, „obwohl er, wenn man ihn urbar machte, und den Baum ausgrübe, in einer Reihe von Jahren eine nicht unbedeutende Menge von Getreide gäbe. Die Arbeiter halten hier ihre Mittagsruhe, und verzehren hier ihr Mittagsmahl, wenn es ihnen auf das Feld nachgebracht wird. Ich habe die Bank machen laſſen, weil ich auch gerne da ſize, wäre es auch nur, um den Schnittern zuzuſchauen, und die Feierlichkeit der Feldarbeiten zu betrachten. Alte Gewohnheiten haben etwas Beruhigendes, ſei es auch nur das des Beſtehenden und immer Geſehenen. Hier dürfte es aber mehr ſein, weßhalb die Stelle unbebaut blieb, und der Baum auf derſelben ſteht. Der Schatten dieſer Eſche iſt wohl ein ſparſamer, aber da er der einzige dieſer Gegend iſt, wird er geſucht, und die Leute, obwohl ſie roh ſind, achten gewiß auch auf die Ausſicht, die man hier genießt. Setzt euch nur zu mir nieder, und betrachtet das Wenige, was uns heute der verſchleierte Himmel gönnt."

Wir ſetzten uns auf die Bank unter der Eſche, ſo daß wir gegen Mittag ſchauten. Ich ſah den Garten wie einen grünen Schooß ſchräg unter mir liegen.

An ſeinem Ende ſah ich die weiße mitternächtliche Mauer des Hauſes, und über der weißen Mauer das freundliche rothe Dach. Von dem Gewächshauſe war nur das Dach und der Schornſtein erſichtlich.

Weiter hin gegen Mittag war das Land und das Gebirge kaum zu erkennen wegen des blauen Wolkenſchattens und des blauen Wolkenduftes. Gegen Morgen ſtand der weiße Thurm von Rohrberg, und gegen Abend war Getreide an Getreide, zuerſt auf unſerm Hügel, dann jenſeits desſelben auf dem nächſten Hügel, und ſo fort, ſoweit die Hügel ſichtbar waren. Dazwiſchen zeigten ſich weiße Meierhöfe und andere einzelne Häuſer oder Gruppen von Häuſern. Nach der Sitte des Landes gingen Zeilen von Obſtbäumen zwiſchen den Getreidefeldern dahin, und in der Nähe von Häuſern oder Dörfern ſtanden dieſe Bäume dichter, gleichſam wie in Wäldchen beiſammen. Ich fragte meinen Nachbar theils nach den Häuſern theils nach den Beſitzern der Felder.

„Die Felder von dem Kirſchbaume gegen Sonnenuntergang hin bis zu der erſten Zeile von Obſtbäumen ſind unſer,“ ſagte mein Begleiter. „Die wir von dem Kirſchbaum bis hieher durchwandert haben, gehören auch uns. Sie gehen noch bis zu jenen langen Gebäuden, die ihr da unten ſeht, welche unſere Wirthſchaftsgebäude ſind. Gegen Mitternacht erſtrecken ſie ſich, wenn ihr umſehen wollt, bis zu jenen Wieſen mit den Erlenbüſchen. Die Wieſen gehören auch uns, und machen dort die Grenze unſerer Beſitzungen. Im Mittag gehören die Felder uns bis zur Einfriedigung von Weißdorn, wo ihr die Straße verlaſſen habt. Ihr könnt alſo ſehen, daß ein nicht ganz geringer Theil dieſes Hügels von unſerm Eigenthume bedeckt iſt. Wir ſind von dieſem Eigenthume umringt, wie von einem Freunde, der nie wankt und nicht die Treue bricht.“

Mir fiel bei dieſen Worten auf, daß er vom Eigenthume immer die Ausdrücke uns und unſer gebrauchte. Ich dachte, er werde etwa eine Gattin oder auch Kinder einbeziehen. Mir fiel der Knabe ein, den ich im Heraufgehen geſehen hatte, vielleicht iſt dieſer ein Sohn von ihm.

„Der Reſt des Hügels iſt an drei Meierhöfe vertheilt,“ ſchloß er ſeine Rede, „welche unſere nächſten Nachbarn ſind. Von den Niederungen an, die um den Hügel liegen, und jenſeits welcher das Land wieder aufſteigt, beginnen unſere entfernteren Nachbarn.“

„Es iſt ein geſegnetes ein von Gott beglücktes Land,“ ſagte ich.

„Ihr habt recht geſprochen,“ erwiederte er, „Land und Halm iſt eine Wohlthat Gottes. Es iſt unglaublich, und der Menſch bedenkt es kaum, welch ein unermeßlicher Werth in dieſen Gräſern iſt. Laßt ſie einmal von unſerem Erdtheile verſchwinden, und wir verſchmachten bei allem unſerem ſonſtigen Reichthume vor Hunger. Wer weiß, ob die heißen Länder nicht ſo dünn bevölkert ſind, und das Wiſſen und die Kunſt nicht ſo tragen, wie die kälteren, weil ſie kein Getreide haben. Wie viel ſelbſt dieſer kleine Hügel gibt, würdet ihr kaum glauben. Ich habe mir einmal die Mühe genommen, die Fläche dieſes Hügel, ſoweit ſie Getreideland iſt, zu meſſen, um auf der Grundlage der Erträgniſſe unſerer Felder und der Erträgnißfähigkeit der

Felder der Nachbarn, die ich unterſuchte, eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung zu machen, welche Getreidemenge im Durchſchnitte jedes Jahr auf dieſem Hügel wächst. Ihr würdet die Zahlen nicht glauben, und auch ich habe ſie mir vorher nicht ſo groß vorgeſtellt. Wenn es euch genehm iſt, werde ich euch die Arbeit in unſerem Hauſe zeigen. Ich dachte mir damals, das Getreide gehöre auch zu jenen unſcheinbaren nachhaltigen Dingen dieſes Lebens wie die Luft. Wir reden von dem Getreide und von der Luft nicht weiter, weil von beiden ſo viel vorhanden iſt, und uns beide überall umgeben. Die ruhige Verbrauchung und Erzeugung zieht eine unermeßliche Kette durch die Menſchheit in den Jahrhunderten und Jahrtauſenden. Überall, wo Völker mit beſtimmten geſchichtlichen Zeichnungen auftreten, und vernünftige Staatseinrichtungen haben, finden wir ſie ſchon zugleich mit dem Getreide, und wo der Hirte in lockreren Geſellſchaftsbanden aber vereint mit ſeiner Heerde lebt, da ſind es zwar nicht die Getreide, die ihn nähren, aber doch ihre geringeren Verwandten, die Gräſer, die ſein ebenfalls geringeres Daſein erhalten. — Aber verzeiht, daß ich da ſo von Gräſern und Getreiden rede, es iſt natürlich, da ich da mitten unter ihnen wohne, und auf ihren Segen erſt in meinem Alter mehr achten lernte.“

„Ich habe nichts zu verzeihen,“ erwiederte ich; „denn ich theile eure Anſicht über das Getreide vollkommen, wenn ich auch ein Kind der großen Stadt bin. Ich habe dieſe Gewächſe viel beachtet, habe darüber geleſen, freilich mehr von dem Standpunkte der Pflanzenkunde, und habe, ſeit ich einen großen Theil des Jahres in der freien Natur zubringe, ihre Wichtigkeit immer mehr und mehr einſehen gelernt.“

„Ihr würdet es erſt recht,“ ſagte er, „wenn ihr Beſitzthümer hättet, oder auf euren Beſitzthümern euch mit der Pflege dieſer Pflanzen beſonders abgäbet.“

„Meine Eltern ſind in der Stadt,“ antwortete ich, „mein Vater treibt die Kaufmannſchaft, und außer einem Garten beſitzt weder er noch ich einen liegenden Grund.“

„Das iſt von großer Bedeutung,“ erwiederte er, „den Werth dieſer Pflanzen kann keiner vollſtändig ermeſſen, als der ſie pflegt.“

Wir ſchwiegen nun eine Weile.

Ich ſah an ſeinen Wirthſchaftsgebäuden Leute beſchäftigt. Einige gingen an den Thoren ab und zu, in häuslichen Arbeiten begriffen, andere mähten in einer nahen Wieſe Gras, und ein Theil war bedacht, das im Laufe des Tages getrocknete Heu in hochbeladenen Wägen durch die Thore einzuführen. Ich konnte wegen der großen Entfernung das Einzelne der Arbeiten nicht unterſcheiden, ſo wie ich die eigentliche Bauart und die nähere Einrichtung der Gebäude nicht wahrnehmen konnte.

„Was ihr von den Häuſern und den Beſitzern der Felder geſagt habt, daß ich ſie euch nennen ſoll,“ fuhr er nach einer Weile fort, „ſo hat dies ſeine Schwierigkeit, beſonders heute. Man kann zwar von dieſem Plaze aus die größte Zahl der Nachbarn erblicken; aber heute, wo der Himmel umſchleiert iſt, ſehen wir nicht nur das Gebirge nicht, ſondern es entgeht uns auch mancher weiße Punkt des untern Landes, der Wohnungen bezeichnet, von denen ich ſprechen möchte. Anderen Theils ſind euch die Leute unbekannt. Ihr ſolltet eigentlich in der Gegend herumgewandert ſein, in ihr gelebt haben, daß ſie zu eurem Geiſte ſpräche, und ihr die Bewohner verſtündet. Vielleicht kommt ihr wieder, und bleibt länger bei uns, vielleicht verlängert ihr euren jezigen Aufenthalt. Indeſſen will ich euch im Allgemeinen etwas ſagen, und von Beſonderem hinzufügen, was euch anſprechen dürfte. Ich beſuche auch meiner Nachbarn willen gerne dieſen Plaz; denn außerdem daß hier auf der Höhe ſelbſt an den ſchönſten Tagen immer ein kühler Luftzug geht, außerdem daß ich hier unter meinen Arbeitern bin, ſehe ich von hier aus alle, die mich umgeben, es fällt mir manches von ihnen ein, und ich ermeſſe, wie ich ihnen nüzen kann, oder wie überhaupt das Allgemeine gefördert werden möge. Sie ſind im Ganzen ungebildete aber nicht ungelehrige Leute, wenn man ſie nach ihrer Art nimmt, und nicht vorſchnell in eine andere zwingen will. Sie ſind dann meiſt auch gutartig. Ich habe von ihnen manches für mein Inneres gewonnen, und ihnen manchen äußeren Vortheil verſchafft. Sie ahmen nach, wenn ſie etwas durch längere Erfahrung billigen. Man muß nur nicht ermüden. Oft haben ſie mich zuerſt verlacht, und endlich dann doch nachgeahmt. In Vielem verlachen ſie mich noch, und ich ertrage es. Der Weg da durch meine Felder iſt ein kürzerer, und da geht Mancher vorbei, wenn ich auf der Bank ſize, er bleibt ſtehen, er redet mit mir, ich ertheile ihm Rath, und ich lerne aus ſeinen Worten. Meine Felder ſind bereits ertragfähiger gemacht worden als die ihrigen, das ſehen ſie, und das iſt bei ihnen der haltbarſte Grund zu mancher

Betrachtung. Nur die Wieſe, welche ſich hinter unſerem Rücken befindet, tiefer als die Felder liegt, und von einem kleinen Bache bewäſſert wird, habe ich nicht ſo verbeſſern können, wie ich wollte; ſie iſt noch durch die Erlengeſträuche und durch die Erlenſtöcke verunſtaltet, die ſich am Saume des Bächleins befinden, und ſelbſt hie und da Sumpfſtellen veranlaſſen; aber ich kann die Sache im Weſentlichen nicht abändern, weil ich die Erlengeſträuche und Erlenſtöcke zu anderen Dingen nothwendig brauche.“

Um meine Frage nach dem Einzelnen ſeiner Nachbarn zu unterbrechen, die er, wie ich jezt einſah, nicht beantworten konnte, wenigſtens nicht, wie ſie geſtellt war, fragte ich ihn, ob denn zu ſeinem Anweſen nicht auch Waldgrund gehöre.

„Allerdings,“ antwortete er, „aber derſelbe liegt nicht ſo nahe, als es der Bequemlichkeit wegen wünſchenswerth wäre; aber er liegt auch entfernt genug, daß die Schönheit und Anmuth dieſes Getreidehügels nicht geſtört wird. Wenn ihr auf dem Wege nach Rohrberg fortgegangen wäret, ſtatt zu unſerem Hauſe herauf zu ſteigen, ſo würdet ihr nach einer halben Stunde Wanderns zu eurer Rechten dicht an der Straße die Ecke eines Buchenwaldes gefunden haben, um welche die Straße herum geht. Dieſe Ecke erhebt ſich raſch, erweitert ſich nach rückwärts, wohin man von der Straße nicht ſehen kann, und gehört einem Walde an, der weit in das Land hinein geht. Man kann von hier aus ein großes Stück ſehen. Dort links von dem Felde, auf welchem die junge Gerſte ſteht.“

„Ich kenne den Wald recht gut,“ ſagte ich, „er ſchlingt ſich um eine Höhe, und berührt die Straße nur mit einem Stücke; aber wenn man ihn betritt, lernt man ſeine Größe kennen. Es iſt der Alizwald. Er hat mächtige Buchen und Ahorne, die ſich unter die Tannen miſchen. Die Aliz geht von ihm in die Agger. An der Aliz ſtehen beiderſeits hohe Felſen mit ſeltenen Kräutern, und von ihnen geht gegen Mittag ein Streifen Landes mit den allerſtärkſten Buchen thalwärts.“

„Ihr kennt den Wald,“ ſagte er.

„Ja,“ erwiederte ich, „ich bin ſchon in ihm geweſen. Ich habe dort die größte Doppelbuche gezeichnet, die ich je geſehen, ich habe Pflanzen und Steine geſammelt, und die Felſenlagen betrachtet.“

„Jener Waldſtreifen, der mit den ſtarken Buchen beſtanden iſt, und noch mehreres Land jenes Waldes gehört zu dieſem Anweſen," ſagte mein Beherberger. „Es iſt weiter von da gegen Mittag auch ein Bergbühel unſer, auf dem ſtellenweiſe die Birke ſehr verkrüppelt vorkommt, welche zum Brennen wenig taugt; aber Holz zu feinen Arbeiten gibt."

„Ich kenne den Bühel auch," ſagte ich, „dort geht der Granit zu Ende, aus dem der ganze mitternächtliche Theil unſeres Landes beſteht, und es beginnt gegen Mittag zu nach und nach der Kalk, der endlich in den höchſten Gebirgen die Landesgrenze an der Mittagſeite macht."

„Ja der Bühel iſt der ſüdlichſte Granitblock," ſagte mein Begleiter, „er überſezt ſogar die Wäſſer. Wir können hier troz des Duftes der Wolken hie und da die Grenze ſehen, in der ſich der Granit abſchneidet."

„Dort iſt die Klamſpize," ſagte er, „die noch Granit hat, rechts der Gaisbühl, dann die Aſſer, der Loſen, und zulezt die Grumhaut, die noch zu ſehen iſt."

Ich ſtimmte in Allem bei.

Der Abend kam indeſſen immer näher und näher, und der Nachmittag war bedeutend vorgerückt.

Das Gewitter an dem Himmel war mir aber endlich beſonders merkwürdig geworden.

Ich hatte den Ausbruch desſelben, als ich den Hügel zu dem weißen Hauſe empor ſtieg, um eine Unterkunft zu ſuchen, in kurzer Zeit erwartet; und nun waren Stunden vergangen, und es war noch immer nicht ausgebrochen. Über den ganzen Himmel ſtand es unbeweglich. Die Wolkendecke war an manchen Stellen faſt finſter geworden und Blize zuckten aus dieſen Stellen bald höher bald tiefer hervor. Der Donner folgte in ruhigem ſchwerem Rollen auf dieſe Blize; aber in der Wolkendecke zeigte ſich kein Zuſammenſammeln zu einem einzigen Gewitterballen, und es war kein Anſchicken zu einem Regen.

Ich ſagte endlich zu meinem Nachbar, indem ich auf die Männer zeigte, welche weiter unten in der Niederung, in welcher die Wirthſchaftsgebäude lagen, Gras machten: „Dieſe ſcheinen auch auf kein Gewitter und auf kein gewöhnliches Nachregnen für den morgigen Tag zu rechnen, weil ſie jezt Gras mähen, das ihnen in der Nacht ein tüchtiger Regen durchnäſſen, oder morgen eine kräftige Sonne zu Heu trocknen kann.“

„Dieſe wiſſen gar nichts von dem Wetter,“ ſagte mein Begleiter, „und ſie mähen das Gras nur, weil ich es ſo angeordnet habe.“

Das waren die einzigen Worte, die er über das Wetter geſprochen hatte. Ich veranlaßte ihn auch nicht zu mehreren.

Wir gingen von dieſem Feldſize, auf dem wir nun ſchon eine Weile geſeſſen waren, nicht mehr weiter von dem Hauſe weg, ſondern, nachdem wir uns erhoben hatten, ſchlug mein Begleiter wieder den Rückweg ein.

Wir gingen auf demſelben Wege zurück, auf dem wir gekommen waren.

Die Donner erſchallten nun ſogar lauter, und verkündeten ſich bald an dieſer Stelle des Himmels bald an jener.

Als wir wieder in den Garten eingetreten waren, als mein Begleiter das Pförtchen hinter ſich geſchloſſen hatte, und als wir von dem großen Kirſchbaume bereits abwärts gingen, ſagte er zu mir: „Erlaubt, daß ich nach dem Knaben rufe, und ihm etwas befehle.“

Ich ſtimmte ſogleich zu, und er rief gegen eine Stelle des Gebüſches: „Guſtav!“

Der Knabe, den ich im Heraufgehen geſehen hatte, kam faſt an der nehmlichen Stelle des Gartens zum Vorſcheine, an welcher er früher herausgetreten war.

Da er jezt länger vor uns ſtehen blieb, konnte ich ihn genauer betrachten. Sein Angeſicht erſchien mir ſehr roſig und ſchön, und beſonders einnehmend zeigten ſich die großen ſchwarzen Augen unter den braunen Locken, die ich ſchon früher beobachtet hatte.

„Guſtav,“ ſagte mein Begleiter, „wenn du noch an deinem Tiſche oder ſonſt irgendwo in dem Garten bleiben willſt, ſo erinnere dich an das, was ich dir über Gewitter geſagt habe. Da die Wolken über den ganzen Himmel ſtehen, ſo weiß man nicht, wann überhaupt ein Bliz auf die Erde niederfährt, und an welcher Stelle er ſie treffen wird. Darum verweile unter keinem höheren Baume. Sonſt kannſt du hier bleiben, wie du willſt. Dieſer Herr bleibt heute bei uns, und du wirſt zur Abendſpeiſeſtunde in dem Speiſezimmer eintreffen.“

„Ja,“ ſagte der Knabe, verneigte ſich, und ging wieder auf einem Sandwege in die Geſträuche des Gartens zurück.

„Dieſer Knabe iſt mein Pflegeſohn,“ ſagte mein Begleiter, „er iſt gewohnt, zu dieſer Tageszeit einen Spaziergang mit mir zu machen, darum kam er da wir bei dem Kirſchbaume ſaßen von ſeinem Arbeitstiſche, den er im Garten hat, zu uns empor, um mich zu ſuchen;

allein da er ſah, daß ein Fremder da ſei, ging er wieder an ſeine Stelle zurück.“

Mir, der ich mich an den einfachen folgerichtigen Ausdruck gewöhnt hatte, fiel es jezt abermals auf, daß mein Begleiter, der, wenn er von ſeinen Feldern redete, faſt immer den Ausdruck unſer gebraucht hatte, nun, da er von ſeinem Pflegeſohne ſprach, den Ausdruck mein wählte, da er doch, wenn er etwa ſeine Gattin einbezog, jezt auch das Wort unſer gebrauchen ſollte.

Als wir von dem Raſengrunde hinab gekommen waren, und den bepflanzten Garten betreten hatten, gingen wir in ihm auf einem anderen Wege zurück, als auf dem wir herauf gegangen waren.

Auf dieſem Wege ſah ich nun, daß der Beſizer des Gartens auch Weinreben in demſelben zog, obwohl das Land der Pflege dieſes Gewächſes nicht ganz günſtig iſt. Es waren eigene dunkle Mauern aufgeführt, an denen die Reben mittelſt Holzgittern empor geleitet wurden. Durch andere Mauern wurden die Winde abgehalten. Gegen Mittag allein waren die Stellen offen. So ſammelte er die Hize, und gewährte Schuz. Auch Pfirſiche zog er auf dieſelbe Weiſe, und aus den Blättern derſelben ſchloß ich auf ſehr edle Gattungen.

Wir gingen hier an großen Linden vorüber, und in ihrer Nähe erblickte ich ein Bienenhaus.

Von dem Gewächshauſe ſah ich auf dem Rückwege wohl die Längenſeite, konnte aber nichts Näheres erkennen, weil mein Begleiter den Weg zu ihm nicht einſchlug. Ich wollte ihn auch nicht eigens darum erſuchen: ich vermuthete, daß er mich zu ſeiner Familie führen würde.

Da wir an dem Hauſe angekommen waren, geleitete er mich bei dem gemeinſchaftlichen Eingange desſelben hinein, führte mich über eine gewöhnliche Sandſteintreppe in das erſte Stockwerk, und ging dort mit mir einen Gang entlang, in dem viele Thüren waren. Eine derſelben öffnete er mit einem Schlüſſel, den er ſchon in ſeiner Taſche in Bereitſchaft hatte, und ſagte: „Das iſt euer Zimmer, ſolange ihr in dieſem Hauſe bleibt. Ihr könnt jetzt in dasſelbe eintreten, oder es verlaſſen, wie es euch gefällt. Nur müſſet ihr um acht Uhr wieder da ſein, zu welcher Stunde ihr zum Abendeſſen werdet geholt werden. Ich muß euch nun allein laſſen. In dem Wartezimmer habt ihr heute in Humboldt's Reiſen geleſen, ich habe das Buch in dieſes Zimmer legen laſſen. Wünſchet ihr für jezt oder für den Abend noch irgend ein Buch, ſo nennt es, daß ich ſehe, ob es in meiner Bücherſammlung enthalten iſt.“

Ich lehnte das Anerbieten ab, und ſagte, daß ich mit dem Vorhandenen ſchon zufrieden ſei, und wenn ich mich außer Humboldt mit noch andern Buchſtaben beſchäftigen wolle, ſo habe ich in meinem Ränzchen ſchon Vorrath, um theils etwas mit Bleifeder zu ſchreiben, theils früher Geſchriebenes durchzuleſen, und zu verbeſſern, welche Beſchäftigung ich auf meinen Wanderungen häufig Abends vornehme.

Er verabſchiedete ſich nach dieſen Worten, und ich ging zur Thür hinein.

Ich überſah mit einem Blicke das Zimmer. Es war ein gewöhnliches Fremdenzimmer, wie man es in jedem größeren Hauſe auf dem Lande hat, wo man zuweilen in die Lage kömmt, Herberge ertheilen zu müſſen. Die Geräthe waren weder neu noch nach der damals herrſchenden Art gemacht, ſondern aus verſchiedenen Zeiten, aber nicht unangenehm ins Auge fallend. Die Überzüge der Seſſel und des Ruhebettes waren gepreßtes Leder, was man damals ſchon ſelten mehr fand. Eine geſellige Zugabe, die man nicht häufig in ſolchen Zimmern findet, war eine alterthümliche Pendeluhr in vollem Gange. Mein Ränzlein und mein Stock lagen, wie der Mann geſagt hatte, ſchon in dieſem Zimmer.

Ich ſezte mich nieder, nahm nach einer Weile mein Ränzlein, öffnete es, und blätterte in den Papieren, die ich daraus hervor genommen hatte, und ſchrieb gelegentlich in denſelben.

Da endlich die Dämmerung gekommen war, ſtand ich auf, ging gegen eines der beiden offenſtehenden Fenſter, lehnte mich hinaus, und ſah herum. Es war wieder Getreide, das ich vor mir auf dem ſachte hinabgehenden Hügel erblickte. Am Morgen dieſes Tages, da ich von meiner Nachtherberge aufgebrochen war, hatte ich auch Getreide rings um mich geſehen; aber dasſelbe war in einem luſtigen Wogen begriffen geweſen; während dieſes reglos und unbewegt war wie ein Heer von lockeren Lanzen. Vor dem Hauſe war der Sandplaz, den ich bei meiner Ankunft ſchon geſehen und betreten hatte. Meine Fenſter gingen alſo auf der Seite der Roſenwand heraus. Von dem Garten tönte noch ſchwaches Vogelgezwitſcher herüber, und der Duft von den tauſenden der Roſen ſtieg wie eine Opfergabe zu mir empor.

An dem Himmel, deſſen Dämmerung heute viel früher gekommen war, hatte ſich eine Veränderung eingefunden. Die Wolkendecke war getheilt, die Wolken ſtanden in einzelnen Stücken gleichſam wie Berge an dem Gewölbe herum, und einzelne reine Theile blickten zwiſchen ihnen heraus. Die Blize aber waren ſtärker und häufiger, die Donner klangen heller und kürzer.

Als ich eine Weile bei dem Fenſter hinaus geſehen hatte, hörte ich ein Pochen an meiner Thür, eine Magd trat herein, und meldete, daß man mich zum Abendeſſen erwarte. Ich legte meine Papiere auf das Tiſchchen, das neben meinem Bette ſtand, legte den Humboldt darauf, und folgte der Magd, nachdem ich die Thür hinter mir geſperrt hatte. Sie führte mich in das Speiſezimmer.

Bei dem Eintritte ſah ich drei Perſonen; den alten Mann, der mit mir den Spaziergang gemacht hatte, einen andern ebenfalls ältlichen Mann, der durch nichts beſonders auffiel als durch ſeine Kleidung, welche einen Prieſter verrieth, und den Pflegeſohn des Hausbeſitzers in ſeinem blaugeſtreiften Linnengewande.

Der Herr des Hauſes ſtellte mich dem Prieſter vor, indem er ſagte: „Das iſt der hochwürdige Pfarrer von Rohrberg, der ein Gewitter fürchtet, und deßhalb dieſe Nacht in unſerm Hauſe zubringen wird," und dann auf mich weiſend fügte er bei: „das iſt ein fremder Reiſender, der auch heute unſer Dach mit uns theilen will."

Nach dieſen Worten und nach einem kurzen ſtummen Gebethe ſezten wir uns zu dem Tiſche an unſere angewieſenen Pläze. Das Abendeſſen war ſehr einfach. Es beſtand aus Suppe Braten und Wein, zu welchem wie zu dem an meinem Mittagsmahle verkleinertes Eis geſtellt wurde. Dieſelbe Magd, welche mir mein Mittageſſen gebracht hatte, bediente uns. Ein männlicher Diener kam nicht in das Zimmer. Der Pfarrer und mein Gaſtfreund ſprachen öfter Dinge, die die Gegend betrafen, und ich ward gelegentlich einbezogen, wenn es ſich um Allgemeineres handelte. Der Knabe ſprach gar nicht.

Die Dunkelheit des Abends wurde endlich ſo ſtark, daß die Kerzen, welche früher mit der Dämmerung gekämpft hatten, nun vollkommen die Herrſchaft behaupteten, und die ſchwarzen Fenſter nur zeitweiſe durch die hereinleuchtenden Blize erhellt wurden.

Da das Eſſen beendet war, und wir uns zur Trennung anſchickten, ſagte der Hauswirth, daß er den Pfarrer und mich über die nähere Treppe in unſer

Zimmer führen würde. Wir nahmen jeder eine Wachskerze, die uns angezündet von der Magd gereicht wurde, während deſſen ſich der Knabe Guſtav empfahl, und durch die gewöhnliche Thür entfernte. Der Hauseigenthümer führte uns bei der Thür hinaus, bei der ich zuerſt herein gekommen war. Wir befanden uns draußen in dem ſchönen Marmorgange, von dem eine gleiche Marmortreppe emporführte. Wir durften die Filzſchuhe nicht anziehen, weil jezt über den Gang und die Treppe ein Tuchſtreifen lag, auf dem wir gingen. In der Mitte der Treppe, wo ſie einen Abſaz machte, gleichſam einen erweiterten Plaz oder eine Stiegenhalle, ſtand eine Geſtalt aus weißem Marmor auf einem Geſtelle. Durch ein paar Blize, die eben jezt fielen, und das Haupt und die Schultern der Marmorgeſtalt noch röther beſchienen, als es unſere Kerzen konnten, erſah ich, daß der Plaz und die Treppe von oben herab durch eine Glasbedeckung ihre Beleuchtung empfangen mußten.

Als wir an das Ende der Treppe gelangt waren, wendete ſich der Hauswirth mit uns durch eine Thür links, und wir befanden uns in jenem Gange, in welchem mein Zimmer lag. Es war der Gang der Gaſtzimmer, wie ich nun zu erkennen vermeinte.

Unſer Gaſtfreund bezeichnete eines als das des Pfarrers, und führte mich zu dem meinigen.

Als wir in dasſelbe getreten waren, fragte er mich, ob ich zu meiner Bequemlichkeit noch etwas wünſche, beſonders ob mir Bücher aus ſeinem Bücherzimmer genehm wären.

Als ich ſagte, daß ich keinen Wunſch habe, und bis zum Schlafen ſchon Beſchäftigung finden würde, antwortete er: „Ihr ſeid in eurem Gemache und in eurem Rechte. Schlummert denn recht wohl.“

„Ich wünſche euch auch eine gute Nacht,“ erwiederte ich, „und ſage euch Dank für die Mühe, die ihr heute mit mir gehabt habet.“

„Es war keine Mühe,“ antwortete er, „denn ſonſt hätte ich ſie mir ja erſparen können, wenn ich euch gar nicht zu Nacht geladen hätte.“

„So iſt es,“ antwortete ich.

„Erlaubt,“ ſagte er, indem er ein kleines Wachskerzchen hervorzog, und an meinem Lichte anzündete.

Nachdem er dieſes Geſchäft vollbracht hatte, verbeugte er ſich, was ich erwiederte, und ging auf den Gang hinaus.

Ich ſchloß hinter ihm die Thür, legte meinen Rock ab, und lüſtete mein Halstuch, weil, obgleich es ſchon ſpät war, die ruhige Nacht noch immer eine große Hize und Schwüle in ſich hegte. Ich ging einige Male in dem Zimmer hin und her, trat dann an ein Fenſter, lehnte mich hinaus, und betrachtete den Himmel. So viel die Dunkelheit und die noch immer hell leuchtenden Blize erkennen ließen, war die Geſtalt der Dinge dieſelbe, wie ſie am Abend vor dem Speiſen geweſen war. Wolkentrümmer ſtanden an dem Himmel und, wie die Sterne zeigten, waren zwiſchen ihnen reine Stellen. Zu Zeiten fuhr ein Bliz aus ihnen über den Getreidehügel und die Wipfel der unbewegten Bäume, und der Donner rollte ihm nach.

Als ich eine Weile die freie Luft genoſſen hatte, ſchloß ich mein Fenſter, ſchloß auch das andere, und begab mich zur Ruhe.

Nachdem ich noch eine Zeit lang, wie es meine Gewohnheit war, in dem Bette geleſen, und mitunter ſogar mit Bleifeder etwas in meine Schriften geſchrieben hatte, löſchte ich das Licht aus, und richtete mich zum Schlafen.

Ehe der Schlummer völlig meine Sinne umfing, hörte ich noch wie ſich draußen ein Wind erhob, und die Wipfel der Bäume zu ſtarkem Rauſchen bewegte.

Ich hatte aber nicht mehr genug Kraft, mich zu ermannen, ſondern entſchlief gleich darauf völlig.

Ich ſchlief recht ruhig und feſt.

Als ich erwachte, war mein Erſtes, zu ſehen, ob es geregnet habe. Ich ſprang aus dem Bette, und riß die Fenſter auf. Die Sonne war bereits aufgegangen, der ganze Himmel war heiter, kein Lüftchen rührte ſich, aus dem Garten tönte das Schmettern der Vögel, die Roſen dufteten, und die Erde zu meinen Füßen war vollkommen trocken. Nur der Sand war ein wenig gegen das Grün des begrenzenden Raſens geſegt worden, und ein Mann war beſchäftigt, ihn wieder zu ebnen, und in ein gehöriges Gleichgewicht zu bringen.

Alſo hatte mein Gegner Recht gehabt, und ich war begierig, zu erfahren, aus welchen Gründen er ſeine Gewißheit, die er ſo ſicher gegen mich behauptet hatte, geſchöpft, und wie er dieſe Gründe entdeckt und erforſcht habe.

Um das recht bald zu erfahren, und meine Abreiſe nicht ſo lange zu verzögern, beſchloß ich, mich anzukleiden, und meinen Gaſtherrn ungeſäumt aufzuſuchen.

Als ich mit meinem Anzuge fertig war, und mich in das Speiſezimmer hinab begeben hatte, fand ich dort eine Magd mit den Vorbereitungen zu dem Frühmale beſchäftigt, und fragte nach dem Herrn.

„Er iſt in dem Garten auf der Fütterungstenne,“ ſagte ſie.

„Und wo iſt die Fütterungstenne, wie du es nennſt?“ fragte ich.

„Gleich hinter dem Hauſe und nicht weit von den Glashäuſern,“ erwiederte ſie.

Ich ging hinaus, und ſchlug die Richtung gegen das Gewächshaus ein.

Vor demſelben fand ich meinen Gaſtfreund auf einem Sandplaze. Es war derſelbe Plaz, von dem aus ich ſchon geſtern das Gewächshaus mit ſeiner ſchmalen Seite und dem kleinen Schornſteine geſehen hatte. Dieſe Seite war mit Roſen bekleidet, daß das Haus wie ein zweites kleines Roſenhäuschen hervor ſah. Mein Gaſtfreund war in einer ſeltſamen Beſchäftigung begriffen. Eine Unzahl Vögel befand ſich vor ihm auf dem Sande. Er hatte eine Art von länglichem geflochtenem Korbdeckel in der Hand, und ſtreuete aus demſelben Futter unter die Vögel. Er ſchien ſich daran zu ergözen, wie ſie pickten, ſich überkletterten, überſtürzten und kollerten, wie die geſättigten davon flogen, und wieder neue herbei ſchwirrten. Ich erkannte es nun deutlich, daß außer den gewöhnlichen Gartenvögeln auch ſolche da waren, die mir ſonſt nur von tiefen und weit abgelegenen Wäldern bekannt waren. Sie erſchienen gar nicht ſo ſcheu, als ich mit allem Rechte vermuthen mußte. Sie trauten ihm vollkommen. Er ſtand wieder barhäuptig da, ſo daß es mir ſchien, daß er dieſe Sitte liebe, da er auch geſtern auf dem Spaziergange ſeine ſo leichte Kopfbedeckung eingeſteckt hatte. Seine Geſtalt war vorgebeugt, und die ſchlichten aber vollen weißen Haare hingen an ſeinen Schläfen herab. Sein Anzug war auch heute wieder ſonderbar. Er hatte wie geſtern eine Art Jacke an, die faſt bis auf die Knie hinab reichte. Sie war weißlich, hatte jedoch über die Bruſt und den Rücken hinab einen röthlichbraunen Streifen, der faſt einen halben Fuß breit war, als wäre die Jacke aus zwei Stoffen verfertigt worden, einem weißen und einem rothen. Beide Stoffe aber zeigten ein hohes Alter; denn das Weiß war gelblich braun, und das Roth zu Purpurbraun geworden. Unter der Jacke ſah eine unſcheinbare Fußbekleidung hervor, die mit Schnallenſchuhen endete.

Ich blieb hinter ſeinem Rücken in ziemlicher Entfernung ſtehen, um ihn nicht zu ſtören, und die Vögel nicht zu verſcheuchen.

Als er aber ſeinen Korb geleert hatte, und ſeine Gäſte fortgeflogen waren, trat ich näher. Er hatte ſich eben umgewendet, um zurückzugehen, und da er mich erblickte, ſagte er: „Seid ihr ſchon ausgegangen? ich hoffe, daß ihr gut geſchlafen habt.“

„Ja, ich habe ſehr gut geſchlafen,“ erwiederte ich, „ich habe noch den Wind gehört, der ſich geſtern Abends erhoben hat, was weiter geſchehen iſt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß heute die Erde trocken iſt, und daß ihr Recht gehabt habet.“

„Ich glaube, daß nicht ein Tropfen auf dieſe Gegend vom Himmel gefallen iſt,“ antwortete er.

„Wie das Ausſehen der Erde zeigt, glaube ich es auch,“ erwiederte ich; „aber nun müßt ihr mir auch wenigſtens zum Theile ſagen: woher ihr dies ſo gewiß wiſſen konntet, und wie ihr euch dieſe Kenntniß erworben habt; denn das müßt ihr zugeſtehen, daß ſehr viele Zeichen gegen euch waren.“

„Ich will euch etwas ſagen,“ antwortete er, „die Darlegung der Sache, die ihr da verlangt, dürfte etwas lang werden, da ich ſie euch, der ſich mit Wiſſenſchaften beſchäftigt, doch nicht oberflächlich geben kann;

verſprecht mir, den heutigen Tag und die Nacht noch bei uns zuzubringen, da kann ich euch nicht nur dieſes ſagen, ſondern noch Vieles Andere, ihr könnt Verſchiedenes anſchauen, und ihr könnt mir von eurer Wiſſenſchaft erzählen.“

Dieſes offen und freundlich gemachte Anerbiethen konnte ich nicht ausſchlagen, auch erlaubte mir meine Zeit recht gut, nicht nur einen ſondern mehrere Tage zu einer Nebenbeſchäftigung zu verwenden. Ich gebrauchte daher die gewöhnliche Redeweiſe von Nichtläſtigfallenwollen, und ſagte unter dieſer Bedingung zu.

„Nun ſo geht mit mir zuerſt zu einem Frühmale, das ich mit euch theilen will,“ ſagte er, „der Herr Pfarrer von Rohrberg hat uns ſchon vor Tagesanbruch verlaſſen, um zu rechter Zeit in ſeiner Kirche zu ſein, und Guſtav iſt bereits zu ſeiner Arbeit gegangen.“

Mit dieſen Worten wendeten wir uns auf den Rückweg zu dem Hauſe. Als wir dort angekommen waren, gab er das, was ich Anfangs für einen Korbdeckel gehalten hatte, was aber ein eigens geflochtenes ſehr flaches und längliches Fütterungskörbchen war, einer Magd, daß ſie es auf ſeinen Plaz lege, und wir gingen in das Speiſezimmer.

Während des Frühmales ſagte ich: „Ihr habt ſelbſt davon geſprochen, daß ich hier Verſchiedenes anſchauen könne, wäre es denn zu unbeſcheiden, wenn ich bäte, von dem Hauſe und deſſen Umgebung Manches näher beſehen zu dürfen. Es iſt eine der lieblichſten Lagen, in der dieſes Anweſen liegt, und ich habe bereits ſo Vieles davon geſehen, was meine Aufmerkſamkeit aufregte, daß der Wunſch natürlich iſt, noch Mehreres beſehen zu dürfen."

„Wenn es euch Vergnügen macht, unſer Haus und einiges Zubehör zu beſehen," antwortete er, „ſo kann das gleich nach dem Frühmale geſchehen, es wird nicht viele Zeit in Anſpruch nehmen, da das Gebäude nicht ſo groß iſt. Es wird ſich dann auch das, was wir noch zu reden haben, natürlicher und verſtändlicher ergeben."

„Ja freilich," ſagte ich, „macht es mir Vergnügen."

Wir ſchritten alſo nach dem Frühmale zu dieſem Geſchäfte.

Er führte mich über die Treppe, auf welcher die weiße Marmorgeſtalt ſtand, hinauf. Heute fiel ſtatt des rothen zerſtreuten Lichtes der Kerzen und der Blize von der vergangenen Nacht das ſtille weiße Tageslicht auf ſie herab, und machte die Schultern und das Haupt in ſanftem Glanze ſich erhellen. Nicht nur die Treppe war in dieſem Stiegenhauſe von Marmor, ſondern auch die Bekleidung der Seitenwände. Oben ſchloß gewölbtes Glas, das mit feinem Drahte überſpannt war, die Räume. Als wir die Treppe erſtiegen hatten, öffnete mein Gaſtfreund eine Thür, die der gegenüber war, die zu dem Gange der Gaſtzimmer führte. Die Thür ging in einen großen Saal. Auf der Schwelle, an der der Tuchſtreifen, welcher über die Treppe empor lag, endete, ſtanden wieder Filzſchuhe. Da wir jeder ein Paar derſelben angezogen hatten, gingen wir in den Saal. Er war eine Sammlung von Marmor. Der Fußboden war aus dem farbigſten Marmor zuſammengeſtellt, der in unſeren Gebirgen zu finden iſt. Die Tafeln griffen ſo ineinander, daß eine Fuge kaum zu erblicken war, der Marmor war ſehr fein geſchliffen und geglättet, und die Farben waren ſo zuſammengeſtellt, daß der Fußboden wie ein liebliches Bild zu betrachten war. Überdies glänzte und ſchimmerte er noch in dem Lichte, das bei den Fenſtern hereinſtrömte. Die Seitenwände waren von einfachen ſanften Farben. Ihr Sockel war mattgrün, die Haupttafeln hatten den lichteſten faſt weißen Marmor, den unſere Gebirge liefern, die Flachſäulen waren ſchwach roth, und die Simſe, womit die Wände an die Decke ſtießen, waren wieder aus ſchwach Grünlich und Weiß zuſammengeſtellt, durch welche ein Gelb wie ſchöne Goldleiſten lief. Die Decke war blaßgrau, und nicht von Marmor, nur in der Mitte derſelben zeigte ſich eine Zuſammenſtellung von rothen Amoniten, und aus derſelben ging die Metallſtange nieder, welche in vier Armen die vier dunkeln faſt ſchwarzen Marmorlampen trug, die beſtimmt waren, in der Nacht dieſen Raum beleuchten zu können. In dem Saale war kein Bild kein Stuhl kein Geräthe, nur in den drei Wänden war jedesmal eine Thür aus ſchönem dunklem Holze eingelegt, und in der vierten Wand befanden ſich die drei Fenſter, durch welche der Saal bei Tag beleuchtet wurde. Zwei davon ſtanden offen, und zu dem Glanze des Marmors war der Saal auch mit Roſenduft erfüllt.

Ich drückte mein Wohlgefallen über die Einrichtung eines ſolchen Zimmers aus, den alten Mann, der mich begleitete, ſchien dieſes Vergnügen zu erfreuen, er ſprach aber nicht weiter darüber.

Aus dieſem Saale führte er mich durch eine der Thüren in eine Stube, deren Fenſter in den Garten gingen.

„Das iſt gewiſſermaßen mein Arbeitszimmer,“ ſagte er, „es hat außer am frühen Morgen nicht viel Sonne, iſt daher im Sommer angenehm, ich leſe gerne hier, oder ſchreibe, oder beſchäftige mich ſonſt mit Dingen, die mir Antheil einflößen.“

Ich dachte mit Lebhaftigkeit, ich könnte ſagen, mit einer Art Sehnſucht auf meinen Vater, da ich dieſe Stube betreten hatte. In ihr war nichts mehr von Marmor, ſie war wie unſere gewöhnlichen Stuben; aber ſie war mit alterthümlichen Geräthen eingerichtet, wie ſie mein Vater hatte, und liebte. Allein die Geräthe erſchienen mir ſo ſchön, daß ich glaubte, nie etwas ihnen Ähnliches geſehen zu haben. Ich unterrichtete meinen Gaſtfreund von der Eigenſchaft meines Vaters, und erzählte ihm in Kurzem von den Dingen, welche derſelbe beſaß. Auch bat ich, die Sachen näher betrachten zu dürfen, um meinem Vater nach meiner Zurückkunft von ihnen erzählen, und ſie ihm wenn auch nur nothdürftig beſchreiben zu können. Mein Begleiter willigte ſehr gerne in mein Begehren. Es war vor allem ein Schreibſchrein, welcher meine

Aufmerkſamkeit erregte, weil er nicht nur das größte ſondern wahrſcheinlich auch das ſchönſte Stück des Zimmers war. Vier Delphine, welche ſich mit dem Untertheil ihrer Häupter auf die Erde ſtüzten, und die Leiber in gewundener Stellung emporſtreckten, trugen den Körper des Schreines auf dieſen gewundenen Leibern. Ich glaubte Anfangs, die Delphine ſeien aus Metall gearbeitet, mein Begleiter ſagte mir aber, daß ſie aus Lindenholz geſchnitten, und nach mittelalterlicher Art zu dem gelblich grünlichen Metalle hergerichtet waren, deſſen Verfertigung man jezt nicht mehr zuwege bringt. Der Körper des Schreines hatte eine allſeitig gerundete Arbeit mit ſechs Fächern. Über ihm befand ſich das Mittelſtück, das in einer guten Schwingung flach zurückging, und die Klappe enthielt, die geöffnet zum Schreiben diente. Von dem Mittelſtücke erhob ſich der Aufſaz mit zwölf geſchwungenen Fächern und einer Mittelthür. An den Kanten des Aufſazes und zu beiden Seiten der Mittelthür befanden ſich als Säulen vergoldete Geſtalten. Die beiden größten zu den Seiten der Thür waren ſtarke Männer, die die Hauptſimſe trugen. Ein Schildchen, das ſich auf ihrer Bruſt öffnete, legte die Schlüſſelöffnungen dar. Die zwei Geſtalten an den vorderen

Seitenkanten waren Meerfräulein, die in Übereinſtimmung mit den Tragfiſchen jedes in zwei Fiſchenden ausliefen. Die zwei lezten Geſtalten an den hintern Seitenkanten waren Mädchen in faltigen Gewändern. Alle Leiber der Fiſche ſowohl als der Säulen erſchienen mir ſehr natürlich gemacht. Die Fächer hatten vergoldete Knöpfe, an denen ſie herausgezogen werden konnten. Auf der achteckigen Fläche dieſer Knöpfe waren Bruſtbilder geharniſchter Männer oder gepuzter Frauenzimmer eingegraben. Die Holzbelegung auf dem ganzen Schrein war durchaus eingelegte Arbeit. Ahornlaubwerk in dunkeln Nußholzfeldern umgeben von geſchlungenen Bändern und geflammtem Erlenholze. Die Bänder waren wie geknitterte Seide, was daher kam, daß ſie aus kleinem feingeſtreiftem vielfarbigem Roſenholze ſenkrecht auf die Axe eingelegt waren. Die eingelegte Arbeit befand ſich nicht blos, wie es häufig bei derlei Geräthen der Fall iſt, auf der Daranſicht ſondern auch auf den Seitentheilen und den Frieſen der Säulen.

Mein Begleiter ſtand neben mir, als ich dieſem Geräthe meine Aufmerkſamkeit widmete, und zeigte mir Manches, und erklärte mir auf meine Bitte Dinge, die ich nicht verſtand.

Auch eine andere Beobachtung machte ich, da ich mich in dieſem Zimmer befand, die meine Geiſtesthätigkeit in Anſpruch nahm. Es kam mir nehmlich vor, daß der Anzug meines Begleiters nicht mehr ſo ſeltſam ſei, als er mir geſtern und als er mir heute erſchienen war, da ich ihn auf dem Fütterungsplaze geſehen hatte. Bei dieſen Geräthen erſchien er mir eher als zuſtimmend und hieher gehörig, und ich begann die Vermuthung zu hegen, daß ich vielleicht noch dieſen Anzug billigen werde, und daß der alte Mann in dieſer Hinſicht verſtändiger ſein dürfte als ich.

Außer dem Schreibſchreine erregten noch zwei Tiſche meine Aufmerkſamkeit, die an Größe gleich waren, und auch ſonſt gleiche Geſtalt hatten, ſich aber nur darin unterſchieden, daß jeder auf ſeiner Platte eine andere Geſtaltung trug. Sie hatten nehmlich jeder ein Schild auf der Platte, wie es Ritter und adeliche Geſchlechter führten, nur waren die Schilde nicht gleich. Aber auf beiden Tiſchen waren ſie umgeben und verſchlungen mit Laubwerk Blumen- und Pflanzenwerk, und nie habe ich die feinen Fäden der Halme der Pflanzenbärte und der Getreideähren zarter geſehen als hier, und doch waren ſie von Holz in

Holz eingelegt. Die übrige Geräthſchaft waren hochlehnige Seſſel mit Schnizwerk Flechtwerk und eingelegter Arbeit, zwei geſchnizte Sizbänke, die man im Mittelalter Geſiedel geheißen hatte, geſchnizte Fahnen mit Bildern und endlich zwei Schirme von geſpanntem und gepreßtem Leder, auf welchem Blumen Früchte Thiere Knaben und Engel aus gemaltem Silber angebracht waren, das wie farbiges Gold ausſah. Der Fußboden des Zimmers war gleich den Geräthen aus Flächen alter eingelegter Arbeit zuſammengeſtellt. Wir hatten wahrſcheinlich wegen der Schönheit dieſes Bodens bei dem Eintritte in dieſe Stube die Filzſchuhe an unſern Füßen behalten.

Obwohl der alte Mann geſagt hatte, daß dieſes Zimmer ſein Arbeitszimmer ſei, ſo waren doch keine unmittelbaren Spuren von Arbeit ſichtbar. Alles ſchien in den Laden verſchloſſen oder auf ſeinen Plaz geſtellt zu ſein.

Auch hier war mein Begleiter, als ich meine Freude über dieſes Zimmer ausſprach, nicht ſehr wortreich, genau ſo, wie in dem Marmorſaale; aber gleichwohl glaubte ich das Vergnügen ihm von ſeinem Angeſichte herableſen zu können.

Das nächſte Zimmer war wieder ein alterthümliches. Es ging gleichfalls auf den Garten. Sein Fußboden war wie in dem vorigen eingelegte Arbeit, aber auf ihm ſtanden drei Kleiderſchreine und das Zimmer war ein Kleiderzimmer. Die Schreine waren groß alterthümlich eingelegt und jeder hatte zwei Flügelthüren. Sie erſchienen mir zwar minder ſchön als das Schreibgerüſte im vorigen Zimmer, aber doch auch von großer Schönheit, beſonders der mittlere größte, der eine vergoldete Bekrönung trug, und auf ſeinen Hohlthüren ein ſehr ſchönes Schild- Laub- und Bänderwerk zeigte. Außer den Schreinen waren nur noch Stühle da und ein Geſtelle, welches dazu beſtimmt ſchien, gelegentlich Kleider darauf zu hängen. Die inneren Seiten der Zimmerthüren waren ebenfalls zu den Geräthen ſtimmend, und beſtanden aus Simswerk und eingelegter Arbeit.

Als wir dieſes Zimmer verließen, legten wir die Filzſchuhe ab.

Das nächſte Zimmer gleichfalls auf den Garten gehend war das Schlafgemach. Es enthielt Geräthe neuer Art aber doch nicht ganz in der Geſtaltung, wie ich ſie in der Stadt zu ſehen gewohnt war. Man ſchien hier vor Allem auf Zweckmäßigkeit geſehen zu haben. Das Bett ſtand mitten im Zimmer, und war mit dichten Vorhängen umgeben. Es war ſehr nieder, und hatte nur ein Tiſchchen neben ſich, auf dem Bücher lagen, ein Leuchter und eine Glocke ſtanden, und ſich Geräthe befanden, Licht zu machen. Sonſt waren die Geräthe eines Schlafzimmers da, beſonders ſolche, die zum Aus- und Ankleiden und zum Waſchen behilflich waren. Die Innenſeiten der Thüren waren hier wieder zu den Geräthen ſtimmend.

An das Schlafgemach ſtieß ein Zimmer mit wiſſenſchaftlichen Vorrichtungen namentlich zu Naturwiſſenſchaften. Ich ſah Werkzeuge der Naturlehre aus der neueſten Zeit, deren Verfertiger ich entweder perſönlich aus der Stadt kannte, oder deren Namen, wenn die Geräthe aus andern Ländern ſtammten, mir dennoch bekannt waren. Es befanden ſich Werkzeuge zu den vorzüglichſten Theilen der Naturlehre hier. Auch waren Sammlungen von Naturkörpern vorhanden vorzüglich aus dem Mineralreiche. Zwiſchen den Geräthen und an den Wänden war Raum, mit den vorhandenen Vorrichtungen Verſuche anſtellen zu können. Das Zimmer war gleichfalls noch immer ein Gartenzimmer.

Endlich gelangten wir in das Eckzimmer des Hauſes, deſſen Fenſter theils auf den Hauptkörper des Gartens gingen theils nach Nordweſten ſahen. Ich konnte aber die Beſtimmung dieſes Zimmers nicht errathen, ſo ſeltſam kam es mir vor. An den Wänden ſtanden Schreine aus geglättetem Eichenholze mit ſehr vielen kleinen Fächern. An dieſen Fächern waren Aufſchriften, wie man ſie in Spezereiverkaufsbuden oder Apotheken findet. Einige dieſer Aufſchriften verſtand ich, ſie waren Namen von Sämereien oder Pflanzennamen. Die meiſten aber verſtand ich nicht. Sonſt war weder ein Stuhl noch ein anderes Geräthe in dem Zimmer. Vor den Fenſtern waren wagrechte Brettchen befeſtigt, wie man ſie hat, um Blumentöpfe darauf zu ſtellen; aber ich ſah keine Blumentöpfe auf ihnen, und bei näherer Betrachtung zeigte ſich auch, daß ſie zu ſchwach ſeien, um Blumentöpfe tragen zu können. Auch wären gewiß ſolche auf ihnen geſtanden, wenn ſie dazu beſtimmt geweſen wären, da ich in allen Zimmern mit Ausnahme des Marmorſaales an jedem nur einiger Maßen geeigneten Plaze Blumen aufgeſtellt geſehen hatte.

Ich fragte meinen Begleiter nicht um den Zweck des Zimmers, und er äußerte ſich auch nicht darüber.

Wir gelangten nun wieder in die Gemächer, die an der Mittagſeite des Hauſes lagen, und über den Sandplaz auf die Felder hinaus ſahen.

Das erſte nach dem Eckzimmer war ein Bücherzimmer. Es war groß und geräumig, und ſtand voll von Büchern. Die Schreine derſelben waren nicht ſo hoch, wie man ſie gewöhnlich in Bücherzimmern ſieht, ſondern nur ſo, daß man noch mit Leichtigkeit um die höchſten Bücher langen konnte. Sie waren auch ſo flach, daß nur eine Reihe Bücher ſtehen konnte, keine die andere deckte, und alle vorhandenen Bücher ihre Rücken zeigten. Von Geräthen befand ſich in dem Zimmer gar nichts als in der Mitte desſelben ein langer Tiſch, um Bücher darauf legen zu können. In ſeiner Lade waren die Verzeichniſſe der Sammlung. Wir gingen bei dieſer allgemeinen Beſchauung des Hauſes nicht näher auf den Inhalt der vorhandenen Bücher ein.

Neben dem Bücherzimmer war ein Leſegemach. Es war klein und hatte nur ein Fenſter, das zum Unterſchiede aller anderen Fenſter des Hauſes mit grünſeidenen Vorhängen verſehen war, während die anderen grauſeidne Rollzüge beſaßen. An den Wänden ſtanden mehrere Arten von Sizen Tiſchen und Pulten, ſo daß für die größte Bequemlichkeit der Leſer geſorgt war. In der Mitte ſtand wie im Bücherzimmer ein großer Tiſch oder Schrein — denn er hatte mehrere Laden — der dazu diente, daß man Tafeln Mappen Landkarten und dergleichen auf ihm ausbreiten konnte. In den Laden lagen Kupferſtiche. Was mir in dieſem Zimmer auffiel, war, daß man nirgends Bücher oder etwas, das an den Zweck des Leſens erinnerte, herumliegen ſah.

Nach dem Leſegemache kam wieder ein größeres Zimmer, deſſen Wände mit Bildern bedeckt waren. Die Bilder hatten lauter Goldrahmen, waren ausſchließlich Öhlgemälde, und reichten nicht höher, als daß man ſie noch mit Bequemlichkeit betrachten konnte. Sonſt hingen ſie aber ſo dicht, daß man zwiſchen ihnen kein Stückchen Wand zu erblicken vermochte. Von Geräthen waren nur mehrere Stühle und eine Staffelei da, um Bilder nach Gelegenheit aufſtellen, und beſſer betrachten zu können. Dieſe Einrichtung erinnerte mich an das Bilderzimmer meines Vaters.

Das Bilderzimmer führte durch die dritte Thür des Marmorſaales wieder in denſelben zurück, und ſo hatten wir die Runde in dieſen Gemächern vollendet.

„Das iſt nun meine Wohnung,“ ſagte mein Begleiter, „ſie iſt nicht groß und von außerordentlicher Bedeutung, aber ſie iſt ſehr angenehm. In dem anderen Flügel des Hauſes ſind die Gaſtzimmer, welche beinahe alle dem gleichen, in welchem ihr heute Nacht geſchlafen habt. Auch iſt Guſtavs Wohnung dort, die wir aber nicht beſuchen können, weil wir ihn ſonſt in ſeinem Lernen ſtören würden. Durch den Saal und über die Treppe können wir nun wieder in das Freie gelangen.“

Als wir den Saal durchſchritten hatten, als wir über die Treppe hinabgegangen, und zu dem Ausgange des Hauſes gekommen waren, legten wir die Filzſchuhe ab, und mein Begleiter ſagte: „Ihr werdet euch wundern, daß in meinem Hauſe Theile ſind, in welchen man ſich die Unbequemlichkeit auflegen muß, ſolche Schuhe anzuziehen; aber es kann mit Fug nicht anders ſein, denn die Fußböden ſind zu empfindlich, als daß man mit gewöhnlichen Schuhen auf ihnen gehen könnte, und die Abtheilungen, welche ſolche Fußböden haben, ſind ja auch eigentlich nicht zum Bewohnen ſondern nur zum Beſehen beſtimmt, und endlich gewinnt ſogar das Beſehen an Werth, wenn man es mit Beſchwerlichkeiten erkaufen muß. Ich habe in dieſen Zimmern gewöhnlich weiche Schuhe mit Wollſohlen an. In mein Arbeitszimmer kann ich auch ohne allen Umweg gelangen, da ich in dasſelbe nicht durch den Saal gehen muß, wie wir jetzt gethan haben, ſondern da von dem Erdgeſchoſſe ein Gang in das Zimmer hinaufführt, den ihr nicht geſehen haben werdet, weil ſeine beiden Enden mit guten Tapettenthüren geſchloſſen ſind. Der Pfarrer von Rohrberg leidet an der Gicht, und verträgt heiße Füſſe nicht, daher belege ich für ihn, wenn er anweſend iſt, die Treppe oder die Zimmer mit einem Streiſen von Wollſtoff, wie ihr es geſtern geſehen habt."

Ich antwortete, daß die Vorrichtung ſehr zweckmäßig ſei, und daß ſie überall angewendet werden muß, wo kunſtreiche oder ſonſt werthvolle Fußböden zu ſchonen ſind.

Da wir nun im Garten waren, ſagte ich, indem ich mich umwendete, und das Haus betrachtete: „Eure Wohnung iſt nicht, wie ihr ſagt, von geringer Bedeutung. Sie wird, ſo viel ich aus der kurzen Beſichtigung entnehmen konnte, wenige ihres Gleichen haben. Auch hatte ich nicht gedacht, daß das Haus, wenn ich es ſo von der Straße aus ſah, eine ſo große Räumlichkeit in ſich hätte."

„So muß ich euch nun auch noch etwas anderes zeigen," erwiederte er, „folgt mir ein wenig durch jenes Gebüſch."

Er ging nach dieſen Worten voran, ich folgte ihm. Er ſchlug einen Weg gegen dichtes Gebüſch ein. Als wir dort angekommen waren, ging er auf einem ſchmalen Pfade durch deſſen Verſchlingung fort. Endlich kamen ſogar hohe Bäume, unter denen der Weg dahin lief. Nach einer Weile that ſich ein anmuthiger Raſenplaz vor uns auf, der wieder ein langes aus einem Erdgeſchoſſe beſtehendes Gebäude trug. Es hatte viele Fenſter, die gegen uns herſahen. Ich hatte es früher weder von der Straße aus erblickt, noch von den Stellen des Gartens, auf denen ich geweſen war. Vermuthlich waren die Bäume daran Schuld, die es umſtanden. Da wir uns näherten, ging ein feiner Rauch aus ſeinem Schornſteine empor, obwohl, da es Sommer war, keine Einheizzeit, und da es noch ſo früh am Vormittage war, keine Kochzeit die Urſache davon ſein konnte. Als wir näher kamen, hörte ich in dem Hauſe ein Schnarren und Schleifen, als ob in ihm geſägt und gehobelt würde. Da wir eingetreten waren, ſah ich in der That eine Schreinerwerkſtätte vor mir, in welcher thätig gearbeitet wurde. An den Fenſtern, durch welche reichliches Licht hereinfiel, ſtanden die Schreinertiſche, und an den übrigen Wänden, welche fenſterlos waren, lehnten Theile der in Arbeit begriffenen Gegenſtände. Hier fand ich wieder eine Ähnlichkeit mit meinem Vater. So wie er ſich einen jungen Mann abgerichtet hatte, der ihm ſeine alterthümlichen Geräthe nach ſeiner Angabe wieder herſtellte, ſo ſah ich hier gleich eine ganze Werkſtätte dieſer Art; denn ich erkannte aus den Theilen, die herumſtanden, daß hier vorzüglich an der Wiederherſtellung alterthümlicher Geräthſchaften gearbeitet werde. Ob auch Neues in dem Hauſe verfertigt werde, konnte ich bei dem erſten Anblicke nicht erkennen.

Von den Arbeitern hatte jeder einen Raum an den Fenſtern für ſich, der von dem Raume ſeines Nachbars durch gezogene Schranken abgeſondert war. Er hatte ſeine Geräthe und ſeine eben nothwendigen Arbeitsſtücke in dieſem Raume bei ſich, das Andere, was er gerade nicht brauchte, hatte er an der Hinterwand des Hauſes hinter ſich, ſo daß eine überſichtliche Ordnung und Einheit beſtand. Es waren vier Arbeiter. In einem großen Schreine, der einen Theil der einen Seitenwand einnahm, befanden ſich vorräthige Werkzeuge, welche für den Fall dienten, daß irgend eines unverſehens untauglich würde, und zu ſeiner Herſtellung zu viele Zeit in Anſpruch nähme. In einem andern Schreine an der entgegengeſezten Seitenwand waren Fläſchchen und Büchschen, in denen ſich die Flüſſigkeiten und andere Gegenſtände befanden, die zur Erzeugung von Firniſſen Polituren oder dazu dienten, dem Holze eine beſtimmte Farbe oder das Anſehen von Alter zu geben. Abgeſondert von der Werkſtube war ein Herd, auf welchem das zu Schreinerarbeiten unentbehrliche Feuer brannte. Seine Stätte war feuerfeſt, um die Werkſtube und ihren Inhalt nicht zu gefährden.

„Hier werden Dinge," ſagte mein Begleiter, „welche lange vor uns ja oft mehrere Jahrhunderte vor unſerer Zeit verfertigt worden, und in Verfall gerathen ſind, wieder hergeſtellt, wenigſtens ſo weit es die Zeit und die Umſtände nur immer erlauben. Es wohnt in den alten Geräthen beinahe wie in den alten Bildern ein Reiz des Vergangenen und Abgeblühten, der bei dem Menſchen, wenn er in die höheren Jahre kömmt, immer ſtärker wird. Darum ſucht er das zu erhalten, was der Vergangenheit angehört, wie er ja auch eine Vergangenheit hat, die nicht mehr recht zu der friſchen Gegenwart der rings um ihn Aufwachſenden paßt. Darum haben wir hier eine Anſtalt für Geräthe des Alterthums gegründet, die wir dem Untergange entreißen zuſammenſtellen reinigen glätten und wieder in die Wohnlichkeit einzuführen ſuchen.“

Es wurde, da ich mich in dem Schreinerhauſe befand, eben an der Platte eines Tiſches gearbeitet, die, wie mein Begleiter ſagte, aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſtammte. Sie war in Hölzern von verſchiedener aber natürlicher Farbe eingelegt. Blos wo grünes Laub vorkam, war es von grüngebeiztem Holze. Von außen war eine Verbrämung von in einander geſchlungenen und ſchneckenartig gewundenen Rollen Laubzweigen und Obſt. Die innere Fläche, welche von der Verbrämung durch ein Bänderwerk von rothem Roſenholze abgeſchnitten war, trug auf einem Grunde von braunlich weißem Ahorne eine Sammlung von Muſikgeräthen. Sie waren freilich nicht in dem Verhältniſſe ihrer Größen eingelegt. Die Geige war viel kleiner als die Mandoline, die Trommel und der Dudelſack waren gleich groß, und unter beiden zog ſich die Flöte wie ein Weberbaum dahin. Aber im Einzelnen erſchienen mir die Sachen als ſehr ſchön, und die Mandoline war ſo rein und lieblich, wie ich ſolche Dinge nicht ſchöner auf den alten Gemälden meines Vaters geſehen hatte. Einer der Arbeiter ſchnitt Stücke aus Ahorn Bur Sandelholz Ebenholz türkiſch Haſel und Roſenholz zurecht, damit ſie in ihrer kleineren Geſtalt gehörig austrocknen konnten. Ein anderer löste ſchadhafte Theile aus der Platte, und ebnete die Grundſtellen, um die neuen Beſtandtheile zweckmäßig einſezen zu können. Der dritte ſchnitt und hobelte die Füſſe aus einem Ahornbalken, und der vierte war beſchäftigt, nach einer in Farben ausgeführten Abbildung der Tiſchplatte, die er vor ſich hatte, und aus einer Menge von Hölzern, die neben ihm lagen, diejenigen zu beſtimmen, die den auf der Zeichnung befindlichen Farben am meiſten entſprächen. Mein Begleiter ſagte mir, daß das Gerüſte und die Füſſe des Tiſches verloren gegangen ſeien, und neu gemacht werden müßten.

Ich fragte, wie man das einrichte, daß das Neue zu dem Vorhandenen paſſe.

Er antwortete: „Wir haben eine Zeichnung gemacht, die ungefähr darſtellte, wie die Füſſe und das Gerüſte ausgeſehen haben mögen.“

Auf meine neue Frage, wie man denn das wiſſen könne, antwortete er: „Dieſe Dinge haben ſo gut wie bedeutendere Gegenſtände ihre Geſchichte, und aus dieſer Geſchichte kann man das Ausſehen und den Bau derſelben zuſammen ſezen. Im Verlaufe der Jahre haben ſich die Geſtaltungen der Geräthe immer neu abgelöſet, und wenn man auf dieſe Abfolge ſein Augenmerk richtet, ſo kann man aus einem vorhandenen Ganzen auf verloren gegangene Theile ſchließen, und aus aufgefundenen Theilen auf das Ganze gelangen. Wir haben mehrere Zeichnungen entworfen, in deren jede immer die Tiſchplatte einbezogen war, und haben uns auf dieſe Weiſe immer mehr der muthmaßlichen Beſchaffenheit der Sache genähert. Endlich ſind wir bei einer Zeichnung geblieben, die uns nicht zu widerſprechend ſchien."

Auf meine Frage, ob er denn immer Arbeit für ſeine Anſtalt habe, antwortete er: „Sie iſt nicht gleich ſo entſtanden, wie ihr ſie hier ſehet. Anfangs zeigte ſich die Luſt an alten und voreltерlichen Dingen, und wie die Luſt wuchs, ſammelten ſich nach und nach ſchon die Gegenſtände an, die ihrer Wiederherſtellung entgegen ſahen. Zuerſt wurde die Ausbeſſerung bald auf dieſem bald auf jenem Wege verſucht, und eingeleitet. Viele Irrwege ſind betreten worden. Indeſſen wuchs die Zahl der geſammelten Gegenſtände immer mehr, und deutete ſchon auf die künftige Anſtalt hin.

Als man in Erfahrung brachte, daß ich alterthümliche Gegenſtände kaufe, brachte man mir ſolche, oder zeigte mir die Orte an, wo ſie zu finden wären. Auch vereinigten ſich mit uns hie und da Männer, welche auf die Dinge des Alterthums ihr Augenmerk richteten, uns darüber ſchrieben, und wohl auch Zeichnungen einſandten. So erweiterte ſich unſer Kreis immer mehr. Ungehörige Ausbeſſerungen aus früheren Zeiten gaben ebenfalls Stoff zu erneuerter Arbeit, und da wir Anfangs auch an verſchiedenen Orten arbeiten ließen, und häufig genöthigt waren, die Orte zu wechſeln, ehe wir uns hier niederließen, ſo verſchleppte ſich manche Zeit, und die Arbeitsgegenſtände mehrten ſich. Endlich geriethen wir auch auf den Gedanken, neue Gegenſtände zu verfertigen. Wir geriethen auf ihn durch die alten Dinge, die wir immer in den Händen hatten. Dieſe neuen Gegenſtände wurden aber nicht in der Geſtalt gemacht, wie ſie jezt gebräuchlich ſind, ſondern wie wir ſie für ſchön hielten. Wir lernten an dem Alten; aber wir ahmten es nicht nach, wie es noch zuweilen in der Baukunſt geſchieht, in der man in einem Stile, zum Beiſpiele in dem ſogenannten gothiſchen, ganze Bauwerke nachbildet. Wir ſuchten ſelbſtſtändige Gegenſtände für die jezige

Zeit zu verfertigen mit Spuren des Lernens an vergangnen Zeiten. Haben ja ſelbſt unſere Vorfahrer aus ihren Vorfahrern geſchöpft, dieſe wieder aus den ihrigen, und ſo fort, bis man auf unbedeutende und kindiſche Anfänge ſtößt. Überall aber ſind die eigentlichen Lehrmeiſter die Werke der Natur geweſen.

„Sind ſolche neugemachte Gegenſtände in eurem Hauſe vorhanden?“ fragte ich.

„Nichts von Bedeutung,“ antwortete er, „einige ſind an verſchiedenen Punkten der Gegend zerſtreut, einige ſind in einem anderen Orte als in dieſem Hauſe geſammelt. Wenn ihr Luſt zu ſolchen Dingen habt, oder ſie in Zukunft faſſen ſolltet, und euer Weg euch wieder einmal hieher führt, ſo wird es nicht ſchwer ſein, euch an den Ort zu geleiten, wo ihr mehrere unſerer beſten Gegenſtände ſehen könnt.“

„Es ſind der Wege ſehr verſchiedene,“ erwiederte ich, „die die Menſchen gehen, und wer weiß es, ob der Weg, der mich wegen eines Gewitters zu euch herauf geführt hat, nicht ein ſehr guter Weg geweſen iſt, und ob ich ihn nicht noch einmal gehe.“

„Ihr habt da ein ſehr wahres Wort geſprochen,“ antwortete er, „die Wege der Menſchen ſind ſehr verſchiedene. Ihr werdet dieſes Wort erſt recht einſehen, wenn ihr älter ſeid."

„Und habt ihr dieſes Haus eigens zu dem Zwecke der Schreinerei erbaut?" fragte ich weiter.

„Ja," antwortete er, „wir haben es eigens zu dieſem Zwecke erbaut. Es iſt aber viel ſpäter entſtanden als das Wohnhaus. Da wir einmal ſo weit waren, die Sachen zu Hauſe machen zu laſſen, ſo war der Schritt ein ganz leichter, uns eine eigene Werkſtätte hiefür einzurichten. Der Bau dieſes Hauſes war aber bei weitem nicht das Schwerſte, viel ſchwerer war es die Menſchen zu finden. Ich hatte mehrere Schreiner, und mußte ſie entlaſſen. Ich lernte nach und nach ſelber, und da trat mir der Starrſinn der Eigenwille und das Herkommen entgegen. Ich nahm endlich ſolche Leute, die nicht Schreiner waren, und ſich erſt hier unterrichten ſollten. Aber auch dieſe hatten wie die Frühern eine Sünde, welche in arbeitenden Ständen und auch wohl in andern ſehr häufig iſt, die Sünde der Erfolggenügſamkeit oder der Fahrläſſigkeit, die ſtets ſagt: „„es iſt ſo auch recht,"" und die jede weitere Vorſicht für unnöthig erachtet. Es iſt dieſe Sünde in den unbedeutendſten und wichtigſten Dingen des Lebens vorhanden, und ſie iſt mir in meinen früheren

Jahren oft vorgekommen. Ich glaube, daß ſie die größten Übel geſtiftet hat. Manche Leben ſind durch ſie verloren gegangen, ſehr viele andere, wenn ſie auch nicht verloren waren, ſind durch ſie unglücklich oder unfruchtbar geworden, Werke, die ſonſt entſtanden wären, hat ſie vereitelt, und die Kunſt und was mit derſelben zuſammenhängt, wäre mit ihr gar nicht möglich. Nur ganz gute Menſchen in einem Fache haben ſie gar nicht, und aus denen werden die Künſtler Dichter Gelehrten Staatsmänner und die großen Feldherren. Aber ich komme von meiner Sache ab. In unſerer Schreinerei machte ſie blos, daß wir zu nichts Weſentlichem gelangten. Endlich fand ich einen Mann, der nicht gleich aus der Arbeit ging, wenn ich ihn bekämpfte; aber innerlich mochte er recht oft erzürnt geweſen ſein, und über Eigenſinn geklagt haben. Nach Bemühungen von beiden Seiten gelang es. Die Werke gewannen Einfluß, in denen das Genaue und Zweckmäßige angeſtrebt war, und ſie wurden zur Richtſchnur genommen. Die Einſicht in die Schönheit der Geſtalten wuchs, und das Leichte und Feine wurde dem Schweren und Groben vorgezogen. Er las Gehilfen aus, und erzog ſie in ſeinem Sinne. Die Begabten fügten ſich bald. Es wurde die Chemie und andere Naturwiſſenſchaften hergenommen, und im Leſen ſchöner Bücher wurde das Innere des Gemüthes zu bilden verſucht."

Er ging nach dieſen Worten gegen den Mann, der mit dem Ausſuchen der Hölzer nach dem vor ihm liegenden Plane der Tiſchplatte beſchäftigt war, und ſagte: „Wollt ihr nicht die Güte haben, uns einige Zeichnungen zu zeigen, Euſtach?"

Der junge Mann, an den dieſe Worte gerichtet waren, erhob ſich von ſeiner Arbeit, und zeigte uns ein ruhiges gefälliges Weſen. Er legte die grüne Tuchſchürze ab, welche er vorgebunden hatte, und ging aus ſeiner Arbeitsſtelle zu uns herüber. Es befand ſich neben dieſer Stelle in der Wand eine Glasthür, hinter welcher grüne Seide in Falten geſpannt war. Dieſe Thür öffnete er, und führte uns in ein freundliches Zimmer. Das Zimmer hatte einen künſtlich eingelegten Fußboden, und enthielt mehrere breite glatte Tiſche. Aus der Lade eines dieſer Tiſche nahm der Mann eine große Mappe mit Zeichnungen, öffnete ſie, und that ſie auf der Tiſchplatte auseinander. Ich ſah, daß dieſe Zeichnungen für mich zum Anſehen heraus genommen worden waren, und legte daher die Blätter langſam um. Es waren lauter Zeichnungen von Bauwerken und zwar theils im Ganzen theils von Beſtandtheilen derſelben. Sie waren ſowohl, wie man ſich ausdrückt, im Perſpective ausgeführt als auch in Aufriſſen in Längen- und Querſchnitten. Da ich mich ſelber geraume Zeit mit Zeichnen beſchäftiget hatte, wenn auch mit Zeichnen anderer Gegenſtände, ſo war ich bei dieſen Blättern ſchon mehr an meiner Stelle als bei den alten Geräthen. Ich hatte immer bei dem Zeichnen von Pflanzen und Steinen nach großer Genauigkeit geſtrebt, und hatte mich bemüht, durch den Schwarzſtift die Weſenheit derſelben ſo auszudrücken, daß man ſie nach Art und Gattung erkennen ſollte. Freilich waren die vor mir liegenden Zeichnungen die von Bauwerken. Ich hatte Bauwerke nie gezeichnet, ich hatte ſie eigentlich nie recht betrachtet. Aber andererſeits waren die Linien, die hier vorkamen, die von großen Körpern von geſchichteten Stoffen und von ausgedehnten Flächen, wie ſie bei mir auch an den Felſen und Bergen erſchienen; oder ſie waren die leichten Wendungen von Zierrathen, wie ſie bei mir die Pflanzen bothen. Endlich waren ja alle Bauwerke aus Naturdingen entſtanden, welche die Vorbilder gaben, etwa aus Felſenkuppen oder Felſenzacken oder ſelbſt aus Tannen Fichten oder anderen

Bäumen. Ich betrachtete daher die Zeichnungen recht genau, und ſah ſie um ihre Treue und Sachgemäßheit an. Als ich ſie ſchon alle durchgeblättert hatte, legte ich ſie wieder um, und ſchaute noch einmal jedes einzelne Blatt an.

Die Zeichnungen waren ſämmtlich mit dem Schwarzſtifte ausgeführt. Es war Licht und Schatten angegeben, und die Linienführung war verſtärkt oder gemäßigt, um nicht blos die Körperlichkeit der Dinge ſondern auch das ſogenannte Luftperſpective darzuſtellen. In einigen Blättern waren Waſſerfarben angewendet, entweder, um blos einzelne Stellen zu bezeichnen, die eine beſonders ſtarke oder eigenthümliche Farbe hatten, wie etwa, wo das Grün der Pflanzen ſich auffallend von dem Gemäuer, aus dem es ſproßte, abhob, oder wo der Stoff durch Einfluß von Sonne oder Waſſer eine ungewöhnliche Farbe erhalten hatte, wie zum Beiſpiele an gewiſſen Steinen, die durch Waſſer bräunlich ja beinahe roth werden; oder es waren Farben angewendet, um dem Ganzen einen Ton der Wirklichkeit und Zuſammenſtimmung zu geben; oder endlich es waren einzelne ſehr kleine Stellen mit Farben gleichſam mit Farbdruckern, wie man ſich ausdrückt, bezeichnet, um

Flächen oder Körper oder ganze Abtheilungen im Raume zurück zu drängen. Immer aber waren die Farben ſo untergeordnet gehalten, daß die Zeichnungen nicht in Gemälde übergingen, ſondern Zeichnungen blieben, die durch die Farbe nur noch mehr gehoben wurden. Ich kannte dieſe Verfahrungsweiſe ſehr gut, und hatte ſie ſelber oft angewendet.

Was den Werth der Zeichnungen anbelangt, ſo erſchien mir derſelbe ein ziemlich bedeutender. Die Hand, von der ſie verfertigt worden waren, hielt ich für eine geübte, was ich daraus ſchloß, daß in den vielen Zeichnungen kein Fortſchritt zu bemerken war, ſondern daß dieſer ſchon in der Zeit vor den Zeichnungen lag, und hier angewendet wurde. Die Linien waren rein und ſicher gezogen, das ſogenannte Linearperſpective war, ſo weit meine Augen urtheilen konnten, — denn eine mathematiſche Prüfung konnte ich nicht anlegen — richtig, der Stoff des Schwarzſtiftes war gut beherrſcht, und mit ſeinen geringen Mitteln war Haushaltung getroffen, darum ſtanden die Körper klar da, und lösten ſich von der Umgebung. Wo die Farbe eine Art Wirklichkeit angenommen hatte, war ſie mit Gegenſtändlichkeit und Maß hingeſetzt, was, wie ich aus Erfahrung wußte, ſo ſchwer zu finden iſt, daß die Dinge als Dinge nicht als Färbungen gelten. Dies iſt beſonders bei Gegenſtänden der Fall, die minder entſchiedene Farben haben, wie Steine Gemäuer und dergleichen, während Dinge von deutlichen Farben leichter zu behandeln ſind, wie Blumen Schmetterlinge ſelbſt manche Vögel.

Eine beſondere Thatſache aber fiel mir bei Betrachtung dieſer Zeichnungen auf. Bei den Bauverzierungen, welche von Gegenſtänden der Natur genommen waren, von Pflanzen oder ſelbſt von Thieren, kamen bedeutende Fehler vor, ja es kamen ſogar Unmöglichkeiten vor, die kaum ein Anfänger macht, ſobald er nur die Pflanze gut betrachtet. Bei den ganz gleichen Verzierungen an andern Bauwerken in andern Zeichnungen waren dieſe Fehler nicht da, ſondern die Verzierungen waren in Hinſicht ihrer Urbilder in der Natur mit Richtigkeit angegeben. Ich hatte, da ich einmal zeichnete, öfter die Bilder meines Vaters betrachtet, und in ihnen, ſelbſt in ſolchen, die er für ſehr gut hielt, ähnliche Fehler gefunden. Da die Bilder meines Vaters aus alter Zeit waren, dieſe Zeichnungen aber auch alte Bauwerke darſtellten, ſo ſchloß ich, daß ſie vielleicht Abriſſe von wirklichen Bauten ſeien, und daß die Fehler in den Zierrathen der Zeichnungen Fehler in den wirklichen Zierrathen der Bauarten ſeien, und daß die Zierrathen, deren Zeichnungen fehlerlos waren, auch an den Bauwerken keinen Fehler gehabt haben. Es gewannen durch dieſen Umſtand die Zeichnungen in meinen Augen noch mehr, da er gerade ihre große Treue bewies.

Auch ein eigenthümlicher Gedanke kam mir bei der Betrachtung dieſer Zeichnungen in das Haupt. Ich hatte nie ſo viele Zeichnungen von Bauwerken beiſammen geſehen, ſo wie ich Bauwerke ſelber nicht zum Gegenſtande meiner Aufmerkſamkeit gemacht hatte. Da ich nun alle dieſe Laubwerke dieſe Ranken dieſe Zacken dieſe Schwingungen dieſe Schnecken in großer Abfolge ſah, erſchienen ſie mir gewiſſermaſſen wie Naturdinge etwa wie eine Pflanzenwelt mit ihren zugehörigen Thieren. Ich dachte, man könnte ſie eben ſo zu einem Gegenſtande der Betrachtung und der Forſchung machen wie die wirklichen Pflanzen und andere Hervorbringungen der Erde, wenn ſie hier auch nur eine ſteinerne Welt ſind. Ich hatte das nie recht beachtet, wenn ich auch hin und wieder an einer Kirche oder an einem anderen Gebäude einen ſteinernen Stengel oder eine Roſe oder eine Diſtelſpize oder einen Säulenſchaft oder die Vergitterung einer Thür anſah. Ich nahm mir vor, dieſe Gegenſtände nun genauer zu beobachten.

„Dieſe Zeichnungen ſind lauter Abbildungen von wirklichen Bauwerken, die in unſerem Lande vorhanden ſind,“ ſagte mein Begleiter. „Wir haben ſie nach und nach zuſammen gebracht. Kein einziges Bauwerk unſeres Landes, welches entweder im Ganzen ſchön iſt, oder an dem Theile ſchön ſind, fehlt. Es iſt nehmlich auch hier im Lande wie überall vorgekommen, daß man zu den Theilen alter Kirchen oder anderer Werke, die nicht fertig geworden ſind, neue Zubaue in ganz anderer Art gemacht hat, ſo daß Bauwerke entſtanden, die in verſchiedenen Stilen ausgeführt, und theils ſchön und theils häßlich ſind. Die Landkirchen, die auf verſchiedenen Stellen in unſerer Zeit entſtanden ſind, haben wir nicht aufgenommen.“

„Wer hat denn dieſe Zeichnungen verfertigt?“ fragte ich.

„Der Zeichner ſteht vor euch,“ antwortete mein Begleiter, indem er auf den jungen Mann wies.

Ich ſah den Mann an, und es zeigte ſich ein leichtes Erröthen in ſeinem Angeſichte.

„Der Meiſter hat nach und nach die Theile des Landes beſucht,“ fuhr mein Gaſtfreund fort, „und hat die Baugegenſtände gezeichnet, die ihm gefielen. Dieſe Zeichnungen hat er in ſeinem Buche nach Hauſe gebracht, und ſie dann auf einzelnen Blättern im Reinen ausgeführt. Außer den Zeichnungen von Bauwerken haben wir auch die von inneren Ausſtattungen derſelben. Seid ſo gefällig und zeigt auch dieſe Mappe, Euſtach."

Der junge Mann legte die Mappe, die wir eben betrachtet hatten, zuſammen, und that ſie in ihre Lade. Dann nahm er aus einer anderen Lade eine andere Mappe, und legte ſie mir mit den Worten vor: „Hier ſind die kirchlichen Gegenſtände."

Ich ſah die Zeichnungen in der Mappe, die er mir geöffnet hatte, an, wie ich früher die der Bauwerke angeſehen hatte. Es waren Zeichnungen von Altären Chorſtühlen Kanzeln Sakramentshäuschen Taufſteinen Chorbrüſtungen Seſſeln einzelnen Geſtalten gemalten Fenſtern und anderen Gegenſtänden, die in Kirchen vorkommen. Sie waren wie die Zeichnungen der Baugegenſtände entweder ganz in Schwarzſtift ausgeführt oder theils in Schwarzſtift theils in Farben. Hatte ich mich ſchon früher in dieſe Gegenſtände vertieft, ſo geſchah es jezt noch mehr. Sie waren noch mannigfaltiger, und für die Augen anlockender als die

Bauwerke. Ich betrachtete jedes Blatt einzeln, und manches nahm ich noch einmal vor, nachdem ich es ſchon hingelegt hatte. Als ich mit dieſer Mappe fertig war, legte mir der Meiſter eine neue vor, und ſagte: „Hier ſind die weltlichen Gegenſtände."

Die Mappe enthielt Zeichnungen von ſehr verſchiedenen Geräthen, die in Wohnungen Burgen Klöſtern und dergleichen vorkommen, ſie enthielt Abbildungen von Vertäflungen, von ganzen Zimmerdecken, Fenſter- und Thüreinfaſſungen ja von eingelegten Fußböden. Bei den weltlichen Geräthen war viel mehr mit Farben gearbeitet als bei den kirchlichen und bei den Bauten; denn die Wohngeräthe haben ſehr oft die Farbe als einen weſentlichen Gegenſtand ihrer Erſcheinung, beſonders wenn ſie in verſchiedenfarbigen Hölzern eingelegt ſind. Ich fand in dieſer Sammlung von Zeichnungen Abbildungen von Gegenſtänden, die ich in der Wohnung meines Gaſtfreundes geſehen hatte. So war der Schreibſchrein und der große Kleiderſchrein vorhanden. Auch der Tiſch, an dem noch in der Schreinerſtube gearbeitet wurde, ſtand hier ſchon fertig vor uns auf dem Papiere. Ich bemerkte hiebei, daß nur die Platte klar und kräftig ausgeführt war, das Gerüſte und die Füße minder, gleichſam ſchattenhaft behandelt wurden. Ich erkannte, daß man ſo das Neue, was zu Geräthen hinzukommen mußte, bezeichnen wollte. Mir gefiel dieſe Art ſehr gut.

„Die Kirchengeräthe unſers Landes dürften in dieſer Sammlung ziemlich vollſtändig ſein,“ ſagte mein Gaſtfreund, „wenigſtens wird nichts Weſentliches fehlen. Bei den weltlichen kann man das weniger ſagen, da man nicht wiſſen kann, was noch hie und da in dem Lande zerſtreut iſt.“

Als ich dieſe Mappe auch angeſehen hatte, ſagte mein Begleiter: „Dieſe Zeichnungen ſind Nachbildungen von lauter wirklichen aus älterer Zeit auf uns gekommenen Gegenſtänden, wir haben aber auch Zeichnungen ſelbſtſtändig entworfen, die Geräthe oder andere kleinere Gegenſtände darſtellen. Zeigt uns auch dieſe, Meiſter.“

Der junge Mann legte die Mappe auf den Tiſch.

Sie war viel umfaſſender als jede der früheren, und enthielt nicht blos die vollſtändige Darſtellung der ganzen Gegenſtände; ſondern auch ihre Quer- und Längenſchnitte und ihre Grundriſſe. Es waren Abbildungen von verſchiedenen Geräthen dann von Verkleidungen Fußböden Zimmerdecken Niſchen und endlich ſogar von Baugegenſtänden Treppenhäuſern und Seitenkapellen. Man war mit großer Zweifelſucht und Gewiſſenhaftigkeit zu Werke gegangen; manche Zeichnung war vier- ja fünfmal vorhanden, und jedes Mal verändert und verbeſſert. Die lezten waren ſteis mit Farben angegeben, und dies beſonders deutlich, wenn die Gegenſtände in Holz oder Marmor auszuführen waren. Ich fragte, ob einige dieſer Dinge ausgeführt worden ſind.

„Freilich,“ antwortete mein Begleiter, „wozu wären denn ſo viele Zeichnungen angefertigt worden? Alle Gegenſtände, die ihr öfter gezeichnet ſahet, und deren lezte Zeichnung in Farben angegeben iſt, ſind in Wirklichkeit ausgearbeitet worden. Dieſe Zeichnungen ſind die Pläne und Vorlagen zu den neuen Geräthen, auf deren Verfertigung, wie ich früher ſagte, wir gerathen ſind. Wenn ihr einmal in den Ort, von dem ich euch geſagt habe, daß er mehrere enthält, kommen ſolltet, ſo würdet ihr dort nicht nur viele von denen, die hier gezeichnet ſind, ſehen, ſondern auch ſolche, die zuſammen gehören, und ein Ganzes bilden.“

„Wenn man dieſe Zeichnungen betrachtet,“ ſagte ich, „und wenn man die anderen betrachtet, welche ich früher geſehen habe, ſo kömmt man auf den Gedanken, daß die Bauwerke einer Zeit und die Geräthe, welche in dieſen Bauwerken ſein ſollten, eine Einheit bilden, die nicht zerriſſen werden kann."

„Allerdings bilden ſie eine," erwiederte er, „die Geräthe ſind ja die Verwandten der Baukunſt etwa ihre Enkel oder Urenkel, und ſind aus ihr hervorgegangen. Dieſes iſt ſo wahr, daß ja auch unſere heutigen Geräthe zu unſerer heutigen Baukunſt gehören. Unſere Zimmer ſind faſt wie hohle Würfel oder wie Kiſten, und in ſolchen ſtehen die geradlinigen und geradflächigen Geräthe gut. Es iſt daher nicht ohne Begründung, wenn die viel ſchöneren alterthümlichen Geräthe in unſeren Wohnungen manchen Leuten einen unheimlichen Eindruck machen, ſie widerſprechen der Wohnung; aber hierin haben die Leute Unrecht, wenn ſie die Geräthe nicht ſchön finden, die Wohnung iſt es, und dieſe ſollte geändert werden. Darum ſtehen in Schlöſſern und alterthümlichen Bauten derlei Geräthe noch am ſchönſten, weil ſie da eine ihnen ähnliche Umgebung finden. Wir haben aus dieſem Verhältniſſe Nuzen gezogen, und aus unſeren Zeichnungen der Bauwerke viel für die Zuſammenſtellung unſerer Geräthe gelernt, die wir eben nach ihnen eingerichtet haben.“

„Wenn man ſo viele dieſer Dinge in ſo vielen Abbildungen vor ſich ſieht, wie wir jezt gethan haben,“ ſagte ich, „ſo kann man nicht umhin, einen großen Eindruck zu empfinden, den ſie machen.“

„Es haben ſehr tiefſinnige Menſchen vor uns gelebt,“ erwiederte er, „man hat es nicht immer erkannt, und fängt erſt jezt an, es wieder ein wenig einzuſehen. Ich weiß nicht, ob ich es Rührung oder Schwermuth nennen ſoll, was ich empfinde, wenn ich daran denke, daß unſere Voreltern ihre größten und umfaſſendſten Werke nicht vollendet haben. Sie mußten auf eine ſolche Ewigkeit des Schönheitsgefühles gerechnet haben, daß ſie überzeugt waren, die Nachwelt werde an dem weiter bauen, was ſie angefangen haben. Ihre unfertigen Kirchen ſtehen wie Fremdlinge in unſerer Zeit. Wir haben ſie nicht mehr empfunden, oder haben ſie durch häßliche Aftergebilde verunſtaltet. Ich möchte jung ſein, wenn eine Zeit kömmt, in welcher in unſerem Vaterlande das Gefühl für dieſe Anfänge ſo groß wird, daß es die Mittel zuſammenbringt, dieſe Anfänge weiter zu führen. Die Mittel ſind vorhanden, nur werden ſie auf etwas anderes angewendet, ſo wie man dieſe Bauwerke nicht aus Mangel der Mittel unvollendet ließ, ſondern aus anderen Gründen."

Ich ſagte nach dieſen Worten, daß ich in dem berührten Punkte weniger unterrichtet ſei; aber in einem anderen Punkte könnte ich vielleicht etwas ſagen, nehmlich in Hinſicht der Zeichnungen. „Ich habe durch längere Zeit her Pflanzen Steine Thiere und andere Dinge gezeichnet, habe mich ſehr geübt, und dürfte daher etwa ein Urtheil wagen können. Dieſe Zeichnungen erſcheinen mir in Reinheit der Linien in Richtigkeit des Perſpectives in kluger Hinſtellung jedes Körpertheiles und in paſſender Anwendung der Farben als ganz vortrefflich, und ich fühle mich gedrungen, dieſes zu ſagen."

Der Meiſter ſagte zu dieſem Lobe nichts, ſondern er ſenkte den Blick zu Boden, meinen Gaſtfreund aber ſchien mein Urtheil zu freuen.

Er bedeutete den Meiſter, die Mappe zuſammen zu binden, und in die Lade zu legen, was auch geſchah.

Wir gingen von dieſem Zimmer in die weiteren Räume des Schreinerhauſes. Als wir über die Schwelle ſchritten, dachte ich, daß ich von alterthümlichen Gegenſtänden troz der Sammlungen meines Vaters, von denen ich doch lebenslänglich umgeben geweſen war, eigentlich bisher nicht viel verſtanden habe, und erſt lernen müſſe.

Von dem Zimmer der Zeichnungen gingen wir in das Wohnzimmer des Meiſters, welches neben den gewöhnlichen Geräthſtücken ebenfalls Zeichnungstiſche und Staffeleien enthielt. Es war eben ſo freundlich eingerichtet wie das Zimmer der Zeichnungen.

Auch die Zimmer der Gehilfen beſuchten wir, und betraten dann die Nebenräume. Es waren dies Räume, die zu verſchiedenen Gegenſtänden, die eine ſolche Anſtalt fordert, nothwendig ſind. Der vorzüglichſte war das Trockenhaus, welches hinter der Schreinerei angebracht war, aus der man in die untere und obere Abtheilung desſelben gelangen konnte. Es hatte den Zweck, daß in ihm alle Gattungen von Holz, die man hier verarbeitete, jenen Zuſtand der Trockenheit erreichen konnten, der in Geräthen nothwendig iſt, daß nicht ſpäter wieder Beſchädigungen eintreten. In dem unteren Raume wurden die größeren Holzkörper aufbewahrt in dem oberen die kleineren und feineren. Ich konnte ſehen, wie ſehr es Ernſt mit der Anlegung dieſes Werkhauſes war; denn ich ſand in dem Trockenhauſe nicht nur einen ſehr großen Vorrath von Holz ſondern auch faſt alle Gattungen der inländiſchen und ausländiſchen Hölzer. Ich hatte hierin von der Zeit meiner naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen her einige Kenntniß. Außerdem war das Holz beinahe durchgängig ſchon in die vorläufigen Geſtalten geſchnitten, in die es verarbeitet werden ſollte, damit es auf dieſe Weiſe zu hinreichender Beruhigung austrocknen konnte. Mein Begleiter zeigte mir die verſchiedenen Behältniſſe, und erklärte mir im Allgemeinen ihren Inhalt.

In dem unteren Raume ſah ich Lärchenholz zu ſehr großen ſeltſamen Geſtalten verbunden gleichſam zu ſchlanken Gerüſten Rahmen und dergleichen, und fragte, da ich mir die Sache nicht erklären konnte, um ihre Bedeutung.

„In unſerem Lande,“ antwortete mein Begleiter, „ſind mehrere geſchnizte Altäre. Sie ſind alle aus Lindenholz verfertigt, und einige von bedeutender Schönheit. Sie ſtammen aus ſehr früher Zeit, etwa zwiſchen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, und ſind Flügelaltäre, welche mit geöffneten Flügeln die Geſtalt einer Monſtranze haben. Sie ſind zum Theile ſchon ſehr beſchädigt, und drohen, in kürzerer oder längerer Zeit zu Grunde zu gehen. Da haben wir nun einen auf meine Koſten wiederhergeſtellt, und arbeiten jezt an einem zweiten. Die Holzgerüſte, um die ihr fragtet, ſind Grundlagen, auf denen Verzierungen befeſtigt werden müſſen. Die Verzierungen ſind noch ziemlich erhalten, ihre Grundlagen aber ſind ſehr morſch geworden, weßhalb wir neue anfertigen müſſen, wozu ihr hier die Entwürfe ſehet.“

„Hat man euch denn erlaubt, in einer Kirche einen Altar umzugeſtalten?“ fragte ich.

„Man hat es uns erſt nach vielen Schwierigkeiten erlaubt,“ antwortete er, „wir haben aber die Schwierigkeiten beſiegt. Beſonders kam uns das Mißtrauen in unſere Kenntniſſe und Fähigkeiten entgegen, und hierin hatte man Recht. Wohin käme man denn, wenn man an vorhandenen Werken vorſchnell Veränderungen anbringen ließe. Es könnten ja da Dinge von der größten Wichtigkeit verunſtaltet oder zerſtört werden. Wir mußten angeben, was wir verändern oder hinzufügen wollten, und wie die Sache nach der Umarbeitung ausſehen würde. Erſt da wir dargelegt hatten, daß wir an den beſtehenden Zuſammenſtellungen nichts ändern würden, daß keine Verzierung an einen andern Plaz komme, daß kein Standbild an ſeinem Angeſichte ſeinen Händen oder den Faltungen ſeines Gewandes umgeſtaltet werde, ſondern daß wir nur das Vorhandene in ſeiner jezigen Geſtalt erhalten wollen, damit es nicht weiter zerfallen könne, daß wir den Stoff, wo er gelitten hat, mit Stoff erfüllen wollen, damit die Ganzheit desſelben vorhanden ſei, daß wir an Zuthaten nur die kleinſten Dinge anbringen würden, deren Geſtalt vollkommen durch die gleichartigen Stücke bekannt wäre, und in gleichmäßiger Vollkommenheit wie die alten verfertigt werden könnte, ferner als wir eine Zeichnung in Farben angefertigt hatten, die darſtellte, wie der gereinigte und wieder hergeſtellte Altar ausſehen würde, und endlich als wir Schnizereien von geringem Umfange einzelne Standbilder und dergleichen in unſerem Sinne wieder hergeſtellt und zur Anſchauung gebracht hatten: ließ man uns gewähren. Von Hinderniſſen, die nicht von der Obrigkeit ausgingen von Verdächtigungen und ähnlichen Vorkommniſſen rede ich nicht, ſie ſind auch wenig zu meiner Kenntniß gekommen."

„Da habt ihr ein langwieriges und, wie ich glaube, wichtiges Werk unternommen," ſagte ich.

„Die Arbeit hat mehrere Jahre gedauert," erwiederte er, „und was die Wichtigkeit anbelangt, ſo hat ſich wohl niemand mehr den Zweifeln hingegeben, ob wir die nöthige Sachkenntniß beſäßen, als wir ſelber. Darum haben wir auch gar keine Veränderung in der Weſenheit der Sache vorgenommen. Selbſt dort, wo es deutlich erwieſen war, daß Theile des Altars in der Zeit in eine andere Gruppe geſtellt worden waren, als ſie urſprünglich geweſen ſein konnten, ließen wir das Vorgefundene beſtehen. Wir befreiten nur die Gebilde von Schmuz und Übertünchung, befeſtigten das Zerblätterte und Lediggewordene, ergänzten das Mangelnde, wo, wie ich geſagt habe, deſſen Geſtalt vollkommen bekannt war, füllten alles, was durch Holzwürmer zerſtört war, mit Holz aus, beugten durch ein erprobtes Mittel den künftigen Zerſtörungen dieſer Thiere vor, und überzogen endlich den ganzen Altar, da er fertig war, mit einem ſehr matten Firniſſe. Es wird einmal eine Zeit kommen, in welcher vom Staate aus vollkommen ſachverſtändige Männer in ein Amt werden vereinigt werden, das die Wiederherſtellung alter Kunſtwerke einleiten, ihre Aufſtellung in dem urſprünglichen Sinne bewirken, und ihre Verunſtaltung für kommende Zeiten verhindern wird; denn ſo gut man uns gewähren ließ, die ja auch eine Verunſtaltung hätten hervorbringen können, ſo gut wird man in Zukunft auch andere gewähren laſſen, die minder zweifelſüchtig ſind, oder im Eifer für das Schöne nach ihrer Art verfahren, und das Weſen des Überkommenen zerſtören.“

„Und glaubt ihr, daß ein Geſez, welches verbiethet, an dem Weſen eines vorgefundenen Kunſtwerkes etwas zu ändern, dem Verfalle und der Zerſtörung desſelben für alle Zeiten vorbeugen würde?“ fragte ich.

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte er; „denn es können Zeiten ſo geringen Kunſtſinnes kommen, daß ſie das Geſez ſelber aufheben; aber auf eine längere Dauer und auf eine beſſere Weiſe wäre doch durch ein ſolches Geſez geſorgt, als wenn gar keines wäre. Den beſten Schuz für Kunſtwerke der Vorzeit würde freilich eine fortſchreitende und nicht mehr erlahmende Kunſtempfindung gewähren. Aber alle Mittel auch in ihrer größten Vollkommenheit angewendet würden den endlichen Untergang eines Kunſtwerkes nicht aufhalten können; dies liegt in der immerwährenden Thätigkeit und in dem Umwandlungstriebe der Menſchen und in der Vergänglichkeit des Stoffes. Alles, was iſt, wie groß und gut es ſei, beſteht eine Zeit, erfüllt einen Zweck, und geht vorüber. Und ſo wird auch einmal über alle Kunſtwerke, die jezt noch ſind, ein ewiger Schleier der Vergeſſenheit liegen, wie er jezt über denen liegt, die vor ihnen waren."

„Ihr arbeitet an der Herſtellung eines zweiten Altares," ſagte ich, „da ihr einen ſchon vollendet habt: würdet ihr auch noch andere herſtellen, da ihr ſagt, daß es mehrere in dem Lande gibt?"

„Wenn ich die Mittel dazu hätte, würde ich es thun," erwiederte er, „ich würde ſogar, wenn ich reich genug wäre, angefangene mittelalterliche Bauwerke vollenden laſſen. Da ſteht in Grünau hart an der Grenze unſeres Landes an der Stadtpfarrkirche ein Thurm, welcher der ſchönſte unſeres Landes iſt, und der höchſte wäre, wenn er vollendet wäre; aber er iſt nur ungefähr bis zu zwei Drittheilen ſeiner Höhe fertig geworden. Dieſer altdeutſche Thurm wäre das Erſte, welches ich vollenden ließe. Wenn ihr wieder kommt, ſo führe ich euch in eine Kirche, in welcher auf Landeskoſten ein geſchnizter Flügelaltar wieder hergeſtellt worden iſt, der zu den bedeutendſten Kunſtwerken gehört, welche in dieſer Art vorhanden ſind."

Wir traten bei dieſen Worten den Rückweg aus dem Trockenhauſe in die Arbeitſtube an. Mein Begleiter ſagte auf dieſem Wege: „Da Euſtach jezt vorzugsweiſe damit beſchäftigt iſt, die im Laufe befindlichen Werke auszufertigen, ſo hat er ſeinen Bruder, der herangewachſen iſt, unterrichtet, und dieſer verſieht jezt hauptſächlich das Geſchäft des Zeichnens. Er iſt eben daran, die Verzierungen, die in unſerem Lande an Bauwerken Holzarbeiten oder ſonſtwo vorkommen, und die wir in unſeren Blättern von größeren Werken noch nicht haben, zu zeichnen. Wir erwarten ihn in kurzer Zeit auf einige Tage zurück. An dieſen Dingen könnte auch die Gegenwart lernen, falls ſie lernen will. Nicht blos aus dem Großen, wenn wir das Große betrachteten, was unſere Voreltern gemacht haben, und was die kunſtſinnigſten vorchriſtlichen Völker gemacht haben, könnten wir lernen, wieder in edlen Gebäuden wohnen, oder von edlen Geräthen umringt ſein, wenigſtens wie die Griechen in ſchönen Tempeln bethen; ſondern wir könnten uns auch im Kleinen vervollkommnen, die Überzüge unſerer Zimmer könnten ſchöner ſein, die gewöhnlichen Geräthe Krüge Schalen Lampen Leuchter Ärte würden ſchöner werden, ſelbſt die Zeichnungen auf den Stoffen zu Kleidern und endlich auch der Schmuck der Frauen in ſchönen Steinen; er würde die leichten Bildungen der Vergangenheit annehmen, ſtatt daß jezt oft eine Barbarei von Steinen in einer Barbarei von Gold liegt. Ihr werdet mir recht geben, wenn ihr an die vielen Zeichnungen von Kreuzen Roſen Sternen denkt, die ihr in unſern Blättern mittelalterlicher Bauwerke geſehen habt.“

Ich bewunderte den Mann, der, da er ſo redete, in einem ſonderbaren ja abgeſchmackten Kleide neben mir ging.

„Wenigſtens Achtung vor Leuten, die vor uns gelebt haben, könnte man aus ſolchen Beſtrebungen lernen,“ fuhr er fort, „ſtatt daß wir jezt gewohnt ſind, immer von unſeren Fortſchritten gegenüber der Unwiſſenheit unſerer Voreltern reden zu hören. Das große Preiſen von Dingen erinnert zu oft an Armuth von Erfahrungen.“

Wir waren bei dieſen Worten wieder in die Werkſtube gekommen, und verabſchiedeten uns von dem Meiſter. Ich reichte ihm die Hand, die er annahm, und ſchüttelte die ſeinige herzlich. Da wir aus dem Hauſe getreten waren und ich umſchaute, ſah ich durch das Fenſter, wie er eben ſeine grüne Schürze herab nahm, und wieder umband. Auch hörten wir das Hobeln und Sägen wieder, das bei unſerem Beſuche des Werkhauſes ein wenig verſtummt war.

Wir betraten den Gebüſchpfad, und kamen wieder in die Nähe des Wohnhauſes.

„Ihr habt nun meine ganze Behauſung geſehen," ſagte mein Gaſtfreund.

„Ich habe ja Küche und Keller und Geſindeſtuben nicht geſehen," erwiederte ich.

„Ihr ſollt ſie ſehen, wenn ihr wollt," ſagte er.

Ich nahm mein mehr im Scherze geſprochenes Wort nicht zurück, und wir gingen wieder in das Haus.

Ich ſah hier eine große gewölbte Küche eine große Speiſekammer drei Stuben für Dienſtleute eine für eine Art Hausaufſeher dann die Waſchſtube den Backofen den Keller und die Obſtkammer. Wie ich vermuthet hatte, war dies alles reinlich und zweckmäßig eingerichtet. Ich ſah Mägde beſchäftigt, und wir trafen auch den Hausaufſeher in ſeinem Tagewerke begriffen. Das flache feine Körbchen, aus welchem mein Beherberger die Vögel gefüttert hatte, lehnte in einer eigenen Mauerniſche neben der Thür, welche ſein beſtimmter Plaz zu ſein ſchien.

Wir gingen von dieſen Räumen in das Gewächshaus. Es enthielt ſehr viele Pflanzen, meiſtens ſolche, welche zur Zeit gebräuchlich waren. Auf den Geſtellen ſtanden Camellien mit gut gepflegten grünen Blättern, Rhododendern, darunter, wie mir die Aufſchrift ſagte, gelbe, die ich nie geſehen hatte, Azaleen in ſehr manigfaltigen Arten, und beſonders viele neuholländiſche Gewächſe. Von Roſen war die Theeroſe in hervorragender Anzahl da, und ihre Blumen blühten eben. An das Gewächshaus ſtieß ein kleines Glashaus mit Ananas. Auf dem Sandwege vor beiden Häuſern ſtanden Citronen- und Orangenbäume in Kübeln. Der alte Gärtner hatte noch weißere Haare als ſein Herr. Er war ebenfalls ungewöhnlich gekleidet, nur konnte ich bei ihm das Ungewöhnliche nicht finden. Das fiel mir auf, daß er viel reines Weiß an ſich hatte, welches im Vereine mit ſeiner weißen Schürze mich eher an einen Koch als an einen Gärtner erinnerte.

Daß die ſchmale Seite des Gewächshauſes von Außen mit Roſen bekleidet ſei, wie die Südſeite des Wohnhauſes, fiel mir wieder auf, aber es berührte mich nicht unangenehm.

Die alte Gattin des Gärtners, die wir in der Wohnung desſelben fanden, war eben ſo weißgekleidet wie ihr Mann. An die Gärtnerswohnung ſtießen die Kammern der Gehilfen.

„Jezt habt ihr alles geſehen,“ ſagte mein Gaſtfreund, da wir aus dieſen Kammern traten, „außer den Gaſtzimmern, die ich euch zeigen werde, wenn ihr es verlangt, und der Wohnung meines Ziehſohnes, die wir aber jezt nicht betreten können, weil wir ihn in ſeinem Lernen ſtören würden.“

„Wir wollen das auf eine ſpätere Stunde laſſen, in der ich euch daran erinnern werde,“ ſagte ich, „jezt habe ich aber ein anderes Anliegen an eure Güte, das mir näher am Herzen iſt.“

„Und dieſes nähere Anliegen?“ fragte er.

„Daß ihr mir endlich ſagt,“ antwortete ich, „wie ihr zu einer ſo entſchiedenen Gewißheit in Hinſicht des Wetters gekommen ſeid.“

„Der Wunſch iſt ein ſehr gerechter,“ entgegnete er, „und um ſo gerechter, als eure Meinung über das Gewitter der Grund geweſen iſt, weßhalb ihr zu unſerem Hauſe herauf gegangen ſeid, und als unſer Streit über das Gewitter der Grund geweſen iſt, daß ihr länger da geblieben ſeid. Gehen wir aber gegen das Bienenhaus, und ſezen wir uns auf eine Bank unter eine Linde. Ich werde euch auf dem Wege und auf der Bank meine Sache erzählen.“

Wir ſchlugen einen breiten Sandpfad ein, der

Anfangs von größeren Obſtbäumen und ſpäter von hohen ſchattenden Linden begrenzt war. Zwiſchen den Stämmen ſtanden Ruhebänke, auf dem Sande liefen pickende Vögel, und in den Zweigen wurde heute wieder das Singen vollbracht, welches ich geſtern ſchon wahrgenommen hatte.

„Ihr habt die Sammlung von Werkzeugen der Naturlehre in meiner Wohnung geſehen,“ fing mein Begleiter an, als wir auf dem Sandwege dahin gingen, „ſie erklären ſchon einen Theil unſerer Sache.“

„Ich habe ſie geſehen,“ antwortete ich, „beſonders habe ich das Barometer Thermometer ſo wie einen Luftblau- und Feuchtigkeitsmeſſer bemerkt; aber dieſe Dinge habe ich auch, und ſie haben eher, da ich ſie vor meiner Wanderung beobachtete, auf einen Niederſchlag als auf ſein Gegentheil gedeutet.“

„Das Barometer iſt gefallen,“ erwiederte er, „und wies auf geringeren Luftdruck hin, mit welchem ſehr oft der Eintritt von Regen verbunden iſt.“

„Wohl,“ ſagte ich.

„Der Zeiger des Feuchtigkeitsmeſſers,“ fuhr er fort, „rückte mehr gegen den Punkt der größten Feuchtigkeit.“

„Ja ſo iſt es geweſen,“ antwortete ich.

„Aber der Electricitätsmeſſer," ſagte er, „verkündigte wenig Luſtelectricität, daß alſo eine Entladung derſelben, womit in unſeren Gegenden gerne Regen verbunden iſt, nicht erwartet werden konnte."

„Ich habe wohl auch die nehmliche Beobachtung gemacht," entgegnete ich, „aber die electriſche Spannung ſteht nicht ſo ſehr im Zuſammenhange mit Wetterveränderungen, und iſt meiſtens nur ihre Folge. Zudem hat ſich geſtern gegen Abend Electricität genug entwickelt, und alle Anzeichen, von denen ihr redet, verkündeten einen Niederſchlag."

„Ja, ſie verkündeten ihn, und er iſt erfolgt," ſagte mein Begleiter; „denn es bildeten ſich aus den unſichtbaren Waſſerdünſten ſichtbare Wolken, die ja wohl ſehr fein zertheiltes Waſſer ſind. Da iſt der Niederſchlag. Auf die geringe electriſche Spannung legte ich kein Gewicht; ich wußte, daß wenn einmal Wolken entſtünden, ſich auch hinlängliche Electricität einſtellen würde. Die Anzeichen, von denen wir geredet haben, beziehen ſich aber nur auf den kleinen Raum, in dem man ſich eben befindet, man muß auch einen weiteren betrachten, die Bläue der Luft und die Geſtaltung der Wolken."

„Die Luft hatte ſchon geſtern Vormittags die tiefe und finſtere Bläue,“ erwiederte ich, „welche dem Regen vorangeht, und die Wolkenbildung begann bereits am Mittage, und ſchritt ſehr raſch vorwärts.“

„Bis hieher habt ihr Recht,“ ſagte mein Begleiter, „und die Natur hat euch auch Recht gegeben, indem ſie eine ungewöhnliche Menge von Wolken erzeugte. Aber es gibt auch noch andere Merkmale, als die wir bisher beſprochen haben, welche euch entgangen ſind. Ihr werdet wiſſen, daß Anzeichen beſtehen, welche nur einer gewiſſen Gegend eigen ſind, und von den Eingebornen verſtanden werden, denen ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden ſind. Oft vermag die Wiſſenſchaft recht wohl den Grund der langen Erfahrung anzugeben. Ihr wißt, daß in Gegenden ein kleines Wölklein an einer beſtimmten Stelle des Himmels, der ſonſt rein iſt, erſcheinend und dort ſchweben bleibend ein ſicherer Gewitteranzeiger für dieſe Gegend iſt, daß ein trüberer Ton an einer gewiſſen Stelle des Himmels ein Windſtoß aus einer gewiſſen Gegend her Vorboten eines Landregens ſind, und daß der Regen immer kömmt. Solche Anzeichen hat auch dieſe Gegend, und es ſind geſtern keine eingetreten, die auf Regen wieſen.“

„Merkmale, die nur dieſer Gegend angehören,“

erwiederte ich, „konnte ich nicht beobachten; aber ich glaube, daß dieſe Merkmale allein euch doch nicht beſtimmen konnten, einen ſo entſcheidenden Ausſpruch zu thun, wie ihr gethan habt.“

„Sie beſtimmten mich auch nicht,“ antwortete er, „ich hatte auch noch andere Gründe.“

„Nun.“

„Alle die Vorzeichen, von denen wir bisher geredet haben, ſind ſehr grobe,“ ſagte er, „und werden meiſtens von uns nur mittelſt räumlicher Veränderungen erkannt, die, wenn ſie nicht eine gewiſſe Größe erreichen, von uns gar nicht mehr beobachtet werden können. Der Schauplaz, auf welchem ſich die Witterungsverhältniſſe geſtalten, iſt ſehr groß; dort, wohin wir nicht ſehen, und woher die Wirkungen auf unſere wiſſenſchaftlichen Werkzeuge nicht reichen können, mögen vielleicht Urſachen und Gegenanzeigen ſein, die, wenn ſie uns bekannt wären, unſere Vorherſage in ihr Gegentheil umſtimmen würden. Die Anzeichen können daher auch täuſchen. Es ſind aber noch viel feinere Vorrichtungen vorhanden, deren Beſchaffenheit uns ein Geheimniß iſt, die von Urſachen, die wir ſonſt gar nicht mehr meſſen können, noch betroffen werden, und deren Wirkung eine ganz gewiſſe iſt.“

„Und dieſe Werkzeuge?“

„Sind die Nerven.“

„Alſo empfindet ihr durch eure Nerven, wenn Regen kommen wird?“

„Durch meine Nerven empfinde ich das nicht,“ antwortete er. „Der Menſch ſtört leider durch zu ſtarke Einwirkungen, die er auf die Nerven macht, das feine Leben derſelben, und ſie ſprechen zu ihm nicht mehr ſo deutlich, als ſie ſonſt wohl könnten. Auch hat ihm die Natur etwas viel Höheres zum Erſatze gegeben, den Verſtand und die Vernunft, wodurch er ſich zu helfen und ſich ſeine Stellung zu geben vermag. Ich meine die Nerven der Thiere.“

„Es wird wohl wahr ſein, was ihr ſagt,“ antwortete ich. „Die Thiere hängen mit der tiefer ſtehenden Natur noch viel unmittelbarer zuſammen als wir. Es wird nur darauf ankommen, daß dieſe Beziehungen ergründet werden, und dafür ein Ausdruck gefunden wird, beſonders, was das kommende Wetter betrifft.“

„Ich habe dieſen Zuſammenhang nicht ergründet,“ entgegnete er, „noch weniger den Ausdruck dafür gefunden; beides dürfte in dieſer Allgemeinheit wohl ſehr ſchwer ſein; aber ich habe zufällig einige Beobachtungen gemacht, habe ſie dann abſichtlich wiederholt, und daraus Erfahrungen geſammelt, und Ergebniſſe zuſammen geſtellt, die eine Vorausſage mit faſt völliger Gewißheit möglich machen. Viele Thiere ſind von Regen und Sonnenſchein ſo abhängig, ja bei einigen handelt es ſich geradezu um das Leben ſelber, je nachdem Sonne oder Regen iſt, daß ihnen Gott nothwendig hat Werkzeuge geben müſſen, dieſe Dinge vorhinein empfinden zu können. Dieſe Empfindung als Empfindung kann aber der Menſch nicht erkennen, er kann ſie nicht betrachten, weil ſie ſich den Sinnen entzieht; allein die Thiere machen in Folge dieſer Vorempfindung Anſtalten für ihre Zukunft, und dieſe Anſtalten kann der Menſch betrachten, und daraus Schlüſſe ziehen. Es gibt einige, die ihre Nahrung finden, wenn es feucht iſt, andere verlieren ſie in dieſem Falle. Manche müſſen ihren Leib vor Regen bergen, manche ihre Brut in Sicherheit bringen. Viele müſſen ihre für den Augenblick aufgeſchlagene Wohnung verlaſſen, oder eine andere Arbeit ſuchen. Da nun die Vorempfindung gewiß ſein muß, wenn die daraus folgende Handlung zur Sicherung führen ſoll, da die Nerven ſchon berührt werden, wenn noch alle menſchlichen wiſſenſchaftlichen Werkzeuge ſchweigen, ſo kann eine Vorausſage über das Wetter, die auf eine genaue Betrachtung der Handlungen der Thiere gegründet iſt, mehr Anhalt gewähren, als die aus allen wiſſenſchaftlichen Werkzeugen zuſammen genommen.“

„Ihr eröffnet da eine neue Richtung.“

„Die Menſchen haben darin ſchon vieles erfahren. Die beſten Wetterkenner ſind die Inſekten und überhaupt die kleinen Thiere. Sie ſind aber viel ſchwerer zu beobachten, da ſie, wenn man dies thun will, nicht leicht zu finden ſind, und da man ihre Handlungen auch nicht immer leicht verſteht. Aber von kleineren Thieren hängen oft größere ab, deren Speiſe jene ſind, und die Handlungen kleinerer Thiere haben Handlungen größerer zur Folge, welche der Menſch leichter überblickt. Freilich ſteht da ein Schluß in der Mitte, der die Gefahr zu irren größer macht, als ſie bei der unmittelbaren Betrachtung und der gleichſam redenden Thatſache iſt. Warum, damit ich ein Beiſpiel anführe, ſteigt der Laubfroſch tiefer, wenn Regen folgen ſoll, warum fliegt die Schwalbe niedriger und ſpringt der Fiſch aus dem Waſſer? Die Gefahr zu irren wird wohl bei oftmaliger Wiederholung der Beobachtung und bei ſorglicher Vergleichung geringer; aber das

Sicherſte bleiben immer die Heerden der kleinen Thiere. Das habt ihr gewiß ſchon gehört, daß die Spinnen Wetterverkündiger ſind, und daß die Ameiſen den Regen vorher ſagen. Man muß das Leben dieſer kleinen Dinge betrachten, ihre häuslichen Einrichtungen anſchauen, oft zu ihnen kommen, ſehen, wie ſie ihre Zeit hinbringen, erforſchen, welche Grenzen ihre Gebiethe haben, welche die Bedingungen ihres Glückes ſind, und wie ſie denſelben nachkommen. Darum wiſſen Jäger Holzhauer und Menſchen, welche einſam ſind, und zur Betrachtung dieſes abgeſonderten Lebens aufgefordert werden, das Meiſte von dieſen Dingen, und wie aus dem Benehmen von Thieren das Wetter vorherzuſagen iſt. Es gehört aber wie zu allem auch Liebe dazu.“

„Hier iſt der Siz,“ unterbrach er ſich, „von welchem ich früher geſprochen habe. Hier iſt die ſchönſte Linde meines Gartens, ich habe einen beſſern Ruheplaz unter ihr anbringen laſſen, und gehe ſelten vorüber, ohne mich eine Weile nieder zu ſezen, um mich an dem Summen in ihren Äſten zu ergözen. Wollen wir uns ſezen?“

Ich willigte ein, wir ſezten uns, das Summen war wirklich über unſern Häuptern zu hören, und ich fragte: „Habt ihr nun dieſe Beobachtungen an den Thieren, wie ihr ſagtet, gemacht?“

„Auf Beobachtungen bin ich eigentlich nicht ausgegangen,“ antwortete er; „aber da ich lange in dieſem Hauſe und in dieſem Garten gelebt habe, hat ſich Manches zuſammengefunden; aus dem Zuſammengefundenen haben ſich Schlüſſe gebaut, und ich bin durch dieſe Schlüſſe umgekehrt wieder zu Betrachtungen veranlaßt worden. Viele Menſchen, welche gewohnt ſind, ſich und ihre Beſtrebungen als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, halten dieſe Dinge für klein; aber bei Gott iſt es nicht ſo; das iſt nicht groß, an dem wir vielmal unſern Maßſtab umlegen können, und das iſt nicht klein, wofür wir keinen Maßſtab mehr haben. Das ſehen wir daraus, weil er alles mit gleicher Sorgfalt behandelt. Oft habe ich gedacht, daß die Erforſchung des Menſchen und ſeines Treibens ja ſogar ſeiner Geſchichte nur ein anderer Zweig der Naturwiſſenſchaft ſei, wenn er auch für uns Menſchen wichtiger iſt, als er für Thiere wäre. Ich habe zu einer Zeit Gelegenheit gehabt, in dieſem Zweige manches zu erfahren und mir einiges zu merken. Doch ich will zu meinem Gegenſtande zurückkehren. Von dem, was die kleinen Thiere thun, wenn Regen oder

Sonnenſchein kommen ſoll, oder wie ich überhaupt aus ihren Handlungen Schlüſſe ziehe, kann ich jezt nicht reden, weil es zu umſtändlich ſein würde, obwohl es merkwürdig iſt; aber das kann ich ſagen, daß nach meinen bisherigen Erfahrungen geſtern keines der Thierchen in meinem Garten ein Zeichen von Regen gegeben hat, wir mögen von den Bienen anfangen, welche in dieſen Zweigen ſummen, und bis zu den Ameiſen gelangen, die ihre Puppen an der Planke meines Gartens in die Sonne legen, oder zu dem Springkäfer, der ſich ſeine Speiſe trocknet. Weil mich nun dieſe Thiere, wenn ich zu ihnen kam, nie getäuſcht haben, ſo folgerte ich, daß die Waſſerbildung, welche unſere gröberen wiſſenſchaftlichen Werkzeuge vorausſagten, nicht über die Entſtehung von Wolken hinausgehen würde, da es ſonſt die Thiere gewußt hätten. Was aber mit den Wolken geſchehen würde, erkannte ich nicht genau, ich ſchloß nur, daß durch die Abkühlung, die ihr Schatten erzeugen müßte, und durch die Luftſtrömungen, denen ſie ſelber ihr Daſein verdankten, ein Wind entſtehen könnte, der in der Nacht den Himmel wieder rein fegen würde.“

„Und ſo geſchah es auch,“ ſagte ich.

„Ich konnte es um ſo ſicherer vorausſehen,“ erwiederte er, „weil es an unſerem Himmel und in unſerem Garten oft ſchon ſo geweſen iſt wie geſtern, und ſtets ſo geworden iſt, wie heute in der Nacht.“

„Das iſt ein weites Feld, von dem ihr da redet,“ ſagte ich, „und da ſteht der menſchlichen Erkenntniß ein nicht unwichtiger Gegenſtand gegenüber. Er beweiſt wieder, daß jedes Wiſſen Ausläufe hat, die man oft nicht ahnt, und wie man die kleinſten Dinge nicht vernachläſſigen ſoll, wenn man auch noch nicht weiß, wie ſie mit den größeren zuſammenhängen. So kamen wohl auch die größten Männer zu den Werken, die wir bewundern, und ſo kann mit Hereinbeziehung deſſen, von dem ihr redet, die Witterungskunde einer großen Erweiterung fähig ſein.“

„Dieſen Glauben hege ich auch,“ erwiederte er. „Euch Jüngeren wird es in den Naturwiſſenſchaften überhaupt leichter, als es den Älteren geworden iſt. Man ſchlägt jetzt mehr die Wege des Beobachtens und der Verſuche ein, ſtatt daß man früher mehr den Vermuthungen Lehrmeinungen ja Einbildungen hingegeben war. Dieſe Wege wurden lange nicht klar, obgleich ſie Einzelne wohl zu allen Zeiten gegangen ſind. Je mehr Boden man auf die neue Weiſe gewinnt, deſto mehr Stoff hat man als Hilfe zu fernern Erringungen. Man wendet ſich jezt auch mit Ernſt der Pflege der einzelnen Zweige zu, ſtatt wie früher immer auf das Allgemeine zu gehen; und es wird daher auch eine Zeit kommen, in der man dem Gegenſtande eine Aufmerkſamkeit ſchenken wird, von dem wir jezt geſprochen haben. Wenn die Fruchtbarkeit, wie ſie durch Jahrzehende in der Naturwiſſenſchaft geweſen iſt, durch Jahrhunderte anhält, ſo können wir gar nicht ahnen, wie weit es kommen wird. Nur das eine wiſſen wir jezt, daß das noch unbebaute Feld unendlich größer iſt als das bebaute.“

„Ich habe geſtern einige Arbeiter bemerkt,“ ſagte ich, „welche, obwohl der Himmel voll Wolken war, doch Waſſer pumpten, ihre Gießkannen füllten, und die Gewächſe begoſſen. Haben dieſe vielleicht auch gewußt, daß kein Regen kommen werde, oder haben ſie blos eure Befehle vollzogen, wie die Mäher, die an dem Meierhofe Gras abmähten.“

„Das Leztere iſt der Fall,“ erwiederte er. „Dieſe Arbeiter glauben jedes Mal, daß ich mich irre, wenn der äußere Anſchein gegen mich iſt, wie oft ſie auch durch den Erfolg belehrt worden ſein mögen. Und ſo werden ſie gewiß auch geſtern geglaubt haben, daß Regen komme. Sie begoſſen die Gewächſe, weil ich es angeordnet habe, und weil es bei uns eingeführt iſt, daß der, welcher wiederholt den Anordnungen nicht nachkömmt, des Dienſtes entlaſſen wird. Es ſind aber endlich auch noch andere Dinge außer den Thieren, welche das Wetter vorherſagen, nehmlich die Pflanzen."

„Von den Pflanzen wußte ich es ſchon, und zwar beſſer, als von den Thieren," erwiederte ich.

„In meinem Garten und in meinem Gewächshauſe ſind Pflanzen," ſagte er, „welche einen auffallenden Zuſammenhang mit dem Luftkreiſe zeigen, beſonders gegen das Nahen der Sonne, wenn ſie lange in Wolken geweſen war. Aus dem Geruche der Blumen kann man dem kommenden Regen entgegen ſehen, ja ſogar aus dem Graſe riecht man ihn beinahe. Mir kommen dieſe Dinge ſo zufällig in den Garten und in das Haus; ihr aber werdet ſie weit beſſer und weit gründlicher kennen lernen, wenn ihr die Wege der neuen Wiſſenſchaftlichkeit wandelt, und die Hilfsmittel benützt, die es jezt gibt, beſonders die Rechnung. Wenn ihr namentlich eine einzelne Richtung einſchlagt, ſo werdet ihr in derſelben ungewöhnlich große Fortſchritte machen."

„Woher ſchließt ihr denn das?" fragte ich.

„Aus eurem Ausſehen,“ erwiederte er, „und ſchon aus der ſehr beſtimmten Ausſage, die ihr geſtern in Hinſicht des Wetters gemacht habt.“

„Dieſe Ausſage war aber falſch,“ antwortete ich, „und aus ihr hättet ihr gerade das Gegentheil ſchließen können.“

„Nein, das nicht,“ ſagte er, „eure Äußerung zeigte, weil ſie ſo beſtimmt war, daß ihr den Gegenſtand genau beobachtet habt, und weil ſie ſo warm war, daß ihr ihn mit Liebe und mit Eifer umfaßt; daß eure Meinung deßohngeachtet irrig war, kam nur daher, weil ihr einen Umſtand, der auf ſie Einfluß hatte, nicht kanntet, und ihn auch nicht leicht kennen konntet; ſonſt würdet ihr anders geurtheilt haben.“

„Ja ihr redet wahr, ich würde anders geurtheilt haben,“ antwortete ich, „und ich werde nicht wieder ſo voreilig urtheilen.“

„Ihr habt geſtern geſagt, daß ihr euch mit Naturdingen beſchäftiget,“ fuhr er fort, „darf ich wohl fragen, ob ihr eine beſtimmte Richtung gewählt habt, und welche.“

Ich war durch die Frage ein wenig in Verwirrung gebracht, und antwortete: „Ich bin doch im Grunde nur ein gewöhnlicher Fußreiſender. Ich beſitze gerade ſo viel Vermögen, um unabhängig leben zu können, und gehe in der Welt herum, um ſie anzuſehen. Ich habe wohl vor Kurzem alle Wiſſenſchaften angefangen; aber davon bin ich zurückgekommen, und habe mir nur hauptſächlich die einzelne Wiſſenſchaft der Erdbildung zur Aufgabe gemacht. Um die Werke, welche ich hierin leſe, zu ergänzen, ſuche ich auf den Reiſen, die ich in verſchiedene Landestheile mache, zu beobachten, ſchreibe meine Erfahrungen auf, und verfertige Zeichnungen. Da die Werke vorzüglich von Gebirgen handeln, ſo ſuche ich auch vorzüglich die Gebirge auf. Sie enthalten ſonſt auch vieles, das mir lieb iſt.“

„Dieſe Wiſſenſchaft iſt eine ſehr weite,“ entgegnete mein Gaſtfreund, „wenn ſie in der Bedeutung der Erdgeſchichte genommen wird. Sie ſchließt manche Wiſſenſchaften ein, und ſezt manche voraus. Die Berge ſind wohl jezt, wo dieſe Wiſſenſchaft noch jung iſt, und wo man ihre erſten und greifbarſten Züge ſammelt, von der größten Bedeutung; aber es wird auch die Ebene an die Reihe kommen, und ihre einfache und ſchwerer zu entziffernde Frage wird gewiß nicht von geringerer Wichtigkeit ſein.“

„Sie wird gewiß wichtig ſein,“ antwortete ich.

Ich habe die Ebene und ihre Sprache, die ſie damals zu mir ſprach, ſchon geliebt, ehe ich meine jezige Aufgabe betrieb, und ehe ich die Gebirge kannte.“

„Ich glaube,“ entgegnete mein Begleiter, „daß in der gegenwärtigen Zeit der Standpunkt der Wiſſenſchaft, von welcher wir ſprechen, der des Sammelns iſt. Entfernte Zeiten werden aus dem Stoffe etwas bauen, das wir noch nicht kennen. Das Sammeln geht der Wiſſenſchaft immer voraus; das iſt nicht merkwürdig; denn das Sammeln muß ja vor der Wiſſenſchaft ſein; aber das iſt merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die Geiſter kömmt, wenn eine Wiſſenſchaft erſcheinen ſoll, wenn ſie auch noch nicht wiſſen, was dieſe Wiſſenſchaft enthalten wird. Es geht gleichſam der Reiz der Ahnung in die Herzen, wozu etwas da ſein könne, und wozu es Gott beſtellt haben möge. Aber ſelbſt ohne dieſen Reiz hat das Sammeln etwas ſehr Einnehmendes. Ich habe meine Marmore alle ſelber in den Gebirgen geſammelt, und habe ihren Bruch aus den Felſen ihr Abſägen ihr Schleifen und ihre Einfügungen geleitet. Die Arbeit hat mir manche Freude gebracht, und ich glaube, daß mir nur darum dieſe Steine ſo lieb ſind, weil ich ſie ſelber geſucht habe.“

„Habt ihr alle Arten unſeres Gebirges?“ fragte ich.

„Ich habe nicht alle,“ antwortete er, „ich hätte ſie vielleicht nach und nach erhalten können, wenn ich meine Beſuche ſtettig hätte fortſetzen können. Aber ſeit ich alt werde, wird es mir immer ſchwieriger. Wenn ich jetzt zu ſeltnen Zeiten einmal an den Rand des Simmeiſes hinaufkomme, empfinde ich, daß es nicht mehr iſt, wie in der Jugend, wo man keine Grenze kennt als das Ende des Tages oder die bare Unmöglichkeit. Weil ich nun nicht mehr ſo große Strecken durchreiſen kann, um etwa Marmor, der mir noch fehlt, in Blöcken aufzuſuchen, ſo wird die Ausbeute immer geringer; ſie wird auch aus dem Grunde geringer, weil ich bereits ſo viel habe, und die Stellen alſo ſeltener ſind, wo ich ein noch Fehlendes finde. Da ich allen Marmor ſelber geſammelt habe, ſo kann ich wohl auch kein Stück an meinem Hauſe anbringen, das mir von fremder Hand käme.“

„Ihr habt alſo wahrſcheinlich das Haus ſelber gebaut, oder es ſehr umgeſtaltet?“ fragte ich.

„Ich habe es ſelber gebaut,“ antwortete er. „Das Wohnhaus, welches zu den umliegenden Gründen gehört, war früher der Meierhof, an dem ihr geſtern, da wir auf dem Bänkchen der Felderraſt ſaßen, Leute

Gras mähen geſehen habt. Ich habe ihn von dem früheren Beſizer ſammt allen Ländereien, die dazu gehören, gekauft, habe das Haus auf dem Hügel gebaut, und habe den Meierhof zum Wirthſchaftsgebäude beſtimmt.“

„Aber den Garten könnt ihr doch unmöglich neu angelegt haben?“

„Das iſt eine eigene Entſtehungsgeſchichte,“ erwiederte er. „Ich muß ſagen: ich habe ihn neu angelegt, und ich muß ſagen: ich habe ihn nicht neu angelegt. Ich habe mir mein Wohnhaus für den Reſt meiner Tage auf einen Plaz gebaut, der mir entſprechend ſchien. Der Meierhof ſtand in dem Thale, wie meiſtens die Gebäude dieſer Art, damit ſie das fette Gras, das man häufig in den Wirthſchaften braucht, um das Gehöfte herum haben; ich wollte aber mit meiner Wohnung auf die Anhöhe. Da ſie nun fertig war, ſollte der Garten, der an dem Meierhofe ſtand, und nur mit vereinzelten Bäumen oder mit Gruppen von ihnen zu mir langte, heraufgezogen werden. Die Linde, unter welcher wir jezt ſizen, ſo wie ihre Kameraden, die um ſie herum ſtehen, oder einen Gartenweg bilden, ſtehen da, wo ſie geſtanden ſind. Der große alte Kirſchbaum auf der Anhöhe ſtand mitten im Getreide. Ich zog die Anhöhe zu meinem Garten, legte einen Weg zu dem Kirſchbaume hinauf an, und baute um ihn ein Bänklein herum. Und ſo ging es mit vielen andern Bäumen. Manche, und darunter ſehr bedeutende, daß man es nicht glauben ſollte, haben wir überſezt. Wir haben ſie im Winter mit einem großen Erdballen ausgegraben, ſie mit Anwendung von Seilen umgelegt, hieher geführt, und mit Hilfe von Hebeln und Balken in die vorgerichteten gut zubereiteten Gruben geſenkt. Waren die Zweige und Äſte gehörig gekürzt, ſo ſchlugen ſie im Frühlinge deſto kräftiger an, gleichſam als wären die Bäume zu neuem Leben erwacht. Die Geſträuche und das Zwergobſt iſt alles neu geſezt worden. In kürzerer Zeit, als man glauben ſollte, hatten wir die Freude, zu ſehen, daß der Garten ſo zuſammengewachſen erſchien, als wäre er nie an einem andern Plaze geweſen. In der Nähe des Meierhofes habe ich manchen Reſt von Bäumen fällen laſſen, wenn er dem Getreidebau hinderlich war; denn ich legte dort Felder an, wo ich die Bäume genommen hatte, um an Boden auf jener Seite zu gewinnen, was ich auf dieſer durch Anlegung des Gartens verloren hatte."

„Ihr habt da einen reizenden Siz," bemerkte ich.

„Nicht der Siz allein, das ganze Land iſt reizend, erwiederte er, „und es iſt gut da wohnen, wenn man von den Menſchen kömmt, wo ſie ein wenig zu dicht an einander ſind, und wenn man für die Kräfte ſeines Weſens Thätigkeit mitbringt. Zuweilen muß man auch einen Blick in ſich ſelbſt thun. Doch ſoll man nicht ſtettig mit ſich allein auch in dem ſchönſten Lande ſein; man muß zu Zeiten wieder zu ſeiner Geſellſchaft zurückkehren, wäre es auch nur, um ſich an mancher glänzenden Menſchentrümmer, die aus unſrer Jugend noch übrig iſt, zu erquicken, oder an manchem feſten Thurm von einem Menſchen empor zu ſchauen, der ſich gerettet hat. Nach ſolchen Zeiten geht das Landleben wieder wie lindes Öhl in das geöffnete Gemüth. Man muß aber weit von der Stadt weg und von ihr unberührt ſein. In der Stadt kommen die Veränderungen, welche die Künſte und die Gewerbe bewirkt haben, zur Erſcheinung: auf dem Lande die, welche naheliegendes Bedürfniß oder Einwirken der Naturgegenſtände auf einander hervorgebracht haben. Beide vertragen ſich nicht, und hat man das Erſte hinter ſich, ſo erſcheint das Zweite faſt wie ein Bleibendes, und dann ruht vor dem Sinne ein ſchönes Beſtehendes, und zeigt ſich dem Nachdenken ein ſchönes Vergangenes, das ſich in menſchlichen Wandlungen und in Wandlungen von Naturdingen in eine Unendlichkeit zurückzieht.“

Ich antwortete nichts auf dieſe Rede, und wir ſchwiegen eine Weile.

Endlich ſagte er wieder: „Ihr bleibt noch heute nachmittag und in der Nacht bei uns?“

„Nach dem, wie ich hier aufgenommen worden bin,“ antwortete ich, „iſt es ein angenehmes Gefühl, noch den Tag und die Nacht hier zubringen zu dürfen.“

„So iſt es gut,“ erwiederte er, „ihr müßt aber auch erlauben, daß ich euch einen Theil des Vormittags allein laſſe, weil die Stunde naht, in der ich zu Guſtav gehen, und ihm in ſeinem Lernen beiſtehen muß.“

„Thut euch nur keinen Zwang an,“ entgegnete ich.

„So werde ich euch verlaſſen,“ antwortete er, „geht indeſſen ein wenig in dem Garten herum, oder ſeht das Feld an, oder beſucht das Haus.“

„Ich wünſche für den Augenblick noch eine Weile unter dieſem Baume ſitzen bleiben zu dürfen,“ erwiederte ich.

„Thut, wie es euch gefällt,“ antwortete er, „nur erinnert euch, daß ich geſtern geſagt habe, daß in dieſem Hauſe um zwölf Uhr zu Mittag gegeſſen wird."

„Ich erinnere mich," ſagte ich, „und werde keine Unordnung machen."

Eine kleine Weile nach dieſen Worten ſtand er auf, ſtrich ſich mit ſeiner Hand die Thierchen und ſonſtigen Körperchen, die von dem Baume auf ihn herabgefallen waren, aus den Haaren, empfahl ſich, und ging in der Richtung gegen das Haus zu.

3.

Der Abſchied.

Ich ſaß noch eine geraume Zeit unter dem Baume, und legte mir zurecht, was ich geſehen und vernommen. Die Bienen ſummten in dem Baume, und die Vögel ſangen in dem Garten. Das Haus, in welches der alte Mann gegangen war, blickte mit einzelnen Theilen, ſei es von der weißen Wand, ſei es von dem Ziegeldache durch das Grün der Bäume herüber, und zu meiner Rechten ging jenſeits der Gebüſche in der Gegend, in welcher ich das Schreinerhaus vermuthete, ein dünner Rauch in die Luft empor. Das Singen der Vögel und das Summen der Bienen war mir beinahe eine Stille, da ich durch meine Gebirgswanderungen an ſolche andauernde Laute gewohnt war. Die Stille wurde unterbrochen durch einzelne Laute, welche von den Arbeitern im Garten herrührten, entweder daß man das Quiken einer Pumpe hörte, mit der man Waſſer pumpte, und mittelſt Rinnen in eine Tonne leitete, um es Abends zum Begießen zu verwenden, oder daß eine menſchliche Rede ferner oder näher erſcholl, die einen Befehl oder eine Auskunft enthielt. Die verſchiedenen Flecke des Himmels, welche durch das Grün der Bäume hereinſahen, waren ganz blau, und zeigten, wie ſehr mein Gaſtfreund mit ſeiner Vorausſage des ſchönen Wetters Recht gehabt hatte.

Ich riß mich endlich aus meinen Gedanken, und ging in dem Garten empor.

Ich ging zu dem großen Kirſchbaume. Ich ſuchte das Freie, weil ich in dem Garten wegen der beſchränkten Ausſicht doch nicht einen genauen Überblick in Hinſicht der Witterungsverhältniſſe machen konnte. Hier oben ſtand der Himmel als eine große ausgedehnte Glocke über mir, und in der ganzen Glocke war kein einziges Wölklein. Das Hochgebirge, welches wir geſtern nicht hatten ſehen können, ſtand heute in ſeiner ganzen Klarheit an der Länge des ſüdlichen Himmels dahin. Vor ihm waren die Vorlande mit manchen weißen Punkten von Kirchen und Dörfern, näher zu mir zeigte ſich mancher Thurm von einer Ortſchaft, die ich kannte, und unter meinen Füßen ruhte der Garten und das Haus, in welchem ich geſtern ſo freundlich aufgenommen worden war. Die Getreide, welche nicht weit von mir hinter der Planke des Gartens ſtanden, und die geſtern ganz ruhig geweſen waren, befanden ſich heute in einem zwar ſchwachen aber fröhlichen Wogen. Ich mußte denken, daß das Wetter nicht nur jezt ſo ſchön ſei, ſondern daß es noch lange ſo ſchön bleiben werde.

Von dem großen Kirſchbaume ging ich wieder in den Garten zurück, und betrachtete verſchiedene Gegenſtände.

Ich ging auch noch einmal in das Gewächshaus. Ich konnte nun manches genauer anſehen, als es mir früher möglich geweſen war, da ich mit meinem Begleiter das Haus gleichſam nur durchſchritten hatte. Der weiße Gärtner geſellte ſich zu mir, erläuterte mir manches, gab mir über verſchiedenes Auskunft, und beantwortete bereitwillig alle meine Fragen, wie weit ſeine Kenntniſſe und ſeine Überſicht es zuließen. Als ich das Gebäude verlaſſen wollte, ſagte er mir, er wolle mir noch etwas zeigen, was der Herr mir zu zeigen vergeſſen habe. Er führte mich auf einen Plaz, der mit Sand bedeckt war, der von allen Seiten der Sonne zugänglich, und doch durch Bäume und Gebüſche, die ihn in einer gewiſſen Entfernung umgaben, vor heftigen Winden geſchützt war. Mitten auf dem Plaze ſtand ein kleines gläſernes Haus, welches zum Theile in der Erde ſteckte. Dieſer Umſtand und dann der, daß es von Bäumen umringt war, machten, daß ich es früher nicht wahrgenommen hatte. Als wir näher kamen, ſah ich, daß es ganz von Glas ſei, und nur ſo viel Gerippe habe, als ſich zur Feſtigkeit der Tafeln nothwendig zeige. Es war auch mit einem ſtarken eiſernen Gitter wahrſcheinlich des Hagels wegen umſpannt. Als wir die einigen Stufen von der Fläche des Gartens in das Innere hinabgeſtiegen waren, ſah ich, daß ſich Pflanzen in dem Hauſe befanden, und zwar nur eine einzige Gattung, nehmlich lauter Cactus. Mehr als hundert Arten ſtanden in Tauſenden von kleinen Töpfen da. Die niederen und runden ſtanden frei, die langen, welche Luftwurzeln treiben, hatten Wände von Baumrinden neben ſich, die mit Erde eingerieben waren, damit die Pflanzen die Luftwurzeln in ſie ſchlagen konnten. Alle Glastafeln über unſeren Häuptern waren geöffnet, daß die freie Luft den ganzen Raum durchdringen konnte, und doch die Wirkung der Sonnenſtrahlen nicht beirrt war. Die Töpfe ſtanden in Reihen auf hölzernen Geſtellen, die Geſtelle aber waren wieder unterbrochen, ſo daß man in allen Richtungen herum gehen, und alles betrachten konnte. Der Gärtner führte mich herum, und zeigte mir die Abtheilungen und Unterabtheilungen, in welchen die Gewächſe beiſammenſtanden.

Ich ſagte, daß ich mich freue, daß mein Gaſtfreund auf die Familie dieſer Pflanzen eine ſolche Sorgfalt wende, da ſie gewiß beſonders und merkwürdig wären.

„Wenn man ſie länger betrachtet und länger mit ihnen umgeht, werden ſie immer merkwürdiger,“ antwortete mein Nachbar. „Die Stellung ihrer Bildungen iſt ſo mannigfaltig, die Stacheln können zu einer wahren Zierde und zu einer Bewaffnung dienen, und die Blüthen ſind verwunderlich wie Märchen. In einem Monate würdet ihr ſehr ſchöne ſehen, jetzt ſind ſie noch zu wenig entwickelt.“

Ich ſagte ihm, daß ich ſchon Blüthen geſehen habe, nicht blos ſolche, die, wie ſchön ſie ſeien, doch überall wachſen, ſondern auch andere, die ſelten ſind, und ſolche, die mit der Schönheit den lieblichen Duft vereinen. Ich ſagte ihm, daß ich in früheren Zeiten Pflanzenkunde getrieben habe, zwar nicht in Bezug auf Gartenpflege ſondern zu meiner Belehrung und Erheiterung, und daß die Cactus nicht das Lezte geweſen wären, dem ich eine Aufmerkſamkeit geſchenkt habe.

„Wenn der Herr alte Sachen ſammelt,“ ſagte er, „ſo wäre es wohl auch recht, wenn er dies auch mit alten Pflanzen thäte. Im Inghofe iſt in dem Gewächshauſe ein Cereus, der ſtärker als ein Mannesarm ſamt ſeiner Bekleidung iſt. Er geht an der Wand empor, biegt ſich um, und wächſt an der Decke des Hauſes hin, an welcher er mit Bändern befeſtigt iſt. Der untere Theil iſt ſchon Holz geworden, daß man Namen eingeſchnitten hat. Ich glaube, es iſt ein Cereus peruvianus. Sie ſchäzen ihn nicht ſo hoch, und der Herr ſollte den Cereus kaufen, wenn man auch wegen ſeiner Länge drei Wägen aneinander binden müßte, um ihn herüber bringen zu können. Er iſt gewiß ſchon zweihundert Jahre alt.“

Ich antwortete auf dieſe Rede nicht, um ihm ſeine Zeitrechnung in Hinſicht der Cactuspflege in Europa nicht zu ſtören.

Ich dankte ihm, da ich endlich alles geſehen hatte, für ſeine Mühe, und verließ das kleine Haus. Er verabſchiedete ſich ſehr freundlich und mit vielen Verbeugungen.

Ich ging nun zu dem Eingangsgitter, durch welches mein Gaſtfreund mich geſtern hereingelaſſen hatte, weil ich auch außerhalb des Gartens ein wenig herumſehen wollte. Ein Arbeiter, welcher in der Nähe beſchäftigt war, öffnete mir die Thür, weil ich die Einrichtung des Schloſſes nicht kannte, und ich trat in das Freie. Ich ging auf der Seite des Hügels, auf welcher ich geſtern heraufgekommen war, in mehreren Richtungen herum. Wenn ich auch die Gegend des Landes, in der ich mich befand, im Allgemeinen ſehr wohl kannte, ſo hatte ich mich doch nie ſo lange in ihr aufgehalten, um in das Einzelne eindringen zu können. Ich ſah jezt, daß es ein ſehr fruchtbarer ſchöner Theil ſei, der mich aufgenommen hatte, daß ſich anmuthige Stellen zwiſchen die Krümmungen der Hügel hineinziehen, und daß ein dichtes Bewohntſein der Gegend etwas ſehr Heiteres ertheile. Der Tag wurde nach und nach immer wärmer, ohne heiß zu ſein, und es war jene Stille, die zur Zeit der Roſenblüthe weit mehr als zu einer anderen auf den Feldern iſt. In dieſer Zeit ſind alle Feldgewächſe grün, ſie ſind im Wachſen begriffen, und wenn nicht viele

Wieſen in der Gegend ſind, auf welchen zu jener Zeit die Heuernte vorkömmt, ſo haben die Leute keine Arbeit auf den Feldern, und laſſen ſie allein unter der befruchtenden Sonne. Die Stille war wie in dem Hochgebirge; aber ſie war nicht ſo einſam, weil man überall von der Geſelligkeit der Nährpflanzen umgeben war.

Der Klang einer fernen Dorfglocke und meine Uhr, die ich herauszog, erinnerte mich daran, daß es Mittag ſei.

Ich ging dem Hauſe zu, das Gitter wurde mir auf einen Zug an der Glockenſtange geöffnet, und ich ging in das Speiſezimmer. Dort fand ich meinen Gaſtfreund und Guſtav, und wir ſezten uns zu Tiſche. Wir drei waren allein bei dem Mahle.

Während des Eſſens ſagte mein Gaſtfreund: „Ihr werdet euch wundern, daß wir ſo allein unſere Speiſen verzehren. Es iſt in der That ſehr zu bedauern, daß die alte Sitte abgekommen iſt, daß der Herr des Hauſes zugleich mit den Seinigen und ſeinem Geſinde beim Mahle ſizt. Die Dienſtleute gehören auf dieſe Weiſe zu der Familie, ſie dienen oft lebenslang in demſelben Hauſe, der Herr lebt mit ihnen ein angenehmes gemeinſchaftliches Leben, und weil alles, was im Staate und in der Menſchlichkeit gut iſt, von der Familie kömmt, ſo werden ſie nicht blos gute Dienſtleute, die den Dienſt lieben, ſondern leicht auch gute Menſchen, die in einfacher Frömmigkeit an dem Hauſe wie an einer unverrückbaren Kirche hängen, und denen der Herr ein zuverläſſiger Freund iſt. Seit ſie aber von ihm getrennt ſind, für die Arbeit bezahlt werden, und abgeſondert ihre Nahrung erhalten, gehören ſie nicht zu ihm nicht zu ſeinem Kinde, haben andere Zwecke, widerſtreben ihm, verlaſſen ihn leicht, und fallen, da ſie familienlos und ohne Bildung ſind, leicht dem Laſter anheim. Die Kluft zwiſchen den ſogenannten Gebildeten und Ungebildeten wird immer größer; wenn noch erſt auch der Landmann ſeine Speiſen in ſeinem abgeſonderten Stübchen verzehrt, wird dort eine unnatürliche Unterſcheidung, wo eine natürliche nicht vorhanden geweſen wäre.“

„Ich habe,“ fuhr er nach einer Weile fort, „dieſe Sitte in unſerem hieſigen Hauſe einführen wollen; allein die Leute waren auf eine andere Weiſe herangewachſen, waren in ſich ſelber hineingewachſen, konnten ſich an ein Fremdes nicht anſchließen, und hätten nur die Freiheit ihres Weſens verloren. Es iſt kein Zweifel, daß ſie ſich nach und nach in das Verhältniß würden eingelebt haben, beſonders die Jüngeren, bei denen die Erziehung noch wirkt; allein ich bin ſo alt, daß das Unternehmen weit über den Reſt meiner Jahre hinausgeht. Ich befreite daher meine Dienſtleute von dem Zwange, und jüngere Nachfolger mögen den Verſuch wieder erneuern, wenn ſie meine Meinung theilen."

Mir fiel bei dieſer Rede mein Elternhaus ein, in welchem es wohlthuend iſt, daß wenigſtens die Handlungsdiener meines Vaters mit uns an dem Mittagstiſche eſſen.

Die Zeit nach dem Mittagseſſen ward dazu beſtimmt, den Meierhof zu beſuchen, und Guſtav durfte uns begleiten.

Wir gingen nicht den Weg, der an dem großen Kirſchbaume vorüber und auf der Höhe der Felder dahin führt. Dieſer Weg, ſagte mein Gaſtfreund, ſei mir ſchon bekannt; ſondern wir gingen in der Nähe der Bienenhütte durch ein Pförtchen in das Freie, und gingen auf einem Pfade über den ſanften Abhang hinab, der noch mit hohen Obſtbäumen, die die beſſeren Arten des Landes trugen, und von dem Meierhofgarten übrig geblieben waren, bedeckt war. Die Wieſen, über die wir wandelten, waren ſo gut, wie ich ſie ſelten angetroffen habe.

Da wir zu dem Gebäude gekommen waren, ſah ich, daß es ein weitläufiges Viereck war wie die größeren Landhöfe der Gegend, daß man aber hie und da daran gebeſſert, und daß man es durch Zubauten erweitert hatte. Der Hofraum war an den Gebäuden herum mit breiten Steinen gepflaſtert, der übrige Theil desſelben war mit grobem Quarzſande bedeckt, der öfter umgearbeitet wurde. Die Gebäude, welche dieſen Raum umgaben, enthielten die Ställe Scheunen Wagengewölbe und Wohnungen. Das Vorrathshaus ſtand weiter entfernt in dem Garten. Wir beſahen die Thiere, welche eben zu Hauſe waren, von den Pferden und Rindern angefangen bis zu den Schweinen und dem Federvieh hinunter. Für die Rinder war hinter dem Hauſe ein ſchöner Plaz eingefangen, auf welchem ſie in freie Luft gelaſſen werden konnten. Es ſtrömte friſches Waſſer in einer tiefen Steinrinne durch den Plaz, von welchem ſie trinken konnten. Ich hatte dieſe Einrichtung nie geſehen, und ſie gefiel mir ſehr. Ein ähnlicher Plaz war für das Federvieh eingefangen, und nicht weit davon war ein Anger, auf welchem ſich die Füllen tummeln konnten. Wir beſuchten auch die Wohnungen der Leute. Hier fielen mir die großen ſchönen Steinrahmen auf, die an den Fenſtern geſezt waren, auch konnte man leicht die bedeutende Vergrößerung der Fenſter ſehen. In der Wagenhalle waren nicht blos die Wägen und anderen Fahrzeuge ſondern auch die übrigen Landwirthſchaftsgeräthe in Vorrathe vorhanden. Die Düngerſtätte, welche auch hier wie in den meiſten Wirthſchaftshäuſern unſeres Landes in dem Hofe geweſen war, iſt auf einen Plaz hinter dem Hauſe verwieſen worden, den ringsum hohe Gebüſche umfingen.

„Es iſt hier noch vieles im Entſtehen und Werden begriffen," ſagte mein Gaſtfreund, „aber es geht langſam vorwärts. Man muß die Vorurtheile der Leute ſchonen, die unter anderen Umgebungen herangewachſen und ſie gewohnt ſind, damit ſie nicht durch das Neue beirrt werden, und ihre Liebe zur Arbeit verlieren. Wir müſſen uns beruhigen, daß ſchon ſo vieles geſchehen iſt, und auf das Weitere hoffen."

Die Leute, welche dieſes Haus bewohnten, waren damit beſchäftigt, das Heu, welches geſtern gemäht worden war, einzubringen, oder, wo es noth that, vollkommen zu trocknen. Mein Gaſtfreund redete mit manchem, und fragte um Verſchiedenes, das ſich auf die täglichen Geſchäfte bezog.

Als wir von der entgegengeſezten Seite des Hauſes fortgingen, ſahen wir auch den Garten, in welchem die Gemüſe und andere Dinge für den Gebrauch des Hofes gezogen wurden.

Auf dem Rückwege ſchlugen wir eine andere Richtung ein, als auf der wir gekommen waren. Hatten wir auf unſerem Herwege den großen Kirſchbaum nördlich gelaſſen, ſo ließen wir ihn jezt ſüdlich, ſo daß es ſchien, daß wir den ganzen Garten des Hauſes umgehen würden. Wir ſtiegen gegen jene Wieſe hinan, von der mir mein Gaſtfreund geſtern geſagt hatte, daß ſie die nördliche Grenze ſeines Beſizthums ſei, und daß er ſie nicht nach ſeinem Willen habe verbeſſern können. Der Weg führte ſachte aufwärts, und in der Tiefe der Wieſe kam uns in vielen Windungen ein Bächlein, das mit Schilf und Geſtrippe eingefaßt war, entgegen. Als wir eine Strecke gegangen waren, ſagte mein Begleiter: „Das iſt die Wieſe, die ich euch geſtern von dem Hügel herab gezeigt habe, und von der ich geſagt habe, daß bis dahin unſer Eigenthum gehe, und daß ich ſie nicht habe einrichten können, wie ich gewollt hätte. Ihr ſeht, daß die Stellen an dem

Bache verſumpft ſind, und ſaures Gras tragen. Dem wäre leicht abzuhelfen, und das mildeſte Gras zu erzielen, wenn man dem Bache einen geraden Lauf gäbe, daß er ſchneller abflöſſe, die Wände hie und da mit Steinen ausmauerte und die Niederungen mit trockener Erde anfüllte. Ich kann euch jezt den Grund zeigen, weßhalb dieſes nicht geſchieht. Ihr ſeht an beiden Seiten des Baches Erlenſchößlinge wachſen. Wenn ihr näher herzutretet, ſo werdet ihr ſehen, daß dieſe Schößlinge aus dicken Blöcken gleichſam aus Knollen und Höckern von Holz hervorwachſen, welches Holz theils über der Erde iſt, theils in dem feuchten Boden derſelben ſteckt."

Wir waren bei dieſen Worten zu dem Bache hinzugegangen, und ich ſah, daß es ſo war.

„Dieſe ungeſtalteten Anhäufungen von Holz," fuhr er fort, „aus denen die dünnen Ruthen oder krüppelhafte Äſte hervorragen, bilden ſich hier in ſumpfigem Boden, ſie entſtehen aber auch im Sande oder in Steinen, und ſind ein Aftererzeugniß des ſonſt recht ſchön emporwachſenden Erlenbaumes. In dem vieltheiligen Streben des Holzes, eine Menge Ruthen oder zwieträchtige Äſte anzuſezen und ſich ſelber dabei zu vergrößern entſteht ein ſolches Verwinden und Drehen der Faſern und Rinden, daß, wenn man einen ſolchen Block auseinanderſägt, und die Sägefläche glättet, ſich die ſchönſte Geſtaltung von Farbe und Zeichnung in Ringen Flammen und allerlei Schlangenzügen darſtellt, ſo daß dieſe Gattung Erlenholz ſehr geſucht für Schreinerarbeiten und ſehr koſtbar iſt. Als ich das Anweſen hier gekauft, die Wieſe beſehen, und die Erlenblöcke entdeckt hatte, ließ ich einen ausgraben, auseinanderſägen, und unterſuchte ihn dann. Da fand ich, der ich damals im Erkennen des Holzes ſchon mehrere Übung hatte, daß dieſe Blöcke zu den ſchönſten gehören, die beſtehen, und daß die feurige Farbe und der weiche ſeidenartige Glanz des Holzes, auf welche Dinge man beſonders das Augenmerk richtet, kaum ihres Gleichen haben dürften. Ich ließ mehrere Blöcke ausgraben, und Blätter aus ihnen ſchneiden. Ihr werdet die Verwendung derſelben in unſerer Nachbarſchaft ſehen, wenn ihr uns wieder beſuchen wollt, und uns Zeit gebt, euch dorthin zu führen, wo ſie ſind. Die übrigen Blöcke ließ ich in dem Boden als einen Schaz, der da bleiben, und ſich vermehren ſollte. Nur wenn einer derſelben nicht mehr zu treiben, ſondern vielmehr abzuſterben beginnt, wird er herausgenommen, und wird zu Blättern geſchnitten, welche ich dann zu künftigen Arbeiten aufbewahre, oder verkaufe. An ſeiner Stelle bildet ſich dann leicht ein anderer. Zu dem Entſchluſſe, dieſen Anwuchs zu pflegen, kam ich, nachdem ich einerſeits vorher nach und nach die Gegend um unſer Haus immer näher kennen gelernt, alle Thalmulden und Bachrinnen erforſcht und nirgends auch nur annähernd ſo brauchbares Erlenholz gefunden hatte, und nachdem anderſeits auch das, was mir auf mein Verlangen aus mehrern Orten eingeſendet worden war, ſich dem unſeren als nicht gleichkommend gezeigt hatte. Ich ließ oberhalb des Erlenwuchſes einen Waſſerbau aufführen, um die Pflanzung vor Überſchwemmung und Überkieſung zu ſichern, und das zu ſehr anſchwellende Waſſer in ein anderes Rinnſal zu leiten. Meine Nachbarn ſahen das Zweckdienliche der Sache ein, und zwei derſelben legten ſogar in öden Gründen, die nicht zu entwäſſern waren, ſolche Erlenpflanzungen an. Mit welchem Erfolge dies geſchah, läßt ſich noch nicht ermitteln, da die Pflanzen noch zu jung ſind."

Wir betrachteten die Reihen dieſer Gewächſe, und gingen dann weiter.

Wir gingen die Wieſe entlang, ſtreiften an einem Gehölze hin, überſchritten den Waſſerbau, von dem mein Gaſtfreund geſprochen hatte, und begannen nicht nur den Garten ſondern den ganzen Getreidehügel, auf dem das Haus ſteht, zu umgehen.

Da die Sonne immer wärmer wenn auch nicht gar heiß ſchien wunderte ich mich, daß keiner von meinen zwei Begleitern eine Bedeckung auf dem Haupte trug. Sie waren ohne einer ſolchen von dem Hauſe fortgegangen. Der alte Mann breitete dem Glanze der Sonne die Fülle ſeiner weißen Haare unter, und der Zögling trug auf ſeinem Scheitel die dichten glänzenden braunen Locken. Ich wußte nicht, kamen mir die beiden ohne Kopfbedeckung ſonderbar vor, oder ich neben ihnen mit meinem Reiſehute auf dem Haupte. Der Jüngling hatte wenigſtens den Vortheil, daß ihm die Sonne die Wangen noch mehr röthete, und noch ſchöner färbte, als ſie ſonſt waren.

Ich betrachtete ihn überhaupt gerne. Sein leichter Gang war ein heiterer Frühlingstag gegen den zwar auch noch kräftigen aber beſtimmten und abgemeſſenen Schritt ſeines Begleiters, ſeine ſchlanke Geſtalt war der fröhliche Anfang, die ſeines Erziehers das Hinneigen zum Ende. Was ſein Benehmen anbelangt, ſo war er zurückgezogen und beſcheiden, und miſchte ſich nicht in die Geſpräche, außer wenn er gefragt wurde. Ich wendete mich häufig an ihn, und fragte ihn um verſchiedene Dinge, beſonders um ſolche, die die Gegend umher betrafen, und deren Kenntniß ich bei ihm vorausſezen mußte. Er antwortete ſicher, und mit einer gewiſſen Ehrerbiethung gegen mich, obwohl ich ihm an Jahren nicht ſo ferne ſtand als ſein Erzieher. Er ging meiſtens, auch wenn der Weg breit genug geweſen wäre, hinter uns.

Als wir den Hügel vollends umgangen hatten, und an mehreren ländlichen Wohnungen vorbeigekommen waren, ſtiegen wir auf der nehmlichen Seite und auf dem nehmlichen Wege gegen das Haus empor, auf welchem ich geſtern gegen dasſelbe hinangekommen war. Da wir es erreicht hatten, traten uns die Roſen entgegen, wie ſie mir geſtern entgegengetreten waren. Ich nahm von dieſem Anblicke Gelegenheit, meinen Gaſtfreund der Roſen wegen zu fragen, da ich überhaupt geſonnen war, dieſer Blumen willen einmal eine Frage zu thun. Ich bath ihn, ob wir denn zu beſſerer Betrachtung nicht näher auf den großen Sandplaz treten wollten. Wir thaten es, und ſtanden vor der ganzen Wand von Blumen, die den unteren Theil des weißen Hauſes deckte.

Ich ſagte, er müſſe ein beſonderer Freund dieſer

Blumen ſein, da er ſo viele Arten hege, und da die Pflanzen hier in einer Vollkommenheit zu ſehen ſeien wie ſonſt nirgends.

„Ich liebe dieſe Blume allerdings ſehr,“ antwortete er, „halte ſie auch für die ſchönſte, und weiß wirklich nicht mehr, welche von dieſen beiden Empfindungen aus der andern hervorgegangen iſt.“

„Ich wäre auch geneigt,“ ſagte ich, „die Roſe für die ſchönſte Blume zu halten. Die Camellia ſteht ihr nahe, dieſelbe iſt zart klar und rein, oft iſt ſie voll von Pracht; aber ſie hat immer für uns etwas Fremdes, ſie ſteht immer mit einem gewiſſen vornehmen Anſtande da: das Weiche, ich möchte den Ausdruck gebrauchen, das Süße der Roſe hat ſie nicht. Wir wollen von dem Geruche gar nicht einmal reden; denn der gehört nicht hieher.“

„Nein,“ ſagte er, „der gehört nicht hieher, wenn wir von der Schönheit ſprechen; aber gehen wir über die Schönheit hinaus, und ſprechen wir von dem Geruche, ſo dürfte keiner ſein, der dem Roſengeruche an Lieblichkeit gleichkömmt.“

„Darüber könnte nach einzelner Vorliebe geſtritten werden,“ antwortete ich, „aber gewiß wird die Roſe weit mehr Freunde als Gegner haben. Sie wird ſowohl jezt geehrt, als ſie in der Vergangenheit geehrt wurde. Ihr Bild iſt zu Vergleichen das gebräuchlichſte, mit ihrer Farbe wird die Jugend und Schönheit geſchmückt, man umringt Wohnungen mit ihr, ihr Geruch wird für ein Kleinod gehalten, und als etwas Köſtliches verſendet, und es hat Völker gegeben, die die Roſenpflege beſonders ſchüzten, wie ja die waffenkundigen Römer ſich mit Roſen kränzten. Beſonders liebenswerth iſt ſie, wenn ſie ſo zur Anſchauung gebracht wird wie hier, wenn ſie durch eigenthümliche Mannigfaltigkeit und Zuſammenſtellung erhöht, und ihr gleichſam geſchmeichelt wird. Erſtens iſt hier eine wahre Gewalt von Roſen, dann ſind ſie an der großen weißen Fläche des Hauſes vertheilt, von der ſie ſich abheben; vor ihnen iſt die weiße Fläche des Sandes, und dieſe wird wieder durch das grüne Raſenband und die Hecke wie durch ein grünes Samtband und eine grüne Verzierung von dem Getreidefelde getrennt.“

„Ich habe auf dieſen Umſtand nicht eigens gedacht,“ ſagte er, „als ich ſie pflanzte, obwohl ich darauf ſah, daß ſie ſich auch ſo ſchön als möglich darſtellten.“

„Aber ich begreiſe nicht, wie ſie hier ſo gut gedeihen können,“ entgegnete ich. „Sie haben hier eigentlich die ungünſtigſten Bedingungen. Da iſt das hölzerne Gitter, an das ſie mit Zwang gebunden ſind, die weiße Wand, an der ſich die brennenden Sonnenſtrahlen fangen, das Überdach, welches dem Regen Thaue und dem Einwirken des Himmelsgewölbes hinderlich iſt, und endlich hält das Haus ja ſelber den freien Luftzug ab.“

„Wir haben dieſes Gedeihen nur nach und nach hervorrufen können,“ antwortete er, „und es ſind viele Fehlgriffe gethan worden. Wir lernten aber, und griffen die Sache dann der Ordnung nach an. Es wurde die Erde, welche die Roſen vorzüglich lieben, theils von anderen Orten verſchrieben, theils nach Angabe von Büchern, die ich hiezu anſchaffte, im Garten bereitet. Ich bin wohl nicht ganz unerfahren hieher gekommen, ich hatte auch vorher ſchon Roſen gezogen, und habe hier meine Erfahrungen angewendet. Als die Erde bereit war, wurde ein tiefer breiter Graben vor dem Hauſe gemacht, und mit der Erde gefüllt. Hierauf wurde das hölzerne Gitter, welches reichlich mit Öhlfarbe beſtrichen war, daß es von Waſſer nicht in Fäulniß geſezt werden konnte, aufgerichtet, und eines Frühlings wurden die Roſenpflanzen, die ich entweder ſelbſt gezogen oder von Blumenzüchtern eingeſendet erhalten hatte, in die lockere Erde geſezt. Da ſie wuchſen, wurden ſie angebunden, im Laufe der Jahre verſezt, verwechſelt, beſchnitten und dergleichen, bis ſich die Wand allgemach erfüllte. In dem Garten ſind die Vorrathsbeete angelegt worden, gleichſam die Schule, in welcher die gezogen werden, die einmal hieher kommen ſollen. Wir haben gegen die Sonne eine Rolle Leinwand unter dem Dache anbringen laſſen, die durch einige leichte Züge mit Schnüren in ein Dach über die Roſen verwandelt werden kann, das nur gedämpfte Strahlen durchläßt. So werden die Pflanzen vor der zu heißen Sommerſonne und die Blumen vor derjenigen Sonne geſchüzt, die ihnen ſchaden könnte. Die heutige iſt ihnen nicht zu heiß, ihr ſeht, daß ſie ſie fröhlich aushalten. Was ihr von Thau und Regen ſagt, ſo ſteht das Gitter nicht ſo nahe an dem Hauſe, daß die Einflüſſe des freien Himmels ganz abgehalten werden. Thau ſammelt ſich auf den Roſen und ſelbſt Regen träufelt auf ſie herunter. Damit wir aber doch nachhelfen, und zu jener Zeit Waſſer geben können, wo es der Himmel verſagt, haben wir eine hohle Walze unter der Dachrinne, die mit äußerſt feinen Löchern verſehen iſt, und aus Tonnen, die unter dem Dache ſtehen, mit Waſſer gefüllt werden kann. Durch einen leichten Druck werden die Löcher geöffnet, und das Waſſer fällt wie Thau auf die Roſen nieder. Es iſt wirklich ein angenehmer Anblick, zu ſehen, wie in Zeiten hoher Noth das Waſſer von Blättern und Zweigen rieſelt, und dieſelben ſich daran erfriſchen. Und damit es endlich nicht an Luft gebricht, wie ihr fürchtet, gibt es ein leichtes Mittel. Zuerſt iſt auf dieſem Hügel ein ſchwacher Luftzug ohnehin immer vorhanden, und ſtreicht an der Wand des Hauſes. Sollten aber die Blumen an ganz ſtillen Tagen doch einer Luft bedürfen, ſo werden alle Fenſter des Erdgeſchoſſes geöffnet, und zwar ſowohl an dieſer Wand als auch an der entgegengeſezten. Da nun die entgegengeſezte Seite die nördliche iſt, und dort die Luft durch den Schatten abgekühlt wird, ſo ſtrömt ſie bei jenen Fenſtern herein und bei denen der Roſen heraus. Ihr könnt da an den windſtillſten Tagen ein ſanftes Fächeln der Blätter ſehen.“

„Das ſind bedeutende Anſtalten,“ erwiederte ich, „und beweiſen eure Liebe zu dieſen Blumen; aber aus ihnen allein erklärt ſich doch noch nicht die beſondere Vollkommenheit dieſer Gewächſe, die ich nirgends geſehen habe, ſo daß keine unvollkommene Blume kein dürrer Zweig kein unregelmäßiges Blatt vorkömmt.“

„Zum Theile erklärt ſich die Thatſache doch wohl aus dieſen Anſtalten,“ ſagte er. „Luft Sonne und Regen ſind durch die ſüdliche Lage des Standortes und die Vorrichtungen ſo weit verbeſſert, als ſie hier verbeſſert werden können. Noch mehr iſt an der Erde gethan worden. Da wir nicht wiſſen, welches denn der lezte Grund des Gedeihens lebendiger Weſen überhaupt iſt, ſo ſchloß ich, daß den Roſen am meiſten gut thun müſſe, was von Roſen kömmt. Wir ließen daher ſeit jeher alle Roſenabfälle ſammeln, beſonders die Blätter und ſelbſt die Zweige der wilden Roſen, welche ſich in der ganzen Gegend befinden. Dieſe Abfälle werden zu Hügeln in einem abgelegenen Theile unſeres Gartens zuſammengethan, den Einflüſſen von Luft und Regen ausgeſezt, und ſo bereitet ſich die Roſenerde. Wenn in einem Hügel ſich keine Spur mehr von Pflanzenthum zeigt, und nichts als milde Erde vor die Augen tritt, ſo wird dieſe den Roſen gegeben. Die Pflanzen, welche neu geſezt werden, erhalten in ihrem Graben gleich ſo viel Erde, daß ſie auf mehrere Jahre verſorgt ſind. Ältere Roſen, welche von ihrem Standboden längere Zeit gezehrt haben, werden mit einer Erneuerung betheilt. Entweder wird die Erde oberhalb ihrer Wurzeln weggethan, und ihnen neue gegeben, oder ſie werden ganz ausgehoben, und ihr Standpunkt durchaus mit friſcher Erde erfüllt. Es iſt auffällig ſichtbar, wie ſich Blatt und Blume an dieſer Gabe erfreuen. Aber troz der Erde und der Luft und der Sonne und der Feuchtigkeit würdet ihr die Roſen hier nicht ſo ſchön ſehen, als ihr ſie ſeht, wenn nicht noch andre Sorgfalt angewendet würde; denn immer entſtehen manche Übel aus Urſachen, die wir nicht ergründen können, oder die, wenn ſie auch ergründet ſind, wir nicht zu vereiteln vermögen. Endlich trift ja die Gewächſe wie alles Lebende der natürliche Tod. Kranke Pflanzen werden nun bei uns ſogleich ausgehoben, in den Garten, gleichſam in das Roſenhoſpital gethan, und durch andere aus der Schule erſezt. Abgeſtorbene Bäumchen kommen hier nicht leicht vor, weil ſie ſchon in der Zeit des Abſterbens weggethan werden. Tödtet aber eine Urſache eines ſchnell, ſo wird es ohne Verzug entfernt. Eben ſo werden Theile, die erkranken oder zu Grunde gehen, von dem Gitter getrennt. Die beſte Zeit iſt der Frühling, wo die Zweige blos liegen.

Da werden Winkelleitern, die uns den Zugang zu allen Theilen geſtatten, angelegt, und es wird das ganze Gitter unterſucht. Man reinigt die Rinde, pflegt ſie, verbindet ihre Wunden, knüpft die Zweige an, und ſchneidet das Untaugliche weg. Aber auch im Sommer entfernen wir gleich jedes fehlerhafte Blatt und jede unvollſtändige Blume. Es haben nach und nach alle im Hauſe eine Neigung zu den Roſen bekommen, ſehen gerne nach, und zeigen es ſogleich an, wenn ſich etwas Unrechtes bemerken läßt. Auch in der Umgegend hat man Wohlgefallen an dieſen Blumen gefunden, man ſezt ſie in Gärten und pflegt ſie, ich ſchenke den Leuten die Pflanzen aus meinen Vermehrungsbeeten, und unterrichte ſie in der Behandlung. Zwei Wegeſtunden von hier iſt ein Bauer, der wie ich eine ganze Wand ſeines Hauſes mit Roſen bepflanzt hat.“

„Je mehr es mir wichtig erſcheint, wie ihr mit euren Roſen umgeht,“ antwortete ich, „und für je wichtiger ihr ſie ſelbſt betrachtet, deſto mehr muß ich doch die Frage thun, warum ihr denn gerade vorzugsweiſe an dieſer Wand eures Hauſes die Roſen zieht, wo ihr Standort doch nicht ſo erſprießlich iſt, und wo man ſolche Anſtalten machen muß, um ihr völliges Gedeihen zu ſichern. Es iſt zwar ſehr ſchön, wie ſie ſich hier ausbreiten und darſtellen; aber ſollte man ſie denn im Garten nicht auch in Stellungen und Gruppen bringen können, die eben ſo ſchön oder ſchöner wären als dieſe hier, und noch den Vortheil hätten, daß ihre Pflege viel leichter wäre."

„Ich habe die Roſen an die Wand des Hauſes geſezt," erwiederte er, „weil ſich eine Jugenderinnerung an dieſe Blume knüpft, und mir die Art, ſie ſo zu ziehen, lieb macht. Ich glaube, daß mir einzig darum die Roſe ſo ſchön erſcheint, und daß ich darum die große Mühe für dieſe Art ihrer Pflege verwende."

„Ihr habt nichts von Ungeziefer geſagt," entgegnete ich. „Nun weiß ich aber aus Erfahrung, daß kaum eine Pflanzengattung etwa die Pappel ausgenommen ſo gerne von Ungeziefer heimgeſucht wird als die Roſe, die in verſchiedenen Arten und Geſchlechtern von demſelben bewohnt und entſtellt wird. Hier ſehe ich von dieſer Plage gar nichts, als wäre ſie nicht vorhanden, oder als würde die Roſe von ihr durch irgend ein künſtliches Mittel befreit. Ihr werdet doch nicht ſo wie jedes kranke Blatt, auch jeden Blattwickler jede Spinne jede Blattlaus abnehmen laſſen? Aber dieſes bringt mich ſogar noch auf einen weiteren

Umſtand, über den ich mir eine Frage an euch zu thun vorgenommen habe, welche ich gewiß noch vor meiner Abreiſe bei einer ſchicklichen Gelegenheit gethan hätte, welche ich mir aber jezt erlaube, da ihr mit ſolcher Güte und Bereitwilligkeit mir die Einſicht in die Dinge dieſes Landſizes geſtattet habt. Bei meiner Wanderung durch das flache Land hatte ich mehrfach Gelegenheit zu bemerken, daß Obſtbäume häufig kahle Äſte haben, oder daß überhaupt das Laub zerſtört oder verunſtaltet war, was von Raupenfraß herrührte. Mir fiel die Sache nicht weiter auf, da ich ſie von Jugend an zu ſehen gewohnt war, und da ſie ſich nicht in einem ungewöhnlichen Grade zeigte; aber das fiel mir auf, daß ſo wie an dieſen Roſen auch in eurem ganzen Garten nichts von dem Übel zu ſehen iſt, kein dürres Reis kein kahles Zweiglein kein Stengel eines abgefreſſenen Blattes ja nicht einmal ein verleztes Blatt des Kohles, dem doch ſonſt der Weißling ſo gerne Schaden thut. Im Angeſichte dieſes Wohlbefindens kamen mir die Zerſtörungen wieder zu Sinne, die ich in dem Lande geſehen hatte, und ich beſchloß, in dieſer Hinſicht eine Frage an euch zu thun, ob ihr denn da eigenthümliche Vorkehrungen habt; denn das Ableſen der Raupen und Inſekten hat ſich ja überall als unzulänglich gezeigt.“

„Wir würden allerdings durch Ableſen des Ungeziefers weder unſere Roſen noch die Bäume und Geſträuche im Garten vor Verunglimpfung frei halten können,“ antwortete er. „Wir haben nun in der That andere Einrichtungen dagegen. Ich muß euch ſagen daß es mich freut, daß ihr in meinem Garten die Abweſenheit des Raupenfraßes bemerkt habt, und ich werde euch recht gerne darüber Aufklärung geben, und beſonders darum, daß es ſich auch ausbreiten könne. Die Beantwortung eurer Frage kann aber am beſten in dem Garten geſchehen, weil ich euch zur Bekräftigung gleich manche Vorrichtungen zeigen und die Beweiſe darthun kann. Wenn es euch genehm iſt, ſo gehen wir in den Garten, in welchem auch eine kleine Ruhe auf irgend einem Bänkchen nach dem Gange von dem Meierhofe herauf nicht unangenehm ſein wird.“

„Einen Augenblick laßt mich noch dieſe Roſen betrachten,“ ſagte ich.

„Thut nach eurem Gefallen,“ antwortete er.

Ich trat zuerſt näher an das Gitter, um Einzelnes zu betrachten. Ich ſah nun wirklich die reinliche

Erde, in welcher die Stämmchen ſtanden, und die nicht von einem einzigen Gräschen bewachſen war. Ich ſah das gutbeſtrichene Holzgitter, an welchem die Bäumchen angebunden, und an welchem ihre Zweige ausgebreitet waren, daß ſich keine leere Stelle an der Wand des Hauſes zeigte. An jedem Stämmchen hing der Name der Blume auf Papier geſchrieben und in einer gläſernen Hülſe hernieder. Dieſe gläſernen Hülſen waren gegen den Regen geſchützt, indem ſie oben geſchloſſen, unten umgeſtülpt, und mit einer kleinen Abflußrinne verſehen waren. Nach dieſer Betrachtung in der Nähe trat ich wieder zurück, und beſah noch einmal die ganze Wand der Blumen durch mehrere Augenblicke. Nachdem ich dieſes gethan hatte, ſagte ich, daß wir jezt in den Garten gehen könnten.

Wir näherten uns dem Thorgitter, der alte Mann that einen Druck wie geſtern, da er mich eingelaſſen hatte, das Thor öffnete ſich, und wir gingen in den Garten. Dort näherten wir uns einer Bank, die in angenehmem nachmittägigem Schatten ſtand. Als wir uns auf ihr niedergeſezt hatten, ſagte mein Gaſtfreund: „Unſere Mittel, die Bäume Geſträuche und kleineren Pflanzen vor Kahlheit zu bewahren, ſind ſo einfach, und in der Natur gegründet, daß es eine

Schande wäre ſie aufzuzählen, wenn es andererſeits nicht auch wahr wäre, daß ſie nicht überall angewendet werden, beſonders das lezte. Was nun das Kahlwerden von Bäumen und Äſten anlangt, ſo entſteht es nicht immer durch Raupen, ſondern oft auch auf andern Wegen nach und nach. Gegen ein endliches Sterben und alſo Entlaubtwerden des ganzen Baumes gibt es ſo wenig ein Mittel als gegen den Tod des Menſchen; aber ſo weit darf man es bei einem Baume im Garten nicht kommen laſſen, daß er todt in demſelben daſteht; ſondern wenn man ihm durch Zurückſchneiden ſeiner Äſte öfter Verjüngungskräfte gegeben hat, wenn aber nach und nach dieſes Mittel anfängt, ſeine Wirkung nicht mehr zu bewähren, ſo thut man dem Baume und dem Garten eine Wohlthat, wenn man beide trennt. Ein ſolcher Baum ſteht alſo in einem nur einiger Maßen gut beſorgten Garten oder auf anderem Grunde gar nicht. Damit aber auch nicht Theile eines Baumes kahl daſtehen, haben wir mehrere Mittel. Sie beſtehen aber darin, dem Baume zu geben, was ihm noththut, und ihm zu nehmen, was ihm ſchadet. Darum gilt als Oberſtes, daß man nie einen Baum an eine Stelle ſeze, auf der er nicht leben kann. Auf Stellen, die Bäumen überhaupt das Leben verſagen, ſezt wohl kein vernünftiger Menſch einen. Aber es gibt auch Stellen, die nur darum nicht taugen, weil ſie nicht bearbeitet ſind, oder weil ihnen etwas mangelt, was einem beſtimmten Gewächſe nothwendig iſt. Um nun die Stelle gut zu bearbeiten, haben wir, ehe wir einen Baum ſezten, eine ſo tiefe Grube gegraben, und mit gelockerter Erde gefüllt, daß der Baum bedeutend alt werden konnte, ehe er genöthigt war, ſeine Wurzeln in unbearbeiteten Boden zu treiben. Selbſt alte Stämme, die ich hier gefunden hatte, und deren Zuſtand mir nicht gefiel, habe ich durch Herausnehmen Lockern ihres Standortes und Wiedereinſezen zu vortrefflichem Gedeihen gebracht. Aber ehe wir die Grube gegraben haben, ehe wir den Baum in dieſelbe geſezt haben, haben wir auch durch Erfahrung oder Bücher herauszubringen geſucht, was ihm auch nebſt der Erde noch noth thue, und welchen Plaz er haben müſſe. Für welchen Baum ein geeigneter Plaz im Garten nicht iſt, der ſoll auch im Garten gar nicht ſein. Welche Bäume viele Luft brauchen, ſezten wir in die Luft, die das Licht lieben, in das Licht, die den Schatten, in den Schatten. In den Schuz der größeren oder windwiderſtandsfähigeren ſezten wir diejenigen, welche des Schuzes bedurften. Die Froſt und Reif ſcheuen, ſtehen an Wänden oder warmen Orten. Und auf dieſe Weiſe gedeihen nun alle durch ihre Lebenskraft und natürliche Nahrung. Im Frühlinge wird jeder Stamm und ſeine ſtärkeren Äſte durch eine Bürſte und gutes Seifenwaſſer gewaſchen und gereinigt. Durch die Bürſte werden die fremden Stoffe, die dem Baume ſchaden könnten, entfernt, und das Waſchen iſt ein nüzliches Bad für die Rinde, die wie die Haut der Thiere von dem höchſten Belange für das Leben iſt, und endlich werden die Stämme dadurch auch ſchön. Unſere Bäume haben kein Moos, die Rinde iſt klar und bei den Kirſchbäumen faſt ſo fein wie graue Seide.“

Ich hatte wohl geſehen, daß alle Bäume eine ſehr geſunde Rinde haben; aber ich hatte dieſes mit ihren ſchönen Blättern und mit ihrem guten Gedeihen überhaupt als eine nothwendige Folge in Zuſammenhang gebracht.

„Wenn nun troz aller Vorſichten doch einzelne Theile der Bäume durch Winde Kälte oder dergleichen kahl werden,“ fuhr mein Gaſtfreund fort, „ſo werden dieſelben bei dem Beſchneiden der Bäume im Frühlinge entfernt. Der Schnitt wird mit gutem

Kitte verſtrichen, daß keine Näſſe in das Holz dringen, und in dem noch geſunden Theile eine Krankheit erzeugen kann. Und ſo würde in einem Garten nie eine Kahlheit zu erblicken ſein, wenn nicht äußere Feinde kämen, die eine ſolche zu bewirken trachteten. Derlei Feinde ſind Hagel Wolkenbrüche und ähnliche Naturerſcheinungen, gegen die es keine Mittel gibt. Sie ſchaden aber auch nicht ſo ſehr. In unſeren Gegenden ſind ſie ſelten, und ihre Wirkungen können auch leicht durch ſchnelles Beſeitigen des Zerſtörten durch Nachwuchs und Nachpflanzungen unbemerkbar gemacht werden. Aber gefährlichere Gegner ſind die Inſekten, dieſe können die Güte eines Gartens zerſtören, können ſeine Schönheit entſtellen, und ihm in manchen Jahren einen wahrhaft traurigen Anblick geben. Dies iſt der Umſtand, von dem ich ſagte, daß ich ſeiner zulezt Erwähnung thun werde. Ihr ſeht, daß unſer Garten von der Inſektenplage, die ihr, wie ihr ſagt, auf eurer Wanderung an anderen Bäumen bemerkt habt, in dieſem Jahre frei iſt.“

„Ich habe Äpfelbäume an warmen und ſtillen Orten faſt ganz entlaubt geſehen,“ antwortete ich. „Es ſind mir mehrere Fälle dieſer Art vorgekommen. Aber daß einzelne Äſte entlaubt waren, daß das Laub von ganzen Bäumen entſtellt war, habe ich oft geſehen. Allein ich habe es für kein großes Übel gehalten, und habe auf kein ſchlechtes Jahr geſchloſſen, weil ich wußte, daß dieſe Zerſtörungen immer vorkommen, und daß ihr Schaden, wenn ſie nicht im Übermaße auftreten, nicht erheblich iſt. Ich betrachtete die Erſcheinung als ein Ding, das ſo ſein muß.“

„Daran möchtet ihr Unrecht gethan haben,“ ſagte mein Gaſtfreund, „einen Schaden bringt dieſe Erſcheinung immer, und wenn man ihn nach ganzen Länderſtrichen berechnete, ſo könnte er ein ſehr beträchtlicher ſein, zu dem noch der andere kömmt, daß man den entlaubten Baum anſchauen muß. Auch iſt das Ding keine Erſcheinung, die ſo ſein muß. Es gibt ein Mittel dagegen, und zwar ein Mittel, das außer ſeiner Wirkſamkeit auch noch ſehr ſchön iſt, und alſo zum Nutzen einen Genuß beſchert, durch den uns die Natur gleichſam zu ſeiner Anwendung leiten will. Aber dennoch, wie ich früher ſagte, wird dieſes Mittel unter allen am wenigſten gebraucht, ja man beeifert ſich ſogar an vielen Orten es zu zerſtören. Ihr ſolltet das Mittel ſchon wahrgenommen haben.“

Ich ſah ihn fragend an.

„Habt ihr nicht etwas in unſerem Garten gehört, das euch beſonders auffallend war?“ fragte er.

„Den Vogelgeſang,“ ſagte ich plözlich.

„Ihr habt richtig bemerkt,“ erwiederte er. „Die Vögel ſind in dieſem Garten unſer Mittel gegen Raupen und ſchädliches Ungeziefer. Dieſe ſind es, welche die Bäume Geſträuche die kleinen Pflanzen und natürlich auch die Roſen weit beſſer reinigen, als es Menſchenhände oder was immer für Mittel zu bewerkſtelligen im Stande wären. Seit dieſe angenehmen Arbeiter uns Hilfe leiſten, hat ſich in unſerm Garten ſo wie im heurigen Jahre auch ſonſt nie mehr ein Raupenfraß eingefunden, der nur im Geringſten bemerkbar geweſen wäre.“

„Aber Vögel ſind ja an allen Orten,“ entgegnete ich. „Sollten ſie in eurem Garten mehr ſein, um ihn mehr ſchüzen zu können?“

„Sie ſind auch mehr in unſerem Garten,“ erwiederte er, „weit mehr als an jeder Stelle dieſes Landes und vielleicht auch anderer Länder.“

„Und wie iſt denn dieſe Mehrheit hieher gebracht worden?“ fragte ich.

„Es iſt ſo, wie ich früher von den Bäumen geſagt habe, man muß ihnen die Bedingungen ihres Gedeihens geben, wenn man ſie an einem Orte haben will; nur daß man die Thiere nicht erſt an den Ort ſezen muß wie die Bäume, ſie kommen ſelber, beſonders die Vögel, denen das Überſiedeln ſo leicht iſt.“

„Und welche ſind denn die Bedingungen ihres Gedeihens?“ fragte ich.

„Hauptſächlich Schuz und Nahrung,“ erwiederte er.

„Wie kann man denn einen Vogel ſchüzen?“ fragte ich.

„Ihn kann man nicht ſchüzen,“ ſagte mein Gaſtfreund, „er ſchüzt ſich ſelber; aber die Gelegenheit zum Schuze kann man ihm geben. Die Singvögel, welche ſich nicht mit Waffen vertheidigen können, ſuchen gegen Feinde und Wetter Höhlungen in Bäumen Felſen Mauern oder dergleichen auf, die ſo enge ſind, daß ihnen ihr meiſtens größerer Feind in dieſelben nicht folgen kann, und ſo tief, daß er auch nicht mit einem Schnabel oder einer Taze bis auf den Grund zu langen vermag — einige, wie die Spechte, machen ſich ſelber die Höhlungen in die Bäume — oder ſie gehen in ſolche Dickichte, daß Raubvögel Wieſel und ähnliche Verfolger nicht durchzudringen vermögen. Hiebei iſt es ihnen noch mehr um den Schuz ihrer Jungen, die ſie in ſolchen Orten haben, als um ihren eigenen zu thun. Erſt, wenn ſo geſicherte Stellen nicht zu finden ſind, und die Zeit drängt, begnügt ſich der Singvogel zum Wohnen und Brüten mit ſchlechteren Pläzen. Hat eine Gegend häufige ſolche Zufluchtsorte, ſo darf man ſicher ſchließen, daß ſie auch, wenn die andern Bedingungen nicht fehlen, viele Vögel hat. Denkt nur an ein altes löcheriges Thurmdach, wie iſt es von Dohlen und Mauerſchwalben umſchwärmt. Will man Vögel in eine Gegend ziehen, ſo muß man ſolche Zufluchtsorte ſchaffen, und zwar ſo gut als möglich. Wir können, wie ihr ſeht, nicht Felſen und Baumſtämme aushöhlen, aber aus Holz gemachte Höhlungen können wir überall auf die Bäume aufhängen. Und dies thun wir auch. Wir machen dieſe Höhlungen tief genug, richten das Schlupfloch von der Wetterſeite weg meiſtens gegen Mittag, und machen es gerade ſo weit, daß der Vogel, für den es beſtimmt iſt, ein und aus kann. Ihr müßt ja derlei in den Bäumen unſeres Gartens geſehen haben?“

„Ich habe ſie geſehen,“ erwiederte ich, „habe dunkel vermuthet, wozu ſie dienen könnten, habe aber die

Vorſtellung in Folge anderer Eindrücke wieder aus dem Haupte verloren.“

„Wenn wir etwa noch einmal ein wenig in dem Garten herumgehn,“ ſagte mein Gaſtfreund, „ſo werden wir mehrere ſolche Vogelbehälter ſehen. Den Heckenniſtern bauen wir ein ſo dichtes Geflechte von Dornzweigen und Dornäſten in unſere Büſche, daß man meinen ſollte, es könne kaum eine Hummel ein- und ausſchlüpfen; aber der Vogel findet doch einen Eingang, und baut ſich ſein Neſt. Solcher Neſter könnt ihr mehrere ſehen, wenn ihr wollt. Sie haben das Angenehme, daß man dieſe Federfamilien in ihrem Haushalte ſieht, was bei den Höhlenniſtern nicht angeht. Auf dieſe Weiſe ſchüzen wir die kleineren Vögel, die wir in unſerem Garten brauchen. Die großen, welche ſich mit Schnabel Krallen und Flügeln vertheidigen können, ſind bei uns eher Feinde als Freunde, und werden nicht geduldet.“

„Außer dem Schuze,“ fuhr er nach einer Weile fort, „brauchen die Vögel auch Nahrung. Sie meiden die nahrungsarmen Orte, und unterſcheiden ſich hierdurch von den Menſchen, welche zuweilen große Strecken weit gerade dahin wandern, wo ſie ihren Unterhalt nicht finden. Die Vögel, die für unſeren

Garten paſſen, ernähren ſich meiſtens von Gewürmen und Inſekten; aber wenn an einem Plaze, der zum Niſten geeignet iſt, die Zahl der Vögel ſo groß wird, daß ſie ihre Nahrung nicht mehr finden, ſo wandert ein Theil aus, und ſucht den Unterhalt des Lebens anderswo. Will man daher an einem Orte eine ſo große Zahl von Vögeln zurückhalten, daß man vollkommen ſicher iſt, daß ſie auch in den ungezieferreichſten Jahren hinlänglich ſind, um Schaden zu verhüthen, ſo muß man ihnen außer ihrer von der Natur gegebenen Nahrung auch künſtliche mit den eigenen Händen ſpenden. Thut man das, ſo kann man ſo viele Vögel an einem Plaze erziehen, als man will. Es kömmt nur darauf an, daß man, um ſeinen Zweck nicht aus den Augen zu verlieren, nur ſo viel Almoſen gibt, als nothwendig iſt, einen Nahrungsmangel zu verhindern. Es iſt wohl in dieſer Hinſicht im Allgemeinen nicht zu befürchten, daß in der künſtlichen Nahrung ein Uebermaß eintrete, da den Thieren ohnehin die Inſekten am liebſten ſind. Nur wenn dieſe Nahrung gar zu reizend für ſie gemacht würde, könnte ein ſolches Uebermaß erfolgen, was leicht an der Vermehrung des Ungeziefers erkannt werden würde. Einige Erfahrung läßt einen ſchon den rechten Weg einhalten. Im Winter, in welchem einige Arten dableiben, und in Zeiten, wo ihre natürliche Koſt ganz mangelt, muß man ſie vollſtändig ernähren, um ſie an den Plaz zu feſſeln. Durch unſere Anſtalten ſind Vögel, die im Frühlinge nach Pläzen ſuchten, wo ſie ſich anbauen könnten, in unſerem Garten geblieben, ſie ſind, da ſie die Bequemlichkeit ſahen, und Nahrung wußten, im nächſten Jahre wieder gekommen oder, wenn ſie Wintervögel waren, gar nicht fortgegangen. Weil aber auch die Jungen ein Heimathsgefühl haben, und gerne an Stellen bleiben, wo ſie zuerſt die Welt erblickten, ſo erkoren ſich auch dieſe den Garten zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Zu den vorhandenen kamen von Zeit zu Zeit auch neue Einwanderer, und ſo vermehrt ſich die Zahl der Vögel in dem Garten und ſogar in der nächſten Umgebung von Jahr zu Jahr. Selbſt ſolche Vögel, die ſonſt nicht gewöhnlich in Gärten ſind, ſondern mehr in Wäldern und abgelegenen Gebüſchen, ſind gelegentlich gekommen, und da es ihnen gefiel, da geblieben, wenn ihnen auch manche Dinge, die ſonſt der Wald und die Einſamkeit gewährt, hier abgehen mochten. Zur Nahrung rechnen wir auch Licht Luft und Wärme. Dieſe Dinge geben wir nach Bedarf dadurch, daß wir die

Baupläze zu den Neſtern an den verſchiedenſten Stellen des Gartens anbringen, damit ſich die Paare die wärmeren oder kühleren, luftigeren oder ſonnigeren ausſuchen können. Für welche keine taugliche Stelle möglich iſt, die ſind nicht hier. Es ſind das nur ſolche Vögel, für welche die hieſigen Landſtriche überhaupt nicht paſſen, und dieſe Vögel ſind dann auch für unſere Landſtriche nicht nöthig. Zu den geeigneten Zeiten beſuchen uns auch Wanderer und Durchzügler, die auf der Jahresreiſe begriffen ſind. Sie hätten eigentlich keinen Anſpruch auf eine Gabe, allein da ſie ſich unter die Einwohner miſchen, ſo eſſen ſie auch an ihrer Schüſſel, und gehen dann weiter."

„Auf welche Weiſe gebt ihr denn den Thieren die nöthige Nahrung?" fragte ich.

„Dazu haben wir verſchiedene Einrichtungen," ſagte er. „Manche von den Vögeln haben bei ihrem Speiſen feſten Boden unter den Füſſen, wie die Spechte, die an den Bäumen hacken, und ſolche, die ihre Nahrung auf der platten Erde ſuchen: andere beſonders die Waldvögel lieben das Schwanken der Zweige, wenn ſie eſſen, da ſie ihr Mahl in eben dieſen Zweigen ſuchen. Für die erſten ſtreut man das Futter auf was immer für Pläze, ſie wiſſen dieſelben ſchon zu finden. Den anderen gibt man Gitter, die an Schnüren hängen, und in denen in kleine Tröge gefüllt oder auf Stifte geſteckt die Speiſe iſt. Sie fliegen herzu und wiegen ſich eſſend in dem Gitter. Die Vögel werden auch nach und nach zutraulich, nehmen es endlich nicht mehr ſo genau mit dem Tiſche, und es tummeln ſich Feſtfüßler und Schaukler auf der Fütterungstenne, die neben dem Gewächshauſe iſt, wo ihr mich heute Morgens geſehen habt."

„Ich habe das von heute Morgens mehr für zufällig als abſichtlich gehalten," ſagte ich.

„Ich thue es gerne, wenn ich anweſend bin," erwiederte er, „obwohl es auch andere thun können. Für die ganz ſchüchternen, wie meiſtens die neuen Ankömmlinge und die ganz und gar eingefleiſchten Waldvögel ſind, haben wir abgelegene Pläze, an die wir ihnen die Nahrung thun. Für die vertraulicheren und umgänglicheren bin ich ſogar auf eine ſehr bequeme und annehmliche Verfahrungsweiſe gekommen. Ich habe in dem Hauſe ein Zimmer, vor deſſen Fenſtern Brettchen befeſtigt ſind, auf welche ich das Futter gebe. Die Federgäſte kommen ſchon herzu und ſpeiſen vor meinen Augen. Ich habe dann auch das Zimmer gleich zur Speiſekammer eingerichtet, und bewahre dort in Käſten, deren kleine Fächer mit Aufſchriften verſehen ſind, dasjenige Futter, das entweder in Sämereien beſteht, oder dem ſchnellen Verderben nicht ausgeſezt iſt."

„Das iſt das Eckzimmer," ſagte ich, „das ich nicht begriff, und deſſen Brettchen ich für Blumenbrettchen anſah, und doch für ſolche nicht zweckmäßig fand."

„Warum habt ihr denn nicht gefragt?" erwiederte er.

„Ich nahm es mir vor, und habe wieder darauf vergeſſen," antwortete ich.

„Da die meiſten Sänger von lebendigen Thierchen leben," ſezte er ſeine Erzählung fort, „ſo iſt es nicht ganz leicht, die Nahrung für alle zu bereiten. Da aber doch ein großer Theil nebſt dem Ungeziefer auch Sämereien nicht verſchmäht, ſo ſind in der Speiſekammer alle Sämereien, welche auf unſeren Fluren und in unſeren Wäldern reifen, und werden, wenn ſie ausgehen oder veralten, durch friſche erſezt. Für ſolche, welche die Körner nicht lieben, wird der Abgang durch Theile unſeres Mahles zartes Fleiſch Obſt Eierſtückchen Gemüſe und dergleichen erſezt, was unter die Körner gemiſcht wird. Die Kohlmeiſe erhält ſehr gerne, wenn ſie thätig iſt, und beſonders, wenn ſie um ihre Jungen ſich gut annimmt, ein Stückchen Speck zur Belohnung, den ſie außerordentlich liebt. Auch Zucker wird zuweilen geſtreut. Für den Trank iſt im Garten reichlich geſorgt. In jede Waſſertonne geht ſchief ein befeſtigter Holzſteg, an welchem ſie zu dem Waſſer hinabklettern können. In den Gebüſchen ſind Steinnäpfe, in die Waſſer gegoſſen wird, und in dem Dickichte an der Abendſeite des Gartens iſt ein kleines Quellchen, das wir mit ſteinernen Rändern eingefaßt haben."

„Da habt ihr ja Arbeit und Sorge in Fülle mit dieſen Gartenbewohnern," ſagte ich.

„Es übt ſich leicht ein," antwortete er, „und der Lohn dafür iſt ſehr groß. Es iſt kaum glaublich zu welchen Erfahrungen man gelangt, wenn man durch mehrere Jahre dieſe gefiederten Thiere hegt, und gelegentlich die Augen auf ihre Geſchäftigkeit richtet. Alle Mittel, welche die Menſchen erſonnen haben, um die Gewächſe vor Ungeziefer zu bewahren, ſo trefflich ſie auch ſein mögen, ſo fleißig ſie auch angewendet werden, reichen nicht aus, wie es ja in der Lage der Sache gegründet iſt. Wie viele Hände von Menſchen müßten thätig ſein, um die unzählbaren Stellen, an denen ſich Ungeziefer erzeugt, zu entdecken und die Mittel auf ſie anzuwenden. Ja die ganz gereinigten Stellen geben auf die Dauer keine Sicherheit und müſſen ſtets von neuem unterſucht werden. In den verſchiedenſten Zeiten und unbeachtet entwickeln ſich die Inſekten auf Stengeln Blättern Blüthen unter der Rinde, und breiten ſich unverſehens und ſchnell aus. Wie könnte man da die Keime entdecken, und vor ihrer Entwicklung vernichten? Oft ſind die ſchädlichen Thierchen ſo klein, daß wir ſie mit unſeren Augen kaum zu entdecken vermögen, oft ſind ſie an Orten, die uns ſchwer zugänglich ſind, zum Beiſpiele in den äußerſten Spizen der feinſten Zweige der Bäume. Oft iſt der Schaden in größter Schnelligkeit entſtanden, wenn man auch glaubt, daß man ſeine Augen an allen Stellen des Gartens gehabt, daß man keine unbeachtet gelaſſen, und daß man ſeine Leute zur genaueſten Unterſuchung angeeifert hat. Zu dieſer Arbeit iſt von Gott das Vogelgeſchlecht beſtimmt worden und insbeſondere das der kleinen und ſingenden, und zu dieſer Arbeit reicht auch nur das Vogelgeſchlecht vollkommen aus. Alle Eigenſchaften der Inſekten, von denen ich geſprochen habe, ihre Menge ihre Kleinheit ihre Verborgenheit und endlich ihre ſchnelle und plözliche Entwicklung ſchüzen ſie gegen die Vögel nicht.

Sprechen wir von der Menge. Alle Singvögel, wenn ſie auch ſpäter Sämereien freſſen, nähren doch ihre Jungen von Raupen Inſekten Würmern, und da dieſe Jungen ſo ſchnell wachſen, und ſo zu ſagen unaufhörlich eſſen, ſo bringt ein einziges Paar in einem einzigen Tage eine erkleckliche Menge von ſolchen Thierchen in das Neſt, was erſt hundert Paare in zehn vierzehn zwanzig Tagen. So lange brauchen ungefähr die Jungen zum Flüggewerden. Und alle Stellen, wie zahlreich ſie auch ſein können, werden von den geſchäftigen Eltern durchſucht. Sprechen wir von der Kleinheit der Thierchen. Sie oder ihre Larven und Eier mögen noch ſo klein ſein, von den ſcharfen ſpähenden Augen eines Vogels werden ſie entdeckt. Ja manche Vögel, wie das Goldhähnchen der Zaunkönig, dürfen ihren Jungen nur die kleinſten Nahrungsſtückchen bringen, weil dieſelben, wenn ſie dem Ei entſchlüpft ſind, ſelber kaum ſo groß wie eine Fliege oder eine kleine Spinne ſind. Gehen wir endlich auf die Abgelegenheit und Unerreichbarkeit der Aufenthaltsorte der Inſekten über, ſo ſind ſie dadurch nicht vor dem Schnabel der Vögel geſchützt, wenn ſie für ihre Jungen oder ſich Nahrung brauchen. Was wäre einem Vogel leicht unzugänglich? In die höchſten

Zweige ſchwingt er ſich empor, an der Rinde hält er ſich, und bohrt in ſie, durch die dichteſten Hecken dringt er, auf der Erde läuft er, und ſelbſt unter Blöcke und Steingerölle dringt er. Ja einmal ſah ich einen Buntſpecht im Winter, da die Äſte zu Stein gefroren ſchienen, auf einen ſolchen mit Gewalt loshämmern, und ſich aus deſſen Innern die Nahrung holen. Die Spechte zeigen auf dieſe Weiſe — ich ſage es hier nebenbei — auch die Äſte an, die morſch und vom Gewürme ergriffen ſind, und daher weggeſchafft werden müſſen. Was zulezt den unvorhergeſehenen und plözlichen Raupenfraß anlangt, den der Menſch zu ſpät entdeckt, ſo kann er ſich nicht einſtellen, da die Vögel überall nachſehen, und bei Zeiten abhelfen."

„Wie ſehr dieſe Thiere für das Ungeziefer geſchaffen ſind," ſagte er nach einer Weile, „zeigt ſich aus der Beobachtung, daß ſie die Arbeit unter ſich theilen. Die Blaumeiſe und die Tannenmeiſe entdeckt die Brut der Ringelraupe und anderer Raupengattungen an den äußerſten Spizen der Zweige, wo ſie unter der Rinde verborgen iſt, indem ſie ſich an die Zweige hängend dieſelben abſucht, die Kohlmeiſe durchſucht fleißig das Innere der Baumkrone, die Spechtmeiſe klettert Stamm auf Stamm ab, und holt die verſteckten

Eier hervor, der Finke, der gerne in den Nadelbäumen niſtet, weßhalb auch ſolche Bäume in dem Garten ſind, geht gleichwohl gerne von ihnen herab, und läuft den Gängen der Käfer und dergleichen nach, und ihn unterſtüzen oder übertreffen vielmehr die Ammerlinge die Grasmücken die Rothkehlchen, die auf der Erde unter Kohlpflanzen und in Hecken ihre Nahrung ſuchen und finden. Sie beirren ſich wechſelſeitig nicht, und laſſen in ihrer unglaublichen Thätigkeit nicht nach, ja ſie ſcheinen ſich eher darin einander anzueifern. Ich habe nicht eigens Beobachtungen angeſtellt; aber wenn man mehrere Jahre unter den Thieren lebt, ſo gibt ſich die Betrachtung von ſelber.“

„Auch einen eigenthümlichen Gedanken,“ fuhr er fort, „hat das Walten dieſer Thiere in mir erweckt, oder vielmehr beſtärkt; denn ich hatte ihn ſchon längſt. Allen Thatſachen, die wichtig ſind, hat Gott außer unſerem Bewußtſein ihres Werthes auch noch einen Reiz für uns beigeſellt, der ſie annehmlich in unſer Weſen gehen läßt. Dieſen Thierchen nun, die ſo nüzlich ſind, hat er, ich möchte ſagen, die goldene Stimme mitgegeben, gegen die der verhärtetſte Menſch nicht verhärtet genug iſt. Ich habe in unſerem Garten mehr Vergnügen gehabt als manchmal in Sälen, in denen die kunſtreichſte Muſik aufgeführt wurde, die ſelten zu hören iſt. Zwar ſingt ein Vogel in einem Käfiche auch; denn der Vogel iſt leichtſinnig, er erſchrickt zwar heftig, er fürchtet ſich; aber bald iſt der Schrecken und die Furcht vergeſſen, er hüpft auf einen Halt für ſeine Füſſe, und trällert dort das Lied, das er gelernt hat, und das er immer wiederholt. Wenn er jung und ſogar auch alt gefangen wird, vergißt er ſich und ſein Leid, wird ein Hin- und Widerhüpfer in kleinem Raume, da er ſonſt einen großen brauchte, und ſingt ſeine Weiſe; aber dieſer Geſang iſt ein Geſang der Gewohnheit, nicht der Luſt. Wir haben an unſerm Garten einen ungeheueren Käfich ohne Draht Stangen und Vogelthürchen, in welchem der Vogel vor außerordentlicher Freude, der er ſich ſo leicht hingibt, ſingt, in welchem wir das Zuſammentönen vieler Stimmen hören können, das in einem Zimmer beiſammen nur ein Geſchrei wäre, und in welchem wir endlich die häusliche Wirthſchaft der Vögel und ihre Geberden ſehen können, die ſo verſchieden ſind und oft dem tiefſten Ernſte ein Lächeln abgewinnen können. Man hat uns in dieſem Hegen von Vögeln in einem Garten nicht nachgeahmt. Die Leute ſind nicht verhärtet gegen die Schönheit des Vogels und gegen ſeinen Geſang, ja dieſe beiden Eigenſchaften ſind das Unglück des Vogels. Sie wollen dieſelben genießen, ſie wollen ſie recht nahe genießen, und da ſie keinen Käfich mit unſichtbaren Drähten und Stangen machen können, wie wir, in dem ſie das eigentliche Weſen des Vogels wahrnehmen könnten, ſo machen ſie einen mit ſichtbaren, in welchem der Vogel eingeſperrt iſt, und ſeinem zu frühen Tode entgegen ſingt. Sie ſind auf dieſe Weiſe nicht unfühlſam für die Stimme des Vogels, aber ſie ſind unfühlſam für ſein Leiden. Dazu kommt noch, daß es der Schwäche und Eitelkeit des Menſchen beſonders der Kinder angenehm iſt, eines Vogels, der durch ſeine Schwingen und ſeine Schnelligkeit gleichſam aus dem Bereiche menſchlicher Kraft gezogen iſt, Herr zu werden und ihn durch Wiz und Geſchicklichkeit in ſeine Gewalt zu bringen. Darum iſt ſeit alten Zeiten der Vogelfang ein Vergnügen geweſen, beſonders für junge Leute; aber wir müſſen ſagen, daß es ein ſehr rohes Vergnügen iſt, das man eigentlich verachten ſollte. Freilich iſt es noch ſchlechter, und muß ohne Weiteres verabſcheut werden, wenn man Singvögel nicht des Geſanges wegen fängt, ſondern ſie fängt, und tödtet, um ſie zu eſſen. Die unſchuldigſten und mitunter ſchönſten Thiere, die durch ihren einſchmeichelnden Geſang und ihr liebliches Benehmen ohnehin unſer Vergnügen ſind, die uns nichts anders thun als lauter Wohlthaten, werden wie Verbrecher verfolgt, werden meiſtens, wenn ſie ihrem Triebe der Geſelligkeit folgen, erſchoſſen, oder, wenn ſie ihren nagenden Hunger ſtillen wollen, erhängt. Und dies geſchieht nicht, um ein unabweisliches Bedürfniß zu erfüllen, ſondern einer Luſt und Laune willen. Es wäre unglaublich, wenn man nicht wüßte, daß es aus Mangel an Nachdenken oder aus Gewohnheit ſo geſchieht. Aber das zeigt eben, wie weit wir noch von wahrer Geſittung entfernt ſind. Darum haben weiſe Menſchen bei wilden Völkern und bei ſolchen, die ihre Gierde nicht zu zähmen wußten, oder einen höhern Gebrauch von ihren Kräften noch nicht machen konnten, den Aberglauben aufgeregt, um einen Vogel ſeiner Schönheit oder Nüzlichkeit willen zu retten. So iſt die Schwalbe ein heiliger Vogel geworden, der dem Hauſe Segen bringt, das er beſucht, und den zu tödten Sünde iſt. Und ſelten dürfte es ein Vogel mehr verdienen als die Schwalbe, die ſo wunderſchön iſt, und ſo unberechenbaren Nuzen bringt. So iſt der Storch unter göttlichen Schuz geſtellt, und den Staaren hängen wir hölzerne Häuſer in unſere

Bäume. Ich hoffe, daß, wenn unſeren Nachbarn die Augen über den Erfolg und den Nuzen des Hegens von Singvögeln aufgehen, ſie vielleicht auch dazu ſchreiten werden, uns nachzuahmen; denn für Erfolg und Nuzen ſind ſie am empfänglichſten. Ich glaube aber auch, daß unſere Obrigkeiten das Ding nicht gering achten ſollten, daß ein ſtrenges Geſez gegen das Fangen und Tödten der Singvögel zu geben wäre, und daß das Geſez auch mit Umſicht und Strenge aufrecht erhalten werden ſollte. Dann würde dem menſchlichen Geſchlechte ein heiligendes Vergnügen aufbewahrt bleiben, wir würden durch die Länder wie durch ſchöne Gärten gehen, und die wirklichen Gärten würden erquickend da ſtehen, in keinem Jahre leiden, und in beſonders unglücklichen nicht den Anblick der gänzlichen Kahlheit und der traurigen Verödung zeigen. Wollt ihr nicht auch ein wenig unſere gefiederten Freunde anſehen?"

„Sehr gerne," ſagte ich.

Wir ſtanden von dem Size auf, und gingen mehr in die Tiefe des Gartens zurück.

Das vielſtimmige Vogelgezwitſcher durch den Garten und das helle Singen in unſerer Nähe, welches mir geſtern nachmittag, da ich es in das Zimmer hinein gehört hatte, ſeltſam geweſen war, erſchien mir nun ſehr lieblich ja ehrwürdig, und wenn ich einen Vogel durch einen Baum huſchen ſah oder über einen Sandweg laufen, ſo erfüllte es mich mit einer Gattung Freude. Mein Begleiter führte mich zu einer Hecke, wies mit dem Finger hinein und ſagte: „Seht.“

Ich antwortete, daß ich nichts ſähe.

„Schaut nur genauer,“ ſagte er, indem er mit dem Finger neuerdings die Richtung wies.

Ich ſah nun unter einem äußerſt dichten Dornengeflechte, welches in die Hecke gemacht worden war, ein Neſt. In dem Neſte ſaß ein Rothkehlchen, wenigſtens dem Rücken nach zu urtheilen. Es flog nicht auf, ſondern wendete nur ein wenig den Kopf gegen uns, und ſah mit den ſchwarzen glänzenden Augen unerſchrocken und vertraulich zu uns herauf.

„Dieſes Rothkehlchen ſitzt auf ſeinen Eiern,“ ſagte mein Begleiter, „es iſt eine Spätehe, wie ſie öfter vorkommen. Ich beſuche es ſchon mehrere Tage, und lege ihm die Larve des Mehlkäfers in die Nähe. Das weiß der Schelm, darum frägt er mich ſchon darnach, und fürchtet den Fremden nicht, der bei mir iſt.“

In der That, das Thierchen blieb ruhig in ſeinem

Reſte, und ließ ſich durch unſer Reden und durch unſere Augen nicht beirren.

„Man muß eigentlich ehrlich gegen ſie ſein,“ ſagte mein Gaſtfreund; „aber ich habe keine Larve in der Hand, darum bitte ich dich, Guſtav, gehe in das Haus, und hole mir eine.“

Der Jüngling wendete ſich ſchnell um, und eilte in das Haus.

Indeſſen führte mich mein Begleiter eine Strecke vorwärts, und zeigte mir neuerdings in einer Hecke unter Dornen ein Neſt, in welchem eine Ammer ſaß.

„Dieſe ſizt auf ihren Jungen, die noch kaum die erſten Härchen haben, und erwärmt ſie,“ ſagte mein Begleiter. „Sie kann nicht viel von ihnen weg, darum bringt den meiſten Theil der Nahrung der Vater herbei. Nach einigen Tagen aber werden ſie ſchon ſo ſtark, daß ſie der Mutter überall hervor ſehen, wenn ſie ſich auch zeitweilig auf ſie ſezt.“

Auch die Ammer flog bei unſerer Annäherung nicht auf, ſondern ſah uns ruhig an.

So zeigte mir mein Begleiter noch ein paar Neſter, in denen Junge waren, die, wenn ſie ſich allein befanden, auf das Geräuſch unſerer Annäherung die gelben Schnäbel aufſperrten, und Nahrung erwarteten. In zwei anderen waren Mütter, die bei unſerem Herannahen nicht aufflogen. Da wir im Vorbeigehen noch eins trafen, bei welchem die Eltern äzten, ließen ſich dieſe nicht von ihrem Geſchäfte abhalten, flogen herzu, und nährten in unſerer Gegenwart die Kinder.

„Ich habe euch jezt Neſter gezeigt, die noch bevölkert ſind,“ ſagte mein Gaſtfreund, „die meiſten ſind ſchon leer, die Jugend flattert bereits in dem Garten herum, und übt ſich zur Herbſtreiſe. Die Neſter ſind zahlreicher, als man vermuthet, wir beſuchen nur die, die uns bei der Hand ſind.“

Indeſſen war Guſtav mit der verlangten Larve gekommen, und gab ſie dem alten Manne in die Hand. Dieſer ging zu der Hecke, in welcher das Neſt des Rothkehlchens war, und legte die Larve auf den Weg daneben. Kaum hatte er ſich entfernt, und war zu uns getreten, die wir in der Nähe ſtanden, ſo ſchlüpfte das Rothkehlchen unter den unterſten Äſten der Hecke heraus, rannte zu der Larve, nahm ſie, und lief wieder in die Hecke zurück.

Ich weiß nicht, welche tiefe Rührung mich bei dieſem Vorfalle überkam. Mein Gaſtfreund erſchien mir wie ein weiſer Mann, der ſich zu einem niedreren Geſchöpfe herabläßt.

Auch der Jüngling Guſtav war ſehr heiter, und zeigte Freude, wenn er in die Büſche blickte, in denen eine Wohnung war. Es war mir dies ein Beweis, daß das Zerſtören der Vogelneſter durch Wegnahme der Eier oder der Jungen und das Fangen der Vögel überhaupt den Kindern nicht angeboren iſt, ſondern, daß dieſer Zerſtörungstrieb, wenn er da iſt, von Eltern oder Erziehern hervorgerufen und in dieſe Bahn geleitet wurde, und daß er durch eine beſſere Erziehung ſein Gegentheil wird.

Wir ſchritten weiter. In einer kleinen Fichte, die am Rande des Gartens ſtand, zeigten ſie mir noch eine Finkenwohnung, die an dem Stamme in das Geflechte theils hervorgewachſener theils künſtlich eingefugter Äſte und Zweige gebaut war. An anderen Bäumen ſahen wir auch in die aufgehängten Behälter Vögel aus- und einſchlüpfen. Mein Begleiter ſagte, daß, wenn ich nur länger hier wäre, mir ſelbſt die Sitten der Vögel verſtändlicher werden würden.

Ich erwiederte, daß ich ſchon mehreres aus meinen Reiſen im Gebirge und aus meinen früheren Beſchäftigungen in den Naturwiſſenſchaften kenne.

„Das iſt doch immer weniger," ſagte mein Gaſtfreund, „als was man durch das lebendige Beiſammenleben inne wird."

Es wurden einige Behälter, die mit aus Ruthen geflochtenen Seilen an Bäumen befeſtigt waren, und von denen man wußte, daß ſie nicht mehr bewohnt ſeien, herabgenommen, und auseinander gelegt, damit ich ihre Einrichtung ſähe. Es war nur eine einfache Höhlung, die aus zwei halbhohlen Stücken beſtand, die man mittelſt Ringen, die enger zu ſchrauben waren, aneinanderpreſſen konnte.

„Kein Singvogel," ſagte mein Begleiter, „geht in ein fertiges Neſt, es mag nun dasſelbe in einer früheren Zeit von ihm ſelber oder einem anderen Vogel gebaut worden ſein, ſondern er verfertigt ſich ſein Neſt in jedem Frühlinge neu. Deßhalb haben wir die Behälter aus zwei Theilen machen laſſen, daß wir ſie leicht auseinander nehmen, und die veralteten Neſter heraus thun können. Auch zum Reinigen der Behälter iſt dieſe Einrichtung ſehr tauglich; denn wenn ſie unbewohnt ſind, nimmt allerlei Ungeziefer ſeine Zuflucht zu dieſen Höhlungen, und der Vogel ſcheut Unrath und verdorbene Luft, und würde eine unreine Höhlung nicht beſuchen. Im lezten Theile des Winters, wenn der Frühling ſchon in Ausſicht ſteht, werden alle dieſe Behälter herabgenommen, auf das Sorgfältigſte geſcheuert und in Stand geſezt. Im Winter ſind ſie darum auf den Bäumen, weil doch mancher Vogel, der nicht abreiſt, Schuz in ihnen ſucht. Die alten Neſter werden zerfaſert und gegen den Frühling ihre Beſtandtheile mit neuen vermehrt in dem Garten ausgeſtreut, damit die Familien Stoff für ihre Häuſer finden."

Ich ſah im Vorübergehen auch die Kletterſtäbchen in den Waſſertonnen, und im Gebüſche fanden wir das kleine rieſelnde Wäſſerlein.

Als wir uns auf dem Rückwege zum Hauſe befanden, ſagte mein Begleiter: „Ich habe noch eine Art Gäſte, die ich füttere, nicht daß ſie mir nüzen, ſondern daß ſie mir nicht ſchaden. Gleich in der erſten Zeit meines Hierſeins, da ich eine ſogenannte Baumſchule anlegte, nehmlich ein Gärtchen, in welchem die zur Veredlung tauglichen Stämmchen gezogen wurden, habe ich die Bemerkung gemacht, daß mir im Winter die Rinde an Stämmchen abgefreſſen wurde, und gerade die beſte und zarteſte Rinde an den beſten Stämmchen. Die Übelthäter wieſen ſich theils durch ihre Spuren im Schnee, theils, weil ſie auch auf friſcher That ertappt wurden, als Haſen aus. Das

Verjagen half nicht, weil ſie wieder kamen, und doch nicht Tag und Nacht jemand in der Baumſchule Wache ſtehen konnte. Da dachte ich: die armen Diebe freſſen die Rinde nur, weil ſie nichts Beſſeres haben, hätten ſie es, ſo ließen ſie die Rinde ſtehen. Ich ſammelte nun alle Abfälle von Kohl und ähnlichen Pflanzen, die im Garten und auf den Feldern übrig blieben, bewahrte ſie im Keller auf, und legte ſie bei Froſt und hohem Schnee theilweiſe auf die Felder außerhalb des Gartens. Meine Abſicht wurde belohnt: die Haſen fraßen von den Dingen, und ließen unſere Baumſchule in Ruhe. Endlich wurde die Zahl der Gäſte immer mehr, da ſie die wohleingerichtete Tafel entdeckten; aber weil ſie mit dem Schlechteſten ſelbſt mit den dicken Strünken des Kohles zufrieden waren, und ich mir ſolche von unſeren Feldern und von Nachbarn leicht erwerben konnte, ſo fragte ich nichts darnach, und fütterte. Ich ſah ihnen oft aus dem Dachfenſter mit dem Fernrohre zu. Es iſt poſſirlich, wenn ſie von der Ferne herzulaufen, dem bequem daliegenden Fraße mißtrauen, Männchen machen, hüpfen, dann aber ſich doch nicht helfen können, herzuſtürzen, und von dem Zeuge haſtig freſſen, das ſie im Sommer nicht anſchauen würden. Manche Leute legten Schlingen, da ſie wußten, daß hier Haſen zuſammenkamen. Aber da wir ſehr ſorgfältig nachſpürten, und die Schlingen wegnehmen ließen, da ich auch verboth, über unſere Felder zu gehen, und die Betroffenen zur Verantwortung zog, verlor ſich die Sache wieder. Auch den Vögeln legten Buben in unſerer Nähe Schlingen; aber das half ſehr wenig, da die Vögel in unſerem Garten ſehr gute Koſt hatten, und nach der fremden Lockſpeiſe nicht ausgingen. Die Beute an Vögeln war daher nie groß, und mit einiger Aufſicht und Wachſamkeit, die wir in den erſten Jahren einleiteten, geſchah es, daß dieſer Unfug auch bald wieder aufhörte."

Der alte Mann lud mich ein, in das Haus zu gehen, und die Fütterungskammer anzuſehen.

Auf dem Wege dahin ſagte er: „Unter die Feinde der Sänger gehören auch die Kazen Hunde Iltiſſe Wieſel Raubvögel. Gegen lezte ſchüzen die Dornen und die Neſtbehälter, und Hunde und Kazen werden in unſerm Hauſe ſo erzogen, daß ſie nicht in den Garten gehen, oder ſie werden ganz von dem Hauſe entfernt."

Wir waren indeſſen in das Haus gekommen, und gingen in das Eckzimmer, in welchem ich die vielen Fächer geſehen hatte. Mein Begleiter zeigte mir die

Vorräthe, indem er die Fächer herauszog, und mir die Sämereien wies. Die Speiſen, welche eben nicht in Sämereien beſtehen, wie Eier Brod Speck, werden beim Bedarfe aus der Speiſekammer des Hauſes genommen.

„Meine Nachbaren äußerten ſchon,“ ſagte mein Begleiter, „daß außer der Mühe, die das Erhalten der Singvögel macht, auch die Koſten zu ihrer Ernährung in keinem Verhältniſſe zu ihrem Nuzen ſtehen. Aber das iſt unrichtig. Die Mühe iſt ein Vergnügen, das wird der, welcher einmal anfängt, bald inne werden, ſo wie der Blumenfreund keine Mühe ſondern nur Pflege kennt, welche zudem bei den Blumen viel mehr Thätigkeit in Anſpruch nimmt als das Ziehen der Geſangvögel im Freien; die Koſten aber ſind in der That nicht ganz unbedeutend; allein wenn ich die edlen Früchte eines einzigen Pflaumenbaumes, welchen mir die Raupen der Vögel wegen nicht abgefreſſen haben, verkaufe, ſo deckt der Kaufſchilling die Nahrungskoſten der Sänger ganz und gar. Freilich iſt der Nuzen deſto größer, je edler das Obſt iſt, welches in dem Garten gezogen wird, und dazu, daß ſie edles Obſt in dieſer Gegend ziehen, ſind ſie ſchwer zu bewegen, weil ſie meinen, es gehe nicht. Wir müſſen ihnen aber zeigen, daß es geht, indem wir ihnen die Früchte weiſen und zu koſten geben, und wir müſſen ihnen zeigen, daß es nüzt, indem wir ihnen Briefe unſerer Handelsfreunde weiſen, die uns das Obſt abgekauft haben. Von den Stämmchen, die in unſerer Obſtſchule wachſen, geben wir ihnen ab, und unterrichten ſie, wie und auf welchen Plaz ſie geſezt werden ſollen.“

„Wenn wieder einmal ein Jahr kommen ſollte wie das, welches wir vor fünf Jahren hatten,“ fuhr er fort, „es war ein ſchlimmes Jahr, heiß mit wenig Regen und ungeheurem Raupenfraß. Die Bäume in Rohrberg in Regau in Landegg und Pludern ſtanden wie Fegebeſen in die Höhe, und die grauen Fahnen der Raupenneſter hingen von den entwürdigten Äſten herab. Unſer Garten war unverlezt und dunkelgrün, ſogar jedes Blatt hatte ſeine natürliche Ränderung und Ausſpizung. Wenn noch einmal ein ſolches Jahr käme, was Gott verhüte, ſo würden ſie wieder ein Stückchen Erfahrung machen, das ſie das erſte Mal nicht gemacht haben.“

Ich ſah unterdeſſen die Sämereien und die Anſtalten an, fragte manches, und ließ mir manches erklären. Wir verließen hierauf das Zimmer, und da wir auf dem Gange waren, und gegen Guſtavs Zimmer gingen, ſagte er: „daß auch unnüze Glieder herbeikommen, Müſſiggänger Störefriede, das begreift ſich. Ein großer Händelmacher iſt der Sperling. Er geht in fremde Wohnungen, balgt ſich mit Freund und Feind, iſt zudringlich zu unſern Sämereien und Kirſchen. Wenn die Geſellſchaft nicht groß iſt, laſſe ich ſie gelten, und ſtreue ihnen ſogar Getreide. Sollten ſie hier aber doch zu viel werden, ſo hilft die Windbüchſe, und ſie werden in den Meierhof hinabgeſcheucht. Als einen böſen Feind zeigte ſich der Rothſchwanz. Er flog zu dem Bienenhauſe, und ſchnappte die Thierchen weg. Da half nichts als ihn ohne Gnade mit der Windbüchſe zu tödten. Wir ließen beinahe in Ordnung Wache halten, und die Verfolgung fortſezen, bis dieſes Geſchlecht ausblieb. Sie waren ſo klug, zu wiſſen, wo Gefahr iſt, und gingen in die Scheunen in die Holzhütte des Meierhofes und die Ziegelhütte, wo die großen Wespenneſter unter dem Dache ſind. Wir laſſen auch darum im Meierhofe und anderen entfernteren Orten die grauen Kugeln ſolcher Neſter, die ſich unter den Latten und Sparren der Dächer oder Dachvorſprünge anſiedeln, nicht zerſtören, damit ſie dieſe Vögel hinziehen.“

Während dieſes Geſpräches waren wir in dem Gange der Gaſtzimmer zu der Thür gekommen, die in Guſtavs Wohnung führte. Mein Gaſtfreund fragte, ob ich dieſe Wohnung nicht jezt beſehen wollte, und wir traten ein.

Die Wohnung beſtand aus zwei Zimmern, einem Arbeitszimmer und einem Schlafzimmer. Beide waren, wie es bei ſolchen Zimmern ſelten der Fall iſt, ſehr in Ordnung. Sonſt war ihr Geräthe ſehr einfach. Bücherkäſten Schreib- und Zeichnungsgeräthe ein Tiſch Schreine für die Kleider Stühle und das Bett. Der Jüngling ſtand faſt erröthend da, da ein Fremder in ſeiner Wohnung war. Wir entfernten uns bald, und der Bewohner machte uns die leichte feine Verbeugung, die ich geſtern ſchon an ihm bemerkt hatte, weil er uns nicht mehr begleiten ſondern in den Zimmern zurückbleiben wollte, in welchen er noch Arbeit zu verrichten hatte.

„Ihr könnet nun auch die Gaſtzimmer beſuchen,“ ſagte mein Begleiter, „dann habt ihr alle Räume unſeres Hauſes geſehen.“

Ich willigte ein. Er nahm ein kleines ſilbernes Glöcklein aus ſeiner Taſche, und läutete.

Es erſchien in Kurzem eine Magd, von welcher er die Schlüſſel der Zimmer verlangte. Sie holte dieſelben, und brachte ſie an einem Ringe, von welchem einzelne los zu löſen waren. Jeder trug die Zahl ſeines Zimmers auf ſich eingegraben. Nachdem mein Beherberger die Magd verabſchiedet hatte, ſchloß er mir die einzelnen Zimmer auf. Sie waren einander vollkommen gleich. Sie waren gleich groß, jedes hatte zwei Fenſter, und jedes hatte ähnliche Geräthe wie das meine.

„Ihr ſeht," ſagte er, „daß wir in unſerem Hauſe nicht ſo ungeſellig ſind, und bei deſſen Anlegung ſchon auf Gäſte gerechnet haben. Es können im äußerſten Nothfalle noch mehr untergebracht werden, als die Zimmer anzeigen, wenn wir zwei in ein Gemach thun, und noch andere Zimmer namentlich die im Erdgeſchoſſe in Anſpruch nehmen. Es iſt aber in der Zeit, ſeit welcher dieſes Haus beſteht, der Nothfall noch nicht eingetreten."

Als wir an die öſtliche Seite des Hauſes gekommen waren, an die Seite, die ſeiner Wohnung gerade entgegenſezt lag, öffnete er eine Thür, und wir traten nicht in ein Zimmer wie bisher ſondern in drei, welche ſehr ſchön eingerichtet waren, und zu lieblichem Wohnen einluden. Das erſte war ein Zimmer für einen

Diener oder eigentlich eine Dienerin; denn es ſah ganz aus wie das Zimmer, in welchem die Mädchen meiner Mutter wohnten. Es ſtanden große Kleiderkäſten da, mit grünem Ziz verhängte Betten, und es lagen Dinge herum, wie in dem Mädchenzimmer meiner Mutter. Die zwei anderen Gemächer zeigten zwar nicht ſolche Dinge, im Gegentheile ſie waren in der muſterhafteſten Ordnung; aber ſie wieſen doch eine ſolche Geſtalt, daß man ſchließen mußte, daß ſie zu Wohnungen für Frauen beſtimmt ſind. Die Geräthe des erſten waren von Mahagoniholz die des zweiten von Cedern. Überall ſtanden weichgepolſterte Size und ſchöne Tiſche herum. Auf dem Fußboden lagen weiche Teppiche, die Pfeiler hatten hohe Spiegel, außerdem ſtand in jedem Zimmer noch ein beweglicher Ankleideſpiegel, an den Fenſtern waren Arbeitstiſchchen, und in der Ecke jedes Zimmers ſtand von weißen Vorhängen dicht und undurchdringlich umgeben ein Bett. Jedes Gemach hatte ein Blumentiſchchen, und an den Wänden hingen einige Gemälde.

Als ich dieſe Zimmer eine Weile betrachtet hatte, öffnete mein Begleiter im dritten Zimmer mittelſt eines Drückers eine Tapetenthür, die ſich den Blicken nicht gezeigt hatte, und führte mich noch in ein viertes kleines Zimmer mit einem einzigen Fenſter. Das Zimmerchen war ſehr ſchön. Es war ganz in ſanft roſenfarbener Seide ausgeſchlagen, welche Zeichnungen in derſelben nur etwas dunkleren Farbe hatte. An dieſer ſchwach roſenrothen Seide lief eine Polſterbank von lichtgrauer Seide hin, die mit mattgrünen Bändern gerändert war. Seſſel von gleicher Art ſtanden herum. Die Seide grau in Grau gezeichnet hob ſich licht und lieblich von dem Roth der Wände ab, es machte faſt einen Eindruck, wie wenn weiße Roſen neben rothen ſind. Die grünen Streifen erinnerten an das grüne Laubblatt der Roſen. In einer der hinteren Ecken des Zimmers war ein Kamin von ebenfalls grauer nur dunklerer Farbe mit grünen Streifen in den Simſen und ſehr ſchmalen Goldleiſten. Vor der Polſterbank und den Seſſeln ſtand ein Tiſch, deſſen Platte grauer Marmor von derſelben Farbe wie der Kamin war. Die Füſſe des Tiſches und der Seſſel ſo wie die Faſſungen an der Polſterbank und den anderen Dingen waren von dem ſchönen veilchenblauen Amarantholze; aber ſo leicht gearbeitet, daß dieſes Holz nirgends herrſchte. An dem mit grauen Seidenvorhängen geſäumten Fenſter, welches zwiſchen grünen Baumwölbungen auf die Landſchaft und das

Gebirge hinausſah, ſtand ein Tiſchchen von demſelben Holze und ein reichgepolſterter Seſſel und Schemmel, wie wenn hier der Plaz für eine Frau zum Ruhen wäre. An den Wänden hingen nur vier kleine an Größe und Rahmen vollkommen gleiche Öhlgemälde. Der Fußboden war mit einem feinen grünen Teppiche überſpannt, deſſen einfache Farbe ſich nur ein wenig von dem Grün der Bänder abhob. Es war gleichſam der Raſenteppich, über dem die Farben der Roſen ſchwebten. Die Schürzange und die anderen Geräthe an dem Kamine hatten vergoldete Griffe, auf dem Tiſche ſtand ein goldenes Glöcklein.

Kein Merkmal in dem Gemache zeigte an, daß es bewohnt ſei. Kein Geräthe war verrückt, an dem Teppiche zeigte ſich keine Falte, und an den Fenſtervorhängen keine Verknitterung.

Als ich eine Zeit dieſe Dinge mit Staunen betrachtet hatte, öffnete mein Begleiter wieder die Tapetenthür, die man auch im Innern dieſes Zimmers nicht ſehen konnte, und führte mich hinaus. Er hatte in dem Roſenzimmerchen nicht ein Wort geſprochen, und ich auch nicht. Als wir durch die anderen Zimmer gegangen waren, und er ſie hinter uns zugeſchloſſen hatte, ſagte er mir ebenfalls über den Zweck dieſer

Wohnung nichts, und ich konnte natürlich nicht darum fragen.

Als wir auf den Gang hinausgekommen waren, ſagte er: „Nun habt ihr mein ganzes Haus geſehen; wenn ihr wieder einmal in der Zukunft vorüberkommt, oder euch gar in der Ferne desſelben erinnert, ſo könnt ihr euch gleich vorſtellen, wie es im Inneren ausſieht.“

Bei dieſen Worten neſtelte er den Ring mit den Schlüſſeln in irgend eine Taſche ſeines ſeltſamen Obergewandes.

„Es iſt ein Bild,“ erwiederte ich auf ſeine Rede, „das ſich mir tief eingeprägt hat, und das ich nicht ſo bald vergeſſen werde.“

„Ich habe mir das beinahe gedacht,“ antwortete er.

Da wir in die Nähe meines Zimmers gekommen waren, verabſchiedete er ſich, indem er ſagte, daß er nun einen großen Theil meiner Zeit in Anſpruch genommen habe, und daß er, um mich nicht noch mehr einzuengen, mir nichts weiter davon entziehen wolle.

Ich dankte ihm für ſeine Gefälligkeit und Freundlichkeit, mit welcher er mir einen Theil des Tages gewidmet, und mir ſeine Häuslichkeit gezeigt habe, und wir trennten uns. Ich nahm den Schlüſſel aus meiner Taſche und öffnete mein Zimmer, um einzutreten; ihn aber hörte ich die Treppe hinabgehen.

Ich blieb nun bis gegen Abend in meinem Gaſtgemache theils, weil ich ermüdet war, und wirklich einige Ruhe nöthig hatte, theils, weil ich meinem Gaſtfreunde nicht weiter läſtig ſein wollte.

Am Abende ging ich wieder ein wenig auf die Felder außerhalb des Gartens hinaus, und kam erſt zur Speiſeſtunde zurück. Ich hatte bei dieſer Gelegenheit gelernt, mir ſelber das Gitter zu öffnen und zu ſchließen.

Es war kein Gaſt da, und beim Abendeſſen wie beim Mittageſſen waren nur mein Gaſtfreund Guſtav und ich. Die Geſpräche waren über verſchiedene gleichgültige Dinge, wir trennten uns bald, ich verfügte mich auf mein Zimmer, las noch, ſchrieb, entkleidete mich endlich, löſchte das Licht, und begab mich zur Ruhe.

Der nächſte Morgen war wieder herrlich und heiter. Ich öffnete die Fenſter, ließ Duft und Luft hereinſtrömen, kleidete mich an, erfriſchte mich mit reichlichem Waſſer zum Waſchen, und ehe die Sonne nur einen einzigen Thautropfen hatte aufſaugen können, ſtand ich ſchon mit meinem Ränzlein auf dem Rücken und mit meinem Hute und dem Schwarzdornſtocke in der Hand im Speiſezimmer. Der alte Mann und Guſtav warteten meiner bereits.

Nachdem das Frühmahl verzehrt worden war, wobei ich troz der Forderung mein Ränzlein nicht abgelegt hatte, dankte ich noch einmal für die große Freundlichkeit und Offenheit, mit welcher ich hier aufgenommen worden war, verabſchiedete mich, und begab mich auf meinen Weg.

Der alte Mann und Guſtav begleiteten mich bis zum Gitterthore des Gartens. Der Alte öffnete, um mich hinauszulaſſen, ſo wie er vorgeſtern geöffnet hatte, um mir den Eingang zu geſtatten. Beide gingen mit mir durch das geöffnete Thor hinaus. Als wir auf dem Sandplaze vor dem Hauſe angeweht von dem Dufte der Roſen ſtanden, ſagte mein Beherberger: „Nun lebt wohl, und geht glücklich eures Weges. Wir kehren durch unſer Gitter wieder in unſeren Landaufenthalt und zu unſeren Beſchäftigungen zurück. Wenn ihr in einer anderen Zeit wieder in die Nähe kommt, und es euch gefällt, uns zu beſuchen, ſo werdet ihr mit Freundlichkeit aufgenommen werden. Wenn ihr aber gar, ohne daß euch euer Weg hier vorüberführt, freiwillig zu uns kommt, um uns zu beſuchen, ſo wird es uns beſonders freuen. Es iſt keine Redensart, wenn ich ſage, daß es uns freuen würde, ich gebrauche dieſe Redensarten nicht, ſondern es iſt wirklich ſo. Wenn ihr das einmal wollt, ſo lebt in dieſem Hauſe, ſo lange es euch zuſagt, und lebt ſo ungebunden, als ihr wollt, ſo wie auch wir ſo ungebunden leben werden, als wir wollen. Wenn ihr uns die Zeit vorher etwa durch einen Bothen wiſſen machen könntet, wäre es gut, weil wir, wenn auch nicht oft, doch manchmal abweſend ſind.“

„Ich glaube, daß ihr mich freundlich aufnehmen werdet, wenn ich wieder komme,“ antwortete ich, „weil ihr es ſagt, und euer Weſen mir ſo erſcheint, daß ihr nicht eine unwahre Höflichkeit ausſprechen würdet. Ich begreife zwar den Grund nicht, weßhalb ihr mich einladet, aber da ihr es thut, nehme ich es mit vieler Freude an, und ſage euch, daß ich im nächſten Sommer, wenn mich auch mein gewöhnlicher Weg nicht hieher führt, freiwillig in dieſe Gegend und in dieſes Haus kommen werde, um eine kleine Zeit da zu bleiben.“

„Thut es, und ihr werdet ſehen, daß ihr nicht unwillkommen ſeid,“ ſagte er, „wenn ihr auch die Zeit ausdehnt.“

„Ich werde vielleicht das Leztere thun,“ antwortete ich, „und ſo lebet wohl.“

„Lebt wohl.“

Bei dieſen Worten reichte er mir die Hand, und drückte ſie.

Ich reichte meine Hand, da er ſie losgelaſſen hatte, auch an den Knaben Guſtav, welcher ſie annahm, aber nichts ſprach, ſondern mich blos mit ſeinen Augen freundlich anſah.

Hierauf ſchieden wir, indem ſie durch das Gitter zurückgingen, ich aber den Hut auf dem Haupte den Weg hinabwandelte, den ich vor zwei Tagen heraufgegangen war.

Ich fragte mich nun, bei wem ich denn dieſen Tag und die zwei Nächte zugebracht habe. Er hat um meinen Namen nicht gefragt, und hat mir den ſeinigen nicht genannt. Ich konnte mir auf meine Frage keine Antwort geben.

Und ſo ging ich denn nun weiter. Die grünen Ähren gaben jezt in der Morgenſonne feurige Strahlen, während ſie bei meinem Heraufgehen im

Schatten des herandrohenden Gewitters geſtanden waren.

Ich ſah mich noch einmal um, da ich zwiſchen den Feldern hinabging, und ſah das weiße Haus im Sonnenſcheine ſtehen, wie ich es ſchon öfter hatte ſtehen geſehen, ich konnte noch den Roſenſchimmer unterſcheiden, und glaubte, noch das Singen der zahlreichen Vögel im Garten vernehmen zu können.

Hierauf wendete ich mich wieder um, und ging abwärts, bis ich zu der Hecke und der Einfriedigung der Felder kam, bei der ich vorgeſtern von der Straße abgebogen hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal umzuſehen. Das Haus ſtand jezt nur mehr weiß da, wie ich es öfter bei meinen Wanderungen geſehen hatte.

Ich ging nun auf der Landſtraße in meiner Richtung vorwärts.

Den erſten Mann, welcher mir begegnete, fragte ich, wem das weiße Haus auf dem Hügel gehöre, und wie es hieße.

„Es iſt der Aspermeier, dem es gehört,“ antwortete der Mann, „ihr ſeid ja geſtern ſelber in dem Asperhofe geweſen und ſeid mit dem Aspermeier herumgegangen.“

„Aber der Beſizer jenes Hauſes iſt doch unmöglich ein Meier?“ fragte ich; denn mir war wohlbekannt, daß man in der Gegend jeden größeren Bauern einen Meier nannte.

„Er iſt Anfangs nicht der Aspermeier geweſen,“ antwortete der Mann, „aber er hat von dem alten Aspermeier den Asperhof gekauft, und das Haus hat er gebaut, welches in dem Garten ſteht, und zu dem Asperhof gehört, und jezt iſt er der Aspermeier; denn der alte iſt längſt geſtorben.“

„Hat er denn nicht auch einen andern Namen?“ fragte ich.

„Nein, wir heißen ihn den Aspermeier,“ antwortete er.

Ich ſah, daß der Mann nichts Weiteres von meinem Gaſtfreunde wiſſe, und ſich nicht um denſelben gekümmert habe, ich gab daher bei ihm jedes weitere Forſchen auf.

Es begegneten mir noch mehrere Menſchen, von denen ich dieſelbe Antwort erhielt. Alle kehrten das Verhältniß um, und ſagten, das Haus im Garten gehöre zu dem Asperhofe. Ich beſchloß daher, vorläufig jedes Forſchen zu unterlaſſen, bis ich zu einem Menſchen gekommen ſein würde, von dem ich berechtigt war, eine beſſere Auskunft zu erwarten.

Da mir aber der Name Aspermeier und Asperhof nicht gefiel, nannte ich das Haus, in welchem ein ſolcher Roſendienſt getrieben wurde, in meinem Haupte vorläufig das Roſenhaus.

Es begegnete mir aber niemand, den ich noch einmal hätte fragen können.

Ich ließ, da ich ſo meines Weges weiter wandelte, die Dinge des lezten Tages in mir vorübergehen. Mich freute es, daß ich in dem Hauſe eine ſo große Reinlichkeit und Ordnung getroffen hatte, wie ich ſie bisher nur in dem Hauſe meiner Eltern geſehen hatte. Ich wiederholte, was der alte Mann mir gezeigt, und geſagt hatte, und es fiel mir ein, wie ich mich viel beſſer hätte benehmen können, wie ich auf manche Reden beſſere Antworten geben, und überhaupt viel beſſere Dinge hätte ſagen können.

In dieſen Betrachtungen wurde ich unterbrochen. Als ich ungefähr eine Stunde auf dem Wege gewandert war, kam ich an die Ecke des Buchenwaldes, von dem wir vorgeſtern Abends geſprochen hatten, der zu den Beſizungen meines Gaſtfreundes gehört, und in welchem ich einmal eine Gabelbuche gezeichnet hatte. Der Weg geht an dem Walde etwas ſteiler hinan, und biegt um die Ecke desſelben herum. Da ich bis zu der Biegung gelangt war, kam mir ein Wagen entgegen, welcher mit eingelegtem Radſchuhe langſam die Straße herabfuhr. Er mochte darum langſamer als gewöhnlich fahren, weil ſich diejenigen, welche in ihm ſaßen, Vorſicht zum Geſeze gemacht haben konnten. Es ſaßen nehmlich in dem offenen und des ſchönen Wetters willen ganz zurückgelegten Wagen zwei Frauengeſtalten, eine ältere und eine jüngere. Beide hatten Schleier, welche von den Hüten über die Schultern niedergingen. Die ältere hatte den Schleier über das Angeſicht gezogen, welches aber doch, da der Schleier weiß war, ein wenig geſehen werden konnte. Die jüngere hatte den Schleier zu beiden Seiten des Angeſichts zurückgethan, und zeigte dieſes Angeſicht der Luft. Ich ſah ſie beide an, und zog endlich zu einer höflichen Begrüßung meinen Hut. Sie dankten freundlich, und der Wagen fuhr vorüber. Ich dachte mir, da der Wagen immer tiefer über den Berg hinabging, ob denn nicht eigentlich das menſchliche Angeſicht der ſchönſte Gegenſtand zum Zeichnen wäre.

Ich ſah dem Wagen noch nach, bis er durch die Biegung des Weges unſichtbar geworden war. Dann ging ich an dem Waldrande vorwärts und aufwärts.

Nach drei Stunden kam ich auf einen Hügel, von welchem ich in die Gegend zurückſehen konnte, aus der ich gekommen war. Ich ſah mit meinem Fernrohre, das ich aus dem Ränzlein genommen hatte, deutlich den weißen Punkt des Hauſes, in welchem ich die lezten zwei Nächte zugebracht hatte, und hinter dem Hauſe ſah ich die duftigen Berge. Wie war nun der Punkt ſo klein in der großen Welt.

Ich kam bald in den Ort, in welchem ich, da ich bisher nirgends angehalten hatte, mein Mittagsmahl einzunehmen geſonnen war, obwohl die Sonne bis zum Scheitel noch einen kleinen Bogen zurückzulegen hatte.

Ich fragte in dem Orte wieder um den Beſizer des weißen Hauſes, und beſchrieb dasſelbe und ſeine Lage, ſo gut ich konnte. Man nannte mir einen Mann, der einmal in hohen Staatsämtern geſtanden war; man nannte mir aber zwei Namen, den Freiherrn von Riſach und einen Herrn Morgan. Ich war nun wieder ungewiß wie vorher.

Am andern Tage Morgens kam ich in den Gebirgszug, welcher das Ziel meiner Wanderung war, und in welchen ich von dem anderen Gebirgszuge durch einen Theil des flachen Landes überzuſiedeln beſchloſſen hatte. Am Mittage kam ich in dem Gaſthofe an, den ich mir zur Wohnung ausgewählt hatte. Mein Koffer war bereits da, und man ſagte mir, daß man mich früher erwartet habe. Ich erzählte die Urſache meiner verſpäteten Ankunft, richtete mich in dem Zimmer, das ich mir beſtellt hatte, ein, und begab mich an die Geſchäfte, welche in dieſem Gebirgstheile zu betreiben ich mir vorgeſetzt hatte.

6.

Der Beſuch.

Ich blieb ziemlich lange in meinem neuen Aufenthaltsorte. Es entwickelte ſich aus den Arbeiten ein Weiteres und Neues, und hielt mich feſt. Ich drang ſpäter noch tiefer in das Gebirgsthal ein, und begann Dinge, die ich mir für dieſen Sommer gar nicht einmal vorgenommen hatte.

Im ſpäten Herbſte kehrte ich zu den Meinigen zurück. Es erging mir auf dieſer Reiſe, wie es mir auf jeder Heimreiſe ergangen war. Als ich das Gebirge verließ, waren die Bergahornblätter und die der Birken und Eſchen nicht nur ſchon längſt abgefallen, ſondern ſie hatten auch bereits ihre ſchöne gelbe Farbe verloren, und waren ſchmuzig ſchwarz geworden, was nicht mehr auf die Kinder der Zweige erinnerte, die ſie im Sommer geweſen waren, ſondern auf die befruchtende Erde, die ſie im Winter für den neuen Nachwuchs werden ſollten, die Bewohner der Bergthäler und der Halden, die wohl gelegentlich in jeder Jahreszeit Feuer machen, unterhielten es ſchon den ganzen Tag in ihrem Ofen, um ſich zu wärmen, und an heiteren Morgen glänzte der Reif auf den Bergwieſen, und hatte bereits das Grün der Farenkräuter in ein dürres Roſtbraun verwandelt: da ich aber in die Ebene gelangt war, und die Berge mir am Rande derſelben nur mehr wie ein blauer Saum erſchienen, und da ich endlich gar auf dem breiten Strome zu unſerer Hauptſtadt hinabfuhr, umfächelten mich ſo weiche und warme Lüfte, daß ich meinte, ich hätte die Berge zu früh verlaſſen. Es war aber nur der Unterſchied der Himmelsbeſchaffenheit in dem Gebirge und in den entfernten Niederungen. Als ich das Schif verlaſſen hatte, und an den Thoren meiner Heimathſtadt angekommen war, trugen die Akazien noch ihr Laub, warmer Sonnenſchein legte ſich auf die Umfaſſungsmauern und auf die Häuſer, und ſchöngekleidete Menſchen luſtwandelten in den Stunden des Nachmittages. Die liebliche röthliche und dunkelblaue Farbe der Weintrauben, die man an dem Thore und auf dem Plaze innerhalb desſelben feil both, brachte mir manchen freundlichen und fröhlichen Herbſttag meiner Kindheit in Erinnerung.

Ich ging die gerade Gaſſe entlang, ich beugte in ein paar Nebenſtraßen, und ſtand endlich vor dem wohlbekannten Vorſtadthauſe mit dem Garten.

Da ich die Treppe hinangegangen war, da ich die Mutter und die Schweſter gefunden hatte, war die erſte Frage nach Geſundheit und Wohlbefinden aller Angehörigen. Es war alles im beſten Stande, die Mutter hatte auch meine Zimmer ordnen laſſen, alles war abgeſtaubt, gereinigt, und an ſeinem Plaze, als hätte man mich gerade an dieſem Tage erwartet.

Nach einem kurzen Geſpräche mit der Mutter und der Schweſter kleidete ich mich, ohne meinen Koffer zu erwarten, von meinen zurückgelaſſenen Kleidern auf ſtädtiſche Weiſe an, um in die Stadt zu gehen, und den Vater zu begrüßen, der noch auf ſeiner Handelsſtube war. Das Gewimmel der Leute in den Gaſſen, das Herumgehen gepuzter Menſchen in den Baumgängen des grünen Plazes zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten, das Fahren der Wägen und ihr Rollen auf den mit Steinwürfeln gepflaſterten Straßen, und endlich, als ich in die Stadt kam, die ſchönen Waarenauslagen und das Anſehnliche der Gebäude befremdeten und beengten mich beinahe als ein Genſaz zu meinem Landaufenthalte; aber ich fand mich nach und nach wieder hinein, und es ſtellte ſich als das Langgewohnte und Allbekannte wieder dar. Ich ging nicht zu meinen Freunden, an deren Wohnung ich vorüberkam, ich ging nicht in die Buchhandlung, in der ich manche Stunde des Abends zuzubringen gewohnt war, und die an meinem Wege lag, ſondern ich eilte zu meinem Vater. Ich fand ihn an dem Schreibtiſche, und grüßte ihn ehrerbiethig, und wurde auch von ihm auf das Herzlichſte empfangen. Nach kurzer Unterredung über Wohlbefinden und andere allgemeine Dinge ſagte er, daß ich nach Hauſe gehen möchte, er habe noch Einiges zu thun, werde aber bald nachkommen, um mit der Mutter, der Schweſter und mir den Abend zuzubringen.

Ich ging wieder gerades Weges nach Hauſe. Dort machte ich einen Gang durch den Garten, ſprach einige liebkoſende Worte zu dem Hofhunde, der mich mit Heulen und Freudenſprüngen begrüßte, und brachte dann noch eine Weile bei der Mutter und der Schweſter zu. Hierauf ging ich in alle Zimmer unſerer Wohnung, beſonders in die mit den alten Geräthen den Büchern und Bildern. Sie kamen mir beinahe unſcheinbar vor.

Nach einiger Zeit kam auch der Vater. Es war heute in dem Stübchen, in welchem die alten Waffen hingen, und um welches der Epheu rankte, zum Abendeſſen aufgedeckt worden. Man hatte ſogar bis gegen Abend die Fenſter offen laſſen können. Da während meines Ganges in die Stadt mein Koffer und meine Kiſten von dem Schiffe gekommen waren, konnte ich die Geſchenke, welche ich von der Reiſe mitgebracht hatte, in das Stübchen ſchaffen laſſen: für die Mutter einige ſeltſame Töpfe und Geſchirre, für den Vater ein Amonshorn von beſonderer Größe und Schönheit andere Marmorſtücke und eine Uhr aus dem ſiebenzehnten Jahrhunderte, und für die Schweſter das gewöhnliche Edelweis getrockneten Enzian ein ſeidenes Bauertüchlein und ſilberne Bruſtkettlein, wie man ſie in einigen Theilen des Gebirges trägt. Auch was man mir als Geſchenke vorbereitet hatte, kam in das Stüblein: von der Mutter und Schweſter verfertigte Arbeiten, darunter eine Reiſetaſche von beſonderer Schönheit, dann ſämmtliche Arten guter Bleifedern nach den Abſtufungen der Härte in einem Fache geordnet, beſonders treffliche Federkiele, glattes Papier, und von dem Vater ein Gebirgsatlas, deſſen ich ſchon einige Male Erwähnung gethan, und den er für mich gekauft hatte. Nachdem alles mit Freuden gegeben und empfangen worden war, ſetzte man ſich zu dem Tiſche, an dem wir heute Abend nur allein waren, wie es nach und nach bei jeder meiner Zurückkünfte nach einer längeren Abweſenheit der Gebrauch geworden war. Es wurden die Speiſen aufgetragen, von denen die Mutter vermuthete, daß ſie mir die liebſten ſein könnten. Die Vertraulichkeit und die Liebe ohne Falſch, wie man ſie in jeder wohlgeordneten Familie findet, that mir nach der längeren Vereinſamung außerordentlich wohl.

Als die erſten Beſprechungen über alles, was zunächſt die Angehörigen betraf, und was man in der jüngſten Zeit erlebt hatte, vorüber waren, als man mir den ganzen Gang des Hausweſens während meiner Abweſenheit auseinandergeſetzt hatte, mußte ich auch von meiner Reiſe erzählen. Ich erklärte ihren Zweck, und ſagte, wo ich geweſen ſei, und was ich gethan habe, ihn zu erreichen. Ich erwähnte auch des alten Mannes, und erzählte, wie ich zu ihm gekommen ſei, wie gut ich von ihm aufgenommen worden ſei, und was ich dort geſehen habe. Ich ſprach die

Vermuthung aus, daß er ſeiner Sprache nach zu urtheilen aus unſerer Stadt ſein könnte. Mein Vater ging ſeine Erinnerungen durch, konnte aber auf keinen Mann kommen, der dem von mir beſchriebenen ähnlich wäre. Die Stadt iſt groß, meinte er, es könnten da viele Leute gelebt haben, ohne daß er ſie hätte kennen lernen können. Die Schweſter meinte, vielleicht hätte ich ihn auch der Umgebung zu Folge, in welcher ich ihn gefunden habe, ſchon in einem anderen und beſonderen Lichte geſehen, und in ſolchem dargeſtellt, woraus er ſchwerer zu erkennen ſei. Ich entgegnete, daß ich gar nichts geſagt habe, als was ich geſehen hätte, und was ſo deutlich ſei, daß ich es, wenn ich mit Farben beſſer umzugehen wüßte, ſogar malen könnte. Man meinte, die Zeit werde die Sache wohl aufklären, da er mich auf einen zweiten Beſuch eingeladen habe, und ich gewiß nicht anſtehen werde, denſelben abzuſtatten. Daß ich ihn nicht geradezu um ſeinen Namen gefragt habe, billigten alle meine Angehörigen, da er weit mehr gethan, nehmlich mich aufgenommen und beherbergt habe, ohne um meinen Namen oder um meine Herkunft zu forſchen.

Der Vater erkundigte ſich im Laufe des Geſpräches genauer nach manchen Gegenſtänden in dem Hauſe des alten Mannes, deren ich Erwähnung gethan hatte, beſonders fragte er nach den Marmoren nach den alten Geräthen nach den Schnizarbeiten nach den Bildſäulen nach den Gemälden und den Büchern. Die Marmore konnte ich ihm faſt ganz genau beſchreiben, die alten Geräthe beinahe auch. Der Vater gerieth über die Beſchreibung in Bewunderung und ſagte, es würde für ihn eine große Freude ſein, einmal ſolche Dinge mit eigenen Augen ſehen zu können. Über Schnizarbeiten konnte ich ſchon weniger ſagen, über die Bücher auch nicht viel, und das Wenigſte, beinahe gar nichts, über Bildſäulen und Gemälde. Der Vater drang auch nicht darauf, und verweilte nicht lange bei dieſen lezteren Gegenſtänden — die Mutter meinte, es wäre recht ſchön, wenn er ſich einmal aufmachte, eine Reiſe in das Oberland unternähme, und die Sachen bei dem alten Manne ſelber anſähe. Er ſize jezt immer wieder zu viel in ſeiner Schreibſtube, er gehe in lezter Zeit auch alle Nachmittage dahin, und bleibe oft bis in die Nacht dort. Eine Reiſe würde ſein Leben recht erfriſchen, und der alte Mann, der den Sohn ſo freundlich aufgenommen habe, würde ihn gewiß herzlich empfangen, und ihm als einem Kenner ſeine Sammlungen noch viel lieber zeigen als einem andern. Wer weiß, ob er nicht gar auf dieſer Reiſe das eine oder andere Stück für ſeine Alterthumszimmer erwerben könnte. Wenn er immer warte, bis die dringendſten Geſchäfte vorüber wären, und bis er ſich mehr auf die jüngeren Leute in ſeiner Arbeitsſtube verlaſſen könne, ſo werde er gar nie reiſen; denn die Geſchäfte ſeien immer dringend, und ſein Mißtrauen in die Kräfte der jüngeren Leute wachſe immer mehr, je älter er werde, und je mehr er ſelber alle Sachen allein verrichten wolle.

Der Vater antwortete, er werde nicht nur ſchon einmal reiſen, ſondern ſogar eines Tages ſich in den Ruheſtand ſezen, und keine Handelsgeſchäfte weiter vornehmen.

Die Mutter erwiederte, daß dies ſehr gut ſein, und daß ihr dieſer Tag wie ein zweiter Brauttag erſcheinen werde.

Ich mußte dem Vater nun auch die einzelnen Holzgattungen angeben, aus denen die verſchiedenen Geräthe in dem Roſenhauſe eingelegt ſeien, aus denen die Fußböden beſtänden, und endlich aus welchen geſchnizt würde. Ich that es ſo ziemlich gut, denn ich hatte bei der Betrachtung dieſer Dinge an meinen Vater gedacht, und hatte mir mehr gemerkt, als ſonſt der Fall geweſen ſein würde. Ich mußte ihm auch beſchreiben, in welcher Ordnung dieſe Hölzer zuſammengeſtellt ſeien, welche Geſtalten ſie bildeten, und ob in der Zuſammenſtellung der Linien und Farben ein ſchöner Reiz liege. Ebenſo mußte ich ihm auch noch mehr von den Marmorarten erzählen, die in dem Gange und in dem Saale wären, und mußte darſtellen, wie ſie verbunden wären, welche Gattungen an einander gränzten, und wie ſie ſich dadurch abhöben. Ich nahm häufig ein Stück Papier und die Bleifeder zur Hand, um zu verſinnlichen, was ich geſehen hätte. Er that auch weitere Fragen, und durch ihre zweckmäßige Aufeinanderfolge konnte ich mehr beantworten, als ich mir gemerkt zu haben glaubte.

Als es ſchon ſpät geworden war, mahnte die Mutter zur Ruhe, wir trennten uns von dem Waſſenhäuschen, und begaben uns zu Bette.

Am anderen Tage begann ich meine Wohnung für den Winter einzurichten. Ich packte nach und nach die Sachen, welche ich von meiner Reiſe mitgebracht hatte, aus, ſtellte ſie nach gewohnter Art und Weiſe auf, und ſuchte ſie in die vorhandenen einzureihen. Dieſe Beſchäftigung nahm mehrere Tage in Anſpruch.

Am erſten Sonntage nach meiner Ankunft war ein Bewillkommungsmahl. Alle Leute von dem Handelsgeſchäfte meines Vaters waren beſonders eingeladen worden, und es wurden beſſere Speiſen und beſſerer Wein auf den Tiſch geſezt. Auch die zwei alten Leute, die in dem dunkeln Stadthauſe unſere Wohnungsnachbaren geweſen waren, ſind zu dieſem Mahle geladen worden, weil ſie mich ſehr lieb hatten, und weil die Frau geſagt hatte, daß aus mir einmal große Dinge werden würden. Dieſe Mahle waren ſchon ſeit ein paar Jahren Sitte, und die alten Leute waren jedesmal Gäſte dabei.

Als ich mit dem Hauptſächlichſten in der Anordnung meiner Zimmer fertig war, beſuchte ich auch meine Freunde in der Stadt, und brachte wieder manche Abenddämmerung in der Buchhandlung zu, welche mir ein lieber Aufenthalt geworden war. Wenn ich durch die Gaſſen der Stadt ging, war es mir, als hätte ich das, was ich von dem alten Manne wußte, in einem Märchenbuche geleſen; wenn ich aber wieder nach Hauſe kam, und in die Zimmer mit den alterthümlichen Gegenſtänden und mit den Bildern ging, ſo war er wieder wirklich, und paßte hieher als Vergleichsgegenſtand.

Die Spuren, welche mit einer Ankunft nach einer längeren Reiſe in einer Wohnung immer unzertrennlich verbunden ſind, namentlich, wenn man von dieſer Reiſe viele Gegenſtände mitgebracht hat, welche geordnet werden müſſen, waren endlich aus meinem Zimmer gewichen, meine Bücher ſtanden und lagen zum Gebrauche bereit, und meine Werkzeuge und Zeichnungsgeräthſchaften waren in der Ordnung, wie ich ſie für den Winter bedurfte. Dieſer Winter war aber auch ſchon ziemlich nahe. Die lezten ſchönen Spätherbſttage, die unſerer Stadt ſo gerne zu Theil werden, waren vorüber, und die neblige naſſe und kalte Zeit hatte ſich eingeſtellt.

In unſerem Hauſe war während meiner Abweſenheit eine Veränderung eingetreten. Meine Schweſter Klotilde, welche bisher immer ein Kind geweſen war, war in dieſem Sommer plözlich ein erwachſenes Mädchen geworden. Ich ſelber hatte mich bei meiner Rückkehr ſehr darüber verwundert, und ſie kam mir beinahe ein wenig fremd vor.

Dieſe Veränderung brachte für den kommenden Winter auch eine Veränderung in unſer Haus. Unſer Leben war für die Hauptſtadt eines großen Reiches bisher ein ſehr einfaches und beinah ländliches geweſen. Der Kreis der Familien, mit denen wir verkehrten, hatte keine große Ausdehnung gehabt, und auch da hatten ſich die Zuſammenkünfte mehr auf gelegentliche Beſuche oder auf Spiele der Kinder im Garten beſchränkt. Jetzt wurde es anders. Zu Klotilden kamen Freundinen, mit deren Eltern wir in Verbindung geweſen waren, dieſe hatten wieder Verwandte und Bekannte, mit denen wir nach und nach in Beziehungen geriethen. Es kamen Leute zu uns, es wurde Muſik gemacht, vorgeleſen, wir kamen auch zu anderen Leuten, wo man ſich ebenfalls mit Muſik und ähnlichen Dingen unterhielt. Dieſe Verhältniſſe übten aber auf unſer Haus keinen ſo weſentlichen Einfluß aus, daß ſie dasſelbe umgeſtaltet hätten. Ich lernte außer den Freunden, die ich ſchon hatte, und an deren Art und Weiſe ich gewöhnt war, noch neue kennen. Sie hatten meiſtens ganz andere Beſtrebungen als ich, und ſchienen mir in den meiſten Dingen überlegen zu ſein. Sie hielten mich auch für beſonders, und zwar zuerſt darum, weil die Art der Erziehung in unſerem Hauſe eine andere geweſen war als in anderen Häuſern, und dann, weil ich mich mit anderen Dingen beſchäftigte, als auf die ſie ihre Wünſche und Begierden richteten. Ich vermuthete, daß ſie mich wegen meiner Sonderlichkeit geringer achteten als ſich unter einander ſelbſt.

Sie erwieſen meiner Schweſter große Aufmerkſamkeiten, und ſuchten ihr zu gefallen. Die jungen Leute, welche in unſer Haus kommen durften, waren nur lauter ſolche, deren Eltern zu uns eingeladen waren, die wir auch beſuchten, und an deren Sitten ſich kein Bedenken erhob. Meine Schweſter wußte nicht, daß ihr die Männer gefallen wollten, und ſie achtete nicht darauf. Ich aber kam in jenen Tagen, wenn mir einfiel, daß meine Schweſter einmal einen Gatten haben werde, immer auf den nehmlichen Gedanken, daß dies kein anderer Mann ſein könne, als der ſo wäre wie der Vater.

Auch mich zogen dieſe jungen Männer und andere, die nicht eben der Schweſter willen in das Haus kamen, öfter in ihre Geſpräche, ſie erzählten mir von ihren Anſichten Beſtrebungen Unterhaltungen, und manche vertrauten mir Dinge, welche ſie in ihrem geheimen Inneren dachten. So ſagte mir einmal einer Namens Preborn, welcher der Sohn eines alten Mannes war, der ein hohes Amt am Hofe bekleidete, und öfter in unſer Haus kam, die junge Tarona ſei die größte Schönheit der Stadt, ſie habe einen

Wuchs, wie ihn niemand von der halben Million der Einwohner der Stadt habe, wie ihn nie irgend jemand gehabt habe, und wie ihn keine Künſtler alter und neuer Zeit darſtellen könnten. Augen habe ſie, welche Kieſel in Wachs verwandeln und Diamanten ſchmelzen könnten. Er liebe ſie mit ſolcher Heftigkeit, daß er manche Nacht ohne Schlaf auf ſeinem Lager liege, oder in ſeiner Stube herum wandle. Sie lebe nicht hier, komme aber öfter in die Stadt, er werde ſie mir zeigen, und ich müſſe ihm als Freund in ſeiner Lage beiſtehen.

Ich dachte, daß vieles in dieſen Worten nicht Ernſt ſein könne. Wenn er das Mädchen ſo ſehr liebe, ſo hätte er es mir oder einem andern gar nicht ſagen ſollen, auch wenn wir Freunde geweſen wären. Freunde waren wir aber nicht, wenn man das Wort in der eigentlichen Bedeutung nimmt, wir waren es nur, wie man es in der Stadt mit einer Redeweiſe von Leuten nennt, die einander ſehr bekannt ſind, und mit einander öfter umgehen. Und endlich konnte er ja keinen Beiſtand von mir erwarten, der ich in der Art mit Menſchen umzugehen nicht ſehr bewandert war, und in dieſer Hinſicht weit unter ihm ſelber ſtand.

Ich beſuchte zuweilen auch den einen oder den anderen dieſer jungen Leute außer der Zeit, in der wir in Begleitung unſerer Eltern zuſammenkamen, und da war ebenfalls öfter von Mädchen die Rede. Sie ſagten, wie ſie dieſe oder jene lieben, ſich vergeblich nach ihr ſehnen, oder von ihr Zeichen der Gegenneigung erhalten hätten. Ich dachte, das ſollten ſie nicht ſagen; und wenn ſie eine muthwillige Bemerkung über die Geſtalt oder das Benehmen eines Mädchens ausdrückten, ſo erröthete ich, und es war mir, als wäre meine Schweſter beleidigt worden.

Ich ging nun öfter in die Stadt, und betrachtete aufmerkſamer den alten Bau unſeres Erzdomes. Seit ich die Zeichnungen von Bauwerken in dem Roſenhauſe ſo genau und in ſolcher Menge angeſehen hatte, waren mir die Bauwerke nicht mehr ſo fremd wie früher. Ich ſah ſie gerne an, ob ſie irgend etwas Ähnliches mit den Gegenſtänden hätten, die ich in den Zeichnungen geſehen hatte. Auf meiner Reiſe von dem Roſenhauſe in das Gebirgsthal, in welchem ich mich ſpäter aufgehalten hatte, und von dieſem Gebirgsthale bis zu dem Schiffe, das mich zur Heimreiſe aufnehmen ſollte, war mir nichts beſonders Betrachtenswerthes vorgekommen. Nur einige Wegſäulen ſehr alter Art erinnerten an die reinen und anſpruchloſen Geſtalten, wie ich ſie bei dem Meiſter auf dem reinen Papier mit reinen Linien geſehen hatte. Aber in der Niſche der einen Wegſäule war ſtatt des Standbildes, das einſt darinnen geweſen war, und auf welches der Sockel noch hinwies, ein neues Gemälde mit bunten Farben gethan worden, in der anderen fehlte jede Geſtalt. Auf meiner Stromesfahrt kam ich wohl an Kirchen und Burgen vorüber, die der Beachtung werth ſein mochten, aber mein Zweck führte mich in dem Schiffe weiter. An dem Erzdome ſah ich beinahe alle Geſtalten von Verzierungen Simſen Bögen Säulen und größeren Theilwerken, wie ich ſie auf dem Papier im Roſenhauſe geſehen hatte. Es ergözte mich, in meiner Erinnerung dieſe Geſtalten mit den geſehenen zu vergleichen, und ſie gegenſeitig abzuſchäzen.

Auch in Beziehung der Edelſteine fiel mir das ein, was der alte Mann in dem Roſenhauſe über die Faſſung derſelben geſagt hatte. Es gab Gelegenheit genug, gefaßte Edelſteine zu ſehen. In unzähligen Schaufenſtern der Stadt liegen Schmuckwerke zur Anſicht und zur Verlockung zum Kaufe aus. Ich betrachtete ſie überall, wo ſie mir auf meinem Wege aufſtießen, und ich mußte denken, daß der alte Mann Recht habe. Wenn ich mir die Zeichnungen von Kreuzen Roſen Sternen Niſchen und dergleichen Dingen an mittelalterlichen Baugegenſtänden, wie ich ſie im Roſenhauſe geſehen hatte, vergegenwärtigte, ſo waren ſie viel leichter zarter, und ich möchte den Ausdruck gebrauchen, inniger als dieſe Sachen hier, und waren doch nur Theile von Bauwerken, während dieſe Schmuck ſein ſollten. Mir kam wirklich vor, daß ſie, wie er geſagt hatte, unbeholſen in Gold und unbeholſen in den Edelſteinen ſeien. Nur bei einigen Verkaufsorten, die als die vorzüglichſten galten, fand ich eine Ausnahme. Ich ſah, daß dort die Faſſungen ſehr einfach waren, ja daß man, wenn die Edelſteine einmal eine größere Geſtalt und einen höheren Werth annahmen, ſchier gar keine Faſſung mehr machte, ſondern nur ſo viel von Gold oder kleinen Diamanten anwendete, als unumgänglich nöthig ſchien, die Dinge nehmen und an dem menſchlichen Körper befeſtigen zu können. Mir ſchien dieſes ſchon beſſer, weil hier die Edelſteine allein den Werth und die Schönheit darſtellen ſollten. Ich dachte aber in meinem Herzen, daß die Edelſteine, wie ſchön ſie auch ſeien, doch nur Stoffe wären, und daß es viel vorzüglicher ſein müßte, wenn man ſie, ohne daß ihre Schönheit einen Eintrag erhielte, doch auch mit einer Geſtalt umgäbe, welche außer der Lieblichkeit des Stoffes auch den Geiſt des Menſchen ſehen ließe, der hier thätig war, und an dem man Freude haben könnte. Ich nahm mir vor, wenn ich wieder zu meinem alten Gaſtfreunde käme, mit ihm über die Sache zu reden. Ich ſah, daß ich in dem Roſenhauſe etwas Erſprießliches gelernt hatte.

Ich wurde bei jener Gelegenheit zufällig mit dem Sohne eines Schmuckhändlers bekannt, welcher als der vorzüglichſte in der Stadt galt. Er zeigte mir öfter die werthvolleren Gegenſtände, die ſie in dem Verkaufsgewölbe hatten, die aber nie in einem Schaufenſter lagen, er erklärte mir dieſelben, und machte mich auf die Merkmale aufmerkſam, an denen man die Schönheit der Edelſteine erkennen könne. Ich getraute mir nie, meine Anſichten über die Faſſung derſelben darzulegen. Er verſprach mir, mich näher in die Kenntniß der Edelſteine einzuführen, und ich nahm es recht gerne an.

Weil ich durch meine Gebirgswanderungen an viele Bewegung gewöhnt war, ſo ging ich alle Tage entweder durch Theile der Stadt herum, oder ich machte einen Weg in den Umgebungen derſelben. Das Zuträgliche der ſtarken Gebirgsluſt erſetzte mir hier die Herbſtluſt, die immer rauher wurde, und ich ging ihr ſehr gerne entgegen, wenn ſie mit Nebeln gefüllt oder hart von den Bergen her wehte, die gegen Weſten die Umgebungen unſerer Stadt ſäumten.

Ich fing auch in jener Zeit an, das Theater zuweilen zu beſuchen. Der Vater hatte, ſo lange wir Kinder waren, nie erlaubt, daß wir ein Schauſpiel zu ſehen bekämen. Er ſagte, es würde dadurch die Einbildungskraft der Kinder überreizt und überſtürzt, ſie behingen ſich mit allerlei willkührlichen Gefühlen, und geriethen dann in Begierden oder gar Leidenſchaften. Da wir mehr herangewachſen waren, was bei mir ſchon ſeit längerer Zeit bei der Schweſter aber kaum ſeit einem Jahre der Fall war, durften wir zu ſeltenen Zeiten das Hoftheater beſuchen. Der Vater wählte zu dieſen Beſuchen jene Stücke aus, von denen er glaubte, daß ſie uns angemeſſen wären, und unſer Weſen förderten. In die Oper oder gar in das Ballet durften wir nie gehen, eben ſo wenig durften wir ein Vorſtadttheater beſuchen. Wir ſahen auch die Aufführung eines Schauſpiels nie anders als in Geſellſchaft unſerer Eltern. Seit ich ſelbſtſtändig geſtellt war, hatte ich auch die Freiheit, nach eigener Wahl die Schauſpielhäuſer zu beſuchen. Da ich mich aber mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigte, hatte ich nach dieſer Richtung hin keinen mächtigen Zug. Aus Gewohnheit ging ich manchmal in eines von den nehmlichen Stücken, die ich ſchon mit den Eltern geſehen hatte. In dieſem Herbſte wurde es anders. Ich wählte zuweilen ſelber ein Stück aus, deſſen Aufführung im Hoftheater ich ſehen wollte.

Es lebte damals an der Hofbühne ein Künſtler, von dem der Ruf ſagte, daß er in der Darſtellung des Königs Lear von Shakeſpeare das Höchſte leiſte, was ein Menſch in dieſem Kunſtzweige zu leiſten im Stande ſei. Die Hofbühne ſtand auch in dem Rufe der Muſteranſtalt für ganz Deutſchland. Es wurde daher behauptet, daß es in deutſcher Sprache auf keiner deutſchen Bühne etwas gäbe, was jener Darſtellung gleich käme, und ein großer Kenner von Schauſpieldarſtellungen ſagte in ſeinem Buche über dieſe Dinge von dem Darſteller des Königs Lear auf unſerer Hofbühne, daß es unmöglich wäre, daß er dieſe Handlung ſo darſtellen könnte, wie er ſie darſtellte, wenn nicht ein Strahl jenes wunderbaren Lichtes in ihm lebte, wodurch dieſes Meiſterwerk erſchaffen, und mit unübertrefflicher Weisheit ausgeſtattet worden iſt.

Ich beſchloß daher, da ich dieſe Umſtände erfahren hatte, der nächſten Vorſtellung des Königs Lear auf unſerer Hofbühne beizuwohnen.

Eines Tages war in den Zeitungen, die täglich zu dem Frühmahle des Vaters kamen, für die Hofbühne die Aufführung des König Lear angekündigt, und als Darſteller des Lear der Mann genannt, von dem ich geſprochen habe, und der jezt ſchon dem Greiſenalter entgegen geht. Die Jahreszeit war bereits in den Winter hinein vorgerückt. Ich richtete meine Geſchäfte ſo ein, daß ich in der Abendzeit den Weg zu dem Hoftheater einſchlagen konnte. Da ich gerne das Treiben der Stadt anſehen wollte, wie ich auf meinen Reiſen die Dinge im Gebirge unterſuchte, ging ich früher fort, um langſam den Weg zwiſchen der Vorſtadt und der Stadt zurück zu legen. Ich hatte einen einfachen Anzug angelegt, wie ich ihn gerne auf Spaziergängen hatte, und eine Kappe genommen, die ich bei meinen Reiſen trug. Es fiel ein feiner Regen nieder, obwohl es in der unteren Luft ziemlich kalt war. Der Regen war mir nicht unangenehm, ſondern eher willkommen, wenn er mir auch auf meinen Anzug fiel, an dem nicht viel zu verderben war. Ich ſchritt ſeinem Rieſeln mit Gemeſſenheit entgegen. Der Weg zwiſchen den Bäumen auf dem freien Raume vor der Stadt war durch das Eis, welches ſich bildete, gleichſam mit Glas überzogen, und die Leute, welche vor und neben mir gingen, glitten häufig aus. Ich war an ſchwierige Wege gewöhnt, und ging auf der Mitte der Eisbahn ohne Beſchwerde fort. Die Zweige der Bäume glänzten in der Nachbarſchaft der brennenden Laternen, ſonſt war es überall finſtere Nacht, und der ganze Raum und die Mauern der Stadt waren in ihrer Dunkelheit verborgen. Als ich von dem Gehwege in die Fahrſtraße einbog, raſſelten viele Wägen an mir vorüber, und die Pferde zerſtampften und die Räder zerſchnitten die ſich bildende Eisdecke. Die meiſten von ihnen, wenn auch nicht alle, fuhren in das Theater. Mir kam es beinahe ſonderbar vor, daß ſie und ich ſelber in dieſem unfreundlichen Wetter einem Raume zuſtrebten, in welchem eine erlogene Geſchichte vorgeſpiegelt wird. So kam ich in die erleuchtete Überwölbung, in der die Wägen hielten, ich wendete mich von ihr in den Eingang, kaufte meine Karte, ſteckte meine Kappe in die Taſche meines Überrockes, gab dieſen in das Kleiderzimmer, und trat in den hellen ebenerdigen Raum des Darſtellungsſaales.

Ich hatte von meinem Vater die Gewohnheit angenommen, nie von oben herab oder von großer Entfernung die Darſtellung eines Schauſpieles zu ſehen, weil man die Menſchen, welche die Handlung darſtellen, in ihrer gewöhnlichen Stellung nicht auf die obere Fläche ihres Kopfes oder ihrer Schultern ſehen ſoll, und weil man ihre Mienen und Geberden ſoll betrachten können. Ich blieb daher ungefähr am Ende des erſten Drittheiles der Länge des Raumes ſtehen, und wartete, bis ſich der Saal füllen würde, und die Glocke zum Beginne des Stückes tönte.

Sowohl die gewöhnlichen Size als auch die Logen füllten ſich ſehr ſtark mit gepuzten Leuten, wie es Sitte war, und wahrſcheinlich von dem Rufe des Stückes und des Schauſpielers angezogen, ſtrömte heute eine weit größere und gemiſchtere Menge, wie man bei dem erſten Blicke erkennen konnte, in dieſe Räume. Männer, die neben mir ſtanden, ſprachen dieſes aus, und in der That war in der Verſammlung manche Geſtalt zu ſehen, die von den entfernteſten Theilen der Vorſtädte gekommen ſein mußte. Die meiſten, da endlich gleichſam Haupt an Haupt war, blickten neugierig nach dem Vorhange der Bühne. Es war damals nicht meine Gewohnheit, und iſt es jezt auch noch nicht, in überfüllten Räumen die Menge der Menſchen die Kleider den Puz die Lichter die Angeſichter und dergleichen zu betrachten. Ich ſtand alſo ruhig, bis die Muſik begann und endete, bis ſich der Vorhang hob, und das Stück den Anfang nahm.

Der König trat ein, und war, wie er ſpäter von ſich ſagte, jeder Zoll ein König. Aber er war auch ein übereilender und bedaurungswürdiger Thor. Regan Goneril und Cordelia redeten, wie ſie nach ihrem Gemüthe reden mußten, auch Kent redete ſo, wie er nicht anders konnte. Der König empfing die Reden, wie er nach ſeinem heftigen leichtſinnigen und doch liebenswürdigen Gemüthe ebenfalls mußte. Er verbannte die einfache Cordelia, die ihre Antwort nicht ſchmücken konnte, der er deſto heftiger zürnte, da ſie früher ſein Liebling geweſen war, und gab ſein Reich den beiden anderen Töchtern, Regan und Goneril, die ihm auf ſeine Frage, wer ihn am meiſten liebe, mit übertriebenen Ausdrücken ſchmeichelten, und ihm dadurch, wenn er der Betrachtung fähig geweſen wäre, ſchon die Unächtheit ihrer Liebe darthaten, was auch die edle Cordelia mit ſolchem Abſcheu erfüllte, daß ſie auf die Frage, wie ſie den Vater liebe, weniger zu antworten wußte, als ſie vielleicht zu einer anderen Zeit, wo das Herz ſich freiwillig öffnete, geſagt hätte. Gegen Kent, der Cordelia vertheidigen wollte, wüthete er, und verbannte ihn ebenfalls, und ſo ſieht man bei dieſer heftigen und kindiſchen Gemüthsart des Königs üblen Dingen entgegen.

Ich kannte dieſes Schauſpiel nicht, und war bald von dem Gange der Handlung eingenommen.

Der König wohnt nun mit ſeinen hundert Rittern im erſten Monate bei der einen Tochter, um im zweiten dann bei der anderen zu ſein, und ſo abwechſelnd fortzufahren, wie es bedungen war. Die Folgen dieſer ſchwachen Maßregel zeigten ſich auch im Lande. In dem hohen Hauſe Gloſters empört ſich ein unehelicher Sohn gegen den Vater und den rechtmäßigen Bruder, und ruft unnatürliche Dinge in die Welt, da auch in des Königs Hauſe unnatürliche und unzweckmäßige Dinge geſchahen. In dem Hofhalte der Tochter und in der in dieſen Hofhalt eingepflanzten zweiten Hofhaltung des Königs und ſeiner hundert Ritter entſtehen Anſtände und Widrigkeiten, und die Entgegnungen der Tochter gegen das Thun des Königs und ſeines Gefolges ſind ſehr begreiflich aber faſt unheimlich. Beinahe herzzerreißend iſt nun die treuherzige faſt blöde Zuverſicht des Königs, womit er die eine Tochter, die mit ſchnöden Worten ſeinen Handlungen entgegen getreten war, verläßt, um zu der anderen ſanfteren zu gehen, die ihn mit noch härterem Urtheile abweiſt. Sein Diener iſt hier in den Stock geſchlagen, er ſelber findet keine Aufnahme, weil man nicht vorbereitet iſt, weil man die andere Schweſter erwartet, die man aufnehmen muß, man räth dem König, zu der verlaſſenen Tochter zurückzukehren, und ſich ihren Maßregeln zu fügen. Bei dem Könige war vorher blindes Vertrauen in die Töchter, Übereilung im Urtheile gegen Cordelia Leichtſinn in Vergebung der Würden: jetzt entſteht Reue Scham Wuth und Raſerei. Er will nicht zu der Tochter zurückkehren, eher geht er in den Sturm und in das Ungewitter auf die Haide hinaus, die gegen ihn wüthen dürfen, denen er ja nichts geſchenkt hat. Er tritt in die Wüſte bei Nacht Sturm und Ungewitter, der Greis gibt die weißen Haare den Winden preis, da er auf der Haide vorſchreitet, von niemanden begleitet als von dem Narren, er wirft den Mantel in die Luft, und da er ſich in Ausdrücken erſchöpft hat, weiß er nichts mehr als die Worte: Lear! Lear! Lear! aber in dieſem einzigen Worte liegt ſeine ganze vergangene Geſchichte und liegen ſeine ganzen gegenwärtigen Gefühle. Er wirft ſich ſpäter dem Narren an die Bruſt, und ruft mit Angſt: Narr, Narr! ich werde raſend — ich möchte nicht raſend werden — nur nicht toll! Da er die drei lezten Worte milder ſagte, gleichſam bittend, ſo floſſen mir die Thränen über die Wangen herab, ich vergaß die Menſchen herum, und glaubte die Handlung als eben geſchehend. Ich ſtand, und ſah unverwandt auf die Bühne. Der König wird nun wirklich toll, er kränzt ſich in den Tagen nach jener Sturmnacht mit Blumen, ſchwärmt auf den Hügeln und Haiden, und hält mit Bettlern einen hohen Gerichtshof. Es iſt indeſſen ſchon Botſchaft an ſeine Tochter Cordelia gethan worden, daß Regan und Goneril den Vater ſchnöd behandeln. Dieſe war mit Heeresmacht gekommen, um ihn zu retten. Man hatte ihn auf der Haide gefunden, und er liegt nun im Zelte Cordelias, und ſchläft. Während der lezten Zeit iſt er in ſich zuſammengeſunken, er iſt, während wir ihn ſo vor uns ſahen, immer älter, ja gleichſam kleiner geworden. Er hatte lange geſchlafen, der Arzt glaubt, daß der Zuſtand der Geiſteszerrüttung nur in der übermannenden Heftigkeit der Gefühle gelegen war, und daß ſich ſein Geiſt durch die lange Ruhe und den erquickenden Schlaf wieder ſtimmen werde. Der König erwacht endlich, blickt die Frau an, hat nicht den Muth, die vor ihm ſtehende Cordelia als ſolche zu erkennen, und ſagt im Mißtrauen auf ſeinen Geiſt mit Verſchämtheit, er halte dieſe fremde Frau für ſein Kind Cordelia. Da man ihn ſanft von der Wahrheit ſeiner Vorſtellung überzeugt, gleitet er ohne Worte von dem Bette herab, und bittet knieend und händefaltend ſein eigenes Kind ſtumm um Vergebung. Mein Herz war in dem Augenblicke gleichſam zermalmt, ich wußte mich vor Schmerz kaum mehr zu faſſen. Das hatte ich nicht geahnt, von einem Schauſpiele war ſchon längſt keine Rede mehr, das war die wirklichſte Wirklichkeit vor mir. Der günſtige Ausgang, welchen man den Aufführungen dieſes Stückes in jener Zeit gab, um die fürchterlichen Gefühle, die dieſe Begebenheit erregt, zu mildern, that auf mich keine Wirkung mehr, mein Herz ſagte, daß das nicht möglich ſei, und ich wußte beinahe nicht mehr, was vor mir und um mich vorging. Als ich mich ein wenig erholt hatte, that ich faſt ſcheu einen Blick auf meine Umgebung, gleichſam, um mich zu überzeugen, ob man mich beobachtet habe. Ich ſah, daß alle Angeſichter auf die Bühne blickten, und daß ſie in ſtarker Erregung gleichſam auf den Schauplaz hingeheftet ſeien. Nur in einer ebenerdigen Loge ſehr nahe bei mir ſaß ein Mädchen, welches nicht auf die Darſtellung merkte, ſie war ſchneebleich, und die Ihrigen waren um ſie beſchäftigt. Sie kam mir unbeſchreiblich ſchön vor. Das Angeſicht war von Thränen übergoſſen, und ich richtete meinen Blick unverwandt auf ſie. Da die bei ihr Anweſenden ſich um und vor ſie ſtellten, gleichſam um ſie vor der Betrachtung zu decken, empfand ich mein Unrecht, und wendete die Augen weg.

Das Stück war indeſſen aus geworden, und um mich entſtand die Unruhe, die immer mit dem Fortgehen aus einem Schauſpielhauſe verbunden iſt. Ich nahm mein Taſchentuch heraus, wiſchte mir die Stirne und die Augen ab, und richtete mich zum Fortgehen. Ich ging in das Kleiderzimmer, holte mir meinen Überrock, und zog ihn an. Als ich in den Vorſaal kam, war dort ein ſehr ſtarkes Gedränge, und da er mehrere Ausgänge hatte, wogten die Menſchen vielfach hin und her. Ich gab mich einem größeren Zuge hin, der langſam bei dem Hauptausgange ausmündete. Plötzlich war es mir, als ob ſich meinen Blicken, die auf den Ausgang gerichtet waren, ganz nahe etwas zur Betrachtung aufdrängte. Ich zog ſie zurück, und in der That hatte ich zwei große ſchöne Augen den meinigen gegenüber, und das Angeſicht des Mädchens aus der ebenerdigen Loge war ganz nahe an dem meinigen. Ich blickte ſie feſt an, und es war mir, als ob ſie mich freundlich anſähe, und mir lieblich zulächelte. Aber in dem Augenblicke war ſie vorüber. Sie war mit einem Menſchenſtrome aus dem Logengange gekommen, dieſer Strom hatte unſeren Zug gekreuzt, und ſtrebte bei einem Seitengange hinaus. Ich ſah ſie nur noch von rückwärts, und ſah, daß ſie in einen ſchwarzſeidenen Mantel gehüllt war. Ich war endlich auch bei dem Hauptausgange hinausgekommen. Dort zog ich erſt meine Kappe aus der Taſche des Überrockes, ſetzte ſie auf, und blieb noch einen Augenblick ſtehen, und ſah den abfahrenden Wägen nach, die ihre rothen Laternenlichter in die trübe Nacht hinaustrugen. Es regnete noch viel dichter als bei meinem Hereingehen. Ich ſchlug den Weg nach Hauſe ein. Ich gelangte aus den fahrenden Wägen, ich gelangte aus dem größeren Strome der Menſchen, und bog in den vereinſamteren Weg ein, der im Freien durch die Reihen der Bäume der Vorſtadt zuführte. Ich ſchritt neben den düſteren Laternen vorbei, kam wieder in die Gaſſen der Vorſtadt, durchging ſie, und war endlich in dem Hauſe meiner Eltern.

Es war beinahe Mitternacht geworden. Die Mutter, welche es ſich bei ſolchen Gelegenheiten nicht nehmen läßt, beſonders auf die Geſundheit der Ihrigen bedacht zu ſein, war noch angekleidet, und wartete meiner im Speiſezimmer. Die Magd, welche mir die Wohnung geöffnet hatte, ſagte mir dieſes, und wies mich dahin. Die Mutter hatte noch ein Abendeſſen für mich in Bereitſchaft, und wollte, daß ich es einnehme. Ich ſagte ihr aber, daß ich noch zu ſehr mit dem Schauſpiele beſchäftigt ſei, und nichts eſſen könne. Sie wurde beſorgt, und ſprach von Arznei. Ich erwiederte ihr, daß ich ſehr wohl ſei, und daß mir gar nichts als Ruhe noth thue.

„Nun, wenn dir Ruhe noth thut, ſo ruhe," ſagte ſie, „ich will dich nicht zwingen, ich habe es gut gemeint."

„Gut gemeint wie immer, theure Mutter," antwortete ich, „darum danke ich auch."

Ich ergrif ihre Hand, und küßte ſie. Wir wünſchten uns gegenſeitig eine gute Nacht, nahmen Lichter, und begaben uns auf unſere Zimmer.

Ich entkleidete mich, legte mich auf mein Bett, löſchte die Lichter aus, und ließ mein heftiges Herz nach und nach in Ruhe kommen. Es war ſchon beinahe gegen Morgen, als ich einſchlief.

Das erſte, was ich am andern Tage that, war, daß ich den Vater um die Werke Shakeſpeare's aus ſeiner Bücherſammlung bath, und ſie, da ich ſie hatte, in meinem Zimmer zur Leſung für dieſen Winter zurecht legte. Ich übte mich wieder im Engliſchen, damit ich ſie nicht in einer Überſezung leſen müſſe.

Als ich im vergangenen Sommer von meinem alten Gaſtfreunde Abſchied genommen hatte, und an dem Saume ſeines Waldes auf der Landſtraße dahin ging, waren mir zwei in einem Wagen fahrende Frauen begegnet. Damals hatte ich gedacht, daß das menſchliche Angeſicht der beſte Gegenſtand für das Zeichnen ſein dürfte. Dieſer Gedanke fiel mir wieder ein, und ich ſuchte mir Kenntniſſe über das menſchliche Antliz zu verſchaffen. Ich ging in die kaiſerliche Bilderſammlung, und betrachtete dort alle ſchönen Mädchenköpfe, welche ich abgemalt fand. Ich ging öfter hin, und betrachtete die Köpfe. Aber auch von lebenden Mädchen, mit denen ich zuſammentraf, ſah ich die Angeſichter an, ja ich ging an trockenen Wintertagen auf öffentliche Spaziergänge, und ſah die Angeſichter der Mädchen an, die ich traf. Aber unter allen Köpfen ſowohl den gemalten als auch den wirklichen war kein einziger, der ein Angeſicht gehabt hätte, welches ſich an Schönheit nur entfernt mit dem hätte vergleichen können, welches ich an dem Mädchen in der Loge geſehen hatte. Dieſes Eine wußte ich, obwohl ich mir das Angeſicht eigentlich gar nicht mehr vorſtellen konnte, und obwohl ich es, wenn ich es wieder geſehen hätte, nicht erkannt hätte. Ich hatte es in einer Ausnahmsſtellung geſehen, und im ruhigen Leben mußte es gewiß ganz anders ſein.

Mein Vater hatte ein Bild, auf welchem ein leſendes Kind gemalt war. Es hatte eine ſo einfache Miene, nichts war in derſelben als die Aufmerkſamkeit des Leſens, man ſah auch nur die eine Seite des Angeſichtes, und doch war alles ſo hold. Ich verſuchte das Angeſicht zu zeichnen; allein ich vermochte durchaus nicht die einfachen Züge, von denen noch dazu das Auge nicht zu ſehen war, ſondern durch das Lid beſchattet wurde, auch nur entfernt mit Linien wieder zu geben. Ich durfte mir das Bild herabnehmen, ich durfte ihm eine Stellung geben, wie ich wollte, um die Nachahmung zu verſuchen; ſie gelang nicht, wenn ich auch alle meine Fertigkeit, die ich im Zeichnen anderer Gegenſtände bereits hatte, darauf anwendete. Der Vater ſagte mir endlich, daß die Wirkung dieſes Bildes vorzüglich in der Zartheit der Farbe liege, und daß es daher nicht möglich ſei, dieſelbe in ſchwarzen Linien nachzuahmen. Er machte mich überhaupt, da er meine Beſtrebungen ſah, mehr mit den Eigenſchaften der Farben bekannt, und ich ſuchte mich auch in dieſen Dingen zu unterrichten und zu üben.

Sonderbar war es, daß ich nie auf den Gedanken kam, meine Schweſter zu betrachten, ob ihre Züge zum Nachzeichnen geeignet wären, oder den Wunſch hegte, ihr Angeſicht zu zeichnen, obgleich es in meinen Augen nach dem des Mädchens in der Loge das ſchönſte auf der Welt war. Ich hatte nie den Muth dazu. Oft kam mir auch jezt noch der Gedanke, ſo ſchön und rein wie Klotilde könne doch nichts mehr auf der Erde ſein; aber da fielen mir die Züge des weinenden Mädchens ein, das die Ihrigen zu beruhigen geſtrebt hatten, und von dem ich mir einbildete, daß es mich im Vorſaale des Theaters freundlich angeblickt habe, und ich mußte ſie vorziehen. Ich konnte ſie mir zwar nicht vorſtellen; aber es ſchwebte mir ein unbeſtimmtes dunkles Bild von Schönheit vor der Seele. Die Freundinnen meiner Schweſter oder andere Mädchen, mit denen ich gelegentlich zuſammen kam, hatten manche liebe angenehme Eigenſchaften in ihrem Angeſichte, ich betrachtete ſie, und dachte mir, wie dieſes oder jenes zu zeichnen wäre; aber ich mochte ſie ebenfalls nie erſuchen, und ſo kam ich nicht dazu, ein lebendes vor mir befindliches Angeſicht zu zeichnen. Ich wiederholte alſo die Züge in der Erinnerung oder zeichnete nach Gemälden. Man machte mich endlich auch darauf aufmerkſam, daß ich immer Mädchenköpfe entwerfe. Ich war beſchämt, und begann ſpäter Männer Greiſe Frauen ja auch andere Theile des Körpers zu zeichnen, ſo weit ich ſie in Vorlagen oder Gipsabgüſſen bekommen konnte.

Troz dieſer Beſtrebungen, welchen nach dem Grundſaze unſers Hauſes kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, vernachläßigte ich meine Hauptbeſchäftigung doch nicht. Es that mir ſehr wohl, zu Hauſe unter meinen Sammlungen herum zu gehen, ich dachte oft an die Worte des alten Mannes in dem Roſenhauſe, und im Gegenſaze zu den Feſten, zu denen ich geladen war, oder ſelbſt zu Spaziergängen und Geſchäftsbeſuchen war mir meine Wohnung wie eine holde bedeutungsvolle Einſamkeit, die mir noch lieber wurde, weil ihre Fenſter auf Gärten und wenig geräuſchvolle Gegenden hinausgingen.

Die Heiterkeiten wurden in der Stadt immer größer, je näher der Winter ſeinem Ende zuging, und ich hatte in dieſer Hinſicht und oft auch in anderer mehr Urſache und Pflicht zu dieſer oder jener Familie einen Gang zu thun.

Bei einer ſolchen Gelegenheit ereignete ſich mit mir ein Vorfall, der mich nach dem Beiwohnen bei der Aufführung des Lear in jenem Winter am meiſten beſchäftigte.

Wir waren ſeit Jahren mit einer Familie ſehr befreundet, welche in der Hofburg wohnte. Es war die Wittwe und Tochter eines berühmten Mannes, der einmal in großem Anſehen geſtanden war. Da der Vater ein bedeutendes Hofamt bekleidet hatte, wurde die Tochter nach ſeinem Tode auch ein Hoffräulein, weßhalb ſie mit der Mutter in der Burg wohnte. Von den Söhnen war einer in der Armee, der andere bei einer Geſandtſchaft. Wenn das Fräulein nicht eben im Dienſte war, wurde zuweilen

Abends ein kleiner Kreis zur Mutter geladen, in welchem etwas vorgeleſen, geſprochen, oder Muſik gemacht wurde. Da die Mutter etwas älter wurde, ſpielte man ſogar zuweilen Karten. Wir waren öfter an ſolchen Abenden bei dieſer Familie. In jenem Winter hatte ich ein Buch, welches mir von der Mutter des Hoffräuleins war geliehen worden, länger behalten, als es eigentlich die Höflichkeit erlaubte. Deßhalb ging ich eines Mittags hin, um das Buch perſönlich zu überbringen, und mich zu entſchuldigen. Als ich von dem äußeren Burgplaze durch das hohe Gewölbe des Gehweges in den inneren gekommen war, fuhren eben aus dem Hofe zu meiner Rechten mehrere Wägen heraus, die meinen Weg kreuzten, und mich zwangen, eine Weile ſtehen zu bleiben. Es ſtanden noch mehrere Menſchen neben mir, und ich fragte, was dieſe Wägen bedeuteten.

„Es ſind Glückwünſche, welche dem Kaiſer nach ſeiner Wiedergeneſung von großen Herren abgeſtattet worden ſind, und welche er eben angenommen hatte,“ ſagte ein Mann neben mir.

Der lezte der Wägen war mit zwei Rappen beſpannt, und in ihm ſaß ein einzelner Mann. Er hatte den Hut neben ſich liegen, und trug die weißen Haare frei in der winterlichen Luft. Der Überrock war ein wenig offen, und unter ihm waren Ordensſterne ſichtbar. Als der Wagen bei mir vorüberfuhr, ſah ich deutlich, daß mein alter Gaſtfreund, der mich in dem Roſenhauſe ſo wohlwollend aufgenommen hatte, in demſelben ſize. Er fuhr ſchnell vorbei, wie es bei Wägen dieſer Art Sitte iſt, und ſchlug die Richtung nach der Stadt ein. Er fuhr bei dem Thore aus der Burg, an welchem die zwei Rieſen als Simsträger angebracht ſind. Ich wollte jemand von meinen Nachbaren fragen, wer der Mann ſei; aber da von den Wägen, welche die Fußgänger aufgehalten hatten, der ſeinige der lezte geweſen, und der Weg ſodann frei war, ſo waren alle Nachbaren bereits ihrer Wege gegangen, und diejenigen, welche jezt neben mir waren, hatten die Wägen nicht in der Nähe geſehen.

Ich ging daher über den Hof, und ſtieg über die ſogenannte Reichskanzleitreppe empor.

Ich traf die alte Frau allein, übergab ihr das Buch, und ſagte meine Entſchuldigungen.

Im Verlaufe des Geſpräches erwähnte ich des Mannes, den ich in dem Wagen geſehen hatte, und fragte, ob ſie nicht wiſſe, wer er ſei. Sie wußte von gar nichts.

„Ich habe nicht bei den Fenſtern hinabgeſchaut," ſagte ſie, „es geht vieles auf dem großen Hofe vor, ich achte nicht darauf. Ich habe gar nicht gewußt, daß bei dem Kaiſer eine Vorfahrt geweſen iſt, er war vorgeſtern noch nicht ganz geſund. Da mein Mann noch lebte, haben wir immer die Ausſicht auf den großen Plaz der Hofburg gehabt, und wie bedeutende Dinge da auch vorgehen, ſo wiederholen ſich doch immer die nehmlichen, wenn man viele Jahre zuſchaut; und endlich ſchaut man gar nicht mehr zu, und hat herinnen ein Buch oder ſein Strickzeug, wenn draußen in das Gewehr gerufen wird, oder Reiter zu hören ſind, oder Wagen rollen."

„Wer iſt denn von denen, die in der Aufwartung bei dem Kaiſer wegfuhren, in dem lezten Wagen geſeſſen, Henriette?" fragte ſie ihre eben eintretende Tochter, das Hoffräulein.

„Das iſt der alte Riſach geweſen," antwortete dieſe, „er iſt eigens hereingekommen, um ſich Seiner Majeſtät vorzuſtellen, und ſeine Freude über deſſen Wiedergeneſung auszudrücken."

Ich hatte in meiner Jugend öfter den Namen Riſach nennen gehört, allein ich hatte damals ſo wenig darauf geachtet, was ein Mann, deſſen Namen ich hörte, thue, daß ich jezt gar nicht wußte, wer dieſer Riſach ſei. Ich fragte daher mit jener Rückſicht, die man bei ſolchen Fragen immer beobachtet, und erfuhr, daß der Freiherr von Riſach zwar nicht die höchſten Staatswürden bekleidet habe, daß er aber in der wichtigen und ſchmerzlichen Zeit des nunmehr auch alternden Kaiſers in den belangreichſten Dingen thätig geweſen ſei, daß er mit den Männern, welche die Angelegenheiten Europa's leiteten, an der Schlichtung dieſer Angelegenheiten gearbeitet habe, daß er von fremden Herrſchern geſchäzt worden ſei, daß man gemeint habe, er werde einmal an die Spize gelangen, daß er aber dann ausgetreten ſei. Er lebe meiſtens auf dem Lande, komme aber öfter herein, und beſuche dieſen oder jenen ſeiner Freunde. Der Kaiſer achte ihn ſehr, und es dürfte noch jezt vorkommen, daß hie und da nach ſeinem Rathe gefragt werde. Er ſoll reich geheirathet, aber ſeine Frau wieder verloren haben. Überhaupt wiſſe man dieſe Verhältniſſe nicht genau.

Alles dieſes hatte mir das Hoffräulein geſagt.

„Siehſt du, meine liebe Henriette," ſprach die alte Frau, „wie ſich die Dinge in der Welt verändern. Du weißt es noch nicht, weil du noch jung biſt, und weil du nichts erfahren haſt. Das Niedrige wird hoch, das

Hohe wird niedrig, Eines wird ſo, das Andere wird anders, und ein Drittes bleibt beſtehen. Dieſer Riſach iſt ſehr oft in unſer Haus gekommen. Da uns der Vater noch zuweilen in dem alten Doktorwagen, den er hatte, und der dunkelgrün und ſchwarz angeſtrichen war, ſpazieren fahren ließ, iſt er nicht einmal ſondern oft auf dem Kutſchbocke geſeſſen, oder er iſt gar, wenn wir im Freien fuhren, und uns die Leute nicht ſehen konnten, hinten aufgeſtanden wie ein Leibdiener, denn der Wagen des Vaters hat ein Dienerbret gehabt. Wir waren kaum anders als Kinder, er war ein junger Student, der wenig Bekanntſchaft hatte, deſſen Herkunft man nicht wußte, und um den man auch nicht fragte. Wenn wir in dem Garten auf dem Landhauſe waren, ſprang er mit den Brüdern auf den hölzernen Eſel, oder ſie jagten die Hunde in das Waſſer, oder ſezten unſere Schaukel in Bewegung. Er brachte deinen Vater zu meinen Brüdern als Kameraden in das Haus. Man wußte damals kaum, wer ſchöner geweſen ſei, Riſach oder dein Vater. Aber nach einer Zeit wurde Riſach weniger geſehen, ich weiß nicht warum, es vergingen manche Jahre, und ich trat mit deinem Vater in den heiligen Stand der Ehe. Die Brüder waren als Staatsdiener zerſtreut, die Eltern waren endlich todt, von Riſach wurde oft geſprochen, aber wir kamen wenig zuſammen. Der Vater begann ſeine Thätigkeit hauptſächlich erſt dann, als Riſach ſchon ausgetreten war. Da ſitze ich jetzt nun wieder, aber in einem anderen Theile der Burg, dein Vater hat die Erde verlaſſen müſſen, du biſt nicht einmal mehr ein Kind, dienſt deiner hohen gütigen Herrin, und da von Riſach die Rede war, meinte ich, es ſeien kaum einige Jahre vergangen, ſeit er die Schaukel in unſerem Garten bewegt hat."

Ich fragte, ob nicht Riſach eine Beſitzung im Oberlande habe.

Man ſagte mir, daß er dort eine habe.

Ich wollte nicht weiter fragen, um nicht die ganze Darlegung meiner Einkehr in dieſem Sommer machen zu müſſen.

Als ich aber nach Hauſe gekommen war, erzählte ich die heutige Begegnung meinen Angehörigen bei dem Mittagseſſen. Der Vater kannte den Freiherrn von Riſach ſehr gut. Er war in früherer Zeit mehrere Male mit ihm zuſammengekommen, hatte ihn aber jetzt ſchon lange nicht geſehen. Als Anhaltspunkte, daß mein Beherberger in dem Roſenhauſe der Freiherr von Riſach geweſen ſei, dienten, daß ich ihn, wenn mich nicht in der Schnelligkeit des Fahrens eine Ähnlichkeit getäuſcht hat, ſelber geſehen habe, daß er im Oberlande eine Beſizung hat, daß er wohlhabend ſei, was mein Beherberger ſein müſſe, und daß er hohe Geiſtesgaben beſize, die mein Beherberger auch zu haben ſcheine. Man beſchloß, in dieſer Sache nicht weiter zu forſchen, da mein Beherberger mir ſeinen Namen nicht freiwillig genannt habe, und die Dinge ſo zu belaſſen, wie ſie ſeien.

Außer dieſen zwei Begebenheiten, die wenigſtens für mich von Bedeutung waren, ereignete ſich nichts in jenem Winter, was meine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch genommen hätte. Ich war viel beſchäftigt, mußte oft Stunden der Nacht zu Hilfe nehmen, und ſo ging mir der Winter weit ſchneller vorüber, als es in früheren Jahren der Fall geweſen war. Im Allgemeinen aber befriedigten mich beſonders die Hilfsmittel, die eine große Stadt zur Ausbildung gibt, und die man ſonſt nicht leicht findet.

Als die Täge ſchon länger wurden, als die eigentliche Stadtluſt ſchon aufgehört hatte, und die ſtillen Wochen der Faſtenzeit liefen, fragte ich eines Tages Preborn, weßhalb er mir denn die Gräfin Tarona nicht gezeigt habe, die er ſo liebe, die ſo ſchön ſein ſoll, und zu deren Gewinnung er meinen Beiſtand angerufen habe.

„Erſtens iſt ſie keine Gräfin,“ antwortete er mir, „ich weiß nicht genau ihren Stand, ihr Vater iſt todt, und ſie lebt in der Geſellſchaft einer reichen Mutter; aber das weiß ich, daß ſie nicht von Adel iſt, was mir ſehr zuſagt, da ich es auch nicht bin — und zweitens iſt ſie und ihre Mutter in dieſem Winter nicht in die Stadt gekommen. Das iſt die Urſache, daß ich ſie dir nicht zeigen konnte, und daß du Gelegenheit fandeſt, einen Spott gegen mich zu richten. Du mußt ſie aber vorerſt ſehen. Alle, denen heuer Schönheiten geſagt worden ſind, alle, die man gerühmt hat, alle, die geblendet haben, ſind nichts, ja ſie ſind noch weniger als nichts gegen ſie.“

Ich antwortete ihm, daß ich nicht ſpotten, ſondern die Sache einfach habe ſagen wollen.

Wie ſich der Frühling immer mehr näherte, rüſtete ich mich zu meiner Reiſe. Ich wollte heuer früher reiſen, weil ich mir vorgenommen hatte, ehe ich in die Berge ginge, einen Beſuch in dem Roſenhauſe zu machen. Mit jedem Jahre wurden meine Zurüſtungen weitläufiger, weil ich in jedem Jahre mehr Erfahrungen hatte, und meine Entwürfe weiter hinaus gingen.

Heuer hatte ich auch beſchloſſen, umfaſſendere Zeichnungswerkzeuge und ſogar Farben mitzunehmen. Wie es mit jeder Gewohnheit iſt, war es auch bei mir. Wenn ich mich in jedem Herbſte nach der Häuslichkeit zurück ſehnte, war es mir in jedem Frühlinge wie einem Zugvogel, der in jene Gegenden zurückkehren muß, die er in dem Herbſte verlaſſen hatte.

Als ſich im März in der Stadt ſchon recht liebliche Täge einſtellten, welche die Menſchen in das Freie und auf die Wälle lockten, war ich mit meinen Vorbereitungen fertig, und nachdem ich von den Meinigen den gewöhnlichen herzlichen Abſchied genommen hatte, reiſete ich eines Morgens ab.

Mir war damals ſowie jezt noch jedes Fortfahren von den Angehörigen in der Nacht ſowie das Antreten irgend einer Reiſe in der Nacht ſehr zuwider. Die Poſt ging aber damals in das Oberland erſt Abends ab, darum fuhr ich lieber in einem Miethwagen. Die Landhäuſer außer der Stadt, welche reichen Bewohnern derſelben gehörten, waren noch im Winterſchlafe. Sie waren theilweiſe in ihren Umhüllungen mit Stroh oder mit Brettern befangen, was einen großen Gegenſaz zu dem heiteren Himmel und zu den Lerchen machte, welche ſchon überall ſangen. Ich fuhr nur durch die Ebene. Da ich in den Bereich der Hügel gelangte, verließ ich den Wagen, und ſezte meinen Weg nach meiner gewöhnlichen Art in kurzen Fußreiſen fort.

Ich betrachtete wieder überall die Bauwerke, wo ſie mir als betrachtenswerth aufſtießen. Ich habe einmal irgendwo geleſen, daß der Menſch leichter und klarer zur Kenntniß und zur Liebe der Gegenſtände gelangt, wenn er Zeichnungen und Gemälde von ihnen ſieht, als wenn er ſie ſelber betrachtet, weil ihm die Beſchränktheit der Zeichnung alles kleiner und vereinzelter zuſammen faßt, was er in der Wirklichkeit groß und mit Genoſſen vereint erblickt. Bei mir ſchien ſich dieſer Ausſpruch zu beſtätigen. Seit ich die Bauzeichnungen in dem Roſenhauſe geſehen hatte, faßte ich Bauwerke leichter auf, beurtheilte ſie leichter, und ich begrif nicht, warum ich früher auf ſie nicht ſo aufmerkſam geweſen war.

Im Oberlande war es noch viel rauher, als ich es in der Stadt verlaſſen hatte. Als ich eines Morgens an der Ecke des Buchenwaldes meines Gaſtfreundes ankam, in welchem der Alizbach in die Agger fällt, war noch manches Wäſſerchen mit einer Eisrinde bedeckt. Da ich das Roſenhaus erblickte, machte es einen ganz anderen Eindruck als damals, da ich es als weiße Stelle in dem geſättigten und dunkeln Grün der Felder und Bäume unter einem ſchwülen und heißen Himmel geſehen hatte. Die Felder hatten noch mit Ausnahme der grünen Streifen der Winterſaat die braunen Schollen der nackten Erde, die Bäume hatten noch kein Knöspchen, und das Weiß des Hauſes ſah zu mir herüber, als ſähe ich es auf einem ſchwach veilchenblauen Grunde.

Ich ging auf der Straße in der Nähe von Rohrberg vorüber, und kam endlich zu der Stelle, wo der Feldweg von ihr über den Hügel zu dem Roſenhauſe hinaufführt. Ich ging zwiſchen den Zäunen und nackten Hecken dahin, ich ging auf der Höhe zwiſchen den Feldern, und ſtand dann vor dem Gitter des Hauſes. Wie anders war es jezt. Die Bäume ragten mit dem ſchwarzen oder braunlichen Gezweige nackt in die dunkelblaue Luft. Das einzige Grün waren die Gartengitter. Über die Roſenbäumchen an dem Hauſe war eine ſchöngearbeitete Decke von Stroh herabgelaſſen. Ich zog den Glockengriff, ein Mann erſchien, der mich kannte und einließ, und ich wurde zu dem Herrn geführt, der ſich eben in dem Garten befand.

Ich traf ihn in einer Kleidung wie im Sommer, nur daß ſie von wärmerem Stoffe gemacht war. Die weißen Haare hatte er wieder wie gewöhnlich unbedeckt.

Er ſchien mir wieder ſo ſehr ein Ganzes mit ſeiner Umgebung, wie er es mir im vorigem Sommer geſchienen hatte.

Man war damit beſchäftigt, die Stämme der Obſtbäume mit Waſſer und Seife zu reinigen. Auch ſah ich, wie hie und da Arbeiter auf Leitern neben den Bäumen waren, um die abgeſterbenen und überflüſſigen Äſte abzuſchneiden. Als ich im vorigen Sommer fort gegangen war, hatte mein Gaſtfreund geſagt, daß ich meine Wiederkunft vorher durch eine Botſchaft anzeigen möge, damit ich ihn zu Hauſe treffe. Er hatte aber wahrſcheinlich nicht bedacht, daß dieſes Schwierigkeiten habe, indem ich in der Regel ſelber nicht wiſſen kann, wie ſich durch Witterungsverhältniſſe oder andere Umſtände meine Vorhaben zu ändern gezwungen ſein dürften. Ich habe ihm alſo eine Botſchaft nicht geſchickt, und ihn auf meine Gefahr hin überraſcht. Er aber nahm mich ſo freundlich auf, da er mich auf ſich zuſchreiten ſah, wie er mich bei dem vorigjährigen Aufenthalte in ſeinem Hauſe freundlich behandelt hat.

Ich ſagte, er möge es ſich ſelber zuſchreiben, daß ich ihn ſchon ſo früh im Jahre in ſeinem Hauſe überfalle; er habe mich ſo wohlwollend eingeladen, und ich habe mir es nicht verſagen können, hieher zu kommen, ehe die Thäler und die Fußwege in dem Gebirge ſo frei wären, daß ich meine Beſchäftigungen in ihnen anfangen könnte.

„Wir haben eine ganze Reihe von Gaſtzimmern, wie ihr wißt," ſagte er, „wir ſehen Gäſte ſehr gerne, und ihr ſeid gewiß kein unlieber unter ihnen, wie ich euch ſchon im vergangenen Sommer geſagt habe."

Er wollte mich in das Haus geleiten, ich ſagte aber, daß ich heute erſt drei Stunden gegangen ſei, daß meine Kräfte ſich noch in ſehr gutem Zuſtande befänden, und daß er erlauben möge, daß ich hier bei ihm in dem Garten bleibe. Ich bitte ihn nur um das Einzige, daß er mein Ränzlein und meinen Stock in mein Zimmer tragen laſſe.

Er nahm das ſilberne Glöcklein, das er bei ſich trug, aus der Taſche und läutete. Der Klang war ſelbſt im Freien ſehr durchdringend, und es erſchien auf ihn eine Magd aus dem Hauſe, welcher er auftrug, mein Ränzlein, das ich mittlerweile abgenommen hatte, und meinen Stock, den ich ihr darreichte, in mein Zimmer zu tragen. Er gab ihr noch ferner einige Weiſungen, was in dem Zimmer zu geſchehen habe.

Ich fragte nach Guſtav, ich fragte nach dem Zeichner in dem Schreinerhauſe, und ich fragte ſogar nach dem weißen alten Gärtner und ſeiner Frau. Guſtav ſei geſund, erhielt ich zur Antwort, er vervollkommne ſich an Geiſt und Körper. Er ſei eben in ſeiner Arbeitsſtube beſchäftigt, er werde ſich gewiß ſehr freuen, mich zu ſehen. Der Zeichner lebe fort wie früher und ſei ſehr eifrig, und was die Gärtnerleute anbelange, ſo verändern ſich dieſe ſchon ſeit mehreren Jahren gar nicht mehr und ſeien heuer, wie ich ſie im vorigen Sommer geſehen habe. Ich fragte endlich auch noch nach dem Geſinde den Gartenarbeitern und den Meierhofleuten. Sie ſeien alle ganz wohl, wurde geantwortet, es ſei ſeit meinem vorjährigen Beſuche kein Krankheitsfall vorgekommen, und es habe auch keines der Leute eine gründliche Urſache zur Unzufriedenheit gegeben.

Nach mehreren gleichgültigen Geſprächen namentlich über die Beſchaffenheit der Wege, auf denen ich hieher gekommen war, und über das Vorrücken der Winterſaaten auf den Feldern wendete er ſich wieder mehr der Arbeit, die vor ihm geſchah, zu, und auch ich richtete meine Aufmerkſamkeit auf dieſelbe. Ich hatte mir einmal, da er mir erzählte, daß er die Baumſtämme waſchen laſſe, die Sache ſehr umſtändlich gedacht. Ich ſah aber jezt, daß ſie mittelſt Doppelleitern und Brettern ſehr einfach vor ſich gehe. Mit den langſtieligen Bürſten konnte man in die höchſten Zweige emporfahren, und da die Leute von der Zweckmäßigkeit der Maßregel feſt überzeugt waren und emſig arbeiteten, ſo ſchritt das Werk mit einer von mir nicht geahnten Schnelligkeit vor. In der That, wenn man einen gewaſchenen und gebürſteten Stamm anſah, wie er rein und glatt in der Luft ſtand, während ſein Nachbar noch rauh und ſchmuzig war, ſo meinte man, daß dem einen ſehr wohl ſein müſſe, und daß der andere verdroſſen ausſehe. Mir fiel die ſtolze Äußerung ein, die mein Gaſtfreund im vergangenen Sommer zu mir gethan hatte, daß ich nur den Stamm jenes Kirſchbaumes anſehen ſolle, ob ſeine Rinde nicht ausſähe wie feine graue Seide. Sie war wirklich wie Seide, und mußte es gerade immer mehr werden, da ſie in jedem Jahre aufs Neue gepflegt wurde.

Als wir nach einer Weile weiter in den Garten zurückgingen, ſah ich auch noch andere Arbeiten. Die Hecken wurden gebunden und geordnet, das Dornenreiſig zu den Neſtern der Vögel unter ihnen hergerichtet, die Wege von den Schäden des Winters ausgebeſſert, unter den Zwergbäumen, die ſchon beſchnitten waren, die Erde gelockert, und bei den ſchwächeren, welche Stäbe hatten, nachgeſehen, ob dieſe feſthielten und nicht etwa in der Erde abgefault wären. Es wurden losgegangene Bänder wieder geknüpft, im Gemüſegarten umgegraben, Fenſter an Winterbeeten gelüftet oder zugedeckt, die Pumpen ausgebeſſert, mancher Nagel eingeſchlagen, und endlich hie und da ein Behältniß für die Vögel gereinigt und befeſtigt.

Ich verabſchiedete mich von meinem Gaſtfreunde, da er ſehr mit der Leitung der Arbeiten beſchäftigt war, und ging allein in dem Garten herum, in Theilen, in die ich wollte. Die Vögel waren ſchon zahlreich da, ſie ſchlüpften durch die laubloſen Zweige der Bäume, und es begann ſchon hie und da ein Laut oder ein Zwitſchern. Beſonders lieblich und hell ſchallte der Geſang der aufſteigenden Lerchen von den den Garten umgebenden Feldern herein. Die Vorrichtungen zur Ernährung und Tränkung der Vögel waren wegen der Blattloſigkeit der Bäume und Geſträuche mehr ſichtbar, auch ſchaute ich mehr nach ihnen aus als bei meiner erſten Ankunft, da ich jezt bereits von ihnen wußte. Ich ſah mehrere zum Aufſtecken von Kernen dienende Gitter, von denen mir mein Gaſtfreund erzählt hatte.

Ich betrachtete auch die Zweige. Die Knospen der Blätter und der Blüthen waren ſchon ſehr geſchwollen, und harrten der Zeit, in welcher ſie aufbrechen würden.

Ich ſtieg bis zu dem großen Kirſchbaume empor, und ſah über den Garten über das Haus und auf die Berge. Eine ganz heitere dunkelblaue Luft war über alles ausgegoſſen. Dieſer ſchöne Tag, deren es in der frühen Jahreszeit noch ziemlich wenige gibt, war es auch, der meinen Gaſtfreund bewog, ſo viele Arbeiten in dem Garten zu veranlaſſen. Unter der heiteren Luft lag die Erde noch in bedeutender Öde. Ich wollte auch zu der Felderraſt hinüber gehen; allein der Weg, der am Morgen gefroren geweſen ſein mochte, war jezt weich und tief durchfeuchtet, daß das Gehen auf ihm ſehr unangenehm und verunreinigend geweſen wäre. Ich ſah die dunkeln Winterſaaten und die nackten Schollen der neben ihnen liegenden Felder eine Weile an, und ging dann wieder hinab.

Ich ging zu den Gärtnerleuten. Mir kam es nicht vor, wie mein Gaſtfreund geſagt hatte, daß ſie ſich nicht verändert hätten. Der Mann ſchien mir noch weißer geworden zu ſein. Seine Haare unterſchieden ſich nicht mehr von der Leinwand. Die Frau aber war unverändert. Sie mußte von einer ſehr reinlichkeitliebenden Familie ſtammen, weil ſie das Häuschen ſo nett hielt, und den alten Mann ſo fleckenlos und knapp heraus kleidete. Er machte mir ganz genau wieder den nehmlichen Eindruck wie im vergangenen Jahre, als ob er einer ganz anderen Beſchäftigung angehörte.

Da ich von dem Gewächshauſe gegen die Fütterungstenne ging, begegnete mir Guſtav. Er lief mit einem Rufe auf mich zu, und grüßte mich.

Der Knabe hatte ſich in kurzer Zeit ſehr geändert. Er ſtand ſehr ſchön neben mir da, und gegen die rauhe Art der Natur, die noch kein Laub kein Gras keinen Stengel keine Blume getrieben hatte, ſondern der Jahreszeit gemäß nur die braunen Schollen die braunen Stämme und die nackten Zweige zeigte, war er noch ſchöner, wie ich oft beim Zeichnen bemerkt hatte, daß zum Beiſpiele Augen der Thiere in ſtruppigen Köpfen noch glänzender erſchienen, und daß feine Kinderangeſichtchen, wenn ſie von Pelzwerk umgeben ſind, noch feiner ausſehen. Ein ſanftes Roth war auf ſeinen Wangen braune Haarfülle um die Stirne, und die großen ſchwarzen Augen waren wie bei einem Mädchen. Es war, obwohl er ſehr heiter war, faſt etwas Trauerndes in ihnen.

Wir gingen dem Plaze zu, auf welchem ſein Ziehvater beſchäftigt war. Ich erzählte ihm auf dem Wege von meinen Angehörigen; von meiner Mutter von meinem Vater und von meiner lieblichen Schweſter. Auch erzählte ich ihm von der Stadt, wie man dort lebe, was ſie für Vergnügungen biethe, was ſie für Unannehmlichkeiten habe, und wie ich in ihr meine Zeit hinbringe. Er ſagte mir, daß er jezt ſchon in die Naturlehre eingerückt ſei, daß ihm der Vater Verſuche zeige, und daß ihn die Sache ſehr freue.

Wir blieben eine Weile bei dem Ziehvater. Guſtav zeigte mir allerlei, und machte mich bald auf dieſe bald auf jene Veränderung aufmerkſam, welche ſich ſeit meiner früheren Anweſenheit ergeben habe.

Der Mittag vereinigte uns in dem Hauſe.

Da ich ſo, da die Speiſen erſchienen, meinem alten Gaſtfreunde gegenüber ſaß, fiel mir plözlich auf, was der Mann für ſchöne Zähne habe. Sehr dicht weiß klein und mit einem feinen Schmelze überzogen ſaßen ſie in dem Munde, und kein einziger fehlte. Seine Wangen hatten durch den vielen Aufenthalt in der freien Luft ein gutes und geſundes Roth, nur ſeine Haare ſchienen mir wie bei dem Gärtner noch weißer geworden zu ſein.

Nach dem Eſſen begab ich mich ein wenig in mein Zimmer. Es war ſehr freundlich hergerichtet worden, und in dem Ofen brannte ein erwärmendes Feuer.

Nachmittags gingen wir in das Schreinerhaus Euſtach begrüßte mich aus ſeiner Stelle tretend ſehr heiter, und ich erwiederte ſeinen Gruß auf das Herzlichſte. Auch die andern Arbeiter gaben zu erkennen, daß ſie mich noch kannten. Ich beſah zuerſt die Dinge nur flüchtig und im Allgemeinen. Der ſchöne Tiſch war ſehr weit vorgerückt; aber er war noch lange nicht fertig. Es waren wieder ein paar neue Erwerbungen gemacht worden. Man zeigte ſie mir, und machte mich darauf aufmerkſam, was aus ihnen werden könne. Auch Plane zu ſelbſtſtändigen Arbeiten waren wieder gemacht worden, und man legte mir in Kurzem die Grundanſichten auseinander. Ich bat Euſtach, daß er erlaube, daß ich ihn während meiner Anweſenheit ein paar Male beſuche. Er geſtand es ſehr gerne zu.

Nach dieſem Beſuche machten wir troz der ſehr ſchlechten Wege einen weiten Spaziergang. Da ich davon ſprach, daß ich ſchon die Vögel in dem Garten bemerkt habe, ſagte mein Gaſtfreund: „Wenn ihr länger bei uns wäret, ſo würdet ihr jezt eine ganze Lebensgeſchichte dieſer Thiere erfahren. Die Zurückgebliebenen fangen ſchon an, ſich zu erheitern, die fortgezogen ſind, treffen bereits allmählich ein, und werden mit Geſchrei empfangen. Sie drängen ſich ſehr an die Tafel, und ſputen ſich, bis die in der Fremde erfahrnen Nahrungsſorgen verwunden ſind; denn dort werden ſie ſchwerlich einen Brodvater finden, der ihnen gibt. Von da an werden ſie immer inniger, und ſingen täglich ſchöner. Dann wird ein Gekoſe in den Zweigen, und ſie jagen ſich. Hieran ſchließt ſich die Häuslichkeit. Sie ſorgen für die Zukunft, und ſchleppen ſich mit närriſchen Lappen zu dem Neſterbau. Ich laſſe ihnen dann allerlei Fäden zupfen, ſie nehmen ſie aber nicht immer, ſondern ich ſehe manchmal einen, wie er an einem kothigen Halme zerrt. Nun kömmt die Zeit der Arbeit wie bei uns in den Männerjahren. Da werden die leichtſinnigen

Vögel ernſthaft, ſie ſind raſtlos beſchäftigt, ihre Nachkommen zu füttern, ſie zu erziehen und zu unterrichten, daß ſie zu etwas Tüchtigem tauglich werden, namentlich zu der großen bevorſtehenden Reiſe. Gegen den Herbſt kömmt wieder eine freiere Zeit. Da haben ſie gleichſam einen Nachſommer, und ſpielen eine Weile, ehe ſie fort gehen."

Als wir von dem Spaziergange zurückgekehrt waren, und es Abend wurde, verſammelten wir uns an dem Kamine des Speiſezimmers, in welchem ein luſtiges Feuer brannte. Auch Euſtach wurde herüber geholt, und der weiße Gärtner mußte kommen und ſagen, welche Fortſchritte die Pflanzen in den Winterbeeten und in den Gewächshäuſern gemacht hatten. Die Haushälterin Katharina ſetzte hie und da ein warmes Getränke auf ein Tiſchchen.

Am andern Tage Morgens ging ich zu meinem Gaſtfreunde in das Fütterungszimmer, um zuzuſehen. Er ſuchte ſich alle Gattungen Nahrung aus den Fächern zurecht, öffnete dann die Fenſter, und that das Futter auf die Brettchen. Er blieb an dem Fenſter ſtehen, und ich bei ihm. Trozdem kamen die Vögel in Bögen oder geraden Linien herbei geflogen. Ihn fürchteten ſie nicht, weil ſie ihn als den Nährvater kannten, und mich nicht, weil ich bei ihm ſtand. Sie drängten ſich, pickten, zwitſcherten, und balgten ſich ſogar mitunter.

„Ich gebe im ſpäteren Frühlinge und Sommer den Weibchen ſehr gerne noch eine leckere Draufgabe,“ ſagte er, „weil manches Mal eine bedrängte Mutter unter ihnen ſein kann. Die ſo haſtig und zugleich ſo erſchreckt freſſen, ſind Fremde. Sie würden um keinen Preis zu einem Menſchen herzu gehen, wenn ſie nicht der bitterſte Hunger nöthigte. Ich habe in harten Wintern ſchon die ſeltenſten Vögel auf dieſen Brettern geſehen.“

Als alles vorüber war und ſich keine Gäſte mehr einfanden, ſchloß er die Fenſter.

Ich ſtieg von da auf den Dachboden des Hauſes empor, weil er geſagt hatte, daß jezt auch den Haſen außerhalb des Gartens Futter geſtreut würde, und daß man ſie von da ſehen könnte. Sie haben noch nichts als die karge Winterſaat und Nadelreiſer, weßhalb man noch nachhelfen müſſe. Da die Magd die Blätter ausgeſtreut und ſich entfernt hatte, kamen ſchon Haſen herzu. Ich ſchraubte ein Fernrohr an einen Balken, und es war lächerlich anzuſehen, worauf mich Guſtav aufmerkſam machte, wenn ein rieſiger Haſe in dem Fernrohre ſaß, mit ſchreckhaften Augen auf das verdächtige Mahl ſah, und ſchnell die Lippen bewegte, als fräße er ſchon. Da ich auch dies geſehen hatte, ſtieg ich wieder herunter, und ging mit Guſtav in das Zimmer, in welchem die Geräthe zur Naturlehre ſtanden.

Es ſollte nun erſt das Frühmahl eingenommen werden. Dasſelbe wurde zur Winterszeit immer in dem Zimmer der naturwiſſenſchaftlichen Geräthſchaften genommen, weil man, da man einen Theil des Vormittages in ſeinen Zimmern zubrachte, nicht eigens dazu in das Speiſezimmer hinabſteigen wollte, und weil in derſelben Zeit in den andern Wohngemächern des alten Mannes im Arbeitszimmer und Schlafzimmer eben aufgeräumt und gelüftet wurde.

Mein Gaſtfreund erwartete mich und Guſtav ſchon; denn er war nicht mit uns auf den Dachboden hinauf geſtiegen. Das Gemach war ſanft erwärmt, und in der Nähe des Ofens ſtand ein Tiſch, der gedeckt und mit allen Geräthen verſehen war, ein angenehmes Frühmahl zu bereiten. Er ſtand auf einem freien Raume, um den herum ſich die Werkzeuge der Wiſſenſchaft befanden.

Da wir nach dem Frühmahle nun ſo ſaßen, da eine anmuthige Wärme das Zimmer erfüllte, da von dem Wiederſcheine der ganz ſchief die Fenſter treffenden Morgenſonne das Meſſing das Glas und das Holz der verſchiedenartigen Werkzeuge erglänzte, ſagte ich zu meinem alten Gaſtfreunde: „Es iſt ſeltſam, da ich von eurer Beſizung in die Stadt und ihre Beſtrebungen kam, lag mir euer Weſen hier wie ein Märchen in der Erinnerung, und nun, da ich hier bin und das Ruhige vor mir ſehe, iſt mir dieſes Weſen wieder wirklich und das Stadtleben ein Märchen. Großes iſt mir klein, Kleines iſt mir groß.“

„Es gehört wohl beides und alles zu dem Ganzen, daß ſich das Leben erfülle und beglücke,“ antwortete er. „Weil die Menſchen nur ein Einziges wollen und preiſen, weil ſie, um ſich zu ſättigen, ſich in das Einſeitige ſtürzen, machen ſie ſich unglücklich. Wenn wir nur in uns ſelber in Ordnung wären, dann würden wir viel mehr Freude an den Dingen dieſer Erde haben. Aber wenn ein Übermaß von Wünſchen und Begehrungen in uns iſt, ſo hören wir nur dieſe immer an, und vermögen nicht die Unſchuld der Dinge außer uns zu faſſen. Leider heißen wir ſie wichtig, wenn ſie Gegenſtände unſerer Leidenſchaften ſind, und unwichtig, wenn ſie zu dieſen in keinen Beziehungen ſtehen, während es doch oft umgekehrt ſein kann.“

Ich verſtand dieſes Wort damals noch nicht ſo ganz genau, ich war noch zu jung, und hörte ſelber oft nur mein eigenes Innere reden, nicht die Dinge um mich.

Gegen Mittag kam derjenige meiner Koffer, den ich in das Roſenhaus beſtellt hatte. Ich packte ihn aus, und zeigte Guſtav, der mich beſuchte, manche Bücher Zeichnungen und andere Dinge, die er enthielt, und richtete mich in meinem Zimmer häuslich ein.

So gingen nun mehrere Tage dahin.

In dieſem Hauſe war jeder unabhängig, und konnte ſeinem Ziele zuſtreben. Nur durch die gemeinſame Hausordnung war man gewiſſermaßen zu einem Bande verbunden. Selbſt Guſtav erſchien völlig frei. Das Geſez, welches ſeine Arbeiten regelte, war nur einmal gegeben, es war ſehr einfach, der Jüngling hatte es zu dem ſeinigen gemacht, er hatte es dazu machen müſſen, weil er verſtändig war, und ſo lebte er darnach.

Guſtav bath mich ſehr, ich möchte einmal ſeinem Unterrichte in der Naturlehre beiwohnen. Ich ſagte es meinem Gaſtfreunde, und dieſer hatte nichts dawider. So war ich dann nicht einmal ſondern mehrere Male bei dieſem Unterrichte zugegen. Mein alter Gaſtfreund ſaß in einem Lehnſeſſel und erzählte. Er beſchrieb eine Erſcheinung, er machte die Erſcheinung recht deutlich, zeigte ſie, wenn es möglich war, mit den Vorrichtungen ſeiner Sammlung, oder wo dies nicht möglich war, ſuchte er ſie durch Zeichnung oder Verſinnbildlichung darzuſtellen. Dann erzählte er, auf welchem Wege die Menſchen zur Kenntniß dieſer Erſcheinung gekommen waren. Wenn er dieſes vollendet hatte, that er das Gleiche mit einer zweiten verwandten Erſcheinung. Und wenn er nun einen Kreis von zuſammengehörigen Erſcheinungen, der ihm hinlänglich ſchien, ausgeführt hatte, dann hob er dasjenige, was allen Erſcheinungen gleichartig iſt, hervor, und ſtellte die Grunderſcheinung oder das Geſetz dar. Bei dieſem Unterrichte wurde nicht ein gewiſſes Buch zu Grunde gelegt, ſondern Guſtav ſchrieb ſpäter das, was ihm erzählt worden war, aus dem Gedächtniſſe auf, der alte Mann beſſerte es dann in ſeiner Gegenwart aus, und ſo erhielt der Knabe nicht nur ein Handbuch der Naturwiſſenſchaft, ſondern lernte den Stoff ſelber ſchon durch das Aufſchreiben und Ausbeſſern. Was ſich Guſtav angeeignet hatte, wurde zu Zeiten gleichſam in freundlichen Geſprächen durchgenommen. Die Sprache des Unterrichtes war ſtets ſo einfach und klar, daß ich meinte, ein Kind müſſe dieſe Dinge verſtehen können. Mir fiel es jezt erſt recht auf, wie ungehörig manche Lehrer in der Stadt in dieſer Wiſſenſchaft verfahren, welche ſie gewiſſermaßen in eine wiſſenſchaftliche Reckſprache kleiden, die ein Schüler nicht verſteht, und mit welcher ſie die Mathematik ſo in Eins verflechten, daß beide beides nicht ſind, und ein Ganzes auch nicht darſtellen. Ich ſah, daß Guſtav auch die Rechnung auf die Naturlehre anwandte, aber wo er es that, erkannte ich, daß er es ſtets mit Sachkenntniß und Klarheit that, und daß er immer die Rechnung nicht als Hauptſache ſondern hier als Dienerin der Natur betrachtete. Ich urtheilte aus meinen eigenen früheren Arbeiten, daß er auch in dieſem Fache einen gründlichen Unterricht erhalten haben mußte. Ich fragte ihn einmal darnach, und erfuhr, daß auch hierin ſein Ziehvater ſein Lehrer geweſen ſei.

Ich beſuchte ſpäter auch den Unterricht in der Länderkunde. Hier fiel mir auf, daß gezeichnete Karten gebraucht wurden, welche alle den nehmlichen Maßſtab hatten, ſo daß Rußland in einer außerordentlich großen, die Schweiz in einer ſehr kleinen Karte dargeſtellt war. Mir leuchtete der Zweck dieſer Maßregel ein, damit nehmlich bei der lebhaften jugendlichen Einbildungskraft ein Bild der Größenverhältniſſe dauernd eingeprägt werde. Ich erinnerte mich bei dieſer Gelegenheit einer Wette, die wir Kinder um eine Kleinigkeit über die Frage abgeſchloſſen hatten, ob Philadelphia nicht beinahe ſo ſüdlich wie Rom liege, was die meiſten mit Lachen verneinten. Eine herbeigebrachte Karte zeigte, daß es ſüdlicher als Neapel liege. Allgemein ſagten damals auch die großen Leute, die zugegen waren, daß bei Kindern dieſer Irrthum durch die Raumverhältniſſe, in denen unſere gewöhnlichen Karten gezeichnet ſeien, veranlaßt werden mußte. Die Karten, welche Guſtav gebrauchte, waren von dem Zeichner im Schreinerhauſe nach Karten unſerer ſogenannten Atlaſſe verfertiget worden.

Ich fragte meinen Gaſtfreund, ob Guſtav auch Geſchichte lerne, worauf er erwiederte: „Man nimmt ſehr häufig mit jungen Schülern gleich zur Erdbeſchreibung auch Geſchichte vor; ich glaube aber, daß man hierin Unrecht thut. Wenn man in der Erdbeſchreibung nicht blos die geſchichtliche Eintheilung der Erde und Länder vor Augen hat, was ich auch für einen Fehler halte, ſondern wenn man auf die bleibenden Geſtaltungen der Erde ſieht, auf denen ſich eben durch ihren Einfluß verſchiedenartige Völker gebildet haben, ſo iſt die Erde ein Naturgegenſtand, und Erdbeſchreibung zum großen Theile ein Beſtandtheil der Naturwiſſenſchaft. Die Naturwiſſenſchaften ſind uns aber viel greifbarer als die Wiſſenſchaften der Menſchen, wenn ich ja Natur und Menſchen gegenüber ſtellen ſoll, weil man die Gegenſtände der Natur außer ſich hinſtellen und betrachten kann, die Gegenſtände der Menſchheit aber uns durch uns ſelber verhüllt ſind. Man ſollte meinen, daß das Gegentheil ſtatthaben ſolle, daß man ſich ſelber beſſer als Fremdes kennen ſolle, viele glauben es auch; aber es iſt nicht ſo. Thatſachen der Menſchheit ja Thatſachen unſeres eigenen Innern werden uns, wie ich ſchon einmal geſagt habe, durch Leidenſchaft und Eigenſucht verborgen gehalten oder mindeſtens getrübt. Glaubt nicht der größte Theil, daß der Menſch die Krone der Schöpfung, daß er beſſer als alles, ſelbſt das Unerforſchte ſei? Und meinen die, welche aus ihrem Ich nicht heraus zu ſchreiten vermögen, nicht, daß das All nur der Schauplaz dieſes Ichs ſei, ſelbſt die unzähligen Welten des ewigen Raumes dazu gerechnet? Und dennoch dürfte es ganz anders ſein. Ich glaube daher, daß Guſtav erſt nach Erlernung der Naturwiſſenſchaften zu den Wiſſenſchaften des Menſchen übergehen ſoll, und daß er da ungefähr die Reihe beobachten ſoll: Körperlehre Seelenlehre Denklehre Sittenlehre Rechtslehre Geſchichte. Hierauf mag er etwas von den Büchern der ſogenannten Weltweisheit leſen, dann aber muß er in das Leben ſelber hinaus kommen."

Zum Unterrichte für Guſtav waren gewiſſe Stunden feſtgeſezt, welche der alte Mann nie verſäumte, andere Stunden waren für die Selbſtarbeit beſtimmt, welche Guſtav wieder gewiſſenhaft hielt. Die übrige Zeit war zu freier Beſchäftigung überlaſſen.

In ſolchen Zeiten waren wir manches Mal in dem Leſezimmer. Mein Gaſtfreund kam auch öfter und gelegentlich auch Euſtach oder der eine und der andere Arbeiter. Für Guſtav waren nach der Wahl ſeines Lehrers die Bücher, die er leſen durfte, beſtimmt. Er benüzte ſie fleißig, ich ſah aber nie, daß er nach einem anderen langte. Euſtach und die anderen Leute hatten freie Auswahl und natürlich ich auch. Da ich das erſte Mal in dieſem Hauſe war, hatte ich es getadelt, daß das Bücherzimmer von dem Leſezimmer abgeſondert ſei, es erſchien mir dieſes als ein Umweg und eine Weitſchweifigkeit. Da ich aber jezt länger bei meinem Gaſtfreunde war, erkannte ich meine Meinung als einen Irrthum. Dadurch, daß in dem Bücherzimmer nichts geſchah, als daß dort nur die Bücher waren, wurde es gewiſſermaßen eingeweiht, die Bücher bekamen eine Wichtigkeit und Würde, das Zimmer iſt ihr Tempel, und in einem Tempel wird nicht gearbeitet. Dieſe Einrichtung iſt auch eine Huldigung für den Geiſt, der ſo manigfaltig in dieſen gedruckten und beſchriebenen Papieren und Pergamentblättern enthalten iſt. In dem Leſezimmer aber wird dann der wirkliche und der freundliche Gebrauch dieſes Geiſtes vermittelt, und ſeine Erhabenheit wird in unſer unmittelbares und irdiſches Bedürfniß gezogen. Das Zimmer iſt auch recht lieblich zum Leſen. Da ſcheint die freundliche Sonne herein, da ſind die grünen Vorhänge, da ſind die einladenden Size und Vorrichtungen zum Leſen und Schreiben. Selbſt daß man jedes Buch nach dem zeitlichen Gebrauche wieder in das Bücherzimmer an ſeinen Plaz tragen muß, erſchien mir jezt gut; es vermittelt den Geiſt der Ordnung und Reinheit, und iſt gerade bei

Büchern wie der Körper der Wiſſenſchaft, das Syſtem. Wenn ich mich jezt an Bücherzimmer erinnerte, die ich ſchon ſah, in welchen Leitern Tiſche Seſſel Bänke waren, auf denen allen etwas lag, ſeien es Bücher Papiere Schreibzeuge oder gar Geräthe zum Abſegen; ſo erſchienen mir ſolche Bücherſäle wie Kirchen, in denen man mit Trödel wirthſchaftet.

Ich ging auch öfter zu Euſtach in das Schreinerhaus. An einem der erſten ſehr heiteren Tage nahm ich alle Zeichnungen mit ſeiner Erlaubniß heraus, und ſah ſie noch einmal mit großer Muße und Genauigkeit an. Ich konnte es faſt kaum glauben, wie ſehr mich meine Zeichnungsübungen während des vergangenen Winters gefördert hatten. Ich verſtand jezt vieles, was ich da vorfand, beſſer als im Sommer, und es gefielen mir die meiſten Dinge auch mehr. Ich theilte ihm manches von meinen Zeichnungen mit, namentlich von Zeichnungen von Pflanzen, deren ich dieſes Mal eine größere Anzahl in meinem Koffer mitgebracht hatte. Bei meiner erſten Anweſenheit hatte ich in dem Ränzchen nur einige Schriften ein Fernrohr und andere Sachen getragen, die in ein ſo kleines Behältniß gehen, Zeichnungen aber nicht. Er hatte eine Freude an dieſen Dingen; aber ſonderbar war es anzuſehen, wie er die Pflanzenzeichnungen nicht als Pflanzenfreund und Kenner anblickte, ſondern als Baumeiſter, der ihre Geſtalt verwenden kann. Er verſuchte ſpäter ſelber auch Zeichnungen nach lebenden Pflanzen; aber hier trat der Unterſchied von einem Pflanzenfreunde noch mehr hervor: die Bilder wurden ihm allgemach durch unmerkliche Zuſäze aus Gewächſen ſchöne Verzierungen. Er ſuchte ſich auch in der Regel ſolche Vorbilder aus, die zu ſeinem Berufe in näherer Beziehung ſtanden, oder in eine ſolche gebracht werden konnten. In Bezug auf die anderen Dinge, die in dem Schreinerhauſe gearbeitet wurden, zeigte er mir alles, und erklärte mir manches, wenn ich nach Erklärung verlangte. Auch hierin glaubte ich ſeit dem vorigen Sommer Fortſchritte gemacht zu haben, namentlich, da ich die Gegenſtände, die mein Vater beſaß, wohl genau betrachtet und mir eingeprägt hatte, um ihre Bilder hieher übertragen und mit dem, was ſich hier befand, vergleichen zu können. Die Geſtalten gingen jezt leichter in mein Weſen ein, mir gefiel vieles mehr als im vorigen Sommer, und ich wurde auf manches aufmerkſam, was ich damals nicht beachtet hatte. Wir ſaßen zuweilen in dem freundlichen Zimmer

Euſtachs, wenn die Vormittagsſonne durch die geſchloſſenen Vorhänge ſanft herein blickte, und redeten von allerlei Dingen.

An Nachmittagen, beſonders wenn trübes Wetter war, und die Geſchäfte im Freien nicht eine große Ausdehnung hatten, verſammelte man ſich in dem Arbeitszimmer meines Gaſtfreundes. Dieſes Zimmer war an Nachmittagen, wo es ſehr zuſammengeräumt, und wo mehr Muße war, der Vereinigungspunkt der kleinen Geſellſchaft, wenn ſie ſich überhaupt vereinigte. Mein alter Gaſtfreund hatte ſich dieſes Gemach ſehr wohnlich, wenn auch für Einſamkeit geeignet, herrichten laſſen, wie er überhaupt, wenn er nicht eigens Menſchen um ſich verſammelte, die Einſamkeit liebte. Er hatte neben ſeinem Seſſel einen Glockenzug, der durch den Fußboden in die Geſindezimmer hinab ging, um ſchnell einen Diener rufen zu können. In dem Schlafzimmer war etwas Ähnliches. Dort befanden ſich außer dem gewöhnlichen Glockenzuge an den Seitenbrettern des Bettes zwei Platten, die durch das leiſeſte Auflegen einer Hand eine laut und lange tönende Glocke in Bewegung ſetzten, damit man, wenn dem alten Manne etwas zuſtieße, ſchnell zu Hilfe eilen könnte. Zwei Diener hatten immer die Schlüſſel zu ſeinen Gemächern, um auch in der Nacht von Außen aufſperren zu können. Dieſe Vorrichtungen waren eine Erfindung Euſtachs, weil der alte Mann jede Einſchränkung durch Dienerſchaft ja die Nähe derſelben nicht wollte, um nicht geſtört zu werden. Er ließ auch nicht zu, daß Guſtav in einem Zimmer neben ihm ſchlafe, um ſich nicht an ihn zu gewöhnen, und ihn dann zu vermiſſen, da der Jüngling doch einmal fort müſſe. Wenn man in dem Arbeitszimmer meines Gaſtfreundes verſammelt war, beſprach man gewöhnlich Angelegenheiten des Beſitzthums, Veränderungen, die nothwendig ſind, Arbeiten, die man vornehmen müſſe, und Gegenſtände der Kunſt. Hieher wurden die Pläne und Entwürfe von Dingen gebracht, die man entweder in Holz ausführen wollte, oder die Anlagen in dem Garten oder Umänderungen an Gebäuden betrafen. Es war gut, dieſe Entwürfe gerade in dieſes Zimmer zu bringen, weil ſie da eine ſehr ſchöne und ausgezeichnete Umgebung antrafen, und ſich daher jeder Fehler und jede Unzulänglichkeit, wenn derlei in dem Entwurfe waren, ſogleich aufzeigte, und verbeſſert werden konnte. An dem Tage, wo mehrere Menſchen in das Arbeitszimmer des alten Mannes kamen, war immer ein

Teppich über den auserleſenen Fußboden desſelben gebreitet, damit er keine Beſchädigung erleide.

Wenn trockene Wege waren, gingen wir öfter in den Meierhof. Dort wurden die Arbeiten, welche der erſte Frühling bringt, rüſtig betrieben. Das Ganze war ſeit meiner vorjährigen Anweſenheit in Ordnung und Fülle ſehr vorgeſchritten. Man mußte bis ſpät in den Herbſt hinein und ſelbſt im Winter, ſoweit es thunlich war, fleißig gearbeitet haben. Im Innern des Hofes war nicht mehr blos die ſchöne Pflaſterung an den Gebäuden herum und der reinliche Sand über den ganzen Hofraum, ſondern es war in der Mitte desſelben ein kleiner Springquell, der mit drei Strahlen in ein Becken fiel, und eine Blumenanlage um ſich hatte. Auf das alles ſahen die hellen Fenſter des Hofes ringsum heraus. So ſah dieſer Theil des Gebäudes, obwohl zwei Seiten des Hofes Ställe und Scheunen waren, wie ein Edelſiz aus. Ich fragte meinen Gaſtfreund, ob er neues Mauerwerk habe aufführen laſſen, da ich den Meierhof viel vollkommener ſehe als im vergangenen Jahre, und da er auch ſchöner ſei, als ſie hier im Lande gebaut würden.

„Ich habe keine Mauern aufführen laſſen,“ antwortete er, „nur die lezten äußeren Verſchönerungen habe ich angebracht, und die Fenſter habe ich vergrößert, der Grund war ſchon da. Die Meierhöfe und die größeren Bauerhöfe unſerer Gegend ſind nicht ſo häßlich gebaut, als ihr meint. Nur ſind ſie ſtets bis auf ein gewiſſes Maß fertig, weiter nicht; die lezte Vollendung gleichſam die Feile fehlt, weil ſie in dem Herzen der Bewohner fehlt. Ich habe blos dieſes Lezte gegeben. Wenn man mehrere Beiſpiele aufſtellte, ſo würden ſich im Lande die Anſichten über das nothwendige Ausſehen und die Wohnbarkeit der Häuſer ändern. Dieſes Haus ſoll ſo ein Beiſpiel ſein."

Die Wege um den Hof und deſſen Wieſen und Felder waren auch nicht mehr ſo, wie ſie größtentheils in dem vorigen Sommer geweſen waren. Sie waren feſt, mit weißem Quarze belegt, und ſcharf und wohl abgegrenzt.

An ſchönen Mittagen, die bereits auch immer wärmer wurden, ſaß ich gerne auf dem Bänkchen, das um den großen Kirſchbaum lief, und ſah auf die unbelaubten Bäume auf die friſch geegten Felder auf die grünen Tafeln der Winterſaat die ſchon ſproſſenden Wieſen und durch den Duft, der in dem erſten Frühlinge gerne aus Gründen quillt, auf die Hochgebirge, die mit dem Glanze des noch in ungeheurer Menge auf ihnen liegenden Schnees ſpielten. Guſtav ſchloß ſich an mich viel an, wahrſcheinlich weil ich unter allen Bewohnern des Hauſes ihm an Alter am nächſten war. Er ſaß deßhalb gerne bei mir auf dem Bänkchen. Wir gingen manches Mal auf die Felderraſt hinüber, und er zeigte mir einen Strauch, auf dem bald Blüthen hervor kommen würden, oder eine ſonnige Stelle, auf der das erſte Grün erſchien, oder Steine, um die ſchon verfrühte Thierchen ſpielten.

Eines Tages entdeckte ich in den Schreinen der Naturſammlung eine Zuſammenſtellung aller inländiſchen Hölzer. Sie waren in lauter Würfeln aufgeſtellt, von denen zwei Flächen quer gegen die Faſern, die übrigen vier nach den Faſern geſchnitten waren. Von dieſen vier Flächen war eine rauh die zweite glatt die dritte polirt und die vierte hatte die Rinde. Im Innern der Würfel, welche hohl waren und geöffnet werden konnten, befanden ſich die getrockneten Blüthen die Fruchttheile die Blätter und andere merkwürdige Zugehöre der Pflanze, zum Beiſpiel gar die Mooſe, die auf gewiſſen Orten gewöhnlich wachſen. Euſtach ſagte mir, der alte Herr — ſo nannten alle Bewohner des Hauſes meinen Gaſtfreund, nur Guſtav nannte ihn Ziehvater — habe dieſe Sammlung angelegt, und die Anordnung ſo ausgedacht. Sie ſoll nach dem Willen des alten Herrn noch einmal gemacht, und der Gewerbſchule zum Geſchenke gegeben werden.

Seine ſeltſame Kleidung und ſeine Gewohnheit immer barhäuptig zu gehen, welch beides mir Anfangs ſehr aufgefallen war, beirrte mich endlich gar nicht mehr, ja es ſtimmte eigentlich zu der Umgebung ſowohl ſeiner Zimmer als der um ihn herum wohnenden Bevölkerung, von der er ſich nicht als etwas Vornehmes abhob, der er vielmehr gleich war, und von der er ſich doch wieder als etwas Selbſtſtändiges unterſchied. Mir fiel im Gegentheile ein, daß manches nicht geſchmackvoll ſei, was wir ſo heißen, am wenigſten der Stadtrock und der Stadthut der Männer.

In die Zimmer, welche nach Frauenart eingerichtet waren, wurde ich einmal auf meine Bitte geführt. Sie gefielen mir wieder ſehr, beſonders das lezte kleine, welchem ich jezt den Namen „die Roſe“ gab. Man konnte in ihm ſizen ſinnen und durch das liebliche Fenſter auf die Landſchaft blicken. Daß ich nicht um den Gebrauch dieſer Zimmer fragte, begreift ſich.

Ich erzählte meinem Gaſtfreunde oft von meinem

Vater von der Mutter und von der Schweſter. Ich erzählte ihm von allen unſern häuslichen Verhältniſſen, und beſchrieb ihm mehrfach, ſo genau ich es konnte, die Dinge, die mein Vater in ſeinen Zimmern hatte, und auf welche er einen Werth legte. Meinen Namen nannte ich hiebei nicht, und er fragte auch nicht darnach.

Ebenſo wußte ich, obwohl ich nun länger in ſeinem Hauſe geweſen war, noch immer ſeinen Namen nicht. Zufällig iſt er nicht genannt worden, und da er ihn nicht ſelber ſagte, ſo wollte ich aus Grundſaz niemanden darum fragen. Von Guſtav oder Euſtach wäre er am leichteſten zu erfahren geweſen; aber dieſe zwei mochte ich am wenigſten fragen, am allerwenigſten Guſtav, wenn er unzählige Male unbefangen den Namen Ziehvater ausſprach. Der Mann war ſehr gut ſehr lieb und ſehr freundlich gegen mich, er nannte ſeinen Namen nicht, ich konnte auch nicht mit Gewißheit vorausſezen, daß er meine, ich kenne denſelben; daher beſchloß ich, gar nicht, ſelbſt nicht in der größten Entfernung von dieſem Orte, um den Namen des Beſizers des Roſenhauſes zu fragen.

Nach und nach änderte ſich die Zeit immer mehr und immer gewaltiger. Die Tage waren viel länger geworden, die Sonne ſchien ſchon ſehr warm, die Friſten, in denen der Himmel ſich klar und wolkenlos zeigte, wurden bereits länger als die, in denen er umwölkt oder neblich war, die Erde ſproßte, die Bäume knospten, an den Roſenbäumchen vor dem Hauſe wurde ſehr fleißig gearbeitet, alles war heiter, und der Frühling war in ſeiner ganzen Fülle eingetreten. Dieſe Zeit war ſchon lange als diejenige beſtimmt geweſen, in welcher ich abreiſen würde. Ich ſagte dieſes noch einmal meinem Gaſtfreunde, und da ich Anſtalten getroffen hatte, meinen Koffer fort zu ſenden, wurde der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt.

Wir hatten früher noch die Verabredung getroffen, daß ich meine Arbeiten ſo einrichten wolle, daß ich zur Zeit der Roſenblüthe wiederkommen und wieder längere Zeit in dem Hauſe verbleiben könne. Da ich ſah, daß ich gerne aufgenommen werde, und daß ich in Hinſicht der äußeren Mittel keine Laſt in dem Hauſe ſei, und da mein Gemüth ſich auch dieſem Orte zugeneigt fühlte, ſo war mir dieſe Verabredung ganz nach meinem Sinne. Nur, meinte mein Gaſtfreund, müßte ich dann in den Gebirgsthälern ſchon zur Herreiſe aufbrechen, wenn dort kaum die Roſen völlige Knospen hätten, weil ſie hier der beſſern Erde und der beſſern Pflege willen früher blühen als an allen Theilen des Landes. Ich ſagte es zu, und ſo war alles in Ordnung.

Am Tage vor meiner Abreiſe kam Euſtachs Bruder zurück. Er mochte zwanzig und einige Jahre alt ſein, war ſchön gewachſen, hatte braune Wangen und dunkle Locken und ein klein wenig aufgeworfene Lippen. Mir war, als wäre ich dem Manne ſchon einige Male auf meinen Reiſen begegnet. Er brachte in ſeinem Buche viele und darunter ſchöne Zeichnungen mit, welche mit Antheil betrachtet wurden. Sie ſollten nun auf größerem Papiere und in künſtleriſcher Richtung ausgeführt werden.

Als ich am Abende vor der Abreiſe noch im Meierhofe geweſen war, als ich am Morgen derſelben zu Euſtach und den Gärtnersleuten gegangen war, als ich den Hausbewohnern Lebewohl geſagt und von meinem Gaſtfreunde und von Guſtav vor dem Hauſe Abſchied genommen hatte: ging ich den Hügel hinunter, und ich hörte ſchon von dem Garten und von den Hecken und aus den Saaten den kräftigen Frühlingsgeſang der Vögel.

7.

Die Begegnung.

Auf der Reiſe nach dem Orte meiner Beſtimmung zeichnete ich ein ſchönes Standbild, welches ich in der Niſche einer Mauertrümmer fand. Ich hatte dazu mein Zeichnungsbuch aus dem Ränzlein genommen, in welchem ich es jezt immer trug. Dies war die einzige Unterbrechung und der einzige Aufenthalt auf dieſer Reiſe geweſen.

Als ich an meinem Beſtimmungsorte angelangt war, war das erſte, was ich that, daß ich meine Zeit beſſer zu Rathe hielt als früher. Ich mußte mir bekennen, daß die Art, wie in dem Roſenhauſe das Tagewerk betrieben wurde, auf mich von großem Einfluſſe ſein ſolle. Da dort der Werth der Zeit ſehr hoch angeſchlagen, und dieſes Gut ſehr ſorgfältig angewendet wurde, ſo fing ich, wenn ich mir auch bisher einen großen Vorwurf nicht hatte machen können, dennoch an, mit viel mehr Ordnung als bisher nach einem einzigen Ziele während einer beſtimmten Zeit hinzuarbeiten, während ich früher durch augenblickliche Eindrücke beſtimmt mit den Zielen öfter wechſelte, und, obwohl ich eifrig ſtrebte, doch eine dem Streben entſprechende Wirkung nicht jederzeit erreichte. Ich machte mir nun zur Aufgabe, eine beſtimmte Strecke zu durchforſchen, und im Verlaufe überhaupt nichts liegen zu laſſen, was von Weſenheit wäre, aber auch nichts auf eine gelegenere Zukunft zu verſchieben, ſo daß, ſollte ich bis zur Roſenzeit mit der vorgeſezten Strecke nicht fertig werden, wenigſtens der Theil, den ich vollendete, wirklich fertig wäre, und ich auf genau umſchriebene Ergebniſſe zu deuten im Stande wäre. Das ſah ich nach dem Beginne der Arbeiten ſehr bald, daß ich mir den Raum zu groß ausgeſteckt hatte; aber auch das ſah ich ſehr bald, daß der kleinere Raum, den ich überwinden würde, mir mehr an Erfolg ſicherte, als wenn ich wie in meiner Vergangenheit durch geraume Zeit den Blick ſo ziemlich auf alles geſpannt hätte. Hiezu kam auch eine gewiſſe Zufriedenheit, die ich fühlte, wenn ich ſah, daß ſich Glied an Glied zu einer Ordnung an einander reihte, während früher mehr ein anſprechender Stoff durcheinander lag, als daß eine aus dem Stoffe hervorgehende Geſtaltung ſich entwickelt hätte.

Meine Kiſten füllten ſich, und ſtellten ſich an einander. Meine Führer und meine Träger gewannen auch einen Halt in der neuen Ordnung, und es wuchs ihnen ein Zutrauen zu mir. Ich bekam eine Neigung zu ihnen, die ſie erwiederten, ſo daß ſich ein fröhliches Zuſammenleben immer mehr geſtaltete, und die Arbeit heiter und darum auch zweckmäßig wurde. Oft, wenn wir Abends in der Wirthsſtube um den großen viereckigen Ahorntiſch, oder da die Tage endlich heißer wurden, ſtatt an den todten Brettern des Tiſches draußen unter den lebenden und rauſchenden Ahornen ſaßen, um welche ein fichtener Tiſch zuſammen gezimmert war, und auf welche das vielfenſtrige Gaſthaus heraus ſah, rechneten ſie ſich vor, was heute, was ſeit vierzehn Tagen geſchehen ſei, wie viel wir, wie ſie ſich ausdrückten, abgethan haben, und wie viel Gebirge zuſammen geſtellt worden ſei. Sie fingen auch bald an, die Sache nach ihrer Art zu begreifen, über Vorkommniſſe in den Gebirgszügen zu reden und zu ſtreiten und mir zuzumuthen, daß, wenn ich mir merken könnte, woher alle die geſammelten Stücke ſeien, und wenn ich die Höhe und die Mächtigkeit der Gebirge zu meſſen im Stande wäre, ich das Gebirge im Kleinen auf einer Wieſe oder auf einem Felde aufſtellen könnte. Ich ſagte ihnen, daß das ein Theil meines Zweckes ſei, und wenn gleich das Gebirge nicht auf einer Wieſe oder auf einem Felde zuſammengeſtellt werde, ſo werde es doch auf dem Papiere gezeichnet, und werde mit ſolchen Farben bemalt, daß jeder, der ſich auf dieſe Dinge verſtände, das Gebirge mit allem, woraus es beſtehe, vor Augen habe. Deßhalb merke ich mir nicht nur, woher die Stücke ſeien, und unter welchen Verhältniſſen ſie in den Bergen beſtehen, ſondern ſchreibe es auch auf, damit es nicht vergeſſen werde, und beklebe auch die Stücke mit Zetteln, auf denen alles Nothwendige ſtehe. Dieſe Stücke in ihrer Ordnung aufgeſtellt ſeien dann der Beweis deſſen, was auf dem Papiere oder der Karte, wie man das Ding nenne, aufgemalt ſei. Sie meinten, daß dieſes ſehr klug gethan ſei, um, wenn einer einen Stein oder ſonſt etwas zu einem Baue oder dergleichen bedürfe, gleich aus der Karte heraus leſen zu können, wo er zu finden ſei. Ich ſagte ihnen, daß ein anderer Zweck auch darin beſtehe, aus dem, was man in den Gebirgen finde, ſchließen zu können, wie ſie entſtanden ſeien.

Die Gebirge ſeien gar nicht entſtanden, meinte einer, ſondern ſeien ſeit Erſchaffung der Welt ſchon dageweſen.

„Sie wachſen auch,“ ſagte ein anderer, „jeder Stein wächst, jeder Berg wächst wie die anderen Geſchöpfe. Nur,“ ſezte er hinzu, weil er gerne ein wenig ſchalkhaft war, „wachſen ſie nicht ſo ſchnell wie die Schwämme.“

So ſtritten ſie länger und öfter über dieſen Gegenſtand, und ſo beſprachen wir uns über unſere Arbeiten. Sie lernten durch den bloßen Umgang mit den Dingen des Gebirges und durch das öftere Anſchauen derſelben nach und nach ein Weiteres und Richtigeres, und lächelten oft über eine irrige Anſicht und Meinung, die ſie früher gehabt hatten.

Mein Tagebuch der Aufzeichnungen zur Feſthaltung der Ordnung dehnte ſich aus, die Blätter mehrten ſich, und gaben Ausſicht zu einer umfaſſenden und regelmäßigen Zuſammenſtellung des Stoffes, wenn die Wintertage oder ſonſt Tage der Muße gekommen ſein würden.

An Sonntagen oder zu anderen Zeiten, wo die Arbeit minder drängte, gab es noch Gelegenheit zu manchen angenehmen Freuden und zu ſtärkender Erholung.

Eines Tages fanden wir ein Stück Marmor, von dem ich dachte, daß ihn mein Gaſtfreund in ſeinem Roſenhauſe noch gar nicht habe. Er war von dem reinſten Weiß Roſenroth und Strohgelb in kleiner und lieblicher Miſchung. Seine Art iſt eine der ſeltenſten, und hier war ſie in einem ſo großen Stücke vorhanden, wie ich ſie noch nie geſehen hatte. Ich beſchloß, dieſen Marmor meinem Gaſtfreunde zum Geſchenke zu machen. Ich verſuchte, mir ein Eigenthumsrecht darüber zu erwerben, und als mir dieſes gelungen war, ging ich daran, das Stück, ſoweit ſeine Feſtigkeit ununterbrochen war, heraus nehmen, und in eine Geſtalt ſchneiden zu laſſen, deren es fähig war. Es zeigte ſich, daß eine ſchöne Tiſchplatte aus dieſem Stoffe zu verfertigen wäre. Von den loſen Schuttſtücken nahm ich mehrere der beſſeren mit, um allerlei Dinge der Erinnerung daraus machen zu laſſen. Eines ließ ich zu einer Tafel ſchleifen und dieſelbe glätten, daß mein Gaſtfreund die Zeichnung und die Farbe des Marmors auf das Beſte ſehen könne.

So war eine Strecke abgethan, als in den Thälern ſich die kleinen Knospen der Roſen zu zeigen anfingen, und ſelbſt an dem Hagedorn, der in Feldgehegen oder an Gebirgsſteinen wuchs, die Bällchen zu der ſchönen aber einfachen Blume ſich entwickelten, die die Ahnfrau unſerer Roſen iſt. Ich beſchloß daher, meine Reiſe in das Roſenhaus anzutreten. Ich habe mich kaum mit größerem Vergnügen nach einem langen Sommer zur Heimreiſe vorbereitet, als ich mich jezt nach einer wohlgeordneten Arbeit zu dem Beſuche im Roſenhauſe anſchickte, um dort eine Weile einen angenehmen Landaufenthalt zu genießen.

Eines Nachmittages ſtieg ich zu dem Hauſe empor, und fand die Roſen zwar nicht blühend aber ſo überfüllt mit Knospen, daß in nicht mehr fernen Tagen eine reiche Blüthe zu erwarten war.

„Wie hat ſich alles verändert," ſagte ich zu dem Beſizer, nachdem ich ihn begrüßt hatte, „da ich im Frühlinge von hier fortging, war noch alles öde, und nun blättert blüht und duftet alles hier beinahe in ſolcher Fülle wie im vorigen Jahre zu der Zeit, da ich zum erſten Male in dieſes Haus heraufkam."

„Ja," erwiederte er, „wir ſind wie der reiche Mann, der ſeine Schäze nicht zählen kann. Im Frühlinge kennt man jedes Gräschen perſönlich, das ſich unter den erſten aus dem Boden hervor wagt, und beachtet ſorgſam ſein Gedeihen, bis ihrer ſo viele ſind, daß man nicht mehr nach ihnen ſieht, daß man nicht mehr daran denkt, wie mühevoll ſie hervor gekommen ſind, ja daß man Heu aus ihnen macht, und gar nicht darauf achtet, daß ſie in dieſem Jahre erſt geworden ſind, ſondern thut, als ſtänden ſie von jeher auf dem Plaze."

Man hatte mir eine eigene Wohnung machen laſſen, und führte mich in dieſelbe ein. Es waren zwei Zimmer am Anfange des Ganges der Gaſtzimmer, welche man durch eine neugebrochene Thür zu einer einzigen Wohnung gemacht hatte. Das eine war bedeutend groß, und hatte urſprünglich die Beſtimmung gehabt, mehrere Perſonen zugleich zu beherbergen. Es war jezt ausgeleert, an ſeinen Wänden ſtanden Tiſche und Geſtelle herum, ſo wie in ſeiner Mitte ein langer Tiſch angebracht war, damit ich meine Sachen, die ich etwa von dem Gebirge brächte, ausbreiten könnte. Das zweite Zimmer war kleiner, und war zu meinem Schlaf- und Wohngemache hergerichtet. Der alte Mann reichte mir die Schlüſſel zu dieſer Wohnung. Auch zeigte man mir in der leichten gemauerten Hütte, die nicht weit hinter der Schreinerei an der weſtlichen Grenze des Gartens lag, und in früheren Zeiten zu den Steinarbeiten benuzt worden war, einen Raum, den man ausgeleert hatte, und in welchen ich Gegenſtände, die ich geſammelt hätte, bis auf weitere Verfügung niederlegen könnte. Sollte ich mehr brauchen, ſo könne noch mehr geräumt werden, da jezt die Arbeiten mit den Steinen faſt beendigt ſeien, und ſelten etwas geſägt geſchliffen oder geglättet werde. Ich war über dieſe Aufmerkſamkeiten ſo gerührt, daß ich faſt keinen Dank dafür zu ſagen vermochte. Ich begrif nicht, was ich mir denn für Verdienſte um den Mann oder ſeine Umgebung erworben habe, daß man ſolche Anſtalten mache. Das Eine gereichte zu meiner Beruhigung, daß ich aus dieſen Vorrichtungen ſah, daß ich in dem Hauſe nicht unwillkommen ſei; denn ſonſt wäre man nicht auf den Gedanken derſelben gerathen. Dieſes Bewußtſein verſprach meinen Bewegungen in den hieſigen Verhältniſſen viel mehr Freiheit zu geben. Ich ſtattete endlich doch meinen Dank ab, und man nahm ihn mit Vergnügen auf.

Da ich in meiner Wohnung meine Wanderſachen abgelegt hatte, und die erſten allgemeinen Geſpräche vorüber waren, wollte ich einen überſichtlichen Gang durch den Garten machen. Ich ging bei der Seitenthür des Hauſes hinaus, und da ich auf den kleinen Raum kam, der hier eingefaßt iſt, kam der große Hofhund auf mich zu, und wedelte. Als ich ſah, daß der alte Hilan mich erkenne und begrüße, war ich ſo kindiſch, mich darüber zu freuen, weil es mir war, als ſei ich kein Fremder, ſondern gehöre gewiſſermaßen zur Familie.

Am nächſten Tage nach meiner Ankunft erſchien der Wagen mit meinem Gepäcke und mit der Marmorplatte. Ich ließ abladen, und übergab die Platte meinem Gaſtfreunde mit dem Bedeuten, daß ich ihm in derſelben eine Erinnerung aus dem Gebirge bringe. Zugleich händigte ich ihm das kleinere geſchliffene Stück zur genaueren Einſicht in die Natur des Marmors ein. Er beſah das Stück und dann auch die Platte ſehr ſorgfältig. Hierauf ſagte er: „Dieſer Marmor iſt außerordentlich ſchön, ich habe ihn noch gar nicht in meiner Sammlung, auch ſcheint die Platte dicht und ohne Unterbrechung zu ſein, ſo daß ein reiner Schlif auf ihr möglich ſein wird, ich bin ſehr erfreut, in dem Beſize dieſes Stückes zu ſein, und danke euch ſehr dafür. Allein in meinem Hauſe kann er als Beſtandtheil desſelben nicht verwendet werden, weil dort nur ſolche Stücke angebracht ſind, welche ich ſelber geſammelt habe, und weil ich an dieſer Art der Sammlung und an der Verbuchung darüber eine ſolche Freude habe, daß ich auch in der Zukunft nicht von dieſem Grundſaze abgehe. Es wird aber ganz gewiß aus dieſem Marmor etwas gemacht werden, das ſeiner nicht unwerth iſt, ich hege die Hoffnung, daß es auch euch gefallen wird, und ich wünſche daß die Gelegenheit ſeiner Verwendung euch und mir zur Freude gereiche."

Ich hatte ohnehin ungefähr ſo etwas erwartet, und war beruhigt.

Der Marmor wurde in die Steinhütte gebracht, um dort zu liegen, bis man über ihn verfügen würde. Meine übrigen Dinge aber ließ ich in meine Wohnung bringen.

Ich ging im Sommer immer ſehr leicht gekleidet entweder in ungebleichtem oder geſtreiſtem Linnen. Den Kopf bedeckte meiſtens ein leichter Strohhut. Um nun hier nicht aufzufallen und um weniger von der einfachen Kleidung der Hausbewohner abzuſtechen, nahm ich ein paar ſolcher Anzüge ſammt einem Strohhute aus dem Koffer, kleidete mich in einen, und legte dafür meinen Reiſeanzug für eine künftige Wanderung zurück.

Mein Gaſtfreund hatte auf ſeiner Beſitzung eine etwas eigenthümliche Tracht theils eingeführt, theils nahmen ſie die Leute ſelber an. Die Dienerinnen des Hauſes waren in die Landestracht gekleidet, nur dort, wo dieſe, wie namentlich in unſerem Gebirge, ungefällig war, oder in das Häßliche ging, wurde ſie durch den Einfluß des Hausbeſitzers gemildert, und mit kleinen Zuthaten verſehen, die mir ſchön erſchienen. Dieſe Zuthaten fanden im Anfange Widerſtand, aber da ſie von dem alten Herrn geſchenkt wurden, und man ihn nicht kränken wollte, wurden ſie angenommen, und ſpäter von den Umwohnerinnen nicht nur beneidet ſondern auch nachgeahmt. Die Männer, welche in dem Hauſe dienten oder in dem Meierhofe arbeiteten oder in dem Garten beſchäftigt waren, trugen gefärbtes Linnen, nur war dasſelbe nicht ſo dunkel, als es bei uns im Gebirge gebräuchlich iſt. Eine Jacke oder eine andere Art Überrock hatten ſie im Sommer nicht, ſondern ſie gingen in lediglichen Hemdärmeln, und um den Hals hatten ſie ein loſes Tuch geſchlungen. Auf dem Haupte trugen einige wie der Hausherr nichts, andere hatten den gewöhnlichen Strohhut. Euſtach ſchien in ſeiner Kleidung niemanden nachzuahmen, ſondern ſie ſelbſt zu wählen. Er ging auch in geſtreiftem Linnen, meiſtens roſtbraun mit grau oder weiß; aber die Streifen waren faſt handbreit, oder es hatte der ganze Stoff nur zwei Farben, die Hälfte des Längenblattes braun die Hälfte weiß. Oft hatte er einen Strohhut oft gar nichts auf dem Haupte. Seine Arbeiter hatten ähnliche Anzüge, auf denen ſelten ein Schmuzfleck zu ſehen war; denn bei der Arbeit hatten ſie große grüne Schürzen um. Unter allen dieſen Leuten hoben ſich der Gärtner und die Gärtnerin heraus, welche blos ſchneeweiß gingen.

Ich zeigte meinem Gaſtfreunde und Euſtach die Zeichnung, welche ich von dem Standbilde in der Mauerniſche gemacht hatte. Sie freuten ſich, daß ich auf derlei Dinge aufmerkſam ſei, und ſagten, daß ſie dasſelbe Bild auch unter ihren Zeichnungen hätten, nur daß es jezt mit mehreren anderen Blättern außer Hauſe ſei.

Ich betrachtete nun alles, was mir in dem Garten und auf dem Felde im vorigen Jahre in derſelben Jahreszeit merkwürdig geweſen war. Die Blätter der Bäume die Blätter des Kohles und die von anderen Gewächſen waren vom Raupenfraße frei, und nicht nur die im Garten, ſondern auch die in der nächſten und in der in ziemliche Ferne reichenden Umgebung. Ich hatte bei meiner Herreiſe eigens auf dieſen Umſtand mein Augenmerk gerichtet. Dennoch entbehrte der Garten nicht des ſchönen Schmuckes der Faltern; denn einerſeits konnten die Vögel doch nicht alle und jede Raupen verzehren, und andererſeits wehte der Wind dieſe ſchönen lebendigen Blumen in unſern Garten, oder ſie kamen auf ihren Wanderungen, die ſie manchmal in große Entfernungen antreten, ſelber hieher. Der Geſang der Vögel war mir wieder wie im vorigen Jahre eigenthümlich, und er war mir wieder ganz beſonders ſchmelzend. Dadurch, daß ſie in verſchiedenen Fernen ſind, die Laute alſo mit ungleicher Stärke an das Ohr ſchlagen, dadurch, daß ſie ſich gelegenheitlich unterbrechen, da ſie inzwiſchen allerlei zu thun haben, eine Speiſe zu haſchen, auf ein Junges zu merken, wird ein reizender Schmelz veranlaßt wie in einem Walde, während die beſten Singvögel in vielen Käfichen nahe bei einander nur ein Geſchrei machen, und dadurch, daß ſie in dem Garten ſich doch wieder näher ſind als im Walde, wird der Schmelz kräftiger, während er im Walde zuweilen dünn und einſam iſt. Ich ſah die Neſter, beſuchte ſie, und lernte die Gebräuche dieſer Thiere kennen.

In meinen Zimmern richtete ich mich ein, ich that die Bücher und Papiere, die ich mitgebracht hatte, heraus, um zu leſen, einzuzeichnen, und zu ordnen. Ich legte auch auf den großen Tiſch und auf die Geſtelle an den Wänden kleinere Gegenſtände, die ich mitgebracht hatte beſonders Verſteinerungen oder andere deutlichere Überreſte, um ſie zu benuzen. Guſtav kam häufig zu mir herüber, er nahm Antheil an dieſen Dingen, ich erklärte ihm manches, und mein Gaſtfreund ſah es nicht ungern, wenn ich mit ihm entweder ein Buch in der Hand unter den ſchattigen Linden des Gartens oder ohne Buch auf großen Spaziergängen — denn der alte Mann liebte die Bewegung noch ſehr — von meiner Wiſſenſchaft ſprach. Er erzählte mir dagegen von der ſeinigen, und ich hörte ihm freundlich zu, wenn er auch Dinge brachte, die mir ſchon beſſer bekannt waren. Zeiten, in denen ich ohne Beſchäftigung und allein war, brachte ich auf Gängen in den Feldern, oder auf einem Beſuche in dem Schreinerhauſe oder in dem Gewächshauſe oder bei den Cactus zu.

Die wogenden Felder, die ich im vorigen Jahre um dieſes Anweſen getroffen hatte, waren auch heuer wogende, und wurden mit jedem Tage ſchöner dichter und ſegensreicher, der Garten hüllte ſich in die Menge ſeiner Blätter und der nach und nach ſchwellenden Früchte, der Geſang der Vögel wurde mir immer noch lieblicher, und ſchien die Zweige immer mehr zu erfüllen, die ſcheuen Thiere lernten mich kennen, nahmen von mir Futter, und fürchteten mich nicht mehr. Ich lernte nach und nach alle Dienſtleute kennen und nennen, ſie waren freundlich mit mir, und ich glaube, ſie wurden mir gut, weil ſie den Herrn mich mit Wohlwollen behandeln ſahen. Die Roſen gediehen ſehr, tauſende harrten des Augenblicks, in dem ſie aufbrechen würden. Ich half oft an den Beſchäftigungen, die dieſen Blumen gewidmet wurden, und war dabei, wenn die Roſenarbeiten beſichtiget wurden, und ausgemittelt ward, ob alles an ihnen in gutem Stande ſei. Ebenſo ging ich gerne zum Beſehen anderer Dinge mit, wenn auf Wieſen oder im Walde gearbeitet wurde, in welch letzterem man jezt daran war, das im Winter geſchlagene Holz zu verkleinern, oder zum Baue oder zu Schreinerarbeiten herzurichten. Ich trug oft meinen Strohhut, wenn der alte Mann und Guſtav neben mir barhäuptig gingen, in der Hand, und ich mußte bekennen, daß die Luſt viel angenehmer durch die Haare ſtrich, als wenn ſie durch einen Hut auf dem Haupte zurück gehalten wurde, und daß die Hitze durch die Locken ſo gut wie durch einen Hut von dem bloßen Haupte abgehalten wurde.

Eines Tages, da ich in meinem Zimmer ſaß, hörte ich einen Wagen zu dem Hauſe herzufahren. Ich weiß nicht, weßhalb ich hinabging, den Wagen ankommen zu ſehen. Da ich an das Gitter gelangte, ſtand er ſchon außerhalb desſelben. Er war von zwei braunen Pferden herbeigezogen worden, der Kutſcher ſaß noch auf dem Bocke, und mußte eben angehalten haben. Vor der Wagenthür mit dem Rücken gegen mich gekehrt ſtand mein Gaſtfreund, neben ihm Guſtav, und neben dieſem Katharina und zwei Mägde. Der Wagen war noch gar nicht geöffnet, er war ein geſchloſſener Gläſerwagen, und hatte an der innern Seite ſeiner Fenſter grüne zugezogene Seidenvorhänge. Einen Augenblick nach meiner Ankunft öffnete mein Gaſtfreund die Wagenthür. Er geleitete an ſeiner Hand eine Frauengeſtalt aus dem Wagen. Sie hatte einen Schleier auf dem Hute, hatte aber den Schleier zurückgeſchlagen, und zeigte uns ihr Angeſicht. Sie war eine alte Frau. Augenblicklich, da ich ſie ſah, fiel mir das Bild ein, welches mein Gaſtfreund einmal über manche alternde Frauen von verblühenden Roſen hergenommen hatte. „Sie gleichen dieſen verwelkenden Roſen. Wenn ſie ſchon Falten in ihrem Angeſichte haben, ſo iſt doch noch zwiſchen den Falten eine ſehr ſchöne liebe Farbe,“ hatte er geſagt, und ſo war es bei dieſer Frau. Über die vielen feinen Fältchen war ein ſo ſanftes und zartes Roth, daß man ſie lieben mußte, und daß ſie eine Roſe dieſes Hauſes war, die im Verblühen noch ſchöner ſind als andere Roſen in ihrer vollen Blüthe. Sie hatte unter der Stirne zwei ſehr große ſchwarze Augen, unter dem Hute ſahen zwei ſehr ſchmale Silberſtreifen des Haares hervor, und der Mund war ſehr lieb und ſchön. Sie ſtieg von dem Wagentritte herab, und ſagte die Worte: „Gott grüße dich, Guſtav!“

Hiebei neigte ſich der alte Mann gegen ſie, ſie neigte ihr Angeſicht gegen ihn, und die beiderſeitigen Lippen küßten ſich zum Willkommensgruße.

Nach dieſer Frau kam eine zweite Frauengeſtalt aus dem Wagen. Sie hatte auch einen Schleier um den Hut, und hatte ihn auch zurückgeſchlagen. Unter dem Hute ſahen braune Locken hervor, das Antlitz war glatt und fein, ſie war noch ein Mädchen. Unter der Stirne waren gleichfalls große ſchwarze Augen, der Mund war hold und unſäglich gütig, ſie ſchien mir unermeßlich ſchön. Mehr konnte ich nicht denken; denn mir fiel plötzlich ein, daß es gegen die Sitte ſei, daß ich hinter dem Gitter ſtehe, und die Ausſteigenden anſchaue, während die, die ſie empfangen, mir den Rücken zuwenden, und von meiner Anweſenheit nichts wiſſen. Ich ging um die Ecke des Hauſes zurück, und begab mich wieder in mein Wohnzimmer.

Dort hörte ich nach einiger Zeit an Tritten und Geſprächen, daß die ganze Geſellſchaft an meinem Zimmer vorbei den ganzen Gang entlang wahrſcheinlich in die ſchönen Gemächer an der öſtlichen Seite des Hauſes gehe.

Was weiter an dem Wagen geſchehen ſei, ob noch eine oder zwei Perſonen aus demſelben geſtiegen ſeien, konnte ich nicht wiſſen; denn auch nicht einmal beim Fenſter wollte ich nun hinabſehen. Daß aber Gegenſtände von demſelben abgepackt, und in das Haus gebracht wurden, konnte ich an dem Reden und Rufen der Leute erkennen. Auch den Wagen hörte ich endlich fortfahren, wahrſcheinlich wurde er in den Meierhof gebracht.

Ich blieb immer in der Tiefe des Zimmers ſitzen.

Ich ging weder zu dem Fenſter, noch ging ich in den Garten, noch verließ ich überhaupt das Zimmer, obwohl eine ziemlich lange Zeit ruhig und ſtill verfloß. Ich wollte leſen oder ſchreiben, und that es dann doch wieder nicht.

Endlich, da vielleicht ein paar Stunden vergangen waren, kam Katharina, und ſagte, der alte Herr laſſe mich recht ſchön bitten, daß ich in das Speiſezimmer kommen möge, man erwarte mich dort.

Ich ging hinab.

Als ich eingetreten war, ſah ich, daß mein Gaſtfreund in einem Lehnſeſſel an dem Tiſche ſaß, neben ihm ſaß Guſtav. An der entgegengeſetzten Seite ſaß die Frau. Ihr Seſſel war aber ein wenig von dem Tiſche abgewendet, und der Thür, durch welche ich eintrat, zugekehrt. Hinter ihr und um eine Seſſelhälfte ſeitwärts ſaß das Mädchen.

Sie waren nun ganz anders gekleidet, als da ich ſie aus dem Wagen ſteigen geſehen hatte. Statt des ſtädtiſchen Hutes, den ſie da getragen hatten, deckte jezt ein Strohhut mit nicht gar breiten Flügeln, ſo daß ſie eben genug Schatten gaben, das Haupt, die übrigen Kleider beſtanden aus einem einfachen lichten mattfärbigen Stoffe, und waren ohne alle beſonderen

Verzierungen verfertigt, ſo wie der Schnitt nichts Auffälliges hatte, weder eine zur Schau getragene Ländlichkeit noch ein zu ſtrenge feſtgehaltenes ſtädtiſches Weſen.

Es ſtanden mehrere Diener herum, ſo wie Katharina, die mich geholt hatte, auch wieder hinter mir in das Zimmer gegangen war, und ſich zu den daſtehenden Mägden geſellt hatte. Selbſt der Gärtner Simon war zugegen.

Als ich in die Nähe des Tiſches gekommen war, ſtand mein Gaſtfreund auf, umging den Tiſch, führte mich vor die Frau, und ſagte: „Erlaube, daß ich dir den jungen Mann vorſtelle, von dem ich dir erzählt habe.“

Hierauf wendete er ſich gegen mich, und ſagte: „Dieſe Frau iſt Guſtavs Mutter, Mathildis.“

Die Frau ſagte in dem erſten Augenblicke nichts, ſondern richtete ein Weilchen die dunkeln Augen auf mich.

Dann wies er mit der Hand auf das Mädchen, und ſagte: „Dieſe iſt Guſtavs Schweſter Natalie.“

Ich wußte nicht, waren die Wangen des Mädchens überhaupt ſo roth, oder war es erröthet. Ich war ſehr befangen, und konnte kein Wort hervor bringen. Es war mir äußerſt auffallend, daß er jezt, wo er den Namen beinahe mit Nothwendigkeit brauchte, weder um den meinigen gefragt, noch den der Frauen genannt hatte. Ehe ich recht mit mir zu Rathe gehen konnte, ob zu der Verbeugung, welche ich gemacht hatte, etwas geſagt werden ſolle oder nicht, fuhr er in ſeiner Rede fort, und ſagte: „Er iſt ein freundlicher Hausgenoſſe von uns geworden, und ſchenkt uns einige Zeit in unſerer ländlichen Einſamkeit. Er ſtrebt die Berge und das Land zu erforſchen, und zur Kenntniß des Beſtehenden und zur Herſtellung der Geſchichte des Gewordenen etwas beizutragen. Wenn auch die Thaten und die Förderung der Welt mehr das Geſchäft des Mannes und des Greiſes ſind, ſo ziert ein ernſtes Wollen auch den Jüngling, ſelbſt wo es nicht ſo klar und ſo beſtimmt iſt wie hier."

„Mein Freund hat mir von euch erzählt," ſagte die Frau zu mir, indem ſie mich wieder mit den dunkeln glänzenden Augen anſah, „er hat mir geſagt, daß ihr im vergangenen Jahre bei ihm waret, daß ihr ihn im Frühlinge beſucht habt, und daß ihr verſprochen habt, zur Zeit der Roſenblüthe wieder eine Weile in dieſem Hauſe zuzubringen. Mein Sohn hat auch ſehr oft von euch geſprochen."

„Er ſcheint nicht ganz ungerne hier zu ſein,“ ſagte mein Gaſtfreund; „denn ſein Angeſicht wenigſtens hat noch nicht bei dem früheren ſo wie bei dem jetzigen Beſuche die Heiterkeit verloren.“

Ich hatte mich während dieſer Reden geſammelt, und ſagte: „Wenn ich auch aus der großen Stadt komme, ſo bin ich doch wenig mit fremden Menſchen in Verkehr getreten, und weiß daher nicht, wie mit ihnen umzugehen iſt. In dieſem Hauſe bin ich, da ich irrthümlich ein Gewitter fürchtete, und um einen Unterſtand herauf ging, ſehr freundlich aufgenommen worden, ich bin wohlwollend eingeladen worden wieder zu kommen, und habe es gethan. Es iſt mir hier in Kurzem ſo lieb geworden wie bei meinen theuren Eltern, bei welchen auch eine Regelmäßigkeit und Ordnung herrſcht wie hier. Wenn ich nicht ungelegen bin, und die Umgebung mir nicht abgeneigt iſt, ſo ſage ich gerne, wenn ich auch nicht weiß, ob man es ſagen darf, daß ich immer mit Freuden kommen werde, wenn man mich einladet.“

„Ihr ſeid eingeladen,“ erwiederte mein Gaſtfreund, „und ihr müßt aus unſern Handlungen erkennen, daß ihr uns ſehr willkommen ſeid. Nun werden auch Guſtavs Mutter und Schweſter eine Weile in dieſem

Hauſe zubringen, und wir werden erwarten, wie ſich unſer Leben entwickeln wird. Wollt ihr euch nicht ein wenig zu mir ſezen, und abwarten, bis der Willkommensgruß von allen, die da ſtehen, vorüber iſt?“

Er ging wieder um den Tiſch herum zurück, und ich folgte ihm. Guſtav machte mir Plaz neben ſeinem Ziehvater, und ſah mich mit der Freude an, welche ein Sohn empfindet, der in der Fremde den Beſuch der Mutter empfängt.

Natalie hatte kein Wort geſprochen.

Ich konnte jezt, da ich ein wenig gegen die Frauen hin zu blicken vermochte, recht deutlich ſehen, daß hier Guſtavs Mutter und Schweſter zugegen ſeien; denn beide hatten dieſelben großen ſchwarzen Augen wie Guſtav, beide dieſelben Züge des Angeſichtes, und Natalie hatte auch die braunen Locken Guſtavs, während die der Mutter die Silberfarbe des Alters trugen. Sie gingen nun recht ſchön geordnet in einem viel breiteren Bande an beiden Seiten der Stirne herab, als ſie es unter dem Reiſeſtrohhute gethan hatten.

Vor Mathilde war, während wir unſere Size eingenommen hatten, die Haushälterin Katharina getreten.

Die Frau ſagte: „Sei mir vielmal gegrüßt, Katharina, ich danke dir, du haſt deinen Herrn und meinen Sohn in deiner beſonderen Obhut, und übſt viele Sorgfalt an ihnen aus. Ich danke dir ſehr. Ich habe dir etwas gebracht, nur als eine kleine Erinnerung, ich werde es dir ſchon geben.“

Als Katharina zurück getreten war, als ſich die anderen insgeſammt näherten, ſich verbeugten und mehrere Mädchen der Frau die Hand küßten, ſagte ſie: „Seid mir alle von Herzen gegrüßt, ihr ſorgt alle für den Herrn und ſeinen Ziehſohn. Sei gegrüßt Simon, ſei gegrüßt Klara, ich danke euch allen, und habe allen etwas gebracht, damit ihr ſeht, daß ich keines in meiner Zuneigung vergeſſen habe; denn ſonſt iſt es freilich nur eine Kleinigkeit.“

Die Leute wiederholten ihre Verbeugung, manche auch den Handkuß, und entfernten ſich. Sie hatten ſich auch vor Natalie geneigt, welche den Gruß recht freundlich erwiederte.

Als alle fort waren, ſagte die Frau zu Guſtav: „Ich habe auch dir etwas gebracht, das dir Freude machen ſoll, ich ſage noch nicht was; allein ich habe es nur vorläufig gebracht, und wir müſſen erſt den Ziehvater fragen, ob du es ſchon ganz oder nur theilweiſe oder noch gar nicht gebrauchen darfſt.“

„Ich danke dir, Mutter," erwiederte der Sohn, „du biſt recht gut, liebe Mutter, ich weiß jezt ſchon, was es iſt, und wie der Ziehvater ausſpricht, werde ich genau thun."

„So wird es gut ſein," antwortete ſie.

Nach dieſer Rede waren alle aufgeſtanden.

„Du biſt heuer zu ſehr guter Zeit gekommen, Mathilde," ſagte mein Gaſtfreund, „keine einzige der Roſen iſt noch aufgebrochen; aber alle ſind bereit dazu."

Wir hatten uns während dieſer Rede der Thür genähert, und mein Gaſtfreund hatte mich gebethen, bei der Geſellſchaft zu bleiben.

Wir gingen bei dem grünen Gitter hinaus, und gingen auf den Sandplaz vor dem Hauſe. Die Leute mußten von dieſem Vorgange ſchon unterrichtet ſein; denn ihrer zwei brachten einen geräumigen Lehnſeſſel, und ſtellten ihn in einer gewiſſen Entfernung mit ſeiner Vorderſeite gegen die Roſen.

Die Frau ſezte ſich in den Seſſel, legte die Hände in den Schoß, und betrachtete die Roſen.

Wir ſtanden um ſie. Natalie ſtand zu ihrer Linken, neben dieſer Guſtav, mein Gaſtfreund ſtand hinter dem Stuhle, und ich ſtellte mich, um nicht zu nahe an Natalie zu ſein, an die rechte Seite und etwas weiter zurück.

Nachdem die Frau eine ziemliche Zeit geſeſſen war, ſtand ſie ſchweigend auf, und wir verließen den Plaz.

Wir gingen nun in das Schreinerhaus. Euſtach war nicht bei der allgemeinen Bewillkommnung im Speiſezimmer geweſen. Er mußte wohl als Künſtler betrachtet werden, dem man einen Beſuch zudenke. Ich erkannte aus dem ganzen Benehmen, daß das Verhältniß in der That ſo ſei, und als das richtigſte empfunden werde. Euſtach mußte das gewußt haben; denn er ſtand mit ſeinen Leuten ohne die grünen Schürzen vor der Thür, um die Angekommenen zu begrüßen. Die Frau dankte freundlich für den Gruß aller, redete Euſtach herzlich an, fragte ihn um ſein und ſeiner Leute Wohlbefinden, um ihre Arbeiten und Beſtrebungen, und ſprach von vergangenen Leiſtungen, was ich, da mir dieſe fremd waren, nicht ganz verſtand. Hierauf gingen wir in die Werkſtätte, wo die Frau jede der einzelnen Arbeiterſtellen beſah. In dem Zimmer Euſtachs ſprach ſie die Bitte aus, daß er ihr bei ihrem längeren Aufenthalte manches Einzelne zeigen, und näher erklären möge.

Von dem Schreinerhauſe gingen wir in die Gärtnerwohnung, wo die Frau ein Weilchen mit den alten Gärtnerleuten ſprach.

Hierauf begaben wir uns in das Gewächshaus, zu den Ananas, zu den Cacteen und in den Garten.

Die Frau ſchien alle Stellen genau zu kennen; ſie blickte mit Neugierde auf die Pläze, auf denen ſie gewiſſe Blumen zu finden hoffte, ſie ſuchte bekannte Vorrichtungen auf, und blickte ſogar in Büſche, in denen etwa noch das Neſt eines Vogels zu erwarten war. Wo ſich etwas ſeit früher verändert hatte, bemerkte ſie es, und fragte um die Urſache. So waren wir durch den ganzen Garten bis zu dem großen Kirſchbaume und zu der Felderraſt gekommen. Dort ſprach ſie noch etwas mit meinem Gaſtfreunde über die Ernte und über die Verhältniſſe der Nachbarn.

Natalie ſprach äußerſt wenig.

Als wir in das Haus zurück gekommen waren, begaben wir uns, da das Mittagsmahl nahe war, auf unſere Zimmer. Mein Gaſtfreund ſagte mir noch vorher, ich möge mich zum Mittageſſen nicht umkleiden; es ſei dieſes in ſeinem Hauſe ſelbſt bei Beſuchen von Fremden nicht Sitte, und ich würde nur auffallen.

Ich dankte ihm für die Erinnerung.

Als ich, da die Hausglocke zwölf Uhr geſchlagen hatte, in das Speiſezimmer hinunter gegangen war, fand ich in der That die Geſellſchaft nicht umgekleidet. Mein Gaſtfreund war in den Kleidern, wie er ſie alle Tage hatte, und die Frauen trugen die nehmlichen Gewänder, in denen ſie den Spaziergang gemacht hatten. Guſtav und ich waren wie gewöhnlich.

Am oberen Ende des Tiſches ſtand ein etwas größerer Stuhl, und vor ihm auf dem Tiſche ein Stoß von Tellern. Mein Gaſtfreund führte, da ein ſtummes Gebeth verrichtet worden war, die Frau zu dieſem Stuhle, den ſie ſofort einnahm. Links von ihr ſaß mein Gaſtfreund, rechts ich, neben meinem Gaſtfreunde Natalie, und neben ihr Guſtav. Mir fiel es auf, daß er die Frau als erſten Gaſt zu dem Plaze mit den Tellern geführt hatte, den in meiner Eltern Hauſe meine Mutter einnahm, und von dem aus ſie vorlegte. Es mußte aber hier ſo eingeführt ſein; denn wirklich begann die Frau ſofort die Teller der Reihe nach mit Suppe zu füllen, die ein junges Aufwartemädchen an die Pläze trug.

Mich erfüllte das mit großer Behaglichkeit. Es war mir, als wenn das immer bisher gefehlt hätte.

Es war nun etwas wie eine Familie in dieſes Haus gekommen, welcher Umſtand mir die Wohnung meiner Eltern immer ſo lieb und angenehm gemacht hatte.

Das Eſſen war ſo einfach, wie es in allen Tagen geweſen war, die ich in dem Roſenhauſe zugebracht hatte.

Die Geſpräche waren klar und ernſt, und mein Gaſtfreund führte ſie mit einer offenen Heiterkeit und Ruhe.

Nach dem Eſſen kam ein großer Korb, welchen Arabella, das Dienſtmädchen Mathildens, welches mit den Frauen gekommen war, welches ich aber nicht mehr hatte ausſteigen geſehen, herein gebracht hatte. Außer dem Korbe wurde auch ein Pack in grauem Papiere und mit ſchönen Schnüren zugeſchnürt gebracht, und auf zwei Seſſel gelegt, die an der Wand ſtanden. In dem Korbe befanden ſich die Geſchenke, welche Mathilde den Leuten mitgebracht hatte, und welche jezt ausgepackt waren. Ich ſah, daß dieſe Geſchenkaustheilung gebräuchlich war, und öfter vorkommen mußte. Das Geſinde kam herein, und jede der Perſonen erhielt etwas Geeignetes, ſei es ein ſchwarzes ſeidenes Tuch für ein Mädchen oder eine Schürze oder ein Stoff auf ein Kleid, oder ſei es für einen Mann eine Reihe Silberknöpfe auf eine Weſte oder eine glänzende Schnalle auf das Hutband oder eine zierliche Geldtaſche. Der Gärtner empfing etwas, das in ſehr feine Metallblätter gewickelt war. Ich vermuthete, daß es eine beſondere Art von Schnupftabak ſein müſſe.

Als ſchon alles ausgetheilt war, als ſich ſchon alle auf das Beſte bedankt und aus dem Zimmer entfernt hatten, wies Mathilde auf den Pack, der noch immer auf den Seſſeln lag, und ſagte: „Guſtav, komme her zu mir.“

Der Jüngling ſtand auf, und ging um den Tiſch herum zu ihr. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand, und ſagte: „Was noch da liegt, gehört dir. Du haſt mich ſchon lange darum gebethen, und ich habe es dir lange verſagen müſſen, weil es noch nicht für dich war. Es ſind Göthes Werke. Sie ſind dein Eigenthum. Vieles iſt für das reifere Alter, ja für das reifſte. Du kannſt die Wahl nicht treffen, nach welcher du dieſe Bücher zur Hand nehmen, oder auf ſpätere Tage aufſparen ſollſt. Dein Ziehvater wird zu den vielen Wohlthaten, die er dir erwies, auch noch die fügen, daß er für dich wählt, und du wirſt ihm in dieſen Dingen eben ſo folgen, wie du ihm bisher gefolgt haſt."

„Gewiß, liebe Mutter, werde ich es thun, gewiß," ſagte Guſtav.

„Die Bücher ſind nicht neue und ſchön eingebundene, wie du vielleicht erwarteſt," fuhr ſie fort. „Es ſind dieſelben Bücher Göthes, in welchen ich in ſo mancher Nachtſtunde und in ſo mancher Tagesſtunde mit Freude und mit Schmerzen geleſen habe, und die mir oft Troſt und Ruhe zuzuführen geeignet waren. Es ſind meine Bücher Göthes, die ich dir gebe. Ich dachte, ſie könnten dir lieber ſein, wenn du außer dem Inhalte die Hand deiner Mutter daran fändeſt, als etwa nur die des Buchbinders und Druckers."

„O lieber, viel lieber, theure Mutter, ſind ſie mir," antwortete Guſtav, „ich kenne ja die Bücher, die mit dem feinen braunen Leder gebunden ſind, die feine Goldverzierung auf dem Rücken haben, und in der Goldverzierung die niedlichen Buchſtaben tragen, die Bücher, in denen ich dich ſo oft habe leſen geſehen, weßhalb es auch kam, daß ich dich ſchon wiederholt um ſolche Bücher gebethen habe."

„Ich dachte es, daß ſie dir lieber ſind," ſagte die Frau, „und darum habe ich ſie dir gegeben. Da ich aber auch wohl noch gerne für den Überreſt meines Lebens ein Wort von dieſem merkwürdigen Manne vernehmen möchte, werde ich mir die Bücher neu kaufen, für mich haben die neuen die Bedeutung wie die alten. Du aber nimm die deinigen in Empfang und bringe ſie an den Ort, der dir dafür eingeräumt iſt.“

Guſtav küßte ihr die Hand, und legte ſeinen Arm wie in unbeholfener Zärtlichkeit auf die Schulter ihres Gewandes. Er ſprach aber kein Wort, ſondern ging zu den Büchern, und begann, ihre Schnur zu löſen.

Als ihm dies gelungen war, als er die Bücher aus den Umſchlagpapieren gelöſt, und in mehreren geblättert hatte, kam er plötzlich mit einem in der Hand zu uns, und ſagte: „Aber ſiehſt du Mutter, da ſind manche Zeilen mit einem feinen Bleiſtifte unterſtrichen, und mit demſelben feingeſpitzten Stifte ſind Worte an den Rand geſchrieben, die von deiner Hand ſind. Dieſe Dinge ſind dein Eigenthum, ſie ſind in den neugekauften Büchern nicht enthalten, und ich darf dir dein Eigenthum nicht entziehen.“

„Ich gebe es dir aber,“ antwortete ſie, „ich gebe es dir am liebſten, der du jetzt ſchon von mir entfernt biſt, und in Zukunft wahrſcheinlich noch viel weiter, von mir entfernt leben wirſt. Wenn du in den Büchern lieſeſt, ſo lieſeſt du das Herz des Dichters und das Herz deiner Mutter, welches, wenn es auch an Werthe tief unter dem des Dichters ſteht, für dich den unvergleichlichen Vorzug hat, daß es dein Mutterherz iſt. Wenn ich an Stellen leſen werde, die ich unterſtrichen habe, werde ich denken, hier erinnert er ſich an ſeine Mutter, und wenn meine Augen über Blätter gehen werden, auf welche ich Randbemerkungen niedergeſchrieben habe, wird mir dein Auge vorſchweben, welches hier von dem Gedruckten zu dem Geſchriebenen ſehen, und die Schriftzüge von Einer vor ſich haben wird, die deine beſte Freundin auf der Erde iſt. So werden die Bücher immer ein Band zwiſchen uns ſein, wo wir uns auch befinden. Deine Schweſter Natalie iſt bei mir, ſie hört öfter als du meine Worte, und ich höre auch oft ihre liebe Stimme, und ſehe ihr freundliches Angeſicht.“

„Nein, nein Mutter,“ ſagte Guſtav, „ich kann die Bücher nicht nehmen, ich beraube dich und Natalie.“

„Natalie wird ſchon etwas anderes bekommen,“ antwortete die Mutter. „Daß du mich nicht beraubſt, habe ich dir ſchon erklärt, und es war ſeit längerer Zeit mein wohldurchdachter Wille, daß ich dir dieſe Bücher geben werde.“

Guſtav machte keine Einwendungen mehr. Er nahm ihre Rechte in ſeine beiden Hände, drückte ſie, küßte ſie, und ging dann wieder zu den Büchern.

Als er alle ausgepackt hatte, holte er einen Diener, und ließ ſie durch ihn in ſeine Wohnung tragen.

Nach dem Eſſen war es im Plane, daß wir uns zerſtreuen ſollten, und jeder ſich nach ſeinem Sinne beſchäftige.

Ich hatte es während des Vorganges mit den Büchern nicht vermocht, auf das Angeſicht Nataliens zu ſchauen, was etwa in ihr vorgehen möge, und was ſich in den Zügen ſpiegle. Ich mußte mir nur denken, ſie werde von dem höchſten Beifalle über die Handlung ihrer Mutter durchdrungen ſein. Als wir uns aber von dem Tiſche erhoben, als wir das ſtumme Gebeth geſprochen, und uns wechſelweiſe verneigt hatten, wobei ich meine Augen immer nur auf meinen alten Gaſtfreund und auf die Frau gerichtet hatte, und als wir uns jetzt anſchickten, das Zimmer zu verlaſſen, und Natalie den Arm Guſtavs nahm, und beide Geſchwiſter ſich umkehrten, um der Thür zuzugehen, wagte ich es, den Blick zu dem Spiegel zu erheben, in dem ich ſie ſehen mußte. Ich, ſah aber faſt nichts mehr als die vier ganz gleichen ſchwarzen Augen ſich in dem Spiegel umwenden.

Wir traten alle in das Freie.

Mein Gaſtfreund und die Frau begaben ſich in eine Wirthſchaftſtube.

Natalie und Guſtav gingen in den Garten, er zeigte ihr Verſchiedenes, das ihm etwa an dem Herzen lag, oder worüber er ſich freute, und ſie nahm gewiß den Antheil, den die Schweſter an den Beſtrebungen des Bruders hat, den ſie liebt, auch wenn ſie die Beſtrebungen nicht ganz verſtehen ſollte, und ſie, wenn es auf ſie allein ankäme, nicht zu den ihrigen machen würde. So thut es ja auch Klotilde mit mir in meiner Eltern Hauſe.

Ich ſtand an dem Eingange des Hauſes, und ſah den beiden Geſchwiſtern nach, ſo lange ich ſie ſehen konnte. Einmal erblickte ich ſie, wie ſie vorſichtig in ein Gebüſch ſchauten. Ich dachte mir, er werde ihr ein Vogelneſt gezeigt haben, und ſie ſehe mit Theilnahme auf die winzige befiederte Familie. Ein anderes Mal ſtanden ſie bei Blumen, und ſchauten ſie an. Endlich ſah ich nichts mehr. Das lichte Gewand der Schweſter war unter den Bäumen und Geſträuchen verſchwunden, manche ſchimmernde Stellen wurden zuweilen noch ſichtbar, und dann nichts mehr. Ich ging hierauf in meine Zimmer.

Mir war, als müſſe ich dieſes Mädchen ſchon irgendwo geſehen haben; aber da ich mich bisher viel mehr mit lebloſen Gegenſtänden oder mit Pflanzen beſchäftigt hatte als mit Menſchen, ſo hatte ich keine Geſchicklichkeit, Menſchen zu beurtheilen, ich konnte mir die Geſichtszüge derſelben nicht zurecht legen, ſie mir nicht einprägen, und ſie nicht vergleichen; daher konnte ich auch nicht ergründen, wo ich Natalie ſchon einmal geſehen haben könnte.

Ich blieb den ganzen Nachmittag in meiner Wohnung.

Als die Hitze des Tages, welcher ganz heiter war, ſich ein wenig gemildert hatte, wurde ich aufgefordert, einen Spaziergang mit zu machen. An demſelben nahmen mein Gaſtfreund Mathilde Natalie Guſtav und ich Theil. Wir gingen durch eine Strecke des Gartens. Mein Gaſtfreund Mathilde und ich bildeten eine Gruppe, da ſie mich in ihr Geſpräch gezogen hatten, und wir gingen, wo es die Breite des Sandweges zuließ, neben einander. Die andere Gruppe bildeten Natalie und Guſtav, und ſie gingen eine ziemliche Anzahl Schritte vor uns. Unſer Geſpräch betraf den Garten und ſeine verſchiedenen Beſtandtheile, die ſich zu einem angenehmen Aufenthalte wohlthuend ablöſten, es betraf das Haus und manche Verzierungen darin, es erweiterte ſich auf die Fluren, auf denen wieder der Segen ſtand, der den Menſchen abermals um ein Jahr weiter helfen ſollte, und es ging auf das Land über, auf manche gute Verhältniſſe desſelben und auf anderes, was der Verbeſſerung bedürfte. Ich ſah den zwei hohen Geſtalten nach, die vor uns gingen. Guſtav iſt mir heute plötzlich als völlig erwachſen erſchienen. Ich ſah ihn neben der Schweſter gehen, und ſah, daß er größer ſei als ſie. Dieſer Gedanke drängte ſich mir mehrere Male auf. War er aber auch größer, ſo war ihre Geſtalt feiner und ihre Haltung anmuthiger. Guſtav hatte wie ſein Ziehvater nichts auf dem Haupte als die Fülle ſeiner dichten braunen Locken, und als Natalie den ſanft ſchattenden Strohhut, den ſie wie ihre Mutter auf hatte, abgenommen, und an den Arm gehängt hatte, ſo zeigten ihre Locken genau die Farbe wie die Guſtavs, und wenn die Geſchwiſter, die ſich ſehr zu lieben ſchienen, ſehr nahe an einander gingen, ſo war es von ferne, als ſähe man eine einzige braune glänzende Haarfülle, und als theilen ſich nur unten die Geſtalten.

Wir gingen bei der Pforte hinaus, die gegen den Meierhof führt, gingen aber nicht in den Meierhof, ſondern machten einen großen Bogen durch die Felder, und kamen dann ſchief über den ſüdlichen Abhang des Hügels wieder zu dem Hauſe hinauf.

Da die Täge ſehr lang waren, ſo leuchtete noch die Abendröthe, wenn wir von unſerem Abendeſſen, das pünktlich immer zur gleichen Zeit ſein mußte, aufſtanden. Wir gingen daher heute auch noch nach dem Abendeſſen in den Garten. Wir gingen zu dem großen Kirſchbaume empor. Dort ſezten wir uns auf das Bänklein. Mein Gaſtfreund und Mathilde ſaßen in der Mitte, ſo daß ihre Angeſichter gegen den Garten hinab gerichtet waren. Links von meinem Gaſtfreunde ſaß ich, rechts von der Mutter ſaß Natalie und Guſtav. Die Lüfte dunkelten immer mehr, ein blaſſer Schein war über die Wipfel des Gartens, der jezt ſchwieg, und über das Dach des Hauſes gebreitet. Das Geſpräch war heiter und ruhig, und die Kinder wendeten oft ihr Angeſicht herüber, um an dem Geſpräche Antheil zu nehmen, und gelegentlich ſelber ein Wort zu reden.

Da ſich der eine und der andere Stern an dem Himmel entzündete, und in den Tiefen der Gartengeſträuche ſchon die völlige Dunkelheit herrſchte, gingen wir in das Haus und in unſere Zimmer.

Ich war ſehr traurig. Ich legte meinen Strohhut auf den Tiſch, legte meinen Rock ab, und ſah bei einem der offenen Fenſter hinaus. Es war heute nicht wie damals, da ich zum erſten Male in dieſem Hauſe über dem Roſengitter aus dem offenen Fenſter in die Nacht hinausgeſchaut hatte. Es ſtanden nicht die Wolken am Himmel, die ihn nach Richtungen durchzogen, und ihm Geſtaltung gaben, ſondern es brannte bereits über dem ganzen Gewölbe der einfache und ruhige Sternenhimmel. Es ging kein Duft der Roſen zu meiner Nachtherberge herauf, da ſie noch in den Knoſpen waren, ſondern es zog die einſame Luft kaum fühlbar durch die Fenſter herein, ich war nicht von dem Verlangen belebt wie damals, das Weſen und die Art meines Gaſtfreundes zu erforſchen, dies lag entweder aufgelöſt vor mir, oder war nicht zu löſen. Das Einzige war, daß wieder Getreide außerhalb des Sandplazes vor den Roſen ruhig und unbewegt ſtand; aber es war eine andere Gattung, und es war nicht zu erwarten, daß es in der Nacht im Winde ſich bewegen, und am Morgen, wenn ich die geklärten Augen über die Gegend wendete, vor mir wogen würde.

Als die Nacht ſchon ſehr weit vorgerückt war, ging ich von dem Fenſter, und obwohl ich jeden Abend gewohnt war, ehe ich mich zur Ruhe begab, zu meinem Schöpfer zu bethen, ſo kniete ich doch jezt vor dem einfachen Tiſchlein hin, und that ein heißes inbrünſtiges Gebeth zu Gott, dem ich alles und jedes beſonders mein Sein und mein Schickſal und das Schickſal der Meinigen anheim ſtellte.

Dann entkleidete ich mich, ſchloß die Schlöſſer meiner Zimmer ab, und begab mich zur Ruhe.

Als ich ſchon zum Entſchlummern war, kam mir der Gedanke, ich wolle nach Mathilden und ihren Verhältniſſen eben ſo wenig eine Frage thun, als ich ſie nach meinem Gaſtfreunde gethan habe.

Ich erwachte ſehr zeitig; aber nach der Natur jener Jahreszeit war es ſchon ganz licht, ein blauer wolkenloſer Himmel wölbte ſich über die Hügel, das Getreide unter meinen Füßen wogte wirklich nicht, ſondern es ſtand unbewegt mit ſtarkem Thaue wie mit feurigen Funken angethan in der aufgehenden Sonne da.

Ich kleidete mich an, richtete meine Gedanken zu Gott, und ſezte mich zu meiner Arbeit.

Nach geraumer Zeit hörte ich durch meine Fenſter, welche ich bei weiter fortſchreitendem Morgen geöffnet hatte, daß auch am äußerſten Ende des Hauſes gegen Oſten Fenſter erklangen, welche geöffnet wurden. In jener Gegend wohnten die Frauen in den ſchönen nach weiblicher Art eingerichteten Gemächern. Ich ging zu meinem Fenſter, ſchaute hinaus, und ſah wirklich, daß alle Fenſterflügel an jenem Theile des Hauſes offen ſtanden. Nach einer Zeit, da es bereits zur Stunde des Frühmales ging, hörte ich weibliche Schritte an meiner Thür vorüber der Marmortreppe zugehen, welche mit einem weichen Teppiche belegt war. Ich hatte auch, obwohl ſie gedämpft war, wahrſcheinlich, um mich nicht zu ſtören, Guſtavs Stimme erkannt.

Ich ging nach einer kleinen Weile auch über die Marmortreppe an dem Marmorbilde der Muſe vorüber in das Speiſezimmer hinunter.

Der Tag verging ungefähr wie der vorige, und ſo verfloſſen nach und nach mehrere.

Die Ordnung des Hauſes war durch die Ankunft der Frauen faſt gar nicht geſtört worden, nur daß ſolche

Vorrichtungen vorgenommen werden mußten, welche die Aufmerkſamkeit für die Frauen verlangte. Die Unterrichts- und Lernſtunden Guſtavs wurden eingehalten wie früher, und ebenſo ging die Beſchäftigung meines Gaſtfreundes ihren Gang. Mathilde betheiligte ſich nach Frauenart an dem Hausweſen. Sie ſah auf das, was ihren Sohn betraf, und auf alles, was das häusliche Wohl des alten Mannes anging. Sie wurde gar nicht ſelten in der Küche geſehen, wie ſie mitten unter den Mägden ſtand, und an den Arbeiten Theil nahm, die da vorfielen. Sie begab ſich auch gerne in die Speiſekammer in den Keller oder an andere Orte, die wichtig waren. Sie ſorgte für die Dinge, welche den Dienſtleuten gehörten, in ſo ferne ſie ſich auf ihre Nahrung bezogen oder auf ihre Wohnung oder auf ihre Kleider und Schlafſtellen. Sie legte das Linnen die Kleider und anderes Eigenthum des alten Herrn und ihres Sohnes zurecht, und bewirkte, daß, wo Verbeſſerungen nothwendig waren, dieſelben eintreten könnten. Unter dieſen Dingen ging ſie manches Mal des Tages auf den Sandplaz vor dem Hauſe, und betrachtete gleichſam wehmüthig die Roſen, die an der Wand des Hauſes empor wuchſen. Natalie brachte viele Zeit mit

Guſtav zu. Die Geſchwiſter mußten ſich außerordentlich lieben. Er zeigte ihr alle ſeine Bücher, namentlich, die neu zu den alten [illegible] gekommen waren, er erklärte ihr, was er jezt lerne, und ſuchte ſie in dasſelbe einzuweihen, wenn ſie es auch ſchon wußte, und früher die nehmlichen Wege gegangen war. Wenn es die Umſtände mit ſich brachten, ſchweiften ſie in dem Garten herum, und freuten ſich all des Lebens, was in demſelben war, und freuten ſich des gegenſeitigen Lebens, das ſich an einander ſchmiegte, und deſſen ſie ſich kaum als eines geſonderten bewußt wurden. Die Zeit, welche alle frei hatten, brachten wir häufig gemeinſchaftlich mit einander zu. Wir gingen in den Garten, oder ſaſſen unter einem ſchattigen Baume, oder machten einen Spaziergang, oder waren in dem Meierhofe. Ich vermochte nicht, in die Geſpräche ſo einzugehen, wie ich es mit meinem Gaſtfreunde allein that, und wenn auch Mathilde recht freundlich mit mir ſprach, ſo wurde ich faſt immer noch ſtummer.

Die Roſen fingen an, ſich ſtets mehr zu entwickeln, ſehr viele waren bereits aufgeblüht und ſtündlich öffneten andere den ſanften Kelch. Wir gingen ſehr oft hinaus, und betrachteten die Zierde, und es mußte manchmal eine Leiter herbei, um irgend etwas Störendes oder Unvollkommenes zu entfernen.

Die Mittage waren lieb und angenehm. Auch das, daß Mathilde und Natalie ſo fein und paſſend wenn auch einfach angezogen waren, wie ich es von meiner Mutter und Schweſter gewohnt war, gab dem Mahle einen gewiſſen Glanz, den ich früher vermißt hatte. Die Vorhänge waren gegen die unmittelbare Sonne jederzeit zu, und es war eine gebrochene und ſanfte Helle in dem Zimmer.

Die Abende nach dem Abendeſſen brachten wir immer im Freien zu, da noch lauter ſchöne Täge geweſen waren. Meiſtens ſaßen wir bei dem großen Kirſchbaume oben, welches bei weitem der ſchönſte Plaz zu einem Abendſize war, obgleich er auch zu jeder andern Zeit, wenn die Hize nicht zu groß war, mit der größten Annehmlichkeit erfüllte. Mein Gaſtfreund führte die Geſpräche klar und warm, und Mathilde konnte ihm entſprechend antworten. Sie wurden mit einer Milde und Einſicht geführt, daß ſie immer an ſich zogen, daß ich gerne meine Aufmerkſamkeit hin richtete, und, wenn ſie auch Gewöhnliches betrafen, etwas Neues und Eindringendes zu hören glaubte. Der alte Mann führte dann die Frau im

Sternenſcheine oder bei dem ſchwachen Lichte der ſchmalen Mondesſichel, die jezt immer deutlicher in dem Abendrothe ſchwamm, über den Hügel in das Haus hinab, und die ſchlanken Geſtalten der Kinder gingen an den dunkeln Büſchen dahin.

Das alles war ſo einfach klar und natürlich, daß es mir immer war, die zwei Leute ſeien Eheleute und Beſizer dieſes Anweſens, Guſtav und Natalie ſeien ihre Kinder, und ich ſei ein Freund, der ſie hier in dieſem abgeſchiedenen Winkel der Welt beſucht habe, wo ſie den ſtilleren Reſt ihres Daſeins in Unſcheinbarkeit und Ruhe hinbringen wollten.

Eines Tages wurde eine feierliche Mahlzeit in dem Speiſezimmer gehalten. Es war Euſtach dann der Hausaufſeher der alte Gärtner mit ſeiner Frau der Verwalter des Meierhofes und die Haushälterin Katharina geladen worden. Statt Katharinen mußte ein anderes die Herrſchaft in der Küche führen. Es mußte, wie ich aus allem entnahm, jedes Mal bei der Anweſenheit Mathildens die Sitte ſein, ein ſolches Gaſtmahl abzuhalten; die Leute fanden ſich auf eine natürliche Art in die Sache, und die Geſpräche gingen mit einer Gemäßheit vor ſich, welche auf Übung deutete. Mathilde konnte ſie veranlaſſen, etwas zu ſagen, was paßte, und was daher dem Sprechenden ein Selbſtgefühl gab, das ihm den Aufenthalt in der Umgebung angenehm machte. Euſtach allein erhielt die Auszeichnung, daß man das bei ihm nicht für nöthig erachtete, er ſprach daher auch weniger und nur in allgemeinen Ausdrücken über allgemeine Dinge. Er empfand, daß er der höheren Geſellſchaft zugezählt werde, wie ich es auch, da ich ihn näher kennen gelernt hatte, ganz natürlich fand, während die anderen nicht merkten, daß man ſie empor hebe. Der Gärtner und ſeine Frau waren in ihrem weißen reinlichen Anzuge ein ſehr liebes greiſes Paar, welches auch die anderen mit einer gewiſſen Auszeichnung behandelten. An Speiſen war eine etwas reichlichere Auswahl als gewöhnlich, die Männer bekamen einen guten Gebirgswein zum Getränke, für die Frauen wurde ein ſüßer neben die Backwerke geſtellt.

Da die Roſen immer mehr der Entfaltung entgegen gingen, wurden einmal Seſſel und Stühle in einem Halbkreiſe auf dem Sandplaze vor dem Hauſe aufgeſtellt, ſo daß die Öffnung des Kreiſes gegen das Haus ſah, und ein langer Tiſch wurde in die Mitte geſtellt. Wir ſezten uns auf die Seſſel, der Gärtner Simon war gerufen worden, Euſtach kam, und von den Leuten und Gartenarbeitern konnte kommen, wer da wollte. Sie machten auch Gebrauch davon. Die Roſen wurden einer ſehr genauen Beurtheilung unterzogen. Man fragte ſich, welche die ſchönſten ſeien, oder welche dem Einen oder dem Anderen mehr gefielen. Die Ausſprüche erfolgten verſchieden, und jedes ſuchte ſeine Meinung zu begründen. Es lagen Druckwerke und Abbildungen auf dem Tiſche, zu denen man dann ſeine Zuflucht nahm, ohne eben jedes Mal ihrem Ausſpruche beizupflichten. Man that die Frage, ob man nicht Bäumchen verſezen ſolle, um eine ſchönere Miſchung der Farben zu erzielen. Der allgemeine Ausſpruch ging dahin, daß man es nicht thun ſolle, es thäte den Bäumchen wehe, und wenn ſie groß wären, könnten ſie ſogar eingehen; eine zu ängſtliche Zuſammenſtellung der Farben verrathe die Abſicht und ſtöre die Wirkung; eine reizende Zufälligkeit ſei doch das Angenehmſte. Es wurde alſo beſchloſſen, die Bäume ſtehen zu laſſen, wie ſie ſtanden. Man ſprach ſich nun über die Eigenſchaften der verſchiedenen Bäumchen aus, man beurtheilte ihre Trefflichkeit an ſich, ohne auf die Blumen Rückſicht zu nehmen, und oft wurde der Gärtner um Auskunft angerufen. Über die Geſundheit der Pflanzen und ihre Pflege konnte kein Tadel ausgeſprochen werden, ſie waren heuer ſo vortrefflich, wie ſie alle Jahre vortrefflich geweſen waren. Auf den Tiſch wurden nun Erfriſchungen geſtellt, und alle jene Vorrichtungen ausgebreitet, die zu einem Vesperbrote nothwendig ſind. Aus den Reden Mathildens ſah ich, daß ſie mit allen hier befindlichen Roſenpflanzen ſehr vertraut ſei, und daß ſie ſelbſt kleine Veränderungen bemerkte, welche ſeit einem Jahre vorgegangen ſind. Sie mußte wohl Lieblinge unter den Blumen haben, aber man erkannte, daß ſie allen ihre Neigung in einem hohen Maße zugewendet habe. Ich ſchloß aus dieſem Vorgange wieder, welche Wichtigkeit dieſe Blumen für dieſes Haus haben.

Gegen Abend desſelben Tages kam ein Beſuch in das Roſenhaus. Es war ein Mann, welcher in der Nähe eine bedeutende Beſizung hatte, die er ſelber bewirthſchaftete, obwohl er ſich im Winter eine geraume Zeit in der Stadt aufhielt. Er war von ſeiner Gattin und zwei Töchtern begleitet. Sie waren auf der Rückfahrt von einem Beſuche begriffen, den ſie in einem entfernteren Theile der Gegend gemacht hatten, und waren, wie ſie ſagten, zu dem Hauſe herauf gefahren, um zu ſehen, ob die Roſen ſchon blühten, und um die gewöhnliche Pracht zu bewundern. Sie hatten im Sinne, am Abende wieder fort zu fahren, allein da die Zeit ſchon ſo weit vorgerückt war, drang mein Gaſtfreund in ſie, die Nacht in ſeinem Hauſe zuzubringen, in welches Begehren ſie auch einwilligten. Die Pferde und der Wagen wurden in den Meierhof gebracht, den Reiſenden wurden Zimmer angewieſen.

Sie gingen aus denſelben aber wieder ſehr bald hervor, man begab ſich auf den Sandplaz vor dem Hauſe, und die Roſenſchau wurde aufs Neue vorgenommen. Es waren zum Theile noch die Stühle vorhanden, die man heute herausgetragen hatte, obwohl der Tiſch ſchon weggeräumt war. Die Mutter ſezte ſich auf einen derſelben, und nöthigte Mathilden, neben ihr Plaz zu nehmen. Die Mädchen gingen neben den Roſen hin, und man redete viel von den Blumen und bewunderte ſie.

Vor dem Abendeſſen wurde noch ein Gang durch den Garten und einen Theil der Felder gemacht, dann begab ſich alles auf ſeine Zimmer.

Da die Stunde zu dem Abendmahle geſchlagen hatte, verſammelte man ſich wieder in dem Speiſeſaale. Der Fremde und ſeine Begleiterinnen hatten ſich umgekleidet, der Mann erſchien ſogar im ſchwarzen Fracke, die Frauen hatten einen Anzug, wie man ihn in der Stadt bei nicht feſtlichen aber freundſchaftlichen Beſuchen hat. Wir waren in unſeren gewöhnlichen Kleidern. Aber gerade durch den Anzug der Fremden, an dem ſachgemäß nichts zu tadeln war, was ich recht gut beurtheilen konnte, weil ich ſolche Gewänder an meiner Mutter und Schweſter oft ſah, und auch oft Urtheile darüber hörte, wurden unſere Kleider nicht in den Schatten geſtellt, ſondern ſie thaten eher denen der Fremden wenigſtens in meinen Augen Abbruch. Der gepuzte Anzug erſchien mir auffallend und unnatürlich, während der andere einfach und zweckmäßig war. Es gewann den Anſchein, als ob Mathilde Natalie mein alter Gaſtfreund und ſelbſt Guſtav bedeutende Menſchen wären, indeß jene einige aus der großen Menge darſtellten, wie ſie ſich überall befinden.

Ich betrachtete während der Zeit des Eſſens und nachher, da wir uns noch eine Weile in dem Speiſezimmer aufhielten, ſogar auch die Schönheit der Mädchen. Die ältere von den beiden Töchtern der Fremden — wenigſtens mir erſchien ſie als die ältere

— hieß Julie. Sie hatte braune Haare wie Natalie. Dieſelben waren reich und waren ſchön um die Stirne geordnet. Die Augen waren braun groß und blickten mild. Die Wangen waren fein und ebenmäßig, und der Mund war äußerſt ſanft und wohlwollend. Ihre Geſtalt hatte ſich neben den Roſen und auf dem Spaziergange als ſchlank und edel, und ihre Bewegungen hatten ſich als natürliche und würdevolle gezeigt. Es lag ein großer hinziehender Reiz in ihrem Weſen. Die jüngere, welche Appolonia hieß, hatte gleichfalls braune aber lichtere Haare als die Schweſter. Sie waren eben ſo reich und wo möglich noch ſchöner geordnet. Die Stirne trat klar und deutlich von ihnen ab, und unter derſelben blickten zwei blaue Augen nicht ſo groß wie die braunen der Schweſter aber noch einfacher gütevoller und treuer hervor. Dieſe Augen ſchienen von dem Vater zu kommen, der ſie auch blau hatte, während die der Mutter braun waren. Die Wangen und der Mund erſchienen noch feiner als bei der Schweſter und die Geſtalt faſt unmerkbar kleiner. War ihr Benehmen minder anmuthig als das der Schweſter, ſo war es treuherziger und lieblicher. Meine Freunde in der Stadt würden geſagt haben, es seien zwei hinreißende Weſen, und ſie waren es auch. Natalie — ich weiß nicht, war ihre Schönheit unendlich größer, oder war es ein anderes Weſen in ihr, welches wirkte — ich hatte aber dieſes Weſen noch in einem geringen Maße zu ergründen vermocht, da ſie ſehr wenig zu mir geſprochen hatte, ich hatte ihren Gang und ihre Bewegungen nicht beurtheilen können, da ich mir nicht den Muth nahm, ſie zu beobachten, wie man eine Zeichnung beobachtet — aber ſie war neben dieſen zwei Mädchen weit höher, wahr klar und ſchön, daß jeder Vergleich aufhörte. Wenn es wahr iſt, daß Mädchen bezaubernd wirken können, ſo konnten die zwei Schweſtern bezaubern; aber um Natalie war etwas wie ein tiefes Glück verbreitet.

Mathilde und mein Gaſtfreund ſchienen dieſe Familie ſehr zu lieben und zu achten, das zeigte das Benehmen gegen ſie.

Die Mutter der zwei Mädchen ſchien ungefähr vierzig Jahre alt zu ſein. Sie hatte noch alle Friſche und Geſundheit einer ſchönen Frau, deren Geſtalt nur etwas zu voll war, als daß ſie zu einem Gegenſtande der Zeichnung hätte dienen können, wie man wenigſtens in Zeichnungen gerne ſchöne Frauen vorſtellt. Ihr Geſpräch und ihr Benehmen zeigte, daß ſie in der Welt zu dem ſogenannten vorzüglicheren Umgang gehöre. Der Vater ſchien ein kenntnißvoller Mann zu ſein, der mit dem Benehmen der feineren Stände der Stadt die Einfachheit der Erfahrung und die Güte eines Landwirthes verband, auf den die Natur einen ſanften Einfluß übte. Ich hörte ſeiner Rede gerne zu. Mathilde erſchien bedeutend älter als die Mutter der zwei Mädchen, ſie ſchien einſtens wie Natalie geweſen zu ſein, war aber jezt ein Bild der Ruhe und, ich möchte ſagen, der Vergebung. Ich weiß nicht, warum mir in den Tagen dieſer Ausdruck ſchon mehrere Male einfiel. Sie ſprach von den Gegenſtänden, welche von den Beſuchenden vorgebracht wurden, brachte aber nie ihre eigenen Gegenſtände zum Geſpräche. Sie ſprach mit Einfachheit, ohne von den Gegenſtänden beherrſcht zu werden, und ohne die Gegenſtände ausſchließlich beherrſchen zu wollen. Mein Gaſtfreund ging in die Anſichten ſeines Gutsnachbars ein, und redete in der ihm eigenthümlichen klaren Weiſe, wobei er aber auch die Höflichkeit beging, den Gaſt die Gegenſtände des Geſpräches wählen zu laſſen.

So ſaßen dieſe zwei Abtheilungen von Menſchen an demſelben Tiſche, und bewegten ſich in demſelben Zimmer, wirklich zwei Abtheilungen von Menſchen.

Daraus, daß ſie gerade zur Roſenblüthe herauf gefahren waren, erkannte ich, daß die Nachbarn meines Gaſtfreundes nicht blos um ſeine Vorliebe für dieſe Blumen wußten, ſondern daß ſie etwa auch Antheil daran nahmen.

Es wurde nach dem Eſſen nicht mehr ein Spaziergang gemacht, wie in dieſen Tagen, ſondern man blieb in Geſprächen bei einander, und ging ſpäter, als es ſonſt in dieſem Hauſe gebräuchlich war, zur Ruhe.

Am anderen Morgen wurde das Frühmahl in dem Garten eingenommen, und nachdem man ſich noch eine Weile in dem Gewächshauſe aufgehalten hatte, fuhren die Gäſte mit der wiederholt vorgebrachten Bitte fort, ſie doch auch recht bald auf ihrem Gute zu beſuchen, was zugeſagt wurde.

Nach dieſer Unterbrechung gingen die Tage auf dem Roſenhauſe dahin, wie ſie ſeit der Ankunft der Frauen dahin gegangen waren. Die Zeit, welche jedes frei hatte, brachten wir wieder öfter gemeinſchaftlich zu. Ich wurde nicht ſelten in dieſen Zeiten ausdrücklich zur Geſellſchaft geladen. Natalie hatte auch ihre Lernſtunden, welche ſie gewiſſenhaft hielt. Guſtav ſagte mir, daß ſie jezt Spaniſch lerne, und ſpaniſche Bücher mit hieher gebracht habe. Ich hatte doch den Raum, welchen man mir in dem ſogenannten Steinhauſe eingeräumt hatte, benüzt, und hatte mehrere meiner Gegenſtände dort hingebracht. Guſtav las bereits in den Büchern von Göthe. Sein Ziehvater hatte ihm Hermann und Dorothea ausgewählt, und ihm geſagt, er ſolle das Werk ſo genau und ſorgfältig leſen, daß er jeden Vers völlig verſtehe, und wo ihm etwas dunkel ſei, dort ſolle er fragen. Mir war es rührend, daß die Bücher alle in Guſtavs Zimmer aufgeſtellt waren, und daß man das Zutrauen hatte, daß er kein anderes leſen werde, als welches ihm von dem Ziehvater bezeichnet worden ſei. Ich kam oft zu ihm, und wenn ich nach der Kenntniß, die ich bereits von ſeinem Weſen gewonnen hatte, nicht gewußt hätte, daß er ſein Verſprechen halten werde, ſo hätte ich mich durch meine Beſuche von dieſer Thatſache überzeugt. Mathilde und Natalie ſtanden oft dabei, wenn mein Gaſtfreund für ſeine geſiederten Gäſte auf der Fütterungstenne Körner ſtreute, und nicht ſelten, wenn ich des Morgens von einem Gange durch den Garten zurückkam, ſah ich, daß bei der Fütterung in dem Eckzimmer, an deſſen Fenſtern die Fütterungsbrettchen angebracht waren, eine ſchöne Hand thätig ſei, die ich für Nataliens erkannte. Wir beſuchten manchmal die Neſter, in welchen noch gebrütet wurde oder ſich Junge befanden. Die meiſten aber waren ſchon leer, und die Nachkommenſchaft wohnte bereits in den Zweigen der Bäume. Oft befanden wir uns in dem Schreinerhauſe, ſprachen mit den Leuten, betrachteten die Fortſchritte der Arbeit, und redeten darüber. Wir beſuchten ſogar auch Nachbaren, und ſahen uns in ihrer Wirthſchaftlichkeit um. Wenn wir in dem Hauſe waren, befanden wir uns in dem Arbeitszimmer meines Gaſtfreundes, es wurde etwas geleſen, oder es wurde ein geiſtanſprechender Verſuch in dem Zimmer der Naturlehre gemacht, oder wir waren in dem Bilderzimmer oder in dem Marmorſaale. Mein Gaſtfreund mußte oft ſeine Kunſt ausüben, und das Wetter vorausſagen. Immer, wenn er eine beſtimmte Ausſage machte, traf ſie ein. Oft verweigerte er aber dieſe Ausſage, weil, wie er erklärte, die Anzeigen nicht deutlich und verſtändlich genug für ihn ſeien.

Zuweilen waren wir auch in den Zimmern der Frauen. Wir kamen dahin, wenn wir dazu geladen waren. Das kleine lezte Zimmerchen mit der Tapetenthür gehörte insbeſondere Mathilden. Ich hatte es Roſenzimmer genannt, und es wurde ſcherzweiſe der Name beibehalten. Mir war es ein anmuthiger Eindruck, daß ich ſah, wie liebend und wie hold dieſes Zimmer für die alte Frau eingerichtet worden war. Es herrſchte eine zuſammenſtimmende Ruhe in dieſem Zimmer mit den ſanften Farben blaßroth weißgrau grün mattveilchenblau und Gold. In all das ſah die Landſchaft mit den lieblichen Geſtalten der Hochgebirge herein. Mathilde ſaß gerne auf dem eigenthümlichen Seſſel am Fenſter, und ſah mit ihrem ſchönen Angeſichte hinaus, deſſen Art mein Gaſtfreund einmal mit einer welkenden Roſe verglichen hatte.

In den Zimmern las zuweilen Natalie etwas vor, wenn mein Gaſtfreund es verlangte. Sonſt wurde geſprochen. Ich ſah auf ihrem Tiſche Papiere in ſchöner Ordnung und neben ihnen Bücher liegen. Ich konnte es nie über mich bringen, auch nur auf die Aufſchrift dieſer Bücher zu ſehen, viel weniger gar eines zu nehmen und hinein zu ſchauen. Es thaten dies auch andere nie. An dem Fenſter ſtand ein verhüllter Rahmen, an dem ſie vielleicht etwas arbeitete; aber ſie zeigte nichts davon. Guſtav, wahrſcheinlich aus Neigung zu mir, um mich mit den ſchönen Dingen zu erfreuen, die ſeine Schweſter verfertigte, ging ſie wiederholt darum an. Sie lehnte es aber jedes Mal auf eine einfache Art ab. Ich hatte einmal in einer Nacht, da meine Fenſter offen waren, Zithertöne vernommen. Ich kannte dieſes Muſikgeräth des Gebirges ſehr gut, ich hatte es bei meinen Wanderungen ſehr oft und von den verſchiedenſten Händen ſpielen gehört, und hatte mein Ohr für ſeine Klänge und Unterſchiede zu bilden geſucht. Ich ging an das Fenſter und hörte zu. Es waren zwei Zithern, die im öſtlichen Flügel des Hauſes abwechſelnd gegen einander und mit einander ſpielten. Wer Übung im Hören dieſer Klänge hat, merkt es gleich, ob auf derſelben Zither oder auf verſchiedenen und von denſelben Händen oder verſchiedenen geſpielt wird. In den Gemächern der Frauen ſah ich ſpäter die zwei Zithern liegen. Es wurde aber in unſerer Gegenwart nie darauf geſpielt. Mein Gaſtfreund verlangte es nicht, ich ohnehin nicht, und in dieſer Angelegenheit beobachtete auch Guſtav eine feſte Enthaltung.

Indeſſen war nach und nach die Zeit herangerückt, in welcher die Roſen in der allerſchönſten Blüthe ſtanden. Das Wetter war ſehr günſtig geweſen. Einige leichte Regen, welche mein Gaſtfreund vorausgeſagt hatte, waren dem Gedeihen bei weitem förderlicher geweſen, als es fortdauernd ſchönes Wetter hätte thun können. Sie kühlten die Luft von zu großer Hize zu angenehmer Milde herab, und wuſchen Blatt Blume und Stengel viel reiner von dem Staube, der ſelbſt in weit von der Straße entfernten und mitten in Feldern gelegenen Orten doch nach lange andauerndem ſchönem Wetter ſich auf Dächern Mauern Zäunen Blättern und Halmen ſammelt, als es die Sprühregen, die mein Gaſtfreund ein paar Male durch ſeine Vorrichtung unter dem Dache auf die Roſen hatte ergehen laſſen, zu thun im Stande geweſen waren. Unter dem klarſten, ſchönſten und tiefſten Blau des Himmels ſtanden nun eines Tages Tauſende von den Blumen offen, es ſchien, daß keine einzige Knospe im Rückſtande geblieben und nicht aufgegangen iſt. In ihrer Farbe von dem reinſten Weiß in gelbliches Weiß in Gelb in blaſſes Roth in feuriges Roſenroth in Purpur in Veilchenroth in Schwarzroth zogen ſie an der Fläche dahin, daß man bei lebendiger Anſchauung verſucht wurde, jenen alten Völkern Recht zu geben, die die Roſen faſt göttlich verehrten, und bei ihren Freuden und Feſten ſich mit dieſen Blumen bekränzten. Man war täglich theils einzeln theils zuſammen zu dem Roſengitter gekommen, um die Fortſchritte zu betrachten, man hatte gelegentlich auch andere Roſentheile und Roſenanlagen in dem Garten beſucht; allein an dieſem Tage erklärte man einmüthig, jezt ſei die Blüthe am ſchönſten, ſchöner vermöge ſie nicht mehr zu werden, und von jezt an müſſe ſie abzunehmen beginnen. Dies hatte man zwar auch ſchon einige Tage früher geſagt; jezt aber glaubte man ſich nicht mehr zu irren, jezt glaubte man auf dem Gipfel angelangt zu ſein. So weit ich mich auf das vergangene Jahr zu erinnern vermochte, in welchem ich auch dieſe Blumen in ihrer Blüthe angetroffen hatte, waren ſie jezt ſchöner als damals.

Es kamen wiederholt Beſuche an, die Roſen zu ſehen. Die Liebe zu dieſen Blumen, welche in dem Roſenhauſe herrſchte, und die zweckmäßige Pflege, welche ſie da erhielten, war in der Nachbarſchaft bekannt geworden, und da kamen manche, welche ſich wirklich an dem ungewöhnlichen Ergebniſſe dieſer Zucht ergözen wollten, und andere, die dem Beſizer etwas Angenehmes erzeigen wollten, und wieder andere, die nichts beſſeres zu thun wußten, als nachzuahmen, was ihre Umgebung that. Alle dieſe Arten waren nicht ſchwer von einander zu unterſcheiden. Die Behandlung derſelben war von Seite meines Gaſtfreundes ſo fein, daß ich es nicht von ihm vermuthet hatte, und daß ich dieſe Eigenſchaft an ihm erſt jezt, wo ich ihn unter Menſchen beobachten konnte, entdeckte.

Auch Bauern kamen zu verſchiedenen Zeiten, und bathen, daß ſie die Roſen anſchauen dürfen. Nicht nur die Roſen wurden ihnen gezeigt, ſondern auch alles andere im Hauſe und Garten, was ſie zu ſehen wünſchten, beſonders aber der Meierhof, in ſo ferne ſie ihn nicht kannten, oder ihnen die lezten Veränderungen in demſelben neu waren.

Eines Tages kam auch der Pfarrer von Rohrberg, den ich bei meinem vorjährigen Beſuche in dem Roſenhauſe getroffen hatte. Er zeichnete ſich einige Roſen in ein Buch, das er mitgebracht hatte, und wendete ſogar Waſſerfarben an, um die Farben der Blumen ſo getreu als nur immer möglich iſt, nachzuahmen. Die Zeichnung aber ſollte keine Kunſtabbildung von Blumen ſein, ſondern er wollte ſich nur ſolche Blumen anmerken und von ihnen den Eindruck aufbewahren, deren Art er in ſeinen Garten zu verpflanzen wünſchte. Es beſtand nehmlich ſchon ſeit lange her zwiſchen meinem Gaſtfreunde und dem Pfarrer das Verhältniß, daß mein Gaſtfreund dem Pfarrer Pflanzen gab, womit dieſer ſeinen Garten zieren wollte, den er theils neu um das Pfarrhaus angelegt, theils erweitert hatte.

Unter allen aber ſchien Mathilde die Roſen am meiſten zu lieben. Sie mußte überhaupt die Blumen ſehr lieben; denn auf den Blumentiſchen in ihren Zimmern ſtanden ſtets die ſchönſten und friſcheſten des Gartens, auch wurde gerne auf dem Tiſche, an welchem wir ſpeiſten, eine Gruppe von Gartentöpfen mit ihren Blumen zuſammengeſtellt. Abgebrochen oder abgeſchnitten und in Gläſer mit Waſſer geſtellt durften in dieſem Hauſe keine Blumen werden, außer ſie waren welk, ſo daß man ſie entfernen mußte. Den Roſen aber wendete ſie ihr meiſtes Augenmerk zu. Nicht nur ging ſie zu denen, welche im Garten in Sträuchen Bäumchen und Gruppen ſtanden, und bekümmerte ſich um ihre Hegung und Pflege, ſondern ſie beſuchte auch ganz allein, wie ich ſchon früher bemerkt hatte, die, welche an der Wand des Hauſes blühten. Oft ſtand ſie lange davor, und betrachtete ſie. Zuweilen holte ſie ſich einen Schemel, ſtieg auf ihn, und ordnete in den Zweigen. Sie nahm entweder ein welkes Laubblatt ab, das den Blicken der andern entgangen war, oder bog eine Blume heraus, die am vollkommenen Aufblühen gehindert war, oder las ein Käferchen ab, oder lüftete die Zweige, wo ſie ſich zu dicht und zu buſchig gedrängt hatten. Zuweilen blieb ſie auf dem Schemel ſtehen, ließ die Hand ſinken, und betrachtete wie im Sinnen die vor ihr ausgebreiteten Gewächſe.

Wirklich war der Tag, den man als den ſchönſten der Roſenblüthe bezeichnet hatte, auch der ſchönſte geweſen. Von ihm an begann ſie abzunehmen, und die Blumen fingen an zu welken, ſo daß man öfter die Leiter und die Scheere zur Hand nehmen mußte, um Verunzierungen zu beſeitigen.

Auch zwei fremde Reiſende waren in das Roſenhaus gekommen, welche ſich eine Nacht und einen Theil des darauf folgenden Vormittages in demſelben aufgehalten hatten. Sie hatten den Garten die Felder und den Meierhof beſehen. In ſeine Zimmer und in die Schreinerei hatte ſie mein Gaſtfreund nicht geführt, woraus ich die mir angenehme Bemerkung zog, daß er mir bei meiner erſten Ankunft in ſeinem Hauſe eine Bevorzugung gab, die nicht jedem zu Theil wurde, daß ich alſo eine Art Zuneigung bei ihm gefunden haben mußte.

Gegen das Ende der Roſenblüthe kam Euſtachs Bruder Roland in das Haus. Da er ſich mehrere Tage in demſelben aufhielt, fand ich Gelegenheit, ihn genauer zu beobachten. Er hatte noch nicht die Bildung ſeines Bruders auch nicht deſſen Biegſamkeit; aber er ſchien mehr Kraft zu beſitzen, die ſeinen Beſchäftigungen einen wirkſamen Erfolg verſprach. Was mir auffiel, war, daß er mehrere Male ſeine dunkeln Augen länger auf Natalien heftete, als mir ſchicklich erſcheinen wollte. Er hatte eine Reihe von Zeichnungen gebracht, und wollte noch einen entfernteren Theil des Landes beſuchen, ehe er wiederkehrte, um den Stoff vollkommen zu ordnen.

Ehe Mathilde und Natalie das Roſenhaus verließen, mußte noch der verſprochene Beſuch auf dem Gute des Nachbars, welches Ingheim hieß, und von dem Volke nicht ſelten der Inghof genannt wurde, gemacht werden. Es wurde hingeſchickt, und ein Tag genannt, an dem man kommen wollte, welcher auch angenommen wurde. Am Morgen dieſes Tages wurden die braunen Pferde, mit denen Mathilde gekommen war, und die ſie die Zeit über in dem Meierhofe gelaſſen hatte, vor den Wagen geſpannt, der die Frauen gebracht hatte, und Mathilde und Natalie ſetzten ſich hinein. Mein Gaſtfreund Guſtav und ich, der ich eigens in die Bitte des Gegenbeſuchs eingeſchloſſen worden war, ſtiegen in einen anderen Wagen, der mit zwei ſehr ſchönen Grauſchimmeln meines Gaſtfreundes beſpannt war. Eine raſche Fahrt von einer Stunde brachte uns an den Ort unſerer Beſtimmung. Inghei mist ein Schloß, oder eigentlich ſind zwei Schlöſſer da, welche noch von mehreren anderen Gebäuden umgeben ſind. Das alte Schloß war einmal befeſtigt. Die grauen aus großen viereckigen Steinen erbauten runden Thürme ſtehen noch, ebenſo die graue aus gleichen Steinen erbaute Mauer zwiſchen den Thürmen. Beide Theile beginnen aber oben zu verfallen. Hinter den Thürmen und Mauern ſteht das alte unbewohnte ebenfalls graue Haus, ſcheinbar unverſehrt; aber von den mit Brettern verſchlagenen Fenſtern ſchaut die Unbewohntheit und Ungaſtlichkeit herab. Vor dieſen Werken des Alterthums ſteht das neue weiße Haus, welches mit ſeinen grünen Fenſterläden und dem rothen Ziegeldache ſehr einladend ausſieht. Wenn man von der Ferne kömmt, meint man, es ſei unmittelbar an das alte

Schloß angebaut, welches hinter ihm emporragt. Wenn man aber in dem Hauſe ſelber iſt, und hinter dasſelbe geht, ſo ſieht man, daß das alte Gemäuer noch ziemlich weit zurück iſt, daß es auf einem Felſen ſteht, und daß es durch einen breiten mit einem Obſtbaumwald bedeckten Graben von dem neuen Hauſe getrennt iſt. Auch kann man in der Ferne wegen der ungewöhnlichen Größe des alten Schloſſes die Geräumigkeit des neuen Hauſes nicht ermeſſen. Sobald man ſich aber in demſelben befindet, ſo erkennt man, daß es eine bedeutende Räumlichkeit habe, und nicht bloß für das Unterkommen der Familie geſorgt iſt, ſondern auch eine ziemliche Zahl von Gäſten noch keine Ungelegenheit bereitet. Ich hatte wohl den Namen des Schloſſes öfter gehört, dasſelbe aber nie geſehen. Es liegt ſo abſeits von den gewöhnlichen Wegen, und iſt durch einen großen Hügel ſo gedeckt, daß es von Reiſenden, welche durch dieſe Gegend gewöhnlich den Gebirgen zugehen, nicht geſehen werden kann. Als wir uns näherten, entwickelten ſich die mehreren Bauwerke. Zuerſt kamen wir zu den Wirthſchaftsgebäuden oder der ſogenannten Meierei. Dieſelben ſtanden, wie es bei vielen Beſizungen in unſerem Lande der Brauch iſt, ziemlich weit entfernt von dem Wohnhauſe, und bildeten eine eigene Abtheilung. Von da führte der Weg durch eine Allee uralter groſſer Linden eine Strecke gegen das neue Haus. Die Allee iſt ein Bruchſtück von derjenigen, die einmal gegen die Zugbrücke des alten Schloſſes hinauf geführt hatte; ſie brach daher ab, und wir fuhren die übrige Strecke durch ſchönen grünen Raſen, der mit einzelnen Blumenhügeln geſchmückt war, dem Hauſe zu. Dasſelbe war von weißlich grauer Farbe, und hatte ſäulenartige Streifen und Frieſe. Alle Fenſter, ſoweit die geöffneten Läden eine Einſicht zulieſſen, zeigten von Innen ſchwere Vorhänge. Als der Wagen der Frauen unter dem Überdache der Vorfahrt hielt, ſtand ſchon der Herr von Ingheim ſammt ſeiner Gattin und ſeinen Töchtern am Ende der Treppe zur Bewillkommung. Sie waren alle mit Geſchmack gekleidet, ſo wie die Dienerſchaft, die hinter ihnen ſtand, in Feſtkleidern war. Der Herr half den Frauen aus dem Wagen, und da wir mittlerweile auch ausgeſtiegen und herzugekommen waren, wurden wir von der ganzen Familie begrüßt und die Treppe hinauf geleitet. Man führte uns in ein groſſes Empfangzimmer, und wies uns Pläze an. Mathilde und Natalie hatten zwar feſtlichere Kleider an, als ſie im

Roſenhauſe trugen, aber dieſelben, ſo edel der Stoff war, zeigten doch keine übermäßige Verzierung oder gar Überladung. Mein Gaſtfreund Guſtav und ich waren gekleidet, wie man es zu ländlichen Beſuchen zu ſein pflegt. So ließen wir uns in die prachtvollen Polſter, die hier überall ausgelegt waren, nieder. Auf einem Tiſche, über den ein ſchöner Teppich gebreitet war, ſtanden Erfriſchungen verſchiedener Art. Andere Tiſche, die noch in dem Zimmer ſtanden, waren unbedeckt. Die Geräthe waren von Mahagoniholz und ſchienen aus der erſten Werkſtätte der Stadt zu ſtammen. Eben ſo waren die Spiegel die Kronleuchter und andere Dinge des Zimmers. Eine Ecke an einem Fenſter nahm ein ſehr ſchönes Clavier ein. Die erſten Geſpräche betrafen die gewöhnlichen Dinge über Wohlbefinden über Wetter über Gedeihen der Feld- und Gartengewächſe. Die Männer nannten ſich wechſelweiſe Nachbar, die Frauen benannten ſich gar nicht.

Als man etwas Weniges von den daſtehenden Speiſen genommen hatte, erhob man ſich, und wir gingen durch die Zimmer. Es war eine Reihe, deren Fenſter größtentheils gegen Mittag auf die Landſchaft hinaus gingen. Alle waren ſehr ſchön nach neuer Art eingerichtet, beſonders reich waren die Paliſandergeräthe im Empfangszimmer der Frau, in welchem ſo wie in dem Arbeitszimmer der Mädchen wieder Claviere ſtanden. Der Herr des Hauſes führte beſonders mich in den Räumen herum, dem ſie noch fremd waren. Die übrige Geſellſchaft folgte uns gelegentlich in das eine oder andere Gemach.

Aus den Zimmern ging man in den Garten. Derſelbe war wie viele wohlgehaltene und ſchöne Gärten in der Nähe der Stadt. Schöne Sandgänge, grüne ausgeſchnittene Raſenpläze mit Blumenſtücken, Gruppen von Zier- und Waldgebüſchen, ein Gewächshaus mit Camellien Rhododendren Azaleen Eriken Calceolarien und vielen neuholländiſchen Pflanzen, endlich Ruhebänke und Tiſche an geeigneten ſchattigen Stellen. Der Obſtgarten als Nüzlichkeitsſtück war nicht bei dem Wohnhauſe ſondern hinter dem Meierhofe.

Von dem Garten gingen wir, wie es bei ländlichen Beſuchen zu geſchehen pflegt, in die Meierei. Wir gingen durch die Reihen der glatten Rinder, die meiſtens weiß geſtirnt waren, wir beſahen die Schafe die Pferde das Geflügel die Milchkammer die Käſebereitung die Brauerei und ähnliche Dinge. Hinter den

Scheuern trafen wir den Gemüſegarten und den ſehr weitläufigen Obſtgarten an. Von dieſen gingen wir in die wohlbeſtellten Felder und in die Wieſen. Der Wald, welcher zu der Beſizung gehört, wurde mir in der Ferne gezeigt.

Nachdem wir unſern ziemlich bedeutenden Spaziergang beendigt hatten, wurden wir in eine ebenerdige große Speiſehalle geführt, in welcher der Mittagtiſch gedeckt war. Ein einfaches aber ausgeſuchtes Mahl wurde aufgetragen, wobei die Dienerſchaft hinter unſeren Stühlen ſtehend bediente. Hatte ſich die Familie Ingheim ſchon bei dem Beſuche auf dem Roſenhauſe als unter die gebildeten gehörig gezeigt, ſo war dies bei unſerem Empfange in ihrem eigenen Hauſe wieder der Fall. Sowohl bei Vater und Mutter als auch bei den Mädchen war Einfachheit Ruhe und Beſcheidenheit. Die Geſpräche bewegten ſich um mehrere Gegenſtände, ſie riſſen ſich nicht einſeitig nach einer gewiſſen Richtung hin, ſondern ſchmiegten ſich mit Maß der Geſellſchaft an. Einen Theil der Zeit nach dem Mittageſſen brachten wir in den Zimmern des erſten Stockwerkes zu. Es wurde Muſik gemacht, und zwar Clavier und Geſang. Zuerſt ſpielte die Mutter etwas, dann beide Mädchen allein, dann zuſammen. Jedes der Mädchen ſang auch ein Lied. Natalie ſaß in den ſeidenen Polſtern und hörte aufmerkſam zu. Als man ſie aber aufforderte, auch zu ſpielen, verweigerte ſie es.

Gegen Abend fuhren wir wieder in das Roſenhaus zurück.

Als Guſtav aus unſerem Wagen geſprungen war, als mein Gaſtfreund und ich denſelben verlaſſen hatten, und ich die edle ſchlanke Geſtalt Nataliens gegen die Marmortreppe hinzu gehen ſah, blieb ich ein Weilchen ſtehen, und begab mich dann auch in meine Zimmer, wo ich bis zum Abendeſſen blieb.

Dieſes war wie gewöhnlich, man machte aber nach demſelben an dieſem Tage keinen Spaziergang mehr.

Ich ging in mein Schlafzimmer, öffnete die Fenſter, die man troz des warmen Tages, weil ich abweſend geweſen war, geſchloſſen gehalten hatte, und lehnte mich hinaus. Die Sterne begannen ſachte zu glänzen, die Luft war mild und ruhig, und die Roſendüfte zogen zu mir herauf. Ich gerieth in tiefes Sinnen. Es war mir wie im Traume, die Stille der Nacht und die Düfte der Roſen mahnten an Vergangenes; aber es war doch heute ganz anders.

Nach dieſem Beſuche auf dem Inghofe folgten mehrere Regentage, und als dieſe beendigt waren, und wieder dem Sonnenſcheine Plaz machten, war auch die Zeit heran genaht, in welcher Mathilde und Natalie das Roſenhaus verlaſſen ſollten. Es war ſchon mehreres gepackt worden, und darunter ſah ich auch die beiden Zithern, die man in ſammtene Fächer that, welche ihrerſeits wieder in lederne Behältniſſe geſteckt wurden.

Endlich war der Tag der Abreiſe feſtgeſezt worden.

Am Abende vorher war ſchon das Hauptſächlichſte, was mitgenommen werden ſollte, in den Wagen geſchafft, und die Frauen hatten am Nachmittage an mehreren Stellen Abſchied genommen: bei den Gärtnerleuten in der Schreinerei und im Meierhofe.

Am andern Morgen erſchienen ſie bei dem Frühmahle in Reiſekleidern, während noch Arabella das Dienſtmädchen Mathildens diejenigen Sachen, die bis zu dem lezten Augenblicke im Gebrauch geweſen waren, in den Wagen packte.

Nach dem Frühmahle, als die Frauen ſchon die Reiſehüte aufhatten, ſagte Mathilde zu meinem Gaſtfreunde: „Ich danke dir, Guſtav, lebe wohl, und komme bald in den Sternenhof.“

„Lebe wohl, Mathilde,“ ſagte mein Gaſtfreund.

Die zwei alten Leute küßten ſich wieder auf die Lippen, wie ſie es bei der Ankunft Mathildens gethan hatten.

„Lebe wohl, Natalie,“ ſagte er dann zu dem Mädchen.

Dasſelbe erwiederte nur leiſe die Worte: „Dank für alle Güte.“

Mathilde ſagte zu dem Knaben: „Sei folgſam, und nimm dir deinen Ziehvater zum Vorbilde.“

Der Knabe küßte ihr die Hand.

Dann zu mir gewendet ſprach ſie: „Habet Dank für die freundlichen Stunden, die ihr uns in dieſem Hauſe gewidmet habt. Der Beſitzer wird euch für euren Beſuch wohl ſchon danken. Bleibt meinem Knaben gut, wie ihr es bisher geweſen ſeid, und laßt euch ſeine Anhänglichkeit nicht leid thun. Wenn es eure ſchöne Wiſſenſchaft zuläßt, ſo ſeid unter denen, die von dieſem Hauſe aus den Sternenhof beſuchen werden. Eure Ankunft wird dort ſehr willkommen ſein.“

„Den Dank muß wohl ich zurückgeben für alle die

Güte, welche mir von euch und von dem Beſizer dieſes Hauſes zu Theil geworden iſt," erwiederte ich. „Wenn Guſtav einige Zuneigung zu mir hat, ſo iſt wohl die Güte ſeines Herzens die Urſache, und wenn ihr mich von dem Sternenhofe nicht zurück weiſet, ſo werde ich gewiß unter den Beſuchenden ſein."

Ich empfand, daß ich mich auch von Natalien verabſchieden ſollte; ich vermochte aber nicht, etwas zu ſagen, und verbeugte mich nur ſtumm. Sie erwiederte dieſe Verbeugung ebenfalls ſtumm.

Hierauf verließ man das Haus, und ging auf den Sandplaz hinaus. Die braunen Pferde ſtanden mit dem Wagen ſchon vor dem Gitter. Die Hausdienerſchaft war herbei gekommen, Euſtach mit ſeinen Arbeitern ſtand da, der Gärtner mit ſeinen Leuten und ſeiner Frau und der Meier mit dem Großknechte aus dem Meierhofe waren ebenfalls gekommen.

„Ich danke euch recht ſchön, lieben Leute," ſagte Mathilde, „ich danke euch für eure Freundſchaft und Güte, ſeid für euren Herrn treu und gut. Du, Katharina, ſehe auf ihn und Guſtav, daß keinem ein Ungemach zuſtößt."

„Ich weiß, ich weiß," fuhr ſie fort, als ſie ſah, daß Katharina reden wollte, „du thuſt alles, was in deinen Kräften iſt, und noch mehr, als in deinen Kräften iſt; aber es liegt ſchon ſo in dem Menſchen, daß er um Erfüllung ſeiner Herzenswünſche bittet, wenn er auch weiß, daß ſie ohnehin erfüllt werden, ja daß ſie ſchon erfüllt worden ſind."

„Kommt recht gut nach Hauſe," ſagte Katharina, indem ſie Mathilden die Hand küßte, und ſich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen trocknete.

Alle drängten ſich herzu, und nahmen Abſchied. Mathilde hatte für ein jedes liebe Worte. Auch von Natalien beurlaubte man ſich, die gleichfalls freundlich dankte.

„Euſtach, vergeßt den Sternenhof nicht ganz," ſagte Mathilde zu dieſem gewendet, „beſucht uns mit den anderen. Ich will nicht ſagen, daß euch auch die Dinge dort nothwendig haben könnten, ihr ſollt unſertwegen kommen."

„Ich werde kommen, hochverehrte Frau," erwiederte Euſtach.

Nun ſprach ſie noch einige Worte zu dem Gärtner und ſeiner Frau, und zu dem Meier, worauf die Leute ein wenig zurück traten.

„Sei gut, mein Kind," ſagte ſie zu Guſtav, indem ſie ihm ein Kreuz mit Daumen und Zeigefinger auf die Stirne machte, und ihn auf dieſelbe küßte. Der Knabe hielt ihre Hand feſt umſchlungen, und küßte ſie. Ich ſah in ſeinen großen ſchwarzen Augen, die in Thränen ſchwammen, daß er ſich gerne an ihren Hals würfe; aber die Scham, die einen Beſtandtheil ſeines Weſens machte, mochte ihn zurück halten.

„Bleibe lieb, Natalie,“ ſagte mein Gaſtfreund.

Das Mädchen hätte bald die dargereichte Hand geküßt, wenn er es zugelaſſen hätte.

„Theurer Guſtav, habe noch einmal Dank,“ ſagte Mathilde zu meinem Gaſtfreunde. Sie hatte noch mehr ſagen wollen; aber es brachen Thränen aus ihren Augen. Sie nahm ein weißes feines Tuch und drückte es feſt gegen dieſe Augen, aus denen ſie heftig weinte.

Mein Gaſtfreund ſtand da, und hielt die Augen ruhig; aber es fielen Thränen aus denſelben herab.

„Reiſe recht glücklich, Mathilde,“ ſagte er endlich, „und wenn bei deinem Aufenthalte bei uns etwas gefehlt hat, ſo rechne es nicht unſerer Schuld an.“

Sie that das Tuch von den Augen, die noch fortweinten, deutete auf Guſtav, und ſagte: „Meine größte Schuld ſteht da, eine Schuld, welche ich wohl nie werde tilgen können.“

„Sie iſt nicht auf Tilgung entſtanden,“ erwiederte mein Gaſtfreund. „Rede nicht davon, Mathilde, wenn etwas Gutes geſchieht, ſo geſchieht es recht gerne.“

Sie hielten ſich noch einen Augenblick bei den Händen, während ein leichtes Morgenlüftchen einige Blätter der abgeblühten Roſen zu ihren Füßen wehte.

Dann führte er ſie zu dem Wagen, ſie ſtieg ein, und Natalie folgte ihr.

Es war nach den mehreren Regentagen ein ſehr klarer nicht zu warmer Tag gefolgt. Der Wagen war offen und zurück gelegt. Mathilde ließ den Schleier von dem nehmlichen Hute, den ſie bei ihrer Herfahrt gehabt hatte, über ihr Angeſicht herabfallen; Natalie aber legte den ihrigen zurück, und gab ihre Augen den Morgenlüften. Nachdem auch noch Arabella in den Wagen geſtiegen war, zogen die Pferde an, die Räder furchten den Sand und der Wagen ging auf dem Wege hinab der Hauptſtraße zu.

Wir begaben uns wieder in das Haus zurück.

Jeder ging in ſein Zimmer und zu ſeinen Geſchäften.

Nachdem ich eine Weile in meiner Wohnung geweſen war, ſuchte ich den Garten auf. Ich ging zu mehreren Blumen, die in einer für Blumen ſchon ſo weit vorgerückten Jahreszeit noch blühten, ich ging zu den Gemüſen zu dem Zwergobſte und endlich zu dem großen Kirſchbaume hinauf. Von demſelben ging ich in das Gewächshaus. Ich traf dort den Gärtner, welcher an ſeinen Pflanzen arbeitete. Als er mich eintreten ſah, kam er mir entgegen, und ſagte: „Es iſt gut, daß ich allein mit euch ſprechen kann, habt ihr ihn geſehen?“

„Wen?“ fragte ich.

„Nun ihr waret ja auf dem Inghofe,“ antwortete er, „da werdet ihr wohl den Cereus peruvianus angeſchaut haben.“

„Nein, den habe ich nicht angeſchaut,“ erwiederte ich, indem ich mich wohl des Geſpräches erinnerte, in welchem er mir erzählt hatte, daß ſich eine ſo große Pflanze dieſer Art in dem Inghofe befinde, „ich habe auf ihn vergeſſen.“

„Nun, wenn ihr ihn vergeſſen habt, ſo wird ihn wohl der Herr angeſchaut haben,“ ſagte er.

„Ich glaube, daß uns niemand auf dieſe Pflanze aufmerkſam gemacht hat, als wir in dem Gewächshauſe waren,“ erwiederte ich; „denn wenn jemand anderer ſich eigens zu dieſer Pflanze geſtellt hätte, ſo hätte ich es gewiß bemerkt, und hätte ſie auch angeſehen.“

„Das iſt ſehr ſonderbar und ſehr merkwürdig,“ ſagte er; „nun wenn ihr vergeſſen habt, den Cereus peruvianus anzuſehen, ſo müßt ihr einmal mit mir hinübergehen; wir brauchen nicht zwei Stunden, und es iſt ein angenehmer Weg. So etwas ſeht ihr nicht leicht anders wo. Sie bringen ihn nie zur Blüthe. Wenn ich ihn hier hätte, ſo würde er bald ſo weiß wie meine Haare blühen, natürlich viel weißer. Die unſeren ſind noch viel zu klein zum Blühen.“

Ich ſagte ihm zu, daß ich einmal mit ihm in den Inghof hinübergehen werde, ja ſogar, wenn es nicht eine Unſchicklichkeit ſei, und nicht zu große Hinderniſſe im Wege ſtehen, daß ich auch verſuchen werde, dahin zu wirken, daß dieſe Pflanze zu ihm herüberkomme.

Er war ſehr erfreut darüber, und ſagte, die Hinderniſſe ſeien gar nicht groß, ſie achten den Cereus nicht, ſonſt hätten ſie ja die Geſellſchaft zu ihm hingeführt, und der Herr wolle ſich vielleicht keine Verbindlichkeit gegen den Nachbar auflegen. Wenn ich aber eine Fürſprache mache, ſo würde der Cereus gewiß herüber kommen.

Wie doch der Menſch überall ſeine eigenen Angelegenheiten mit ſich herum führt, dachte ich, und wie er ſie in die ganze übrige Welt hineinträgt. Dieſer Mann beſchäftigt ſich mit ſeinen Pflanzen, und meint, alle Leute müßten ihnen ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, während ich doch ganz andere Gedanken in dem Haupte habe, während mein Gaſtfreund ſeine eigenen Beſtrebungen hat, und Guſtav ſeiner Ausbildung obliegt. Das eine Gute hatte aber die Anſprache des Gärtners für mich, daß ſie mich von meinen wehmüthigen und ſchmerzlichen Gefühlen ein wenig abzog, und mir die Überzeugung brachte, wie wenig Berechtigung ſie haben, und wie wenig ſie ſich für das Einzige und Wichtigſte in der Welt halten dürfen.

Ich blieb noch länger in dem Gewächshauſe, und ließ mir Mehreres von dem Gärtner zeigen und erklären. Dann ging ich wieder in meine Wohnung, und ſezte mich zu meiner Arbeit.

Wir kamen bei dem Mittageſſen zuſammen, wir machten am Nachmittage einen Spaziergang, und die Geſpräche waren wie gewöhnlich.

Die Zeit auf dem Roſenhauſe floß nach dem Beſuche der Frauen wieder ſo hin, wie ſie vor demſelben hingefloſſen war.

Ich hatte die Muße, welche ich mir von meinen Arbeiten im Gebirge zu einem Aufenthalte bei meinem

Gaſtfreunde abgedungen hatte, beinahe ſchon erſchöpft. Das, was ich mir in dem Roſenhauſe als Ergänzungsarbeit zu thun auferlegt hatte, rückte auch ſeiner Vollendung entgegen. Ich ließ mir aber deßohngeachtet einen Aufſchub gefallen, weil man verabredet hatte, einen Beſuch auf dem Sternenhofe zu machen, was, wie ich einſah, Mathildens Wohnſiz war, und weil ich bei dieſem Beſuche zugegen ſein wollte. Auch war es im Plane, daß wir eine Kirche beſuchen wollten, die in dem Hochlande lag, und in welcher ſich ein ſehr ſchöner Altar aus dem Mittelalter befand. Ich nahm mir vor, das, was mir an Zeit entginge, durch ein länger in den Herbſt hinein fortgeſeztes Verweilen im Gebirge wieder einzubringen.

Mein Gaſtfreund hatte in dem Meierhofe wieder Bauarbeiten beginnen laſſen, und beſchäftigte dort mehrere Leute. Er ging alle Tage hin, um bei den Arbeiten nachzuſehen. Wir begleiteten ihn ſehr oft. Es war eben die lezte Einfuhr des Heues aus den höheren in dem Alizwalde gelegenen Wieſen, deren Ertrag ſpäter als in der Ebene gemäht wurde, im Gange. Wir erfreuten uns an dieſer duftenden würzigen Nahrung der Thiere, welche aus den Waldwieſen viel beſſer war als aus den fetten Wieſen der

Thäler; denn auf den Bergwieſen wachſen ſehr mannigfaltige Kräuter, die aus den ſehr verſchiedenartigen Geſteingrundlagen die Stoffe ihres Gedeihens ziehen, während die gleichartigere Gartenerde der tiefen Gründe wenigere wenngleich waſſerreichere Arten hervor bringt. Mein Gaſtfreund widmete dieſem Zweige eine ſehr große Aufmerkſamkeit, weil er die erſte Bedingung des Gedeihens der Hausthiere dieſer geſelligen Mitarbeiter der Menſchen iſt. Alles, was die Würze den Wohlgeruch und, wie er ſich ausdrückte, die Nahrungslieblichkeit beeinträchtigen konnte, mußte ſtrenge hintan gehalten werden, und wo durch Verſehen oder Ungunſt der Zeitverhältniſſe doch dergleichen eintrat, mußte das minder Taugliche ganz beſeitigt oder zu andern Wirthſchaftszwecken verwendet werden. Darum konnte man aber auch keine ſchöneren glatteren glänzenderen und fröhlicheren Thiere ſehen als auf dem Asperhofe. Der Wirthſchaftsvortheil lag außerdem noch als Zugabe bei; denn da das Schlechtere gar nicht verwendet werden durfte, wurde bei der Behandlung und Einbringung die größte Sorgfalt von den Leuten beobachtet, abgeſehen davon, daß mein Gaſtfreund bei ſeiner Kenntniß der Witterungsverhältniſſe weniger Schaden durch Regen oder dergleichen erlitt als die meiſten Landwirthe, die ſich um dieſe Kenntniß gar nicht bekümmerten. Und der Nachtheil der Nichtanwendung des Schlechteren wurde weit durch den Vortheil des beſſeren Gedeihens der Thiere aufgewogen. In dem Asperhofe konnte man immer mit einer geringeren Anzahl Thiere größere Arbeiten ausführen, als in anderen Gehöften. Hiezu kam noch eine gewiſſe Fröhlichkeit und Heiterkeit der untergeordneten Leute, die bei jeder ſachgemäßen Führung eines Geſchäftes, bei dem ſie betheiligt ſind, und bei einer wenn auch ſtrengen doch ſtets freundlichen Behandlung nicht ausbleibt. Ich hörte bei meiner jezigen Anweſenheit öfter von benachbarten Leuten die Äußerung, das hätte man dem alten Asperhofe nicht angeſehen, daß das noch heraus kommen könnte.

Es wurde, da wieder mehrere Gewitter niedergegangen waren, die Luft ſich gereinigt hatte, und einige ſchöne Tage erwartet werden konnten, die Reiſe zu der Kirche mit dem ſehenswürdigen Altare feſtgeſezt.

Im Norden unſeres herrlichen Stromes, welcher das Land in einen nördlichen und ſüdlichen Theil theilt, erhebt ſich ein Hochland, welches viele Meilen die nördlichen Ufer des Stromes begleitet. In ſeinem

Süden iſt eine acht bis zehn Meilen breite verhältnißmäßig ebene Gegend von großer Fruchtbarkeit, die endlich von dem Zuge der Alpen begrenzt iſt. Ich war bisher nur vorzugsweiſe in die Alpen gegangen, die nördlichen Hochlande hatte ich blos ein einziges Mal betreten, und nur eine kleine Ecke derſelben durchwandert. Jezt ſollte ich mit meinem Gaſtfreunde eine Fahrt in das Innere derſelben machen; denn die Kirche, welche das Ziel unſerer Reiſe war, ſteht weit näher an der nördlichen als an der ſüdlichen Grenze des Hochlandes. Wir fuhren in der Begleitung Euſtachs von dem Stromesufer die ſtaffelartigen Erhebungen empor, und fuhren dann in dem hohen vielgehügelten Lande dahin. Wir fuhren oft mit unſerm Geſpann langſam bis auf die höchſte Spize eines Berges empor, dann auf der Höhe fort, oder wir ſenkten uns wieder in ein Thal, umfuhren oft in Windungen abwärts die Dachung des Berges, legten eine enge Schlucht zurück, ſtiegen wieder empor, veränderten recht oft unſere Richtung, und ſahen die Hügel die Gehöfte und andere Bildungen von verſchiedenen Seiten. Wir erblickten oft von einer Spize das ganze flache gegen Mittag gelegene Land mit ſeiner erhabenen Hochgebirgskette, und waren dann wieder in einem Thalkeſſel, in welchem wir keine Gegenſtände neben unſerem Wagen hatten als eine dunkle weitäſtige Fichte und eine Mühle. Oft, wenn wir uns einem Gegenſtande gleichſam auf einer Ebene nähern zu können ſchienen, war plözlich eine tiefe Schlucht in die Ebene geſchnitten, und wir mußten dieſelbe in Schlangenwindungen umfahren.

Ich hatte bei meinem erſten Beſuche dieſes Hochlandes die Bemerkung gemacht, daß es mir da ſtiller und ſchweigſamer vorkomme, als wenn ich durch andere ebenfalls ſtille und ſchweigende Landſchaften zog. Ich dachte nicht weiter darüber nach. Jezt kam mir dieſelbe Empfindung wieder. In dieſem Lande liegen die wenigen größeren Ortſchaften ſehr weit von einander entfernt, die Gehöfte der Bauern ſtehen einzeln auf Hügeln oder in einer tiefen Schlucht oder an einem nicht geahnten Abhange. Herum ſind Wieſen Felder Wäldchen und Geſtein. Die Bäche gehen ſtill in den Schluchten, und wo ſie rauſchen, hört man ihr Rauſchen nicht, weil die Wege ſehr oft auf den Höhen dahin führen. Einen großen Fluß hat das Land nicht, und wenn man die ausgedehnte ſüdliche Ebene und das Hochgebirge ſieht, ſo iſt es nur ein ſehr großer aber ſtiller Geſichtseindruck. In den

Alpen geht der Straßenzug meiſtens nur in den Thalrinnen an den Flüſſen oder Wildbächen dahin, er kann ſich wenig verzweigen, der Verkehr iſt auf ihn zuſammengedrängt, und es regt ſich auf ihm, und es wehet und rauſcht an ihm.

In dieſem Lande ſind noch viele werthvolle Alterthümer zerſtreut und aufbewahrt, es haben einmal reiche Geſchlechter in ihm gewohnt, und die Krieges- und Völkerſtürme ſind nicht durch das Land gegangen.

Wir kamen in den kleinen Ort Kerberg. Er liegt in einem ſehr abgeſchiedenen Winkel und iſt von keinerlei Bedeutung. Nicht einmal eine Straße von nur etwas lebhaftem Verkehre führt durch, ſondern nur einer jener Landwege, wie ſie zum Austauſche der Erzeugniſſe der Bevölkerung dienen, und von dem guten Sand- und Steinſtoffe des Landes ſehr gut gebaut ſind. Nur die Lage iſt ſchön, da hier die Bildungen etwas größer ſind, und mit dämmerigem Walde theilweiſe bekleidet anmuthig zuſammentreten. Und doch ſteht in dieſem Orte die Kirche, zu welcher wir auf der Reiſe waren. Hinter dem Orte ungefähr nach Mitternacht liegt ein weitläufiges Schloß auf einem Berge, welches große Garten- und Waldanlagen um ſich hat. Auf dieſem Schloſſe hat einmal ein reiches und mächtiges Geſchlecht gewohnt. Einer von ihnen hatte in dem kleinen Orte die Kirche bauen und auszieren laſſen. Er hat die Kirche im altdeutſchen Stile gebaut, Spizbogen ſchließen ſie, ſchlanke Säulen aus Stein theilen ſie in drei Schiffe, und hohe Fenſter mit Steinroſen in ihren Bögen und mit den kleinen vieleckigen Täfelchen geben ihr Licht. Der Hochaltar iſt aus Lindenholz geſchnizt, ſteht wie eine Monſtranze auf dem Prieſterplaze, und iſt von fünf Fenſtern umgeben. Viele Zeiten ſind vorübergegangen. Der Gründer iſt geſtorben, man zeigt ſein Bild aus rothem Marmor in Halbarbeit auf einer Platte in der Kirche. Andere Menſchen ſind gekommen, man machte Zuthaten in der Kirche, man bemalte und beſtrich die ſteinernen Säulen und die aus gehauenen Steinen gebauten Wände, man erſezte die zwei Seitenaltäre, von deren Geſtalt man jezt nichts mehr weiß, durch neue, und es geht die Sage, daß ſchöne Glasgemälde die Monſtranze umſtanden haben, daß ſie fortgekommen ſeien, und daß gemeine viereckige Tafeln in die fünf Fenſter geſezt wurden. Sie verunzieren in der That noch jezt die Kirche. Die neuen Beſizer des Schloſſes waren nicht mehr ſo reich und mächtig, andere Zeiten hatten andere Gedanken bekommen, und ſo war der geſchnitzte Hochaltar von Vögeln Fliegen und Ungeziefer beſchmutzt worden, die Sonne, die ungehindert durch die viereckigen Tafeln hereinſchien, hatte ihn ausgedörrt, Theile fielen herab, und wurden willkührlich wieder hinauf gethan und durcheinander geſtellt und in Arme Angeſichter und Gewänder bohrte ſich der Wurm.

Darum haben die Behörden des Landes den Altar wieder hergeſtellt, und zu dieſem gingen wir.

Euſtach geleitete uns in die Kirche, es war ein ſonniger Vormittag, kein Menſch war zugegen, und wir traten vor das Schnitzwerk. Euſtach konnte vieles aus den Regeln der alten Kunſt und aus der Geſchichte derſelben erklären. Er ſprach über das Mittelfeld, in welchem drei ganze überlebensgroße Geſtalten auf reich verzierten Geſtellen unter reichen Überdächern ſtanden. Es waren die Geſtalten des heiligen Petrus des heiligen Wolfgang — beide in Biſchofsgewändern — und des heiligen Chriſtophorus, wie er das Jeſuskindlein auf der Schulter trägt, und wie dasſelbe nach der Legende dem rieſenhaft ſtarken Manne ſchwer wie ein Weltball wird, und ſeine Kräfte erſchöpft, welche Erſchöpfung in der Geſtalt ausgedrückt iſt. Sehr viele kleine Geſtalten waren noch nach der Sitte unſerer Voráltern in dem Raume zerſtreut. An dem Mittelfelde waren in gezierten Rahmen zwei Flügel, auf welchen Bilder in halberhabener Arbeit ſich befanden: die Verkündigung des Engels, die Geburt des Heilandes, die Opferung der drei Könige, und der Tod Marias. Oberhalb des Mittelſtückes war ein Giebel mit der emporſtrebenden durchbrochenen Arbeit, die man, wie Euſtach meint, fälſchlich die gothiſche nennt, da ſie vielmehr mittelalterlich deutſch ſei. In dieſe durchbrochene Arbeit waren mehrere Geſtalten eingeſtreut. Zu beiden Seiten hinter den Flügeln ſtanden die Geſtalten des heiligen Florian und des heiligen Georg in mittelalterlicher Ritterrüſtung empor. Der heilige Florian hatte das Sinnbild des brennenden Hauſes und der heilige Georg das des Drachen zu ſeinen Füßen. Euſtach behauptete, daß ſich nur aus der Anſicht eines Sinnbildes die Kleinheit ſolcher Beigaben zu alterthümlichen Geſtalten erkläre, da unſere kunſtſinnigen Altvordern gewiß nicht den großen Fehler der Unverhältnißmäßigkeit der Körper der Gegenſtände gemacht haben würden. Mein Gaſtfreund ſagte, ohne die Meinung Euſtachs verwerfen zu wollen, daß man die Sache auch etwa ſo auslegen könne, daß man durch die über alles Maß hinausgehende Größe der Geſtalten, gegen welche ein Haus oder ein Drache klein ſei, ihre Übernatürlichkeit habe ausdrücken wollen.

Mein Gaſtfreund ſagte, es müßten einmal nicht nur viel kunſtſinnigere Zeiten geweſen ſein als heute, ſondern es müßte die Kunſt auch ein allgemeineres Verſtändniß bis in das unterſte Volk hinab gefunden haben; denn wie wären ſonſt Kunſtwerke in ſo abgelegene Orte wie Kerberg gekommen, oder wie befänden ſich ſolche in noch kleineren Kirchen und Kapellen des Hochlandes, die oft einſam auf einem Hügel ſtehen, oder mit ihren Mauern aus einem Waldberge hervor ragen, oder wie wären kleine Kirchlein Feldkapellen Wegſäulen Denkſteine alter Zeit mit ſolcher Kunſt gearbeitet: ſo wie heut zu Tage der Kunſtverfall bis in die höheren Stände hinauf rage, weil man nicht nur in die Kirchen Gräber und heiligen Orte abſcheuliche Geſtalten, die eher die Andacht zerſtören als befördern, von dem Volke ſtellen läßt, ſondern auch bis zu ſich hinauf in das herrſchaftliche Schloß ſo oft die leeren und geiſtesarmen Arbeiten einer ohnmächtigen Zeit zieht. Meines Gaſtfreundes und Euſtachs bemächtigte ſich bei dieſen Betrachtungen eine Traurigkeit, welche ich nicht ganz begriff.

Wir betrachteten nach dem Altare auch noch die Kirche, betrachteten das Steinbild des Mannes, der ſie hatte erbauen laſſen, und betrachteten noch andere alte Grabdenkmale und Inſchriften. Es zeigte ſich hier, daß die fünf Fenſter des Prieſterplazes nicht wie die Fenſter des Kirchenſchiffes in ihren Spizbogen Steinroſen hatten, was als neuer Beweis galt, daß das Glas aus dieſen Fenſtern einmal heraus genommen worden war, und daß man zu beſſerer Gewinnung der Gemälde in den Spizbogen oder gar zu bequemerer Einſezung der viereckigen Tafeln die ſteinernen Faſſungen weggeräumt habe.

Ich ging mit manchem Gedanken bereichert neben meinen zwei Begleitern aus der Kirche.

Auf der Rückfahrt ſchlugen wir einen anderen Weg ein, damit ich auch noch andere Theile des Landes zu ſehen bekäme. Wir beſuchten noch ein paar Kirchen und kleinere Bauwerke, und Euſtach verſprach mir, daß er mir, wenn wir nach Hauſe gekommen wären, die Zeichnungen von den Dingen zeigen würde, welche wir geſehen hatten. Die Männer ſprachen auf der Rückreiſe auch von der muthmaßlichen

Zeit, in welcher die Kirche, die das Ziel unſerer Reiſe geweſen war, entſtanden ſein könnte. Sie ſchloſſen auf dieſe Zeit aus der Art und Weiſe des Baues und aus manchen Verzierungen. Sie bedauerten nur, daß man Näheres darüber aus Urkunden nicht erfahren könne, da das Schriftgewölbe des alten Schloſſes unzugänglich gehalten werde.

Wir fuhren am Mittage des nächſten Tages wieder die ſtaffelartigen Erhebungen hinab, und gelangten in ſpäter Nacht in das Roſenhaus.

Ich mahnte in ein paar Tagen darauf den Gärtner an unſern verabredeten Gang nach Ingheim. Er freute ſich über meine Achtſamkeit, wie er es nannte, und an einem freundlichen Nachmittage gingen wir in das Schloß hinüber. Wir ſagten die Urſache unſeres Beſuches, und wurden mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Wir gingen ſogleich in das Gewächshaus, und es war in Wirklichkeit eine ſehr ſchöne und zu anſehnlicher Größe ausgebildete Pflanze, zu der mich der Gärtner Simon geführt hatte. Ich kannte nicht genau, wie weit ſich dieſe Pflanzen überhaupt entwickeln, und welche Größe ſie zu erreichen vermögen; aber eine größere habe ich nirgends geſehen. Daß man ſie in Ingheim nicht viel achte, erkannte ich ebenfalls; denn der Winkel des Gewächshauſes, in welchem ſie in freiem Boden ſtand, war der vernachläſſigteſte, es lagen Blumenſtäbe Baſtbänder welke Blätter und dergleichen dort, und man hatte ihn mit Geſtellen, auf welchen andere Pflanzen ſtanden, verſtellt, daß ſein Anblick den Augen entzogen werde. Man konnte den grünen Arm dieſer Pflanze wohl an der Decke des Hauſes hingehen ſehen, ich hatte aber dort hinauf bei meiner erſten Anweſenheit nicht geſchaut. Mein Begleiter erkannte jezt, daß es ein Cereus peruvianus ſei, und erklärte mir ſeine Merkmale. Sonſt aber konnten wir keine Cactus in Ingheim entdecken. Nach mancher Aufmerkſamkeit, die uns in dem Schloſſe noch zu Theil wurde, begaben wir uns gegen Abend wieder auf den Rückweg, und ich tröſtete meinen alten Begleiter mit den Worten, daß ich glaube, daß es nicht ſchwer ſein werde, dieſe Pflanze in das Roſenhaus zu bringen. Dort würde ſie die Sammlung ergänzen und zieren, während ſie in Ingheim allein iſt. Auch wird man wohl einem Wunſche meines Gaſtfreundes willfährig ſein, und ich werde die Sache ſchon zu fördern trachten.

Nach kurzer Zeit traten wir unſern Weg zum Beſuche in dem Sternenhofe an. Dieſes Mal fuhr außer

Euſtach auch Guſtav mit. Die Grauſchimmel wurden vor einen größeren Wagen geſpannt, als wir in den Hochlanden gehabt hatten, und wir fuhren mit ihnen über den Hügel hinab. Es war ſehr früh am Morgen noch lange vor Sonnenaufgang. Wir fuhren auf der Hauptſtraße gegen Rohrberg zu, und fuhren endlich auf der Anhöhe an dem Alizwalde empor. Da die Pferde langſam den Weg hinan gingen, ſagte mein Gaſtfreund: „Es iſt möglich, daß ihr im vorigen Jahre an dieſer Stelle Mathilden und Natalien geſehen habt. Sie erzählten mir, als ſie zum Beſuche der Roſenblüthe zu mir kamen, und ich ihnen von euch von eurer Anweſenheit bei mir und von eurer an dem Morgen ihrer Ankunft erfolgten Abreiſe ſagte, daß ſie einem Fußreiſenden auf der Alizhöhe begegnet ſeien, der dem ungefähr gleich geſehen habe, den ich ihnen beſchrieben.“

Plötzlich war es mir ganz klar, daß wirklich Mathilde und Natalie die zwei Frauen geweſen waren, welchen ich an jenem Morgen an dieſer Stelle begegnet bin. Mir waren jezt deutlich dieſelben Reiſehüte vor Augen, die ſie auch dieſes Mal aufgehabt hatten, ich ſah die Züge Nataliens wieder, und auch der Wagen und die braunen Pferde kamen mir in die

Erinnerung. Darum alſo war mir Natalie immer als ſchon einmal geſehen vorgeſchwebt. Ich hatte ja ſogar damals gedacht, daß das menſchliche Angeſicht etwa der edelſte Gegenſtand für die Zeichnungskunſt ſein dürfte, und hatte ſie als unbeholfner Menſch, der im Zurechtlegen aller Eindrücke geſchickter iſt als in dem der menſchlichen, doch wieder aus meiner Vorſtellungskraft verloren. Ich ſagte zu meinem Gaſtfreunde, daß er durch ſeine Bemerkung meinem Gedächtniſſe zu Hilfe gekommen ſei, daß ich jezt alles klar wiſſe, und daß mir auf dieſer Anhöhe Mathilde und Natalie begegnet ſeien, und daß ich ihnen, da der Wagen langſam den Berg hinab fuhr, nachgeſehen habe.

„Ich habe mir es gleich ſo gedacht,“ erwiederte er.

Aber auch etwas anderes fiel mir ein, und machte, daß mein Angeſicht erröthete. Alſo hatte mein Gaſtfreund von mir mit den Frauen geſprochen, und mich ſogar beſchrieben. Er hatte alſo einen Antheil an mir genommen. Das freute mich von dieſem Manne ſehr.

Als wir auf der Höhe des Berges angekommen waren, ließ mein Gaſtfreund an einer Stelle, wo das Seitengebüſch des Weges eine Durchſicht erlaubte, halten, ſtend im Wagen auf, und bath mich, das Gleiche zu thun. Er ſagte, daß man an dieſer Stelle das Stück des Aliswaldes, das zu dem Asperhofe gehöre, überſehen könne. Er wies mir mit dem Zeigefinger an den Farbunterſchieden des Waldes, die durch die Miſchung der Buchen und Tannen durch Licht und Schatten und durch andere Merkmale hervorgebracht wurden, die Grenzen dieſes Beſitzthumes nach. Als ich dies genugſam verſtanden, und ihm auch mit dem Finger ungefähr die Stellen des Waldes gezeigt hatte, an denen ich ſchon geweſen war, ſetzten wir uns wieder nieder, und fuhren weiter.

Es war bei dieſer Gelegenheit das erſte Mal geweſen, daß ich aus ſeinem Munde den Namen Asperhof gehört habe, mit dem er ſein Beſitzthum bezeichnete.

Nach kurzer Fahrt trennten wir uns von der nach Oſten gehenden Hauptſtraße, und ſchlugen einen gewöhnlichen Verbindungsweg nach Süden ein. Wir fuhren alſo dem Hochgebirge näher. Am Mittage blieben wir eine ziemlich lange Zeit zur Erquickung und zum Ausruhen der Pferde, auf deren Pflege mein Gaſtfreund ſehr ſah, in einem einzeln ſtehenden Gaſthofe, und es war ſchon am Abende in tiefer Dämmerung, als mir mein Gaſtfreund die Umriſſe des Sternenhofes zeigte. Ich war ſchon zweimal in der

Gegend geweſen, erinnerte mich ſogar im Allgemeinen auf das Gebäude, und wußte genau, daß am Fuße des Hügels, auf welchem es ſtand, ſehr ſchöne Ahorne wuchſen. Ich hatte aber nie Urſache gehabt, mich weiter um dieſe Gegenſtände zu kümmern.

Wir kamen bei Sternenſcheine zu den mir bekannten Ahornen, fuhren einen Hügel empor, legten einen Thorweg zurück, und hielten in einem Hofe. In demſelben ſtanden vier große Bäume, an deren eigenthümlichen gegen den dunkeln Nachthimmel gehaltenen Bildungen ich erkannte, daß es Ahorne ſeien. In ihrer Mitte plätſcherte ein Brunnen. Auf das Rollen des Wagens unter dem hallenden Thorwege kamen Diener mit Lichtern herbei, uns aus dem Wagen zu helfen. Gleich darauf erſchien auch Mathilde und Natalie in dem Hofe, um uns zu begrüßen. Sie geleiteten uns die Treppe hinan in einen Vorſaal, in welchem die Begrüßungen im Allgemeinen wiederholt wurden, und von wo aus man uns unſere Zimmer anwies.

Das meinige war ein großes freundliches Gemach, in welchem bereits auf dem Tiſche zwei Kerzen brannten. Ich legte, da der Diener die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, meinen Hut auf den Tiſch, und das Nächſte, was ich that, war, daß ich mehrere Male ſchnell in dem Zimmer auf und nieder ging, um die durch das Fahren erſteiften Glieder wieder ein wenig einzurichten. Als dieſes ziemlich gelungen war, trat ich an eines der offenen Fenſter, um herum zu ſchauen. Es war aber nicht viel zu ſehen. Die Nacht war ſchon zu weit vorgerückt, und die Lichter im Zimmer machten die Luft draußen noch finſterer. Ich ſah nur ſo viel, daß meine Fenſter ins Freie gingen. Nach und nach begränzten ſich vor meinen Augen die dunkeln Geſtalten der am Fuße des Hügels ſtehenden Ahorne, dann kamen Flecken von dunkler und fahler Farbe, wahrſcheinlich Abwechslung von Feld und Wald, weiter war nichts zu unterſcheiden als der glänzende Himmel darüber, der von unzähligen Sternen aber nicht von dem geringſten Stückchen Mond beleuchtet war.

Nach einer Zeit kam Guſtav, und holte mich zu dem Abendeſſen ab. Er hatte eine große Freude, daß ich in dem Sternenhofe ſei. Ich ordnete aus meinem Reiſeſacke, der heraufgeſchafft worden war, ein wenig meine Kleider, und folgte dann Guſtav in das Speiſezimmer. Dasſelbe war faſt wie das in dem Roſenhauſe. Mathilde ſaß wie dort in einem Ehrenſtuhle oben an, ihr zur Rechten mein Gaſtfreund und Natalie ihr zur Linken ich Euſtach und Guſtav. Auch hier beſorgte eine Haushälterin und eine Magd den Tiſch. Der Hergang bei dem Speiſen war der nehmliche wie an jenen Abenden bei meinem Gaſtfreunde, an denen wir alle beiſammen geweſen waren.

Um von der Reiſe ausruhen zu können, trennte man ſich bald, und ſuchte ſeine Zimmer.

Ich entſchlief unter Unruhe, ſank aber nach und nach in feſteren Schlummer, und erwachte, da die Sonne ſchon aufgegangen war.

Jezt war es Zeit herum zu ſchauen.

Ich kleidete mich ſo ſchnell und ſo ſorgfältig an, als ich konnte, ging an ein Fenſter, öffnete es, und ſah hinaus. Ein ganz gleicher ſehr ſchön grüner Raſen, der durch keine Blumengebüſche oder dergleichen unterbrochen war, ſondern nur den weißen Sandweg enthielt, breitete ſich über die gedehnte Dachung des Hügels, auf der das Gebäude ſtand, hinab. Auf dem Sandwege aber gingen Natalie und Guſtav herauf. Ich ſah in die ſchönen jugendlichen Angeſichter, ſie aber konnten mich nicht ſehen, weil ſie ihre Augen nicht erhoben. Sie ſchienen in traulichem Geſpräche begriffen zu ſein, und bei ihrer Annäherung — an dem Gange an der Haltung an den großen dunklen Augen an den Zügen der Angeſichter — ſah ich wieder recht deutlich, daß ſie Geſchwiſter ſeien. Ich ſah auf ſie, ſo lange ich ſie erblicken konnte, bis ſie endlich der dunkle Thorweg aufgenommen hatte.

Jezt war die Gegend ſehr leer.

Ich blickte kaum auf ſie.

Allgemach entwickelten ſich aber wieder freundlich Felder Wäldchen und Wieſen im Gemiſch, ich erblickte Meierhöfe rings herumgeſtreut, hie und da erglänzte ein weißer Kirchthurm in der Ferne, und die Straße zog einen lichten Streifen durch das Grün. Den Schluß machte das Hochgebirge ſo klar, daß man an dem untern Theile ſeiner Wand die Thalwindungen an dem obern die Geſtaltung der Kanten und Flächen und die Schneetafeln wahrnehmen konnte.

Sehr groß und ſchön waren die Ahorne, die unten am Hügel ſtanden, deßhalb mochten ſie ſchon früher bei meinen Reiſen durch dieſe Gegend meine Aufmerkſamkeit erregt haben. Von ihnen zogen ſich Erlenreihen fort, die den Lauf der Bäche anzeigten.

Das Haus mußte weitläufig ſein; denn die Wand, in der ſich meine Fenſter befanden, und die ich hinausgebeugt überſehen konnte, war ſehr groß. Sie war glatt mit vorſpringenden ſteinernen Fenſterſimſen, und hatte eine grauweißliche Farbe, mit der ſie offenbar erſt in neuerer Zeit übertüncht worden war.

Hinter dem Hauſe mußte vielleicht ein Garten oder ein Wäldchen ſein, weil ich Vogelgeſang herüber hörte. Auch war es mir zuweilen, als vernähme ich das Rauſchen des Hofbrunnens.

Der Tag war heiter.

Ich harrte nun der Dinge, die kommen ſollten.

Ein Diener rief mich zu dem Frühmahle. Es war zu derſelben Zeit wie im Roſenhauſe. Als ich in das Speiſezimmer getreten war, ſagte mir Mathilde, daß es ſehr lieb von mir ſei, daß ich ihre Freunde und ihren Sohn in den Sternenhof begleitet habe, ſie werde ſich bemühen, daß es mir in demſelben gefalle, wozu ihr ihr Freund, der mir den Asperhof anziehend mache, beiſtehen müſſe.

Ich antwortete, daß ich mich auf die Reiſe in den Sternenhof ſehr gefreut habe, und daß ich mich freue in demſelben zu ſein. Von einer Bedeutung ſei es nicht, daß mir eine Rückſicht zu Theil werde, ich bitte nur, daß man, wenn ich etwas fehle, es nachſehe.

Nach mir trat Euſtach ein. Mathilde begrüßte auch ihn noch einmal.

Guſtav, der ſchon zugegen war, geſellte ſich zu mir.

Die Frauen waren häuslich und ſchön aber minder einfach als in dem Roſenhauſe gekleidet. Meinen Gaſtfreund ſah ich zum erſten Male in ganz anderen Kleidern als auf ſeiner Beſitzung und auf dem Beſuche zu Ingheim. Er war ſchwarz mit einem Fracke, der einen etwas weiteren und bequemeren Schnitt hatte als gewöhnlich, und ſogar einen leichten Biberhut trug er in der Hand.

Nach dem Frühmahle ſagte Mathilde, ſie wolle mir ihre Wohnung zeigen. Die andern gingen mit. Wir traten aus dem Speiſezimmer in einen Vorſaal. Am Ende desſelben wurden zwei Flügelthüren aufgethan, und ich ſah in eine Reihe von Zimmern, welche nach der ganzen Länge des Hauſes hinlaufen mußte. Als wir eingetreten waren, ſah ich, daß in den Zimmern alles mit der größten Reinheit Schönheit und Zuſammenſtimmung geordnet war. Die Thüren ſtanden offen, ſo daß man durch alle Zimmer ſehen konnte. Die Geräthe waren paſſend, die Wände waren mit zahlreichen Gemälden geziert, es ſtanden Glaskäſten mit Büchern, es waren muſikaliſche Geräthe da, und auf Geſtellen, die an den rechten Orten angebracht waren, befanden ſich Blumen. Durch die Fenſter ſah die nähere Landſchaft und die ferneren Gebirge herein.

Es zeigte ſich, daß dieſe Zimmer ein ſchöner Spaziergang ſeien, der unter dem Dache und zwiſchen den Wänden hinführte. Man konnte ſie entlang ſchreiten, von angenehmen Gegenſtänden umgeben ſein, und die Kälte oder das Ungeſtüm des Wetters oder Winters nicht empfinden, während man doch Feld und Wald und Berg erblickte. Selbſt im Sommer konnte es Vergnügen gewähren, hier bei offenen Fenſtern gleichſam halb im Freien und halb in der Kunſt zu wandeln. Da ich meinen Blick mehr auf das Einzelne richtete, fielen mir die Geräthe beſonders auf. Sie waren neu und nach ſehr ſchönen Gedanken gebildet. Sie ſchickten ſich ſo in ihre Pläze, daß ſie gewiſſermaßen nicht von Außen gekommen, ſondern zugleich mit dieſen Räumen entſtanden zu ſein ſchienen. Es waren an ihnen ſehr viele Holzarten vermiſcht, das erkannte ich ſehr bald, es waren Holzarten, die man ſonſt nicht gerne zu Geräthen nimmt, aber ſie ſchienen mir ſo zu ſtimmen, wie in der Natur die ſehr verſchiedenen Geſchöpfe ſtimmen.

Ich machte in dieſer Hinſicht eine Bemerkung gegen meinen Gaſtfreund, und er antwortete: „Ihr habt einmal gefragt, ob Gegenſtände, die wir in unſerem Schreinerhauſe neu gemacht haben, in meinem Hauſe vorhanden ſeien, worauf ich geantwortet habe, daß nichts von Bedeutung in demſelben ſei, daß ſich aber einige geſammelt in einem anderen Orte befinden, in den ich euch, wenn ihr Luſt zu ſolchen Dingen hättet, geleiten würde. Dieſe Zimmer hier ſind der andere Ort, und ihr ſeht die neuen Geräthe, die in unſerem Schreinerhauſe verfertigt worden ſind.“

„Es iſt aber zu bewundern, wie ſehr ſie in ihren Abwechslungen und Geſtalten hieher paſſen,“ ſagte ich.

„Als wir einmal den Plan gefaßt hatten, die Zimmer Mathildens nach und nach mit neuen Geräthen zu beſtellen,“ erwiederte er, „ſo wurde die ganze Reihe dieſer Zimmer im Grund- und Aufriſſe aufgenommen, die Farben beſtimmt, welche die Wände der einzelnen Zimmer haben ſollten, und dieſe Farben gleich in die Zeichnungen getragen. Hierauf wurde zur Beſtimmung der Größe der Geſtalt und der Farbe mithin der Hölzer der einzelnen Geräthe geſchritten. Die Farbezeichnungen derſelben wurden verfertigt, und mit den Zeichnungen der Zimmer verglichen.

Die Geſtalten der Geräthe ſind nach der Art entworfen worden, die wir vom Alterthume lernten, wie ich euch einmal ſagte, aber ſo daß wir nicht das Alterthum geradezu nachahmten, ſondern ſelbſtſtändige Gegenſtände für die jezige Zeit verfertigten mit Spuren des Lernens an vergangenen Zeiten. Wir ſind nach und nach zu dieſer Anſicht gekommen, da wir ſahen, daß die neuen Geräthe nicht ſchön ſind, und daß die alten in neue Räume zu wohnlicher Zuſammenſtimmung nicht paßten. Wir haben uns ſelber gewundert, als die Sachen nach vielerlei Verſuchen Zeichnungen und Entwürfen fertig waren, wie ſchön ſie ſeien. In der Kunſt, wenn man bei ſo kleinen Dingen von Kunſt reden kann, iſt eben ſo wenig ein Sprung möglich als in der Natur. Wer plözlich etwas ſo Neues erfinden wollte, daß weder den Theilen noch der Geſtaltung nach ein Ähnliches da geweſen iſt, der würde ſo thöricht ſein wie der, der fordern würde, daß aus den vorhandenen Thieren und Pflanzen ſich plözlich neue nicht dageweſene entwickeln. Nur daß in der Schöpfung die Allmählichkeit immer rein und weiſe iſt; in der Kunſt aber, die der Freiheit des Menſchen anheim gegeben iſt, oft Zerriſſenheit oft Stillſtand oft Rückſchritt erſcheint. Was die Hölzer anbelangt, ſo ſind da faſt alle und die ſchönſten Blätter verwendet worden, die wir aus den Knollen der Erlen geſchnitten haben, die in unſerer Sumpfwieſe gewachſen ſind. Ihr könnt ſie dann betrachten. Wir haben uns aber auch bemüht, Hölzer aus unſerer ganzen Gegend zu ſammeln, die uns ſchön ſchienen, und haben nach und nach mehr zuſammengebracht, als wir anfänglich glaubten. Da iſt der ſchneeige glatte Bergahorn der Ringelahorn die Blätter der Knollen von dunkeln Ahorn — alles aus den Alizgründen — dann die Birke von den Wänden und Klippen der Aliz der Wachholder von der dürren ſchleſen Haidefläche die Eſche die Ebereſche die Eibe die Ulme ſelbſt Knorren von der Tanne der Haſelſtrauch der Kreuzdorn die Schlehe und viele andere Geſträuche, die an Feſtigkeit und Zartheit wetteifern, dann aus unſeren Gärten der Wallnußbaum die Pflaume der Pfirſich der Birnbaum die Roſe. Euſtach hat die Blätter der Hölzer alle gemalt und zur Vergleichung zuſammengeſtellt, er kann euch die Zeichnung einmal im Asperhofe zeigen, und die vielen Arten noch angeben, die ich hier nicht genannt habe. In der Holzſammlung müſſen ſie ja auch vorhanden ſein."

Ich betrachtete die Sachen genauer. Die Erlenblätter, von denen mir mein Gaſtfreund im vorigen Jahre geſagt hatte, daß ſie an einem anderen Orte verwendet worden ſeien, waren in der That außerordentlich, ſo feurig und faſt erhaben auch ungemein groß, alles andere Holz, wie zart wie ſchön in der Zuſammenſtellung, daß man gar nicht ahnen ſollte, daß dies in unſeren Wäldern iſt. Und die Geſtalten der Geräthe, wie leicht wie fein wie anſchmiegend, ſie waren ganz anders als die jezt verfertigt werden, und waren doch neu und für unſere Zeit paſſend. Ich erkannte, welch ein Werth in den Zeichnungen liege, die Euſtach habe. Ich dachte an meinen Vater, der ſolche Dinge ſo liebt. Ach wenn er nur hier wäre, daß er ſie ſehen könnte. Mir war, als gingen mir neue Kenntniſſe auf. Ich wagte einen Blick auf Natalie, ich wendete ihn aber ſchnell wieder weg; ſie ſtand ſo in Gedanken, daß ich glaube, daß ſie erröthete, als ich ſie anblickte.

Mathilde ſagte zu Euſtach: „Es iſt im Verlaufe der Zeit, ohne daß eine abſichtliche Störung vorgekommen wäre, manches hier anders geworden und nicht mehr ſo ſchön als Anfangs. Wir werden es einmal, wenn ihr Zeit habt, und herüber kommen wollt, anſehen, ihr könnt die Fehler erkennen, und Mittel zur Abhilfe an die Hand geben.

Wir gingen nun weiter. Durch eine geöffnete Thür gelangten wir in Zimmer, welche in einer anderen Richtung des Hauſes lagen. Die durchwanderten hatten nach Süd geſehen, dieſe ſahen nach Weſt. Es war ein großer Saal und zwei Seitengemächer. Waren die früheren Zimmer lieb und wohnlich geweſen, ſo waren dieſe wahrhaft prachtvoll. Der Saal war mit Marmor gepflaſtert, die Zimmer hatten alterthümliche Wandbekleidung alterthümliche Fenſtervorhänge und alterthümliche Geräthe, der Fußboden des Saales enthielt die ſchönſten ſeltenſten und zahlreichſten Gattungen unſers Marmors, nach einer Zeichnung eingelegt, und ſo geglättet, daß er alle Dinge ſpiegelte. Es war der ernſteſte und feurigſte Teppich. Wir mußten hier auch Filzſchuhe anlegen. Auf dieſem Spiegelboden ſtanden die ſchönſten und wohlerhaltenſten alten Schreine und andere Einrichtungsſtücke. Es waren hier die größten verſammelt. In den zwei anſtoßenden Gemächern ſtanden auf feurig farbigen Holzteppichen die kleineren zarteren und feineren. Waren gleich die alterthümlichen Geräthe nicht ſchöner als die bei meinem Gaſtfreunde — ich glaube, ſchönere wird es kaum geben — ſo zeigte ſich hier eine Zuſammenſtimmung, als müßten die, welche dieſe Dinge urſprünglich hatten herrichten laſſen, in ihren einſtigen Trachten bei den Thüren hereingehen. Es ergrif einen ein Gefühl eines Bedeutungsvollen.

„Die Marmore,“ ſagte mein Gaſtfreund, „ſind aller Orten erworben, geſchliffen, geglättet, und nach einer alterthümlichen Zeichnung vieler Kirchenfenſter eingeſezt worden.“

„Aber daß ihr die Geräthe ſo zuſammen gefunden habt, daß ſie wie ein Einziges ſtimmen, iſt zu verwundern,“ ſagte ich.

„Alſo empfindet ihr, daß ſie ſtimmen?“ erwiederte er. „Seht, das iſt mir lieb, daß ihr das ſagt. Ihr ſeid ein Beobachter, der nicht von der Sucht nach Altem befangen iſt, wie uns unſere Gegner vorwerfen. Ihr empfangt alſo das Gefühl von den Gegenſtänden, und tragt es nicht in dieſelben hinein, wie auch unſere Gegner von uns ſagen. Die Sache aber iſt nur ſo: als man die Nichtigkeit und Leere der leztvergangenen Zeiten erkannte, und wieder auf das Alte zurück wies, und es nicht mehr als Plunder und Trödel anſah, ſondern Schönes darin ſuchte: da geſchahen freilich thörichte Dinge. Man ſammelte wieder Altes und nur Altes. Statt der neuen Mode mit neuen Gegenſtänden kam die neueſte mit alten Gegenſtänden. Man raffte Schreine Bethſchemel Tiſche und dergleichen zuſammen, weil ſie alt waren, nicht weil ſie ſchön waren, und ſtellte ſie auf. Da ſtanden nun Dinge beiſammen, die in ihren Zeiten weit von einander ablagen, es konnte nicht fehlen, daß ein Widerwärtiges herauskam, und daß die Feinde des Alten, wenn ſie Gefühl hatten, ſich abwenden mußten. Nichts aber kann ſo wenig paſſen als alte Dinge von ſehr verſchiedenen Zeiten. Die Voreltern legten ſo ſehr einen eigenthümlichen Geiſt in ihre Dinge — es war der Geiſt ihres Gemüthes und ihres allgemeinen Gefühlslebens — daß ſie dieſem Geiſte ſogar den Zweck opferten. Man bringt Linnen Kleider und dergleichen in neue Geräthe zweckmäßiger unter als in alte. Man kann daher alte Geräthe von ziemlich gleicher Zeit aber verſchiedenem Zwecke ohne große Störung des Geiſtes der Traulichkeit und Innigkeit, der in ihnen wohnt, zuſammenſtellen, während von unſeren Geräthen, die keinen Geiſt aber einen Zweck haben, ſogleich ein Widerſinniges ausgeht, wenn man Dinge verſchiedenen Gebrauches in dasſelbe Zimmer thut, wie etwa den Schreibtiſch den Waſchtiſch den Bücherſchrein und das Bett. Die größte Wirkung erzielt man freilich, wenn man alte Geräthe aus derſelben und guten Zeit, die alſo denſelben Geiſt haben, und auch Geräthe des nehmlichen Zweckes in ein Zimmer bringt. Da ſpricht nun in der Wirklichkeit etwas ganz anderes als bei unſeren neuen Dingen."

„Und das ſcheint mir hier der Fall zu ſein," ſagte ich.

„Es iſt nicht alles alt," erwiederte er. „Viele Dinge ſind ſo unwiederbringlich verloren gegangen, daß es faſt unmöglich iſt, eine ganze Wohnung mit Gegenſtänden aus derſelben Zeit einzurichten, daß kein nothwendiges Stück fehlt. Wir haben daher lieber ſolche Stücke im alten Sinne neu gemacht als alte Stücke von einer ganz anderen Zeit zugemiſcht. Damit aber niemand irre geführt werde, iſt an jedem ſolchen altneuen Stücke ein Silberplättchen eingefügt, auf welchem die Thatſache in Buchſtaben eingegraben iſt."

Er zeigte mir nun jene Gegenſtände, welche in dem Schreinerhauſe als Ergänzung hinzugemacht worden ſind.

Trozdem war bei mir der Eindruck immer derſelbe, und ich hatte beſtändig und beſtändig den Gedanken an meinen Vater in dem Haupte. Man führte mich auch zu den alten ſchweren mit Gold und Silber durchwirkten Fenſtervorhängen, und zeigte mir dieſelben als ächt, ſo auch die ledernen mit Farben und Metallverzierungen verſehenen Belege der Zimmerwände. Nur hat man da in dem Leder nachhelfen, und ihm Nahrung geben müſſen.

Als ich dieſe ernſten und feierlichen Gemächer genugſam betrachtet hatte, öffnete Mathilde das ſchwere Schloß der Ausgangsthür, und wir kamen in mehrere unbedeutende Räume, die nach Norden ſahen, worunter auch der allgemeine Eintrittsſaal und das Speiſezimmer waren. Von da gelangten wir in den Flügel, deſſen Fenſter die Morgenſonne hatten. Hier waren die Wohnzimmer Mathildens und Nataliens. Jede hatte ein größeres und ein kleineres Gemach. Sie waren einfach mit neuen Geräthen eingerichtet, und drückten durch Dinge unmittelbaren Gebrauches die Bewohntheit aus, ohne daß ich die vielen Spielereien ſah, mit denen gerne zwar nicht bei meinen Eltern aber an anderen Orten unſerer Stadt die Zimmer der Frauen angefüllt ſind. In jeder der zwei Wohnungen ſah ich eine der Zithern, die in dem Roſenhauſe geweſen waren. Bei Natalien herrſchten beſonders Blumen vor. Es ſtanden Geſtelle herum, auf welche ſie von dem Garten herauf gebracht worden waren, um hier zu verblühen. Auch ſtanden größere Pflanzen, namentlich ſolche, welche ſchöne Blätter oder einen ſchönen Bau hatten, in einem Halbkreiſe und in Gruppen auf dem Fußboden.

In einem Vorſaale, der den Eintritt zu dieſen Wohnungen bildete, befand ſich ein Clavier.

Die Zimmer im zweiten Stockwerke des Hauſes waren geblieben, wie ſie früher geweſen waren. Sie ſahen ſo aus, wie ſie gerne in weitläufigen alten Schlöſſern auszuſehen pflegen. Sie waren mit Geräthen vieler Zeiten, die meiſtens ohne Geſchmack waren, mit Spielereien vergangener Geſchlechter, mit einigen Waffen, und mit Bildern namentlich Bildniſſen, die nach der Laune des Tages gemacht waren, angefüllt. Namentlich waren an den Wänden der Gänge Abbildungen aufgehängt von großen Fiſchen, die man einmal gefangen, nebſt beigefügter Beſchreibung, von Hirſchen, die man geſchoſſen, von Federwild von Wildſchweinen und dergleichen. Auch Lieblingshunde fehlten nicht. In dieſem Stockwerke waren nach Süden die Gaſtzimmer, und der Flügel derſelben war geordnet worden. Hier befand ſich auch mein Zimmer nebſt dem Guſtavs.

Nach der Beſichtigung der Zimmer gingen wir in das Freie. Die breite Haupttreppe aus rothem Marmor führte in den Hof hinab. Derſelbe zeigte, wie groß das Gebäude ſei. Er war von vier ganz gleichen langen Flügeln umſchloſſen. In ſeiner Mitte war ein Becken von grauem Marmor, in welches ſich aus einer Verſchlingung von Waſſergöttinnen vier Strahlen ergoſſen. Um das Becken ſtanden vier Ahorne, welche gewiß nicht kleiner waren als die, welche den Schloßhügel ſäumten. Auf dem Sandplaze unter den Ahornen waren Ruhebänke ebenfalls aus grauem Marmor. Von dieſem Sandplaze liefen Sandwege wie Strahlen auseinander. Der übrige Raum war gleichförmiger Raſen, nur daß an den Mauern des Hauſes eine Pflaſterung von glatten Steinen herum führte.

Von dem Hofe gingen wir bei dem großen Thore hinaus. Ich wendete mich, da wir draußen waren, unwillkührlich um, um das Gebäude zu betrachten. Über dem Thore war ein ziemlich umfangreiches ſteinernes Schild mit ſieben Sternen. Sonſt ſah ich nichts, als was ich bei meinem Morgenausblicke aus dem Fenſter ſchon geſehen hatte. Wir gingen auf einem Sandwege des grünen Raſens, wir umgingen das Haus, und gelangten hinter demſelben in den Garten. Hier ſah ich, was ich mir ſchon früher gedacht hatte, daß das Gebäude, welches man wohl ein Schloß nennen mußte, nur aus den vier großen Flügeln beſtehe, welche ein vollkommenes Viereck bildeten. Die Wirthſchaftsgebäude ſtanden ziemlich weit entfernt in dem Thale.

Der Garten begann mit Blumen Obſt und Gemüſe, zeigte aber, daß er in der Entfernung mit etwas endigen müſſe, das wie ein Laubwald ausſah. Alles war rein und ſchön gehalten. Der Garten war auch hier mit gefiederten Bewohnern bevölkert, und man hatte ähnliche Vorrichtungen wie im Asperhofe. Die Bäume ſtanden daher auch vortrefflich und geſund. Roſen zeigten ſich ebenfalls viele nur nicht in ſo beſonderen Gruppirungen wie bei meinem Gaſtfreunde. Die Gewächshäuſer des Gartens waren ausgedehnt und weit größer und ſorgfältiger gepflegt als auf dem Asperhofe. Der Gärtner ein junger und, wie es ſchien, unterrichteter Mann empfing uns mit Höflichkeit und Ehrfurcht am Eingange derſelben. Er zeigte mir mit mehr Genauigkeit ſeine Schäze, als ich mit der Rückſicht auf meine Begleiter, denen nichts neu war, für vereinbarlich hielt. Es waren viele Pflanzen aus fremden Welttheilen da ſowohl im warmen als im kalten Hauſe. Beſonders erfreut war er über ſeine reiche Sammlung von Ananas, die einen eigenen Plaz in einem Gewächshauſe einnahmen.

Nicht weit hinter dem Gewächshauſe ſtand eine Gruppe von Linden, welche beinahe ſo ſchön und ſo groß waren wie die in dem Garten des Aſperhofes. Auch war der Sand unter ihrem Schattendache ſo rein gefegt, und um die Ähnlichkeit zu vollenden, ließen auf demſelben Finken Ammern Schwarzkehlchen und andere Vögel ſo traulich hin wie auf dem Sande des Roſenhauſes. Daß Bänke unter den Linden ſtanden, iſt natürlich. Die Linde iſt der Baum der Wohnlichkeit. Wo wäre eine Linde in deutſchen Landen — und gewiß iſt es in andern auch ſo — unter der nicht eine Bank ſtände, oder auf der nicht ein Bild hinge, oder neben welcher ſich nicht eine Kapelle befände. Die Schönheit ihres Baues das Überdach ihres Schattens und das geſellige Summen des Lebens in ihren Zweigen ladet dazu ein. Wir gingen in den Schatten der Linden.

„Das iſt eigentlich der ſchönſte Plaz in dem Sternenhofe," ſagte Mathilde, „und jeder, der den Garten beſucht, muß hier ein wenig ruhen, daher ſollt ihr auch ſo thun."

Mit dieſen Worten wies ſie auf die Bänke, die faſt in einem Bogen unter den Stämmen der Linden ſtanden, und hinter denen ſich eine Wand grünen Gebüſches aufbaute. Wir ſezten uns nieder. Das Summen, wie es jedes Mal in dieſen Bäumen iſt, war gleichmäßig über unſerm Haupte, das ſtumme Laufen der Vögel über den reinen Sand war vor unſern Augen, und ihr gelegentlicher Aufflug in die Bäume tönte leicht in unſere Ohren.

Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß auch mit Unterbrechungen ein leiſes Rauſchen hörbar ſei, gleichſam als würde es jezt von einem leichten Lüſtchen hergetragen, jezt nicht. Ich äußerte mich darüber.

„Ihr habt recht gehört," ſagte Mathilde, „wir werden die Sache gleich ſehen."

Wir erhoben uns, und gingen auf einem ſchmalen Sandpfade durch die Gebüſche, die ſich in geringer Entfernung hinter den Linden befanden. Als wir etwa vierzig oder fünfzig Schritte gegangen waren, öffnete ſich das Dickicht, und ein freier Plaz empfing uns, der rückwärts mit dichtem Grün geſchloſſen war.

Das Grün beſtand aus Epheu, welcher eine Mauer von großen Steinen bekleidete, die an ihren beiden Enden rieſenhafte Eichen hatte. In der Mitte der Mauer war eine große Öffnung, oben mit einem Bogen begrenzt, gleichſam wie eine große Niſche oder wie eine Tempelwölbung. Im Innern dieſer Wölbung, die gleichfalls mit Eppich überzogen war, ruhte eine Geſtalt von ſchneeweißem Marmor — ich habe nie ein ſo ſchimmerndes und faſt durchſichtiges Weiß des Marmors geſehen, das noch beſonders merkwürdig wurde durch das umgebende Grün. Die Geſtalt war die eines Mädchens, aber weit über die gewöhnliche Lebensgröße, was aber in der Epheuwand und neben den großen Eichen nicht auffiel. Sie ſtüzte das Haupt mit der einen Hand, den anderen Arm hatte ſie um ein Gefäß geſchlungen, aus welchem Waſſer in ein vor ihr befindliches Becken rann. Aus dem Becken fiel das Waſſer in eine in den Sand gemauerte Vertiefung, von welcher es als kleines Bächlein in das Gebüſch lief.

Wir ſtanden eine Weile, betrachteten die Geſtalt, und redeten über ſie. Euſtach und ich koſteten auch mittelſt einer alabaſternen Schale, die in einer Vertiefung des Epheus ſtand, von dem friſchen Waſſer, welches ſich aus dem Gefäße ergoß.

Hierauf gingen wir hinter der Eppichwand über eine Steintreppe empor, und erſtiegen einen kleinen Hügel, auf welchem ſich wieder Size befanden, die von verſchiedenen Gebüſchen beſchattet waren. Gegen das Haus zu aber gewährten ſie die Ausſicht. Wir mußten uns hier wieder ein wenig ſezen. Zwiſchen den Eichen gleichſam wie in einem grünen knorrigen Rahmen erſchien das Haus. Mit ſeinem hohen ſteilen Dache von alterthümlichen Ziegeln und mit ſeinen breiten und hochgeführten Rauchfängen glich es einer Burg, zwar nicht einer Burg aus den Ritterzeiten, aber doch aus den Jahren, in denen man noch den Harniſch trug, aber ſchon die weichen Locken der Perücke auf ihn herabfallen ließ. Die Schwere einer ſolchen Erſcheinung ſprach ſich auch in dem ganzen Bauwerke aus. Zu beiden Seiten des Schloſſes ſah man die Landſchaft und hinten das liebliche Blau der Gebirge. Die dunkeln Geſtalten der Linden, unter denen wir geſeſſen waren, befanden ſich weiter links, und ſtörten die Ausſicht nicht.

„Man hat ſehr mit Unrecht in neuerer Zeit die Mauern dieſes Schloſſes mit der weißgrauen Tünche überzogen," ſagte mein Gaſtfreund, „wahrſcheinlich um es freundlicher zu machen, welche Abſicht man ſehr gerne zu Ende des vorigen Jahrhunderts an den Tag legte. Wenn man die großen Steine, aus denen die Hauptmauern errichtet ſind, nicht beſtrichen hätte, ſo würde das natürliche Grau derſelben mit dem Roſtbraun des Daches und dem Grün der Bäume einen ſehr zuſammenſtimmenden Eindruck gemacht haben. Jezt aber ſteht das Schloß da wie eine alte Frau, die weiß gekleidet iſt. Ich würde den Verſuch machen, wenn das Schloß mein Eigenthum wäre, ob man nicht mit Waſſer und Bürſten und zulezt auf trockenem Wege mit einem feinen Meißel die Tünche beſeitigen könnte. Alle Jahre eine mäßige Summe darauf verwendet, würde jährlich die Ausſicht, des widrigen Anblickes erledigt zu werden, angenehm vermehren."

„Wir können ja den Verſuch nahe an der Erde machen, und aus der Arbeit einen ungefähren Koſtenanſchlag verfertigen," ſagte Mathilde; „denn ich geſtehe gerne zu, daß mich auch der Anblick dieſer Farbe nicht erfreut, beſonders, da die Außenſeite der Mauern ganz von Steinen iſt, die mit feinen Fugen an einander ſtoßen, und man alſo bei Erbauung des Hauſes auf keine andere Farbe als die der Steine gerechnet hat. Jezt iſt das Schloß von Innen viel natürlicher, und, wenn auch nicht an eine Kunſtzeit erinnernd, doch in ſeiner Art zuſammen ſtimmender als von Außen.“

„Das Grau der Mauer mit den grauen Steinſimſen der Fenſter, die nicht ungeſchickt gegliedert ſind, mit der Höhe und Breite der Fenſter, deren Verhältniß zu den feſten Zwiſchenräumen ein richtiges iſt, würde, glaube ich, dem Hauſe ein ſchöneres Anſehen geben, als man jezt ahnt,“ ſagte Euſtach.

Mir fielen bei dieſer Äußerung die Worte ein, welche mein Gaſtfreund einmal zu mir geſagt hatte, daß alte Geräthe in neuen Häuſern nicht gut ſtehen. Ich erinnerte mich, daß in dem Saale und in den alt eingerichteten Gemächern dieſes Schloſſes die hohen Fenſter die breiten Räume zwiſchen ihnen und die eigenthümlich geſtalteten Zimmerdecken den Geräthen ſehr zum Vortheile gereichten, was in Zimmern der neuen Art gewiß nicht der Fall geweſen wäre.

Als wir ſo ſprachen, kamen Natalie und Guſtav, die bei der Nymphe des Brunnens zurückgeblieben waren, die Steintreppe zu uns empor. Die Angeſichter waren ſanft geröthet, die dunkeln Augen blickten heiter in das Freie, und die beiden jugendlichen Geſtalten ſtellten ſich mit einer anmuthigen Bewegung hinter uns.

Von dieſem Hügel der Eichenausſicht gingen wir weiter in den Garten zurück, und gelangten endlich in das Gemiſch von Ahornen Buchen Eichen Tannen und anderen Bäumen, welches wie ein Wäldchen den Garten ſchloß. Wir gingen in den Schatten ein, und die Freudenäußerungen und das Geſchmetter der Vögel war kaum irgendwo größer als hier. Wir beſuchten Stellen, wo man der Natur nachgeholfen hatte, um dieſe Abtheilung noch angenehmer zu machen, und Guſtav zeigte mir Bänke Tiſchchen und andere Pläze, wo er mit Natalien geſeſſen war, wo ſie gelernt wo ſie als Kinder geſpielt hatten. Wir gingen an den wunderbar von Licht und Schatten geſprenkelten Stämmen dahin, wir gingen über die dunkeln und die leuchtenden Stellen der Sandwege, wir gingen an reichen grünenden Büſchen an Ruhebänken und ſogar an einer Quelle vorbei, und kamen durch Wendungen, die ich nicht bemerkt hatte, an einer Stelle wieder in den freien Garten zurück, die an der entgegengeſezten Seite von der lag, bei welcher wir das Wäldchen betreten hatten.

Wir ließen jezt die zwei großen Eichen links, eben ſo die Linden, und gingen auf einem anderen Wege in das Schloß zurück.

Das Mittageſſen wurde an dem äußerſt ſchönen Grün des Hügels unmittelbar vor dem Hauſe unter einem Dache von Linnen eingenommen.

Am Nachmittage beſprachen ſich Mathilde und Euſtach vorläufig über das, was in Hinſicht der Beſchädigungen geſchehen könnte, welche die neuen Geräthe in den Südzimmern ſowie die Fußböden und zum Theile auch die alten Geräthe in den Weſtzimmern in der Zeit erlitten hatten. Gegen Abend wurden der Meierhof und die Wirthſchaftsgebäude beſucht.

So wie Mathilde in dem Roſenhauſe um den weiblichen Antheil des Hausweſens ſich bekümmert, alles, was dahin einſchlug, beſehen, und Anleitungen zu Verbeſſerungen gegeben hatte: ſo that es mein Gaſtfreund in dem Sternenhofe mit allem was auf die äußere Verwaltung des Beſitzes Bezug hatte, worin er mehr Erfahrung zu haben ſchien als Mathilde. Er ging in alle Räume, beſah die Thiere und ihre Verpflegung, und beſah die Anſtalten zur Bewahrung oder Umgeſtaltung der Wirthſchaftserzeugniſſe. War mir dieſes Verhältniß ſchon in dem Roſenhauſe erſichtlich geweſen, ſo war es hier noch mehr der Fall. In den Handlungen meines Gaſtfreundes und in dem kleinen Theile, den ich von ſeinen Geſprächen mit Mathilde über häusliche Dinge hörte, zeigte er ſich als ein Mann, der mit der Bewirthſchaftung eines großen Beſitzes vertraut iſt, und die Pflichten, die ihm in dieſer Hinſicht zufallen, mit Eifer mit Umſicht und mit einem Blicke über das Ganze erfüllt, ohne eben deßhalb die Grenzen zu berühren, innerhalb welcher die Geſchäfte einer Frau liegen. Das geſchah ſo natürlich, als müßte es ſo ſein, und als wäre es nicht anders möglich.

Von dem Meierhofe gingen wir in die Wieſen und auf die Felder, welche zu der Beſitzung gehörten. Wir gingen endlich über die Grenzen des Beſitzthumes hinaus, gingen über den Boden anderer Menſchen, die wir zum Theile arbeitend auf den Feldern trafen, und mit denen wir redeten. Wir gelangten endlich auf eine Anhöhe, die eine große Umſicht gewährte. Wir blieben hier ſtehen. Das erſte, auf das wir blickten, war das Schloß mit ſeinem grünen Hügel und im Schoße ſeiner umgürtenden Ahorne und des begrenzenden Gartenwaldes. Dann gingen wir auf andere Punkte über. Man zeigte und nannte mir die einzelnen Häuſer, die zerſtreut in der Landſchaft lagen, und durch die Linien von Obſtbäumen, die hier überall durch das Land gingen, wie durch grüne Ketten zuſammenhingen. Dann kam man auf die entfernteren Ortſchaften, deren Thürme hier zu erblicken waren. In dieſem Stoffe konnte ich ſchon mehr mitreden, da mir die meiſten Orte bekannt waren. Als wir aber mit unſern Augen in die Gebirge gelangten, war ich faſt der Bewandertſte. Ich gerieth nach und nach in das Reden, da man mich um verſchiedene Punkte fragte, und ſah, daß ich Antwort zu geben wußte. Ich nannte die Berge, deren Spizen erkennbar hervortraten, ich nannte auch Theile von ihnen, ich bezeichnete die Thäler, deren Windungen zu verfolgen waren, zeigte die Schneefelder, bemerkte die Einſattlungen, durch welche Berge oder ganze Gebirgszüge zuſammenhingen oder getrennt waren, und ſuchte die Richtungen zu verdeutlichen, in denen bekannte Gebirgsortſchaften lagen oder bekannte Menſchenſtämme wohnten. Natalie ſtand neben mir, hörte ſehr aufmerkſam zu, und fragte ſogar um Einiges.

Als die Sonne untergegangen war, und die ſanfte Glut von den Gipfeln der Hochgebirge ſich verlor, gingen wir in das Schloß zurück.

Das Abendeſſen wurde in dem Speiſezimmer eingenommen.

So brachten wir mehrere Tage in freundlichem Umgange und in heiteren mitunter belehrenden Geſprächen hin.

Endlich rüſteten wir uns zur Abreiſe. Am früheſten Morgen war der Wagen beſpannt. Mathilde und Natalie waren aufgeſtanden, um uns Lebewohl zu ſagen. Mein Gaſtfreund nahm Abſchied von Mathilde und Natalie, Euſtach und Guſtav verabſchiedeten ſich, und ich glaubte auch einige Worte des Dankes für die gütige Aufnahme an Mathilde richten zu müſſen. Sie gab eine freundliche Antwort, und lud mich ein, bald wieder zu kommen. Selbſt zu Natalie ſagte ich ein Wort des Abſchiedes, das ſie leiſe erwiederte.

Wie ſie ſo vor mir ſtand, begrif ich wieder, wie ich bei ihrem erſten Anblicke auf den Gedanken gekommen war, daß der Menſch doch der höchſte Gegenſtand für die Zeichnungskunſt ſei, ſo ſüß gehen ihre reinen Augen und ſo lieb und hold gehen ihre Züge in die Seele des Betrachters.

Wir ſtiegen in den Wagen, fuhren den grünen Raſenhügel hinab, wendeten unſern Weg gegen

Norden und kamen ſpät in der Nacht im Roſenhauſe an.

Mein Bleiben war nun in dieſem Hauſe nicht mehr lange; denn ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Ich packte meine Sachen ein, bezeichnete die Kiſten und Koffer, welchen Weg ſie zu nehmen hätten, beſuchte alle, von denen ich glaubte, Abſchied nehmen zu müſſen, dankte meinem Gaſtfreunde für alle Güte und Freundlichkeit, leiſtete das Verſprechen, wieder zu kommen, und wanderte eines Tages über den Roſenhügel hinunter. Da es zu einer Zeit geſchah, in welcher Guſtav frei war, begleitete er und Euſtach mich eine Stunde Weges.

Ende des erſten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Adieu à Turing

Der Nachſommer.

Zweiter Band.

Der Nachsommer

von

ADALBERT STIFTER

Zweiter Band.

Gustav Heckenast in Pesth.

N
20 700 b

1.

Die Erweiterung.

Ich ging an den Ort, wo ich meine Arbeiten abgebrochen hatte. Die Leute, welche von meiner Abſicht wieder zu kommen unterrichtet waren, hatten mich ſchon lange erwartet. Der alte Kaspar, welcher mein treueſter Begleiter auf meinen Gebirgswanderungen war, und meiſtens in einem Lederſacke die wenigen Lebensmittel trug, welche wir für einen Tag brauchten, hatte ſchon mehrere Male in dem Ahornwirthshauſe um mich gefragt, und war gewöhnlich, wie mir die Wirthin ſagte, ehe er eintrat, ein wenig auf der Gaſſe ſtehen geblieben, und hatte auf die vielen Fenſter, welche von der hölzernen Zimmerung des Hauſes auf die Ahorne hinausſchauten, empor geblickt, um zu ſehen, ob nicht aus einem derſelben mein

Haupt hervor rage. Jezt ſaß er wieder bei mir an dem langen Fichtentiſche unter den grünen Bäumen, und die andern, denen er Bothſchaft gethan hatte, fanden ſich ein. Ich war ſehr erfreut, und es rührte mein Herz, als ich ſah, daß dieſe Leute mit Vergnügen mein Wiederkommen anſahen, und ſich ſchon auf die Fortſezung der Arbeit freuten.

Ich ging ſehr rüſtig daran, gleichſam als ob mich mein Gewiſſen drängte, das, was ich durch die längere Abweſenheit verſäumt hatte, einzubringen. Ich arbeitete fleißiger und thätiger als in allen früheren Zeiten, wir durchforſchten die Bergwände längs ihrer Einlagerungen in die Thalſohlen und in ihren verſchiedenen Höhepunkten, die uns zugänglich waren, oder die wir uns durch unſere Hämmer und Meißel zugänglich machten. Wir gingen die Thäler entlang, und ſpähten nach Spuren ihrer Zuſammenſezungen, und wir begleiteten die Waſſer, die in den Tiefen gingen, und unterſuchten die Gebilde, welche von ihnen aus entlegenen Stellen hergetragen und immer weiter und weiter geſchoben wurden. Der Hauptſammelplaz für uns blieb das Ahornhaus, und wenn wir auch oft länger von demſelben abweſend waren, und in anderen Gebirgswirthshäuſern oder bei Holzknechten oder auf einer Alpe oder gar im Freien übernachteten, ſo kamen wir in Zwiſchenräumen doch immer wieder in das Ahornhaus zurück, wir wurden dort als Eingebürgerte betrachtet, meine Leute fanden ihre Schlafſtellen im Heu, ich hatte mein beſtändiges wohleingerichtetes Zimmer, und hatte ein Gelaß, in welches ich meine geſammelten Gegenſtände konnte bringen laſſen.

Oft, wenn ich von dem Arbeiten ermüdet war, oder wenn ich glaubte, in dem Einſammeln meiner Gegenſtände genug gethan zu haben, ſaß ich auf der Spize eines Felſens, und ſchaute ſehnſüchtig in die Landſchaftsgebilde, welche mich umgaben, oder blickte in einen der Seen nieder, wie ſie unſer Gebirge mehrere hat, oder betrachtete die dunkle Tiefe einer Schlucht, oder ſuchte mir in den Moränen eines Gletſchers einen Steinblock aus, und ſaß in der Einſamkeit, und ſchaute auf die blau oder grüne oder ſchillernde Farbe des Eiſes. Wenn ich wieder thalwärts kam, und unter meinen Leuten war, die ſich zuſammenfanden, war es mir, als ſei mir alles wieder klarer und natürlicher.

Von einem Jägersmanne, welcher aber mehr ein Herumſtreicher war, als daß er an einem Plaze durch lange Zeit als ein mit dem Bezirke und mit dem Wildſtande vertrauter Jäger gedient hätte, ließ ich mir eine Zither über die Gebirge herüber bringen. Er kannte, eben weil er nirgends lange blieb, und an allen Orten ſchon gedient hatte, das ganze Gebirge genau, und wußte, wo die beſten und ſchönſten Zithern gemacht würden. Er konnte dies darum auch am beſten beurtheilen, weil er der fertigſte und berühmteſte Zitherſpieler war, den es im Gebirge gab. Er brachte mir eine ſehr ſchöne Zither, deren Grifbrett von rabenſchwarzem Holze war, in welchem ſich aus Perlenmutter und Elfenbein eingelegte Verzierungen befanden, und auf welchem die Stege von reinem glänzenden Silber gemacht waren. Die Bretter, ſagte mein Bothe, könnten von keiner ſingreicheren Tanne ſein; ſie iſt von dem Meiſter geſucht und in guten Zeichen und Jahren eingebracht worden. Die Füßlein der Zither waren elfenbeinerne Kugeln. Und in der That, wenn der Jägersmann auf ihr ſpielte, ſo meinte ich nie einen ſüßeren Ton auf einem menſchlichen Geräthe gehört zu haben. Selbſt was Mathilde und Natalie in dem Roſenhauſe geſpielt hatten, war nicht ſo geweſen; ich hatte weit und breit nichts gehört, was an die Handhabung der Zither durch dieſen

Jägersmann erinnerte. Ich ließ ihn gerne in meiner Gegenwart auf meiner Zither ſpielen, weil ihm keine ſo klang wie dieſe, und weil er ſagte, ſie müſſe eingeſpielt werden. Er wurde mein Lehrer im Zitherſpiele, und ich nahm mir vor, da ich ſah, daß er meine Zither allen anderen vorzog, ihm, wenn ich Urſache hätte mit unſeren Lehrſtunden zufrieden zu ſein, eine gleiche zu kaufen. Er hatte nehmlich erzählt, daß der Meiſter mehrere aus dem gleichen Holze wie die meinige und in gleicher Art gefertigt habe. Da ſie nun ziemlich theuer geweſen war, ſo ſchloß ich, daß der Meiſter die Gleichen nicht ſo ſchnell werde verkaufen können, und daß noch eine werde übrig ſein, wenn ich meinem Lehrer zu dem gewöhnlichen Lohne, den ich ihm in Geld zugedacht habe, noch dieſes Geſchenk würde hinzufügen wollen.

Ich begann in demſelben Sommer auch, mir eine Sammlung von Marmoren anzulegen. Die Stücke, die ich gelegentlich fand oder die ich mir erwarb, wurden zu kleinen Körpern geſchliffen, gleichſam dicken Tafeln, die auf ihren Flächen die Art des Marmors zeigten. Wenn ich größere Stücke fand, ſo beſtimmte ich ſie außer dem, daß ich die gleiche Art in Tafeln in die Sammlung that, zu allerlei Gegenſtänden, zu kleinen Dingen des Gebrauches auf Schreibtiſchen Schreinen Waſchtiſchen oder zu Theilen von Geräthen oder zu Geräthen ſelbſt. Ich hoffte meinem Vater und meiner Mutter eine große Freude zu machen, wenn ich nach und nach als Nebengewinn meiner Arbeiten eine Zierde in ihr Haus oder gar in den Garten brächte; denn ich ſann auch darauf, aus einem Blocke, wenn ich einen fände, der groß genug wäre, ein Waſſerbecken machen zu laſſen.

Im Lauterthale fand ich einmal Roland, den Bruder Euſtachs. Er hatte in einer alten Kirche gezeichnet, und war jezt damit beſchäftigt im Gaſthauſe des Lauterthales dieſe Zeichnungen und einige andere, welche er in der Nähe entworfen hatte, mehr in das Reine zu bringen. Es befand ſich nehmlich nicht weit von Lauterthal ein einſamer Hof oder eigentlich mehr ein feſtes ſteinernes ſchloßartiges Haus, welches einmal einer Familie gehört hatte, die durch Handel mit Gebirgserzeugniſſen und durch immer ausgedehnteren Verkehr in viele Gegenden der Erde wohlhabend und durch Entartung ihrer Nachkommen durch den Leichtſinn derſelben und durch Verſchwendung wieder arm geworden war. Einer dieſes Geſchlechtes hatte das große ſteinerne Haus gebaut. Es gehörte jezt einem fremden Herrn aus der Stadt, welcher es ſeiner Lage und ſeiner Seltenheiten willen gekauft hatte, und es zuweilen beſuchte. In dem Hauſe waren ſchöne Bauwerke ſchöne Steinarbeiten und ſchöne Arbeiten aus Holz theils in Zimmerdecken Thüren und Fußböden theils in Geräthen. Die Holzarbeit mußte einmal im Gebirge viel blühender geweſen ſein als jezt. Von dieſen Gegenſtänden durfte nichts aus dem Hauſe gebracht werden, auch wurde von ihnen nichts verkauft. Roland hatte die Erlaubniß erhalten zu zeichnen, was ihm als zeichnungswürdig erſcheinen würde. Dieſes Zweckes halber hielt er ſich im Lauterthalwirthshauſe auf. Ich beſuchte mit ihm öfter das Haus, und wir geriethen in mannigfache Geſpräche, namentlich wenn wir Abends, nachdem wir beide unſer Tagewerk gethan hatten, an dem Wirthstiſche in der großen Stube zuſammen kamen. Ich fand in ihm einen ſehr feurigen Mann von ſtarken Entſchlüſſen und von heftigem Begehren, ſei es, daß ein Gegenſtand der Kunſt ſein Herz erfüllte, oder daß er ſonſt etwas in den Bereich ſeines Weſens zu ziehen ſtrebte. Er verließ dieſe Stätte früher als ich.

Ehe mich meine Geſchäfte aus der Gegend führten, fand ich noch etwas, das mich meines Vaters willen ſehr freute. Kaspar hatte öfters meinen und Rolands Geſprächen zugehört und mitunter ſogar in die Zeichnungen geblickt. Einmal ſagte er mir, daß, wenn ich an alten Dingen ſo ein Vergnügen hätte, er mir etwas zeigen könne, das ſehr alt und ſehr merkwürdig wäre. Es gehöre einem Holzknechte, der ein Haus einen Garten und ein kleines Feldweſen habe, das von ſeinem Weibe und ſeinen heranwachſenden Kindern beſorgt werde. Wir gingen einmal auf meine Anregung in das Haus hinauf, das jenſeits eines Waldarmes mitten in einer trockenen Wieſe nicht weit von kleinen Feldern und hart an einem großen vereinzelten Steinblocke lag, wie ſie ſich losgeriſſen oft im Innern von fruchtbaren Gründen befinden. Das alte Werk, welches ich hier traf, war die Vertäfelung von zwei Fenſterpfeilern ungefähr halbmanneshoch. Es war offenbar der Reſt einer viel größeren Vertäfelung, welche in der angegebenen Höhe auf dem Fußboden längs der ganzen Wände eines Zimmers herum gelaufen war. Hier beſtanden nur mehr die Verkleidungen von zwei Fenſterpfeilern; aber ſie waren vollkommen ganz. Halberhabne Geſtalten von Engeln und Knaben mit Laubwerk umgeben ſtanden auf einem Sockel, und trugen zarte Simſe. Der Beſitzer des

Häuschens hatte die zwei Verkleidungen in ſeiner Prunkſtube ſo aufgeſtellt, daß ſie mit der unverzierten Höhlung gegen die Stube ſchauten. In dieſe Höhlung hatte er geſchnizte und bemalte Heiligenbilder aus neuerer Zeit geſtellt. Vermuthlich war das Werk einmal in dem ſteinernen Hauſe geweſen, und war dort weggekommen, da etwa Nachfolger Veränderungen machten, und Gegenſtände verſchleuderten. Der Beſizer des Wieſenhauſes ſagte uns, daß ſein Großvater die Dinge in einer Verſteigerung der Hagermühle gekauft habe, die wegen Verſchwendung des Müllers war eingeleitet worden. Meine Nachfragen um die Ergänzungen zu dieſen Verkleidungen waren vergeblich, und durch Vermittlung Kaspars erkaufte ich von dem Beſizer die übergebliebenen Reſte. Ich ließ Kiſten machen, legte die gefugten Theile auseinander, packte ſie ſelber ein, und ſendete ſie unterdeſſen in das Ahornhaus zu meinen anderen Dingen.

Ich blieb wirklich in jenem Herbſte ſehr lange im Gebirge. Es lag nicht nur der Schnee ſchon auf den Bergen, ſondern er deckte auch bereits das ganze Land, und man fuhr ſchon in Schlitten ſtatt in Wägen, als ich von dem Ahornhauſe Abſchied nahm. Ich hatte alle meine Sachen gepackt, und hatte ſie voraus geſendet, weil ich im künftigen Jahre nicht mehr in dieſem freundlichen Hauſe ſondern irgend wo anders meinen Aufenthalt würde aufſchlagen müſſen. Ich ſagte allen meinen Leuten Lebewohl, und ging auf der glattgefrorenen Bahn neben dem rauſchenden Fluſſe, der ſchon Stücke Ufereis anſezte, in die ebneren Länder hinaus. Mein Weg führte mich in ſeinem Verlaufe auf Anhöhen dahin, von welchen ich im Norden die Gegend des Roſenhauſes, und im Süden die des Sternenhofes erblicken konnte. In dem weißen Gewande, welches ſich über die Gefilde breitete, und welches von den dunkeln Bändern der Wälder geſchnitten war, konnte ich kaum die Hügelgeſtaltungen erkennen, innerhalb welcher das Haus meines Freundes liegen mußte, noch weniger konnte ich die Umgebungen des Sternenhofes unterſcheiden, da ich nie im Winter in dieſer Gegend geweſen war. Das aber wußte ich mit Gewißheit, in welcher Richtung das Haus liegen müſſe, an dem im vergangenen Sommer ſo viele Roſen geblüht haben, und in welcher das Schloß, hinter dem die alten Linden ſtanden, und die Quelle floß, an der die weibliche Geſtalt aus weißem Marmor Wache hielt. Die wohlthuenden Fäden, die mich nach beiden Richtungen zogen, wurden von dem ſtärkeren Bande aufgehoben, das mich zu den lieben theuren Meinigen führte.

Als ich das flache Land erreicht hatte, und an dem Orte eingetroffen war, in welchem mich meine Kiſten erwarten ſollten, übergab ich dieſelben, die ich unverlezt vorfand, meinem Frächter zur Beförderung an den Strom, und empfahl ſie ihm, beſonders die mit den Alterthümern auf das Angelegentlichſte. Am anderen Tage reiſte ich in einem Wagen nach. Am Strome ließ ich die Kiſten ſorgfältig in ein Schiff bringen, und fuhr am nächſten Morgen mit dem nehmlichen Schiffe meiner Vaterſtadt zu.

Ich langte glücklich dort an, ließ meine Habſeligkeiten in unſer Haus ſchaffen, packte zuerſt die Kiſte mit den Alterthümern aus, und war beruhigt, als die Holzſchnizereien unverſehrt daraus hervor gingen. Die Freude meines Vaters war außerordentlich, die Mutter freute ſich des Vaters willen, und die Schweſter, deren glänzende Augen bald auf mich bald auf den Vater ſchauten, zeigte, daß ſie mit mir zufrieden ſei. Dieſes ließ mir manches vergeſſen, das beinahe wie eine Sorge in meinem Herzen war. Ich befand mich wieder bei meinen Angehörigen, die mit allen Kräften ihrer Seele an meinem Wohle Antheil nahmen, und dies erfüllte mich mit Ruhe und einer ſüßen Empfindung, die mir in der lezten Zeit beinahe fremd geworden war.

Ich ſah am anderen Tage, als ich in das Speiſezimmer ging, den Vater, wie er vor den Verkleidungen ſtand, und ſie betrachtete. Bald neigte er ſich näher zu ihnen, bald kniete er nieder, und befühlte manches mit der Hand, oder unterſuchte es genauer mit den Augen. Mir klopfte das Herz vor Freude, und die weißen Haare, welche unter den dunkeln immer häufiger auf ſeinem Haupte zum Vorſchein kamen, erſchienen mir doppelt ehrwürdig, und die leichte Falte der Sorge auf ſeiner Stirne, die in der Arbeit für uns auf dieſem Size ſeiner Gedanken entſtanden war, während ich meiner Freude nachgehen und die Welt und die Menſchen genießen konnte, und während meine Schweſter wie eine prachtvolle Roſe erblühen durfte, erfüllte mich beinahe mit einer Andacht. Die Mutter kam dazu, er zeigte ihr manches, er erklärte ihr die Stellungen der Geſtalten die Führung und die Schwingung der Stengel und der Blätter und die Eintheilung des Ganzen. Die Mutter verſtand dieſe Dinge durch die langjährige Übung viel beſſer als ich, und ich ſah jezt, daß ich dem Vater etwas weit Schöneres gebracht habe, als ich wußte. Ich nahm mir vor, im nächſten Frühlinge viel genauer nach den zu dieſen Verkleidungen noch gehörenden Theilen zu forſchen; ich hatte früher nur im Allgemeinen gefragt, jetzt wollte ich aber auf das Sorgfältigſte in der ganzen Gegend ſuchen. Nachdem wir noch eine Weile über das Werk geredet hatten, führte mich die Mutter durch alle meine Zimmer, und zeigte mir, was man während meiner Abweſenheit gethan habe, um mir den Winteraufenthalt recht angenehm zu machen. Die Schweſter kam dazu, und da die Mutter fortgegangen war, ſchlang ſie beide Arme um meinen Hals, küßte mich, und ſagte, daß ich ſo gut ſei, und daß ſie mich nach Vater und Mutter unter allen Dingen, die auf der Welt ſein können, am meiſten und am außerordentlichſten liebe. Mir wären bei dieſer Rede bald die Thränen in die Augen getreten.

Als ich ſpäter in meinem Zimmer allein auf und ab ging, wollte mir mein Herz immer ſagen: „jetzt iſt alles gut, jetzt iſt alles gut.“

Ich kaufte mir am andern Tage eine ſpaniſche Sprachlehre, welche mir ein Freund, der ſich ſeit mehreren Jahren mit dieſen Dingen abgegeben hatte, anrieth. Ich begann neben meinen anderen Arbeiten vorerſt für mich in dieſem Buche zu lernen, mir vorbehaltend, ſpäter, wenn ich es für nöthig halten ſollte, auch einen Lehrer im Spaniſchen zu nehmen. Auch fuhr ich nicht nur fort, in den Schauſpielen Shakespeares zu leſen, ſondern ich wendete die Zeit, die mir von meinen Arbeiten übrig blieb, auch der Leſung anderer dichteriſcher Werke zu. Ich ſuchte die Schriften der alten Griechen und Römer wieder hervor, von denen ich ſchon Bruchſtücke während meiner Studienjahre als Pflichterfüllung hatte leſen müſſen. Damals waren mir die Geſtaltungen dieſer Völker, die ich mit ruhigen und kühlen Kräften hatte erfaſſen können, ſehr angenehm geweſen, deßhalb nahm ich jezt die Bücher dieſer Art wieder vor.

Meine Zither gereichte der Schweſter zur Freude. Ich ſpielte ihr die Dinge vor, die ich bereits auf dieſen Saiten hervorzubringen im Stande war, ich zeigte ihr die Anfangsgründe, und als für uns beide in dieſer Übung auch ein Meiſter aus der Stadt in das Haus kam, lieh ich ihr die Zither, und verſprach ihr, eine eben ſo ſchöne und gute oder eine noch ſchönere und beſſere für ſie aus dem Gebirge zu ſchicken, wenn ſie zu bekommen wäre. Ich erzählte ihr, daß der Mann, der mir in dem Gebirge Unterricht im Zitherſpiele gebe, bei weitem ſchöner, wenn auch nicht ſo gekünſtelt ſpiele als der Meiſter in der Stadt. Ich ſagte, ich wolle in dem Gebirge ſehr fleißig lernen, und ihr, wenn ich wieder komme, Unterricht in dem ertheilen, was ich unterdeſſen in mein Eigenthum verwandelt hätte.

Unter dieſen Beſchäftigungen und unter andern Dingen, welche ſchon frühere Winter eingeleitet hatten, ging die kältere Jahreszeit dahin. Als die Frühlingslüfte wehten und die Erde abzutrocknen begann, trat ich meine Sommerwanderung wieder an. Ich wählte doch abermals das Ahornhaus zu meinem Aufenthalte, wenn ich auch wußte, daß ich oft weit von ihm weggehen und lange von ihm würde entfernt bleiben müſſen. Es war mir ſchon zur Gewohnheit geworden, und es war mir lieb und angenehm in ihm.

Das erſte, was ich vornahm, war, daß ich Bothſchaft nach meinem Zitherſpieljägersmanne ausſandte. Da er überall zu finden iſt, kam er ſehr bald, und wir verabredeten, wie wir unſere Übungen im Zitherſpiele fortſezen würden. Gleichzeitig begann ich die Forſchungen nach jenen Theilen der Wandverkleidungen, welche zu den meinem Vater überbrachten Pfeilerverkleidungen als Ergänzung gehörten. Ich forſchte in dem Hauſe nach, in welchem Roland im vergangenen Sommer gezeichnet hatte, ich forſchte bei dem Holzknechte, von welchem mir die Pfeilerverkleidungen waren verkauft worden, ich dehnte meine Forſchungen in alle Theile der umliegenden Gegend aus, gab beſonders Männern Aufträge, welche oft in die abgelegenſten Winkel von Häuſern und anderen Gebäuden kommen, wie zum Beiſpiele Zimmerleuten Maurern, daß ſie mir ſogleich Nachricht gäben, wenn ſie etwas aus Holz geſchnitztes entdeckten, ich reiſte ſelber an manche Stellen, um nachzuſehen: allein es fand ſich nichts mehr vor. Als beinahe nicht zu bezweifeln ſtellte ſich heraus, daß die von mir gekauften Verkleidungen einmal zu dem ſteinernen Hauſe der ausgeſtorbenen Gebirgskaufherren gehört haben, in welchem ſie die Unterwand eines ganzen Saales umgeben haben mochten. Bei einer einmal vorgenommenen ſogenannten Verſchönerung ſpäterer verſchwenderiſch gewordener Nachkommen hat man ſie wahrſcheinlich weg gethan, und ſie fremden Händen überlaſſen, die ſie in abwechſelnden Beſitz brachten. Die Pfeilerverkleidungen, welche gleichſam Niſchen bildeten, in die man Heiligenbilder thun konnte, ſind übrig geblieben, die anderen geraden Theile ſind verkommen, oder ſogar muthwillig zerſchlagen oder verbrannt worden.

Gleich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes ging ich auch mit meinem Jägersmanne von dem Ahornhauſe über das Echergebirge in das Echerthal, wo der Meiſter wohnte, von dem der Jäger die Zither für mich gekauft hatte, und von dem ich auch eine für meine Schweſter kaufen wollte. Dieſer Mann verfertigte Zithern für das ganze umliegende Gebirge und zur Verſendung. Er hatte noch zwei mit der meinigen ganz gleiche. Ich wählte eine davon, da in der Arbeit und in dem Tone gar keine Verſchiedenheit wahrgenommen werden konnte. Der Meiſter ſagte, er habe lange keine ſo guten Zithern gemacht, und werde lange keine ſolchen mehr machen. Sie ſeien alle drei von gleichem Holze, er habe es mit vieler Mühe geſucht und mit vielen Schwierigkeiten gefunden. Er werde vielleicht auch nie mehr ein ſolches finden. Auch werde er kaum mehr ſo koſtbare Zithern machen, da ſeine entfernten Abnehmer nur oberflächliche Waare verlangten, und auch die Gebirgsleute, die wohl die Güte verſtehen, doch nicht gerne theure Zithern kauften.

Von dem Zitherſpiele, welches mein Jäger mit mir übte, ſchrieb ich mir ſo viel auf, als ich konnte, um es der Schweſter zum Einlernen und zum Spielen zu bringen.

Gegen die Zeit der Roſenblüthe ging ich in den Asperhof, und fand die zwei Zimmer ſchon für mich hergerichtet, welche ich im vorigen Sommer bewohnt hatte.

Am erſten Tage erzählte mir ſchon der Gärtner Simon, der von ſeinem Gewächshauſe zu mir herüber gekommen war, daß der Cereus peruvianus in dem Asperhofe ſei. Der Herr habe ihn von dem Inghofe gekauft, und da ich gewiß Urſache dieſer Erwerbung ſei, ſo müſſe er mir ſeinen Dank dafür abſtatten. Ich hatte allerdings mit meinem Gaſtfreunde über den Cereus geredet, wie ich es dem Gärtner verſprochen hatte; aber ich wußte nicht, wie viel Antheil ich an dem Kaufe hätte, und ſagte daher, daß ich den Dank nur mit Zurückhaltung annehmen könne. Ich mußte dem Gärtner in das Cactushaus folgen, um den Cereus anzuſehen. Die Pflanze war in freien Grund geſtellt, man hatte für ſie einen eigenen Aufbau gleichſam ein Thürmchen von doppeltem Glas auf dem Cactushauſe errichtet, und hatte durch Stützen oder durch Lenkung der Sonnenſtrahlen auf gewiſſe Stellen des Gewächſes Anſtalten getroffen, daß der Cereus, der ſich an der Decke des Gewächshauſes im Inghofe hatte krümmen müſſen, wieder gerade wachſen könne. Ich hätte nicht gedacht, daß dieſe Pflanze ſo groß ſei, und daß ſie ſich ſo ſchön darſtellen würde.

Weil mein Vater an alterthümlichen Dingen eine ſo große Freude hatte, weil ihn die Verkleidungen ſo ſehr erfreut hatten, welche ich ihm im vergangenen Herbſte gebracht hatte, ſo that ich an meinen Gaſtfreund, da ich eine Weile in ſeinem Hauſe geweſen war, eine Bitte. Ich hatte die Bitte ſchon länger auf dem Herzen gehabt, that ſie aber erſt jezt, da man gar ſo gut und freundlich mit mir in dem Roſenhauſe war. Ich erſuchte nehmlich meinen Gaſtfreund, daß er erlaube, daß ich einige ſeiner alten Geräthe zeichnen und malen dürfe, um meinem Vater die Abbilder zu bringen, die ihm eine deutlichere Vorſtellung geben würden, als es meine Beſchreibungen zu thun im Stande wären.

Er gab die Einwilligung ſehr gerne, und ſagte: „Wenn ihr eurem Vater ein Vergnügen bereiten wollet, ſo zeichnet und malet, wie ihr wollt, ich habe nicht nur nichts dagegen, ſondern werde auch Sorge tragen, daß in den Zimmern, die ihr benützen wollt, gleich alles zu eurer Bequemlichkeit hergerichtet werde. Sollte euch Euſtach an die Hand gehen können, ſo wird er es gewiß ſehr gerne thun."

Am folgenden Tage war in dem Zimmer, in welchem ſich der große Kleiderſchrein befand, mit dem ich anfangen wollte, eine Staffelei aufgeſtellt und neben ihr ein Zeichnungstiſch, ob ich mich des einen oder des andern bedienen wollte. Der Schrein war von ſeiner Stelle weg in ein beſſeres Licht gerückt, und alle Fenſter bis auf eines waren mit ihren Vorhängen bedeckt, damit eine einheitliche Beleuchtung auf den Gegenſtand geleitet würde, der gezeichnet werden ſollte. Euſtach hatte alle ſeine Farbſtoffe zu meiner Verfügung geſtellt, wenn etwa die von mir mitgebrachten irgendwo eine Lücke haben ſollten. Das zeigte ſich ſogleich klar, daß die Zeichnungen jedenfalls mit Farben gemacht werden müßten, weil ſonſt gar keine Vorſtellung von den Gegenſtänden hätte erzeugt werden können, die aus verſchiedenfarbigem Holze zuſammengeſtellt waren.

Ich ging ſogleich an die Arbeit. Mein Gaſtfreund hatte auch für meine Ruhe geſorgt. So oft ich zeichnete, durfte niemand in das Zimmer kommen, in dem ich war, und ſo lange ſich überhaupt meine Geräthſchaften in demſelben befanden, durfte es zu keinem andern Gebrauche verwendet werden. Um deſto mehr glaubte ich meine Arbeit beſchleunigen zu müſſen.

Es waren indeſſen Mathilde und Natalie in dem Asperhofe angekommen, und ſie lebten dort, wie ſie im vorigen Jahre gelebt hatten.

Ich zeichnete fleißig fort. Niemand ſtellte das Verlangen, meine Arbeit zu ſehen, Euſtach hatte ich gebeten, daß ich ihn zuweilen um Rath fragen dürfe, was er bereitwillig zugeſtanden hatte. Ich führte ihn daher zu Zeiten in das Zimmer; und er gab mir mit vieler Sachkenntniß an, was hie und da zu verbeſſern wäre. Nur Guſtav ließ Neugierde nach der Zeichnung blicken; nicht daß ihm geradezu eine Äußerung in dieſer Hinſicht entfallen wäre; aber da er ſich ſo an mich angeſchloſſen hatte, und da ſein Weſen ſehr offen und klar war, ſo erſchien es nicht ſchwer, den Wunſch, den er hegte, zu erkennen. Ich lud ihn daher ein, mich in dem Zimmer zu beſuchen, wenn ich zeichnete, und ich richtete es ſo ein, daß meine Zeichnungszeit in ſeine freien Stunden fiel. Er kam fleißig, ſah mir zu, fragte um allerlei, und gerieth endlich darauf, auch ein ſolches Gemälde verſuchen zu wollen. Da mein Gaſtfreund nichts dawider hatte, ſo überließ ich ihm meine Farben zur Benüzung, und er begann auf einem Tiſche neben mir ſein Geſchäft, indem er den nehmlichen Schrein abbildete wie ich. Im Zeichnen war er ſehr unterrichtet, Euſtach war ſein Lehrmeiſter; dieſer hatte aber bisher noch immer nicht zugegeben, daß ſein Zögling den Gebrauch der Farben anfange, weil er von dem Grundſaze ausging, daß zuvor eine ſehr ſichere und behende Zeichnung vorhanden ſein müſſe. Die Spielerei aber mit dem Schreine — denn es war nichts weiter als eine Spielerei — ließ er als eine Ausnahme geſchehen.

Ich wurde in Kurzem mit der erſten Arbeit fertig. Das Bild ſah in den genau und gewiſſenhaft nachgeahmten Farben faſt noch lieblicher und reizender aus als der Gegenſtand ſelber, da alles ins Kleinere und Feinere zuſammengerückt war.

Da ich die Zeichnung vollendet hatte, legte ich ſie meinem Gaſtfreunde und Mathilde vor. Sie billigten dieſelbe, und ſchlugen einige kleine Änderungen vor. Da ich die Nothwendigkeit derſelben einſah, nahm ich ſie ſogleich vor. Hierauf wurde von ihnen ſo wie von Euſtach die Abbildung für fertig erklärt.

Nach dem Kleiderſchreine nahm ich den Schreibtiſch mit den Delphinen vor.

Weil ich durch die erſte Zeichnung ſchon einige Fertigkeit erlangt hatte, ſo ging es bei der zweiten ſchneller, und alles gerieth mit mehr Leichtigkeit und Schwung. Ich war fertig geworden, und legte auch dieſe Abbildung Mathilden meinem Gaſtfreunde und Euſtach vor. Guſtav hatte in der Zeit auch ſeine Zeichnung des großen Schreines vollendet, und brachte ſie herbei. Er wurde ein wenig ausgelacht, und andererſeits wurden ihm auch Dinge angegeben, die er noch zu verändern, und hinein zu machen hätte. Auch bei mir wurden Verbeſſerungen vorgeſchlagen. Als wir beide mit unſern Ausfeilungen fertig waren, wurden in dem Zimmer, in welchem wir gezeichnet hatten, die Geräthe wieder an ihren Plaz gerückt, und die Staffelei und unſere Malergeräthſchaften wurden daraus entfernt. Ich hatte mir in dieſem Zimmer nur die zwei Gegenſtände abzubilden vorgenommen.

Hierauf verſuchte ich noch einige kleinere Gegenſtände.

Unterdeſſen waren manche Leute zum Beſuche in das Roſenhaus gekommen, wir ſelber hatten auch einige Nachbarn aufgeſucht, hatten Spaziergänge gemacht, und an mehreren Abenden ſaßen wir im Garten oder vor den Roſen oder unter dem großen Kirſchbaume und es wurde von verſchiedenen Dingen geſprochen.

Euſtach ſagte mir einmal, da ich von den Geräthen in dem Sternenhofe redete, und die Äußerung machte, daß meinen Vater Abbildungen von ihnen ſehr freuen würden, es könne keinen Schwierigkeiten unterliegen, daß ich in dem Sternenhofe ebenſo zeichnen dürfe wie in dem Asperhauſe. Ich ging auf die Sache nicht ein, da ich nicht den Muth hatte, mit Mathilde darüber zu ſprechen. Am andern Tage zeigte mir Euſtach die Einwilligung an, und Mathilde lud mich auf das Freundlichſte ein, und ſagte, daß mir in ihrem Hauſe jede Bequemlichkeit zu Gebote ſtehen würde. Ich dankte ſehr freundlich für die Güte, und nach mehreren Tagen fuhr ich mit den Pferden meines Gaſtfreundes in den Sternenhof, während Mathilde und Natalie noch in dem Roſenhauſe blieben.

Im Sternenhofe fand ich zu meiner Überraſchung ſchon alles zu meinem Empfange vorbereitet. Da Bilder in dem Schloſſe waren, hatte man auch mehrere Staffeleien, welche man mir zur Auswahl in das große Zimmer geſtellt hatte, in welchem die alterthümlichen Geräthe ſtanden. Auch ein Zeichnungstiſch mit allem Erforderlichen war in das Zimmer geſchafft worden. Ich wählte unter den Staffeleien eine, und ließ die übrigen wieder an ihre gewöhnlichen Orte bringen. Den Zeichnungstiſch behielt ich zur Bequemlichkeit neben der Staffelei bei mir. Es war nun zum Malen beinahe alles ſo eingerichtet wie im Asperhofe. Auch durfte ich mir die Geräthe, die ich zu zeichnen vorhatte, in das Licht rücken laſſen, wie ich wollte. Zum Wohnen und Schlafen hatte man mir das nehmliche Zimmer hergerichtet, in welchem ich bei meinem erſten Beſuche geweſen war. Zum Speiſen wurde mir der Saal, in dem ich arbeitete, oder mein Wohnzimmer frei geſtellt. Ich wählte das Lezte.

Ich betrachtete mir vorerſt die Geräthe, und wählte diejenigen aus, die ich abbilden wollte. Hierauf ging ich an die Arbeit. Ich malte ſehr fleißig, um die Unordnung, welche meine Arbeiten nothwendig in dem Hauſe machen mußten, ſo kurz als möglich dauern zu laſſen. Ich blieb daher den ganzen Tag in dem Saale, nur des Abends, wenn es dämmerte, oder Morgens, ehe die Sonne aufging, begab ich mich in das Freie oder in den Garten, um einen Gang in der erquickenden Luft zu machen, oder gelegentlich auch ſtille ſtehend oder auf einer Ruhebank ſizend die weite Gegend um mich herum zu betrachten. Oft, wenn ich die Pinſel gereinigt und all das unter Tags gebrauchte Malergeräthe geordnet und an ſeinen Plaz gelegt hatte, ſaß ich unter den alten hohen Linden im Garten, und dachte nach, bis das ſpäte Abenroth durch die Blätter derſelben herein fiel, und die Schatten auf dem Sandboden ſo tief geworden waren, daß man die kleinen Gegenſtände, die auf dieſem Boden lagen, nicht mehr ſehen konnte. Noch öfter aber war ich auf dem Plaze hinter der Epheuwand, von welchem aus das Schloß in die großen Eichen eingerahmt zu erblicken war, und neben und hinter dem Schloſſe ſich die Gegend und die Berge zeigten. Es war die Stille des Landes, wenn der heitere Späthimmel ſich über das Schloß hinzog, wenn die Spizen von deſſen Dachfähnchen glänzten, ſich in Ruhe das Grün herum lagerte, und das Blau der Berge immer ſanfter wurde. Zuweilen in beſonders heißen Tagen ging ich auch in die Grotte, in welcher die Marmornimphe war, freute mich der Kühle, die da herrſchte, ſah das gleiche Rinnen des Waſſers und ſah den gleichen Marmor, auf dem nur zuweilen ein Lichtchen zuckte, wenn ſich ein ſpäter Strahl in dem Waſſer fing, und auf die Geſtalt geworfen wurde.

In dem Schloſſe war es ſehr einſam, die Diener waren in ihren abgelegenen Zimmern, ganze Reihen von Fenſtern waren durch herabgelaſſene Vorhänge bedeckt, und zu dem Hofbrunnen ging ſelten eine Geſtalt, um Waſſer zu holen, daher er zwiſchen den großen Ahornen eintönig fortrauſchte. Dieſe Stille machte, daß ich deſto mehr der Bewohnerinnen dachte, die jezt abweſend waren, daß ich meinte, ihre Spuren entdecken zu können, und daß ich dachte, ihren Geſtalten irgendwo begegnen zu müſſen. Beſſer war es, wenn ich in die Landſchaft hinausging. Dort lebten die Klänge der Arbeit, dort ſah ich heitere Menſchen, die ſich beſchäftigten und regſame Thiere, die ihnen halfen.

Es war eine Art von Verwalter in dem Schloſſe, der den Auftrag haben mußte, für mich zu ſorgen, wenigſtens that er alles, was er zu meiner Bequemlichkeit für nöthig erachtete. Er fragte oft nach meinen Wünſchen, ließ mehr Speiſen und Getränke auf meinen Tiſch ſtellen, als nöthig war, ſorgte ſtets für friſches Waſſer, Kerzen und andere Dinge, ließ eine Menge Bücher, die er aus der Bücherſammlung des

Schloſſes genommen haben mochte, in mein Zimmer bringen, und meinte zuweilen, daß es die Höflichkeit erfordere, daß er mehrere Minuten mit mir ſpreche. Ich machte ſo wenig als möglich Gebrauch von allen für mich in dieſem Schloſſe eingeleiteten Anſtalten, und ging nicht einmal in die Meierei, in welcher es ſehr lebhaft war, um durch meine Gegenwart oder durch mein Zuſchauen nicht jemanden in ſeiner Arbeit zu beirren.

Als ich mit den ausgewählten Gegenſtänden fertig war, hörte ich nicht auf; denn aus ihnen entwickelten ſich wieder andere Arbeiten, was ſeinen Grund darin hatte, daß ein Gegenſtand den andern verlangte, was wieder daher rührte, daß die Geräthe dieſes Zimmers und der Nebengemächer ein Ganzes bildeten, welches man nicht zerſtückt denken konnte. Was mir aber zu ſtatten kam, war die große Übung, die ich nach und nach erlangte, ſo daß ich endlich in einem Tage mehr vor mich brachte, als ſonſt in dreien.

Euſtach kam einmal herüber, mich zu beſuchen. Ich ſah darin ein Zeichen, daß man mir Gelegenheit geben wollte, mich ſeines Rathes zu bedienen. Ich that dieſes auch, freute mich der Worte, die er ſprach, und folgte den Anſichten, die er entwickelte. Er erzählte mir auch, daß Mathilde und Natalie noch lange in dem Asperhofe zu bleiben gedächten. Da, wie ich wußte, ihr Beſuch in dem vorigen Sommer im Roſenhauſe viel kürzer geweſen war, ſo verfiel ich auf den Gedanken, ob ſie nicht etwa gerade darum heuer länger in demſelben verweilten, um mir Muße zu meinen Arbeiten in dem Sternenhofe zu geben. Ob es nun ſo ſei oder nicht, wußte ich nicht, es konnte aber ſo ſein, und darum beſchloß ich, mein Malen abzukürzen. Endlich mußte ich doch einmal ſchließen, da ich doch nicht alle Gegenſtände abbilden konnte. Ich ſagte Euſtach die Zeit, in der ich fertig ſein würde. Er blieb zwei Tage in dem Schloſſe, vermaß manches, unterſuchte einiges in manchen Zimmern, und kehrte dann wieder in das Roſenhaus zurück.

Ehe ich ganz fertig war, kamen alle vom Asperhofe herüber, und blieben einige Tage. Auch Euſtach kam wieder mit. Ich legte vor, was ich gemacht hatte, und es geſchah das Nehmliche, was in dem Roſenhauſe geſchehen war. Man billigte im Allgemeinen die Arbeit, und ſtellte hie und da etwas aus, was zu verbeſſern wäre. Ich hatte ſchon zu der Abbildung der Geräthe im Asperhofe Öhlfarben angewendet, weil ich in Behandlung derſelben nach und nach eine größere

Fertigkeit erlangt hatte als in der der Waſſerfarben, und weil die Wirkung eine viel größere war. Die Geräthe des Sternenhofes hatte ich nun auch mit Öhlfarben abgebildet, und dieſe Abbildungen waren viel gelungener als die im Roſenhauſe. Ich erkannte die Vorſchläge, welche mir gemacht worden waren, an, und bemerkte mir ſie zur Ausführung.

Euſtach ging von dem Sternenhofe wieder in das Roſenhaus zurück; mein Gaſtfreund Mathilde Natalie und Guſtav machten eine kleine Reiſe.

Auch mein Bleiben war nicht mehr lange in dem Schloſſe. Ich machte noch fertig, was fertig zu machen war, ich verbeſſerte, was zu verbeſſern vorgeſchlagen worden war, und was mir ſelber noch in der Zeit als verbeſſrungswürdig einfiel, und wartete dann ab, bis alles gut getrocknet wäre, um es einpacken und für den Vater in Bereitſchaft halten zu können. Da dies geſchehen war, dankte ich dem Verwalter ſehr verbindlich für alle ſeine Aufmerkſamkeit, gab den Mädchen, die für mich zu thun gehabt hatten, Geſchenke, welche ich mir zu dieſem Zwecke ſchon früher angeſchafft hatte, und beſtieg den Wagen, den mir der Verwalter zu meiner Zurückfahrt in das Roſenhaus zur Verfügung geſtellt hatte.

Als ich in dem Roſenhauſe ankam, traf ich meinen Gaſtfreund und ſeine Geſellſchaft von der Reiſe ſchon zurückgekehrt an. Ich blieb noch mehrere Tage bei ihnen, nahm dann Abſchied, und begab mich in das Ahornhaus zu meinen Arbeiten zurück.

Ich ſuchte dieſe Arbeiten raſch zu betreiben; aber alles war jezt anders, und nahm eine andere Färbung in meinem Herzen an.

Als ich in dem Frühling die Hauptſtadt verlaſſen hatte, und dem langſam über einen Berg empor fahrenden Wagen folgte, war ich einmal bei einem Haufen von Geſchiebe ſtehen geblieben, das man aus einem Flußbette genommen, und an der Straße aufgeſchüttet hatte, und hatte das Ding gleichſam mit Ehrfurcht betrachtet. Ich erkannte in den rothen weißen grauen ſchwarzgelben und geſprenkelten Steinen, welche lauter plattgerundete Geſtalten hatten, die Bothen von unſerem Gebirge, ich erkannte jeden aus ſeiner Felſenſtadt, von der er ſich losgetrennt hatte, und von der er ausgeſendet worden war. Hier lag er unter Kameraden, deren Geburtsſtätte oft viele Meilen von der ſeinigen entfernt iſt, alle waren ſie an Geſtalt gleich geworden, und alle harrten, daß ſie zerſchlagen und zu der Straße verwendet würden.

Beſonders kamen mir die Gedanken, wozu dann alles da ſei, wie es entſtanden ſei, wie es zuſammenhänge, und wie es zu unſerem Herzen ſpreche.

Einmal gelangte ich zu dem See hinunter, und betrachtete an dem ſonnigen Nachmittage die Thatſache, daß die Schönheit der abſteigenden Berge meiſtens gegen einen Seeſpiegel am größten iſt. Kömmt das aus Zufall, haben die abſtürzenden dem See zueilenden Wäſſer die Berge ſo ſchön gefurcht gehöhlt geſchnitten geklüftet, oder entſpringt unſere Empfindung von dem Gegenſaze des Waſſers und der Berge, wie nehmlich das erſte eine weiche glatte feine Fläche bildet, die durch die rauhen abſteigenden Riffe Rinnen und Streifen geſchnitten wird, während unterhalb nichts zu ſehen iſt, und ſo das Räthſel vermehrt wird? Ich dachte bei dieſer Gelegenheit: wenn das Waſſer durchſichtiger wäre, zwar nicht ſo durchſichtig wie die Luft, doch beinahe ſo; dann müßte man das ganze innere Becken ſehen, nicht ſo klar wie in der Luft ſondern in einem grünlichen feuchten Schleier. Das müßte ſehr ſchön ſein. Ich blieb in Folge dieſes Gedankens länger an dem See, miethete mich in einem Gaſthofe ein, und machte mehrere Meſſungen der Tiefe des Waſſers an verſchiedenen Stellen, deren

Entfernung vom Ufer ich mittelſt einer Meßſchnur bezeichnete. Ich dachte, auf dieſe Weiſe könnte man annähernd die Geſtalt des Seebeckens ergründen, könnte es zeichnen, und könnte das innere Becken von dem äußeren durch eine ſanftere grünlichere Farbe unterſcheiden. Ich beſchloß, bei einer ferneren Gelegenheit die Meſſungen fortzuſezen.

Dieſe Beſtrebungen brachten mich auf die Betrachtung der Seltſamkeiten unſerer Erdgeſtaltungen. In dem Seegrunde ſah ich ein Thal, in deſſen Sohle, die ſich bei andern Thälern mit dem vieltauſendfachen Pflanzenreichthume und den niedergeſtürzten Gebirgstheilen füllt, und ſo einen ſchönen Wechſel von Pflanzen und Geſtein darſtellt, kein Pflanzengrund ſich entwickelt, ſondern das Gerölle ſich ſachte mehrt, der Boden ſich hebt, und die urſprünglichen Klüftungen ausfüllt. Dazu kommen die Stücke, die unmittelbar von den Wänden in den See ſtürzen, dazu kommen die Hügel, die außer der gewöhnlichen Ordnung von bedeutenden Hochwaſſern in den See geſchoben, und von dem nachträglichen Wellenſchlage wieder abgeflacht werden. In Jahrtauſenden und Jahrtauſenden füllt ſich das Becken immer mehr, bis einmal, mögen hundert oder noch mehr Jahrtauſende vergangen ſein, kein See mehr iſt, auf der ungeheuren Dicke der Geröllſchichten der menſchliche Fuß wandelt, Pflanzen grünen, und ſelbſt Bäume ſtehen. So kannte ich manche Stellen, die einſt Seegrund geweſen waren. Der Fluß, der Vater des Sees, hatte ſich in ſeinem Weiterlaufe tiefer gewühlt, er hatte den Seeſpiegel niederer gelegt, der Seegrund hatte ſich gehoben, bis nichts mehr war als ein Thal, an dem jezt die Ufer als grüne Wälle in langen Strecken ſtehen, mit kräftigen Kräutern blühenden Büſchen und mancher lachenden Wohnung von Menſchen prangen, während das, was einmal ein mächtiges Waſſer gebildet hatte, jezt als ein ſchmales Bändlein in glänzenden Schlangenlinien durch die Landſchaft geht.

Ich betrachtete vom See aus die Schichtungen der Felſen. Was bei Kriſtallen der Blätterdurchgang iſt, das zeigt ſich hier in großen Zügen. An manchen Stellen iſt die Neigung dieſe, an manchen iſt ſie eine andere. Sind dieſe ungeheuern Blätter einſt geſtürzt worden, ſind ſie erhoben worden, werden ſie noch immer erhoben? Ich zeichnete manche Lagerungen in ihren ſchönen Verhältniſſen und in ihren Neigungen gegen die wagrechte Fläche. Wenn ich ſo die Blätter durchging, und die Geſtaltungen anſah war es mir wie eine unbekannte Geſchichte, die ich nicht enträthſeln konnte, und zu der es doch Anhaltspunkte geben mußte, um die Ahnungen in Nahrung zu ſezen.

Wenn ich die Stücke unbelebter Körper, die ich für meine Schreine ſammelte, anſah, ſo fiel mir auf, daß hier dieſe Körper liegen, dort andere, daß ungeheure Mengen desſelben Stoffes zu großen Gebirgen aufgethürmt ſind, und daß wieder in kleinen Abſtänden kleine Lagerungen mit einander wechſeln. Woher ſind ſie gekommen, wie haben ſie ſich gehäuft? Liegen ſie nach einem Geſeze, und wie iſt dieſes geworden? Oft ſind Theile eines größern Körpers in Menge oder einzeln an Stellen, wo der Körper ſelber nicht iſt, wo ſie nicht ſein ſollen, wo ſie Fremdlinge ſind. Wie ſind ſie an den Plaz gekommen? Wie iſt überhaupt an einer Stelle gerade dieſer Stoff entſtanden und nicht ein anderer? Woher iſt die Berggeſtalt im Großen gekommen? Iſt ſie noch in ihrer Reinheit da, oder hat ſie Veränderungen erlitten, und erleidet ſie dieſelben noch immer? Wie iſt die Geſtalt der Erde ſelber geworden, wie hat ſich ihr Antliz gefurcht, ſind die Lücken groß, ſind ſie klein?

Wenn ich auf meinen Marmor kam — wie bewunderungswürdig iſt der Marmor! Wo ſind denn die Thiere hin, deren Spuren wir ahnungsvoll in dieſen Gebilden ſehen? Seit welcher Zeit ſind die Rieſenſchnecken verſchwunden, deren Andenken uns hier überliefert wird? Ein Andenken, das in ferne Zeiten zurück geht, die niemand gemeſſen hat, die vielleicht niemand geſehen hat, und die länger gedauert haben, als der Ruhm irgend eines Sterblichen.

Eine Thatſache fiel mir auf. Ich fand todte Wälder, gleichſam Gebeinhäuſer von Wäldern, nur daß die Gebeine hier nicht in eine Halle geſammelt waren, ſondern noch aufrecht auf ihrem Boden ſtanden. Weiße abgeſchälte todte Bäume in großer Zahl, ſo daß vermuthet werden mußte, daß an dieſer Stelle ein Wald geſtanden ſei. Die Bäume waren Fichten oder Lärchen oder Tannen. Jezt konnte an der Stelle ein Baum gar nicht mehr wachſen, es ſind nur Kriechhölzer um die abgeſtorbenen Stämme, und auch dieſe ſelten. Meiſtens bedeckt Gerölle den Boden oder größere mit gelbem Mooſe überdeckte Steine. Iſt dieſe Thatſache eine vereinzelte nur durch vereinzelte Ortsurſachen hervorgebracht? Hängt ſie mit der großen Weltbildung zuſammen? Sind die Berge geſtiegen, und haben ſie ihren Wälderſchmuck in höhere todbringende Lüfte gehoben? Oder hat ſich der Boden geändert, oder waren die Gletſcherverhältniſſe andere? Das Eis aber reichte einſt tiefer: wie iſt das alles geworden?

Wird ſich vieles, wird ſich alles noch einmal ganz ändern? In welch ſchneller Folge geht es? Wenn durch das Wirken des Himmels und ſeiner Gewäſſer das Gebirge beſtändig zerbröckelt wird, wenn die Trümmer herabfallen, wenn ſie weiter zerklüftet werden, und der Strom ſie endlich als Sand und Geſchiebe in die Niederungen hinausführt, wie weit wird das kommen? Hat es ſchon lange gedauert? Unermeßliche Schichten von Geſchieben in ebenen Ländern bejahen es. Wird es noch lange dauern? So lange Luft Licht Wärme und Waſſer dieſelben bleiben, ſo lange es Höhen gibt, ſo lange wird es dauern. Werden die Gebirge alſo einſtens verſchwunden ſein? Werden nur flache unbedeutende Höhen und Hügel die Ebenen unterbrechen, und werden ſelbſt dieſe auseinander gewaſchen werden? Wird dann die Wärme in den feuchten Niederungen oder in tiefen heißen Schluchten verſchwinden, ſo wie die kalte Luft in Höhen auf die Erde ohne Einfluß ſein wird, ſo daß alle Glieder in unſern Ländern von demſelben lauen Stoffe umfloſſen ſind, und ſich die Verhältniſſe aller Gewächſe ändern? Oder dauert die Thätigkeit, durch welche die Berge gehoben wurden, noch heute fort, daß ſie durch innere Kraft an Höhe erſetzen oder übertreffen, was ſie von Außen her verlieren? Hört die Hebungskraft einmal auf? Iſt nach Jahrmillionen die Erde weiter abgekühlt, iſt ihre Rinde dicker, ſo daß der heiße Fluß in ihrem Innern ſeine Kriſtalle nicht mehr durch ſie empor zu treiben vermag? Oder legt er langſam und unmerklich ſtets die Ränder dieſer Rinde auseinander, wenn er durch ſie ſeine Geſchiebe hinan hebt? Wenn die Erde Wärme ausſtrahlt, und immer mehr erkaltet, wird ſie nicht kleiner? Sind dann die Umdrehungsgeſchwindigkeiten ihrer Kreiſe nicht geringer? Ändert das nicht die Paſſate? Werden Winde Wolken Regen nicht anders? Wie viele Millionen Jahre müſſen verfließen, bis ein menſchliches Werkzeug die Änderung meſſen kann?

Solche Fragen ſtimmten mich ernſt und feierlich, und es war, als wäre in mein Weſen ein inhaltreicheres Leben gekommen. Wenn ich gleich weniger ſammelte und zuſammentrug als früher, ſo war es doch, als würde ich in meinem Innern bei weitem mehr gefördert als in vergangenen Zeiten.

Wenn eine Geſchichte des Nachdenkens und Forſchens werth iſt, ſo iſt es die Geſchichte der Erde, die ahnungsreichſte, die reizendſte, die es gibt, eine Geſchichte, in welcher die der Menſchen nur ein Einſchiebſel iſt, und wer weiß es, welch ein kleines, da ſie von anderen Geſchichten vielleicht höherer Weſen abgelöſet werden kann. Die Quellen zu der Geſchichte der Erde bewahrt ſie ſelber wie in einem Schriftengewölbe in ihrem Innern auf, Quellen, die vielleicht in Millionen Urkunden niedergelegt ſind, und bei denen es nur darauf ankömmt, daß wir ſie leſen lernen, und ſie durch Eifer und Rechthaberei nicht verfälſchen. Wer wird dieſe Geſchichte einmal klar vor Augen haben? Wird eine ſolche Zeit kommen, oder wird ſie nur der immer ganz wiſſen, der ſie von Ewigkeit her gewußt hat?

Von ſolchen Fragen flüchtete ich zu den Dichtern. Wenn ich von langen Wanderungen in das Ahornhaus zurück kam, oder wenn ich ferne von dem Ahornhauſe in irgend einem Stübchen eines Alpengebäudes wohnte, ſo las ich in den Werken eines Mannes, der nicht Fragen löste, ſondern Gedanken und Gefühle gab, die wie eine Löſung in holder Umhüllung waren, und wie ein Glück ausſahen. Ich hatte manigfaltige ſolcher Männer. Unter den Büchern waren auch ſolche, in denen Schwulſt enthalten war. Sie gaben die Natur in und außer dem Menſchen nicht ſo, wie ſie iſt, ſondern ſie ſuchten ſie ſchöner zu machen, und ſuchten beſondere Wirkungen hervorzubringen. Ich wendete mich von ihnen ab. Wem das nicht heilig iſt, was iſt, wie wird der beſſeres erſchaffen können, als was Gott erſchaffen hat? In der Naturwiſſenſchaft war ich gewohnt geworden, auf die Merkmale der Dinge zu achten, dieſe Merkmale zu lieben, und die Weſenheit der Dinge zu verehren. Bei den Dichtern des Schwulſtes fand ich gar keine Merkmale, und es erſchien mir endlich lächerlich, wenn einer ſchaffen wollte, der nichts gelernt hat.

Die Männer gefielen mir, welche die Dinge und die Begebenheiten mit klaren Augen angeſchaut hatten, und ſie in einem ſicheren Maße in dem Rahmen ihrer eigenen inneren Größe vorführten. Andere gaben Gefühle in ſchöner Sittenkraft, die tief auf mich wirkten. Es iſt unglaublich, welche Gewalt Worte üben können; ich liebte die Worte, und liebte die Männer, und ſehnte mich oft nach einer unbeſtimmten unbekannten glücklichen Zukunft hinaus.

Die Alten, die ich einſt zu verſtehen geglaubt hatte, kamen mir doch jezt anders vor als früher. Es ſchien mir, als wären ſie natürlicher wahrer einfacher und größer als die Männer der neuen Zeit, und als laſſe ſie der Ernſt ihres Weſens und die Achtung vor ſich ſelbſt nicht zu den Überſchreitungen gelangen, welche ſpätere Zeiten für ſchön hielten. Ich trug Homeros Äschilos Sophokles Thukidides faſt auf allen Wanderungen mit mir. Um ſie zu verſtehen, nahm ich alle griechiſchen Sprachwerke, die mir empfohlen waren, vor, und lernte in ihnen. Am förderlichſten im Verſtehen war aber das Leſen ſelber. Bei den Alten nahm ich Geſchichtſchreiber gerne unter Dichter, ſie ſchienen mir dort einander näher zu ſtehen als bei den Neuen.

Da gerieth ich auch auf das Malen. Die Gebirge ſtanden im Reize und im Ganzen vor mir, wie ich ſie früher nie geſehen hatte. Sie waren meinen Forſchungen ſtets Theile geweſen. Sie waren jezt Bilder ſo wie früher blos Gegenſtände. In die Bilder konnte man ſich verſenken, weil ſie eine Tiefe hatten, die Gegenſtände lagen ſtets ausgebreitet zur Betrachtung da. So wie ich früher Gegenſtände der Natur für wiſſenſchaftliche Zwecke gezeichnet hatte, wie ich bei dieſen Zeichnungen zur Anwendung von Farben gekommen war, wie ich ja vor Kurzem erſt Geräthe gezeichnet und gemalt hatte: ſo verſuchte ich jeßt auch, den ganzen Blick, in dem ein Hintereinanderſtehendes im Dufte Schwebendes vom Himmel ſich Abhebendes enthalten war, auf Papier oder Leinwand zu zeichnen und mit Ohlfarben zu malen. Das ſah ich ſogleich, daß es weit ſchwerer war als meine früheren Beſtrebungen, weil es ſich hier darum handelte, ein Räumliches, das ſich nicht in gegebenen Abmeſſungen und mit ſeinen Naturfarben ſondern gleichſam als die Seele eines Ganzen darſtellte, zu erfaſſen, während ich früher nur einen Gegenſtand mit bekannten Linienverhältniſſen und ſeiner ihm eigenthümlichen Farbe in die Mappe zu übertragen hatte. Die erſten Verſuche mißlangen gänzlich. Dieſes ſchreckte mich aber nicht ab, ſondern eiferte mich vielmehr noch immer ſtärker an. Ich verſuchte wieder und immer wieder. Endlich vertilgte ich die Verſuche nicht mehr, wie ich früher gethan hatte, ſondern bewahrte ſie zur Vergleichung auf. Dieſe Vergleichung zeigte mir nach und nach, daß ſich die Verſuche beſſerten, und die Zeichnung leichter und natürlicher wurde. Es war ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen, und je mehr ich nach dem Ergreifen ſtrebte, deſto ſchöner wurde auch dieſes Unnennbare vor mir ſelbſt.

Ich blieb ſo lange in dem Gebirge, als es nur möglich war, und als die zunehmende Kälte einen Aufenthalt im Freien nicht ganz und gar verboth.

Im ſpäteſten Herbſte ging ich noch einmal zu meinem Gaſtfreunde in das Roſenhaus. Es war zur Zeit, da in dem Gebirge ſchon manigfaltige Schneelaſten auf den Höhen lagen, und das flache Land ſich ſchon jedes Schmuckes entäußert hatte. Der Garten meines Freundes war kahl, die Bienenhütte war in Stroh eingehüllt, in den laubloſen Zweigen ſchrillte nur noch manche vereinzelte Kohlmeiſe oder ein Wintervogel, und über ihnen zogen in dem grauen Himmel die grauen Dreiecke der Gänſe nach dem Süden. Wir ſaßen in den langen Abenden bei dem Feuer des Kamins, arbeiteten unter Tags an der Einhüllung und Einwinterung der Gegenſtände, die es bedurften, oder machten an manchem Nachmittage einen Spaziergang, wenn der regſame Nebel die Hügel und die Thäler und die Ebenen umwandelte.

Ich zeigte meinem Gaſtfreunde meine Verſuche im landſchaftlichen Malen, weil ich es gewiſſermaßen für eine Falſchheit gehalten hätte, ihm nichts von der Veränderung zu ſagen, die in mir vorgegangen war. Ich ſcheute mich ſehr, die Verſuche vorzulegen, ich that es aber doch, und zwar zu einer Zeit, da auch Euſtach zugegen war. Als Einleitung erklärte ich, wie ich nach und nach dazu gekommen wäre, dieſe Dinge zu machen.

„Es geht allen ſo, welche die Gebirge öfter beſuchen, und welche Einbildungskraft und einiges Geſchick in den Händen haben,“ ſagte mein Gaſtfreund, „ihr braucht euch deßhalb nicht beinahe zu entſchuldigen, es war zu erwarten, daß ihr nicht blos bei eurem Sammeln von Steinen und Verſteinerungen bleiben werdet, es iſt ſo in der Natur, und es iſt ſo gut.“

Die Entwürfe wurden mit viel mehr Ernſt und Genauigkeit durchgenommen, als ſie verdienten. Da ſowohl mein Gaſtfreund als auch Euſtach jedes Blatt öfter betrachtet hatten, ſprachen ſie mit mir darüber. Ihr Urtheil ging einſtimmig darauf hinaus, daß mir das Naturwiſſenſchaftliche viel beſſer gelungen ſei als das Künſtleriſche. Die Steine, die ſich in den Vordergründen befänden, die Pflanzen, die um ſie herum wüchſen, ein Stück alten Holzes, das da läge, Theile von Gerölle, die gegen vorwärts ſäßen, ſelbſt die Gewäſſer, die ſich unmittelbar unter dem Blicke befänden, hätte ich mit Treue und mit den ihnen eigenthümlichen Merkmalen ausgedrückt. Die Fernen die großen Flächen der Schatten und der Lichter an ganzen Bergkörpern und das Zurückgehen und Hinausweichen des Himmelsgewölbes ſeien mir nicht gelungen. Man zeigte mir, daß ich nicht nur in den Farben viel zu beſtimmt geweſen wäre, daß ich gemalt hätte, was nur mein Bewußtſein an entfernten Stellen geſagt nicht mein Auge, ſondern daß ich auch die Hintergründe zu groß gezeichnet hätte, ſie wären meinen Augen groß erſchienen, und das hätte ich durch das Hinausrücken der Linien angeben wollen. Aber durch beides, durch Deutlichkeit der Malerei und durch die Vergrößerung der Fernen hätte ich die letzteren näher gerückt, und ihnen das Großartige benommen, das ſie in der Wirklichkeit beſäßen. Euſtach rieth mir, eine Glastafel mit Canadabalſam zu überziehen, wodurch ſie etwas rauher würde, ſo daß Farben auf ihr haften, ohne daß ſie die Durchſichtigkeit verlöre, und durch dieſe Tafel Fernen mit den an ſie grenzenden näheren Gegenſtänden mittelſt eines Pinſels zu zeichnen, und ich würde ſehen, wie klein ſich die größten und ausgedehnteſten entfernten Berge darſtellten, und wie groß das zunächſtliegende Kleine würde. Dieſes Verfahren aber empfehle er nur, damit man zur Überzeugung der Verhältniſſe komme, und einen

Maßſtab gewinne, nicht aber, daß man dadurch künſtleriſche Aufnahmen von Landſchaften mache, weil durch einen ſolchen Vorgang die künſtleriſche Freiheit und Leichtigkeit verloren würde, welche in Bezug auf Darſtellung das Weſen und das Herz der Kunſt ſei. Das Auge ſoll nur geübt und unterrichtet werden, die Seele müſſe ſchaffen, das Auge ſoll ihr dienen. In Hinſicht der Farbgebung der Fernen rieth er mir, dort, wo ich einen Zweifel hätte, ob ich etwas ſähe oder nur wiſſe, es lieber nicht anzugeben, und überhaupt in der Farbe lieber unbeſtimmter als beſtimmter zu ſein, weil dadurch die Gegenſtände an Großartigkeit gewinnen. Sie werden durch die Unbeſtimmtheit ferner und durch dieſes allein größer. Durch Linien des Zeichnenſtiftes auf dem kleinen Papiere oder der kleinen Leinwand könne man nichts groß machen. Durch Verdeutlichung werden die Körper näher gerückt und verkleinert. Wenn überhaupt ein Fehler gegen die Genauigkeit gemacht werden müſſe — und kein Menſch könne Dinge namentlich Landſchaften in ihrer völligen Weſenheit geben — ſo ſei es beſſer, die Gegenſtände großartiger und überſichtlicher zu geben, als in zu viele einzelne Merkmale zerſtreut. Das erſte ſei das Künſtleriſchere und Wirkſamere.

Ich ſah ſehr gut ein, was ſie ſagten, und wußte auch, woher die Fehler kämen, von denen ſie redeten. Ich hatte bisher alle Gegenſtände in Hinblick auf meine Wiſſenſchaft gezeichnet, und in dieſer waren Merkmale die Hauptſache. Dieſe mußten in der Zeichnung ausgedrückt ſein, und gerade die am ſchärfſten, durch welche ſich die Gegenſtände von verwandten unterſchieden. Selbſt bei meinem Zeichnen von Angeſichtern hatte ich deren Linien ihr Körperliches ihre Licht- und Schattenvertheilung unmittelbar vor mir. Daher war mein Auge geübt, ſelbſt bei fernen Gegenſtänden das, was ſie wirklich an ſich hatten, zu ſehen, wenn es auch noch ſo undeutlich war, und dafür auf das, was ihnen durch Luft Licht und Dünſte gegeben wurde, weniger zu achten, ja dieſe Dinge als Hinderniſſe der Beobachtung eher weg zu denken, als zum Gegenſtande der Aufmerkſamkeit zu machen. Durch das Urtheil meiner Freunde wurde mir der Verſtand plötzlich geöffnet, daß ich das, was mir bisher immer als weſenlos erſchienen war, betrachten und kennen lernen müſſe. Durch Luft Licht Dünſte Wolken durch nahe ſtehende andere Körper gewinnen die Gegenſtände ein anderes Ausſehen, dieſes müſſe ich ergründen, und die veranlaſſenden Dinge müſſe ich, wenn es mir möglich wäre, ſo ſehr zum Gegenſtande meiner Wiſſenſchaft machen, wie ich früher die unmittelbar in die Augen ſpringenden Merkmale gemacht hatte. Auf dieſe Weiſe dürfte es zu erreichen ſein, daß die Darſtellung von Körpern gelänge, die in einem Mittel und in einer Umgebung von anderen Körpern ſchwimmen. Ich ſagte das meinen Freunden, und ſie billigten meinen Entſchluß. Wenn der Nebel oder überhaupt die trübe Jahreszeit einen Blick in die Ferne geſtattete, wurde das, was mit Worten geſagt wurde, auch an wirklichen Beiſpielen erörtert, und wir ſprachen über die Art und Weiſe, wie ſich die entfernten Gebirge oder Theile von ihnen oder näher gehende von der Hauptkette ſich ablöſende Gründe darſtellten. Es iſt unglaublich, wie ſehr ich in jenem kurzen Herbſtaufenthalte unterrichtet wurde.

Ich ſprach mit meinem Gaſtfreunde auch von den Dichtern, welche ich las, und erzählte ihm von dem großen Eindrucke, welchen ihre Worte auf mich machten. Wir gingen bei Gelegenheit einmal in ſein Bücherzimmer, er führte mich vor die Schreine, in welchen die Dichter ſtanden, und zeigte mir, was er in dieſer Hinſicht beſaß. Er ſagte auch, ich möchte während des Aufenthaltes in ſeinem Hauſe von den Büchern Gebrauch machen, wie ich wollte; ich könnte ſie im Leſezimmer benützen oder auch in meine Wohnung mit hinübernehmen. Es waren Werke in den älteſten Sprachen da, von Indien bis nach Griechenland und Italien, es waren Werke der neueren Zeiten da und auch der neueſten. Am zahlreichſten waren natürlich die der Deutſchen.

„Ich habe dieſe Bücher geſammelt," ſagte er, „nicht, als ob ich ſie alle verſtände; denn von manchen iſt mir die Sprache vollkommen fremd; aber ich habe im Verlaufe meines Lebens gelernt, daß die Dichter, wenn ſie es im rechten Sinne ſind, zu den größten Wohlthätern der Menſchheit zu rechnen ſind. Sie ſind die Prieſter des Schönen, und vermitteln als ſolche bei dem ſteten Wechſel der Anſichten über Welt über Menſchenbeſtimmung über Menſchenſchickſal und ſelbſt über göttliche Dinge das ewig Dauernde in uns und das allzeit Beglückende. Sie geben es uns im Gewande des Reizes, der nicht altert, der ſich einfach hinſtellt, und nicht richten und verurtheilen will. Und wenn auch alle Künſte dieſes Göttliche in der holden Geſtalt bringen, ſo ſind ſie an einen Stoff gebunden, der dieſe Geſtalt vermitteln muß: die Muſik an den

Ton und Klang, die Malerei an die Linien und die Farbe, die Bildnerkunſt an den Stein das Metall und dergleichen, die Baukunſt an die großen Maſſen irdiſcher Beſtandtheile, ſie müſſen mehr oder minder mit dieſem Stoffe ringen; nur die Dichtkunſt hat beinahe gar keinen Stoff mehr, ihr Stoff iſt der Gedanke in ſeiner weiteſten Bedeutung, das Wort iſt nicht der Stoff, es iſt nur der Träger des Gedankens, wie etwa die Luft den Klang an unſer Ohr führt. Die Dichtkunſt iſt daher die reinſte und höchſte unter den Künſten. Da ich nun meine, daß es ſo iſt, wie ich ſage, ſo habe ich die Männer, welche die Stimme der Zeiten als große in der Kunſt des Dichtens bezeichnete, hier zuſammengeſtellt. Ich habe Dichter in fremden Sprachen, die ich nicht verſtand, dazu gethan, wenn ich nur wußte, daß ſie in der Geſchichte ihres Volkes vorzüglich genannt werden, und wenn ich von einem Fachmanne das Zeugniß hatte, daß ich in dem Buche den Dichter beſitze, den ich meine. Sie mögen unverſtanden hier ſtehen, oder es mag wohl einer oder der andere in dieſen Saal kommen, der manchen verſteht und lieſt. Ich habe wohl auch ſolche Bücher hieher geſtellt, die mir gefallen, das Urtheil der Zeit mag anders lauten oder erſt feſtzuſtellen ſein.

In dieſen Büchern habe ich viel Glück gefunden und in dem Alter faſt noch mehr als in der Jugend. Wenn auch die Jugend die Worte aus einem goldenen Munde mit einem Sturme und mit Entzücken aufnimmt, wenn ſie auch dieſelben mit einer Art Schwärmerei und mit Sehnſucht in dem Buſen trägt, ſo iſt es doch faſt ſtets mehr die Wärme des eigenen Gefühles, die ſie empfindet, als daß ſie die fremde Weisheit und Größe in ein beſonnenes betrachtendes abwägendes Herz aufnehmen könnte. Ihr ſeid ſelber jung, und die Tiefe und Innigkeit der Dichtung mag euch fördern, und euer Herz jedem künftigen Großen öffnen, wie die reine Dichtkunſt das immer an der Jugend thut; aber ihr werdet ſelber einmal ſehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geiſtes leuchtet als die feurige Morgenſonne der Jugend, die alles mit ihrem Glanze färbt, ſo wie es eine Thatſache iſt, daß die innige wahre und treue Liebe der alternden Gattin feſter und dauernder beglückt als die lodernde Leidenſchaft der jungen ſchönen ſchimmernden Braut. Die Jugend ſieht in der Dichtung die eigene Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Zukunft, dieſe verhüllt die Mängel und erſezt das Abgängige. Sie dichtet in das Kunſtwerk, was im eignen Herzen lebt. Daher kömmt die Erſcheinung, daß Werke von bedeutend verſchiedener Geltung die Jugend auf gleiche Art entzücken können, und daß Erzeugniſſe höchſter Größe, wenn ſie keine Wiederſpieglung der Jugendblüthe ſind, nicht erfaßt werden können. In dem Alter werden ſelbſt ſolche Glanzſtellen der Jugend, die ſchon ſehr ferne liegen, wie etwa die Sehnſucht der erſten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenloſigkeit, oder wie die holde und berauſchende Seligkeit der Gegenliebe, oder die Träume künftiger Thaten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches erſt kommendes Leben oder wie das erſte Stammeln in irgend einer Kunſt von dem Greiſe in dem ſanften Spiegel ſeiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jünglinge, der ſie in dem Brauſen ſeines Lebens überhört, und an der grauen Wimper mag manche beſeligendere und mitunter ſchmerzlichere Thräne hängen als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Auge des Jünglings ſpringt, und keine Spur hinterläßt. Ich leſe jetzt ſelten mehr die größten Geiſter im Zuſammenhange — mit kleineren thue ich es wohl, weil ſie in einzelnen Stellen minder bedeutend ſind — aber ich leſe immer in ihnen, und werde wohl bis zu meinem Lebensende in ihnen leſen. Sie begleiten mich mit ihren Gedanken wie mit großen Erquickungen durch den Reſt meines Lebens, und werden mir wohl, wie ich ahne, an der dunkeln Pforte Kränze aufhängen, als wären ſie von meinen eigenen Roſen geflochten. Deßhalb gebe ich auch kein Buch aus dem Hauſe, weil ich nicht weiß, ob ich es nicht in nächſter Zeit ſelber brauchen werde. Im Hauſe ſtehen ſie jedem, der davon Gebrauch machen will, zu Gebothe. Nur für Guſtav wird eine Auswahl getroffen, weil er noch zu jung iſt, und nicht alles ſondern kann. Er würde hier zwar nichts gänzlich Schlechtes finden; aber nicht alles Gute würde er verſtehen, und dann wäre die daran gewendete Zeit verloren; oder er könnte es mißverſtehen, und dann wäre der Erfolg ein unrichtiger. Das Schlechte, das ſich Dichtkunſt nennt, iſt der Jugend ſehr gefährlich. In der Wiſſenſchaft zeigt es ſich viel leichter auf. In der Mathematik liegt es in der Darſtellung, da ſolche Werke wohl kaum vorkommen dürften, in denen ſogar der Stoff fehlerhaft wäre, in der Naturwiſſenſchaft liegt es in der Darſtellung wie im Stoffe, in welch lezterem es ſich in der Geſtalt gewagter Behauptungen ausſpricht; nur in der ſogenannten Weisheitslehre kann es verborgener ſein gleichwie in der Dichtkunſt, weil manche Weisheitslehre wie Dichtkunſt zuſammen geſtellt iſt, und wirkt: aber in den Werken der eigentlichen Dichtkunſt verſteckt es ſich vor dem blühenden Gemüthe des Jünglings, dieſer breitet ſeine Blüthen und ſeine Begierden darüber, und ſaugt das Gift in ſich. Ein klarer Verſtand, der ſich von Kindheit an eben zur Klarheit hingeübt hat, und ein gutes reines Herz ſind Schuzwehren vor Schlechtigkeit und Sittenloſigkeit von Dichtungen, weil der klare Verſtand den hohlen Schwulſt von ſich abweiſt, und das reine Herz die Unſittlichkeit ablehnt. Aber beides geſchieht nur gegen die Entſchiedenheit des Schlechten. Wo es in Reize verhüllt iſt und mit Reinem gemiſcht, dort iſt es am bedenklichſten, und da müſſen Rathgeber und väterliche Freunde zu Hilfe ſtehen, daß ſie theils aufklären theils von vornherein die Annäherung des Übels aufhalten. Gegen die Schlechtigkeit in der Darſtellung oder gegen die lange Weile braucht man kein Mittel als ſie ſelber. Ihr ſeid zwar noch jung; aber ihr ſeid nicht ſo jung zu dem Leſen von Dichtern gekommen, wie die meiſten unſerer Jünglinge, und ihr habt ſo viel in Wiſſenſchaften gelernt, daß ich glaube, daß man euch alle Dichter in die Hände geben kann, ohne

Gefahr zu befürchten, ſelbſt bei ſolchen, die in ihrem Amte ſehr zweifelhaft ſind. Euer Geiſt wird ſich wohl heraus finden und gerade dadurch noch mehr klären. Da ich von der Weisheitslehre ſprach, welche man in unſerem deutſchen Lande noch immer als Weisheitsliebe mit dem griechiſchen Worte Philoſophie bezeichnet, muß ich euch ſagen, was ihr wohl vielleicht ſchon aus anderen Reden von mir gemerkt haben mögt, daß ich nicht gar ſehr viel auf ſie halte, wenn ſie in ihrem eigenen und eigenthümlichen Gewande auftrit. Ich habe alte und neue Werke derſelben mit gutem Willen durchgenommen; aber ich habe mich zu viel mit der Natur abgegeben, als daß ich auf ledigliche Abhandlungen ohne gegebener Grundlage viel Gewicht legen könnte, ja ſie ſind mir ſogar widerwärtig. Vielleicht reden wir noch ein anderes Mal von dem Gegenſtande. Wenn ich je einige Weisheit gelernt habe, ſo habe ich ſie nicht aus den eigentlichſten Weisheitsbüchern am wenigſten aus den neuen — jezt leſe ich gar keine mehr — gelernt; ſondern ich habe ſie aus Dichtern genommen oder aus der Geſchichte, die mir am Ende wie die gegenſtändlichſte Dichtung vorkömmt.“

Als ich meinen Gaſtfreund ſo reden hörte, erinnerte ich mich, daß ich ihn in der That viel leſen geſehen habe. Oft war er mit einem Buche unter einem ſchattigen Baume geſeſſen oder in rauherer Jahreszeit auf einer ſonnigen Bank, oft hatte er ſich mit einem auf einen Spaziergang begeben, er iſt ſehr häufig in dem Leſezimmer geweſen, und er trug Bücher in ſeine Arbeitsſtube. Als wir die lezte Fahrt in den Sternenhof gemacht hatten, hatte er Bücher mitgenommen, und ich glaube von Guſtav gehört zu haben, daß er auf jede Reiſe Bücher einpacke.

Ich ging bei meinem jezigen Aufenthalte in dem Roſenhauſe ſehr oft in das Bücherzimmer, und wie ich früher vor den Schränken geſtanden war, die die Werke der Naturwiſſenſchaften enthielten, und wie ich damals manches Buch in das Leſezimmer mitgenommen hatte, ſo ſtand ich jezt vor den Schreinen mit den Dichtern, ſah viele einzelne der vorhandenen Bücher an, trug manches in das Leſezimmer oder mit Bewilligung meines Gaſtfreundes in meine Stube, und ſchrieb mir die Aufſchrift von manchem in mein Gedenkbuch, um es mir, wenn ich nach Hauſe gekommen wäre, zu kaufen.

Gegen das Ende meines Aufenthaltes, da noch einige ſonnige Tage kamen, zeichnete und malte ich auch mehrere Stücke der ſchönen getäfelten Fußböden, die in dieſem Hauſe anzutreffen waren. Ich that dies, um dem Vater von allen Dingen, welche ich geſehen hatte, einiger Maßen Abbildungen bringen zu können.

Als es ſchon bald zu meiner Abreiſe kam, ſagte mein Gaſtfreund, er hätte noch etwas mit mir zu reden, und er ſprach: „Weil euch euere Natur ſelber zum Theile aus dem Kreiſe herausgezogen hat, den ihr um euch geſteckt habt, weil ihr zu euren früheren Beſtrebungen noch den Einblick in die Dichtungen geſellt habt, ſo wie ja ſchon das Landſchaftsmalen als ein Übergang in das Kunſtfach ein Schritt aus eurem Kreiſe war, ſo erlaubet mir, daß ich als Freund, der euch wohl will, ein Wort zu euch rede. Ihr ſolltet zu eurem Weſen eine breitere Grundlage legen. Wenn die Kräfte des allgemeinen Lebens zugleich in allen oder vielen Richtungen thätig ſind, ſo wird der Menſch, eben weil alle Kräfte wirkſam ſind, weit eher befriedigt und erfüllt, als wenn eine Kraft nach einer einzigen Richtung hinzielt. Das Weſen wird dann im Ganzen leichter gerundet und gefeſtet. Das Streben in einer Richtung legt dem Geiſte eine Binde an, verhindert ihn, das Nebenliegende zu ſehen, und führt ihn in das Abenteuerliche. Später, wenn der Grund gelegt iſt, muß der Mann ſich wieder dem Einzigen zuwenden, wenn er irgendwie etwas Bedeutendes leiſten ſoll. Er wird dann nicht mehr in das Einſeitige verfallen. In der Jugend muß man ſich allſeitig üben, um als Mann gerade dann für das Einzelne tauglich zu ſein. Ich ſage nicht, daß man ſich in das Tiefſte des Lebens in allen Richtungen verſenken müſſe, wie zum Beiſpiele in allen Wiſſenſchaften, wie ihr ja ſelber einmal angefangen habt, das wäre überwältigend oder tödtend, ohne dabei möglich zu ſein; ſondern daß man das Leben, wie es uns überall umgibt, aufſuche, daß man ſeine Erſcheinungen auf ſich wirken laſſe, damit ſie Spuren einprägen, unmerklich und unbewußt, ohne daß man dieſe Erſcheinungen der Wiſſenſchaft unterwerfe. Darin, meine ich, beſteht das natürliche Wiſſen des Geiſtes zum Unterſchiede von der abſichtlichen Pflege desſelben. Er wird nach und nach gerecht für die Vorkommniſſe des Lebens. Ihr habt, ſcheint es mir zu jung einen einzelnen Zweig erfaßt, unterbrecht ihn ein wenig, ihr werdet ihn dann freier und großartiger wieder aufnehmen. Schaut auch die unbedeutenden ja nichtigen Erſcheinungen des Lebens an. Geht in die Stadt, ſucht euch deren Vorkommniße zurecht zu legen, kommt dann zu uns auf das Land, lebt einmal eine Weile müßig bei uns, das heißt, thut, was euch der Augenblick und die Neigung eingibt, wir wollen dieſes Haus und den Garten genießen, wollen den Nachbar Ingheim beſuchen, wollen auch zu anderen entfernteren Nachbarn gehen, und die Dinge an uns vorüber fließen laſſen, wie ſie fließen."

Ich dankte ihm für ſeine Bemerkungen, ſagte, daß ich ſelber ſo etwas Ähnliches in mir empfinde, daß ich wohl etwas unbeholfen gegen das Leben ſei, daß meine Eltern und wohlmeinenden Freunde wohl Nachſicht mit mir haben müſſen, und daß ich für jeden Wink dankbar ſei. Beſonders freue mich die Einladung in ſein Haus, und ich werde ihr mit vieler Freude Folge leiſten.

Als die Zeit meiner Abreiſe herangekommen war, packte ich die Zeichnungen und alles, was ich in dem Roſenhauſe hatte, ein, nahm den herzlichſten Abſchied von dem alten Manne Guſtav Euſtach Roland, der gekommen war, verabſchiedete mich von allen Bewohnern des Hauſes Gartens und Meierhofes, und reiſete zu meinen Angehörigen in die Hauptſtadt zurück.

Das Erſte, was ich dort nach dem innigſten und aufrichtigſten Bewillkommen ſah, war, daß mein Vater das theils gläſerne theils hölzerne Häuschen, in welchem die alten Waffen hingen, um welches ſich der Epheu rankte, und welches im Grunde den äußerſten Anſaz oder gleichſam einen Erker des rechten Flügels des Hauſes gegen den Garten bildete, in dem vergangenen Sommer hatte umbauen laſſen. Er hatte es bedeutend vergrößert aber die Leiſten Spangen und Rahmen, in denen das Glas befeſtigt war, hatte er in der früheren Art gelaſſen, nur waren ſie dem Stoffe nach neu gemacht, und mit ſchönen Verzierungen und Schnizereien verſehen. Die Simſe des Daches waren nach mittelalterlicher Weiſe verfertigt, ſchön geſchnizt und verziert. Der Epheu war wieder an Leiſten empor geleitet worden, und blickte an manchen Stellen durch das Glas herein. Die Fenſter waren nicht mehr nach Außen und Innen zu öffnen wie früher ſondern zum Verſchieben. Die größte Veränderung aber war die, daß der Vater hatte zwei Säulen aufführen laſſen, während früher die beiden Wände, welche nach Außen geſchaut hatten, aus Glas verfertigt geweſen waren. Dieſe zwei Pfeiler hatten genau die Abmeſſungen, daß die zwei Verkleidungen, welche ich ihm in dem vorigen Herbſte gebracht hatte, auf dieſelben paßten. Die Verkleidungen waren aber noch nicht auf ihnen, weil das Mauerwerk zuerſt austrocknen mußte, daß das Holz an demſelben keinen Schaden nehmen konnte. Der Vater hatte mir nur den ganzen Plan und die Vorrichtungen zu ſeiner Ausführung geſagt. So wie es mich einerſeits freute, daß der Vater das Holzkunſtwerk ſo ſchäzte, daß er eigens zu dem Zwecke es anbringen zu können das Häuschen hatte umbauen laſſen, ſo war es mir andererſeits erſt recht ſchmerzlich, daß ich die Ergänzungen zu den Verkleidungen nicht aufzufinden im Stande geweſen war. Ich ſagte dem Vater von meinen Bemühungen und von meinem Leidweſen wegen des ſchlechten Erfolges. Er und die Mutter tröſteten mich, und ſagten, es ſei alles auch in der vorhandenen Geſtalt recht ſchön, was verſchwunden iſt, und nicht mehr erlangt werden kann, müſſe man nicht eigenſinnig anſtreben, ſondern ſich an dem, was eine gute Gunſt uns noch erhalten habe, freuen. Das Häuschen werde eine Erinnerung ſein, und ſo oft man ſich in demſelben, wenn es vollkommen in den Stand geſezt ſein würde, befinden werde, werde einem die Zeit vorſchweben, in welcher das Holzwerk gemacht worden ſei, und die, in welcher ein lieber Sohn es zur Freude des Vaters aus dem Gebirge gebracht habe.

Ich mußte mich wohl obgleich ungern beruhigen. Es erſchien mir jezt erſt recht ſchön, wenn die Verkleidungen am ganzen Innern des Häuschens herum liefen, und über ihnen einerſeits die Pfeiler und andererſeits die Fenſter ſchimmerten.

Nach einigen Tagen, in welchen die erſten Beſprechungen geführt wurden, die nach einer Reiſe eines Familiengliedes im Schooße einer Familie immer vorfallen, wenn auch die Reiſe eine jährlich wiederkommende iſt, legte ich dem Vater, da unterdeſſen auch meine Koffer und Kiſten angekommen waren, die Abbildungen vor, welche ich von den Geräthen und Fußböden im Roſenhauſe und im Sternenhofe gemacht hatte. Ich war auf die Wirkung ſehr neugierig. Ich hatte einen Sonntag abgewartet, an welchem er Zeit hatte, und an welchem er gerne nach dem Mittageſſen eine geraume Weile in dem Kreiſe ſeiner Familie zubrachte. Ich legte die Blätter vor ihm auf einem Tiſche auseinander. Er ſchien mir bei ihrem Anblick — ich kann ſagen — betroffen. Er ſah die Blätter genau an, nahm jedes mehrere Male in die Hand, und ſagte längere Zeit kein Wort. Endlich ging ſeine Empfindung in eine unverholene Freude über. Er ſagte, ich wiſſe gar nicht, was ich gemacht hätte, ich wiſſe gar nicht, welchen Werth dieſe Dinge hätten, ich hätte in früherer Zeit die Schönheit und Zuſammenſtimmigkeit dieſer Dinge mit Worten gar nicht ſo in das rechte Licht geſtellt, wie es ſich jezt in Farbe und Zeichnung, wenn auch beides mangelhaft wäre, beurkunde. Im erſten Augenblicke hielt der Vater die Geräthe, welche ich in dem Sternenhofe abgebildet hatte, für wirklich alte; als ich ihn aber auf die thatſächlichen Verhältniſſe derſelben aufmerkſam machte, ſagte er, das müſſe ein außerordentlicher Menſch ſein, der dieſe Entwürfe gemacht habe, er müſſe nicht nur mit der alten Bauart und Zuſammenſtellung der Geräthe ſehr vertraut ſein, ſondern er müſſe auch ein ungewöhnliches Schönheitsgefühl haben, um aus der Menge der überlieferten Geſtalten das zu wählen, was er gewählt habe. Und die Zuſammenreihung der Geräthe ſei ſo aus einem Guße, als wären ſie einſtens zu einem Zwecke und in einer Zeit verfertigt worden. Auch die wirklich alten Geräthe im Roſenhauſe ſeien von einer Schönheit, wie er ſie nie geſehen habe, obgleich ihm die vorzüglichſten und berühmteſten Sammlungen der Stadt und mancher Schlöſſer bekannt wären. Zwei ſo auserleſene Stücke wie den großen Kleiderſchrein und den Schreibſchrein mit den Delphinen dürfte man kaum irgendwo finden. Sie wären werth, in einem kaiſerlichen Gemache zu ſtehen.

Ich erzählte ihm, um den Mann der die Entwürfe für den Sternenhof gemacht hatte, näher zu bezeichnen, daß ich viele Bauzeichnungen und Zeichnungen von anderen Dingen in dem Roſenhauſe geſehen habe, welche weit höhere Gegenſtände darſtellen, und auch mit einer ungleich größeren Vollendung ausgeführt ſeien, als ich bei meinen Abbildungen anzubringen im Stande geweſen wäre. Dieſe Arbeiten ſeien bei dem Manne Vorbildungen geweſen, damit er die Entwürfe hätte machen können, die er gemacht habe.

Er ſchien auf meine Worte nicht zu achten, ſondern legte irgend ein Blatt hin, nahm ein anderes auf, und betrachtete es.

„So weit ich aus den Abbildungen urtheilen kann,“ ſagte er, „ſind die alterthümlichen Gegenſtände, welche du mir da veranſchaulicht haſt, nicht nur an ſich ſehr vortrefflich, ſondern ſie ſind auch höchſt wahrſcheinlich, wie Farbe und Zeichnung darthut, ſehr zweckmäßig wieder hergeſtellt. Meine Habſeligkeiten ſinken dagegen zu Unbedeutenheiten herab, und ich ſehe aus dieſen Blättern, wie man die Sache anfaſſen muß, wenn man die Zeit die Kenntniſſe und die Mittel dazu hat.“

Mich freute es jezt recht ſehr, daß ich auf den Gedanken gekommen war, dem Vater dieſe Dinge nachzubilden, um ihm eine Vorſtellung von ihnen zu geben, mich freute ſein Antheil, den er an ihnen nahm, und die Freude, die er darüber hatte.

„Es ſind nun zwei Wege, die zu gehen ſind,“ meinte die Mutter, „entweder kannſt du dir nach dieſen Gemälden die Dinge, die ſie darſtellen, machen laſſen, um dich immerwährend daran zu ergözen, oder du kannſt in den Asperhof und Sternenhof reiſen, und ſie in Wirklichkeit ſehen, um eine Freude zu haben, ſo lange du ſie ſiehſt, und in der Erinnerung dich zu laben, wenn du wieder weggereiſt biſt.“

Der Vater antwortete: „Die Geräthe, die hier gezeichnet ſind, nachmachen zu laſſen, iſt eine Unzukömmlichkeit; denn erſtens müßte hiezu die Einwilligung des Eigenthümers erlangt werden, und wenn ſie auch erlangt worden wäre, ſo hätten zweitens die nachgebildeten Gegenſtände in meinen Augen nicht den Werth, den ſie haben ſollten, weil ſie doch nur, wie die Maler ſagen, Copien wären. Es böthe ſich auch noch der Gedanke, mit Einwilligung des Eigenthümers nach dieſen Abbildungen neue Zuſammenſtellungen entwerfen, und in Wirklichkeit ausführen zu laſſen; allein das verlangt eine ſo große Geſchicklichkeit, welche ich nicht nur mir nicht zutraue, ſondern welche ich auch an den Arbeitern in ähnlichen Dingen, die ich in unſerer Stadt kenne, nicht aufzufinden hoffe. Und zulezt wären die verfertigten Gegenſtände doch noch immer nichts mehr als halbe Copien. Das Verfertigen geht alſo nicht. Was deinen zweiten Weg anbelangt, Mutter, ſo werde ich ihn gewiß gehen. Ich habe mir ſchon früher bei den Erzählungen von dieſen Dingen vorgenommen, die Reiſe zu ihnen zu machen; jezt aber, da ich die Abbildungen ſehe, werde ich die Reiſe nicht nur um ſo gewiſſer ſondern auch in viel näherer Zeit machen, als es wohl ſonſt hätte geſchehen können."

„Das wird recht ſchön ſein," riefen wir faſt alle aus einem Munde.

Die Mutter ſagte: „Du ſollteſt gleich die Zeit beſtimmen, und ſollteſt gleich mit deinem Sohne verabreden, daß er dich in derſelben zu dem alten Manne in das Roſenhaus führe, welcher dich ſchon auch in den Sternenhof geleiten würde."

„Nun ſo dränget nur nicht,“ erwiederte er, „es wird geſchehen, das iſt genug; binden, wißt ihr, kann ſich ein Mann nicht, der von ſeinem Geſchäfte abhängt, und nicht wiſſen kann, welche Umſtände einzutreten vermögen, die von ihm Zeit und Handlungen fordern.“

Die Mutter kannte ihn zu gut, um weiter in ihn zu dringen, er würde bei ſeinem ausgeſprochenen Saze geblieben ſein. Sie beruhigte ſich mit dem Erlangten.

Sowohl ſie als die Schweſter dankten mir, daß ich dem Vater die Bilder gebracht hatte, die ihm ein ſolches Vergnügen bereiteten.

„Die Fußböden müſſen auch vortrefflich ſein,“ rief er aus.

„Sie ſind viel ſchöner als die ungefähre Malerei andeuten kann,“ erwiederte ich, „mein Pinſel kann noch immer nicht den Glanz und die Zartheit und das Seidenartige der Holzfaſern ausdrücken, was man alles dort ſo liebt, daß nur mit Filzſchuhen auf dieſen Böden gegangen werden darf.“

„Das kann ich mir denken,“ antwortete er, „das kann ich mir denken.“

Hierauf mußte ich ihm alle Hölzer nennen, die hier mit Farben angegeben waren, und aus denen die abgebildeten Gegenſtände beſtanden. Die meiſten kannte er ohnehin, was mich freute, weil es der Beweis war, daß ich die Farben nicht unſachgemäß angewendet habe. Die er nicht kannte, nannte ich ihm. Ich wußte ſie faſt alle ganz genau anzugeben.

Er verwunderte ſich wieder und immer auf's Neue, und ſuchte ſich die Gegenſtände recht lebhaft vorzuſtellen.

Die Mutter und Schweſter fragten mich, ob ich recht lange zu dieſer Arbeit gebraucht hätte, und ob ich nicht dabei beklommen geweſen wäre.

Ich antwortete, daß ich des Zweckes willen ſehr fleißig geweſen ſei, daß es anfänglich langſam gegangen ſei, daß ich aber nach und nach Übung erlangt hätte, und daß ich dann weit ſchneller vorwärts gekommen ſei, als ich ſelber geahnt habe. Und was die Beklemmung anbelangt, ſo hätte ich ſie freilich im Anfange gehabt; aber da die Dinge einmal auf mich gewirkt hätten, da ich in Eifer gerathen wäre, da ſich hie und da ein Gelingen eingeſtellt hätte, namentlich da mir durch die Entſchiedenheit der Erſcheinung mancher Holzgattung die Farbe gleichſam von ſelber in die Hand gegeben worden wäre; ſo hätte ſich bald die Unbefangenheit eingefunden, und nach und nach ſich die Luſt hinzu geſellt.

Nach dieſen Worten zeigte mir der Vater auch manchen Fehler, den ich in den Arbeiten gemacht hätte, und ſezte mir auseinander, wie ich ſelbe, falls ich wieder ähnliche Dinge entwerfen ſollte, vermeiden könnte. Da er Gemälde hatte, da er ſich ſeit Jahren mit denſelben beſchäftigt hatte, ſo durfte ihm wohl ein Urtheil in dieſer Hinſicht zugewachſen ſein, und ich erkannte das, was er ſagte, als vollkommen richtig an, und glaubte mich aber auch befähigt zu fühlen, es in Zukunft beſſer zu machen.

Nach den Fehlern ging der Vater auch auf die Vorzüge der Arbeit über, und ſagte, daß er nach den Zeichnungen von Köpfen, die ich vor einiger Zeit gemacht hätte, zu ſchließen, von mir nicht erwartet hätte, daß ich etwas ſo Sachgemäßes in Öhlfarben würde ausführen können.

Dieſer Sonntagsnachmittag war eine ſehr liebe, angenehme Zeit.

Die Freundlichkeit der Schweſter, die ſie beſonders an dieſem Nachmittage an den Tag legte, war mir ein ſchönerer Lohn, als wenn ein Kenner geſagt hätte, daß meine Blätter ausgezeichnet ſeien, das Lob der Mutter, daß ich auf den Vater und das väterliche Haus gedacht habe, und aus Liebe zu beiden, um Freude zu bereiten, eine beſchwerliche Arbeit unternommen habe, erregte mir die angenehmſten Gefühle, und da auch der Vater mit einigen gewählten Worten ſeinen Dank ausſprach, und ſagte, daß er dieſes Zartgefühl nicht vergeſſen werde, konnte ich nur mit großer Gewalt die Thränen bemeiſtern.

Ich gab ihm alle Blätter als Eigenthum, und er reihte ſie ſeiner Sammlung von Merkwürdigkeiten ein.

Am nächſten Tage packte ich die Zithern aus, legte beide der Schweſter vor, und ließ ihr die Wahl, ob ſie die meinige oder die neuangekaufte als für ſie gehörig annehmen wolle. Sie wählte die neue und freute ſich darüber ſehr. Ich zeigte ihr auch die Stücke, welche ich mir nach dem Spiele meines Gebirgslehrmeiſters geſchrieben hatte, und ließ ſie ihr in ihrem Zimmer, daß ſie ſie abſchreiben laſſen könne, und daß ſie ihre Übungen darnach begönne. Ich verſprach ihr, in dieſem Winter ihr Lehrer in dieſer Kunſt zu ſein.

Nach einiger Zeit brachte ich auch meine Malereien von Gebirgslandſchaften zum Vorſcheine. Ich hatte bis dahin immer nicht den Muth dazu gehabt; aber endlich machte mir mein Gewiſſen zu bittere Vorwürfe, daß ich gegen meine Angehörigen Heimlichkeiten habe. Ich zeigte meinem Vater die Blätter auch an einem Sonntagsnachmittage. Ich blickte ihm erſtaunt in das Angeſicht, als er dieſelben geſehen hatte, und das Nehmliche ſagte, was mein Gaſtfreund im Roſenhauſe und was Euſtach geſagt hatten. Bei dieſen lezten beiden hatte es mich nicht gewundert, da ich ſie für Kenner hielt, und da ſie Gebirgsbewohner waren. Der Vater aber, der zwar Bilder beſaß, war ein Kaufherr, und war nie lange in dem Gebirge geweſen. Es erhöhte dies meine Ehrfurcht gegen ihn noch mehr. Er zeigte mir, wo ich unwahr geweſen war, und ſezte mir auseinander, wie es hätte ſein ſollen, was ich augenblicklich begrif. Das, was er lobte, und richtig fand, gefiel mir ſelber nachher doppelt ſo wohl.

Klotilden mußte ich die Blätter noch einmal und allein in ihrem Zimmer zeigen. Sie verlangte, daß ich ihr beinahe alles erkläre. Sie war nie in höherem oder im Urgebirge geweſen, ſie wollte ſehen, wie dieſe Dinge beſchaffen ſeien, und ſie reizten ihre Aufmerkſamkeit ſehr. Obgleich meine Malereien keine Kunſtwerke waren, wie ich jezt immer mehr einſah, ſo hatten ſie doch einen Vorzug, den ich erſt ſpäter recht erkannte, und der darin beſtand, daß ich nicht wie ein Künſtler nach Abrundung noch zuſammenſtimmender Wirkung oder Anwendung von Schulregeln rang, ſondern mich ohne vorgefaßter Einübung den Dingen hingab, und ſie ſo darzuſtellen ſuchte, wie ich ſie ſah. Dadurch gewannen ſie, was ſie auch an Schmelz und Einheit verloren, an Naturwahrheit in einzelnen Stücken, und gaben dem Nichtkenner und dem, der nie die Gebirge geſehen hatte, eine beſſere Vorſtellung als ſchöne und künſtleriſch vollendete Gemälde, wenn ſie nicht die vollendetſten waren, die dann freilich auch die Wahrheit im höchſten Maße trugen. Aus dieſem Grunde ſagte mir Klotilde durch eine Art unbewußter Ahnung, ſie wiſſe jezt, wie die Berge ausſehen, was ſie aus vielen und guten Bildern nicht gewußt hätte. Sie äußerte auch den Wunſch, einmal die hohen Berge ſelber ſehen zu können, und meinte, wenn der Vater die Reiſe in das Roſenhaus und in den Sternenhof mache, und bei dieſer Gelegenheit auch die Gebirge beſuche, werde ſie ihn bitten, ſie mitreiſen zu laſſen. Ich erzählte ihr nun recht viel von den Bergen, beſchrieb ihr ihre Herrlichkeit und Größe, machte ſie mit manchen Eigenthümlichkeiten derſelben bekannt, und ſezte ihr meine verſchiedenen Reiſen in denſelben und meine Beſtrebungen ausführlicher als ſonſt auseinander. Ich hatte nie ſo viel von den Gebirgen mit ihr geredet. Nach dieſen Worten verlangte ſie auch, daß ich ſie unterrichte, eben ſolche Abbildungen verfertigen zu können, wie ſie hier vor ihr liegen. Sie wolle ſich Farben und alle andere dazu nothwendigen Geräthſchaften verſchaffen. Da ſie ohnehin ziemlich gut zeichnen konnte, ſo war die Sache nicht ſo ſchwierig, als ſie beim erſten Anſcheine ausgeſehen hatte. Ich verſprach ihr meinen Beiſtand, wenn die Eltern einwilligen würden.

Wir fragten nach einiger Zeit die Eltern. Sie hatten im Ganzen nichts dagegen, nur die Mutter verlangte ausdrücklich, daß dieſe Arbeiten nur Nebendinge ſein ſollen, Dinge zum Vergnügen, nicht Hauptbeſchäftigungen; denn die Hauptpflicht des Weibes ſei ihr Haus, dieſe Dinge können zwar auch recht wohl in das Haus gehören; aber einſeitig oder gar mit Leidenſchaft betrieben, untergraben ſie eher das Haus, als ſie es bauen helfen. Klotilde aber ſei ſchon ſo alt, daß ſie ſich ihrem künftigen Berufe zuwenden müſſe.

Wir begriffen das alles und verſprachen, nichts in's Übermaß gehen laſſen zu wollen.

Es wurden alle Erforderniße angeſchafft, und wir begannen in gegönnten Zeiten die Arbeit.

Auch ſpaniſch wollte die Schweſter von mir lernen. Ich betrieb es fort, und da ich ihr voraus war, wurde ich auch hierin ihr Lehrer, was die Mutter mit derſelben Einſchränkung wie das Landſchaftsmalen gelten ließ. Es waren alſo in unſerem Hauſe für dieſes Jahr mehr Beſchäftigungen für mich vorhanden, als in anderen Zeiten.

Es war mir in jenem Herbſte beſonders wunderbar, daß weder Vater noch Mutter genauer nach meinem Gaſtfreunde fragten. Sie mußten entweder nach meinen Erzählungen ein entſchiedenes Vertrauen in ihn ſezen, oder ſie wollten durch zu vieles Einmiſchen die Unbefangenheit meiner Handlungen nicht ſtören.

Bei allen häuslichen Beſtrebungen fing ich bei dem herannahenden Winter doch ein etwas anderes Leben an, als ich es bisher geführt hatte, und zwar ein etwas manigfaltigeres. Ich hatte in vergangener Zeit nur ſolche Stadtkreiſe beſucht, in welche meine Eltern geladen worden waren, oder in welche ich durch Freunde, die ich gewann, gezogen wurde. Dieſe

Kreiſe beſtanden größtentheils aus Leuten von ähnlichem Stande mit dem meines Vaters. Ich ſpürte Neigung in mir, nun auch Sitten und Gebräuche ſo wie Anſichten und Meinungen ſolcher Menſchen kennen zu lernen, die ſich auf glänzenderen Lebenswegen befanden. Der Zufall gab bald hier bald da Gelegenheit dazu, und theils ſuchte ich auch Gelegenheiten. Es geſchah, daß ich Bekanntſchaften machte, und mitunter auch fortſezen konnte. Ich lernte Leute von höherem Adel kennen, lernte ſehen, wie ſie ſich bewegen, wie ſie ſich gegenſeitig behandeln, und wie ſie ſich gegen ſolche, die nicht ihres Standes ſind, benehmen.

Es lebte eine alte edle verwittwete Fürſtin in unſerer Stadt, deren zu früh verſtorbener Gemahl den Oberbefehl in den lezten großen Kriegen geführt hatte. Sie war häufig mit ihm im Felde geweſen, und hatte da die Verhältniſſe von Kriegsheeren und ihren Bewegungen kennen gelernt, ſie war in den größten Städten Europas geweſen, und hatte die Bekanntſchaft von Menſchen gemacht, in deren Händen die ganzen Zuſtände des Welttheiles lagen, ſie hatte das geleſen, was die hervorragendſten Männer und Frauen in Dichtungen in betrachtenden Werken und zum Theile in Wiſſenſchaften, die ihr zugänglich waren, geſchrieben haben, und ſie hatte alles Schöne genoſſen, was die Künſte hervorbringen. Einſtens war ſie in den höheren Kreiſen eine der außerordentlichſten Schönheiten geweſen, und noch jezt konnte man ſich kaum etwas Lieblicheres denken als die freundlichen klugen und innigen Züge dieſes Angeſichtes. Ein Mann, der ſich viel mit Gemälden und ihrer Beurtheilung abgab, und oft in die Nähe der Fürſtin kam, ſagte einmal, daß nur Rembrand im Stande geweſen wäre, die feinen Töne und die kunſtgemäßen Übergänge ihres Angeſichtes zu malen. Sie hatte jezt eine Wohnung an der Oſtgrenze der innern Stadt, damit die Morgenſonne ihre Zimmer füllte, und damit ſie den freien Blick über das friſche Grün und auf die entfernten Vorſtädte hätte. Blühende Söhne in hohen kriegeriſchen Würden beſuchten die alte ehrwürdige Mutter hier, ſo oft ihr Dienſt ihre Anweſenheit in der Stadt geſtattete, und ſo oft während dieſer Anweſenheit ein Augenblick es erlaubte. Schöne Enkel und Enkelinnen gingen bei ihr aus und ein, und eine zahlreiche Verwandtſchaft wurde bald in dieſen bald in jenen Mitgliedern in ihren Zimmern geſehen. Aber geiſtige Erholung oder Anſtrengung —

wie man den Ausdruck nehmen will — war ihr ein Bedürfniß geblieben. Sie wollte nicht blos das wiſſen, was jezt noch auf den geiſtigen Gebiethen hervor gebracht wurde, und in dieſer Beziehung, wenn irgend ein Werk Ruhm erlangte und Aufſehen machte, ſuchte ſie auch an deſſen Pforte zu klopfen, und zu ſehen, ob ſie eintreten könnte; ſondern ſie nahm oft auch ein Buch von ſolchen Perſonen in die Hand, die in ihre Jugendzeit gefallen, und dort bedeutſam geweſen waren, ſie ging das Werk durch, und erforſchte, ob ſie auch jezt noch die zahlreichen mit Rothſtift gemachten Zeichen und Anmerkungen wieder in derſelben Art machen, oder ob ſie andere an ihre Stelle ſezen würde; ja ſie nahm Werke der älteſten Vergangenheit vor, die jezt die Leute, außer ſie wären Gelehrte nur in dem Munde führen, nicht leſen; ſie wollte doch ſehen, was ſie enthielten, und wenn ſie ihr gefielen, wurden ſie nach manchen Zwiſchenzeiten wieder hervorgeholt. Von dem, was in den Verhältniſſen der Staaten und Völker vorging, wollte ſie beſtändig unterrichtet ſein. Sie empfing daher von manchen ihrer Verwandten und Bekannten Briefe, und die vorzüglichſten Zeitungsblätter mußten auf ihren Tiſch kommen. Weil aber, obwohl ihre

Augen noch nicht ſo ſchwach waren, das viele Leſen, das ſie ſich hatte auflegen müſſen, bei ihrem Alter doch hätte beſchwerlich werden können, hatte ſie eine Vorleſerin, welche einen Theil und zwar den größten des Leſeſtoffes auf ſich nahm, und ihr vortrug. Dieſe Vorleſerin war aber keine bloße Vorleſerin, ſondern vielmehr eine Geſellſchafterin der Fürſtin, die mit ihr über das Geleſene ſprach, und die eine ſolche Bildung beſaß, daß ſie dem Geiſte der alten Frau Nahrung zu geben vermochte, ſo wie ſie von dieſem Geiſte auch Nahrung empfing. Nach dem Urtheile von Männern, die über ſolche Dinge ſprechen können, war die Geſellſchafterin von außerordentlicher Begabung, ſie war im Stande jedes Große in ſich aufzunehmen, und wieder zu geben, ſo wie ihre eigenen Hervorbringungen, zu denen ſie ſich zuweilen verleiten ließ, zu den Beachtenswertheſten der Zeit gehörten. Sie blieb immer um die Fürſtin, auch wenn dieſe im Sommer auf ein Landgut, das in einem entfernten Theile des Reiches lag, und ihr Lieblingsaufenthalt war, ging, oder wenn ſie ſich auf Reiſen befand, oder eine Zeit an einer ſchönen Stelle unſers Gebirges weilte, wie ſie gerne that.

An manchen Abenden zu der Zeit, da ſie in der

Stadt war, ſammelte die Fürſtin einen kleinen Kreis um ſich, in welchem entweder etwas vorgeleſen wurde, oder in welchem man über wiſſenſchaftliche oder geſellige oder Staatsdinge oder Dinge der Kunſt ſprach. Die Kreiſe waren regelmäßig an gleichen Tagen der Woche, ſie waren in der Stadt bekannt, wurden ſehr hoch geachtet oder verſpottet, wie eben der Beurtheilende war, wurden geſucht, und beſtanden zuweilen aus ſehr bedeutenden Perſonen. In dieſe Kreiſe hatte ich Zutritt erlangt. Die Fürſtin hatte mich einige Male getroffen, es war einmal von meiner Wiſſenſchaft die Rede geweſen, ſie war ſehr neugierig, was man denn von der Geſchichte der Erdbildung wiſſe, und aus welchen Umſtänden man ſeine Schlüſſe ziehe, und ſie hatte mich in ihre Nähe gezogen. Ich hörte aufmerkſam zu, wenn ich an den beſtimmten Abenden in ihrem Geſellſchaftszimmer war, ſprach ſelber wenig, und meiſtens nur, wenn ich dazu aufgefordert wurde. Die Fürſtin ſaß in ſchwarzem oder aſchgrauem Seidenkleide — lichtere trug ſie nie — in ihrem Polſterſtuhle, und hatte einen Schemel unter ihren Füßen. Die Lampe trug gegen ihre Seite hin einen grünen Schirm, und goß ihr Licht in die Gegend der Vorleſerin oder des Vorleſers, wenn eben geleſen wurde.

Die Andern ſaßen nach ihrer Bequemlichkeit herum. Meiſtens bildete ſich von ſelber eine Art Kreis. Man hörte in tiefer Stille dem Vorleſen zu, und nahm an den Geſprächen, die nach dem Leſen folgten, oder die, wenn gar keine Vorleſung war, den ganzen Abend erfüllten, den eifrigſten Antheil. Die Fürſtin konnte ihnen den lebhafteſten und tiefſten Fortgang geben. Es ſchien, daß das, was die vorzüglichſten Männer in ihrer Gegenwart ſprachen, von ihr angeregt wurde, und daß ihre größte Gabe darin beſtand, das, was in anderen war, hervor zu rufen. Sie ſaß dabei mit ihrer äußerſt zierlichen Geſtalt auf die anmuthigſte Weiſe in ihrem Stuhle, und bewegte noch als hochbetagte Frau die Geſellſchaft mit ihrer lieblichen Schönheit. Zuweilen, wenn ſich ihr Inneres erregte, ſtand ſie auf, hielt ſich an ihrem Stuhle, und erklärte, und ſprach zu den Anweſenden mit ihrer klaren zarten wohllautenden Stimme.

Ich lernte verſchiedene Menſchen in den Zimmern der Fürſtin kennen. Zuweilen war es ein hervorragender Künſtler, den man dort ſprechen hörte, zuweilen ein Staatsmann, der mit den wichtigſten Angelegenheiten unſeres Landes betraut war, oder es war ſonſt eine bedeutende Perſönlichkeit der Geſellſchaft oder es waren die Säulen und die Führer unſeres tapferen Heeres. Ich hörte bei der Fürſtin Ausſprüche, die ich mir merken wollte, die ich mir aufſchrieb, und die mir ein unveräußerliches Eigenthum bleiben ſollten. Ich geſtehe es, daß ich nie ohne eine gewiſſe Beklemmung in das Zimmer mit den blaubemalten Wänden und den dunkelblauen Geräthen und den einigen Bildern, worunter mich beſonders das anzog, welches ihren Landſitz darſtellte, trat, und ich geſtehe es, daß ich nie das Zimmer ohne Ruhe und Befriedigung verließ. Ich empfand, daß jene Abende für mich von großer Bedeutung, daß ſie eine Zukunft ſeien.

Außer den beſonders hervorragenden Menſchen lernte ich bei der Fürſtin auch noch andere Perſonen, des höheren Adels unſeres Reiches kennen, kam manches Mal mit den Kreiſen desſelben in Berührung, und ſah ſeine Art ſeine Lebensweiſe und ſeine Sitten.

Neben dieſen Abtheilungen der menſchlichen Geſellſchaft kam ich auch mit anderen zuſammen. Es war in der Stadt ein öffentlicher Ort, welcher hauptſächlich von Künſtlern aller Art beſucht wurde, welche ſich dort beſprachen, Erfriſchungen zu ſich nahmen, Zeitungen laſen, oder ſich mit körperlichen Spielen ergözten. Dieſen Ort beſuchte ich gerne. Da war der eine oder der andere Schauſpieler von der Hofbühne oder von der Oper, da war ein Maler, deſſen Namen damals hoch geprieſen wurde, da waren Tonkünſtler, ſo wohl ausübende als dichtende, da waren Bildhauer und Baumeiſter, vorzüglich aber waren es Schriftſteller und Dichter, und es befanden ſich darunter auch Vorſtände und Mitarbeiter an Zeitungsanſtalten. Von anderen Perſonen waren höhere Staatsdiener Bürger Kaufleute und überhaupt ſolche vorhanden, die einen Antheil an Kunſt und Wiſſenſchaft und an einem dahin abzielenden Umgange nahmen. Wenn auch eigentlich nur eine ungezwungene Heiterkeit herrſchte, wenn auch nur Spiele zu körperlicher Bewegung und daneben das Schachſpiel vorzuherrſchen ſchienen, ſo waren doch auch Geſpräche, und wie es bei ſolchen Männern zu erwarten war, Geſpräche ſehr lebhafter Natur im Gange, und waren doch im Grunde die Hauptſache. Da konnte man in leichten Worten den tiefen Geiſt des Einen ſehen, oder den ruhigen, der alles zerſezt, und in ſeine Beſtandtheile auflöst, oder den lebhaften, der darüber weggeht, oder den leichtfertigen, der alles verlacht, oder den, deſſen Sitten ſelbſt ein wenig bedenklich waren. Oft war es nur ein Wort ein Wiz, der den Grund geben konnte, um Schlüſſe zu bauen. Troz meiner Schüchternheit, die mich ferne hielt, gerieth ich doch in Geſpräche, und lernte den einen und andern Mann von denen kennen, die ſich hier einfanden. Selbſt das äußere Benehmen und Gebahren von Männern, die ſonſt ſolche Geltung haben, ſchien mir nicht gleichgiltig.

Ich beſuchte in jenem Winter auch gerne Orte, an welchen ſich viele Menſchen zu ihren Vergnügungen verſammeln, um die Art ihrer Erſcheinung ihr Weſen und ihr Verhalten als eines Ganzen ſehen zu können. Vorzüglich ging ich dahin, wo das eigentliche Volk, wie man es jezt häufig zum Gegenſaze der ſogenannten Gebildeten nennt, zuſammen kömmt. Die man gebildet nennt, ſind faſt überall gleich; das Volk aber iſt urſprünglich, wie ich es bei meinen Wanderungen ſchon kennen lernte, und hat ſeine zugearteten Bräuche und Sitten.

Ich ging in die guten Darſtellungen von Muſikſtücken, ich fuhr im Beſuche des Hoftheaters fort, ging iezt auch in die Oper, und beſuchte manche öffentliche wiſſenſchaftliche Vorträge dann Kunſt- und Bücherſammlungen hauptſächlich aber zur Vervollkommnung meiner eigenen künftigen Arbeiten die Sammlungen von Gemälden.

Den Umgang mit meinem neuen Freunde dem Sohne des Juwelenhändlers ſezte ich fort. Wir begannen endlich in der That einen eigenen Unterrichtsgang über Edelſteine und Perlen. Zwei Tage in der Woche waren feſtgeſezt, an denen ich zu einer beſtimmten für ihn verfügbaren Stunde kam, und ſo lange blieb, als es eben ſeine Zeit geſtattete. Er führte mich zuerſt in die Kenntniß aller jener Mineralien ein, welche man Edelſteine nennt, und vorzüglich zu Schmuck benüzt. Eben ſo zeigte er mir alle Gattungen von Perlen. Hierauf unterrichtete er mich in dem Verfahren, die Juwelen zu erkennen und von falſchen zu unterſcheiden. Später erſt ging er auf die Merkmale der ſchönen und der minder ſchönen über. Bei dieſem Unterrichte kamen mir meine Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften ſehr zu ſtatten, ja ich war ſogar im Stande durch Angaben aus meinem Fache die Kenntniſſe meines Freundes zu erweitern, beſonders was das Verhalten der Edelſteine zum Lichtdurchgang zur doppelten Brechung und zu der ſogenannten Polariſation des Lichtes anbelangt. Ich hatte aber noch immer nicht den Muth, über die gebräuchliche

Faſſung der Edelſteine mit ihm zu ſprechen, und meine Gedanken hierüber ihm mitzutheilen.

Unter dieſen Dingen ging neben meinen eigentlichen Arbeiten der Unterricht, den ich meiner Schweſter gab, regelmäßig fort. In der Malerei hatte ſie noch viel größere Schwierigkeiten als ich, weil ſie einestheils weniger geübt war, und weil ſie anderntheils die Urbilder nicht geſehen ſondern nur fehlerhafte Abbilder vor ſich hatte. Im Zitherſpiel ging es weit beſſer. Ich wurde heuer ein wirkſamerer Lehrer, als ich es in dem vergangenen Jahre geweſen war, und konnte nach dem, was ich gelernt hatte, überhaupt ein beſſerer Lehrer für ſie ſein, als einer in der Stadt zu finden geweſen wäre, obwohl dieſe Schwierigkeiten überwanden, deren Beſiegung mir und Klotilden eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Nach meinen Anſichten, die ich in den Bergen gelernt hatte, kam es aber darauf nicht an. Wir lernten endlich wechſelweiſe von einander, und brachten manche freudige und empfindungsreiche Stunde an der Zither zu.

Ich mußte zuletzt Klotilden auch im Spaniſchen unterrichten. Da ich immer einige Schritte vor ihr voraus war, ſo konnte ich allerdings einen Lehrer für ſie wenigſtens in den Anfangsgründen vorſtellen. Wie es im weiteren Verlaufe zu machen wäre, würde ſich zeigen. Wir lebten uns in ein wechſelſeitiges Thätigkeitsleben hinein.

So verging der Winter, und ich blieb damals bis ziemlich tief in das Frühjahr hinein bei den Meinigen in der Stadt.

2.

Die Annäherung.

Obwohl faſt den ganzen Winter hindurch davon die Rede geweſen war, daß mich der Vater in dem nächſten Frühlinge in das Gebirge begleiten werde, und daß er bei dieſer Gelegenheit den Mann im Roſenhauſe beſuchen wolle, um deſſen Seltenheiten und Koſtbarkeiten zu ſehen, ſo hatte er doch, als der Frühling gekommen war, nicht Zeit, ſich von ſeinen Geſchäften zu trennen, und ich mußte wie in allen früheren Jahren meine Reiſe allein antreten.

Als ich zu meinem Gaſtfreunde gekommen war, war das Erſte, daß ich ihm von den Wandverkleidungen erzählte. Ich hatte früher ihrer nicht erwähnt, weil ich ſie doch nicht für ſo wichtig gehalten hatte. Ich erzählte ihm, daß ich ſie in dem Lauterthale gefunden und gekauft habe, und daß ſie aus Schnizarheit von Geſtalten und Verzierungen beſtänden. Der Vater, dem ich ſie gebracht, habe eine große Freude darüber gehabt, habe ſie nicht nur mit großem Vergnügen empfangen, ſondern habe auch einen Theil eines Nebenbaues unſeres Hauſes umgebaut, um die Verkleidungen geſchickt anbringen zu können. Dieſes leztere habe mir erſt gezeigt, wie werth der Vater dieſe Dinge halte, und dies habe mich beſtimmt, noch genauer nachzuforſchen, ob ich denn die Ergänzungen zu dem Getäfel nicht aufzufinden vermöge; denn das, was der Vater habe, ſeien nur Bruchſtücke, und zwar zwei Pfeilerverkleidungen, das übrige fehle. Ich habe wohl ſchon Nachforſchungen in der beſten Art, wie ich glaube, angeſtellt; aber ich wolle ſie doch noch fortſezen, und verſuchen, ob ich nicht noch neue Mittel und Wege auffinden könne, zu meinem Ziele, wenn es noch vorhanden ſei, zu gelangen, oder die größtmögliche Gewißheit zu erhalten, daß das Geſuchte nicht mehr beſtehe. Ich beſchrieb meinem Gaſtfreunde, ſo gut ich es aus der Erinnerung konnte, die Vertäflungen, und machte ihn mit dem Fundorte und den Nebenumſtänden bekannt. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich das darum thue, daß er mir einen Rath geben möge, wie ich etwa weiter vorzugehen habe. Es handle ſich um einen Gegenſtand, der meinem Vater nahe gehe. Nicht vorzüglich, weil dieſe Dinge ſchön ſeien, obwohl dies auch ein Antrieb für ſich ſein könnte, ſondern hauptſächlich darum ſuche ich darnach zu forſchen, weil ſie dem Vater Freude machen. Je älter er werde, deſto mehr ſchließe er ſich in einem engen Raume ab, ſein Geſchäftszimmer und ſein Haus werden nach und nach ſeine ganze Welt, und da ſeien es vorzüglich Werke der bildenden Kunſt und die Bücher, mit denen er ſich beſchäftige, und die Wirkung, welche dieſe Dinge auf ihn machen, wachſe mit den Jahren. Er habe ſich von dem Schnizwerke in den erſten Tagen kaum trennen können, er habe es in allen Theilen genau betrachtet, und ſei zulezt ſo mit demſelben bekannt geworden, als wäre er bei deſſen Verfertigung zugegen geweſen. Darum wolle ich ſo vorgehen, daß ich mich nicht in die Lage ſeze, mir einen Vorwurf machen zu müſſen, daß ich in meinen Nachforſchungen etwas verſäumt habe. Bisher ſeien ſie freilich fruchtlos geweſen.

Mein Gaſtfreund fragte mich noch um einige Theile des Werkes und ſeines Auffindens, die ich ihm nicht dargeſtellt hatte, oder die ihm dunkel geblieben waren, und ließ ſich die Örtlichkeiten des Auffindens noch einmal auf das Umſtändlichſte beſchreiben. Hierauf ſagte er mir, ich möge an meinen Vater ungeſäumt einen Brief ſenden, und ihn bitten die genauen Ausmaße des Schnitzwerkes nach Außen und nach Innen zu nehmen, und mir zu ſchicken. Ich begriff augenblicklich die Zweckmäßigkeit der Maßregel, und ſchämte mich, daß ſie mir ſelber nicht früher eingefallen war. Er ſelber wolle vorläufig an Roland ſchreiben, und ihm dann, wenn ſie eingelangt wären, die Ausmaße ſchicken. Auch wolle er ſeine Geſchäftsführer in jener Gegend beauftragen, ſich um die Sache zu bemühen. Wenn das Geſuchte zu finden iſt, ſo dürfte Roland der geeignetſte Mithelfer ſein, und die anderen Männer, die er noch auffordern werde, hätten ſich ſchon in den verſchiedenſten Gelegenheiten ſehr erprobt.

Ich dankte meinem Gaſtfreunde auf das Verbindlichſte für ſeine Gefälligkeit, und verſprach, in nichts ſäumig zu ſein.

Am nächſten Morgen trug ein Bothe meinen Brief an den Vater und die Briefe meines Gaſtfreundes an Roland und andere Männer auf die nächſte Poſt. Mein Gaſtfreund mußte bis in die tiefe Nacht geſchrieben haben; denn es war ein ganzes Päckchen von Briefen. Mich rührte dieſe Güte außerordentlich; denn ich wußte nicht, wie ich ſie verdient hatte.

Daß ich in der erſten Zeit meines Aufenthaltes in dem Roſenhauſe gleich an alle Orte ging, die mir lieb waren, begreift ſich.

In dem Zeichnungszimmer Euſtachs fand ich den Muſiktiſch fertig. Es war ſeit ſeiner Vollendung erſt eine kurze Zeit verfloſſen, deßhalb ſtand er noch an dieſer Stelle. Ich hatte nicht geahnt, daß das Werk, das ich bei Beginn ſeiner Wiederherſtellung geſehen hatte, ſich ſo darſtellen würde, wenn es fertig wäre. Ich hatte Bilder Bauwerke Zeichnungen und dergleichen in jüngſter Zeit in großer Menge geſehen und ſelber ähnliche Dinge verfertigt, ich konnte mir daher in ſolchen Sachen ein kleines Urtheil zutrauen; aber, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Rahmen und das Geſtelle des Tiſches neu gemacht worden ſei, ſo hätte ich es nie erkannt, ſo ſehr paßte beides im Baue in der ganzen Art und ſelbſt in der Farbe des Holzes zu der Platte. Das ganze Werk ſtand rein glänzend und klar vor den Augen. Die Farben der verſchiedenen Hölzer an den Verzierungen am Laubwerke am Obſte und an den Geräthen trat unter der Macht des Harzes kräftig und ſcharf hervor. Selbſt die Mißverhältniſſe der Größen in den verſchiedenen eingelegten Geräthen, zum Beiſpiele zwiſchen der Flöte der Geige der Trommel, welche mir bei meinem erſten Beſuche in dem Schreinerhauſe Anſtoß gegeben hatten, erſchienen mir jezt als naiv, und hatten etwas Anziehendes für mich, welches mir die Tiſchplatte lieber machte, als wenn ſie ganz fehlerfrei oder etwa nach neuen Kunſtbegriffen gemacht geweſen wäre. Ich fragte Euſtach, wohin der Tiſch zu ſtehen kommen würde. Er konnte es mir nicht ſagen. Es ſei darüber nichts eröffnet worden, ob er in dem Hauſe bleiben, oder ob er irgend wohin verſendet werden würde. Jezt bleibe er hier ſtehen, damit alle Nachtrocknungen in jener allmählichen Stufenfolge vor ſich gehen können, wie ſie bei jedem neuverfertigten Geräthe eintreten müſſen, daß es nicht Schaden leide. Die meiſten der neuverfertigten oder wiederhergeſtellten Werke ſeien zu dieſem Zwecke in dem Zeichnungszimmer ſtehen geblieben, wenn ſie anders dort Plaz hatten. Ich betrachtete den Tiſch noch eine Weile, und ging dann zu andern Gegenſtänden über.

Auch die Gärtnerleute beſuchte ich, die Leute des Meierhofes, die Gartenarbeiter, die Dienſtleute des

Hauſes und einige Nachbaren, zu denen wir früher öfter gekommen waren, und die ich näher kennen gelernt hatte.

Obwohl ich nach dem Rathe und der Einladung meines Gaſtfreundes entſchloſſen war, heuer meine Berufsarbeit, wenigſtens jenes Berufes, den ich mir ſelber aufgelegt hatte, ruhen zu laſſen, ſondern einen Theil des Sommers in dem Roſenhauſe zu verleben, und mich meiner Laune und dem Augenblicke hinzugeben: hatte ich doch nicht den Willen, gar nichts zu thun, was mir die größte Qual geweſen wäre, ſondern mich bei meinen Handlungen von meinem Vergnügen und der Gelegenheit leiten zu laſſen. Mein Gaſtfreund hatte mir die nehmlichen zwei Zimmer eingeräumt. welche ich bisher ſtets inne gehabt hatte, und freute ſich, daß ich ſeinen Rath befolgen, und einmal auch anderswohin ſehen wolle als immer einſeitig auf meine Arbeiten, und daß ich einmal zu einem allgemeineren Bewußtſein kommen wolle, als zu dem ich mich bisher gebannt hätte. Ich hatte viele Bücher und Schriften mitgebracht, hatte alle Werkzeuge zur Öhlmalerei bei mir, und hatte doch aus Vorſicht auch einige Vorrichtungen zu Vermeſſungen und dergleichen eingepackt.

Wenn man von dem Roſenhauſe über den Hügel, auf dem der große Kirſchbaum ſteht, nordwärts geht, ſo kömmt man in die Wieſe, durch welche der Bach fließt, an dem mein Gaſtfreund jene Erlengewächſe zieht, welche ihm das ſchöne Holz liefern, das er neben anderen Hölzern zu ſeinen Schreinerarbeiten verwendet. Wir waren öfter zu dieſem Bache gekommen, und ſeinen Ufern entlang gegangen. Er floß aus einem Gehölze hervor, in welchem mein Gaſtfreund einige Waſſerwerke hatte aufführen laſſen, um die Wieſe vor Überſchwemmungen zu ſichern, und die Verwilderung des Baches zu verhindern. Im Innern des Gehölzes befindet ſich ein ziemlich großer Teich, eigentlich ein kleiner See, da er nicht mit Kunſt angelegt ſondern größtentheils von ſelber entſtanden war. Nur Geringes hatte man hinzu gefügt, um nicht Verſumpfungen an ſeinen Rändern und Überfluthungen bei ſeinem Ausfluſſe entſtehen zu laſſen. Das Waſſer dieſes Waldbeckens iſt ſo klar, daß man in ziemlicher Tiefe noch alle die bunten Steine ſehen kann, welche auf dem Grunde liegen. Nur ſchienen ſie grünlich blau gefärbt, wie es bei allen Wäſſern der Fall iſt, die aus unſern Kalkalpen oder in deren Nähe fließen. Rings um dieſes Waſſer iſt das Gezweige ſo dicht, daß man keinen Stein und kaum einen Uferrand ſehen kann, ſondern die Zweige aus dem Waſſer zu ragen ſcheinen. Die Bäume, die da ſtehen, ſind eines Theils Nadelholz, das mit ſeinem Ernſte ſich in die Heiterkeit miſcht, die auf den Äſten Blättern und Wipfeln der Laubbäume ruht, die den vorherrſchenden Theil bilden. Vorzugsweiſe iſt die Erle der Ahorn die Buche die Birke und die Eſche vorhanden. Zwiſchen den Stämmen iſt reichliches Wuchergeſtrippe. Der Bach in der Erlenwieſe meines Gaſtfreundes verdankt dem See ſein Daſein; aber da dieſer aus Quellzuflüſſen lebt, ſo iſt der ausfließende Bach oft ſo trocken, daß man, ohne ſich die Sohle zu nezen, über ſeine hervorragenden Steine gehen kann. Wo er aus dem See geht, iſt eine kleine Hütte erbaut, die den Hauptzweck hat, daß die, welche in dem See ſich baden wollen, in ihr ſich entkleiden können. Der Seegrund geht mit ſeinen ſchönen Kieſeln ſo ſachte in die Tiefe, daß man ziemlich weit vorwärts gehen, und das wallende Waſſer genießen kann, ohne den Grund zu verlieren. Auch zum Lernen des Schwimmens iſt dieſer Theil ſehr geeignet, weil man an allen Stellen Grund findet, und ſich unbefangener den Übungen hingeben kann. Weiter draußen beginnt das Gebiet derer, die ihrer Arme und ihrer Bewegungen ſchon vollſtändig Herr ſind. Guſtav ging an Sommertagen faſt jeden zweiten Tag mit Euſtach oder mit jemand anderm oder zuweilen auch mit meinem Gaſtfreunde zu dem See hinaus, um in demſelben zu ſchwimmen. Dieſe Thätigkeit, ſo wie die andern Körperbewegungen und Übungen, die für ihn in dem Roſenhauſe angeordnet waren, ſchienen ihm viele Freude zu machen. Mein Gaſtfreund hielt auf körperliche Übungen ſehr viel, da ſie zur Entwicklung und Geſundheit unumgänglich nothwendig ſeien. Er lobte dieſe Übungen ſehr an den Griechen und Römern, welche beiden Völker er auf eine hervorragende Weiſe ehrte. Das liege auf der Hand, pflegte er zu ſagen, daß, ſo wie die Krankheit des Körpers den Geiſt zu etwas anderem mache, als er in der Geſundheit des Körpers iſt, ein kräftiger und in hohem Maße entwickelter Körper die Grundlage zu allem dem abgebe, was tüchtig und herzhaft heißt. Bei den alten Römern iſt ein großer Theil ihrer Erfolge in der Geſchichte und ihres früheren Glückes in der Pflege und Entwicklung ihres Körpers zu ſuchen. Ihr Glück dauerte auch nur ſo lange, als die vernünftige Pflege ihrer Leibesübungen dauerte. In neuen Schulen vernachläſſige man dieſe Pflege zu ſehr, die bei uns um ſo nothwendiger wäre, als ſich durch das Zuſammengehäuftſein in dunſtigen und heißen Stuben ohnehin Übel erzeugen, die dem Aufenthalte in freier Luft fremd ſind. Darum werden auch die Geiſteskräfte von Schülern der neuen Zeit nicht entwickelt, wie ſie ſollten, und wie ſie es bei Kindern, die in Wald und Feldern ſchweifen, freilich auf Koſten ihres höheren Weſens wirklich ſind. Daher ſtamme ein Theil der Schalheit und Trägheit unſerer Zeiten. Ich ging mit Guſtav jezt, da ich viele Muße hatte, ſehr fleißig zu dem Wäldchen, und da ich in der Kunſt des Schwimmens eine große Fertigkeit hatte, ſo ſah er an mir ein Vorbild, dem er nachſtreben konnte, und lernte Gelenkigkeit und Ausdauer mehr, als er es ohne mich gekonnt hätte.

Überhaupt gewann Guſtav eine immer größere Neigung zu mir. Es mochte, wie ich mir ſchon früher gedacht hatte, zuerſt der Umſtand eingewirkt haben, daß ich ihm an Alter nicht ſo ſehr ferne ſtand. Dazu mochte ſich geſellt haben, daß ich, der ich eigentlich ſehr einſam und abgeſchloſſen erzogen worden war, viel tiefer in ſpätere Jahre hinein die Merkmale der Kindheit bewahrt haben mochte als andere Leute, die gleichen Alters mit mir waren, und zulezt konnte jezt auch das wirken, daß ich bei meiner Geſchäftloſigkeit viel mehr Berührungspunkte mit ihm fand, als es bei meinen früheren Anweſenheiten in dem Roſenhauſe der Fall geweſen war.

Ich ſchrieb nun auf dem Aſperhofe mehr Briefe als ſonſt, ich las in Dichtern, betrachtete alles um mich herum, ſchweifte oft weit in die Gegend hinaus; aber dieſe Lebensweiſe wurde mir bald beſchwerlich, und ich ſuchte etwas hervor, was mich tiefer beſchäftigte. Die Dichter als das Edelſte, was mir jezt begegnete, riefen wieder das Malen hervor. Ich richtete meine Zeichnungsgeräthe und meine Vorrichtungen zur Malerei in den Stand, und begann wieder meine Übungen im Malen der Landſchaft. Ich malte je nach der Laune bald ein Stück Himmel bald eine Wolke bald einen Baum oder Gruppen von Bäumen entfernte Berge Getreidehügel und dergleichen. Auch ſchloß ich menſchliche Geſtalten nicht aus, und verſuchte Theile derſelben. Ich verſuchte das Antliz des Gärtners Simon und das ſeiner Gattin auf die Leinwand zu bringen. Die beiden Leute hatten eine große Freude über das Ding, und ich gab ihnen die Bilder in ihre Stube, nachdem ich vorher nette Rahmen dazu beſtellt, und in der Zeit, bis ſie eintrafen, mir Abbilder von den Köpfen für meine eigene Mappe gemacht hatte. Ich malte die Hände oder Büſten verſchiedener Leute, die ſich in dem Roſenhauſe oder in dem Meierhofe befanden. Meinen Gaſtfreund oder Euſtach oder Guſtav zu bitten, daß ſie mir als Gegenſtand meiner Kunſtbeſtrebungen dienen ſollten, hatte ich nicht den Muth, weil die Erfolge noch gar zu unbedeutend waren.

Guſtav nahm unter allen den größten Antheil an dieſen Dingen. So wie er im vorigen Jahre Geräthe mit mir gemalt hatte, verſuchte er es heuer auch mit den Landſchaften. Sein Ziehvater und ſein Zeichnungslehrer hatten nichts dagegen, da nur freie Stunden zu dieſen Beſchäftigungen verwendet wurden, da ſeine Körperübungen nicht darunter zu leiden hatten, und da ſich dadurch das Band zwiſchen mir und ihm noch mehr befeſtigte, was mein Gaſtfreund nicht ungern zu ſehen ſchien, da doch zulezt der Jüngling niemanden hatte, an wen er das Gefühl der Freundſchaft leiten ſollte, das in ſeinen Jahren ſo gerne erwacht, und das ſich in ſanftem Zuge an einen Gegenſtand richtet. Da unter ſeiner Hand ein Baum ein Stein ein Berg ein Wäſſerchen in lieblichen Farben hervorging, hatte er eine unausſprechliche Freude. Bei Euſtach hatte er nur größtentheils Bau- und Geräthezeichnungen geſehen, und Roland hatte auch nur Ähnliches von ſeinen Reiſen zurück gebracht. Was von Landſchaften in der Gemäldeſammlung ſeines Ziehvaters hing, auf denen er wohl grüne Bäume weiße Wolken blaue Berge beobachten konnte, hatte er nie um ſeine Entſtehung angeſchaut, ſondern die Dinge waren da, wie auch andere Dinge da ſind, das Haus der Getreidehügel der Berg der ferne Kirchthurm, und er hatte nicht daran gedacht, daß auch er ſolche Gegenſtände hervorzubringen vermöchte. Er redete auf Spaziergängen davon, wie dieſer Baum ſich baue, wie jener Berg ſich runde, und er erzählte mir, daß ihm oft von dem Zeichnen lebhaft träume.

Man ließ den Jüngling auch auf größere Entfernungen von dem Roſenhauſe mit mir gehen. Seine Arbeiten wurden dabei ſo eingerichtet, daß, wenn ſie auch unterbrochen werden mußten, ein weſentlicher Schaden ſich nicht einſtellen konnte. Dafür gewann er an Geſundheit und körperlicher Abhärtung bedeutend. Wir waren nicht ſelten mehrere Tage abweſend, und Guſtav vergnügte es ſehr, wenn wir Abends nach unſerem leichten Mahle in einem Gaſthauſe in unſer Zimmer gingen, wenn er durch die Fenſter auf eine fremde Landſchaft hinausſchauen konnte, wenn er ſein Ränzlein und ſeine Reiſeſachen auf dem Tiſche zurecht richten, und dann die ermüdeten Glieder auf dem Gaſtbette ausſtrecken durfte. Wir beſtiegen hohe Berge, wir gingen an Felswänden hin, wir begleiteten den Lauf rauſchender Bäche, und ſchifften über Seen. Er wurde ſtark, und das zeigte ſich ſichtbar, wenn wir von einer Gebirgswanderung — denn faſt immer gingen wir in das Gebirge — zurückkehrten, wenn ſeine Wangen gebräunt waren, als wollten ſie beinahe ſchwarz werden, wenn ſeine Locken die dunkle Stirne beſchatteten, und die großen Augen lebhaft aus dem Angeſichte hervor leuchteten. Ich weiß nicht, welcher innre Zug von Neigung mich zu dem Jünglinge hinwendete, der in ſeinem Geiſte zulezt doch nur ein Knabe war, den ich über die einfachſten Dinge täglicher Erfahrung belehren mußte, namentlich, wenn es Wanderungsangelegenheiten waren, und der mir in ſeiner Seele nichts biethen konnte, wodurch ich erweitert und gehoben werden mußte, es müßte nur das Bild der vollkommenſten Güte und Reinheit geweſen ſein, das ich täglich mehr an ihm ſehen lieben und verehren lernte.

Ich ging auch einige Male zu dem Lauterſee. Ich hatte im vorigen Jahre angefangen, ſeine Tiefe an verſchiedenen Stellen zu meſſen, um ein Bild darzuſtellen, in welchem ſich die Berge, die den See umſtanden, ſichtbar auch unter der Waſſerfläche fortſezten, und nur durch einen tieferen Ton gedämpft waren. Der Reiz, der dieſe Aufnahme herbei geführt hatte, ſtellte ſich wieder ein, und ich ſezte die Meſſungen nach einem Plane fort, um die Thalſohle des Sees immer richtiger zu ergründen, und das Bild einer größeren Sicherſtellung entgegen zu führen. Guſtav begleitete mich mehrere Male, und arbeitete mit den Männern, die ich gedungen hatte, das Schif zu lenken, die Schnüre auszuwerfen, die Kloben zu richten, an denen ſich die Senkgewichte abwickelten, oder andere Dinge zu thun, die ſich als nothwendig erwieſen.

Beſondere Freude machte es mir, daß ich nach und nach die Feinheiten des menſchlichen Angeſichtes immer beſſer behandeln lernte, beſonders, was mir früher ſo ſchwer war, wenn der leichte Duft der Farbe über die Wangen ſchöner Mädchen ging, die ſich ſanft rundeten, ſchier keine Abwechslung zeigten, und doch ſo mannigfaltig waren. Mir waren die Verſuche am angenehmſten, das Liebliche Sittige Schelmiſche, das ſich an manchen jungen Land- oder Gebirgsmädchen darſtellte, auf der Leinwand nachzuahmen.

Eines Abends, da Blize faſt um den ganzen Geſichtskreis leuchteten, und ich von dem Garten gegen das Haus ging, fand ich die Thür, welche zu dem Gange des Amonitenmarmors zu der breiten Marmortreppe und zu dem Marmorſaale führte, offen ſtehen. Ein Arbeiter, der in der Nähe war, ſagte mir, daß wahrſcheinlich der Herr durch die Thür hinein gegangen ſei, daß er ſich vermuthlich in dem ſteinernen Saale befinden werde, in welchen er gerne gehe, wenn Gewitter am Himmel ſtänden, und daß die Thür vielleicht offen geblieben ſei, damit Guſtav, wenn er käme, auch hinaufgehen könnte. Ich blickte in den Marmorgang, ſah hinter der Schwelle mehrere Paare von Filzſchuhen ſtehen, und beſchloß, auch in den ſteinernen Saal hinauf zu gehen, um meinen Gaſtfreund aufzuſuchen. Ich legte ein Paar von paſſenden Filzſchuhen an, und ging den Gang des Amonitenmarmors entlang. Ich kam zu der Marmortreppe, und ſtieg langſam auf ihr empor. Es war heute kein Tuchſtreifen über ſie gelegt, ſie ſtand in ihrem ganzen feinen Glanze da, und erhellte ſich noch mehr, wenn ein Bliz durch den Himmel ging, und von der Glasbedachung, die über der Treppe war, hereingeleitet wurde. So gelangte ich bis in die Mitte der Treppe, wo in einer Unterbrechung und Erweiterung gleichſam wie in einer Halle nicht weit von der Wand die Bildſäule von weißem Marmor ſteht. Es war noch ſo licht, daß man alle Gegenſtände in klaren Linien und deutlichen Schatten ſehen konnte. Ich blickte auf die Bildſäule, und ſie kam mir heute ganz anders vor. Die Mädchengeſtalt ſtand in ſo ſchöner Bildung, wie ſie ein Künſtler erſinnen, wie ſie ſich eine Einbildungskraft vorſtellen, oder wie ſie ein ſehr tiefes Herz ahnen kann, auf dem niedern Sockel vor mir, welcher eher eine Stufe ſchien, auf die ſie geſtiegen war, um herumblicken zu können. Ich vermochte nun nicht weiter zu gehen, und richtete meine Augen genauer auf die Geſtalt. Sie ſchien mir von heidniſcher Bildung zu ſein. Das Haupt ſtand auf dem Nacken, als blühete es auf demſelben. Dieſer war ein wenig aber kaum merklich vorwärts gebogen, und auf ihm lag das eigenthümliche Licht, das nur der Marmor hat, und das das dicke Glas des Treppendaches hereinſendete. Der Bau der Haare, welcher leicht geordnet gegen den

Nacken niederging, ſchnitt dieſen mit einem flüchtigen Schatten, der das Licht noch lieblicher machte. Die Stirne war rein, und es iſt begreiflich, daß man nur aus Marmor ſo etwas machen kann. Ich habe nicht gewußt, daß eine menſchliche Stirne ſo ſchön iſt. Sie ſchien mir unſchuldvoll zu ſein, und doch der Siz von erhabenen Gedanken. Unter dieſem Throne war die klare Wange ruhig und ernſt, dann der Mund, ſo feingebildet, als ſollte er verſtändige Worte ſagen, oder ſchöne Lieder ſingen, und als ſollte er doch ſo gütig ſein. Das Ganze ſchloß das Kinn wie ein ruhiges Maß. Daß ſich die Geſtalt nicht regte, ſchien blos in dem ſtrengen bedeutungsvollen Himmel zu liegen, der mit den fernen ſtehenden Gewittern über das Glasdach geſpannt war, und zur Betrachtung einlud. Edle Schatten wie ſchöne Hauche hoben den ſanften Glanz der Bruſt, und dann waren Gewänder bis an die Knöchel hinunter. Ich dachte an Nauſikae, wie ſie an der Pforte des goldenen Saales ſtand, und zu Odyſſeus die Worte ſagte: „Fremdling, wenn du in dein Land kömmſt, ſo gedenke meiner.“ Der eine Arm war geſenkt, und hielt in den Fingern ein kleines Stäbchen, der andere war in der Gewandung zum Theile verhüllt, die er ein wenig emporhob. Das Kleid war eher eine ſchön geſchlungene Hülle als ein nach einem gebräuchlichen Schnitte Verfertigtes. Es erzählte von der reinen geſchloſſenen Geſtalt, und war ſo ſtofflich treu, daß man meinte, man könne es falten, und in einen Schrein verpacken. Die einfache Wand des grauen Amonitenmarmors hob die weiße Geſtalt noch ſchärfer ab, und ſtellte ſie freier. Wenn ein Bliz geſchah, floß ein roſenrothes Licht an ihr hernieder, und dann war wieder die frühere Farbe da. Mir dünkte es gut, daß man dieſe Geſtalt nicht in ein Zimmer geſtellt hatte, in welchem Fenſter ſind, durch die alltägliche Gegenſtände herein ſchauen, und durch die verworrene Lichter einſtrömen, ſondern daß man ſie in einen Raum gethan hat, der ihr allein gehört, der ſein Licht von oben bekömmt, und ſie mit einer dämmerigen Helle wie mit einem Tempel umfängt. Auch durfte der Raum nicht einer des täglichen Gebrauchs ſein, und es war ſehr geeignet, daß die Wände rings herum mit einem koſtbaren Steine bekleidet ſind. Ich hatte eine Empfindung, als ob ich bei einem lebenden ſchweigenden Weſen ſtände, und hatte faſt einen Schauer, als ob ſich das Mädchen in jedem Augenblicke regen würde. Ich blickte die Geſtalt an, und ſah mehrere Male die röthlichen Blize und die graulich weiße Farbe auf ihr wechſeln. Da ich lange geſchaut hatte, ging ich weiter. Wenn es möglich wäre, mit Filzſchuhen noch leichter aufzutreten, als es ohnehin ſtets geſchehen muß, ſo hätte ich es gethan. Ich ging mit dem lautloſen Tritte langſam über die glänzenden Stufen des Marmors bis zu dem ſteinernen Saale hinan. Seine Thür war halb geöffnet. Ich trat hinein.

Mein Gaſtfreund war wirklich in demſelben. Er ging in leichten Schuhen mit Sohlen, die noch weicher als Filz waren, auf dem geglätteten Pflaſter auf und nieder.

Da er mich kommen ſah, ging er auf mich zu, und blieb vor mir ſtehen.

„Ich habe die Thür zu dem Marmorgange offen geſehen,“ ſagte ich, „man hat mir berichtet, daß ihr hier oben ſein könntet, und da bin ich herauf gegangen, euch zu ſuchen.“

„Daran habt ihr recht gethan,“ erwiederte er.

„Warum habt ihr mir denn nicht geſagt,“ ſprach ich weiter, „daß die Bildſäule, welche auf eurer Marmortreppe ſteht, ſo ſchön iſt?“

„Wer hat es euch denn jezt geſagt?“ fragte er.

„Ich habe es ſelber geſehen,“ antwortete ich.

„Nun dann werdet ihr es um ſo ſicherer wiſſen und mit deſto größerer Feſtigkeit glauben,“ erwiederte er, „als wenn euch jemand eine Behauptung darüber geſagt hätte.“

„Ich habe nehmlich den Glauben, daß das Bildwerk ſehr ſchön ſei,“ antwortete ich mich verbeſſernd.

„Ich theile mit euch den Glauben, daß das Werk von großer Bedeutung ſei,“ ſagte er.

„Und warum habt ihr denn nie zu mir darüber geſprochen?“ fragte ich.

„Weil ich dachte, daß ihr es nach einer beſtimmten Zeit ſelber betrachten und für ſchön erachten werdet,“ antwortete er.

„Wenn ihr mir es früher geſagt hättet, ſo hätte ich es früher gewußt,“ erwiederte ich.

„Jemanden ſagen, daß etwas ſchön ſei,“ antwortete er, „heißt nicht immer, jemanden den Beſitz der Schönheit geben. Er kann in vielen Fällen blos glauben. Gewiß aber verkümmert man dadurch demjenigen das Beſitzen des Schönen, der ohnehin aus eigenem Antriebe darauf gekommen wäre. Dies ſetzte ich bei euch voraus, und darum wartete ich ſehr gerne auf euch.“

„Aber was müßt ihr denn die Zeit her über mich gedacht haben, daß ich dieſe Bildſäule ſehen konnte, und über ſie geſchwiegen habe?“ fragte ich.

„Ich habe gedacht, daß ihr wahrhaftig ſeid,“ ſagte er, „und ich habe euch höher geachtet als die, welche ohne Überzeugung von dem Werke reden, oder als die, welche es darum loben, weil ſie hören, daß es von andern gelobt wird.“

„Und wo habt ihr denn das herrliche Bildwerk hergenommen?“ fragte ich.

„Es ſtammt aus dem alten Griechenlande,“ antwortete er, „und ſeine Geſchichte iſt ſonderbar. Es ſtand viele Jahre in einer Bretterbude bei Cumä in Italien. Sein unterer Theil war mit Holz verbaut, weil man den Plaz, an dem es ſtand, und der theils offen theils gedeckt war, zu häufigem Ballſchlagen verwendete, und die Bälle nicht ſelten in die Bude der Geſtalt flogen. Deßhalb legte man von der Bruſt abwärts einen dachartigen Schuz an, der die Bälle geſchickt herab rollen machte, und über den ſich die Geſtalt wie eine Büſte darſtellte. Es waren in dem Raume theils an den Bretterbauten theils an Mauerſtücken, aus denen er beſtand, noch andere Geſtalten angebracht, ein kleiner Herkules mehrere Köpfe und ein alterthümlicher Stier von etwa drei Fuß

Höhe; denn der Plaz wurde auch zu Tänzen benüzt, und war an den Stellen, die keine Wand hatten, mit Schlinggewächſen und Trauben begrenzt, an andern war er offen, und blickte über Mirten Lorber Eichen auf die blauen Berge und den heiteren Himmel dieſes Landes hinaus. Gedeckt waren nur Theile des Raumes, beſonders dort, wo die Geſtalten ſtanden. Dieſe hatten Dächer über ſich wie die niedlichen Täfelchen, welche italieniſche Mädchen auf dem Kopfe tragen. Im Übrigen war die Bedeckung das Gezelt des Himmels. Mich brachte ein günſtiger Zufall nach Cumä und zu dieſem Ballplaze, auf dem ſich eben junges Volk beluſtigte. Gegen Abend, da ſie nach Hauſe gegangen waren, beſichtigte ich das Mauerwerk, welches aus Reſten alter Kunſtbauten beſtand, und die Geſtalten, welche ſämmtlich aus Gips waren, wie ſie in Italien ſo häufig alten edlen Kunſtwerken nachgebildet werden. Den Herkules kannte ich insbeſondere ſehr gut, nur war er hier viel kleiner gebildet. Die Büſte des Mädchens — für eine ſolche hielt ich die Geſtalt — war mir unbekannt; allein ſie gefiel mir ſehr. Da ich mich über die reizende Lage dieſes Pläzchens ausſprach, ſagte die Beſizerin, eine wahrhaftige altrömiſche Sibille, es werde hier in Kurzem noch viel ſchöner werden. Ihr Sohn, der ſich durch Handel Geld erworben, werde den Plaz in einen Saal mit Säulen verwandeln, es werden Tiſche herum ſtehen, und es werden vornehme Fremde kommen, ſich hier zu ergözen. Die Geſtalten müſſen weg, weil ſie ungleich ſeien, und weil Menſchen und Thiere unter einander ſtehen, ihr Sohn habe ſchon die ſchönſten Gipsarbeiten beſtellt, die alle gleich groß wären. Sie führte mich zu dem Mädchen, und zeigte mir durch eine Spalte der Bretter, daß daſſelbe in ganzer Geſtalt da ſtehe, und alſo die andern Dinge weit überrage. Man habe darum an dem oberen Rande der Balken, mit denen die Geſtalt umbaut iſt, einen hölzernen bemalten Sockel angebracht, von dem der Oberleib wie eine Büſte herab ſchaue. Dadurch ſei die Sache wieder zu den anderen geſtimmt worden. Ich fragte, wann ihr Sohn hieherkomme, und wann das Umbauen beginnen würde. Da ſie mir das geſagt hatte, entfernte ich mich. Zur Zeit des mir von der Alten angegebenen Beginnes des Umbaues fand ich mich auf dem Plaze wieder ein. Ich traf den Sohn der Wittwe — eine ſolche war ſie — hier an, und der Bau hatte ſchon begonnen. Die alten reizenden Mauerſtücke waren zum Theile abgetragen, und ihre Stoffe waren geſchichtet, um zu dem neuen Baue verwendet zu werden. Die Schlinggewächſe und Reben waren ausgerottet, die Geſträuche vor dem Plaze vernichtet, und man ebnete ihre Stelle, um dort Raſen anzulegen. Auf der Südſeite baute man ſchon die Sockelmauern, auf welche die Säulen von Ziegeln zu ſtehen kommen ſollten. Die Geſtalt des Mädchens, von der man die Balkenverhüllung weggenommen hatte, lag in einer Hütte, welche größtentheils Baugeräthe enthielt. Neben ihr lagen der Herkules der Stier und die Köpfe, die, wie ich jezt ſah, alte Römer darſtellten. Mir gefiel nun auch die früher nicht geſehene übrige Geſtalt des Mädchens, die nicht weſentlich verlezt war, außerordentlich, und ich erhandelte ſie, da die Dinge zum Zwecke des Verkaufes in der Bretterhütte lagen. Aber der Verkäufer ſagte, er gebe von der Sammlung nichts einzeln weg, und ich mußte den Stier den Herkules und die Köpfe mit kaufen. Der Kaufſchilling war nicht geringe, da mein Gegenmann die Schönheit der Geſtalt recht gut kannte und ſie geltend machte; aber ich fügte mich. Ich ließ Kiſten machen, um die Dinge fortzuſchaffen. Den Stier den Herkules und die Köpfe verkaufte ich in Italien um ein Geringes, die Mädchengeſtalt ſendete ich wohlverpackt, daß der Gips nicht leide, an meinen damaligen Aufenthaltsort; ich kann euch den Namen jezt nicht nennen, es war ein kleines Städtchen an dem Gebirge. Mir fiel ſchon damals auf, daß das Fahrgeld für die Geſtalt ſehr hoch ſei, und daß man ſich über ihr Gewicht beklagt habe; allein ich hielt es für italieniſche Liſt, um von mir dem Fremden etwas mehr heraus zu preſſen. Als ich aber nach Deutſchland zurückgekehrt war, und als eines Tages die Gipsgeſtalt, für deren gute Verpackung und Überbringung ich durch mir wohlbekannte Verſendungsvermittler geſorgt hatte, in dem Asperhofe ankam, überzeugte ich mich ſelber von dem ungemeinen Gewichte der Laſt. Da der Bretterverſchlag, in welchem ſich die Geſtalt befand, nicht ſo ſchwer ſein konnte, ſo entſtand in mir und Euſtach, der damals ſchon in dem Asperhofe war, der Gedanke, die Geſtalt möchte etwa naß geworden ſein, und durch die Näſſe gelitten haben. Wir ließen das Standbild in die hölzerne Hütte ſchaffen, welche ich theils zu ſeinem Empfange theils zur Reinigung von den vielen Schmutzflecken, die es an ſeinem früheren Standorte erhalten hatte, vor dem Eingange in den Garten hatte aufbauen laſſen. Da es dort von den Brettern und von allen ſeinen andern

Hüllen befreit worden war, ſahen wir, daß ſich unſere Furcht nicht beſtätigte. Die Geſtalt war ſo trocken, wie Gips nur überhaupt zu ſein vermag. Wir ſezten nach und nach die Vorrichtungen in Gebrauch, durch die wir die Geſtalt in die Nähe der Glaswand der Hütte auf eine drehbare Scheibe ſtellen konnten, um ſie nach Bequemlichkeit betrachten und reinigen zu können. Da ſie auf der Scheibe ſtand, und wir uns von der Sicherheit ihres Standes überzeugt hatten, gingen wir zu ihrer Betrachtung über. Euſtach war über ihre Schönheit entzückt, und machte mich auf manches aufmerkſam, was mir auf dem Tanz- und Ballplaze bei Cumä und ſpäter in der Bauhütte entgangen war. Freilich ſtand die Geſtalt jezt viel vortheilhafter, da durch die reinen Scheiben der Glaswand das klare Licht auf ſie fiel, und alle Schwingungen und Schwellungen der Geſtaltung deutlich machte. Da wir die Überzeugung gewonnen hatten, daß ein edles Werk in das Haus gekommen ſei, beſchloſſen wir, ſofort zu deſſen Reinigung zu ſchreiten. Wir nahmen uns vor, dort, wo der Schmuz nur locker auf der Oberfläche liege, und dem reinen Waſſer und dem Pinſel weiche, auch nur Waſſer und den Pinſel anzuwenden. Leichtes Übertünchen und ſanftes

Glätten würde die lezte Nachhülfe geben. Für tiefer gehende Verunreinigung wurde die Anwendung des Meſſers und der Feile beſchloſſen; nur ſollte die äußerſte Vorſicht beobachtet und lieber eine kleine Verunreinigung gelaſſen werden, als daß eine ſichtbare Umgeſtaltung des Stoffes vorgenommen würde. Euſtach machte in meiner Gegenwart Verſuche, und ich billigte ſein Verfahren. Es wurde nun ſogleich ans Werk geſchritten, und die Arbeit in der nächſten Zeit fortgeſezt. Eines Tages kam Euſtach zu mir herauf und ſagte, er müſſe mich auf einen ſonderbaren Umſtand aufmerkſam machen. Er ſei auf dem Schulterblatte mit dem feinen Meſſer auf einen Stoff geſtoßen, der nicht das Taube des Gipſes habe, ſondern das Meſſer gleiten mache, und etwas wie die Ahnung eines Klanges merken laſſe. Wenn die Sache nicht zu unwahrſcheinlich wäre, würde er ſagen, daß der Stoff Marmor ſei. Ich ging mit ihm in die Bretterhütte hinab. Er zeigte mir die Stelle. Es war ein Plaz, mit dem die Geſtalt häufig, wenn ſie gelegt wurde, auf den Boden kam, und der daher durch dieſen Umſtand und zum Theile durch Verſendungen, denen die Geſtalt ausgeſezt geweſen ſein mochte, mehr abgenüzt war als andere. Ich ließ das Meſſer auf dieſer Stelle gleiten, ich ließ es an ihr erklingen, und auch ich hatte das Gefühl, daß es Marmor ſei, was ich eben behandle. Weil der Plaz, an dem die Verſuche gemacht wurden, doch zu augenfällig war, um weiter gehen zu können, und ihn etwa zu verunſtalten, ſo beſchloſſen wir an einem unſcheinbareren einen neuen Verſuch zu machen. In der Ferſe des linken Fußes fehlte ein kleines Stückchen, dort mußte jedenfalls Gips eingeſezt werden, dort beſchloſſen wir zu forſchen. Wir drehten die Geſtalt mit ihrer Scheibe in eine Lage, in welcher das helle Licht auf die Lücke an der Ferſe fiel. Es zeigte ſich, daß neben der kleinen Vertiefung noch ein Stückchen Gips ledig ſei, und bei der leiſeſten Berührung herab fallen müſſe. Wir ſezten das Meſſer an, das Stück ſprang weg, und es zeigte ſich auf dem Grunde, der blos wurde, ein Stoff, der nicht Gips war. Das Auge ſagte, es ſei Marmor. Ich holte ein Vergrößerungsglas, wir leiteten durch Spiegel ein ſchimmerndes Licht auf die Stelle, ich ſchaute durch das Glas auf ſie, und mir funkelten die feinen Kriſtalle des weißen Marmors entgegen. Euſtach ſah ebenfalls durch die Linſe, wir verſuchten an dem Plaze noch andere Mittel, und es ſtellte ſich feſt, daß die unterſuchte Fläche Marmor ſei.

Nun begannen wir, um das Unglaubliche völlig zu beweiſen, oder unſere Meinung zu widerlegen, auch an andern Stellen Unterſuchungen. Wir fingen an Stellen an, welche ohnehin ein wenig ſchadhaft waren, und gingen nach und nach zu anderen über. Wir beobachteten zulezt gar nicht mehr ſo genau die Vorſichten, die wir uns am Anfange auferlegt hatten, und kamen zu dem Ergebniſſe, daß an zahlreichen Stellen unter dem Gipſe der Geſtalt weißer Marmor ſei. Der Schluß war nun erklärlich, daß an allen Stellen, auch den nicht unterſuchten, der Gips über Marmor liege. Das große Gewicht der Geſtalt war nicht der lezte Grund unſerer Vermuthung. Durch welchen Zufall oder durch welch ſeltſames Beginnen die Marmorgeſtalt mit Gips könne überzogen worden ſein, war uns unerklärlich. Am wahrſcheinlichſten däuchte uns, daß es einmal irgend ein Beſizer gethan habe, damit ein fremder Feind, der etwa ſeine Wohnſtadt und ihre Kunſtwerke bedrohte, die Geſtalt als aus werthloſem Stoffe beſtehend nicht mit ſich fort nehme. Weil nun doch der Feind die Geſtalt genommen habe, oder weil ein anderer hindernder Umſtand eingetreten ſei, habe die Decke nicht mehr weggenommen werden können, und der edle Kern habe undenkdar lange Jahre in der ſchlechten Hülle ſtecken müſſen. Wir fingen nun auf dem Wirbel des Hauptes an, den Gips nach und nach zu beſeitigen. Theils und zwar im Roheren geſchah es mit dem Meſſer, theils und zwar gegen das Ende wurden Pinſel und das auflöſende Mittel des Waſſers angewendet. Wir rückten ſo von dem Haupte über die Geſtalt hinunter, und alles und jedes war Marmor. Durch den Gips war der Marmor vor den Unbilden folgender Zeiten geſchützt worden, daß er nicht das trübe Waſſer der Erde oder ſonſtige Unreinigkeiten einſaugen mußte, und er war reiner, als ich je Marmore aus der alten Zeit geſehen habe, ja er war ſo weiß, als ſei die Geſtalt vor nicht gar langer Zeit erſt gemacht worden. Da aller Gips beſeitigt war, wurde die Oberfläche, welche doch durch die feinſten zurückgebliebenen Theile des Überzuges rauh war, durch weiche wollene Tücher ſo lange geglättet, bis ſich der glänzende Marmor zeigte, und durch Licht und Schatten die feinſte und zarteſt empfundene Schwingung ſichtbar wurde. Jezt war die Geſtalt erſt noch viel ſchöner, als ſie ſich in Gips dargeſtellt hatte, und Euſtach und ich waren von Bewunderung ergriffen. Daß ſie nicht aus neuer Zeit ſtamme, ſondern dem alten Volke der Griechen angehöre, erkannten wir bald. Ich hatte ſo viele und darunter die als die ſchönſten geprieſenen Bildwerke der alten Heidenzeit geſehen, und vermochte daher zwiſchen ihren und den Arbeiten des Mittelalters oder der neuen Zeit zu vergleichen. Ich hatte alle Abbildungen, welche von den Bildwerken der alten Zeit zu bekommen waren, in den Asperhof gebracht, ſo daß ich neuerdings Vergleichungen anſtellen konnte, und daß auch Euſtach, welcher nicht ſo viel in Wirklichkeit geſehen hatte, ein Urtheil zu gewinnen vermochte. Nur nach ſehr langen und ſehr genauen Unterſuchungen gaben wir uns mit Feſtigkeit dem Gedanken hin, daß das Standbild aus der alten Griechenzeit herrühre. Wir lernten bei dieſen Unterſuchungen, zu deren größerer Sicherſtellung wir ſogar Reiſen unternahmen, die Merkmale der alten und neuen Bildwerke ſo weit kennen, daß wir die Überzeugung gewannen, die beſten Werke beider Zeiten gleich bei der erſten Betrachtung von einander unterſcheiden zu können. Das Schlechte iſt freilich ſchwerer in Hinſicht ſeiner Zeit zu ermitteln. Merkwürdig iſt es, daß völlig Werthloſes aus der alten Zeit gar nicht auf uns gekommen iſt. Entweder iſt es nicht entſtanden, oder eine kunſtbegeiſterte Zeit hat es ſogleich beſeitigt. Wir haben in jener Unterſuchungszeit viel über alte Kunſt gelernt. Von wem und aus welchem Zeitabſchnitte aber unſer Standbild herrühre, konnten wir nicht ermitteln. Das war jedoch gewiß, daß es nicht der ſtrengen Zeit angehöre, und von der ſpäteren weicheren ſtamme. Ehe ich aber das Bild aus der Hütte, in welcher es ſtand, entfernte, ja ehe ich an den Plaz dachte, auf welchen ich es ſtellen wollte, mußte etwas anderes geſchehen. Ich reiſte nach Italien, und ſuchte bei Cumä den Verkäufer meines Standbildes auf. Er war mit den Umänderungen ſeines Plazes beinahe fertig. Dieſer war jezt eine Halle neuer Art, in welcher einige Menſchen ſüßen rothen Wein tranken, in welcher neue Gipsbilder ſtanden, um welche grüner Raſen war, und aus welcher man eine ſchöne Ausſicht hatte. Ich erzählte ihm von der Entdeckung, welche ich gemacht hatte, und ſagte, er möge nun nach derſelben den Preis des Bildes beſtimmen. Er könnte es zu dieſem Zwecke ſelber in Deutſchland beſehen oder es beſehen laſſen. Er fand beides nicht für nöthig, ſondern forderte ſogleich eine anſehnliche Summe, die den Werth eines ſolchen Gegenſtandes, deren Preiſe in den verſchiedenen Zeiten ſehr wechſeln, darſtellen mochte. Ich war damals ſchon in den Beſiz meiner größeren Habe gekommen, die mir durch eine Erbſchaft zugefallen war, und zeigte mich bereit, die Summe zu erlegen, nur möchte ich mich über das Herkommen des Standbildes noch näher unterrichten, und mir die Gewißheit über das Recht verſchaffen, das mein Vormann bei ſo veränderter Sachlage über das Bild habe. Meine Forſchungen führten zu nichts weiter, als daß das Bild ſeit vielen Menſchenaltern ſchon in dem Beſitze der Familie ſei, von welcher ich es habe, daß einmal Überreſte eines alten Gebäudes hier geweſen wären, daß man das Gebäude nach und nach abgebrochen habe, daß man aus Waſſerbecken niederen Säulengittern und andern Dingen von weißem Steine Kalk gebrannt, und daß man aus den Reſten des Gebäudes und mit dem Kalke Häuſer in den Umgebungen gebaut habe. Es ſeien mehrere Standbilder bei den Trümmern geweſen und ſeien verkauft worden. Für das weiße Mädchen mit dem Stabe in der Hand habe man einmal einen Mantel aus Holz gemacht, darüber iſt ein Streit in Hinſicht der Zahlung entſtanden, und die Schrift, welche den Großvater des jetzigen Beſitzers zur Zahlung verurtheilte, iſt mir in dem Amte zur Einſicht und beglaubigten Abſchrift gewieſen worden. Nachdem ich mir noch einen Kaufvertrag über das Marmorbild von einem Notar hatte verfaſſen laſſen, und mich mit einer gefertigten Abſchrift verſehen hatte, erlegte ich die geforderte Summe, und reiſte wieder nach Hauſe. Hier wurde berathen, wohin das nun mit allem Rechte mein genannte Standbild kommen ſollte. Es war nicht ſchwer, die Stelle auszufinden. Ich hatte auf der Marmortreppe ſchon einen Abſaz errichtet, der einerſeits die Treppe unterbrechen und ihr dadurch Zierlichkeit verleihen, und andrerſeits dazu dienen ſollte, daß einmal ein Standbild auf ihm ſtehe, und der Treppe den größten Schmuck verleihe. Nachdem wir uns durch Meſſungen überzeugt hatten, daß die Geſtalt für den Plaz nicht zu hoch ſei, wurde der kleine Sockel verfertigt, auf dem ſie jezt ſteht, es wurde eine Vorrichtung gebaut, ſie auf den Plaz zu bringen, und ſie wurde auf ihn gebracht. Wir ſtanden nun oft vor der Geſtalt, und betrachteten ſie. Die Wirkung wurde ſtatt ſchwächer immer größer und nachhaltiger, und unter allen Kunſtgegenſtänden, die ich habe, iſt mir dieſer der liebſte. Das iſt der hohe Werth der Kunſtdenkmale der alten heitern Griechenwelt, nicht blos der Denkmale der bildenden Kunſt, die wir noch haben, ſondern auch der der Dichtung, daß ſie in ihrer Einfachheit und Reinheit das Gemüth erfüllen, und es, wenn die Lebensjahre des Menſchen nach und nach fließen, nicht verlaſſen, ſondern es mit Ruhe und Größe noch mehr erweitern, und mit Unſcheinbarkeit und Geſezmäßigkeit zu immer größerer Bewunderung hinreißen. Dagegen iſt in der Neuzeit oft ein unruhiges Ringen nach Wirkung, das die Seele nicht gefangen nimmt, ſondern als ein Unwahres von ſich ſtößt. Es ſind manche Männer gekommen, das Standbild zu betrachten, manche Freunde und Kenner der alten Kunſt, und der Erfolg iſt faſt immer derſelbe geweſen, ein Ernſt der Anerkennung und der Würdigung. Wir, Euſtach und ich, ſind in den Dingen der alten Kunſt ſehr hiedurch vorgeſchritten, und beide ſind wir von der alten Kunſt erſt recht zur Erkenntniß der mittelalterlichen gekommen. Wenn wir die unnachahmliche Reinheit Klarheit Manigfaltigkeit und Durchbildung der alten Geſtaltungen betrachtet hatten, und zu denen des Mittelalters gingen, bei welchen große Fehler in dieſen Beziehungen walten, ſo ſahen wir hier ein Inneres, ein Gemüth voll Ungeziertheit voll Glauben und voll Innigkeit, das uns faſt im Stammeln ſo rührt, wie uns jenes dort im vollendeten Ausdrucke erhebt. Über die Zeit der Entſtehung unſeres Standbildes können wir auch jezt noch nichts Feſtes behaupten, auch nicht, ob es mit anderen aus dem Volke von Standbildern, das in Hellas ſtand, nach Rom gekommen iſt, oder ob es unter den Römern von einem Griechen gefertigt worden iſt, wie man es in jener Römerzeit, da griechiſche Kunſt mit nicht hinlänglichem Verſtändniſſe über Italien ausgebreitet wurde, in den Siz eines Römers gebracht hat, und wie es auf ein ganz anderes entferntes Geſchlecht übergegangen iſt."

Er ſchwieg nach dieſen Worten, und ich ſah den Mann an. Wir waren, während er ſprach, in dem Saale auf und nieder gegangen. Ich begrif, warum er dieſen Saal bei Abendgewittern aufſucht. Durch die hellen Fenſter ſchaut der ganze ſüdliche Himmel herein, und auch Theile des weſtlichen und des öſtlichen ſind zu erblicken. Die ganze Kette der hieſigen Alpen kann am Rande des Geſichtskreiſes geſehen werden. Wenn nun ein Gewitter in jenem Raume entſteht — und am ſchönſten ſind Gewitterwände oder Gewitterberge, wenn ſie ſich über fernhinziehende Gebirge lagern, oder längs des Kammes derſelben dahin gehen — ſo kann er dasſelbe frei betrachten, und es breitet ſich vor ihm aus. Zu dem Ernſte der Wolkenwände geſellt ſich der Ernſt der Wände von Marmor, und daß in dem Saale gar keine Geräthe ſind, vermehrt noch die Einſamkeit und Größe. Wenn nun vollends ſchon eine ſchwache Abenddämmerung eingetreten iſt, ſo zeigt die Oberfläche des Marmors den Widerſchein der Blize, und während wir ſo auf und nieder gingen, war einige Male der reine kalte Marmor wie in eine Glut getaucht, und nur die hölzernen Thüren ſtanden dunkel in dem Feuer, oder zeigten ihre düſtere Fügung.

Ich fragte meinen Gaſtfreund, ob er das Marmorſtandbild ſchon lange beſize.

„Die Zahl der Jahre iſt nicht ſehr groß,“ antwortete er, „ich kann ſie euch aber nicht genau angeben, weil ich ſie nicht in meinem Gedächtniſſe behalten habe. Ich werde in meinen Büchern nachſehen, und werde euch morgen ſagen, wie lange das Bild in meinem Hauſe ſteht.“

„Ihr werdet wohl erlauben,“ ſagte ich, „daß ich die Geſtalt öfter anſehen darf, und daß ich mir nach und nach einpräge und immer klarer mache, warum ſie denn ſo ſchön iſt, und welches die Merkmale ſind, die auf uns eine ſolche Wirkung machen.“

„Ihr dürft ſie beſehen, ſo oft ihr wollt,“ antwortete er, „den Schlüſſel zu der Thür des Marmorganges gebe ich euch ſehr gerne, oder ihr könnt auch von dem Gange der Gaſtzimmer über die Marmortreppe hinabgehen, nur müßt ihr ſorgen, daß ihr immer Filzſchuhe in Bereitſchaft habt, ſie anzuziehen. Ich freue mich jezt, daß ich den Marmorgang und die Treppe ſo habe machen laſſen, wie ſie gemacht ſind. Ich habe damals ſchon immer daran gedacht, daß auf die Treppe ein Bild von weißem Marmor wird geſtellt werden, daß dann am beſten das Licht von oben darauf herabfällt, und daß die umgebenden Wände ſo wie der Boden eine dunklere ſanfte Farbe haben müſſen. Das reine Weiß — in der lichten Dämmerung der Treppe erſcheint es faſt als ganz rein — ſteht ſehr deutlich von der umgebenden tieferen Farbe ab. Was aber die Merkmale anbelangt, an denen ihr die Schönheit erkennen wollt, ſo werdet ihr keine finden. Das iſt eben das Weſen der beſten Werke der alten Kunſt, und ich glaube, das iſt das Weſen der höchſten Kunſt überhaupt, daß man keine einzelnen Theile oder einzelne Abſichten findet, von denen man ſagen kann, das iſt das ſchönſte, ſondern das Ganze iſt ſchön, von dem Ganzen möchte man ſagen, es iſt das ſchönſte; die Theile ſind blos natürlich. Darin liegt auch die große Gewalt, die ſolche Kunſtwerke auf den ebenmäßig gebildeten Geiſt ausüben, eine Gewalt, die in ihrer Wirkung bei einem Menſchen, wenn er altert, nicht abnimmt, ſondern wächſt, und darum iſt es für den in der Kunſt Gebildeten ſo wie für den völlig Unbefangenen, wenn ſein Gemüth nur überhaupt dem Reize zugänglich iſt, ſo leicht, ſolche Kunſtwerke zu erkennen. Ich erinnere mich eines Beiſpieles für dieſe meine Behauptung, welches ſehr merkwürdig iſt. Ich war einmal in einem Saale von alten Standbildern, in welchem ſich ein aus weißem Marmor verfertigter auf ſeinem Size zurückgeſunkener und ſchlafender Jüngling befand. Es kamen Landleute in den Saal, deren Tracht ſchließen ließ, daß ſie in einem ſehr entfernten Theile des Landes wohnten. Sie hatten lange Röcke, und auf ihren Schnallenſchuhen lag der Staub einer vielleicht erſt heute Morgen vollbrachten Wanderung. Als ſie in die Nähe des Jünglings kamen, gingen ſie behutſam auf den Spizen ihrer Schuhe vollends hinzu. Eine ſo unmittelbare und tiefe Anerkennung iſt wohl ſelten einem Meiſter zu Theil geworden. Wer aber in einer beſtimmten Richtung befangen iſt, und nur die Schönheit, die in ihr liegt, zu faſſen und zu genießen verſteht, oder wer ſich in einzelne Reize, die die neuen Werke bringen, hineingelebt hat, für den iſt es ſehr ſchwer, ſolche Werke des Alterthums zu verſtehen, ſie erſcheinen ihm meiſtens leer und langweilig. Ihr waret eigentlich auch in dieſem Falle. Wenn gleich nicht von der neuen nur beſtimmte Seiten gebenden Kunſt gefangen, habt ihr doch Abbildungen von gewiſſen Gegenſtänden, beſonders denen eurer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu ſehr und zu lange in einer Richtung gemacht, als daß euer Auge ſich nicht daran gewöhnt euer Gemüth ſich nicht dazu hingeneigt hätte, und ungefüger geworden wäre, etwas anderes mit gleicher Liebe aufzunehmen, das in einer anderen Richtung lag, oder vielmehr, das ſich in keiner oder in allen Richtungen befand. Ich habe gar nie gezweifelt, daß ihr zu dieſer Allgemeinheit gelangen werdet, weil ſchöne Kräfte in euch ſind, die noch auf keinen Afterweg geleitet ſind, und nach Erfüllung ſtreben; aber ich habe nicht gedacht, daß dies ſo bald geſchehen werde, da ihr noch zu kraftvoll in dem auf ſeiner Stufe höchſt lobenswerthen Streben nach dem Einzelnen begriffen waret. Ich habe geglaubt, irgend ein großes allgemeines menſchliches Gefühl, das euch ergreifen würde,

würde euch auf den Standpunkt führen, auf dem ich euch jezt ſehe.“

Ich konnte eine geraume Zeit auf dieſe lezte Rede meines Gaſtfreundes nichts antworten. Wir gingen ſchweigend in dem Saale auf und nieder, und es war um ſo ſtiller, als unſere mit weichen Sohlen bekleideten Füße nicht das geringſte Geräuſch auf dem glänzenden Fußboden machten. Blize zuckten zuweilen in den Spiegelflächen um und unter uns, der Donner rollte gleichſam bei den offenen Fenſtern herein, und die Wolken bauten ſich in Gebirgen oder in Trümmern oder in luftigen Länderſtrecken durch den weiten Raum auf, den die Fenſter des Saales beherrſchten.

Ich ſagte endlich, daß ich mich jezt erinnere, wie mein Vater oft geäußert habe, daß in ſchönen Kunſtwerken Ruhe in Bewegung ſein müſſe.

„Es iſt ein gewöhnlicher Kunſtausdruck,“ entgegnete mein Gaſtfreund, „allein es thäte es auch ohne ihn. Man verſteht gewöhnlich unter Bewegung Bewegbarkeit. Bewegung kann die bildende Kunſt, von der wir hier eigentlich reden, gar nicht darſtellen. Da die Kunſt in der Regel lebende Weſen Menſchen Thiere Pflanzen — und ſelbſt die Landſchaft troz der ſtarrenden Berge iſt mit ihren beweglichen Wolken und ihrem Pflanzenſchmucke dem Künſtler ein Athmendes; denn ſonſt wird ſie ihm ein Erſtarrendes — darſtellt, ſo muß ſie dieſe Gegenſtände ſo darſtellen, daß es dem Beſchauer erſcheint, ſie könnten ſich im nächſten Augenblicke bewegen. Ich will hier wieder aus dem Alterthume ein Beiſpiel anführen. Alle Stoffe, mit welchen Menſchen ſich bekleiden, nehmen nach der Art der Bewegungen, denen ſich verſchiedene Menſchen gerne hingeben, verſchiedene Geſtaltungen an. Ein Freund von mir erkannte einen alten wohlbekannten und trefflichen Schauſpieler einmal bei einer Gelegenheit, bei welcher er nur ein Stück des Rockes des Schauſpielers ſehen konnte. Wenn nun die Geſtaltungen der Stoffe, die ſich meiſtens in Falten kund geben, nach der Wirklichkeit nachgebildet werden, nicht nach willkürlichen Zurechtlegungen, die man nach herkömmlichen Schönheitsgeſezen an der Gliederpuppe macht, ſo liegt in dieſen nachgebildeten Geſtaltungen zuerſt eine beſtimmte Eigenthümlichkeit und Einzelheit, die den Gegenſtand ſinnlich hinſtellt, und dann drückt die Geſtaltung nicht blos den Zuſtand aus, in dem ſie gegenwärtig iſt, ſondern ſie weiſt auch auf den zurück, der unmittelbar vorher war, und von dem ſich die Gebilde noch leiſe vorfinden, und ſie läßt zugleich den nächſtkünftigen ahnen, zu dem die Bildungen neigen. Dies iſt es, was bei Gewandungen ganz vorzüglich für das beſchauende Auge den Begriff der Bewegung gibt und mithin der Lebendigkeit. Dies iſt es, da die Alten ſo gerne nach der Natur arbeiteten, was ſie dort, wo ſie Gewänder anbringen, ſo meiſterhaft handhaben, daß der Spruch entſtanden iſt, ſie ſtellten nicht nur dar, was iſt, ſondern auch, was zunächſt war, und ſein wird. Darum bilden ſie in der Gewandung nicht blos die Haupttheile ſondern auch die entſprechenden Unterabtheilungen, und dies mit einer ſolchen Zartheit und Genauigkeit, daß man auf den Stoff des Werkes vergißt und nur den Stoff der Gewandung ſieht, und ihn zuſammenlegen und in der Hand ballen zu können vermeint. Solcher Bildung gegenüber legen manche Neuen ſogenannte edle Falten zurecht, bilden ſie im Erze oder Marmor nach, vermeiden hiebei in ſorglichem Maße zu große Einzelheiten, um nicht unruhig zu werden, und erzielen hiebei, daß man allerdings große edle Maſſen von Faltungen ſieht, daß aber in der Falte der Stoff des Werkes nicht des Gewandes herrſcht, daß man die marmorne die erzene Falte ſieht, daß das Gemüth erkältet wird, und daß man meint, der Mann, der damit angethan iſt, könne nicht gehen, weil ihn die erzene Falte hindere. Wie es mit dem Gewande iſt, iſt es auch mit dem Leibe, der das Gewand der Seele iſt, und die Seele allein kann ja nur der Gegenſtand ſein, welchen der Künſtler durch das Bild und Gleichniß des Leibes darſtellt. Hier auch ließen ſich die Alten von der Natur leiten, und wenn ſie Sünden begingen, die das Auge des naturforſchenden Zergliederers ſtrenge genommen tadeln müßte, ſo begingen ſie keine, die das nicht ſo ſtofflich blickende Auge der Kunſt zu verdammen gezwungen wäre. Dafür zeigt die Schwingung der Gliederflächen in ihren Theilen und Unterabtheilungen eine ſolche Ausbildung und Durchführung, daß die Zuſtände von jezt und von unmittelbar vorher und nachher ſichtbar werden, daß die Glieder wie ich vorher von der Gewandung ſagte die Vorſtellung der Beweglichkeit geben, und daß ſie leben. Wie bei den Gewändern bilden manche Neue auch die Glieder ins Größere Allgemeinere weniger Ausgeführte, um nicht krampfig zu werden, und dann gerathen die Muskeln gerne wie glatte ſpröde unbiegſame Glaskörper, und die Geſtalt kann ſich nicht rühren. Das Geſagte mag ungefähr den Begriff von dem geben, was man in der

Kunſt unter Bewegung verſteht. Was man unter Ruhe begreift, das mag wohl zuerſt darin beſtehen, daß jeder Gegenſtand, den die bildende Kunſt darſtellt, genau betrachtet, in Ruhe iſt. Der laufende Wagen das rennende Pferd der ſtürzende Waſſerfall die jagende Wolke ſelbſt der zuckende Bliz ſind in der Abbildung ein Starres Bleibendes, und der Künſtler kann nur durch die früher von mir angedeuteten Mittel die Bewegung als Bewegbarkeit als Täuſchung des Auges darſtellen, wodurch er zugleich ſeinen Gegenſtand über die Gränzen des unmittelbar Dargeſtellten hinaushebt, und ihm eine ungleich größere Bedeutung gibt. Aber die dargeſtellte Bewegung darf nicht zu gewaltſam ſein, ſonſt helfen die Mittel nicht, der Künſtler ſcheitert und wird lächerlich. Zum Beiſpiele Pferde, die von einem Felſen durch die Luft hinabſtürzen, dürfen nicht in der Luft fallend gemalt werden — wenigſtens dürfte dies leichter eine den Verſtand befriedigende Zeichnung als ein das ganze Kunſtvermögen entzückendes Bild werden. Darum darf der in ſeinen Geſtalten ſich ſtets erneuende Waſſerfall mit weit geringerer Gefahr dargeſtellt werden als eine Flüſſigkeit, die aus einem Gefäße gegoſſen wird, wobei die Einbildungskraft ſich mit dem Gedanken quält, daß das Gefäß nicht leer wird. Der in hohen Lüften auf ſeinen Schwingen ruhende Geier iſt im Bilde erhaben, der dicht vor unſern Augen auf ſeine Beute ſtürzende kann ſehr mißlich werden. Der an Bergen emporſteigende Nebel iſt lieblich, der von einer abgefeuerten Kanone aufſteigende Rauch verlezt uns durch ſein immerwährendes Bleiben. Es iſt begreiflich, daß die Grenzen zwiſchen dem Darſtellbaren in der Bewegung nicht feſt zu beſtimmen ſind, und daß größere Begabungen viel weiter hierin gehen dürfen als kleinere. So ſah ich ſchon ſehr oft gemalte fahrende Wägen. Die Pferde ſind gewöhnlich ihrer Fußſtellung nach im ſchönſten Laufe begriffen, während die Speichen der Wagenräder klar und ſichtbar in völliger Ruhe ſtarren. Der größere Künſtler wird uns den Nebel der ſauſenden Speichen darſtellen, und manches Andere zuthun und zuſammenſtellen, daß wir den Wagen wirklich fahren ſehen. Außer dem hier gegebenen Begriffe von ſtofflicher Ruhe mag wohl unter Ruhe weit öfter die künſtleriſche zu verſtehen ſein, die ein Kunſtwerk, ſei es Bild Dichtung oder Muſik nie entbehren kann, ohne aufzuhören, ein Kunſtwerk zu ſein. Es iſt dieſe Ruhe jene allſeitige Übereinſtimmung aller Theile zu einem Ganzen, erzeugt durch jene Beſonnenheit, die in höchſter kunſtliebender Begeiſterung nie fehlen darf, durch jenes Schweben über dem Kunſtwerke und das ordnende Überſchauen desſelben, wie ſtark auch Empfindungen oder Thaten in demſelben ſtürmen mögen, die das Kunſtſchaffen des Menſchen dem Schaffen Gottes ähnlich macht, und Maß und Ordnung blicken läßt, die uns ſo entzücken. Bewegung regt an, Ruhe erfüllt, und ſo entſteht jener Abſchluß in der Seele, den wir Schönheit nennen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ſich Andere vielleicht Anderes bei dieſen Worten denken, daß dieſes Andere gut oder beſſer als das Meinige ſein kann — gewöhnlich geht es mit ſolchen Gangwörtern ſo, daß jeder ſeinen eigenen Sinn hinein legt. Das Beſte iſt, daß die ſchaffende Kraft in der Regel nicht nach ſolchen aufgeſtellten Säzen wirkt, ſondern das Rechte trifft, weil ſie die Kraft iſt, und es deſto ſicherer trifft, je mehr ſie ſich auf ihrem eigenthümlichen Wege naturgemäß ausbildet. Für das Verſtändniß der Kunſt, für ſolche, welche ihre Werke beſchauen, und ſich darüber beſprechen, ſind Auslegungen derſelben Einkleidung ihres Weſens in Worte eine ſehr nüzliche Sache, nur muß man die Worte nicht zum Hauptgegenſtande machen und auf einen Sinn, den man ihnen beilegt, nicht ſo beſtehen, daß man alles verdammt, was nicht nach dieſem Sinne iſt. Sonſt müßte man ja den größten und einzigen Künſtler am meiſten tadeln, Gott, der ſo unzählige Geſtaltungen erſchaffen hat, und deſſen Werke ja wirklich von Menſchen untergeordneten Geiſtes getadelt werden, die meinen, ſie hätten es anders gemacht.“

Bei dieſen Worten kam Guſtav in den Saal. Die Dämmerung hatte ſchon ſtark zugenommen, es regnete aber noch immer nicht.

„Dieſer ſteht noch auf demſelben Stande, auf welchem ihr früher geſtanden ſeid,“ ſagte mein Gaſtfreund auf Guſtav weiſend, der auf ihn zuging.

„Wie meinſt du das, Vater?“ fragte der Knabe.

„Wir redeten von Kunſt,“ antwortete mein Gaſtfreund, „und da behaupte ich, daß du noch nicht in der Lage biſt, Kunſtwerke ſo erkennen und beurtheilen zu können wie unſer Gaſt hier.“

„Wohl, das behaupte ich ſelber,“ ſagte Guſtav, „er iſt darum auch theilweiſe mein Lehrer, und wenn er in der Erkenntniß der Kunſt dir und Euſtach und der Mutter nachſtrebt, ſo werde ich meines Theils ihm wieder nachſtreben.“

„Das iſt gut,“ ſagte mein Gaſtfreund, „aber das iſt es nicht ſo ganz, wovon wir ſprachen, allein es thut nichts zur Sache, und gehört auch nicht zur Weſenheit.“

Mit dieſen Worten, gleichſam um ferneren Fragen vorzubeugen, trat er an ein Fenſter, und wir mit ihm.

Wir betrachteten eine Weile die Erſcheinung vor uns, die über dem immer dunkler werdenden Gefilde immer großartiger wurde, und gingen dann, da der Abend beinahe in Finſterniß übergehen wollte, und die Stunde des Abendeſſens gekommen war, über die Marmortreppe in das Speiſezimmer hinunter.

Das Gewitter war in der Nacht ausgebrochen, hatte einen Theil derſelben mit Donnern und einen Theil mit bloßem Regen erfüllt, und machte dann einem ſehr ſchönen und heiteren Morgen Plaz.

Das Erſte, was ich an dieſem Tage that, war, daß ich zu dem marmornen Standbilde ging. Ich hatte es geſtern, da wir über die Treppe hinabſtiegen, nicht mehr deutlich und nur von einem Blize oberflächlich beleuchtet geſehen. Die Finſterniß war auf der Treppe ſchon zu groß geweſen. Heute ſtand es in der ruhigen und klaren Helle des Tages, welche das Glasdach auf die Treppe ſendete, ſchmucklos und einfach da. Ich hatte nicht gedacht, daß das Bild ſo groß ſei. Ich ſtellte mich ihm gegenüber, und betrachtete es lange. Mein Gaſtfreund hatte Recht, ich konnte keine eigentliche einzelne Schönheit entdecken, was wir im neuen Sinne Schönheit heißen, und ich erinnerte mich auf der Treppe ſogar, daß ich oft von einem Buche oder von einem Schauſpiele ja von einem Bilde ſagen gehört hatte, es ſei voller Schönheiten, und dem Standbilde gegenüber fiel mir ein, wie unrecht entweder ein ſolcher Spruch ſei, oder, wenn er berechtigt iſt, wie arm ein Werk ſei, das nur Schönheiten hat, ſelbſt dann, wenn es voll von ihnen iſt, und das nicht ſelber eine Schönheit iſt; denn ein großes Werk, das ſah ich jezt ein, hat keine Schönheiten, und um ſo weniger, je einheitlicher und einziger es iſt. Ich gerieth ſogar auf den Gedanken und auf die Erfahrung, die ich mir nie klar gemacht hatte, daß, wenn man ſagt, dieſer Mann dieſe Frau habe eine ſchöne Stimme ſchöne Augen einen ſchönen Mund, eben damit zugleich geſagt iſt, das andere ſei nicht ſo ſchön; denn ſonſt würde man nicht Einzelnes herausheben. Was bei einem lebenden Menſchen gilt, dachte ich, gilt bei einem Kunſtwerke nicht, bei welchem alle Theile gleich ſchön ſein müſſen, ſo daß keiner auffällt, ſonſt iſt es eben als Kunſtwerk nicht rein, und iſt im ſtrengſten Sinne genommen, keines. Deſſenohngeachtet, daß ich, oder vielmehr eben darum, weil ich keine einzelnen Schönheiten an dem Standbilde zu entdecken vermochte, machte es, wie ich mir jezt ganz klar bewußt war, wieder einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Der Eindruck war aber nicht einer, wie ich ihn öfter vor ſchönen Sachen hatte, ja ſelbſt vor Dichtungen, ſondern er war, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, allgemeiner geheimer unenträthſelbarer, er wirkte eindringlicher und gewaltiger; aber ſeine Urſache lag auch in höheren Fernen, und mir wurde begreiflich, ein welch hohes Ding die Schönheit ſei, wie ſchwerer ſie zu erfaſſen und zu bringen ſei, als einzelne Dinge, die die Menſchen erfreuen, und wie ſie in dem großen Gemüthe liege, und von da auf die Mitmenſchen hinausgehe, um Großes zu ſtiften und zu erzeugen. Ich empfand, daß ich in dieſen Tagen in mir um vieles weiter gerückt werde.

In der nächſten Zeit ſprach ich auch mit Euſtach über das Standbild. Er war ſehr erfreut darüber, daß ich es als ſo ſchön erkannte, und ſagte, daß er ſich ſchon lange darnach geſehnt habe, mit mir über dieſes Werk zu ſprechen; allein es ſei unmöglich geweſen, da ich ſelber nie davon geredet habe, und eine Zwieſprache nur dann erſprießlich werde, wenn man beiderſeitig von einem Gegenſtande durchdrungen ſei. Wir betrachteten nun miteinander das Bildwerk, und machten uns wechſelſeitig auf Dinge aufmerkſam, die wir an demſelben zu erkennen glaubten. Beſonders war es Euſtach, der über das Marmorbild, ſo ſehr es ſich in ſeiner Einfachheit und ſeiner täglich ſich vor mir immer ſtaunenswerther entwickelnden Natürlichkeit jeder Einzelverhandlung zu entziehen ſchien, doch über ſein Entſtehen über die Art ſeiner Verhältniſſe über ſeine Geſezmäßigkeit und über das Geheimniß ſeiner Wirkung ſachkundig zu ſprechen wußte. Ich hörte begierig zu, und empfand, daß es wahr ſei, was er ſprach, obgleich ich ihn nicht immer ſo genau verſtand wie meinen Gaſtfreund, da er nicht ſo klar und einfach zu ſprechen wußte wie dieſer. Ich ſchritt in der Erkenntniß des Bildes vor, und es war mir, als ob es nach ſeinen Worten immer näher an mich heran gerückt würde.

Er ſuchte viele Zeichnungen hervor, auf denen ſich Abbildungen von Standbildern oder andern geſchnizten oder auf anderem Wege hervorgebrachten Geſtalten des Mittelalters befanden. Wir verglichen dieſe Geſtalten mit der aus dem Griechenthume ſtammenden. Auch wirkliche Geſtaltungen von kleinen Engeln Heiligen oder anderen Perſonen, die ſich in dem Roſenhauſe oder in der Nähe befanden, ſuchte er zur Vergleichung herbei zu bringen. Es zeigte ſich hier für meine Augen, daß das wahr ſei, was mein Gaſtfreund über griechiſche und mittelalterliche Kunſt geſagt hatte. Es war mir wie ein jugendlicher und doch männlich gereifter Sinn voll Maß und Beſonnenheit ſo wie voll herrlicher Sinnfälligkeit, der aus dem Griechenwerke ſprach. In den mittelalterlichen Gebilden war es mir ein liebes einfaches argloſes Gemüth, das gläubig und innig nach Mitteln grif, ſich auszuſprechen, der Mittel nicht völlig Herr wurde, dies nicht wußte, und doch Wirkungen hervorbrachte, die noch jezt ihre Macht auf uns äußern, und uns mit Staunen erfüllen. Es iſt die Seele, die da ſpricht, und in ihrer Reinheit und in ihrem Ernſte uns mit Bewunderung erfüllt, während ſpätere Zeiten, von denen Euſtach zahlreiche Abbildungen von Bildwerken vorlegte, troz ihrer Einſicht ihrer Aufgeklärtheit und ihrer Kenntniß der Kunſtmittel nur froſtige Geſtalten in unwahren Flattergewändern und übertriebenen

Geberden hervorbrachten, die keine Glut und keine Innigkeit haben, weil ſie der Künſtler nicht hatte, und die nicht einmal irgend eine Seele zeigen, weil der Künſtler nicht mit der Seele arbeitete, ſondern mit irgend einer Überlegung nach eben herrſchenden Geſtaltungsanſichten, weßhalb er das, was ihm an Gefühl abging, durch Unruhe und Heftigkeit des Werkes zu erſetzen ſuchte. Was die Sinnfälligkeit anlangt, ſo ſchien mir das Mittelalter nicht nach Vollendung in derſelben geſtrebt zu haben. Neben einem Haupte, das in ſeiner Einfachheit und Gegenſtändlichkeit trefflich und tadellos war, befinden ſich wieder Bildungen und Gliederungen, die beinahe unmöglich ſind. Der Künſtler ſah dies nicht; denn er fand den Zuſtand ſeines Gemüthes in dem Ausdrucke ſeines Werkes, mehr hatte er nicht beabſichtiget, und nach Verſchmelzung des Sinnenthumes ſtrebte er nicht, weil es ihm, wenigſtens in ſeiner Kunſtthätigkeit, ferne lag, und er einen Mangel nicht empfand. Darum ſtellt ſich auch bei uns die Wirkung der Innerlichkeit ein, obgleich wir unähnlich dem ſchaffenden Künſtler des Mittelalters die ſinnlichen Mängel des Werkes empfinden. Dies ſpricht um ſo mehr für die Trefflichkeit der damaligen Arbeiten. Es waren recht ſchöne Tage, die ich mit Euſtach in dieſen Vergleichungen und dieſen Beſtrebungen hinbrachte.

Ich wurde auch wieder auf die Gemälde alter und längſtvergangener Zeiten zurückgeführt. Ich hatte in meiner früheſten Jugend eine Abneigung vor alten Gemälden gehabt. Ich glaubte, daß in ihnen eine Dunkelheit und Düſterheit herrſche, die dem fröhlichen Reize der Farben, wie er in den neuen Bildern ſich vorſtellt, und wie ich ihn auch in der Natur zu ſehen meinte, entgegen und weit untergeordnet ſei. Dieſe Meinung hatte ich zwar fahren gelaſſen, als ich ſelber zu mahlen begonnen, und nach und nach geſehen hatte, daß die Dinge der Natur und ſelber das menſchliche Angeſicht die heftigen Farben nicht haben, die ſich in dem Farbekaſten befinden, daß aber dafür die Natur eine Kraft des Lichtes und des Schattens beſitze, die wenigſtens ich durch alle meine Farben nicht darzuſtellen vermochte. Deßohngeachtet war mir die Erkenntniß deſſen, was die Malerkunſt in früheren Zeiten hervorgebracht hatte, nicht in dem Maße aufgegangen, als es der Sache nach nothwendig geweſen wäre. Wenn ich gleich im Einzelnen vorgeſchritten war, und manches in alten Bildern als ſehr ſchön erkannt hatte, ſo war ich doch fort und fort zu ſehr in meinen Beſtrebungen auf dem Gebiethe der Natur befangen, als daß ich auf andere Gebilde als die der Natur mit kräftiger Innerlichkeit geachtet hätte. Darum erſchienen mir Pflanzen Faltern Bäume Steine Wäſſer ſelbſt das menſchliche Angeſicht als Gegenſtände, die würdig wären, von der Malerkunſt nachgebildet zu werden; aber alte Bilder erſchienen mir nicht als Nachbildungen ſondern gewiſſermaßen als koſtbare Gegenſtände, die da ſind, und auf denen ſich Dinge befinden, die man gewohnt iſt als auf Gemälden befindliche zu ſehen. Dieſe Richtung hatte für mich den Nuzen, daß ich bei meinen Verſuchen, Gegenſtände der Natur zu malen, nicht in die Nachahmung irgend eines Meiſters verfiel, ſondern daß meine Arbeiten mit all ihrer Fehlerhaftigkeit etwas ſehr Gegenſtändliches und Naturwahres hatten; aber es erwuchs mir auch der Nachtheil daraus, daß ich nie aus alten Meiſtern lernte, wie dieſer oder jener die Farben und Linien behandelt habe, und daß ich mir alles ſelber mühevoll erfinden mußte, und in Vielem gar zu einem Ziele nicht gelangte. Obwohl ich ſpäter der Betrachtung mittelalterlicher Gemälde mich mehr zuwandte, und ſogar im Winter viele Zeit in Gemäldeſammlungen unſerer Stadt zubrachte, ſo war doch mein früherer Zuſtand noch mehr oder weniger unbewußt vorherrſchend, und die Kunſt des Pinſels fand von mir nicht die Hingabe, die ſie verdient hätte. Als ich jezt mit Euſtach die Zeichnungen mittelalterlicher bildender Kunſt durchging, als ich mit ihm ein mir wie ein neues Wunder aufgegangenes Werk des alten Griechenthums betrachtete, als ich dieſes Werk mit den minder alten unſerer Vorfahren verglich, und die Unterſchiede und Beziehungen einſehen lernte: da fing ich auch an, die Gemälde meines Gaſtfreundes anders zu betrachten, als ich bisher ſie und andere Gemälde betrachtet hatte. Ich ging nicht nur oft in ſein Bilderzimmer, und verweilte lange Zeit in demſelben, ſondern ich ließ mir auch das Verzeichniß der Bilder geben, um nach und nach die Meiſter kennen zu lernen, die er verſammelt hatte, ich bath, daß mir erlaubt werde, mir das eine oder andere Bild, wie ich es eben wünſchte, auf die Staffelei ſtellen zu dürfen, um es ſo kennen zu lernen, wie mich ein innerer Drang trieb, und ich brachte oft mehrere Tage in Unterſuchung eines einzigen Bildes zu. Welch ein neues Reich öffnete ſich vor meinen Blicken! Wie die Dichter mir eine Welt der Seele aufſchloſſen, ſo lag hier wieder eine Welt, es war wieder eine Welt der Seele, wieder dieſelbe Welt der hochgehenden Seele der Dichtkunſt; aber mit wie ganz anderen Mitteln war ſie hier erſtrebt und erreicht. Welche Kraft welche Anmuth welche Fülle welche Zartheit, und wie war dem Schöpfer eine ähnliche eine gleiche aber menſchliche Schöpfung nachgeſchaffen. Ich lernte die Beziehungen der alten Malerei — mein Freund hatte faſt lauter alte Bilder — zu der Natur kennen. Ich lernte einſehen, daß die alten Meiſter die Natur getreuer und liebvoller nachahmten als die neuen, ja daß ſie im Erlernen der Züge der Natur eine unſägliche Ausdauer und Geduld hatten, vielleicht mehr, als ich empfand, daß ich ſelber hätte, und vielleicht mehr, als mancher Kunſtjünger der Gegenwart haben mag. Ich konnte nicht aburtheilen, da ich zu wenige Werke der Gegenwart kannte und ſo betrachtet hatte, als ich jezt ältere Bilder betrachtete; aber es ſchien mir ein größeres Eingehen in das Weſen der Natur kaum möglich. Ich begrif nicht, wie ich das ſo lange nicht in dem Maſſe hatte ſehen können, als ich es hätte ſehen ſollen. Wenn aber auch die Alten, wie ich hier mit ihnen umging, ſich der Wirklichkeit ſehr befliſſen, und ſich ihr ſehr hingaben, ſo ging das doch nicht ſo weit, als ich bei der Abbildung meiner naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtände geſchritten war, von denen ich alle Einzelheiten, ſo weit es nur immer möglich geweſen war, zu geben geſucht hatte. Dies wäre, wie ich einſah, der Kunſt hinderlich geweſen, und ſtatt einen ruhigen Geſammteindruck zu erzielen, wäre ſie in lauter Einzelheiten zerfallen. Die Meiſter, welche mein Gaſtfreund in ſeiner Sammlung beſaß, verſtanden es, das Einzelne der Natur in großen Zügen zu faſſen, und mit einfachen Mitteln — oft mit einem einzigen Pinſelſtriche — darzuſtellen, ſo daß man die kleinſten Merkmale zu erblicken wähnte, bei näherer Betrachtung aber ſah, daß ſie nur der Erfolg einer großen und allgemeinen Behandlung waren. Dieſe große Behandlung ſicherte ihnen aber auch Wirkungen im Großen, die dem entgehen, welcher die kleinſten Gliederungen in ihren kleinſten Theilen bildet. Ich ſah erſt jezt, welche ſchöne Geſtalten aus dem menſchlichen Geſchlechte auf der Malerleinwand lebten, wie edel ihre Glieder ſind, wie manigfaltig — ſtrahlend kräftig geiſtvoll milde — ihr Antliz, wie adelig ihre Gewänder, und wäre es eine Bettlerjacke, und wie treffend die Umgebung. Ich ſah, daß die Farbe der Angeſichter und anderer Theile das leuchtende Licht menſchlicher Geſtaltungen iſt, nicht der Farbeſtoff, mit dem der Unkundige ſeinen Gebilden ein widriges Roth und Weiß gibt, daß die Schatten ſo tief gehen, wie ſie die Natur zeigt, und daß die Umgebung eine noch größere Tiefe hat, wodurch jene Kraft erzielt wird, die ſich der nähert, welche die Schöpfung durch wirklichen Sonnenſchein gibt, den niemand malen kann, weil man den Pinſel nicht in Licht zu tauchen vermag, eine Kraft, die ich jezt an den alten Bildern ſo bewunderte. Von der außermenſchlichen Natur ſah ich leuchtende Wolken klare Himmelsgebilde ragende reiche Bäume gedehnte Ebenen ſtarrende Felſen ferne Berge helle dahinfließende Bäche ſpiegelnde Seen und grüne Weiden, ich ſah ernſte Bauwerke und ich ſah das ſogenannte ſtille Leben in Pflanzen Blumen Früchten in Thieren und Thierchen. Ich bewunderte das Geſchick und den Geiſt, womit alles zurechtgelegt und hervorgebracht iſt. Ich erkannte, wie unſere Vorfahren Landſchaften und Thiere malten. Ich erſtaunte über den zarten Schmelz, womit einer mittelſt Überfarben ſeinen Gebilden eine Durchſichtigkeit gab, oder über die Stärke, womit ein anderer undurchſichtige Farben hinſtellte, daß ſie einen Berg bildeten, der das Licht fängt und ſpiegelt, und es ſo zwingt, das Bild mit zu malen, zu dem ein Licht in dem Farbenkaſten nicht war. Ich erkannte, wie der eine in durchſichtigen Farben untermalte, und auf dieſe ſeine feſten körperigen Farben aufſetzte, oder wie ein anderer Farbe auf Farbe mit breitem Pinſel hinſtellt, und mit ihm die Übergänge vermittelt, und mit ihm die Zeichnung umreißt. Daß alte Bilder düſterer ſind, erſchien mir einleuchtend, da das Öhl die Farben nachdunkeln macht, und der Firniß eine dunkle bräunliche Farbe erhält. Beides haben umſichtige Meiſter mehr als voreilige zu vermeiden gewußt, und mein Gaſtfreund hatte Bilder, die in ſchöner Pracht und Farbenherrlichkeit leuchteten, obwohl auch bei ihnen die Würde bewahrt blieb, daß ſie mehr die Kraft des Tones als auffallende oder etwa gar unwahre Farben brachten. Da ich ſchon viel mit Farben beſchäftigt geweſen war, ſo verweilte ich oft lange bei einem Bilde, um zu ergründen, wie es gemalt iſt, und auf welche Weiſe die Stoffe behandelt worden ſind. In dem Roſenzimmerchen Mathildens, wohin mich mein Gaſtfreund führte, um auch dort die Bilder zu ſehen, hingen vier kleine Gemälde, davon zwei von Tizian waren, eines von Dominichino und eines von Guido Reni. Sie waren an Größe faſt gleich und hatten gleiche Rahmen. Sie waren die ſchönſten, die mein Gaſtfreund beſaß. Je mehr man ſie betrachtete, deſto mehr feſſelten ſie die Seele. Ich bath ihn faſt zu oft, mir dieſe vier Bildchen zu zeigen, und er ermüdete nicht, mir immer die Frauengemächer aufzuſchließen, mich in das Zimmerchen zu führen, mich die Bilder betrachten zu laſſen, und mit mir darüber zu ſprechen. Er nahm ſie öfter herab, und ſtellte ſie auf dem Tiſche oder auf einem Seſſel ſo auf, daß ſie in dem beſten Lichte ſtanden. Ich brachte merkwürdige Tage in jener Zeit in dem Roſenhauſe meines Freundes zu. Mein Weſen war in einer hohen in einer edlen und veredelnden Stimmung.

Ich fragte ihn einmal, woher er denn die Bilder erhalten habe.

„Sie ſind recht nach und nach in das Haus gekommen, wie es der Sammelfleiß und mitunter auch der Zufall gefügt hat,“ antwortete er. „Ich habe von einem Oheime mehrere geerbt; ſie waren aber nicht die beſten, wie ich ſie jezt habe, ich verkaufte einen Theil davon, um mir andere wenn auch wenigere aber beſſere zu kaufen. Ich habe euch ſchon einmal geſagt, daß ich in Italien geweſen bin. Ich habe drei Reiſen in dieſes Land gemacht. Da hat ſich manches gefunden. Ich habe ſtets nach Bildern geſucht, habe Manches gekauft, Manches wieder verkauft, Neues gekauft, und ſo war ein fortlaufender Wechſel, bis es ſo wurde, wie es jezt iſt. Nun aber verkaufe oder vertauſche ich nichts mehr, ſelbſt wenn mir etwas Außerordentliches vorkäme, das ich nicht ohne Weggabe eines Früheren erkaufen könnte. Mit dem Alter wird man ſo anhänglich an das Gewohnte, daß man es nicht miſſen kann, wenn es auch verbraucht zu werden beginnt und verſchoſſen und verſchollen iſt. Ich lege alte Kleider nicht gerne ab, und wenn ich eines der Bilder, die mich nun ſo lange umgeben, aus dem Hauſe laſſen müßte, ſo würde ich einem großen Schmerze nicht entgehen. Sie mögen nun bleiben, wie ſie ſind, und wo ſie ſind, bis ich ſcheide. Selbſt der Gedanke, daß ein Nachfolger die Bilder ſo laſſe und ſie ehre, wie ſie hier ſind, hat für mich etwas ſehr Angenehmes, obwohl er thöricht iſt, und ich ihm aus dem Wege gehe; denn darin beſteht das Leben der Welt, daß ein Streben und Erringen und darum ein Wandel iſt, welcher Wandel auch hier eintreten wird. Ich habe auch längere Zeit ſchon nichts mehr gekauft, außer einer recht lieben kleinen Landſchaft von Ruysdael, die neben der Thür im Bilderzimmer hängt, und die ihr ſo gerne anſchaut. Ich würde nur etwas ſehr Werthvolles kaufen, in ſo ferne es meine Kräfte zuließen. Ich habe oft Jahre lang auf ein Bild warten müſſen, das mir ſehr gefiel, und das ich zu haben wünſchte, entweder, weil der Beſizer eigenſinnig war, und, obwohl er das Bild weggeben wollte, doch Bedingungen an die Hingabe knüpfte, die nicht zu erfüllen waren, oder weil er ſich von dem Bilde nicht trennen wollte, obgleich er es mißhandelte und zu Grunde gehen ließ. Zuweilen mußte ich ſchlechtere Bilder kaufen, die durch Farbenreiz oder andere Eigenſchaften das Auge anſprachen, um einen Vorrath zum Tauſche zu haben. Es gibt nehmlich Leute, welche Freude an Bildern haben; welche ältere bedeutende Bilder nicht weggeben, wenn ſie ſolche beſizen, ſie aber doch nicht erkennen und ſie durch ſchlechte Behandlung Schaden leiden laſſen. Sie ziehen ein Gemälde vor, welches ſie beſſer verſtehen, welches ihnen mehr gefällt, wenn es auch im Werthe minder iſt, und ſind zu einem Tauſche bereit. Dieſer macht ihnen Freude, und wenn ich ihnen darlegte, daß ihr Gemälde einen höheren Werth habe als das meinige, und wenn ich dieſen Werth nach genauer Schäzung durch Geld ausglich, ſo war das Vergnügen noch größer; denn ſie zweifelten doch immer, ob ich Recht habe, und das alte Bild nicht aus Vorliebe überſchäze, da ihnen ja ihre Augen ſagten, daß der Unterſchied nicht ſo groß ſei. Auf dieſe Weiſe bekam ich manches Angenehme, ohne meinem Billigkeitsgefühle nahe treten zu müſſen, was bei Bildergeſchäften ſo leicht der Fall wird. Die heilige Maria mit dem Kinde, welche euch ſo wohl gefällt, und welche ich beinahe eine Zierde meiner Sammlung nennen möchte, hat mir Roland auf dem Dachboden eines Hauſes gefunden. Er war dorthin mit dem Eigenthümer geſtiegen, um altes Eiſenwerk, darunter ſich mittelalterliche Sporen und eine Klinge befanden, zu kaufen. Das Bild war ohne Blindrahmen, und war nicht etwa zuſammengerollt, ſondern wie ein Tuch zuſammengelegt, und lag im Staube. Roland konnte nicht genau erkennen, ob es einen Werth habe, und kaufte es dem Manne um ein Geringes ab. Ein Soldat hatte es einmal aus Italien geſchickt. Er hatte es als bloße Packleinwand benüzt, und hatte Wäſche und alte Kleider in dasſelbe gethan, die ihm zu Hauſe ausgebeſſert werden ſollten. Darum hatte das Bild Brüche, wo nehmlich die Leinwand zuſammengelegt geweſen war, an welchen Brüchen ſich keine Farbe zeigte, da ſie durch die Gewalt des Umbiegens weggeſprungen war. Auch hatte man, da wahrſcheinlich die Fläche zum Zwecke einer Umhüllung zu groß geweſen war, Streifen von ihr weggeſchnitten. Man ſah die Schnitte noch ganz deutlich, während die anderen Ränder ſehr alt waren, und noch die Spuren von den Nägeln zeigten, mit denen ſie einſt an den Blindrahmen befeſtigt geweſen waren. Auch war, durch die Mißhandlungen der Zeiten herbeigeführt, an andern Stellen als an denen der Brüche, die Farbe verſchwunden, ſo daß man nicht nur den Grund des Gemäldes ſondern hie und da auch die lediglichen nackten Fäden der alten Leinwand ſehen konnte. So kam das Bild auf dem Asperhofe an. Wir breiteten es zuerſt auseinander, wuſchen es mit reinem Waſſer, und mußten dann, um es als Fläche zu erhalten und es betrachten zu können, Gewichte auf ſeine vier Ecken legen. So lag es auf dem Fußboden des Zimmers vor uns. Wir erkannten, daß es das Werk eines italieniſchen Malers ſei, wir erkannten auch, daß es aus älterer Zeit ſtamme; aber von welchem Künſtler es herrühre, oder auch nur aus welcher Zeit es ſei, war nach dem Zuſtande, in welchem die Malerei ſich befand, durchaus nicht zu beſtimmen. Theile, welche ganz waren, ließen indeſſen ahnen, daß das Gemälde einen nicht zu geringen Werth haben dürfte. Wir gingen nun daran, ein Brett zu verfertigen, auf welches das Bild geklebt werden könnte. Wir bereiten ſolche Bretter gewöhnlich aus Eichenholz, das aus zwei übereinanderliegenden Stücken, deren Faſern auf einander ſenkrecht ſind, und einem Roſte beſteht, damit dem ſogenannten Werfen oder Verbiegen des Holzes vorgebeugt werde. Als das Brett fertig und die Verkittung an demſelben vollkommen ausgetrocknet war, wurde das Gemälde auf dasſelbe aufgezogen. Wir hatten dort, wo die Ränder des Bildes weggeſchnitten waren, die Holzfläche größer gemacht, und die neu entſtandenen Stellen mit paſſender Leinwand gut ausgeklebt, um dem Gemälde annähernd wieder eine Geſtalt geben zu können, die es urſprünglich gehabt haben mochte, und in der es ſich den Augen wohlgefällig zeigte. Hierauf wurde daran gegangen, das Bild von dem alten hie und da noch vorfindlichen Firniſſe und von dem Schmuze, den es hatte, zu reinigen. Der Firniß war durch die gewöhnlichen Mittel leicht wegzubringen, nicht ſo leicht aber der durch Jahrhunderte veraltete Schmuz, ohne daß man in Gefahr kam, auch die Farben zu beſchädigen. Das gereinigte auf der Staffelei ſtehende Gemälde wies uns nun eine viel größere Schönheit, als es uns nach der erſten oberflächlichen Waſchung gezeigt hatte; aber es war durch die vielen Sprünge Riſſe und nackten Stellen noch ſo verunſtaltet, daß eine genaue Würdigung auch jezt nicht möglich war, ſelbſt wenn wir bedeutend größere Erfahrungen gehabt hätten, als wir hatten. Roland und Euſtach ſchritten zur Ausbeſſerung. Kein Ding kann ſchwieriger ſein, und durch keins ſind Gemälde ſo ſehr entſtellt und entwerthet worden. Ich glaube, wir haben einen nicht unrichtigen Weg eingeſchlagen. Eine urſprüngliche Farbe durfte gar nicht bedeckt werden. Zum Glücke hatte das Bild gar nie eine Ausbeſſerung oder ſogenannte Übermalung erhalten, ſo daß entweder nur die urſprüngliche Farbe vorhanden war oder gar keine. In die farbentblößten Stellen wurde die Farbe, welche die umgrenzenden Ränder zeigten, gleichſam wie ein Stift eingeſezt, bis die Grube erfüllt war. Wir nahmen die Farben ſo trocken als möglich und ſo dicht gerieben, als es der Laufer auf dem Steine, ohne ſtecken zu bleiben, zuwege bringen konnte. Wenn ſich aber doch wieder nach dem Trocknen eine Vertiefung zeigte, wurde dieſelbe neuerdings mit der nehmlichen Farbe ausgefüllt, und ſo fortgefahren, bis eine Höhlung nicht mehr entſtand. Erhöhungen, die blieben, wurden mit einem feinen Meſſer gleichgeſchliffen. Auch über unausrottbaren Schmuz wurde die Farbe ſeiner Umgebung gelegt. Wenn die Farbe nach längerer Zeit durch das Öhl, das ſie enthielt, und durch andere Urſachen, die vielleicht noch mitwirken, nachgedunkelt war, und ſich in dem Gemälde als Fleck zeigte, wurde mit äußerſt trockener Farbe und mit der Spize eines feinen Pinſels die Stelle ſo lange gleichſam ausgepunktet, bis ſie ſich von der Umgebung durchaus nicht mehr unterſchied. Dieſes Verfahren wurde zuweilen mehrere Male wiederholt. Zulezt konnte man mit freien Augen die Pläze, an welchen ſich neue Farben befanden, gar nicht mehr erkennen. Nur das Vergrößerungsglas zeigte noch die Ausbeſſerungen. Wir brachten Jahre mit dieſem Verfahren zu, beſonders da Zwiſchenzeiten waren, die mit andern Arbeiten ausgefüllt werden mußten, und da unſer Vorgehen ſelber Zwiſchenzeiten bedingte, in denen die Farben auszutrocknen hatten, oder in denen man ihnen Zeit geben mußte, die Veränderungen zu zeigen, die nothwendig bei ihnen eintreten müſſen. Dafür aber war an dem vollendeten

Gemälde nicht zu merken, daß es nicht in allen Theilen ein altes ſei, es hatte die feinen Sprünge alter Bilder und hatte alle die Reinheit und Klarheit des Pinſels, der es urſprünglich geſchaffen hatte. Wenn man alte Bilder bei Ausbeſſerungen übermalt und dadurch ſtimmt, ſo iſt nicht ſelten ein Überzug über die feinen Linien, welche die Zeit in alte Bilder ſprengt, und dieſer Überzug zeigt nicht nur, daß das Bild ausgebeſſert worden iſt, ſondern er ſtellt auch einen feinen Schleier dar, der über die Farben gebreitet iſt, und ſie trüb und undurchſichtig macht. Solche Bilder geben oft einen düſtern unerfreulichen und ſchwerlaſtenden Eindruck. Es werden viele unſer Thun in Herſtellung alter Bilder unbedeutend und unerheblich nennen, beſonders da es ſo viele Zeit und ſo viele Anſtalten erforderte; uns aber machte es eine große und eine innige Freude. Ihr werdet es gewiß nicht tadeln, da ihr einen ſo großen Antheil an den Hervorbringungen der Kunſt zu nehmen beginnt. Wenn nach und nach die Geſtalt eines alten Meiſters vor uns aufſtand, ſo war es nicht blos das Gefühl eines Erſchaffens, das uns beſeelte, ſondern das noch viel höhere eines Wiederbelebens eines Dinges, das ſonſt verloren geweſen wäre, und das wir ſelber nicht hätten erſchaffen können. Als ſchon bereits einige Theile des Bildes fertig waren, zeigte es ſich, daß die Farben reiner und glänzender ſeien, als wir gedacht hatten, und daß das Bild einen vorzüglicheren Werth habe, als Anfangs unſere Vermuthung war. So lange die vielen Sprünge und farbloſen Stellen und ſo lange die unreinen Flecke, die wir nicht hatten beſeitigen können, auf dem Gemälde waren, übten ſie auch auf das Nichtzerſtörte und ſogar auf das ſehr wohl Erhaltene einen Einfluß aus, und ließen es im Ganzen mißfärbiger erſcheinen, als es war. Nachdem aber in einer ziemlich großen Fläche die widerſtreitenden Stellen mit den entſprechenden Farben zugedeckt waren, und die neue Farbe die alte, ſtatt ihr zu widerſprechen, unterſtützte, ſo kam eine Reinheit ein Schmelz eine Durchſichtigkeit und ſogar ein Feuer zu Stande, daß wir in Erſtaunen geriethen; denn bei ſtarkbeſchädigten Bildern kann man die Folgerichtigkeit der Übergänge nicht beurtheilen, bis man ſie nicht vollendet vor ſich hat. Freilich mochte der beſondere Farbenfluß ſich noch höher darſtellen, da er von den unverbeſſerten und widerwärtigen Stellen umgeben und gehoben wurde; aber das war ſchon vorauszuſehen, daß, wenn das ganze Bild fertig ſein würde, ſeine Stimmung einen entſchieden künſtleriſchen Eindruck machen müſſe. Ich hatte während der Arbeit viele Mühe darauf verwendet, die ganze Geſchichte und die Herkunft des Bildes zu erforſchen; allein ich kam zu keinem Ergebniſſe. Der Soldat, der die Leinwand aus Italien geſchickt hatte, war längſt geſtorben, und es lebte überhaupt niemand mehr, der in näherer Beziehung zu dem Ereigniſſe geſtanden wäre; denn dasſelbe hatte ſich weit früher zugetragen, als ich gedacht hatte. Der Großvater des lezten Beſizers des Bildes hatte öfter erzählt, daß er ſagen gehört habe, daß ein aus dem Hauſe gebürtiger Soldat einmal ſeine Strümpfe und Hemden in ein Muttergottesbild eingewickelt aus Welſchland nach Hauſe geſchickt habe. Die Wahrheit der Erzählung beſtättigte ſich dadurch, daß man noch das alte zerſtörte Marienbild auf dem Dachboden des Hauſes fand. Ich konnte auch nicht ergründen, welche Gelegenheit es geweſen ſei, die jenen deutſchen Soldaten nach Welſchland geführt hatte. Von dem, herauszufinden, aus welcher Gegend Italiens das Bild gekommen ſei, konnte nun vollends gar keine Rede mehr ſein. Als nach langer Zeit nach vieler Mühe und mancher Unterbrechung das Gemälde in einem ſchönen alterthümlich gearbeiteten Goldrahmen fertig vor uns ſtand, war es eine Art Feſt für uns. Roland war herbei gerufen worden, da er gegen den Schluß des Werkes eine Reiſe angetreten, und die Vollendung ſeinem Bruder überlaſſen hatte. Mehrere Nachbaren waren geladen worden, ja ein Freund und Kenner alter Kunſt, dem ich die Sache gemeldet hatte, war ſogar von ziemlich weiter Entfernung herzugekommen, um die Wiederherſtellung zu ſehen, und andere, wenn ſie auch nicht geladen waren, hatten ſich eingefunden, da ſie durch Zufall Kenntniß von der Begebenheit erhalten hatten, und wußten, daß ſie auf dem Asperhofe nicht unwillkommen ſein würden. Es iſt nicht wahr, was man öfter ſagt, daß eine ſchöne Frau ohne Schmuck ſchöner ſei als in demſelben: und eben ſo iſt es nicht wahr, daß ein Gemälde zu ſeiner Geltung nicht des Rahmens bedürfe. Ich hatte zu unſerem Marienbilde einen Rahmen nach Zeichnungen aus mittelalterlichen Gegenſtänden beſtellt, und hatte deſſen Ausführung gelegentlich, wenn mich ein Geſchäft oder mein Wille in die Stadt brachte, überwacht. Er war weit eher auf dem Asperhofe angekommen, als das Bild fertig war, und mußte die Zeit über in ſeiner Kiſte verpackt harren. Wir verſuchten auch nicht ein einziges Mal das Bild in ihn zu fügen, ehe es fertig war, um den Eindruck nicht zu ſchwächen. Bei neuen Bildern zeigt freilich der Rahmen erſt, daß noch manches hinzuzufügen und zu ändern iſt, und vieles muß an ſolchen Bildern erſt gemacht werden, wenn man ſie bereits in einem Rahmen geſehen hat. Bei alten Bildern, die wiederhergeſtellt werden, iſt das anders, beſonders, wenn ſie auf unſere Weiſe hergeſtellt werden. Da gibt das Vorhandene den Weg der Herſtellung an, man kann nicht anders malen, als man malt, und die Tiefe das Feuer und der Glanz der Farben iſt daher durch das bereits auf der Leinwand Befindliche bedingt. Wie dann das Bild in einem Rahmen ausſehen werde, liegt nicht in der Willkühr des Wiederherſtellers, und wenn es in dem Rahmen trefflich oder minder gut ſteht, ſo iſt das Sache des urſprünglichen Meiſters, deſſen Werk man nicht ändern darf. Als unſere Maria, welche noch nicht einmal einen Firniß erhalten hatte, aus den alterthümlichen Geſtalten des Rahmens, die ſehr paßten, herausſah, ſo war es ein wunderbarer Anblick, und erſt jezt ſahen wir, welche Lieblichkeit und Kraft der alte Meiſter in ſeinem Bilde dargelegt hatte. Obwohl der Rahmen erhabene Arbeit in Blumen Verzierungen und ſogar in Theilen der menſchlichen Geſtalt enthielt, und auf demſelben Glanzlichter von ſtarker Wirkung angebracht waren, ſo erſchien das Bild doch nicht unruhig, ja es beherrſchte den Rahmen, und machte ſeinen Reichthum zu einer anmuthigen Mannigfaltigkeit, während es ſelber durch ſeine Gewalt ſich geltend machte, und in den erhebenden Farben von würdigem Schmucke umgeben thronte. Ein leiſer Ruf entſchlüpfte den Lippen aller Anweſenden, und ich freute mich, daß ich mich nicht getäuſcht hatte, als ich auf die Macht des Bildes rechnend einen ſo reichen Rahmen für dasſelbe beſtellt hatte. Wir ſtanden lange davor, und betrachteten die Schönheit der Farbengebung an den entblößten Theilen ſo wie die der Gewandung und der Gründe, was im Vereine mit der Einfachheit und Hoheit der Linienführung und mit der maßvollen Anordnung der Flächen ein ſo würdevolles und heiliges Ganzes bildete, daß man ſich eines tiefen Ernſtes nicht erwehren konnte, der wie wahrhaftige Andacht war. Erſt ſpäter fingen wir zu ſprechen an, beredeten dieſes und jenes, und kamen, wie es natürlich war, dahin, Vermuthungen über den Meiſter zu wagen. Es wurde Guido Reni genannt, es wurde Tizian genannt, es wurde die

Rafaeliſche Schule genannt. Für alles hatte man Gründe, und der Schluß war, wie er es auch noch heute iſt, daß man nicht wußte, von wem das Bild ſei. Roland war außerordentlich vergnügt, daß er die Sache in ihrer Entſtellung ſchon geahnt, und durch den Kauf eine ſo zweckmäßige Handlung ausgeführt habe. Damals war er noch außerordentlich jung, er war bei Weitem nicht ſo eingeübt wie jezt, und war daher ſeiner Handlung nicht ganz ſicher. Euſtach ſah man es an, daß ihm, wie der Volksausdruck ſagt, das Herz vor Freude lache. Eine freundliche Bewirthung meiner Gäſte war damals das Ende des Tages. Wir ſuchten in der folgenden Zeit eine Stelle, an welcher das Bild am vortheilhafteſten aufgehängt werden könnte. Roland erhielt eine Belohnung in einem Werke, das er ſich ſchon längſt gewünſcht hatte, und Euſtach, das ſah ich wohl, fand ſeine ſchönſte Befriedigung darin, daß er näher in unſere Kunſtkreiſe gezogen wurde. Dem Manne, von welchem das Bild in ſeinem verſtümmelten Zuſtande gekauft worden war, gab ich noch eine Summe, mit welcher er weit über ſeine Erwartung abgefunden war; denn das Bild hätte er doch nie herſtellen laſſen können, er wäre auch auf den Gedanken nicht gekommen, und ohne Roland wäre das Bild nicht verkauft worden, bis es immer mehr verfallen, und einmal vernichtet worden wäre. Oft ſtand ich in ſpäteren Zeiten noch davor, und hatte manche Freude in Betrachtung des Werkes. Ich ſah das Angeſicht und die Hände der Mutter an, und ſah das theils nackte theils durch ſchöne Tücher ſchicklich verhüllte Kind. Ein dem Lande Italien ſo häufig zukommendes Zeichen iſt es, daß das Kind nicht in den Armen der Mutter gehalten wird, ſondern daß es mit ſchönem Hinneigen zu derſelben und von ihr leicht und ſanft umfaßt auf einem erhöhten Gegenſtande vor ihr ſteht. Der Künſtler hat dadurch nicht nur Gelegenheit gefunden, den Körper des Kindes in einer weit ſchöneren Stellung zu malen, als wenn er von der Mutter an ihren Buſen gehalten geweſen wäre, ſondern er hat noch den weit höheren Vortheil erreicht, das göttliche Kind in ſeiner Kraft und in ſeiner Freiheit zu zeigen, was die Wirkung hat, als ehrten wir gleichſam ſchon die Macht, mit welcher es einſtens handeln wird. Daß ſüdliche Völker den Heiland als Kind in ſo großer ſinnlicher Schönheit malen, hat mich immer entzückt, und wenn auf meinem Bilde das heilige Kind eher wie ein kräftiger wunderſchöner Leib des Südens ausſieht, ſo beirrt mich das nicht, ſehen doch die Jeſuskinder und die Johanneskinder des herrlichen Rafael auch ſo aus, und die Wirkung iſt doch eine ſo gewaltige. Daß die Mutter, deren Mund ſo ſchön iſt, die Augen gegen Himmel wendet, ſagt mir nicht ganz zu. Die Wirkung, ſcheint mir, iſt hierin ein wenig überbothen, und der Künſtler legt in eine Handlung, die er ſeine Geſtalt vor uns vornehmen läßt, eine Bedeutung, von der er nicht machen kann, daß wir ſie in der bloſſen Geſtalt ſehen. Wer durch einfachere Mittel wirkt, wirkt beſſer. Wenn er die Heiligkeit und Hoheit ſtatt in die erhobenen Augen in die bloße Geſtalt hätte legen können, wobei die Augen einfach vor ſich hinblickten, ſo hätte er beſſer gethan. Rafael läßt ſeine Madonnen ruhig und ernſt blicken, und ſie werden Himmelsköniginnen, während ſo manche andere nur bethende Mädchen ſind. Aus dieſem möchte ich auch ſchlieſſen, daß das Bild nicht aus der Rafaelſchen Schule iſt, ſo ſehr die herrliche Geſtalt des Kindes daran erinnert. Das Bild hängt nicht mehr dort, wo es Anfangs war. Wir haben alle Bilder mehrere Male umgehängt, und es gewährt eine eigene Freude, zu verſuchen, ob in einer andern Anordnung die Wirkung des Ganzen nicht eine beſſere ſei. Auch darüber haben wir ernſte Berathungen und vielerlei Verſuche angeſtellt, welche Farbe wir den Wänden geben ſollen, daß ſich die Bilder am beſten von ihnen abheben. Wir blieben dann bei dem röthlichen Braun ſtehen, das ihr jezt noch in dem Gemäldezimmer findet. Ich laſſe nun nichts mehr ändern. Die jezige Lage der Bilder iſt mir zu einer Gewohnheit und iſt mir lieb geworden, und ich möchte ohne übeln Eindruck die Sache nicht anders ſehen. Sie iſt mir eine Freude und eine Blume meines Alters geworden. Die Erwerbung der Bilder, die, wie ihr ſchon aus meinen früheren Worten ſchließen könnt, nicht immer ſo leicht war, wie die der heiligen Maria, ſtellt eine eigene Linie in dem Gange meines Lebens dar, und dieſe Linie iſt mit vielem verſehen, was mir theils einen freudigen theils einen trüben Rückblick gewährt. Wir ſind in manche Verhältniſſe gerathen, haben manche Menſchen kennen gelernt, und haben manche Zeit mit Wiederherſtellung der Bilder mit Verwindung von Täuſchungen mit Hineinleben in Schönheiten zugebracht, wir haben auch manche zu Zeichnungen und Entwürfen von Rahmen verwendet; denn alle Gemälde haben wir nach und nach in neue von uns entworfene Rahmen gethan, und ſo ſtehen nun die Werke um mich wie alte hochverehrungswürdige Freunde, die es täglich mehr werden, und die eine Annehmlichkeit und eine Wonne für meine noch übrigen Tage ſind.“

Daß ich durch die Erzählung meines Gaſtfreundes der Sammlung ſeiner Bilder noch mehr zugewendet wurde, begreiſt ſich.

Ich lenkte meine Aufmerkſamkeit nun auch auf die Kupferſtiche meines Gaſtfreundes. Da dieſelben nicht unter Glas und Rahmen waren, ſondern ſich in großen Laden des Tiſches im Leſezimmer befanden, ſo konnte man ſie weit bequemer betrachten als die Gemälde. Ich nahm mir zuerſt die Mappen nach einander heraus, und ſah alle Kupferſtiche der Reihe nach an. Dann aber ging ich an eine mehr geordnete Betrachtung. So wie mein Gaſtfreund nicht Bücher aus dem Hauſe gab, wohl aber einem Gaſte in ſein Zimmer die verlangten bringen ließ, ſo that er es auch mit den Kupferſtichen, nur gab er immer gleich eine ganze Mappe in ein Zimmer nicht aber leicht einzelne Blätter. Er that dies der Erhaltung und Schonung willen. Weil ich nun nicht viele Stunden im Leſezimmer ununterbrochen mit Anſehen von Kupferſtichen zubringen mochte, ſo ließ mir mein

Gaſtfreund die einzelnen Mappen nach und nach in meine Wohnung bringen, und ich konnte die in ihnen enthaltenen Werke mit Muße betrachten, konnte dieſe Beſchäftigung auch durch Anderes unterbrechen, und konnte, wenn ich die Mappe durch eine beliebige Zeit in meiner Wohnung gehabt hatte, dieſelbe durch eine andere erſezen. Später, da ich alle Mappen genau durchſucht hatte, wobei ich mir diejenigen Werke aufzeichnete, die mir ganz beſonders gefielen oder die von meinem Gaſtfreunde und Euſtach als vorzüglich bezeichnet waren, ſchlug ich mir bei Gelegenheit nur die eine oder die andere auf, um das eine oder andere mir ſehr liebe Werk des Grabſtichels zu beſehen. Ich merkte mir in meinem Gedenkbuche auch diejenigen an, welche ich mir gleichfalls kaufen wollte, wenn es ſolche waren, die man noch im Handel bekommen konnte. Ich lernte bei dieſen Unterſuchungen die Art und Weiſe des Vortrags verſchiedener Meiſter und verſchiedener Zeiten kennen, und endlich auch würdigen, und ich fand wieder, wie es bei den Gemälden der Fall iſt, daß mit geringen Ausnahmen auch dieſe Kunſt eine ſchönere Vergangenheit gehabt habe, als ſie eine Gegenwart habe, ja bei den Kupferſtichen konnte ich dies noch genauer kennen lernen als bei Gemälden, da mein Freund alte und neue Kupferſtiche hatte, während in ſeinem Bilderzimmer nur ſehr wenige neue Bilder hingen, die Vergleichung alſo ſchwieriger war, und ich mich auf die neuen Bilder weniger erinnerte, welche ich in der Stadt geſehen hatte, und welche ich auch mit anderen Augen mochte angeſchaut haben. Ich lernte die Feinheiten die Großartigkeit die Schönheit die Ruhe in der Behandlung immer mehr kennen und würdigen, und beſchloß, da mir Kupferſtiche weit leichter zu erwerben waren als Gemälde, vorläufig damit zu beginnen, mir Blätter, die ich für trefflich hielt, zu kaufen, und eine Sammlung anzubahnen. Es war eine ziemliche Zeit hingegangen, die ich mit Betrachtung und Einprägung der Kupferſtiche und Gemälde verbrachte. Euſtach war häufig bei mir, wir ſprachen über die Dinge, und ich lernte täglich höher von dieſem Manne denken.

Ich kam während dieſer Zeit auch öfter in das Schreinerhaus und andere Werkſtätten, und ſah zu, was da verfertiget werde.

Bei dieſen Veranlaſſungen fiel es mir auf, daß mein Gaſtfreund noch nicht begonnen hatte, aus dem in Wahrheit gewiß außerordentlich ſchönen Marmor, den ich ihm gebracht hatte, deſſen Schönheit ich ganz gewiß zu beurtheilen verſtand, und der ihm ſelber viele Freude gemacht zu haben ſchien, etwas verfertigen zu laſſen. Ich konnte auch den Marmor in dem Roſenhauſe gar nicht auffinden. Er war in dem Vorrathshauſe gelegen, wo ſich auch öfter Steine von mir befunden hatten. Jezt war er nicht mehr dort. War er, um nicht Verlezungen zu erfahren, in einen anderen ſichereren Ort gebracht worden, oder hatte man ihn doch irgendwohin geſendet, wo an ihm gearbeitet wurde? Das Lezte war nicht denkbar, da mein Gaſtfreund alle Dinge aus Holz und Stein in ſeinem Hauſe arbeiten ließ, wozu auch nicht nur die Vorrichtungen und Werkzeuge vorhanden waren, ſondern wohin auch zu jeder Zeit die etwa noch mangelnden Arbeitskräfte gezogen werden können.

Ich machte eines Tages eine Reiſe in das Lauterthal, und hielt mich einige Zeit in demſelben auf. Es war nicht, um meine gewöhnliche Beſchäftigung dort vorzunehmen, ſondern um nach den Arbeiten mit meinem Marmor zu ſehen. In der Nähe des Ahorngaſthauſes — etwa zwei Wegeſtunden von demſelben entfernt — befand ſich die Anſtalt, in welcher Marmor geſägt und geſchliffen wurde, und in welcher man verſchiedene Dinge aus Marmor verfertigte. Der Ort hieß das Rothmoor, weßhalb, konnte ich nicht ergründen; denn es war überall Geſtein und rauſchendes Waſſer, und von einem Moore war auf Meilen in der Länge und Breite nichts zu finden; aber der Ort hieß ſo. Es befanden ſich dort mehrere Stücke Marmor von mir, damit aus denſelben etwas für den Vater gemacht würde. Das größte Stück war faſt roſenroth, und es ſollte daraus ein Waſſerbecken für den Garten werden. Das Becken aber hatte ich ſelber entworfen. Aus großer Vorliebe für Gewächſe hatte ich ſeine Geſtalt aus dem Gewächsreiche genommen. Es war ein Blatt, welches dem der Einbeere ſehr ähnlich war, in welchem die glänzende dunkelſchwarze Kugel liegt. Ich hatte das Blatt nach einem wirklichen aus Wachs gebildet, nur die Auszackung machte ich geringer und die Tiefe größer. Das Wachsblatt wurde von einem Arbeiter, der des Geſtaltens ſehr kundig war, in Gips bedeutend größer nachgebildet, und nach dem Gipsblatte ſollte das Marmorbecken gearbeitet werden. In der Tiefe desſelben ſollte wie bei dem Einbeerenblatte die Kugel liegen, und aus einem Stiele, der ſich über das Blatt erhebt, ſoll das Waſſer in einem feinen Strahle in das Blatt ſpringen. Das

Blatt ſelber ſollte von Roſenmarmor der Stamm und Stengel von einem anderen dunkleren ſein. Ich beſtrebte mich in dem Rothmoore nachzuſehen, wie weit die Arbeit gediehen ſei, und verſuchte durch Beſprechungen für größere Leichtigkeit und Reinheit einzuwirken. Aus anderem Marmor ſollten andere Dinge verfertigt werden. Zuerſt das Pflaſter um die Einbeere herum. Das Blatt ſollte ſein Waſſer auf dieſes Pflaſter hinabgießen, dasſelbe ſollte auf ſeiner Ebene eine ſanfte Rinne bilden, um das Waſſer weiter zu leiten. Die Farbe des Pflaſters ſollte blaß gelblich ſein. Ich hatte eine erkleckliche Anzahl Stücke hiezu zuſammengebracht. Für eine Laube in dem Garten hatte ich die Platte eines Tiſchchens beabſichtigt. Sonſt waren noch kleine Tragſteine ein paar Simſe und Briefbeſchwerer im Werke. Die Sachen waren in Arbeit. Als Daraufgabe war ein Neſt, in welchem zwei Eier lagen, deren Marmor faſt täuſchend die Farbe von Kibizeiern hatte.

Ich war mit den Arbeiten, ſo weit ſie jezt gediehen waren, ſehr zufrieden. Der Stein zu dem Becken war nicht nur in ſeine allgemeine Geſtalt geſchnitten worden, ſondern das Blatt war in rohen Umriſſen fertig, ſo daß zur feineren Ausfeilung und zur Glättung geſchritten werden konnte. Es arbeiteten zwei Menſchen ausſchließlich an dieſem Gegenſtande. Mit dem Gipsvorbilde ließ ich noch einige Veränderungen vornehmen. Es war mir nicht leicht genug, und zeigte mir nicht hinlänglich das Weiche des Pflanzenlebens. Ich ging in die Berge, ſuchte Pflanzen der Einbeere, und brachte ſie ſammt ihrer Erde in Töpfen zurück, damit ſie nicht zu ſchnell welkten, und uns länger als Muſter dienen könnten. An dieſen Pflanzen ſuchte ich zu zeigen, was an dem Vorbilde noch fehle. Ich erklärte, wo ein Blatttheil ſich ſanfter legen ein Rand ſich weicher krümmen müſſe, damit endlich das Steinbild, wenn es fertig wäre, nicht den Eindruck hervorbringe, als ob es gemacht worden, ſondern den, als ob es gewachſen wäre. Da ich mich bemühte, die Sache ohne Verletzung des Mannes, welcher das Gipsvorbild verfertiget hatte, darzulegen, und ſie eher in das Gewand einer Berathung einzukleiden, ſo ging man auf meine Anſichten ſehr gerne ein, und da die erſten Verſuche gelangen, und das Becken durch die größere Ähnlichkeit, die es mit dem Blatte erlangte, auch ſichtbar an Schönheit gewann, ſo ging man mit Eifer an die Fortſetzung, ſuchte ſich den Pflanzenmerkmalen immer mehr zu nähern, und erlebte die Freude, daß endlich das Werk in ungemein edlerer Vollendung daſtand als früher. Selbſt für künftige Arbeiten hatte man durch dieſes Verfahren einen Anhaltspunkt gewonnen, und Hoffnungen geſchöpft, ſich in ſchönere und heiterere Kreiſe zu ſchwingen. Der Werkmeiſter ſprach unverhohlen mit mir über die Sache. Früher hatte man nach hergebrachten Geſtalten und Zeichnungen Gegenſtände verfertigt, dieſelben verſandt, und Preiſe dafür erhalten, die ſolchen Waaren gewöhnlich zukommen, ſo daß die Anſtalt beſtehen konnte, aber einer gehäbigen und wohlhabenden Blüthe doch nicht theilhaftig war. Daß man ſich an Pflanzen als Vorbilder wenden könne, war ihnen nicht eingefallen. Jezt richtete man den Blick auf ſie, und fand, daß alle Berge voll von Dingen ſtänden, die ihnen Fingerzeige geben könnten, wie ſie ihre Werke zu verfertigen und zu veredeln hätten.

Ich blieb ſo lange da, bis das Gipsblatt vollkommen fertig war, und bis ich mich darüber beruhigt hatte, welche Werkzeuge zum Meſſen angewendet würden, damit die Geſtalt des Vorbildes mit allen ihren Verhältniſſen in die Nachbildung übergehen könnte.

Nachdem ich noch die Bitte um Beſchleunigung der Arbeit angebracht hatte, damit ich ſie ſo bald als möglich in den Garten des Vaters bringen könnte, und nachdem ich verſprochen hatte, in dieſem Sommer noch einen Beſuch in der Anſtalt zu machen, trat ich den Rückweg in das Roſenhaus wieder an.

Ich beſtieg auf meiner Wanderung, die ich in den Bergen zu Fuße machte, das Eiskar, ſezte mich auf einen Steinblock, und ſah beinahe den ganzen Nachmittag in tiefem Sinnen auf die Landſchaften, die vor mir ausgebreitet waren, hinaus.

In dem Roſenhauſe beſchäftigte ich mich wieder mit Betrachtung der Bilder. Ich nahm ſogar ein Vergrößerungsglas, und ſah die Gemälde an, wie denn die verſchiedenen alten Meiſter gemalt haben, ob der eine einen ſtumpfen ſtarren Pinſel genommen habe, der andere einen langen weichen, ob ſie mit breitem oder ſpizigem gearbeitet, ob ſie viel untermalt haben, oder gleich mit den ſchweren undurchſichtigen Farben darauf gegangen ſeien, ob ſie in kleinen Flächen fertig gemacht, oder das Groſze vorerſt angelegt, und es in allen Theilen nach und nach der Vollendung zugeführt hätten.

Mein Gaſtfreund war in dieſen Dingen ſehr erfahren, und ſtand mir bei.

Von den Dichtern nahm ich jezt Calderon vor. Ich konnte ihn bereits in dem Spaniſchen leſen, und vertiefte mich mit großem Eifer in ſeinen Geiſt.

Wir beſuchten mehrere Male den Inghof. Es wurde dort Muſik gemacht, es wurde geſpielt, wir beſuchten die ſchönſten Theile der Umgebung, oder beſahen, was der Garten oder der Meierhof oder das Haus Vorzügliches aufzuweiſen hatte.

Zur Zeit der Roſenblüthe kam Mathilde und Natalie auf den Asperhof. Wir wußten den Tag der Ankunft, und erwarteten ſie. Als ſie ausgeſtiegen waren, als Mathilde und mein Gaſtfreund ſich begrüßt hatten, als einige Worte von den Lippen der Mutter zu Guſtav geſprochen worden waren, wendete ſie ſich zu mir, und ſprach mit den freundlichſten Mienen und mit dem liebevollſten Blick ihrer Augen die Freude aus, mich hier zu finden, zu wiſſen, daß ich mich ſchon ziemlich lange bei ihrem Freunde und ihrem Sohne aufgehalten habe, und zu hoffen, daß ich die ganze ſchöne Jahreszeit auf dem Asperhofe zubringen werde.

Ich erwiederte, daß ich heuer beſchloſſen habe, den ganzen Sommer über blos für mein Vergnügen zu leben, und daß ich es mit großem Danke anerkennen müſſe, daß mir erlaubt ſei, auf dieſem Sitze verweilen zu dürfen, der das Herz den Verſtand und das ganze Weſen eines jungen Mannes ſo zu bilden geeignet ſei.

Natalie ſtand vor mir, da dieſes geſprochen worden war. Sie erſchien mir in dieſem Jahre vollkommener geworden, und war ſo außerordentlich ſchön, wie ich nie in meinem ganzen Leben ein weibliches Weſen geſehen habe.

Sie ſagte kein Wort zu mir, ſondern ſah mich nur an. Ich war nicht im Stande, etwas aufzufinden, was ich zur Bewillkommung hätte ſagen können. Ich verbeugte mich ſtumm, und ſie erwiederte dieſe Verbeugung durch eine gleiche.

Hierauf gingen wir in das Haus.

Die Tage verfloſſen wie die in den vergangenen Jahren. Nur eine einzige Ausnahme trat ein. Man begann nach und nach von den Bildern zu ſprechen, man ſprach von der Marmorgeſtalt, welche auf der ſchönen Treppe des Hauſes ſtand, man ging öfter in das Bilderzimmer, und beſah Verſchiedenes, und man verweilte manche Augenblicke in der dämmerigen

Helle der Treppe, auf welche von oben die ſanfte Fluth des Lichtes hernieder ſank, und vergnügte ſich an der Herrlichkeit der dort befindlichen Geſtalt und der Pracht ihrer Gliederung. Ich erkannte, daß Mathilde in der Beurtheilung der Kunſt erfahren ſei, und daß ſie dieſelbe mit warmem Herzen liebe. Auch an Natalien ſah ich, daß ſie in Kunſtdingen nicht fremd ſei, und daß ſie in ihrer Neigung etwas gelten. Ich machte alſo jezt die Erfahrung, daß man in früherer Zeit, da ich mein Augenmerk noch weniger auf Gemälde und ähnliche Kunſtwerke gerichtet hatte, und dieſelben einen tiefen Plaz in meinem Innern noch nicht einnahmen, mich geſchont habe, daß man nicht eingegangen ſei, in meiner Gegenwart von den in dem Hauſe befindlichen Kunſtwerken zu ſprechen, um mich nicht in einen Kreis zu nöthigen, der in jenem Augenblicke noch beinahe außerhalb meiner Seelenkräfte lag. Mir kam jezt auch zu Sinne, daß in gleicher Weiſe mein Vater nie zu mir auf eigenen Antrieb von ſeinen Bildern geſprochen habe, und daß er ſich nur in ſo weit über dieſelben eingelaſſen, als ich ſelber darauf zu ſprechen kam, und um dieſes oder jenes fragte. Sie haben alſo ſämmtlich einen Gegenſtand vermieden, der in mir noch nicht geläufig war, und von dem ſie erwarteten, daß ich vielleicht mein Gemüth zu ihm hinwenden würde. Mich erfüllte dieſe Betrachtung einigermaßen mit Scham, und ich erſchien mir gegenüber all den Perſonen, die nun durch meine Vorſtellung gingen, als ungefüg und unbehilflich; aber da ſie immer ſo gut und liebreich gegen mich geweſen waren, ſo ſchloß ich aus dieſem Umſtande, daß ſie nicht nachtheilig über mich geurtheilt, und daß ſie meinen Antheil an dem, was ihnen bereits theuer war, als ſicher bevorſtehend betrachtet haben. Dieſer Gedanke beruhigte mich eines Theiles wieder. Beſonders aber gereichte es mir zur Genugthuung, daß ſie mit einer Art von Freude in die Geſpräche eingingen, die ſich jezt über bildende Kunſt entſpannen, daß alſo das nicht unſachgemäß ſein mußte, was ich in dieſer Richtung jezt äußerte, und daß es ihnen angenehm war, mit mir auf einer Lebensrichtung zuſammen zu treffen, welche für ſie Wichtigkeit hatte.

Eines Tages, da die Blüthe der Roſen ſchon beinahe zu Ende war, wurde ich unfreiwillig der Zeuge einiger Worte, welche Mathilde an meinen Gaſtfreund richtete, und welche offenbar nur für dieſen allein beſtimmt waren. Ich zeichnete in einer Stube des Erdgeſchoſſes ein Fenſtergitter. Das Erdgeſchoß des Hauſes hatte lauter eiſerne Fenſtergitter. Dieſe waren aber nicht jene großſtäbigen Gitter, wie man ſie an vielen Häuſern und auch an Gefängniſſen anbringt, ſondern ſie waren ſanft geſchweift, und hatten oben und unten eine flache Wölbung, die mitten gleichſam wie in einen Schlußſtein in eine ſchöne Roſe zuſammenlief. Dieſe Roſe war von vorzüglich leichter Arbeit, und war ihrem Vorbilde treuer, als ich irgendwo in Eiſen geſehen hatte. Außerdem war das ganze Gitter in zierlicher Art zuſammengeſtellt, und die Stäbe hatten nebſt der Schlußroſe noch manche andere bedeutſame Verzierungen. Es war faſt gegen Abend, als ich mich in einer Stube des Erdgeſchoſſes, deren Fenſter auf die Roſen hinausgingen, befand, um mir vorläufig die ganze Geſtalt des Gitters, die außen zu ſehr von den Roſen verdeckt war, zu entwerfen. Die einzelnen Verzierungen, deren Hauptentwicklung nach außen ging, wollte ich mir ſpäter einmal von dorther zeichnen. Da ich in meine Arbeit vertieft war, dunkelte es vor dem Fenſter, wie wenn die Laubblätter vor demſelben von einem Schatten bedeckt würden. Da ich genauer hinſah, erkannte ich, daß jemand vor dem Fenſter ſtehe, den ich aber der dichten Ranken willen nicht erkennen konnte. In dieſem Augenblicke ertönte durch das geöffnete Fenſter klar und deutlich Mathildens Stimme, die ſagte: „Wie dieſe Roſen abgeblüht ſind, ſo iſt unſer Glück abgeblüht.“

Ihr antwortete die Stimme meines Gaſtfreundes, welche ſagte: „Es iſt nicht abgeblüht, es hat nur eine andere Geſtalt.“

Ich ſtand auf, entfernte mich von dem Fenſter und ging in die Mitte des Zimmers, um von dem weiteren Verlaufe des Geſpräches nicht mehr zu vernehmen. Da ich ferner überlegt hatte, daß es nicht geziemend ſei, wenn mein Gaſtfreund und Mathilde ſpäter erführen, daß ich zu der Zeit, als ſie ein Geſpräch vor dem Fenſter geführt hatten, in der Stube geweſen ſei, der jenes Fenſter angehörte, ſo entfernte ich mich auch aus derſelben, und ging in den Garten. Da ich nach einer Zeit meinen Gaſtfreund Mathilden Natalie und Guſtav gegen den großen Kirſchbaum zugehen ſah, begab ich mich wieder in die Stube, und holte mir meine Zeichnungsgeräthe, die ich dort liegen gelaſſen hatte; denn der Abend war mittlerweile ſo dunkel geworden, daß ich zum Weiterzeichnen nicht mehr ſehen konnte.

Als die Roſenblüthe gänzlich vorüber war, beſchloſſen wir, uns auch eine Zeit in dem Sternenhofe aufzuhalten. Da wir den Hügel zu ihm hinan fuhren, ſah ich, daß Gerüſte an dem Mauerwerke aufgeſchlagen waren, und als wir uns genähert hatten, erkannte ich, daß die Arbeiter, die ſich auf den Gerüſten befanden, damit beſchäftigt waren, die Tünche von den breiten Steinen, welche an die Oberfläche der Mauern gingen, abzunehmen, und die Steine zu reinigen. Man hatte vorher an einem abgelegenen Theile des Hauſes einen Verſuch gemacht, welcher ſich bewährte, und welcher darthat, daß das Haus ohne Tünche viel ſchöner ausſehen werde.

In dem Sternenhofe wurde ich ſo freundlich behandelt, wie in der früheren Zeit, ja wenn ich meinem Gefühle trauen durfte, und wenn man ſo feine Unterſcheidungen machen darf, noch freundlicher als früher. Mathilde zeigte mir ſelber alles, von dem ſie glaubte, daß es mir von einigem Werthe ſein könnte, und erklärte mir bei dieſem Vorgange alles, von dem ſie glaubte, daß es einer Erklärung bedürfen könnte. Während dieſes meines Aufenthaltes erfuhr ich auch, daß Mathilde das Schloß von einem vornehmen Manne gekauft hatte, der ſelten auf demſelben geweſen war, und es ziemlich vernachläſſigt hatte. Vor ihm war es im Beſize einer Verwandten geweſen, deren Großvater es gekauft hatte. In der Zeit vorher war ein häufiger Wechſel der Eigenthümer geweſen, und das Gut war ſehr herab gekommen. Mathilde fing damit an, daß ſie die zum Schloſſe gehörigen Unterthanen, welche Zehnte und Gaben in dasſelbe zu entrichten hatten, gegen ein vereinbartes Entgelt für alle Zeiten von ihren Pflichten entband, und ſie zu unbeſchränkten Eigenthümern auf ihrem Grunde machte. Das zweite, was ſie that, beſtand darin, daß ſie die Liegenſchaften des Schloſſes ſelber zu bewirthſchaften begann, daß ſie einen geſchloſſenen Hausſtand von Geſinde und ihrer eigenen Familie begründete, und mit dieſem Hausſtande lebte. Sie richtete den Meierhof zurecht, und brachte mit Hilfe thätiger Leute, die ſie aufnahm, die Felder die Wieſen und Wälder in einen beſſeren Stand. Die ſchönen Zeilen von Obſtbäumen, welche durch die Fluren liefen, und die mir bei meinem erſten Aufenthalte ſchon ſo ſehr gefallen hatten, waren von ihr ſelber gepflanzt, und wenn ſie gute ſelbſt ziemlich erwachſene Obſtbäume irgendwo erhalten konnte, ſo ſcheute ſie nicht die Zeit und den Aufwand, ſie bringen und auf ihren Grund ſezen zu laſſen. Da die Nachbarn dieſes Verfahren allmählich nachahmten, ſo erhielt die Gegend das eigenthümliche und wohlgefällige Anſehen, das ſie von den umliegenden Ländereien unterſchied.

Die Gemälde, welche ſich in den Wohnzimmern Mathildens und Nataliens befanden, hatten nach meiner Meinung im Ganzen genommen zwar nicht den Werth wie die im Asperhofe, aber es waren manche darunter, welche mir nach meinen jezigen Anſichten mit der größten Meiſterſchaft gemacht ſchienen. Ich ſagte die Sache meinem Gaſtfreunde, er beſtätigte ſie, und zeigte mir Gemälde von Tizian Guido Reni Paul Veroneſe Van Dyk und Holbein. Unbedeutende oder gar ſchlechte Bilder, wie ich ſie, ſo weit mir jezt dieſes meine Rückerinnerung plözlich und wiederholt vor Augen brachte, in manchen Sammlungen, die mir in früheren Jahren zugänglich geweſen waren, geſehen hatte, befanden ſich weder in der Wohnung Mathildens noch in dem Asperhofe. Wir ſprachen auch hier ſo wie in dem Roſenhauſe von den Gemälden und es gehörte zu den ſchönſten Augenblicken, wenn ein Bild auf die Staffelei gethan worden war, wenn man die Fenſter, die ein ſtörendes Licht hätten ſenden können, verhüllt hatte, wenn das Bild in die rechte Helle gerückt worden war, und wenn wir uns nun davor befanden. Mathilde und mein Gaſtfreund ſaßen gewöhnlich, Euſtach und ich ſtanden, neben uns Natalie, und nicht ſelten auch Guſtav, welcher bei ſolchen Gelegenheiten ſehr beſcheiden und aufmerkſam war. Öfter ſprach hauptſächlich mein Gaſtfreund von dem Bilde öfter aber auch Euſtach, wozu Mathilde ihre Worte oder einfachen Meinungen geſellte. Man wiederholte vielleicht oft geſagte Worte, man zeigte ſich Manches, das man ſchon oft geſehen hatte, und machte ſich auf Dinge aufmerkſam, die man ohnehin kannte. So wiederholte man den Genuß, und verlebte ſich in das Kunſtwerk. Ich ſprach ſehr ſelten mit, höchſtens fragte ich, und ließ mir etwas erklären. Natalie ſtand daneben, und redete niemals ein Wort.

Zur Nimphe des Brunnens, die unter der Eppichwand im Garten war, ging ich auch öfter. Früher hatte ich den wunderſchönen Marmor bewundert, desgleichen mir nicht vorgekommen war; jezt erſchien mir auch die Geſtalt als ein ſehr ſchönes Gebilde. Ich verglich ſie mit der auf der Treppe im Hauſe meines Gaſtfreundes ſtehenden. Wenn auch jenes an Hoheit Würde und Ernſt weit den Vorzug in meinen

Augen hatte, ſo war dieſes doch auch für mich ſehr anmuthig weich und klar, es hatte eine beſchwichtigende Ruhe, wie die Göttin eines Quells ſollte, und hatte doch wieder jenes Reine und, ich möchte ſagen, Fremde, das ein Gemälde nicht hat, das aber der Marmor ſo gerne zeigt. Ich wurde mir dieſer Empfindung des Fremden jezt klarer bewußt, und ich erfuhr auch, daß ſie mich ſchon in früherer Zeit ergriffen hatte, wenn ich mich Marmorbildwerken gegenüber befand. Es wirkte bei dieſer Geſtalt noch ein Beſonderes mit, was in meiner Beſchäftigung der Erdforſchung ſeinen Grund hat, nehmlich, daß der Marmor gar ſo ſchön und faſt fleckenlos war. Er gehörte zu jener Gattung, die an den Rändern durchſcheinend iſt, deren Weiße beinahe funkelt, und uns verleitet zu meinen, man ſähe die zarten Kriſtalle wie Eisnadeln oder wie Zuckerkörner ſchimmern. Dieſe Reinheit hatte für mich an der Geſtalt etwas Erhabenes. Nur dort, wo das Waſſer aus dem Kruge floß, den die Geſtalt umſchlungen hielt, war ein grünlicher Schein in dem Marmor, und der Staffel, auf dem der am tiefſten herabgehende Fuß ruhte, war ebenfalls grün und von unten durch die herauf dringende Feuchtigkeit ein wenig verunreinigt. Der Marmor an dem Bilde meines Freundes war wohl trefflich, es mochte wahrſcheinlich pariſcher ſein; aber er hatte ſchon einigermaßen die Farbe alten Marmors, während die Nimphe wie neu war, als wäre der Marmor aus Carara. Ich dachte mir wohl auch, und meine Freunde beſtättigten es, daß das Bildwerk neueren Urſprunges ſei; aber wie bei dem meines Gaſtfreundes wußte man auch hier den Meiſter nicht.

Ich ſaß ſehr gerne in der Grotte bei dem Bildwerke. Es war da ein Siz von weißem Marmor in einer Vertiefung, die ſich ſeitwärts von der Nimphe in das Bauwerk zurück zog, und von der aus man die Geſtalt ſehr gut betrachten konnte. Es war ein ſanftes Dämmern auf dem Marmor, und im Dämmern war es wieder, als leuchtete der Marmor. Man konnte hier auch das leiſe Rinnen des Waſſers aus dem Kruge das Kräuſeln desſelben in dem Becken das Hinabträufeln auf den Boden und das gelegentliche Blizen auf demſelben ſehen.

Zur Wohnung hatte man mir dieſelbe Räumlichkeit gegeben, die ich in den erſten zwei Malen inne hatte, da ich in dieſem Schloſſe war. Man hatte ſie mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattet, auf die man nur immer denken konnte, und deren ich zum größten

Theile nicht bedurfte; denn ich war in meinem Reiſeleben gewohnt geworden, in den äußeren Dingen auf das Einfachſte vorzugehen.

Da wir von dem Sternenhofe Abſchied nahmen, ſagte mir Mathilde auf die liebe freundliche Weiſe Lebewohl, mit der ſie mich empfangen hatte.

Wir beſuchten auf unſerer Rückreiſe mehrere Landwirthe, welche in der Gegend einen großen Ruf genoſſen, und beſahen, was ſie auf ihren Gütern eingeführt hatten, und was ſie zum Wohle des Landes auszubreiten wünſchten. Mein Gaſtfreund nahm Rebſteckliuge Abtheilungen von Samen und Abbildungen von neuen Vorrichtungen mit nach Hauſe.

Ehe ich die Rückreiſe zu den Meinigen antrat, ging ich noch einmal in das Rothmoor, um zu ſehen, wie weit die Arbeiten aus meinem Marmor gediehen wären. Von den kleineren Dingen waren manche fertig. Das Waſſerbecken und die größeren Arbeiten mußten in das nächſte Jahr hinüber genommen werden. Ich billigte dieſe Anordnung; denn es war mir lieber, daß die Sache gut gemacht würde, als daß ſie bald fertig wäre. Das Vollendete packte ich ein, um es mit nach Hauſe zu nehmen.

In dem Roſenhauſe fand ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Roland, der über die Ergebniſſe der Nachforſchungen nach den Ergänzungen zu den Pfeilerverkleidungen meines Vaters ſprach. Es war keine Hoffnung vorhanden, die Ergänzungen zu finden. Im ganzen Gebirge war nichts, was mit den beſchriebenen Verkleidungen Ähnlichkeit hatte, überhaupt ſind da keine Verkleidungen und Vertäflungen vorhanden geweſen, wohin Roland ſeit Jahren ſeine Wanderungen angeſtellt hatte, ſie müßten denn ſehr verborgen ſein, wornach man ein Auffinden ſo dem Zufalle anheim geben müſſe, wie das durch Zufall entdeckt worden ſei, was ich meinem Vater gebracht hätte. In Hinſicht der Vertäflungen aber, um welche es ſich hier handle, ſei beinahe Gewißheit vorhanden, daß ſie zerſtört worden ſeien. Die Ausmaße, welche ihm über die in den Händen meines Vaters befindlichen Werke zugeſendet worden ſeien, paſſen genau auf ein Gemach im Steinhauſe des Lauterthales, woher gleich Anfangs der Urſprung der Dinge vermuthet worden ſei, und welches Gemach jezt öde ſteht. Es habe zwei Pfeiler, an denen die noch vorhandenen Verkleidungen geweſen ſein müſſen. Die Zwiſchenarbeiten ſind eben ſo zerſtört worden, wie vieles, was ſich in jenem ſteinernen Schlößchen befunden habe; denn ſonſt müßten ſie ſich entweder in dem Gebäude oder in der Gegend vorfinden, was beides nicht der Fall iſt, oder ſie müßten ſehr im Verborgenen ſein, da doch ſonſt die Nachforſchungen, welche nun ſchon durch zwei Jahre angeſtellt und bekannt geworden ſeien, die Leute veranlaßt haben dürften, die Sachen zum Verkaufe um einen guten Kaufſchilling zu bringen. Man müſſe alſo ſeine Gedanken dahin richten, daß nichts zu finden ſei, und wenn doch noch etwas gefunden würde, ſo müſſe man es als eine unverhoffte Gunſt anſehen. Mein Gaſtfreund und ich ſagten, daß wir ungefähr auf dieſes Ergebniß gefaßt geweſen ſeien.

Als der Herbſt ziemlich vorgeſchritten war, begab ich mich auf die Rückreiſe in meine Heimath. Es war ein ſehr heiterer Sonntagsmorgen, den ich zu meiner Ankunft auserwählt hatte, weil ich wußte, daß an dieſem Tage der Vater zu Hauſe ſein würde, und ich daher den Nachmittag in dem vollen Kreiſe der Meinigen zubringen konnte. Ich war nicht wie gewöhnlich auf einem Schiffe gekommen, ſondern ich hatte meine Wanderung längs des ganzen Gebirges gegen Sonnenaufgang unternommen, und war dann mitternachtwärts mit einem Wagen in unſere Stadt gefahren. Den Vater traf ich ſehr heiter an, er ſchien gleichſam um mehrere Jahre jünger geworden zu ſein. Die Augen glänzten in ſeinem Angeſichte, als wäre ihm eine ſehr große Freude widerfahren. Auch die anderen ſahen ſehr vergnügt und fröhlich aus.

Nach dem Mittageſſen führte er mich in das gläſerne Häuschen, und zeigte mir, daß ſich die Verkleidungen bereits auf den Pfeilern befänden. Es war ein bewunderungswürdiger Anblick, ich hätte nie gedacht, daß ſich die Schnitzerei ſo gut darſtellen würde. Sie war vollkommen gereinigt und ſchwach mit Firniß überzogen worden.

„Siehſt du," ſagte der Vater, „wie ſich alles ſchön geſtaltet hat. Die Holzverkleidung fügt ſich, als wäre ſie für dieſe Pfeiler gemacht worden. Es iſt faſt auch ſo der Fall; wenn nicht die Holzverkleidung für die Pfeiler gemacht worden iſt, ſo ſind doch die Pfeiler für die Holzverkleidung gemacht worden. Was aber von weit größerer Bedeutung iſt, beſteht darin, daß das Holzkunſtwerk in das ganze Häuschen ſo paßt, als wäre ſie urſprünglich für dasſelbe beſtimmt geweſen — und dies freut mich am meiſten. Ich kann mich daher auch nicht ſo betrüben wie du, daß die anderen Theile der Verkleidungen nicht aufzufinden geweſen ſind. Ich müßte ja das ganze Häuschen wieder umbauen, wenn die Ergänzungen zum Vorſcheine gekommen wären; denn ſchwerlich würden ſie hieher paſſen, und zu verſtümmeln oder zu vergrößern würden ſie ihrer Natur nach nicht ſein. Wir wollen daher das Vorhandene genießen, und kömmt durch ein Wunder die Ergänzung zum Vorſcheine, ſo wird ſich ſchon zeigen, was zu thun ſei. Du ſiehſt, wir haben uns viele Mühe gegeben, die Lücken auszufüllen, und alles in einen natürlichen Zuſammenhang zu bringen.

So war es auch. Über den Verkleidungen befanden ſich an den Pfeilern Spiegel eingeſezt, deren Rahmen die Verzierungen der Verkleidung fortſezten, und zu den Verzierungen der Fenſterſtäbe und Fenſterkreuze hinüber leiteten. Unter den Fenſtern waren Simſe und Vertäflungen ſo angebracht, daß ſie eine ruhigere Fläche zwiſchen den Schnizwerken abgaben. Ich ſprach gegen meinen Vater meine Bewunderung aus, daß man der Sache eine ſolche Geſtalt zu geben gewußt habe.

„Es iſt uns aber auch ein ſehr tüchtiger Lehrmeiſter beigeſtanden,“ erwiederte er, „und wir waren in der Lage, nach ſeinem Rathe noch Manches in unſerem begonnenen Werke abzuändern; denn ſonſt wäre es nicht ſo geworden, wie es geworden iſt. Seze dich zu uns, daß ich es dir erzähle."

Er ſaß mit der Mutter auf einer Bank, die aus feinen Rohrſtäben geflochten war, die Schweſter und ich nahmen ihnen gegenüber auf Seſſeln Plaz.

„Dein Gaſtfreund," fing er an, „hat uns ausgefunden, und hat, als du zwei Wochen fort wareſt, ſeine Bauzeichnungen und die Zeichnungen vieler anderer Gegenſtände hieher geſendet, daß ich ſie anſehe. Er hat mir auch den Antrag gemacht, daß ich manche, die mir beſonders gefielen, zu meinem Gebrauche nachzeichnen laſſen dürfe, nur möchte ich ihm die Blätter vorher alle ſenden, und die bezeichnen, deren Nachbildung ich wünſchte, er würde ſie mir dann gelegentlich zu dieſem Gebrauche zuſtellen. Ich lehnte dieſe Erlaubniß ab, nur Einzelnes von Verzierungen oder Stäben ließ ich flüchtig heraus zeichnen, in ſo fern ich erkannte, daß es mir bei meinen nächſten Anordnungen würde dienlich ſein. Den größten Nuzen aber ſchöpften wir — mein Arbeiter und ich — aus der Anſchauung des Ganzen überhaupt. Wir lernten hier neue Dinge kennen, wir ſahen, daß es Schöneres gibt, als wir ſelber haben, ſo daß wir den Plan und die Ausführung zu den Arbeiten in dem Häuschen hier viel beſſer machten, als wir ſonſt beides gemacht haben würden. Die Zeichnungen von den Bauwerken Geräthen und anderen Dingen, welche mir dein Gaſtfreund geſandt hat, ſind ſo ſchön, daß es vielleicht wenige gleiche gibt. Ich habe wohl in jüngeren Jahren bei meinen Reiſen und Wanderungen ſehr ſchöne und hie und da ſchönere Bauwerke geſehen; aber Zeichnungen von Bauwerken habe ich nie ſo vollendet klar und rein geſehen. Ich hatte eine große Freude bei dem Anſchauen dieſer Dinge, und wer in dem Beſize einer ſo trefflichen Sammlung der ſchönſten zahlreichen und dabei ſo manigfaltigen Gegenſtände iſt, der kann niemals mehr bei ſeinen Anordnungen in das Unbedeutende Leere und Richtige verfallen, ja er muß bei gehöriger Benüzung, und wenn ſein Geiſt die Dinge in ſich aufzunehmen verſteht, nur das Hohe und Reine hervorbringen. Das iſt eine ſeltne Gunſt des Schickſales, wenn ein Mann die Muße Mittel und Mitarbeiter hat, ſolche Werke anlegen zu können. Es gehörte zu meinen ſchönſten Augenblicken, in dieſen Sammlungen blättern zu dürfen, und mich in die

Anſchauung deſſen, was mich beſonders anſprach, zu vertiefen. Vielleicht gönnt es doch noch einmal eine ſpätere Gunſt, von dem Anerbiethen dieſes Mannes Gebrauch machen zu können, und hie und da etwas zu Stande zu bringen, was nicht ganz ein unwerther Zuwachs zu meinen lezten Tagen iſt. Alſo gefällt dir das, was wir zu unſeren Verkleidungen hatten hinzu machen laſſen?"

„Vater, ſehr," erwiederte ich; „aber ich habe jezt andere Dinge zu reden; ich kann mich von meinem Erſtaunen nicht erholen, daß mein Gaſtfreund ſeine Zeichnungen hieher geſendet hat, die er ſo liebt, die er gewiß nicht weniger liebt als ſeine Bücher, von denen er doch keines aus ſeinem Hauſe gibt. Ich habe eine ſo große Freude über dieſes Ereigniß, daß ich nicht Worte finde, ſie nur halb auszudrücken. Vater, mein Gefühl hat in jüngſter Zeit einen ſolchen Aufſchwung genommen, daß ich die Sache ſelber nicht begreife, ich muß mit dir darüber reden, ich habe ſehr viele Dinge mit dir zu reden. Und meinem Gaſtfreunde muß ich auf das Wärmſte und Heißeſte danken, ſobald ich ihn ſehe, er hat mir durch die Sendung der Zeichnungen an dich die höchſte Gunſt erzeigt, die er mir nur zu erzeigen im Stande war."

„Dann muß ich dich bitten, mit mir zu gehen, und noch etwas anzuſchauen,“ ſagte mein Vater.

Er führte mich in ſein Alterthumszimmer. Die Mutter und die Schweſter gingen mit.

An einem Pfeiler, der mit einem langen alterthümlich gefaßten Spiegel geſchmückt war, ſtand der Tiſch mit den Muſikgeräthen, den ich im Roſenhauſe in der Wiederherſtellung befindlich und zu Anfang dieſes Sommers bereits vollendet geſehen hatte.

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort ſagen.

Der Vater, der mein Gefühl verſtand, ſagte: „Der Tiſch iſt mein Eigenthum. Er iſt mir in dieſem Sommer geſendet worden, und es war die Bitte beigefügt, ich möge ihn unter meinen andern Dingen als Erinnerung an einen Mann aufſtellen, deſſen größte Freude es wäre, einem Andern, der ſeine Neigung gleichen Dingen zuwende wie er, ein Vergnügen zu machen.“

„Da muß ich nun augenblicklich zu meinem Freunde reiſen,“ rief ich.

„Den Dank habe ich ihm wohl ſchon ausgedrückt,“ ſagte der Vater; „aber wenn du hingehen, und es mit dem eigenen Munde thun willſt, ſo freut es mich um deſto mehr.“

Die Schweſter hüpfte oder ſprang beinahe in dem Zimmer herum, und rief: „ich habe es mir gedacht, daß er ſo handeln wird, ich habe es mir gedacht. O der Freude, o der Freude! Wirſt du bald abreiſen?“

„Morgen mit dem früheſten Tagesanbruch,“ erwiederte ich, „heute müſſen noch Pferde beſtellt werden.“

„Es iſt eine ſpäte Jahreszeit und du biſt kaum gekommen, mein Sohn,“ ſagte die Mutter; „aber ich halte dich nicht ab. Der Tiſch und noch mehr die Geſinnung des Mannes, der ihn ſendete, haben auf deinen Vater wie ein Glück gewirkt. Das müſſen vortreffliche Menſchen ſein.“

„Sie haben ihres Gleichen nicht auf Erden,“ rief ich.

Ohne zu ſäumen ſchickte ich den Knecht auf die Poſt, um mir auf den nächſten Morgen um vier Uhr zwei Pferde zu beſtellen. Dann ſprachen wir noch von dem Tiſche. Der Vater breitete ſich über ſeine Eigenſchaften aus, er erklärte uns dieſes und jenes, und ſezte mir dann in einer längeren Beweisführung auseinander, warum er gerade auf dieſem Plaze ſtehen müſſe, auf dem er ſtehe. Ohne von den Gemälden des Vaters etwas zu ſagen, auf welche ich mich ſehr gefreut hatte, und von denen ich mit dem Vater hatte reden wollen, und ohne auf meinen diesjährigen Sommeraufenthalt näher einzugehen, ließ ich den Reſt des Tages verfließen, und erwartete mit Ungeduld den Morgen. Nur gelegentliche Fragen des Vaters beantwortete ich, und hörte zu, wenn er wieder von dem ſprach, was in dieſem Sommer ein Ereigniß für ihn geweſen war. Vor dem Schlafengehen nahmen wir Abſchied, und ich begab mich auf meine Zimmer.

Um drei Uhr des Morgens war ein leichter Lederkoffer gepackt, und eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich in guten Reiſekleidern da. In dem Speiſezimmer, in welchem noch ein Frühſtück für mich bereit ſtand, erwartete mich die Mutter und die Schweſter. Der Vater, ſagten ſie, ſchlummere noch ſehr ſanft. Das Frühmahl war eingenommen, die Pferde ſtanden vor dem Hausthore, die Mutter verabſchiedete ſich von mir, die Schweſter begleitete mich zu dem Wagen, küßte mich dort auf das Innigſte und Freudigſte, ich ſtieg ein, und der Wagen fuhr in der noch überall dicht herrſchenden Finſterniß davon.

Ich war nie mit eigenen Poſtpferden gefahren, weil ich die Auslage für Verſchwendung hielt. Jezt that ich es, mir ging die Reiſe noch immer nicht ſchnell genug, und auf jeder Poſt, wo ich neue Pferde und einen neuen Wagen erhielt, däuchte mir der Aufenthalt zu lange.

Ich hatte den Vater um den Brief nicht gefragt, der mit den Zeichnungen oder mit dem Tiſche gekommen war, auch hatte ich mich nicht um die Art erkundigt, wie dieſe Dinge eingelangt ſeien. Der Vater hatte ebenfalls nichts davon erwähnt. Ich beſchloß, meinem Vorhaben treu zu bleiben, und hierüber eine Frage nicht zu ſtellen.

Nach einer nur durch das nothwendige Eſſen von mir unterbrochenen Fahrt bei Tag und Nacht kam ich gegen den Mittag des zweiten Tages in dem Roſenhauſe an. Ich hielt vor dem Gitter, gab einem Knechte, der gar nicht erſtaunt war, weil er an mein Gehen und Kommen in dieſem Hauſe gewohnt ſein mochte, meinen Koffer, ſendete Wagen und Pferde auf die letzte Poſt, in die ſie gehörten, zurück, ging in das Haus, und fragte nach meinem Freunde.

Er ſei in ſeinem Arbeitszimmer, ſagte man mir.

Ich ließ mich melden, und wurde hinaufgewieſen.

Er kam mir lächelnd entgegen, als ich eintrat. Ich ſagte, er ſcheine zu wiſſen, weßhalb ich komme.

„Ich glaube es mir denken zu können,“ antwortete er.

„Dann werdet ihr euch nicht wundern,“ ſagte ich, „daß ich in dieſem Jahre, für welches ich ſchon Abſchied genommen habe, mittelſt einer ſehr eiligen Reiſe noch einmal in euer Haus komme. Ihr habt meinem Vater eine doppelte Freude erwieſen, ihr habt zu mir nichts geſagt, mein Vater hat mir auch nichts geſchrieben, wahrſcheinlich, um den Eindruck, wenn ich die Sache ſelber ſähe, größer zu machen: ich müßte ein ſehr unrechtlicher Menſch ſein, wenn ich nicht käme, und für den Jubel, der in mein Herz kam, nicht dankte. Ich weiß nicht, wodurch ich es denn verdient habe, daß ihr das gethan habt, was ihr thatet; ich weiß nicht, wie ihr denn mit meinem Vater zuſammenhänget, daß ihr ihm ein ſo koſtbares Geſchenk macht, und daß ihr mit den Zeichnungen ſo in Liebe an ihn dachtet. Ich danke euch tauſendmal und auf das Herzlichſte dafür. Ich habe euch für alles Freundliche, was mir in eurem Hauſe zu Theil geworden iſt, in meinem Herzen gedankt, ich habe euch auch mit Worten gedankt. Dieſes aber iſt das Liebſte, was mir von euch gekommen iſt, und ich biethe euch den heißeſten Dank dafür an, der ſich am beſten ausſprechen würde, wenn es mir nur auch einmal gegönnt wäre, für euch etwas thun zu können."

„Das dürfte ſich vielleicht auch einmal fügen," antwortete er, „das Beſte aber, was der Menſch für einen andern thun kann, iſt doch immer das, was er für ihn iſt. Das Angenehmſte an der Sache iſt mir, daß ich mich nicht getäuſcht habe, und daß euer Vater an den Sendungen Freude hatte, und daß die Freude des Vaters auch euch Freude machte. Im Übrigen iſt ja alles ſehr einfach und natürlich. Ihr habt mir von den alterthümlichen Dingen erzählt, welche euer Vater beſitzt, und welche ihm Vergnügen machen, ihr habt von ſeinen Bildern geſprochen, ihr habt ihm Schnitzwerke gebracht, für welche er eigens einen kleinen Erker ſeines Hauſes umbauen ließ, ihr habt euch große Mühe gegeben, die Ergänzungen zu den Schnitzereien zu finden, habt ſogar meinen Rath hiebei eingeholt, und es war euch unangenehm, befürchten zu müſſen, daß ihr das Geſuchte troz alles Strebens nicht finden würdet. Da dachte ich, daß ich vielleicht mit einem meiner Gegenſtände eurem Vater ein Vergnügen machen könnte, beſprach mich mit Euſtach, und ſandte den Tiſch. Das Überſenden der Zeichnungen war auch ganz folgerichtig. Ihr habt im vorigen

Jahre mit vieler Mühe hier und im Sternenhofe Abbildungen von Geräthen gemacht, um eurem Vater nur im Allgemeinen eine Vorſtellung von dem zu geben, was hier iſt. Wie nahe lag es alſo, ihm Zeichnungen zu ſchicken, in denen noch weit Mehr weit Umfaſſenderes und weit Edleres enthalten iſt, obgleich ſie nur die Sammlung eines einzelnen Menſchen ſind, und weit hinter dem zurückſtehen, was an Prachtwerken hie und da beſteht. Wir haben vielerlei an alten Geräthen hier, wir können etwas entbehren, haben ſchon Manches weggegeben, und geben gerne etwas einem Manne, der damit Freude hat und der es zu pflegen und zu achten verſteht.“

„Es würde mir ſehr viel Schmerz machen,“ ſagte ich, „wenn ihr nur im Entfernteſten denken könntet, daß ich mit meinen Handlungen auf ein ſolches Ergebniß habe hinzielen können.“

„Das habe ich nie geglaubt, mein junger Freund,“ antwortete er, „ſonſt hätte ich die Sachen gar nicht geſchickt. Aber es iſt die zwölfte Stunde nahe. Gehet mit mir in das Speiſezimmer. Wir wußten zwar von eurer Ankunft nichts; aber es wird ſich ſchon etwas vorfinden, daß ihr nicht Hunger leiden müſſet, und daß auch wir nicht einen Abbruch leiden.“

Mit dieſen Worten gingen wir in das Speiſezimmer.

Nach dem Eſſen wurde ich von Guſtav in meine Wohnung geleitet, die immer in reinlichem Stande gehalten wurde, und die jezt von einem ſchwachen Feuer wohlthätig erwärmt war. Mir that eine Ruhe etwas noth, und die mäßige Wärme erquickte meine Glieder.

Im Laufe des Nachmittages ſagte mein Gaſtfreund zu mir: „Es iſt nie ein ſo ſchöner Spätherbſt geweſen als heuer, meine Witterungsbücher weiſen keinen ſolchen ſeit meinem Hierſein aus, und es ſind alle Anzeichen vorhanden, daß dieſer Zuſtand noch mehrere Tage dauern wird. Nirgends aber ſind ſolche klare Spätherbſttage ſchöner als in unſeren nördlichen Hochlanden. Während nicht ſelten in der Tiefe Morgennebel liegen, ja der Strom täglich in ſeinem Thale Morgens den Nebelſtreifen führt, ſchaut auf die Häupter des Hochlandes der wolkenloſe Himmel herab, und geht über ſie eine reine Sonne auf, die ſie auch den ganzen Tag hindurch nicht verläßt. Darum iſt es auch in dieſer Jahreszeit in den Hochlanden verhältnißmäßig warm, und während die rauhen Nebel in der Tiefgegend ſchon die Blätter von den Obſtbäumen geſtreift haben, prangt oben noch mancher Birkenwald mancher Schlehenſtrauch manches Buchengehege mit ſeinem goldenen und rothen Schmucke. Nachmittags iſt dann gewöhnlich auch die Ausſicht über das ganze Tiefland deutlicher als je zu irgend einer Zeit im Sommer. Wir haben daher beſchloſſen, heuer noch eine Reiſe in das Hochland zu machen, wie ich es in früherer Zeit ſchon in manchen Jahren gethan habe. Die Entfernungen ſind dort nicht ſo groß, und ſollten ſich die Vorboten melden, daß das Wetter ſich zur Änderung anſchicke, ſo können wir jederzeit den Heimweg antreten, und ohne viel Ungemach den Asperhof wieder erreichen. Morgen wird Mathilde und Natalie eintreffen, ſie fahren mit uns, auch Euſtach begleitet uns. Wolltet ihr nicht auch den Weg mit uns machen, und einige Tage der lieblichen Spätzeit mit uns genießen? Kömmt dann Schnee oder Regen, wenn wir wieder in meinem Hauſe angelangt ſind, ſo werdet ihr wohl auf dem Poſtwagen eure Heimreiſe machen können, und das Wetter wird euch nicht viel anhaben.“

„Es kann mir nie viel anhaben,“ entgegnete ich, „weil ich gegen ſeine Einflüſſe abgehärtet bin, auch könnte mir in dem Gefühle, welches ich gegen euch habe, keine größere Annehmlichkeit begegnen, als einige Zeit in eurer Geſellſchaft zu reiſen; aber zu Hauſe wiſſen ſie nichts davon, und erwarten mich wahrſcheinlich ſchon bald."

„Ihr könntet ſie ja in einem Briefe verſtändigen," ſagte er.

„Das kann ich thun," erwiederte ich. „Wenn ich auch gleich nach meiner Ankunft nach einer viele Monate dauernden Abweſenheit wieder fortgereiſt bin, wenn ſie mich auch ſchon in den nächſten Tagen erwarten, ſo werden ſie doch einſehen, daß ein längerer Aufenthalt in der Geſellſchaft eines Mannes, zu welchem ich in einer Angelegenheit wie die zwiſchen uns vorgefallene gereiſt bin, nur in der Natur der Sache gegründet iſt. Sie würden es weit übler nehmen, wenn ich unter den beſtehenden Verhältniſſen nach Hauſe käme, als wenn ich noch eine Weile bei euch bleibe."

„Ich habe euch meine Frage und mein Anerbiethen geſtellt," antwortete mein Gaſtfreund, „handelt nach eurem beſten Ermeſſen. Was ihr thut, wird wohl das Rechte ſein."

„Ich ſchreibe ſogleich den Brief."

„Gut, und ich werde ihn ſofort auf die Poſt ſenden.“

Ich ging in meine Zimmer, und ſchrieb einen Brief an den Vater. Es war wohl das Rechte, was ich that. Wie ſchwer würden es mir Vater Mutter und Schweſter verziehen haben, wenn ich mich nicht mit Freude an einen Mann zu einer kurzen Reiſe angeſchloſſen hätte, der ſo an unſerm Hauſe gehandelt hat.

Als ich mit dem Briefe fertig war, trug ich ihn hinab, und der Knecht, der gewöhnlich zu allen Bothengängen verwendet wurde, wartete ſchon auf ihn, um nebſt anderen Aufträgen ihn an den Ort zu bringen, in welchem er auf die Poſt kommen ſollte.

Am anderen Tage, ſchon im Verlaufe des Vormittages, kamen Mathilde und Natalie. Es ſchien, daß allen die Urſache, weßhalb ich, nachdem ich ſchon Abſchied genommen hatte, wieder in das Roſenhaus gekommen war, Freude machte. Sie ſahen mich freundlicher an. Selbſt Natalie, die mich ſo gemieden hatte, war anders. Ich glaubte einige Male, wenn ich abgewendet war, ihren Blick auf mich gerichtet zu wiſſen, den ſie aber ſogleich, wenn ich hinſah, weg wendete. Guſtav ſchloß ſich mit ganzem

Herzen an mich an, und hatte darüber kein Hehl. Ich wußte ſchon, daß er mir immer ſeine Neigung in großem Maße zugewendet habe, und ich erwiederte ſie aus dem Grunde meiner Seele.

Nachmittags wurden die Vorbereitungen zur Reiſe gemacht, und am anderen Morgen noch vor Aufgang der Sonne fuhren wir ab. Mit Mathilde fuhren Natalie und ein Dienſtmädchen, mit meinem Gaſtfreunde fuhren Euſtach Guſtav und ich. Mit Roland ſollten wir irgend wo im Lande zuſammen treffen, er ſollte eine Strecke mit uns reiſen, und für dieſen Fall war es dann beſtimmt, daß Guſtav in dem Wagen der Mutter untergebracht werden mußte. Die eigenthümliche Art des Hochlandes erzeugte einen eigenthümlichen Plan des Reiſens. Wir hatten nehmlich beſchloſſen, über manchen ſteilen und länger dauernden Berg hinan zu gehen, eben ſo über manchen hinab. Dies ſollte die ganze Geſellſchaft zuweilen zuſammen bringen zuweilen trennen. Man konnte auf dieſe Art Manches gemeinſchaftlich genießen, Manches vereinzelt, ſich aber in Kürze davon Mittheilungen machen.

Ehe noch die Sonne den höchſten Punkt ihres Bogens erklommen hatte, waren wir bereits die

Dachung empor gekommen, welche das niedrere Land von dem Hochlande trennt, und fuhren nun in das eigentliche Ziel unſerer Reiſe hinein.

Mein Gaſtfreund hatte Recht. In dem milden ſanften Schimmer der Nachmittagſonne, die hier faſt wärmer ſchien als in den Ebenen und Thälern des Tieflandes, fuhren wir einem lieblichen Schauplaze entgegen. Selbſt untergeordnete Umſtände vereinigten ſich, die Reiſe angenehm zu machen. Die ſandigen Straßen des Oberlandes, welche auch ſehr gut gebaut waren, zeigten ſich ohne ſtaubig zu ſein ſehr trocken, was von den Wegen in der Tiefe nicht geſagt werden konnte, die theils durch die täglichen Morgennebel getränkt theils ihres ſchweren Bodens halber ſchon in langen Strecken feucht kühl und ſchmuzig waren. So rollten wir bequem dahin, alles war klar durchſichtig und ruhig. Nataliens gelber Reiſeſtrohhut tauchte vor uns auf oder verſchwand, ſo wie ihr Wagen einen leichten Wall hinan ging oder jenſeits desſelben hinab fuhr. Die Sonne ſtand an dem wolkenloſen Himmel, aber ſchon tief gegen Süden, gleichſam als wollte ſie für dieſes Jahr Abſchied nehmen. Die lezte Kraft ihrer Strahlen glänzte noch um manches Geſtein und um die bunten Farben des Geſtrippes an dem Geſteine. Die Felder waren abgeerntet und umgepflügt, ſie lagen kahl den Hügeln und Hängen entlang, nur die grünen Tafeln der Winterſaaten leuchteten hervor. Die Hausthiere des Sommerzwanges entledigt, der ſie auf einen kleinen Weidefleck gebannt hatte, gingen auf den Wieſen, um das nachſproſſende Gras zu genießen, oder gar auf den Saatfeldern umher. Die Wäldchen, die die unzähligen Hügel krönten, glänzten noch in dieſer ſpäten Zeit des Jahres entweder goldgelb in dem unverlorenen Schmuck des Laubes oder röthlich oder es zogen ſich bunte Streifen durch das dunkle bergan klimmende Grün der Föhren empor. Und über allem dem war doch ein blauer ſanfter Hauch, der es milderte, und ihm einen lieben Reiz gab. Beſonders gegen die Thalrinnen oder Tiefen zu war die blaue Farbe zart und ſchön. Aus dieſem Dufte heraus leuchteten hie und da entfernte Kirchthürme oder ſchimmerten einzelne weiße Punkte von Häuſern. Das Tiefland war von den Morgennebeln befreit, es lag ſammt dem Hochgebirge, das es gegen Süden begrenzte, überall ſichtbar da, und ſäumte weithinſtreichend das abgeſchloſſene Hügelgelände, auf dem wir fuhren, wie eine entfernte duftige ſchweigende Fabel. Von Menſchentreiben darin war kaum etwas zu ſehen, nicht die Begrenzungen der Felder geſchweige eine Wohnung, nur das blizende Band des Stromes war hie und da durch das Blau gezogen. Es war unſäglich, wie mir alles gefiel, es gefiel mir bei weitem mehr, als früher, da ich das erſte Mal dieſes Land mit meinem Gaſtfreunde genauer beſah. Ich tauchte meine ganze Seele in den holden Spätduſt, der alles umſchleierte, ich ſenkte ſie in die tiefen Einſchnitte, an denen wir gelegentlich hin fuhren, und übergab ſie mit tiefem innerem Abſchluſſe der Ruhe und Stille, die um uns waltete.

Als wir einmal einen langen Berg empor klommen, deſſen Weg einerſeits an kleinen Felsſtücken Geſtrippe und Wieſen dahinging, andererſeits aber den Blick in eine Schlucht und jenſeits derſelben auf Berge Wieſen Felder und entfernte Waldbänder gewährte, als die Wägen voran gingen, und die ganze Geſellſchaft langſam folgte, vielfach ſtehen bleibend und ſich beſprechend, gerieth ich neben Natalien, die mich, nachdem wir eine Weile geſchwiegen hatten, fragte, ob ich noch das Spaniſche betreibe.

Ich antwortete ihr, daß ich es erſt ſeit Kurzem zu lernen begonnen habe, daß ich aber ſeit der Zeit immer darin fortgefahren ſei, und daß ich zulezt mich an Calderon gewagt habe.

Sie ſagte, von ihrer Mutter ſei ihr das Spaniſche empfohlen worden. Es gefalle ihr, ſie werde nicht davon ablaſſen, ſo weit nehmlich ihre Kräfte darin ausreichen, und ſie finde in dem Inhalte der ſpaniſchen Schriften beſonders in der Einſamkeit der Romanzen in den Pfaden der Maulthiertreiber und in den Schluchten und Bergen eine Ähnlichkeit mit dem Lande, in dem wir reiſen. Darum gefalle ihr das Spaniſche, weil ihr dieſes Land hier ſo gefalle. Sie würde am liebſten, wenn es auf ſie ankäme, in dieſen Bergen wohnen.

„Mir gefällt auch dieſes Land,“ erwiederte ich, „es gefällt mir mehr, als ich je gedacht hätte. Da ich zum erſten Male hier war, übte es auf mich ſchier keinen Reiz aus, ja mit ſeinem raſchen Wechſel und doch mit der großen Ähnlichkeit aller Gründe ſtieß es mich eher ab, als es mich anzog. Da ich mit unſerem Gaſtfreunde ſpäter einmal einen größeren Theil bereiſte, war es ganz anders, ich fand mich zu dieſer Weitſicht und Beſchränktheit zu dieſer Enge und Großartigkeit zu dieſer Einfachheit und Manigfaltigkeit hingeneigt. Ich fühlte mich bewegt, obwohl ich an ganz andere Geſtalten gewohnt war, und ſie liebte, nehmlich an die des Hochgebirges. Heute aber gefällt mir alles, was uns umgibt, es gefällt mir ſo, daß ich es kaum zu ſagen im Stande bin.“

„Seht, das geht immer ſo,“ erwiederte ſie. „Als ich mit meinem Vater zum erſten Male hier war, freilich befand ich mich noch in den Kinderjahren, war mir das unaufhörliche Auf- und Abfahren ſo unangenehm, daß ich mich auf das Äußerſte wieder in unſere Stadt und in deren Ebenen zurück ſehnte. Nach langer Zeit fuhr ich mit der Mutter durch dieſe Gegenden und ſpäter wiederholt in derſelben Geſellſchaft wie heute, außer euch, und jedes Mal wurde mir das Land und ſeine Geſtaltungen ja ſelbſt ſeine Bewohner lieber. Auch das iſt eigenthümlich und angenehm, daß man Wagenreiſen und Fußreiſen verbinden kann. Wenn man, wie wir jezt thun, die Wägen verläßt, und einen langen Berg hinan geht, oder ihn hinab geht, wird einem das Land bekannter, als wenn man immer in dem Wagen bleibt. Es tritt näher an uns. Die Geſträuche an dem Wege, die Steinmauern, die ſie hier ſo gerne um die Felder legen, ein Birkenwäldchen mit den kleinſten Dingen, die unter ſeinen Stämmen wachſen, die Wieſen, die ſich in eine

Schlucht hinab ziehen, und die Baumwipfel, welche aus der Schlucht herauf ſehen, hat man unmittelbar vor Augen. In Ebenen eilt man ſchnell vorbei. Hier iſt gerade ſo eine Schlucht, wie ich ſprach."

Wir blieben ein Weilchen ſtehen, und ſahen in die Schlucht hinab. Beide ſprachen wir gar nichts. Endlich fragte ich ſie, woher ſie denn wiſſe, daß ich die ſpaniſche Sprache lerne.

„Unſer Gaſtfreund hat es uns geſagt," erwiederte ſie, „er hat uns auch geſagt, daß ihr Calderon leſet."

Nach dieſen Worten gingen wir weiter. Die andere Geſellſchaft, welche vor uns geweſen war, blieb im Geſpräche ſtehen, und wir erreichten ſie. Die Geſpräche wurden allgemeiner, und betrafen meiſtens die Gegenſtände, welche man eben entweder in nächſter Nähe oder in großer Entfernung ſah.

Weil nach Untergang der Sonne gleich große Kühle eintrat, und unſere Reiſe nicht den Zweck hatte, große Strecken zurück zu legen, ſondern das zu genießen, was die Zeit und der Weg bothen, ſo wurde, als die Sonne hinter den Waldſäumen hinab ſank, Halt gemacht, und die Nachtherberge bezogen. Die Eintheilung war ſchon ſo gemacht worden, daß wir zu dieſer Zeit in einem größeren Orte eintrafen.

Wir gingen noch ins Freie. Wie ſchnell war in Kurzem der Schauplaz geändert. Die belebende und färbende Sonne war verſchwunden, alles ſtand einfärbiger da, die Kühle der Luft ließ ſich empfinden, in der Tiefe der Wieſengründe zogen ſich ſehr bald Nebelfäden hin, das ferne Hochgebirge ſtand ſcharf in der klaren Luft, während das Tiefland verſchwamm und Schleier wurde. Der Weſthimmel war über den dunkeln Wäldern hellgelb, manche Rauchſäule ſtieg aus einer Wohnung gegen ihn auf, und bald auch glänzte hie und da ein Stern, die feine Mondesſichel wurde über den Zacken des weſtlichen Waldes ſichtbar, um in ſie zu ſinken.

Wir gingen nun in ein Zimmer, das für uns geheizt worden war, verzehrten dort unſer Abendeſſen, blieben noch eine Zeit in Geſprächen ſizen, und begaben uns dann in unſere Schlafgemächer.

Am andern Tage war ein klarer Reif über Wieſen und Felder. Die Nebelfäden unſerer Umgebung waren verſchwunden, alles lag ſcharf und funkelnd da, nur das Tiefland war ein einziger wogender Nebel, jenſeits deſſen das Hochgebirge deutlich mit ſeinen friſchen und ſonnigen Schneefeldern daſtand.

Kurz nach Aufgang der Sonne fuhren wir fort, und bald waren ihre milden Strahlen zu ſpüren. Wir empfanden ſie, der Reif ſchmolz weg, und in Kurzem zeigte ſich uns die Gegend wieder wie geſtern.

Wir beſuchten eine Kirche, in welcher mein Gaſtfreund Ausbeſſerungen an alten Schnizereien machen ließ. Es war aber gerade jezt nicht viel zu ſehen. Ein Theil der Gegenſtände war in das Roſenhaus abgegangen, ein anderer war abgebrochen, und lag zum Einpacken bereit. Die Kirche war klein und ſehr alt. Sie war in den erſten Anfängen der gothiſchen Kunſt gebaut. Ihre Abbildung befand ſich unter den Bauzeichnungen Euſtachs. Als wir alles beſehen hatten, fuhren wir wieder weiter.

Nachmittags geſellte ſich Roland zu uns. Er hatte uns in einem Gaſthauſe erwartet, in welchem unſere Pferde Futter bekamen.

Ich konnte, da wir uns eine Weile in dem Hauſe aufhielten, und ſpäter bei einer andern Gelegenheit, da wir eine Strecke zu Fuß gingen, wieder bemerken, daß ſeine Blicke zuweilen auf Natalien hafteten.

Er hatte Zeichnungen in einem Buche, das er bei ſich trug, und er hatte Bemerkungen und Vorſchläge in ſein Gedenkbuch geſchrieben. Er theilte von beiden Einiges mit, ſoweit es die Reiſe geſtattete, und verſprach Abends, wenn wir in der Herberge angelangt ſein würden, noch Mehreres vorzulegen.

Am nächſten Tage Nachmittags kamen wir nach Kerberg, und beſahen die Kirche und den ſchönen geſchnizten Hochaltar. Mir gefiel er jezt viel beſſer, als da ich ihn in Geſellſchaft meines Gaſtfreundes und Euſtachs zum erſten Male geſehen hatte. Ich begrif nicht, wie ich damals mit ſo wenig Antheil vor dieſem außerordentlichen Werke hatte ſtehen können; denn außerordentlich erſchien es mir troz ſeiner Fehler, die, wie ich wohl ſah, in jedem Werke altdeutſcher Kunſt zu finden ſein würden, die ich aber in dem Bildnerwerke, das auf der Treppe meines Freundes ſtand, nicht fand. Wir blieben lange in der Kirche, und ich wäre gerne noch länger geblieben. Vor der Ruhe dem Ernſte der Würde und der Kindlichkeit dieſes Werkes kam eine Ehrfurcht ja faſt ein Schauer in mein Herz, und die Einfachheit der Anlage bei dem großen Reichthume des Einzelnen beruhigte das Auge und das Gemüth. Wir ſprachen über das Werk, und aus dem Geſpräche erkannte ich jezt recht deutlich, daß früher auch vor dieſem Werke die zwei Männer auf meine Unkenntniß Rückſicht genommen hatten, und ich dankte es ihnen in meinem

Herzen. Ich nahm mir vor, einmal von dieſer Schnitzarbeit ein genaues Abbild zu machen, und es meinem Vater zu bringen.

Ich äußerte mich, wie ſchön wie groß einmal die Kunſt gewirkt habe, und wie dies jezt anders geworden ſcheine.

„Es ſind in der Kunſt viele Anfänge gemacht worden,“ ſagte mein Gaſtfreund. „Wenn man die Werke betrachtet, die uns aus ſehr alten Zeiten überliefert worden ſind, aus den Zeiten der egiptiſchen Reiche des aſſiriſchen mediſchen perſiſchen der Reiche Indiens Kleinaſiens Griechenlands Roms — vieles wird noch erſt in unſern Zeiten aus der Erde zu Tage gefördert, vieles harrt noch der zukünftigen Enthüllung, wer weiß, ob nicht ſogar auch Amerika Schätzenswerthes verbirgt — wenn man dieſe Werke betrachtet, und wenn man die beſten Schriften liest, die über die Entwicklung der Kunſt geſchrieben worden ſind: ſo ſieht man, daß die Menſchen in der Erſchaffung einer Schöpfung, die der des göttlichen Schöpfers ähnlich ſein ſoll, — und das iſt ja die Kunſt, ſie nimmt Theile, größere oder kleinere der Schöpfung und ahmt ſie nach — immer in Anfängen geblieben ſind, ſie ſind gewiſſermaßen Kinder, die nachäffen.

Wer hat noch erſt nur einen Grashalm ſo treu gemacht, wie ſie auf der Wieſe zu Millionen wachſen, wer hat einen Stein eine Wolke ein Waſſer ein Gebirge die gelenkige Schönheit der Thiere die Pracht der menſchlichen Glieder nachgebildet, daß ſie nicht hinter den Urbildern wie ſchattenhafte Weſen ſtehen, und wer hat erſt die Unendlichkeit des Geiſtes darzuſtellen gewußt, die ſchon in der Endlichkeit einzelner Dinge liegt, in einem Sturme, im Gewitter, in der Fruchtbarkeit der Erde mit ihren Winden Wolkenzügen, in dem Erdballe ſelber, und dann in der Unendlichkeit des Alls? Oder wer hat nur dieſen Geiſt zu faſſen gewußt? Einige Völker ſind ſinniger und inniger geworden, andere haben ins Größere und Weitere gearbeitet, wieder andere haben den Umriß mit keuſcher und reiner Seele aufgenommen, und andere ſind ſchlicht und einfältig geweſen. Nicht ein Einzelnes von dieſen iſt die Kunſt, alles zuſammen iſt die Kunſt, was da geweſen iſt, und was noch kommen wird. Wir gleichen den Kindern auch darin, daß, wenn ſie ein Haus eine Kirche einen Berg aus Erde nur entfernt ähnlich ausgeführt haben, ſie eine größere Freude darüber empfinden, als wenn ſie das um Unvergleichliches ſchönere Haus die ſchönere Kirche oder den ſchöneren Berg ſelbſt anſehen. Wir haben ein innigeres und ſüßeres Gefühl in unſerem Weſen, wenn wir eine durch Kunſt gebildete Landſchaft Blumen oder einen Menſchen ſehen, als wenn dieſe Gegenſtände in Wirklichkeit vor uns ſind. Was die Kinder bewundern, iſt der Geiſt eines Kindes, der doch ſo viel in der Nachahmung hervorgebracht hat, und was wir in der Kunſt bewundern, iſt, daß der Geiſt eines Menſchen, uns gleichſam ſinnlich greifbar ein Gegenſtand unſerer Liebe und Verehrung, wenn auch fehlerhaft doch dem etwas nachgeſchaffen hat, den wir in unſerer Vernunft zu faſſen ſtreben, den wir nicht in den beſchränkten Kreis unſerer Liebe ziehen können, und vor dem die Schauer der Anbethung und Demüthigung in Anbetracht ſeiner Majeſtät immer größer werden, je näher wir ihn erkennen. Darum iſt die Kunſt ein Zweig der Religion, und darum hat ſie ihre ſchönſten Tage bei allen Völkern im Dienſte der Religion zugebracht. Wie weit ſie es in dem Nachſchaffen bringen kann, vermag niemand zu wiſſen. Wenn ſchöne Anfänge da geweſen ſind, wie zum Beiſpiele im Griechenthume, wenn ſie wieder zurück geſunken ſind, ſo kann man nicht ſagen, die Kunſt ſei zu Grunde gegangen; andere Anfänge werden wieder kommen, ſie werden ganz anderes bilden, wenn ihnen gleich allen das Nehmliche zu Grunde liegt und liegen wird, das Göttliche; und niemand kann ſagen, was in zehntauſend in hunderttauſend Jahren in Millionen von Jahren oder in hunderten von Billionen von Jahren ſein wird, da niemand den Plan des Schöpfers mit dem menſchlichen Geſchlechte auf der Erde kennt. Darum iſt auch in der Kunſt nichts ganz unſchön, ſo lange es noch ein Kunſtwerk iſt, das heißt, ſo lange es das Göttliche nicht verneint, ſondern es auszudrücken ſtrebt, und darum iſt auch nichts in ihr ohne Möglichkeit der Übertreffung ſchön, weil es dann ſchon das Göttliche ſelber wäre nicht ein Verſuch des menſchlichen Ausdruckes desſelben. Aus dem nehmlichen Grunde ſind nicht alle Werke aus den ſchönſten Zeiten gleich ſchön und nicht alle aus den verkommenſten oder roheſten gleich häßlich. Was wäre denn die Kunſt, wenn die Erhebung zu dem Göttlichen ſo leicht wäre, wie groß oder klein auch die Stufe der Erhebung ſei, daß ſie vielen ohne innere Größe und ohne Sammlung dieſer Größe bis zum ſichtlichen Zeichen gelänge? Das Göttliche müßte nicht ſo groß ſein, und die Kunſt würde uns nicht ſo entzücken. Darum iſt auch die Kunſt ſo groß, weil es noch unzählige Erhebungen zum Göttlichen gibt, ohne daß ſie den Kunſtausdruck finden, Ergebung Pflichttreue das Gebet Reinheit des Wandels, woran wir uns auch erfreuen, ja woran die Freude den höchſten Gipfel erreichen kann, ohne daß ſie doch Kunſtgefühl wird. Sie kann etwas Höheres ſein, ſie wird als Höchſtes dem Unendlichen gegenüber ſogar Anbethung, und iſt daher ernſter und ſtrenger als das Kunſtgefühl, hat aber nicht das Holde des Reizes desſelben. Daher iſt die Kunſt nur möglich in einer gewiſſen Beſchränkung, in der die Annäherung zu dem Göttlichen von dem Banne der Sinne umringt iſt, und gerade ihren Ausdruck in den Sinnen findet. Darum hat nur der Menſch allein die Kunſt, und wird ſie haben, ſo lange er iſt, wie ſehr die Äußerungen derſelben auch wechſeln mögen. Es wäre des höchſten Wunſches würdig, wenn nach Abſchluß des Menſchlichen ein Geiſt die geſammte Kunſt des menſchlichen Geſchlechtes von ihrem Entſtehen bis zu ihrem Vergehen zuſammenfaſſen und überſchauen dürfte.“

Mathilde antwortete hierauf mit Lächeln: „Das wäre ja im Großen, was du jezt im Kleinen thuſt, und es dürfte hiezu eine ewige Zeit und ein unendlicher Raum nöthig ſein.“

„Wer weiß, wie es mit dieſen Dingen iſt,“ erwiederte mein Gaſtfreund, „und es wird hier wie überall gut ſein: Ergebung Vertrauen Warten.“

Euſtach öffnete die Mappe, in welcher er die Zeichnung des Altares und die Zeichnungen von Theilen der Kirche von der Kirche ſelber und von Gegenſtänden hatte, die ſich in der Kirche befanden.

Wir verglichen die Zeichnung mit dem Altare, es wurde Manches bemerkt, Manches gelobt, Manches zur Verbeſſerung der Zeichnung vorgeſchlagen.

Wir betrachteten auch die Kirche, wir betrachteten Theile derſelben, wir beſahen Grabmäler, und unter ihnen auch den großen rothen Stein, auf welchem der Mann mit der hohen ſchönen Stirne abgebildet iſt, der die Kirche und den Altar gegründet hatte.

Wir blieben an dieſem Tage in Kerberg. Wir ſtiegen auf den Berg, auf welchem das alte Schloß lag, und ſahen das Schloß und den in dem tiefſten herbſtlichen Zuſtande ſtehenden Garten an. Wir gingen auf den Stellen, auf welchen die alten mächtigen und reichen Leute gegangen waren, die einſt hier gewohnt hatten, und auch der Mann, als deſſen That die Kirche in dem Thale ſteht.

„Was alle dieſe Menſchen gethan haben,“ ſagte mein Gaſtfreund, „wäre zum Theile in den Papieren und Pergamenten enthalten, die in den Schlöſſern und Häuſern dieſes Landes und mitunter auch in entfernten Städten liegen. Einige wiſſen einen Theil dieſer Thaten, die meiſten ſind damit völlig unbekannt, und diejenigen, welche auf den Spuren herum gehen, die ihre Vorfahren getreten haben, wiſſen oft nicht wer dieſe geweſen ſind. Es wäre nicht unziemlich, wenn durch Öffnung der Briefgewölbe in allen Ländern auch Einzelgeſchichten von Familien und Gegenden verfaßt würden, die unſer Herz oft näher berühren und uns greiflicher ſind als die großen Geſchichten der großen Reiche. Man betritt wohl dieſen Weg, aber vielleicht nicht ausreichend und nicht in der rechten Art.

Von Kerberg aus wendeten wir uns am folgenden Tage den höher gelegenen Theilen des Landes zu, das dichter und ausgebreiteter bewaldet war als die bisher befahrenen Gegenden, und von dem uns durch das Dämmer des Vormittages die breiten und weithinziehenden Bergesrücken mit Nadeldunkel und Buchenroth entgegen ſahen.

Mein Gaſtfreund hatte Recht gehabt. Ein Tag wurde immer ſchöner als der andere. Nicht der geringſte Nebel war auf der Erde, auf welcher wir reiſeten, nicht das geringſte Wölkchen am Himmel, der ſich über uns ſpannte. Die Sonne begleitete uns freundlich an jedem Tage, und wenn ſie ſchied, ſchien ſie zu verſprechen, morgen wieder ſo freundlich zu erſcheinen.

Roland blieb drei Tage bei uns, dann verließ er uns, nachdem er vorher noch Zeichnungen und andere Papiere in den Wagen meines Gaſtfreundes gepackt hatte. Er wollte noch bis zum Eintritte des ſchlechten Wetters in dem Lande bleiben, und dann in das Roſenhaus zurückkehren.

Alles war recht lieb und freundlich auf dieſer Reiſe, die Geſpräche waren traulich und angenehm, und jedes Ding, eine kleine alte Kirche, in der einſt Gläubige gebethet, eine Mauertrümmer auf einem Berge, wo einſt mächtige und gebiethende Menſchen gehaust hatten, ein Baum auf einer Anhöhe, der allein ſtand, ein Häuschen an dem Wege, auf das die Sonne ſchien, alles gewann einen eigenthümlichen ſanften Reiz und eine Bedeutung.

Am achten Tage wandten wir unſere Wägen wieder gegen Süden, und am neunten Abends trafen wir in dem Asperhofe ein.

Ehe ich mich zu meiner Heimreiſe rüſtete, ſah ich noch einmal Manches der herrlichen Bilder meines Gaſtfreundes, drückte manches Außerordentliche der Bücher in meine Seele, ſah die geliebten Angeſichter der Menſchen, die mich umgaben, und ſah manchen Blick der Landſchaft, die ſich zu tiefem Erſterben rüſtete.

Mein Herz war gehoben und geſchwellt, und es war, als breitete ſich in meinem Geiſte die Frage aus, ob nun ein ſolches Vorgehen, ob die Kunſt die Dichtung die Wiſſenſchaft das Leben umſchreibe und vollende, oder ob es noch ein Ferneres gäbe, das es umſchließe, und es mit weit größerem Glück erfülle.

3.

Der Einblick.

Ich fuhr bei ſehr ſchlechtem Wetter, welches mit Wind Regen und Schnee nach den hellen und ſonnigen Tagen, die wir in den Hochlanden zugebracht hatten, gefolgt war, von dem Roſenhauſe ab. Die Pferde meines Gaſtfreundes brachten mich auf die erſte Poſt, wo ſchon ein Plaz für mich in dem in der Richtung nach meiner Heimath gehenden Poſtwagen beſtellt war. Mathilde und Natalie waren zwei Tage vor mir abgereiſt, da ſich ſchon die Zeichen an dem Himmel zeigten, daß die milden Tage für dieſes Jahr zu Ende gehen würden. Roland war von ſeiner Wanderung in dem Asperhofe eingetroffen. Alles hatte auf ſtürmiſche Änderung in dem Luftraume hingedeutet. Ich weiß nicht, warum ich ſo lange geblieben war. Es erſchien mir auch einerlei, ob das Wetter übel ſei oder nicht. Ich war von meinen Wanderungen her an jedes Wetter gewohnt, um ſo mehr konnte mir dasſelbe gleichgültig ſein, wenn ich in einem vollkommen geſchützten Wagen ſaß, und auf einer wohlgebauten Hauptſtraße dahin rollte.

Am dritten Tage Mittags nach meiner Abreiſe von dem Roſenhauſe traf ich bei den Meinigen ein. Die zweite Ankunft in dieſem Jahre.

Sie hatten aus meinem Briefe die Verſpätung meiner Ankunft entnommen, den Grund vollſtändig gebilligt, und wären, wie ich ganz richtig vorausgeſehen hatte, unwillig auf mich geworden, wenn ich anders gehandelt hätte. Ich erzählte nun alles, was ſich nach meiner ſchnellen Abreiſe von Hauſe begeben hatte. Da bei meiner erſten Ankunft gleich die eine Urſache zur Wiederabreiſe vorgekommen war, ſo konnte ich auch jezt erſt nach und nach erzählen, was ſich im vergangenen Sommer mit mir zugetragen habe. Der Vater kam ſehr häufig auf die Zeichnungen zurück, die ihm mein Gaſtfreund geſendet hatte, und aus ſeinen Reden war zu entnehmen, wie ſehr er die Geſchicklichkeit des Mannes anerkannte, der die Zeichnungen gemacht hatte, und wie hoch in ſeiner Achtung der ſtehe, auf deſſen Veranlaſſung ſie entſtanden waren. Er führte mich neuerdings zu dem Muſikgeräthtiſche, zeigte mir noch einmal, warum er ihn gerade an dieſen Plaz geſtellt habe, und fragte mich wieder, ob ich mit der Wahl des Ortes einverſtanden ſei. Mich wunderte Anfangs die Frage, da er ſonſt nicht gewohnt war, mich in ſolchen Dingen zu Rathe zu ziehen. Nach meiner Anſicht war der Tiſch in dem Alterthumszimmer an dem Fenſterpfeiler in paſſender Umgebung ſehr gut geſtellt, und zeigte ſeine Eigenſchaften in dem beſten Lichte. Ich wiederholte daher meine vollkommene Billigung des Plazes, die ich ſchon vor meiner Abreiſe ausgeſprochen hatte. Später aber ſah ich wohl recht deutlich, daß es nur die Freude an dieſem Stücke war, was den Vater zur Wiederholung der Frage über die Zweckmäßigkeit des Plazes und zum wiederholten Zurückkommen zu dem Tiſche veranlaßt hatte. Das freudige Weſen, welches ich bei meiner erſten Ankunft in ſeiner ganzen Geſtalt ausgedrückt geſehen zu haben glaubte, erſchien mir jezt auch noch über ihn verbreitet. Selbſt die Mutter und die Schweſter ſchienen mir vergnügter zu ſein als in andern Zeiten — ja mir war es, als liebten mich alle mehr als ſonſt, ſo gut ſo freundlich ſo hingebend waren ſie. Wie ſehr dieſes Gefühl, von den

Seinen geliebt zu ſein, das Herz beſeligt, iſt mit Worten nicht auszuſprechen.

Ich erzählte meinem Vater von dem Marmorbilde, welches auf der Treppe im Hauſe meines Gaſtfreundes ſteht, und ſuchte ihm eine Beſchreibung von dieſem Kunſtwerke zu machen. Er ſah mich ſehr aufmerkſam an, ja mir war es einige Male, als ſähe er mich gewiſſermaßen betroffen an. Er fragte um manches, und veranlaßte mich neuerdings von dem Bilderwerke zu ſprechen. Es ſchien ihn ſehr angelegentlich zu berühren. Ich erzählte ihm dann auch von der Brunnengeſtalt in dem Sternenhofe, verglich ſie mit der Treppengeſtalt im Roſenhauſe, ſuchte den Unterſchied hervorzuheben, und ſuchte für die Treppengeſtalt weit den Vorzug zu gewinnen, obgleich ſie der älteren Zeit angehöre, und die andere etwa erſt im vergangenen Jahrhunderte verfertigt worden ſei, und obgleich dieſe faſt blendend reinen Marmor habe, die andere aber einen, dem man das hohe Alter ſchon anſehe. Er fragte auch hier noch um Vergleichungspunkte, und ich ſah, daß er die Sache ergrif, und Einſicht von ihr hatte. Ich erzählte ihm dann auch von den Gemälden meines Gaſtfreundes, ich nannte ihm die Meiſter, von denen Werke vorhanden wären, und bemühte mich, Beſchreibungen von den Bildern zu geben, welche mich am meiſten in Anſpruch genommen hätten. Er that auch in dieſer Hinſicht zahlreiche Fragen, und machte, daß ich mich über den Gegenſtand weiter ausbreitete, als ich wohl urſprünglich im Sinne hatte.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, da wir wieder von dieſen Dingen geſprochen hatten, nahm er mich bei der Hand, und führte mich in ſein Bilderzimmer. Ich war abſichtlich ſeit meiner Ankunft nicht in demſelben geweſen, und hatte mir deſſen Beſuch auf eine ruhigere Zeit aufgehoben. Ich hatte die zwei Tage in Geſprächen mit meinen Eltern hingebracht, zum Theile hatte ich ſie auch benützt, die Dinge, welche ich ihnen und der Schweſter gebracht hatte, zu übergeben. Darunter waren auch die kleineren Marmorgegenſtände, welche im Rothmoore fertig geworden waren. Der Reſt der Zeit war mit Auspacken Einräumen und mit einigen Ankunftsbeſuchen ausgefüllt worden. Da wir in das Zimmer getreten waren, und die Mitte desſelben erreicht hatten, ließ er meine Hand fahren, ſagte aber nichts. Ich war im größten Erſtaunen. Die Bilder, welche vorhanden waren, und deren Zahl geringe war, weit geringer als bei meinem Gaſtfreunde ja ſelbſt im Sternenhofe, erſchienen mir als außerordentlich ſchön, als ganz vollendete zuſammenſtimmende Meiſterwerke, wie ſie, wenn ich dem erſten Eindrucke trauen durfte, bei meinem Gaſtfreunde in dieſer gleich hohen und zuſammen gehörigen Schönheit nicht vorhanden waren. Es befand ſich, wie ich bald entdeckte, kein Bild der neueren oder neueſten Zeit darunter, ſämmtlich gehörten ſie der älteren Zeit an, wenigſtens, wie ich wahrzunehmen glaubte, dem ſechzehnten Jahrhunderte. Ein ganz tiefes eigenthümliches Gefühl kam in meine Seele. Das iſt die große und nicht zu beſchreibende Liebe des Vaters. Dieſe koſtbaren Dinge beſaß er, an dieſen Dingen hing ſein Herz, ſein Sohn war vorüber gegangen, ohne ſie zu beachten, und der Vater entzog dem Sohne doch kein Theilchen der Zuneigung, er opferte ſich ihm, er opferte ihm faſt ſein Leben, er ſorgte für ihn, und ſuchte ihm nicht einmal zu beweiſen, wie ſchön die Sachen wären. Ich erfuhr, wie ſehr ich auch hier geſchont worden war.

„Das ſind ja herrliche Bilder,“ rief ich in Rührung aus.

„Ich glaube, daß ſie nicht unbedeutend ſind,“ erwiederte er mit einer durch Bewegung ergriffenen Stimme.

Dann gingen wir näher, um ſie zu betrachten. Es waren in der That lauter alte Gemälde, keines von beſonders großen Abmeſſungen keines von kunſtwidriger Kleinheit. Ich that die Bemerkung, daß er keine neuen Bilder habe.

„Es hat ſich ſo gefügt," ſagte er, „ich habe ſchon einige der hier befindlichen Stücke von deinem Großvater, der auch ein Freund von ſolchen Dingen war, geerbt, und anderes habe ich gelegentlich erworben. Die mittelalterliche Kunſt ſteht wohl höher als die neue. In ihr iſt ein größerer Reichthum ſchöner Werke vorhanden als in der neuen, es iſt daher leichter möglich, ein fehlerfreies altes Bild zu erwerben als ein neues. Wer Bilder unſerer Zeiten liebt, gibt ſolche, die an Schönheit keinen Tadel verdienen, nicht zum Kaufe, ſie ſind daher nicht leicht zu erhalten. Bilder, die von Anfängern oder von ſolchen herrühren, die ſchwach in der Kunſt ſind, ſtehen leicht und an vielen Orten theils von den Künſtlern theils von Händlern, wie es auch in früheren Zeiten geweſen ſein wird, zum Kaufen. Zu dieſen konnte ich nie eine Neigung faſſen, daher iſt es gekommen, daß ich lauter alte Bilder beſitze. Es war ein kräftiges und gewaltiges Geſchlecht, das damals wirkte. Dann kam eine ſchwächliche und entartetere Zeit. Sie meinte es beſſer zu machen, wenn ſie die Geſtalten reicher und verblaſener bildete, wenn ſie heftiger in der Farbe und weniger tief im Schatten würde. Sie lernte das Alte nach und nach mißachten, daher ließ ſie dasſelbe verfallen, ja die mit der Unkenntniß eintretende Rohheit zerſtörte Manches, beſonders wenn wilde und verworrene Zeitläufe eintraten. Man wendete dann wieder um, und achtete allgemeiner wieder das Alte — von allen Seiten mißachtet war es niemals. — Man ſuchte ſogar nachzuahmen, nicht blos in der Malerkunſt ſondern auch und zwar noch mehr in der Baukunſt; man konnte aber das Vorbild weder in der Grundeinheit noch in der Ausführung erreichen, ſo gut und treu die neuen Einzelnheiten auch geweſen ſein mochten. Es iſt langſam beſſer geworden, was ſich eben in dem Zeichen kund that, daß man alte Bauwerke wieder ſchätzte — ich ſelber weiß noch eine Zeit, in welcher Reiſende und Schriftſteller, die man für gelehrt und ſpruchberechtigt achtete, die gothiſche Bauweiſe für barbariſch und veraltet erklärten — daß man alte Bilder hervor zog ja alte

Geräthe ſammelte, und in dem Schnitte der Kleider alte Gebilde und Wendungen theilweiſe einführte. Möge man auf dieſem Wege zum Beſſeren fortfahren, und nicht blos das Alte wieder zu einer Mode machen, die den Geiſt nicht kennt, ſondern nur die Veränderung liebt. Du kannſt es noch erleben, wenn wieder eine Höhe eintritt; denn ein Schwellen von Tiefe in Höhe und ein Sinken aus der Höhe in die Tiefe war immer vorhanden. Wenn die Erkenntniß des Alterthums, nicht blos des unſern ſondern des noch ſchönern des Griechenthums, wie es ſich jezt auszuſprechen ſcheint, immer fortſchreitet und nicht ermattet, ſo werden wir auch dahin kommen, daß wir eigene Werke werden erſinnen können, in denen die ernſte Schönheitsmuſe ſteht, nicht Leidenſchaft oder Abſicht oder ein äußerlicher Reiz oder lediglich planloſe Heftigkeit, Werke, die nicht nachgeahmt ſind, oder in denen nur ein älterer Stil ausgedrückt iſt. Wenn wir dahin gekommen ſind, dann dürften wir wohl auch geſellſchaftlich auf einer Stufe ſtehen, daß nicht blos Theile unſeres Volkes nach Außen mächtig ſind ſondern das ganze Volk, und daß es dann mit ſeinem Leben gelaſſen kräftig auf das Leben anderer Völker wirkt. Ich denke immer, die ſind glücklich, die

die Lerchen dieſes Frühlings ſingen hören; aber dieſe werden den Zuſtand nicht ſo empfinden wie der, der andere geſehen hat, ſo wie der Unſchuldige ſeine Unſchuld nicht empfindet, der rechtliche Mann ſeine Rechtſchaffenheit nicht hoch anſchlägt, und verdorbene Zeiten ihre Verdorbenheit nicht kennen."

Ich dachte, da mein Vater ſo ſprach, an meinen Gaſtfreund, der ähnlich fühlt, und ſich ähnlich ausſpricht. Aber es iſt ja kein Wunder, daß Männer, die ein ähnliches Streben haben, alſo auch ähnlichen Geiſt beſitzen, auf ähnliche Gedanken kommen, beſonders, wenn ſie an Alter nicht zu verſchieden ſind.

Wir betrachteten nun das Einzelne.

Mein Vater hatte Bilder von Tizian Guido Reni Paul Veroneſe Annibale Caracci Dominichino Salvator Roſa Nikolaus Pouſſin Claude Lorrain Albrecht Dürer den beiden Holbein Lucas Cranach Van Dyk Rembrand Oſtade Potter van der Neer Wouvermann und Jakob Ruisdael. Wir gingen von dem einen zu dem andern, betrachteten ein jedes, thaten manches Bild auf die Staffelei, und redeten über ein jedes. Mein Herz war voll Freude. Es erſchien mir jezt immer deutlicher, was ich beim erſten Anblicke nur vermuthet hatte, daß die Bilder in dem Gemäldezimmer meines Vaters lauter vorzügliche ſeien, und daß ſie noch dazu an Werth ſo ſehr zuſammen ſtimmten, daß das Ganze eben den Eindruck eines Außerordentlichen machte. Ich hatte ſchon ſo viel Urtheil gewonnen, daß ich dachte, nicht gar zu weit mehr in die Irre gerathen zu können. Ich äußerte mich in dieſer Beziehung gegen meinen Vater, und er verſicherte in der That, daß er glaube, daß er nicht nur gute Meiſter beſize, ſondern auch von dieſen Meiſtern nach ſeiner Erfahrung, die er ſich in vielen Jahren in vielen Gemäldeſammlungen und im Leſen vieler Werke über Kunſt erworben habe, beſſere von ihren Arbeiten. Ich gab mich den Bildern immer inniger hin, und konnte mich von manchem kaum trennen. Das Köpſchen von einem jungen Mädchen, das ich mir einmal zu einem Zeichnungsmuſter genommen hatte, ſtammte von Hans Holbein dem jüngern her. Es war ſo zart ſo lieb, daß es jezt auch wieder einen Zauber auf mich ausübte, wie es wohl auch damals ausgeübt haben mußte; denn ſonſt hätte ich es ja nicht zum Vorbilde genommen. Kaum waren hier Mittel zu entdecken, mit denen der Künſtler gewirkt hatte. Eine ſo einfache ſo natürliche Färbung mit wenig Glanz und Vortreten der Farben, ſo gering ſcheinende harmloſe Linien, und doch eine ſolche Lieblichkeit Reinheit Beſcheidenheit, daß man kaum weggehen konnte. Die blonden Haare, die ſich von der Stirn gegen hinten zogen, waren faſt mit keinem Aufwande gemacht, und doch konnte es kaum etwas ſchöneres geben als dieſe blonden Locken. Der Vater erlaubte, daß ich mir das Bild zweimal auf die Staffelei ſtellen durfte.

Als wir mit dem Anſchauen der Bilder fertig waren, zog der Vater eine flache Lade aus einem Kaſten in dem Alterthumszimmer, ſtellte die Lade auf einen Tiſch in der Nähe des Fenſters, und lud mich ein hinzu zu gehen, und ſeine geſchnittenen Steine anzuſehen.

Ich that es.

Hier war meine Verwunderung faſt noch größer als bei den Bildern. Ich fand auf den Steinen die Geſtalten wieder, wie die eine war, welche auf der Treppe des Hauſes meines Gaſtfreundes ſtand.

„Das ſind lauter antike Bildungen,“ ſagte mein Vater.

Es waren verſchiedene Steine von verſchiedenem Werthe und verſchiedener Größe. Edelſteine, die durch ihren Stoff einen hohen Werth nach unſern heutigen Begriffen haben wie Saphire Rubine waren nicht dabei; doch aber mindere, die wohl als Schmuck getragen werden können, und, wie ich mich jezt deutlich erinnerte, von unſerer Mutter auch bei Gelegenheiten getragen wurden. Es war ein Onix da, auf welchem eine Gruppe in der gewöhnlichen halb erhabenen Arbeit geſchnitten war. Ein Mann ſaß in einem alterthümlichen Stuhle. Er hatte nur geringe Bekleidung. Seine Arme ruhten ſehr ſchlicht an ſeiner Seite, und ſein feines Angeſicht war nur ein wenig gehoben. Er war noch ein ſehr junger Mann. Frauen Mädchen Jünglinge ſtanden ſeitwärts in leichterer Arbeit und weniger kräftig hervorgehoben, eine Göttin hielt einen Kranz oberhalb des Hauptes des ſizenden Mannes. Mein Vater ſagte, das ſei ſein beſter wie größter Stein und der ſizende Mann dürfte Auguſtus ſein. Wenigſtens ſtimme ſein Halbangeſicht, wie es auf dem Steine ſei, mit jenen Halbangeſichtern Auguſtus zuſammen, die man auf den gut erhaltenen Münzen dieſes Mannes ſehe. Die Geſtalt die Gliederung die Haltung dieſes Mannes, die Geſtalten der Mädchen Frauen und Jünglinge ihre Bekleidung ihre Stellungen in Ruhe und Einfachheit, die deutliche und naturgemäße Ausführung der kleinen

Theile in den Gliedern und Gewändern machten auf mich wieder jene ernſte tiefe fremde zauberartige Wirkung, welche die Geſtalt auf der Treppe in dem Hauſe meines Gaſtfreundes in mir hervorgebracht hatte, da ich im vergangenen Sommer während des Gewitters zu ihr empor geſtiegen war. Auf den andern Steinen befanden ſich Männer in Helmen, entweder ſchöne junge Angeſichter oder alte mit ehrwürdigen Bärten. Solche, die in mittleren Mannesjahren ſtanden, waren gar nicht vorhanden. Auch Frauenköpfe waren auf einigen Steinen zu ſehen. Auf mehreren zeigten ſich ganze Geſtalten, ein Hermes mit den Flügeln an den Füßen, ein ſchreitender Jüngling oder einer, der mit dem Arme zum Wurfe mit einem Steine ausholt. Dieſe Geſtalten waren ſo genau und richtig, daß ſie das Vergrößerungsglas ertrugen. Steine mit andern Dingen als menſchliche Geſtalten hatte mein Vater gar nicht. Ich erinnerte mich, daß ich irgendwo — des Ortes konnte ich mich nicht mehr entſinnen — Käfer auf Steine geſchnitten geſehen hatte.

„Ich habe die Steine mit menſchlichen Geſtalten vorgezogen,“ ſagte mein Vater, als ich in dieſer Hinſicht eine Bemerkung machte, „weil ſie mir doch dasjenige ſchienen, was zu dem Menſchen in der nächſten

Beziehung ſteht. Ich bin nicht reich genug, eine große Sammlung von geſchnittenen Steinen anlegen zu können, in welcher alle Gattungen enthalten ſind, ſo fern man überhaupt Gelegenheit hat, ſie zu kaufen, und weil ich das nicht konnte, ſo habe ich mich lediglich auf menſchliche Geſtalten beſchränkt, und unter dieſen wieder auf jene, deren Erwerb mir ohne Einfluß auf mein Hausweſen möglich war; denn es gibt da Kunſtwerke in dieſem Fache, welche ein ganzes Vermögen in Anſpruch nehmen, von deſſen Rente manche kleine Familie, deren Anſprüche nicht zu bedeutend ſind, leben könnte."

Die Männer in den Helmen trugen dieſe Kopfbedeckung in der gewöhnlichen Art, wie man ſie auf den alten Münzen ſieht, und wie ich ſie ſchon auf Abbildungen von Kunſtwerken in halberhabener Arbeit geſehen habe, die ſich auf griechiſchen oder römiſchen Bauten befanden. Die einfache Art, den Helm zu tragen, wenn er auch eine noch ſo koſtbare Arbeit iſt, habe ich an Abbildungen aus ſpäteren Zeiten namentlich aus dem Mittelalter nicht mehr gefunden. Die Angeſichter hatten Züge, die etwas Fremdes wieſen, das jezt nicht mehr vorkömmt, und auf eine entlegene Zeit zurückdeutet. Die Züge waren meiſtens einfach, ja ſogar oft unbegreiflich einfach, und doch waren ſie ſchön, ſchöner und menſchlich richtiger — ſo ſchien es mir wenigſtens — als ſie jezt vorkommen. Die Stirnen die Naſen die Lippen waren ſtrenger ungekünſtelter, und ſchienen der Urſprünglichkeit der menſchlichen Geſtalt näher. Dies war ſelbſt bei den Abbildungen der Greiſe der Fall, und ſogar da, wo man vermuthen durfte, das abgebildete Haupt ſei das Bildniß eines Menſchen, der wirklich gelebt hat. Es konnte dieſe Geſtaltung nicht Eingebung des Künſtlers ſein, da offenbar die Steine verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Meiſtern angehörten; ſie mußte alſo Eigenthum jener Vergangenheit geweſen ſein. Die Köpfe der Frauen waren auch ſchön, oft überraſchend ſchön; ſie hatten aber auch etwas Eigenthümliches, das ſich von unſern gewohnten Vorſtellungen entfernte, ſei es in der Art, das Haupthaar aufzuſtecken, und es zu tragen, ſei es, wie ſich Stirne und Naſe zeigten, ſei es im Nacken im Halſe im Beginne der Bruſt oder der Arme, wenn dieſe Theile noch auf dem Bilde waren, ſei es in dem uns fernliegenden Ganzen. Allgemein aber waren dieſe Köpfe kräftiger, und erinnerten mehr an die Männlichkeit als die unſerer heutigen Frauen. Sie erſchienen dadurch reizender und ehrfurchterweckender. Die Ausführung dieſer Abbildungen zeigte ſich ſo rein ſo entwickelt und folgerichtig, daß man nirgends, auch nicht im Kleinſten, verſucht wurde, zu denken, daß etwas fehle, ja daß man im Gegentheile die Gebilde wie Naturnothwendigkeiten anſah, und daß einem in der Erinnerung an ſpätere Werke war, dieſe ſeien kindliche Anfänge und Verſuche. Die Künſtler haben alſo große und einfache Schönheitsbegriffe gehabt, ſie haben ſich dieſe aus der Schönheit ihrer Umgebung genommen, und dieſe Schönheit der Umgebung durch ihre Schönheitsbegriffe wieder verſchönert. So ſehr mir die Bilder des Vaters gefielen, ſo ſehr mir die Bilder meines Gaſtfreundes gefallen hatten, ſo ſehr wurde ich, wie ich durch die Marmorgeſtalt meines Gaſtfreundes ernſter und höher geſtimmt worden war als durch ſeine Bilder, auch durch die geſchnittenen Steine meines Vaters ernſter und höher geſtimmt als durch ſeine Bilder. Er mußte das fühlen. Er ſagte nach einer Weile, da wir die Steine angeſchaut hatten, da ich mich in dieſelben vertieft, und manchen mehrere Male in meine Hände genommen hatte: „Das, was die Griechen in der Bildnerei geſchaffen haben, iſt das Schönſte, welches auf der Welt beſteht, nichts kann ihm in andern Künſten und in ſpäteren Zeiten an Einfachheit Größe und Richtigkeit an die Seite geſetzt werden, es wäre denn in der Muſik, in der wir in der That einzelne Satzſtücke und vielleicht ganze Werke haben, die der antiken Schlichtheit und Größe verglichen werden können. Das haben aber Menſchen hervorgebracht, deren Lebensbildung auch einfach und antik geweſen iſt, ich will nur Bach Händel Haidn Mozart nennen. Es iſt ſehr ſchade, daß von der griechiſchen Malerei nichts übrig geblieben iſt als Theile von dem, was in dieſer Kunſt immer als ein untergeordneter Zweig betrachtet worden iſt, von der Wandmalerei und Gebäudeverzierung. Da die griechiſche Dichtkunſt das Höchſte iſt, was in dieſer Kunſtabtheilung beſteht, da ihre Baukunſt als Muſter einfacher Schönheit beſonders für die Geſtaltungen ihres Landes gilt, da ihre Geſchichtſchreiber und Redner kaum ihres Gleichen haben, ſo iſt anzunehmen, daß ihre Malerei auch dieſen Dingen gleichgeartet geweſen ſein müſſe. Sie ſprechen in Schriften, die bis auf unſere Tage gekommen ſind, von ihren Bauwerken von ihrer Weltweisheit Geſchichtſchreibung Dichtkunſt und Bildnerkunſt nicht höher als von ihrer Malerei, ja nicht ſelten ſcheint es, als zögen ſie dieſe noch vor, alſo muß auch ſie vom höchſten Belange geweſen ſein; denn es iſt nicht anzunehmen, daß Schriftſteller, die doch endlich der Ausdruck wenn auch der gehobene ihrer Zeit und ihres Volkes ſind, ſo feine Kenntniſſe und ſo feines Gefühl in andern Künſten gehabt haben, und für Fehler der Malerei blind geweſen wären. Wahrſcheinlich würden wir uns an Strenge und Rundung in ihrer Malerei ergözen und ſie bewundern, wie wir es mit ihren Bildſäulen thun. Ob wir an ihnen für unſere Malerei etwas lernen könnten, weiß ich nicht, ſo wie ich nicht weiß, wie viel es iſt, was wir an ihrer Bildhauerei gelernt haben. Dieſe Steine ſind durch viele Jahre mein Vergnügen geweſen. Oft in trüben Stunden, wenn Sorgen und Zweifel das Leben ſeines Duftes beraubten, und es dürr vor mich hinzubreiten ſchienen, bin ich zu dieſer Sammlung gegangen, habe dieſe Geſtalten angeſchaut, bin in eine andere Zeit und in eine andere Welt verſezt worden, und bin ein anderer Menſch geworden.“

Ich ſah meinen Vater an. Hatte ich früher ſchon oft Gelegenheit gehabt, ihn hoch zu achten, und hatte ich zu verſchiedenen Zeiten entdeckt, daß er bedeutendere Eigenſchaften beſize, als ich geahnt hatte, ſo war ich doch nie in der Lage, ihn beurtheilen zu können, wie ich ihn jezt beurtheilte. In Geſchäfte der eintönigſten Art gezwungen, oder vielleicht ſelber und freiwillig in dieſe Geſchäfte gegangen — denn er führte ſie mit einer Ordnung mit einer Rechtlichkeit mit einer Ausdauer mit einer Anhänglichkeit an ſie, daß man ſtaunen mußte — hatte er, der unſcheinbar ſeinen bürgerlichen Obliegenheiten nachkam, und von dem viele nur glauben mochten, daß er in ſeinem Hauſe einige Spielereien von alten Geräthen Bildern und Büchern habe, vielleicht einen tieferen und einſameren Kreis um ſich gezogen, als ich jezt noch erkennen konnte, und hatte ohne Anſpruch an dieſem Kreiſe fort gebaut. Ich empfand Ehrfurcht vor ihm, und fragte ihn, ob er die Schriftſteller, von denen er ſpreche, griechiſch geleſen habe.

„Wie könnte ich ſie denn anders geleſen haben, und noch leſen, wenn ich ſie lieben ſoll,“ antwortete er, „die alte vorchriſtliche Welt hat ſo ganz andere Vorſtellungen als die unſere, die Völkerwanderung hat ſo ſehr einen Abſchnitt in der Geſchichte gemacht, daß die Werke der vorher geweſenen Völker gar nicht überſezt werden können, weil unſere Sprachen in ihrem Körper und in ihrem Geiſte auf die alten Vorſtellungen nicht paſſen. Im Leſen in ihrer Sprache und in ihren Dichtungen und Geſchichten wird man nach und nach einer von ihnen, und lernt ihre Art beurtheilen, was man ſonſt nie mehr kann. In unſern Schulen lernen wir ja römiſch und griechiſch, und wenn man in der Zeit nach der Schule noch etwas nachhilft, und fleißig in den alten Schriften liest, ſo fügt ſich die Sache ohne Mühe, und gelingt leichter, als man etwa das Franzöſiſche Italieniſche oder Engliſche lernt, wie es ja jezt die meiſten Leute thun."

„Du haſt ja aber auch dieſe Sprachen gelernt," ſagte ich.

„Wie ſie auch andere lernen," antwortete er, „und wie es mein Stand foderte."

„Ich habe es bis heute nicht gewußt, daß du in den alten Sprachen Bücher lieſeſt," ſagte ich, „und was noch mehr iſt, daß du dich in die Dichtkunſt in die Geſchichte und Weltweisheit der Völker, deren Schriften du lieſeſt, vertieſeſt. Du weißt, daß wir uns nie anmaßten, die Bücher zu unterſuchen, in denen du lieſeſt."

„Es war keine Urſache vorhanden, dir zu erzählen, was ich leſe," antwortete er, „ich dachte, es wird ſich ſchon geben. Deine Mutter wußte es wohl."

Die Hochachtung für den Vater, der ohne Aufheben mehr war, als der Sohn geahnt hatte, und der geduldig auf den Sohn gewartet hatte, ob er auf dem Wege zu ihm ſtoßen werde, war nicht die einzige Frucht dieſes Tages. Ich empfand recht wohl, daß der Vater auch mich höher achtete, und daß er eine große Freude habe, daß der Sohn nun auch in Kunſtdingen ſich ihm nähere. Daß wir in einigen wiſſenſchaftlichen Sachen zuſammen trafen, wußte ich wohl, da wir über Gegenſtände der Geſchichte der Dichtungen und über andere in jüngſter Zeit manchmal geſprochen hatten, ich wußte aber nie, in wie ferne und auf welchen Wegen der Vater zu dieſen Dingen gekommen war. Heute hatte ich einen größern Einblick gethan, und ich wußte nun auch gar nicht, welch eine geregelte wiſſenſchaftliche Bildung der Vater aus ſeinen früheren Jahren hinter ſich habe, und ob es nicht etwa gar aus dieſer wiſſenſchaftlichen Bildung herzuſchreiben ſei, daß er mich gerade meinen Weg habe gehen laſſen, der mir ſelber zuweilen abenteuerlich vorgekommen war. Ich mußte jezt doppelt wünſchen, daß mein Vater einmal mit meinem Gaſtfreunde zuſammen käme, um mit ihm über ähnliche Gegenſtände zu ſprechen, wie er heute zu mir geſprochen hatte. Ich konnte doch nicht hinreichend eingehen, und wußte auch nicht, in wie ferne er in ſeinen Urtheilen über altgriechiſche Bildnerkunſt Dichtkunſt Malerei und über die neuere Muſik Recht habe. Allein der Vater arbeitete ſo ruhig in ſeinem Berufsgeſchäfte weiter, er war in alle Einzelheiten desſelben ſo vertieft, und ſorgte für den regelmäßigen Fortgang desſelben, daß es nicht leicht zu erwarten war, daß er ſich zu einer Reiſe entſchließen würde.

Gegen das Ende unſeres Geſpräches kam auch die Mutter und Klotilde herein. Das Angeſicht der Mutter wurde ſehr heiter, als ſie uns bei den Steinen ſtehen ſah, als ſie ſah, daß der Vater ſie mir zeigte und erklärte, und als ſie auch erkennen mochte, daß in dem Weſen des Vaters eine Freude ſei, und daß die Annäherung, die ſie geahnt habe, wirklich eingetreten ſei.

Wir gingen noch einige Male bald in das Bilderzimmer bald in das Alterthumszimmer, in welchem noch immer die Lade mit den Steinen auf dem Tiſche ſtand, und redeten über Verſchiedenes.

„Dieſe Kunſtwerke,“ ſagte der Vater, da er die

Steine wieder verſchloſſen hatte, und da wir uns aus dieſem Zimmer entfernten, „könnt ihr in euren Beſitz bringen. Wenn ihr Sinn und tiefe Liebe für dieſelben habet, ſo werdet ihr ſie nach unſerem Tode in einer von mir gemachten und, wie ich glaube, gerechten Theilung empfangen. Sterbe ich vor eurer Mutter, ſo bleiben ſie als Denkmal unſeres friedlichen Hauſes in der Lage, in der ſie jezt ſind, und ſie werden euch erſt eingehändigt, wenn mir auch die Mutter gefolgt iſt. Will Klotilde dir ihren Antheil abtreten, ſo iſt die Summe ſchon beſtimmt, welche du ihr dafür geben mußt, und ſo auch umgekehrt. Iſt bei beiden nach unſerm Abſterben eine ſolche Liebe zu dieſen Bildern und Steinen nicht vorhanden, daß ihr ſie unzerſplittert bewahret, ſo iſt ſchon beſtimmt, daß auf eure hierin eingeholte Erklärung dieſelben gegen ein Entgelt, das nicht unbillig iſt, an einen Ort übergehen, an welchem ſie beiſammen bleiben. Ich glaube aber wohl, daß dieſe Neigung in unſerm Hauſe fortdauern werde.“

Wir antworteten auf dieſe Rede nichts, weil ſie einen Gegenſtand berührte, der, wie entfernt wir ihn uns auch denken mußten, doch ſchmerzlich auf uns einwirkte.

Ich verlegte mich nach dieſer gemachten Erfahrung mit noch größerem Eifer auf die Kenntniß der Werke der bildenden Kunſt. Ich lernte mich in die Bilder des Vaters bis in die kleinſten Einzelheiten hinein, und war zu dieſem Zwecke ſehr oft und zuweilen lange in dem Bilderzimmer, ich beſuchte alle größeren zugänglichen Sammlungen, und ſuchte deren Bilder zu ergründen, ich beſah alle Bildnerwerke, die in unſerer Stadt einen Ruf hatten, und ſtrebte nach einer genauen Kenntniß ihrer Beſchaffenheiten, ich las endlich namhafte Werke über die Kunſt, und verglich meine Gedanken und Gefühle mit den in den Büchern gefundenen. Ich ſprach viel mit meinem Vater über dieſe Gegenſtände, wir näherten uns immer mehr, meine Empfindungen wurden ſtets inniger, und ich verſenkte meine Seele in ſie. Unſern Erzdom bewunderte ich jezt in einem höheren Maße als in allen früheren Zeiten, und ich ſtand manche Stunde vor ſeinem ungeheuren Baue. Selbſt die Gebilde der Mathematik, wenn ich wieder zu Zeiten etwas in ihr zu thun hatte, erſchienen mir zuweilen ſchön und zierlich, was mir namentlich bei einigen franzöſiſchen Mathematikern geſchah. Das Malen ſchöner Köpfe ſezte ich fort, und eben ſo wurde das Zeichnen und Malen von Landſchaften, welches ich im vorigen Jahre mit der Schweſter begonnen hatte, nicht bei Seite geſezt. Ich nahm mit ihr die Zeichnungen vor, welche ſie im vergangenen Sommer während meiner Abweſenheit gemacht hatte, und ſo wie ich von meinem Gaſtfreunde von Euſtach und von dem Vater über die Fehler belehrt worden war, die ſich in meinen Landſchaftsverſuchen befanden, ſo belehrte ich Klotilden wieder über die ihrigen.

Seit ich Mathilden kannte, beſonders aber jezt, nachdem ich öfter in ihrer Geſellſchaft geweſen war, und im Spätherbſte die Reiſe mit ihr und den andern in das Hochland gemacht hatte, war ich auch auf die Angeſichter ältlicher und alter Frauen aufmerkſam geworden. Man thut ſehr Unrecht, und ich bin mir bewußt, daß ich es auch gethan habe, und gewiß handeln andere Leute in ihrer Jugend ebenfalls ſo, wenn man die Angeſichter von Frauen und Mädchen, ſobald ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, ſofort beſeitigt, und ſie für etwas hält, das die Betrachtung nicht mehr lohnt. Ich fing jezt zu denken an, daß es anders ſei. Die große Schönheit und Jugend reißt unſere Aufmerkſamkeit hin, und erregt ein tiefſtes Gefallen; warum ſollten wir aber mit dem Geiſte nicht auch ein Angeſicht betrachten, über welches Jahre hingegangen ſind? Liegt nicht eine Geſchichte darin, oft eine unbekannte voll Schmerzen oder Schönheit, die ihren Widerſchein auf die Züge gießt, daß wir ſie mit Rührung leſen oder ahnen? Die Jugend weist auf die Zukunft hin, das Alter erzählt von einer Vergangenheit. Hat dieſe kein Recht auf unſern Antheil? Als ich Mathilden das erſte Mal ſah, fiel mir das Bild der verblühenden Roſe ein, welches mein Gaſtfreund von ihr gebraucht hatte, es fiel mir ein, weil ich es ſo treffend fand; und ſpäter oft, wenn ich Mathilden betrachtete, geſellte ſich das Bild wieder zu meinen Gedanken, es erregten ſich neue, und es erzeugte ſich eine ganze Folge davon. Ich hatte mir einmal gedacht, daß Mathilde ausſehe, wie ein Bild der Vergebung, und ſpäter dachte ich es mir öfter. Ihr Angeſicht mußte ſehr ſchön geweſen ſein, vielleicht gar ſo ſchön wie jezt Nataliens, nun iſt es ganz anders; aber es ſpricht leiſe von einer Vergangenheit, daß wir meinen, wir müßten ſie vernehmen können, und wir vernähmen ſie auch gerne, weil ſie uns ſo anziehend ſcheint. Sie muß manche Neigungen gehabt haben, ſie muß manche Freuden erlebt und manches Gut verloren haben, ſie hat Schmerzen und Kummer ertragen; aber ſie hat alles Gott geopfert, und hat geſucht, mit ſich in das Gleiche zu kommen, ſie iſt mit den Menſchen gut geweſen, und jezt iſt ſie in tiefem Glücke mit manchem unerfüllten Wunſche, und mit mancher kleinern und größern Sorge, die ſie ſinnen macht. Als ich einen Mann ſagen gehört hatte, daß die Fürſtin, in deren Abendgeſellſchaften ich zuweilen ſein durfte, ſo ſchöne Töne in dem Angeſichte habe, daß ſie nur Rembrand zu malen im Stande wäre, wurde ich nicht blos auf die Fürſtin noch mehr aufmerkſam, die in ihrem hohen Alter noch ſo ſchön war, ſondern ich betrachtete auch Mathilden wieder genauer, und lernte die Schönheit, wenn ſchon manche Jahre über ſie gegangen ſind, beſſer kennen. Ich fing nun an, Männer und Frauen, die in höherem Alter ſind, zu betrachten, und ſie um die Bedeutung ihrer Züge zu erforſchen. Dabei fielen mir die Greiſenköpfe auf den Steinen meines Vaters ein. Ich betrachtete die Steine öfter, da mir der Zugang zu denſelben erlaubt war, und verglich die Köpfe, die ſich auf ihnen befanden, mit denjenigen, die mir in dem jezt lebenden Geſchlechte aufſtießen. Beide Arten waren wirklich nicht mit einander vergleichbar, und es zeigten ſich in ihnen die Verſchiedenheiten menſchlicher Geſchlechter. Das Antliz der Fürſtin erſchien mir nun um vieles ſchöner als in der früheren Zeit, daß ich aber nicht auf den Wunſch gerieth, es malen zu wollen, alſo noch weniger dem Wunſche einen Ausdruck gab, begreift ſich. In den Angeſichtern der Manchen, welche ich jezt eifriger betrachtete, fand ich freilich oft etwas, das mir nicht gefiel, ſei es Neid ſei es irgend eine Begierlichkeit ſei es bloße Abgelebtheit oder Geiſtloſigkeit, ſei es etwas anderes, ich ſtellte bei ſolchen Gelegenheiten meine Betrachtung bald ein, und hegte nicht den Wunſch, das Geſehene zu malen. Seit ich Guſtav beſſer kennen gelernt hatte, und näher mit ihm befreundet worden war, betrachtete ich auch gerne Köpfe von Jünglingen, ob ſie nicht Gegenſtände zum Malen abgäben. Wenn gleich ſein Angeſicht ebenfalls nicht jenen ſchönen und einfachen Angeſichtern auf den Steinen meines Vaters glich, die beſonders edel und merkwürdig aus den Helmen heraus ſahen, ſo war es ihnen doch näher als alle andern, welche ich jezt zu erblicken Gelegenheit hatte, und war überhaupt ſo ſchön wie es ſelten einen Kopf eines Knaben geben wird, der eben in das Jünglingsalter übertritt. Wenn der Ausdruck der Mienen der Jünglinge unſerer Stadt ſehr oft darauf hinwies, daß ihr Geiſt verzogen worden ſein mag, wenn ſie etwas Weichliches oder etwas zu ſehr Herausforderndes oder etwas hatten, das ſchon über ihre Jahre hinausging, ohne doch Kraft zu zeigen: ſo war Guſtavs Antlitz ſo kräftig, daß es vor Geſundheit zu ſchwellen ſchien, es war ſo einfach, daß es gleichſam keinen Wunſch keine Sorge kein Leiden keine Bewegung ausſprach, und doch war es wieder ſo weich und gütig, daß man, wenn der feurige Blick nicht geweſen wäre, in das Angeſicht eines Mädchens zu blicken geglaubt haben würde.

Ich zeichnete und malte meine Köpfe jetzt anders als noch kurz vorher. Wenn ich früher, vorzüglich bei Beginne dieſer meiner Beſchäftigung, nur auf Richtigkeit der äußeren Linien ſah, ſo weit ich dieſelbe darzuſtellen vermochte, und wenn ich nur die Farben annäherungsweiſe zu erringen im Stande war, ſo glaubte ich, mein Ziel erreicht zu haben: jetzt ſah ich aber auf den Ausdruck, gleichſam, wenn ich das Wort gebrauchen darf, auf die Seele, welche durch die Linien und die Farben dargeſtellt wird. Seit ich die Marmorgeſtalt in dem Hauſe meines Gaſtfreundes ſo lieben gelernt hatte, und in die Bilder mich vertiefte, welche ich in dem Roſenhauſe getroffen hatte, und in dem Hauſe meines Vaters vorfand, war alles anders als früher, ich ſuchte und haſchte nach irgend einem Innern, nach irgend etwas, das weit außer dem Bereiche von Linien und Farben lag, das größer war als dieſe Dinge, und doch durch ſie darzuſtellen ſein mußte. Einen Kopf ſo zu zeichnen oder gar zu malen, wie ich jezt wollte, war viel ſchwerer, als wie ich früher anſtrebte, es war ohne einen Vergleich zuzulaſſen, ſchwerer; aber es war nicht zu umgehen, wenn man überhaupt die Sache machen wollte, es war dichten, wenn ein Dichtungswerk geliefert ſein ſollte. Ich ſtellte meine Aufgabe kleiner, ich ſuchte die Züge auf einem beſcheidenen Raume zu entwerfen, und begnügte mich mit den Andeutungen in Zeichnung und Farben, wenn nur ein Inneres zu ſprechen begann, ohne daß ich darauf beharrte, daß aus dem Begonnenen ein ausgeführtes Bild werden ſollte, was nicht ſelten, wenn ich es verſuchte, das Innere wieder vertilgte, und das Gemälde ſeelenlos machte. Mein Vater wurde der Richter, und war jezt ein ſtrenger, während er früher alles einfach hatte gelten laſſen, was ich unternahm. Er pflegte zu ſagen, das, was ich jezt vor Augen habe, ſei das Künſtleriſche, mein Früheres ſei ein Vergnügen geweſen. Ich nahm häufig, wenn ich nicht in das Reine kommen konnte, zu den Bildern meine Zuflucht, und ſuchte zu ergründen, wie es dieſer und jener gemacht habe, um zu dem Ausdrucke zu gelangen, den er darſtellte. Mein Vater ſagte, das ſei der geſchichtliche Weg der Kunſt, man könne ihn verfolgen, wenn man große Bilderſammlungen beſuche, und wenn die Werke ohne große Lücken da ſind, um ſie vergleichen zu können. Das ſei auch außer der genaueſten Betrachtung der Natur und der Liebe zu ihr der Weg, auf dem die Kunſt wachſe, und auf dem ſie bei den verſchiedenen Anfängen, die ſie in verſchiedenen Zeiten und Räumen gehabt habe, gewachſen iſt, bis ſie wieder verſank oder zerſtört wurde, um wieder zu beginnen, und zu verſuchen, ob ſie ſteigen könne. Wo der bare Hochmuth auftritt, der alles Geweſene verwirft, und aus ſich ſchaffen will, dort iſt es mit der Kunſt wie auch mit andern Dingen in dieſer Welt aus, und man wirft ſich in das bloße Leere.

Außer dem Zeichnungsunterrichte ſetzte ich mit der Schweſter auch die Übungen in der ſpaniſchen Sprache und im Zitherſpiele fort. Sie war ohnehin von Kindheit an geneigt geweſen, alles, was ich that, ein wenig nachzuahmen, und ich hatte immer die Luſt gehabt, ihr Führer zu werden. Dies blieb jezt zum Theile auch ſo fort.

Der Unterricht, welchen mir mein Freund der Sohn des Juwelenhändlers in der Edelſteinkunde gegeben hatte, wurde wieder aufgenommen und fortgeſezt. Da wir auch außerdem in manchen Stunden einen freundlichen Umgang mit einander pflegten, ſo nahm ich mir eines Tages, obwohl es mir ſtets ſchwer wird, jemanden über ſeinen ihm eigenthümlichen Beruf etwas zu ſagen, doch den Muth, ihn meine Gedanken über die Faſſung der Edelſteine wiſſen zu laſſen, wie ich nehmlich glaube, daß es nicht richtig ſei, wenn die Edelſteine von der Faſſung erdrückt würden; daß ich es aber auch für nicht richtig halte, wenn ſie keine andere Faſſung hätten, als die ſie brauchten, um an dem Kleidungsſtücke mit dem Halt, den ſie benöthigen, befeſtigt werden zu können; und daß daher der Mittelweg ſich darbiethe, daß die Schönheit des Steines durch die Schönheit der Geſtaltgebung vergrößert werde, wodurch es ſich möglich mache, daß der an ſich ſo koſtbare Stoff das Koſtbarſte würde, nehmlich ein Kunſtwerk. Ich wies hiebei auf die Geſtaltungen hin, welche die Kunſt des Mittelalters hege, und aus denen geſchöpft und weiter fortgeſchritten werden könne.

„Du haſt im Grunde vollkommen Recht,“ erwiederte mein Freund, „wir fühlen das alle mehr oder minder klar, außer denen, welchen alles gleichgültig und unweſentlich iſt, was nicht unmittelbar zum Erwerbe führt; darum ſind auch allerlei Verſuche gemacht worden, und werden noch gemacht, die Faſſung zu vergeiſtigen. Sie gelingen in ſo ferne mehr oder weniger, je nachdem es größere oder kleinere Künſtler ſind, welche die Entwürfe machen. Hierin liegt aber eine mehrfache Schwierigkeit. Zuerſt ſind die, welche in Juwelen und Perlen arbeiten, ſehr ſelten Künſtler, ſie können es nicht leicht werden, weil die Vorbereitung dazu zu viel Zeit und Kräfte in Anſpruch nehmen würde; werden ſie es aber, ſo bleiben ſie gleich Künſtler, verfertigen Kunſtwerke, und arbeiten nicht in Edelſteinen, was ihrem Geiſte und ihrem Einkommen abträglich wäre. Müſſen nun Künſtler um Entwürfe angegangen werden, ſo biethet ſich zweitens der Übelſtand, daß der Künſtler die Juwelen zu wenig kennt, und die Faſſung daher zu wenig auf ihre Natur berechnen kann, wozu ſich noch geſellt, daß die großen Künſtler ſchwer zugänglich ſind, Entwürfe für Edelſteinfaſſungen auszuarbeiten, es müßte denn dies eine beſondere Liebhaberei ſein; und wenn ſie es thun, ſo kömmt die Faſſung ſehr theuer. Deßhalb muß man zu geringeren Künſtlern ſeine Zuflucht nehmen, welche dann auch wieder geringere Entwürfe liefern. Wir haben die Sache in unſerer Handelsſtube ganz im Klaren. Wir verſuchen auch von Zeit zu Zeit ein wirkliches Kunſtwerk in Perlen und edlen Steinen darzuſtellen, und warten, ob ein Kenner komme, und es übernehme; denn der Leute, welche Edelſteine brauchen, ſind viel mehr, als welche Kunſtdinge ſuchen. Solche Werke in großer Zahl ausführen zu laſſen hindert uns der Mangel an zahlreichen trefflichen Entwürfen und der Mangel an Käufern, da der Juwelenverkauf doch endlich unſer Erwerb iſt. Da unſere gewöhnlichen Kunden aber doch ſo viel Geſchmack haben, daß ſie eine unedle Faſſung beleidigen würde, ſo wählen wir den natürlichſten Weg, die Faſſung im Stoffe edel und in der Geſtalt auf das Einfachſte zu machen, ſo daß die Schönheit der Steine oder der Perlen allein es iſt, was herrſcht, und der Anker, an dem es haftet, ſich verbirgt. Was deinen Gedanken von mittelalterlichen Geſtaltungen anbelangt, ſo iſt er nicht nen; man hat ſchon ſolche verſucht, und der Freiherr von Riſach hat bei uns nach beigebrachten Zeichnungen Dinge ähnlicher Art verfertigen laſſen."

Mir leuchtete die Sache ſehr ein, und ich konnte ſie nicht weiter beregen. Ich betrachtete von nun an mit noch größerer Sorgfalt und Genauigkeit die Arbeiten, welche mein Freund in den verſchiedenen Werkſtätten der Stadt machen ließ. Sie waren meiſtens ſehr ſchön, ja ich glaube, ſchöner, als man ſie irgendwo zu ſehen gewohnt iſt. Deßungeachtet mußte ich behaupten, daß, wenn nur überhaupt ein edlerer und höherer Sinn für Kunſt vorhanden wäre, diejenigen Leute, welche große Summen für Schmuck ausgeben, dieſelben Summen oder vielleicht noch größere dahin verwenden würden, daß ſie gleich wirkliche Kunſtwerke in Juwelen beſtellten. Dagegen erwiederte mein Freund, daß, wie hoch der Kunſtſinn auch ſtehe und wie weit er ſich verbreite, doch die Zahl derer immer größer bleiben würde, welche blos Schmuck als Schmuckſachen kaufe, als derer, welche Kunſtwerke in Kleinodien entwerfen und ausführen laſſen, was er allerdings als die höchſte Spize ſeines Berufes anſehen würde. Dazu komme noch, daß mancher, der Kunſtſinn habe, von der Schönheit der Steine ſich gefangen nehmen laſſe, und zulezt nichts begehre als dieſe einzige Schönheit. In dem lezten Grunde hatte mein Freund ganz beſonders Recht; denn je mehr ich ſelber die Steine betrachtete, je mehr ich mit ihnen umging, eine deſto größere Macht übten ſie auf mich, daß ich begrif, daß es Menſchen gibt, welche blos eine Edelſteinſammlung ohne Faſſung anlegen, und ſich daran ergözen. Es liegt etwas Zauberhaftes in dem feinen ſammtartigen Glanze der Farbe der Edelſteine. Ich zog die farbigen vor, und ſo ſehr die Diamanten funkelten, ſo ergrif mich doch mehr das einfache reiche tiefe Glühen der farbigen.

Meinen Beruf, den ich im Sommer bei Seite geſezt hatte, nahm ich wieder auf. Ich machte mir gleichſam Vorwürfe, daß ich ihn ſo verlaſſen und mich einem planloſen Leben hatte hingeben können. Ich that das, wozu der Winter gewöhnlich auserſehen war, und ſezte die Arbeiten der vorigen Zeiten fort. Das Regelmäßige der Beſchäftigung übte bald ſeine ſanfte Wirkung auf mich; denn was ich troz der freudigen Stimmung, in welcher ich aus meinen Erringungen in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft war, doch Schmerzliches in mir hatte, das wich zurück, und mußte erblaſſen vor der feſten ernſten ſtrengen

Beſchäftigung, die der Tag foderte, und die ihn in ſeine Zeiten zerlegte.

Ich beſuchte auch, wie im vergangenen Winter, meine Kreiſe, dann Muſik- und Kunſtanſtalten.

Daß das alles vereinigt werden konnte, mußte eine genaue Zeiteintheilung gemacht werden, und ich mußte die Zeit richtig verwenden. Dazu war ich wohl von Kindheit an gewöhnt worden, ich ſtand ſehr früh auf, und hatte Manches für den Tag ſchon an der Lampe fertig gemacht, wenn die allgemeine Frühſtunde in unſerm Hauſe heran rückte, und man ſich zu dem Frühmahle verſammelte. Dazu brauchte ich nicht viel Schlaf, und konnte manche Stunde von der beginnenden Nacht nehmen. Die Thätigkeit ſtärkte, und wenn ein Schwung und eine Erhebung in meinem Weſen war, ſo wurde der Schwung und die Erhebung durch die Thätigkeit noch klarer und feſter.

Einer meiner erſten Gänge war nach meiner Zurückkunft zu der Fürſtin, um mich ihr vorzuſtellen. Sie war ſelber erſt vor wenigen Tagen von ihrem Lieblingslandſitze in die Stadt zurückgekehrt, und noch nicht recht heimiſch. Sie empfing mich ſehr freundlich wie immer, und fragte mich um meine Beſchäftigungen während des Sommers. Ich konnte ihr nicht viel ſagen, und erzählte ihr außer den Meſſungen, die ich am Lauterſee vorgenommen hatte, von meinen Kunſtbeſtrebungen meiner Kunſtneigung und meiner Liebe zu den Dichtungen. Von den beſonderen Verhältniſſen zu meinem Gaſtfreunde erwähnte ich nur das Allgemeine, weil ich es für anmaßend gehalten hätte, einer alten würdigen Frau, deren Beziehungen ausgebreitet und inhaltsreich waren, unaufgefodert Einzelheiten von meinem Leben mitzutheilen. Sie ging auch nicht näher darauf ein, dafür verweilte ſie deſto eifriger bei der Kunſt und bei den Dichtern. Sie fragte mich, was ich geleſen hätte, wie ich es aufgefaßt hätte, und was ich darüber dächte. Sie zeigte ſich hiebei mit allen den Werken bekannt, welche ich ihr nannte, nur hatte ſie das Griechiſche, von dem ich ihr erzählte, blos in der Überſezung geleſen. Sie ging im Allgemeinen auf die Gegenſtände ein, und verweilte bei manchem Einzelnen ganz beſonders. Unſere Anſichten trafen oft zuſammen, oft gingen ſie auch auseinander, und ſie ſuchte ihre Meinung zu begründen, was mir zum mindeſten immer manche neue Geſichtspunkte gab. In Bezug auf die Kunſt verlangte ſie, daß ich ihr einige Zeichnungen und

Malereien zeigen möchte, deren Wahl ich ſelber vornehmen könne, wenn ich ſchon nicht alle vor ihre Augen bringen wollte. Ich ſagte, daß alle wohl zu viel wären, namentlich, da ich in erſter Zeit ſo viele blos naturwiſſenſchaftliche Zeichnungen gemacht habe, und daß ich ſelber die Gränze nicht angeben könne, wo die naturwiſſenſchaftlichen Zeichnungen in die künſtleriſch angelegten übergingen. Ich würde aus allen Zeitabſchnitten etwas auswählen, und es ihr bringen. Es wurde ein Tag beſtimmt, an welchem ich zur Mittagszeit zu ihr kommen ſollte.

Ich kam an dem Tage, es war niemand als die Vorleſerin zugegen, und es wurde der Befehl gegeben, niemanden vorzulaſſen; denn ihr allein hätte ich ja die Zeichnungen gebracht, nicht jedem fremden Auge, das dazu käme. Sie ſah alle Blätter an, und billigte alle, beſonders erregten naturwiſſenſchaftliche Pflanzenzeichnungen ihre Aufmerkſamkeit, weil ſie ſich viel mit Pflanzenkunde beſchäftigt hatte, noch jezt Antheil an dieſer Wiſſenſchaft nahm, und ſie beſonders bei ihren Landaufenthalten pflegte. Sie freute ſich an der Genauigkeit der Abbildungen, und ſagte mir ganz richtig, welche den Urbildern am meiſten entſprächen. Nach dieſen Pflanzenzeichnungen ſagten ihr am meiſten die der Köpfe zu. An den landſchaftlichen Verſuchen mochte ihr die Einſeitigkeit aufgefallen ſein, da ſie gewiß eine Kennerin landſchaftlicher Bildungen war, weil ſie ſehr gerne im Sommer einige Wochen an irgend einer der ſchönſten Stellen unſeres Landes verweilte. Sie äußerte ſich aber in dieſer Richtung nicht. Von den Köpfen ſagte ſie, daß man auf dieſe Weiſe eine ganze Sammlung merkwürdiger Menſchen anlegen könnte. Ich erwiederte, darauf ſei ich nicht ausgegangen, ich könnte auch nicht ſo leicht beurtheilen, wer ein merkwürdiger Menſch ſei. Es habe mir nur, da ich lange Zeit Gegenſtände der Natur gezeichnet hatte, eingeleuchtet, daß das menſchliche Antliz der würdigſte Gegenſtand für Zeichnungen ſei, und da habe ich die Verſuche begonnen, es in ſolchen auszudrücken. Ich habe Anfangs dabei unwiſſend faſt immer die Richtung von Naturzeichnungen verfolgt, bis ſich mir etwas Höheres zeigte, deſſen Darſtellung darüber hinausgeht, das uns erſt die Züge und Mienen recht menſchlich macht, und deſſen Vergegenwärtigung ich nun anſtrebe, in Ungewißheit, ob es gelingen werde oder nicht.

Sie fragte auch nach denjenigen von meinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die ich im Zuſammenhange aufgeſchrieben habe, und ließ den Wunſch blicken, etwas Zuſammengehöriges zu erfahren. Die Geſchichte, wie unſere Erde entſtanden ſei, und wie ſie ſich bis auf die heutigen Tage entwickelt habe, müßte den größten Antheil erwecken. Ich entgegnete, daß wir nicht ſo weit ſeien, und daß ich am wenigſten zu denen gehöre, welche einen ergiebigen Stoff zu neuen Schlüſſen geliefert haben, ſo ſehr ich mich auch beſtrebe, für mich, und wenn es angeht, auch für andere ſo viel zu fördern, als mir nur immer möglich iſt. Wenn ſie davon und auch von dem, was andere gethan haben, Mittheilungen zu empfangen wünſche, ohne ſich eben in die vorhandenen wiſſenſchaftlichen Werke vertiefen und den Gegenſtand als eigenen Zweck vornehmen zu wollen, ſo werde ſich wohl Zeit und Gelegenheit finden. Sie zeigte ſich zufrieden, und entließ mich mit jener Güte und Anmuth, die ihr ſo eigen war.

Seit dieſer Zeit verwandelte ſich mein Verhältniß zu ihr in ein anderes. Da ich nun einmal unter Tags in ihrer Wohnung geweſen war, geſchah dies öfter, entweder, wenn wir Werke oder Abbildungen anzuſchauen hatten, wozu das Licht der abendlichen Lampen nicht ausreichend geweſen wäre, oder wenn ſie mich zu Geſprächen einladen ließ, die dann gewöhnlich zwiſchen ihr ihrer Geſellſchafterin und mir vorfielen — ſelten geſchah es, daß einer ihrer Söhne gelegentlich anweſend war oder eine Enkelin oder jemand von ihren näheren Anverwandten — und bei denen meiſtens die Geſchichte der Erde oder etwas in die Naturlehre Einſchlägiges der Gegenſtand war. Öfter machte ich auch ſelber einen kurzen Beſuch, um mich um den Zuſtand ihrer Geſundheit zu erkundigen. Auch die Abende kamen in Bezug auf mich in eine andere Geſtalt. Da wir einmal von Dichtungen geredet hatten, mit denen ich mich in der lezten Zeit beſchäftigte, und da gerade dieſe Dichtungen aus einer vergangenen Zeit ſtammten, die nichts mit den Tageserzeugniſſen gemein hatte, da die Fürſtin ſich in ihren jezigen Jahren mit dieſen Dingen nicht beſchäftigte, und die Zeit ſchon ziemlich weit hinter ihr lag, in der ſie Kenntniß von ſolchen Werken genommen hatte: ſo wurde beſchloſſen, wieder das eine oder das andere vorzunehmen, und es gemeinſchaftlich zu genießen. Das geſchah an Abenden, und ich mußte oft die Pflicht des Vorleſers übernehmen, beſonders wenn die Geſellſchaft nicht zahlreich war, was ſich gerne an Abenden ereignete, in denen

Dichtungen vorgenommen wurden. In dieſe Pflicht gerieth ich bei Gelegenheit der Vornahme einiger ſpaniſchen Romanzen. Die Fürſtin die Geſellſchafterin ich und noch ein Mann, welcher zugegen war, verſtanden ſchlecht ſpaniſch; doch war beſchloſſen worden, die Romanzen in ſpaniſcher Sprache zu leſen. Das Vorleſen wurde mir aufgetragen, und wie ſchlecht oder gut es ging, wir verſtanden doch mit eingemiſchten Erklärungen und mit gelegentlichen Geſprächen in unſerer Mutterſprache zulezt die Romanzen. Nach dieſem Vorgange mußte ich nun auch öfter in deutſcher Sprache vorleſen, und es geſchah nicht ſelten, daß ich um meine Meinung über Theile des Geleſenen befragt wurde, und daß man eine Erklärung verlangte. Dies wurde um ſo mehr der Fall, als wir uns auch über Abtheilungen aus Cervantes und Calderon wagten. In andern Sprachen beſonders im Italieniſchen des Dante und Taſſo las ſehr gerne die Geſellſchafterin der Fürſtin. Das Alte aus dem Griechiſchen — es wurde nur die Ilias und Odyſſeus dann einiges aus Äſchylos vorgenommen — mußte ich ganz allein in deutſcher Überſezung vorleſen Es wurde da auch ſehr viel über das uralte geſellſchaftliche Leben der Griechen über ihre häuslichen Einrichtungen über ihren Staat ihre Kunſt und über die Geſtalt und Beſchaffenheit ihres Landes und ihrer Meere geſprochen. Ich wurde zu dieſen Beſchäftigungen in dieſem Winter weit öfter zu der Fürſtin eingeladen, als es früher der Fall geweſen war. Der Frühling und die Zeit, in welcher man wieder den Landaufenthalt zu ſuchen pflegt, kam uns zu früh, wir verabredeten noch, was wir in dem nächſten Winter vorzunehmen gedächten, und die Fürſtin beurlaubte mich mit vieler und ſehr gewinnender Freundlichkeit.

Die Beſchäftigungen im Kreiſe unſerer Familie beſtanden jezt in ſehr häufigen Geſprächen zwiſchen dem Vater und mir über die Kunſt und über Bücher. Er erzählte mir, wie er dazu gekommen wäre, Bilder lieb zu gewinnen, und ſich Bilder zu ſammeln. Er kam hiebei auf ſeine Jugend, und da er in einer freudigeren und erregteren Stimmung war, als ſonſt, ſo erzählte er mir ausführlich, wie er dieſelbe verlebt habe. Er ſtellte mir dar, wie er ſich die Mittel, um etwas lernen zu können, ſelber habe verſchaffen müſſen, und wie ihm ſein älterer Bruder, der ein ſehr begabter Menſch geweſen wäre, hierin zwar ein wenig aber in der That ſehr wenig habe beiſtehen können, weil er ſich ſelbſt alles habe herbei ſchaffen müſſen, und nur um wenige Jahre älter geweſen ſei. Nach Anweiſung vernünftiger Menſchen habe er zu leſen begonnen, und manchen freien Tag in ſeiner Lehrzeit habe er in ſeiner Kammer bei den Büchern zugebracht. Er habe, da er frei wurde, und theils in unſerer Stadt theils in den erſten Handelsplätzen Europas Dienſte that, die Bekanntſchaft von Künſtlern gemacht, habe ſie in ihren Arbeitsſtuben beſucht, habe über die Art zu malen ſich Kenntniſſe geſammelt, und ſei mit dieſen Kenntniſſen in die berühmteſten Bilderſammlungen der größten Städte gegangen. Hiebei ſei es ihm widerfahren, daß er zweimal im Lernen habe von vorne anfangen müſſen. So ſei es ihm in Rom, wohin er ſich von Trieſt aus begeben hatte, um dort ein halbes Jahr für ſich ſelber zu leben, klar geworden, daß er gar nichts wiſſe. Er habe wieder unverdroſſen angefangen, und von Rom ſchreibe ſich ſeine Liebe für alte Bilder her. Sein Bruder habe den Weg durch die Staatsſchulen gemacht, und da er ihn ſehr liebte, habe er von ihm auch die Liebe zu den alten Sprachen angenommen. In ſeinen Dienſten habe er mehr freie Zeit gehabt, als da er noch lernte, und dieſe Zeit habe er zu ſeinen

Lieblingsneigungen angewendet. Mit einem alten Abte, der die Verwaltung ſeines Kloſters abgegeben hatte und ſeine würdevolle Muße, wie er ſich ausdrückte, im Winter in unſerer Stadt genoß, habe er alte Dichter und Geſchichtſchreiber geleſen. Der Abt ſei ein großer Freund der alten Schriften geweſen, habe bei ihm Neigung zu dieſen Dingen entdeckt, und ſei ihm mit ſeinen Kenntniſſen beigeſtanden. Er habe ſehr oft im Zimmer des Abtes laut aus den ſogenannten Claſſikern leſen müſſen. Die Bekanntſchaft desſelben habe er bei ſeinem Dienſtherrn in unſerer Stadt gemacht, in deſſen Hauſe dem Abte, der einſt Lehrer dieſes Dienſtherrn geweſen ſei, jährlich ein oder zwei Male ein Feſt gegeben wurde. Der Dienſtherr, der lezte, bei dem ſich mein Vater befunden, ſei ein Ehrenmann geweſen, der ſeinen Leuten nicht nur Gelegenheit verſchafft habe, etwas lernen zu können, indem er ſie zu den vorkommenden Reiſen benüzte, auf denen ſie Geſchäftsfreunde Handelsverbindungen Verkehrswege und dergleichen kennen lernten, ſondern der ihnen auch Zeit gönnte, ſelber, wenn ſie nicht die Mittel zu großen Geſchäftsanlagen beſaßen, mit kleinen Anfängen zu größeren Unternehmungen und zu endlicher Selbſtſtändigkeit ſchreiten zu können. So habe auch der Vater mit kleinen Erſparniſſen begonnen, habe ſich ausgedehnt, und ſei endlich, da die Anfänge unter den Flügeln ſeines Herrn geſchehen ſeien, mit deſſen Unterſtüzung ein ſelbſtſtändiger Kaufmann geworden. Was er zu Vergnügungen hätte verwenden können, habe er bei Seite gelegt, und habe ſich entweder ein Buch oder ein Kunſtwerk gekauft, oder habe eine Reiſe zu ſeiner Belehrung gemacht. Da ſich ſeine Verbindungen mehrten, und ſtets ergiebiger zu werden verſprachen, habe er meine Mutter kennen gelernt, und ihre Hand gewonnen. Sie habe eine nicht unbeträchtliche Mitgift in das Haus gebracht, und ſo ſei gemeinſchaftlich der Grund gelegt worden, daß wir Kinder nun nicht nur frei und unabhängig bei unſern Eltern in ihrem eigenen Hauſe leben können, ſondern auch für die Zukunft einen Nothpfennig zu erwarten hätten, und daß er ſelber ſich mit Manchem habe umringen können, was ihm die ſanfte Neigung ſeines Herzens gebothen habe, und was ihm als Erheiterung und nach der Liebe ſeiner Gattin und der Wohlgerathenheit ſeiner Kinder auch als Lohn ſeines Alters dienen werde. Der betagte Abt habe ihn als ſeinen lezten Schüler noch getraut, und ſei bald darauf geſtorben. Mit der jungen Frau habe er dreimal ſeine alten Eltern, welche ferne in einem waldigen Lande von einer wenig ergiebigen Feldwirthſchaft lebten, beſucht, ſie ſeien dann kurz darauf eins nach dem andern geſtorben. Sein edler Dienſtherr habe uns noch aus der Taufe gehoben, ſei dann von den Geſchäften zurück getreten, habe bei ſeinem einzigen Kinde einer Tochter die an einen angeſehenen Güterbeſizer verheirathet war, gelebt, und ſei bei ihr auch endlich geſtorben. So haben ſich alle Verhältniſſe geändert. Das heimatliche Waldhaus mit der geringen Feldwirthſchaft habe er und ſein Bruder einer Schweſter geſchenkt, dieſe ſei ohne Kinder geſtorben, und da weder er noch der Bruder das Haus bewirthſchaften konnten, ſo haben ſie eingewilligt, daß es an einen entfernten Verwandten falle. Der Bruder ſei während unſerer Unmündigkeit geſtorben, eben ſo die Großeltern von mütterlicher Seite, und endlich ein Großoheim von eben dieſer Seite, der uns Kinder zu Erben eingeſezt, und da die Mutter keine Geſchwiſter gehabt habe, ſo ſeien wir nun allein, und ſo ſei keine Verwandtſchaft weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite übrig. Er habe die Liebe, welche ihm durch den Tod ſeiner Angehörigen, denen er, beſonders dem

Bruder, eine treue Erinnerung weihe, anheimgefallen ſei, an die Mutter und uns übertragen, ſein Haus ſei nun ſein Alles, und wir zwei, die Schweſter und ich, ſollten verbunden bleiben, und ſollten in Neigung nicht von einander laſſen, beſonders wenn auch wir allein ſein, und er und die Mutter im Kirchhofe ſchlummern würden.

Dieſe Ermahnung zur Liebe war nicht nöthig; denn daß wir, die Schweſter und ich, uns mehr lieben könnten, als wir thaten, ſchien uns nicht möglich, nur die Eltern liebten wir beide noch mehr, und wenn eine Anſpielung darauf gemacht wurde, daß ſie uns einſt verlaſſen ſollten, ſo betrübte uns das außerordentlich, und wohin wir die Liebe, die uns dann zurückfallen ſollte, wenden würden, wußten wir ſehr wohl, wir würden ſie an gar nichts wenden, ſie würde von ſelber über die Grabhügel hinaus gegen die verſtorbenen Eltern bis an unſer Lebensende fortdauern.

Die andern Vorkommniſſe, die zwar auch in unſerer Familie aber nicht in ihr allein ſondern zugleich in Geſellſchaft von geladenen Menſchen vorfielen, waren mir nicht ſo angenehm als in früheren Zeiten, ja ſie waren mir eher widerwärtig und dünkten mir Zeitverluſt. Sie beſtanden beinahe gleichmäßig wie in früheren Jahren aus abendlichen Kreiſen, in denen geſprochen wurde, oder aus Geſellſchaften, in denen etwas Muſik oder gar Tanz vorkam. An dem lezteren nahm ich gar keinen Theil, und die Schweſter, welche, wie ich ſchon ſeit länger wahrnahm, ſchier alle meine Neigungen theilte, that es ſehr wenig, und flüchtete an ſolchen Abenden ſehr gerne zu mir. Ich hatte die Leute, darunter aber vorzüglich die jungen, welche bei ſolchen Gelegenheiten zu uns kamen, ſchon genau kennen gelernt, und wenn ich in früherer Zeit eine Scheu, ja ſogar eine gewiſſe Gattung von Ehrfurcht vor ihnen gehabt hatte, ſo war dies jezt nicht mehr der Fall; ich hatte durch Nachdenken und durch Erfahrungen im Umgange mit andern Menſchen einſehen gelernt, daß das, wovor ich beſonders eine Scheu hatte, nehmlich ihre Sicherheit und Vornehmheit, nur ein Ding iſt, welches man lernt, wenn man ſehr viel in ſolchen Geſellſchaften iſt, wie ſie bei uns waren, und wenn man in dieſen Geſellſchaften viel ſpricht, und in den Vordergrund tritt. Und daß dieſes Ding nicht ſchwer zu erlernen iſt, ſah ich daraus, daß es ſolche inne hatten, deren Geiſteskräfte hoch zu achten ich nicht veranlaßt war. Meine Erfahrungen an Menſchen hatte ich aber nicht blos in hohen Ständen gemacht, ſondern auch in niedern, und in dieſen zwar nicht in der Stadt, ſondern bei Gebirgsbewohnern und Landbebauern. In hohen Ständen ſah ich junge Leute, namentlich bei der Fürſtin war das der Fall, welche jenes Benehmen, das mir ſonſt ſo hoch über mir ſchien, nicht hatten, ſondern ſich einfach und wenig vortretend gaben, höflich und nicht linkiſch waren, und an das Wort, das ich öfter in meiner Jugend gehört aber falſch verſtanden hatte, „ein junger Mann von guter Erziehung“ erinnerten. In den untern Ständen habe ich manchen Mann kennen gelernt, der, wenn er vor ſolchen ſtand, die er für höher erachtete, als ſich ſelbſt, nicht die Mühe übernahm, auch höher in ſeinem Benehmen ſein zu wollen, ſondern der ruhig ſo ſprach, wie er die Sache verſtand, und ruhig die Rede anhörte, die ihm ein Anderer erwiederte. Dieſer Mann ſchien mir auch von höherer Erziehung als die, welche viele Arten des Benehmens wiſſen und erſichtlich machen. Ein gültiges Beiſpiel gab mein Gaſtfreund, der noch einfacher war als jene Männer, von denen ich ſagte, daß ich ſie bei der Fürſtin geſehen habe, und deſſen Rede und Thun ſo klare Achtung erzeugten. Selbſt ſein Anzug, der Anfangs auffiel, ſtimmte zu

Allem. Auch Euſtach, Guſtav aber ganz gewiß, ſtanden im entſchiedenen Vorzuge vor meinen Geſellſchaftsleuten. Weil ich nun dieſe Menſchen ſehr gut kannte, und weil ſie mir keine hohe Rückſichtnahme mehr einflößten, war es mir unerſprießlich, mit ihnen zu ſein, und es erſchien mir, daß ich die Zeit beſſer würde benüzen können. Aber auch die Erfahrungen in dieſer Hinſicht mochte mein Vater für nüzlich gehalten haben. Ich machte ſie nur an jungen Männern. Über Mädchen konnte ich ein Urtheil gar nicht ſagen, weil ich ſehr wenig mit ihnen ſprach, und weil mich natürlich keine in meiner Zurückgezogenheit aufſuchen konnte. Bei älteren Leuten, Männern wie Frauen, kam mir oft jemand entgegen, dem ich Achtung zollen mußte; aber auch zu alten Leuten wie zu Mädchen konnte ich mich nicht drängen. Unter denen, welchen ich mehr zugethan war, ſtand der Sohn des Juwelenhändlers oben an, ich war ihm wirklich in der eigentlichen Bedeutung ein Freund. Wir brachten außer unſeren Kleinodienlehrſtunden manche Zeit mit einander zu, wir beſprachen verſchiedene Dinge, und laſen auch mitunter kleine Abſchnitte von Schriften mit einander, die wir gemeinſchaftlich achteten. Seine Eltern waren ſehr liebenswürdig und fein. Der junge

Drepern war mir auch nicht unangenehm. Er ſprach noch öfter von der ſchönen Tarona, und bedauerte ſehr, daß ſie auf weite Reiſen gegangen, und daher gar nicht in die Stadt gekommen ſei, weßwegen er mir ſie nie habe zeigen können. An den eigentlichen Vergnügungen, die junge Männer unter ſich anſtellten, nahm ich nur ungemein ſelten Theil. Daß ich aber auch überhaupt viel weniger mit Männern meines Alters umging, und nicht, wie es bei vielen jungen Leuten in unſerer Stadt der Gebrauch iſt, Tage mit ihnen zubrachte, und dies öfter wiederholte, rührte daher, daß ich viele Beſchäftigungen hatte, und daß mir daher zu wenig Zeit übrig blieb, ſie auf Anderes zu verwenden. Am liebſten war es mir, wenn ich mit meinen Angehörigen allein war.

Ich ging nach dem Winter ziemlich ſpät im Frühlinge auf das Land. So erfreulich der letzte Sommer für mich geweſen war, ſo ſehr er mein Herz gehoben hatte, ſo war doch etwas Unliebes in dem Grunde meines Innern zurück geblieben, was nichts anders ſchien als das Bewußtſein, daß ich in meinem Berufe nicht weiter gearbeitet habe, und einer planloſen Beſchäftigung anheim gegeben geweſen ſei. Ich wollte das nun einbringen, und den größten Theil des Sommers einer feſten und angeſtrengten Thätigkeit weihen. Ich nahm alle Geräthe und Werke mit, welche ich zur Fortſezung meiner Arbeiten brauchte. Freie Stunden, die nach genauer Zeiteintheilung übrig blieben, wollte ich dann meinen Lieblingsdingen widmen.

Ich kam in das Ahornwirthshaus, und beſtellte mir dahin auch die Leute, die ich verwenden wollte, wenn ſie ſich nehmlich bereit erklärten, mir in entferntere Theile der Gebirge zu folgen, wohin mich heuer meine Arbeiten führen würden. Der alte Kaspar wollte mit gehen, zwei andere auch, und ſo hatte ich genug. Ich erkundigte mich nach meinem Zitherſpiellehrer, er war fort, und ſo gut wie verſchollen. Kein Menſch wußte etwas von ihm. Ich ging in das Rothmoor, um nachzuſehen, wie weit die Marmorarbeiten gediehen waren. Sie wurden heuer fertig, und ich konnte ſie im Herbſte nach Hauſe bringen laſſen. Da das geſchehen war, verließ ich für dieſen Sommer das Ahornwirthshaus, in welchem ich nun ſo lange gewohnt hatte, um mich in die Bergabtheilung zu begeben, die ich durchforſchen wollte. Ich ging mit einem wehmüthigen Gefühle von dem Hauſe fort.

An einer Stelle, wo das Gebirge weit verzweigt und wild verflochten aber deſſohngeachtet bei Weitem nicht ſo ſchön war wie das, welches ich verlaſſen hatte, ſezte ich mich wie in einem Mittelpunkte meiner Beſtrebungen feſt. Ich vermißte das heitere fenſterſchimmernde Ahornhaus, ich vermißte das ganze Thal, in dem ich beinahe heimiſch geworden war. In einem Hauſe, das an der Öffnung dreier Thäler lag und mir daher den geeignetesten Plaz abgab, miethete ich mich ein. Schwarzer Tannenwald ſah auf meine Fenſter, ſchritt an den Bächen, welche aus den drei Thälern kamen, neben feuchten Wieſen und andern offnen Stellen in die Thalgründe hinein, und zog ſich auf die Berge. Die höheren Kuppen oder gar die Schneeberge konnte man wegen der Enge des Thales über den finſtern Tannen nicht ſehen. Das mochte auch die Urſache ſein, daß das Haus und die mehreren in den Waldlehnen zerſtreuten und an den Bächen hingehenden Hütten die Tann hießen. Mauern mit grünem Mooſe bewachſen bildeten mein Haus, und grenzten an ein zerfallenes Gärtchen, in welchem wenig mehr als Schnittlauch wuchs. Auf der Gaſſe war der Boden ſchwarz, und dieſelbe Schwärze zog ſich in das Gras hinein; denn das Einzige, welches häufig an dieſem Wirthshauſe ankam, und da hielt, damit ſich Menſchen und Thiere erquickten, waren Kohlenfuhren. In dem ganzen bei näherer Beſichtigung ſich als ungeheuer zeigenden Waldgebiethe waren die Kohlenbrennereien zerſtreut, und ganze Züge von den ſchwarzen Fuhrwerken und den ſchwarzen Fuhrmännern zogen die düſtere Straße hinaus, um die Kohlen gegen die Ebenen zu bringen, von wo ſie ſogar bis in unſere Stadt befördert wurden. Nur ein einziges Zimmer mit kleinen Fenſtern und eiſernen Kreuzen daran konnte ich haben. In demſelben war ein Tiſch zwei Stühle ein Bett und eine bemalte Truhe, in die ich Kleider und andere Dinge legen konnte. Für meine größeren Kiſten wurde mir ein Verſchlag in einem Schoppen eingeräumt. Kaspar und die andern ſchliefen, wenn wir uns in dem Hauſe befanden, in der Scheuer im Heu. Ich ließ mein Gepäcke größtentheils in meinen Koffern, hing nur das Nöthige an Nägel, die in dem Zimmer waren, legte meine Schreibgeräthe meine wiſſenſchaftlichen Bücher und meine Dichter auf den Tiſch, füllte das Bettgeſtelle mit meinen von Hauſe mitgebrachten Bettſtücken, ſtellte meine Bergſtöcke in eine Ecke, und war eingerichtet. Die Sonne, welche am ſpäten Vormittage bei einem Fenſter meines Zimmers hereinkam, ſtreifte am Nachmittage das andere, um bald die Spizen der Tannen zu vergolden und zu verſchwinden. Ich war in manchen ähnlichen Herbergen ſchon geweſen, war daran gewöhnt, fügte mich, und wurde mit dem Wirthe der Wirthin und einer rührigen Tochter, einfachen gutmüthigen Leuten, die einen kleinen Gedankenkreis hatten, bald bekannt. Sonſt kam noch manches Mal ein Gebirgsjäger ein ſeltener Wandersmann oder ein Hauſirer in das Tannwirthshaus. Die größte Zahl der Gäſte beſtand außer den Kohlenführern in Holzknechten, welche in den großen Wäldern zerſtreut waren, und welche gerne an Samſtagen oder an Tagen vor großen Feſten heraus kamen, um zu den Ihrigen zu gehen. Da verweilten ſie denn nun nicht ſelten gerne ein wenig in dem Tannwirthshauſe, um ſich ein Gutes zu thun. Die Hauptbeſchäftigung aller Bewohner der Tann war die Holzarbeit und ihr Hauptreichthum waren Kühe und Ziegen, welche täglich in die Wälder gingen, und von welchen die jüngeren den ganzen Sommer hindurch auf der Höhe der Waldungen und der Holzſchläge blieben.

Von dieſem Hauſe aus ſingen wir nun an, unſere Beſchäftigungen zu betreiben. Durch die langen und weithingeſtreckten Waldungen ging unſer Hammer, und die Leute trugen die Zeugen der verſchiedenen Bodenbeſchaffenheiten, auf denen die ausgedehnten Waldbeſtände wuchſen, in der Geſtalt der manigfaltigen Geſteine in die Tann. Wenn auch von unſerem Gaſthauſe aus die Felſenberge oder gar das Eis nicht zu erblicken waren, ſo waren ſie darum nicht weniger vorhanden. Weil hier Alles großartiger war, da wir uns tiefer im Gebirge und näher ſeinem Urſtocke befanden, ſo dehnten ſich auch die Wälder in mächtigeren Anſchwellungen aus, und wenn man durch eine Reihe von Stunden in dem dunkeln Schatten der feuchten Tannen und Fichten gegangen war, ſo wurden endlich ihre Reihen lichter, ihr Beſtand minderte ſich, erſtorbene Stämme oder ſolche, die durch Unfälle zerſtört worden waren, wurden häufiger, das trockene Geſtein mehrte ſich, und wenn nun freie Pläze mit kurzem Graſe oder Sandgries oder Knieholz folgten, ſo ſah man dämmerige Wände in rieſigen Abmeſſungen vor den Augen ſtehen, und blizende Schneefelder waren in ihnen, oder zwiſchen auseinanderſchreitenden Felſen ſchaute ein ganz in Weiß gehüllter Berg hervor. Die Geſteinwelt folgte nun in noch größeren Ausdehnungen auf die Waldwelt. Uns führte unſere Abſicht oft aus der Umſchließung der

Wälder in das Freie der Berge hinaus. Wenn die Beſtandtheile eines ganzen Geſteinzuges ergründet waren, wenn alle Wäſſer, die der Geſteinzug in die Thäler ſendet, unterſucht waren, um jedes Geſchiebe, das der Bach führt, zu betrachten und zu verzeichnen, wenn nun nichts Neues nach mehrfacher und genauer Unterſuchung ſich mehr ergab, ſo wurde verſucht, ſich des Zuges ſelbſt zu bemächtigen, und ſeine Glieder, ſo weit es die Macht und Gewalt der Natur zuließ, zu begehen. In die wildeſten und abgelegenſten Gründe führte uns ſo unſer Plan, auf die ſchroffſten Grate kamen wir, wo ein ſcheuer Geier oder irgend ein unbekanntes Ding vor uns aufflog, und ein einſamer Holzarm hervor wuchs, den in Jahrhunderten kein menſchliches Auge geſehen hatte; auf lichte Höhen gelangten wir, welche die ungeheure Wucht der Wälder, in denen unſer Wirthshaus lag, und die angebauteren Gefilde draußen, in denen die Menſchen wohnten, wie ein kleines Bild zu unſern Füßen legten. Meine Leute wurden immer eifriger. Wie überhaupt der Menſch einen Trieb hat, die Natur zu beſiegen, und ſich zu ihrem Herrn zu machen, was ſchon die Kinder durch kleines Bauen und Zuſammenfügen noch mehr aber durch Zerſtören zeigen, und was die

Erwachſenen dadurch darthun, daß ſie die Erde nicht nur zur nahrungſproſſenden machen, wie der Dichter des Achilleus ſo oft ſagt, ſondern ſie auch vielfach zu ihrem Vergnügen umgeſtalten, ſo ſucht auch der Bergbewohner ſeine Berge, die er lieb hat, zu zähmen, er ſucht ſie zu beſteigen zu überwinden, und ſucht ſelbſt dort hinan zu klettern, wohin ihn ein weiterer wichtigerer Zweck gar nicht treibt. Die Erzählung ſolcher beſtandener Züge bildet einen Theil der Würze des Lebens der Bergbewohner. Meine Leute waren in einer geſteigerten Freude und Empfindung, wenn wir mit dem Hammer und Meißel theils Stuſen in die glatten Wände ſchlugen, theils Löcher machten, unſere vorräthigen Eiſen eintrieben, auf ſolche Weiſe Leitern verfertigten, und auf einen Standort gelangten, auf den zu gelangen eine Unmöglichkeit ſchien. Wir kamen oft eine Reihe von Tagen nicht in unſer Tannwirthshaus hinab.

Ich ſuchte auch gerne auf die Gipfel hoher Berge zu gelangen, wenn mich ſelbſt eben meine Beſchäftigung nicht dahin führte. Ich ſtand auf dem Felſen, der das Eis und den Schnee überragte, an deſſen Fuß ſich der Firnſchrund befand, den man hatte überſpringen müſſen, oder zu deſſen Überwindung wir nicht ſelten Leitern verfertigten, und über das Eis trugen, ich ſtand auf der zuweilen ganz kleinen Fläche des letzten Steines, oberhalb deſſen keiner mehr war, und ſah auf das Gewimmel der Berge um mich und unter mir, die entweder noch höher mit den weißen Hörnern in den Himmel ragten, und mich beſiegten, oder die meinen Stand in anderen Luftebenen fortſetzten, oder die einſchrumpften, und hinab ſanken, und kleine Zeichnungen zeigten, ich ſah die Thäler wie rauchige Falten durch die Gebilde ziehen und manchen See wie ein kleines Täfelchen unten ſtehen, ich ſah die Länder wie eine ſchwache Mappe vor mir liegen, ich ſah in die Gegend, wo gleichſam wie in einen ſtaubigen Nebel getaucht die Stadt ſein mußte, in der alle lebten, die mir theuer waren, Vater Mutter und Schweſter, ich ſah nach den Höhen, die von hier aus wie blauliche Lämmerwolken erſchienen, auf denen das Aſperhaus ſein mußte und der Sternenhof, wo mein lieber Gaſtfreund hauste, wo die gute klare Mathilde wohnte, wo Euſtach war, wo der fröhliche feurige Guſtav ſich befand, und wo Nataliens Augen blickten. Alles ſchwieg unter mir, als wäre die Welt ausgeſtorben, als wäre das, daß ſich Alles von Leben rege und rühre, ein Traum geweſen. Nicht einmal ein Rauch war auf die Höhe hinauf zu ſehen, und da wir zu ſolchen Beſteigungen ſtets ſchöne Tage wählten, ſo war auch meiſtens der Himmel heiter und in der dunkelblauen Finſterniß hin eine endloſere Wüſte, als er in der Tiefe und in den mit kleinen Gegenſtänden angefüllten Ländern erſcheint. Wenn wir hinab ſtiegen, wenn Kaspar hinter uns die Eiſen aus den Steinen zog, und in den Sack that, den er an einem Stricke um die Schultern hängen hatte, wenn wir nun die Leiter über den Firnſchrund zurückzogen, oder im Falle, daß wir keine Leiter gebraucht hatten, über den Spalt geſprungen waren, ſo zeigte ſich in dem Ernſte von Kaspars harten Zügen oder in den Angeſichtern der andern, die uns begleiteten, eine gewiſſe Veränderung, ſo daß ich ſchloß, daß der Stand, auf dem wir geſtanden waren, einen Eindruck auf ſie gemacht haben mußte.

Die Stunden oder Tage, die ich mir von meiner Arbeit abdingen konnte, weil ich Ruhe brauchte, oder das Wetter mich hinderte, wendete ich zur Entwerfung leichter Landſchaftsgebilde an, und die Tiefe der Nacht wurde, ehe ſich die Augen ſchloſſen, durch die großen Worte Eines, der ſchon längſt geſtorben war, und der ſie uns in einem Buche hinterlaſſen hatte, erhellt, und wenn die Kerze ausgelöſcht war, wurden die Worte in jenes Reich mit hinüber genommen, das uns ſo räthſelhaft iſt, und das einen Zuſtand vorbildet, der uns noch unergründlicher erſcheint.

Wie in der jüngſtvergangenen Zeit konnte ich auch jezt nicht mehr mit der bloßen Sammlung des Stoffes meiner Wiſſenſchaft mich begnügen, ich konnte nicht mehr das Vorgefundene blos einzeichnen, daß ein Bild entſtehe, wie Alles über einander und neben einander gelagert iſt — ich that dieſes zwar jezt auch ſehr genau — ſondern ich mußte mich ſtets um die Urſachen fragen, warum etwas ſei, und um die Art, wie es ſeinen Anfang genommen habe. Ich baute in dieſen Gedanken fort, und ſchrieb, was durch meine Seele ging, auf. Vielleicht wird einmal in irgend einer Zukunft etwas daraus.

Zur Zeit der Roſenblüthe machte ich einen Abſchnitt in meinem Beginnen, ich wollte mir eine Unterbrechung gönnen, und den Asperhof beſuchen.

Ich lohnte meine Leute ab, gab ihnen das Verſprechen, daß ich ſie in Zukunft wieder verwenden werde, legte zu ihrem Lohne noch ein kleines Heimreiſegeld, und entließ ſie. In dem Tannhauſe verpackte ich Alles wohl, was mein Eigenthum war, berichtigte das, was ich ſchuldig geworden, ſagte, daß ich wieder kommen werde, daß man mir das Dagelaſſene unterdeſſen gut bewahren möge, und fuhr in einem einſpännigen Gebirgswäglein durch den tiefen Weg, der von dem rauſchenden Bache des Tanmwirthshauſes waldaufwärts führt, davon. Als ich die Heerſtraße erreicht hatte, ſendete ich meinen Fuhrmann zurück, und wählte für die weitere Fahrt einen Plaz im Poſtwagen. Die Strecke von der lezten Poſt zu meinem Freunde legte ich zu Fuße zurück. Für Nachſendung meines Gepäckes trug ich Sorge.

Ich war ſpäter gekommen, als ich eigentlich beabſichtigt hatte. In der tiefen Abgeſchiedenheit und in der hohen kühlen Lage der Tann hatte ich mich über das, was draußen geſchah, getäuſcht. In dem freieren Lande war ein warmer Frühling und ein ſehr warmer Frühſommer geweſen, was ich in den Bergen nicht ſo genau hatte ermeſſen können. Darum blühten ſchon die Roſen mit freudiger Fülle in allen Gärten, an denen ich vorüber kam. In ſchöner Vollkommenheit ſchauten die untadeligen Laubkronen meines Gaſtfreundes über das dunkle Dach des Hauſes und ſtanden an den beiden Flügeln des Gartengitters, als ich den Hügel hinan ſtieg. Die Fenſtervorhänge, welche theils ein wenig geöffnet theils der Hize willen geſchloſſen waren, luden mich gaſtlich ein, und der Schmelz des Geſanges der Vögel und mancher lautere vereinzelte Ruf grüßte mich wie einen, der hier ſchon lange bekannt iſt.

Da ich die Einrichtung des Gitterthores kannte, drückte ich an der Vorrichtung, der Flügel öffnete ſich, und ich trat in den Garten.

Mein Gaſtfreund war bei den Bienen. Ich erfuhr das von dem Gärtner, welcher der erſte war, den ich zu ſehen bekam. Er ordnete etwas an einem Geranienbeete in der Nähe des Einganges. Ich ſchlug den Weg zu den Bienen ein. Mein Gaſtfreund ſtand vor der Hütte, und erwartete das Erſcheinen einer jungen Familie, die ſchwärmen wollte. Er ſagte mir dieſes, als ich hinzutrat, ihn zu begrüßen. Der Empfang war beinahe bewegt, wie zwiſchen einem Vater und einem Sohne, ſo ſehr war meine Liebe zu ihm ſchon gewachſen, und eben ſo mochte auch er ſchon eine Zuneigung zu mir gewonnen haben.

Da er doch wohl von ſeinem Vorhaben nicht weggehen konnte, ſagte ich, ich wolle die andern auch begrüßen, und er billigte es. Er hatte mir erzählt, daß Mathilde und Natalie in dem Asperhofe ſeien.

Ich ging gegen das Haus. Guſtav hatte es ſchon erfahren, daß ich da ſei, er flog die Treppe herunter, und auf mich zu. Gruß, Gegengruß, Fragen, Antworten, Vorwürfe, daß ich ſo ſpät gekommen ſei, und daß ich in dem Frühlinge doch nicht einige Tage benützt habe, um in den Asperhof zu gehen. Er ſagte, daß er mir ſehr viel zu erzählen habe, daß er mir alles erzählen wolle, und daß ich recht lange lange da bleiben müſſe.

Er führte mich nun zu ſeiner Mutter. Dieſe ſaß an einem Tiſche im Gebüſche, und las. Sie ſtand auf, da ſie mich nahen ſah, und ging mir entgegen. Sie reichte mir die Hand, die ich, wie es in unſerer Stadt Sitte war, küſſen wollte. Sie ließ es nicht zu. Ich hatte wohl ſchon früher bemerkt, daß ſie nicht zugab, daß ihr die Hand geküßt werde; aber ich hatte in dem Augenblicke nicht daran gedacht. Sie ſagte, daß ich ihr ſehr willkommen ſei, daß ſie mich ſchon früher erwartet habe, und daß ich nun eine nicht zu kurze Zeit meinen hieſigen Freunden ſchenken müſſe. Wir gingen unter dieſen Worten wieder zu dem Tiſche zurück, auf den ſie ihr Buch gelegt hatte, und ſie hieß mich an ihm Plaz nehmen. Ich ſezte mich auf einen der daſtehenden Stühle. Guſtav blieb neben uns ſtehen. Ihr Angeſicht war ſo heiter und freundlich, daß ich meinte, es nie ſo geſehen zu haben. Oder es war wohl immer ſo, nur in meiner Erinnerung war es ein wenig zurück getreten. Wirklich, ſo oft ich Mathilden nach längerer Trennung ſah, erſchien ſie mir, obwohl ſie eine alternde Frau war, immer lieblicher und immer anmuthiger. Zwiſchen den Fältchen des Alters und auf den Zügen, welche auf eine Reihe von Jahren wieſen, wohnte eine Schönheit, welche rührte, und Zutrauen erweckte. Und mehr als dieſe Schönheit war es, wie ich wohl jezt erkannte, da ich ſo viele Angeſichter ſo genau betrachtet hatte, um ſie nachzubilden, die Seele, welche gütig und abgeſchloſſen ſich darſtellte, und auf die Menſchen, die ihr naheten, wirkte. Um die reine Stirne zog ſich das Weiß der Haubenkrauſe, und ähnliche weiße Streifen waren um die feinen Hände. Auf dem Tiſche ſtand ein Blumentopf mit einer dunkeln faſt veilchenblauen Roſe. Sie lehnte ſich in dem Rohrſtuhle, auf dem ſie ſaß, zurück, faltete die Hände auf ihrem Schooße, und ſagte: „Wir werden in dem Sternenhofe ein kleines Feſt feiern. Ihr wißt, daß wir begonnen haben, die Tünche, womit die großen Steinflächen, die die Mauern unſers Hauſes bekleiden, in früheren Jahren überſtrichen worden ſind, wegzunehmen, weil unſer Freund meinte, daß dieſelbe das Haus entſtelle, und daß es ſich weit ſchöner zeigen würde, wenn ſie weggenommen, und der bloße Stein ſichtbar wäre. Heuer iſt nun die ganze vordere Fläche des Hauſes fertig geworden, die Gerüſte werden eben abgebrochen, und da werden, wenn die Spuren auch auf dem Boden vor dem Hauſe vertilgt ſind, wenn der Sand geebnet iſt, wenn der Raſen gereinigt und gewaſchen iſt, daß er keine Kalkflecke, ſondern das reine Grün zeigt, wir alle hinausfahren, um die Sache zu betrachten und ein Urtheil abzugeben, ob das Haus den Gewinn gemacht habe, der ſich uns verſprochen hat. Es werden auch andere Menſchen kommen, es werden wahrſcheinlich ſich einige Nachbarn einfinden, und da ihr zu unſern Freunden aus dem Asperhofe gehört, und da wir alle euer Urtheil in Anſchlag bringen möchten, ſo ſeid ihr gebethen, auch dabei zu ſein, und die Geſellſchaft zu vermehren."

„Mein Urtheil iſt wohl ſehr geringe," antwortete ich, „und wenn es nicht ganz verwerflich iſt, und wenn ich mir einige Kenntniſſe und eine beſtimmte Empfindung des Schönen erworben habe, ſo danke ich alles dem Beſitzer dieſes Hauſes, der mich ſo gütig aufgenommen, und manches in mir hervor gezogen hat, das wohl ſonſt nie zu irgend einer Bedeutung gekommen wäre. Ich werde alſo kaum zur Feſtſtellung der Sache auf dem Sternenhofe etwas beitragen können, und meine Anſicht wird gewiß die meines Gaſtfreundes und Euſtachs ſein: aber da ihr mich ſo freundlich einladet, und da es mir eine Freude macht, in eurem Hauſe ſein zu können, ſo nehme ich die Einladung gerne an, vorausgeſezt, daß die Zeit nicht zu ſpät beſtimmt iſt, da ich doch wohl noch in dieſem Sommer in den Ort meiner jezigen Thätigkeit zurückkehren, und Einiges vor mich bringen möchte."

„Die Zeit iſt ſehr nahe," erwiederte ſie, „es iſt ohnehin ſchon ſeit länger her gebräuchlich, daß nach der Roſenblüthe, zu welcher ich immer in dieſem Hauſe eingeladen bin, unſere hieſigen Freunde auf eine Weile in den Sternenhof hinüber fahren. Das wird auch heuer ſo ſein. Während hier die feinen Blätter dieſer Blumen ſich vollkommen entwickeln und endlich welken und abfallen, wird unſer Hausverwalter in dem Sternenhofe Alles in Ordnung bringen, daß keine Verwirrung mehr zu ſehr ſichtbar iſt, er wird uns hierüber einen Brief ſchreiben und wir werden den Tag der Zuſammenkunft beſtimmen. Von dem

Urtheile, wenn irgend eines mit einem überwiegenden Gewichte zu Stande kömmt, wird es abhängen, ob auch die Koſten zu der Reinigung der andern Theile des Hauſes verwendet werden, oder ob der jezige Zuſtand, daß eine Seite von der Tünche befreit iſt, die übrigen aber damit behaftet ſind, der gewiß weniger ſchön iſt, als wenn alles übertüncht geblieben wäre, fortbeſtehen, oder ob gar das Befreite wieder übertüncht werden ſolle. Daß ihr übrigens eure Anſichten geringe achtet, daran thut ihr Unrecht. Wenn in der Nähe unſers Freundes Einiges an euch früher zur Blüthe kam, ſo iſt dies wohl ſehr natürlich; es iſt ja Alles an uns Menſchen ſo, daß es wieder von andern Menſchen groß gezogen wird, und es iſt das glückliche Vorrecht bedeutender Menſchen, daß ſie in andern auch das Bedeutende, das wohl ſonſt ſpäter zum Vorſcheine gekommen wäre, früher entwickeln. Wie ſicher in euch die Anlage zu dem Höheren und Größeren vorhanden war, zeigt ſchon die Wahl, mit der ihr aus eigenem Antriebe auf eine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung gekommen ſeid, die ſonſt unſere jungen Leute in den Jahren, in denen ihr euch entſchieden habt, nicht zu ergreifen pflegen, und daß euer Herz dem Schönen zugewendet war, geht daraus hervor, daß ihr ſchon bald begannet, die Gegenſtände eurer Wiſſenſchaft abzubilden, worauf der, dem der bildende Sinn mangelt, nicht ſo leicht verfällt, er macht ſich eher ſchriftliche Verzeichniſſe, und endlich habt ihr ja in Kurzem die Abbildung anderer Dinge menſchlicher Köpfe Landſchaften verſucht, und habt euch auf die Dichter gewendet. Daß es aber auch nicht ein unglücklicher Tag war, an welchem ihr über dieſen Hügel herauf ginget, zeigt ſich in einer Thatſache: ihr liebt den Beſitzer dieſes Hauſes, und einen Menſchen lieben können iſt für den, der das Gefühl hat, ein großer Gewinn.“

Guſtav hatte während dieſer Rede die Mutter ſtets freundlich angeſehen.

Ich aber ſagte: „Er iſt ein ungewöhnlicher ein ganz außerordentlicher Menſch.“

Sie erwiederte auf dieſe Worte nichts, ſondern ſchwieg eine Weile. Später fing ſie wieder an: „Ich habe mir dieſe Roſenpflanze auf den Tiſch geſtellt, gewiſſermaßen als die Geſellſchafterin meines Leſens — gefällt euch die Blume?“

„Sie gefällt mir ſehr,“ antwortete ich, „wie mir überhaupt alle Roſen gefallen, die in dieſem Hauſe gezogen werden.“

„Sie iſt eine neue Art,“ ſagte ſie, „ich habe aus England einen Brief bekommen, in welchem eine Freundin mit Auszeichnung von einer Roſe ſprach, die ſie in Kew geſehen habe, und deren Namen ſie hinzu fügte. Da ich in dem Verzeichniſſe unſerer Roſen den Namen nicht fand, dachte ich, daß dies eine Art ſein dürfte, welche unſer Freund nicht hat. Ich ſchrieb an die Freundin, ob ſie mir eine ſolche Roſenpflanze verſchaffen könne. Mit Hilfe eines Mannes, der uns beide kennt, erhielt ſie die Pflanze, und in dieſem Frühlinge wurde ſie mir in einem Topfe ſehr wohl und ſinnreich verpackt aus England geſchickt. Ich pflegte ſie, und da die Blumen ſich entwickeln wollten, brachte ich ſie unſerm Freunde. Die Roſen öffneten ſich hier vollends, und wir ſahen, — beſonders er, der alle Merkmale genau kennt — daß dieſe Blume ſich in der Sammlung dieſes Hauſes noch nicht befindet. Euſtach bildete ſie ab, daß wir ſie feſthalten, und ob die, welche in Zukunft kommen werden, ihr gleichen. Mein Freund ſchrieb nach England um Pfropfreiſer für den nächſten Frühling, dieſe Pflanze bleibt indeſſen in dem Topfe, und wird hier beſorgt werden.“

Während ſie ſo ſprach, regten ſich die Zweige neben einem ſchmalen Pfade, der aus dem Gebüſche auf den Plaz führte, und Natalie trat auf dem Pfade hervor. Sie war erhizt, und trug einen Strauß von Feldblumen in der Hand. Sie mußte nicht gewußt haben, daß ein Fremder bei der Mutter ſei; denn ſie erſchrak ſehr, und mir ſchien, als ginge durch das Roth des erwärmten Angeſichtes eine Bläſſe, die wieder mit einem noch ſtärkeren Roth wechſelte. Ich war ebenfalls beinahe erſchrocken, und ſtand auf.

Sie war an der Ecke des Gebüſches ſtehen geblieben, und ich ſagte die Worte: „Mich freut es ſehr, mein Fräulein, euch ſo wohl zu ſehen.“

„Mich freut es auch, daß ihr wohl ſeid,“ erwiederte ſie.

„Mein Kind, du biſt ſehr erhizt,“ ſagte die Mutter, „du mußt weit geweſen ſein, es kömmt ſchon die Mittagsſtunde, und in derſelben ſollteſt du nicht ſo weit gehen. Seze dich ein wenig auf einen dieſer Seſſel, aber ſeze dich in die Sonne, damit du nicht zu ſchnell abkühleſt.“

Natalie blieb noch ein ganz kleines Weilchen ſtehen, dann rückte ſie folgſam einen von den herumſtehenden Seſſeln ſo, daß er ganz von der Sonne beſchienen wurde, und ſezte ſich auf ihn. Sie hatte den runden Hut mit dem nicht gar großen Schirme, wie ihn Mathilde und ſie ſehr gerne auf Spaziergängen in der Nähe des Roſenhauſes und des Sternenhofes trugen, als ſie aus dem Gebüſche getreten war, in der Hand gehabt, jezt, da die Sonne auf ihren Scheitel ſchien, ſezte ſie ihn auf. Sie legte den Strauß von Feldblumen, den ſie gebracht hatte, auf den Tiſch, und fing an, die einzelnen Gewächſe heraus zu ſuchen, und gleichſam zu einem neuen Strauße zu ordnen.

„Wo biſt du denn geweſen?“ fragte die Mutter.

„Ich bin zu mehreren Roſenſtellen in dem Garten gegangen,“ antwortete Natalie, „ich bin zwiſchen den Gebüſchen neben den Zwergobſtbäumen und unter den großen Bäumen, dann zu dem Kirſchbaume empor und von da in das Freie hinaus gegangen. Dort ſtanden die Saaten und es blühten Blumen zwiſchen den Halmen und in dem Graſe. Ich ging auf dem ſchmalen Wege zwiſchen den Getreiden fort, ich kam zur Felderraſt, ſaß dort ein wenig, ging dann auf dem Getreidehügel auf mehreren Rainen ohne Weg zwiſchen den Feldern herum, pflückte dieſe Blumen, und ging dann wieder in den Garten zurück.“

„Und haſt du dich denn lange auf dem Berge aufgehalten, und haſt du alle Zeit zu dem Aufſuchen und Pflücken dieſer Blumen verwendet?“ fragte Mathilde.

„Ich weiß nicht, wie lange ich mich auf dem Berge aufgehalten habe; aber ich meine, es wird nicht lange geweſen ſein,“ antwortete Natalie, „ich habe nicht blos dieſe Blumen gepflückt, ſondern auch auf die Gebirge geſchaut, ich habe auf den Himmel geſehen, und auf die Gegend auf dieſen Garten und auf dieſes Haus geblickt.“

„Mein Kind,“ ſagte Mathilde, „es iſt kein Übel, wenn du in den Umgebungen dieſes Hauſes herum gehſt; aber es iſt nicht gut, wenn du in der heißen Sonne, die gegen Mittag zwar nicht am heißeſten iſt, aber immerhin ſchon heiß genug, auf dem Hügel herum gehſt, welcher ihr ganz ausgeſezt iſt, welcher keinen Baum — außer bei der Felderraſt — und keinen Strauch hat, der Schatten biethen könnte. Und du weißt auch nicht, wie lange du in der Hize verweileſt, wenn du dich in das Herumſehen vertiefeſt, oder wenn du Blumen pflückeſt, und in dieſer Beſchäftigung die Zeit nicht beachteſt.“

„Ich habe mich in das Blumenpflücken nicht vertieft,“ erwiederte Natalie, „ich habe die Blumen nur ſo gelegentlich geleſen, wie ſie mir in meinem Dahingehen aufſtießen. Die Sonne thut mir nicht ſo weh, liebe Mutter, wie du meinſt, ich empfinde mich in ihr ſehr wohl und ſehr frei, ich werde nicht müde, und die Wärme des Körpers ſtärkt mich eher, als daß ſie mich drückt."

„Du haſt auch den Hut an dem Arme getragen," ſagte die Mutter.

„Ja das habe ich gethan," antwortete Natalie, „aber du weißt, daß ich dichte Haare habe, auf dieſelben legt ſich die Sonnenwärme wohlthätig, wohlthätiger, als wenn ich den Hut auf dem Haupte trage, der ſo heiß macht, und die freie Luſt geht angenehm, wenn man das Haupt entblößt hat, an der Stirne und an den Haaren dahin."

Ich betrachtete Natalie, da ſie ſo ſprach. Ich erkannte erſt jezt, warum ſie mir immer ſo merkwürdig geweſen iſt, ich erkannte es, ſeit ich die geſchnittenen Steine meines Vaters geſehen hatte. Mir erſchien es, Natalie ſehe einem der Angeſichter ähnlich, welche ich auf den Steinen erblickt hatte, oder vielmehr in ihren Zügen war das Nehmliche, was in den Zügen auf den Angeſichtern der geſchnittenen Steine iſt. Die Stirne die Naſe der Mund die Augen die Wangen hatten genau etwas, was die Frauen dieſer Steine hatten, das Freie das Hohe das Einfache das Zarte und doch das Kräftige, welches auf einen vollſtändig gebildeten Körper hinweiſt, aber auch auf einen eigenthümlichen Willen und eine eigenthümliche Seele. Ich blickte auf Guſtav, der noch immer neben dem Tiſche ſtand, ob ich auch an ihm etwas Ähnliches entdecken könnte. Er war noch nicht ſo entwickelt, daß ſich an ihm ſchon das Weſen der Geſtalt ausſprechen konnte, die Züge waren noch zu rund und zu weich; aber es däuchte mir, daß er in wenigen Jahren ſo ausſehen würde, wie die Jünglingsangeſichter unter den Helmen auf den Steinen ausſehen, und daß er dann Natalien noch mehr gleichen würde. Ich blickte auch Mathilden an; aber ihre Züge waren wieder in das Sanftere des Alters übergegangen; ich glaubte deßohngeachtet, vor nicht langer Zeit müßte auch ſie ausgeſehen haben wie die älteren Frauen auf den Steinen ausſehen. Natalie ſtammte alſo gleichſam aus einem Geſchlechte, das vergangen war, und das anders und ſelbſtſtändiger war als das jezige. Ich ſah lange auf die Geſtalt, welche beim Sprechen bald die Augen zu uns aufſchlug, bald ſie wieder auf ihre Blumen nieder ſenkte. Daß ihr Haupt ſo antik erſchien, wie der Vater mit einem altrömiſchen Beiworte von ſeinen Steinen ſagte, mochte zum Theile auch daher kommen — wenigſtens gewann ihre Erſcheinung dadurch — daß es mit einem richtig gebildeten Halſe aus einem ganz einfachen ſchmuckloſen Kleide hervor ſah. Keine überflüſſige Zuthat von Stoffen und keine Kette oder ſonſt ein Schmuck umgab den Hals — dieſes macht nur die blos anmuthigen Angeſichter noch anmuthiger — ſondern das Kleid mit einer nicht auffallenden Farbe und mit einem nicht auffallenden Schnitte ſchloß den reinen Hals, und ging an der übrigen Geſtalt hernieder.

Die Mutter ſah Natalien freundlich an, da ſie ſprach, und ſagte dann: „Der Jugend iſt alles gut, der Jugend ſchlägt alles zum Gedeihen aus, ſie wird wohl auch empfinden, was ihr noth thut, wie das Alter empfindet, was es bedarf — Ruhe und Stille — und unſer Freund ſagt ja auch, man ſoll der Natur ihr Wort reden laſſen; darum magſt du gehen, wie du fühleſt, daß du es bedarfſt, Natalie, du wirſt kein Unrecht begehen, wie du es ja nie thuſt, du wirſt keine Maßregel außer Acht laſſen, die wir dir geſagt haben, und du wirſt dich in deine Gedanken nicht ſo vertiefen, daß du deinen Körper vergäßeſt.“

„Das werde ich nicht thun, Mutter,“ entgegnete Natalie, „aber laſſe mich gehen, es iſt ein Wunſch in mir, ſo zu verfahren. Ich werde ihn mäßigen, wie ich kann; ich thue es um deinetwillen, Mutter, daß du dich nicht beunruhigeſt. Ich möchte auf dem Felderhügel herum gehen, dann auch in dem Thale und in dem Walde, ich möchte auch in dem Lande gehen, und alles darin beſchauen und betrachten. Und die Ruhe ſchließt dann ſo ſchön das Gemüth und den Willen ab.“

Daß Natalie doch durch das Wandeln in der heißen Sonne unmittelbar vor der Mittagszeit ſich erhizt habe, zeigte ihr Angeſicht. Dasſelbe behielt die Röthe, welche es nach dem erſten Erblaſſen erhalten hatte, und verlor ſie nur in geringem Maße, während ſie an dem Tiſche ſaß, was doch eine geraume Zeit dauerte. Es blühte dieſes Roth wie ein ſanftes Licht auf ihren Wangen, und verſchönerte ſie gleichſam wie ein klarer Schimmer.

Sie fuhr in ihrem Geſchäfte mit den Blumen fort, ſie legte eine nach der andern von dem größeren Strauße zu dem kleineren, bis der kleinere Strauß der größere wurde, der größere aber ſich immer verkleinerte. Sie ſchied keine einzige Blume aus, ſie warf nicht einmal einen Grashalm weg, der ſich eingefunden hatte; es erſchien alſo, daß ſie weniger eine Ausleſe der Blumen machen als dem alten Strauße eine neue ſchönere Geſtalt geben wollte. So war es auch; denn der alte Strauß war endlich verſchwunden, und der neue lag allein auf dem Tiſche.

Mathilde hatte ihr Buch immer vor ſich auf dem Tiſche liegen, und ſah nicht wieder hinein. Sie frug mich um meinen lezten Aufenthalt und um meine lezten Arbeiten. Ich ſezte ihr beides auseinander.

Guſtav hatte ſich indeſſen auch auf einen Seſſel ganz nahe an mir geſezt, und hörte aufmerkſam zu.

Als die Sonne im Mittage angekommen war, und nachgerade unſern ganzen Tiſch erfüllt hatte, erſchien Arabella, um uns zum Mittageſſen zu rufen.

Ein Mann, der in dem Garten arbeitete, mußte den Blumentopf in das Haus tragen. Mathilde nahm das Buch und ein Arbeitskörbchen, das neben ihr auf dem Tiſche geſtanden war, Natalie nahm ihren Blumenſtrauß, hing ihren Hut wieder an ihren Arm, und ſo gingen wir in das Haus. Die Frauen wandelten vor uns, Guſtav und ich gingen hinter ihnen.

Daß ich mich gegen meinen Gaſtfreund gegen

Euſtach gegen Guſtav und ſelbſt gegen die Leute des Hauſes vertheidigen mußte, weil ich heuer ſo ſpät gekommen ſei, nahm mich nicht Wunder, da ich immer ſo freundlich hier aufgenommen worden war, und da man ſich beinahe daran gewöhnt hatte, daß ich alle Sommer in das Roſenhaus komme, wie ja auch mir dieſe Beſuche zur Gewohnheit geworden waren.

Mein Gaſtfreund und ich ſprachen von den Dingen, welche ich im Laufe des heurigen Sommers unternommen hatte, ſo wie er mir auch in den erſten Tagen alles zeigte, was in dem Roſenhauſe geſchah, und was ſich in meiner Abweſenheit verändert hatte.

Ich ſah, daß die Zeit der Roſenblüthe nicht ſo lange dauern werde, weil ich ja auch nicht zu ihrem erſten Anfange ſondern etwas ſpäter gekommen war.

Die Bilder gaben mir wieder eine ſüße Empfindung, und die hohe Geſtalt auf der Treppe trat mir immer näher, ſeit ich die geſchnittenen Steine geſehen hatte, und ſeit ich wußte, daß etwas unter den Lebenden wandle, das ähnlich ſei. Ich ging mit Guſtav oder allein öfter in der Gegend herum.

Eines Nachmittages waren wir in dem Roſenzimmer. Mathilde ſprach recht freundlich von verſchiedenen Gegenſtänden des Lebens, von den Erſcheinungen desſelben, wie man ſie aufnehmen müſſe, und wie ſie in dem Laufe der Jahre ſich ablöſen. Mein Gaſtfreund antwortete ihr. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich erſt, wie zart und ſchön für das Zimmer geſorgt worden war; denn die vier an Größe wie an Rahmen gleichen Gemälde, die in demſelben hingen, waren troz ihrer Kleinheit bei Weitem das Herrlichſte und Außerordentlichſte, was es an Gemälden im Roſenhauſe gab. Ich hatte mein Urtheil doch ſchon ſo weit gebildet, um bei dem großen Unterſchiede, der da waltete, das einſehen zu können. Doch leitete ich auch meinen Gaſtfreund auf den Gegenſtand, und er gab meine Wahrnehmung freilich in ſehr beſcheidenen Ausdrücken, weil Mathilde zugegen war, zu. Wir beſahen, nachdem das Geſpräch eine Wendung genommen hatte, die Bilder, und machten uns auf das Zarte Liebliche und Hohe derſelben aufmerkſam.

Beſuche, wie gewöhnlich zur Roſenzeit, kamen auch heuer; aber ich miſchte mich weniger als etwa in früheren Jahren unter die Leute.

Natalie ging wirklich, wie ich jezt ſelber wahrnahm, in dieſem Sommer mehr als in vergangenen im Garten und in der Gegend herum, ſie ging viel weiter, und ging auch öfter allein. Sie ging nicht blos bei dem großen Kirſchbaume öfter in das Freie, und ging dort zwiſchen den Saaten herum, ſondern ſie ging auch geradewegs über den Hügel hinab zu der Straße, oder ſie ging in den Meierhof oder längs der Hügel dahin, oder ſie ging ein Stück auf dem Wege nach dem Inghofe. Wenn ſie zurückgekehrt war, ſaß ſie in ihrem Lehnſtuhle, und blickte auf das, was vor ihr oder in ihrer Umgebung geſchah.

Eines Tages, da ich ſelber einen weiten Weg gemacht hatte, und gegen Abend in das Roſenhaus zurück kehrte, ſah ich, da ich von dem Erlenbache hinauf eine kürzere Richtung eingeſchlagen hatte, auf bloßem Raſen zwiſchen den Feldern gegangen, auf der Höhe angekommen war, und nun gegen die Felderraſt zuging, auf dem Bänklein, das unter der Eſche derſelben ſteht, eine Geſtalt ſizen. Ich kümmerte mich nicht viel um ſie, und ging meines Weges, welcher gerade auf den Baum zuführte, weiter. Ich konnte, wie nahe ich auch kam, die Geſtalt nicht erkennen; denn ſie hatte nicht nur den Rücken gegen mich gekehrt, ſondern war auch durch den größten Theil des Baumſtammes gedeckt. Ihr Angeſicht blickte nach Süden. Sie regte ſich nicht, und wendete ſich nicht. So kam ich faſt dicht gegen ſie heran. Sie mußte nun meinen Tritt im Graſe oder mein Anſtreifen an das Getreide gehört haben; denn ſie erhob ſich plözlich, wendete ſich um, damit ſie mich ſähe, und ich ſtand vor Natalien. Kaum zwei Schritte waren wir von einander entfernt. Das Bänklein ſtand zwiſchen uns. Der Baumſtamm war jezt etwas ſeitwärts. Wir erſchraken beide. Ich hatte nehmlich nicht — auch nicht im Entfernteſten — daran gedacht, daß Natalie auf dem Bänklein ſizen könne, und ſie mußte erſchrocken ſein, weil ſie plözlich Schritte hinter ſich gehört hatte, wo doch kein Weg ging, und weil ſie, da ſie ſich umwendete, einen Mann vor ſich ſtehen geſehen hatte. Ich mußte annehmen, daß ſie nicht gleich erkannt habe, daß ich es ſei.

Ein Weilchen ſtanden wir ſtumm einander gegenüber, dann ſagte ich: „Seid ihr es, Fräulein, ich hatte nicht gedacht, daß ich euch unter dem Eſchenbaume ſizend finden würde.“

„Ich war ermüdet,“ antwortete ſie, „und ſezte mich auf die Bank, um zu ruhen. Auch dürfte es wohl an der Zeit ſpäter geworden ſein, als man gewohnt iſt, mich nach Hauſe kommen zu ſehen.“

„Wenn ihr ermüdet ſeid,“ ſagte ich, „ſo will ich nicht Urſache ſein, daß ihr ſteht, ich bitte ſezet euch, ich will, ſo ſchnell ich kann, durch die Felder und den Garten eilen, und euch Guſtav herauf ſenden, daß er euch nach Hauſe begleite.“

„Das wird nicht nöthig ſein,“ erwiederte ſie, „es iſt ja noch nicht Abend, und ſelbſt wenn es Abend wäre, ſo droht wohl nirgends ringsherum eine Gefahr. Ich bin ſchon viel weiter allein gegangen, ich bin allein nach Hauſe zurückgekehrt, meine Mutter und unſer Gaſtfreund haben deßhalb keine Beſorgniſſe gehabt. Heute bin ich bis auf dem Raitbühel bei dem rothen Kreuze geweſen, und bin von dort zu der Bank hieher zurück gegangen.“

„Das iſt ja faſt über eine Stunde Weges,“ ſagte ich.

„Ich weiß nicht, wie lange ich gegangen bin,“ antwortete ſie, „ich ging zwiſchen den Feldern hin, auf denen die ungeheure Menge des Getreides ſteht, ich ging an manchem Strauche hin, den der Rain enthält, ich ging an manchem Baume vorbei, der in dem Getreide ſteht, und kam zu dem rothen Kreuze, das aus den Saaten empor ragt.“

„Wenn ich ſehr gut gehe,“ ſagte ich, „ſo brauche ich von hier bis zu dem rothen Kreuze eine Stunde.“

„Ich habe, wie ich ſagte, die Zeit nicht gezählt,“ entgegnete ſie, „ich bin von hier zu dem Kreuze gegangen, und bin von dem Kreuze wieder hieher zurück gekehrt.“

Während dieſer Worte war ich aus der ungefügen Stellung im Graſe hinter dem Bänklein auf den freien Raum herüber getreten, der ſich vor dem Baume ausbreitet, Natalie hatte eine leichte Bewegung gemacht, und ſich wieder auf das Bänkchen geſezt.

„Nach einem ſolchen Gange bedürft ihr freilich der Ruhe,“ ſprach ich.

„Es iſt auch nicht gerade deßwillen,“ antwortete ſie, „weßhalb ich dieſe Bank ſuchte. So ermüdet ich bin, ſo könnte ich wohl noch recht gut den Weg durch die Felder und den Garten nach Hauſe, ja noch einen viel weiteren machen; aber es geſellte ſich zu dem körperlichen Wunſche noch ein anderer.“

„Nun?“

„Auf dieſem Plaze iſt es ſchön, das Auge kann ſich ergehen, ich bin bei meinen Gedanken, ich brauche dieſe Gedanken nicht zu unterbrechen, was ich doch thun muß, wenn ich zu den Meinigen zurück kehre.“

„Und darum ruhet ihr hier?“

„Darum ruhe ich hier.“

„Seid ihr von eurer Kindheit an gerne allein in den Feldern gegangen?“

„Ich erinnere mich des Wunſches nicht,“ antwortete ſie, „wie es denn überhaupt einige Zeitabſchnitte in meiner Kindheit gibt, an welche ich mich nicht genau erinnern kann, und da der Wunſch in meinem Gedächtniſſe nicht gegenwärtig iſt, ſo wird auch die Thatſache nicht geweſen ſein, obwohl es wahr iſt, daß ich als Kind lebhafte Bewegungen ſehr geliebt habe.“

„Und jezt führt euch eure Neigung öfter in das Freie?“ fragte ich.

„Ich gehe gerne herum, wo ich nicht beengt bin,“ antwortete ſie, „ich gehe zwiſchen den Feldern und den wallenden Saaten, ich ſteige auf die ſanften Hügel empor, ich wandere an den blätterreichen Bäumen vorüber, und gehe ſo fort, bis mich eine fremde Gegend anſieht, der Himmel über derſelben gleichſam ein anderer iſt, und andere Wolken hegt. Im Gehen ſinne und denke ich dann. Der Himmel die Wolken darin das Getreide die Bäume die Geſträuche das Gras die Blumen ſtören mich nicht. Wenn ich recht ermüdet bin, und auf einem Bänklein wie hier oder auf einem Seſſel in unſerem Garten oder ſelbſt auf einem Size in unſerem Zimmer ausruhen kann, ſo denke ich, ich werde nun nicht wieder ſo weit gehen. — — Und wo ſeid denn ihr geweſen?“ fragte ſie, nachdem ſie ſich unterbrochen und ein Weilchen geſchwiegen hatte.

„Ich bin nach dem Eſſen von dem Erlenbache zu dem Teiche hinauf gegangen,“ antwortete ich, „dann durch das Gehölze auf den Balkhügel empor, von dem man die Gegend von Landegg ſieht, und den Thurm ſeiner Pfarrkirche erblicken kann. Von dem Balkhügel bin ich dann noch auf den Höhen fortgegangen, bis ich zu den Rohrhäuſern gekommen bin. Da ich dort ſchon zwei ſtarke Wegſtunden von dem Asperhofe entfernt war, ſchlug ich den Rückweg ein. Ich hatte im Hingehen viele Zeit verbraucht, weil ich häufig ſtehen geblieben war, und verſchiedene Dinge angeſehen hatte, deßhalb wählte ich nun einen kürzeren Rückgang. Ich ging auf Feldpfaden und manigfaltigen Kirchenwegen durch die Felder, bis ich zwiſchen Dernhof und Ambach wieder zu dem Seewalde und zu dem Erlenbache herabkam. Von dort aus waren mir Raine bekannt, die am kürzeſten auf die Felderraſt herüber führten. Obwohl auf ihnen kein Weg führt, ging ich doch auf ihrem Graſe fort, und kam ſo gegen euch herzu.“

„Da müßt ihr ja recht müde ſein," ſagte ſie, und machte eine Bewegung auf dem Bänklein, um mir Platz neben ſich zu verſchaffen.

Ich wußte nicht recht, wie ich thun ſollte, ſetzte mich aber doch an ihrer Seite nieder.

„Habt ihr etwa ein Buch mit euch genommen, um auf dieſer Bank zu leſen," fragte ich, „oder habt ihr nicht Blumen gepflückt?"

„Ich habe kein Buch mitgenommen, und habe keine Blumen gepflückt," antwortete ſie, „ich kann nicht leſen, wenn ich gehe, und kann auch nicht leſen, wenn ich im freien Felde auf einer Bank oder auf einem Steine ſitze."

Wirklich ſah ich auch gar nichts neben ihr, ſie hatte kein Körbchen oder ſonſt irgend etwas, das Frauen gerne mit ſich zu tragen pflegen, um Gegenſtände hinein legen zu können; ſie ſaß müßig auf dem Bänklein, und ihr Strohhut, den ſie von dem Haupte genommen hatte, lag neben ihr in dem Graſe.

„Die Blumen pflücke ich," fuhr ſie nach einem Weilchen fort, „wenn ſie bei Gelegenheit an dem Wege ſtehen. Hier herum iſt meiſtens der Mohn, der aber wenig zu Sträußen paßt, weil er gerne die Blätter fallen läßt, dann ſind die Kornblumen die

Wegnelken die Glocken und andere. Oft pflücke ich auch keine Blumen, wenn ſie noch ſo reichlich vor mir ſtehen.“

Mir war es ſeltſam, daß ich mit Natalien allein unter der Eſche der Feldterraſſe ſitze. Ihre Fußſpitzen ragten in den Staub der vor uns befindlichen offenen Stelle hinaus, und der Saum ihrer Kleider berührte denſelben Staub. In der Krone der Eſche rührte ſich kein Blättchen; denn die Luft war ſtill. Weit vor uns hinabgehend und weit zu unſerer Rechten und Linken hin, ſo wie rückwärts war das grüne der Reife entgegen harrende Getreide. Aus dem Saume desſelben, der uns am nächſten war, ſahen uns der rothe Mohn und die blauen Kornblumen an. Die Sonne ging dem Untergange zu, und der Himmel glänzte an der Stelle, gegen die ſie ging, faſt weißglühend über die Saatfelder herüber, keine Wolke war, und das Hochgebirge ſtand rein und ſcharf geſchnitten an dem ſüdlichen Himmel.

„Und habt ihr bei dem rothen Kreuze auch ein wenig geruht?“ fragte ich nach einer Weile.

„Bei dem rothen Kreuze habe ich nicht geruht,“ antwortete ſie, „man kann dort nicht ruhen, es ſteht faſt unter lauter Halmen des Getreides, ich lehnte mich mit einem Arme an ſeinen Stamm, und ſah auf die Gegend hinaus, auf die Felder auf die Obſtbäume und auf die Häuſer der Menſchen, dann wendete ich mich wieder um, und ſchlug den Rückweg zu dieſem Bänklein ein.“

„Wenn heiterer Himmel iſt, und die Sonne ſcheint, dann iſt es in der Weite ſchön,“ ſagte ich.

„Es iſt wohl ſchön,“ erwiederte ſie, „die Berge gehen wie eine Kette mit ſilbernen Spitzen dahin, die Wälder ſind ausgebreitet, die Felder tragen den Segen für die Menſchen, und unter all den Dingen liegt das Haus, in welchem die Mutter und der Bruder und der väterliche Freund ſind; aber ich gehe auch an bewölkten Tagen auf den Hügel, oder an ſolchen, an denen man nichts deutlich ſehen kann. Als Beſtes bringt der Gang, daß man allein iſt, ganz allein, ſich ſelber hingegeben. Thut ihr bei euren Wanderungen nicht auch ſo, und wie erſcheint denn euch die Welt, die ihr zu erforſchen trachtet?“

„Es war zu verſchiedenen Zeiten verſchieden,“ antwortete ich; „einmal war die Welt ſo klar als ſchön, ich ſuchte Manches zu erkennen, zeichnete Manches, und ſchrieb mir Manches auf. Dann wurden alle Dinge ſchwieriger, die wiſſenſchaftlichen Aufgaben waren nicht ſo leicht zu löſen, ſie verwickelten ſich, und wieſen immer wieder auf neue Fragen hin. Dann kam eine andre Zeit; es war mir, als ſei die Wiſſenſchaft nicht mehr das Lezte, es liege nichts daran, ob man ein Einzelnes wiſſe oder nicht, die Welt erglänzte wie von einer innern Schönheit, die man auf ein Mal faſſen ſoll, nicht zerſtückt, ich bewunderte ſie, ich liebte ſie, ich ſuchte ſie an mich zu ziehen, und ſehnte mich nach etwas Unbekanntem und Großem, das da ſein müſſe."

Sie ſagte nach dieſen Worten eine Zeit hindurch nichts; dann aber fragte ſie: „Und ihr werdet in dieſem Sommer noch einmal in euren Aufenthaltsort zurückkehren, den ihr euch jezt zu eurer Arbeit auserkoren habt?"

„Ich werde in denſelben zurück kehren," antwortete ich.

„Und den Winter bringt ihr bei euren lieben Angehörigen zu?" fragte ſie weiter.

„Ich werde ihn wie alle bisherigen in dem Hauſe meiner Eltern verleben," ſagte ich.

„Und ſeid ihr in dem Winter im Sternenhofe?" fragte ich nach einiger Zeit.

„Wir haben ihn früher zuweilen in der Stadt zugebracht," antwortete ſie, „jezt ſind wir ſchon einige Male in dem Sternenhofe geblieben, und zwei Mal haben wir eine Reiſe gemacht."

„Habt ihr außer Klotilden keine andere Schweſter?" fragte ſie, nachdem wir wieder ein Weilchen geſchwiegen hatten.

„Ich habe keine andere," erwiederte ich, „wir ſind nur zwei Kinder, und das Glück, einen Bruder zu beſizen, habe ich gar nie kennen gelernt."

„Und mir iſt wieder das Glück eine Schweſter zu haben nie zu Theil geworden," antwortete ſie.

Die Sonne war ſchon untergegangen, die Dämmerung trat ein, und wir waren immer ſizen geblieben. Endlich ſtand ſie auf, und langte nach ihrem Hute, der in dem Graſe lag. Ich hob denſelben auf, und reichte ihn ihr dar. Sie ſezte ihn auf, und ſchickte ſich zum Fortgehen an. Ich both ihr meinen Arm. Sie legte ihren Arm in den meinigen, aber ſo leicht, daß ich ihn kaum empfand. Wir ſchlugen nicht den Weg auf den Anhöhen hin zu dem Gartenpförtchen ein, das in der Nähe des Kirſchbaumes iſt, ſondern wir gingen auf dem Pfade, der von der Felderraſt zwiſchen dem Getreide abwärts läuft, gegen den Meierhof hinab. Wir ſprachen nun gar nicht mehr.

Ihr Kleid fühlte ich ſich neben mir regen, ihren Tritt fühlte ich im Gehen. Ein Wäſſerlein, das unter Tags nicht zu vernehmen war, hörte man rauſchen, und der Abendhimmel, der immer goldener wurde, flammte über uns und über den Hügeln der Getreide und um manchen Baum, der beinahe ſchwarz da ſtand. Wir gingen bis zu dem Meierhofe. Von demſelben gingen wir über die Wieſe, die zu dem Hauſe meines Gaſtfreundes führt, und ſchlugen den Pfad zu dem Gartenpförtchen ein, das in jener Richtung in der Gegend der Bienenhütte angebracht iſt. Wir gingen durch das Pförtchen in den Garten, gingen an der Bienenhütte hin, gingen zwiſchen Blumen die da ſtanden, zwiſchen Geſträuch das den Weg ſäumte, und endlich unter Bäumen dahin, und kamen in das Haus. Wir gingen in den Speiſeſaal, in welchem die andern ſchon verſammelt waren. Natalie zog hier ihren Arm aus dem meinigen. Man fragte uns nicht, woher wir gekommen wären, und wie wir uns getroffen hätten. Man ging bald zu dem Abendeſſen, da die Zeit desſelben ſchon heran gekommen war. Während des Eſſens ſprachen Natalie und ich faſt nichts.

Als wir uns im Speiſeſaale getrennt hatten, und als jedes in ſein Zimmer gegangen war, löſchte ich die Lichter in dem meinigen ſogleich aus, ſezte mich in einen der gepolſterten Lehnſtühle, und ſah auf die Lichttafeln, welche der inzwiſchen heraufgekommene Mond auf die Fußböden meiner Zimmer legte. Ich ging ſehr ſpät ſchlafen, las aber nicht mehr, wie ich es ſonſt in jeder Nacht gewohnt war, ſondern blieb auf meinem Lager liegen, und konnte ſehr lange den Schlummer nicht finden.

In den Tagen, die auf jenen Abend folgten, ſchien es mir, als weiche mir Natalie aus. Die Zithern hörte ich wieder in ein paar Nächten, ſie wurden ſehr gut geſpielt, was ich jezt mehr empfinden und beurtheilen konnte als früher. Ich ſprach aber nichts darüber, und noch weniger ſagte ich etwas davon, daß ich ſelber in dieſem Spiele nicht mehr ſo unerfahren ſei. Meine Zither hatte ich nie in das Roſenhaus mitgenommen.

Endlich nahte die Zeit, in welcher man in den Sternenhof gehen ſollte. Mathilde und Natalie reiſten in Begleitung ihrer Dienerin früher dahin, um Vorkehrungen zu treffen und die Gäſte zu empfangen. Wir ſollten ſpäter folgen.

In der Zeit zwiſchen der Abreiſe Mathildens und der unſrigen that mein Gaſtfreund eine Bitte an mich. Sie beſtand darin, daß ich ihm in dem kommenden Winter eine genaue Zeichnung von den Vertäflungen anfertigen möchte, welche ich meinem Vater aus dem Lauterthale gebracht hatte, und welche von ihm in die Pfeiler des Glashäuschens eingeſezt worden waren. Die Zeichnung möchte ich ihm dann im nächſten Sommer mitbringen. Ich fühlte mich ſehr vergnügt darüber, daß ich dem Manne, zu welchem mich eine ſolche Neigung zog, und dem ich ſo viel verdankte, einen Dienſt erweiſen konnte, und verſprach, daß ich die Zeichnung ſo genau und ſo gut machen werde, als es meine Kräfte geſtatten.

An einem der folgenden Tage fuhren mein Gaſtfreund Euſtach Roland Guſtav und ich in den Sternenhof ab.

1.

Das Feſt.

Ein Feſt in dem Sinne, wie man das Wort gewöhnlich nimmt, war es nicht, was in dem Sternenhofe vorkommen ſollte, ſondern es waren mehrere Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Beſuche eingeladen worden, und dieſe Einladungen hatte man auch nicht eigens und feierlich ſondern nur gelegentlich gemacht. Übrigens ſtand es in Hinſicht des Sternenhofes ſo wie des Asperhofes jedem Freunde und jedem Bekannten frei, zu was immer für einer Zeit einen Beſuch zu machen, und eine Weile zu bleiben.

Als wir am zweiten Tage nach unſerer Abreiſe von dem Asperhofe — wir hatten einen kleinen Umweg gemacht — in dem Sternenhofe eintrafen, waren ſchon mehrere Menſchen verſammelt. Fremde Diener, zuweilen ſeltſam gekleidet, gingen, wie ſich das allemal findet, wenn mehrere Familien zuſammen kommen, in der Nähe des Schloſſes herum oder auf dem Wege zwiſchen dem Meierhofe und dem Schloſſe hin und her. Man hatte einen Theil der Wägen und Pferde in dem Meierhofe untergebracht. Wir fuhren bei dem Thore hinein, und unſer Wagen hielt im Hofe. Ich hatte ſchon, da wir den Hügel hinan fuhren, und uns dem Schloſſe näherten, einen Blick auf deſſen vorderſte Mauer geworfen, an der jezt die bloßen Steine ohne Tünche ſichtbar waren, und hatte mein Urtheil ſchnell gefaßt. Mir gefiel die neue Geſtalt um Außerordentliches beſſer als die frühere, an welche ich jezt kaum zurück denken mochte. Meine Begleiter äußerten ſich während des Hinzufahrens nicht, ich ſagte natürlich auch nichts. Im Hofe näherten ſich Diener, welche unſer Gepäcke in Empfang nehmen und Wagen und Pferde unterbringen ſollten. Der Hausverwalter führte uns die große Treppe hinan, und geleitete uns in das Geſellſchaftszimmer. Dasſelbe war eines von jenen Zimmern, die in einer Reihe fortlaufen, und mit den neuen im Asperhofe verfertigten Geräthen verſehen ſind. Die Thüren aller dieſer Zimmer ſtanden offen. Mathilde ſaß an einem Tiſche und eine ältliche Frau neben ihr. Mehrere andere Frauen und Mädchen ſo wie ältere und jüngere Männer ſaßen an verſchiedenen Stellen umher. Auf dem unſcheinbarſten Plaze ſaß Natalie. Mathilde ſo wie Natalie waren gekleidet, wie die Frauen und Mädchen von den beſſeren Ständen gekleidet zu ſein pflegten; aber ich konnte doch nicht umhin, zu bemerken, daß ihre Kleider weit einfacher gemacht und verziert waren als die der anderen Frauen, daß ſie aber viel beſſer zuſammen ſtimmten und ein edleres Gepräge trugen, als man dies ſonſt findet. Mir war, als ſähe ich den Geiſt meines Gaſtfreundes daraus hervorblicken, und wenn ich an höhere Kreiſe unſerer Stadt, zu denen ich Zutritt hatte, dachte, ſo ſchien es mir auch, daß gerade dieſer Anzug derjenige vornehme ſei, nach welchem die andern ſtrebten. Mathilde ſtand auf und verbeugte ſich freundlich gegen uns. Das thaten die andern auch, und wir thaten es gegen Mathilde und gegen die andern. Hierauf ſezte man ſich wieder, und der Hausverwalter und zwei Diener ſorgten, daß wir Size bekamen. Ich ſezte mich an eine Stelle, welche ſehr wenig auffällig war. Die Sitte des gegenſeitigen Vorſtellens der Perſonen, wie ſie faſt überall vorkömmt, ſcheint in dem Roſenhauſe und in dem Sternenhofe nicht ſtrenge gebräuchlich zu ſein; denn ich wußte ſchon mehrere Fälle, in denen es unterblieben war; beſonders wenn ſich mehrere Menſchen zuſammen gefunden hatten. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit unterblieb es auch. Man überließ es eher den Bemühungen des Einzelnen, ſich die Kenntniß über eine Perſon zu verſchaffen, an der ihm gelegen war, oder man überließ es eher dem Zufalle, mit einander bekannt zu werden, als daß man bei jedem neuen Ankömmlinge das Verzeichniß der Anweſenden gegen ihn wiederholt hätte. Zudem ſchienen ſich hier die meiſten Perſonen zu kennen. Mich wollte man wahrſcheinlich aus dem Spiele laſſen, weil ich nie, wenn fremde Menſchen in den Asperhof gekommen waren, gefragt hatte, wer ſie ſeien. Guſtav benahm ſich hier auch beinahe wie ein Fremder. Nachdem er ſich gegen ſeine Mutter ſehr artig verbeugt, in die allgemeine Verbeugung gegen die andern eingeſtimmt, und Natalien zugelächelt hatte, ſezte er ſich beſcheiden auf einen abgelegenen Plaz, und hörte aufmerkſam zu. Mein Gaſtfreund und Euſtach ſo wie auch Roland waren in den gebräuchlichen Beſuchkleidern, ich ebenfalls. Mir kamen dieſe Männer in ihren ſchwarzen Kleidern fremder und faſt geringer vor als in ihrem gewöhnlichen Hausanzuge. Mein Gaſtfreund war bald mit verſchiedenen Anweſenden im Geſpräche. Allgemein wurde von allgemeinen und gewöhnlichen Dingen geredet, und das Geſpräch ging bald zwiſchen einzelnen bald zwiſchen mehreren Perſonen hin und wider. Ich ſprach wenig und faſt ausſchließlich nur, wenn ich angeredet und gefragt wurde. Ich ſah auf die Verſammlung vor mir oder auf manchen Einzelnen oder auf Natalien. Roland rückte einmal ſeinen Stuhl zu mir, und knüpfte ein Geſpräch über Dinge an, die uns beiden nahe lagen. Wahrſcheinlich that er es, weil er ſich eben ſo vereinſamt unter den Menſchen empfand wie ich.

Nachdem man den Nachmittagsthee, bei dem man eigentlich verſammelt war, verzehrt, und ſich ſchon zum größten Theile erhoben hatte, und in Gruppen zuſammen getreten war, wurde der Vorſchlag gemacht, ſich in den Garten zu begeben, und dort einen Spaziergang zu machen. Der Vorſchlag fand Beifall. Mathilde erhob ſich und mit ihr die älteren Frauen. Die jüngeren waren ohnehin ſchon geſtanden. Ein ſchöner alter Herr, wahrſcheinlich der Gatte der ältlichen Frau, welche neben Mathilden geſeſſen war, both der Hausfrau den Arm, um ſie über die Treppe hinab zu geleiten, dasſelbe that mein Gaſtfreund mit der ältlichen Frau. Einige Paare entſtanden noch auf dieſe Weiſe, das Andere ging gemiſcht. Ich blieb ſtehen, und ließ die Leute an mir vorüber gehen, um mich nicht vorzudrängen. Natalie ging mit einem ſchönen Mädchen an mir vorüber, und ſprach mit demſelben als ſie an mir vorbei ging. Ich war mit Roland und Guſtav der lezte, welcher über die Treppe hinab ging. Im Garten war es ſo, wie es bei einer größeren Anzahl von Gäſten in ähnlichen Fällen immer zu ſein pflegt. Man bewegte ſich langſam vorwärts, man blieb bald hier bald da ſtehen, betrachtete dieſes oder jenes, beſprach ſich, ging wieder weiter, löste ſich in Theile, und vereinigte ſich wieder. Ich achtete auf alles, was geſprochen wurde, gar nicht. Natalie ſah ich mit demſelben Mädchen gehen, mit dem ſie an mir in dem Geſellſchaftszimmer vorüber gegangen war, dann geſellten ſich noch ein paar hinzu. Ich ſah ſie mit ihrem lichtbraunen Seidenkleide zwiſchen andern hervorſchimmern, dann ſah ich ſie wieder nicht, dann ſah ich ſie abermals wieder. Gebüſche deckten ſie dann ganz. Die jungen Männer, welche ich in der Geſellſchaft getroffen hatte, gingen bald mit dem älteren Theile bald mit dem jüngeren.

Roland und Guſtav geſellten ſich zu mir, und wenn Guſtav fragte, wie es dort ausſehe, wo ich jezt gearbeitet habe, ob hohe Berge ſind weite Thäler, und ob es ſo freundlich iſt wie am Lauterſee, und ob ich noch weiter vordringen wolle, und in welche Berge ich dann komme: ſo ſprach Roland wieder von den Anweſenden, und nannte mir manchen, und erzählte mir von ihren Verhältniſſen. Durch ſeine Reiſen in dem Lande durch ſeinen Aufenthalt in Kirchen Kapellen verfallenen Schlöſſern und an allen bedeutenderen Orten erfuhr er mehr als irgend ein anderer erfahren konnte, und durch ſein lebhaftes Weſen und ſein gutes Gedächtniß wurde er zur Erforſchung angeleitet, und war im Stande, das Erforſchte zu bewahren. Die ältliche Frau, welche wir bei unſerem Eintritte in das Geſellſchaftszimmer neben Mathilden ſizen geſehen hatten, war die Beſizerin eines groſſen Anweſens etwa eine halbe Tagereiſe von dem Sternenhofe entfernt. Ihr Name war Tillburg, wie auch ihr Schloß hieß. Sie hatte ſich mit allen Annehmlichkeiten und mit allem, was prächtig war, umringt. Ihre Gewächshäuſer waren die ſchönſten im Lande, ihr Garten enthielt alles, was in der Zeit als vorzüglich auftauchte, und wurde von zwei Gärtnern und einem

Obergärtner nebſt vielen Gehilfen beſorgt, ihre Zimmer wieſen Geräthe und Stoffe von allen Hauptſtädten der Welt auf, und ihre Wägen waren das Bequemſte und Zierlichſte, was man in dieſer Art hatte. Gemälde Bücher Zeitſchriften kleine Spielereien waren in ihren Wohnzimmern zerſtreut. Sie machte Beſuche in der Umgegend, und empfing auch ſolche gerne. Im Winter iſt ſie ſelten in ihrem Schloſſe und immer nur auf kurze Zeit, ſie macht gerne Reiſen, und hält ſich beſonders oft in ſüdlichen Gegenden auf, von denen ſie Merkwürdigkeiten zurückbringt. Sie war die einzige Tochter und Erbin ihrer Eltern, ein Bruder, den ſie hatte, war in der zarteſten Jugend geſtorben. Der Mann mit dem freundlichen Angeſichte, welcher Mathilden aus dem Saale geführt hatte, war ihr Gatte. Er war ebenfalls das einzige Kind reicher Eltern, die Verbindung hatte ſich ergeben, und ſo waren zwei große Vermögen in eins zuſammen gekommen. Er theilte nicht gerade die Liebhabereien ſeiner Gattin, war ihnen aber auch nicht entgegen. Er hatte keine Leidenſchaften, war einfach, machte ſeiner Gattin, die er ſehr liebte, gerne eine Freude, und fand in den Reiſen derſelben, auf denen er ſie begleitete, halb ſein eigenes Vergnügen halb eines, weil er das ihrige theilte. Er verwaltete aber von jeher die Beſitzungen ſehr einſichtig. Die Tillburg ſtammt von ihm. Einer von den jungen Männern, die im Geſellſchaftszimmer waren, der ſchlanke Mann mit den lebhaften dunkeln Augen iſt der Sohn und zwar das einzige Kind dieſer Eheleute, er iſt gut erzogen worden, und man kann nicht wiſſen, ob von Tillburg her nicht zartere Beziehungen zu dem Sternenhofe gewünſcht werden.

Guſtav machte bei dieſen Worten eine leichte Seitenbewegung gegen Roland, ſah ihn an, ſagte aber nichts.

Ich erinnerte mich der Tillburg, die ich ſehr gut kannte aber nie betreten hatte. Ich war öfter in ihrer Nähe vorüber gekommen, und hatte die vier runden Thürme an ihren vier Ecken, denen man in der neueren Zeit eine lichte Farbe gegeben hatte, eine Tünche, wie man ſie gerade jezt von dem Sternenhofe wieder weg haben will, nicht angenehm empfunden, wie ſie ſich ſo ſcharf von dem Grün der nahen Bäume und dem Blau der fernen Berge und des Himmels abhoben, welchen lezteren ſie beinahe finſter machten.

„Der kleinere Mann mit den weißen Haaren, der in der Nähe des mittleren Fenſters geſeſſen und öfter aufgeſtanden war," fuhr Roland fort, „iſt der Beſizer von Haßberg. Sein Vater hatte die Beſizung erſt gekauft, und ſie urſprünglich für einen jüngeren Sohn beſtimmt, da der ältere das Stammgut Weißbach erben ſollte; allein der jüngere Sohn und der Vater ſtarben, und ſo hatte der ältere Weißbach und Haßberg. Er übergab nach einiger Zeit ſeinem Sohne das Stammgut, und zog ſich nach Haßberg zurück. Er iſt einer jener Männer, die immer erfinden und bauen müſſen. In Weißbach hat er ſchon mehrere Bauten aufgeführt. In Haßberg richtete er eine Muſterwirthſchaft ein, er verbeſſerte die Felder und Wieſen, und friedigte ſie mit ſchönen Hecken ein, er errichtete einen auserleſenen Viehſtand, und führte in geſchüzten Lagen den Hopfenbau ein, der ſich unter ſeine Nachbarn verbreitete und eine Quelle des Wohlſtandes eröffnete. Er dämmte dem Ritfluſſe Wieſen ab, er mauerte die Ufer des Mühlbaches heraus, er baute eine Flachsröſtanſtalt, baute neue Ställe Scheuern Trockenhäuſer Brücken Stege Gartenhäuſer, und ändert im Innern des Schloſſes beſtändig um. Er iſt im Laufe des ganzen Tages mit Nachſchauen und Anordnen beſchäftigt, zeichnet und entwirft in der Nacht, und wenn irgendwo im Lande über Führung einer Straße oder Anlegung eines Bewirthſchaftungsplanes oder Errichtung eines Gebäudes Rath gepflogen wird, ſo wird er gerufen, und er macht bereitwillig die Reiſen auf ſeine eigenen Koſten. Selbſt bei der Regierung des Landes iſt ſein Wort nicht ohne Bedeutung. Die Frau mit dem aſchgrauen Kleide iſt ſeine Gattin und die zwei Mädchen, welche vor Kurzem mit Natalie gegen die Eichen zugingen, ſind ſeine Töchter. Frau und Töchter reden ihm zu, er ſolle ſich mehr Ruhe gönnen, da er ſchon alt wird, er ſagt immer: ‚Das iſt das Lezte, was ich baue;‘ allein ich glaube, den lezten Plan zu einem Baue wird er auf ſeinem Todtenbette machen. Unſer Freund hält in dieſen Dingen große Stücke auf ihn.“

Da wir um die Ecke eines Gebüſches bogen, und gegen die Eichen, welche an der Eppichwand ſtehen, zugingen, ſahen wir wieder eine Menſchengruppe vor uns. Roland, der einmal im Zuge war, ſagte: „Der Mann in dem feinen ſchwarzen Anzuge, vor dem ſeine Gattin in dem nelkenbraunen Seidenkleide geht, iſt der Freiherr von Wachten, deſſen Sohn hier ebenfalls zugegen iſt, ein Mann von mittelgroßer Geſtalt, der im Geſellſchaftszimmer ſo lange am Eckfenſter geſtanden war, ein junger Mann von vielen angenehmen Eigenſchaften, der aber zu oft in den Sternenhof kömmt, als daß es ſich durch bloßen Zufall erklären ließe. Der Freiherr verwaltet ſeine Beſizungen gut, er hat keine beſondere Vorliebe, hält alles und jedes in der ihm zugehörigen Ordnung, und wird immer reicher. Da er nur den einzigen Sohn und keine Tochter hat, ſo wird die künftige Gattin ſeines Sohnes eine ſehr anſehnliche und ſehr reiche Frau. Die Familie lebt im Winter häufig in der Stadt. Die Güter liegen etwas zerſtreut. Thondorf mit den ſchönen Wieſen und dem großen Waldgarten müßt ihr ja kennen.“

„Ich kenne es,“ antwortete ich.

„Auf dem Randek hat er ein zerfallendes Schloß,“ fuhr Roland fort, „in welchem wunderſchöne Thüren ſind, die aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſtammen dürften. Der Verwalter räth ihm, die Thüren nicht herzugeben, und ſo zerfallen ſie nach und nach. Sie ſind in unſern Zeichnungsbüchern enthalten, und würden Gemächer im Stile jener Zeit gebaut und eingerichtet ſehr zieren. Sogar zu Tiſchen oder anderen Dingen, falls man ſie als Thüren nicht verwenden könnte, würden ſie ſehr brauchbar ſein. Ich habe auch in der ſehr zerfallenen Kapelle von Randek außerordentlich ſchöne Tragſteine gezeichnet. Meiſtens wohnt der Freiherr im Sommer in Wahlſtein ſchon ziemlich tief in den Bergen, wo die Elm hervorſtrömt.“

„Ich kenne den Siz,“ antwortete ich, „und kenne auch die Familie im Allgemeinen.“

„Der Mann mit den ſchneeweißen Haaren,“ ſprach Roland weiter, „heißt Sandung, er veredelt die Schafzucht, und der eine von den zwei neben ihm gehenden Männern iſt der Beſizer des ſogenannten Berghofes ein allgemein geachteter Mann und der andere iſt der Oberamtmann von Landegg. Es fehlen noch die vom Inghof, dann ſind mehrere Vertreter der hier herum wohnenden Leute vorhanden. Ich theile ſie, wenn ich in meiner Liebhaberei im Lande herum reiſe, nach ihren Liebhabereien in Gruppen ein, und man könnte eine Landmappe ſo nach dieſen Liebhabereien mit Farben zeichnen, wie ihr die Gebirge mit Farben zeichnet, um das Vorkommen der verſchiedenen Geſteine anzuzeigen.“

Da wir wieder eine Wendung machten, ganz nahe an der rechten Seite der Eppichwand, ging Mathilde mit der Frau von Tillburg auf einem Rebenwege gegen uns hervor. Sie blieb vor uns ſtehen, und ſagte zu mir: „Ihr habt meiner Brunnennimphe nicht ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt, als ihr ſolltet; ihr zieht die Geſtalt auf der Treppe unſers Freundes zu ſehr vor. Sie verdient es wohl; allein ihr müßt doch die hieſige auch ein wenig genauer anſehen, und ſie mir ein wenig ſchön heißen.“

„Ich habe ſie ſchön geheißen,“ erwiederte ich, „und wenn meine ganz unbedeutende Meinung etwas gilt, ſo ſoll ihr die Anerkennung gewiß nicht entgehen.“

„Wir beſuchen nun ohnehin alle die Grotte,“ entgegnete ſie.

Nach dieſen Worten ging ſie mit ihrer Begleiterin auf dem Hauptwege gegen die Eppichwand vor, wir folgten. Die anderen kamen in verſchiedenen Richtungen herzu, und man ging zu der Marmorgeſtalt in der Brunnenhalle.

Einige gingen hinein, andere blieben mehr am Eingange ſtehen, und man redete über die Geſtalt. Dieſe ruhte indeſſen in ihrer Lage, und die Quelle rann ſanft und ſtettig fort. Es waren nur allgemeine Dinge, welche über das Bildwerk geſprochen wurden. Mir kam es fremd vor, die geputzten Menſchen in den verſchiedenfarbigen Kleidern vor dem reinen weißen weichen Marmor ſtehen zu ſehen. Roland und ich ſprachen nichts.

Man entfernte ſich wieder von dem Marmor, ging langſam an der Eppichwand hin, und ſtieg die Stufen zu der Ausſicht empor. Auf dieſer verweilte man eine Zeit, und ging dann gegen die Linden zurück. Nach Betrachtung der Linden und des ſchönen Plazes unter ihnen begab ſich der Zug wieder auf den Rückweg in das Schloß. Euſtach hatte ich beinahe die ganze Zeit nicht geſehen.

Zugleich mit uns kamen im Schloſſe Wägen an, in denen die von Ingheim und noch einige Gäſte ſaßen. Nachdem man ſich bewillkommt hatte, und nachdem die Angekommenen ſich von den überflüſſigen Reiſekleidern befreit hatten, theilte ſich, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten ſtets vorkömmt, die Geſellſchaft in Gruppen, von denen einige vor dem Hauſe ſtanden und plauderten, andere auf den Sandwegen im Raſen herumgingen, wieder andere gegen den Meierhof wandelten. Als die Abendröthe hinter den Bäumen erſchien, die in ſchönen Zeilen im Weſten des Schloſſes die Felder ſäumten, und als ihr Glühen immer bläſſer wurde und dem Gelb des Spätabends Plaz machte, ſammelten ſich die Leute wieder. Die einen kehrten von ihrem Spaziergange die anderen von ihrem Geſpräche die dritten von ihrer Betrachtung verſchiedener Gegenſtände zurück, und man begab ſich in das Speiſezimmer. In demſelben begann nun ein Abend, wie ſie auf dem Lande, wo man von dem Umgange mit Seinesgleichen viel ausgeſchloſſener iſt, zu den vergnügteſten gehören. Ich habe dieſe Betrachtung, da ich im Sommer immer ferne von der Stadt war, öfter machen können. Da man Menſchen, mit denen man gleiche Geſinnungen und gleiche Meinungen hat, auf dem Lande viel ſeltener ſieht als in der Stadt, da man mit dem Raume nicht ſo kargen muß wie in der Stadt, wo jede Familie nur das mit vielen Koſten erſchwingt, was ſie für ſich und nächſte Angehörige braucht, da die Lebensmittel auf dem Lande gewöhnlich aus der erſten und unmittelbaren Quelle bei der Hand ſind, auch ſtrenge Anforderungen hierin nicht gemacht werden: ſo iſt man auf dem Lande viel gaſtfreundlicher als in der Stadt, und Gelegenheiten, wo man ſich in einem Zimmer und um einen Tiſch verſammelt, werden da viel fröhlicher ungezwungener und auch herzlicher begangen, weil man ſich freut, ſich wieder zu ſehen, weil man um alles fragen will, was ſich an den verſchiedenen Stellen, woher die Ankömmlinge gekommen ſind, zugetragen hat, weil man die eigenen Erlebniſſe mittheilen, und weil man ſeine Anſichten austauſchen will.

Der Tiſch war ſchon gedeckt, der Hausverwalter wies allen ihre Pläze an, die zur Vermeidung von dennoch möglichen Verwirrungen noch überdieß durch von ſeiner Hand geſchriebene Zettel bezeichnet waren, und man ſezte ſich. Der Mann hatte geſorgt, daß ſolche, die ſich gut kannten, nahe zuſammen kamen. Deßohngeachtet ſchritt man mit der Freimüthigkeit des Landes und alter Bekannter dazu, die Zettel noch zu verwechſeln, und ſich gegen die Anordnungen des Mannes zuſammen zu ſezen. Von der Decke des Zimmers hing eine ſanft brennende Lampe hernieder, und außer ihr wurde die Tafel noch durch vertheilte ſtrahlende Kerzen erhellt. Mathilde nahm den Mittelſiz ein, und richtete ihre Freundlichkeit und ihr ruhiges Weſen gegen alle, die in ihrem Bereiche waren, und ſelbſt gegen die entfernteſten Pläze ſuchte ſie ihre Aufmerkſamkeit zu erſtrecken. Die bekannteren und älteren Gäſte ſaßen ihr zunächſt, die jüngeren entfernter. Julie die Tochter Ingheims mit den heiteren braunen Augen ſaß mir faſt gegenüber, ihre

Schweſter die blauäugige Apollonia etwas weiter unten. Sie hatten ſehr geſchmackvolle Kleider an, das Geſchmeide, das ſie trugen, hätte, wie ich meinte, etwas weniger ſein ſollen. Neben beiden ſaßen die jungen Männer Tillburg und Wachten. Natalie ſaß zwiſchen Euſtach und Roland. Ob es ſo angeordnet, ob es ihre eigene Wahl war, wußte ich nicht. Man trug ein einfaches Mahl auf, und fröhliche Geſpräche belebten es. Man ſprach von den Begebniſſen der Gegend, man neckte ſich mit kleinen Erlebniſſen, man theilte ſich Erfahrungen mit, die man in ſeinem Kreiſe gemacht hatte, man ſprach von Büchern, die in der Gegend neu waren, und beurtheilte ſie, man erzählte, was man im Bereiche ſeiner Liebhaberei Neues erworben, was man für Reiſen gemacht und was man für fernere vorhabe. Auch auf die Geſchichte des Landes kam es, auf ſeine Verwaltung, auf Verbeſſerungen, die zu machen wären, und auf Schäze, die noch ungehoben liegen. Selbſt Wiſſenſchaft und Kunſt war nicht ausgeſchloſſen. Mancher Scherz erheiterte die Anweſenden, und man ſchien ſehr vergnügt, ſich ſo in einen Kreis verſammelt zu haben, wo ſich Neues ergab, und wo man Altes wieder beleben konnte.

Nach ein paar ſchnell vergangenen Stunden ſtand man auf, die Lichter zu dem Gange in die verſchiedenen Schlafgemächer wurden angezündet, und man begab ſich allmählich zur Ruhe.

Am andern Morgen nach dem Frühmahle, da die höher geſtiegene Sonne die Gräſer bereits getrocknet hatte, begab man ſich in das Freie, um das Urtheil über die Arbeiten an der Vorderſeite des Hauſes zu fällen. Alle gingen mit. Selbſt Dienerſchaft ſtand ſeitwärts in der Nähe, als ob ſie wüßte, was geſchehe — und ſie wußte es wohl auch — und als ob ſie ſich dabei betheiligen ſollte. Man ging einige hundert Schritte von der Vorderſeite des Hauſes weg, wendete ſich dann um, blieb im Graſe ſtehen, und betrachtete die von der Tünche befreite Wand. Hierauf umging man in einem weiten Bogen eine Ecke des Hauſes, um auch eine Wand zu ſehen, auf welcher ſich noch die Tünche befand. Nachdem man beides wohl angeſchaut hatte, nahm man einen Stand ein, der beide Anſichten geſtattete.

Nach und nach wurden Meinungen laut. Man fragte zuerſt die älteren und anſehnlicheren Gäſte. Dieſe gaben faſt alle ihr Urtheil unbeſtimmt und mit Vorſicht ab. Beide Einrichtungen hätten ihr Gutes, an beiden wird etwas auszuſtellen ſein, und es komme auf Geſchmack und Vorliebe an. Da das Geſpräch allgemeiner wurde, traten ſchon manche Meinungen abgeſchloſſener hervor. Einige ſagten, es ſei etwas Beſonderes und nicht überall Vorkommendes, die nackten Steine aus einer Wand ſtehen zu laſſen. Wenn die Koſten nicht zu ſcheuen ſind, möge man es an dem ganzen Schloſſe ſo machen, und man habe dann etwas ſehr Eigenes. Andere meinten, es ſei doch überall Sitte, die Wände ſelbſt gegen Außen mit einer Tünche zu bekleiden, ein licht getünchtes Haus ſei ſehr freundlich, darum hätten auch die Vorbeſizer dieſes Hauſes ſo gethan, um ſein Anſehen dem neuen Geſchmacke näher zu bringen. Darauf ſagten wieder andere, die Gedanken der Menſchen ſeien wechſelvoll, einmal habe man die großen viereckigen Steine, aus denen das Äußere dieſer Wände beſtehe, nackt hervor ſehen laſſen, ſpäter habe man ſie überſtrichen, jezt ſei eine Zeit gekommen, wo man wieder auf das Alte zurück gehe, und es verehre, man könne alſo die Steine wieder nackt legen. Mein Gaſtfreund vernahm die Meinungen, und antwortete in unbeſtimmten und nicht auf eine einzelne Anſicht geſtellten Worten, da alles, was geſagt wurde, ſich ungefähr in demſelben Kreiſe bewegte. Mathilde ſprach nur Unbedeutendes, und

Euſtach und Roland ſchwiegen ganz. Von der feurigen Natur des lezten wunderte es mich am meiſten. Ich ſchloß aus dieſer Thatſache, daß meine Freunde ihre Meinung entweder ſchon gefaßt hatten, oder daß ſie dieſelbe erſt für ſich faſſen wollten. Dieſe eben abgehaltene Beſchau erſchien mir alſo als etwas Allgemeines Unweſentliches als eine nachbarliche Artigkeit als eine Gelegenheit, zuſammen zu kommen, um ſich gemeinſchaftlich zu ſehen und zu ſprechen, wie man es bei andern Anläſſen auch thut.

Mir erſchien die Bloslegung der Steine unbedingt als das Natürlichſte. Wie ich wohl ſchon erkennen gelernt hatte, iſt bei Denkmälern — und je größer und würdiger ſie ſein ſollen, um deſto mehr iſt dies der Fall — der Stoff nicht gleichgültig, und dann darf er aber nicht mit Fremdartigem vermengt werden. Ein Siegesbogen, ſelbſt wenn er unter Dach ſteht, darf von Marmor ſein, weniger ſchon von Ziegeln oder Holz, ganz und gar nicht von gegoſſenem Eiſen oder feſtgeklebtem Papier. Eine Bildſäule kann von Marmor Metall oder Holz ſein, weniger von groben Steinen, ganz und gar nicht von allerlei zuſammengefügten Beſtandtheilen. Unſere neuen Häuſer, die nur beſtimmt ſind, Menſchen aufzunehmen, um ihnen Obdach zu geben, haben nichts Denkmalartiges, ſei es ein Denkmal für den Glanz einer Familie, ſei es ein Denkmal der abgeſchloſſenen und wohlgenoſſenen Wohnlichkeit für irgend ein Geſchlecht. Darum werden ſie ſachartig aus Ziegeln gebaut, und mit einer Schicht überſtrichen, wie man auch lackirtes Geräthe macht, oder künſtliches Geſtein malt. Schon die aus bloßem Holze zur Wohnung eines Geſchlechtes in unſern Gebirgsländern (nicht zur Spielerei in Gärten) erbauten Häuſer haben Denkmalartiges, noch mehr die Schlöſſer, die aus feſten Steinen gefügt ſind, die Thorbogen die Pfeiler die Brücken und noch mehr die aus Stein gebauten Kirchen. Daraus ergab ſich mir von ſelber, daß diejenigen, die dieſes Schloß ſo bauten, daß die Außenſeiten der Wände feſt gefügte viereckige unbeſtrichene Steine ſind, Recht gehabt haben, und daß die, welche die Steine beſtrichen, im Unrechte waren, und daß die, welche ſie wieder blos legen, abermals im Rechte ſind. Ich ſah, daß man an ſämmtlichen Steinen, weil ſonſt die Kalktünche nicht zu vertilgen geweſen wäre, die Oberfläche mit ſcharfen Hämmern erneuert hatte. Dies gab wohl den Steinen etwas, das ein lichteres Grau iſt, als die alten Simſe und Tragſteine hatten, die nicht getüncht waren; allein durch Zeit und Wetter werden ſich auch die erneuerten Steinoberflächen wieder dunkler färben.

Man ging, da man eine Weile geſprochen hatte, obwohl ein eigentliches Urtheil nicht gefällt worden war, wieder in das Haus zurück, und auch die Dienerſchaft, welche zugeſchaut hatte, ging auseinander, gleichſam als ob die Sache jezt aus wäre.

In dem Hauſe zerſtreuten ſich die Gäſte, manche begaben ſich in Zimmer, manche gingen in das Freie.

Ich nahm in meinem Schlafgemache, wozu mir das nehmliche Zimmer, welches ich früher bewohnt hatte, angewieſen worden war, einen leichteren Hut, und einen bequemeren Rock, und ging dann auch in den Garten. Ich ging ganz allein in einem dunkeln Gange zwiſchen Gebüſchen hin, und es war mir wohl, daß ich allein war. Ich ſchlug die abgelegenen wenig gangbaren und auch weniger im Stande gehaltenen Wege ein, damit ich niemanden begegne, und damit ſich niemand zu mir geſelle. Es war auch wirklich kein Menſch in den Gängen, und ich ſah nur kleine Vögel, welche ungeſcheut in ihnen liefen, und Futter von der Erde pickten. Ich umging den Lindenplaz, und kam hinter ihm aus dem Gebüſche heraus.

Von da ging ich in einem großen Umwege der Eppichwand zu, und hatte vor, in die Nimphengrotte zu treten, wenn niemand in ihr wäre. Als ich ſchon nahe an der Grotte war, und ſchief in dieſelbe blicken konnte, ſah ich, daß Natalie auf dem Marmorbänklein ſitze, welches ſich ſeitwärts von der Nimphengeſtalt befand. Sie ſaß an dem innerſten Ende des Bänkleins. Ihr blaßgraues Seidenkleid ſchimmerte aus der dunkeln Höhlung heraus. Einen Arm ließ ſie an ihrer Geſtalt ruhen, den andern hatte ſie auf die Lehne des Bänkleins geſtützt, und barg die Stirn in ihrer Hand. Ich blieb ſtehen, und wußte nicht, was ich thun ſollte. Daß ich nicht in die Grotte gehen wolle, war mir klar; allein die kleinſte Wendung, die ich machte, konnte ein Geräuſch erregen, und ſie ſtören. Aber ohne daß ich ein Geräuſch machte, ſah ſie auf, und ſah mich ſtehen. Sie erhob ſich, ging aus der Grotte, ging mit beeilten Schritten an der Eppichwand hin, und entfernte ſich in das Gebüſch. In Kurzem ſah ich den Schimmer ihres Kleides verſchwinden. Eine ganz kleine Zeit blieb ich ſtehen, dann ging ich in die Grotte hinein. Ich ſetzte mich auf dieſelbe Marmorbank, auf der ſie geſeſſen war, und ſah in das Rinnen des Waſſers, ſah auf die einſame Alabaſterſchale, die neben dem Becken ſtand, und ſah auf den ruhigen glänzenden Marmor. Ich ſaß ſehr lange. Da ſich Stimmen näherten, und da ich vermuthen mußte, daß man die Brunnengeſtalt beſuchen würde, ſtand ich auf, ging aus der Grotte, ging in das Gebüſch, und begab mich auf denſelben Wegen, auf denen ich gekommen war, in das Schloß zurück.

Der Mittag vereinigte noch einmal alle Gäſte bei dem Mahle. Mehrere von ihnen hatten beſchloſſen, gleich nach demſelben fort zu fahren, um noch vor der Nacht ihre Heimath zu erreichen. Man brachte einen fröhlichen Trinkſpruch aus auf die ſchöne Geſtaltung des Schloſſes und einen Dank für die herzliche Bewirthung. Der Spruch wurde mit einem Wunſche für das Wohl der Geſellſchaft und für baldiges Wiederſehen erwiedert. Die heitere Sommerſonne verklärte das Zimmer, und die Blumen des Gartens ſchmückten es.

Nach dem Mahle fuhren mehrere der Gäſte fort, und im Laufe des Nachmittages entfernten ſich alle.

Wir, die nach dem Asperhofe mußten, hatten beſchloſſen, morgen früh abzufahren.

Bei dem Abendeſſen kam das Geſpräch auf das

Unternehmen an dem Hauſe. Ich ſah, daß die Übriggebliebenen ſchon einig waren. Es ſprach nun mein Gaſtfreund, es ſprachen Euſtach und Roland. Sie hatten alle meine Anſicht. Ich wurde aufgefordert, auch meine Meinung zu ſagen. Ich ſprach ſie nach meiner innern Empfindung aus. Alle mochten ſie wohl ſo erwartet haben. Über den Aufwand zur Deckung der künſtigen Koſten ſprach mein Gaſtfreund mit Mathilden beſonders. Durch das Abſchlagen der Steine mit ſcharfen Hämmern hatten ſich die Auslagen größer gezeigt, als man Anfangs vermuthen konnte. Mein Gaſtfreund rieth daher, daß man die Arbeit auf längere Friſten ausdehnen ſolle, wodurch die Koſten weniger empfindlich würden, und, da doch das Schaffen des Schönen das Vergnügen bilde, dieſes Vergnügen ſich verlängere. Man billigte den Vorſchlag, und freute ſich auf das Wachſen des Edleren, und freute ſich auf den Augenblick, wenn das Haus in einem würdigen Gewande da ſtehen würde, und man die Beruhigung hätte, es ſo dem künſtigen Beſitzer übergeben zu können.

Mit dem Anbruche des nächſten Tages fuhren mein Gaſtfreund Euſtach Roland Guſtav und ich auf dem Wege nach dem Roſenhauſe dahin.

Als ich in Hinſicht der eben zugebrachten Tage etwas über das Landleben ſagte, und die Annehmlichkeiten desſelben berührte, und als wir eine Zeit über dieſen Gegenſtand geſprochen hatten, ſagte mein Gaſtfreund: „Das geſellſchaftliche Leben in den Städten, wenn man es in dem Sinne nimmt, daß man immer mit fremden Perſonen zuſammen iſt, bei denen man entweder mit andern zum Beſuche iſt, oder die mit andern bei uns ſind, iſt nicht erſprießlich. Es iſt das nehmliche Einerlei wie das Leben in Orten, die den großen Städten nahe ſind. Man ſehnt ſich ein anderes Einerlei aufzuſuchen; denn wohl iſt jedes Leben und jede Äußerung einer Gegend ein Einerlei, und es gewährt einen Abſchluß, von dem einen Einerlei in ein anderes über zu gehen. Aber es gibt auch ein Einerlei, welches ſo erhaben iſt, daß es als Fülle die ganze Seele ergreift, und als Einfachheit das All umſchließt. Es ſind erwählte Menſchen, die zu dieſem kommen, und es zur Faſſung ihres Lebens machen können.“

„In der Weltgeſchichte kömmt wohl Ähnliches vor,“ ſagte ich.

„In der Weltgeſchichte kömmt es vor,“ antwortete er, „wo ein Menſch durch eine große That, die ſein

Leben erfüllt, dieſem Leben eine einfache Geſtalt geben kann, abgelöst von allem Kleinlichen — in der Wiſſenſchaft, wo ein großartiges Feld höchſten Erringens vor dem Menſchen liegt — oder in der Klarheit und Ruhe der Lebensanſchauungen, die endlich Alles auf einige ausgedehnte aber einfältige Grundlinien zurück führt. Jedoch ſind auch hier Maße und Abſtufungen wie in allen andern Dingen des Lebens."

„Von den zwei Hauptzeiträumen, welche das menſchliche Geſchlecht betroffen haben," erwiederte ich, „von dem ſogenannten antiken und dem heutigen dürfte wohl der griechiſch-römiſche das Meiſte von dem Geſagten aufzuweiſen haben."

„Wir wiſſen zulezt gar nicht, welche Zeiträume es in der Geſchichte gegeben hat," antwortete er. „Die Griechen und Römer ſind unſerer Zeit am nächſten, wir ſind aus ihnen hervor gegangen, und wiſſen von ihnen auch das Meiſte. Wer weiß, wie viele Völkerabſchnitte es gegeben hat, und wie viele unbekannte Geſchichtsquellen noch verborgen ſind. Wenn einmal ganze Reihen ſolcher Völkerzuſtände wie Griechen- und Römerthum vorliegen, dann läßt ſich eher über unſere Frage etwas ſagen. Oder ſind etwa ſolche Reihen nur dageweſen und vergeſſen worden, und werden überhaupt die hinterſten Stücke der Weltgeſchichte vergeſſen, wenn ſich vorne neue anſezen, und ihrer Entwicklung entgegen eilen? Wer wird dann nach zehntauſend Jahren noch von Hellenen oder von uns reden? Ganz andere Vorſtellungen werden kommen, die Menſchen werden ganz andere Worte haben, mit ihnen in ganz anderen Säzen reden, und wir würden ſie gar nicht verſtehen, wie wir nicht verſtehen würden, wenn etwas zehntauſend Jahre vor uns geſagt worden wäre, und uns vorläge, ſelbſt wenn wir der Sprache mächtig wären. Was iſt dann jeder Ruhm? Aber kehren wir zu unſerem Gegenſtande zurück, und ſehen wir von Egiptern Aſſirern Indern Medern Hebräern Perſern, von denen Kunde zu uns herüber gekommen iſt, ab, und vergleichen wir uns nur allein mit der griechiſch-römiſchen Welt, ſo dürfte in ihr wirklich mehr einfache Lebensgröße gelegen ſein als in der unſern liegt. Ich verwundere mich oft, wenn ich in der Lage bin, zu entſcheiden, welchen von beiden ich den Preis geben ſoll, Cäſars Thaten oder Cäſars Schriften, wie ſehr ich im Schwanken begriffen bin, und wie wenig ich es weiß. Beides iſt ſo klar ſo ſtark ſo unbeirrt, daß wir wenig deßgleichen haben dürften.“

„Jene alten Verhältniſſe des Handelns und Denkens waren aber, wie ich glaube, auch weniger verwickelt als die unſrigen,“ ſagte ich.

„Sie hatten einen nicht ſo ausgedehnten Schauplaz, wie wir,“ erwiederte er, „obwohl auch der Plaz der Thaten zu Cäſars Zeit — Brittanien Gallien Italien Aſien Afrika —, oder zu Alexanders Zeit — Griechenland und Orient — nicht ganz klein war. Ihre Verhältniſſe nach Außen geſtalteten ſich daher leichter; aber im Innern dürften ſie bei der großen Zahl der mithandelnden Perſonen, von denen die meiſten Stimme und Gewalt in Staatsdingen hatten, nicht ſo leicht geweſen ſein, und die Macht, dieſe Gemüther durch Wort Erſcheinung und Handlung zu gewinnen und zu leiten, dürfte ſchwierig zu erwerben geweſen ſein, und dürfte eben dem Weſen eines Mannes die feſte Geſtalt aufgedrückt haben, die wir ſo oft an ihm bewundern. Unſere Zeit iſt eine ganz verſchiedene. Sie iſt auf den Zuſammenſturz jener gefolgt, und erſcheint mir als eine Übergangszeit, nach welcher eine kommen wird, von der das griechiſche und römiſche Alterthum weit wird übertroffen werden. Wir arbeiten an einem beſondern Gewichte der Weltuhr, das den Alten, deren Sinn vorzüglich auf Staatsdinge auf das Recht und mitunter auf die Kunſt ging, noch ziemlich unbekannt war, an den Naturwiſſenſchaften. Wir können jezt noch nicht ahnen, was die Pflege dieſes Gewichtes für einen Einfluß haben wird auf die Umgeſtaltung der Welt und des Lebens. Wir haben zum Theile die Säze dieſer Wiſſenſchaften noch als todtes Eigenthum in den Büchern oder Lehrzimmern, zum Theile haben wir ſie erſt auf die Gewerbe auf den Handel auf den Bau von Straßen und ähnlichen Dingen verwendet, wir ſtehen noch zu ſehr in dem Brauſen dieſes Anfanges, um die Ergebniſſe beurtheilen zu können, ja wir ſtehen erſt ganz am Anfange des Anfanges. Wie wird es ſein, wenn wir mit der Schnelligkeit des Blizes Nachrichten über die ganze Erde werden verbreiten können, wenn wir ſelber mit großer Geſchwindigkeit und in kurzer Zeit an die verſchiedenſten Stellen der Erde werden gelangen, und wenn wir mit gleicher Schnelligkeit große Laſten werden befördern können? Werden die Güter der Erde da nicht durch die Möglichkeit des leichten Austauſchens gemeinſam werden, daß allen Alles zugänglich iſt? Jezt kann ſich eine kleine Landſtadt und ihre Umgebung mit dem, was ſie hat, was ſie iſt, und was ſie weiß, abſperren: bald wird es aber nicht mehr ſo ſein, ſie wird in den allgemeinen Verkehr geriſſen werden. Dann wird, um der Allberührung genügen zu können, das, was der Geringſte wiſſen und können muß, um vieles größer ſein als jezt. Die Staaten, die durch Entwicklung des Verſtandes und durch Bildung ſich dieſes Wiſſen zuerſt erwerben, werden an Reichthum an Macht und Glanz vorausſchreiten, und die andern ſogar in Frage ſtellen können. Welche Umgeſtaltungen wird aber erſt auch der Geiſt in ſeinem ganzen Weſen erlangen? Dieſe Wirkung iſt bei Weitem die wichtigſte. Der Kampf in dieſer Richtung wird ſich fortkämpfen, er iſt entſtanden, weil neue menſchliche Verhältniſſe eintraten, das Brauſen, von welchem ich ſprach, wird noch ſtärker werden, wie lange es dauern wird, welche Übel entſtehen werden, vermag ich nicht zu ſagen; aber es wird eine Abklärung folgen, die Übermacht des Stoffes wird vor dem Geiſte, der endlich doch ſiegen wird, eine bloße Macht werden, die er gebraucht, und weil er einen neuen menſchlichen Gewinn gemacht hat, wird eine Zeit der Größe kommen, die in der Geſchichte noch nicht dageweſen iſt. Ich glaube, daß ſo Stufe nach Stufen in Jahrtauſenden erſtiegen werden. Wie weit das geht, wie es werden wie es enden wird, vermag ein irdiſcher Verſtand nicht zu ergründen. Nur das ſcheint mir ſicher, andere Zeiten und andere Faſſungen des Lebens werden kommen, wie ſehr auch das, was dem Geiſte und Körper des Menſchen als lezter Grund inne wohnt, beharren mag."

Wir gingen nun in manches Einzelne dieſes Stoffes ein, behandelten es im Fahren, und ſuchten die möglichen Folgen anzugeben. Beſonders wurden Zweige der Naturwiſſenſchaften genannt, welche vorzugsweiſe vorgeſchritten waren, und Einfluß zu gewinnen ſchienen, wie die Chemie und andere. Roland war entſchieden für Neuerung, wenn ſie auch Alles umſtürzte, mein Gaſtfreund und Euſtach hegten den Wunſch, daß jenes Neue, welches bleiben ſoll, weil es gut iſt — denn wie vieles Neue iſt nicht gut — nur allgemach Plaz finden, und ohne zu große Störung ſich einbürgern möchte. So iſt der Übergang ein längerer aber er iſt ein ruhigerer und ſeine Folgen ſind dauernder.

Nach dem Mittagseſſen kam das Geſpräch auf die Brunnennimphe im Sternenhofe, und mein Gaſtfreund erzählte mir, wie ſie erworben worden war. Ein Mann, der entfernt mit Mathilden verwandt war, hatte zu ſeinem groſſen Vermögen noch Erbſchaften gemacht. Er verlegte ſich auf Sammlungen. Er hatte Münzen, er hatte Siegel, er hatte keltiſche und römiſche Alterthümer, Muſikgeräthe Tulpen und Georginen Bücher Gemälde und Bildſäulen. Er baute in ſeinem Garten an ſein Haus, welches etwas erhöht ſtand, eine große Fläche, die er mit Steinen pflaſterte, und von welcher künſtliche ſteinerne Stufen in mehreren Richtungen nach dem Garten hinab gingen. Auf die Brüſtungen dieſer Fläche und auf die Einfaſſungen der Treppen wurden Bildſäulen geſezt. Es gehörte zu den größten Vergnügungen des Mannes, auf der Fläche hin und her zu gehen. Das that er auch oft, wenn die heißeſte Sonne am Himmel ſtand, und das Pflaſter in die Sohlen brannte. Außerdem hatte er auch noch Bildſäulen auf den Treppen des Hauſes und in den Zimmern. Die Nimphe, welche jezt Mathilde beſizt, hatte er in einem Brunnentempel im Garten. Er hatte ſie von ſeinem Groſſoheime geerbt. Sie ſoll zu den Jugendzeiten desſelben von einem italieniſchen Bildhauer für einen Fürſten verfertigt worden ſein, deſſen ſchneller Todfall das Übergehen an ihre Beſtimmung vereitelte. So kam ſie nach mehreren Zufällen an den Groſſoheim, der Verbindungen mit dem Künſtler hatte. Man ſagt, dieſe Bildſäule ſei der Anfang zu der Bildſäulenliebhaberei des Vetters Mathildens geweſen. Als dieſer Mann ſtarb, fand ſich ein lezter Wille geſchrieben vor, daß alle Kunſtwerke an Kunſtkenner oder Kunſtliebhaber nicht aber an Händler verkauft werden, und daß das Geld dafür und die anderen Dinge, die er hinterlaſſen, und zwar leztere nach einem Schäzungswerthe unter ſeine entfernten Verwandten vertheilt werden ſollten; denn Kinder oder nähere Verwandte hatte er nicht. Da nun die Nimphe weitaus das ſchönſte Kunſtwerk war, welches er beſaß, da Mathilde es immer bewundert hatte, da ſie ſchon im Beſize des Sternenhofes war, und in demſelben ſchon ſchöne Gemälde untergebracht hatte: ſo war es ihr nicht ſchwer, ſich als eine Kunſtliebhaberin auszuweiſen, und das Bildwerk anzukaufen. Man gönnte es ihr mehr als einem Fremden, weil auf dieſe Weiſe das Kunſtwerk gewiſſermaßen in der Familie blieb, und ſie überdieß auch mehr in die gemeinſchaftliche Erbſchaft zahlte, als ein Fremder gethan haben würde. Sie brachte das ihr ſo liebe Werk in den Sternenhof und ſtellte es dort in einem Saale auf. Erſt lange darnach wurde durch Euſtachs und meines Gaſtfreundes Bemühungen zwiſchen den Eichen, die ſchon ſtanden, die Eppichwand und die Quellengrotte gebaut, und ſo der Geſtalt ein würdiger und wirkungsvollerer Aufenthaltsort gegeben, da ſie für den Saal doch immer zu groß und ihre Stellung und ihre Beſchäftigung unpaſſend geweſen war. Den Krug, aus welchem das Waſſer rann, hatte ſie ſchon, das Becken und die Bank ſind neu gemacht worden, die Alabaſterſchale hat Mathilde aus ihrem Beſitzthume dazu gegeben.

Wir kamen am Abende im Roſenhauſe an. Am andern Tage bath ich meinen Gaſtfreund, er möge erlauben, daß ich eine Nachzeichnung von der Zeichnung des Kerberger Altares, die er beſitze, mache, und dieſe Zeichnung meinem Vater zum Geſchenke bringe. Er erlaubte es ſehr gerne. Die Zeichnung war nach dem Vorſchlage, welcher auf der Reiſe in das Hochland gemacht worden war, von Roland verbeſſert worden, und ſo wurde ſie mir übergeben.

Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, und arbeitete mehrere Tage fleißig von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, bis ich mit der Zeichnung fertig war. Ich verpackte ſie nun ſehr wohl, und gab meinem Gaſtfreunde die Urzeichnung zurück.

Nun hielt ich mich nicht mehr länger in dem Asperhofe auf, und eilte in die Tann.

Ich ſtieg dort auf Berge, ich arbeitete ſehr angeſtrengt, ich ſpielte ſehr viel auf meiner Zither, und las in meinen Büchern.

Eines Tages gegen den Spätſommer hin hörte ich mit Allem auf. Ich packte meine Kiſten, that die Werkzeuge und die Schriften, die ſich auf meine Arbeiten bezogen, in ihre Fächer und Koffer, entließ faſt alle Leute, verſah die Kiſten mit Aufſchriften, verordnete ihre Verſendung, und ging dann in das Lauterthal. Dort nahm ich nur den alten Kaspar und von den jungen Männern einen, der mir beſonders lieb geworden war, und beſchloß, die Meſſung des Lauterſees zu Ende zu bringen.

Ich miethete mich in dem Seewirthshauſe ein, richtete alle Geräthe, welche mir zu meinem Vorhaben nöthig waren, zurecht, ließ diejenigen neu verfertigen, welche ich nicht hatte, und ging ans Werk. Ich arbeitete recht fleißig. So lange das Licht des Tages leuchtete, waren wir auf dem Waſſer. Nachts — außer einigen Stunden Schlafes — war ich an dem Papiere theils mit Rechnungen theils mit Schreiben theils ſogar mit Zeichnen beſchäftigt. Ich wiederholte einige

Meſſungen, welche ich in früheren Zeiten vorgenommen hatte, um mich von der Beſtändigkeit oder Wandelbarkeit des Waſſerſtandes oder des Seegrundes zu überzeugen. Da ein durchaus gleicher Waſſerſtand nicht zu denken iſt, ſo bezog ich meine Meſſungen auf einen mittleren Stand, und ſtellte immer die Frage, wie tief unter dieſem Stande die beſtimmten Stellen des Seegrundes liegen. Dieſer mittlere Stand, der nach demjenigen genommen wurde, welcher in der meiſten Zeit des Jahres herrſcht, war in meiner Abbildung auch der Waſſerſpiegel. Ihn nahm ich bei den Nachmeſſungen zur Richtſchnur. In größeren Entfernungen von dem Ufer hatte ſich der Seegrund ſeit dem Beginne meiner Meſſungen nicht geändert, oder wenn er ſich geändert hatte, war es ſo wenig, daß es durch unſere Meßwerkzeuge nicht wahrzunehmen war. An jenen Ufern oder in der Nähe derſelben, wo große Tiefen herrſchten, und ſteile ruhige Wände ſtanden, an denen bei Regengüſſen höchſtens ſchmale Bänder oder ſeichte Waſſerflächen niederrieſeln, war ebenfalls keine Veränderung. Aber an ſeichten Stellen bei flacheren Ufern, wo der Regen Gerölle und andere Dinge einführt, fanden ſich ſchon Veränderungen vor. Am meiſten aber waren die Wandlungen und am größten, wo eine Schlucht ſich gegen das Waſſer öffnete, aus welcher ein Bergbach hervorſtrömte, der, je nachdem er weiter her floß oder bei Güſſen heftiger anſchwoll, auch größere Berge von Gerölle in den See ſchob, und dort liegen ließ. Nach der Wiederholung dieſer alten Meſſungen wurde zu neuen geſchritten, die zur Vollendung der mir zum Ziele geſezten Kenntniſſe nothwendig waren. Ebenſo wurden die Zeichnungen der Gebilde, welche ſich außerhalb des Waſſers als Ufer befanden, fleißig fortgeſezt.

Zweimal wurde die Arbeit unterbrochen. Ich ging in das Rothmoor, um nachzuſehen, wie weit die Dinge, die aus meinen Marmoren verfertigt werden ſollten, gediehen wären, und wie gut ſie ausgeführt würden. Die Fortſchritte waren zu loben. Man ſagte, — und ich ſelber ſah die Möglichkeit ein — daß in dieſem Sommer noch alles fertig werden würde. Aber in Hinſicht der Güte hatte ich Ausſtellungen zu machen. Ich ordnete mit Bitten Vorſtellungen und Verſprechen an, daß man das, was ich angab, ſo genau und ſo rein mache, wie ich es wollte.

Wenn Regenzeit war, ſo daß die Wolken an den Bergen herum hingen, und weder dieſe noch die Geſtalt des Sees richtig zu überblicken waren, ſo blieb ich zu Hauſe, und zeichnete und malte dasjenige in mein Hauptblatt, was ich im Freien auf viele Nebenblätter aufgenommen hatte. So rückte das Unternehmen der Vollendung immer näher.

Endlich waren die Arbeiten im Freien beendigt, und es erübrigte nur noch, die vielen Angaben, welche in meinen Papieren zerſtreut waren, und welche ich bisher nicht hatte bewältigen können, in die Zeichnung einzutragen, und die Geſtalten, welche ich auf einzelnen Blättern hatte, theils mit der Hauptzeichnung wegen der Richtigkeit zu vergleichen, theils dieſe, wo es noththat, zu ergänzen. Auch Farben mußten auf verſchiedene Stellen aufgetragen werden.

Nach langer Arbeit und nach vielen Schwierigkeiten, die ich zur Erzielung einer großen Genauigkeit zu überwinden hatte, war das Werk eines Tages fertig, und der ganze Entwurf lag in ſchwermüthiger Düſterheit und in einer Schönheit vor meinen Augen, die ich ſelber nicht erwartet hatte. Ich betrachtete allein die Abbildung eine Weile, da niemand war, der das Anſchauen mit mir getheilt hätte, rollte dann das Blatt auf eine Walze, verpackte es ſehr gut in einen Koffer, nahm von dem See und von allen Bewohnern des Seewirthshauſes Abſchied, und begab mich auf den Weg in das Ahornhaus des Lauterthales.

Dort ſiedelte ich mich an. Ich ging nun täglich in das Rothmoor, blieb den ganzen Tag dort, und kehrte Abends zurück, ſo daß ich in der Dämmerung im Ahornhauſe ankam. Ich ſah im Rothmoore den Arbeiten an meinen Marmoren zu, dem Schneiden Feilen Reiben Schleifen und Glätten. Ich gab auch an, wie Manches zu behandeln ſei, und wie es einer größeren Vollendung namentlich aber einer größern Genauigkeit entgegen geführt werden könnte.

Das Waſſerbecken meines Vaters wurde nach und nach fertig und die kleineren Dinge, welche gemacht werden ſollten, waren ebenfalls vollendet. Die Sonne ſchien in die Bauhütte, und das Becken erglänzte recht rein und ſchön in derſelben. Ich ließ von ſtarken Balken Behältniſſe zimmern. In dieſe wurden die Theile des Beckens mit Winden Hebeln und Stricken gepackt und zur Verſendung bereitet. Die Wägen mußten eigens vorgerichtet werden, damit die Behältniſſe an den Strom gebracht werden könnten. Dieſe Vorrichtung war endlich fertig. Das Aufladen wurde bewerkſtelligt, und die Wägen gingen ab. Ich ging mit ihnen bis an den Strom, und verließ ſie keinen

Augenblick, um wo möglich jeden Unfall zu verhüten. Am Strome wurden die Behältniſſe auf ein Schif verladen, und weiter befördert. Von dem Landungsplaze vor unſerer Stadt wurden ſie endlich wieder durch ſtarke Wägen in unſern Garten gebracht.

Es wurde nun daran geſchritten, das Waſſerwerk in dieſem Herbſte noch fertig zu machen. Der Vater hatte auf Briefe von mir und auf geſendete Maße den Dingen bereits vorarbeiten laſſen. Es wurden nun noch mehrere Arbeiter gedungen und ein Waſſerbaukundiger genommen, welcher die Arbeiten zu leiten hatte. Ich war den ganzen Tag bei dem Werke zugegen, und half mit. Der Vater kargte ſich ebenfalls alle mögliche Zeit ab, um zugegen ſein und zuſchauen zu können. Die Röhren wurden gelegt, die Steigröhre verzapft, der Stengel über ſie gebaut, mit den nöthigen Eiſen geſtärkt und verlöthet, und an demſelben wurde das Blatt befeſtigt. Der Pfropfen, welcher den in das Blatt mündenden Stengel geſchloſſen gehalten hatte, wurde gelüſtet, und der reine Strahl fiel auf die im Blatte liegende Einbeere hinunter, füllte das Becken, und glitt von demſelben, als es gefüllt war, auf den ſanften gelb marmornen Fußboden nieder, und rieſelte in deſſen Rinne weiter. Die Farben ſtimmten ſehr gut zuſammen, das Dunkel des Stengels hob ſich von dem Roſenroth des Blattes ab, und das Gelb des Fußbodens gab dem Roſenroth eine ſchönere Farbe und einen feineren Glanz. Es waren mehrere Gäſte zur Eröffnung des Werkes geladen worden, und dieſe ſo wie Vater Mutter und Schweſter freuten ſich des Gelingens.

Der Vater reichte mir als Gegengeſchenk ſehr ſchön gebunden und auf den Deckeln mit halberhabener Arbeit verſehen das Niebelungenlied. Ich dankte ihm ſehr dafür.

Es wurde beſchloſſen, für den Winter ein Bretterhäuschen über das Waſſerwerk machen zu laſſen und dasſelbe gut zu verwahren, daß keine Kälte eindringen könne. Für den Frühling wurden Pläne entworfen, wie man die Gartenumgebungen des Beckens einrichten ſolle, daß der ganze Anblick ein deſto würdigerer und ſchönerer ſei. Man hoffte bis zum Eintritte der beſſeren Jahreszeit mit den Entwürfen im Reinen zu ſein, und beginnen zu können.

Ich übergab außer dem Becken auch die andern Marmorgegenſtände, welche in dem Rothmoore waren verfertiget worden. Darunter befanden ſich Säulen und Simſe, welche an einer Stelle verwendet werden ſollten, die am Ende des Gartens lag, eine Ausſicht auf die Berge und auf die Umgebung both, und auf welcher der Vater etwas zu errichten vorhatte, das der Ausſicht würdig wäre, und ſie beſſer genießen laſſe. Ich meinte, es dürfte eine ſchöne Faſſung anzulegen ſein, die den Plaz begrenzt, die breite Flächen hat, daß man ſich auf dieſelben lehnen, und Dinge auf ſie legen könne, und an der ſich Size befänden, auf welchen man ausruhen könne. Wenn in der Nähe dieſer Faſſung ein Tiſch wäre, würde es noch beſſer ſein. Außerdem hatte ich Schalen zu beliebigem Gebrauche gebracht, Ringe, die einen Vorhang faſſen, Tiſchplatten Pfeilerverzierungen Steine von verſchiedener Farbe, die im Vierecke geſchliffen waren, und die man der Reihe nach auf Papier oder Ähnliches legen konnte, und noch mehrere Dinge dieſer Art.

Dem Vater zeigte ich die Zeichnung von dem Kerberger Altare, und ſagte, daß ich ſie eigens für ihn gemacht habe, und ſie ihm hiemit übergebe. Er war ſehr erfreut darüber, und dankte mir dafür. Der Altar war ihm zwar nicht neu, er hatte ihn in früherer Zeit, ehe er wieder hergeſtellt worden war, geſehen, und die Zeichnung des wiederhergeſtellten Altares war unter den von meinem Gaſtfreunde dem Vater im vorigen Jahre geſendeten Zeichnungen geweſen. Deßohngeachtet war es ihm ſehr angenehm, die Zeichnung zu beſizen, und ſie öfter und nach Muße betrachten zu können. Er machte mich auf mehrere Dinge aufmerkſam, die er nach wiederholter Betrachtung entdeckt hatte. Zuerſt ſah er, daß der Altar viel reicher und manigfaltiger ſei, als da er ihn in noch unverbeſſertem Zuſtande vor vielen Jahren in Wirklichkeit geſehen hatte; dann machte er mich darauf aufmerkſam, daß dieſes Werk ſchon die Rundlinien habe, daß die Thürmchen durch gewundene Stäbe in Geſtalten von Piramiden gebildet, und daß die menſchlichen Geſtalten ſchon ſehr durchgearbeitet ſeien, was alles darauf hindeute, daß das Werk nicht mehr der Zeit der ſtrengen gothiſchen Bauart angehöre, ſondern derjenigen, wo dieſe Art ſich ſchon zu verwandeln begonnen hatte. Auch zeigte er mir, daß Theile der Verzierungen im Laufe der Zeiten an andere Orte geſtellt worden ſeien, als an die ſie gehören, daß die Büſten ſich nicht an dem rechten Plaze befinden, und daß menſchliche Geſtalten verloren gegangen ſein müſſen. Er holte Bücher aus ſeinem Bücherſchreine herbei, in denen Abbildungen waren, und aus denen er mir die Wahrheit deſſen bewies, was er behauptete.

Ich ſagte ihm, daß mein Gaſtfreund und Euſtach der nehmlichen Meinung ſind, daß aber die Wiederherſtellungen, welche man an dem Altare gemacht hat, im ſtrengen Wortverſtande nicht Wiederherſtellungen geweſen ſeien, ſondern daß man ſich zuerſt nur zum Zwecke geſezt habe, den Stoff zu erhalten, und weitere Umänderungen oder größere Ergänzungen einer ferneren Zeit aufzubewahren, wenn ſich überhaupt die Mittel und Wege dazu fänden. Nur ſolche Ergänzungen ſind gemacht worden, bei denen die Geſtalt des Gegenſtandes unzweifelhaft gegeben war.

Die Bücher des Vaters machten mich auf die Sache, die ſie behandelten, mehr aufmerkſam, ich bath ihn, daß er ſie mir in meine Wohnung leihe, und begann ſie durchzugehen. Sie führten mich dahin, daß ich die Baukunſt und ihre Geſchichte vom Anfange an genauer kennen zu lernen wünſchte, und mir alle Bücher, die hiezu nöthig waren, nach dem Rathe meines Vaters und anderer ankaufte.

5.

Der Bund.

Der Winter verging wie gewöhnlich. Ich richtete meine mitgebrachten Dinge in Ordnung, und holte an Schreibgeſchäften nach, was im Sommer wegen der Thätigkeit im Freien und der anderweitig verlorenen Zeit im Rückſtande geblieben war. Der Umgang mit den Meinigen in dem engſten Kreiſe des Hauſes war mir das Liebſte, er war mein größtes Vergnügen, er war meine höchſte Freude. Der Vater bezeigte mir von Tag zu Tag mehr Achtung. Liebe konnte er mir nicht in größerem Maße bezeigen, denn dieſe hatte er mir immer höchſtmöglich bewieſen; aber ſo wie er früher bei der zärtlichſten Sorgfalt für mein Wohl und bei der Herbeiſchaffung alles deſſen, was zu meinem Unterhalte und meiner Ausbildung nothwendig geweſen iſt, mich meine Wege gehen ließ, immer freundlich und liebevoll war, und nicht begehrte, daß ich mich in andere Richtungen begebe, die ihm etwa bequemer ſein mochten: ſo war er zwar dies jezt alles auch; aber er fragte mich doch häufiger um meine Beſtrebungen, und ließ ſich die Dinge, welche darauf Bezug hatten, auseinanderſezen, er holte meinen Rath und meine Meinung in Angelegenheiten ſeiner Sammlungen oder in denen des Hauſes ein, und handelte darnach, er ſprach über Werke der Dichter der Geſchichtſchreiber der Kunſt mit mir, und that dies öfter, als es in früheren Zeiten der Fall geweſen war. Er brachte in meiner Geſellſchaft manche Zeit bei ſeinen Bildern bei ſeinen Büchern und bei ſeinen andern Dingen zu, und verſammelte uns gerne in dem Glashäuschen, das eine erwärmte Luft durchwehte, die ſich traulich um die alten Waffen die alten Schnizwerke und die Pfeilerverkleidungen ergoß. Er ſprach von verſchiedenen Dingen, und ſchien ſich wohl zu fühlen, den Abend in dem engſten Kreiſe ſeiner Familie zubringen zu können. Mir ſchien es, daß er zu der jezigen Zeit nicht nur früher aus ſeiner Schreibſtube nach Hauſe komme als ſonſt, ſondern daß er ſich auch mehr innerhalb der Mauern desſelben aufhalte als in früheren Jahren. Die Mutter war ſehr freudig über die Heiterkeit des Vaters, ſie ging gerne in ſeine Pläne ein, und beförderte alles, was ſie in ihrem Kreiſe zu der Erfüllung derſelben thun konnte. Sie ſchien uns Kinder mehr zu lieben als in jeder vergangenen Zeit. Klotilde wendete ſich immer mehr und mehr zu mir, ſie war gleichſam mein Bruder, ich war ihr Freund ihr Rathgeber ihr Geſellſchafter. Sie ſchien gar keine andere Empfindung als für unſer Haus zu haben. Wir ſezten unſere Übungen im Spaniſchen im Zitherſpielen im Zeichnen und Malen fort. Troz dieſer Dinge war ſie auch im Hausweſen eifrig, um der Mutter Folge zu leiſten, und ihren Beifall zu gewinnen. Wenn etwas in dieſer Art, das eine größere Sorgfalt und Geſchicklichkeit erheiſchte, beſonders gelang, und dies erkannt wurde, ſo war ihre Befriedigung größer, als wenn ſie bei einer ernſten und wichtigen Bewerbung vor einer anſehnlichen Verſammlung den Preis davon getragen hätte.

In den Geſellſchaften, die in kleineren oder größeren Kreiſen nur ſeltener als in früheren Jahren in unſerem Hauſe ſtatt fanden, wurden jezt auch mehr Geſpräche geführt, als da wir auch jünger waren. Es wurden ernſthafte Dinge in Unterſuchung gezogen, Angelegenheiten des Staates allgemeine öffentliche

Unternehmungen oder Erſcheinungen, die von ſich reden machten. Man ſprach auch von ſeinen Beſchäftigungen von ſeinen Liebhabereien oder von dem gewöhnlichen Tagesſtoffe, wie etwa das Theater iſt, oder wie Begebenheiten ſind, die ſich in den nächſten Umgebungen zutragen. Im Übrigen wurde auch zu den bekannten Vergnügungen gegriffen, Muſik Tanz Liederſingen. Manche jüngere Leute lernten ſich da neu kennen, ältere ſezten die früher beſtandene Bekanntſchaft fort.

Ich beſuchte meine Freunde, beſprach mich mit ihnen, und erzählte ihnen im Allgemeinen, womit ich mich eben beſchäftige. Sie theilten mir aus dem Kreiſe ihrer Erlebniſſe mit, und machten mich auf manche Perſönlichkeiten aufmerkſam.

Ich ſezte meine Malerei fort, ich betrieb die Edelſteinkunde, und beſuchte manches Theater. Das Leſen der Bücher über Baukunſt vergnügte mich ſehr, und es eröffnete ſich mir da ein neues Feld, das manches Erſprießliche und manche Förderung verſprach.

Die Abende bei der Fürſtin erſchienen mir immer wichtiger. Es hatte ſich nach und nach eine Geſellſchaft zuſammen gefunden, deren Mitglieder ſich häufig und gerne in dem Zimmer der Fürſtin verſammelten. Es wurden die anziehendſten Stoffe verhandelt, und man ſchrak nicht zurück, wenn jemand die Fragen der allerneueſten Weltweisheit auf die Bahn brachte. Man legte ſich die Dinge zurecht, wie man konnte, man kleidete die eigenthümliche Redeweiſe der ſogenannten Fachmänner in die gewöhnliche Sprache, und wendete den gewöhnlichen Verſtand darauf an. Was durch dieſe Mittel und durch die der Geſellſchaft herausgebracht werden konnte, das beſaß man, und wenn es von der Geſellſchaft als ein Gewinn betrachtet wurde, ſo behielt man es als einen Gewinn. Wenn aber nur Worte da zu ſein ſchienen, von denen man eine greifbare Bedeutung nicht ermitteln konnte, ſo ließ man die Sache dahin geſtellt ſein, ohne ihr eine Folge zu geben, und ohne über ſie aburtheilen zu wollen. Die Dichter und das Spaniſche wurden lebhaft fortgeſezt.

Wenn ſehr klare Tage waren, und eine heitere Sonne ein erhellendes Licht in den Zimmern vermittelte, ſo war ich in dem Glashäuschen, und arbeitete an den Abbildungen der Pfeilerverkleidungen für meinen Gaſtfreund. Ich wollte ſie ſo gut machen, als es mir nur möglich wäre, um dem Manne, dem ich ſo viel verdankte, und den ich ſo hoch achtete, Zufriedenheit abzugewinnen, oder ihm gar etwa ein Vergnügen zu bereiten. Ich wollte zuerſt Zeichnungen von den Verkleidungen entwerfen, und nach ihnen Bilder in Öhlfarben ausführen. Ich machte die Zeichnungen auf lichtbraunes Papier, tiefte die Schatten in Schwarz ab, erhöhte die Lichter in einem helleren Braun, und ſezte die höchſten Glanzſtellen mit Weiß auf. Als ich die Zeichnungen in dieſer Art fertig hatte, und durch vielfache Vergleichungen und Abmeſſungen überzeugt war, daß ſie in allen Verhältniſſen richtig ſeien, ſezte ich noch den Maßſtab hinzu, nach dem ſie ausgeführt waren. Ich ſchritt nun zur Verfertigung der Bilder. Sie wurden etwas kleiner als die Entwürfe gemacht, aber im genauen Verhältniſſe zu denſelben. Ich benuzte zum Malen immer die nehmlichen Vormittagsſtunden, um die Glanzpunkte die Lichter und die Schatten in ihrer vollen Richtigkeit zu erfaſſen, und auch der Farbe im Allgemeinen ihre Treue geben zu können. Es zeigte ſich mir da eine Erfahrung in den Farben wieder beſtätigt, die ich ſchon früher gemacht hatte. Auf die mit ſchwachem Firniſſe überzogenen Holzſchnizwerke nahmen die umgebenden Gegenſtände einen ſolchen Einfluß, daß ſich Schwerter Morgenſterne dunkelrothes Faltenwerk die Führung der Wände des Fußbodens die Fenſtervorhänge und die Zimmerdecke in unbeſtimmten Ausdehnungen und unklaren Umriſſen in ihnen ſpiegelten. Ich merkte bald, daß, wenn alle dieſe Dinge in die Farbe der Abbildungen aufgenommen werden ſollten, die dargeſtellten Gegenſtände wohl an Reichthum und Reiz gewinnen, aber an Verſtändlichkeit verlieren würden, ſo lange man nicht das Zimmer mit allem, was es enthält, mit malt, und dadurch die Begründung aufzeigt. Da ich dies nicht konnte, und mein Zweck es auch nicht erheiſchte, ſo entfernte ich alles Zufällige und ſtark Einwirkende aus dem Zimmer, und malte dann die Schnizereien, wie ſie ſich ſammt den übergebliebenen Einwirkungen mir zeigten, um einerſeits wahr zu ſein, und um andererſeits, wenn ich jede Einwirkung der Umgebung weg ließe, nicht etwas geradezu Unmögliches an ihre Stelle zu ſezen und den Gegenſtand ſeines Lebens zu berauben, weil er dadurch aus jeder Umgebung gerückt würde, keinen Plaz ſeines Daſeins und alſo überhaupt kein Daſein hätte. Was die wirkliche Ortsfarbe der Schnizereien ſei, würde ſich aus dem Ganzen ſchon ergeben, und müßte aus ihm erkannt werden. Ich wendete bei der Arbeit ſehr viele Mühe auf, und ſuchte ſie ſo genau, als es meiner

Kraſt und meinen Kenntniſſen möglich war, zu verrichten. Ich erhöhte und vertiefte die Farben ſo lange, und ſuchte nach dem richtigen Tone und dem erforderlichen Feuer ſo lange, bis das Bild neben die Gegenſtände geſtellt aus der Ferne von ihnen nicht zu unterſcheiden war. Die Zeichnung des Bildes mußte richtig ſein, weil ſie vollkommen genau nach dem urſprünglichen Entwurfe gemacht worden war, den ich nach mathematiſchen Weiſungen zuſammen geſtellt hatte. Als die Sache nach meiner Meinung fertig war, zeigte ich ſie dem Vater, welcher ſie auch mit Ausnahme von kleinen Anſtänden, die er erhob, billigte. Die Anſtände beſeitigte ich zu ſeiner Zufriedenheit. Hierauf wurde alles in taugliche Fächer gebracht, und zur Verführung bereit gehalten.

Es waren faſt die Tage des Vorfrühlings herangekommen, ehe ich mit dieſem Werke fertig war. Dies hatte ſeinen Grund auch vorzüglich darin, daß ich die ſpäteren hellen Wintertage mehr als die früheren trüben hatte benuzen können.

Im Frühlinge trat ich meine Reiſe wieder an.

Ich machte zuerſt einen Beſuch bei meinem Gaſtfreunde, brachte ihm die Fächer, in denen die Abbildungen der Pfeilerverkleidungen enthalten waren, und händigte ihm ſowohl den Entwurf als auch das Farbenbild der Schnitzereien ein. Er berief Euſtach in ſeine Stube, in welcher die Dinge ausgepackt wurden, herüber. Beide ſprachen ſich ſehr günſtig über die Arbeit aus, und zwar günſtiger als über jede frühere, die ich ihnen vorgelegt hatte. Ich war darüber ſehr erfreut. Euſtach ſagte, daß man ſehr gut die Ortsfarben und die, welche durch fremde Einwirkungen entſtanden waren, unterſcheiden könne, und daß man aus den lezten die Beſchaffenheit der Umgebungen zu ahnen vermöge. Sie ſtellten das Bild in die nöthige Entfernung und betrachteten es mit Gefallen. Beſonders anerkennend ſprach Euſtach über die Richtigkeit und Brauchbarkeit des unfarbigen Entwurfes.

Ich reiſte nach dem kurzen Beſuche in dem Roſenhauſe in die Gegend der Tann, blieb auch dort nur kurz, und drang tiefer in das Gebirge ein, um eine Mittelſtelle zu finden, von der aus ich meine neuen Arbeiten unternehmen könnte. Als ich eine ſolche gefunden hatte, ging ich in das Lauterthal und dort in das Ahornwirthshaus, um meinen Kaspar und die andern, welche mir im vorigen Jahre geholfen hatten, auch für das heurige zu dingen. Als dies, wie ich glaube, zu gegenſeitiger Zufriedenheit abgethan war, blieb ich noch einige Tage in dem Ahornhauſe, theils damit ſich meine Leute zu der Abreiſe rüſten konnten, theils um das mir liebgewordene Haus das liebgewordene Thal und die Umgebung wieder ein wenig zu genießen. Ich ging bei dieſer Gelegenheit mehrere Male in das Rothmoor, um dort nachzuſehen, was man eben für Gegenſtände aus Marmor mache. Mir ſchien es, als wäre die Anſtalt ſeit einem Jahre ſehr gediehen. Ich beſprach mich dort auch über Arbeiten, die für mich auszuführen wären, falls ich den hiezu nöthigen Marmor fände. Erkundigungen um auf Spuren der Ergänzungen der Pfeilerverkleidungen meines Vaters, die ich in dieſer Gegend gekauft hatte, zu kommen, waren auch heuer wie in früherer Zeit fruchtlos.

Ein Ereigniß trat in dem Lauterthale ein, das mich ſehr erheiterte. Mein Zitherſpiellehrer, der einige Zeit gleichſam verſchollen war, war wieder da. Er zeigte viele Freude, mich zu ſehen, und ſagte, er wolle mir in das Kargrat folgen, welches jezt der Mittelpunkt meiner Arbeiten war, ein Dörfchen auf graſigen baum- und buſchloſen Anhöhen ganz nahe an dem ewigen Eiſe mit armen Bewohnern und einem vielleicht noch ärmeren genügſamen Pfarrer. Er ſagte, er wolle diejenigen Arbeiten, die ich ihm auftragen werde, gegen Lohn verrichten, und in freier Zeit wollen wir auf der Zither ſpielen. Er habe noch keinen Schüler gehabt, mit dem ihm die Übungen auf der Zither ſo viele Freude gemacht hätten. Ich beſchloß, einen Verſuch zu wagen, und wir wurden über die gegenſeitigen Bedingungen einig.

Als alles in Bereitſchaft war, gingen wir aus dem Ahornhauſe in das Kargrat ab. Ich ging mit den Leuten auf abgelegenen und ſchneller zum Ziele führenden Gebirgspfaden. Nur einmal hatten wir eine Strecke gebahnter Straße, auf welcher ich zwei leichte Wägen miethete. Im Kargrat fand ich ein kleines Zimmerchen. Für meine Leute wurde eine Scheune zurecht gerichtet, und zur Aufbewahrung meiner Gegenſtände wurde aus Brettern ein ganz kleines Häuschen eigens erbaut. Wir waren nun in der Nähe der höchſten Höhen. In mein winziges Fenſter ſahen die drei Schneehäupter der Leiterköpfe, hinter denen die ſteile ziemlich ſchlanke blendend weiße Nadel der Karſpize hervorragte, und neben denen die edelſteinglänzenden Bänke der Simmen oder des Simmeiſes ſich dehnten. Um den ſehr ſpizen Kirchthurm des Dörfchens wehte die ſcharfe faſt harte Gebirgsluft, und ſenkte ſich auf unſere Häupter und Angeſichter nieder. Weit ab gegen die Tiefe zu lagen die anderen Berge und die dichter bewohnten und bevölkerten Länder.

Über das Zitherſpiel meines wiedergefundenen Lehrers war ich wirklich ſehr erfreut. Ich hatte in der Zeit, während welcher ich ihn nicht geſehen hatte, ſchon beinahe vergeſſen, wie vortrefflich er ſpiele. Alles, was ich ſeit dem gehört hatte, erblaßte zur Unbedeutenheit gegen ſein Spiel, von dem ich den Ausdruck „höchſte Herrlichkeit“ gebrauchen muß. Er ſcheint von dieſem ſeinem Muſikgeräthe auch ergriffen und beherrſcht zu ſein; wenn er ſpielt, iſt er ein anderer Menſch, und greift in ſeine und in die Tiefen anderer Menſchen, und zwar in gute. Auf dieſen Berghöhen war das ſchöne Spiel faſt noch ſchöner noch rührender und einſamer.

Wie uns im vorigen Jahre Wälder und Wände eingeſchloſſen hatten, und nur wenige Stellen uns freien Umblick verſchafften, ſo waren wir heuer faſt immer auf freien Höhen, und nur ausnahmsweiſe umſchloſſen uns Wände oder Wälder. Der häufigſte Begleiter unſerer Beſtrebungen war das Eis.

Als die Kalendertage ſagten, daß die Roſenblüthe ſchon beinahe vorüber ſein müſſe, beſchloß ich, meine Freunde zu beſuchen. Ich ordnete im Kargrat alles für meine Abweſenheit und Wiederkunft an, und begab mich auf den Weg.

Als ich in dem Aſperhofe ankam, ſagten mir der Gärtner und die Dienſtleute, daß Mathilde Natalie mein Gaſtfreund Euſtach Roland und Guſtav in den Sternenhof fort ſeien. Die Roſen waren ſchon verblüht, und man hatte mich nicht mehr erwartet. Mein Gaſtfreund hatte geſagt, daß ich, weil ich ihm im Frühlinge mitgetheilt hatte, daß ich heuer ganz nahe an dem Simmeiſe wohnen werde, wahrſcheinlich im Sommer von dorther den weiten Weg nicht werde haben machen wollen, und daß zu vermuthen ſei, daß ich im Herbſte meine Arbeit abkürzen, und auf eine Zeit bei meinen Freunden einſprechen werde. Sollte ich aber dennoch kommen, ſo hatten die Leute den Auftrag, zu ſagen, daß man mich bitte, in den Sternenhof nach zu kommen.

Ich miethete alſo des andern Tages auf der Poſt einen leichten Wagen, und ſchlug die Richtung nach dem Sternenhofe ein.

Als ich in der Umgebung desſelben angekommen war, ſah ich an Zäunen und in Gärten noch manche

Roſe friſch blühen, obwohl im Asperhofe weder auf dem Gitter noch im Garten eine zu erblicken geweſen war, außer mancher welken und gerunzelten Blume, die man abzunehmen vergeſſen hatte. Auch auf der Anhöhe, die zu dem Schloſſe empor leitete, waren an Roſenbüſchen, die gelegentlich den Raſen ſäumten, weil man im Sternenhofe die Roſen nicht eigens pflegte, ſondern ſie nur wie gewöhnlich als ſchönen Gartenſchmuck zog, noch Knospen, die ihres Aufbrechens harrten. Dieſe Thatſache mag daher kommen, weil der Sternenhof näher an den Gebirgen und höher liegt als das Roſenhaus meines Freundes.

In dem Hofe des Hauſes nahmen die Leute mein Gepäck und die Pferde in Empfang, und wieſen mich die große Treppe hinan. Da ich gemeldet worden war, wurde ich in Mathildens Zimmer geführt, und fand ſie in demſelben allein. Sie ging mir faſt bis zu der Thür entgegen, und empfing mich mit derſelben offenen Herzlichkeit und Freundlichkeit, die ihr immer eigen war. Sie führte mich zu dem Tiſche, der an einem mit Blumen geſchmückten Fenſter ſtand, wo ſie gerne ſaß, und wies mir ihr gegenüber einen Stuhl an dem Tiſche an. Als wir uns geſezt hatten, ſagte ſie: „Es freut mich ſehr, daß ihr noch gekommen ſeid, wir haben geglaubt, daß ihr heuer den weiten Weg nicht machen würdet.“

„Wo man mich ſo freundlich aufnimmt,“ antwortete ich, „und wo man mich ſo gütig behandelt, dahin mache ich gerne einen Weg, ich mache ihn jedes Jahr, wenn er auch weit iſt, und wenn ich auch meine Beſchäftigung unterbrechen muß.“

„Und jetzt findet ihr mich und Natalien nur allein in dieſem Hauſe“ erwiederte ſie, „die Männer, da ſie ſahen, daß ihr nach dem Abblühen der Roſen noch nicht gekommen waret, meinten, ihr würdet im Sommer nun gar nicht mehr kommen, und haben eine kleine Reiſe angetreten, die auch Guſtav mitmacht, weil er das Reiſen ſo liebt. Sie beſuchen eine kleine Kirche in einem abgelegenen Gebirgsthale, deren Zeichnung Roland gebracht hat. Die Kirche wurde in der Zeichnung ſehr ſchön befunden, und zu ihr ſind ſie nun unter Rolands Führung auf dem Wege. Wo ſie nach der Beſichtigung derſelben hinfahren werden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie nur einige Tage ausbleiben, und in den Sternenhof zurückkehren werden. Ihr müßt ſie hier erwarten, ſie werden eine Freude haben, euch zu ſehen, und ich werde mich bemühen, alles Erforderliche einzuleiten, daß ihr indeſſen hier die beſte Bequemlichkeit haben könnet.“

„Der Bequemlichkeit,“ erwiederte ich, „bin ich weder gewohnt, noch ſchlage ich ſie hoch an. Ich möchte nur nicht eine Störung in euer jeziges einſames Hausweſen bringen. Das Höchſte, was mir zu Theil werden kann, habe ich empfangen, eine freundliche Aufnahme.“

„Wenn auch gewiß eine freundliche Aufnahme das Höchſte iſt, und wenn ihr auch eine Bequemlichkeit nicht begehret,“ antwortete ſie, „ſo iſt die Freundlichkeit in den Mienen bei der Aufnahme eines Gaſtes nicht das Einzige, ſo ſchäzenswerth ſie dort iſt, ſondern ſie muß ſich auch in der That äußern, und es muß uns erlaubt ſein, unſere Pflicht, die uns lieb iſt, zu erfüllen, und dem Gaſte eine ſo gute Wohnlichkeit zu bereiten, als es die Umſtände erlauben, er mag ſie nun benüzen oder nicht.“

„Was ihr für eine Pflicht haltet, will ich nicht beſtreiten,“ antwortete ich, „ich will es nicht beirren, nur wünſchen muß ich, daß es mit ſo wenig eigener Aufopferung als möglich verbunden iſt.“

„Dieſe wird nicht groß ſein,“ ſagte ſie, „auf einige Aufmerkſamkeit in Hinſicht der Genauigkeit und Willigkeit der Leute kömmt es an, und dieſe müſſet ihr mir ſchon erlauben.“

Sie zog mit dieſen Worten an einer Glockenſchnur, und bedeutete den hereinkommenden Diener, daß er ihr den Hausverwalter rufe.

Da dieſer erſchienen war, ſagte ſie ihm mit ſehr einfachen und kurzen Worten, daß für einen längeren Aufenthalt für mich in dem Hauſe auf das Beſte geſorgt werden möge. Als er ſich entfernen wollte, trug ſie ihm noch auf, vorerſt dem Fräulein zu ſagen, wer gekommen ſei, ſie würde es ſpäter auch ſelber melden, und zum Abendeſſen würden wir in dem Speiſezimmer zuſammen kommen.

Der Hausverwalter entfernte ſich, und Mathilde ſagte, jetzt wäre das Hauptſächlichſte gethan, und es erübrige ſpäter nur noch, ſich einen Bericht über die Mittel und die Art der Ausführung geben zu laſſen.

Wir gingen nun auf andere Geſpräche über. Mathilde fragte mich um mein Befinden und um das Allgemeine meiner Beſchäftigungen, denen ich mich in dieſem Sommer hingegeben habe.

Ich antwortete ihr, daß mein körperliches Befinden immer gleich wohl geblieben ſei. Man habe mich von Kindheit an zu einem einfachen Leben angeleitet, und dieſes verbunden mit viel Aufenthalt im Freien habe mir eine dauernde und heitere Geſundheit gegeben. Mein geiſtiges Befinden hänge von meinen Beſchäftigungen ab. Ich ſuche dieſelben nach meiner Einſicht zu regeln, und wenn ſie geordnet und nach meiner Meinung mit Ausſicht auf einen Erfolg vor ſich gehen, ſo geben ſie mir Ruhe und Haltung. Sie ſind aber in den lezten Jahren, was meine Hauptrichtung anbelangt, faſt immer dieſelben geblieben, nur der Schauplaz habe ſich geändert. Die Nebenrichtungen ſind freilich andere geworden, und dies werde wohl fortdauern, ſo lange das Leben daure.

Hierauf fragte ich nach dem Wohlbefinden aller unſerer Freunde.

Mathilde antwortete, man könne hierüber ſehr befriedigt ſein. Mein Gaſtfreund fahre in ſeinem einfachen Leben fort, er beſtrebe ſich, daß ſein kleiner Fleck Landes ſeine Schuldigkeit, die jedem Landbeſize zum Zwecke des Beſtehenden obliege, beſtmöglich erfülle, er thue ſeinen Nachbarn und andern Leuten viel Gutes, er thue es ohne Gepränge, und ſuche hauptſächlich, daß es in ganzer Stille geſchehe, er ſchmücke ſich ſein Leben mit der Kunſt mit der Wiſſenſchaft und mit andern Dingen, die halb in dieſes Gebiet halb beinahe in das der Liebhabereien ſchlagen, und er ſuche endlich ſein Daſein mit jener Ruhe der Anbethung der höchſten Macht zu erfüllen, die alles Beſtehende ordnet. Was zulezt auch noch zum Glücke gehört, das Wohlwollen der Menſchen komme ihm von ſelber entgegen. Euſtach und der ziemlich ſelbſtſtändige Roland haben ſich zum Theile an dieſes Gewebe von Thätigkeiten angeſchloſſen, zum Theile folgen ſie eigenen Antrieben und Verhältniſſen. Guſtav ſtrebe erſt auf der Leiter ſeiner Jugend empor, und ſie glaube, er ſtrebe nicht unrichtig. Wenn dieſes ſei, ſo werde dann die lezte Sproſſe an jede Höhe dieſes Lebens anzulegen ſein, auf der ihm einmal zu wandeln beſtimmt ſein dürfte. Was endlich ſie ſelber und Natalie betreffe, ſo ſei das Leben der Frauen immer ein abhängiges und ergänzendes, und darin fühle es ſich beruhigt und befeſtigt. Sie beide hätten den Halt von Verwandten und nahen Angehörigen, dem ſie zur Feſtigung von Natur aus zugewieſen wären, verloren, ſie leben unſicher auf ihrem Beſizthume, ſie müßten Manches aus ſich ſchöpfen wie ein Mann, und genießen der weiblichen Rechte nur in dem Widerſcheine des Lebens ihrer Freunde, mit dem der Lauf der Jahre ſie verbunden habe. Das ſei die Lage, ſie daure ihrer

Natur nach ſo fort, und gehe ihrer Entwicklung entgegen.

Mich hatte dieſe Darſtellung Mathildens beinahe ernſt gemacht. Die Stimmung milderte ſich wieder, da wir auf die Erzählung von Dingen kamen, die ſich in dieſem Sommer zugetragen hatten. Mathilde berichtete mir über die Roſenblüthe über die Beſuche in derſelben über ihr Leben auf dem Sternenhofe und über das Gedeihen alles deſſen, was der Jahresernte entgegen ſehe. Ich beſchrieb ihr ein wenig meinen jezigen Aufenthaltsort, erklärte ihr, was ich anſtrebe, und erzählte ihr, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln wir es auszuführen verſuchen.

Nachdem das Geſpräch auf dieſe Art eine Zeit gedauert hatte, empfahl ich mich, und begab mich in mein Zimmer.

Es war mir dieſelbe Wohnung eingeräumt und hergerichtet worden, welche ich jedes Mal, ſo oft ich in dem Sternenhofe geweſen war, inne gehabt hatte. Ein Diener hatte mich von dem Vorzimmer Mathildens in dieſelbe geführt. Sie hatte beinahe genau dasſelbe Anſehen wie früher, wenn ich ein Bewohner dieſes Hauſes geweſen war. Sogar die Bücher, welche der Hausverwalter jedes Mal zu meiner Beſchäftigung herbeigeſchafft hatte, waren nicht vergeſſen worden. Nachdem ich mich eine Weile allein befunden hatte, trat dieſer Hausverwalter herein, und fragte mich, ob alles in der Wohnung in gehöriger Ordnung ſei, oder ob ich einen Wunſch habe. Als ich ihm die Verſicherung gegeben hatte, daß alles über meine Bedürfniſſe trefflich ſei, und nachdem ich ihm für ſeine Mühe und Sorgfalt gedankt hatte, entfernte er ſich wieder.

Ich überließ mich eine Zeit der Ruhe, dann ging ich in den Räumen herum, ſah bald bei dem einen bald bei dem andern Fenſter auf die bekannten Gegenſtände auf die nahen Felder und auf die entfernten Gebirge hinaus, und kleidete mich dann zu dem Abendeſſen anders an.

Zu dieſem Abendeſſen wurde ich bald, da ich ſpät am Tage in dem Schloſſe angekommen war, gerufen.

Ich begab mich in den Speiſeſaal, und fand dort bereits Mathilden und Natalien. Mathilde hatte ſich anders angekleidet, als ich ſie bei meiner Ankunft in ihrem Zimmer getroffen hatte. Von Natalien wußte ich dies nicht; aber da ſie ein ähnliches Kleid anhatte, wie Mathilde, ſo vermuthete ich es, und mußte überzeugt ſein, daß man ihr meine Ankunft gemeldet habe. Wir begrüßten uns ſehr einfach, und ſezten uns zu dem Tiſche.

Mir war es äußerſt ſeltſam und befremdend, daß ich mit Mathilden und Natalien allein in ihrem Hauſe bei dem Abendtiſche ſize.

Die Geſpräche bewegten ſich um gewöhnliche Dinge.

Nach dem Speiſen entfernte ich mich bald, um die Frauen nicht zu beläſtigen, und zog mich in meine Wohnung zurück.

Dort beſchäftigte ich mich eine Zeit mit Papieren und Büchern, die ich aus meinem Koffer hervorgeſucht hatte, gerieth dann in Sinnen und Denken, und begab mich endlich zur Ruhe.

Der folgende Tag wurde zu einem einſamen Morgenſpaziergange benüzt, dann frühſtückten wir mit einander, dann gingen wir in den Garten, dann beſchäftigte ich mich bei den Bildern in den Zimmern. Der Nachmittag wurde zu einem Gange in Theile des Meierhofes und auf die Felder verwendet, und der Abend war wie der vorhergegangene.

Mit Natalien war ich, da ſie jezt mit ihrer Mutter allein in dem Schloſſe wohnte, beinahe fremder, als ich es ſonſt unter vielen Leuten geweſen war.

Wir hatten an dieſem Tage nicht viel mit einander geſprochen und nur die allergewöhnlichſten Dinge.

Der zweite Tag verging wie der erſte. Ich hatte die Bilder wieder angeſehen, ich war in den Zimmern mit den alterthümlichen Geräthen geweſen, und hatte den Gängen Gemächern und Abbildungen des oberen Stockwerkes einen Beſuch gemacht.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in dem Sternenhofe nachmittags, da ich eine Weile in die Zeilen des alten Homer geblickt hatte, wollte ich meine Wohnung, in der ich mich befand, verlaſſen, und in den Garten gehen. Ich legte die Worte Homers auf den Tiſch, begab mich in das Vorzimmer, ſchloß die Thür meiner Wohnung hinter mir ab, und ging über die kleinere Treppe im hinteren Theile des Hauſes in den Garten. Es war ein ſehr ſchöner Tag, keine einzige Wolke ſtand an dem Himmel, die Sonne ſchien warm auf die Blumen, daher es ſtille von Arbeiten und ſelbſt vom Geſange der Vögel war. Nur das einfache Scharren und leiſe Hämmern der Arbeiter hörte ich, welche mit der Hinwegſchaffung der Tünche des Hauſes in der Nähe meines Ausganges auf Gerüſten beſchäftigt waren. Ich ging neben Gebüſchen und verſpäteten Blumen einem Schatten zu, welcher ſich mir auf einem Sandwege both, der mit ziemlich hohen Hecken geſäumt war. Der Sandweg führte mich zu den Linden, und von dieſen ging ich durch eine Überlaubung der Eppichwand zu. Ich ging an ihr entlang, und trat in die Grotte des Brunnens. Ich war von der linken Seite der Wand gekommen, von welcher man beim Herannahen den ſchöneren Anblick der Quellnimphe hat, dafür aber das Bänkchen nicht gewahr wird, welches in der Grotte der Nimphe gegenüber angebracht iſt. Als ich eingetreten war, ſah ich Natalien auf dem Bänklein ſitzen. Sie war ſehr erſchrocken, und ſtand auf. Ich war auch erſchrocken; dennoch ſah ich in ihr Angeſicht. In demſelben war ein Schwanken zwiſchen Roth und Blaß, und ihre Augen waren auf mich gerichtet.

Ich ſagte: „Mein Fräulein, ihr werdet mir es glauben, wenn ich euch ſage, daß ich von dem Laubgange an der linken Seite dieſer Wand gegen die Grotte gekommen bin, und euch nicht habe ſehen können, ſonſt wäre ich nicht eingetreten, und hätte euch nicht geſtört.“

Sie antwortete nichts, und ſah mich noch immer an.

Ich ſagte wieder: „Da ich euch nun einmal beunruhigt habe, wenn auch gegen meinen Willen, ſo werdet ihr mir es wohl gütig verzeihen, und ich werde mich ſogleich entfernen.“

„Ach nein, nein,“ ſagte ſie.

Da ich ſchwankte, und die Bedeutung der Worte nicht erkannte, fragte ich: „Zürnet ihr mir, Natalie?“

„Nein, ich zürne euch nicht,“ antwortete ſie, und richtete die Augen, die ſie eben niedergeſchlagen hatte, wieder auf mich.

„Ihr ſeid auf dieſen Plaz gegangen, um allein zu ſein,“ ſagte ich, „alſo muß ich euch verlaſſen.“

„Wenn ihr mich nicht aus Abſicht meidet, ſo iſt es nicht ein Müſſen, daß ihr mich verlaſſet,“ antwortete ſie.

„Wenn es nicht eine Pflicht iſt, euch zu verlaſſen,“ erwiederte ich, „ſo müßt ihr euren Plaz wieder einnehmen, von dem ich euch verſcheucht habe. Thut es, Natalie, ſezt euch auf eure frühere Stelle nieder.“

Sie ließ ſich auf das Bänkchen nieder ganz vorn gegen den Ausgang, und ſtüzte ſich auf die Marmorlehne.

Ich kam nun auf dieſe Weiſe zwiſchen ſie und die Geſtalt zu ſtehen. Da ich dieſes für unſchicklich hielt, ſo trat ich ein wenig gegen den Hintergrund. Allein jezt ſtand ich wieder aufrecht vor dem leeren Theile der Bank in der nicht ſehr hohen Halle, und da mir auch dieſes eher unziemend als ziemend erſchien, ſo ſezte ich mich auf den andern Theil der Bank, und ſagte: „Liebt ihr wohl dieſen Plaz mehr als andere?“

„Ich liebe ihn,“ antwortete ſie, „weil er abgeſchloſſen iſt, und weil die Geſtalt ſchön iſt. Liebt ihr ihn nicht auch?“

„Ich habe die Geſtalt immer mehr lieben gelernt, je länger ich ſie kannte,“ antwortete ich.

„Ihr ginget früher öfter her?“ fragte ſie.

„Als ich durch die Güte eurer Mutter manche Geräthe in dem Sternenhofe zeichnete, und faſt allein in demſelben wohnte, habe ich oft dieſe Halle beſucht,“ erwiederte ich. „Und ſpäter auch, wenn ich durch freundliche Einladung hieher kam, habe ich nie verſäumt, an dieſe Stelle zu gehen.“

„Ich habe euch hier geſehen,“ ſagte ſie.

„Die Anlage iſt gemacht, daß ſie das Gemüth und den Verſtand erfüllet,“ antwortete ich, „die grüne Wand des Eppichs ſchließt ruhig ab, die zwei Eichen ſtehen wie Wächter, und das Weiß des Steins geht ſanft von dem Dunkel der Blätter und des Gartens weg.“

„Es iſt alles nach und nach entſtanden, wie die

Mutter erzählt," erwiederte ſie, „der Eppich iſt erzogen worden, die Wand vergrößert erweitert und bis an die Eichen geführt. Selbſt in der Halle war es einmal anders. Die Bank war nicht da. Aber da der Marmor ſo oft betrachtet wurde, da die Menſchen vor ihm ſtanden, oder ſelbſt in der Halle neben ihm, da die Mutter ebenfalls die Geſtalt gerne betrachtete, und lange betrachtete: ſo ließ ſie aus dem gleichen Stoffe, aus dem die Nimphe gearbeitet iſt, dieſe Bank machen, und ließ dieſelbe mit der kunſtreichen vorchriſtlich ausgeführten Lehne verſehen, damit ſie einerſeits zu dem vorhandenen Werke ſtimme, und damit andererſeits das Werk mit Ruhe und Erquickung angeſehen werden könne. Mit der Zeit iſt auch die Alabaſterſchale hieher gekommen."

„Die Menſchen werden von ſolchen Werken gezogen," antwortete ich, „und die Luſt des Schauens findet ſich."

„Ich habe dieſe Geſtalt von meiner Kindheit an geſehen, und habe mich an ſie gewöhnt," ſagte ſie, „haltet ihr nicht auch den bloßen Stein ſchon für ſehr ſchön?"

„Ich halte ihn für ganz beſonders ſchön," erwiederte ich.

„Mir iſt immer, wenn ich ihn lange betrachte,“ ſagte ſie, „als hätte er eine ſehr große Tiefe, als ſollte man in ihn eindringen können, und als wäre er durchſichtig, was er nicht iſt. Er hält eine reine Fläche den Augen entgegen, die ſo zart iſt, daß ſie kaum Widerſtand leiſtet, und in der man als Anhaltspunkte nur die vielen feinen Splitter funkeln ſieht.“

„Der Stein iſt auch durchſichtig,“ antwortete ich, „nur muß man eine dünne Schichte haben, durch die man ſehen will. Dann ſcheint die Welt faſt goldartig, wenn man ſie durch ihn anſieht. Wenn mehrere Schichten übereinander liegen, ſo werden ſie in ihrem Anblicke von Außen weiß, wie der Schnee, der auch aus lauter durchſichtigen kleinen Eisnadeln beſteht, weiß wird, wenn Millionen ſolcher Nadeln auf einander liegen.“

„So habe ich nicht unrecht empfunden,“ ſagte ſie.

„Nein,“ erwiederte ich, „ihr habt recht geahnt.“

„Wenn die Edelſteine nicht nach dem geachtet werden, was ſie koſten,“ ſagte ſie, „ſondern nach dem, wie ſie edel ſind, ſo gehört der Marmor gewiß unter die Edelſteine.“

„Er gehört unter dieſelben, er gehört gewißlich unter dieſelben,“ erwiederte ich. „Wenn er auch als bloßer Stoff nicht ſo hoch im Preiſe ſteht, wie die geſuchten Steine, die nur in kleinen Stücken vorkommen, ſo iſt er doch ſo auserleſen und ſo wunderbar, daß er nicht bloß in der weißen ſondern auch in jeder andern Farbe begehrt wird, daß man die verſchiedenſten Dinge aus ihm macht, und daß das Höchſte, was menſchliche bildende Kunſt darzuſtellen vermag, in der Reinheit des weißen Marmors ausgeführt wird."

„Das iſt es, was mich auch immer ſehr ergriff, wenn ich hier ſaß, und betrachtete," ſagte ſie, „daß in dem harten Steine das Weiche und Runde der Geſtaltung ausgedrückt iſt, und daß man zu der Darſtellung des Schönſten in der Welt den Stoff nimmt, der keine Makel hat. Dies ſehe ich ſogar immer an der Geſtalt auf der Treppe unſers Freundes, welche noch ſchöner und ehrfurchterweckender als dieſes Bildwerk hier iſt, wenn gleich ihr Stoff in der Länge der vielen Jahre, die er gedauert hat, verunreinigt worden war."

„Es iſt gewiß nicht ohne Bedeutung," entgegnete ich, „daß die Menſchen in den edelſten und ſelbſt hie und da älteſten Völkern zu dieſem Stoffe griffen, wenn ſie hohes Göttliches oder Menſchliches bilden wollten, während ſie Ausſchmückungen in Laubwerk Simſen Säulen Thiergeſtalten und ſelbſt untergeordnete Menſchen- und Götterbilder aus farbigem Marmor aus Sandſtein aus Holz Thon Gold oder Silber verfertigten. Es wäre zugänglicherer behandelbarerer Stoff geweſen: Holz Erde weicher Stein manche Metalle: ſie aber gruben weißen Marmor aus der Erde, und bildeten aus ihm. Aber auch die andern Edelſteine, aus denen man verſchiedene Dinge macht, geſchnittene Steine allerlei Geſtalten Blumen- und Zierwerk, ſo wie endlich diejenigen, die man beſonders Edelſteine nennt und zum Schmucke der menſchlichen Geſtalt und hoher Dinge anwendet, haben in ihrem Stoffe etwas, das anzieht, und den menſchlichen Geiſt zu ſich leitet, es iſt nicht blos die Seltenheit oder das Schimmern, das ſie werthvoll macht.“

„Habt ihr auch die Edelſteine kennen zu lernen geſucht?“ fragte ſie.

„Ein Freund hat mir vieles von ihnen gezeigt und erklärt,“ antwortete ich.

„Sie ſind freilich für die Menſchen ſehr merkwürdig,“ ſagte ſie.

„Es iſt etwas Tiefes und Ergreifendes in ihnen,“ antwortete ich, „gleichſam ein Geiſt in ihrem Weſen, der zu uns ſpricht, wie zum Beiſpiele in der Ruhe des Smaragdes, deſſen Schimmerpunkten kein Grün der Natur gleicht, es müßte nur auf Vogelgefiedern wie das des Colibri oder auf den Flügeldecken von Käfern ſein — wie in der Fülle des Rubins, der mit dem roſenſamtnen Lichtblicke gleichſam als der vornehmſte unter den gefärbten Steinen zu uns aufſieht — wie in dem Räthſel des Opals, der unergründlich iſt — und wie in der Kraft des Diamantes, der wegen ſeines großen Lichtbrechungsvermögens in einer Schnelligkeit wie der Bliz den Wechſel des Feuers und der Farben gibt, den kaum die Schneeſterne noch der Sprühregen des Waſſerfalles haben. Alles, was den edlen Steinen nachgemacht wird, iſt der Körper ohne dieſen Geiſt, es iſt der inhaltleere ſpröde harte Glanz ſtatt der reichen Tiefe und Milde.“

„Ihr habt von der Perle nicht geſprochen.“

„Sie iſt kein Edelſtein, geſellt ſich aber im Gebrauche gerne zu ihm. In ihrem äußern Anſehen iſt ſie wohl das Beſcheidenſte; aber nichts ſchmückt mit dem ſo ſanſt umflorten Seidenglanze die menſchliche Schönheit ſchöner als die Perle. Selbſt an dem Kleide eines Mannes, wo ſie etwas hält, wie die Schleiſe des Halstuches oder wie die Falte des

Bruſtlinnens, dünkt ſie mich das Würdigſte und Ernſteſte.“

„Und liebt ihr die Edelſteine als Schmuck?“ fragte ſie.

„Wenn die ſchönſten Steine ihrer Art ausgewählt werden,“ antwortete ich, „wenn ſie in einer Faſſung ſind, welche richtigen Kunſtgeſezen entſpricht, und wenn dieſe Faſſung an der Stelle, wo ſie iſt, einen Zweck erfüllt, alſo nothwendig erſcheint: dann iſt wohl kein Schmuck des menſchlichen Körpers feierlicher als der der Edelſteine.“

Wir ſchwiegen nach dieſen Worten, und ich konnte Natalien jezt erſt ein wenig betrachten. Sie hatte ein mattes hellgraues Seidenkleid an, wie ſie es überhaupt gerne trug. Das Kleid reichte, wie es bei ihr immer der Fall war, bis zum Halſe und bis zu den Knöcheln der Hand. Von Schmuck hatte ſie gar nichts an ſich, nicht das Geringſte, während ihr Körper doch ſo ſtimmend zu Edelſteinen geweſen wäre. Ohrgehänge, welche damals alle Frauen und Mädchen trugen, hatte weder Mathilde je, ſeit ich ſie kannte, getragen, noch trug ſie Natalie.

In unſerem Schweigen ſahen wir gleichſam wie durch Verabredung gegen das rieſelnde Waſſer.

Endlich ſagte ſie: „Wir haben von dem Angenehmen dieſes Ortes geſprochen, und ſind von dem edlen Steine des Marmors auf die Edelſteine gekommen; aber eines Dinges wäre noch Erwähnung zu thun, das dieſen Ort ganz beſonders auszeichnet.“

„Welches Dinges?“

„Des Waſſers. Nicht blos, daß dieſes Waſſer vor vielen, die ich kenne, gut zur Erquickung gegen den Durſt iſt, ſo hat ſein Spielen und ſein Fließen gerade an dieſer Stelle und durch dieſe Vorrichtungen etwas Beſänftigendes und etwas Beachtungswerthes.“

„Ich fühle, wie ihr,“ antwortete ich, „und wie oft habe ich dem ſchönen Glänzen und dem ſchattenden Dunkel dieſes lebendigen flüchtigen Körpers an dieſer Stelle zugeſehen, eines Körpers, der wie die Luft wohl viel bewunderungswürdiger wäre, als es die Menſchen zu erkennen ſcheinen.“

„Ich halte auch das Waſſer und die Luft für bewunderungswürdig,“ entgegnete ſie, „die Menſchen achten nur ſo wenig auf beides, weil ſie überall von ihnen umgeben ſind. Das Waſſer erſcheint mir als das bewegte Leben des Erdkörpers wie die Luft ſein ungeheurer Odem iſt.“

„Wie richtig ſprecht ihr,“ ſagte ich, „und es ſind auch Menſchen geweſen, die das Waſſer ſehr geachtet haben; wie hoch haben die Griechen ihr Meer gehalten, und wie rieſenhafte Werke haben die Römer aufgeführt, um ſich das Labſal eines guten Waſſers zuzuleiten. Sie haben freilich nur auf den Körper Rückſicht genommen, und haben nicht, wie die Griechen die Schönheit ihres Meeres betrachteten, die Schönheit des Waſſers vor Augen gehabt; ſondern ſie haben ſich nur dieſes Kleinod der Geſundheit in beſter Art verſchaffen wollen. Und iſt wohl etwas außer der Luſt, das mit größerem Adel in unſer Weſen eingeht als das Waſſer? Soll nicht nur das reinſte und edelſte ſich mit uns vereinigen? Sollte dies nicht gerade in den geſundheitverderbenden Städten ſein, wo ſie aber nur Vertiefungen machen, und das Waſſer trinken, das aus ihnen kömmt? Ich bin in den Bergen geweſen in Thälern in Ebenen in der großen Stadt, und habe in der Hize im Durſte in der Bewegung den koſtbaren Kriſtall des Waſſers und ſeine Unterſchiede kennen gelernt. Wie erquickt der Quell in den Bergen und ſelbſt in den Hügeln, vorzüglich wenn er am reinſten aus dem reinen Granit fließt, und Natalie, wie ſchön iſt außerdem der Quell!"

Hatte nun Natalie ſchon früher einen Durſt empfunden, und hatte derſelbe ihr Geſpräch auf das Waſſer gelenkt, oder war durch das Geſpräch ein leichter Durſt in ihr hervorgerufen worden: ſie ſtand nun auf, nahm die Alabaſterſchale in die Hand, ließ ſie ſich in dem ſanften Strahle füllen, ſezte ſie an ihre ſchönen Lippen, trank einen Theil des Waſſers, ließ das übrige in das tiefere Becken fließen, ſtellte die leere Schale an ihren Plaz, und ſezte ſich wieder zu mir auf die Bank.

Mir war das Herz ein wenig gedrückt, und ich ſagte: „Wenn wir beide das Schöne dieſes Ortes betrachtet, und wenn wir von ihm und von andern Dingen, auf die er uns führte, gerne geſprochen haben, ſo iſt doch etwas in ihm, was mir Schmerz erregt.“

„Was kann euch denn an dieſem Orte Schmerz erregen?“ fragte ſie.

„Natalie,“ antwortete ich, „es iſt jezt ein Jahr, daß ihr mich an dieſer Halle abſichtlich gemieden habt. Ihr ſaßet auf derſelben Bank, auf welcher ihr jezt ſizet, ich ſtand im Garten, ihr tratet heraus, und ginget von mir mit beeiligten Schritten in das Gebüſch.“

Sie wendete ihr Angeſicht gegen mich, ſah mich mit den dunkeln Augen an, und ſagte: „Deſſen erinnert ihr euch, und das macht euch Schmerz?“

„Es macht mir jezt im Rückblicke Schmerz, und hat ihn mir damals gemacht,“ antwortete ich.

„Ihr habt mich ja aber auch gemieden,“ ſagte ſie.

„Ich hielt mich ferne, um nicht den Schein zu haben, als dränge ich mich zu euch,“ entgegnete ich.

„War ich euch denn von einer Bedeutung?“ fragte ſie.

„Natalie,“ antwortete ich, „ich habe eine Schweſter, die ich im höchſten Maße liebe, ich habe viele Mädchen in unſerer Stadt und in dem Lande kennen gelernt; aber keines ſelbſt nicht meine Schweſter achte ich ſo hoch wie euch, keines iſt mir ſtets ſo gegenwärtig, und erfüllt mein ganzes Weſen wie ihr.“

Bei dieſen Worten traten die Thränen aus ihren Augen, und floſſen über ihre Wangen herab.

Ich erſtaunte, ich blickte ſie an, und ſagte: „Wenn dieſe ſchönen Tropfen ſprechen, Natalie ſagen ſie, daß ihr mir auch ein wenig gut ſeid?“

„Wie meinem Leben,“ antwortete ſie.

Ich erſtaunte noch mehr, und ſprach: „Wie kann es denn ſein, ich habe es nicht geglaubt.“

„Ich habe es auch von euch nicht geglaubt,“ erwiederte ſie.

„Ihr konntet es leicht wiſſen,“ ſagte ich. „Ihr ſeid ſo gut, ſo rein, ſo einfach. So ſeid ihr vor mir gewandelt, ihr waret mir begreiflich wie das Blau des Himmels, und eure Seele erſchien mir ſo tief, wie das Blau des Himmels tief iſt. Ich habe euch mehrere Jahre gekannt, ihr waret ſtets bedeutend vor der herrlichen Geſtalt eurer Mutter und der eures ehrwürdigen Freundes, ihr waret heute, wie ihr geſtern geweſen waret, und morgen wie heute, und ſo habe ich euch in meine Seele genommen zu denen, die ich dort liebe, zu Vater Mutter Schweſter — nein, Natalie, noch tiefer, tiefer —"

Sie ſah mich bei dieſen Worten ſehr freundlich an, ihre Thränen floſſen noch häufiger, und ſie reichte mir ihre Hand herüber.

Ich faßte die Hand, ich konnte nichts ſagen, und blickte ſie nur an.

Nach mehreren Augenblicken ließ ich ihre Hand los, und ſagte: „Natalie, es iſt mir nicht begreiflich, wie iſt es denn möglich, daß ihr mir gut ſeid, mir, der gar nichts iſt, und nichts bedeutet?"

„Ihr wißt nicht, wer ihr ſeid," antwortete ſie. „Es iſt gekommen, wie es kommen mußte. Wir haben viele Zeit in der Stadt zugebracht, wir ſind oft den ganzen Winter in derſelben geweſen, wir haben Reiſen gemacht, haben verſchiedene Länder und Städte geſehen, wir ſind in London Paris und Rom geweſen. Ich habe viele junge Männer kennen gelernt. Darunter ſind wichtige und bedeutende geweſen. Ich habe geſehen, daß mancher Antheil an mir nahm; aber es hat mich eingeſchüchtert, und wenn einer durch ſprechende Blicke oder durch andere Merkmale es mir näher legte, ſo entſtand eine Angſt in mir, und ich mußte mich nur noch ferner halten. Wir gingen wieder in die Heimath zurück. Da kamet ihr eines Sommers in den Asperhof, und ich ſah euch. Ihr kamet im nächſten Sommer wieder. Ihr waret ohne Anſpruch, ich ſah, wie ihr die Dinge dieſer Erde liebtet, wie ihr ihnen nach ginget, und wie ihr ſie in eurer Wiſſenſchaft hegtet — ich ſah, wie ihr meine Mutter verehrtet, unſern Freund hochachtetet, den Knaben Guſtav beinahe liebtet, von eurem Vater eurer Mutter und eurer Schweſter nur mit Ehrerbiethung ſprachet, und da — — da —"

„Da, Natalie?"

„Da liebte ich euch, weil ihr ſo einfach ſo gut und doch ſo ernſt ſeid."

„Und ich liebte euch mehr, als ich je irgend ein Ding dieſer Erde zu lieben vermochte."

„Ich habe manchen Schmerz um euch empfunden, wenn ich in den Feldern herumging.“

„Ich habe es ja nicht gewußt, Natalie, und weil ich es nicht wußte, ſo mußte ich mein Inneres verbergen, und gegen jedermann ſchweigen, gegen den Vater gegen die Mutter gegen die Schweſter, und ſogar gegen mich. Ich bin fortgefahren, das zu thun, was ich für meine Pflicht erachtete, ich bin in die Berge gegangen, habe mir ihre Zuſammenſezung aufgeſchrieben, habe Geſteine geſammelt und Seen gemeſſen, ich bin auf den Rath eures Freundes einen Sommer beſchäftigungslos in dem Asperhofe geweſen, bin dann wieder in die Wildniß gegangen und zu der Grenze des Eiſes emporgeſtiegen. Ich konnte nur eure Mutter euren Freund und euren Bruder immer wärmer lieben: aber, Natalie, wenn ich auf den Höhen der Berge war, habe ich euer Bild in dem heitern Himmel geſehen, der über mir ausgeſpannt war, wenn ich auf die feſten ſtarren Felſen blickte, ſo erblickte ich es auch in dem Dufte, der vor denſelben webte, wenn ich auf die Länder der Menſchen hinausſchaute, ſo war es in der Stille, die über der Welt gelagert war, und wenn ich zu Hauſe in die Züge der Meinigen blickte, ſo ſchwebte es auch in denen.“

„Und nun hat ſich alles recht gelöſet.“

„Es hat ſich wohl gelöſet, meine liebe liebe Natalie.“

„Mein theurer Freund!“

Wir reichten uns bei dieſen Worten die Hände wieder, und ſaßen ſchweigend da.

Wie hatte ſeit einigen Augenblicken alles ſich um mich verändert, und wie hatten die Dinge eine Geſtalt gewonnen, die ihnen ſonſt nicht eigen war. Nataliens Augen, in welche ich ſchauen konnte, ſtanden in einem Schimmer, wie ich ſie nie, ſeit ich ſie kenne, geſehen hatte. Das unermüdlich fließende Waſſer die Alabaſterſchale der Marmor waren verjüngt; die weißen Flimmer auf der Geſtalt und die wunderbar im Schatten blühenden Lichter waren anders; die Flüſſigkeit rann plätſcherte oder pippte oder tönte im einzelnen Falle anders; das ſonnenglänzende Grün von draußen ſah als ein neues freundlich herein, und ſelbſt das Hämmern, mit welchem man die Tünche von den Mauern des Hauſes herabſchlug, tönte jezt als ein ganz verſchiedenes in die Grotte von dem, das ich gehört hatte, als ich aus dem Hauſe gegangen war.

Nach einer geraumen Weile ſagte Natalie: „Und von dem Abende im Hoftheater habt ihr auch nie etwas geſprochen.“

„Von welchem Abende Natalie?“

„Als König Lear aufgeführt wurde.“

„Ihr ſeid doch nicht das Mädchen in der Loge geweſen?“

„Ich bin es geweſen.“

„Nein, ihr ſeid ſo blühend wie eine Roſe, und jenes Mädchen war blaß wie eine weiße Lilie.“

„Es mußte mich der Schmerz entfärbt haben. Ich war kindiſch, und es hat mir damals wohlgethan, in euren Augen allein unter allen denen, die die Loge umgaben, ein Mitgefühl mit meiner Empfindung zu leſen. Dieſe Empfindung wurde durch euer Mitgefühl zwar noch ſtärker, ſo daß ſie beinahe zu mächtig wurde; aber es war gut. Ich habe nie einer Vorſtellung beigewohnt, die ſo ergreifend geweſen wäre. Ich ſah es als einen günſtigen Zufall an, daß mir eure Augen, die bei dem Leiden des alten Königs übergefloſſen waren, bei dem Fortgehen aus dem Schauſpielhauſe ſo nahe kamen. Ich glaubte ihnen mit meinen Blicken dafür danken zu müſſen, daß ſie mir beigeſtimmt hatten, wo ich ſonſt vereinſamt geweſen wäre. Habt ihr das nicht erkannt?“

„Ich habe es erkannt, und habe gedacht, daß der Blick des Mädchens wohlwollend ſei, und daß er ein Einverſtändniß über unſere gemeinſchaftliche Empfindung bei der Vorſtellung bedeuten könne.“

„Und ihr habt mich alſo nicht wieder erkannt?“

„Nein, Natalie.“

„Ich habe euch gleich erkannt, als ich euch in dem Asperhofe ſah.“

„Es iſt mir lieb, daß es eure Augen geweſen ſind, die mir den Dank geſagt haben; der Dank iſt tief in mein Gemüth gedrungen. Aber wie konnte es auch anders ſein, da eure Augen das Liebſte und Holdeſte ſind, was für mich die Erde hat.“

„Ich habe euch ſchon damals in meinem Herzen höher geſtellt als die andern, obwohl ihr ein Fremder waret, und obwohl ich denken konnte, daß ihr mir in meinem ganzen Leben fremd bleiben werdet.“

„Natalie, was mir heute begegnet iſt, bildet eine Wendung in meinem Leben, und ein ſo tiefes Ereigniß, daß ich es kaum denken kann. Ich muß ſuchen, alles zurecht zu legen, und mich an den Gedanken der Zukunft zu gewöhnen.“

„Es iſt ein Glück, das uns ohne Verdienſt vom

Himmel gefallen, weil es größer iſt als jedes Verdienſt.“

„Drum laſſet uns es dankbar aufnehmen.“

„Und ewig bewahren.“

„Wie war es gut, Natalie, daß ich die Worte Homers, die ich heute nachmittag las, nicht in mein Herz aufnehmen konnte, daß ich das Buch weglegte, in den Garten ging, und daß das Schickſal meine Schritte zu dem Marmor des Brunnens lenkte.“

„Wenn unſere Weſen zu einander neigten, obgleich wir es nicht gegenſeitig wußten, ſo würden ſie ſich doch zugeführt worden ſein, wann und wo es immer geſchehen wäre, das weiß ich nun mit Sicherheit.“

„Aber ſagt, warum habt ihr mich denn gemieden, Natalie?“

„Ich habe euch nicht gemieden, ich konnte mit euch nicht ſprechen, wie es mir in meinem Innern war, und ich konnte auch nicht ſo ſein, als ob ihr ein Fremder wäret. Doch war mir eure Gegenwart ſehr lieb. Aber warum habt denn auch ihr euch ferne von mir gehalten?“

„Mir war wie euch. Da ihr ſo weit von mir waret, konnte ich mich nicht nahen. Eure Gegenwart verherrlichte mir alles, was uns umgab, aber das dunkle künftige Glück ſchien mir unerreichbar.“

„Nun iſt doch erfüllet, was ſich vorbereitete.“

„Ja es iſt erfüllt.“

Nach einem kleinen Schweigen fuhr ich fort: „Ihr habt geſagt, Natalie, daß wir das Glück, das uns vom Himmel gefallen iſt, ewig aufbewahren ſollen. Wir ſollen es auch ewig aufbewahren. Schließen wir den Bund, daß wir uns lieben wollen, ſo lange das Leben währt, und daß wir treu ſein wollen, was auch immer komme, und was die Zukunft bringe, ob es uns aufbewahrt iſt, daß wir in Vereinigung die Sonne und den Himmel genießen, oder ob jedes allein zu beiden emporblickt, und nur des andern mit Schmerzen gedenken kann.“

„Ja, mein Freund, Liebe unveränderliche Liebe, ſo lange das Leben währt, und Treue, was auch die Zukunft von Gunſt oder Ungunſt bringen mag.“

„O Natalie, wie wallt mein Herz in Freude! Ich habe es nicht geahnt, daß es ſo entzückend iſt, euch zu beſitzen, die mir unerreichbar ſchien.“

„Ich habe auch nicht gedacht, daß ihr euer Herz von den großen Dingen, denen ihr ergeben waret, wegkehren und mir zuwenden werdet.“

„O meine geliebte meine theure ewig mir gehörende Natalie!“

„Mein einziger mein unvergeßlicher Freund!“

Ich war von Empfindung überwältigt, ich zog ſie näher an mich, und neigte mein Angeſicht zu ihrem. Sie wendete ihr Haupt herüber, und gab mit Güte ihre ſchönen Lippen meinem Munde, um den Kuß zu empfangen, den ich both.

„Ewig für dich allein,“ ſagte ich.

„Ewig für dich allein,“ ſagte ſie leiſe.

Schon als ich die ſüßen Lippen an meinen fühlte, war mir, als ſei ein Zittern in ihr, und als fließen ihre Thränen wieder.

Da ich mein Haupt wegwendete, und in ihr Angeſicht ſchaute, ſah ich die Thränen in ihren Augen.

Ich fühlte die Tropfen auch in den meinen hervorquellen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte. Ich zog Natalien wieder näher an mich, legte ihr Angeſicht an meine Bruſt, neigte meine Wange auf ihre ſchönen Haare, legte die eine Hand auf ihr Haupt, und hielt ſie ſo ſanft umfaßt, und an mein Herz gedrückt. Sie regte ſich nicht, und ich fühlte ihr Weinen. Da dieſe Stellung ſich wieder löste, da ſie mir in das Angeſicht ſchaute, drückte ich noch einmal einen heißen Kuß auf ihre Lippen, zum Zeichen der ewigen Vereinigung und der unbegrenzten Liebe. Sie ſchlang auch ihre Arme um meinen Hals, und erwiederte den Kuß zu gleichem Zeichen der Einheit und der Liebe. Mir war in dieſem Augenblicke, daß Natalie nun meiner Treue und Güte hingegeben, daß ſie ein Leben eins mit meinem Leben ſei. Ich ſchwor mir, mit allem, was groß gut ſchön und ſtark in mir iſt, zu ſtreben, ihre Zukunft zu ſchmücken, und ſie ſo glücklich zu machen, als es nur in meiner Macht iſt, und erreicht werden kann.

Wir ſaßen nun ſchweigend neben einander, wir konnten nicht ſprechen, und drückten uns nur die Hände als Beſtättigung des geſchloßnen Bundes und des innigſten Verſtändniſſes.

Da eine Zeit vergangen war, ſagte endlich Natalie: „Mein Freund, wir haben uns der Fortdauer und der Unaufhörlichkeit unſerer Neigung verſichert, und dieſe Neigung wird auch dauern; aber was nun geſchehen, und wie ſich alles Andere geſtalten wird, das hängt von unſern Angehörigen ab, von meiner Mutter, und von euren Eltern.“

„Sie werden unſer Glück mit Wohlwollen anſehen.“

„Ich hoffe es auch; aber wenn ich das vollſte

Recht hätte, meine Handlungen ſelber zu beſtimmen, ſo würde ich nie auch nicht ein Theilchen meines Lebens ſo einrichten, daß es meiner Mutter nicht gefiele; es wäre kein Glück für mich. Ich werde ſo handeln, ſo lange wir beiſammen auf der Erde ſind. Ihr thut wohl auch ſo?"

„Ich thue es; weil ich meine Eltern liebe, und weil mir eine Freude nur als ſolche gilt, wenn ſie auch die ihre iſt."

„Und noch jemand muß gefragt werden."

„Wer?"

„Unſer edler Freund. Er iſt ſo gut, ſo weiſe, ſo uneigennützig. Er hat unſerm Leben einen Halt gegeben, als wir rathlos waren, er iſt uns beigeſtanden, als wir es bedurften, und jezt iſt er der zweite Vater Guſtavs geworden."

„Ja, Natalie, er ſoll und muß gefragt werden; aber ſprecht, wenn eins von dieſen nein ſagt?"

„Wenn eines nein ſagt, und wir es nicht überzeugen können, ſo wird es Recht haben, und wir werden uns dann lieben, ſo lange wir leben, wir werden einander treu ſein in dieſer und jener Welt; aber wir dürften uns dann nicht mehr ſehen."

„Wenn wir ihnen die Entſcheidung über uns anheim gegeben haben, ſo müßte es wohl ſo ſein; aber es wird gewiß nicht gewiß nicht geſchehen.“

„Ich glaube mit Zuverſicht, daß es nicht geſchehen wird.“

„Mein Vater wird ſich freuen, wenn ich ihm ſage, wie ihr ſeid, er wird euch lieben, wenn er euch ſieht, die Mutter wird euch eine zweite Mutter ſein, und Klotilde wird ſich euch mit ganzer Seele zuwenden.“

„Ich verehre eure Eltern und liebe Klotilde ſchon ſo lange, als ich euch von ihnen reden und erzählen hörte. Mit meiner Mutter werde ich noch heute ſprechen, ich könnte die Nacht nicht über das Geheimniß heraufgehen laſſen. Wenn ihr zu euren Eltern reiſet, ſagt ihnen, was geſchehen iſt, und ſendet bald Nachricht hieher.“

„Ja Natalie.“

„Geht ihr von hier wieder in die Berge?“

„Ich wollte es; nun aber hat ſich Wichtigeres ereignet, und ich muß gleich zu meinen Eltern. Nur auf Kurzes will ich, ſo ſchnell es geht, in meinen jezigen Standort reiſen, um die Arbeiten abzubeſtellen, die Leute zu entlaſſen, und Alles in Ordnung zu bringen.“

„Das muß wohl ſo ſein.“

„Die Antwort meiner Eltern bringt dann nicht eine Nachricht, ſondern ich ſelber.“

„Das iſt noch erfreulicher. Mit unſerm Freunde wird wohl hier geredet werden.“

„Natalie, dann habt ihr eine Schweſter an Klotilden, und ich einen Bruder an Guſtav.“

„Ihr habt ihn ja immer ſehr geliebt. Alles iſt ſo ſchön, daß es faſt zu ſchön iſt.“

Dann ſprachen wir von der Zurückkunft der Männer, was ſie ſagen würden, und wie unſer Gaſtfreund die ſchnelle Wendung der Dinge aufnehmen werde.

Zulezt, als die Gemüther zu einer ſanfteren Ruhe zurückgekehrt waren, erhoben wir uns, um in das Haus zu gehen. Ich both Natalien meinen Arm, den ſie annahm. Ich führte ſie der Eppichwand entlang, ich führte ſie durch einen ſchönen Gang des Gartens, und wir gelangten dann in offnere freie Stellen, in denen wir eine Umſicht hatten.

Als wir da eine Strecke vorwärts gekommen waren, ſahen wir Mathilden außerhalb des Gartens gegen den Maierhof gehen. Das Pförtchen, welches von dem Garten gegen den Maierhof führt, war in der Nähe, und ſtand offen.

„Ich werde meiner Mutter folgen, und werde gleich jezt mit ihr ſprechen,“ ſagte Natalie.

„Wenn ihr es für gut haltet, ſo thut es,“ erwiederte ich.

„Ja, ich thue es, mein Freund. Lebt wohl.“

„Lebt wohl.“

Sie zog ihren Arm aus dem meinigen, wir reichten uns die Hände, drückten ſie uns, und Natalie ſchlug den Weg zu dem Pförtchen ein.

Ich ſah ihr nach, ſie blickte noch einmal gegen mich um, ging dann durch das Pförtchen, und das graue Seidenkleid verſchwand unter den grünen Hecken des Grundes.

Ich ging in das Haus, und begab mich in meine Wohnung.

Da lag das Buch, in welchem die Worte Homers waren, die heute die Gewalt über mein Herz verloren hatten — es lag, wie ich es auf den Tiſch gelegt hatte. Was war indeſſen geſchehen. Die ſchönſte Jungfrau dieſer Erde hatte ich an mein Herz gedrückt. Aber was will das ſagen? Das edelſte wärmſte herrlichſte Gemüth iſt mein, es iſt mir in Liebe und Neigung zugethan. Wie habe ich das verdient, wie kann ich es verdienen?!

Ich ſezte mich nieder, und ſah gegen die Ruhe der heitern Luft hinaus.

Ich verließ an dieſem Tage gar nicht mehr das Haus. Gegen Abend ging ich in den Gang, der im Norden des Hauſes hinläuft, und ſah auf den Garten hinaus. Auf einer freien Stelle, in welcher ein weißer Pfad durch Wieſengrün hingeht, ſah ich Mathilden mit Natalien wandeln.

Ich ging wieder in mein Zimmer zurück.

Als es dunkelte, wurde ich zu dem Abendeſſen gerufen.

Da Mathilde und Natalie in den Speiſeſaal getreten waren, lud mich Mathilde mit einem ſanften Lächeln und mit der Freundlichkeit, die ihr immer eigen war, ein, an ihrer Seite Plaz zu nehmen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Der Nachſommer.

Der Nachsommer

von

ADALBERT STIFTER

Dritter Band.

Gustav Heckenast in Pesth.

n
20 700 c

1.

Die Entfaltung.

Wir waren in dem nehmlichen Zimmer zum Speiſen zuſammen gekommen, in dem wir die Zeit her, die ich im Schloſſe geweſen war, unſer Mahl am Morgen Mittag und Abend, wie es die Tageszeit brachte, eingenommen hatten, der Tiſch war mit dem klaren weißen feinen Linnen gedeckt, in das ſchönere und alterthümlichere Blumen, als jezt gebräuchlich ſind, gleichſam wie Silber in Silber eingewebt waren, der Diener ſtand mit den weißen Handſchuhen hinter uns, der Hausverwalter ging in dem Zimmer hin und her, und es war an der Wand der Schrein mit den Fächerabtheilungen, in denen die mannigfaltigen Dinge ſich befanden, die in einem Speiſezimmer ſtets nöthig ſind: aber heute war mir alles wie feenhaſt. Mathilde hatte ein veilchenblaues Seidenkleid mit dunkleren Streifen an und um die Schultern war ein Gewebe von ſchwarzen Spizen. Sie kleidete ſich jedes Mal, wenn ein Gaſt da war, zum Speiſen neu an, hatte es bisher meinetwillen auch gethan, und hatte es an dieſem Abende nicht unterlaſſen. Mit dem feinen lieben und freundlichen Angeſichte, das durch die dunkle Seide faſt noch feiner und ſchöner wurde, ließ ſie ſich in ihren Armſtuhl zwiſchen uns nieder. Natalie war rechts und ich links. Natalie hatte nicht Zeit gefunden, ihr Kleid zu wechſeln, ſie hatte dasſelbe lichtgraue Seidenkleid an, das ſie am Nachmittage getragen hatte, und das mir ſo lieb geworden war. Ich getraute mir faſt nicht, ſie anzuſehen, und auch ſie hatte die großen ſchönen unbeſchreiblich edlen Augen größtentheils auf die Mutter gerichtet. So vergingen einige Augenblicke. Es wurde das Gebet geſprochen, das Mathilde immer in ihrem Armſtuhle ſizend ſtille mit gefalteten Händen verrichtete, und das daher die Anderen ebenfalls ſizend und ſtille vollbrachten. Als dieſes geſchehen war, wurden, wie es der Gebrauch in dieſem Hauſe eingeführt hatte, die Flügelthüren geöffnet, ein Diener trat mit einem Topfe herein, ſezte ihn auf den Tiſch, der Hausverwalter nahm den Deckel desſelben ab, und ſagte, wie er immer that: „ich wünſche ſehr wohl zu ſpeiſen.“

Mathilde ſtreckte den Arm mit dem dunkeln Seidenkleide aus, nahm den großen ſilbernen Löffel, und ſchöpfte, wie ſie es ſich nie nehmen ließ zu thun, Suppe für uns auf die Teller, welche der Diener darreichte. Der Hausverwalter hatte, da er alles in Ordnung ſah, das Zimmer nach ſeiner Gepflogenheit verlaſſen. Das Abendeſſen war nun wie alle Tage. Mathilde ſprach freundlich und heiter von verſchiedenem Gegenſtänden, die ſich eben darboten, und vergaß nicht, der abweſenden Freunde zu erwähnen und des Vergnügens zu gedenken, das ihre Rückkunft veranlaſſen werde. Sie ſprach von der Erndte, von dem Segen, der heuer überall ſo reichlich verbreitet ſei, und wie ſich alles, was ſich auf der Erde befinde, doch zuletzt immer wieder in das Rechte wende. Als die Zeit des Abendeſſens vorüber war, erhob ſie ſich, und es wurden die Anſtalten gemacht, daß ſich jedes in ſeine Wohnung begebe. Mit derſelben ſanften Güte, mit der ſie mich vor dem Abendeſſen begrüßt hatte, verabſchiedete ſie ſich nun, wir wünſchten uns wechſelſeitig eine glückliche Ruhe, und trennten uns.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, trat ich in der Nacht dieſes Tages, der für mich in meinem bisherigen Leben am merkwürdigſten geworden war, an das Fenſter, und blickte gegen den Himmel. Es ſtand kein Mond an demſelben und keine Wolke, aber in der milden Nacht brannten ſo viele Sterne, als wäre der Himmel mit ihnen angefüllt, und als berührten ſie ſich gleichſam mit ihren Spizen. Die Feierlichkeit traf mich erhebender, und die Pracht des Himmels war mir eindringender als ſonſt, wenn ich ſie auch mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte. Ich mußte mich in der neuen Welt erſt zurecht finden. Ich ſah lange mit einem ſehr tiefen Gefühle zu dem ſternbedeckten Gewölbe hinauf. Mein Gemüth war ſo ernſt, wie es nie in meinem ganzen Leben geweſen war. Es lag ein fernes unbekanntes Land vor mir. Ich ging zu dem Lichte, das auf meinem Tiſche brannte, und ſtellte meinen undurchſichtigen Schirm vor dasſelbe, daß ſeine Helle nur in die hinteren Theile des Zimmers falle, und mir den Schein des Sternenhimmels nicht beirre. Dann ging ich wieder zu dem Fenſter, und blieb vor demſelben. Die Zeit verfloß, und die Nachtfeier ging indeſſen fort. Wie es ſonderbar iſt, dachte ich, daß in der Zeit, in der die kleinen wenn auch vieltauſendfältigen

Schönheiten der Erde verſchwinden, und ſich erſt die unermeßliche Schönheit des Weltraums in der fernen ſtillen Lichtpracht aufthut, der Menſch und die größte Zahl der andern Geſchöpfe zum Schlummer beſtimmt iſt! Rührt es daher, daß wir nur auf kurze Augenblicke und nur in der räthſelhaften Zeit der Traumwelt zu jenen Größen hinan ſehen dürfen, von denen wir eine Ahnung haben, und die wir vielleicht einmal immer näher und näher werden ſchauen dürfen? Sollen wir hienieden nie mehr als eine Ahnung haben? Oder iſt es der großen Zahl der Menſchen nur darum blos in kurzen ſchlummerloſen Augenblicken geſtattet, zu dem Sternenhimmel zu ſchauen, damit die Herrlichkeit deſſelben uns nicht gewöhnlich werde und die Größe ſich nicht dadurch verliere? Aber ich bin ja wiederholt in ganzen Nächten allein gefahren, die Sternbilder haben ſich an dem Himmel ſachte bewegt, ich habe meine Augen auf ſie gerichtet gehalten, ſie ſind dunkelſchwarzen geſtaltloſen Wäldern oder Erdrändern zugeſunken, andere ſind im Oſten aufgeſtiegen, ſo hat es fortgedauert, die Stellungen haben ſich ſanft geändert, und das Leuchten hat fortgelächelt, bis der Himmel von der nahenden Sonne lichter wurde, das Morgenroth im Oſten erſchien und die

Sterne wie ein ausgebranntes Feuerwerksgerüſte erloſchen waren. Haben da meine vom Nachtwachen brennenden Augen die verſchwundene ſtille Größe nicht für höher erkannt als den klaren Tag, der alles deutlich macht? Wer kann wiſſen, wie dies iſt. Wie wird es jenen Geſchöpfen ſein, denen nur die Nacht zugewieſen iſt, die den Tag nicht kennen? Jenen großen wunderbaren Blumen ferner Länder, die ihr Auge öffnen, wenn die Sonne untergegangen iſt, und die ihr meiſtens weißes Kleid ſchlaff und verblüht herabhängen laſſen, wenn die Sonne wieder aufgeht? Oder den Thieren, denen die Nacht ihr Tag iſt? Es war eine Weihe und eine Verehrung des Unendlichen in mir.

Träumend, ehe ich entſchlief, begab ich mich auf mein Lager, nachdem ich vorher das Licht ausgelöſcht, und die Vorhänge der Fenſter abſichtlich nicht zugezogen hatte, damit ich die Sterne hereinſcheinen ſähe.

Des anderen Morgens ſammelte ich mich, um mir bewußt zu werden, was geſchehen iſt, und welche tiefe Pflichten ich eingegangen war. Ich kleidete mich an, um in das Freie zu gehen, und mein Angeſicht und meinen Körper der kühlen Morgenluft zu geben.

Als ich mein Zimmer verlaſſen hatte, ſuchte ich einen Gang zu gewinnen, der im ſüdlichen Theile des Schloſſes in der Länge desſelben dahin läuft. Seine Fenſter münden in den Hof, und von ihm gehen Thüren in die gegen Mittag liegenden Zimmer Mathildens und Nataliens. Dieſe Thüren, einſt vielleicht zum Gebrauche für Gäſte beſtimmt, waren jezt meiſtens geſchloſſen, weil die Verbindung im Innern der Zimmer hergeſtellt war. Ich hatte den Gang darum aufgeſucht, weil er an der Weſtſeite des Schloſſes zu einer kleinen Treppe führt, die abwärts geht, und in ein Pförtchen endet, das gewöhnlich des Morgens geöffnet wurde, und durch das man unmittelbar in die Felder auf breite trockene Wege gelangen konnte, die den Wanderer unbemerkter ins Weite führen, als es durch den Hauptausgang des Schloſſes möglich geweſen wäre. Die Bewohnerinnen der Zimmer, die an den Gang ſtießen, glaubte ich darum nicht ſtören zu können, weil das Steinpflaſter des Ganges ſeiner ganzen Länge nach mit einem weichen Teppiche belegt war, der keine Tritte hören ließ. Außerdem hatte die Sonne auch bereits einen ſo hohen Morgenbogen zurückgelegt, daß zu vermuthen war, daß alle im Schloſſe ſchon längſt aufgeſtanden ſein würden.

Da ich gegen das Ende des Ganges und in die Nähe der Treppe gekommen war, ſah ich eine Thür offen ſtehen, von der ich vermuthete, daß ſie zu den Zimmern der Frauen führen müſſe. War die Thür offen, weil man fortgehen wollte, oder weil man eben gekommen war? Oder hatte eine Dienerin in der Eile offen gelaſſen, oder war irgend ein anderer Grund? Ich zauderte, ob ich vorbeigehen ſollte; allein da ich wußte, daß die Thür doch nur in einen Vorſaal ging, und da die Treppe ſchon ſo nahe war, die mich ins Freie führen ſollte, ſo beſchloß ich, vorbei zu gehen, und meine Schritte zu beſchleunigen. Ich ſchritt auf dem weichen Teppiche fort, und trat nur behutſamer auf. Da ich an der Thür angekommen war, ſah ich hinein. Was ich vermuthet hatte, beſtätigte ſich, die Thür ging in einen Vorſaal. Derſelbe war nur klein und mit gewöhnlichen Geräthen verſehen. Aber nicht blos in den Vorſaal konnte ich blicken, ſondern auch in ein weiteres Zimmer, das mit einer großen Glasthür an den Vorſaal ſtieß, welche Glasthür noch überdies halb geöffnet war. In dieſem Zimmer aber ſtand Natalie. An den Wänden hinter ihr erhoben ſich edle mittelalterliche Schreine. Sie ſtand faſt mitten in dem Gemache vor einem

Tiſche, auf welchem zwei Zithern lagen, und von welchem ein ſehr reicher alterthümlicher Teppich nieder hing. Sie war vollſtändig gleichſam wie zum Ausgehen gekleidet, nur hatte ſie keinen Hut auf dem Haupte. Ihre ſchönen Locken waren auf dem Hinterhaupte geordnet und wurden von einem Bande oder etwas Ähnlichem getragen. Das Kleid reichte wie gewöhnlich bis zu dem Halſe und ſchloß dort ohne irgend einer fremden Zuthat. Es war wieder von lichtem grauem Seidenſtoffe, hatte aber ſehr feine ſtark rothe Streifen. Es ſchloß die Hüften ſehr genau, und ging dann in reichen Falten bis auf den Fußboden nieder. Die Ärmel waren enge, reichten bis zum Handgelenke, und hatten an dieſem wie am Oberarme dunkle Querſtreifen, die wie ein Armband ſchloſſen. Natalie ſtand ganz aufrecht, ja der Oberkörper war ſogar ein wenig zurückgebogen. Der linke Arm war ausgeſtreckt, und ſtüzte ſich mittelſt eines aufrecht ſtehenden Buches, auf das ſie die Hand legte, auf das Tiſchchen. Die rechte Hand lag leicht auf dem linken Unterarm. Das unbeſchreiblich ſchöne Angeſicht war in Ruhe, als hätten die Augen, die jezt von den Lidern bedeckt waren, ſich geſenkt und ſie dächte nach. Eine ſolche reine feine Geiſtigkeit war in ihren Zügen, wie ich ſie an ihr, die immer die tiefſte Seele ausſprach, doch nie geſehen hatte. Ich verſtand auch, was die Geſtalt ſprach, ich hörte gleichſam ihre inneren Worte: „Es iſt nun eingetreten!“ Sie hatte mich nicht kommen gehört, weil der Teppich den Fußboden des Ganges bedeckte, und ſie konnte mich nicht ſehen, weil ihr Angeſicht gegen Süden gerichtet war. Ich beobachtete nur zwei Augenblicke ihre ſinnende Stellung, und ging dann leiſe vorüber und die Treppe hinunter. Es erfüllte mich gleichſam mit einem Meere von Wonne, Natalien von der nehmlichen Empfindung beſeelt zu ſehen, die ich hatte, von der Empfindung, ſich das errungene kaum gehoffte und ſo hoch gehaltene Gut geiſtig zu ſichern, ſich klar zu machen, was man erhalten hat, und in welche neue unermeßlich wichtige Wendung des Lebens man eingetreten ſei. Ich konnte es kaum faſſen, daß ich es ſei, um den eine Geſtalt, die das Schönſte ausdrückt, was mir bis jezt bekannt geworden iſt, eine Geſtalt, die man wohl auch ſtolz geheißen, die ſich bisher von jeder Neigung abgewendet hatte, in dieſe tiefe ſinnende Empfindungen geſunken ſei. Ich dachte mir, daß ich, ſo lange ich lebe, und ſollte mein Leben bis an die äußerſte Grenze des menſchlichen Alters oder darüber hinaus gehen, mit jedem Tropfen meines Blutes mit jeder Faſer meines Herzens ſie lieben werde, ſie möge leben oder todt ſein, und daß ich ſie fort und fort durch alle Zeiten in der tiefſten Seele meiner Seele tragen werde. Es erſchien mir als das ſüßeſte Gefühl, ſie nicht nur in dieſem Leben ſondern in tauſend Leben, die nach tauſend Toden folgen mögen, immer lieben zu können. Wie viel hatte ich in der Welt geſehen, wie viel hatte mich erfreut, an wie Vielem hatte ich Wohlgefallen gehabt: und wie iſt jezt Alles nichts, und wie iſt es das höchſte Glück, eine reine tiefe ſchöne menſchliche Seele ganz ſein eigen nennen zu können, ganz ſein eigen.

Ich ging durch das Pförtchen hinaus, das ich nur angelehnt fand, und ging auf dem Wege fort, der an dieſer Seite vor dem Schloſſe vorbei führt, und dann in die Felder hinaus geht. Er iſt breit, mit feinem Sande belegt, und eignet ſich daher ſeiner Trockenheit willen ganz beſonders zu Morgenſpaziergängen. Er iſt von dem vorigen Beſizer des Schloſſes angelegt und von Mathilden verbeſſert worden. Er geht von dem Pförtchen nach beiden Richtungen nach Norden und nach Süden ziemlich weit fort, und bildet auf dieſe Weiſe zu dem Schloſſe eine Berührungslinie. Roland hatte ihn ſcherzweiſe auch immer den Berührweg genannt. Die Obſtbäume, die ihn jezt häufig ſäumen, hat Mathilde meiſtens ſchon erwachſen an ihn verſezt. Früher war der ganze Weg eine Allee von Pappeln geweſen; allein da er ganz gerade durch die Gegend geht, und mit den geraden Bäumen bepflanzt war, ſo erſchien er ſehr unſchön, und für einen Luſtweg, was er ſein ſollte, wenig geeignet. Nach Berathungen mit ihren Freunden hatte Mathilde die Pappeln, welche außerdem auch den Feldern ſehr ſchädlich waren, nach und nach beſeitigt. Sie waren gefällt, und ihre Wurzeln ausgegraben worden. Da man die Obſtbäume an ihre Stelle ſezte, vermied man es abſichtlich, an allen Pläzen, an welchen Pappeln geſtanden waren, Obſtbäume zu pflanzen, damit nicht wieder ſtatt der Pappelallee eine Obſtbaumallee würde, was zwar minder unſchön als früher geweſen wäre, aber doch immer noch nicht ſchön. Durch dieſe Unterbrechung der Baumpflanzung erhielt der Weg, deſſen gerade Richtung ſchwer zu beſeitigen geweſen wäre, und die doch ſonſt zu eigenthümlich war, als daß man ſie hätte abändern ſollen, wenn man nicht Alles nach ganz neuen Gedanken einrichten wollte, die nöthige Abwechslung. Mitternachtwärts von dem Schloſſe führt er durch Wieſen und Felder an Gebüſchen hin, ſteigt dann zu einem Walde hinan, in welchen er eine Strecke eindringt. Südwärts geht er durch Felder, hat dort beſonders ſchöne Apfelbäume an ſeinen Seiten, wölbt ſich ſanft über einen Ackerrücken und gewährt von ihm eine ſchöne Ausſicht in die Gebirge.

Ich ſchlug die Richtung nach Süden ein, wie ich überhaupt ſehr gerne bei dem Beginne eines Spazierganges ſo gehe, daß ich leicht nach Mittag ſehe, das Licht vor mir habe, und in den ſchöneren Glanz und die lieblichere Färbung der Wolken blicken kann. Der Himmel war wie geſtern ganz heiter, die Sonne ſtand in ſeinem öſtlichen Theile, und begann die Tropfen, welche an allen Gräſern und an dem Laube der Bäume hingen, aufzuſaugen. Die Morgenkühle war noch nicht vergangen, obwohl der Einfluß der Sonne immer mehr und mehr bemerkbar wurde. Ich ſah mit neuen Augen auf alle Dinge um mich, es ſchien, als hätten ſie ſich verjüngt, und als müßte ich mich wieder allmählich an ihren Anblick gewöhnen. Ich kam auf die Anhöhe, und ſah auf den langen Zug der Gebirge. Die blauen Spizen blickten auf mich herüber, und die vielen Schneefelder zeigten mir ihren feinen Glanz. Ich ſah auch die Berghäupter an dem Kargrat, wo ich zulezt gearbeitet hatte. Mir war, als wäre es ſchon viele Jahre, ſeit ich in jenen Eisfeldern und Schneegründen geweſen war. Ich ließ, während ich ſo daſtand, die milde Luft den Glanz der Sonne und das Prangen der Dinge auf mich wirken. Sonſt hatte ich immer irgend ein Buch in meine Taſche geſteckt, wenn ich in der Gegend herum gehen wollte; heute hatte ich es nicht gethan. Mir war jezt nicht, als ſollte ich irgend ein Buch leſen. Ich ging nach einer Weile wieder an den Bäumen dahin, an denen ſchon die mannigfaltigen Äpfel hingen, die jeder nach ſeiner Art brachte, und die ſchon hie und da ihre eigenthümliche Farbe zu erhalten begannen. Ich ging ſo lange auf der Anhöhe des Felderrückens fort, bis ſie ſich leicht zu ſenken anfing, über welche Senkung der Weg noch hinabgeht, um in dem Thale an der Grenze eines fremden Gutes zu enden, oder vielmehr in einen anderen Weg überzugehen, der die Eigenſchaften aller jener Fußwege hat, die in unzähligen Richtungen unſer Land durchziehen, und auf deren taugliche Beſchaffenheit, Verbeſſerung oder Verſchönerung niemand denkt. Ich ging auf der Senſung des Weges nicht mehr hinunter, weil ich nicht thalwärts kommen wollte, wo die Blicke beengt ſind.

Ich wendete mich um, und hatte den Anblick des Schloſſes vor mir, welches jezt von ſolcher Bedeutung für mich geworden war. Die Fenſter ſchimmerten in dem Glanze der Sonne, das Grau der von der Tünche befreiten ſüdlichen Mauer ſchaute ſanft zu mir herüber, das dunkle Dach hob ſich von der Bläue der nördlichen Luft ab, und ein leichter Rauch ſtieg von einigen ſeiner Schornſteine auf.

Ich ging langſam auf dem Rücken des Feldes an den Obſtbäumen vorüber meines Weges zurück, bis er ſachte gegen das Schloß abwärts zu gehen begann.

An dieſer Stelle ſah ich jezt, daß mir eine Geſtalt, welche mir früher durch Baumkronen verdeckt geweſen ſein mochte, entgegen kam, welche die Geſtalt Nataliens war. Wir gingen beide ſchneller, als wir uns erblickten, um uns früher zu erreichen. Da wir nun zuſammen trafen, blickte mich Natalie mit ihren großen dunkeln Augen freundlich an, und reichte mir die Hand. Ich empfing ſie, drückte ſie herzlich, und ſagte einen innigen Gruß.

„Es iſt recht ſchön,“ ſprach ſie, „daß wir gleichzeitig einen Weg gehen, den ich heute ſchon einmal gehen wollte, und den ich jezt wirklich gehe.“

„Wie habt ihr denn die Nacht zugebracht, Natalie?“ fragte ich.

„Ich habe ſehr lange den Schlummer nicht gefunden,“ antwortete ſie, „dann kam er doch in ſehr leichter flüchtiger Geſtalt. Ich erwachte bald, und ſtand auf. Am Morgen wollte ich auf dieſen Weg heraus gehen, und ihn bis über die Felderanhöhe fortſezen; aber ich hatte ein Kleid angezogen, welches zu einem Gange außer dem Hauſe nicht tauglich war. Ich mußte mich daher ſpäter umkleiden, und ging jezt heraus, um die Morgenluft zu genießen.“

Ich ſah wirklich, daß ſie das lichte graue Kleid mit den feinen tiefrothen Streifen nicht mehr an habe, ſondern ein einfacheres kürzeres mattbraunes trage. Jenes Kleid wäre freilich zu einem Morgenſpaziergange nicht tauglich geweſen, weil es in reichen Falten faſt bis auf den Fußboden nieder ging. Sie hatte jezt einen leichten Strohhut auf dem Haupte, welchen ſie immer bei ihren Wanderungen durch die Felder trug. Ich fragte ſie, ob ſie glaube, daß noch ſo viel Zeit vor dem Frühmahle ſei, daſs ſie über die Felderanhöhe hinaus und wieder in das Schloß zurückkommen könne.

„Wohl iſt noch ſo viel Zeit,“ erwiederte ſie, „ich wäre ja ſonſt nicht fortgegangen, weil ich eine Störung in der Hausordnung nicht verurſachen möchte.“

„Dann erlaubt ihr wohl, daß ich euch begleite,“ ſagte ich.

„Es wird mir ſehr lieb ſein,“ antwortete ſie.

Ich begab mich an ihre Seite, und wir wandelten den Weg, den ich gekommen war, zurück.

Ich hätte ihr ſehr gerne meinen Arm angebothen; aber ich hatte nicht den Muth dazu.

Wir gingen langſam auf dem feinen Sandwege dahin, an einem Baumſtamme nach dem andern vorüber, und die Schatten, welche die Bäume auf den Weg warfen, und die Lichter, welche die Sonne dazwiſchen legte, wichen hinter uns zurück. Anfangs ſprachen wir gar nicht, dann aber ſagte Natalie: „Und habt ihr die Nacht in Ruhe und Wohlſein zugebracht?“

„Ich habe ſehr wenig Schlaf gefunden; aber ich habe es nicht unangenehm empfunden,“ entgegnete ich, die Fenſter meiner Wohnung, welche mir eure Mutter ſo freundlich hatte einrichten laſſen, gehen in das Freie, ein großer Theil des Sternenhimmels ſah zu mir herein. Ich habe ſehr lange die Sterne betrachtet. Am Morgen ſtand ich frühe auf, und da ich glaubte, daß ich niemand in dem Schloſſe mehr ſtören würde, ging ich in das Freie, um die milde Luft zu genießen.“

„Es iſt ein eigenes erquickendes Labſal, die reine Luft des heiteren Sommers zu athmen,“ erwiederte ſie.

„Es iſt die erhebendſte Nahrung, die uns der Himmel gegeben hat,“ antwortete ich. „Das weiß ich, wenn ich auf einem hohen Berge ſtehe, und die Luft in ihrer Weite wie ein unausmeßbares Meer um mich herum iſt. Aber nicht blos die Luft des Sommers iſt erquickend, auch die des Winters iſt es, jede iſt es, welche rein iſt, und in welcher ſich nicht Theile finden, die unſerm Weſen widerſtreben.“

„Ich gehe oft mit der Mutter an ſtillen Wintertagen gerade dieſen Weg, auf dem wir jezt wandeln. Er iſt wohl und breit ausgefahren, weil die Bewohner von Erlthal und die der umliegenden Häuſer im Winter von ihrem tief gelegenen Fahrwege eine kleine Abbeugung über die Felder machen, und dann unſeren Spazierweg ſeiner ganzen Länge nach befahren. Da iſt es oft recht ſchön, wenn die Zweige der Bäume voll von Kriſtallen hängen, oder wenn ſie bereift ſind, und ein feines Gitterwerk über ihren Stämmen und Äſten tragen. Oft iſt es ſogar, als wenn ſich auch der Reif in der Luft befände, und ſie mit ihm erfüllt wäre. Ein feiner Duft ſchwebt in ihr, daß man die nächſten Dinge nur wie in einen Rauch gehüllt ſehen kann. Ein anderes Mal iſt der Himmel wieder ſo klar, daß man alles deutlich erblickt. Er ſpannt ſich dunkelblau über die Gefilde, die in der Sonne glänzen, und wenn wir auf die Höhe der Felder kommen, können wir von ihr den ganzen Zug der Gebirge ſehen. Im Winter iſt die Landſchaft ſehr ſtill, weil die Menſchen ſich in ihren Häuſern halten, ſo viel ſie können, weil die Singvögel Abſchied genommen haben, weil das Wild in die tieferen Wälder zurück gegangen iſt, und weil ſelbſt ein Geſpann nicht den tönenden Hufſchlag und das Rollen der Räder hören läßt, ſondern nur der einfache Klang der Pferdeglocke, die man hier hat, anzeigt, daß irgend wo jemand durch die Stille des Winters fährt. Wir gehen auf der klaren Bahn dahin, die Mutter leitet die Geſpräche auf verſchiedene Dinge, und das Ziel unſerer Wanderung iſt gewöhnlich die Stelle, wo der Weg in das Thal hinabzugehen anfängt. In der Stadt habt ihr die ſchönen Winterſpaziergänge nicht, welche uns das Land gewährt.“

„Nein Natalie, die haben wir nicht. Wir haben von der dem Winter als Winter eigenthümlichen Weſenheit nichts als die Kälte; denn der Schnee wird auch aus der Stadt fortgeſchafft,“ erwiederte ich, „und nicht blos im Winter auch im Sommer hat die Stadt nichts, was ſich nur entfernt mit der Freiheit und Weite des offenen Landes vergleichen ließe. Eine erweiterte Pflege der Kunſt und der Wiſſenſchaft, eine erhöhte Geſelligkeit und die Regierung des menſchlichen Geſchlechts ſind in der Stadt, und dieſe Dinge begreifen auch das, was man in der Stadt ſucht. Einen Theil von Wiſſenſchaft und Kunſt aber kann man wohl auch auf dem Lande hegen, und ob größere Zweige der allgemeinen Leitung der Menſchen auch auf das Land gelegt werden könnten, als jezt geſchieht, weiß ich nicht, da ich hierin zu wenig Kenntniſſe habe. Ich trage ſchon lange den Gedanken in mir, einmal auch im Winter in das Hochgebirge zu gehen, und dort eine Zeit zuzubringen, um Erfahrungen zu ſammeln. Es iſt ſeltſam, und reizt zur Nachahmung, was uns die Bücher melden, die von Leuten verfaßt wurden, welche im Winter hochgelegene Gegenden beſucht oder gar die Spizen bedeutender Berge erſtiegen haben.“

„Wenn es für Leben und Geſundheit keine Gefahr hat, ſolltet ihr es thun,“ antwortete ſie. „Es iſt wohl ein Vorrecht der Männer, das Größere wagen und erfahren zu können. Wenn wir zuweilen im Winter in großen Städten geweſen ſind, und dort das Leben der verſchiedenen Menſchen geſehen haben, dann ſind wir gerne in den Sternenhof zurückgegangen. Wir haben hier in manchen größeren Zeiträumen alle Jahreszeiten genoſſen, und haben jeden Wechſel derſelben im Freien kennen gelernt. Wir ſind mit Freunden verbunden, deren Umgang uns veredelt, erhebt, und zu denen wir kleine Reiſen machen. Wir haben einige Ergebniſſe der Kunſt und in einem gewiſſen Maße auch der Wiſſenſchaft, ſo weit es ſich für Frauen ziemt, in unſere Einſamkeit gezogen.“

„Der Sternenhof iſt ein edler und ein würdevoller Siz,“ entgegnete ich, „er hat ſich ein ſchönes Theil des Menſchlichen geſammelt, und muß nicht das Widerwärtige desſelben hinnehmen. Aber es mußten auch viele Umſtände zuſammentreffen, damit es ſo werden konnte, wie es ward.“

„Das ſagt die Mutter auch,“ erwiederte ſie, „und ſie ſagt, ſie müſſe der Vorſehung ſehr danken, daß ſie ihre Beſtrebungen ſo unterſtützt und geleitet habe, weil wohl ſonſt das Wenigſte zu Stande gekommen wäre."

Wir hatten in der Zeit dieſes Geſpräches nach und nach die höchſte Stelle des Weges erreicht. Vor uns ging es wieder abwärts. Wir blieben eine Weile ſtehen.

„Sagt mir doch," begann Natalie wieder, „wo liegt denn das Kargrat, in welchem ihr euch in dieſem Theile des Sommers aufgehalten habt? Man muß es ja von hier aus ſehen können."

„Freilich kann man es ſehen," antwortete ich, „es liegt faſt im äußerſten Weſten des Theiles der Kette, der von hier aus ſichtbar iſt. Wenn ihr von jenen Schneefeldern, die rechts von der ſanftblauen Kuppe, welche gerade über der Grenzeiche eures Weizenfeldes ſichtbar iſt, liegen, und die faſt wie zwei gleiche mit der Spize nach aufwärts gerichtete Dreiecke ausſehen, wieder nach rechts geht, ſo werdet ihr lichte faſt wagrecht gehende Stellen in dem graulichen Dämmer des Gebirges ſehen, das ſind die Eisfelder des Kargrats."

„Ich ſehe ſie ſehr deutlich," erwiederte ſie, „ich ſehe auch die Spizen, die über das Eis empor ragen. Und auf dieſem Eiſe ſeid ihr geweſen?"

„An ſeinen Grenzen, die es in allen Richtungen umgeben,“ antwortete ich, „und auf ihm ſelber.“

„Da müßt ihr ja auch deutlich hieher geſehen haben,“ ſagte ſie.

„Die Berggeſtaltungen des Kargrates, die wir hier ſehen,“ erwiederte ich, „ſind ſo groß, daß wir ſeine Theile wohl von hier aus unterſcheiden können; aber die Abtheilungen der hieſigen Gegend ſind ſo klein, daß ihre Gliederungen von dort aus nicht erblickt werden können. Das Land liegt wie eine mit Duft überſchwebte einfache Fläche unten. Mit dem Fernrohre konnte ich mir einzelne bekannte Stellen ſuchen, und ich habe mir die Bildungen der Hügel und Wälder des Sternenhofes geſucht.“

„Ach nennt mir doch einige von den Spizen, die wir von hier aus ſehen können,“ ſagte ſie.

„Das iſt die Kargratſpize, die ihr über dem Eiſe als höchſte ſeht,“ erwiederte ich, „und rechts iſt die Glommſpize und dann der Ethern und das Krummhorn. Links ſind nur zwei, der Aſchkogel und die Sente.“

„Ich ſehe ſie,“ ſagte ſie, „ich ſehe ſie.“

„Und dann ſind noch geringere Erhöhungen,“ fuhr ich fort, „die ſich gegen die weiteren Berghänge ſenken, die keinen Namen haben, und die man hier nicht ſieht.“

Da wir noch eine Weile geſtanden waren, die Berge betrachtet und geſprochen hatten, wendeten wir uns um, und wandelten dem Schloſſe zu.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte Natalie, „daß dieſe Berge keinen weißen Marmor hervorbringen, da ſie doch ſo viel verſchiedenfarbigen haben.“

„Da thut ihr unſeren Bergen ein kleines Unrecht,“ antwortete ich, „ſie haben ſchon Lager von weißem Marmor, aus denen man bereits Stücke zu manigfaltigen Zwecken bricht, und gewiß werden ſie in ihren Verzweigungen noch Stellen bergen, wo vielleicht der feinſte und ungetrübteſte weiße Marmor iſt.

„Ich würde es lieben, mir Dinge aus ſolchem Marmor machen zu laſſen,“ ſagte ſie.

„Das könnt ihr ja thun,“ erwiederte ich, „kein Stoff iſt geeigneter dazu.“

„Ich könnte aber nach meinen Kräften nur kleine Gegenſtände anfertigen laſſen, Verzierungen und dergleichen,“ ſagte ſie, „wenn ich die rechten Stücke bekommen könnte, und wenn meine Freunde mir mit ihrem Rathe beiſtänden.“

„Ihr könnt ſie bekommen,“ antwortete ich, „und ich ſelber könnte euch hierin helfen, wenn ihr es wünſcht.“

„Es wird mir ſehr lieb ſein,“ erwiederte ſie, „unſer Freund hat edle Werke aus farbigem Marmor in ſeinem Hauſe ausführen laſſen, und ihr habt ja auch ſchöne Dinge aus ſolchem für eure Eltern veranlaßt.“

„Ja, und ich ſuche noch immer ſchöne Stücke Marmor zu erwerben, um ſie gelegentlich zu künftigen Werken zu verwenden,“ antwortete ich.

„Meine Vorliebe für den weißen Marmor habe ich wohl aus den reichen ſchönen und großartigen Dingen gezogen,“ entgegnete ſie, „die ich in Italien aus ihm ausgeführt geſehen habe. Beſonders wird mir Florenz und Rom unvergeßlich ſein. Das ſind Dinge, die unſere höchſte Bewunderung erregen, und doch, habe ich immer gedacht, iſt es menſchlicher Sinn und menſchlicher Geiſt, der ſie entworfen und ausgeführt hat. Euch werden auch Gegenſtände bei eurem Aufenthalte im Freien erſchienen ſein, die das Gemüth mächtig in Anſpruch nehmen.“

„Die Kunſtgebilde leiten die Augen auf ſich, und mit Recht,“ antwortete ich, „ſie erfüllen mit Bewunderung und Liebe. Die natürlichen Dinge ſind das Werk einer anderen Hand, und wenn ſie auf dem rechten Wege betrachtet werden, regen ſie auch das höchſte Erſtaunen an.“

„So habe ich wohl immer gefühlt,“ ſagte ſie.

„Ich habe auf meinem Lebenswege durch viele Jahre Werke der Schöpfung betrachtet,“ erwiederte ich, „und dann auch, ſo weit es mir möglich war, Werke der Kunſt kennen gelernt, und beide entzückten meine Seele.“

Mit dieſen Geſprächen waren wir allmählich dem Schloſſe näher gekommen, und waren jezt bei dem Pförtchen.

An demſelben blieb Natalie ſtehen, und ſagte die Worte: „Ich habe geſtern ſehr lange mit der Mutter geſprochen, ſie hat von ihrer Seite eine Einwendung gegen unſeren Bund nicht zu machen.“

Ihre feinen Züge überzog ein ſanftes Roth, als ſie dieſe Worte zu mir ſprach. Sie wollte nun ſogleich durch das Pförtchen hinein gehen, ich hielt ſie aber zurück, und ſagte: „Fräulein, ich hielte es nicht für Recht, wenn ich euch etwas verhehlte. Ich habe euch heute ſchon einmal geſehen, ehe wir zuſammentrafen. Als ich am Morgen über den Gang hinter euren Zimmern ins Freie gehen wollte, ſtanden die Thüren in einen Vorſaal und in ein Zimmer offen, und ich ſah euch in dieſem leztern an einem mit einem alterthümlichen Teppiche behängten Tiſchchen die Hand auf ein Buch geſtüzt ſtehen."

„Ich dachte an mein neues Schickſal," ſagte ſie.

„Ich wußte es, ich wußte es," antwortete ich, „und mögen die himmliſchen Mächte es ſo günſtig geſtalten, als es der Wille derer iſt, die euch wohlwollen."

Ich reichte ihr beide Hände, ſie faßte ſie, und wir drückten uns dieſelben.

Darauf ging ſie in das Pförtchen ein, und über die Treppe empor.

Ich wartete noch ein wenig.

Da ſie oben war, und die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, ſtieg ich auch die Treppe empor.

Das ganze Weſen Nataliens ſchien mir an dieſem Morgen glänzender, als es die ganze Zeit her geweſen war, und ich ging mit einem tief tief geſchwellten Herzen in mein Zimmer.

Dort kleidete ich mich in ſo weit um, als es nöthig war, die Spuren des Morgenſpazierganges zu beſeitigen, und anſtändig zu erſcheinen, dann ging ich, da die Stunde des Frühmahles ſchon heran nahte, in das Speiſezimmer.

Ich war in demſelben allein. Der Tiſch war ſchon geweckt, und alles zum Morgenmahle in Bereitſchaft geſezt. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, kam Mathilde mit Natalie zugleich in das Zimmer. Natalie hatte ſich umgekleidet, ſie hatte jezt ein feſtlicheres Kleid an, als ſie beim Morgenſpaziergange getragen hatte, weil ſie gleich Mathilden bei Tiſche einen Gaſt durch ein beſſeres Kleid ehrte. Mit der gewöhnlichen Ruhe und Heiterkeit, aber mit einer faſt noch größeren Freundlichkeit als ſonſt, begrüßte mich Mathilde, und wies mir meinen Plaz an. Wir ſezten uns. Wir waren nun bei dem Frühmahle, wie wir es die mehreren Tage her gewohnt waren. Dieſelben Gegenſtände befanden ſich auf dem Tiſche, und derſelbe Vorgang wurde befolgt wie immer. Obgleich nur ein Dienſtmädchen ab und zu ging, und wir in den Zwiſchenzeiten allein waren, indem Mathilde nach ihrer Gepflogenheit manche Handlungen, die bei einem ſolchen Frühmahle nöthig ſind, an dem Tiſche ſelbſt verrichtete, ſo wurde doch über unſere beſonderen Angelegenheiten auch jezt nicht geſprochen. Gewöhnliche Dinge, wie ſie ſich an gewöhnlichen Tagen darbiethen, bildeten den Inhalt der Geſpräche. Theils Kunſt theils die ſchönen Tage der Jahreszeit, die eben war, und theils ein Abſchnitt des Aufenthaltes während der Roſenzeit im Asperhofe wurden abgehandelt. Dann ſtanden wir auf, und trennten uns.

Und ſo wurde auch am ganzen Tage von dem Verhältniſſe, in welches ich zu Natalien getreten war, nichts geſprochen.

Wir fanden uns noch im Laufe des Vormittages im Garten zuſammen. Mathilde zeigte mir einige Veränderungen, welche ſie vorgenommen hatte. Mehrere zu ſehr in geraden Linien gezogene geſchorne Hecken, die ſich noch in einem abgelegenen Theile des Gartens befunden hatten, waren beſeitigt worden und hatten einer leichteren und gefälligeren Anlage Plaz gemacht. Blumenbeete waren gezogen worden, und mehrere Pflanzen, welche man erſt kennen gelernt hatte, welche mein Gaſtfreund ſehr liebte, und unter denen ſich außerordentlich ſchöne befanden, waren in eine Gruppe geſtellt worden. Mathilde nannte ihre Namen, Natalie hörte aufmerkſam zu. Am Nachmittage wurde ein Spaziergang gemacht. Zuerſt beſuchten wir die Arbeiter, welche mit der Hinwegſchaffung der Tünche von der Steinbekleidung des Hauſes beſchäftigt waren, und ſahen eine Zeit hindurch zu. Mathilde that mehrere Fragen, und ließ ſich in Erörterungen über Dinge ein, die dieſe

Angelegenheit betrafen. Dann gingen wir in einem großen Bogen längs des Rückens der Anhöhen herum, die zu einem Theile das Thal beherrſchen, in dem das Schloß liegt. Wir kamen an dem Saume eines Wäldchens vorüber, von dem man das Schloß den Garten und die Wirthſchaftsgebäude ſehen konnte, und gingen endlich durch den nördlichen Arm deſſelben Spazierweges in das Schloß zurück, in deſſen ſüdlichem Theile ich heute Morgens mit Natalien gewandelt war.

Gegen Abend kam der Wagen mit den Wanderern an.

Mein Gaſtfreund ſtieg zuerſt heraus, dann folgten faſt gleichzeitig die übrigen jüngeren Männer. Ich wurde von allen gegrüßt, und von allen getadelt, daß ich ſo ſpät gekommen ſei. Man begab ſich in das gemeinſchaftliche Geſellſchaftszimmer, und beſprach ſich dort eine Weile, ehe man ſich in die Gemächer verfügen wollte, die für einen jeden beſtimmt waren.

Mein Gaſtfreund fragte mich, wo ich mich heuer aufgehalten, und welche Theile des Gebirges ich durchſtreift habe. Ich antwortete ihm, daß ich ihm ſchon im Allgemeinen geſagt habe, daß ich an den Simmigletſcher gehen werde, daß ich aber meinen beſonderen Wohnort im Kargrat aufgeſchlagen habe, in dem mit dem Gebirgsſtocke gleichnamigen kleinen Dörflein. Von da aus habe ich meine Streifereien gemacht. Ich nannte ihm die einzelnen Richtungen, weil er beſonders in der Gegend der Simmen ſehr bekannt war. Euſtach ſprach über die ſchönen Naturbilder, die in jenen Geſtaltungen vorkommen. Roland ſagte, ich möchte doch auch einmal die Klamkirche, in der ſie geweſen ſeien, beſuchen; die Zeichnungen werde mir Euſtach ſchon zeigen, damit ich einen vorläufigen Überblick davon zu erlangen vermöge. Guſtav grüßte mich einfach mit ſeiner Liebe und Freundſchaft, wie er es immer gethan hatte. Auf die gelegentliche Frage meines Gaſtfreundes, ob ich nun lange in der Geſellſchaft meiner Freunde zu bleiben geſonnen ſei, antwortete ich, daß mich eine wichtige Angelegenheit vielleicht ſchon in ſehr kurzer Zeit fortführen könnte.

Nach dieſen allgemeinen Geſprächen begaben ſich die Reiſenden in ihre Zimmer, um die Spuren der Reiſe zu beſeitigen, ſtaubige Kleider abzulegen, ſich ſonſt zu erfriſchen, oder Mitgebrachtes in eine Ordnung zu richten.

Wir ſahen uns erſt bei dem Abendeſſen wieder.

Daſſelbe war ſo heiter und freundlich, wie es immer geweſen war.

Am anderen Morgen nach dem Frühmahle ging mein Gaſtfreund eine Zeit mit Mathilden im Garten ſpazieren, dann kam er in mein Zimmer, und ſagte zu mir: „Ihr habt Recht, und es iſt ſehr gut von euch, daß ihr das, was euren hieſigen Freunden lieb und angenehm iſt, euren Eltern und euren Angehörigen ſagen wollt.“

Ich erwiederte nichts, erröthete, und verneigte mich ſehr ehrerbiethig.

Ich erklärte im Laufe des Vormittages, daß ich, ſobald es nur immer möglich wäre, abreiſen müßte. Man ſtellte mir Pferde bis zur nächſten Poſt zur Verfügung, und nachdem ich mein kleines Gepäck geordnet hatte, beſchloß ich, noch vor dem Mittage die Reiſe anzutreten. Man ließ es zu. Ich nahm Abſchied. Die klaren heiteren Augen meines Gaſtfreundes begleiteten mich, als ich von ihm hinwegging. Mathilde war ſanft und gütig, Natalie ſtand in der Vertiefung eines Fenſters, ich ging zu ihr hin, und ſagte leiſe: „Liebe liebe Natalie, lebet wohl.“

„Mein lieber theurer Freund, lebet wohl,“ antwortete ſie ebenfalls leiſe, und wir reichten uns die Hände.

Nach einem Augenblicke verabſchiedete ich mich auch von den anderen, die, da ſie wußten, daß ich abreiſen werde, in das Geſellſchaftszimmer gekommen waren. Ich ſchüttelte Euſtach und Roland die Hände, und empfing Guſtavs Kuß, welche innigere Art des Willkommens und Scheidens ſchon ſeit längerer Zeit zwiſchen uns üblich geworden war, und welche mir heute ſo beſonders wichtig wurde.

Hierauf ging ich die Treppe hinab, und beſtieg den Wagen.

Mathildens Pferde brachten mich auf die nächſte Poſt. Dort ſendete ich ſie zurück, und nahm andere in der Richtung nach dem Kargrat. Ich gönnte mir wenig Ruhe. Als ich dort angekommen war, erklärte ich meinen Leuten, daß Umſtände eingetreten wären, welche die Fortſetzung der heutigen Arbeiten nicht erlaubten. Ich entließ ſie alſo, händigte ihnen aber den Lohn ein, den ſie bekommen hätten, wenn ſie mir in der ganzen vertragsmäßigen Zeit gedient hätten. Sie waren hierüber zufrieden. Der Jäger und Zitherſpieler war früher, ehe ich gekommen war, fortgegangen. Wohin er ſich begeben habe, wußten die Leute ſelber nicht. Das Verhältniß mit meinen Arbeitern zu ordnen, war mir das Wichtigſte auf meinem Arbeitsplaze geweſen; deßhalb war ich hingereiſt. Ich hatte ihnen vor meinem Beſuche im Aſperhofe geſagt, daß ich bald wieder kommen werde, hatte ihnen während meiner Abweſenheit Arbeit aufgetragen, und hatte ihnen Arbeit nach meiner Wiederkunft in Ausſicht geſtellt. Dieſes mußte nun umgeändert werden. Da es geſchehen war, gab ich meine Sachen im Kargrat ſo in Verwahrung, daß ſie geſichert waren, und reiſte ſogleich wieder ab. Ich hatte die Pferde, die ich von dem lezten größeren Orte in das Kargrat mitgenommen hatte, bei mir behalten, und fuhr jezt mit ihnen wieder fort. Auf dem erſten Poſtamte verlangte ich eigene Poſtpferde, und ſchlug die Richtung zu meinen Eltern ein.

Als ich dort angekommen war, machte mein unvermuthetes Erſcheinen beinahe den Eindruck des Erſtaunens. Alle Ereigniſſe waren ſo ſchnell gekommen, daß, da einmal meine Abreiſe zu meinen Eltern feſtgeſezt war, ein Brief, der ſie von meiner Ankunft benachrichtigt hätte, wahrſcheinlich nicht früher zu ihnen gekommen wäre als ich ſelbſt. Sie konnten ſich daher nicht erklären, warum ich ohne vorhergegangene Benachrichtigung nun im Sommer ſtatt im Herbſte komme. Ich ſagte ihnen auf ihre Frage, daß allerdings ein Grund zu meiner jezigen Heimreiſe vorhanden ſei, aber keineswegs ein unangenehmer, daß ich in Ungeduld ſo ſchnell abgereiſt ſei, und daß ich ihnen eine frühere Nachricht von meiner Ankunft nicht habe zugehen laſſen können. Hierauf waren ſie beruhigt, und, wie es ihre Art war, fragten ſie mich nun nicht nach meinem Grunde.

Am anderen Morgen, ehe der Vater in die Stadt ging, begab ich mich zu ihm in das Bücherzimmer, und ſagte ihm, daß ich zu Natalien der Tochter der Freundin meines Gaſtfreundes ſchon ſeit langer Zeit her eine Zuneigung gefaßt habe, daß dieſe Neigung in mir verborgen geblieben, und daß es mein Vorſaz geweſen ſei, ſie, wenn ſie ohne Ausſicht wäre, zu unterdrücken, ohne daß ich je zu irgend jemanden ein Wort darüber ſagte. Nun habe aber Natalie auch mich ihres Antheils nicht für unwerth gehalten, ich habe davon nichts gewußt, bis ein Zufall, da wir von anderen weit entlegenen Dingen ſprachen, die gegenſeitig unbekannte Stimmung zu Tage brachte. Da haben wir nun einen Bund geſchloſſen, daß wir uns unſere Neigung bewahren wollen, ſo lange wir leben, und daß wir ſie in dieſer Art nie einem anderen Weſen ſchenken würden. Natalie habe verlangt, und mein Sinn ſtimmte dieſem Verlangen vollkommen bei, daß wir unſeren Angehörigen dieſe Thatſache mittheilen ſollten, damit wir uns unſeres Gutes durch ihre Zuſtimmung erfreuen, oder, wenn von einem Theile die Billigung verſagt würde, die Neigung zwar unverändert erhalten aber den perſönlichen Umgang aufheben. Da nun Nataliens Angehörige nichts eingewendet haben, ſo ſei ich hier, um die Sache meinen Eltern zu ſagen, und ihm ſage ich ſie zuerſt, der Mutter würde ich ſie ſpäter mittheilen.

„Mein Sohn," antwortete er, „du biſt mündig, du haſt das Recht Verträge abzuſchließen, und haſt einen ſehr wichtigen abgeſchloſſen. Da ich dich genau kenne, da ich dich ſeit einiger Zeit noch viel genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, als ich dich früher kannte, ſo weiß ich, daß deine Wahl einen Gegenſtand getroffen hat, der, wenn ihm auch gewiß wie allen Menſchen Fehler eigen ſind, an Werth und Güte entſprechen wird. Wahrſcheinlich hat er beide Dinge in einem höheren Maße als die Menſchen, wie ſie in größerer Menge jezt überall ſind. In dieſer Meinung beſtärken mich noch mehrere Umſtände. Gute

Neigung iſt nicht ſchnell entſtanden, ſondern hat ſich vorbereitet, du haſt ſie überwinden wollen, du haſt nichts geſagt, du haſt uns von Natalien wenig erzählt, alſo iſt es kein haſtiges fortreißendes Verlangen, welches dich erfaßt hat, ſondern eine auf dem Grunde der Hochachtung beruhende Zuneigung. Bei Natalien iſt es wahrſcheinlich auch ſo, weil, wie du geſagt haſt, ihre Gegenneigung vorhanden war, ehe du ſie erkennen konnteſt. Ferner hat bei deinem Gaſtfreunde die Geſammtheit deines Weſens eine ſo entſchiedene Förderung erhalten, du haſt nach manchem Beſuche bei Ihm auch ſo hervorragende Einzelheiten zurückgebracht, daß ihm eine große Güte und Bildung eigen ſein muß, die auf ſeine Umgebung übergeht. Ich habe nichts einzuwenden."

Obgleich ich mir vorgeſtellt hatte, daß mein Vater dem geſchloſſenen Bunde kein Hinderniß entgegenſtellen werde, ſo war ich doch bei dieſer Unterredung beklommen und ernſt geweſen, ſo wie in der Haltung meines Vaters eine tiefe Ergriffenheit nicht zu verkennen geweſen war. Jezt, da er geredet hatte, kam in mein Herz eine Freudigkeit, die ſich auch in meinen Augen und in meinen Mienen ausgedrückt haben mußte. Mein Vater blickte mich gütig und freundlich an, und ſagte: „Du wirſt mit der Mutter von dieſem Gegenſtande nicht ſo leicht ſprechen, ich werde deine Stelle vertreten, und ihr von dem geſchloſſenen Bunde erzählen, daß du ſchneller über die Mittheilung hinwegkömmſt. Laſſe den Vormittag vergehen, nach dem Mittageſſen werde ich die Mutter in dieſes Zimmer bitten. Klotilde wird dann gelegentlich auch Kenntniß von deinem Schritte erhalten.“

Wir verließen nun das Bücherzimmer. Mein Vater rüſtete ſich, in ſeine Geſchäftsſtube in die Stadt zu gehen, wie er ſich jeden Morgen gerüſtet hatte. Als er fertig war, nahm er von der Mutter Abſchied, und ging fort. Der Vormittag verfloß, wie gewöhnlich die Zeit nach meiner Ankunft verfloſſen war. Die Mutter und Klotilde fragten nicht nach dem Grunde meines ungewöhnlichen Zurückkommens, und gingen ihren Geſchäften nach. Als das Mittagmahl vorüber war, nahm der Vater die Mutter in das Bücherzimmer, und blieb eine Weile mit ihr dort. Als ſie wieder zu mir und Klotilden herauskamen, blickte ſie mich freundlich an, ſagte aber nichts.

Sie ſetzten ſich wieder zu uns, und wir blieben noch eine Zeit an dem Tiſche ſitzen.

Als wir aufgeſtanden waren, gingen wir in den

Garten, welchen ich jezt durch eine Reihe von Jahren nicht im Sommer geſehen hatte. Die Roſen, welche hier und da zerſtreut waren, glichen nicht denen meines Gaſtfreundes, waren aber auch nicht ſchlechter, als die, welche ſich in dem Sternenhofe befanden. Der Garten, welcher mir in meiner Kindheit immer ſo lieb und traulich geweſen war, erſchien mir jezt klein und unbedeutend, obwohl ſeine Blumen, die gerade in dieſer Sommerzeit noch blühten, ſeine Obſtbäume ſeine Gemüſe Weinreben und Pfirſichgitter nicht zu den geringſten der Stadt gehörten. Es zeigte ſich nur eben der Unterſchied eines Stadtgartens und des Gartens eines reichen Landbeſizers. Man wies mir alles, was man für wichtig erachtete, und machte mich auf alle Veränderungen aufmerkſam. Man ſchien ſich gleichſam zu freuen, daß man mich doch einmal zu Anfang der heißeren Jahreszeit hier habe, während ich ſonſt nur immer am Beginne der kälteren gekommen war, wenn die Blätter abfielen, und der Garten ſich ſeines Schmuckes entäußerte. Gegen den Abend ging der Vater wieder in die Stadt. Wir blieben in dem Garten. Da ſich in einem Augenblicke die Schweſter mit dem Aufbinden eines Rebenzweiges beſchäftigte, und ich mit der Mutter allein an dem Marmorbrunnen der Einbeere ſtand, in welchen das köſtliche helle Waſſer nieder rieſelte, ſagte ſie zu mir: „Ich wünſche, daß jedes Glück und jeder Segen vom Himmel dich auf dem ſehr wichtigen Schritte begleiten möge, den du gethan haſt, mein Sohn. Wenn du auch ſorgſam gewählt haſt, und wenn auch alle Bedingungen zum Gedeihen vorhanden ſind, ſo bleibt der Schritt doch ein ſchwerer und wichtiger; noch ſteht das Zuſammenfinden und das Einleben in einander bevor."

„Möge es uns Gott ſo gewähren, wie wir glauben es erwarten zu dürfen," antwortete ich, „ich wollte auch kein Glück gründen, ohne daß ich meine Eltern darum fragte, und ohne daß ihr Wille mit dem meinigen übereinſtimmte. Zuerſt mußte wohl Gewißheit geſucht werden, ob ſich die Neigungen zuſammen gefunden hätten. Als dieſes erkannt war, mußte der Sinn und die Zuſtimmung der Angehörigen erforſcht werden, und deßhalb bin ich hier."

„Der Vater ſagt," erwiederte ſie, „daß alles recht iſt, daß der Weg ſich ebnen wird, und daß jene Dinge, die in jeder Verbindung und alſo auch in dieſer im Anfange ungefügig ſind, hier eher ihre Gleichung finden werden als irgendwo. Wenn er es aber auch nicht geſagt hätte, ſo wüßte ich es doch. Du biſt unter ſo vortrefflichen Leuten geweſen, du würdeſt auch ohne dem nicht unwürdig gewählt haben, und haſt du gewählt, ſo iſt dein Geiſt gut, und wird ſich in Kürze in ein Frauenherz finden, wie auch ſie ihr Leben in dem deinigen finden wird. Es ſind nicht alle es ſind nicht viele Verbindungen dieſer Art glücklich; ich kenne einen großen Theil der Stadt, und habe auch einen nicht zu kleinen Theil des Lebens beobachtet. Du haſt im Grunde nur unſere Ehe geſehen: möge die deinige ſo glücklich ſein, als es die meine mit deinem ehrwürdigen Vater iſt."

Ich antwortete nicht, es wurden mir die Augen naß.

„Klotilde wird jezt einſam ſein," fuhr die Mutter fort, „ſie hat keine andere Neigung als unſer Haus als Vater und Mutter und als dich."

„Mutter," antwortete ich, „wenn du Natalien ſehen wirſt, wenn du erfahren wirſt, wie ſie einfach und gerecht iſt, wie ihr Sinn nach dem Gültigen und Hohen ſtrebt, wie ſie ſchlicht vor uns allen wandelt, und wie ſie viel viel beſſer iſt als ich, ſo wirſt du nicht mehr von einer Vereinſamung ſprechen ſondern von einer Verbindung, Klotilde wird um eines mehr haben als jezt, und du und der Vater werdet um eines mehr haben. Aber auch Mathilde mein Gaſtfreund und der Kreis jener trefflichen Menſchen wird in eure Verbindung gezogen werden, ihr werdet zu ihnen hingezogen werden, und was bis jezt getrennt war, wird Einigung ſein.“

„Ich habe mir es ſo gedacht, mein Sohn,“ antwortete die Mutter, „und ich glaube wohl, daß es ſo kommen wird; aber Klotilde wird die Art ihrer Neigung zu dir umwandeln müſſen, und möge das alles mit gelindem Kelche vorübergehen.“

Zu dem Ende dieſer Worte war auch Klotilde herzu gekommen. Sie brachte mir eine Roſe, und ſagte mit heiteren Mienen, daß ſie mir dieſelbe blos darum gebe, um mir einen kleinen Erſaz für alle die Roſen zu biethen, welche ich heuer im Aſperhofe durch meine Hieherreiſe verſäumt habe.

Mir fiel es bei dieſen Worten erſt auf, daß im väterlichen Garten die Roſen blühten, während ſie doch in dem höher gelegenen und einer rauheren Luft ausgeſezten Aſperhofe ſchon verblüht waren. Ich ſprach davon. Man fand den Grund bald heraus. Die Aſperhofroſen waren den ganzen Tag der Sonne ausgeſezt, mochten auch beſſer gepflegt werden und einen beſſeren Boden haben, während hier theils durch

Bäume, die man des kleineren Raumes wegen enger ſezen mußte, theils durch die Mauern näherer und entfernterer Häuſer vielfältig Schatten entſtand.

Ich nahm die Roſe, und ſagte, Klotilde würde meinem Gaſtfreunde einen ſchlechten Dienſt thun, wenn ſie in ſeinem Garten eine Roſe pflückte.

„Dort würde ich nicht den Muth dazu haben,“ antwortete ſie.

Wir blieben nun eine Weile bei dem Marmorwaſſerwerke ſtehen. Klotilde zeigte mir, was der Vater im Frühlinge habe machen laſſen, zum Theile, um den Waſſerzug noch mehr zu ſichern, zum Theile, um Verſchönerungen anzubringen. Ich ſah, wie trefflich und zweckmäßig er die Dinge hatte zubereiten laſſen, und wie ſehr ich von ihm lernen könne. Ich freute mich ſchon auf die Zeit, die nicht mehr ferne ſein konnte, in welcher der Vater mit meinem Gaſtfreunde zuſammen kommen würde.

Als wir von dem Waſſerwerke weg gingen, führte mich Klotilde nun zu dem Plaze, von welchem eine Ausſicht in die Gegend geboten iſt, und den man mit einer Bruſtwehr zu verſehen beſchloſſen hatte. Die Bruſtwehr war ſchon zum Theile fertig. Sie war aufgemauert, war mit den von mir gebrachten Marmorplatten belegt, und war ſeitwärts mit Marmor bekleidet, den ſich der Vater verſchafft hatte. Auch meine Simſe und Tragſteine waren verwendet. Ich ſah aber, daß noch vieles an Marmor fehlte, und verſprach, daß ich ſuchen werde, zu Stande zu bringen, daß die ganze Bruſtwehr aus gleichartigen Stücken und in gleicher Weiſe könne hergeſtellt werden.

„Du ſiehſt, daß wir auch in der Ferne deiner denken, und dir etwas Angenehmes zu bereiten ſtreben,“ ſagte Klotilde.

„Ich habe ja nie daran gezweifelt,“ antwortete ich, „und denke auch euer, wie meine Briefe beweiſen.“

„Du ſollteſt doch wieder einmal einen ganzen Sommer hier bleiben,“ ſagte ſie.

„Wer weiß, was geſchieht,“ erwiederte ich.

Als die Dunkelheit bereits mit ihrer vollen Macht hereinzubrechen anfing, kam der Vater wieder aus der Stadt, und wir nahmen unſer Abendeſſen in dem Waffenhäuschen. Da ſehr lange Tage waren, und da es nach dem Eintreten der völligen Finſterniß ſchon ziemlich ſpät war, ſo konnten wir nach dem Speiſen nicht mehr ſo lange in dem Häuschen mit den gläſernen Wänden beim Brennen der traulichen Lichter ſitzen bleiben, wie in dem Herbſte, wenn ich nach einer langen Sommerarbeit wieder zu den Meinigen zurückgekehrt war. Auch hatte man heute in dem lauen Abende mehrere der Glasabtheilungen geöffnet, der Eppich flüſterte in einem gelegentlichen Luftzuge, und die Flamme im Innern der Lampe wankte unerfreulich. Wir trennten uns, und ſuchten unſere Ruhe.

Am anderen Tage am früheſten Morgen kam Klotilde zu mir. Als ich auf ihr Pochen geöffnet hatte, und ſie eingetreten war, verkündigte ihr Angeſicht, daß die Mutter über meine Angelegenheit mit ihr geſprochen habe. Sie ſah mich an, ging näher, fiel mir um den Hals, und brach in einen Strom von Thränen aus. Ich ließ ihr ein Weilchen freien Lauf, und ſagte dann ſanft: „Klotilde, wie iſt dir denn?“

„Wohl und wehe,“ antwortete ſie, indem ſie ſich von mir zu einem Size führen ließ, auf den ich mich neben ihr niederließ.

„Du weißt nun alſo alles?“

„Ich weiß alles. Warum haſt dun mir es den nicht früher geſagt?“

„Ich mußte doch vorher mit den Eltern ſprechen, und dann, Klotilde, hatte ich gegen dich gerade den wenigſten Muth.“

„Und warum haſt du nicht in früheren Sommern etwas geſagt?“

„Weil nichts zu ſagen war. Es iſt erſt jezt zu gegenſeitiger Kenntniß gekommen, und da bin ich hergeeilt, mich den Meinigen zu offenbaren. Als das Gefühl nur das meine war, und die Zukunft ſich noch verhüllte, durfte ich nicht reden, weil es mir nicht männlich ſchien, und weil die Empfindung, die vielleicht in Kurzem gänzlich weggethan werden mußte, durch Worte nicht geſteigert werden durfte.“

„Ich habe es immer geahnt,“ ſagte Klotilde, „und habe dir immer das höchſte und größte Glück gewünſcht. Sie muß ſehr gut ſehr lieb ſehr treu ſein. Ich habe nur das Verlangen, daß ſie dich ſo liebt wie ich.“

„Klotilde,“ antwortete ich, „du wirſt ſie ſehen, du wirſt ſie kennen lernen, du wirſt ſie lieben; und wenn ſie mich dann auch nicht mit der in der Geburt gegründeten ſchweſterlichen Liebe liebt, ſo liebt ſie mich mit einer anderen, die auch mein Glück dein Glück das Glück der Eltern vermehren wird.“

„Ich habe oft gedacht, wenn du von ihr erzählteſt, wie wenig du auch ſagteſt, und gerade, weil du wenig ſagteſt,“ fuhr ſie fort, „daß ſich etwa da ein Band entwickeln könnte, daß es ſehr zu wünſchen wäre, daß du ihre Neigung gewänneſt, und daß daraus eine beſſere Einigung entſtehen könnte als durch die Verbindung mit einem Mädchen unſerer Stadt oder mit einem anderen."

„Und nun iſt es ſo," erwiederte ich.

„Warum haſt du denn nie ein Bild von ihr gemalt?" fragte ſie.

„Weil ich ſie eben ſo wenig oder noch weniger darum bitten konnte als dich oder die Mutter oder den Vater. Ich hatte nicht das Herz dazu," antwortete ich.

„Nun ſei recht glücklich, ſei zufrieden bis in dein höchſtes Alter, und bereue nie, auch nicht im geringſten, den Schritt, den du gethan haſt," ſagte ſie.

„Ich glaube, daß ich ihn nie bereuen werde, und ich danke dir innig für deine Wünſche, meine theure meine geliebte Klotilde," erwiederte ich.

Sie trocknete ihre Thränen mit dem Tuche, ordnete gleichſam ihr ganzes Weſen, und ſah mich freundlich an.

„Wer wird jezt mit mir zeichnen ſpaniſche Bücher leſen Zither ſpielen, wem werde ich alles ſagen, was mir in das Herz kömmt?" ſprach ſie nach einer Weile.

„Mir, Klotilde,“ erwiederte ich, „alles, was ich früher war, werde ich dir bleiben. Leſen zeichnen Zitherſpielen wirſt du mit Natalien; auch mittheilen wirſt du dich ihr, und mit ihr wirſt du das alles vollführen, was du bisher mit mir vollführt haſt. Lerne ſie nur erſt kennen, und du wirſt begreifen, daß es wahr iſt, was ich ſage.“

„Ich möchte ſie gerne ſehr bald ſehen,“ ſagte ſie.

„Du wirſt ſie bald ſehen,“ antwortete ich, „es muß ſich jezt eine Verbindung unſerer Familie mit jenen Menſchen, bei denen ich bisher ſo häufig geweſen bin, anknüpfen; ich wünſche ſelber, daß du ſie bald ſehr bald ſeheſt.“

„Bis dahin aber mußt du mir ſehr viel von ihr erzählen, und wenn es möglich iſt, mußt du mir ein Bild von ihr bringen,“ ſagte ſie.

„Ich werde dir erzählen,“ antwortete ich, „jezt, da wir einmal von der Sache geſprochen haben, werde ich dir ſehr gerne erzählen, ich werde mit dir leichter von dem Bunde reden als mit ihr ſelber. Ob ich dir ein Bild werde bringen oder ſchicken können, weiß ich nicht; wenn es möglich iſt, werde ich es thun. Aber es wird nur in dem Falle ſein können, wenn ein Bild von ihr da iſt, und man es mir oder eine Abbildung davon überläßt. Behalte es dann, bis du mit ihr ſelber zuſammen kömmſt, und wir in freundlicher Verbindung mit einander leben. Endlich aber, Klotilde . . ."

„Endlich?"

„Endlich wird doch auch die Zeit kommen, in welcher du von uns ausſcheiden wirſt, zwar nicht mit deinem Geiſte, wohl aber mit einem Theile deiner Beziehungen, wenn nehmlich auch du eine tiefere Verbindung eingehſt."

„Nie, nie werde ich das thun," rief ſie beinahe heftig, „nein, ich könnte ihm zürnen, ihm, der mein Herz hier wegführen würde. Ich liebe nur den Vater die Mutter und dich. Ich liebe dieſes ſtille Haus und alle, die berechtigt in demſelben aus und ein gehen, ich liebe das, was es enthält, und die Dinge, die ſich in ihm allmählich geſtalten, ich werde Natalien und ihre Angehörigen lieben, aber nie einen Fremden, der mich von euch ziehen wollte."

„Er wird dich aber von uns ziehen, Klotilde," ſagte ich, „und du wirſt doch da bleiben, er wird berechtigt ſein, hier aus und ein zu gehen, er wird ein Ding ſein, das ſich in dem Hauſe allmählich geſtaltet, und du wirſt vielleicht nicht von Vater und Mutter gehen dürfen, gewiß aber wird kein Zwang ſein, daß du ſie oder mich weniger lieben müſſeſt.“

„Nein, nein, rede mir nicht von dieſen Dingen,“ erwiderte ſie, „es peinigt mich, und zerſtört mir das Herz, das ich dir mit großer Theilnahme in der Morgenſtunde habe bringen wollen.“

„Nun, ſo reden wir nicht mehr davon, Klotilde,“ ſagte ich, „ſei nur beruhigt, und bleibe bei mir.“

„Ich bleibe ja bei dir,“ antwortete ſie, „und ſprich freundlich zu mir.“

Sie hatte die lezte Spur der Thränen von ihrem Angeſichte vertilgt, ſie ſezte ſich auf dem Size neben mir noch mehr zurecht, und ich mußte mit ihr ſprechen. Sie fragte mich von neuem um Natalien, wie ſie ausſehe, was ſie thue, wie ſie ſich zu ihrer Mutter ihrem Bruder und zu meinem Gaſtfreunde verhalte. Ich mußte ihr erzählen, wann ich ſie zum erſten Male geſehen habe, wann ich in dem Sternenhofe geweſen ſei, wann ſie den Asperhof beſucht habe, wann ein Ahnungsgefühl in mein Herz gekommen, wie es dort gewachſen ſei, wie ich mit mir gekämpft habe, was dann gekommen ſei, und wie es ſich gefügt habe, daß wir endlich die Worte zu einander gefunden haben.

Ich erzählte ihr gerne, ich erzählte ihr immer leichter, und je mehr ſich die Worte von dem Herzen löſeten, deſto ſüßer wurde mein Gefühl. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich von dieſem meinen innerſten Weſen zu irgend jemanden ſprechen könnte; aber Klotildens Seele war der einzige liebe Schrein, in welchem ich das Theure niederlegen konnte.

Wir blieben ſehr lange ſizen, immer fragte mich Klotilde wieder um Neues und wieder um Altes. Da kam die Mutter in meine Stube. Da ſie uns in vertraulichem Geſpräche ſizen fand, ſezte ſie ſich auch zu dem Tiſche, der vor mir und Klotilden ſtand, und ſagte nach einer kurzen Weile, daß ſie gekommen ſei, uns zum Frühmahle zu holen. Sie hätte Klotilden nirgends geſehen, und hätte gemeint, daß ſie an dieſem Morgen bei mir ſein müſſe.

„Meine geliebten Kinder,“ fuhr ſie fort, „bewahrt euch eure Liebe, entfremdet euch nie eure Herzen, und bleibt euch in allen Lagen zugewandt, wie ihr euch jezt und wie ihr den Eltern zugewandt ſeid; dann werdet ihr einen Schaz haben, der einer der ſchönſten im Leben iſt, und der ſo oft verkannt wird. Ihr werdet in eurer Vereinigung ſittlich ſtark ſein, ihr werdet die Freude eures Vaters bilden und mir werdet ihr das Glück meines Alters ſein.“

Wir antworteten nichts auf dieſe Rede, weil uns ihr Inhalt ſo natürlich war, und folgten der Mutter aus dem Zimmer.

Der Vater harrte ſchon unſer in dem Speiſegemache, und da jezt die Urſache meiner unvermutheten Nachhauſekunſt allen bekannt war, und keines ſich dagegen erklärte, ſo ſprachen wir nun unverholen gemeinſchaftlich von der Angelegenheit. Die Eltern hegten die beſten Erwartungen von dem neuen Bunde, und freuten ſich der Übereinſtimmung zwiſchen mir und der Schweſter. Ich mußte ihnen nun, wie ich es ſchon gegen Klotilde gethan hatte, noch mehreres von Natalien erzählen, wie ſie ſei, was ſie thue, wohin ſich ihre Bildung neige, und wie ſie ihre Jugend könne zugebracht haben. Auch von Mathilden und dem Sternenhofe ſo wie von dem Asperhofe und meinem Gaſtfreunde mußte ich noch Manches nachholen, was das Bild ergänzen ſollte, welches ſich die Meinigen von den dortigen Verhältniſſen machten. Ich ſagte ihnen auch, daß ein günſtiges Geſchick hier walte, da gerade Natalie jenes Mädchen geweſen ſei, welches einmal bei der Aufführung des „König Lear“ in einer Loge neben mir ſo ergriffen geweſen ſei, welches mir großen Antheil eingeflößt, und mich, der ich den

Schmerz im Trauerſpiele getheilt hätte, im Herausgehen gleichſam zum Danke freundlich angeblickt habe. Erſt in lezter Zeit ſei das aufgeklärt worden.

Der Vater ſagte, daß die Familien, die durch längere Zeit gleichſam durch ein unſichtbares Band verbunden geweſen waren, durch das Band der geiſtigen Entwicklung ſeines Sohnes und des Verkehrs desſelben mit beiden Theilen, auch in der Wirklichkeit ſich nähern, ſich kennen lernen, und in eine Verbindung treten werden.

Die Mutter entgegnete, das ſei jezt die dringendſte Veranlaſſung, ja es ſei nicht nur eine geſellſchaftliche ſondern ſogar eine Familienpflicht, daß der Vater, welcher, je älter er werde, mit einer deſto wärmeren Ausdauer, welche unbegreiflich iſt, ſich an ſeine Arbeitsſtube kette, nun endlich einmal ſich den Geſchäften entreiße, eine Reiſe mache, und ſich in derſelben nur mit heiteren und ſchönen Dingen beſchäftige.

„Nicht nur ich werde eine Reiſe machen,“ antwortete er, „ſondern auch du und Klotilde. Wir werden die Menſchen dort, welche meinen Sohn ſo freundlich aufgenommen haben, beſuchen. Aber auch ſie werden eine Reiſe machen; denn auch ſie werden zu uns in die Stadt kommen, und in dieſen Zimmern verweilen. Wann aber dieſe Reiſen ſtattfinden werden, läßt ſich jezt noch gar nicht beurtheilen. Jedenfalls muß unſer Sohn zuerſt allein wieder hinreiſen, und muß die Einwilligung ſeiner Familie überbringen. Seinem Ermeſſen und hauptſächlich den Rathſchlägen ſeines älteren Freundes wird es dann anheimgegeben ſein, wie die Sachen im weiteren Verlaufe ſich entwickeln ſollen. Die Reiſe unſeres Sohnes muß aber ſogleich geſchehen; denn ſo fordert es die neue Pflicht, die er eingegangen iſt. Wir werden abwarten, welche Nachrichten er uns von ſeiner Ankunft im Sternenhofe zuſenden, oder welche Meinung er uns ſelber überbringen wird.“

„Die Reiſe, mein Vater,“ entgegnete ich, „wünſche ich, ſo bald es nur möglich iſt, anzutreten, am liebſten ſogleich morgen oder wenn ein Aufſchub ſein muß, doch übermorgen.“

„Es wird nicht verſpätet ſein, wenn du übermorgen reiſeſt, da ſich doch noch Einiges zum Beſprechen ergeben kann,“ antwortete er.

Klotilde äußerte ihre Freude daß einmal alle eine Reiſe antreten würden.

„Und für den guten Vater könnte nun öfter der

Anlaß gegeben ſein," ſagte die Mutter, „daß er in das Freiere und Weitere komme, daß er reine Luft athme, und Berg und Wald und Feld betrachte."

„Ich werde doch einmal, meine liebe Thereſe, mein Buch abſchließen," erwiederte der Vater, „und es wird für mich der Stillſtand der Geſchäfte eintreten. Sie mögen in andere Hände übergehen, oder ſich ganz auflöſen. Dann wird es Zeit ſein, im Anblicke von Berg Wald und Feld ein Haus zu miethen oder zu bauen, daß wir im Sommer dort und im Winter hier wohnen, wenn wir nicht gar lieber auch manchen Winter draußen bleiben wollen."

„So haſt du oft geſagt," antwortete die Mutter, „aber es iſt nicht geſchehen."

„Wenn Zeit und Ort darnach angethan ſind, wird es geſchehen," erwiederte er.

„Wenn dann noch deine Geſundheit und dein geiſtiges Weſen davon den gewünſchten Nuzen ziehen," ſagte die Mutter, „werde ich jeden Winter preiſen, welchen wir mitten in irgend einem Lande zubringen."

„Es wird ſich vieles ereignen, woran wir jezt nicht denken," antwortete der Vater.

Wir ſtanden von dem Frühmahle auf, und jedes ging an ſeine Geſchäfte.

Im Laufe des Vormittages ließ mich die Mutter wieder zu ſich bitten, und fragte mich, wie ich es denn zu halten gedenke, wo ich mit Natalien wohnen wolle. Es ſei in dem Hauſe Plaz genug, nur müßte alles gerichtet werden. Auch ſeien viele andere Dinge zu ordnen, beſonders meine Kleider, in denen ich doch nun anders ſein müſſe. Sie wünſche meine Meinung zu hören, damit man zu rechter Zeit beginnen könne, um noch fertig zu werden.

Ich ſagte, daß ich in der That auf dieſe Angelegenheit nicht gedacht habe, daß ihre Erwägung wohl noch Zeit habe, und daß wir vor Allem den Vater um Rath fragen ſollten.

Sie war damit einverſtanden.

Als wir nach dem Mittagseſſen den Vater fragten, war er meiner Meinung, daß es noch zu frühe ſei, an dieſe Dinge zu denken. Es würde ſchon zu rechter Zeit geſchehen, daß alles, was noth thue, in Ordnung geſezt werden könne. Jezt ſeien andere Dinge zu beſprechen und zu bedenken. Wenn es an der Zeit ſei, werde es die Mutter erfahren, daß ſie alle ihre Maßregeln ausreichend treffen könne.

Sie war damit zufrieden.

Nachmittags fragte ich in der Stadt im Hauſe der Fürſtin an, und erfuhr, daß dieſelbe zufällig auf mehrere Tage anweſend ſei. Sie habe die Abſicht nach Riva zu gehen, um dort einige Wochen an den Ufern des blauen Gardaſees zu verleben. Sie ſei jezt eben damit beſchäftigt, die Vorbereitungen zu dieſer Reiſe zu machen. Ich ließ anfragen, wann ich ſie ſprechen könnte, und wurde auf den nächſten Tag um zwölf Uhr beſtellt.

Ich nahm zu dieſer Zeit eine Mappe mit einigen meiner Arbeiten zu mir, und verfügte mich in ihre Wohnung. Nach den freundlichen Empfangsworten drückte ſie ihre Verwunderung aus, mich jezt hier zu finden. Ich gab die Verwunderung für ihre Perſon zurück. Sie führte mir als Grund ihre beabſichtigte Reiſe an, und ich ſagte, daß plözlich gekommene Angelegenheiten meinen Sommeraufenthalt unterbrochen, und mich in die Stadt geleitet hätten.

Sie fragte mich um meine Arbeiten während der Zeit meiner Abweſenheit.

Ich erklärte ihr dieſelben. Als ich von dem Simmigletſcher ſprach, nahm ſie beſonderen Antheil, weil ihr dieſes Gebirge aus früherer Zeit her bekannt war. Ich mußte ihr genau beſchreiben, und zeigen, wo wir geweſen, und was wir gethan haben. Ich zog die Zeichnungen, die ich in Farben von den Eisfeldern ihren Einränderungen ihrer Einbuchtung ihrer Abgleitung und ihres oberen Urſprunges gemacht hatte, und in meiner Mappe mit mir trug, hervor, und breitete ſie vor ihr aus. Sie ließ ſich jedes auch das kleinſte an dieſen Zeichnungen beſchreiben und erklären. Ich mußte ihr auch verſprechen, bei nächſter günſtiger Gelegenheit meine Zeichnung von dem Grunde des Lauterſees ihr vorzulegen und auf das Genaueſte zu erörtern. Es ſei ihr dies doppelt wünſchenswerth, weil ſie jezt ſelber zu einem See reiſe, der einer der merkwürdigſten des ſüdlichen Alpenabhanges ſei. Hierauf befragte ſie mich um meine anderen Beſtrebungen auf dem Gebiete der bildenden Kunſt, worauf ich erwiederte, daß ich heuer außer den Gletſcherzeichnungen, die doch wieder faſt nur wiſſenſchaftlicher Natur ſeien, nichts hatte machen können, weder in Landſchaften noch in Abbildung menſchlicher Köpfe.

„Wenn ihr ein ſehr ſchönes jugendliches Angeſicht abbilden wollt,“ ſagte ſie, „ſo müſſet ihr ſuchen, das Angeſicht der jungen Tarona abbilden zu dürfen. Ich bin alt, habe viel erfahren, habe ſehr viele Menſchen geſehen und betrachtet, aber es iſt mir wenig vorgekommen, das edler, einnehmender und liebenswürdiger geweſen wäre, als die [illegible] von Tarona.“

Ich erröthete ſehr tief bei dieſen Worten.

Sie richtete die klaren lieben Augen auf mich, lächelte ſehr fein, und ſagte: „Haltet ihr etwa ſchon jemanden für das Schönſte?“

Ich antwortete nicht, und ſie ſchien auch eine Antwort nicht zu erwarten. Von Natalien konnte ich ihr nichts ſagen, da die Sache nicht ſo weit gediehen war, um ſie andern verkündigen zu können.

Wir brachen ab, ich verabſchiedete mich bald, ſie reichte mir gütig die Hand, welche ich küßte, und lud mich ein, ja im künftigen Winter ſehr bald von dem Gebirge zurück zu kommen, da auch ſie ſehr bald in der Stadt einzutreffen gedenke.

Ich antwortete, daß ich über jenen Zeitpunkt jezt durchaus nicht zu verfügen im Stande ſei.

Am zweiten Tage Morgens ſtand ich reiſefertig in meinem Zimmer. Der Wagen war vor das Haus beſtellt worden. Ich hatte mir es nicht verſagen können, in einem beſonderen Wagen ſo ſchnell als möglich in den Sternenhof zu fahren. Vater Mutter und Schweſter waren in dem Speiſezimmer, um von mir Abſchied zu nehmen. Ich begab mich auch in dasſelbe, und wir nahmen ein kleines Frühmahl ein. Nach demſelben ſagte ich Lebewohl.

„Gott ſegne dich, mein Sohn,“ ſprach die Mutter, „Gott ſegne dich auf deinem Wege, er iſt der entſcheidende, du biſt nie einen ſo wichtigen gegangen. Wenn mein Gebet und meine Wünſche etwas vermögen, wirſt du ihn nicht bereuen.“

Sie küßte mich auf den Mund, und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn.

Der Vater ſagte: „Du haſt von deiner frühen Jugend an erfahren, daß ich mich nicht in deine Angelegenheiten menge; handle ſelbſtſtändig, und trage die Folgen. Wenn du mich frägſt, wie du jezt gethan haſt, ſo werde ich dir immer beiſtehen, in ſo weit es meine größere Erfahrung vermag. Aber einen Rath möchte ich dir doch in dieſer wichtigen Angelegenheit geben, oder vielmehr nicht einen Rath geben, ſondern deine Aufmerkſamkeit möchte ich auf einen Umſtand leiten, auf den du vielleicht in der Befangenheit dieſer Tage nicht gedacht haſt. Ehe du das ernſte Band ſchließeſt, iſt noch Manches für dich nothwendig, deinen Geiſt und dein Gemüth zu ſtärken und zu feſtigen. Eine Reiſe in die wichtigſten Städte Europas und zu den bedeutendſten Völkern iſt ein ſehr gutes Mittel dazu. Du kannſt es, deine Vermögenslage hat ſich ſehr gebeſſert, und ich lege wohl auch etwas dazu, wie ich überhaupt mit dir Abrechnung halten muß."

Ich war ſehr bewegt, und konnte nicht ſprechen. Ich nahm den Vater nur bei der Hand, und dankte ihm ſtumm.

Klotilde nahm mit Thränen Abſchied, und ſagte leiſe, als ich ſie an mich drückte: „Gehe mit Gott, es wird Alles recht ſein, was du thuſt, weil du gut biſt, und weil du auch klug biſt."

Ich ſprach die Hoffnung aus, daß ich bald wieder kommen werde, und ging die Treppe hinab.

Meine Reiſe war ſehr ſchnell, weil überall die Pferde ſchon beſtellt waren, weil ich nirgends ſchlief, und zum Eſſen nur die kürzeſte Zeit verwendete.

Als ich im Sternenhofe in das Zimmer Mathildens trat, kam ſie mir entgegen, und ſagte: „Seid willkommen, es iſt Alles, wie ich gedacht habe; denn ſonſt wäret ihr nicht zu mir ſondern zu unſerm Freunde gekommen."

„Meine Angehörigen ehren euch, ehren unſeren Freund, und glauben an unſer Glück und an unſere Zukunft," erwiederte ich.

„Seid willkommen, Natalie,“ ſagte ich, als dieſe gerufen worden und in das Zimmer getreten war, „ich bringe freundliche Grüße von den Meinigen.“

„Seid willkommen,“ antwortete ſie, „ich habe immer gehofft, daß es ſo geſchehen, und daß eure Abweſenheit ſo kurz ſein wird.“

„Meine Hoffnung war wohl auch dieſelbe,“ erwiederte ich, „aber jezt iſt alles klar, und jezt iſt völlige Beruhigung vorhanden.“

Wir blieben bei Mathilden, und ſprachen einige Zeit mit einander.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft reiſte ich zu meinem Gaſtfreunde. Mathilde hatte mir einen Wagen und Pferde mit gegeben.

Als ich in das Schreinerhaus gekommen war, in welchem ſich mein Gaſtfreund bei meiner Ankunft befand, reichte er mir die Hand, und ſagte: „Ich bin von eurer Rückkunft bereits benachrichtigt; man hat mir von dem Sternenhofe gleich nach eurem Eintreffen in demſelben geſchrieben.“

Euſtach ſah mich ſeltſam an, ſo daß ich vermuthete, er wiſſe auch bereits von der Sache.

Wir gingen nun in das Haus und man öffnete mir meine gewöhnliche Wohnung. Guſtav kam nach einer Weile zu mir herauf, und konnte ſeiner Freude beinahe kein Ende machen, daß alles ſei, wie es iſt. Mein Gaſtfreund hatte ihm die Thatſache erſt heute eröffnet. Er ſprach ohne Rückhalt aus, daß ihm die Sache ſo weit weit lieber ſei, als wenn Tillburg ſeine Schweſter aus dem Hauſe geführt hätte, deſſen Wille wohl immer dahin gerichtet geweſen wäre.

2.

Das Vertrauen.

Ich blieb einige Zeit bei meinem Gaſtfreunde, theils weil er es ſelber verlangte, theils, um jene Ruhe zu gewinnen, die ich ſonſt immer hatte, und die ich brauchte, um in meinen Beſtrebungen klar zu ſehen, und ſie nach gemachter Einſicht zu ordnen.

Die Leute blickten mich fragend oder verwundert an. Vermuthlich hatte es ſich ausgebreitet, in welche Beziehung ich zu Perſonen getreten bin, welche Freunde des Hauſes ſind, und welche oft in dasſelbe als Beſuchende kommen. Nirgends aber trat mir der Anſchein entgegen, als ob man mir das Verhältniß mißgönnte, oder es mit ungünſtigen Augen anſähe. Im Gegentheile, die Leute waren faſt freundlicher und dienſtwilliger als vorher. Ich kam in das

Gartenhaus. Der Gärtner Simon trat mir mit einer Art Ehrerbiethung entgegen und rief ſeine Gattin Clara herbei, um ihr zu ſagen, daß ich da ſei, und um ſie zu veranlaſſen, daß ſie mir ihre Verbeugung mache. Er hatte dies ſonſt nie gethan. Als dieſe Art von Vorſtellung vorüber war, führte er mich erſt in den Garten, wie er mit kurzem Ausdrucke blos ſeine Gewächshäuſer nannte. Er zeigte mir wieder ſeine Pflanzen, erklärte mir, was neu erworben worden war, was ſich beſonders ſchön entwickelt habe, und was in gutem Stande geblieben ſei; er erzählte mir auch, welche Verluſte man erlitten habe, wie die Pflanzen im ſchönſten Gedeihen geweſen ſeien, die man verloren habe, und welchen beſonderen Urſachen man ihren Verluſt zuſchreiben müſſe. Er bedachte hiebei nicht, daß etwa meine Gedanken anderswo ſein könnten, wie er bei einer früheren Gelegenheit auch nicht geahnt hatte, daß mein Gemüth abweſend ſei, da er mir ebenfalls mit vieler Luſt und großer Umſicht ſeine Gewächſe erklärt hatte. Beſonders eifrig war er in der Darlegung der Vorzüge und Schönheiten der Roſe, welche die Frau des Sternenhofes für den Herrn des Hauſes aus England verſchrieben habe. Er führte mich zu ihr, und zeigte mir alle Vortrefflichſeiten derſelben. Dann mußte ich auch mit ihm in das Cactushaus gehen, wo er mir ſogleich den Cereus Peruvianus wies, der durch meine Güte, wie er ſich ausdrückte, in den Asperhof gekommen ſei. Er wachſe bereits ſteilrecht in ſeinem Glasfache empor, was durch viele Mühe und Kunſt bewirkt worden ſei. Die gelbliche Farbe vom Inghofe ſei in die dunkelblaugrüne gleichſam mit einem Dufte überflogene übergegangen, welche die völlige Geſundheit der Pflanze beweiſe. Wenn es ſo fortgehe, ſo könne auch noch die Freude der fabelhaften weißen Blumen der lebendigen Säule in dieſes Haus kommen. Er führte mich dann zu einigen Cactusgeſtalten, die eben im Blühen begriffen waren. Es lag eine ziemlich große Sammellinſe in der Nähe, um die Blumen und nebſtbei auch die Waffen und die Geſtaltungen der Pflanzenkörper unter dem Einfluſſe des vollen Sonnenlichtes betrachten zu können. Er bath mich, die Linſe zu gebrauchen. Es war eine farblos zeigende und zugleich eine, bei welcher die Abweichung wegen der Kugelgeſtalt auf ein Kleinſtes gebracht war. Überhaupt wies ſie ſich als vortrefflich aus. Er erzählte mir, daß der Herr das Vergrößerungsglas eigens zum Betrachten der Cacteen habe machen, es in das ſchöne Elfenbein faſſen, und in das reine Sammetfach habe legen laſſen. Heute erſt ſei er noch in dem Cactushauſe geweſen und habe mit dem Glaſe die Blüthen und viele Stacheln angeſchaut. Ich bediente mich des Glaſes, und ſah in den von den ſeidenartigen Blumenblättern umſtandenen gelben weißen oder roſenfarbigen Kelch hinein, wie ſie eben vorhanden waren. Daß der Glanz dieſer Blumenfarben beſonders ſchön weit ſchöner als die feinſte Seide und als der der meiſten Blumen ſei, wußte ich ohnehin, mußte es mir aber doch von dem Gärtner Simon zeigen laſſen, ſo wie er auch der ſchönen grün oder roſig oder dunkelrothbraun dämmernden Tiefe des Kelches erwähnte, aus der die Wucht der ſchlanken Staubfäden aufſteige, die keine Blüthe ſo zierlich habe. Überhaupt ſeien die Cactusblumen die ſchönſten auf der Welt, wenn man etwa einige Schmarozergewächſe und ganz wenige andere vereinzelte Blumen ausnehme. Er machte mich auch auf einen Umſtand aufmerkſam, den ich nicht wußte, oder den ich nicht beobachtet hatte, daß nehmlich bei einigen Kugelcactus ſich die Blumen ſtets aus neuen Stachelaugen meiſtens mit ganz kurzem Stengel entwickeln, während ſie bei andern auf einem mehr oder minder hohen Stiele aus vorjährigen oder noch älteren Stachelaugen ſich erheben. Er ſagte, das werde gewiß einmal einen Grund zu einer neuen Eintheilung dieſer Cactusgeſtalt geben. Er zeigte mir an vorhandenen Gewächſen den Unterſchied, und ich mußte ihn erkennen. Er ſagte, daß dies nicht zufällig ſei, und daß er die Thatſache ſchon dreißig Jahre beobachte. Damals, als er jung geweſen, ſeien kaum einige dieſer Geſtaltungen bekannt geweſen, jezt vermehre ſich die Kenntniß derſelben bedeutend, ſeit die Menſchen zur Einſicht ihrer Schönheit gekommen ſind, und Reiſende Pflanzen aus Amerika ſenden, wie jener Reiſende, der von deutſchen Landen aus faſt in der ganzen Welt geweſen ſei. Es könne nur Unverſtand oder Oberflächlichkeit oder Kurzſichtigkeit dieſe Pflanzengattung ungeſtaltig nennen, da doch nichts regelmäßiger und manigfaltiger und dabei reizender ſei als eben ſie. Nur eine erſte genaue Betrachtung und Vergleichung derſelben ſei nöthig, und nur ein ſehr kurzes Fortſezen dieſer Betrachtung, damit die Gegner dieſer Pflanzen in warme Verehrer derſelben übergehen — es müßte nur ein Menſch überhaupt kein Freund der Pflanzen ſein, welche Gattung es vielleicht in der Welt nicht gibt. Als ich das Pflanzenhaus verließ, begleitete er mich bis an die Grenze der Gewächshäuſer, und auch ſeine Gattin trat aus der Thür ihrer Wohnung, um ſich von mir zu verabſchieden.

In dem Blumengarten und in der Abtheilung der Gemüſe blieben die Arbeitsleute vor mir ſtehen, nahmen den Hut ab, und grüßten mich artig.

Euſtach war mild und freundlich wie gewöhnlich; aber er war noch weit inniger, als er es in früheren Zeiten geweſen war. Mich freute die Billigung gerade von dieſem Menſchen ungemein. Er zeigte mir alles, was in der Arbeit war, und was ſich an wirklichen Dingen was an Zeichnungen was an Nachrichten in der jüngſten Zeit zu dem bereits Vorhandenen hinzugefunden hatte. Er ſagte, daß mein Gaſtfreund in Kurzem eine ziemlich weit entfernte Kirche beſuchen werde, in welcher man auf ſeine Koſten Wiederherſtellungen mache, und daß er mich zu dieſer Reiſe einladen wolle. Ich ſah unter allen vorhandenen Dingen und Stoffen den ſehr ſchönen Marmor nicht, den ich meinem Gaſtfreunde zum Geſchenke gemacht hatte, und war auch nie in Kenntniß gekommen, daß daraus etwas verfertigt worden ſei. Es ſprach niemand davon, und ich fragte auch nicht. In mancher Stunde ſah ich den Arbeiten zu, welche in dem Schreinerhauſe ausgeführt wurden.

Roland war wie gewöhnlich im Sommer nicht in dem Asperhofe anweſend.

Mit Euſtach beſuchte ich auch die Bilder meines Gaſtfreundes ſeine Kupferſtiche ſeine Schnizereien und ſeine Geräthe. Wir ſprachen über die Dinge, und ich ſuchte mir ihren Werth und ihre Bedeutung immer mehr eigen zu machen. Auch in das Bücherzimmer den Marmorſaal und das Treppenhaus meines Gaſtfreundes ging ich. Wie war die Geſtalt auf der Treppe erhaben edel und rein gegen die Nimphe in der Grotte des Gartens im Sternenhofe, die mir in der lezten Zeit ſo lieb geworden war. Durch meine Bitte ließ ſich mein Freund bewegen, mir die Zimmer aufzuſchließen, in denen Mathilde und Natalie während ihres Aufenthaltes in dem Asperhofe wohnen. Ich blieb länger als in den anderen in dem lezten kleinen Gemache mit der Tapettenthür, welches ich die Roſe genannt hatte. Mich umwehte die Ruhe und Klarheit, die in dem ganzen Weſen Mathildens ausgeprägt iſt, die in den Farben und Geſtalten des Zimmers ſich zeigte, und die in den unvergleichlichen Bildern lag, die hier aufgehängt waren.

Wir gingen auch in den Meierhof. Die Leute begegneten mir achtungsvoll, ſie zeigten mir alle Räume, und wieſen, was ſich in ihnen befinde, was dort gearbeitet werde, wozu ſie dienen, und was ſich in neuerer Zeit geändert habe. Der Meier hatte ſeine beſondere Freude an der neuen von ihm ſelbſt verbeſſerten Zucht der Füllen und an dem Volke aller von meinem Gaſtfreunde eingeführten Gattungen von Hühnern. Als wir uns von dem Meierhofe entfernten, und uns der vielſtimmige Geſang der Vögel aus dem Garten des Hauſes entgegen ſchallte, ſah ich im Rückblicke, daß ſich unter dem Thorwege eine Gruppe von Mägden mit ihren blauen Schürzen und weißen Hemdärmeln geſammelt habe, und uns nachſchaue.

Wenn ich auch erkannte, daß ich der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit geworden war, ſo entſchlüpfte doch niemandem ein Wort, welches einen Grund dieſer Aufmerkſamkeit angedeutet hätte.

Guſtav, welcher wohl Anfangs ſeine Freude gegen mich ausgeſprochen hatte, daß es ſei, wie es iſt, und daß keiner von denen, die es gewollt hatten, ſeine Schweſter fortgeführt, ſprach nun von dem Gegenſtande nicht mehr, und ſchloß ſich nur noch herzlicher, wenn dieſes möglich war, an mich an.

Mein Gaſtfreund ſagte mir endlich auch von der Reiſe nach der Kirche, von welcher Euſtach geſprochen hatte, und lud mich zu derſelben ein. Ich nahm die Einladung an.

Wir fuhren eines Morgens von dem Aſperhofe fort, mein Gaſtfreund Euſtach Guſtav und ich. Guſtav wird, wie mir mein Gaſtfreund ſagte, auf jede kleinere Reiſe von ihm mitgenommen. Wenn dies bei ausgedehnteren Reiſen nicht der Fall ſein kann, ſo wird er zu ſeiner Mutter in den Sternenhof gebracht. Wir kamen erſt am zweiten Tage bei der Kirche an. Roland, welcher von unſerer Ankunft unterrichtet geweſen war, erwartete uns dort. Die Kirche war ein Gebäude im altdeutſchen Sinn. Sie ſtammte, wie meine Freunde verſicherten, aus dem vierzehnten Jahrhunderte her. Die Gemeinde war nicht groß und nicht beſonders wohlhabend. Die leztvergangenen Jahrhunderte hatten an dieſer Kirche viel verſchuldet. Man hatte Fenſter zumauern laſſen, entweder ganz oder zum Theile, man hatte aus den Niſchen der Säulen die Steinbilder entfernt, und hatte hölzerne, die vergoldet und gemalt waren, an ihre Stelle gebracht. Weil aber dieſe größer waren als ihre Vorgänger, ſo hat man die Stellen, an die ſie kommen ſollten, häufig ausgebrochen, und die früheren Überdächer mit ihren Verzierungen weggeſchlagen. Auch iſt das Innere der ganzen Kirche mit bunten Farben bemalt worden. Als dieſes in dem Laufe der Jahre auch wieder ſchadhaft wurde, und ſich Ausbeſſerungsarbeiten an der Kirche als dringlich nothwendig erwieſen, gab ſich auch kund, daß die Mittel dazu ſchwer aufzubringen ſein würden. Die Gemeinde gerieth beinahe über den Umfang der Arbeiten, die vorzunehmen wären, in großen Hader. Offenbar waren in früheren Zeiten reiche und mächtige Wohlthäter geweſen, welche die Kirche hervorgerufen und erhalten hatten. In der Nähe ſtehen noch die Trümmer der Schlöſſer, in denen jene wohlhabenden Geſchlechter gehauſt hatten. Jetzt ſteht die Kirche allein als erhaltenes Denkmal jener Zeit auf dem Hügel, einige in neuerer Zeit erbaute Häuſer ſtehen um ſie herum, und rings liegt die Gemeinde in den in dem Hügellande zerſtreuten Gehöften. Die Beſitzer der Schloßruinen wohnen in weit entfernten Gegenden, und haben, da ſie ganz anderen Geſchlechtern angehören, entweder nie eine Liebe zu der einſamen Kirche gehabt, oder haben ſie verloren. Der Pfarrer, ein ſchlichter frommer Mann, der zwar keine tiefen Kenntniſſe der Kunſt hatte, aber ſeit Jahren an den Anblick ſeiner Kirche gewöhnt war, und ſie, da ſie zu verfallen begann, wieder gerne in einem ſo guten Zuſtande geſehen hätte, als nur möglich iſt, ſchlug alle Wege ein, zu ſeinem Ziele zu gelangen, die ihm nur immer in den Sinn kamen. Er ſammelte auch Gaben. Auf leztem Wege kam er zu meinem Gaſtfreunde. Dieſer nahm Antheil an der Kirche, die er unter ſeinen Zeichnungen hatte, reiſte ſelber hin, und beſah ſie. Er verſprach, daß er, wenn man ſeinen Plan zur Wiederherſtellung der Kirche billige, und annehme, alle Koſten der Arbeit, die über den bereits vorhandenen Vorrath hinausreichen, tragen, und die Arbeit in einer gewiſſen Zahl von Jahren beendigen werde. Der Plan wurde ausgearbeitet, und von allen, welche in der Angelegenheit etwas zu ſprechen hatten, genehmigt, nachdem der Pfarrer ſchon vorher, ohne ihn geſehen zu haben, ſehr für ihn gedankt, und ſich überall eifrig für ſeine Annahme verwendet hatte. Es wurde dann zur Ausführung geſchritten, und in dieſer Ausführung war mein Gaſtfreund begriffen. Die Füllmauern in den Fenſtern wurden vorſichtig weggebrochen, daß man keine der Verzierungen, welche in Mörtel und Ziegeln begraben waren, beſchädige, und dann wurden Glasſcheiben in der Art der noch erhaltenen in die ausgebrochenen Fenſter eingeſezt. Die hölzernen Bilder von Heiligen wurden aus der Kirche entfernt, die Niſchen wurden in ihrer urſprünglichen Geſtalt wieder hergeſtellt. Wo man unter dem Dache der Kirche oder in anderen Räumen die alten ſchlanken Geſtalten der Heiligenbilder wieder finden konnte, wurden ſie, wenn ſie beſchädigt waren, ergänzt, und an ihre muthmaßlichen Stellen geſezt. Für welche Niſchen man keine Standbilder auffinden konnte, die wurden leer gelaſſen. Man hielt es für beſſer, daß ſie in dieſem Zuſtande verharren, als daß man eins der hölzernen Bilder, welche zu der Bauart der Kirche nicht paßten, in ihnen zurückgelaſſen hätte. Freilich wäre die Verfertigung von neuen Standbildern das Zweckmäßigſte geweſen; allein das war nicht in den Plan der Wiederherſtellung aufgenommen worden, weil es über die zu dieſem Werke verfügbaren Kräfte meines Gaſtfreundes ging. Alle Niſchen aber, auch die leeren, wurden, wenn Beſchädigungen an ihnen vorkamen, in guten Stand geſezt. Die Überdächer über ihnen wurden mit ihren Verzierungen wieder hergeſtellt. Zu der Übertünchung des Innern der Kirche war ein Plan entworfen worden, nach welchem die Farbe jener Theile, die nicht Stein waren, ſo unbeſtimmt gehalten werden ſollte, daß ihr Anblick dem eines bloſſen Stoffes am ähnlichſten wäre. Die Gewölbrippen, deren Stein nicht mit Farbe beſtrichen war, ſo wie alles Andere von Stein wurde unberührt gelaſſen, und ſollte mit ſeiner bloß ſtofflichen Oberfläche wirken. Die Gerüſte zu der Übertünchung waren bereits dort geſchlagen, wo man mit Leitern nicht auslangen konnte. Freilich wäre in der Kirche noch vieles Andere zu verbeſſern geweſen. Man hatte den alten Chor verkleidet und ganz neue Mauern zu einer Emporkirche aufgeführt, man hatte ein Seitenkapellchen im neueſten Sinne hinzugefügt, und es war ein Theil der Wand des Nebenſchiffes ausgenommen worden, um eine Vertiefung zu mauern, in welche ein neuer Seitenaltar zu ſtehen kam. Alle dieſe Fehler konnten wegen Unzulänglichkeit der Mittel nicht verbeſſert werden. Der Hauptaltar in altdeutſcher Art war geblieben. Roland ſagte, es ſei ein Glück geweſen, daß man im vorigen Jahrhunderte nicht mehr ſo viel Geld gehabt habe als zur Zeit der Erbauung der Kirche, denn ſonſt hätte man gewiß den urſprünglichen Altar weggenommen, und hätte einen in dem abſcheulichen Sinne des vergangenen Jahrhunderts an ſeine Stelle geſezt. Mein Gaſtfreund beſah alles, was da gearbeitet wurde, und es ward ein Rath mit Euſtach und Roland gehalten, dem auch ich beigezogen wurde, um zu erörtern, ob alles dem gefaßten Plane getreu gehalten werde, und ob man nicht Manches mit Aufwendung einer mäßigen Summe noch zu dem urſprünglich Beabſichtigten hinzu thun könnte, was der Kirche noth thäte, und was ihr zur Zierde gereichte. Die Anſichten vereinigten ſich ſehr bald, da die Männer nach der nehmlichen Richtung hin ſtrebten, und da ihre Bildungen in dieſer Hinſicht ſich wechſelweiſe zu dem gleichen Ergebniſſe durchdrungen hatten. Ich konnte ſehr wenig mit reden, obgleich ich gefragt wurde, weil ich einerſeits zu wenig mit den vorhandenen Grundlagen vertraut war, und weil andererſeits meine Kenntniſſe in dem Einzelnen der Kunſt, um welche es ſich hier handelte, mit denen meiner Freunde nicht Schritt halten konnten. Der Pfarrer hatte uns ſehr freundlich aufgenommen, und wollte uns ſämmtlich in ſeinem kleinen Hauſe beherbergen. Mein Gaſtfreund lehnte es ab, und wir richteten uns, ſo gut es ging, in dem Gaſthofe ein. Der Ehrerbiethung und des Dankes aber konnte der beſcheidene Pfarrer gegen meinen Gaſtfreund kein Ende finden. Auch kam eine Abordnung mehrerer Gemeindeglieder, um, wie ſie ſagten, ihre Aufwartung zu machen, und ihren Dank darzubringen. Wirklich, wenn man die ſchlanken edlen Geſtaltungen der Kirche anſah, welche da einſam auf ihrem Hügel in einem abgelegenen Theile des Landes ſtand, in dem man ſie gar nicht geſucht hätte, und die ſchon geſchehenen Verbeſſerungen betrachtete, welche ihre feinen Glieder wieder zu Anſehn und Geltung brachten, ſo konnte man nicht umhin, ſich zu freuen, daß die reinen blauen Lüfte wieder den reinen einfachen Bau umfächelten, wie ſie ihn umfächelt hatten, als er nach dem Haupte des längſt verſtorbenen Meiſters aus den Händen der Arbeitsleute hervor gegangen war. Und wirklich mußte man ſich auch zum Danke verpflichtet fühlen, daß es einen Mann gab, wie mein Gaſtfreund war, der aus Liebe zu ſchönen Dingen, und ich muß wohl auch hinzufügen, aus Liebe zur Menſchheit, einen Theil ſeines Einkommens ſeiner Zeit und ſeiner Einſicht opfert, um manch Edles dem Verfalle zu entreißen, und vor die Augen der Menſchen wohlgebildete und hohe Geſtaltungen zu bringen, daß ſie ſich daran, wenn ſie deſſen fähig ſind und den Willen haben, erheben und erbauen können.

Das alles wußten aber die Gemeindeglieder nicht, ſie dankten nur, weil ſie meinten, daß es ihre Schuldigkeit ſei.

Nachdem mein Gaſtfreund den Bau gut befunden, und mit Euſtach dem eigentlichen Werkmeiſter das Nähere angeordnet hatte, und nachdem auch Roland die Zuſicherung gegeben hatte, daß er dem Wunſche meines Gaſtfreundes gemäß öfter nachſehen und Bericht erſtatten werde, rüſteten wir uns, unſere verſchiedenen Wege zu gehen. Roland wollte wieder in das nahe liegende Gebirge zurückkehren, von dem er zu der Kirche heraus gekommen war, und wir wollten den Weg nach dem Asperhofe antreten. Roland entfernte ſich zuerſt. Wir beſuchten noch den Inhaber eines Glaswerkes in der Nähe, der von großem Einfluſſe war, und begaben uns dann auf den Weg nach dem Hauſe meines Freundes.

Auf dem Rückwege kamen wir über die Bildung des Schönen zu ſprechen, wie es gut ſei, daß Menſchen aufſtehen, die es darſtellen, daß über ihre Mitbrüder auch dieſes ſanfte Licht ſich verbreite, und ſie immer zu hellerer Klarheit fort führe; daß es aber auch gut ſei, daß Menſchen beſtehen, welche geeignet ſind, das Schöne in ſich aufzunehmen, und es durch Umgang auf Andere zu übertragen, beſonders, wenn ſie noch wie mein Gaſtfreund das Schöne überall aufſuchen, es erhalten, und es durch Mühe und Kraſt wieder herzuſtellen ſuchen, wo es Schaden gelitten hatte. Es ſei ein ganz eigenes Ding um die Befähigung und den Drang hiezu.

„Wir haben ſchon einmal über Ähnliches geſprochen,“ ſagte mein Gaſtfreund, „meine Erfahrungen in der Zeit meines Lebens haben mich gelehrt, daß es ganz beſtimmte Anlagen zu ganz beſtimmten Dingen gibt, mit denen die Menſchen geboren werden. Nur in der Größe unterſcheiden ſich dieſe Anlagen, in der Möglichkeit, ſich auszuſprechen, und in der Gelegenheit, kräftig zur Wirkſamkeit kommen zu können. Dadurch ſcheint Gott die Manigfaltigkeit der Thaten mit ihrem nachdrücklichſten Erfolge, wie es auf der Erde nothwendig iſt, vermitteln zu wollen. Es erſchien mir immer merkwürdig, wo ich Gelegenheit hatte, es zu beobachten, wie bei Menſchen, die beſtimmt ſind, ganz Ungewöhnliches in einer Richtung zu leiſten, ſich ihre Anlage bis in die feinſten Fäden ihres Gegenſtandes ausſpricht, und zu ihm hindrängt, während ſie in Anderm bis zum Kindlichen unwiſſend bleiben können. Einer, der über Kunſtdinge troz aller Belehrung troz alles Umganges troz langjähriger täglicher Berührung mit auserleſenen Kunſtwerken nie Anderes als Ungereimtes ſagen konnte, war ein

Staatsmann, der die feinſten Abſchattungen ſeines Gegenſtandes durchdrang, der die Gedanken der Völker und die Abſichten der Menſchen und Regierungen, mit denen er verkehrte, errieth, und es verſtand, alle Dinge ſeinen Zwecken dienſtbar machen zu können, ſo daß das anderen wie ein Zauberwerk eines Geiſtes erſchien, was gleichſam ein Naturgeſetz war. In meiner Jugend kannte ich einen Mann, der mit einem Verſtande, über den wir uns vor Bewunderung kaum zu faſſen wußten, in die Tiefen eines Kunſtweſens, das er beſprechen wollte, einging, und Gedanken zu Tage brachte, von denen wir nicht begriefen, wie ſie in das Herz eines Menſchen haben kommen können; während er die Meinungen und Abſichten ganz gewöhnlicher Menſchen und gerade ſolcher, die tief unter ihm ſtanden, nicht durchſchaute, und den nothwendigen Gang der Staaten nicht ſah, weil ihm das Auge dafür verſagt war, oder weil er im Drange ſeiner Gegenſtände darauf nicht achtete. Ich könnte noch mehrere Beiſpiele anführen: den zum Feldherrn Geborenen im Richterſaale um mein und dein, oder den, der wiſſenſchaftliche Stoffe fördert, in der Bildung eines Heeres. So hat Gott es auch manchen gegeben, daß ſie dem Schönen nachgehen müſſen, und ſich zu ihm wie zu einer Sonne wenden, von der ſie nicht laſſen können. Es iſt aber immer nur eine beſtimmte Zahl von ſolchen, deren einzelne Anlage zu einer beſonderen großen Wirkſamkeit ausgeprägt iſt. Ihrer können nicht viele ſein, und neben ihnen werden die geboren, bei denen ſich eine gewiſſe Richtung nicht ausſpricht, die das Alltägliche thun, und deren eigenthümliche Anlage darin beſteht, daß ſie gerade keine hervorragende Anlage zu einem hervorragenden Gegenſtande haben. Sie müſſen in großer Menge ſein, daß die Welt in ihren Angeln bleibt, daß das Stoffliche gefördert werde, und alle Wege im Betriebe ſind. Sehr häufig aber kömmt es nun leider auf den Umſtand an, daß der rechten Anlage der rechte Gegenſtand zugeführt wird, was ſo oft nicht der Fall iſt."

„Könnte denn nicht die Anlage den Gegenſtand ſuchen, und ſucht ſie ihn nicht auch oft?" fragte Euſtach.

„Wenn ſie in großer Macht und Fülle vorhanden iſt, ſucht ſie ihn," entgegnete mein Gaſtfreund, „zuweilen aber geht ſie in dem Suchen zu Grunde."

„Das iſt ja traurig, und dann wird ihr Zweck verfehlt," antwortete Euſtach.

„Ich glaube nicht, daß ihr Zweck ganz verfehlt wird," ſagte mein Gaſtfreund, „das Suchen und das, was ſie in dieſem Suchen fördert, und in ſich und anderen erzeugt, war ihr Zweck. Es müſſen eben verſchiedene und zwar verſchieden hohe und verſchieden geartete Stufen erſtiegen werden. Wenn jede Anlage mit völliger Blindheit ihrem Gegenſtande zugeführt würde, und ihn ergreifen und erſchöpfen müßte, ſo wäre eine viel ſchönere und reichere Blume dahin, die Freiheit der Seele, die ihre Anlage einem Gegenſtande zuwenden kann oder ſich von ihm fern halten, die ihr Paradies ſehen, ſich von ihm abwenden und dann trauern kann, daß ſie ſich von ihm abgewendet hat, oder die endlich in das Paradies eingeht, und ſich glücklich fühlt, daß ſie eingegangen iſt."

„Oft habe ich ſchon gedacht," ſagte ich, „da die Kunſt ſo ſehr auf die Menſchen wirkt, wie ich an mir ſelber wenn auch nur erſt kurze Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, ob denn der Künſtler bei der Anlage ſeines Werkes ſeine Mitmenſchen vor Augen habe, und dahin rechne, wie er es einrichten müſſe, daß auf ſie die Wirkung gemacht werde, die er beabſichtiget."

„Ich hege keinen Zweifel, daß es nicht ſo iſt," erwiederte mein Gaſtfreund, „wenn der Menſch überhaupt ſeine ihm angeborne Anlage nicht kennt, ſelbſt wenn ſie eine ſehr bedeutende ſein ſollte, und wenn er manigfaltige Handlungen vornehmen muß, ehe ſeine Umgebung ihn oder er ſich ſelber inne wird, ja wenn er zulezt ſich ſeiner Freiheit gemäß ſeiner Anlage hingeben oder ſich von ihr abwenden kann: ſo wird er wohl im Wirken dieſer Anlage nicht ſo zu rechnen im Stande ſein, daß ſie an einem gewiſſen Punkte anlanden müſſe; ſondern je größer die Kraft iſt, um ſo mehr glaube ich, wirkt ſie nach den ihr eigenthümlichen Geſezen, und das dem Menſchen inwohnende Große ſtrebt unbewußt der Äußerlichkeiten ſeinem Ziele zu, und erreicht deſto Wirkungsvolleres, je tiefer und unbeirrter es ſtrebt. Das Göttliche ſcheint immer nur von dem Himmel zu fallen. Es hat wohl Menſchen gegeben, welche berechnet haben, wie ein Erzeugniß auf die Mitmenſchen wirken ſoll, die Wirkung iſt auch gekommen, ſie iſt oft eine große geweſen, aber keine künſtleriſche und keine tiefe; ſie haben etwas anderes erreicht, das ein Zufälliges und Äußeres war, das die, welche nach ihnen kamen, nicht theilten, und von dem ſie nicht begriefen, wie es auf die Vorgänger hatte wirken können. Dieſe Menſchen bauten vergängliche Werke und waren nicht Künſtler, während das durch die wirkliche Macht der Kunſt Geſchaffene, weil es die reine Blüthe der Menſchheit iſt, nach allen Zeiten wirkt und entzückt, ſo lange die Menſchen nicht ihr Köſtlichſtes, die Menſchheit, weggeworfen haben.“

„Es iſt einmal in der Stadt die Frage geſtellt worden,“ ſagte ich, „ob ein Künſtler, wenn er wüßte, daß ſein Werk, das er beabſichtigt, zwar ein unübertroffenes Meiſterwerk ſein wird, daß es aber die Mitwelt nicht verſteht, und daß es auch keine Nachwelt verſtehen wird, es doch ſchaffen müſſe oder nicht. Einige meinten, es ſei groß, wenn er es thäte, er thue es für ſich, er ſei ſeine Mit- und Nachwelt. Andere ſagten, wenn er etwas ſchaffe, von dem er wiſſe, daß es die Mitwelt nicht verſtehe, ſo ſei er ſchon thöricht, und vollends, wenn er es ſchaffe und weiß, daß auch keine Nachwelt es begreifen wird.“

„Dieſer Fall wird wohl kaum ſein,“ antwortete mein Gaſtfreund, „der Künſtler macht ſein Werk, wie die Blume blüht, ſie blüht, wenn ſie auch in der Wüſte iſt, und nie ein Auge auf ſie fällt. Der wahre Künſtler ſtellt ſich die Frage gar nicht, ob ſein Werk verſtanden werden wird oder nicht. Ihm iſt klar und ſchön vor Augen, was er bildet, wie ſollte er meinen, daß reine unbeſchädigte Augen es nicht ſehen? Was roth iſt, iſt es nicht allen roth? Was ſelbſt der gemeine Mann für ſchön hält, glaubt er das nicht für alle ſchön? Und ſollte der Künſtler das wirklich Schöne nicht für die Geweihten ſchön halten? Woher käme denn ſonſt die Erſcheinung, daß einer ein herrliches Werk macht, das ſeine Mitwelt nicht ergreift? Er wundert ſich, weil er eines andern Glaubens war. Es ſind dies die Größten, welche ihrem Volke voran gehen, und auf einer Höhe der Gefühle und Gedanken ſtehen, zu der ſie ihre Welt erſt durch ihre Werke führen müſſen. Nach Jahrzehenden denkt und fühlt man wie jene Künſtler, und man begreift nicht, wie ſie konnten mißverſtanden werden. Aber man hat durch dieſe Künſtler erſt ſo denken und fühlen gelernt. Daher die Erſcheinung, daß gerade die größten Menſchen die naivſten ſind. Wenn nun der früher angegebene Fall möglich wäre, wenn es einen wahren Künſtler gäbe, der zugleich wüßte, daß ſein beabſichtigtes Werk nie verſtanden werden würde, ſo würde er es doch machen, und wenn er es unterläßt, ſo iſt er ſchon gar kein Künſtler mehr, ſondern ein Menſch, der an Dingen hängt, die außer der Kunſt liegen. Hieher gehört auch jene rührende Erſcheinung, die von manchen Menſchen ſo bitter getadelt wird, daß einer, dem recht leicht gangbare Wege zur Verfügung ſtänden, ſich reichlich und angenehm zu nähren, ja zu Wohlſtand zu gelangen, lieber in Armuth Noth Entbehrung Hunger und Elend lebt, und immer Kunſtbeſtrebungen macht, die ihm keinen äußeren Erfolg bringen, und oft auch wirklich kein Erzeugniß von nur einigem Kunſtwerthe ſind. Er ſtirbt dann im Armenhauſe oder als Bettler oder in einem Hauſe, wo er aus Gnaden gehalten wurde.“

Wir waren unſeres Freundes Meinung. Euſtach ohnehin ſchon, weil er die Kunſtdinge als das Höchſte des irdiſchen Lebens anſah, und ein Kunſtſtreben als bloſſes Beſtreben ſchon für hoch hielt, wie er auch zu ſagen pflegte, das Gute ſei gut, weil es gut ſei. Ich ſtimmte bei, weil mich das, was mein Gaſtfreund ſagte, überzeugte, und Guſtav mochte es geglaubt haben — Erfahrungen hatte er nicht — weil ihm alles Wahrheit war, was ſein Pflegevater ſagte.

Von einem Streben, das gewiſſermaßen ſein eigener Zweck ſei, vom Vertiefen der Menſchen in einen Gegenſtand, dem ſcheinbar kein äußerer Erfolg entſpricht, und dem der damit Behaftete doch alles Andere opfert, kamen wir überhaupt auf Verſchiedenes, an das der Menſch ſein Herz hängt, das ihn erfüllt, und das ſein Daſein oder Theile ſeines Daſeins umſchreibt. Nachdem wir wirklich eine größere Zahl von Dingen durchſprochen hatten, die zu dem Menſchen in das von uns angeführte Verhältniß treten können, als ich je vermuthet hätte, machte mein Gaſtfreund folgenden Ausſpruch: „Wenn wir hier alle die Dinge ausſchließen, die nur den Körper oder das Thieriſche des Menſchen betreffen und befriedigen, und deren andauerndes Begehren mit Hinwegſezung alles Andern wir mit dem Namen Leidenſchaft bezeichnen, weßhalb es denn nichts Falſcheres geben kann, als wenn man von edlen Leidenſchaften ſpricht, und wenn wir als Gegenſtände höchſten Strebens nur das Edelſte des Menſchen nennen: ſo dürfte alles Drängen nach ſolchen Gegenſtänden vielleicht nicht mit Unrecht nur mit einem Namen zu benennen ſein, mit Liebe. Lieben als unbedingte Werthhaltung mit unbedingter Hinneigung kann man nur das Göttliche oder eigentlich nur Gott; aber da uns Gott für irdiſches Fühlen zu unerreichbar iſt, kann Liebe zu ihm nur Anbetung ſein, und er gab uns für die Liebe auf Erden Theile des Göttlichen in verſchiedenen Geſtalten denen wir uns zuneigen können: ſo iſt die Liebe der Eltern zu den Kindern, die Liebe des Vaters zur Mutter der Mutter zum Vater, die Liebe der Geſchwiſter, die Liebe des Bräutigams zur Braut der Braut zum Bräutigam, die Liebe des Freundes zum Freunde, die Liebe zum Vaterlande, zur Kunſt zur Wiſſenſchaft zur Natur, und endlich gleichſam kleine Rinnſale, die ſich von dem großen Strome abzweigen, Beſchäftigungen mit einzelnen gleichſam kleinlichen Gegenſtänden, denen ſich oft der Menſch am Abende ſeines Lebens wie kindlichen Nothbehelfen hingibt, Blumenpflege Zucht einer einzigen Gewächsart einer Thierart und ſo weiter, was wir mit dem Namen Liebhaberei belegen. Wen die größeren Gegenſtände der Liebe verlaſſen haben, oder wer ſie nie gehabt hat, und wer endlich auch gar keine Liebhaberei beſizt, der lebt kaum und betet auch kaum Gott an, er iſt nur da. So faßt es ſich, glaube ich, zuſammen, was wir mit der Richtung großer Kräfte nach großen Zielen bezeichnen, und ſo findet es ſeine Berechtigung."

„Jene Zeit," ſagte er nach einer Weile, „in welcher die Kirchen gebaut worden ſind, wie wir eben eine beſucht haben, war in dieſer Hinſicht weit größer als die unſrige, ihr Streben war ein höheres, es war die Verherrlichung Gottes in ſeinen Tempeln, während wir jezt hauptſächlich auf den ſtofflichen Verkehr ſehen, auf die Hervorbringung des Stoffes und auf die Verwendung des Stoffes, was nicht einmal ein an ſich gültiges Streben iſt, ſondern nur beziehungsweiſe, in ſo fern ihm ein höherer Gedanke zu Grunde gelegt werden kann. Das Streben unſerer älteren Vorgänger war auch insbeſondere darum ein höheres, weil ihm immer Erfolge zur Seite ſtanden, die Hervorbringung eines wahrhaft Schönen. Jene Tempel waren die Bewunderung ihrer Zeit, Jahrhunderte bauten daran, ſie liebten ſie alſo, und jene Tempel ſind auch jezt in ihrer Unvollendung oder in ihren Trümmern die Bewunderung einer wieder erwachenden Zeit, die ihre Verdüſterung abgeſchüttelt hat, aber zum allſeitigen Handeln noch nicht durchgedrungen iſt. Sogar das Streben unſerer unmittelbaren Vorgänger, welche ſehr viele Kirchen nach ihrer Schönheitsvorſtellung gebaut, noch mehr Kirchen aber durch zahlloſe Zubauten durch Aufſtellung von Altären durch Umänderungen entſtellt, und uns eine ſehr große Zahl ſolcher Denkmale hinterlaſſen haben, iſt in ſo ferne noch höher als das unſere, indem es auch auf Erbauung von Gotteshäuſern ausging auf Darſtellung eines Schönen und Kirchlichen, wenn es ſich auch in dem Weſen des Schönen von den Vorbildern der früheren Jahrhunderte entfernt hat. Wenn unſere Zeit von dem Stofflichen wieder in das Höhere übergeht, wie es den Anſchein hat, werden wir in Baugegenſtänden nicht auch gleich das Schöne verwirklichen können. Wir werden Anfangs in der bloßen Nachahmung des als ſchön Erkannten aus älteren Zeiten befangen ſein, dann wird durch den Eigenwillen der unmittelbar Betrauten manches Ungereimte entſtehen, bis nach und nach die Zahl der heller Blickenden größer wird, bis man nach einer allgemeineren und begründeteren Einſicht vorgeht, und aus den alten Bauarten neue der Zeit eigenthümlich zugehörige entſprießen."

„In der Kirche, welche wir eben geſehen haben," ſagte ich, „liegt nach meiner Meinung eine eigenthümliche Schönheit, daß es nicht begreiflich iſt, wie eine Zeit gekommen iſt, in welcher man es verkennen, und ſo manches hinzufügen konnte, was vielleicht ſchon an ſich unſchön iſt, gewiß aber nicht paßt."

„Es waren rauhe Zeiten über unſer Vaterland gekommen," erwiederte er, „welche nur in Streit und Verwüſtung die Kräfte übten, und die tieferen Richtungen der menſchlichen Seele ausrotteten. Als dieſe Zeiten vorüber waren, hatte man die Vorſtellung des Schönen verloren, an ſeine Stelle trat die bloße Zeitrichtung, die nichts als ſchön erkannte als ſich ſelber, und daher auch ſich ſelber überall hinſtellte, es mochte paſſen oder nicht. So kam es, daß römiſche oder korinthiſche Simſe zwiſchen altdeutſche Säulen gefügt wurden."

„Aber auch unter den altdeutſchen Kirchen iſt dieſe, welche wir verlaſſen haben, wenn ich nach den Kirchen, die ich geſehen habe, urtheilen darf, eine der ſchönſten und edelſten," ſagte ich.

„Sie iſt klein," erwiederte mein Gaſtfreund, „aber ſie übertrifſt manche große. Sie ſtrebt ſchlank empor wie Halme, die ſich wiegen, und gleicht auch den Halmen darin, daß ihre Bögen ſo natürlich und leicht aufſpringen wie Halme, die da nicken. Die Roſen in den Fenſterbögen die Verzierungen an den Säulenknäufen an den Bogenrippen ſo wie die Roſe der Thurmſpitze ſind ſo leicht wie die verſchiedenen Gewächſe, die in dem Halmenfelde ſich entwickeln."

„Darum überkam mich auch wieder ein Gedanke," antwortete ich, „den ich ſchon öfter hatte, daß man nehmlich die Faſſung von Edelſteinen im Sinne altdeutſcher Baudenkmale einrichten ſollte, und daß man dadurch zu ſchöneren Geſtaltungen käme.“

„Wenn ihr den Gedanken ſo nehmet,“ erwiederte er, „daß ſich die, welche Edelſteine faſſen, im Sinne der alten Baumeiſter bilden ſollen, welche Würdiges und Schönes auf einfache und erhebende Art darſtellten, ſo dürftet ihr, glaube ich, recht haben. Wenn ihr aber meint, daß Geſtaltungen, welche an mittelalterlichen Gebäuden vorkommen, im verkleinerten Maßſtabe ſofort als Schmuckdinge zu gebrauchen ſeien, ſo dürftet ihr euch irren.“

„So habe ich es gemeint,“ ſagte ich.

„Wir haben ſchon einmal über dieſen Gegenſtand geſprochen,“ erwiederte er, „und ich habe damals ſelber auf die alterthümliche Kunſt als die Grundlage von Schmuck hingewieſen; aber ich habe damit nicht blos die Baukunſt gemeint, ſondern jede Kunſt auch die der Geräthe der Kirchenſtoffe der weltlichen Stoffe die Malerkunſt die Bildhauerkunſt die Holzſchneidekunſt und Ähnliches. Auch habe ich nicht die unmittelbare Nachahmung der Geſtaltungen gemeint, ſondern die Erkennung des Geiſtes, der in dieſen Geſtaltungen wohnt, das Erfüllen des Gemüthes mit dieſem Geiſte, und dann das Schaffen in dieſer Erkenntniß und in dieſem Erfülltſein. Es ſteht der Übertragung der baulichen Geſtaltungen auf Schmuck auch ein ſtoffliches Hinderniß entgegen. Die Gebäude, an denen der Schönheitsſinn beſonders zur Ausprägung kam, waren immer mehr oder weniger ernſte Gegenſtände: Kirchen Palläſte Brücken und im Alterthume Säulen und Bögen. Im Mittelalter ſind die Kirchen weit das Überwiegende; bleiben wir alſo bei ihnen. Um den Ernſt und die Würde der Kirche darzuſtellen, iſt der Stoff nicht gleichgültig, aus dem man ſie verfertiget. Man wählte den Stein als den Stoff, aus dem das Großartigſte und Gewaltigſte von dem, was ſich erhebt, beſteht, die Gebirge. Er leiht ihnen dort, wo er nicht von Wald oder Raſen überkleidet iſt, ſondern nackt zu Tage ſteht, das erhabenſte Anſehen. Daher gibt er auch der Kirche die Gewalt ihres Eindruckes. Er muß dabei mit ſeiner einfachen Oberfläche wirken, und darf nicht bemalt oder getüncht ſein. Das Nächſte unter dem Emporſtrebenden, was ſich an das Gebirge anſchließt, iſt der Wald. Ein Baum übt nach dem Felſen die größte Macht. Daher iſt eine Kirche in Würde und künſtleriſchem Anſehen auch noch von Holz denkbar, ſobald es nicht bemalt und nicht beſtrichen iſt. Eine eiſerne Kirche oder gar eine von Silber könnte nicht anders als widrig wirken, ſie würde nur wie roher Prunk ausſehen, und von einer Kirche aus Papier, geſezt man könnte den Wänden auf die Dauer Widerſtand gegen Wetter und den Verzierungen durch Preſſen oder dergleichen die ſchönſten Geſtalten geben, wendet ſich das Herz mit Widerwillen und Verachtung ab. Mit dem Stoffe hängt die Geſtaltung zuſammen. Der Stein iſt ernſt, er ſtrebt auf und läßt ſich nicht in die weichſten feinſten und gewundenſten Erſcheinungen biegen. Ich rede von dem Bauſteine nicht von dem Marmor. Daher hat man die Geſtalten der Kirche aus ihm emporſtrebend einfach und ſtark gemacht, und wo Biegungen vorkommen, ſind ſie mit Maß und mit einem gewiſſen Adel ausgeführt, und überladen nicht die Wände und die andern Bildungen. In der Zeit, als ſie das Übergewicht zu bekommen anfingen, hörte auch die ſtrenge Schönheit der Kirchen auf, und die Niedlichkeit begann. Zu den Faſſungen unſeres Schmuckes nehmen wir Metall und zwar meiſtens Gold. Das Metall aber hat weſentlich andere Merkmale als der Stein. Es iſt ſchwerer; darf alſo, ohne uns zu drücken, nicht in größeren Stücken angewendet werden, ſondern muß in zarte Geſtaltungen auseinander laufen. Dabei hat es unter allen Stoffen die größte Biegſamkeit und Dehnbarkeit, wir glauben ihm daher die kühnſten Windungen und Verſchlingungen, und fordern ſie von ihm. Die Bildungen beſonders Zierrathen aus Gold können daher nicht genau dieſelben ſein wie die aus Stein, wenn beide ſchön ſein ſollen. Aber aus dem inneren Geiſte des einen, glaube ich, kann man recht gut und ſoll man den innern Geiſt des andern kennen, und es dürfte Treffliches heraus kommen.“

Ich vermochte gegen dieſe Anſicht nichts Weſentliches einzuwenden. Euſtach führte ſie noch genauer durch Beiſpiele aus, die er von bekannten Steingeſtaltungen an Kirchen hernahm. Er zeigte, wie eine geläufige leichte kirchliche Steinbildung, wenn man ſie etwa aus Gold machen laſſe, ſogleich ſchwer träg und unbeholfen werde, und er zeigte auch, wie man nach und nach die Steingeſtaltung umwandeln müſſe, daß ſie zu einer für Gold tauge, und da lebendig und eigenthümlich werde. Er verſprach mir, daß er mir über dieſe Angelegenheit, wenn wir nach Hauſe gekommen ſein würden, Zeichnungen zeigen würde. Ich ſah hieraus, wie ſehr meine Freunde über dieſen Gegenſtand nachgedacht haben, und wie ſie thatſächlich in ihn eingegangen ſeien.

„Es ſind aber nicht blos die Äußerlichkeiten an unſerer Kirche ſehr ſchön,“ fuhr mein Gaſtfreund fort, „ſondern die Geſtalten der Heiligen auf dem Altare und in den Niſchen ſind ſchöner, als man ſie ſonſt meiſtens aus dem Zeitalter, aus welchem die Kirche ſtammt, zu ſehen gewohnt iſt. Wenn ich ſage, daß die griechiſchen Bildergeſtalten eine größere ſinnliche Schönheit haben als die aus dem Mittelalter, ſo iſt dieſes nicht ausnahmlos ſo. Es gibt auch höchſt liebliche Geſtalten aus dem Mittelalter, und wo keine Verzeichnung iſt, und wo ſich Sinnlichkeit zeigt, ſind ſie meiſtens wärmer als die griechiſchen. In der kleinen Kirche iſt Ähnliches vorhanden, deßhalb habe ich ſo gerne ihre Wiederherſtellung übernommen, deßhalb bedaure ich, daß meine Mittel nicht ſo groß ſind, die gänzliche Vollendung herbeiführen zu können, und deßhalb habe ich ſo ſehr nach den Geſtalten, die in den Niſchen fehlen, ſuchen laſſen, um ſo viel als möglich die Kirche zu bevölkern, wenn auch der Gedanke Raum hatte, daß vielleicht nicht einmal alle Geſtalten fertig geworden und alle Pläze beſezt geweſen ſeien. Vielleicht ſteht einmal eine höhere und allgemeinere Kraft auf, die dieſe und noch wichtigere Kirchen wieder in ihrer Reinheit darſtellt.“

Wir kamen am zweiten Tage in dem Asperhofe an, und ich ſagte, daß ich nun nicht mehr lange da verweilen könne. Mein Gaſtfreund erwiederte, daß er in einigen Tagen in den Sternenhof fahren werde, daß er mich einlade, ihn zu begleiten, und daß ich bis dahin noch bei ihm bleiben möge.

Ich erklärte, daß bei mir wohl einige Tage keinen weſentlichen Unterſchied machten, daß ich aber doch wünſche, bald zu meinen Eltern zurückkehren zu können.

So war der Abend vor der Abreiſe in den Sternenhof gekommen, und mein Gaſtfreund ſagte an demſelben in einem gelegenen Augenblicke zu mir: „Ihr tretet nun zu jemandem, der mir nahe iſt, in ein inniges Verhältniß; es iſt billig, daß ihr alles wiſſet, wie es in dem Sternenhofe iſt, und in welchen Beziehungen ich zu demſelben ſtehe. Ich werde euch alles darlegen. Damit ihr aber in noch viel größerer Ruhe ſeid, und mit Klarheit das Mitgetheilte aufnehmen könnet, ſo werde ich es euch erzählen, wenn ihr wieder in den Asperhof kommt. Ihr werdet jezt zu euren Eltern gehen, wie ihr ſagt, um ihnen zu berichten, wie ihr aufgenommen worden ſeid, und wie die Angelegenheit ſteht. Wenn ihr dann nach eurem beliebigen Willen wieder zu mir kommt, ſei es zu was immer für einer Zeit, ſo werdet ihr willkommen ſein und bereitwilligen Empfang finden."

Am anderen Morgen ſaß ich nebſt Guſtav mit ihm in dem Wagen, und wir fuhren dem Sternenhofe zu.

Wir wurden dort ſo freundlich und heiter aufgenommen wie immer, ja noch freundlicher und heiterer als ſonſt. Die Zimmer, welche wir immer bewohnt hatten, ſtanden für uns wie für Perſonen, welche zu der Familie gehörten, in Bereitſchaft. Natalie ſtand mit lieblichen Mienen neben ihrer Mutter, und ſah ihren älteren Freund und mich an. Ich grüßte mit Ehrerbietung die Mutter und faſt mit gleicher Ehrerbietung die Tochter. Guſtav war etwas ſchüchterner als ſonſt, und blickte bald mich bald Natalien an. Wir ſprachen die gewöhnlichen Bewillkommungsworte und andere unbedeutende Dinge. Dann verfügten wir uns in unſere Zimmer.

Noch an demſelben Tage und am nächſten beſah mein Gaſtfreund verſchiedene Dinge, welche zur Bewirthſchaftung des Gutes gehörten, beſprach ſich mit Mathilden darüber, beſuchte ſelbſt ziemlich entfernte Stellen, und ordnete im Namen Mathildens an. Auch die Arbeiten in der Hinwegſchaffung der Tünche von der Außenſeite des Schloſſes beſah er. Er ſtieg ſelber auf die Gerüſte, unterſuchte die Genauigkeit der Hinwegſchaffung der aufgetragenen Kruſte und die Reinheit der Steine. Er prüfte die Größe der in einer gewöhnlichen Zeit vollbrachten Arbeit, und gab Aufträge für die Zukunft. Wir waren bei den meiſten dieſer Beſchäftigungen gemeinſchaftlich zugegen. Man behandelte mich auf eine ausgezeichnete Art. Mathilde war ſo ſanft, ſo gelaſſen und milde wie immer. Wer nicht genauer geblickt hätte, würde keinen Unterſchied zwiſchen ſonſt und jezt gewahr geworden ſein. Sie war immer gütig, und konnte daher nicht gütiger ſein. Ich empfand aber doch einen Unterſchied. Sie richtete das Wort ſo offen an mich wie früher; aber es war doch jezt anders. Sie fragte mich oft, wenn es ſich um Dinge des Schloſſes des Gartens der Felder der Wirthſchaft handelte, um meine Meinung wie einen, der ein Recht habe, und der faſt wie ein Eigenthümer ſei. Sie fragte gewiß nicht, um meine Meinung ſo gründlich zu wiſſen; denn mein Gaſtfreund gab die beſten Urtheile über alle dieſe Gegenſtände ab, ſondern ſie fragte ſo, weil ich einer der ihrigen war. Sie hob aber dieſe Fragen nicht hervor und betonte ſie nicht, wie jemand gethan hätte, bei dem ſie

Abſicht geweſen wären, ſondern ſie empfand das Zuſammengehörige unſeres Weſens, und gab es ſo. Mir ging dieſe Behandlung ungemein lieb in die Seele. Mein Gaſtfreund war wohl beinahe gar nicht anders; denn ſein Weſen war immer ein ganzes und geſchloßenes; aber auch er ſchien herzlicher als ſonſt. Guſtav verlor ſein anfängliches ſchüchternes Weſen. Obwohl er auch jezt noch kein Wort ſagte, welches auf unſer Verhältniß anſpielte, — das thaten auch die anderen nicht, und er hatte eine zu gute Erziehung erhalten, um, obgleich er noch ſo jung war, hierin eine Ausnahme zu machen — ſo ging er doch zuweilen plözlich an meine Seite, nahm mich bei meinem Arme, drückte ihn, oder nahm mich bei der Hand, und drückte ſie mit der ſeinen. Nur mit Natalie war es ganz anders. Wir waren beinahe ſcheuer und fremder, als wir es vor jenem Hervorleuchten des Gefühles in der Grotte der Brunnennimphe geweſen waren. Ich durfte ſie am Arme führen, wir durften mit einander ſprechen; aber wenn dies geſchah, ſo redeten wir von gleichgültigen Dingen, welche weit entfernt von unſeren jezigen Beziehungen lagen. Und dennoch fühlte ich ein Glück, wenn ich an ihrer Seite ging, daß ich es kaum mit Worten hätte ſagen können. Alles, die Wolken, die

Sterne die Bäume die Felder ſchwebten in einem Glanze, und ſelbſt die Perſonen ihrer Mutter und ihres alten Freundes waren verklärter. Daß in Natalien Ähnliches war, wußte ich, ohne daß ſie es ſagte.

Wenn wir an dem Scheunenthore des Maierhofes vorbeigingen, oder an einer anderen Thür oder an einem Felde oder ſonſt an einem Plaze, auf welchem gearbeitet wurde, ſo traten die Menſchen zuſammen, blickten uns nach, und ſahen uns mit denſelben bedeutungsvollen Augen an, mit denen man mich in dem Asperhofe angeſchaut hatte. Es war mir alſo klar, daß man auch hier wußte, in welchen Beziehungen ich zu der Tochter des Hauſes ſtehe. Ich hätte es auch aus der größeren Ehrerbiethung der Diener heraus leſen können, wenn es mir nicht ſchon ſonſt deutlich geweſen wäre. Aber auch hier wie in dem Asperhofe bemerkte ich, daß es etwas Freundliches war, etwas, das wie Freude ausſah, was ſich in den Mienen der Leute ſpiegelte. Sie mußten alſo auch hier mit dem, was ſich vorbereitete, zufrieden ſein. Ich war darüber tief vergnügt; denn auf welchem Stande der Entwickelung die Leute immer ſtehen mögen, ſo iſt es doch gewiß, wie ich aus dem Umgange mit vielen Menſchen reichlich erfahren habe, daß Geringere die Höheren oft ſehr richtig beurtheilen, und namentlich, wenn Verbindungen geſchloſſen werden, ſeien es Freundſchaften, ſeien es Ehen, mit richtiger Kraft erkennen, was zuſammen gehört, und was nicht. Daß ſie mich alſo zu Natalien gehörig anſahen, erfüllte mich mit nachhaltender inniger Freude. Wie Natalie über dieſe Kundgebungen der Leute dachte, konnte ich nicht erkennen.

Nachdem ſo drei Tage vergangen waren, nachdem wir die verſchiedenſten Stellen des Schloſſes des Gartens der Felder und der Wälder gemeinſchaftlich beſucht hatten, nachdem wir auch manchen Augenblick in den Gemäldezimmern und in denen mit den alterthümlichen Geräthen zugebracht und an Verſchiedenem uns erfreut hatten, nachdem endlich auch alles, was in Angelegenheiten des Gutes zu beſprechen und zu ordnen war, zwiſchen Mathilden und meinem Gaſtfreunde beſprochen und geordnet worden war, wurde auf den nächſten Tag die Abreiſe beſchloſſen. Wir verabſchiedeten uns auf eine ähnliche Weiſe, wie wir uns bewillkommt hatten, der Wagen war vorgefahren, und wir ſchlugen die Richtung zurück ein, in der wir vor vier Tagen gekommen waren.

Ich fuhr mit meinem Gaſtfreunde nur bis an die Poſtſtraße und auf derſelben bis zur erſten Poſt. Dort trennten wir uns. Er fuhr auf Nebenwegen dem Asperhofe zu, weil er mir zu lieb einen Umweg gemacht hatte, ich aber ſchlug mit Poſtpferden die Richtung gegen das Kargrat ein. Ich war entſchloſſen, im Kargrat für jetzt ganz abzubrechen, und alſo die Gegenſtände, die ich noch dort hatte, fortſchaffen zu laſſen. Als ich in dem kleinen Orte eingetroffen war, richtete ich meine Verhältniſſe zurecht, ließ alle meine Dinge einpacken, und ſchickte ſie fort. Ich nahm von dem Pfarrer, welchen ich kennen gelernt hatte, Abſchied, verabſchiedete mich auch von meinen Wirthsleuten und von den anderen Menſchen, die mir bekannt geworden waren, ſagte, daß ich nicht weiß wann ich in das Kargrat zurückkehren werde, um meine Arbeiten, welche ich wegen eines ſchnell eingetretenen Umſtandes hatte abbrechen müſſen, fortzuſezen, und reiſte wieder ab.

Ich ging jezt in das Lauterthal, um es zu beſuchen. Es war in der Richtung nach meiner Heimath ein geringer Umweg, und ich wollte das Thal, das mir lieb geworden war, wieder ſehen. Beſonders aber führte mich ein Zweck dahin. Obwohl ich wenig Hoffnung hatte, daß mein Auftrag, den ich in dem Thale gegeben hatte, zu forſchen, ob ſich nicht doch noch die Ergänzungen zu den Vertäflungen meines Vaters fänden, einen Erfolg haben werde, ſo wollte ich doch nicht nach Hauſe reiſen, ohne in dieſer Hinſicht Nachfrage gehalten zu haben. Die gewünſchten Ergänzungen hatten ſich zwar nicht gefunden, auch keine Spur zu denſelben war entdeckt worden; aber manche Leute hatte ich geſehen, denen ich in früheren Tagen geneigt worden war, Gegenſtände hatte ich erblickt, von denen ich in vergangenen Jahren zu meinem Vergnügen umringt geweſen war, und manches kleine Zwiegeſpräch hatte ich gepflogen, welches mir und den Leuten, mit denen es gepflogen worden war, zu einiger Erquickung gereichte.

Ich ging auch in das Rothmoor. Dort fand ich die Arbeiten noch in einem höheren Maße entwickelt und im Gange, als ſie es bei meiner lezten Anweſenheit geweſen waren. Von mehreren Orten hatte man Beſtellungen eingeſendet, ſelbſt von unſerer Stadt, wo das Becken der Einbeere bekannt geworden war, und manchen Beifall gefunden hatte, waren Briefe geſchickt worden. Fremde kamen zu Zeiten in dieſe abgelegene Gegend, machten Käufe, und hinterließen

Aufträge. Ich ſah alſo, daß ſich manches hier gebeſſert habe, betrachtete die Arbeiten, und beſtellte auch wieder einige neue, weil ich theils noch Stücke ſchönen Marmors hatte, aus denen irgend etwas gemacht werden konnte, und weil anderen Theils in dem Garten des Vaters zur Brüſtung oder zu anderen Stellen noch Gegenſtände fehlten. Die Leute hatten mich recht freundlich und zuvorkommend empfangen, ſie zeigten mir, was im Gange war, welche Verbeſſerungen ſie eingeführt hatten, und welche ſie noch beabſichtigen. Sie ließen hiebei nicht unerwähnt, daß ich der kleinen Anſtalt immer zugethan geweſen ſei, und daß ich zu den Verbeſſerungen manchen Anlaß und manchen Fingerzeig gegeben habe. Ich drückte meine Freude über alles das aus, und verſprach, daß ich, wenn ich in die Nähe käme, jederzeit recht gerne einen kurzen Beſuch in dem Rothmoor machen würde.

Nach dieſem unbedeutenden Aufenthalte im Lauterthale und im Rothmoor ſezte ich meine Reiſe zu meinen Eltern ohne weitere Verzögerung fort.

3.

Die Mittheilung.

Zu Hauſe hatten ſie mich noch nicht erwartet, weil ich ihnen durch meinen Brief angezeigt hatte, daß ich mit meinem Gaſtfreunde eine kleine Reiſe zu einer alterthümlichen Kirche machen würde. Auch hatten ſie ſich vorgeſtellt, daß ich noch einmal in meinen Aufenthaltsort in das Hochgebirge gehen und mich auf der Rückreiſe eine Zeit in dem Sternenhofe aufhalten werde. Sie irrten aber; denn obwohl ich in beiden Orten war, war ich doch nicht lange dort, und es drängte mein Herz, den Meinigen zu eröffnen, wie meine Angelegenheiten ſtehen. Als ich dieſes gethan hatte, waren ſie bei Weitem weniger ergriffen, als ich erwartet hatte. Sie freuten ſich, aber ſie ſagten, ſie hätten gewußt, daß es ſo ſein würde, ja ſie hätten ſeit Jahren die jezige Entwicklung ſchon geahnt. Im Roſenhauſe und im Sternenhofe, meinten ſie, würde man mich nicht ſo freundſchaftlich und gütig behandelt haben, wenn man mich nicht lieb gehabt, und wenn man nicht ſelbſt das, was ſich jezt ereignet hat, als etwas Angenehmes betrachtet hätte, deſſen Spuren man ja doch habe entſtehen ſehen müſſen. So lieb mir dieſe Anſicht war, weil ſie die Geſinnungen meiner Angehörigen gegen mich ausdrückte, ſo konnte ich doch nicht umhin, zu denken, daß nur die Meinigen die Sache ſo betrachten, weil ſie eben die Meinigen ſind, und daß ſie mich auch darum des Empfangenen für würdig erachteten. Ich aber wußte es anders, weil ich Natalien und ihre Umgebung kannte, und ihren Werth zu ahnen vermochte. Ich konnte das, was mir begegnete, nur als ein Glück anſehen, welches mir ein günſtiges Schickſal entgegen geführt hatte, und deſſen immer würdiger zu werden ich mich beſtreben müſſe.

Mein Vater ſagte, es ſei alles gut, die Mutter ließ in wehmüthiger und freudiger Stimmung immer wieder die Worte fallen, daß denn ſo gar nichts für ein ſo wichtiges Verhältniß vorbereitet ſei; die Schweſter ſah mich öfter ſinnend und betrachtend an.

Ich ſprach die Bitte aus, daß die Eltern mir nun beiſtehen müßten, das, was in den gegenwärtigen Verhältniſſen zu thun ſei, auf das Schicklichſte zu thun, und ich legte auch den Wunſch dar, daß ich nach des Vaters Anſicht eine größere Reiſe unternehmen möchte.

„Es ſind mehrere Dinge nöthig,“ ſagte der Vater. „Zuerſt, glaube ich, erwartet man von deinen Eltern eine Annäherung an ſie; denn die Angehörigen der Braut können ſich nicht ſchicklich zuerſt den Angehörigen des Bräutigams vorſtellen. Außerdem hat mir dein Gaſtfreund Liebes erwieſen, was ich ihm noch nicht habe vergelten können. Ferner hat dir dein Gaſtfreund Mittheilungen zu machen, die er für nothwendig hält; und endlich ſollteſt du wirklich, wie du auch ſelber wünſcheſt, eine größere Reiſe machen, um wenigſtens im Allgemeinen Menſchen und Welt näher kennen zu lernen. Was deine Gegenleute thun werden, iſt ihre Sache, und wir müſſen es erwarten. Unſere Angelegenheit iſt jezt, das, was uns obliegt, auf ſolche Weiſe zu thun, daß wir uns weder vordrängen, noch daß etwas geſchehe, was wie geringere Achtung deſſen ausſähe, was uns durch dieſe Verbindung gebothen wird. Ich glaube, die natürlichſte Ordnung wäre ſolgende. Du mußt zuerſt die Mittheilungen deines Freundes anhören, weil ſie dir zuerſt ohne Bedingung angetragen worden ſind. Dann werde ich mit deiner Mutter eine Reiſe zur Mutter deiner Braut machen und bei dieſer Gelegenheit deinen Gaſtfreund beſuchen. Endlich magſt du den Vorſchlag thun, daß du eine Reiſe zu höherer Ausbildung zu unternehmen wünſcheſt. Weil aber dein Gaſtfreund ſelber geſagt hat, daß du, ehe er dir ſeine Mittheilungen macht, zu größerer Ruhe kommen ſollſt, und weil es andererſeits unziemend wäre, zu ſehr zu drängen, ſo kannſt du nicht jezt ſogleich zu ihm gehen, und ihn um ſeine Eröffnungen bitten, ſondern du mußt eine Zeit verfließen laſſen, und ihn ſpäter, vielleicht im Winter, beſuchen. Dadurch ſieht er auch, daß du einerſeits nicht zudringlich biſt, und daß du andererſeits, da du in ungewohnter Jahreszeit zu ihm kömmſt, doch die Sehnſucht zu erkennen gibſt, deine Sache zu fördern. Und damit du gewiſſer zu der erforderlichen Ruhe gelangeſt, ſchlage ich dir vor, mich auf einer kleinen Reiſe in meine Geburtsgegend zu begleiten, die wir in Kürze antreten können. Wenn du dann im Winter zu deinem Gaſtfreunde kömmſt, ſo kannſt du ihm unſere Grüße bringen, und ihm ſagen, daß wir mit

Beginn der ſchöneren Jahreszeit kommen und für dich um die Hand der Tochter ſeiner Freundin werben werden.“

Alle waren mit dieſem Vorſchlage vollkommen einverſtanden. Beſonders freute ſich die Mutter, als ſie hörte, daß der Vater von freien Stücken auf einen Reiſeplan gekommen ſei, deſſen Richtung ſie gar nicht errathen hätte.

„Ich muß mich ja üben,“ erwiederte er, „wenn ich im Frühlinge eine Reiſe in das Oberland bis in die Nähe der Gebirge antreten ſoll, die uns auch in den Roſenhof bringt, und weiß Gott, wie weit noch führen kann; denn wenn Leute, die immer zu Hauſe ſind, einmal von der Wanderungsluſt ergriffen werden, dann können ſie auch ihres Reiſens kein Ende finden, und beſuchen Gegend um Gegend.“

Ich aber ſagte hierauf: „Weil Klotilde nie die Gebirge geſehen hat, weil ſie in dieſer ganzen Angelegenheit am weiteſten zurückgeſezt iſt, weil ich ihr immer verſprochen habe, ſie in die Berge zu führen, und weil die Erfüllung dieſes Verſprechens durch meine größere Reiſe wieder hinaus geſchoben werden könnte: ſo mache ich ihr den Vorſchlag, mit mir, wenn ich mit dem Vater von unſerer kleinen Reiſe zurückgekommen bin, einen Theil des Herbſtes in dem Hochgebirge zuzubringen. Die Tage des Herbſtes, ſelbſt die des Spätherbſtes, ſind in den Gebirgen meiſtens ſehr ſchön, und wir können in den klaren Lüften weiter herum ſehen, als es oft in dem ſchwülen und gewitterreichen Dunſtkreiſe der Monate Juni oder Juli möglich iſt."

Klotilde nahm dieſen Vorſchlag mit Freude an, und ich verſprach ihr, in den Tagen, die noch bis zu meiner Abreiſe mit dem Vater verfließen werden, alles anzugeben, was ſie an Kleidern und ſonſtigen Dingen zu der Gebirgsreiſe bedürfe, welche Gegenſtände ſie dann während meiner Abreiſe vorrichten laſſen könne.

„Wenn ich zu den Mittheilungen meines Freundes an Ruhe gewinnen muß," ſezte ich hinzu, „ſo könnten dieſe Reiſen das beſte Mittel dazu abgeben."

Der Vater und die Mutter waren mit meinem Vorſchlage ſehr zufrieden. Die Mutter ſagte nur, ſie werde an den Vorbereitungen Klotildens mitarbeiten, und beſonders darauf ſehen, daß alles vorhanden ſei, was zu dem Schuze der Geſundheit gehöre.

Ich erwiederte, daß das ſehr gut ſei, und daß ich auch bei der Reiſe ſelber alle Maßregeln ergreifen werde, daß Klotildens Geſundheit keinen Schaden leide.

Wir fingen wirklich am andern Tage an, die Dinge zu bereden, welche Klotilde zur Reiſe brauche. Sie ging rüſtig an die Anſchaffung. Ich entwarf ein Verzeichniß der Nothwendigkeiten, welches ich nach und nach ergänzte. Als einige Zeit verfloſſen war, glaubte ich es ſo vervollſtändigt zu haben, daß nun nicht leicht mehr etwas Weſentliches vergeſſen werden konnte.

Indeſſen rückte auch der Tag heran, an welchem ich mit dem Vater abreiſen ſollte.

Am frühen Morgen desſelben ſezten wir uns in den leichten Reiſewagen, deſſen ſich der Vater immer bedient hatte, wenn er größere Entfernungen zurücklegen mußte. Jezt war er lange nicht mehr aus dem Wagenbehältniß gekommen. Auf Anordnung der Mutter wurde er einige Tage vorher von Sachkundigen genau unterſucht, ob er nicht heimliche Gebrechen habe, welche uns in Schaden bringen könnten. Als dies einſtimmig verneint worden war, gab ſie ſich zufrieden. Wir hatten Poſtpferde, wechſelten dieſelben an gehörigen Orten, und hielten uns in ihnen ſo lange auf, als es uns beliebte. Gegen jeden Abend ließ der Vater noch bei Tageslicht halten, es wurde das Nachtlager beſtellt, und wir machten vor dem Abendeſſen einen Spaziergang. In dieſen Tagen, an denen ich mehr Stunden hintereinander ununterbrochen mit dem Vater zubrachte, als dies je vorher der Fall geweſen war, ſprach ich auch mehr mit ihm als je zu einer anderen Zeit. Wir ſprachen von Kunſtdingen: er erzählte mir von ſeinen Bildern, ſagte mir manches über ihre Erwerbung, was ich noch nicht wußte, und verbreitete ſich in guter Rede über ihren Kunſtwerth, er kam auf ſeine Steine, und erklärte mir manches; wir ergingen uns in Büchern, die uns beiden geläufig waren, ſetzten ihren Werth, wenn er dichteriſch oder wiſſenſchaftlich war, auseinander, und erinnerten uns gegenſeitig an Theile des Inhaltes; wir ſprachen auch von Zeitereigniſſen und von der Lage unſers Staates. Er erzählte mir endlich von ſeinem kaufmänniſchen Geſchäfte, und machte mich mit deſſen Grundlagen und Stellungen bekannt. Er zeigte mir Theile der Gegend, durch die wir fuhren, und unterrichtete mich von dem Schickſale mancher Familie, die in dieſem oder jenem Abſchnitte der Landſchaft wohnten. Unter dieſen Verhältniſſen kamen wir am vierten Tage an dem Orte unſerer Beſtimmung an. Die Gegend war mir völlig unbekannt, weil mich meine Wanderungen nie hieher getragen hatten.

Am Saume des Waldes, der den Norden unſeres Landes begrenzt, ging ein Thal hin, das einſt Wald geweſen war, und das jezt zerſtreute Häuſer, einzelne Felder, Wieſen, Felſen, Schluchten und rinnende Waſſer in ſeinem Bereiche hegte. Eines der Häuſer, halb aus Holz gezimmert und halb gemauert, war das Geburthaus meines Vaters. Es ſtand am Rande eines Wäldchens, das von dem großen Walde herſtammte, der einſt dieſe ganzen Gegenden bedeckt hatte. Es war gegen Weſt durch eine Gruppe ſehr großer und dicht ſtehender Buchen gedeckt, daß ihm die Winde von dorther wenig anhaben konnten, hatte gegen Oſt den Schuz eines Felſens, im Norden den des großen Waldbandes, und ſchaute gegen Süden auf ſeine nicht unbeträchtlichen Wieſen und Felder, deren Ergiebigkeit in Getreide gering in Futterkräutern außerordentlich war, weßhalb der größere Reichthum auch in Heerden beſtand. Wir fuhren in das Gaſthaus des Thales, ließen unſere Reiſedinge abpacken, beſtellten uns auf einige Tage Wohnung, und beſuchten dann die ſehr entfernten Verwandten, welche jezt des Vaters Stammhaus bewohnten. Es war gegen

Mittag. Sie nahmen uns, da wir uns entdeckt hatten, ſehr freundlich auf, und verlangten, daß wir unſer Gepäcke holen laſſen und bei ihnen wohnen ſollten. Nur auf die dringenden Vorſtellungen des Vaters, daß wir ihnen die Bequemlichkeit nähmen und ſelber keine gewännen, gaben ſie nach, und verlangten nur noch, daß wir zum bevorſtehenden Mittageſſen bei ihnen bleiben ſollten, was wir annahmen.

Da wir nun in der großen Wohnſtube ſaßen, zeigte mir der Vater den geräumigen Ahorntiſch, bei dem er und ſeine Geſchwiſter ihre Nahrung eingenommen hatten. Der Tiſch war alt geworden, aber der Vater ſagte, daß er noch in derſelben Ecke ſtehe, von den zwei Fenſtern beglänzt, und von der hereinſcheinenden Sonne beleuchtet wie einſt. Er zeigte mir ſeine geweſene neben der Stube befindliche Schlafkammer. Dann gingen wir hinaus, er wies mir die Treppe, die auf den hölzernen Gang führte, welcher rings um den Hof lief, und den Quell, der ſich noch immer mit hellem Waſſer in den Granittrog ergoß, welchen ſchon ſein Urgroßvater hatte hauen laſſen, er wies mir den Stall die Scheune und hinter ihr den Waldweg, auf dem er noch ein halbes Kind mit einem Stabe in der Hand die Heimath verlaſſen habe, um in der Fremde ſein Glück zu ſuchen. Wir gingen ſogar in das Freie und dort herum. Der Vater blieb häufig ſtehen, und erinnerte ſich noch der Fruchtgattungen, welche auf verſchiedenen Stellen geſtanden waren, als er mit einem Täfelchen, darauf ſich rothe und ſchwarze Buchſtaben befanden, in das eine Viertelſtunde entlegene hölzerne Haus ging, das an der Straße ſtand, von Buchen umgeben war, und die Schule für alle Kinder des Thales vorſtellte. Er ſagte, es ſei alles noch wie zur Zeit ſeiner Kindheit, die nehmlichen Begrenzungen die nehmlichen kleinen Feldwege und dieſelben Waſſergräben und Quellrinnſale. Er ſagte, es ſei ihm, als ſtänden ſogar dieſelben Arnicablumen auf der Wieſe, die er als Knabe angeſchaut habe, und da er mich zu dem Steinbühl geführt hatte, der am Rande der Felder lag, ſo ragten die Himbeerzweige empor, rankten ſich die dornenreichen Brombeerreben um die Steine, und wucherten die Erdbeerblätter, gerade wie die, von denen er als Knabe gepflückt hatte. Vom Steinbühl gingen wir zu dem einfachen Eſſen, das wir mit unſern Verwandten verzehrten. Nach demſelben beſuchten wir mit dem jetzigen Eigenthümer alle Beſitzungen. Der Vater ſagte, dort habe ſein Vater gepflügt geegt gegraben, hier habe ſeine Mutter mit der Schweſter der Magd und den Tagelöhnern Heu gemacht, dort ſeien die Kühe und Ziegen gegen den Wald hinan gegangen, wie ſie jezt gehen, und die Seinigen haben ausgeſehen, wie die Leute jezt ausſehen.

Als wir zurückgekehrt waren, verabſchiedeten wir uns, der Vater dankte für die Bewirthung, und ſagte, daß er gegen den Abend noch einmal in das Haus kommen werde.

Da wir uns in dem Zimmer unſeres Gaſthofes befanden, öffnete der Vater ſeinen Koffer, und nahm allerlei Dinge aus demſelben hervor, welche zu Geſchenken für die Bewohner des Hauſes beſtimmt waren, in dem wir geſpeiſt hatten. Ich war von ihm nie in die Kenntniß geſezt worden, welche Bewohner wir in ſeinem Vaterhauſe treffen würden, er mußte ſie wohl auch ſelber nicht genau gekannt haben. Ich war alſo nicht mit Geſchenken verſehen. Der Vater hatte aber auch für dieſen Fall geſorgt, er gab mir mehrere Dinge beſonders Stoffe kleine Schmuckſachen und Ähnliches, um es bei unſerem Abendbeſuche in dem Hauſe auszutheilen. Er hatte nicht gleich bei ſeiner Ankunft die Geſchenke mitnehmen wollen, weil er es, obwohl die Leute nur die gewöhnlichen Thalbewohner dieſer Gegend waren, für unſchicklich hielt, mit Gaben belaſtet das Haus zu betreten, und ihnen gleichſam ſagen zu wollen: „Ich glaube, daß ihr das für das Wichtigſte haltet.“ Jezt aber war er ihnen etwas ſchuldig geworden, und konnte den Dank für die gute Aufnahme abſtatten.

Als wir die Geſchenke in dem Hauſe vertheilt, und dafür die Freude und den Dank der Empfänger geerntet hatten, die in zwei Eheleuten mittlerer Jahre in deren zwei Söhnen einer Tochter und in einer alten Großmutter beſtanden, — den Knecht und die zwei Mägde nicht gerechnet — war es mittlerweile Nacht geworden, und wir kehrten wieder in unſere Herberge zurück.

Wir blieben noch vier Tage in der Gegend. Der Vater beſuchte in meiner Begleitung viele Stellen, die ihm einſt lieb geweſen waren, einen kleinen See, einen Felsblock, von dem eine ſchöne Ausſicht war, eine Gartenanlage in einem nicht ſehr entfernten ſchloßähnlichen Gebäude, die hölzerne Schule, und vor allen die eine und eine halbe Wegeſtunde entfernte Kirche, welche das Gotteshaus des Thales war, und um welche der Kirchhof bog, in welchem ſein Vater und ſeine Mutter ruhten. Eine weiße

Marmortafel, die er und ſein Bruder hatten ſetzen laſſen, ehrte ihr Angedenken. Sonſt ging der Vater auch faſt in allen Zeiten des Tages auf den Wegen der Felder und des Waldes herum.

Am fünften Tage traten wir die Rückreiſe zu den Unſrigen an.

Wir waren am frühen Morgen noch zu unſern Verwandten gegangen. Sie waren, wie es bei Landleuten in ſolchen Fällen gebräuchlich iſt, ſchöner angekleidet als ſonſt und erwarteten uns. Wir nahmen in herzlicher Weiſe Abſchied. Ich verſprach, da ich ohnehin das Wandern gewohnt ſei, und viele Gegenden beſuche, auch hieher wieder zu kommen, und noch öfter in dem kleinen Hauſe vorzuſprechen. Der Vater ſagte, es könne ſein, daß er wieder komme, oder auch nicht, wie es ſich eben beim Alter füge. Man müſſe erwarten, was Gott gewähre. Die Leute begleiteten uns in das Gaſthaus, und blieben da, bis wir den Wagen beſtiegen hatten. Aus den Worten ihres Abſchiedes und ihrer Dankſagungen erkannte ich, daß der Vater ihnen auch eine Summe Geldes gegeben haben müſſe. Sie ſahen uns ſehr lange nach.

Im Fortfahren war der Vater anfangs ernſt und wortkarg, es mochte ihm das Herz ſchwer geweſen ſein. Später entwickelte ſich bei uns wieder ein Verkehr der Rede, wie er auf der Herreiſe geweſen war.

Am Abende des dritten Tages nach unſerer Abfahrt waren wir wieder in dem Hauſe in der Vaterſtadt.

Die Mutter war ſehr erfreut, daß der Aufenthalt von eilf Tagen in der freien Luft für den Vater von ſo wohlthätigen Folgen geweſen ſei. Seine Wangen haben ſich nicht nur ſchön roth gefärbt, ſie ſeien auch voller geworden, und das Auge ſei weit klarer, als wenn es immer auf das Papier ſeiner Schreibſtube geblickt hätte.

„Das iſt nur die Wirkung des Anfangs und eine Folge des Reizes des Wechſels auf die körperlichen Gebilde,“ ſagte der Vater, „im Verlaufe der Zeit gewöhnt ſich Blut Muskel und Nerv an die freie Luft und Bewegung, und das erſte röthet ſich nicht mehr ſo, und die lezten ſchwellen. Allerdings aber wirkt viel Aufenthalt in freier Luft und gehörige Bewegung, in welche ſich keine Sorgen miſchen, weit günſtiger auf die Geſundheit, als ein ſtetiges Sizen in Stuben und ein Hingeben an Gedanken für die Zukunft. Wir werden ſchon einmal, und wer weiß wie nahe die Zeit iſt, auch dieſes Glück genießen und uns recht darüber freuen.“

„Wir werden uns freuen, wenn du es genießeſt,“ erwiederte die Mutter, „du entbehrſt es am meiſten und dir iſt es am nöthigſten. Wir andern können in unſern Garten und in die Umgebung der Stadt gehen, du ſuchſt immer die düſtere Stube. Weil du es aber ſchon ſo oft geſagt haſt, ſo wird es doch einmal wahr werden.“

„Es wird wahr werden, Mutter,“ antwortete der Vater, „es wird wahr werden.“

Sie wendete ſich an uns, wir ſollen beſtätigen, daß der Vater nie ſo geſund und ſo heiter ausgeſehen habe als nach dieſer kurzen Reiſe.

Wir gaben es zu.

Nun mußte aber auch noch auf eine andere Reiſe gedacht werden, weil heuer einmal der Sommer der Reiſen war, und wir mußten dieſelbe ins Werk ſezen, meine und Klotildens Fahrt ins Gebirge. Der Herbſt war ſchon da, wie ich an den Buchenblättern um das Geburthaus meines Vaters hatte wahrnehmen können, die bereits im Begriffe waren, die rothe Farbe vor ihrem Abfallen zu gewinnen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren.

Für Klotilden waren die Vorbereitungen fertig, ich brauchte keine, weil ich immer in Bereitſchaft war, und ſo konnten wir ungeſäumt unſere verabredete Fahrt beginnen.

Die Mutter legte mir das Wohl der Schweſter ſehr an das Herz, der Vater ſagte, wir ſollen die Muße nach unſerer beſten Einſicht genießen, und ſo fuhren wir bei dem Aufgange einer klaren Herbſtſonne aus dem Thore unſeres Hauſes.

Ich wollte die Schweſter, welche ihre erſte größere Reiſe machte, nicht der Berührung mit andern Menſchen in einem gemeinſchaftlichen Wagen ausſezen, da man deren Weſen und Benehmen nicht voraus wiſſen konnte; deßhalb zog ich es vor, mit Poſtpferden ſo lange zu fahren, als es mir gut erſcheinen würde, und dann die Art unſers Weiterkommens im Gebirge je nach der Sachlage zu beſtimmen. Es hatte dieſe Art zu reiſen noch den Vortheil, daß ich anhalten konnte, wo ich wollte, und daß ich der Schweſter manches erklären durfte ohne dabei auf jemand Rückſicht nehmen zu müſſen, der als Zeuge gegenwärtig wäre. Auch konnten wir uns in unſeren geſchwiſterlichen Geſprächen über unſere Angehörigen unſer Haus und andere Dinge nach der freien Stimmung unſerer Seele bewegen. Auf dieſe Art fuhren wir zwei Tage. Ich gönnte ihr öfter Ruhe, da ſie ein fortwährendes Fahren nicht gewohnt war, und endete immer noch lange vor Abend unſere Tagreiſe. Wir ſahen die Berge ſchon immer in der Nähe von einigen Meilen mit unſerem Wege gleich laufen; aber ihre Theile waren hier weniger wichtig. Es war mir äußerſt lieblich, die Geſtalt der Schweſter neben mir in dem Wagen zu wiſſen, ihr ſchönes Angeſicht zu ſehen, und ihren Athem zu empfinden. Ihre ſchweſterliche Rede und die friſche Weiſe, alles, was ihr neu war, in die vollkommen klare Seele aufzunehmen, war mir unausſprechlich wohlthätig.

Am Vormittage des dritten Tages ließ ich ſie ruhen. Für den Nachmittag miethete ich einen Wagen, und wir fuhren von der Poſtſtraße weg gerade dem Gebirge zu. Unſere Fahrt war von angenehmer und heiterer Stimmung begleitet, und wir ergingen uns in manigfaltigen Geſprächen. Als die blauen Berge in der klaren Luft, die einen milchig grünlichen Schimmer hatte, uns entgegen traten, leuchtete ihr Auge immer freundlicher, und ihre Mienen waren theilnehmend der Gegend, in die wir fuhren, zugekehrt. Gleich wie bei dem Vater rötheten ſich nach dieſer dreitägigen Reiſe auch ihre zarten Wangen, und ihre Augen wurden glänzender. So kamen wir endlich an dem Orte an, den ich für unſere Nachtruhe beſtimmt hatte. An demſelben rauſchte die grüne Afel mit ihren Gebirgswäſſern vorüber, welches Rauſchen durch ein ſchief über das Flußbett gezogenes Wehr noch vermehrt wurde. Waldhänge in langen Rücken begannen ſchon ſich zu erheben, und oberhalb des dunkeln Randes eines bedeutend hohen Buchenwaldes blickte bereits das rothe Haupt eines im Abende glühenden Berges herein, auf welchem ſchon einzelne Strecken von Schnee lagen.

Des andern Tages miethete ich ein Gebirgswägelchen, wie ſie zum Fortkommen auf Wegen, die nicht Poſtſtraßen ſind, in den Gebirgen am beſten dienen, und deren Pferde an die Gegenſtände des Gebirges und an die Beſchaffenheit ſeiner Wege gewöhnt und daher am zuverläſſigſten ſind. Wir brachten unſere Sachen in demſelben, ſo gut es ging, unter, und fuhren der glänzenden Afel entgegen, immer tiefer in die Berge hinein. Ich nannte jeden Namen eines vorzüglichen Berges, machte auf die Bildungen aufmerkſam, und ſuchte die Farben die Lichter und die Schatten zu erörtern. Überall begannen ſchon die Laubwälder die röthliche und gelbliche Färbung anzunehmen, was den Hauch über all den Geſtaltungen noch lieblicher machte.

Da ich in eine gewiſſe Tiefe des Gebirges gekommen war, änderte ich die Richtung und fuhr nun nach der Länge desſelben hin. Als zwei Tage vergangen waren, und der dritte auch ſchon dem Nachmittag zuneigte, blickte uns aus der Tiefe des Thales das Gewäſſer des Lauterſees entgegen. Wir kamen um den Rücken eines breiten Waldberges herum, und die Glanzſtellen entwickelten ſich immer mehr. Endlich lag der größte Theil des Spiegels unter dem Gezweige der Tannen der Buchen und der Ahorne zu unſern Füſſen. Wir ſanken mit unſerem Wäglein auf dem ſchmalen Wege immer tiefer und tiefer, bis wir nach etwa zwei Stunden an dem Ufer des Sees anlangten, und die Steinchen in ſeinen ſeichten Buchten hätten zählen können. Wir fuhren an dem Ufer dahin, umfuhren eine kleine Strecke des Sees, und kamen in dem Seewirthshauſe an. Dort lohnte ich unſern Fuhrmann ab, und miethete uns für mehrere Tage ein. Klotilde mußte dasſelbe Zimmer bekommen, welches ich während der Zeiten meiner Vermeſſungen des Lauterſees innegehabt hatte. Ich begnügte mich mit einem kleineren

Stübchen in ihrer Nähe. Man ſtaunte das ſchöne, und wie man ſich ausdrückte, vornehme Mädchen an, und ich gewann ſichtbar an Anſehen, da ich eine ſolche Schweſter hatte. Alle, die ein Ruder führen konnten, oder die geübt waren, Steigeiſen anzulegen und einen Alpenſtock zu gebrauchen, kamen herzu, und bothen ihre Dienſte an. Ich ſagte, daß ich ſie rufen werde, wenn wir ſie bedürfen, und daß wir uns dann ihrer Geſellſchaft ſehr erfreuen würden.

Zuerſt machte ich Klotilden ein wenig in ihrem Zimmerchen wohnhaft. Ich zeigte ihr bedeutſame Stellen, die ſie aus ihren Fenſtern ſehen konnte, und nannte ihr dieſelben. Ich zeigte ihr, wie ich in verſchiedenen Richtungen auf dem See gefahren war, um ſeine Tiefe zu meſſen, und wie wir uns bald auf dieſer bald auf jener Stelle des Waſſers feſtſezen mußten. Sie richtete ſich Farben und Zeichnungsgeräthe zurechte, um zu verſuchen, ob ſie nicht auch nach der unmittelbaren Anſchauung von den Räumen ihres Zimmerchens aus etwas von den Geſtaltungen, die ſie hier ſehen konnte, auf das Papier zu übertragen vermöchte.

Die folgenden Tage brachten wir damit zu, in den Umgebungen des Seehauſes Spaziergänge zu machen, damit Klotilde ſich ein wenig in dieſe Bildungen einlebe. Das vorausgeſagte ſchöne Wetter war eingetroffen, es dauerte fort, und ſo konnten wir uns der Freude und dem Vergnügen, welche dieſe Gänge uns gewährten, um ſo ungeſtörter hingeben, als auch der Stand unſerer Geſundheit ein vortrefflicher war und die Befürchtungen, welche die Mutter und zum Theile auch ich in Hinſicht Klotildens gehegt hatten, nicht in Erfüllung gingen. Wir ſchickten von hier aus Briefe nach Hauſe.

In der Folge der Tage führte ich ſie auf den See hinaus. Ich führte ſie auf die verſchiedenen Theile, die entweder an ſich ſchön und bedeutend waren, oder von denen man ſchöne und merkwürdige Anblicke gewinnen konnte. Ich unterſtüzte ſie mit allen meinen Erfahrungen, die ich mir durch meine mehrfältigen Aufenthalte in dem Gebirge geſammelt hatte. Sie nahm alles mit einer tiefen Seele auf, und durch meine Hilfe waren ihr manche Umwege erſpart, welche diejenigen, die zum erſten Male die Berge beſuchen, machen müſſen, ehe es ihnen gelingt, ſich die Größe und Erhabenheit der Gebirge aufſchließen zu können. Auf den Seefahrten unterſtüzten uns zwei junge Schiffer, die meine ſteten Begleiter bei meinen Meſſungen geweſen waren. Wir gingen auch bergan. Ich hatte Klotilden Fußbekleidungen machen laſſen, welche nach Innen weich, nach Außen aber hart und dem rauhen Gerölle Widerſtand leiſtend waren. Auf dem Haupte trug ſie einen bequemen Schirmhut, und in der Hand einen eigens für ſie gemachten Alpenſtock. Wenn wir auf die Höhen kamen, wurde mit Freude die Ausſicht genoſſen. Klotilde verſuchte auch nach der Anſchauung etwas zu zeichnen und zu malen; aber die Ergebniſſe waren noch weit mangelhafter als bei mir, da ſie einen geringeren Vorrath von Erfahrung zu dem Verſuche brachte.

Nachdem über eine Woche vergangen war, führte ich Klotilden mittelſt eines gleichen Fuhrwerkes, wie wir ſie bisher im Gebirge gehabt hatten, in das Lauterthal und in das Ahornhaus. Dort fanden wir ein beſſeres Unterkommen als in dem Seehauſe, und wir erhielten zwei nebeneinander befindliche geräumige und freundliche Zimmer, deren Fenſter auf die Ahorne vor dem Hauſe hinausgingen, und durch die gelben Blätter derſelben auf die blauduftigen Höhen ſahen, die vom Hauſe gegen den Süden ſtanden. Ich zeigte meine Schweſter der Wirthin, ich zeigte ſie dem alten Kaspar, der auf die Kunde meiner Ankunft ſogleich herbei gekommen war, und ich zeigte ſie den andern, welche ſich gleichfalls reichlich eingefunden hatten. Es war hier ein noch größerer Jubel als in dem Seehauſe, es freute ſie, daß eine ſolche Jungfrau in die Berge gekommen, und daß ſie meine Schweſter ſei. Sie bothen ihr Dienſte an, und näherten ſich mit einiger Scheu. Klotilde betrachtete alle dieſe Menſchen, die ich ihr als meine Begleiter und Gehilfen bei meinen Arbeiten vorſtellte, mit Vergnügen, ſie ſprach mit ihnen, und ließ ſich wieder erzählen. Sie lernte ſich immer mehr in die Art dieſer Leute ein. Ich fragte um meinen Zitherſpiellehrer, weil ich Klotilden dieſen Mann zeigen wollte, und weil ich auch wünſchte, daß ſie ſein außerordentliches Spiel mit eigenen Ohren hören möchte. Wir hatten zu dieſem Zwecke unſere beiden Zithern in unſerm Gepäcke mitgenommen. Man ſagte mir aber, daß ſeit der Zeit, als ich ihnen erzählt habe, daß er von meinen Arbeiten fortgegangen ſei, kein Menſch weder in den nähern noch in den fernern Thälern etwas von ihm gehört habe. Ich ſagte alſo Klotilden, daß ſie keinen andern als die gewöhnlichen einheimiſchen Zitherſpieler werde hören können, wie ſie dieſelben auch bereits gehört habe, und wie ſie ihr anziehender erſchienen ſeien als die Kunſtſpieler in der Stadt und als ich, der ich wahrſcheinlich ein

Zwitter zwiſchen einem Kunſtſpieler und einem Spieler des Gebirges ſei. Wir richteten uns in unſerem Zimmer ein, und begannen ungefähr ſo zu leben, wie wir in der Umgebung des Seehauſes gelebt hatten. Ich führte Klotilden in das Echerthal zu dem Meiſter, welcher unſere Zithern verfertiget hatte. Er beſaß noch immer die dritte Zither, welche mit meiner und Klotildens ganz gleich war. Er ſagte, es ſeien zwar Käufer von Zithern gekommen, die dieſe geprieſen hätten; aber das ſeien Gebirgsleute geweſen, die nicht ſo viel Geld haben, ſich eine ſolche Zither kaufen zu können. Die Andern, welche die Mittel beſäßen, vorzüglich Reiſende, ziehen Zithern vor, welche eine ſchöne Ausſchmückung haben, wenn ſie auch theurer ſind, und laſſen die ſtehen, deren Tugenden ſie nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſpielte ein wenig auf ihr, er ſpielte mit einer großen Fertigkeit; aber in jener wilden und weichen Weiſe, mit welcher mein ſchweifender Jägersmann ſpielte, und welche gerade dieſem Muſikgeräthe ſo zuſagte, vermochte weder er zu ſpielen, noch hatte ich jemanden ſo ſpielen gehört. Ich ſagte dem alten Manne, daß das Mädchen meine Schweſter ſei, und daß ſie auch eine von den drei Zithern beſitze, von denen er ſage, daß ſie die beſten ſeien, die er in ſeinem Leben gemacht habe. Er hatte ſeine Freude darüber, gab Klotilden ein Bündel Saiten und ſagte: „Es ſind meine beſten Zithern, und werden wohl auch meine beſten bleiben.“

Wir beſuchten die Thäler und einige Berge um das Ahornhaus, und Kaspar oder ein anderer waren zuweilen unſere Begleiter und Träger.

Ich führte Klotilden auch in das Häuschen, in welchem ich die Pfeilerverkleidungen für den Vater gekauft hatte, ich führte ſie in das ſteinerne Schloß, in welchem ſie urſprünglich geweſen ſein mochten, und ich führte ſie auch in das Rothmoor, wo ſie das Arbeiten in Marmor betrachten konnte.

Wir blieben länger in dem Ahornhauſe, als wir im Seehauſe geweſen waren, und alle Menſchen waren hier noch freundlicher zutraulicher und hilfreicher als dort. Die Wirthin war unermüdet in Dienſtanerbiethungen gegen meine Schweſter. Zu Ende unſeres Aufenthaltes traten hier kühle und regneriſche Tage ein. Wir verbrachten ſie ſtill in der heitern Wohnlichkeit des Hauſes. Aber aus der Beſchaffenheit des Laubes an den Bäumen und dem Ausſehen der Herbſtpflanzen auf den Matten, aus dem Verhalten der Thiere und aus der Beſchaffenheit des Pelzes derſelben erkannte ich, daß die dauernde kalte und unfreundliche Zeit noch nicht gekommen ſei, und daß noch warme und klare Tage eintreten müſſen. Als daher das Wetter ſich wieder aufheiterte, verließ ich mit Klotilden das Ahornhaus, und ſchlug den Weg in das Kargrat ein.

Ich hatte mich in meinen Vorausſezungen nicht getäuſcht. Nachdem zwei halb heitere und kühle Tage geweſen waren, die wir mit Fahren zugebracht hatten, zog wieder ein ganz heiterer zwar am Morgen kalter, in ſeinem Verlaufe aber ſich ſchnell erwärmender Tag über die beſchneiten Gipfel herauf, dem eine Reihe ſchöner und warmer Tage folgte, die den Schnee auf den Höhen und den, welcher das Eis der Gletſcher bedeckt hatte, wieder weg nahmen, und das leztere ſo weit ſichtbar machten, als es in dieſem Sommer überhaupt ſichtbar geweſen war. Wir hatten am zweiten dieſer ſchönen Tage das Kargrat erreicht. Die Reiſe war darum von ſo langer Dauer geweſen, weil wir kleine Tagefahrten gemacht hatten, und weil wir die Berge hinan und hinab recht langſam gefahren waren. Wir zogen in die Ärmlichkeit unſerer Wohnung, die durch die Größe und Öde der Gegend, von welcher ſie umgeben war, noch mehr herabgedrückt wurde, ein. Am zweiten Tage nach unſerer Ankunft, da alles vorbereitet worden war, folgte mir Klotilde auf das Simmieis. Es waren Führer Träger von Lebensmitteln und von Allem, was auf einer ſolchen Wanderung nothwendig oder nüzlich ſein konnte, und endlich auch ſolche, die eine Sänfte hatten, mitgegangen. Wir waren am erſten Tage bis zur Karzuflucht gekommen. Dort waren wir in dem aus Holzblöcken für die Beſteiger der Karſpize gezimmerten Häuschen über Nacht geblieben, hatten aus mitgebrachtem Holze Feuer gemacht, und uns unſer Abendeſſen bereitet. Mit Anbruch des nächſten Tages gingen wir weiter, und kamen im Glanze des Vormittages auf die Wölbung des Gletſchers. Daß an eine Beſteigung der Karſpize nicht gedacht werden konnte, war natürlich. Wir betrachteten hier nun, was zu betrachten war, und als ſich Kälte in den Gliedern einſtellen wollte, traten wir den Rückweg an. In der Zuflucht wurden wieder Speiſen bereitet, und dann gingen wir vollends hinab. Als wir zurückgekehrt waren, ſank mir Klotilde faſt erſchöpft an das Herz.

Ich legte am andern Tage Klotilden mehrere Zeichnungen, die ich von Gletſchern ihren Einfaſſungen Wölbungen Spaltungen Zuſammenſchiebungen und dergleichen gemacht hatte, vor, damit ſie in der friſchen Erinnerung das Geſehene mit dem Abgebildeten vergleichen konnte. Ich machte auf vieles aufmerkſam, führte manches in ihr Gedächtniß zurück und erwähnte hier auch als an der geeignetſten Stelle, wie ſehr die Abbildung hinter der Wirklichkeit zurück bleibe. In den nächſten zwei Tagen beſuchten wir noch verſchiedene Stellen, von denen wir das Eis und die Schneegeſtaltungen dieſer Berge betrachten konnten. Auch einen Waſſerſturz von einer ſteilrechten Wand zeigte ich Klotilden. Hierauf aber begann ich, auf unſere Rückreiſe zu den Eltern zu denken. Die Zeit war nach und nach ſo vorgerückt, daß ein Aufenthalt in dieſen hochgelegenen Räumen beſonders für ein der Stadt gewohntes Mädchen nicht mehr erſprießlich war. Ich ſchlug daher Klotilden vor, nun auf dem nächſten Wege durch das ebenere Land unſere Heimath zu gewinnen zu ſuchen. Sie war damit einverſtanden. Von dem nächſten größeren Orte her wurde ein Fuhrwerk beſtellt, welches uns auf die erſte Poſt bringen ſollte. Wir nahmen von unſerer Wirthin und ihrem Manne ſo wie von unſern Trägern und Führern, die noch zum Empfange eines kleinen Geſchenkes herbei gekommen waren, Abſchied, wir verabſchiedeten uns von dem Pfarrer, der uns zuweilen beſucht, und uns auf Schönheiten, von ſeinem kleinen Geſichtskreiſe aus, aufmerkſam gemacht hatte, und fuhren auf unſerem Karren, der nur mit einem Pferde beſpannt war, auf dem ſchmalen Wege von dem Kargrat hinab. Das Lezte, was wir von dem kleinen Ortchen ſahen, war die mit Schindeln bedeckte Wand des Pfarrhofes und die gleichfalls mit Schindeln bedeckte Wand der ſchmalen Seite der Kirche. Ich ſagte Klotilden, daß dieſe Bedeckungen nothwendig ſeien, um die in dieſen Höhen ſtark wirkende Gewalt des Regens und des Schnees von dem Mauerwerke abzuhalten. Wir konnten nur noch einen Blick auf die zwei Gebäude thun, dann trat eine Höhe zwiſchen unſere Augen und ſie. Wir glitten mit unſerem Fuhrwerke ſehr ſchnell abwärts, wilde Gründe umgaben uns, und endlich empfing uns der Wald, der die Niederungen ſuchte, in ihnen dahin zog, und ſchon wohnlicher und wärmer war. Wir kamen unter Wiegen und Ächzen unſeres Wägleins immer tiefer und tiefer, Fahrgeleiſe von Holzwegen, die den Wald durchſtrichen, mündeten in unſere Straſſe, dieſe wurde feſter und breiter, und wir fuhren zuweilen ſchon eben und behaglich dahin.

Als wir den Ort erreicht hatten, an welchem ſich die nächſte Poſt befand, lohnte ich den Führer meines Wägleins ab, ſendete ihn zurück, und nahm Poſtpferde. Wir fuhren in gerader Richtung auf dem kürzeſten Wege aus dem Gebirge gegen das flachere Land, um die Heerſtraße zu gewinnen, die nach unſerer Heimath führte. Immer mehr und mehr ſanken die Berge hinter uns zurück, die milde Herbſtſonne, die ſie beſchien, färbte ſie immer blauer und blauer, die Höhen, die uns jezt begegneten, wurden ſtets kleiner und kleiner, bis wir in das Land hinaus kamen, deſſen Gefilde mit lauter dem Menſchen nuzbarem Grunde bedeckt waren. Dort trafen wir auf die große Straße. Bisher waren wir gegen Norden gefahren, jezt änderten wir die Richtung, und fuhren dem Oſten zu. Wir hatten auch beſſere Wägen.

Da wir einen Tag auf dieſer Straſſe gefahren waren, ließ ich an einem Orte halten, und beſchloß, einen Tag an demſelben zu bleiben; den Abend und die Nacht brachten wir in Ruhe zu. Am andern Tage gegen Mittag führte ich die Schweſter auf einen mäßig hohen Hügel. Der Tag war ein ſehr ſchöner Herbſttag, der Schleier, welcher im Vormittage ſo Hügel als Gründe zart umwebt hatte, war einer völligen

Klarheit gewichen. Ich befeſtigte mittelſt Schrauben mein Fernrohr an dem Stamme einer Eiche, und richtete es. Dann hieß ich Klotilden durchſehen, und fragte ſie, was ſie ſähe.

„Ein hohes dunkles Dach,“ ſagte ſie, „aus welchem mehrere breite und mächtige Rauchfänge empor ragen. Unter dem Dache iſt ein Gemäuer von ebenfalls dunkler Farbe, in welchem große Fenſter in gemäßen Entfernungen ſtehen. Das Gebäude ſcheint ein Viereck zu ſein.“

„Und was ſiehſt du weiter, Klotilde, wenn du das Rohr in die Umgebungen des Gebäudes richteſt?“ fragte ich.

„Bäume, die hinter dem Hauſe ſtehen, gleichſam wie ein Garten,“ antwortete ſie. „Die Mauern des Gebäudes ſind dort licht wie die unſerer Häuſer. Dann ſehe ich Felder, in ihnen wieder Bäume, hie und da ein Haus, und endlich wolkenartige Spizen, die wie das Hochgebirge ſind, das wir verlaſſen haben.“

„Es iſt das Hochgebirge,“ antwortete ich.

„Iſt das etwa — — ?“ fragte ſie, den Kopf von dem Fernrohre wegwendend und mich anſehend.

„Ja, Klotilde, das Gebäude iſt der Sternenhof,“ antwortete ich.

„Wo Natalie wohnt?“ fragte ſie.

„Wo Natalie wohnt, wo die edle Mathilde verweilt, wo ſo treffliche Menſchen ein und aus gehen, wohin meine Gedanken ſich mit Empfindung wenden, wo ſanfte Gegenſtände der Kunſt thronen, und wo ein liebes Land um all die Mauern herum liegt,“ antwortete ich.

„Das iſt der Sternenhof!“ ſagte Klotilde, blickte wieder in das Fernrohr, und ſah lange durch dasſelbe.

„Ich habe dich mit Freude auf dieſen Hügel geführt, Klotilde,“ ſagte ich, „um dir dieſen Ort zu zeigen, in dem mein warmes Herz ſchlägt, und ein tiefer Theil von meinem Weſen wohnt.“

„Ach lieber theurer Bruder,“ antwortete ſie, „wie oft gehen meine Gedanken an den Ort, und wie oft weilt mein Gemüth in ſeinen mir noch unbekannten Mauern!“

„Du begreifſt aber,“ ſagte ich, „daß wir jezt nicht hingehen können, und daß die Angelegenheit ihre naturgemäße Entwickelung haben muß.“

„Ich begreife es,“ antwortete ſie.

„Du wirſt ſie ſehen, an deinem Herzen halten, und ſie lieben,“ ſagte ich.

Klotilde ſah wieder in das Rohr, ſie ſah ſehr lange in daſſelbe, und betrachtete alles genau. Ich lenkte ihren Blick auf die Theile, die mir wichtig ſchienen, erklärte ihr alles, und erzählte von dem Schloſſe und von denen, die in demſelben ſind.

Es war indeſſen der Mittag gekommen, wir lösten das Fernrohr ab, und gingen langſam unſerer Wohnung zu.

„Kann man hier nicht auch das Roſenhaus deines Freundes ſehen?“ fragte ſie im Heimgehen.

„Hier nicht,“ erwiederte ich, „hier iſt nicht einmal der höchſte Theil der Roſenhausgegend zu erblicken, weil der Kronwald, den du gegen Norden ſiehſt, ſie deckt. Im Weiterfahren werden wir auf einen Hügel kommen, von dem aus ich dir die Anhöhe zeigen kann, auf welcher das Haus liegt, und von dem aus du mit dem Fernrohre das Haus ſehen kannſt.“

Wir gingen in unſere Wohnung, und am nächſten Tage fuhren wir weiter. Als wir an die Stelle gekommen waren, von welcher man die Höhe des Asperhofes ſehen konnte, ließ ich halten, wir ſtiegen aus, ich zeigte Klotilden den Hügel, auf welchem das Haus meines Gaſtfreundes liegt, richtete das Fernrohr, und ließ ſie durch daſſelbe das Haus erblicken. Wir waren aber hier ſo weit von dem Asperhofe entfernt, daß man ſelbſt durch das Fernrohr das Haus nur als ein weißes Sternchen ſehen konnte. Nach deſſen Betrachtung fuhren wir wieder weiter.

Als nach dieſem Tage der dritte vergangen war, fuhren wir gegen Abend durch den Thorweg des Vorſtadthauſes unſerer Eltern ein.

„Mutter,“ rief ich, da uns dieſe und der Vater, der unſere Ankunft gewußt hatte, und daher zu Hauſe geblieben war, entgegen kamen, „ich bringe ſie dir geſund und blühend zurück.“

Wirklich war Klotilde, wie es dem Vater auf ſeiner kleinen Reiſe ergangen war, durch die Luft und die Bewegung kräftiger heiterer und in ihrem Angeſichte reicher an Farbe geworden, als ſie es je in der Stadt geweſen war.

Sie ſprang von dem Wagen in die Arme der Mutter und begrüßte dieſe und dann auch den Vater freudenvoll; denn es war das erſte Mal geweſen, daß ſie die Eltern verlaſſen hatte, und auf längere Zeit in ziemlicher Entfernung von ihnen geweſen war. Man führte ſie die Treppe hinan, und dann in ihr Zimmer. Dort mußte ſie erzählen, erzählte gerne, und unterbrach ſich öfter, indem ſie das inzwiſchen heraufgebrachte Gepäck aufſchloß, und die manigfaltigen Dinge heraus nahm, die ſie in den verſchiedenen Ortſchaften zu Geſchenken und Erinnerungen gekauft oder an mancherlei Wanderſtellen geſammelt hatte. Ich war ebenfalls mit in ihr Zimmer gegangen, und als wir geraume Weile bei ihr geweſen waren, entfernten wir uns, und überließen ſie einer nothwendigen Ruhe.

Nun folgte für Klotilden faſt eine Zeit der Betäubung, ſie beſchrieb, ſie erzählte wieder, ſie ſetzte ſich vor Zeichnungen hin, blätterte in ihnen, oder zeichnete ſelber, und ſuchte in der Erinnerung Geſehenes nachzubilden.

Aber auch für mich war dieſe Reiſe nicht ohne Erfolg geweſen. Was ich halb im Scherze halb im Ernſte geſagt hatte, daß ich durch dieſe Reiſe zu einer größeren Ruhe kommen werde, iſt in Wirklichkeit eingetroffen. Klotilde, welche alle die Gegenſtände, die mir längſt bekannt waren, mit neuen Augen angeſchaut, welche alles ſo friſch, ſo klar und ſo tief in ihr Gemüth aufgenommen hatte, hatte meine Gedanken auf ſich gelenkt, hatte mir ſelber etwas Friſches und Urſprüngliches gegeben, und mir Freude über ihre Freude mitgetheilt, ſo daß ich gleichſam geſtärkter und befeſtigter über meine Beziehungen nachdenken, und ſie mir gewiſſermaſſen vor mir ſelber zurecht legen konnte.

Ich hatte mit Natalien keinen Briefwechſel verabredet, ich hatte nicht daran gedacht, ſie wahrſcheinlich auch nicht. Unſer Verhältniß erſchien mir ſo hoch, daß es mir kleiner vorgekommen wäre, wenn wir uns gegenſeitig Briefe geſchickt hätten. Wir mußten in der Feſtigkeit der Überzeugung der Liebe des Andern ruhen, durften uns nicht durch Ungeduld vermindern, und mußten warten, wie ſich alles entwickeln werde. So konnte ich mit dem Gefühle von Seligkeit von Natalien fern ſein, konnte mich freuen, daß alles ſo iſt, wie es iſt, und konnte deſſen harren, was meine Eltern und Nataliens Angehörige beginnen werden.

Klotilden, welche ihren Bergen Lüften Seen und Wäldern die Farbe geben wollte, die ſie geſehen hatte, ſuchte ich beizuſtehen, und zeigte ihr, worin ſie fehle, und wie ſie es immer beſſer machen könne. Wir wußten es jezt, daß man die zarte Kraft, wie ſie uns in der Weſenheit der Hochgebirge entgegen tritt, nicht darſtellen könne, und die Kunſt des großen Meiſters nur in der beſten Annäherung beſtehe. Auch in ihrem Beſtreben, die Art, wie ſie im Gebirge die Zither ſpielen gehört hatte, und die eigenthümlichen Töne, die ihr dort vorgekommen waren, nachzuahmen, ſuchte ich ihr zu helfen. Wir konnten wohl beide unſere Vorbilder nicht völlig erreichen, freuten uns aber doch unſerer Verſuche. Bei einigen Freunden machte ich gelegentlich zwei oder drei Beſuche.

So war der Winter gekommen. Ich faßte, weil ich ſchon nach dem Rathe des Vaters beſchloſſen hatte, im Winter meinen Gaſtfreund zu beſuchen, zugleich auch den Entſchluß, einmal im Winter in das Hochgebirge zu gehen, und, wenn dies möglich ſein ſollte, einen hohen Berg zu beſteigen, und auf dem Eiſe eines Gletſchers zu verweilen. Ich beſtimmte hierzu den Januar als den beſtändigſten und meiſtens auch klarſten Monat des Winters. Gleich nach ſeinem Beginne fuhr ich von dem Hauſe meiner Eltern ab, und fuhr in dem ſlimmernden Schnee und in der blendenden Hülle, die alle Fluren deckte, im Schlitten der Gegend zu, in welcher meine Freunde lebten. Das Wetter war ſchon durch zehn Tage beſtändig und mäßig kalt geweſen, der Schnee war reichlich, und auf der Bahn glitten die Fahrzeuge wie in den Lüften dahin. Wie ich ſonſt nie anders als im offenen Wagen fuhr, ſo fuhr ich auch jezt mit guten Pelzen verſehen im offenen Schlitten, und freute mich der weichen Hülle, die um meinen Körper war, und auch der, die überall und allüberall lag, freute mich der ſchweigenden bereiſten Wälder, der ruhenden Obſtbäume, die ihre weißen Gitter ausſtreckten, der Häuſer, von denen der wohnliche Rauch aufſtieg, und der Unzahl der Sterne, die Nachts in dem kalten und finſteren Himmel feuriger funkelten als je ſonſt im Sommer. Ich hatte vor, zuerſt die Gebirge und dann meinen Gaſtfreund zu beſuchen.

Ich fuhr bis in die Nähe des Lauterthales. Da ich die Straße verlaſſen ſollte, miethete ich einen einſpännigen Schlitten, weil in den Seitenwegen, auf denen man immer im Winter nur mit einem Pferde fährt, die Bahn zu enge iſt, als daß zwei Pferde ſicher neben einander gehen könnten, und fuhr in das Thal und in das Ahornwirthshaus. Die Ahorne ſtreckten ungeheure abenteuerlich geſtaltete entblätterte und mit feinen Zweigen wie mit Bärten verſehene Arme der winterlichen Luft entgegen, das fenſterreiche Wirthshaus war in ſeiner braunen Farbe gegen die Schneedecke auf ſeinem Dache und gegen den Schnee, der überall ringsum lag, noch brauner als ſonſt, und die Fichtentiſche vor dem Hauſe waren abgebrochen und in Aufbewahrung gethan worden. Die Wirthin empfing mich mit Erſtaunen und mit Freude, daß ich in einer ſolchen Jahreszeit komme, und gab mir das beſte Verſprechen, daß meine Stube ſo warm und heimlich ſein ſolle, als wehe kein einziges Lüftchen hinein, und ſo licht, als ſchiene die Sonne, wenn ſie überhaupt ſcheint, ſonſt nirgends hin als auf meine Fenſter. Ich ließ meine Geräthſchaften in die Stube bringen, und bald loderte auch ein luſtiges Feuer in dem Ofen derſelben, der ausnahmsweiſe, wie es ſonſt in den Gebirgen faſt gar nicht vorkömmt, von Innen zu heizen war. Die Wirthin hatte es ſo einrichten laſſen, weil von Außen der Zugang zu dem Ofen ſo ſchwer geweſen war. Als ich mich ein wenig erwärmt, und meine Hauptſachen in Ordnung gebracht hatte, ging ich in die allgemeine Gaſtſtube hinunter. In ihr waren verſchiedene Leute anweſend, die der Weg vorbei führte, oder die eine kleine Erquickung und ein Geſpräch ſuchten. Bei den vielen und ſehr nahe ſtehenden Fenſtern drang ein reichliches Licht herein, ſo daß die Sonnenſtrahlen des Wintertages um die Tiſche ſpielten, was um ſo wohlthätiger war, da auch eine behagliche Wärme von den in dem großen Ofen brennenden Klötzen das Zimmer erfüllte. Ich fragte wieder um meinen Zitherſpiellehrer, es hatte niemand etwas von ihm gehört. Ich fragte um den alten Kaspar, er war geſund, und es wurde auf meine Bitte um ihn geſendet. Ich ſagte, daß ich im Sinne hätte, von dem Lauterſee in die Eisfelder der Schern hinaufzuſteigen. Ich hätte Anfangs Luſt gehabt, das Simmieis an der Karſpitze zu beſuchen; aber der Zugang ins Kargrat ſei mir im Winter ſehr unangenehm, und wenn die Schern auch etwas tiefer liegen als die Simmen, ſo ſeien ſie doch ſchöner, und von unvergleichlich wohlgebildeten Felſen eingefaßt. Alle riethen mir von meinem Unternehmen ab, es ſei im Winter nicht durchzudringen, und die Kälte ſei auf den Bergen ſo groß, daß ſie kein Menſch zu ertragen vermöge. Ich widerlegte die Einwürfe vorerſt dadurch, daß ich ſagte, es ſei eben im Winter niemand auf den Schern geweſen, wie ſie ſelber berichten, und daß man daher nichts Sicheres wiſſen könne.

„Aber man kann es ſich denken," erwiederten viele.

„Erfahrung iſt noch beſſer," ſagte ich.

Indeſſen kam der alte Kaspar. Die Sache wurde ihm gleich von den Anweſenden erzählt, und er rieth auch entſchieden von dem Unternehmen ab. Ich ſagte, daß viele Forſcher in Naturdingen im Winter ſchon auf hohen Bergen geweſen ſeien, auf höheren als den Schern, daß ſie dort Nächte und zuweilen auch eine Reihe von Tagen und Nächten zugebracht haben. Man wendete immer ein, das ſeien andere Berge geweſen, und in den hieſigen gebe es durchaus nicht. Der alte Kaspar verſtand ſich endlich ganz allein dazu, mich, wenn ich durchaus wolle, zu begleiten. Aber das Wetter, meinte er, müßten wir uns ſorgſam dazu ausleſen. Ich erwiederte ihm, daß ich Geräthe bei mir hätte, die mir anzeigen, wenn eine ſchöne Zeit bevorſtehe, daß ich mich auch ein wenig auf die Zeichen an dem Himmel verſtehe, und daß ich ſelber auf den Höhen nicht gar gerne in einen Schneeſturm oder in einen langedauernden Nebel gerathen möchte. Alle andern Leute, welche mir ſonſt gerne bei meinen Bergarbeiten geholfen hatten, und welche ich ebenfalls ins Wirthshaus hatte rufen laſſen, lehnten es durchaus ab, mich im Winter in die Schern zu begleiten. Dem Kaspar ſagte ich, er müſſe ſich vorbereiten. Ich hätte ſelber verſchiedene Dinge bei mir, von denen er ſich die ausſuchen könne, von welchen er glaube, daß er ſie auf unſerer Wanderung mitnehmen möge. Den Tag, an welchem wir zum See hinunter gehen werden, würde ich ihm dann ſchon ſagen. Ich ging unter den lebhafteſten Geſprächen der Anweſenden über dieſen Gegenſtand in meine

Stube zurück, und brachte den Abend in derſelben zu. Ich wußte, daß ſie nun tief in die Nacht hinein über die Sache ſprechen würden, und daß in den nächſten Tagen für das ganze Thal dieſe Unternehmung den Stoff der Unterredungen bilden würde.

Es meldete ſich nun auch wirklich keiner mehr, um mich und Kaspar zu begleiten.

Die Zeit bis zum Beginne unſers Unternehmens brachte ich damit zu, daß ich Wanderungen in der Umgegend machte. Ich betrachtete die Wälder, die in Ruhe und Pracht daſtanden, ich betrachtete die Höhen, auf welchen die unermeßlichen Schneemengen lagen, ich betrachtete die Scherwand, von der eine Laſt von Eiszapfen niederhing, deren manche die Dicke von Bäumen hatten, zuweilen losbrachen, und mit Krachen und Klingen in den Schnee niederſtürzten, ich ging auf Berge, und ſchaute in die ſtille gleichſam verdichtete Winterluſt, und auf alle die weißen Gebilde, die durch dunkle Wälder durch Felſen und durch das ſanfte Blau der fernen Bergzüge geſchnitten waren.

Gegen die Mitte des Januars, zu welcher Zeit gewöhnlich das Wetter am ausdauerndſten zu ſein pflegt, ſtellten ſich die Zeichen ein, daß längere Zeit ſchöne Tage ſein werden. Ein etwas weicher Luftzug der vorigen Tage hatte ſich verloren, die graue Decke am Himmel war verſchwunden, und den verwaſchenen Federwolken war eine tiefe Bläue gefolgt. Die Luft zog aus Oſten, die Kälte mehrte ſich, der Schnee flimmerte, und Abends zeigte ſich der feine blauliche Duft in den Gründen, der heitere Morgen und immer größere Kälte verſprach. Meine Werkzeuge gaben ſtarken Luftdruck und große Trockenheit an.

Ich ſagte dem alten Kaspar, daß wir nunmehr aufbrechen würden. Wir nahmen an Alpenſtöcken Steigeiſen Stricken Schneereifen Decken Kleidern, was wir nöthig erachteten, eine Schaufel eine Art Kochgeſchirr und Lebensmittel auf mehrere Tage. So bepackt gingen wir zu dem See. Dort theilten wir unſere Dinge in zwei bequeme Laſten, daß jeder mit der ſeinigen ſo leicht als möglich gehen könne, und erwarteten den nächſten Morgen.

Beim Grauen des Lichtes machten wir uns auf den Weg, und ſtiegen mit unſeren ſehr hohen Stiefeln, die ich eigens zu dieſem Zwecke hatte machen laſſen, in den tiefen Schnee der Wege, die zu den Höhen, auf die wir wollten, führten, die aber nur im Sommer betreten wurden, die jezt keine Spur zeigten, und die wir nur fanden, weil wir der Gegend ſehr kundig waren. Wir gingen mehrere Stunden in dieſem tiefen Schnee, dann kamen Wälder, in denen er niederer lag, und durch welche das Fortkommen leichter war. Viele Gerölle und ſchiefliegende Wände, die nun folgten, zeigten ebenfalls weniger Schnee als die Tiefe, und es war über ſie im Winter leichter zu gehen, als ich es im Sommer gefunden hatte, da die Unebenheiten und die kleinen ſcharfen Riffe und Steine mit einer Schneedecke überhüllt waren. Als wir die erſten Vorberge überwunden hatten, und auf die Hochebene der Echern gekommen waren, von der man wieder den blauen See recht tief und dunkel in der weißen Umgebung unten liegen ſah, machten wir ein wenig Halt. Die Oberfläche der Echern oder die Hochebene, wie man ſie auch gerne nennt, iſt aber nichts weniger als eine Ebene, ſie iſt es nur im Vergleiche mit den ſteilen Abhängen, welche ihre Seitenwände gegen den See bilden. Sie beſteht aus einer großen Anzahl von Gipfeln, die hinter und neben einander ſtehen, verſchieden an Größe und Geſtalt ſind, tiefe Rinnen zwiſchen ſich haben, und bald in einer Spize ſich erheben, bald breitgedehnte Flächen darſtellen. Dieſe ſind mit kurzem Graſe und hie und da mit Knieföhren bedeckt, und unzählige Felsblöcke ragen aus ihnen empor. Es iſt hier am ſchwerſten durchzukommen. Selbſt im Sommer iſt es ſchwierig, die rechte Richtung zu behalten, weil die Geſtaltungen einander ſo ähnlich ſind, und ein ausgetretener Pfad begreiflicher Weiſe nicht da iſt: wie viel mehr im Winter, in welchem die Geſtalten durch Schneeverhüllungen überdeckt und entſtellt ſind, und ſelbſt da, wo ſie hervorragen, ein ungewohntes und fremdartiges Anſehen haben. Es ſind mehrere Alpenhütten in dieſem Gebiethe zerſtreut, und es befinden ſich im Sommer Heerden hier oben, die aber, wie zahlreich ſie auch ſind, in der großen Ausdehnung verſchwinden, und ſich gegenſeitig oft Monate lang nicht ſehen. Wir wünſchten noch beim Lichte des Tages über dieſe Erdbildungen hinüber zu kommen, und hatten vor, zur Einhaltung der Richtung uns gegenſeitig in unſerer Kenntniß der Riffe und der Hügelgeſtaltungen zu unterſtützen, und uns die entſcheidenden Bildungen wechſelſeitig zu nennen und zu beſchreiben. Am oberen Ende der Hochebene, wo wieder die größeren Felſenbildungen beginnen, und das Verirren weit weniger möglich iſt, ſteht im Bereiche großer Kalkſteinblöcke eine Sennhütte, die Ziegenalpe genannt, welche das Ziel unſerer heutigen Wanderung war. Am Rande der Berganſteigung und dem Anfange der Hochebene, wo wir jezt waren, ſezten wir uns nieder. Es liegt da ein großer Stein der beinahe ganz ſchwarz iſt. Er iſt nicht nur dieſer Farbe willen an ſich merkwürdig, ſondern beſonders darum, weil er durch eben dieſe Farbe dann durch ſeine Größe und ſeine ſeltſame Geſtalt von Weitem geſehen werden kann, und denen, die von der Ziegenalpe durch die Hochebene abwärts kommen, zum Zeichen, und wenn ſie bei ihm angelangt ſind, zur Beruhigung des richtig zurückgelegten Weges dient. Weil vielen, die auf der Hochebene ſind, Sennen Alpenwanderern Jägern, der Stein ein Verſammlungsort iſt, ſo findet ſich von ihm ab ſchon ein merkbar ausgetretener Pfad und man kann die Richtung zu dem See hinab nicht mehr leicht verfehlen. Auch iſt die gegen Sonnenaufgang überhängende Geſtalt des Felſens geeignet, vor Regen und heftigen Weſtwinden zu ſchüzen. Als wir bei ihm angelangt waren, ſahen wir freilich keine Spur eines Menſchen rings um ihn; denn unberührter Schnee lag bis zu ſeinen Wänden hinzu, und er ſtand noch einmal ſo ſchwarz aus dieſer Umgebung hervor. Wir fanden aber auf kleineren Steinen, die unter ſeinem Überdache lagen, und auf die der Schnee nicht hereingefallen war, Raum zum Sitzen, und folgten dieſer Einladung willig, da ſich ſchon Ermüdung eingeſtellt hatte. Kaspar ſchnallte die Umhüllungen der Decken auseinander, und holte zwei leichte aber wärmende Pelze und andere Pelzſachen hervor, die ich dazu beſtimmt hatte, unſere Körper und Füſſe, die im Wandern ſich ſehr erwärmt hatten, in der Ruhe vor Verkühlung zu ſchützen. Als wir dieſe Pelzdinge umgethan hatten, ſchritten wir dazu, uns durch Speiſe und Trank zu erquicken. Etwas Wein und Brod reichte zu dem Zwecke hin. Ich betrachtete, nachdem unſer Mahl vollendet war, den Wärmemeſſer, welchen ich gleich nach unſerer Ankunft an einer freien Stelle auf meinen Alpenſtock aufgehängt hatte, und zeigte meinem Begleiter Kaspar, daß die Wärme hier oben größer ſei, als wir ſie geſtern zu gleicher Tageszeit unten in der Ebene des Sees gehabt hatten. Die Sonne ſchien ſehr kräftig auf den Schnee, es wehte kein Lüftchen, an dem grünlich blaulichen Himmel lagerten nur ein paar ſehr dünne weißliche Streifen. Auch konnte man von dem Steinvorſprunge, von dem aus der See zu erblicken war, faſt deutlich wahrnehmen, daß unten nicht nur die dichtere, ſondern auch káltere

Luft liege. Denn ſo deutlich und klar der See zu erblicken war, ſo zog ſich doch an den weißen oder weißgeſprenkelten Wänden desſelben ein feiner bläulich ſchillernder Dunſt hin, zum Zeichen, daß dort unſere obere wärmere Luft mit der unteren ſchon ſeit längerer Zeit über dem See ſtehenden kälteren zuſammengrenze, und ſich da ein ſanfter Beſchlag bilde. Ich ſchaute nur noch auf den Feuchtigkeitsmeſſer und den des Luftdruckes, dann packte Kaspar unſere Decken und Pelze, ich meine Geräthe ein, und wir gingen unſeres Weges weiter.

Mit großer Vorſicht ſuchten wir die Richtung, die uns noththat, zu beſtimmen. Auf jeder Stelle, die eine größere Umſicht gewährte, hielten wir etwas an, und ſuchten uns die Geſtalt der Umgebung zu vergegenwärtigen, und uns des Raumes, auf dem wir ſtanden zu vergewiſſern. Ich zog zum Überfluſſe auch noch die Magnetnadel zu Rathe. In den Niederungen und Mulden zwiſchen einzelnen Höhen mußten wir uns der Schneereife bedienen. Gegen den ſpätern Nachmittag ſtiegen uns die höheren und dunkleren Zacken der Schern aus dem Schnee entgegen. Als die Sonne faſt nur mehr um ihre eigene Breite von dem Rande des Geſichtskreiſes entfernt war, kamen wir in der Ziegenalpe an. Hier hatten wir einen eigenthümlichen Anblick. Es iſt da eine Stelle, von welcher aus man nicht mehr zu dem See oder zu ſeiner Umgebung zurückſehen kann, dafür öffnet ſich gegen Sonnenuntergang ein weiter Blick in die Lichtung des Lauterthales beſonders aber in das Echerthal, in welchem der Mann wohnt, welcher meine und Klotildens Zither gemacht hatte. In dieſe Ferne wollte ich noch einen Blick thun, ehe wir in die Hütte gingen. Aber ich konnte die Thäler nicht ſehen. Die Wirkung, welche ſich aus dem Aneinandergrenzen der oberen wärmeren Luft und der unteren kälteren, wie ich ſchon am ſchwarzen Steine bemerkt hatte, ergab, war noch ſtärker geworden, und ein einfaches wagrechtes weißlichgraues Nebelmeer war zu meinen Füſſen ausgeſpannt. Es ſchien rieſig groß zu ſein, und ich über ihm in der Luft zu ſchweben. Einzelne ſchwarze Knollen von Felſen ragten über dasſelbe empor, dann dehnte es ſich weithin, ein trübblauer Strich entfernter Gebirge zog an ſeinem Rande, und dann war der geſättigte goldgelbe ganz reine Himmel, an dem eine grelle faſt ſtrahlenloſe Sonne ſtand, zu ihrem Untergange bereitet. Das Bild war von unbeſchreiblicher Größe. Kaspar, welcher neben mir ſtand, ſagte: „Verehrter Herr, der Winter iſt doch auch recht ſchön.“

„Ja Kaspar,“ ſagte ich, „er iſt ſchön, er iſt ſehr ſchön.“

Wir blieben ſtehen, bis die Sonne untergegangen war. Die Farbe des Himmels wurde für einen Augenblick noch höher und flammender, dann begann alles nach und nach zu erbleichen, und ſchmolz zuletzt in ein farbloſes Ganzes zuſammen. Nur die gewaltigen Erhebungen, die gegen Süden ſtanden, und die das Eis, das wir beſuchen wollten, enthielten, glommen noch von einem unſichern Lichte, während mancher Stern über ihnen erſchien. Wir gingen nun in dem beinahe finſter gewordenen und ziemlich unwegſamen Raume zur Hütte, um in derſelben unſere Vorbereitungen zum Übernachten zu treffen. Die Hütte war, wie es im Winter immer iſt, wo ſie leer ſteht, nicht geſperrt. Ein Holzriegel, der ſehr leicht zu beſeitigen war, ſchloß die Thür. Wir traten ein, ſteckten eine Kerze in unſern Handleuchter, und machten Licht. Wir ſuchten das Gemach der Sennerinnen, und ließen uns dort nieder. In den Schlafſtellen war etwas Heu, ein grober Brettertiſch ſtand in der Mitte des Gemaches, eine Bank lief an der Wand hin, und eine bewegliche ſtand an dem Tiſche. Wir hatten vor, hier erſt unſer eigentliches warmes Tagesmahl zu bereiten. Aber, worauf wir kaum gefaßt waren, es zeigte ſich nirgends auch nicht der geringſte Vorrath von Holz. Ich hatte für den Fall Weingeiſt bei mir, um einige Schnitten Braten in einer flachen Pfanne röſten zu können; aber wir zogen es vorzüglich wegen der Erwärmung des Körpers vor, ein Stück Bank zu verbrennen, und dem Eigenthümer Erſaz zu leiſten. Kaspar machte ſich mit der Axt an die Arbeit, und bald loderte ein luſtiges Feuer auf dem Heerde. Ein Abendeſſen wurde bereitet, wie wir es oft bei unſern Gebirgsarbeiten bereitet hatten, aus dem Heu der Schlafſtellen den Decken und den Pelzen wurden Betten zurecht gemacht, und nachdem ich noch meine Meßwerkzeuge, die im Freien vor der Hütte aufgehängt waren, betrachtet hatte, begaben wir uns zur Ruhe. Auch jezt am ſpäten Abende war bei ganz heiterem ſternenvollen Himmel eine viel mindere Kälte in dieſer Höhe, als ich vermuthet hatte.

Ehe der Tag graute, ſtanden wir auf, machten Licht, kleideten uns vollſtändig an, richteten all unſere Dinge zurecht, bereiteten ein Frühmahl, verzehrten es, und traten unſern Weg an. Die Echernſpize ſtand faſt ſchwarz im Süden, wir konnten ſie deutlich in die blaſſe Luft über dem Hauſtein, der uns noch unſere Eisfelder deckte, empor ragen ſehen. Der Tag war wieder ganz heiter. Obgleich es noch nicht licht war, durften wir eine Verirrung nicht fürchten, denn wir mußten geraume Zeit zwiſchen Felſen empor gehen, die unſere Richtung von beiden Seiten begrenzten, und uns nicht abweichen ließen. Wir legten, weil der Schnee in dieſen Rinnen ſich angehäuft hatte, unſere Schneereifen an, und gingen in der ungewiſſen Dämmerung vorwärts. Nach etwas mehr als einer Stunde Wanderung kamen wir auf die Höhe hinaus wo die Gegend ſich wieder öffnet, und gegen Oſten weite Felder hinziehen. Dieſe biegen, nachdem ſie ſich ziemlich hoch erhoben, gegen Süden um einen Fels herum, und laſſen dann den Eisſtock erblicken, zu dem wir wollten. Dieſer drückt mit großer Macht von Süden gegen Norden herab, und hat zu ſeiner ſüdlichen Begrenzung die Echernſpize. Auf den erklommenen Feldern war es ſchon ganz licht; allein die Berge, welche wir am öſtlichen Rande derſelben unter uns und weit draußen erblicken ſollten, waren nicht zu ſehen, ſondern am Rande der mit Schnee bedeckten

Felder ſezte ſich eine Farbe die nur ein klein wenig von der Schneefarbe verſchieden war, faſt ins Unermeßliche fort, die des Nebels. Er hatte ſeit geſtern noch mehr überhand genommen, und begrenzte unſere Höhe als Inſel. Kaspar wollte erſchrecken. Ich aber machte ihn aufmerkſam, daß der Himmel über uns ganz heiter ſei, daß dieſer Nebel von jenem ſehr verſchieden ſei, der bei dem Beginne des Regen- oder Schneewetters zuerſt die Spizen der Berge in Geſtalt von Wolken einhüllt, ſich dann immer tiefer oft bis zur Hälfte der Berge hinabzieht, und den Wanderern ſo fürchterlich iſt; unſer Nebel ſei kein Hochnebel ſondern ein Tiefnebel, der die Bergſpizen, auf denen das Verirren ſo ſchrecklich ſei, freilaſſe, und der beim Höherſteigen der Sonne verſchwinden werde. Im ſchlimmſten Falle, wenn er auch bliebe, ſei er nur eine wagrechte Schichte, die nicht höher ſtehe, als wo der ſchwarze Stein liegt. Von dort hinab aber iſt uns der Weg ſehr bekannt, wir müſſen unſere eigenen Fußſtapfen finden, und können an ihnen abwärts gehen. Kaspar, welcher mit dem Gebirgsleben ſehr vertraut war, ſah meine Gründe ein, und war beruhigt.

Während wir ſtanden und ſprachen, fing ſich an einer Stelle der Nebel im Oſten zu lichten an, die

Schneefelder verfärbten ſich zu einer ſchöneren und anmuthigeren Farbe, als das Bleigrau war, mit dem ſie bisher bedeckt geweſen waren, und in der lichten Stelle des Nebels begann ein Punkt zu glühen, der immer größer wurde, und endlich in der Größe eines Tellers ſchweben blieb, zwar trübroth aber ſo innig glimmend wie der feurigſte Rubin. Die Sonne war es, die die niederen Berge überwunden hatte, und den Nebel durchbrannte. Immer röthlicher wurde der Schnee, immer deutlicher faſt grünlich ſeine Schatten, die hohen Felſen zu unſerer Rechten, die im Weſten ſtanden, ſpürten auch die ſich nähernde Leuchte, und rötheten ſich. Sonſt war nichts zu ſehen, als der ungeheure dunkle ganz heitere Himmel über uns, und in der einfachen großen Fläche, die die Natur hieher gelegt hatte, ſtanden nur die zwei Menſchen, die da winzig genug ſein mußten. Der Nebel fing endlich an ſeiner äußerſten Grenze zu leuchten an wie geſchmolzenes Metall, der Himmel lichtete ſich, und die Sonne quoll wie blizendes Erz aus ihrer Umhüllung empor. Die Lichter ſchoſſen plözlich über den Schnee zu unſern Füſſen, und fingen ſich an den Felſen. Der freudige Tag war da.

Wir banden uns die Stricke um den Leib, und ließen ein ziemlich langes Stück von der Leibbinde des einen zu der des andern gehen, damit, wenn einer, da wir jezt über eine ſehr ſchiefe Fläche zu gehen hatten, gleiten ſollte, er durch den andern gehalten würde. Im Sommer war dieſe Fläche mit vielen kleinen und ſcharfen Steinen bedeckt, daher der Übergang über ſie viel leichter. Im Winter kannte man den Boden nicht, und der Schnee konnte ins Gleiten gerathen. Ohne Hilfe der Schneereife, die hier, weil ſie unbehilflich machten, nur gefährlich werden konnten, gelangten wir mit angewandter Vorſicht glücklich hinüber, lösten die Stricke, bogen nach einer darauf erfolgten mehrſtündigen Wanderung um die Felſen, und ſtanden an dem Gletſcher und auf dem ewigen Schnee.

Auf dem Eiſe, da wir nach uns ſehr bekannten Richtungen auf demſelben vorſchritten, zeigte ſich beinahe mit Rückſicht auf den Sommer gar keine Veränderung. Da auch im Sommer faſt jeder Regen des Thales die Höhen entweder gar nicht trift, oder auf ihnen Schnee iſt, ſo war es jezt auf dem Gletſcher wie im Sommer, und wir ſchritten auf bekannten Gebiethen vorwärts. Wo die Eismengen geborſten und zertrümmert waren, hatte ſie an ihren Oberflächen der

Schnee bedeckt, mit den Seitenflächen ſahen ſie grünlich oder blaulich ſchillernd aus dem allgemeinen Weiß hervor, weiter aufwärts, wo die Gletſcherwölbung rein dalag, war ſie mit Schnee bedeckt. Der einzige Unterſchied beſtand, daß jezt keine einzige breite oder lange Eisſtelle bloßgelegt in ihrer grünlichen Farbe da ſtand, was doch zuweilen im Sommer geſchieht. Wir verweilten einige Zeit auf dem Eiſe, und nahmen auf demſelben auch unſer Mittagsmahl in Wein und Brod beſtehend ein. Unter uns hatte ſich aber indeſſen eine Veränderung vorbereitet. Der Nebel war nach und nach geſchwunden, ein Theil der fernen oder der näheren Berge war nach dem andern ſichtbar geworden, verſchwunden, wieder ſichtbar geworden, und endlich ſtand alles im Sonnenglanze ohne ein Flöckchen Nebel, der wie ausgetilgt war, in ſanfter Bläue oder wie in goldigem Schimmer oder wie im fernen matten Silberglanze in tiefem Schweigen und unbeweglich da. Die Sonne ſtrahlte einſam ohne einer geſelligen Wolke an dem Himmel. Die Kälte war auch hier nicht groß, geringer als ich ſie im Thale beobachtet hatte, und nicht viel größer, als ſie auch zu Sommerszeiten auf dieſen Höhen iſt.

Nachdem wir uns eine geraume Weile auf dem

Eiſe aufgehalten hatten, traten wir den Rückweg an. Wir gelangten leicht an den gewöhnlichen Ausgang des Gletſchers, von wo aus man das Hinabgehen über die Berge einleitet. Wir fanden unſere Fußſtapfen, die in der ungetrübten Oberfläche des Schnees, da hierauf ſelten auch Thiere kommen, ſehr deutlich erkennbar waren, und gingen nach ihnen fort. Wir kamen glücklich über die ſchiefe Fläche, und langten gegen Abend in der Ziegenalpe an. Es war hier ſchon zu dunkel, um noch etwas von der Umgebung ſehen zu können. Wir hielten in der Hütte wieder unſer warm zubereitetes Abendmahl, wärmten uns am Reſte der Bank, und erquickten uns durch Schlaf. Der nächſte Morgen war abermals klar, in den Thälern lag wieder der Nebel. Da auch die Nacht vollkommen windſtill geweſen war, ſo hatten wir uns jezt in Hinſicht unſers Rückweges über die Hochebene nicht zu ſorgen. Unſere Fußſtapfen ſtanden vollkommen unverwiſcht da, und ihnen konnten wir uns anvertrauen. Selbſt da, wo wir rathend geſtanden waren, und etwa den Alpenſtock ſeitwärts unſeres Standortes in den Schnee geſtoßen hatten, war die Spur noch völlig ſichtbar. Wir kamen früher, als wir gedacht hatten, an dem ſchwarzen Steine an. Dort hielten wir wieder unſer Mittagmahl, und gingen dann unter dem ſich immer mehr und mehr lichtenden Nebel, der uns aber hier kein weſentliches Hinderniß mehr machte, die ſteile Senkung der Berge hinunter. Der an ihrem Fuße beobachtete Wärmemeſſer zeigte wirklich eine größere Kälte, als wir auf den Bergen gehabt hatten.

Am Nachmittage waren wir wieder in dem Seewirthshauſe.

Am andern Tage gingen wir in das Ahornhaus im Lauterthale. Alles umringte uns, und wollte unſere Erlebniſſe wiſſen. Sie wunderten ſich, daß die Unternehmung ſo einfach geweſen ſei, beſonders aber, daß die Kälte, die ſchon im Sommer gegen die Wärme der Thäler ſo abſtehe, im Winter nicht ganz fürchterlich ſoll geweſen ſein. Kaspar war ein wichtiger Mann geworden.

Ich aber war von dem, was ich oben geſehen und gefunden hatte, vollkommen erfüllt. Die tiefe Empfindung, welche jezt immer in meinem Herzen war, und welche mich angetrieben hatte, im Winter die Höhen der Berge zu ſuchen, hatte mich nicht getäuſcht. Ein erhabenes Gefühl war in meine Seele gekommen, faſt ſo erhaben wie meine Liebe zu Natalien. Ja dieſe Liebe wurde durch das Gefühl noch gehoben und veredelt, und mit Andacht gegen Gott den Herrn, der ſo viel Schönes geſchaffen und uns ſo glücklich gemacht hat, entſchlief ich, als ich wieder zum erſten Male in meinem Bette in der wohnlichen Stube des Ahornhauſes ruhte.

Es hat mich nicht gereut, daß ich noch die Weihe dieſer Unternehmung auf mich genommen hatte, ehe ich zu meinem Gaſtfreunde ging, um ihm meinen Winterbeſuch zu machen.

Ich hielt mich nur noch ſo lange in dem Lauterthale auf, um noch die bedeutendſten Stellen desſelben im Winterſchmucke zu ſehen, und um die Einleitung zu treffen, daß dem Eigenthümer der Ziegenalpe die Bank, die wir verbrannt hatten, erſezt würde. Dann fuhr ich in einem Schlitten in der Richtung nach dem Asperhofe hinaus. Kaspar hatte recht herzlich von mir Abſchied genommen, er war mir durch dieſe Unternehmung noch mehr befreundet geworden, als er es früher geweſen war.

Die größere Wärme in den oberen Theilen der Luft, welche nur ein Vorbote des beginnenden Südwindes geweſen war, hatte ſich nun völlig geltend gemacht, der Südwind war in den Höhen eingetreten, obwohl es in der Tiefe noch kalt war, Wolken hatten die Berge umhüllt, zogen über die Länder hinaus, und ſchüttelten Regen herab, der in Geſtalt von Eiskörnern unten ankam, und mir um das Haupt und die Wangen praſſelte, als ich in dem Asperhofe eintraf.

Die Pferde und der Schlitten wurden in den Meierhof gebracht, ich ging zu meinem Gaſtfreunde. Er ſaß in ſeinem Arbeitszimmer, und ordnete Pergamentblätter, von denen er einen großen Stoß vor ſich hatte. Ich begrüßte ihn, und er empfing mich wie immer gleich freundlich.

Ich ſagte ihm, daß ich ſeit meiner lezten Anweſenheit im Asperhofe faſt immer gereist ſei. Erſt hätte ich noch das Kargrat beſucht, weil ich dort zu ordnen gehabt hätte, dann ſei ich zu meinen Eltern gegangen, hierauf habe ich mit meinem Vater einen Beſuch in ſeiner Heimath gemacht, dann ſei ich mit meiner Schweſter auf eine Zeit, um ihr ein Vergnügen zu bereiten, in das Hochgebirge gefahren, als hierauf der Winter gekommen ſei, habe ich die Echerngletſcher beſucht, und nun ſei ich hier.

„Ihr ſeid wie immer herzlich willkommen,“ ſagte er, „bleibt bei uns, ſo lange es euch gefällt, und ſeht unſer Haus wie das eurer Eltern an.“

„Ich danke euch, ich danke euch ſehr,“ erwiederte ich.

Er zog an der Klingel zu ſeinen Füſſen, und die alte Katharina kam herauf. Er befahl ihr, meine Zimmer zu heizen, daß ich ſie ſehr bald benützen könne.

„Es iſt ſchon geſchehen,“ antwortete ſie. „Als wir den jungen Herrn hereinfahren ſahen, ließ ich durch Ludmilla gleich heizen, es brennt ſchon; aber ein wenig gelüftet muß noch werden, neue Überzüge müſſen kommen, der Staub muß abgewiſcht werden, ihr müßt euch ſchon ein wenig gedulden.“

„Es iſt gut und recht,“ ſagte mein Gaſtfreund, „ſorge nur, daß alles wohnlich ſei.“

„Es wird ſchon werden,“ antwortete Katharina, und verließ das Zimmer.

„Ihr könnt, wenn ihr wollt,“ ſagte er dann zu mir, „indeſſen, bis eure Wohnung in Ordnung iſt, mit mir zu Euſtach hinüber gehen, und ſehen, was eben gearbeitet wird. Wir können hiebei auch bei Guſtav anklopfen, und ihm ſagen, daß ihr gekommen ſeid.“

Ich nahm den Vorſchlag an. Er zog eine Art Überrock über ſeine Kleider, die beinahe wie im Sommer waren, an, und wir gingen aus dem Zimmer.

Wir begaben uns zuerſt zu Guſtav, und ich begrüßte ihn. Er flog an mein Herz, und ſein Ziehvater ſagte ihm, er dürfe uns in das Schreinerhaus begleiten. Er nahm gar kein Überkleid, ſondern verwechſelte nur ſeinen Zimmerrock mit einem etwas wärmeren, und war bereit, uns zu folgen. Wir gingen über die gemeinſchaftliche Treppe hinab, und als wir unten angekommen waren, ſah ich, daß mein Gaſtfreund auch heute an dem unfreundlichen Wintertage barhäuptig ging. Guſtav hatte eine ganz leichte Kappe auf dem Haupte. Wir gingen über den Sandplaz dem Gebüſche zu. Die Eiskörner, welche eine bereifte weiße und rauhe Geſtalt hatten, miſchten ſich mit den weißen Haaren meines Freundes, und ſprangen auf ſeinem zwar nicht leichten aber doch nicht für eine ſtrenge Winterkälte eingerichteten Überrocke. Die Bäume des Gartens die uns nahe ſtanden, ſeufzten in dem Winde, der von den Höhen immer mehr gegen die Niederungen herab kam, und an Heftigkeit mit jeder Stunde wuchs. So gelangten wir gegen das Schreinerhaus. Wie bei meiner erſten Annäherung ſtieg auch heute ein leichter Rauch aus demſelben empor, aber er ging nicht wie damals in einer geraden luftigen Säule in die Höhe, ſondern wie er die Mauern des Schornſteins verließ, wurde er von dem Winde genommen, in Flatterzeug verwandelt, und nach verſchiedenen Richtungen geriſſen. Auch waren nicht die grünen Wipfel da, an denen er damals empor geſtiegen war, ſondern die nakten Äſte mit den feinen Ruthen der Zweige ſtanden empor, und neigten ſich im Winde über das Haus herüber. Auf dem Dache desſelben lag der Schnee. Von Tönen konnten wir bei dieſer Annäherung aus dem Innern nichts hören, weil außen das Sauſen des Windes um uns war.

Da wir eingetreten waren, kam uns Euſtach entgegen, und er grüßte mich noch freundlicher und herzlicher, als er es ſonſt immer gethan hatte. Ich bemerkte, daß um zwei Arbeiter mehr als gewöhnlich in dem Hauſe beſchäftigt waren. Es mußte alſo viele oder dringende Arbeit geben. Die Wärme gegen den Wind draußen empfing uns angenehm und wohnlich im Hauſe. Euſtach geleitete uns durch die Werkſtube in ſein Gemach. Ich ſagte ihm, daß ich gekommen ſei, um auch einen kleinen Theil des Winters in dem Asperhofe zu bleiben, den ich in demſelben nie geſehen, und den ich nur meiſtens in der Stadt verlebt habe, wo ſeine Weſenheit durch die vielen Häuſer und durch die vielen Anſtalten gegen ihn gebrochen werde.

„Bei uns könnt ihr ihn in ſeiner völligen Geſtalt ſehen,“ ſagte Euſtach, „und er iſt immer ſchön, ſelbſt dann noch, wenn er ſeine Art ſo weit verläugnet, daß er mit warmen Winden blaugeballten Wolken und Regengüſſen über die ſchneeloſe Gegend daher fährt. So weit vergißt er ſich bei uns nie, daß er in ein Afterbild des Sommers wie zuweilen in ſüdlichen Ländern verfällt, und warme Sommertage und allerlei Grün zum Vorſchein bringt. Dann wäre er freilich nicht auszuhalten.“

Ich erzählte ihm von meinem Beſuche auf dem Echerngletſcher, und ſagte, daß ich doch auch ſchon manchen ſchönen und ſtürmiſchen Wintertag im Freien und ferne von der großen Stadt zugebracht habe.

Hierauf zeigte er mir Zeichnungen, welche zu den früheren neu hinzu gekommen waren, und zeigte mir Grund- und Aufriſſe und andere Pläne zu den Werken, an denen eben gearbeitet werde. Unter den Zeichnungen befanden ſich ſchon einige, die nach Gegenſtänden in der Kirche von Klam genommen worden waren, und unter den Plänen befanden ſich viele, die zu den Ausbeſſerungen gehörten, die mein Gaſtfreund in der Kirche vornehmen ließ, welche ich mit ihm beſucht hatte.

Nach einer Weile gingen wir auch in die Arbeitsſtube, und beſahen die Dinge, die da gemacht wurden. Meiſtens betrafen ſie Gegenſtände, welche für die Kirche, für die eben gearbeitet wurde, gehörten. Dann ſah ich ein Zimmerungswerk aus feinen Eichen- und Lärchenbohlen, welches wie der Hintergrund zu Schnitzwerken von Vertäflungen ausſah, auch erblickte ich Simſe wie zu Vertäflungen gehörend. Von Geräthen war ein Schrein in Arbeit, der aus den verſchiedenſten Hölzern ja mitunter aus ſeltſamen, die man ſonſt gar nicht zu Schreinerarbeiten nimmt, beſtehen ſollte. Er ſchien mir ſehr groß werden zu wollen; aber ſeinen Zweck und ſeine Geſtalt konnte ich aus den Anfängen, die zu erblicken waren, nicht errathen. Ich fragte auch nicht darnach, und man berichtete mir nichts darüber.

Als wir uns eine Zeit in dem Schreinerhauſe aufgehalten und auch über andere Gegenſtände geſprochen hatten, als ſich in demſelben befanden oder mit demſelben in Beziehung ſtanden, entfernten wir uns wieder, und mein Freund und Guſtav geleiteten mich in das Wohnhaus zurück und dort in meine Zimmer. In ihnen war es bereits warm, ein lebhaftes Feuer mußte den Tönen nach, die zu hören waren, in dem Ofen brennen, alles war gefegt und gereinigt, weiße Fenſtervorhänge und weiße Überzüge glänzten an dem Bette und an jenen Geräthen für die ſie gehörten, und alle meine Reiſeſachen, welche ich in dem Schlitten geführt hatte, waren bereits in meiner Wohnung vorhanden. Mein Gaſtfreund ſagte, ich möge mich hier nun zurecht finden, und einrichten, und er verließ mich dann mit Guſtav.

Ich packte nun die Gegenſtände, welche ich in meinen Reiſebehältniſſen hatte, aus, und vertheilte ſie ſo, daß die beiden Gemächer, welche mir zur Verfügung ſtanden, recht winterlich behaglich, wozu die Wärme, die in den Zimmern herrſchte, einlud, ausgeſtattet waren. Ich wollte es ſo thun, ich mochte mich nun lange oder kurz in dieſen Räumen aufzuhalten haben, was von den Umſtänden abhing, die nicht in meiner Berechnung lagen. Beſonders richtete ich mir meine Bücher meine Schreibdinge und auch Vorbereitungen zu gelegentlichem Zeichnen ſo her, daß alles dies meinen Wünſchen, ſo weit ich das jezt einſah, auf das Beſte entſprach. Nachdem ich mit allem fertig war, kleidete ich mich auch um, damit die Reiſekleider mit bequemeren und häuslicheren vertauſcht wären.

Hierauf machte ich einen Spaziergang. Ich ging in dem Garten meinen gewöhnlichen Weg zu dem groſsen Kirſchbaume hinauf. Aus dem in dem Schnee wohl ausgetretenen Pfade ſah ich, daſs hier häufig gegangen werde, und daſs der Garten im Winter nicht verwaist iſt, wie es bei ſo vielen Gärten geſchieht, und wie es aber auch bei meinen Eltern nicht geduldet wird, denen der Garten auch im Winter ein Freund iſt. Selbſt die Nebenpfade waren gut ausgetreten, und an manchen Stellen ſah ich, daſs man nach dauerndem Schneefalle auch die Schaufel angewendet habe. Die zarteren Bäumchen und Gewächſe waren mit Stroh verwahrt, alles, was hinter Glas ſtehen ſollte, war wohl geſchloſſen und durch Verdämmungen geſchützt, und alle Beete und alle Räume, die in ihrer Schneehülle dalagen, waren durch die um ſie geführten Wege gleichſam eingerahmt und geordnet. Die Zweige der Bäume waren von ihrem Reife befreit, der Schnee, der in kleinen Kügelchen daher jagte, konnte auf ihnen nicht haften, und ſie ſtanden deſto dunkler und beinahe ſchwarz von dem umgebenden Schnee ab. Sie beugten ſich im Winde, und ſauſten dort, wo ſie in mächtigen Abtheilungen einem groſsen Baume angehörten, und in ihrer Dichtheit gleichſam eine Menge darſtellten. In den entlaubten Äſten konnte ich deſto deutlicher und häufiger die Neſtbehälter ſehen, welche auf den Bäumen angebracht waren. Von den gefiederten Bewohnern des Gartens war aber nichts zu ſehen und zu hören. Waren wenige oder keine da, konnte man ſie in dem Sturme nicht bemerken, oder haben ſie ſich im Schlupfwinkel namentlich in ihre Häuschen zurückgezogen? In den Zweigen des großen Kirſchbaumes herrſchte der Wind ganz beſonders. Ich ſtellte mich unter den Baum neben die an ſeinem Stamme befindliche Bank, und ſah gegen Süden. Das dunkle Baumgitter lag unter mir, wie ſchwarze regelloſe Gewebe auf den Schnee gezeichnet, weiter war das Haus mit ſeinem weißen Dache, und weiter war nichts; denn die fernere Gegend war kaum zu erblicken. Bleiche Stellen oder dunklere Ballen ſchimmerten durch, je nachdem das Auge ſich auf Schneeflächen oder Wälder richtete, aber nichts war deutlich zu erkennen, und in langen Streifen gleichſam in nebligen Fäden, aus denen ein Gewebe zu verfertigen iſt, hing der fallende Schnee von dem Himmel herunter. Von dem Kirſchbaume konnte ich nicht in das Freie hinausgehen; denn das Pförtchen war geſchloſſen. Ich wendete mich daher um, und ging auf einem anderen Wege wieder in das Haus zurück.

An demſelben Tage erfuhr ich auch, daß Roland anweſend ſei. Mein Gaſtfreund holte mich ab, mich zu ihm zu begleiten. Man hatte ihm in dem Wohnhauſe ein großes Zimmer zurecht gerichtet. In demſelben malte er eben eine Landſchaft in Öhlfarben. Als wir eintraten, ſahen wir ihn vor ſeiner Staffelei ſtehen, die zwar nicht mitten in dem Zimmer, doch weiter von dem Fenſter entfernt war, als dies ſonſt gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt. Das zweite der Fenſter war mit einem Vorhange bedeckt. Er hatte ein leinenes Überkleid an ſeinem Oberkörper an, und hielt gerade das Malerbrett und den Stab in der Hand. Er legte beides auf den naheſtehenden Tiſch, da er uns kommen ſah, und ging uns entgegen. Mein Gaſtfreund ſagte, daß er mich zu dem Beſuche bei ihm aufgefordert habe, und daß Roland wohl nichts dagegen haben werde.

„Der Beſuch iſt mir ſehr erfreulich,“ ſagte er, „aber gegen mein Bild wird wohl viel einzuwenden ſein.“

„Wer weiß das?“ ſagte mein Gaſtfreund.

„Ich wende viel ein,“ antwortete Roland, „und andere, die ſich des Gegenſtandes bemächtigen, werden auch wohl viel einzuwenden haben.“

Wir waren während dieſer Worte vor das Bild getreten.

Ich hatte nie etwas Ähnliches geſehen. Nicht, daß ich gemeint hätte, daß das Bild ſo vortrefflich ſei, das konnte man noch nicht beurtheilen, da ſich Vieles in den erſten Anfängen befand, auch glaubte ich zu bemerken, daß manches wohl kaum würde bemeiſtert werden können. Aber in der Anlage und in dem Gedanken erſchien mir das Bild merkwürdig. Es war ſehr groß, es war größer als man gewöhnlich landſchaftliche Gegenſtände behandelt ſieht, und wenn es nicht gerollt wird, ſo kann es aus dem Zimmer, in welchem es entſteht, gar nicht gebracht werden. Auf dieſem wüſten Raume waren nicht Berge oder Waſſerſtuthen oder Ebenen oder Wälder oder die glatte See mit ſchönen Schiffen dargeſtellt, ſondern es waren ſtarre Felſen da, die nicht als geordnete Gebilde empor ſtanden, ſondern wie zufällig als Blöcke und ſelbſt hie und da ſchief in der Erde ſtaken, gleichſam als Fremdlinge, die wie jene Normannen auf dem Boden der Inſel, die ihnen nicht gehörte, ſich ſeßhaft gemacht hatten. Aber der Boden war nicht wie der jener Inſel, oder vielmehr, er war ſo, wo er nicht von den im Alterthume berühmten Kornfeldern bekleidet oder von den dunkeln fruchtbringenden Bäumen bedeckt iſt, ſondern wo er zerriſſen und vielgeſtaltig ohne Baum und Strauch mit den dürren Gräſern den weiß leuchtenden Furchen, in denen ein aus unzähligen Steinen beſtehender Quarz angehäuft iſt, und mit dem Gerölle und mit dem Trümmerwerke, das überall ausgeſäet iſt, der dörrenden Sonne entgegenſchaut. So war Rolands Boden, ſo bedeckte er die ungeheure Fläche, und ſo war er in ſehr großen und einfachen Abtheilungen gehalten, und über ihm waren Wolken, welche einzeln und vielzählig ſchimmernd und Schatten werfend in einem Himmel ſtanden, welcher tief und heiß und ſüdlich war.

Wir ſtanden eine Weile vor dem Bilde und betrachteten es. Roland ſtand hinter uns, und da ich mich einmal wendete, ſah ich, daß er die Leinwand mit glänzenden Augen betrachte. Wir ſprachen wenig oder beinahe nichts.

„Er hat ſich die Aufgabe eines Gegenſtandes geſtellt, den er noch nicht geſehen hat," ſagte mein Gaſtfreund, „er hält ſich ihn nur in ſeiner Einbildungskraft vor Augen. Wir werden ſehen, wie weit er gelingt. Ich habe wohl ſolche Dinge oder vielmehr ihnen Ähnliches weit unten im Süden geſehen.“

„Ich bin nicht auf irgend etwas beſonderes ausgegangen,“ antwortete Roland, „ſondern habe nur ſo Geſtaltungen, wie ſie ſich in dem Gemüthe finden, entfaltet. Ich will auch Verſuche in Öhlfarben machen, welche mich immer mehr gereizt haben als meine Waſſerfarben, und in denen ſich Gewaltiges und Feuriges darſtellen laſſen muß.“

Ich bemerkte, als ich ſeine Geräthe näher betrachtete, daß er Pinſel mit ungewöhnlich langen Stielen habe, daß er alſo ſehr aus der Ferne arbeiten müſſe, was bei einer ſo großen Leinwandfläche wohl auch nicht anders ſein kann, und was ich auch aus der Behandlung erſah. Seine Pinſel waren ziemlich groß, und ich ſah auch lange feine Stäbe, an deren Spitzen Zeichnungskohlen angebunden waren, mit welchen er entworfen haben mußte. Die Farben waren in ſtarken Mengen auf der Pallette vorhanden.

„Der Herr dieſes Hauſes iſt ſo gütig,“ ſagte Roland, „und läßt mich hier wirthſchaften, während ich verbunden wäre, Zeichnungen zu machen, welche wir eben brauchen, und während ich an Entwürfen arbeiten ſollte, die zu den Dingen nothwendig ſind, die eben ausgeführt werden.“

„Das wird ſich alles finden,“ antwortete mein Gaſtfreund, „ihr habt mir ſchon Entwürfe gemacht, die mir gefallen. Arbeitet und wählt nach eurem Gutdünken, euer Geiſt wird euch ſchon leiten.“

Um Roland, der hier vor ſeinem Werke ſtand, und deſſen ganze Umgebung, wie ſie in dem Zimmer ausgebreitet war, auf Ausführung dieſes Werkes hinzielte, nicht länger zu ſtören, da die Wintertage ohnehin ſo kurz waren, entfernten wir uns.

Da wir den Gang entlang gingen, ſagte mein Gaſtfreund: „Er ſollte reiſen.“

Als es dunkel geworden war, verſammelten wir uns in dem Arbeitszimmer meines Gaſtfreundes bei dem wohlgeheizten Ofen. Es war Euſtach Roland Guſtav und ich zugegen. Es wurde von den verſchiedenſten Dingen geſprochen, am meiſten aber von der Kunſt, und von den Gegenſtänden, welche eben in der Ausführung begriffen waren. Es mochte wohl vieles vorkommen, was Guſtav nicht verſtand, er ſprach auch ſehr wenig mit; aber es mochte doch das Geſpräch ihn manigfaltig fördern, und ſelbſt das Unverſtandene mochte Ahnungen erregen, die weiter führen, oder die aufbewahrt werden, und in Zukunſt geeignet ſind, feſte Geſtaltungen, die ſich fügen wollen, einleiten zu helfen. Ich wußte das ſehr wohl aus meiner eigenen Jugend und ſelbſt auch aus der jezigen Zeit.

Da ich in mein Schlafgemach zurückgekehrt war, fühlte ich es recht angenehm, daß die Scheite aus dem Buchenwalde meines Gaſtfreundes, der ein Theil des Alizwaldes war, in dem Ofen brennen. Ich beſchäftigte mich noch eine Zeit mit Leſen und theilweiſe auch mit Schreiben.

Am anderen Morgen war Regen. Er fiel in Strömen aus blaulich gefärbten gleichartigen über den Himmel dahin jagenden Wolken herab. Der Wind hatte zu ſolcher Heftigkeit zugenommen, daß er um das ganze Haus heulte. Da er aus Südweſten kam, ſchlug der Regen an meine Fenſter, und rann an dem Glaſe in wäſſerigen Flächen nieder. Aber da das Haus ſehr gut gebaut war, ſo hatte Regen und Wind keine anderen Folgen, als daß man ſich recht geborgen in dem ſchüzenden Zimmer fand. Auch iſt es nicht zu leugnen, daß der Sturm, wenn er eine gewiſſe Größe erreicht, etwas Erhabenes hat, und das Gemüth zu ſtärken im Stande iſt. Ich hatte die erſten Morgenſtunden bei Licht in Wärme damit hingebracht, dem Vater und der Mutter einen Brief zu ſchreiben, worin ich ihnen anzeigte, daß ich auf dem Echerneiſe geweſen ſei, daß ich alle Vorſicht beim Hinaufſteigen und Heruntergehen angewendet habe, daß uns nicht der geringſte Unfall zugeſtoßen ſei, und daß ich mich ſeit geſtern bei meinem Freunde im Roſenhauſe befinde. An Klotilden legte ich ein beſonderes Blatt bei, worin ich auf ihre theilweiſe Kenntniß des Gebirges, die ſie ſich auf der mit mir gemachten Reiſe erworben hatte, bauend eine kleine Beſchreibung des winterlichen Hochgebirgbeſuches gab. Als es dann heller geworden, und die Stunde zum Frühmahle gekommen war, ging ich in das Speiſezimmer hinunter. Ich erfuhr nun hier, daß es im Winter der Gebrauch ſei, daß Euſtach und Roland, deren geſtrige Anweſenheit bei dem Abendeſſen ich für zufällig gehalten hatte, mit meinem Gaſtfreunde und Guſtav an einem Tiſche ſpeiſen. Es ſollte auch im Sommer ſo ſein; allein da oft in dieſer Jahreszeit in dem Schreinerhauſe lange vor Sonnenaufgang aufgeſtanden, und zu einer Arbeit geſchritten wird, ſo verändern ſich die Stunden, an denen eine Erquickung des Körpers nothwendig wird, und Euſtach hat ſelber gebethen, daß ihm dann die Zeit und

Art ſeines Eſſens zu eigener Wahl überlaſſen werde. Roland iſt ohnehin zu jener Jahreszeit meiſtens von dem Hauſe abweſend. Ich war nie ſo ſpät im Winter in dem Roſenhauſe geweſen, daß ich dieſe Einrichtung hätte kennen lernen können. Mein Gaſtfreund Euſtach Roland Guſtav und ich ſaſſen alſo bei dem Frühmahltiſche. Das Geſpräch drehte ſich hauptſächlich um das Wetter, welches ſo ſtürmiſch herein gebrochen war, und es wurde erläutert, wie es hatte kommen müſſen, wie es ſich erklären laſſe, wie es ganz natürlich ſei, wie jedes Hausweſen ſich auf ſolche Wintertage in der Verfaſſung halten müſſe, und wie, wenn das der Fall ſei, man dann derlei Ereigniſſe mit Geduld ertragen, ja darin eine nicht unangenehme Abwechslung finden könne. Nach dem Frühmahle begab ſich jedes an ſeine Arbeit. Mein Gaſtfreund ging in ſein Zimmer, um dort im Ordnen der Pergamente, das er angefangen hatte, fortzufahren, Euſtach ging in die Schreinerei, Roland, für den die Zeit troz des trüben Tages doch endlich auch hell genug zum Malen geworden war, begab ſich zu ſeinem Bilde, Guſtav ſezte ſein Lernen fort, und ich ging wieder in meine Zimmer.

Da ich dort eine Zeit mit Leſen und Schreiben zugebracht hatte, und da der Sturm ſtatt ſich zu mildern in den Vormittagſtunden nur noch heftiger geworden war, beſchloß ich doch, wie es meine Gewohnheit war, auf eine Zeit in das Freie zu gehen. Ich wählte eine zweckmäſſige Fußbekleidung, nahm meinen Wachsmantel, der eine Wachshaube hatte, die man über den Kopf ziehen konnte, und ging über die gemeinſchaftliche Treppe hinab. Ich ſchlug den Weg durch das Gitterthor auf den Sandplaz vor dem Hauſe ein. Dort konnte der Südweſtwind recht an meine Perſon fallen, und er trieb mir die Tropfen, welche für einen Winterregen bedeutend groß waren, mit Praſſeln auf meinen Überwurf in das Angeſicht in die Augen und auf die Hände. Ich blieb auf dem Plaze ein wenig ſtehen, und betrachtete die Roſen, welche an der Wand des Hauſes gezogen wurden. Manche Stämmchen waren durch Stroh geſchüzt, bei manchen war ſtellenweiſe die Erde über den Wurzeln mit einer ſchüzenden Decke bekleidet, andere waren blos feſt gebunden, bei allen aber ſah ich, daß man außerordentliche Schuzmittel nicht angewendet habe, und daß alle nur gegen Verlezungen von äußerlicher Gewalt geſichert waren. Der Schnee konnte ſie überhüllen, wie ich noch die Spuren ſah, der Regen konnte ſie begießen, wie ich heute erfuhr, aber nirgends konnte der Wind ein Stämmchen oder einen Zweig lostrennen, und mit ihm ſpielen, oder ihn zerren. Die ganze Wand des Hauſes war auch im Übrigen unverſehrt, und der Regen, der gegen dieſelbe anſchlug, konnte ihr nichts anhaben. Ich ging von dem Sandplaze über den Hügel hinunter. Der Schnee hatte ſchon die Gewalt des Regens verſpürt, welcher ziemlich warm war. Die weiche ſanfte und flaumige Geſtalt war verloren gegangen, etwas Glattes und Eiſiges hatte ſich eingeſtellt, und hie und da ſtanden gezackte Eistrümmer gleichſam wie zerfreſſen da. Das Waſſer rann in Schneefurchen, die es gewühlt hatte, nieder, und an offenen Stellen, wo es durch die löcherichte Beſchaffenheit des Schnees nicht verſchluckt wurde, rieſelte es über die Gräſer hinab. Ich ging ohne auf einen Weg zu achten, durch den wäſſerigen Schnee fort. In der Tiefe des Thales lenkte ich gegen Oſten. Ich ging eine Strecke fort, ging dort über die Wieſen, und ließ das Schauſpiel auf mich wirken. Es war faſt herrlich wie der Wind, welcher den Schnee nicht mehr heben konnte, den Regen auf ihn nieder jagte, wie ſchon Stellen blos lagen, wie die grauen Schleier gleichſam bänderweiſe nieder rollten, und wie die trüben

Wolken über dem bleichen Gefilde unbekümmert um Menſchenthun und Menſchenwerke dahin zogen.

Ich richtete endlich in der Tiefe der Wieſen meinen Weg nordwärts gegen den Meierhof hinauf. Als ich dort angelangt war, erfuhr ich, daß der Herr, wie man hier meinen Gaſtfreund kurzweg nannte, heute auch ſchon da geweſen aber bereits wieder fortgegangen ſei. Er hatte Mehreres beſichtigt, und Mehreres angeordnet. Ich fragte, ob er heute auch barhäuptig geweſen ſei, und es wurde bejaht. Da ich den Meierhof beſehen hatte, und in verſchiedenen Räumen desſelben herum gegangen war, ſah ich erſt recht, was ein wohleingerichtetes Haus ſei. Der Regen fiel auf dasſelbe nieder wie auf einen Stein, in den er nicht eindringen, und von dem er äußerlich nur in Jahrhunderten etwas herab waſchen könne. Keine Ritze zeigte ſich für das Einlaſſen des Waſſers bereit, und kein Theilchen der Bekleidung ſchickte ſich zur Loslöſung an. Im Innern wurden die Arbeiten gethan wie an jedem Tage. Die Knechte reinigten Getreide mit der ſogenannten Getreideputzmühle, ſchaufelten es ſeitwärts, und maſſen es in Säcke, damit es auf den Schüttboden gebracht werde. Der Meier war dabei beſchäftigt, ordnete an, und prüfte die Reinheit. Ein

Theil der Mägde war in den Ställen beſchäftigt, ein Theil richtete auf der Futtertenne das Futter zurecht, ein Theil ſpann, und die Frau des Meiers ordnete in der Milchkammer. Ich ſprach mit allen, und ſie zeigten Freude, daß ich ſogar in dieſer Jahreszeit einmal gekommen ſei.

Von dem Meierhofe ging ich über den mit Obſtbäumen bepflanzten Raum gegen den Garten hinüber. Das Pförtchen an dieſer Seite war unter Tags ſelbſt im Winter nicht geſperrt. Ich ging durch dasſelbe ein, und begab mich in die Wohnung des Gärtners. Dort legte ich meinen Wachsmantel, durch deſſen Falten das Waſſer rann, ab, und ſezte mich auf die reine weiße Bank vor dem Ofen. Der alte Mann und ſeine Frau empfingen mich recht freundlich. In ihrem ganzen Weſen war etwas ſehr Aufrichtiges. Seit geraumer Zeit war bei dieſen alten Leuten beinahe etwas Elternhaftes gegen mich geweſen. Die Gärtnersfrau Clara ſah mich immer wieder gleichſam verſtohlen von der Seite an. Wahrſcheinlich dachte ſie an Natalien. Der alte Simon fragte mich, ob ich denn nicht in die Gewächshäuſer gehen, und die Pflanzen auch im Winter beſehen wolle.

Das ſei außer dem Beſuche, den ich ihm und ſeiner

Gattin machen wollte, meine Nebenabſicht geweſen, erwiederte ich.

Er nahm einen anderen Rock um, und geleitete mich in die Gewächshäuſer, welche an ſeine Wohnung ſtießen. Ich nahm wirklich großen Antheil an den Pflanzen ſelber, da ich mich ja in früherer Zeit viel mit Pflanzen beſchäftigt hatte, und nahm Antheil an dem Zuſtande derſelben. Wir gingen in alle Räume des nicht unbeträchtlich großen Kalthauſes, und begaben uns dann in das Warmhaus. Nicht blos, daß ich die Pflanzen nach meiner Abſicht betrachtete, nahm ich mir auch die Zeit, freundlich anzuhören, was mein Begleiter über die einzelnen ſagte, und hörte zu, wie er ſich über Lieblinge ziemlich weit verbreitete. Dieſe Hingabe an ſeine Rede und die Theilnahme an ſeinen Pfleglingen, die ich ihm ſtets bewieſen hatte, mochten nebſt dem Antheile, den er mir an der Erwerbung des Cereus peruvianus zuſchrieb, Urſache ſein, daß er eine gewiſſe Anhänglichkeit gegen mich hegte. Als wir an dem Ausgange der Gewächshäuſer waren, welcher ſeiner Wohnung entgegengeſetzt lag, fragte er mich, ob ich auch in das Cactushaus gehen wolle, er werde zu dieſem Behufe, da wir einen freien Raum zu überſchreiten hätten, meinen

Wachsmantel holen. Ich ſagte ihm aber, daß dies nicht nöthig ſei, da er ja auch ohne Schuz herüber gehe, daß mein Gaſtfreund heute ſchon barhäuptig in dem Meierhofe geweſen ſei, und daß es mir nicht ſchaden werde, wenn ich auch einmal eine kurze Strecke im Regen ohne Kopfbedeckung gehe.

„Ja der Herr, der iſt alles gewohnt,“ antwortete er.

„Ich bin zwar nicht alles aber vieles gewohnt,“ erwiederte ich, „und wir gehen ſchon ſo hinüber.“

Er ließ ſich von ſeinem Vorhaben endlich abbringen, und wir gingen in das Cactushaus. Er zeigte mir alle Gewächſe dieſer Art beſonders den peruvianus, welcher wirklich eine prachtvolle Pflanze geworden war, er verbreitete ſich über die Behandlung dieſer Gewächſe während des Winters, ſagte, daß mancher ſchon im Hornung blüht, daß nicht alle eine gewiſſe Kälte vertragen ſondern in der wärmeren Abtheilung des Hauſes ſtehen müſſen, beſonders verlangen dieſes viele Cereusarten, und er ging dann auf die Einrichtung des Hauſes ſelber über, und hob es als eine Vorzüglichkeit heraus, daß der Herr für jene Stellen, an denen die Gläſer über einander liegen, ein ſo treffliches Bindemittel gefunden habe, durch welches das

Hereinziehen des Waſſers an den übereinandergelegten Stellen des Glaſes unmöglich ſei, und das dieſen Pflanzen ſo nachtheilige Herabfallen von Waſſertropfen vermieden werde. Dadurch kann es auch allein geſchehen, daß an Regentagen und an Tagen, an welchen Schnee ſchmilzt, das Haus nicht mit Brettern gedeckt werden müſſe, was finſter macht, und den Pflanzen ſchädlich iſt. Ich könne das ja heute ſehen, wie bei einem Regen ſo heftiger Art nicht ein Tröpflein herein dringen kann, oder vom Winde hereingeſchlagen wird. Bretter würden überhaupt über dieſes Haus nicht gelegt. Gegen den Hagel ſei es durch dickes Glas und den Panzer geſchützt, und wenn kalte Nächte zu erwarten ſind, werde eine Strohdecke angewendet, und der Schnee werde durch Beſen entfernt. Mir war wirklich der Umſtand merkwürdig und wichtig, daß hier kein Herabtropfen von dem Glasdache ſtatt finde, was meinem Vater ſo unangenehm iſt. Ich nahm mir vor, meinen Gaſtfreund um Eröffnung des Verfahrens zu erſuchen, um dasſelbe dem Vater mitzutheilen. Als wir auf dem Rückwege durch die anderen Gewächshäuſer gingen, ſah ich, daß auch hier kein Herabtropfen vorhanden ſei und mein Begleiter beſtätigte es.

Da ich noch ein Weilchen in der Wohnung der Gärtnerleute geblieben war und mit der Gärtnerfrau geſprochen hatte, machte ich Anſtalt zum Heimwege. Die Gärtnerfrau hatte meinen Wachsmantel in der Zeit, in der ich mit ihrem Manne in den Gewächshäuſern geweſen war, an ſeiner Außenfläche von allem Waſſer befreit, und ihn überhaupt handlich und angenehm hergerichtet. Ich dankte ihr, ſagte, daß er wohl bald wieder verknittert ſein würde, empfahl mich freundlich, nahm die anderſeitigen freundlichen Empfehlungen in Empfang, und ging dann in meine Zimmer.

Dort kleidete ich mich ſorgfältig um, und ging dann zu meinem Gaſtfreunde. Er war eben mit Guſtav beſchäftigt, der ihm Rechenſchaft von ſeinen Morgenarbeiten ablegte. Ich fragte, ob es mir erlaubt wäre, in das Bildergemach oder in ähnliche zu gehen.

„Das Leſezimmer und das Bilderzimmer ſo wie das mit den Kupferſtichen ſind ordnungsgemäß geheizt," antwortete mein Gaſtfreund, „der Bücherſaal der Marmorſaal und die Marmortreppe werden leidlich warm ſein. Verſchloſſen iſt keiner der Räume. Bedient euch derſelben, wie ihr es zu Hauſe thun würdet."

Ich dankte, und entfernte mich. Nach meiner Kenntniß der Tageintheilung wußte ich, daß er ſeine Beſchäftigung mit Guſtav fortſezte.

Ich ging zuerſt auf die Marmortreppe. Ich ſuchte ſie von oben zu gewinnen. Als ich von dem gemeinſchaftlichen Gange in den oberen Theil des Marmorganges eingetreten war, zog ich, wie es hier vorgeſchrieben war, Filzſchuhe, welche immer in Bereitſchaft ſtanden, an, und ging die glatte ſchöne Treppe hinunter. Als ich in die Mitte derſelben gekommen war, wo ſich der breite Abſaz befindet, hielt ich an; denn das war das Ziel meiner Wanderung geweſen. Ich wollte die alterthümliche Marmorgeſtalt betrachten. Selbſt heute in dem bleiernen Lichte, das durch die Glaswölbung, welche noch dazu durch das auf ihr rinnende Waſſer getrübt war, gleichſam träge nieder fiel, war die Erſcheinung eine gewaltige und erhebende. Die hehre Jungfrau, ſonſt immer ſanft und hoch, ſtand heute in den flüſſigen Schleiern des dumpferen Lichtes zwar trüb aber mild da, und der Ernſt des Tages legte ſich auch als Ernſt auf ihre unausſprechlich anmuthigen Glieder. Ich ſah die Geſtalt lange an, ſie war mir wie bei jedem erneuerten Anblicke wieder neu. Wie ſehr mir auch die blendend weiße Geſtalt der Brunnennimphe im Sternenhofe nach der jüngſten Vergangenheit als liebes Bild in die Seele geprägt worden war, ſo war ſie doch ein Bild aus unſerer Zeit, und war mit unſeren Kräften zu faſſen: hier ſtand das Alterthum in ſeiner Größe und Herrlichkeit. Was iſt der Menſch, und wie hoch wird er, wenn er in ſolcher Umgebung und zwar in ſolcher Umgebung von größerer Fülle weilen darf.

Ich ging langſam die Treppe wieder hinan, und ging in den Marmorſaal. Seine Größe ſeine Leerheit, der, wenn ein ſolches Wort erlaubt iſt, dunkle Glanz, der von dem dunkeln und mit ungewiſſen und zweideutigen Lichtern wechſelnden Tage auf ſeinen Wänden lag, und wechſelte, ließ ſich nach dem Anblicke der Geſtalt des Alterthums tragen und ertragen. Ja der Saal erſchien mir in dem finſtern Tage noch größer und ernſter als ſonſt, und ich weilte gerne in ihm, faſt ſo gerne wie an jenem Abende, an welchem ich mit meinem Gaſtfreunde unter dem ſanften Blizen eines Gewitterhimmels in ihm auf und ab gegangen war. Ich ging auch jezt wieder in demſelben hin und wider, und ließ den Sturm draußen mit ſeinen trüben Lichtern die Wände herinnen mit ihrem matten

Glanze und die Erinnerung der eben geſehenen Geſtalt in mir wirken.

Nach einer Zeit trat ich durch die Thür, welche in das Bilderzimmer führt. Die Bilder hingen in dem düſteren Glanze des Tages da, und konnten ſelbſt dort, wo der Künſtler die kraftvollſten Mittel des Lichtes und Schattens angewendet hatte, nicht zur vollen Wirkſamkeit gelangen, weil das, was die Bilder erſt recht malen hilft, fehlte, die Macht eines ſonnigen und heiteren Tages. Selbſt als ich zu einigen, die ich beſonders liebte, näher getreten war, ſelbſt als ich vor einem Guido, der auf der Staffelei ſtand, die nahe an das Fenſter und in das beſte Licht gerückt worden war, niederſaß, um ihn zu betrachten, konnte die Empfindung, die ſonſt dieſe Werke in mir erregten, nicht emporkeimen. Ich erkannte bald die Urſache, welche darin beſtand, daß ohnehin eine viel höhere in meinem Gemüthe waltete, welche durch die Geſtalt des Alterthums in mir hervorgerufen worden war. Die Gemälde erſchienen mir beinahe klein. Ich ging in das Bücherzimmer, nahm mir Odyſſeus aus ſeinem Schreine, begab mich in das Leſezimmer, in welchem die geſellige Flamme die Freundin des Menſchen, die ihm in der Finſterniß Licht und im Winter des Nordens Wärme gibt, hinter dem feinen Gitter eines Kamines freundlich loderte, und in welchem alles auf das Reinlichſte geordnet war, ſezte mich in einiger Entfernung von dem Fenſter in einen weichen Siz, und begann unter dem Praſſeln des Regens an den Fenſtern von der erſten Zeile an zu leſen. Die fremden Worte, die als lebendig geſprochen einer fernen Zeit angehörten, die Geſtalten, welche durch dieſe Worte in unſere Zeit mit all ihrer ihnen einſtens angehörigen Eigenthümlichkeit heraufgeführt wurden, ſchloſſen ſich an die Jungfrau an, welche ich auf der Treppe hatte ſtehen geſehen. Als Nauſikae kam, war es mir wieder, wie es mir bei der erſten richtigen Betrachtung der Marmorgeſtalt geweſen war, die Gewänder des harten Stoffes löſeten ſich zu leichter Milde, die Gliede bewegten ſich, das Angeſicht erhielt wandelbares Leben, und die Geſtalt trat als Nauſikae zu mir. Es war auch die Erinnerung jenes Abends geweſen, die heute meine Hand, als ich von der Treppe in den Marmorſaal und in das Bilderzimmer herauf gekommen war, und in dieſen keine Befriedigung gefunden hatte, zu den Worten Homers im Odyſſeus greifen ließ. Als die Helden das Mahl in dem Saale genoſſen hatten, als der Sänger gerufen worden war, als die Worte jenes Liedes vernommen worden waren, deſſen Ruhm damals bis zu dem Himmel reichte, als Odyſſeus das Haupt verhüllt hatte, damit man die Thränen nicht ſähe, welche ihm aus den Augen floßen, als endlich Nauſikae ſchlicht und mit tiefem Gefühle an den Säulen der Pforte des Saales ſtand: da geſellte ſich auch lächelnd das ſchöne Bild Nataliens zu mir; ſie war die Nauſikae von jezt, ſo wahr ſo einfach nicht prunkend mit ihrem Gefühle und es nicht verhehlend. Beide Geſtalten verſchmolzen in einander, und ich las und dachte zugleich, und bald las ich, und bald dachte ich, und als ich endlich ſehr lange blos allein gedacht hatte, nahm ich das Buch, das vor mir auf dem Tiſche lag, wieder auf, trug es in das Bücherzimmer auf ſeinen Plaz, und ging durch den Marmorſaal und den Gang der Gaſtzimmer in meine Wohnung zurück.

Das Werk des Vormittages war abgethan.

Am Mittagtiſche fanden ſich wieder dieſelben Perſonen ein, welche bei dem Frühmahle verſammelt geweſen waren. Nach dem Genuſſe eines einfachen aber für Gedeihen und Geſundheit ſehr wohl zubereiteten Mahles, wie es immer in dem Roſenhauſe ſein mußte, nach manchem freundlichen und erheiternden Geſpräche ſtand man auf, um wieder zu ſeinen Geſchäften zu gehen, die jedem ernſt und wichtig genug waren, mochten ſie nun im Erwerben von Kenntniſſen beſtehen, wie faſt ausſchließlich bei Guſtav, oder mochten ſie im Vorwärtsdringen in der Kunſt oder auf wiſſenſchaftlichem Felde oder in einer richtigeren Geſtaltung der eigenen Lebenslage enthalten ſein.

Für den heutigen Nachmittag war ein beſonderes Geſchäft vorbehalten worden, zu welchem auch Roland kommen, und deßhalb ſeine heutige Arbeit an ſeinem Bilde abbrechen mußte. Es war eine Sammlung von Kupferſtichen eingelangt, welche zum Kaufe angebothen waren, und deren Beſichtigung man auf den heutigen Nachmittag anberaumt hatte. Mein Gaſtfreund lud mich zu der Sache ein. Die Kupferſtiche lagen in zwei Mappen in dem Zimmer meines Gaſtfreundes. Wir gingen über die Treppe, die für die Dienerſchaft beſtimmt war, in ſein Zimmer empor, und rückten den Tiſch, auf welchem die Mappen lagen, näher an ein Fenſter, damit wir die Blätter beſſer betrachten konnten. Die Mappen wurden geöffnet, und bald ſah man, daß der Sammler der in denſelben enthaltenen Stücke kein Mann geweſen ſei, der von der Tiefe der Kunſt von ihrem Ernſte und von ihrer

Bedeutung für das menſchliche Leben eine Vorſtellung gehabt habe. Er war eben ein Sammler gewöhnlicher Art geweſen, der die Menge und die Manigfaltigkeit der Stücke vor Augen gehabt hatte. Jezt lag er im Grabe, und ſeine Erben mußten weder für die Verhältniſſe der Kunſt zum menſchlichen Leben noch für Sammeln von was immer für einer Art einen Sinn gehabt haben, daher ſie alle Hefte meinem Gaſtfreunde, von dem ſie gehört hatten, daß er ſolche Merkwürdigkeiten ſuche, zum Verkaufe anbothen. Neben ganz werthloſen Erzeugniſſen des Grabſtichels nach heutiger unbedeutender Weiſe, wie ſie in Büchern und Bilderwerken zum Behufe des Gelderwerbes vorkommen, neben Steinzeichnungen mit der Feder und der Kreide befanden ſich auch beſſere Werke von jezt und beſonders einige Stücke aus älterer Zeit von großem Werthe. Mein Gaſtfreund und ſeine zwei Gehilfen ſprachen bei dieſer Gelegenheit Manches über Kupferſtiche, was mir neu war, und woran ich die Bedeutung dieſes Kunſtzweiges mehr kennen lernte, als ich ſie früher kannte. Da er die Überſezung der Werke der großen Meiſter aller Zeiten vermitteln kann, da er ein Bild, das nur einmal da iſt, das für viele Menſchen an fernen und ihnen nie erreichbaren Orten ſich befindet, oder das als Eigenthum eines einzelnen Mannes nicht einmal allen denen, die denſelben Ort mit ihm bewohnen, zugänglich iſt, vervielfältiget, und zur Anſchauung in viele Orte und in ferne Zeiten bringen kann, ſo ſollte man ihm wohl die größte Aufmerkſamkeit ſchenken. Wenn er nicht einer gewiſſen zu beſtimmten Zeiten in Schwung kommenden Art huldigt, ſondern ſtrebt, die Seele des Meiſters, wie ſie ſich in dem Bilde darſtellt, wieder zu geben, wenn er nicht blos die Stoffe, wie ſie ſich in dem Bilde befinden, von der Zartheit des menſchlichen Angeſichtes und der menſchlichen Hände angefangen durch den Glanz der Seide und die Glätte des Metalles bis zu der Rauhigkeit der Felſen und Teppiche herab ſondern auch ſogar die Farben, die der Maler angewendet hat, durch verſchiedene aber immer klare leicht geführte und ſchöngeſchwungene Linien, die niemals unbedeutend niemals durch Abſonderlichkeit auffallend ſein niemals einen bloßen Fleck bilden dürfen, und die er zur Bemeiſterung jedes neuen Gegenſtandes neu erfinden kann, darſtellt: dann kann er zwar nicht der Malerei in ihren Wirkungen an die Seite geſetzt werden, die ſie auf ihre Beſchauer geradehin ausübt, aber er kann ihr an Kunſtwirkung überhaupt als ebenbürtig erkannt werden, weil er auf eine größere Zahl von Menſchen wirkt, und bei denen, welche die nachgeahmten Gemälde nicht ſehen können, eine deſto tiefere und vollere Kunſtwirkung hervorbringt, je tiefer und edler er ſelber iſt. Dies habe ich bei meinem Gaſtfreunde in der Zeit, als ich mit ihm in Verbindung war, immer mehr kennen gelernt, und dies iſt mir wieder beſonders klar geworden, als die Kupferſtiche durchgeſehen wurden, und als man über ihren Werth und über Mittel Wege und Wirkung der Kupferſtecherkunſt überhaupt ſprach. Es wurde, da man die Einzelheiten der guten Blätter genau unterſucht, und ihre Vorzüge und ihre Mängel ſorglich beſprochen hatte, feſtgeſezt, daß man der guten Stücke willen die ganze Sammlung kaufen wolle, wenn ihr Preis einen gewiſſen Betrag, den man anboth, und den man gerechter und billiger Weiſe geben konnte, nicht überſtiege. Die ſchlechten Blätter wollte man dann vernichten, weil ſie durch ihr Daſein eine gute Wirkung nicht nur nicht hervorbringen, ſondern das Gefühl deſſen, der nichts Beſſeres ſieht, ſtatt es zu heben, in eine rohere und verbildetere Richtung lenken, als es nähme, wenn ihm nichts als die Gegenſtände der Natur gebothen würden. Den Geiſt des

Menſchen, ſagten die Männer, verunreinige falſche Kunſt mehr als die Unberührtheit von jeder Kunſt. Da es dämmerte, wurden die Kupferſtiche in ihre Behältniſſe gethan, der Tiſch wurde wieder an ſeine Stelle gerückt, und wir trennten uns.

Der Sturm hatte eher zu als ab genommen, und der Regen ſchlug in Strömen an die Fenſter.

Abends waren wir wieder in dem Arbeitszimmer meines Gaſtfreundes vereinigt, nur Guſtav fehlte, weil er ſich in ſeinem Zimmer noch mit ſeiner Tagesaufgabe beſchäftigte. Ehe wir zu dem Abendeſſen gingen, zeichnete mein Gaſtfreund noch den Stand der naturwiſſenſchaftlichen Geräthe, welche ſich auf Luftdruck Feuchtigkeit Wärme Electricität und dergleichen bezogen, in ſeine Bücher, und dann ging er durch das ganze Haus, und beſah den Verhalt der Dinge in demſelben die geförderten Arbeiten der Hausleute ihr jetziges Thun und den allfälligen Einfluß des heutigen ſtürmiſchen Wetters.

Bei dem Abendeſſen wurde, nachdem man die Nahrungsbedürfniſſe in kurzer Zeit geſtillt und heitere Geſpräche geführt hatte, noch aus einem Buche vorgeleſen, das damal neu war. Es betraf größtentheils die Geſchichte des Seidenbaues und der Seidenweberei, und beſonders wurde der Abſchnitt behandelt, wie dieſes Gewerbe aus dem fernſten Morgenlande nach Sirien nach Arabien Egipten Bizanz dem Pelloponeſ nach Sicilien Spanien Italien und Frankreich gekommen ſei. Mein Gaſtfreund behauptete, daß in der Anfertigung von jenen Prachtſtoffen, die aus Seide und Gold oder Silber beſtanden, was die Feinheit und Zartheit des Gewebes, was deſſen Weichheit verbunden mit mildem Glanze, gegen den die heutigen Stoffe dieſer Art in ihrer Steifheit und in ihrem harten Schimmer ſtark abſtehen, und was endlich den Schwung die feine Zierlichkeit und die reiche Einbildungskraft in den Zeichnungen betrift, die Zeit des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts den ſpäteren Zeiten und beſonders der unſrigen weit vorzuziehen ſei. Er habe zu ſpät angefangen, dieſem Zweige des Alterthumes, der beinahe ein Zweig der Kunſt ſei, ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Eine Sammlung ſolcher Stoffe müßte merkwürdig ſein, er könne aber keine mehr anlegen, da ſie Reiſen durch ganz Europa ja durch nicht unbedeutende Theile von Aſien und Afrika vorausſeze, und wahrſcheinlich die Kräfte eines einzelnen Mannes überſchreite. Geſellſchaften oder der Staat könnten ſolche Sammlungen zur Vergleichung zur Belehrung ja zur Bereicherung der Geſchichte ſelber zu Stande bringen. In reichen Abteien in den Kleiderſchreinen alter berühmter Kirchen in Schazkammern und andern Behältniſſen königlicher Burgen und größerer Schlöſſer dürfte ſich vieles finden, was dort zu entbehren wäre, und in einer Sammlung Sprache und Bedeutung gewänne. Wie viel müßte nach den Kreuzzügen aus dem Morgenlande nach Europa gekommen ſein, da ſelbſt einfache Ritter mit dort gewonnener Beute an Gold und koſtbaren Stoffen in die Heimath zurückgekehrt ſeien, und ſich Prunk außer bei kirchlichen Feierlichkeiten Krönungen Aufzügen Kampfſſpielen auch im gewöhnlichen Verkehre mehr eingefunden hatte, als er früher geweſen war. Wie müßte dieſer Zweig auch ein Licht auf die mit ſeinem Blühen ganz gleich laufende Zeit werfen, in welcher jene merkwürdigen Kirchen gebaut wurden, deren erhabene Überbleibſel noch heute unſere Bewunderung erregen, wie müßte er auch eine Beziehung eröffnen zur Verzierungskunſt jener Zeit in Steinmezarbeit in Elfenbein- und Holzſchnizerei ja zum Beginne der ſpäter blühenden groſen Malerſchulen in dem Norden und Süden Europas, und wie müßte er ſogar auf Gedanken über Anſchauungsweiſe der

Völker ihre Verbindungen und ihre Handelswege leiten. Thun das ja auch Münzen thun es Siegel und andere dieſen untergeordnete Dinge. Roland ſagte, er wolle nun ſolche Stoffe zu ſammeln ſuchen.

Wir gingen an jenem Abende ſpäter auseinander als gewöhnlich.

Am anderen Morgen, als ich aufgeſtanden war, und das beginnende Licht einen Ausblick durch die Fenſter geſtattete, ſah ich friſchen Schnee über alle Gefilde ausgebreitet, und in dichten Flocken, die um das Glas der Fenſter ſpielten, fiel er noch immer von dem Himmel herunter. Der Wind hatte etwas nachgelaſſen, die Kälte mußte geſtiegen ſein.

Wir machten an dieſem Tage alle zuſammen einen ziemlich großen Spaziergang. Im Garten wurde herumgegangen, ob etwas zu richten ſei, die Gewächshäuſer wurden beſucht, in dem Meierhofe wurde nachgeſehen, und Abends wurde in dem Buche, welches von der Seidenweberei handelte, weiter geleſen. Der Schneefall hatte bis in die Dämmerung gedauert, dann kamen heitere Stellen an dem Himmel zum Vorſcheine.

Wie dieſe zwei Tage vergangen waren, ſo vergingen nun mehrere und mein Gaſtfreund begann nicht, ſeine Mittheilungen, welche er verſprochen hatte, zu machen. Wir hatten außer der Zeit, die jeder in ſeiner Wohnung bei ſeinen Arbeiten zubrachte, manche Gänge durch die Gegend gemacht, was um ſo angenehmer war, als nach den ſtürmiſchen Tagen bei meiner Ankunft ſich heiteres ſtilles und kaltes Wetter eingeſtellt hatte. Ich war zu mancher Zeit in der Geſellſchaft meines Gaſtfreundes, ich ſah ihm zu, wenn er ſeine Vögel vor dem Fenſter fütterte, oder wenn er für Ernährung der Haſen außerhalb der Grenze ſeines Gartens ſorgte, was des tiefen Schnees willen, der gefallen war, doppelt nothwendig wurde, wir hatten weitere Fahrten in dem Schlitten gemacht, um Nachbarn zu beſuchen, manches zu beſprechen, oder die freie Luft und die Bewegung zu genießen, einmal war ich mit meinem Gaſtfreunde zu einer Brücke gefahren, die er mit mehreren Männern beſchauen ſollte, weil man vorhatte, ſie im Frühlinge neu zu bauen — man hatte meinen Gaſtfreund nicht verſchont, und ihn mit Gemeindeämtern betraut — mehrere Male waren wir in verſchiedenen Theilen der Wälder geweſen, um bei dem Fällen der Hölzer nachzuſehen, welche zum Bauen und zur Verarbeitung in dem Schreinerhauſe verwendet werden ſollten, welche Fällung in dieſer Jahreszeit vor ſich gehen mußte; wir waren auch einmal im Inghofe geweſen, und hatten die dortigen Gewächshäuſer beſehen. Der Hausverwalter und der Gärtner hatten uns bereitwillig und freundlich herum geführt. Der Herr des Beſitzthums war mit ſeiner Familie in der Stadt.

Eines Tages kam mein Gaſtfreund in meine Wohnung, was er öfter that, theils um mich zu beſuchen, theils um nach zu ſehen, ob es mir nicht an etwas Nothwendigem gebreche. Nachdem das Geſpräch über verſchiedene Dinge eine Weile gedauert hatte, ſagte er: „Ihr werdet wohl wiſſen, daß ich der Freiherr von Riſach bin.“

„Lange wußte ich es nicht,“ antwortete ich, „jetzt weiß ich es ſchon eine geraume Zeit.“

„Habt ihr nie gefragt?“

„Ich habe nach der erſten Nacht, die ich in eurem Hauſe zugebracht habe, einen Bauersmann gefragt, welcher mir die Antwort gab, ihr ſeied der Aspermeier. An demſelben Tage forſchte ich auch in weiterer Entfernung, ohne etwas Genaues zu erfahren. Später habe ich nie mehr gefragt.“

„Und warum habt ihr denn nie gefragt?“

„Ihr habt euch mir nicht genannt; daraus ſchloß ich, daß ihr nicht für nöthig hieltet, mir euren Namen zu ſagen, und daraus zog ich für mich die Maßregel, daß ich euch nicht fragen dürfe, und wenn ich euch nicht fragen durfte, durfte ich es auch einen andern nicht."

„Man nennt mich hier in der ganzen Gegend den Asperherrn," antwortete er, „weil es bei uns gebräuchlich iſt, den Beſitzer eines Gutes nach dem Gute, nicht nach ſeiner Familie zu benennen. Jener Name erbt in Hinſicht aller Beſitzer bei dem Volke fort, dieſer ändert ſich bei einer Änderung des Beſitzſtandes, und da müßte das Volk ſtets wieder einen neuen Namen erlernen, wozu es viel zu beharrend iſt. Einige Landleute nennen mich auch den Aspermeier, wie mein Vorgänger geheißen hat."

„Ich habe einmal zufällig euren richtigen Namen nennen gehört," ſagte ich.

„Ihr werdet dann auch wiſſen, daß ich in Staatsdienſten geſtanden bin," erwiederte er.

„Ich weiß es," ſagte ich.

„Ich war für dieſelben nicht geeignet," antwortete er.

„Dann ſagt ihr etwas, dem alle Leute, die ich bisher über euch gehört habe, widerſprechen. Sie loben eure Staatslaufbahn insgeſammt," erwiederte ich.

„Sie ſehen vielleicht auf einige einzelne Ergebniſſe," antwortete er, „aber ſie wiſſen nicht, mit welchem Ungemache des Entſtehens dieſe aus meinem Herzen gekommen ſind. Sie können auch nicht wiſſen, wie die Ergebniſſe geworden wären, wenn ein anderer von gleicher Begabung aber von größerer Gemüthseignung für den Staatsdienſt, oder wenn gar einer von auch noch größerer Begabung ſie gefördert hätte."

„Das kann man von jedem Dinge ſagen," erwiederte ich.

„Man kann es," antwortete er, „dann ſoll man aber das, was nicht gerade mißlungen iſt, auch nicht ſogleich loben. Hört mich an. Der Staatsdienſt oder der Dienſt des allgemeinen Weſens überhaupt, wie er ſich bis heute entwickelt hat, umfaßt eine große Zahl von Perſonen. Zu dieſem Dienſte wird auch von den Geſetzen eine gewiſſe Ausbildung und ein gewiſſer Stufengang in Erlangung dieſer Ausbildung gefordert, und muß gefordert werden. Je nachdem nun die Hoffnung vorhanden iſt, daß einer nach Vollendung der geforderten Ausbildung und ihres Stufenganges ſogleich im Staatsdienſte Beſchäftigung finden, und daß er in einer entſprechenden Zeit in jene höheren Stellen empor rücken werde, welche einer Familie einen anſtändigen Unterhalt gewähren, widmen ſich mehr oder wenigere Jünglinge der Staatslaufbahn. Aus der Zahl derer, welche mit gutem Erfolge den vorgeſchriebenen Bildungsweg zurückgelegt haben, wählt der Staat ſeine Diener, und muß ſie im Ganzen daraus wählen. Es iſt wohl kein Zweifel, daß auch außerhalb dieſes Kreiſes Männer von Begabung für den Staatsdienſt ſind, von großer Begabung ja von außerordentlicher Begabung; aber der Staat kann ſie, jene ungewöhnlichen Fälle abgerechnet, wo ihre Begabung durch beſondere Zufälle zur Erſcheinung gelangt, und mit dem Staate in Wechſelwirkung geräth, nicht wählen, weil er ſie nicht kennt, und weil das Wählen ohne nähere Kenntniß und ohne die vorliegende Gewähr der erlangten vorgeſchriebenen Ausbildung Gefahr drohte und Verwirrung und Mißleitung in die Geſchäfte bringen könnte. Wie nun diejenigen, welche die Vorbereitungsjahre zurückgelegt haben, beſchaffen ſind, ſo muß ſie der Staat nehmen. Oft ſind ſelbſt große Begabungen in größerer Zahl darunter, oft ſind ſie in geringerer, oft iſt im Durchſchnitte nur Gewöhnlichkeit vorhanden. Auf dieſe Beſchaffenheit ſeines Perſonenſtoffes mußte nun der Staat die Einrichtung ſeines Dienſtes gründen. Der Sachſtoff dieſes Dienſtes mußte eine Faſſung bekommen, die es möglich macht, daß die zur Erreichung des Staatszweckes nöthigen Geſchäfte fortgehen und keinen Abbruch und keine weſentliche Schwächung erleiden, wenn beſſere oder geringere einzelne Kräfte abwechſelnd auf die einzelnen Stellen gelangen, in denen ſie thätig ſind. Ich könnte ein Beiſpiel gebrauchen, und ſagen, jene Uhr wäre die vortrefflichſte, welche ſo gebaut wäre, daß ſie richtig ginge, wenn auch ihre Theile verändert würden, ſchlechtere an die Stelle beſſerer, beſſere an die Stelle ſchlechterer kämen. Aber eine ſolche Uhr dürfte kaum möglich ſein. Der Staatsdienſt mußte ſich aber ſo möglich machen, oder ſich nach der Entwicklung, die er heute erlangt hat, aufgeben. Es iſt nun einleuchtend, daß die Faſſung des Dienſtes eine ſtrenge ſein muß, daß es nicht erlaubt ſein könne, daß ein Einzelner den Dienſtesinhalt in einer andern Faſſung als in der vorgeſchriebenen anſtrebe, ja daß ſogar mit Rückſicht auf die Zuſammenhaltung des Ganzen ein Einzelnes minder gut verrichtet werden muß, als man es von ſeinem Standpunkte allein betrachtet thun könnte. Die Eignung zum Staatsdienſte von Seite des Gemüthes abgeſehen von den andern Fähigkeiten beſteht nun auch in weſentlichen Theilen darin, daß man entweder das Einzelne mit Eifer zu thun im Stande iſt, ohne deſſen Zuſammenhang mit dem großen Ganzen zu kennen, oder daß man Scharfſinn genug hat, den Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zum Wohle und Zwecke des Allgemeinen einzuſehen, und daß man dann dieſes Einzelne mit Luſt und Begeiſterung vollführt. Das leztere thut der eigentliche Staatsmann, das erſte der ſogenannte gute Staatsdiener. Ich war keins von beiden. Ich hatte von Kindheit an, freilich ohne es damals oder in den Jugendjahren zu wiſſen, zwei Eigenſchaften, die dem Geſagten geradezu entgegen ſtanden. Ich war erſtens gerne der Herr meiner Handlungen. Ich entwarf gerne das Bild deſſen, was ich thun ſollte, ſelbſt, und vollführte es auch gerne mit meiner alleinigen Kraft. Daraus folgte, daß ich ſchon als Kind, wie meine Mutter erzählte, eine Speiſe ein Spielzeug und dergleichen lieber nahm, als mir geben ließ, daß ich gegen Hilfe widerſpänſtig war, daß man mich als Knaben und Jüngling ungehorſam und eigenſinnig nannte, und daß man in meinen Männerjahren mir Starrſinn vorwarf. Das hinderte aber nicht, daß ich dort, wo mir ein Fremdes durch Gründe und hohe Triebfedern unterſtützt gegeben wurde, dasſelbe als mein Eigenes aufnahm, und mit der tiefſten Begeiſterung durchführte. Das habe ich einmal in meinem Leben gegen meine ſtärkſte Neigung, die ich hatte, gethan, um der Ehre und der Pflicht zu genügen. Ich werde es euch ſpäter erzählen. Daraus folgt, daß ich eigenſinnig in der Bedeutung des Wortes, wie man es gewöhnlich nimmt, nicht geweſen bin, und es auch im Alter, in dem man überhaupt immer milder wird, gewiß nicht bin. Eine zweite Eigenſchaft von mir war, daß ich ſehr gerne die Erfolge meiner Handlungen abgeſondert von jedem Fremdartigen vor mir haben wollte, um klar den Zuſammenhang des Gewollten und Gewirkten überſchauen und mein Thun für die Zukunft regeln zu können. Eine Handlung, die nur geſezt wird, um einer Vorſchrift zu genügen oder eine Faſſung zu vollenden, konnte mir Pein erregen. Daraus folgte, daß ich Thaten, deren lezter Zweck ferne lag oder mir nicht deutlich war, nur läſſig zu vollführen geneigt war, während ich Handlungen, wenn ihr Ziel auch ſehr ſchwer und nur durch viele Mittelglieder zu erreichen war, mit Eifer und Luſt zu Ende führte, ſobald ich mir nur den Hauptzweck und die Mittelzwecke deutlich machen und mir aneignen konnte. Im erſten Falle vermochte ich es mir nur durch die Vorſtellung, daß der Zweck wenn auch dunkel doch ein hoher ſei, abzuringen, daß ich mit aller Kraft an das Werk ging, wobei ich aber immer zum Eilen geneigt war, weßhalb man mich auch ungeduldig ſchalt: im zweiten Falle gingen die Kräfte von ſelber an das Werk, und es wurde mit der größten Ausdauer und mit Verwendung aller gegebenen Zeit zu Stande gebracht, weßhalb man mich auch wieder hartnäckig nannte. Ihr werdet in dieſem Hauſe Dinge geſehen haben, aus denen euch klar geworden iſt, daß ich Zwecke auch mit großer Geduld verfolgen kann. Sonderbar iſt es überhaupt, und dürfte von größerer Bedeutung ſein, als man ahnt, daß mit dem zunehmenden Alter die Weitausſichtigkeit der Pläne wächſt, man denkt an Dinge, die unabſehliche Strecken jenſeits alles Lebenszieles liegen, was man in der Jugend nicht thut, und das Alter ſezt mehr Bäume und baut mehr Häuſer als die Jugend. Ihr ſeht, daß mir zwei Hauptdinge zum Staatsdiener fehlen, das Geſchick zum Gehorchen, was eine Grundbedingung jeder Gliederung von Perſonen und Sachen iſt, und das Geſchick zu einer thätigen Einreihung in ein Ganzes und kräftiger Arbeit für Zwecke, die außer dem Geſichtskreiſe liegen, was nicht minder eine Grundbedingung für jede Gliederung iſt. Ich wollte immer am Grundſätzlichen ändern und die Pfeiler verbeſſern, ſtatt in einem Gegebenen nach Kräften vorzugehen, ich wollte die Zwecke allein entwerfen, und wollte jede Sache ſo thun, wie ſie für ſich am beſten iſt, ohne auf das Ganze zu ſehen, und ohne zu beachten, ob nicht durch mein Vorgehen anderswo eine Lücke geriſſen werde, die mehr ſchadet, als mein Erfolg nützt. Ich wurde, da ich noch kaum mehr als ein Knabe war, in meine Laufbahn geführt, ohne daß ich ſie und mich kannte, und ich ging in derſelben fort, ſo weit ich konnte, weil ich einmal in ihr war, und mich ſchämte, meine Pflicht nicht zu thun. Wenn einiges Gute durch mich zu Stande kam, ſo rührt es daher, daß ich einerſeits in Betrachtung meines Amtes und ſeiner Gebote meinen Kräften eine mögliche Thätigkeit abrang, und daß andererſeits die Zeitereigniſſe ſolche Aufgaben herbei führten, bei denen ich die Pläne des Handelns entwerfen und ſelber durchführen konnte. Wie tief aber mein Weſen litt, wenn ich in Arten des Handelns, die ſeiner Natur entgegengeſezt ſind, begriffen war, das kann ich euch jezt kaum ausdrücken, noch wäre ich damals im Stande geweſen, es auszudrücken. Mir fiel in jener Zeit immer und unabweislich die Vergleichung ein, wenn etwas, das Floſſen hat, fliegen, und etwas, das Flügel hat, ſchwimmen muß. Ich legte deßhalb in einem gewiſſen Lebensalter meine Ämter nieder. Wenn ihr fragt, ob es denn nothwendig ſei, daß ſich in der Gliederung des Staatsdienſtes eine ſo große Anzahl von Perſonen befinde, und ob man nicht einen Theil der allgemeinen Geſchäfte, wie ſie jezt ſind, zu beſondern Geſchäften machen, und ſie beſondern Körperſchaften oder Perſonen, die ſie hauptſächlich angehen, überlaſſen könnte, wodurch eine größere Überſichtlichkeit in den Staatsdienſt käme, und wodurch es möglich würde, daß ſich hervorragende Begabungen mehr im Entwerfen und Vollführen von Plänen zu allgemeinem Beſten geltend machen könnten: ſo antworte ich: dieſe Frage iſt allerdings eine wichtige und ihre richtige Beantwortung von der größten Bedeutung; aber eben die richtige Beantwortung in allen ihren Einzelnheiten dürfte eine der ſchwerſten Aufgaben ſein, und ich getraue mir nicht, von mir zu behaupten, daß ich dieſe richtige Beantwortung zu geben im Stande wäre.

Auch liegt dieſer Gegenſtand unſerem heutigen Geſpräche zu ferne, und wir können ein anderes Mal von ihm reden, ſo weit wir im Urtheile über ihn zu kommen vermögen. Das iſt gewiß: wenn auch im gegenwärtigen Staatsdienſte Veränderungen nothwendig ſein ſollten, und wenn die Veränderungen in dem früher angeführten Sinne vor ſich gehen werden, ſo hat der gegenwärtige Zuſtand doch in den allgemeinen Umwandlungen, denen der Staat ſo wie jedes menſchliche Ding und die Erde ſelbſt unterworfen iſt, ſein Recht, er iſt ein Glied der Kette, und wird ſeinem Nachfolger ſo weichen, wie er ſelber aus ſeinem Vorläufer hervor gegangen iſt. Wir haben ſchon vielmal über Lebensberuf geſprochen, und daß es ſo ſchwer iſt, ſeine Kräfte zu einer Zeit zu kennen, in welcher man ihnen ihre Richtung vorzeichnen, das heißt, einen Lebensweg wählen muß. Wir hatten bei unſern Geſprächen hauptſächlich die Kunſt im Auge, aber auch von jeder andern Lebensbeſchäftigung gilt dasſelbe. Selten ſind die Kräfte ſo groß, daß ſie ſich der Betrachtung aufdrängen, und die Angehörigen eines jungen Menſchen zur Ergreifung des rechten Gegenſtandes für ihn führen, oder daß ſie ſelber mit großer Gewalt ihren Gegenſtand ergreifen. Ich hatte außer den Eigenſchaften meines Geiſtes, die ich euch eben darlegte, noch eine beſondere, deren Weſenheit ich erſt ſehr ſpät erkannte. Von Kindheit an hatte ich einen Trieb zur Hervorbringung von Dingen, die ſinnlich wahrnehmbar ſind. Bloße Beziehungen und Verhältniſſe ſowie die Abziehung von Begriffen hatten für mich wenig Werth, ich konnte ſie in die Verſammlung der Weſen meines Hauptes nicht einreihen. Da ich noch klein war, legte ich allerlei Dinge an einander, und gab dem ſo Entſtandenen den Namen einer Ortſchaft, den ich etwa zufällig öfter gehört hatte, oder ich bog eine Gerte einen Blumenſtengel und dergleichen zu einer Geſtalt und gab ihr einen Namen, oder ich machte aus einem Fleckchen Tuch den Vetter die Muhme; ja ſogar jenen abgezogenen Begriffen und Verhältniſſen, von denen ich ſprach, gab ich Geſtalten, und konnte ſie mir merken. So erinnere ich mich noch jezt, daß ich als Kind öfter das Wort Kriegswerbung hörte. Wir bekamen damals einen neuen Ahorntiſch, deſſen Plattentheile durch dunkelfarbige Holzkeile an einander gehalten wurden. Der Querſchnitt dieſer Keile kam als eine dunkle Geſtalt an der Dicke der Platte quer über die Fuge zum Vorſcheine, und dieſe Geſtalt hieß ich die Kriegswerbung.

Dieſe ſinnliche Regung, die wohl alle Kinder haben, wurde bei mir, da ich heran wuchs, immer deutlicher und ſtärker. Ich hatte Freude an allem, was als Wahrnehmbares hervorgebracht wurde, an dem Keimen des erſten Gräsleins an dem Knospen der Geſträuche an dem Blühen der Gewächſe an dem erſten Reiſe der erſten Schneeflocke an dem Sauſen des Windes dem Rauſchen des Regens ja an dem Blize und Donner, obwohl ich beide fürchtete. Ich ging zuſehen, wenn die Zimmerleute Holz aushauten, wenn eine Hütte gezimmert ein Brett angenagelt wurde. Ja die Worte, die einen Gegenſtand ſinnlich vorſtellbar bezeichneten, waren mir weit lieber als die, welche ihn nur allgemein angaben. So zum Beiſpiele traf es mich viel mächtiger, wenn jemand ſagte: der Graf reitet auf dem Schecken, als: er reitet auf einem Pferde. Ich zeichnete mit einem Rothſtifte Hirſche Reiter Hunde Blumen, mit Vorliebe aber Städte, von denen ich ganz wunderbare Geſtalten zuſammenſezte. Ich machte aus feuchtem Lehm Palläſte aus Holzrinde Altäre und Kirchen. Ich nenne dieſen Trieb Schaffungsluſt. Er iſt bei vielen Menſchen mehr oder minder vorhanden. Eine noch größere Zahl aber hat die Bewahrungsluſt, von der der Geiz eine häßliche

Abart iſt. Selbſt in ſpäteren Jahren trat dieſe Luſt nicht zurück. Da ich einmal an unſerem ſchönen Strome zu wohnen kam, und im erſten Winter zum erſten Male das Treibeis ſah, konnte ich mich nicht ſatt ſehen an dem Entſtehen desſelben und an dem gegenſeitigen Anſtoßen und Abreiben der mehr oder minder runden Kuchen. Selbſt in den nächſtfolgenden Wintern ſtand ich oft ſtundenlange an dem Ufer, und ſah den Eisbildungen zu, beſonders der Entſtehung des Standeiſes. Das, was vielen ſo unangenehm iſt, das Verlaſſen einer Wohnung und das Beziehen einer andern, machte mir Luſt. Mich freute das Einpacken das Auspacken und die Zuſtandeſezung der neuen Räume. In den Jünglingsjahren trat eine weitere Seite dieſes Triebes hervor. Ich liebte nicht blos Geſtalten, ſondern ich liebte ſchöne Geſtalten. Dies war wohl auch ſchon in dem Kindertriebe vorhanden. Rothe Farben ſternartige oder vielverſchlungene Dinge ſprachen mich mehr an als andere. Es kam aber dieſe Eigenſchaft damals weniger zum Bewußtſein. Als Jüngling begehrte ich die Geſtalten, wie ſie als Körper aus der Bildhauerei und Baukunſt hervor gehen, als Flächen Linien und Farben aus der Malerei, als Folge der Gefühle in der Muſik, der menſchlich ſittlichen und der irdiſch merkwürdigen Zuſtände in der Dichtkunſt. Ich gab mich dieſen Geſtalten mit Wärme hin, und verlangte Gebilde, die ihnen ähnlich ſind, im Leben. Felſen Berge Wolken Bäume, die ihnen glichen, liebte ich, die entgegengeſetzten verachtete ich. Menſchen menſchliche Handlungen und Verhältniſſe, die ihnen entſprachen, zogen mich an, die andern ſtießen mich ab. Es war, ich erkannte es ſpät, im Grunde die Weſenheit eines Künſtlers, die ſich in mir offenbarte und ihre Erfüllung heiſchte. Ob ich ein guter oder ein mittelmäßiger Künſtler geworden wäre, weiß ich nicht. Ein großer aber wahrſcheinlich nicht, weil dann nach allem Vermuthen doch die Begabung durchgebrochen wäre, und ihren Gegenſtand ergriffen hätte. Vielleicht irre ich mich auch darin, und es war mehr blos die Anlage des Kunſtverſtändniſſes, was ſich offenbarte, als die der Kunſtgeſtaltung. Wie das aber auch iſt: in jedem Falle waren die Kräfte, die ſich in mir regten, dem Wirken eines Staatsdieners eher hinderlich als förderlich. Sie verlangten Geſtalten und bewegten ſich um Geſtalten. So wie aber der Staat ſelber die Ordnung der geſellſchaftlichen Beziehungen der Menſchen iſt, alſo nicht eine Geſtalt ſondern eine Faſſung:

ſo beziehen ſich die Ergebniſſe der Arbeiten der Staatsmänner meiſt auf Beziehungen und Verhältniſſe der Staatsglieder oder der Staaten, ſie liefern daher Faſſungen nicht Geſtalten. So wie ich in der Kindheit oft den abgezogenen Begriffen eine Geſtalt leihen mußte um ſie halten zu können, ſo habe ich oft in gereiften Jahren im Staatsdienſte, wenn es ſich um Staatsbeziehungen um Forderungen anderer Staaten an uns oder unſeres Staates an andere handelte, mir die Staaten als einen Körper und eine Geſtalt gedacht, und ihre Beziehungen dann an ihre Geſtalten angeknüpft. Auch habe ich nie vermocht, die bloßen eigenen Beziehungen oder den Nuzen unſeres Staates allein als das höchſte Geſez und die Richtſchnur meiner Handlungen zu betrachten. Die Ehrfurcht vor den Dingen, wie ſie an ſich ſind, war bei mir ſo groß, daß ich bei Verwicklungen ſtreitigen Anſprüchen und bei der Nothwendigkeit, manche Sachen zu ordnen, nicht auf unſern Nuzen ſah, ſondern auf das, was die Dinge nur für ſich forderten, und was ihrer Weſenheit gemäß war, damit ſie das wieder werden, was ſie waren, und das, was ihnen genommen wurde, erhalten, ohne welchem ſie nicht ſein können, was ſie ſind. Dieſe meine Eigenſchaft hat mir manchen Kummer bereitet, ſie hat mir hohen Tadel zugezogen; aber ſie hat mir auch Achtung und Anerkennung eingebracht. Wenn meine Meinung angenommen und ins Werk geſetzt worden war, ſo hatte die neue Ordnung der Dinge, weil ſie auf das Weſentliche ihrer Natur gegründet war, Beſtand, ſie brachte in ſo ferne, weil wir vor erneuerten Unordnungen alſo vor wiederholter Kraftanſtrengung geſchützt waren, unſerem Staate einen größeren Nutzen, als wenn wir früher den einſeitigen angeſtrebt hätten, und ich erhielt Ehrenzeichen Lob und Beförderung. Wenn ich in jenen Tagen der ſchweren Arbeit eine Ruhezeit hatte, und auf einer kleinen Reiſe die erhabene Geſtalt eines Berges ſah oder eine Hügelreihe ſich thürmender Wolken oder die blauen Augen eines freundlichen Landmädchens oder den ſchlanken Körper eines Jünglings auf einem ſchönen Pferde — oder wenn ich auch nur in meinem Zimmer vor meinen Gemälden ſtand, deren ich damals ſchon manche ſammelte, oder vor einer kleinen Bildſäule: ſo verbreitete ſich eine Ruhe und ein Wohlbehagen über mein Inneres, als wäre es in ſeine Ordnung gerückt worden. Wenn ein künſtleriſches Geſtaltungsvermögen in mir war, ſo war es das eines Baumeiſters oder eines Bildhauers oder auch noch das eines Malers, gewiß aber nicht das eines Dichters oder gar eines Tonſezers. Die erſteren Gegenſtände zogen mich immer mehr an, die lezteren ſtanden mir ferner. Wenn es aber mehr eine Kunſtliebe war, was ſich in mir äußerte, nicht eine Schöpfungskraft, ſo war es immerhin auch ein Vermögen der Geſtalten, aber nur eines, die Geſtalten aufzunehmen. Wenn dieſe Art von Eigenthümlichkeit den Beſizer zunächſt beglückt, wie ja jede Kraft ſelbſt die Schaffungskraft zuerſt ihres Beſizers willen da iſt, ſo bezieht ſie ſich doch auch auf andere Menſchen, wie in zweiter Hinſicht jede Kraft, ſelbſt die eigenſte eines Menſchen, nicht in ihm verſchloſſen bleiben kann, ſondern auf andere übergeht. Es iſt eine ſehr falſche Behauptung, die man aber oft hört, daß jedes große Kunſtwerk auf ſeine Zeit eine große Wirkung hervorbringen müſſe, daß ferner das Werk, welches eine große Wirkung hervor bringt, auch ein großes Kunſtwerk ſei, und daß dort, wo bei einem Werke die Wirkung ausbleibt, von einer Kunſt nicht geredet werden kann. Wenn irgend ein Theil der Menſchheit ein Volk rein und geſund am Leibe und an der Seele iſt, wenn ſeine Kräfte gleichmäßig entwickelt nicht aber nach einer Seite unverhältnißmäßig angeſpannt und thätig ſind, ſo nimmt dieſes Volk ein reines und wahres Kunſtwerk treu und warm in ſein Herz auf, wozu es keiner Gelehrſamkeit, ſondern nur ſeiner ſchlichten Kräfte bedarf, die das Werk als ein ihnen Gleichartiges aufnehmen, und hegen. Wenn aber die Begabungen eines Volkes, und ſeien ſie noch ſo hoch, nach einer Richtung hin in weiten Räumen voraus eilen, wenn ſie gar auf bloße Sinnesluſt oder auf Laſter gerichtet ſind, ſo müſſen die Werke, welche eine große Wirkung hervor bringen ſollen, auf jene Richtung, in der die Kräfte vorzugsweiſe thätig ſind, hinzielen, oder ſie müſſen Sinnesluſt und Laſter darſtellen. Reine Werke ſind einem ſolchen Volke ein Fremdes, es wendet ſich von ihnen. Daher rührt die Erſcheinung, daß edle Werke der Kunſt ein Zeitalter rühren und begeiſtern können, und daß dann ein Volk kömmt, dem ſie nicht mehr ſprechen. Sie verhüllen ihr Haupt, und harren, bis andere Geſchlechter an ihnen vorüber wandeln, die wieder reines Sinnes ſind, und zu ihnen empor blicken. Dieſen lächeln ſie, und von dieſen werden ſie wieder wie herübergerettete Heiligthümer in Tempel gebracht. In entarteten Völkern blüht zuweilen aber ſehr ſelten ein reines Werk wie ein vereinſamter Strahl hervor, es wird nicht beachtet, und wird ſpäter von einem Menſchenforſcher entdeckt, wie jener Gerechte in Sodoma. Damit aber der Dienſt der Kunſt leichter erhalten werde, ſind in jedem Zeitalter ſolche, denen ein tieferer Sinn für Kunſtwerke gegeben ward, ſie ſehen mit klarerem Auge in ihre Theile, nehmen ſie mit Wärme und Freude in ihr Herz, und übergeben ſie ſo ihren Mitmenſchen. Wenn man die Erſchaffenden Götter nennt, ſo ſind jene die Prieſter dieſer Götter. Sie verzögern den Schritt des Unheiles, wenn der Kunſtdienſt zu verfallen beginnt, und ſie tragen, wenn es nach der Finſterniß wieder hell werden ſoll, die Leuchte voran. Wenn ich nun ein ſolcher war, wenn ich beſtimmt war, durch Anſchauung hoher Geſtalten der Kunſt und der Schöpfung, die mir ja immer mit freundlichen Augen zugewinkt haben, Freude in mein Herz zu ſammeln, und Freude Erkenntniß und Verehrung der Geſtalten auf meine Mitmenſchen zu übertragen, ſo war mir meine Staatslaufbahn in dieſem Berufe wieder ſehr hinderlich, und dürftige Spätblüthen können den Sommer, deſſen kräftige Lüfte und warme Sonne unbenützt vorüber gingen, nicht erſezen. Es iſt traurig, daß man ſich nicht ſo leicht den Weg, der der vorzüglichſte in jedem Leben ſein ſoll, wählen kann. Ich wiederhole, was wir oft geſagt haben, und womit euer ehrwürdiger Vater auch übereinſtimmt, daß der Menſch ſeinen Lebensweg ſeiner ſelbſt willen zur vollſtändigen Erfüllung ſeiner Kräfte wählen ſoll. Dadurch dient er auch dem Ganzen am Beſten, wie er nur immer dienen kann. Es wäre die ſchwerſte Sünde, ſeinen Weg nur ausſchließlich dazu zu wählen, wie man ſich ſo oft ausdrückt, der Menſchheit nützlich zu werden. Man gäbe ſich ſelber auf, und müßte in den meiſten Fällen im eigentlichen Sinne ſein Pfund vergraben. Aber was iſt es mit der Wahl? Unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind ſo geworden, daß zur Befriedigung unſerer ſtofflichen Bedürfniſſe ein ſehr großer Aufwand gehört. Daher werden junge Leute, ehe ſie ſich ſelber bewußt werden, in Laufbahnen gebracht, die ihnen den Erwerb deſſen, was ſie zur Befriedigung der angeführten Bedürfniſſe brauchen, ſichern. Von einem Berufe iſt da nicht die Rede. Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, und die Menſchheit wird dadurch immer mehr eine Heerde. Wo noch eine Wahl möglich iſt, weil man nicht nach ſogenanntem Broderwerbe auszugehen braucht, dort ſollte man ſich ſeiner Kräfte ſehr klar bewußt werden, ehe man ihnen den Wirkungskreis zutheilt. Aber muß man nicht in der Jugend wählen, weil es ſonſt zu ſpät iſt? Und kann man ſich in der Jugend immer ſeiner Kraft bewußt werden? Es iſt ſchwierig, und mögen, die betheiligt ſind, darüber wachen, daß weniger leichtſinnig verfahren werde. Laſſet uns über dieſen Gegenſtand abbrechen. Ich wollte euch das, was ich geſagt habe, ſagen, ehe ich euch erzähle, wie ich mit den Angehörigen eurer künftigen Braut zuſammen hänge. Ich ſagte es euch, damit ihr ungefähr den Stand beurtheilen könnt, auf dem ich nun ſtehe. Wir wollen zur Fortſezung eine andere Zeit beſtimmen."

Nach dieſen Worten ging das Geſpräch auf andere Gegenſtände über, wir machten dann auch einen Spaziergang, dem ſich auch Guſtav zugeſellte.

4.

Der Rückblick.

Ohne daß ich eine nähere oder entferntere Aufforderung oder Bitte gemacht hätte, fuhr mein Gaſtfreund nach Verlauf eines Tages in ſeinen Mittheilungen fort. Er hatte gefragt, ob er eine Zeit in meinem Zimmer zubringen dürfe, und ich hatte es begreiflicher Weiſe bejaht. Wir ſaſſen an einem angenehmen und ſtillen Feuer, das von ſehr großen und dichten Buchenklözen unterhalten wurde, er lehnte ſich in ſeinem Polſterſtuhle zurück, und ſagte: „Ich möchte, wenn es euch genehm iſt, heute meine Mittheilungen an euch vollenden. Ich habe Sorge getragen, daß wir nicht geſtört werden, ihr dürft nur ſagen, ob ihr mich hören wollt.“

„Ihr wißt, daß es mir nicht nur angenehm, ſondern auch meine Pflicht iſt,“ antwortete ich.

„Zuerſt muß ich von mir erzählen,“ begann er, „es dürfte ſo nothwendig ſein. Ich bin im Dorfe Dallkreuz in dem ſogenannten Hinterwalde geboren worden. Ihr wißt, daß der Name Hinterwald nicht mehr ſo viel zu bedeuten hat, als er ſagt. Einmal war er wie über die ganze Gegend, welche von unſerem Strome als ein Gebilde von Hügeln nordwärts geht, auch über die Gründe von Dallkreuz verbreitet. Dallkreuz war damals nicht, und ſein Entſtehen mochte mit dem Aufſchlagen von einigen Holzarbeiterhütten begonnen haben. Jezt ſind Felder Wieſen und Weiden über das ganze Hügelland gebreitet, und einige Reſte der alten Waldungen ſchauen ernſt auf dieſe Gründe herab. Das Haus meines Vaters ſtand außerhalb des Ortes in der Nähe einiger anderer, war aber doch frei genug, um auf Wieſen Felder Gärten und im Süden auf ein ſehr ſchönes blaues Waldband zu ſehen. Als ich ein Knabe von zehn Jahren war, kannte ich alle Bäume und Geſträuche der Gegend, und konnte ſie nennen, ich kannte die vorzüglichſten Pflanzen und Geſteine, ich kannte alle Wege, wußte, wohin ſie führten, und war in allen benachbarten Orten ſchon geweſen, die ſie berühren. Ich kannte alle Hunde von Dallkreuz, wußte welche

Farben ſie hatten, wie ſie hießen, und wem ſie gehörten. Ich liebte die Wieſen die Felder, die Geſträuche unſer Haus außerordentlich, und unſere Kirchenglocken däuchten mir das Lieblichſte und Anmuthigſte, was es nur auf Erden geben kann. Meine Eltern lebten in Frieden und Eintracht, ich hatte noch eine Schweſter, welche meine Knabenfahrten mit mir machen mußte. Zu unſerem Hauſe, das nur ein Erdgeſchoß hatte, welches aber ſchneeweiß war, und weithin in dem Grün leuchtete, gehörten Wieſen Felder und Wäldchen. Der Vater ließ aber das durch Knechte verwalten, er ſelber trieb einen Handel mit Flachs und Linnen, der ihn auf vielfache Reiſen führte. Ich wurde, da ich noch ein Kind war, zu dem Erben dieſer Dinge beſtimmt, ſollte aber vorher auf einer Lehranſtalt die nothwendige Ausbildung bekommen. Der Vater hatte, als deſſen Eltern, die ich nur wenig gekannt hatte, geſtorben waren, keine Verwandten mehr. Meine Mutter, die der Vater von ferne her geholt hatte, hatte noch einen Bruder, der aber mit ihr, weil ſie als von einem wohlhabenden Hauſe ſtammend eine Verbindung unter ihrem Stande, wie er ſich ausdrückte, geſchloſſen hatte, zerfallen war, und durch nichts verſöhnt werden konnte. Wir wußten nichts von ihm, man vermied es, ſeiner Erwähnung zu thun, und oft in einem ganzen Jahre wurde ſein Name nicht genannt. Die Zuſtände meines Vaters aber blühten empor, und er war faſt der Angeſehenſte in der Gegend. In dem Jahre, nach deſſen Ende ich in die Lehranſtalt abgehen ſollte, trafen mehrere Unglücksfälle ein. Hagelſchaden verwüſtete die Felder, ein Theil des Gebäudes brannte ab, und als das alles wieder hergeſtellt und in das Geleiſe gebracht worden war, ſtarb der Vater eines plözlichen unvorhergeſehenen Todes. Ein läſſiger Vormund hinterliſtige Handelsfreunde, welche zweifelhafte Forderungen ſtellten, und ein unglücklicher Prozeß, der daraus entſprang, brachten für die Mutter eine Lage herbei, in welcher ſie mit Sorgen für unſere Zukunft zu kämpfen hatte. Sie war, da man endlich alles zur Ruhe gebracht hatte, auf das Nothdürftigſte beſchränkt. Ich mußte im Herbſte das geliebte Haus das geliebte Thal und die geliebten Angehörigen verlaſſen. Mit ärmlicher Ausſtattung ging ich an der Hand eines größeren Schülers zu Fuß den ziemlich weiten Weg in die Lehranſtalt. Dort gehörte ich zu den Dürftigſten. Aber die Mutter ſandte das, was ſie ſenden konnte, ſo genau und zu rechter Zeit, daß ich nie viel aber doch das zum Beſtehen Nöthige hatte. Es war an der Anſtalt Sitte, daß die Knaben in den höheren Abtheilungen denen in den niederen außerordentlichen Unterricht ertheilten, und dafür ein Entgelt bekamen. Da ich einer der beſten Schüler war, ſo wurden mir in meinem vierten Lehrjahre ſchon einige Knaben zum Unterrichten zugetheilt, und ich konnte der Mutter die Auslagen für mich erleichtern. Nach zwei Jahren erwarb ich mir bereits ſo viel, daß ich meinen ganzen Unterhalt ſelbſt beſtreiten konnte. Jede Jahresferien brachte ich bei der Mutter und Schweſter in dem weißen Hauſe zu. Von dem Antreten des Hauſes als Erbſchaft war nun keine Rede mehr. Ich dachte, ich werde mir durch meine Kenntniſſe eine Stellung verſchaffen, und das Haus und den Grundbeſitz einmal als Nothpfennig der Schweſter überlaſſen. So war die Zeit heran gekommen, in welcher ich mich für einen Lebensberuf entſcheiden mußte. Die damals übliche Vorbereitungsſchule, die ich eben zurückgelegt hatte, führte nur zu einigen Lebensſtellungen, und machte zu andern eher untauglich als tauglich. Ich entſchloß mich für den Staatsdienſt, weil mir die andern Stufen, zu denen ich von meinen jetzigen Kenntniſſen emporſteigen konnte, noch weniger zuſagten. Meine Mutter konnte mir mit keinem Rathe beiſtehen. Ich hatte mir ein kleines Sümmchen durch außerordentliche Sparſamkeit zuſammengelegt. Mit dieſem und tauſend Segenswünſchen der Mutter verſehen und mit den Abſchiedsthränen der geliebten Schweſter benezt begab ich mich auf die Reiſe in die Stadt. Zu Fuſſe wanderte ich durch unſer Thal hinaus, und ſuchte durch allerlei Betrachtungen die Thränen zu erſticken, welche mir immer in die Augen ſteigen wollten. Als unſere Wäldergeſtalten hinter mir lagen, als die Herbſtſonne ſchon auf ganz andere Felder ſchien, als ich durch meine Jugend hindurch geſehen hatte, wurde mein Gemüth nach und nach leichter, und ich durfte nicht mehr fürchten, daß mir jeder, der mir begegnete, anſehen könne, daß mir das Weinen ſo nahe ſei. Die Entſchloſſenheit, welche mir eingegeben hatte, in die groſſe Stadt zu gehen, und dort mein Heil in dem Berufe eines Staatsdieners zu ſuchen, ließ mich immer feſter und raſcher meinen Weg verfolgen, und tauſend glänzende Schlöſſer in die Luft bauen. Als ich an jenem Rande angekommen war, wo unſer höheres Land in groſſen Abſäzen gegen den Strom hinabgeht, und ganz andere Geſtaltungen anfangen, ſah ich noch einmal um, ſegnete das Mutterherz, das nun beinahe ſchon eine Tagereiſe weit hinter mir lag, ſtreichelte gleichſam mit den Fingern die ſchönen langwimperigen Augenlider der Schweſter, die immer etwas blaß ausſah, ſegnete unſer weißes Haus mit dem rothen Dache, ſegnete all die Felder und Wäldchen, die hinter mir lagen, und die ich durchwandelt hatte, und ſtieg nun wirklich ſchwere Thränen in den Augen tragend in den tiefen Weg hinunter, welcher damals unter hohem Laubdache hingehend einen der Päſſe ausmachte, die das rauhere Oberland mit dem tiefen Stromlande verbinden. Ich konnte nun, nachdem ich drei Schritte gemacht hatte, die Geſtaltungen meines Geburtslandes nicht mehr ſehen, nur ſein Rand war alles, was meine Augen erreichen konnten, und was mich noch lange begleiten würde. Ganz andere Bildungen lagen vor mir. Es war mir, ich müſſe umkehren, um nur noch einmal zurück ſchauen zu können. Ich that es aber nicht, weil ich mich vor mir ſelber ſchämte, und ich ging beeiligten Schrittes den Weg hinunter und immer tiefer hinunter. Ich durfte auch nichts verzögern, wenn ich vor Einbruch der Nacht noch zu dem Strome hinunter gelangen wollte, auf dem mich am andern Morgen ein Schif weiter tragen ſollte. Die herbſtliche Abendſonne ſpielte durch die Zweige, manche Kohlmeiſe ließ einen Ruf erſchallen, wie ihn die hatten erſchallen laſſen, welche jezt noch in meinen heimatlichen Bergwäldchen verweilten, mancher Fuhrmann mancher Wanderer begegnete mir, ich ging mit ernſtem Herzen weiter, und als die Sonne untergegangen war, hörte ich das Rauſchen des Stromes, der mir nun ſo wichtig geworden war, und ſah ſein goldenes abendliches Glänzen."

„Ich vergeſſe mich," unterbrach ſich hier mein Gaſtfreund, „und erzähle euch Dinge, die nicht wichtig ſind; aber es gibt Erinnerungen, die, wie unbedeutende Gegenſtände ſie auch für andere betreffen, doch für den Eigenthümer im höchſten Alter ſo kräftig daſtehen, als ob ſie die größte Schönheit der Vergangenheit enthielten."

„Ich bitte euch," entgegnete ich, „fahret ſo fort, und entzieht mir nicht die Bilder, die euch aus früheren Zeiten übrig ſind, ſie gehen ſchöner in das Gemüth, und verbinden leichter, was verbunden werden ſoll, als wenn von dem lebendigen Leben ein flacher Schatten gegeben werden ſollte. Auch iſt meine Zeit, wenn anders die eurige nicht ſtrenger zugemeſſen iſt, kein Hinderniß, daß ihr mir irgend etwas vorenthalten ſolltet.“

„Meine Zeit,“ antwortete er, „iſt entweder ſo gemeſſen, daß ich nichts anderes thun ſollte, als auf mein Ende ſehen, oder daß ich über ſie verfügen kann, wie ich will; denn was ſollte ein ſo alter Mann noch Ausſchließliches zu thun haben? Er mag für die paar Stunden, die ihm übrig ſind, noch Blumen zurecht legen, wie er will. Ich thue ja eigentlich hier auf dieſer Beſizung nichts anders. Auch dürfte das, was ich euch ſagen will, für euch nicht ganz unwichtig ſein, wie ſich wohl in der Folge zeigen wird. Ich fahre daher fort, wie ſich eben unter den Worten die Erzählung gibt.“

„Die Nacht verbrachte ich in gutem Schlummer, und der erſte Morgen ſah mich auf einem jener rohen kleinen Schiffe, wie ſie damals mit verſchiedenen Gütern beladen unſern Strom abwärts befuhren, und auch Menſchen mit ſich nahmen. Mehrere junge Leute, die entweder ganz gleichen oder ähnlichen Beruf mit mir verfolgten, ſtanden auf dem Verdecke, und legten ſogar manches Mal Hand an die Ruder, da unſer Schif auf dem breiten rauchenden Strome ſich abwärts bewegte, und die kleine Stadt, die uns

Nachtherberge gegeben hatte, ſich aus den Morgennebeln ringend unſern Augen immer weiter und weiter zurück trat. Manches Lied mancher Spruch, der aus der Schaar meiner Begleiter hervortrat, machte ſeine Wirkung auf mich, und ich wurde ſtärker und entſchloſſener.“

„Als am Abende des zweiten Tages unſerer Waſſerfahrt der hohe ſchlanke Thurm der Stadt, deren Miteinwohner ich nun werden ſollte, gleichſam luſtig blau unter den Gebüſchen der Ufer ſichtbar wurde, als man ſich rief, und das Zeichen ſich zeigte, daß man nun nach Verlauf von etwas mehr als einer Stunde erreichen werde, wollte mir das Herz im Buſen wieder unruhiger pochen. Dieſes Merkmal vergangener Menſchenalter, dachte ich, welches ſo viele große und gewaltige Schickſale geſehen hatte, wird nun auch auf dein kleines Geſchick herabſehen, es mag ſich nun gut oder übel abſpinnen, und wird, wenn es längſtens abgelaufen iſt, wieder auf andere ſchauen. Wir fuhren raſcher zu, weil alles hoffnungsvoll die Ruder führte, die Entſchloſſneren ſangen ein Lied, und ehe noch die Stunde um war, legte unſer Schif an der ſteinernen Einfaſſung des Fluſſes im Angeſichte ſehr großer Häuſer an. Ein älterer Schüler, der ſchon zwei Jahre in der Stadt zugebracht hatte, und jezt von den bei ſeinen Eltern verlebten Ferien zurückkehrte, erboth ſich, mir einen Gaſthof zur Unterkunft zu zeigen, und mir morgen zur Auffindung eines Wohnzimmerchens für mich behilflich zu ſein. Ich nahm es dankbar an. Unter dem Thorwege des Gaſthofes, in den er mich geführt hatte, nahm er Abſchied von mir, und verſprach, mich morgen mit Tagesanbruch zu beſuchen. Er hielt Wort, ehe ich angekleidet war, ſtand er ſchon in meinem Zimmer, und ehe die Sonne den Mittag erreichte, waren meine Sachen ſchon in einem Miethzimmerchen, das wir für mich gefunden hatten, untergebracht. Er verabſchiedete ſich, und ſuchte ſeine wohlbekannten Kreiſe auf. Ich habe ihn ſpäter ſelten mehr geſehen, da uns nur die Schiffahrt zuſammengebracht hatte, und da ſeine Laufbahn eine ganz andere war als die meine. Als ich von meinem Stübchen ausging, die Stadt zu betrachten, befiel mich wieder eine ſehr große Bangigkeit. Dieſe ungeheure Wildniß von Mauern und Dächern dieſes unermeßliche Gewimmel von Menſchen, die ſich alle fremd ſind, und an einander vorübereilen, die Unmöglichkeit, wenn ich einige Gaſſen weit gegangen war, mich zurecht zu finden, und die Nothwendigkeit, wenn ich nach Hauſe wollte, mich Schritt für Schritt durchfragen zu müſſen, wirkte ſehr niederdrückend auf mich, der ich bisher immer in einer Familie gelebt hatte, und ſtets an Orten geweſen war, in denen ich alle Häuſer und Menſchen kannte. Ich ging zu dem Vorſtande der Rechtsſchule, um mich für die Vorbereitungsjahre zum Staatsdienſte einſchreiben zu laſſen. Er nahm mich meiner trefflichen Zeugniſſe willen ſehr gut auf, und ermahnte mich, durch die große Stadt mich von meinem Fleiße nicht abbringen zu laſſen. Ach Gott, die große Stadt war für mich bei meinen ſo kargen Mitteln nichts als ein Wald, deſſen Bäume auf mich keine Beziehung haben, und ſie trieb mich durch ihre Fremdartigkeit eher zum Fleiße an, als daß ſie mich abgehalten hätte. Am Tage der Eröffnung des Unterrichtes ging ich, der ich nun doch ſchon einige auf mich bezügliche Wege wußte, in die hohe Schule. Dort wogte ein großes Gewimmel durch einander. Alle Fächer wurden hier gelehrt, und für alle Fächer fanden ſich Schüler. Die meiſten ſahen ſehr begabt gebildet und behende aus, ſo daß ich wieder im Glauben an meine nur geringen Kräfte zu zagen anfing, hier gleichen Schritt halten zu können. Ich begab mich in den Lehrſaal, in den ich gehörte, und ſezte mich auf einen der mittleren Pläze. Die Lehrſtunde begann, und ging vorüber, ſo wie nun viele nach und nach begannen, und vorüber gingen. Sie und die ganze Stadt hatten noch immer etwas Ungewöhnliches für mich. Das Liebſte war mir, in meinem Stübchen zu ſizen, an meine Vergangenheit zu denken, und ſehr lange Briefe an meine Mutter zu ſchreiben.“

„Als einige Zeit verfloſſen war, wuchs mir Muth und Kraft im Herzen. Unſer Lehrer ein würdiger Rath in der Rechtsverſammlung der Schule lehrte fragend. Ich ſchrieb getreulich ſeine Lehren in meine Hefte. Als ſchon eine große Zahl meiner Mitſchüler gefragt worden war, als endlich die Reihe auch mich getroffen hatte, erkannte ich, daß ich vielen, die mich an Kleidern und äußerem Benehmen übertrafen, in unſerem Lehrfache nicht nachſtehe, ſondern einer großen Zahl vor ſei. Dies lehrte mich nach und nach die mir bisher fremd gebliebenen Verhältniſſe der Stadt würdigen, und ſie wurden mir immer mehr und mehr vertraut. Einige Schüler hatte ich ſchon früher gekannt, da ſie vor mir von der nehmlichen Lehranſtalt, in der ich bisher geweſen war, hieher übergetreten waren; andere lernte ich noch kennen.

Als meine Barſchaft, mit der ich ſehr ſtrenge Haus hielt, ſich ſchon ſichtlich zu verringern begann, wurde ich von einem meiner Mitſchüler, der mein Nachbar auf der Schulbank war, und aus meinem Munde gehört hatte, daß ich früher Unterricht gegeben habe, aufgefordert, ſeine zwei kleinen Schweſtern zu unterrichten. Wir hatten durch die tägliche Berührung eine Art Freundſchaft geſchloſſen, und waren einander geneigt. Als er daher zu Hauſe gehört hatte, daß man für die zwei kleinen Mädchen einen Lehrer ſuche, ſchlug er mich vor, und erzählte mir auch von der Sache. Die Eltern wollten mich ſehen, er führte mich zu ihnen, und ich wurde angenommen. Auch hatten die Schritte, welche ich ſelber nach meiner Berechnung der Dinge gethan hatte, um durch Ertheilung von Unterricht einen Erwerb zu bekommen, Erfolg. Sie hatten zwar keinen bedeutenden, auf einen ſolchen hatte ich nicht gerechnet, aber ſie hatten doch einen. So war das in Erfüllung gegangen, was ich durch meine Umſiedlung in die große Stadt angeſtrebt hatte. Ich lebte jetzt ſorgenfrei, hatte in dem Hauſe meines Freundes, in welches ich öfter geladen wurde, eine Gattung Familienumgang, und konnte mit allem Eifer der Erlernung meines Faches mich widmen."

„In den erſten Ferien beſuchte ich die Mutter und Schweſter. Ich hatte die beſten Zeugniſſe in meinem Koffer, und konnte ihnen von meinen ſehr guten anderweitigen Erfolgen erzählen; denn gegen das Ende des Schuljahres hatten ſich dieſe ſehr gebeſſert. Mit ganz anderem Herzen als vor einem Jahre konnte ich nach dem Ende der Ferien das mütterliche Haus verlaſſen, und die Reiſe in die Stadt antreten.“

„Nach dem zweiten Jahre konnte ich die Meinigen nicht mehr beſuchen. Ich war in der Stadt bekannt geworden, die Art, wie ich Kinder unterrichtete, ſagte vielen Familien zu, man ſuchte mich, und gab mir auch einen größeren Lohn. Ich konnte mir dadurch mehr erwerben, legte mir ſtets etwas als Sparpfennig zurück, und hatte bei der Freudigkeit meines Gemüthes über dieſen Fortgang Kraft genug, neben meinem Fache auch noch meine Lieblingswiſſenſchaften Mathematik und Naturlehre zu betreiben. Nur das Einzige war ſtörend, daß die Familien, bei denen ich Unterricht gab, nicht gerne ſahen, daß ich durch eine Reiſe den Unterricht unterbreche. Es war dieſe Forderung eine begreifliche, ich blieb mit den Meinigen in einem lebhafteren Briefwechſel als früher, und verabredete mit ihnen, daß ich nicht eher als nach Beendigung meines Lehrganges ſie wieder beſuchen, dann aber einige Monate bei ihnen bleiben wolle. Hiemit waren auch die, in deren Dienſte ich ſtand, zufrieden.“

„Die Stadt, welche mir Anfangs ſo unheimlich geweſen war, wurde mir immer lieber. Ich gewöhnte mich daran, immer fremde Menſchen in den Gaſſen und auf den Pläzen zu ſehen und darunter nur ſelten einem Bekannten zu begegnen; es erſchien mir dieſes ſo weltbürgerlich, und wie es früher mein Gemüth niedergedrückt hatte, ſo ſtählte es jezt dasſelbe. Einen ſchönen Einfluß übten auf mich die großen wiſſenſchaftlichen und Kunſthilfsmittel, welche die Stadt beſizt. Ich beſuchte die Bücherſammlungen die der Gemälde, ich ging gerne in das Schauſpiel, und hörte gute Muſik. Es lebte von jeher ein großer Eifer für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen in mir, und ich konnte demſelben jezt bei der Heiterkeit meiner Lage Nahrung geben. Was ich bedurfte, und was ich durch meine Mittel mir nicht hätte anſchaffen können, fand ich in den Sammlungen. Da ich den ſogenannten Vergnügungen nicht nachging, ſondern in meinen Beſtrebungen mein Vergnügen fand, ſo hatte ich Zeit genug, und weil ich geſund und ſtark war, reichte auch meine Kraft aus. In hohem Maße befriedigten mich einige ſchöne Gebäude, beſonders Kirchen, dann Bildſäulen und Gemälde. Ich brachte manchen Tag damit zu, mich in die Betrachtung der kleinſten Theile dieſer Dinge zu vertiefen. Auch hatte ich manche Familien kennen gelernt, wurde bei ihnen aufgenommen, und bildete nach und nach meinen Umgang mit Menſchen etwas mehr heraus.“

„Da ich in dem zweiten Jahre meiner Lernzeit war, vermählte ſich meine Schweſter. Ich hatte ihren jezigen Gatten ſchon früher gekannt. Er war ein ſehr guter Mann, hatte keine Leidenſchaften keine übeln Gewohnheiten, war häuslich ſogar auch thätig, hatte eine angenehme Körpererſcheinung, war aber ſonſt nichts mehr. Dieſe Vermählung hatte mir keine Freude und kein Leid gemacht. Da ich meine Schweſter ſo liebte, ſo war mir ſtets, daß ſie nie einen andern Mann als den allerherrlichſten bekommen ſolle. Dies war nun wohl nicht der Fall. Die Mutter ſchrieb mir, daß mein Schwager ſeine Gattin ſehr verehre, daß er lange und treu um ſie geworben und endlich ihr Herz gewonnen habe. Sie wohnen in unſerem Hauſe, und von da aus treibe er ſtill und emſig ſein kleines Handelsgeſchäft, das ſie nähre. Ich ſchrieb einen Brief entgegen, worin ich den Vermählten Glück und Segen wünſchte, und den Schwager bath, ſeine Gattin ſehr zu lieben zu ſchonen und zu ehren; denn ich glaube, daß ſie es verdiene. Die Antworten verſprachen alles, ſo wie die folgenden Briefe immer den Stempel eines ſtillen häuslichen Friedens trugen.“

„In dieſen Verhältniſſen kam die Zeit heran, da ich mit den lezten Prüfungen meine Vorbereitungsjahre beendigt hatte. Ich richtete eben mein Reiſegepäcke zuſammen, um der Verabredung gemäß nach langer Trennung die Meinigen wieder zu ſehen, als ein Brief von der Hand der Schweſter kam, deſſen Inneres häufige Thränenſpuren zeigte, und der mir ſagte, daß unſere Mutter geſtorben ſei. Sie war vor einiger Zeit krank geworden, man hielt das Übel nicht für gefährlich, und da man mich in der Vorbereitung zu meinen lezten Prüfungen wußte, ſo wollte man mir, um mich nicht zu ſtören, keine Meldung von der Krankheit zukommen laſſen. So zog es ſich durch zehn Tage hin, von wo es ſich raſch verſchlimmerte, und ehe man es ſich verſah, mit dem Tode endigte. Man konnte mir nur mehr dieſen melden. Ich raffte ſofort alles zuſammen, was zu einer Reiſe nöthig ſchien, ſchrieb zwei Zeilen an einen Freund, worin ich ihn bath, die Sache meinen Bekannten, die ich ihm bezeichnete, zu melden und mich zu entſchuldigen, daß ich ohne Abſchied abreiſe. Hierauf ging ich auf die Poſt, und ließ mich einſchreiben. Zwei Stunden darnach ſaß ich ſchon in dem Wagen, und obwohl wir in der Nacht wie am Tage fuhren, obwohl ich von der lezten Poſt aus, an der der Weg nach meiner Heimath ablenkte, eigene Pferde nahm, und mittelſt Wechſels derſelben unaufhörlich fortfuhr, ſo kam ich doch zu ſpät, um die irdiſche Hülle meiner Mutter noch einmal ſehen zu können. Sie ruhte bereits im Grabe. Nur in ihren Kleidern in Geräthen im Arbeitszeuge, das auf ihrem Tiſchchen lag, ſah ich die Spuren ihres Daſeins. Ich warf mich in eine Lehnbank, und wollte in Thränen vergehen. Es war der erſte große Verluſt, den ich erlitten hatte. Zur Zeit des Todes des Vaters war ich zu jung geweſen, um ihn recht empfinden zu können. Obwohl der erſte Schmerz unſäglich heiß geweſen war, und ich geglaubt hatte, ihn nicht überleben zu können, ſo verminderte er ſich wider meinen Willen von Tag zu Tag immer mehr, bis er zu einem Schatten wurde, und ich mir nach Verlauf von einigen Jahren keine Vorſtellung mehr von dem Vater machen konnte. Jezt war es anders. Ich hatte mich daran gewöhnt, die Mutter als das Bild der größten häuslichen Reinheit zu betrachten als das Bild des Duldens der Sanftmuth des Ordnens und des Beſtehens. So war ſie ein Mittelpunkt für unſer Denken geworden, und mir kam faſt nicht zu Sinne, daß das je einmal anders werden könne. Jezt wußte ich erſt, wie ſehr wir ſie liebten. Sie, die nie gefordert hatte, die nie auf ſich irgend eine Beziehung gemacht hatte, die geräuſchlos immer gegeben hatte, die jedes Schickſal als eine Fügung des Himmels empfangen hatte, und die in ruhigem Glauben ihre Kinder der Zukunft anvertraut hatte, war nicht mehr. Unter der Decke der Schollen ſchlummerte ihr Herz, das dort vielleicht ſo ergebungsvoll ſchlummerte, wie es ſonſt in der Kammer unter der Hülle ſeiner weißen Decke geſchlummert hatte. Die Schweſter war wie ein Schatten, ſie wollte mich tröſten, und ich wußte nicht, ob ſie des Troſtes nicht noch bedürftiger wäre als ich. Der Gatte meiner Schweſter war in einer gewiſſen Ergebung, er war ſtille, und ging an die Beſchäftigungen ſeines Berufes. Ich ließ mir nach einer Zeit das friſche Grab der Mutter zeigen, weinte dort meine Seele aus, und betete für ſie zu dem Herrn des Himmels. Da ich in das Haus zurückgekehrt war, beſuchte ich alle Räume, in denen ſie zulezt geweilt hatte, beſonders ihr eigenes Stübchen, in welchem man alles gelaſſen hatte, wie es bei ihrer Erkrankung geweſen war. Der Schwager und die Schweſter bothen mir an, und bathen mich, eine Zeit bei ihnen zu verweilen. Ich nahm es an. In dem hinteren Theile des Hauſes, den ich immer am meiſten geliebt hatte, war ſchon vor der Erkrankung der Mutter ein Zimmer für mich größtentheils durch ihre Hände hergerichtet worden. Dieſes Zimmer bezog ich, und packte darin meinen Koffer aus. Seine zwei Fenſter gingen in den Garten, die weißen Fenſtervorhänge hatte noch die Mutter geordnet, und das Linnen des Bettes war durch ihre vorſorglichen Finger gleichgeſtrichen worden. Ich getraute mir kaum etwas zu berühren, um es nicht zu zerſtören. Ich blieb ſehr lange unbeweglich in dem Zimmer ſitzen. Dann ging ich wieder durch das ganze Haus. Es ſchien mir gar nicht, als ob es das wäre, in welchem ich die Tage meiner Kindheit verlebt hatte. Es erſchien mir ſo groß und fremd. Die Wohnung, welche ſich meine Schweſter und ihr Gatte darin eingerichtet hatten, war früher nicht da geweſen, dafür war das Gemach für Vater und Mutter, das immer auch nach ſeinem Tode noch beſtanden war, verſchwunden, ebenſo fand ich das Zimmer für uns Kinder nicht mehr, welches ich in allen Ferien, die ich zu Hauſe zugebracht hatte, noch in dem Zuſtande aus unſerer früheren Zeit her geſehen hatte. Es war eben eine neue Haushaltung in dem Gebäude eingerichtet worden. Unter dem Dache angekommen ſah ich, daß man ſchadhafte Stellen des Daches ausgebeſſert hatte, daß man neue Ziegel genommen hatte, und daß an den Kanten, wo ſich früher die Rundziegel befunden hatten, die neue Art der Verklebung durch Mörtel angewendet worden war. Dies alles that mir wehe, obwohl es natürlich war, und obwohl ich es zu einer andern Zeit kaum beachtet haben würde. Jetzt aber war mein Gemüth durch den Schmerz erregt, und jetzt ſchien es mir, als ob man alles Alte auch die Mutter aus dem Hauſe hinaus gedrängt hätte."

„Ich lebte von jetzt an ſtill in dem Zimmer, las, ſchrieb, ging täglich auf das Grab der Mutter, beſuchte die Felder und manches Wäldchen, hielt mich aber von den Menſchen ferne, weil ſie immer von meinem Verluſte redeten, und mit den Worten in ihm ſtets wühlten. Das Haus war auch ſehr ſtille. Die Vermählten hatten noch keine Kinder, mein Schwager, deſſen Weſen friedlich und einfach war, befand ſich größtentheils außer Hauſe, die Schweſter beſorgte mit der einzigen Magd, die ſie hatte, die häuslichen Geſchäfte, und wenn die Abenddämmerung kam, wurde die Thür, die gegen die Straße ging, mit den eiſernen Stangen von Innen verriegelt, und nur die in den Garten führende blieb offen, bis die Stunde zum Schlafen kam, wo ſie dann auch die Schweſter mit eigenen Händen ſchloß. Das häusliche Glück der zwei Ehegatten ſchien feſt gegründet zu ſein, das war eine Linderung für meine Wunde, und ich verzieh dem Schwager, daß er nicht ein Mann war, der durch hohe Begabung und den Schwung ſeiner Seele die Schweſter zu einem himmliſchen Glücke emporgeführt hatte.“

„So vergingen mehrere Wochen. Vor meiner Abreiſe ging ich noch in unſer Gerichtsamt, verzichtete dort für meine Schweſter auf jeden Erbanſpruch des von unſern Eltern hinterlaſſenen Beſitzthumes, und ließ meine Rechte auf die Schweſter überſchreiben. So war den beiden Gatten das Daſein, ſo lange es ihnen der Himmel verlieh, geſichert; ich hatte als Erbtheil den Unterricht bekommen, und hoffte durch das, was er mir an Kenntniſſen eingebracht hatte, und was ich mir noch erwerben wollte, den Unterhalt meines Lebens ſchon zu decken. Hierauf reiſte ich von dem Danke und von den wärmſten Wünſchen für mein Wohl von der Schweſter und dem Schwager begleitet wieder in die Stadt ab.“

„In derſelben begann ich jezt ein ſehr zurückgezogenes Leben zu führen. Ich hatte mir ſo viel erſpart, daß ich nur einen kleinen Theil meiner Zeit zum Unterrichtgeben verwenden mußte. Die übrige wendete ich für mich an, und verlegte mich auf Naturwiſſenſchaften auf Geſchichte und Staatswiſſenſchaften. Meinen eigentlichen Beruf ließ ich etwas außer Acht. Die Wiſſenſchaften und die Kunſt, deren Vergnügen ich nie entſagte, füllten mein Herz aus. Ich ſuchte jezt weniger als je die Geſellſchaft von Menſchen auf. Die Nothwendigkeit, die Zeit der Vorbereitung zu meinem Berufe recht zu benuzen, und mir außerdem noch meinen Lebensunterhalt zu erwerben, hatte mich ſchon in früheren Jahren faſt nur auf mich allein zurückgewieſen, und ich ſezte jezt dies Leben fort.“

„Allein es dauerte nicht lange in dieſer Art. Schon nach einem halben Jahre, als ich das Grab der Mutter verlaſſen hatte, kam mir von meinem Schwager die Nachricht zu, daß zu den zwei Gräbern des Vaters und der Mutter auf unſerer Familienbegräbnißſtätte ein drittes Grab gekommen ſei, das meiner Schweſter. Sie hatte ſich ſeit dem Tode der Mutter nicht recht erholt, und eine unverſehene Verkühlung raffte ſie dahin. Der Schwager ſchrieb mir, und wie ich ſah, in aufrichtigem Kummer, daß er nun ganz verlaſſen ſei, daß er keine Freude mehr habe, daß er einſam ſein Leben zubringen wolle, daß er wohl von der Verewigten zum Erben eingeſezt worden ſei, daß er aber gerne mit mir theilen wolle, er habe kein Kind, ſeine einzige Freude liege im Grabe, er achte nicht mehr viel auf Beſizungen, ſein Stückchen Brod, welches für ſein einfaches Leben recht klein ſein dürfe, werde er für die Zeit ſchon finden, die er noch zubringen müſſe, ehe er zu Kornelien gehen könne. Da der Mann meine Schweſter ſehr geliebt hatte, da ihre Briefe an mich immer von ihrem Glücke erzählten, gönnte ich ihm das kleine Beſizthum, und ſchrieb ihm zurück, daß ich keine Anſprüche erhebe, und daß er das Hinterlaſſene ungetheilt genießen möge. Er dankte mir, ich ſah aber aus ſeinem Briefe, daß er über das Geſchenk eben keine ſonderliche Freude habe.“

„Ich zog mich nun noch mehr zurück, und mein Leben war ſehr trübe. Ich zeichnete viel, ich bildete zuweilen auch etwas in Thon, und ſuchte ſogar manches in Farben darzuſtellen. Nach einiger Zeit kam mir von befreundeter Hand der Antrag, daß ich bei einer gebildeten und wohlhabenden Familie wohnen möchte, daß ich einen Theil des Unterrichtes eines Knaben, der in der Familie ſei, gegen vortheilhafte Bedingungen übernehmen möchte, worunter auch die war, daß ich nicht gebunden ſei, daß ich öfter abweſend ſein, und zum Theile ſogar kleine Reiſen machen könne. In der Verödung, in der ich mich befand, hatte die Ausſicht auf ein Familienleben eine Art Anziehung für mich, und ich nahm den Antrag unter der Bedingung an, daß ich die Freiheit haben müſſe, in jedem Augenblicke das Verhältniß wieder aufzulöſen zu können. Die Bedingung wurde zugeſtanden, ich packte meine Sachen, und nach drei Tagen fuhr ich in der Richtung nach dem Landſize der Familie ab. Dieſer Siz war ein angenehmes Haus in der Nähe großer Meiereien, die einem Grafen gehörten. Das Haus war beinahe zwei Tagereiſen von der Stadt entfernt. Es war ſehr geräumig, hatte eine ſonnige Lage, liebliche Raſenpläze um ſich, und hing mit einem großen Garten zuſammen, in dem theils Gemüſe theils Obſt theils Blumen gezogen wurden. Der Beſizer des Hauſes war ein Mann, der von reichlichen Renten lebte, ſonſt aber kein Amt noch irgend eine andere Beſchäftigung zum Gelderwerb hatte. So war er mir geſchildert worden, mit dem Beifügen, daß er ein ſehr guter Mann ſei, mit dem ſich jedermann vertrage, daß er eine treffliche ſorgſame Frau habe, und daß außer dem Knaben nur noch ein halberwachſenes Mädchen da ſei. Dieſe Dinge waren es auch vorzüglich, welche mich zur Annahme beſtimmt hatten. Mein Name ſei der Familie in einem Hauſe genannt worden, mit dem ſie in ſehr inniger Beziehung ſtand, und ich ſei ſehr empfohlen worden. Man hatte mir auf die lezte Poſt einen Wagen entgegen geſandt. Es war ein ſchöner Nachmittag, als ich in Heinbach, das war der Name des Hauſes, einfuhr. Wir hielten unter einem hohen Thorwege, zwei Diener kamen die Treppe herab, um meine Sachen in Empfang zu nehmen, und mir mein Zimmer zu zeigen. Als ich noch im Wagen mit Herausnehmen von ein paar Büchern und andern Kleinigkeiten beſchäftigt war, kam auch der Herr des Hauſes herunter, begrüßte mich artig, und führte mich ſelber in meine Wohnung, die aus zwei freundlichen Zimmern beſtand. Er ſagte, ich möge mich hier zurecht richten, möge hiebei nur meine Bequemlichkeit vor Augen haben, ein Diener ſei angewieſen, meine Befehle zu vollziehen, und wenn ich fertig ſei, und etwa heute noch wünſche, mit ſeiner Gattin zu ſprechen, ſo möge ich klingeln, der Diener werde mich zu ihr führen. Hierauf verließ er mich unter höflichem Abſchiede. Der Mann gefiel mir ſehr wohl. Ich entledigte mich meiner ſtaubigen Kleider, reinigte mich, legte nur das Nothwendigſte in meinem Zimmer in Ordnung, kleidete mich dann beſuchsgemäß an, und ließ die Frau des Hauſes fragen, ob ich bei ihr erſcheinen dürfe. Sie ſendete eine bejahende Antwort. Ich wurde über einen Gang geführt, in welchem allerlei Bilder hingen, wir traten in einen Vorſaal und von dem in das Zimmer der Frau. Es war ein großes Zimmer mit drei Fenſtern, an welches ein niedliches Gemach ſtieß. In dieſem Zimmer waren heitere Geräthe einige Bilder, und die Nachmittagsſonne war durch ſanfte Vorhänge gedämpft. Die Frau ſaß an einem großen Tiſche, zu ihren Füßen ſpielte ein Knabe, und ſeitwärts an einem kleinen Tiſchchen ſaß ein Mädchen und hatte ein Buch vor ſich. Es ſchien, es habe vorgeleſen. Die Frau ſtand auf, und ging mir entgegen. Sie war ſehr ſchön, noch ziemlich jung, und was mir am meiſten auffiel, war, daß ſie ſehr ſchöne braune Haare aber tief dunkle große ſchwarze Augen hatte.

Ich erſchrak ein wenig, wußte aber nicht warum. Mit einer Freundlichkeit, die mein Zutrauen gewann, hieß ſie mich einen Plaz nehmen, und als ich dies gethan hatte, nannte ſie meinen Vor- und Familiennamen, hieß mich beinahe herzlich willkommen, und ſagte, daß ſie ſich ſchon ſehr geſehnt habe, mich unter ihrem Dache zu ſehen."

„„Alfred,"" rief ſie, „„komm, und küſſe dieſem Herrn die Hand.""

„Der Knabe, welcher bisher neben ihr geſpielt hatte, ſtand auf, trat vor mich, küßte mir die Hand und ſagte: „„Sei willkommen!""

„„Sei auch du willkommen,"" erwiederte ich, und drückte ein wenig das Händchen des Knaben. Er hatte ein ſehr roſiges Angeſicht, ebenfalls braune Haare wie die Mutter aber dunkelblaue Augen, wie ich ſie an dem Vater geſehen zu haben glaubte."

„„Das iſt das Kind, deſſentwillen ich euch ſo ſehr in unſer Haus gewünſcht habe,"" ſagte ſie. „„Ihr ſollt dasſelbe weniger unterrichten, dazu ſind Lehrer da, welche das Haus beſuchen, ſondern wir bitten euch, daß ihr bei uns lebet, daß ihr dem Knaben öfter eure Geſellſchaft gönnt, daß er außer dem Umgange mit ſeinem Vater auch den eines jungen Mannes hat, was auf ihn Einfluß nehmen möge. Erziehung iſt wohl nichts als Umgang, ein Knabe, ſelbſt wenn er ſo klein iſt, muß nicht immer mit ſeiner Mutter oder wieder nur mit Knaben umgehen. Der Unterricht iſt viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wiſſen, und es mittheilen können, zur Erziehung muß man etwas ſein. Wenn aber einmal jemand etwas iſt, dann, glaube ich, erzieht er auch leicht. Meine Freundin Adele, die Gattin des Kaufherrn, deſſen Waarengewölbe dem großen Thore des Erzdomes gegenüber iſt, hat mir von euch erzählt. Wenn ihr es für gut findet, den Knaben auch in irgend etwas zu unterrichten, ſo iſt es eurem Ermeſſen überlaſſen, wie und wie weit ihr es thut.""

"Ich konnte auf dieſe Worte nichts antworten; ich war ſehr erröthet."

""Mathilde,"" ſagte die Frau, ""begrüße auch dieſen Herrn, er wird jezt bei uns wohnen.""

"Das Mädchen, welches immer bei ſeinem aufgeſchlagenen Buche ſizen geblieben war, ſtand jezt auf, und näherte ſich mir. Ich erſtaunte, daß das Mädchen ſchon ſo groß ſei, ich hatte es mir kleiner gedacht. Es war auf einem etwas niederen Stuhle geſeſſen. Da es in meine Nähe gekommen war, ſtand ich auf, wir verneigten uns gegen einander, Mathilde ging wieder zu ihrem Siże, und ich nahm auch den meinigen wieder ein. Die Frau hatte wohl dieſe Begrüßung eingeleitet, um mein Erröthen vorüber gehen zu machen. Es war auch zum großen Theile vorüber gegangen. Sie hatte eine Antwort auf ihre an mich gerichtete Rede auch wahrſcheinlich nicht erwartet. Sie fragte mich jetzt um mehrere gleichgültige Dinge, die ich beantwortete. In meine näheren Verhältniſſe oder etwa gar in die meiner Familie ging ſie nicht ein. Nachdem die Unterredung eine Weile gedauert hatte, verabſchiedete ſie mich, ſagte, ich möchte von der Reiſe etwas ausruhen, bei dem Abendeſſen würden wir uns wieder ſehen. Der Knabe hatte während der ganzen Zeit meine Hand gehalten, war neben mir ſtehen geblieben, und hatte öfter zu meinem Angeſichte heraufgeſchaut. Ich löste jetzt meine Hand aus der ſeinen, grüßte ihn noch, verneigte mich vor der Mutter, und verließ das Zimmer."

„Als ich in meiner Wohnung angekommen war, ſetzte ich mich auf einen der ſchönen Stühle nieder. Jetzt wußte ich, weßhalb man mir ſo gute Bedingungen geſtellt hatte, und wie ſchwer meine Aufgabe war. Ich zagte. Das Benehmen der Frau hatte mir ſehr gefallen, darum zagte ich noch mehr. Als ich eine Zeit auf meinem Stuhle geſeſſen war, erhob ich mich wieder, und es fiel mir ein, daß ich ja dem Herrn des Hauſes auch einen Beſuch zu machen habe. Ich klingelte, und verlangte von dem eintretenden Diener, daß er mich zu dem Herrn führe. Der Diener antwortete, der Herr ſei in den Wald gegangen, und werde erſt Abends zurückkehren. Er hatte den Befehl hinterlaſſen, daß man mir ſage, ich möge nur meine Reiſeſachen auspacken, möge ausruhen, und möge mir ſeinethalben keine Pflichten auflegen, morgen könne das Weitere beſprochen werden. Ich legte daher die Kleider, welche ich zu dem Beſuche bei der Frau genommen hatte, wieder ab, zog mich anders an, und brachte meine Sachen nun in meiner Wohnung in Ordnung. Bei dieſer Beſchäftigung ging mir nach und nach der ganze Reſt des noch übrigen Tages dahin. Als ich fertig war, dämmerte es bereits. Nachdem ich mich gereinigt und zum Abendeſſen angekleidet hatte, ſagte mir mein Diener, daß ſich der Herr, der ſchon nach Hauſe zurückgekehrt ſei, zum Beſuche bei mir melde. Ich ſagte zu, der Herr kam, und fragte, ob man in meiner Wohnung alles nach Gebühr vorbereitet habe, und ob ich nichts vermiſſe. Ich antwortete, daß alles meine Erwartung übertreffe, und daher ein weiteres Begehren die größte Unbeſcheidenheit wäre. Er ſagte, daß er nun wünſche, daß mein Eintritt in ſein Haus geſegnet ſei, daß mein Aufenthalt darin erfreulich ſein möge, und daß ich es einſt nicht mit Reue und Schmerz verlaſſe. Hierauf lud er mich zum Abendeſſen ein. Wir gingen in ein ſehr heiteres Speiſezimmer, in welchem ein einfaches Abendmahl unter einfachen Geſprächen eingenommen wurde. Bei demſelben war der Herr die Frau die zwei Kinder und ich gegenwärtig."

„Am nächſten Vormittage ließ ich anfragen, ob ich den Herrn beſuchen dürfe. Ich wurde dazu eingeladen, und mein Diener führte mich zu ihm. Ich war in denſelben Beſuchkleidern wie geſtern bei der Frau. Der Herr ſaß bei Papieren und Schriften, er erhob ſich bei meinem Eintritte, ging mir entgegen, grüßte mich auf das Ausgezeichnetſte, und führte mich zu einem Tiſche. Er war ſchon völlig und ſehr fein angekleidet. Als wir uns niedergelaſſen hatten, ſagte er: „„Seid mir noch einmal in meinem Hauſe willkommen. Ihr ſeid uns ſo empfohlen worden, daß wir uns glücklich ſchätzen, daß ihr zu uns gekommen ſeid, daß ihr eine Zeit bei uns wohnen wollt, und daß ihr erlaubt, daß mein lieber Knabe, dem ich eine glückſelige Zukunft wünſche, eure Geſellſchaft genieße. Ich glaube, ihr werdet vielleicht in einiger Zeit ſehen, daß wir eure Freunde ſind, und ihr werdet uns etwa auch eure Freundſchaft ſchenken. Richtet eure Beſchäftigungen ein, wie ihr wollt, verlegt euch auf das, was euer künftiger Beruf fordert, und betrachtet euch in allen Stücken wie in eurem eigenen Hauſe. Ihr werdet euch wohl hier an Einfachheit gewöhnen müſſen. Wir haben hier und in der Stadt wenig Beſuch, und machen auch wenig. Mathilde wird von der Frau ſelber erzogen. Mit Erzieherinnen hatten wir kein Glück. Wir gaben es daher auf, für Mathilden eine Geſellſchafterin zu ſuchen. Sie iſt bei der Mutter, zuweilen ſieht ſie Mädchen ihres Alters, und manches Mal wohnt ſie Geſprächen und Spaziergängen mit zwei älteren guten und lieben Mädchen bei. Sonſt iſt ſie in ihrer Ausbildung begriffen, und bringt ihre Zeit mit Lernen zu. Wie es mit dem Knaben iſt, werdet ihr wohl ſehen. Man hat uns geſagt, daß ihr in der Stadt ſehr zurückgezogen gelebt habt, deßhalb glaubten wir, daß ihr bei uns nicht gar ſehr die menſchliche Geſellſchaft vermiſſen werdet. Ich beſchäftige mich mit einigen wiſſenſchaftlichen Dingen, und wenn euch ein

Geſpräch hierin, falls wir in den Gegenſtänden zuſammentreffen, nicht unangenehm iſt, ſo betrachtet mich als euren älteren Bruder, und zwar nicht blos hierin ſondern auch in allen anderen Dingen.““

„„Ich bin durch eure Güte ſehr beſchämt,““ antwortete ich, „„und ſehe jezt erſt, wie groß die Aufgabe iſt, die ich in eurem Hauſe habe. Ich weiß nicht, ob ich ihr auch nur in einem geringen Maße werde genügen können.““

„„Es wird vielleicht nicht ſchwer ſein, zu genügen,““ erwiederte er.“

„„Wenn es aber doch nicht geſchähe?““ fragte ich.“

„„Dann wären wir ſo offen, und ſagten es euch, damit man darnach handeln könnte,““ antwortete er.“

„„Das erleichtert mir mein Herz ſehr,““ erwiederte ich; „„denn auf dieſe Weiſe wird nie Mißtrauen aufkommen können. Ich habe bisher nur in zwei Familien gelebt, in der meiner Mutter — denn mein Vater iſt in meiner frühen Jugend geſtorben — und in der eines würdigen alten Amtmannes, in deſſen Hauſe ich während meiner lateiniſchen Schulen in Koſt und Wohnung war. Die erſte Familie iſt mir wie jedem Menſchen unvergeßlich, und die zweite iſt es mir auch.““

„„Vielleicht wird es auch die unſere,““ ſagte er, „„jezt laßt euch das Haus und ſein Zugehör zeigen, daß ihr den Schauplaz kennt, auf dem ihr ein Weilchen leben ſollt. Oder wollt ihr etwas anders thun, ſo thut es. Zu mir ſteht euch der Zutritt ſtets offen, laßt euch nicht anſagen, und klopft nicht an meine Thür.““

„Mit dieſen Worten war unſer Geſpräch zu Ende, wir erhoben uns, verabſchiedeten uns, er reichte mir freundlich die Hand, und ich verließ das Zimmer.“

„Ich kleidete mich nun in meine gewöhnlichen Kleider, und ließ fragen, ob Alfred Zeit habe, mich zu begleiten, und mir etwas von dem Hauſe und dem Garten zu zeigen. Man antwortete, daß Alfred gleich kommen werde, und daß er hinlänglich Zeit habe. Die Mutter führte den Knaben ſelbſt zu mir, und ſie brachte auch einen Diener mit, welcher einen Bund Schlüſſel trug, und den Auftrag hatte, mir die Räume des Hauſes zu zeigen. Der Diener war ein alter Mann, und ſchien die Aufſicht über die andern Dienſtleute zu haben. Die Mutter entfernte ſich ſogleich wieder. Ich ſprach einige freundliche Worte mit dem Knaben, welcher über ſieben Jahre alt ſchien, er erwiederte dieſe Worte unbefangen, und, wie ich glaubte, zutraulich. Dann gingen wir, die Räume des Hauſes zu betrachten. Das Haus war nicht alt, es war kein Schloß und mochte in dem ſiebenzehnten Jahrhunderte gebaut worden ſein. Es beſtand aus zwei Flügeln, die einen rechten Winkel bildeten, und einen Sandplaz einſchloßen. Die Zufahrt war aber von entgegengeſezter Seite, daher der Sandplaz, welcher Blumenbeete hatte, mehr einem Garten und einem Spielplaze für die Kinder als einer Anfahrt glich. Es waren auf demſelben und zwar an den Mauern des Hauſes auch Linnendächer zum Aufſpannen gegen die Sonne angebracht. Das Haus hatte ein Erdgeſchoß und ein Stockwerk. Durch beide lief der Länge nach ein breiter Gang, von dem aus man in die Zimmer gelangen konnte. Die Mauern des Ganges waren ſchneeweiß, hatten Stuckarbeit, ſchön vergitterte Fenſter, und zeigten braune wohlgebohnte Gemächerthüren. An vielen Stellen der Gänge hingen Gemälde. Sie waren durchaus nicht vorzüglich aber auch bei Weitem nicht ſo ſchlecht, als ſolche Gang- und Treppengemälde gewöhnlich zu ſein pflegen. Die Gegenſtände, welche auf ihnen abgebildet waren, drehten ſich in einem kleinen Kreiſe: Landſchaften mit Anſichten der Umgegend oder merkwürdiger Gebäude, Thiere — vorzüglich Hunde mit Jagdgeräthſchaften — Küchengeſchirr, oder Inneres von Zimmern und anderen Gelaſſen. Der alte Diener ſchloß manche Gemächer auf, die im Gebrauche waren; denn das Haus hatte mehr, als die jezigen Bewohner benüzten. Es war ein großer mit ſehr ſchönen Geräthen verſehener Saal da, in welchem, wenn es nothwendig war, Geſellſchaften aufgenommen wurden, dann waren andere Zimmer zu verſchiedenem Gebrauche, darunter ein ſehr großes Bücherzimmer und die Zimmer für Gäſte. Alles war ſehr ſchön eingerichtet und rein und ordentlich gehalten. Als wir das Haus geſehen hatten, ſagte Alfred, Raimund, der alte Diener, ſei nun nicht mehr vonnöthen, den Garten werde er mir ſchon allein zeigen. Ich war damit einverſtanden, verabſchiedete den alten Diener, und ging mit Alfred ins Freie. Das Erdgeſchoß, worin ſich die Küche die Geſindezimmer und dergleichen befanden, hatten wir nicht beſucht. Die Ställe und Wagenbehälter waren abſeits des Hauſes in eigenen Gebäuden. Als wir in das Freie gekommen waren, zeigte ſich ein ſehr ſchöner Raſenplaz, der von manigfaltigen künſtlich angelegten Wegen durchkreuzt war. Auf dieſem Raſenplaze ſtanden in ziemlichen Entfernungen ſehr große

Bäume. Zu jedem führte ein Weg, und faſt unter jedem ſtand ein Bänkchen oder ein Siz. Alfred führte mich zu den meiſten, und nannte mir ſie. Mich erfreute dieſes Zeichen des Gedächtniſſes und der Aufmerkſamkeit. Er erzählte mir auch, was ſie bald unter dieſem bald unter jenem Baume gethan, und wie ſie geſpielt hätten. Die Bäume waren Eichen Linden Ulmen und eine Anzahl ſehr großer Birnbäume. Dieſe Art von Wald hatte etwas ſehr Anmuthiges."

„„Ich darf allein nicht zu dem Teiche gehen,"" ſagte Alfred, „„weil ich leicht hinein fallen könnte, und ich gehe auch nicht hin; aber weil du heute bei mir biſt, ſo dürfen wir ihn beſuchen. Komme mit, ich habe Brot bei mir, um es den Enten und den Fiſchen zu geben.""

„Er faßte mich bei der Hand, und ich ließ mich von ihm führen. Er geleitete mich durch ein kleines Gebüſch zu einem mäßig großen Teiche, der das Merkwürdige hatte, daß auf ihm hölzerne Hüttchen in geringen Entfernungen angebracht waren, die die Beſtimmung hatten, daß darin Wildenten niſteten. Das geſchah auch reichlich. Es war noch nicht ſo weit im Sommer, und wir ſahen noch manche Mutter mit ihren faſt erwachſenen, aber noch nicht flugfähigen Jungen auf dem Waſſer herumſchwimmen. An den Ufern waren an verſchiedenen Stellen Futterbrettchen angebracht. Im Waſſer ſelber bewegte ſich eine große Zahl ſchwerfälliger Karpfen. Alfred zog ein Weißbrot aus ſeiner Taſche, zerbrach es in kleine Stückchen, warf dieſe einzeln in das Waſſer, und hatte ſeine Freude daran, wenn die Enten und auch manch ungeſchickter Mund eines Karpfen darnach haſchten. Es ſchien, daß er mich dieſes Zweckes halber zu dem Teiche geführt hatte. Als er mit ſeinem Brote fertig war, gingen wir weiter. Er ſagte: „„Wenn du auch den Garten ſehen willſt, ſo werde ich dich ſchon hinführen.““

„„Ja wohl will ich ihn ſehen,““ antwortete ich.“

„Er führte mich nun aus dem Gebüſche, wir begaben uns auf die entgegengeſezte Seite des Hauſes, dort war ein mit einem Gitter umgebener großer Garten, und wir gingen durch das Thor desſelben hinein. Blumen Gemüſe Zwerg- und Lattenobſt empfingen uns. In der Ferne ſah ich die größeren und wahrſcheinlich ſehr edlen Obſtbäume ſtehen. Daß mir der Garten um viel mehr gefiel als der Teich, ſagte ich Alfred nicht, er mochte es auch nicht wiſſen. In ſehr ſchöner Art waren hier die Blumen gepflegt, die man gewöhnlich in Gärten findet. Sie hatten nicht blos ihre ihnen zuſagenden Pläze, ſondern ſie waren auch zu einem ſehr ſchönen Ganzen zuſammengeſtellt. An Gemüſen glaubte ich die beſten Arten zu ſehen, wie man ſie nur immer in den Handlungen der Stadt finden konnte. Zwiſchen ihnen ſtand das Zwergobſt. Die Gewächshäuſer enthielten Blumen aber auch Früchte. Ein ſehr langer Gang, welcher mit Wein überwölbt war, führte uns in den Obſtgarten. Die Bäume ſtanden in guten Entfernungen, waren gut gehalten, hatten Grasboden unter ſich, und es führten auch hier wieder Wege von einem zum andern. An ſeiner rechten Seite war dieſer Gartentheil von dichtem Haſelnußgebüſche begrenzt. Ein Pfad führte uns durch dasſelbe hindurch. Wir trafen jenſeits einen freien Plaz, auf welchem ein ziemlich groſſes Gartenhaus ſtand. Es war gemauert hatte hohe Fenſter ein Ziegeldach und ſeine Geſtalt war ein Sechseck. Die Auſſenſeite dieſes Hauſes war ganz mit Roſen überdeckt. Es waren Latten an dem Mauerwerke angebracht, und an dieſe Latten waren die Roſenzweige gebunden. Sie ſtanden in Erde vor dem Hauſe, hatten verſchiedene Gröſſe, und waren ſo gebunden, daß die ganzen Mauern überdeckt waren. Da eben die

Zeit der Roſenblüthe war, und dieſe Roſen auch außerordentlich reich blühten, ſo war es nicht anders, als ſtände ein Tempel von Roſen da, und es wären Fenſter in dieſelben eingeſezt. Alle Farben, von dem dunkelſten Roth, gleichſam veilchenblau, durch das Roſenroth und Gelb bis zu dem Weiß waren vorhanden. Bis in eine große Entfernung verbreitete ſich der Duft. Ich ſtand lange vor dieſem Hauſe, und Alfred ſtand neben mir. Außer den Roſen an dem Gartenhauſe waren auf dem ganzen Plaze Roſengeſträuche und Roſenbäumchen in Beeten zerſtreut. Sie waren nach einem ſinnvollen Plane geordnet, das zeigte ſich gleich bei dem erſten Blicke. Alle Stämmchen trugen Täfelchen mit ihrem Namen."

„„Das iſt der Roſengarten,““ ſagte Alfred, „„da ſind viele Roſen, es darf aber keine abgepflückt werden.““

„„Wer pflanzt denn dieſe Roſen, und wer pflegt ſie?““ fragte ich."

„„Der Vater und die Mutter,““ antwortete Alfred, „„und der Gärtner muß ihnen helfen.““

„Ich ging zu allen Roſenbeeten, und ging dann um das ganze Haus herum. Als ich alles betrachtet hatte, gingen wir auch in das Haus hinein. Es war mit Marmor gepflaſtert, auf dem feine Rohrmatten lagen. In der Mitte ſtand ein Tiſch und an den Wänden Bänkchen, deren Siże von Rohr geflochten waren. Eine angenehme Kühle wehte in dem Hauſe; denn die Fenſter, durch welche die Sonne herein ſcheinen konnte, waren durch gegliederte Balken zu ſchüżen. Da wir wieder aus dem Innern dieſes Gartenhauſes getreten waren, beſuchten wir noch einmal den Obſtgarten, und gingen bis an ſein Ende. Da wir an das Gartengitter gekommen waren, ſagte Alfred: „„Hier iſt der Garten zu Ende, und wir müſſen wieder umkehren.““

„Das thaten wir auch, wir gingen wieder zu dem Eingangsthore zurück, durchſchritten es, begaben uns in das Haus, und ich führte Alfred zu ſeiner Mutter.“

„Das war das Haus und der Garten in Heinbach, der Beſizung des Herrn und der Frau Makloden.“

„Der erſte Tag verging ſehr gut, ſo auch ein zweiter ein dritter und mehrere. Ich wohnte mich in meine zwei Zimmer ein, und die Stille des Landes that mir in meiner jezigen Gemüthsverfaſſung ſehr wohl. Für den Unterricht Alfreds war in der Art geſorgt, daß der Graf, deſſen Meiereien in der Nähe von Heinbach lagen und ein Herr von Heinbach, wie man Makloden jezt auch nannte, eine Summe ſtifteten, und dem Lehrer der Gemeinde Heinbach zulegten, unter der Bedingung, daß ein in gewiſſen Fächern gebildeter Mann ſtets dieſe Stelle bekleide, welchen ſie in Vorſchlag zu bringen das Recht hatten, und der die Verbindlichkeit übernahm, die Kinder des Hauſes Heinbach und die des Verwalters der Meiereien in ihren Wohnungen zu unterrichten, wofür er aber beſonders bezahlt wurde. Die Schule und die Kirche Heinbach waren eine kleine halbe Wegſtunde von dem Herrenhauſe entfernt. Der Lehrer kam jeden Nachmittag herüber, und blieb eine Zeit bei Alfred. Mathilde wurde nur mehr in ſeltenen Stunden noch von ihm unterrichtet. Für Alfred ſollte ich die Art der Lehrſtunden einrichten, was ich auch im Übereinkommen mit dem Lehrer, der ein ſehr beſcheidener und nicht ungebildeter junger Mann war, that. Den Unterricht in gewiſſen Dingen, jezt vor allem den Sprachunterricht, behielt ich mir vor. So kam die Sache in den Gang, und ſo ging ſie fort.“

„Das Leben in Heinbach war wirklich ſehr einfach. Man ſtand mit der Morgenſonne auf, verſammelte ſich in dem Speiſezimmer zum Frühmahle, dem einiges Geſpräch folgte, und ging dann an ſeine Geſchäfte. Die Kinder mußten ihre Aufgaben machen, von denen Mathilde beſonders von der Mutter manche in einigen Zweigen bekam. Der Vater ging in ſeine Stube, las, ſchrieb, oder er ſah in dem Garten oder in dem kleinen Grundbeſize nach, der zu dem Hauſe gehörte. Ich war theils in meiner Wohnung mit meinen Arbeiten, die ich in der Stadt begonnen hatte, und hier fortſezte, beſchäftigt, theils war ich in Alfreds Zimmer, und überwachte und leitete, was er zu thun hatte. Die Mutter ſtand mir hierin bei, und ſie hielt es für ihre Pflicht, noch mehr um Alfred zu ſein als ich. Der Mittag verſammelte uns wieder in dem Speiſezimmer, am Nachmittage waren Lehrſtunden, und der Reſt des Tages wurde zu Geſprächen zu Spaziergängen zum Aufenthalte im Garten, oder, beſonders wenn Regenwetter war, zum gemeinſchaftlichen Leſen eines Buches benüzt. Was man im Freien thun konnte, wurde lieber im Freien als in Zimmern abgemacht. Beſonders war hiezu der Aufenthalt unter den Linnendächern am Hauſe geeignet, den die Mutter ſehr liebte. Stundenlang war ſie mit irgend einer weiblichen Arbeit und die Kinder mit ihrem Schreibzeuge oder mit Büchern auf dieſem Plaze beſchäftigt. Dies war beſonders der Fall, wenn die Vormittagsſonne die Luft durchwürzte, und doch noch nicht ſo viel Kraft hatte, die Mauern zu erhizen und den Aufenthalt an ihnen zu verleiden. Auch wurden die manigfaltigen Bänkchen auf dem Raſenplaze, vor welche man Tiſchchen ſtellte, und das Innere des Roſenhauſes benüzt. Zuweilen wurden größere Spaziergänge verabredet. An ſolchen Tagen waren keine Lehrſtunden, man beſtimmte die Zeit, in welcher fortgegangen werden ſollte, alle mußten gerüſtet ſein, und mit dem betreffenden Glockenſchlage wurde aufgebrochen. Wir beſuchten zuweilen einen Berg einen Wald, oder gingen durch ſchöne anſprechende Gründe. Manches Mal war es auch eine Ortſchaft, in welche wir uns begaben. Um das Haus lagen in geringen Entfernungen Beſizthümer von Familien, mit denen die Bewohner von Heinbach Umgang pflegten. Öfter fuhr ein Wagen vor unſerem Hauſe vor, öfter fuhr der unſere in die Nachbarſchaft. Die Kinder miſchten ſich zur Geſelligkeit, und ältere traten zuſammen. Die Mutter Alfreds ſah es gerne, wie ſie mir ſagte, wenn eine Freundin Mathildens bei ihr durch längere Zeit verweilte, ſie aber konnte ſich nie entſchließen, ihre Tochter zu anderen Leuten auf Beſuch zu geben. Sie wollte nicht getrennt ſein. Auch, meinte ſie, würde ſich Mathilde fern von ihr nicht wohl fühlen. Von Künſten wurde bei wechſelſeitigen Beſuchen vorzüglich die Muſik geübt. Es war der Geſang, der gepflegt wurde, das Clavier, und zu vierſtimmigen Darſtellungen die Geigen. Der Vater Alfreds ſchien mir ein Meiſter auf der Geige zu ſein. Wir hörten ſolchen Vorſtellungen zu. Wir Unbeſchäftigten ſahen aber auch ſehr gerne zu, wenn die Kinder auf dem Raſenplaze hüpften, und ſich in ihren Spielen ergözten. Bei alle dem beſorgte die Mutter Alfreds aber auch ihr ausgedehntes Hausweſen. Sie gab den Dienern und Mägden hervor, was das Haus brauchte, ſorgte für die richtige und zweckmäßige Verwendung, leitete die Einkäufe, und ordnete die Arbeiten an. Die Bekleidung des Herrn der Frau und der Kinder war ſehr ausgezeichnet aber auch ſehr einfach und wohlbildend. Nach dem Abendeſſen ſaß man oft noch eine geraume Weile in Geſprächen bei dem Tiſche, und dann ſuchte jedes ſein Zimmer.“

„So war eine Zeit vergangen, und ſo kam nach und nach der Herbſt. Ich lebte mich immer mehr in das Haus ein, und fühlte mich mit jedem Tage wohler. Man behandelte mich ſehr gütig. Was ich bedurfte, war immer da, ehe das Bedürfniß ſich noch klar dargeſtellt hatte. Aber auch nicht blos das wurde hergeſtellt, was ich bedurfte, ſondern auch das, was zum Schmucke des Lebens geeignet iſt. Blumen, die ich liebte, wurden in Töpfen in meine Zimmer geſtellt, ein Buch ein neues Zeichnungsgeräthe fand ſich von Zeit zu Zeit ein, und da ich einmal auf mehrere Tage abweſend war, ſah ich bei meiner Rückkehr meine Wohnung mit Farben bekleidet, die ich einmal bei einem Beſuche in einem Nachbarſchloſſe ſehr gelobt hatte. Bei Spaziergängen geſellte ſich der Vater Alfreds gerne zu mir, wir gingen abgeſondert von den andern, und führten Geſpräche, die mir in dem, was er ſagte, ſehr inhaltreich ſchienen. Ebenſo war die Mutter Alfreds nicht ungeneigt, ſich mit mir zu beſprechen. Wenn ich in Alfreds Zimmer war, das an das ihrige grenzte, kam ſie gerne herein, und ſprach mit mir, oder ſie ließ mich in ihr Zimmer treten, wies mir einen Siz an, und redete mit mir. Ich hatte ihr nach und nach alle meine Familienverhältniſſe erzählt, ſie hatte theilnehmend zugehört, und hatte manches Wort geſprochen, das höchſt wohlthätig in meine Seele ging. Alfred war mir gleich in den erſten Tagen zugethan, und dieſe Neigung wuchs. Sein Weſen war nicht verbildet. Er war körperlich ſehr geſund, und dies wirkte auch auf ſeinen Geiſt, der nebſtdem überall von den Seinigen mit Maß und Ruhe umgeben war. Er lernte ſehr genau, und lernte leicht und gut, er war folgſam und wahrhaftig. Ich wurde ihm bald zugeneigt. Noch ehe der Winter kam, verlangte er, daß er nicht mehr neben der Mutter ſondern neben mir wohnen ſolle, er ſei ja kein ſo kleiner Knabe mehr, daß er die Mutter immer brauche, und er müſſe nun bald neben den Männern ſein. Man willfahrte ihm auf meine Bitte, er bekam ein Zimmer neben mir, und der Diener, der bis jezt nebſt andern meine Aufträge zu beſorgen gehabt hatte, wurde uns gemeinſchaftlich beigegeben. Sein Körper entwickelte ſich auch ziemlich regſam, er war in dem Sommer gewachſen, ſein Haupt war regelmäßiger und ſein Blick war ſtärker geworden."

„So endete der Herbſt, und als bereits die Reiſe an jedem Morgen auf den Wieſen lagen, zogen wir in die Stadt. Hier änderte ſich manches. Alfred und ich wohnten wohl wieder neben einander; aber ſtatt des Himmels und der Berge und der grünen Bäume ſahen Häuſer und Mauern in unſere Fenſter herein. Ich war es von früherem Stadtleben gewohnt, und

Alfred achtete wenig darauf. Es wurden mehr Lehrer in mehr Fächern genommen, und die Lehrſtunden waren gedrängter als auf dem Lande. Auch kamen wir mit viel mehr Menſchen in Berührung und die Einwirkungen vervielfältigten ſich. Aber auch hier wurde ich nicht minder gut behandelt als auf dem Lande. Ich wurde nach und nach zur Familie gerechnet, und alles, was überhaupt der Familie gemeinſchaftlich zukam, wurde auch mir zugetheilt. Die Mutter Alfreds ſorgte für meine häuslichen Angelegenheiten, und nur die Anſchaffung von Kleidern Büchern und dergleichen war meine Sache.“

„Als kaum die erſten Frühlingslüfte kamen, gingen wir wieder nach Heinbach. Mathilde Alfred und ich ſaſſen in einem Wagen, der Vater und die Mutter in einem anderen. Alfred wollte nicht von mir getrennt ſein, er wollte neben mir ſitzen. Man mußte es daher ſo einrichten, daß Mathilde uns gegenüber ſaß. Sie war, als ich das Haus betreten hatte, noch nicht völlig vierzehn Jahre alt. Jetzt ging ſie gegen fünfzehn. Sie war in dem vergangenen Jahre bedeutend gewachſen, ſo daß ſie wohl ſo groß war, wie ein vollendetes Mädchen. Ihr Körper war äußerſt ſchlank, aber ſehr gefällig gebildet. Man kleidete ſie gerne in dunkle Stoffe, die ihr wohl ſtanden. Wenn ſie in dem tiefen Blau oder in dem Nelkenbraun oder in der Farbe des Veilchens ging, und das ſchöne Weiß das Kleid oben ſäumte, ſo wurde eine Anmuth ſichtbar, die gleichſam ſagte, daß alles ſei, wie es ſein muß. Ihre Wangen waren ſehr friſch, ſanft roth, und wurden jezt ein wenig länglich, ihr Mund war faſt roſenroth, die großen Augen waren ſehr glänzend ſchwarz, und die reinen braunen Haare gingen von der ſanften Stirne zurück. Die Mutter liebte ſie ſehr, ſie ließ ſie faſt gar nicht von ſich, ſprach mit ihr, ging mit ihr ſpazieren, unterrichtete ſie auf dem Lande ſelber, und wohnte in der Stadt jeder Unterrichtsſtunde bei, die ein fremder Lehrer ertheilte. Nur mit mir und Alfred ließ ſie ſie im vergangenen Sommer oft im Garten auf dem Raſenplaze ja ſogar in der Gegend herum gehen. Da ging ich mit beiden Kindern, fragte ſie, erzählte ihnen, ließ mich ſelber fragen, und ließ mir erzählen. Alfred hielt mich größtentheils an der Hand, oder ſuchte ſich überhaupt irgendwie an mich anzuhängen, ſei es ſelbſt mit einem Hakenſtäbchen, das er ſich von irgend einem Buſche geſchnitten hatte. Mathilde wandelte neben uns. Ich hatte nur den Auftrag, zu ſorgen, daß ſie keine heftigen Bewegungen mache, welche an ſich für ein Mädchen nicht anſtändig ſind, und ihrer Geſundheit ſchaden könnten, und daß ſie nicht in ſumpfige oder unreine Gegenden komme, und ſich ihre Schuhe oder ihre Kleider beſchmuze; denn man hielt ſie ſehr rein. Ihre Kleider mußten immer ohne Makel ſein, ihre Zähne ihre Hände mußten ſehr rein ſein, und ihr Haupt und ihre Haare wurden täglich ſo vortrefflich geordnet, daß kein Tadel entſtehen konnte. Ich zeigte den Kindern die Berge, die zu ſehen waren, und nannte ſie, ich lehrte ſie die Bäume die Geſträuche und ſelbſt manche Wieſenpflanzen kennen, ich las ihnen Steinchen Schneckenhäuschen Muſcheln auf, und erzählte ihnen von dem Haushalte der Thiere, ſelbſt ſolcher, die groß und mächtig ſind, und in entfernten Wäldern oder gar in Wüſten wohnen. Alfred liebte das Walten und das Thun der Vögel ſehr, beſonders ihren Geſang. Er freute ſich, aus dem Fluge einen Vogel zu errathen, und wenn die Stimmen in dem Gebüſche oder im Walde ertönten, konnte er alle die Sänger herzählen, von denen ſie ſtrömten. Er lehrte dies ein wenig auch Mathilden, und fragte ſie bei manchem Laute, woher er rühre. Ich hatte die Vorſchriften der Mutter nie überſchritten, und Mathilde gewann an Schönheit des Ausſehens und an Geſundheit durch dieſe Spaziergänge. So wie die Mutter im Sommer und Herbſte ſie mit uns hatte herum gehen laſſen, ſo ließ ſie ſie jezt mit uns fahren. Sie ſaß zwei Tage uns gegenüber. Es war am Morgen und Abende noch ziemlich kühl. Ich hatte einen Mantel, und Alfred war in einen warmen Überrock geknöpft. Mathilde hatte über ihr dunkles Wollkleid, aus dem nicht einmal die Spizen ihrer Schuhe hervorſahen, ein Mäntelchen, das ihren ganzen Oberkörper bis an das Kinn verhüllte, auf dem Haupte hatte ſie einen warmen wohlgefütterten Hut, deſſen weite Flügel ſich wohl anſchmiegten, ſo daß nichts, als beinahe nur die Wangen, welche in der Märzluft noch röther geworden waren, und die glänzenden Augen herworſahen. Wir beredeten, was wir in dem nächſten Sommer vornehmen wollten. Der Hauptinhalt unſerer Geſpräche aber war, daß alles, was uns auf unſerem Wege oder in deſſen Nähe begegnete, bemerkt wurde, daß wir es nannten, und darüber ſprachen. So kamen wir endlich bei heiterem und klarem Märzwetter in Heinbach an. Die Bäume vor den Fenſtern hatten noch kein Laub, der Garten war öde, und die Felder waren noch nicht grün, außer dort, wo ſie die Winterſaaten trugen.“

„Obwohl es draußen ſehr unwirthlich war, wenn man den äußerſt freundlichen blauen Himmel abrechnet, ſo war es in dem Hauſe ſehr heimiſch. Alles war auf das Reinlichſte gepuzt und zu dem Empfange der Bewohner hergerichtet. Die Zimmer glänzten, die Fenſter ſpiegelten, durch die Vorhänge ſchien eine helle Märzſonne herein, und in den Kaminen brannte ein behagliches Feuer. Meine zwei Gemächer waren um ein ſehr liebliches Eckzimmerchen vermehrt worden, und man hatte mir ſchönere und bequemere Geräthe in meine Wohnung geſtellt. Ich traf jezt die Veranſtaltung, daß die Thür von meiner Wohnung in Alfreds Zimmer immer offen war, daß beide Wohnungen eine bildeten, und daß ich gleichſam neben einem jüngeren Bruder lebte. Hatte ich eine Arbeit vor, bei der eine Störung hindernd geweſen wäre, ſo ging ich in mein Eckzimmer.“

„Das Leben in dem Landhauſe begann jezt wieder wie in dem vorigen Sommer. Wenn auch noch kein Laub auf den Bäumen war, wenn ſich das Grün der Wieſen noch dürftig zeigte, und auf den Feldern für die Sommerfrucht noch die nackte Scholle lag, ſo gingen wir doch ſchon vielfach ſpazieren. Alfred und ich gingen täglich, ſelbſt wenn trübes Wetter war, nur nicht, wenn heftiger Regen von dem Himmel ſtrömte. Wenn nach einem klaren Morgen, an dem wir noch die Erde und die Dächer weiß geſehen hatten, ein heiterer Tag kam, und die Wege trocken waren, ging Mathilde mit uns, und wir führten ſie auf Anhöhen oder Felder, wo wir kurz vorher die ſchönſten Triller der Lerchen gehört hatten. Dieſe Sänger waren die einzigen, die mit uns ſchon die Gegend bevölkerten."

„Nach und nach wurde das Weiß auf Feld und Wieſen ſeltener, die Sonne ſchien kräftiger, das Feuer in den Kaminen war nicht mehr nöthig, die Wieſen gewannen Grün die Bäume Knospen, und an den Zweigen der Lattenpfirſiche im Garten erſchienen einzelne Blüthen. Die Sänger der Luft erſchienen in verſchiedenen Geſtalten und Farben. Wenn ich irgendwo Veilchen oder andere Frühlingsblumen fand, welche Mathilde nicht mit uns hatte pflücken können, ſo brachte ich ſie ihr in einem Strauße für das Blumenglas ihres Tiſchchens nach Hauſe. Als Dank für ſolche Aufmerkſamkeiten erhielt ich zu meinem Geburtsfeſte, welches in die erſten Tage des Frühlings fiel, von ihrer Hand geſtickt ein rundes Deckchen, worauf ein ſilberner Handleuchter, den mir Mathildens Mutter gab, zu ſtehen beſtimmt war.“

„Der Frühling war endlich mit voller Pracht gekommen. Im vergangenen Jahre hatte ich ihn in dieſer Gegend nicht geſehen, weil ich erſt ſpäter angelangt war. Überhaupt hatte ich meines längern Stadtlebens willen ſchon lange nicht einen vollkommenen Frühling in der Tiefe des Landes erblickt. Nur an der Grenze des Landes, das heißt, wo es an die Stadt reicht, hatte ich den einen oder andern Frühlingstag zugebracht, oder irgend einen Sonnenblick erlauſcht. Das theilt man aber mit vielen, die aus der Stadt hinaus kommen, und muß es im Gedränge und Staube genießen. In Heinbach war Einſamkeit und Stille, die blaue Luft ſchien unermeßlich, und die Blüthenfülle wollte die Bäume erdrücken. Jeden Morgen ſtrömte neue Würze durch die geöffneten Fenſter. Man fühlte in Heinbach, wie ſehr mich Ungewohnten dieſer Reichthum überraſche und freue, und man ſuchte mir dieſe Freude auf jede Weiſe noch fühlbarer zu machen und ſie zu erhöhen. Jeden Tag wurden die Blumen in meiner Wohnung durch neu aufgeblühte aus den Gewächshäuſern erſetzt. Wenn in dem freien Grunde ſich etwas zeigte, ſei es ein Geſträuch, ſei es eine Blume, ſo machte man mich darauf aufmerkſam, man brachte den größten Theil der Zeit im Freien zu, und machte weit öfter und weit längere Spaziergänge als ſonſt. Mathilde erzählte mir es, wenn ſie den Geſang eines Vogels gehört hatte, wenn Faltern vorüber geflogen waren, wenn ſich ein Becher in einem Gebüſche geöffnet hatte, ja ſie gab mir zuweilen Blumen, um ſie in meiner Wohnung aufzubewahren."

„So verging der Frühling, und der Sommer rückte vor. War mir das Leben im vergangenen Jahre in dieſer Familie angenehm geweſen, ſo war es mir in dieſem noch angenehmer. Wir gewöhnten uns immer mehr an einander, und mir war zuweilen, als hätte ich wieder eine unzerſtörbare Heimath. Der Herr des Hauſes zeichnete mich aus, er beſuchte mich oft in meiner Wohnung, und ſprach lange mit mir, er lud mich zu ſich, zeigte mir ſeine Sammlungen, ſeine Arbeiten, und ſprach über Gegenſtände, die bewieſen, daß er mich auch achte. Mathildens Mutter war ſehr liebreich freundlich und gütig. Sie ſorgte wie früher für mich; aber ſie that es einfacher, und faſt wie ein Ding, das ſich von ſelber verſtehe. Wir waren oft alle in ihrem Zimmer, und ſpielten ein Kindiſches Spiel, oder trieben Muſik. Alfred hatte gleich Anfangs ſchon viel Zutrauen zu mir gezeigt, dieſes Zutrauen war immer gewachſen, und war dann unbedingt geworden. Er war ein vortrefflicher Knabe, offen klar einfach gutmüthig lebendig, ohne doch einem heftigen Zorne anheimzufallen, heiter unſchuldig und folgſam. Er war jezt gegen neun Jahre alt, entwickelte ſich ſtets fröhlicher, und gewann am Geiſte ſowie am Körper. Mathilde wurde immer herrlicher, ſie war zulezt feiner als die Roſen an dem Gartenhauſe, zu denen wir ſehr gerne gingen. Ich liebte beide Kinder unſäglich. Wenn Alfred Unterrichtsſtunde hatte, war ich dabei, und leitete, und überwachte ſie, ich überwachte ſein Lernen, und fragte ihn immer um das Gelernte, damit er ſich bei dem Lehrer keine Blöße gebe. Die Gegenſtände, die ich mit ihm vornahm, vermehrte ich anſehnlich, ich ſuchte ſie ihm recht gut beizubringen, und er lernte ſie auch beſſer als früher bei andern Lehrern. Vater und Mutter waren oft bei dem Unterrichte zugegen, und überzeugten ſich von den Fortſchritten. Mathilde nahm ich nicht nur ſehr gerne, ſondern viel lieber als früher zu unſern Spaziergängen mit. Ich ſprach mit ihr, ich erzählte ihr, ich zeigte ihr Gegenſtände, die an unſerm

Wege waren, hörte ihre Fragen ihre Erzählungen, und beantwortete ſie. Bei rauhen Wegen oder wo Näſſe zu befürchten war, zeigte ich ihr die beſſeren Stellen oder die Richtungen, auf denen man trockenen Fußes gehen konnte. Zu Hauſe nahm ich an ihren Beſtrebungen Antheil. Ich ſah öfter ihre Zeichnungen an, und gab ihr einen Rath, den ſie ſehr gerne verlangte, und befolgte. Sie freute ſich ſehr, wenn das Veränderte dann viel beſſer ausſah. Ich war dabei, wenn ſie auf dem Claviere ſpielte, und hörte zu, ſo lange ihre Finger aus den Saiten die Töne hervor zu locken ſuchten. Ich ſchrieb ihr in Hefte ſehr zierlich ab, wenn ſie irgendwo einen Geſang hörte, und ſich denſelben aus dem Gedächtniſſe in Muſiknoten aufſchrieb. Dies war beſonders in Hinſicht der Zither der Fall, die ſie ſpielen zu lernen angefangen hatte, die ſie ſehr liebte, und auf der ſie bedeutende Fortſchritte machte. Oft hörte die Mutter Mathildens mit Aufmerkſamkeit zu, wenn ſie anmuthige Weiſen aus den Metallſaiten hervorbrachte, und ich und Alfred regten uns nicht, und lauſchten. Ich las ihr und der Mutter aus ihren Büchern vor, und bezeichnete ſchöne Stellen durch eingelegte Zeichen. Auch Blumen Waldfrüchte und dergleichen brachte ich ihr, wenn ich dachte, daß ſie ihr Freude machen könnten.“

„Der Sommer war beinahe vergangen, und der Herbſt ſtand bevor. Wir hatten ſo viel gethan, daß uns die Zeit ſehr kurz ſchien. Wir waren uns auch genug, um unſere Stunden zu erfüllen. Wenn fremde Kinder zugegen waren, wenn Spiele veranſtaltet waren, und alle auf dem heiteren Raſen hüpften, und ſprangen, ſtand Mathilde ſeitwärts, und ſah theilnahmlos zu. Wir fuhren auch nicht ſo oft in die Nachbarſchaft wie im vergangenen Jahre, und verlangten es auch nicht.“

„Eines Tages nachmittags ſtanden wir drei an dem Ausgange des langen Laubenweges, der mit Reben bekleidet iſt, und zu dem Obſtgarten führt. Mathilde und ich ſtanden ganz allein an der Mündung des Laubganges, Alfred war unter den Bäumen damit beſchäftigt geweſen, einige Täfelchen, die an den Stämmen hingen, und ſchmuzig geworden waren, zu reinigen, dann las er abgefallenes halbreifes Obſt zuſammen, legte es in Häufchen, und ſonderte das beſſere von dem ſchlechteren ab. Ich ſagte zu Mathilden, daß der Sommer nun bald zu Ende ſei, daß die Tage mit immer größerer Schnelligkeit kürzer werden, daß bald die Abende kühl ſein würden, daß dann dieſes Laub ſich gelb färben, daß man die Trauben ableſen, und endlich in die Stadt zurückkehren würde.“

„Sie fragte mich, ob ich denn nicht gerne in die Stadt gehe.“

„Ich ſagte, daß ich nicht gerne gehe, daß es hier gar ſo ſchön ſei, und daß es mir vorkomme, in der Stadt werde alles anders werden.“

„„Es iſt wirklich ſehr ſchön,““ antwortete ſie, „„hier ſind wir alle viel mehr beiſammen, in der Stadt kommen Fremde dazwiſchen, man wird getrennt, und es iſt, als wäre man in eine andere Ortſchaft gereiſt. Es iſt doch das größte Glück, jemanden recht zu lieben.““

„„Ich habe keinen Vater keine Mutter und keine Geſchwiſter mehr,““ erwiederte ich, „„und ich weiß daher nicht wie es iſt.““

„„Man liebt den Vater die Mutter die Geſchwiſter,““ ſagte ſie, „„und andere Leute.““

„„Mathilde, liebſt du denn auch mich?““ erwiederte ich.“

„Ich hatte ſie nie du genannt, ich wußte auch nicht, wie mir die Worte in den Mund kamen, es war, als wären ſie mir durch eine fremde Macht hineingelegt worden. Kaum hatte ich ſie geſagt, ſo rief ſie: „„Guſtav, Guſtav, ſo außerordentlich, wie es gar nicht auszuſprechen iſt.““

„Mir brachen die heftigſten Thränen hervor.“

„Da flog ſie auf mich zu, drückte die ſanften Lippen auf meinen Mund, und ſchlang die jungen Arme um meinen Nacken. Ich umfaßte ſie auch, und drückte die ſchlanke Geſtalt ſo heftig an mich, daß ich meinte, ſie nicht loslaſſen zu können. Sie zitterte in meinen Armen, und ſeufzte.“

„Von jetzt an war mir in der ganzen Welt nichts theurer, als dieſes ſüße Kind.“

„Als wir uns losgelaſſen hatten, als ſie vor mir ſtand erglühend in unſäglicher Scham, geſtreift von den Lichtern und Schatten des Weinlaubes, und als ſich, da ſie den ſüßen Athem zog, ihr Buſen hob und ſenkte: war ich wie bezaubert, kein Kind ſtand mehr vor mir ſondern eine vollendete Jungfrau, der ich Ehrfurcht ſchuldig war. Ich fühlte mich beklommen.“

„Nach einer Weile ſagte ich: „„Theure, theure Mathilde.““

„„Mein theurer, theurer Guſtav,““ antwortete ſie.“

„Ich reichte ihr die Hand, und ſagte: „„Auf immer Mathilde.““

„Auf ewig,“ antwortete ſie, indem ſie meine Hand faßte.“

„In dieſem Augenblicke kam Alfred auf uns herzu. Er bemerkte nichts. Wir gingen ſchweigend neben ihm in dem Gange dahin. Er erzählte uns, daß die Namen der Bäume, die auf weiße Blechtäfelchen geſchrieben ſind, welche Täfelchen an Draht von dem unterſten Äſte jedes Baumes hernieder hängen, von den Leuten oft ſehr verunreinigt würden, daß man ſie alle putzen ſolle, und daß der Vater den Befehl erlaſſen ſollte, daß ein jeder, der einen Baum wäſcht, putzt oder dergleichen, oder der ſonſt eine Arbeit bei ihm verrichtet, ſich ſehr in Acht zu nehmen habe, daß er das Täfelchen nicht beſpritzt oder ſonſt eine Unreinigkeit darauf bringt. Dann erzählte er uns, daß er ſchöne Borsdorfer Äpfel gefunden habe, welche durch einen Inſektenſtich zu einer früheren beinahe vollkommenen Reife gediehen ſeien. Er habe ſie am Stamme des Baumes zuſammengelegt, und werde den Vater bitten, ſie zu unterſuchen, ob man ſie nicht doch brauchen könne. Dann ſeien viele andere, welche vor der Zeit abfielen, weil die Bäume heuer mit zu viel Obſt beladen wären, und ihre Kraft nicht genug iſt, alle zur Reife zu bringen. Dieſe habe er auch zuſammengelegt, ſo viele er in der erſten Baumreihe habe finden können. Sie werden wohl zu gar nichts tauglich ſein. Er freue ſich ſchon ſehr auf den Herbſt, wo man alles das herabnehmen werde, und wo auch die ſchönen rothen blauen und goldgrünen Trauben von dieſem Ganggeländer heruntergeleſen werden würden. Es ſei gar nicht mehr lange bis dahin."

„Wir ſprachen nicht, und gingen einige Male in dem Gange mit ihm hin und wider."

„Die große Erregung hatte ſich ein wenig gelegt, und wir gingen in das Haus. Ich ging aber nicht mit Mathilden zu ihrer Mutter, wie ich ſonſt immer gethan hatte, ſondern nachdem ich Alfred in ſein Zimmer geſchickt hatte, ſchweifte ich durch die Büſche herum, und ging immer wieder auf den Plaz, von welchem ich die Fenſter ſehen konnte, innerhalb welcher die theuerſte aller Geſtalten verweilte. Ich meinte, ich müſſe ſie durch mein Sehnen zu mir herausziehen können. Es war erſt ein Augenblick, ſeit wir uns getrennt hatten, und mir erſchien es ſo lange. Ich glaubte, ohne ſie nicht beſtehen zu können, ich glaubte, jede Zeit ſei ein verlornes Gut, in welcher ich das holde ſchlanke Mädchen nicht an mein Herz drückte. Ich hatte früher nie irgend ein Mädchen bei der Hand gefaßt als meine Schweſter, ich hatte nie mit einem ein liebes Wort geredet oder einen freundlichen Blick gewechſelt. Dieſes Gefühl war jezt wie ein Sturmwind über mich gekommen. Ich glaubte ſie durch die Mauern in ihrem Zimmer gehen ſehen zu müſſen mit dem langen kornblumenblauen Kleide mit den glanzvollen Augen und dem roſenherrlichen Munde. Es bewegte ſich der Fenſtervorhang; aber ſie war nicht an demſelben, es ſchimmerte an dem Glaſe wie von einem roſigen Angeſichte; aber es war nur ein ſchiefes Hereinleuchten der beginnenden Abendröthe geweſen. Ich ging wieder durch die Büſche, ich ging durch den Weinlaubengang in den Obſtgarten, der Weinlaubengang war mir jezt ein fremdwichtiges Ding, wie ein Pallaſt aus dem fernſten Morgenlande. Ich ging durch das Haſelnußgebüſch zu dem Roſenhauſe, es war als blühten und glühten alle Roſen um das Haus, obwohl nur die grünen Blätter und die Ranken um dasſelbe waren. Ich ging wieder zu unſerem Wohnhauſe zurück, und ging auf den Plaz, von dem ich Mathildens Fenſter ſehen mußte. Sie beugte ſich aus einem heraus, und ſuchte mit den Augen. Als ſie mich erblickt hatte, fuhr ſie zurück. Auch mir war es geweſen, da ich die holde Geſtalt ſah, als hätte mich ein Wetterſtrahl getroffen. Ich ging wieder in die Büſche. Es waren Flieder in jener Gegend, die eine Strecke Raſen ſäumten, und in ihrer Mitte eine Bank hatten, um im Schatten ruhen zu können. Zu dieſer Bank ging ich immer wieder zurück. Dann ging ich wieder auf ein Fleckchen Raſen, und ſah gegen die Fenſter. Sie beugte ſich wieder heraus. Dies thaten wir ungezählte Male, bis der Flieder in dem Roth der Abendröthe ſchwamm, und die Fenſter wie Rubinen glänzten. Es war zauberhaft, ein ſüſſes Geheimniß mit einander zu haben, ſich ſeiner bewußt zu ſein, und es als Glut im Herzen zu hegen. Ich trug es entzückt in meine Wohnung.“

„Als wir zum Abendeſſen zuſammen kamen, fragte mich Mathildens Mutter: „„Warum ſeid ihr denn heute, da ihr mit den Kindern aus dem Garten zurückgekehrt waret, nicht mehr zu mir gegangen?““

„Ich vermochte auf dieſe Frage nicht ein Wort zu antworten; es wurde aber nicht beachtet.“

„Ich ſchlief in der ganzen Nacht kaum einige Augenblicke. Ich freute mich ſchon auf den Morgen, an dem ich ſie wieder ſehen würde. Wir trafen alle in dem Speiſeſaale zu dem Frühmahle zuſammen. Ein Blick ein leichtes Erröthen ſagte alles, ſie ſagten, daß wir uns beſaßen, und daß wir es wußten. Den ganzen Morgen brachte ich mit Alfred im eifrigen Lernen zu. Gegen Mittag, als Gräſer und Laubblätter getrocknet waren, gingen wir in den Garten. Mathilde flog mit einem Buche, in dem ſie eben geleſen hatte, aus dem Hauſe, ſie eilte auf uns zu, und wir tauſchten den Blick der Einigung. Sie ſah mich innig an, und ich fühlte, wie meine Empfindung aus meinen Augen ſtrömte. Wir gingen durch den Blumengarten und durch den Gemüſegarten auf den Weinlaubengang zu. Es war, als hätten wir uns verabredet, dorthin zu gehn. Mathilde und ich ſprachen gewöhnliche Dinge, und in den gewöhnlichen Dingen lag ein Sinn, den wir verſtanden. Sie gab mir ein Weinblatt, und ich verbarg das Weinblatt an meinem Herzen. Ich reichte ihr ein Blümchen, und ſie ſteckte das Blümchen in ihren Buſen. Ich nahm ihr das Papierſtreifchen, welches als Merkmal in ihrem Buche ſteckte, und behielt es bei mir. Sie wollte es wieder haben, ich gab es nicht, und ſie lächelte, und ließ es mir. Wir kamen in das Haſelgebüſch, durchſtreiften es, und traten vor die Roſen des Gartenhauſes. Sie nahm einige welke Blätter ab, und reinigte dadurch den Zweig. Ich that das nehmliche mit dem Nachbarzweige. Sie gab mir ein grünes Roſenblatt, ich knickte einen zarten Zweig, was eigentlich nicht erlaubt war, und gab ihr den Zweig. Sie wendete ſich einen Augenblick ab, und da ſie ſich wieder uns zugewandt, hatte ſie den Roſenzweig bei ſich verborgen. Wir gingen in das Gartenhaus, ſie ſtand an dem Tiſche, und ſtüzte ſich mit ihrer Hand auf die Platte desſelben. Ich legte meine Hand auch auf die Platte, und nach einigen Augenblicken hatten ſich unſere Finger berührt. Sie ſtand wie eine feurige Flamme da, und mein ganzes Weſen zitterte. Im vorigen Sommer hatte ich ihr oft die Hand gereicht, um ihr über eine ſchwierige Stelle zu helfen, um ſie auf einem ſchwanken Stege zu ſtüzen, oder ſie auf ſchmalem Pfade zu geleiten. Jezt fürchteten wir, uns die Hände zu geben, und die Berührung war von der größten Wirkung. Es iſt nicht zu ſagen, woher es kommt, daß vor einem Herzen die Erde der Himmel die Sterne die Sonne das ganze Weltall verſchwindet, und vor dem Herzen eines Weſens, das nur ein Mädchen iſt, und das andere noch ein Kind heißen. Aber ſie war wie der Stengel einer himmliſchen Lilie zaubervoll anmuthsvoll unbegreiflich."

„Wir gingen wieder in das Haus, und wir gingen, ehe wir zu dem Mittageſſen gerufen wurden, zu der Mutter. Bei der Mutter waren wir ſtiller und wortarmer als gewöhnlich. Mathilde ſuchte ſich ein Papierſtreifchen, und legte es wieder an jener Stelle in das Buch, wo ich ihr das Merkzeichen herausgenommen hatte. Dann ſetzte ſie ſich zu dem Claviere, und rief einzelne Töne aus den Saiten. Alfred erzählte, was wir in dem Garten gethan hatten, und berichtete der Mutter, daß wir verdorrte und unbrauchbare Blätter von den Roſenzweigen, die an den Latten des Gartenhauſes angebunden ſind, herabgenommen hätten. Hierauf wurden wir zu dem Mittageſſen gerufen. Nachmittag war kein Spaziergang. Die Eltern gingen nicht, und ich ſchlug Alfred und Mathilden keinen vor. Ich nahm ein Buch eines Lieblingsdichters, las ſehr lange, und feurige Thränen wie heiße Tropfen kamen öfter in meine Augen. Später ſaß ich auf der Bank in dem Fliedergebüſche, und ſchaute zuweilen durch die Zweige auf die Wohnung Mathildens. Dort ſtand manches Mal das Mädchen, das ſo ſchön wie ein Engel war, an dem Fenſter. Gegen den Abend ſpielte Mathilde in dem Zimmer der Mutter auf dem Claviere ſehr ernſt ſehr ſchön und ſehr ergreifend. Dann nahm ſie noch die Zither, und ſpielte auf derſelben ebenfalls. Die Saiten mußten ſie ſo ergriffen haben, daß ſie nicht aufhören konnte. Sie ſpielte immer fort, und die Töne wurden immer rührender, und ihre Verbindung immer natürlicher. Die Mutter lobte ſie ſehr. Der Vater, welcher in einem Geſchäfte in der nächſten kleinen Stadt geweſen war, kam endlich auch zur Mutter, und wir blieben in dem Zimmer derſelben, bis wir zu dem Abendeſſen gerufen wurden. Der Vater nahm Mathilden an den Arm, und führte ſie zärtlich in den Speiſeſaal."

„Es begann nun eine merkwürdige Zeit. In meinem und Mathildens Leben war ein Wendepunkt eingetreten. Wir hatten uns nicht verabredet, daß wir unſere Gefühle geheim halten wollen; dennoch hielten wir ſie geheim, wir hielten ſie geheim vor dem Vater vor der Mutter vor Alfred und vor allen Menſchen. Nur in Zeichen, die ſich von ſelber gaben, und in Worten, die nur uns verſtändlich waren, und die wie von ſelber auf die Lippen kamen, machten ſie wir uns gegenſeitig kund. Tauſend Fäden fanden ſich, an denen unſere Seelen zu einander hin und her gehen konnten, und wenn wir in dem Beſitze von dieſen tauſend Fäden waren, ſo fanden ſich wieder tauſend, und mehrten ſich immer. Die Lüfte die Gräſer die ſpäten Blumen der Herbſtwieſe die Früchte der Ruf der Vögel die Worte eines Buches der Klang der Saiten ſelbſt das Schweigen waren unſere Boten. Und je tiefer ſich das Gefühl verbergen mußte, deſto gewaltiger war es, deſto drängender loderte es in dem Innern. Auf Spaziergänge gingen wir drei Mathilde Alfred und ich jezt weniger als ſonſt, es war, als ſcheuten wir uns vor der Anregung. Die Mutter reichte oft den Sommerhut, und munterte auf. Das war dann ein großes ein namenloſes Glück. Die ganze Welt ſchwamm vor den Blicken, wir gingen Seite an Seite, unſere Seelen waren verbunden, der Himmel die Wolken die Berge lächelten uns an, unſere Worte konnten wir hören, und wenn wir nicht ſprachen, ſo konnten wir unſere Tritte vernehmen, und wenn auch das nicht war, oder wenn wir ſtille ſtanden, ſo wußten wir, daß wir uns beſaßen, der Beſiz war ein unermeßlicher, und wenn wir nach Hauſe kamen, war es, als ſei er noch um ein Unſägliches vermehrt worden. Wenn wir in dem Hauſe waren, ſo wurde ein Buch gereicht, in dem unſere Gefühle ſtanden, und das Andere erkannte die Gefühle, oder es wurden ſprechende Muſiktöne hervorgeſucht, oder es wurden Blumen in den Fenſtern zuſammengeſtellt, welche von unſerer Vergangenheit redeten, die ſo kurz und doch ſo lang war. Wenn wir durch den Garten gingen, wenn Alfred um einen Buſch bog, wenn er in dem Gange des Weinlaubes vor uns lief, wenn er früher aus dem Haſelgebüſche war als wir, wenn er uns in dem Innern des Gartenhauſes allein ließ, konnten wir uns mit den Fingern berühren, konnten uns die Hand reichen, oder konnten gar Herz an Herz fliegen, uns einen Augenblick halten, die heißen Lippen an einander drücken, und die Worte ſtammeln: „„Mathilde, dein auf immer und auf ewig, nur dein allein, und nur dein nur dein allein!‟

„„O ewig dein, ewig, ewig, Guſtav, dein, nur dein, und nur dein allein.‟‟

„Dieſe Augenblicke waren die allerglückſeligſten.‟

„So war der tiefe Herbſt gekommen. Wir hatten in dem Reſte des Sommers ein Äußeres nicht vermißt. Mathilde und Alfred hatten immer weniger verlangt, in die Nachbarſchaft zu fahren, und ſo war es gekommen, daß auch die Eltern weniger fuhren, und daß auch Fremde weniger zu uns kamen. Wenn ſie aber da waren, wenn auch Alfred an den Spielen und Ergötzungen der Kinder Theil nahm, ſo war

Mathilde doch theilnahmloſer als je. Sie hielt ſich ferne, wie eine, die nicht hieher gehört. Auch in ihrem körperlichen Weſen war in dieſer kurzen Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Sie war ſtärker geworden, ihre Wangen waren purpurner ihre Augen glänzender geworden. Alfred liebte mich ſehr. Neben ſeinen Eltern und ſeiner Schweſter liebte er vielleicht nichts ſo ſehr als mich, und ich vergalt es ihm mit ganzer Seele.“

„Der ſpäte Herbſt war endlich dem Beginne des Winters gewichen. Wie wir ſehr früh von der Stadt auf das Land gingen, ſo blieben wir auch ſehr tief in die ſinkende Jahreszeit hinein auf demſelben. Alfreds Erwartung war in Erfüllung gegangen. Das Obſt und die Trauben waren abgenommen worden. Auf den Zweigen der Bäume war kein Blatt mehr, und der Nebel und der Froſt zogen ſich durch die Gründe des Thales. Da gingen wir in die Stadt. Dort war Mathilde enger umgrenzt. Lehrer Erziehungsſtunden Unterricht Arbeiten drängten ſich an ſie heran. Ihr ganzes Weſen aber war begeiſterter und getragener, und ich erſchien mir reich, um vieles reicher als die Beſizer all der Häuſer der Palläſte und des Glanzes der ungeheuren Stadt. Wir konnten uns nur ſeltener ſprechen; aber wenn ſie mir auf dem Gange begegnete, wenn ſie mir in dem Zimmer der Mutter einige Worte ſagen konnte, wenn in der Menge das Geſchick uns an einander vorüberführte, oder wenn uns ein anderer günſtiger Augenblick gegeben war: dann ſagten mir ihre ſchönen Augen, dann ſagten einige Worte, wie ſehr wir uns liebten, wie unveränderlich dieſe Liebe ſei, und wie unbegrenzt unſere Seelen einander beherrſchten. Sie wurde jezt auch von andern Leuten bemerkt, und junge Männer richteten ihre Augen auf ſie; aber wenn man ihr entgegen kam, wenn ihr gehuldigt wurde, wenn man ſie in einer Familie feierte: ſo war ſie ganz ruhig gegen dieſe Dinge, ſezte ihnen gar keine Äußerung entgegen, und ihr engelſchönes Weſen ſagte mir, es ſagte es nur von mir verſtanden, daß ſie mit ihrer wundervollen Geſtalt mit der Wärme ihrer Seele und dem Glanz ihres Aufblühens nur mich beglücke, und daß es ihr Wonne mache, mich beglücken zu können. Oft, wenn ich von weiten Gängen in der Stadt zurückkehrte, und zu dem Hauſe kam, in welchem wir wohnten, blieb ich ſtehen, und betrachtete das Haus. Es war merkwürdiger es war geſeit worden vor den Häuſern der Stadt, und mit Rührung ſah ich auf die Mauern, innerhalb welcher das Weſen wohnte, das von überirdiſchen Räumen gekommen war, meine Seele zu erfüllen. Mathilde ſah die Vergötterung, welche ich ihr weihte, ſie ſah dieſelbe genau auf den geheimen Wegen, auf denen ich ihre Liebe erkannte, und Freude leuchtete darüber von ihrer Stirne, welche gleichfalls nur von mir geſehen wurde. Die Eltern Mathildens fingen auch an, ſie in vorzüglichere Stoffe zu kleiden, als ſie bisher gethan hatten, und wenn ſie mit edlen Gewändern angethan vor mir ſtand, kam ſie mir ferner und näher fremder und angehöriger vor als ſonſt.“

„Eines Tages, als ich über die Treppe unſers Hauſes, welches nur von unſerer Familie allein bewohnt wurde, herabging, um einen Freund zu beſuchen, begegnete mir Mathilde. Sie war mit der Mutter an das Haus gefahren, die Mutter war in dem Wagen ſitzen geblieben, ſie aber ſollte hinaufgehen, um irgend etwas zu holen. Sie war in ſchwarze Seide gekleidet, ein ſeidenes Mäntelchen war um ihre Schultern, und aus dem Hute mit dem grünen Flore ſah das blühende durch die Kälte erfriſchte Angeſicht hervor. Da wir uns hinter einer Biegung der Treppe begegneten, wurde ſie dunkelglühend. Ich erſchrak, und ſagte aber: „„O Mathilde, Mathilde, du himmelvolles Weſen, alle ſtreben ſie nach dir, wie wird das werden, o wie wird das werden?!‟‟

„‚Guſtav, Guſtav,‟‟ antwortete ſie, „‚du biſt der trefflichſte von allen, du biſt ihr König, du biſt der Einzige, alles iſt gut und herrlich, und Millionen Kräfte ſollen es nicht zerreißen können.‟‟

„Ich ergrif ihre Hand, ein glühender Kuß nur einen Augenblick gegeben aber mit feſt aneinandergedrückten Lippen bekräftigte die Worte. Ich hörte ihre Seide die Treppe emporrauſchen, ich aber ging die Stufen hinunter. Da ich unten die gläſerne Doppelthür der Treppe geöffnet hatte, ſah ich den Wagen ſtehen. Hinter den Fenſtern desſelben ſaß freundlich die Mutter Mathildens, und ſah mich an. Ich grüßte ſie ehrerbiethig, und ging vorüber. Ich ging nun nicht mehr zu dem Freunde, den ich hatte beſuchen wollen.‟

„Mit Alfred betrieb ich das, was er zu lernen hatte, immer eifriger, ich war immer ſorgſamer, daß er es gut inne habe, und legte, wo ich konnte, wie früher und in noch größerem Maße ſelber Hand an. Auch auf den Gang ſeiner Entwickelung im Allgemeinen ſuchte ich ſo einzuwirken, wie es mir nur möglich war. Ich ſprach ſehr viel mit ihm, und ging ſehr viel mit ihm um. Er ſchloß ſich, da er es wohl wußte, daß ich ihn liebe, immer inniger an mich an, ja er ſchloß ſich auf das Innigſte und faſt ausſchließlich an mich. Er wohnte wie auf dem Lande ſo auch in der Stadt neben mir.“

„Im erſten Frühlinge fuhren wir wieder wie im vorigen Jahre nach Heinbach. Es war wieder die Veranſtaltung getroffen, daß Mathilde Alfred und ich in einem Wagen fuhren. Alfred ſaß wieder neben mir, und ſchmiegte ſich an mich. Mathilde ſaß gegenüber. Und ſo konnten wir uns zwei Tage mit den Augen der Liebe ungehindert anſehen, und konnten mit einander ſprechen. Und wenn wir auch von gleichgültigen Dingen redeten, ſo hörten wir doch unſere Stimme, und in gewöhnlichen Dingen zitterte das tiefe Herz durch. Jene zwei Tage waren die glückſeligſten meines Lebens.“

„Auf dem Lande begann nun wieder ein Leben, wie es im vergangenen Jahre geweſen war. Wir waren ungebunden, und konnten leichter unſere Seelen tauſchen. Wir waren freier in dem Zimmer der Mutter oder in dem des Vaters, wir konnten den Garten beſuchen, wir konnten unter den Bäumen des Raſenplazes wandeln, und wir konnten ſpazieren gehen. Am liebſten wurde uns der Weinlaubengang.

Er war ein Heiligthum geworden, ſeine Zweige ſahen uns vertraut an, ſeine Blätter wurden unſere Zeugen, und durch ſeine Verſchlingungen bebte manches tiefe Wort und wehte mancher Hauch der unergründlichſten Glückſeligkeit. Faſt eben ſo lieb war uns das Gartenhaus. Manchen Flug der Wonne deckte es mit ſeinen ſchüzenden Mauern, und es umgab uns wie ein ſtiller Tempel, wenn wir alle drei eintraten und zwei Gemüther wallten. Wir gingen oft an dieſe beiden Orte. Die Verbindungsfäden wuchſen tauſendfach, Mathilde wurde ſtets noch herrlicher, ſie wurde von andern immer heißer begehrt, aber ihre Seele ſchloß ſich nur feſter an die meinige."

„Ich machte jezt oft ſehr große Wege allein. Wenn ich ſo weit war, daß ich das Haus nicht mehr ſehen konnte, und wenn ich ſo daſtand, und die weißen Wolken betrachtete, die über dem Hauſe ſtehen mußten, und wenn ich auf den Wald ſah, jenſeits deſſen das Haus ſich befand, ſo kam eine tiefe Bewegung in mich. Und wenn ich dann nach Hauſe eilte, ins Innere der Mauern ging, ſie da ſah, und an ihr die Freude des Wiederſehens erkannte, ſo frohlockte gleichſam ſpringend mir das Herz in dem Buſen über meinen unendlichen Beſiz."

„Dennoch war allgemach etwas da, das wie ein Übel in mein Glück bohrte. Es nagte der Gedanke an mir, daß wir die Eltern Mathildens täuſchen. Sie ahnten nicht, was beſtand, und wir ſagten es ihnen nicht. Immer drückender wurde mir das Gefühl, und immer ängſtender laſtete es auf meiner Seele. Es war wie das Unheil der Alten, welches immer größer wird, wenn man es berührt.“

„Eines Tages, da eben die Roſenblüthe war, ſagte ich zu Mathilden, ich wolle zur Mutter gehen, ihr alles entdecken, und ſie um ihr gütiges Vorwort bei dem Vater bitten. Mathilde antwortete, das werde gut ſein, ſie wünſche es, und unſer Glück müſſe dadurch ſich erſt recht klären und befeſtigen.“

„Ich ging nun zur Mutter Mathildens, und ſagte ihr alles mit ſchlichten Worten aber mit zagender Stimme.“

„„Ich habe das von euch nicht erwartet, und nicht geahnt,““ erwiederte ſie, „„ich kann euch auch einen Beſcheid nicht geben. Ich muß erſt mit meinem Gatten ſprechen. Kommt in einer Stunde in mein Zimmer, und ich werde euch antworten.““

„Ich verbeugte mich, verließ ihr Gemach, und begab mich in mein Eckzimmer.“

„Als die Stunde vorüber war, ging ich in das Beſuchzimmer der Mutter Mathildens. Sie erwartete mich ſchon. Sie ſaß an ihrem Tiſche, um den wir uns ſo oft verſammelt hatten. Sie both mir auch einen Stuhl an. Nachdem ich mich geſezt hatte, ſagte ſie: „„Mein Gatte iſt mit mir gleicher Anſicht. Wir haben euch ein Vertrauen geſchenkt, das ſo groß war, daß wir es nicht verantworten können. Ihr gabet uns Grund zu dieſem Vertrauen. Wir wollen nicht weiter darüber rechten. Aber eins muß geſprochen werden. Die Verbindung, welche ihr beide geſchloſſen habt, iſt ohne Ziel, wenigſtens iſt jezt ein Ziel nicht abzuſehen. Ihr mögt wohl beide einen gleichen Antheil an der Schließung dieſes Bundes haben. Aber beide dürftet ihr vielleicht an ſeine Folgen nicht gedacht haben, ſonſt könnten wir euch ſchwerer entſchuldigen. Ihr habt euch nur eurem Gefühle hingegeben. Ich begreife das. Ich kann mir nur nicht erklären, daß ich es nicht ſchon früher begriffen habe. Ich habe euch ſo — ſo ſehr vertraut. Hört mich aber jezt an. Mathilde iſt noch ein Kind, es muß eine Reihe von Jahren vergehen, in denen ſie noch lernen muß, was ihr für ihren einſtigen Beruf noth thut, es muß noch eine Reihe von Jahren vergehen, ehe ſie nur begreift, was der Bund iſt, den ſie eben geſchloßen hat. Sie iſt lebhaft, ſie hat ein Gefühl von ihrer Seele Beſitz nehmen laſſen, welches ihr angenehm iſt, und welches wahrſcheinlich dieſe ihre ganze Seele erfüllt. Sollen wir ſie in dieſem Gefühle befangen ſein laſſen in der ganzen Zeit, in der ſie erſt die wichtigſten Vorbereitungen zu ihrem künftigen Leben treffen muß, oder ſoll ſie ruhiger ſein, um dieſe Vorbereitungen in dem rechten Maße treffen zu können? Soll das Gefühl nun fortdauern, immer fort, bis wir ſagen können, daß ſie Braut ſei? Wenn es fortdauert, wird es nicht peinigende Stunden bringen, da es nicht ſo bald in ſeinen natürlichen Abſchluß gelangen kann, und Zweifel Ungeduld Vorwärtstreiben Unmuth und Schmerz in ſeinem Gefolge führen? Wird es da nicht jene ſchönen edlen heitern ruhigen Tage wegfreſſen, die der aufblühenden Jungfrau beſtimmt ſind, ehe ſie den Brautkranz in ihre Haare flicht? Sind nicht oft frühzeitige auf weite Ziele gerichtete Neigungen die Zerſtörerinnen des Lebensglückes geworden? Wenn ihr Mathilden liebt, wenn ihr ſie mit wahrhafter Liebe eures Herzens liebt, könnt ihr ſie einer ſolchen Gefahr ausſezen wollen? Gräbt nicht tiefes Sehnen und heftiges Fühlen durch Jahre fortgeſezt alle Kräfte des Menſchen an? Und wie, wenn die Neigung des einen ſchwindet, und das andere troſtlos iſt? oder wenn ſie in beiden ermattet, und eine Leere hinter ſich läßt? Ihr werdet beide ſagen, das ſei bei euch nicht möglich. Ich weiß, daß ihr jezt ſo fühlt, ich weiß, daß es bei euch vielleicht auch nicht möglich iſt; allein ich habe oft geſehen, daß Neigungen aufhörten und ſich änderten, ja daß die ſtärkſten Gefühle, welche allen Gewalten trozten, dann, da ſie keinen andern Widerſtand mehr hatten als die zähe immer dauernde aufreibende Zeit, dieſer ſtillen und unſcheinbaren Gewalt unterlegen ſind. Soll Mathilde — ich will ſagen eure Mathilde — dieſer Möglichkeit anheim gegeben werden? Iſt ihr das Leben, in das ſie jezt mit friſcher Seele hinein ſieht, nicht zu gönnen? Es iſt größere Liebe, auf die eigene Seligkeit nicht achten, ja die gegenwärtige Seligkeit des geliebten Gegenſtandes auch nicht achten, aber dafür das ruhige feſte und dauernde Glück desſelben begründen. Das, glaube ich, iſt eure und iſt Mathildens Pflicht. Ihr könnt mir nicht einwenden, daß dieſes Glück durch eine Verbindung, die ſogleich geſchloſſen wird, zu begründen ſei. Wenn auch Mathildens Vermögen ſo groß wäre, daß daraus ein Familienbeſizſtand gegründet werden könnte, wenn ihr es auch über euch vermöchtet, von dem Vermögen eurer Gattin wenigſtens eine Zeit hindurch zu leben, was ich bezweiſle, ſo wäre damit doch noch nichts gewonnen, da Mathilde, wie ich ſagte, die bei weitem größere Zahl von Eigenſchaften noch nicht beſizt, welche eine Gattin und Mutter beſizen muß, da ſie ferner nach den Anſichten, die wir über das körperliche Wohl unſerer Kinder für unſere Pflicht halten, wenigſtens vor ſechs oder ſieben Jahren ſich nicht vermählen kann, und da alſo die Unſicherheit und Gefahr, wie ich früher ſprach, auch bei dieſer eurer Behauptung für ſie und euch vorhanden wären. Da die Kinder in dem Alter Mathildens ihren Eltern ohne Bedingung zu folgen haben, und da gute Kinder, wozu ich Mathilden zähle, auch wenn es ihrem Herzen Schmerz macht, gerne folgen, weil ſie der Liebe und der beſſern Einſicht der Eltern vertrauen: ſo hätte ich nur ſagen dürfen, mein Gatte und ich erkennen, daß zum Wohle Mathildens das Band, das ſie geſchlungen hat, nicht fortdauern dürfe, und daß ſie daher dasſelbe abbrechen möge; allein ich habe euch die Gründe unſerer Anſicht entwickelt, weil ich euch hochachte, und weil ich auch geſehen habe, daß ihr mir zugethan ſeid, wie ja auch euer Geſtändniß beweist, welches freilich etwas früher hätte gemacht werden ſollen. Erlaubt, daß ich nun auch von euch etwas ſpreche. Ihr ſeid wenn auch älter als Mathilde doch als Mann noch ſo jung, daß ihr die Lage, in der ihr ſeid, kaum zu beurtheilen fähig ſein dürftet. Mein Gatte und ich ſind der Anſicht, daß ihr, ſo weit wir euch kennen, durch euer Gefühl, das immer edel und warm iſt, in die Neigung zu Mathilden, der wir auch als Eltern immerhin einigen Liebreiz zuſprechen müſſen, geſtürzt worden ſeid, daß ſich euch das Gefühl als etwas Hohes und Erhabenes angekündigt hat, das euch noch dazu ſo beſeligte, und daß ihr daher an keinen Widerſtand gedacht habt, der euch ja auch als Untreue an Mathilden erſcheinen mußte. Allein eure Lage in dieſer Art genommen darf nicht als die geſezmäßige bezeichnet werden. Ihr ſeid ſo jung, ihr habt euch in den Anfang einer Laufbahn begeben. Ihr müßt nun in derſelben fortfahren, oder, wenn ihr ſie mißbilligt, eine andere einſchlagen. In ganz und gar keiner kann ein Mann von eurer Begabung und eurem inneren Weſen nicht bleiben. Welche lange Zeit liegt nun vor euch, die ihr benüzen müßt, euch in jene feſte Lebensthätigkeit zu bringen, die euch noth thut, und euch jene äußere Unabhängigkeit zu erwerben, die ihr braucht, damit ihr beides zur Errichtung eines dauernden Familienverhältniſſes anwenden könnt. Welche Unſicherheit in euren Beſtrebungen, wenn ihr eine verfrühte Neigung in dieſelben hinein nehmt, und welche Gefahren in dieſer euch beherrſchenden Neigung für euer Weſen und euer Herz! Es wird euch beiden jezt Schmerz machen, das geknüpfte Band zu löſen oder wenigſtens aufzuſchieben, wir wiſſen es, wir fühlen den Schmerz, ihr beide dauert uns, und wir machen uns Vorwürfe, daß wir die entſtandene Sachlage nicht zu verhindern gewußt haben; aber ihr werdet beide ruhiger werden, Mathilde wird ihre Bildung vollenden können, ihr werdet in eurem zukünftigen Stande euch befeſtiget haben, und dann kann wieder geſprochen werden. Ihr hättet auch ohne dieſe Neigung nicht lange mehr in eurer gegenwärtigen Stellung bleiben können. Wir verdanken euch ſehr viel. Unſer Alfred und auch Mathilde reiften an euch ſehr ſchön empor. Aber eben deßhalb hätten wir es nicht über unſer Gewiſſen bringen können, euch länger zu unſerem Vortheile von eurer Zukunft abzuhalten, und mein Gatte hatte ſich vorgenommen, mit euch über dieſe Sache zu ſprechen. Überdenkt, was ich euch ſage. Ich verlange heute keine Antwort; aber gebt ſie mir in dieſen Tagen. Ich habe noch einen Wunſch, ich kenne euch, und ich will ihn euch deßhalb anvertrauen. Ihr habt eine ſehr große Gewalt über Mathilden, wie wir wohl immer geſehen haben, wie ſie uns in ihrer Größe aber nicht erſchienen iſt, wendet, wenn meine Worte bei euch einen Eindruck machten, dieſe Gewalt auf ſie an, um ſie von dem zu überzeugen, was ich euch geſagt habe, und um das arme Kind zu beruhigen. Wenn es euch gelingt, glaubt mir, ſo erweiſet ihr Mathilden dadurch eine große Liebe, ihr erweiſet ſie euch und auch uns. Geht dann mit dem Eifer der Begabung und der Ausdauer, wie ihr ſie in unſerem Hauſe bewieſen habt, an euren Beruf. Wir waren euch alle ſehr zugethan, ihr werdet wieder Neigung und Anhänglichkeit finden, ihr werdet ruhiger werden, und alles wird ſich zum Guten wenden.““

„Sie hatte ausgeſprochen, legte ihre ſchöne freundliche Hand auf den Tiſch, und ſah mich an.“

„„Ihr ſeid ja ſo blaß wie eine getünchte Wand,““ ſagte ſie nach einem Weilchen.“

„In meine Augen drangen einzelne Thränen, und ich antwortete: „„Jetzt bin ich ganz allein. Mein Vater meine Mutter meine Schweſter ſind geſtorben.““

Mehr konnte ich nicht ſagen, meine Lippen bebten vor unſäglichem Schmerz.“

„Sie ſtand auf, legte ihre Hand auf meinen Scheitel, und ſagte unter Thränen mit ihrer lieblichen Stimme: „„Guſtav, mein Sohn! du biſt es ja immer geweſen, und ich kann einen beſſeren nicht wünſchen. Geht jezt beide den Weg eurer Ausbildung, und wenn dann einſt euer gereiftes Weſen dasſelbe ſagt, was jezt das wallende Herz ſagt, dann kommt beide, wir werden euch ſegnen. Stört aber durch Fortſpinnen Steigern und vielleicht Abarten eurer jezigen heftigen Gefühle nicht die euch ſo nöthige lezte Entwicklung.““

„Es war das erſte Mal geweſen, daß ſie mich du genannt hatte.“

„Sie verließ mich, und ging einige Schritte im Zimmer hin und wieder.“

„„Verehrte Frau,““ ſagte ich nach einer Weile, „„es iſt nicht nöthig, daß ich euch morgen oder in dieſen Tagen antworte; ich kann es jezt ſogleich. Was ihr mir an Gründen geſagt habt, wird ſehr richtig ſein, ich glaube, daß es wirklich ſo iſt, wie ihr ſagt; allein mein ganzes Innere kämpft dagegen, und wenn das Geſagte noch ſo wahr iſt, ſo vermag ich es nicht zu faſſen. Erlaubt, daß eine Zeit hierüber vergehe, und daß ich dann noch einmal durchdenke, was ich jezt nicht denken kann. Aber eins iſt es, was ich faſſe. Ein Kind darf ſeinen Eltern nicht ungehorſam ſein, wenn es nicht auf ewig mit ihnen brechen, wenn es nicht die Eltern oder ſich ſelbſt verwerfen ſoll. Mathilde kann ihre guten Eltern nicht verwerfen, und ſie iſt ſelber ſo gut, daß ſie auch ſich nicht verwerfen kann. Ihre Eltern verlangen, daß ſie jezt das geſchloſſene Band auflöſen möge, und ſie wird folgen. Ich will es nicht verſuchen, durch Bitten das Gebot der Eltern wenden zu wollen. Die Gründe, welche ihr mir geſagt habt, und welche in mein Weſen nicht eindringen wollen, werden in dem eurigen feſt haften, ſonſt hättet ihr mir ſie nicht ſo nachdrücklich geſagt, hättet ſie mir nicht mit ſolcher Güte und zulezt nicht mit Thränen geſagt. Ihr werdet davon nicht laſſen können. Wir haben uns nicht vorzuſtellen vermocht, daß das, was für uns ein ſo hohes Glück war, für die Eltern ein Unheil ſein wird. Ihr habt es mir mit eurer tiefſten Überzeugung geſagt. Selbſt wenn ihr irrtet, ſelbſt wenn unſere Bitten euch zu erweichen vermöchten, ſo würde euer freudiger Wille euer Herz und euer Segen mit dem Bunde nicht ſein, und ein Bund ohne der Freude der Eltern ein Bund mit der

Trauer von Vater und Mutter müßte auch ein Bund der Trauer ſein, er wäre ein ewiger Stachel, und euer ernſtes oder bekümmertes Antliz würde ein unvertilgbarer Vorwurf ſein. Darum iſt der Bund, und wäre er der berechtigteſte, aus, er iſt aus auf ſo lange, als die Eltern ihm nicht beiſtimmen können. Eure ungehorſame Tochter würde ich nicht ſo unausſprechlich lieben können, wie ich ſie jezt liebe, eure gehorſame werde ich ehren und mit tiefſter Seele, wie fern ich auch ſein mag, lieben, ſo lange ich lebe. Wir werden daher das Band löſen, wie ſchmerzhaft die Löſung auch ſein mag. — O Mutter, Mutter! — laßt euch dieſen Namen zum erſten und vielleicht auch zum lezten Male geben — der Schmerz iſt ſo groß, daß ihn keine Zunge ausſprechen kann, und daß ich mir ſeine Größe nie vorzuſtellen vermocht habe.""

„„Ich erkenne es,"" antwortete ſie, „„und darum iſt ja der Kummer, den ich und mein Gatte empfinden, ſo groß, daß wir unſerem theuren Kinde und euch, den wir auch lieben, die Seelenkränkung nicht erſparen können.""

„„Ich werde morgen Mathilden ſagen,"" erwiederte ich, „„daß ſie ihrem Vater und ihrer Mutter gehorchen müſſe. Heute erlaubt mir, verehrte Frau, daß ich meine Gedanken etwas ordne — und daß ich auch noch andere Dinge ordne, die noth thun.""

„Die Thränen waren mir wieder in die Augen getreten."

„„Sammelt euch, lieber Guſtav,"" ſagte ſie, „„und thut, was ihr für gut haltet, ſprecht mit Mathilden oder ſprecht auch nicht, ich ſchreibe euch nichts vor. Es wird eine Zeit kommen, in der ihr einſehen werdet, daß ich euch nicht ſo unrecht thue, als ihr jezt vielleicht glauben mögt.""

„Ich küßte ihr die Hand, die ſie mir gütig gab, und verließ das Zimmer."

„Am andern Tage bath ich Mathilden, mit mir einen Gang in den Garten zu machen. Wir gingen durch den erſten Theil desſelben, und wir gingen durch den Weinlaubengang bis zu dem Gartenhauſe, an dem die Roſen blühten. Während wir ſo wandelten, ſprachen wir faſt kein Wort, außer daß wir ſagten, wie uns hie und da eine Blume gefalle, wie das Weinlaub ſchön ſei, und wie der Tag ſich ſo ausgeheitert habe. Wir waren zu geſpannt auf das, was da kommen werde, Mathilde auf das, was ich ihr mitzutheilen habe, und ich auf das, wie ſie die Mittheilung aufnehmen werde. In der Nähe des Gartenhauſes war eine Bank, auf welche von einem Roſengebüſche Schatten fiel. Ich lud ſie ein, mit mir auf der Bank Plaz zu nehmen. Sie that es. Es war das erſte Mal, daß wir ganz allein in den Garten gingen, und daß wir allein bei einander auf einer Bank ſaſſen. Es war das Vorzeichen, daß uns dies in Zukunft entweder ungeſtört werde geſtattet ſein, oder daß es das lezte Mal ſei, und daß man darum ein unbedingtes Vertrauen in uns ſeze. Ich ſah, daß Mathilde das empfinde; denn in ihrem ganzen Weſen war die höchſte Erwartung ausgeprägt. Deßohngeachtet rief ſie mit keinem Worte den Anfang der Mittheilungen hervor. Mein Weſen mochte ſie in Angſt geſezt haben; denn obwohl ich mir unzählige Male in der Nacht die Worte zuſammengeſtellt hatte, mit denen ich ſie anreden wollte, ſo konnte ich doch jezt nicht ſprechen, und obwohl ich ſuchte, meine Empfindungen zu bemeiſtern, ſo mochte doch der Schmerz in meinem Äußern zu leſen geweſen ſein. Da wir ſchon eine Weile geſeſſen waren, auf unſere Fußſpizen geſehen, und, was zu verwundern war, uns nicht an der Hand gefaßt hatten, fing ich an, mit zitternder Stimme und mit ſtockendem Athem zu ſagen, was ihre Eltern meinen, und daß ſie den Wunſch hegen, daß wir wenigſtens für die jezige Zeit unſer Band auflöſen mögen. Ich ging auf die Gründe, welche die Mutter angegeben hatte, nicht ein, und legte Mathilden nur dar, daß ſie zu gehorchen habe, und daß unter Ungehorſam unſer Bund nicht beſtehen könne.“

„Als ich geendet hatte, war ſie im höchſten Maße erſtaunt.“

„„Ich bitte dich, wiederhole mir nur in Kurzem, was du geſprochen haſt, und was wir thun ſollen,““ ſagte ſie.“

„„Du mußt den Willen deiner Eltern thun, und das Band mit mir löſen,““ antwortete ich.“

„„Und das ſchlägſt du vor, und das haſt du der Mutter verſprochen, bei mir auszuwirken?““ fragte ſie.

„„Mathilde nicht auszuwirken,““ antwortete ich, „„wir müſſen gehorchen; denn der Wille der Eltern iſt das Geſez der Kinder.““

„„Ich muß gehorchen,““ rief ſie, indem ſie von der Bank aufſprang, „„und ich werde auch gehorchen; aber du mußt nicht gehorchen, deine Eltern ſind ſie nicht. Du mußteſt nicht hieher kommen, und den Auftrag übernehmen, mit mir das Band der Liebe, das wir geſchloſſen hatten, aufzulöſen. Du mußteſt ſagen: „Frau, eure Tochter wird euch gehorſam ſein, ſagt ihr nur euren Willen; aber ich bin nicht verbunden, eure Vorſchriften zu befolgen, ich werde euer Kind lieben, ſo lange ein Blutstropfen in mir iſt, ich werde mit aller Kraft ſtreben, einſt in ihren Beſitz zu gelangen. Und da ſie euch gehorſam iſt, ſo wird ſie mit mir nicht mehr ſprechen, ſie wird mich nicht mehr anſehen, ich werde weit von hier fortgehen; aber lieben werde ich ſie doch, ſo lange dieſes Leben währt und das künftige, ich werde nie einer andern ein Theilchen von Neigung ſchenken, und werde nie von ihr laſſen.“ So hätteſt du ſprechen ſollen, und wenn du von unſerm Schloſſe fortgegangen wäreſt, ſo hätte ich gewußt, daß du ſo geſprochen haſt, und tauſend Millionen Ketten hätten mich nicht von dir geriſſen, und jubelnd hätte ich einſt in Erfüllung gebracht, was dir dieſes ſtürmiſche Herz gegeben. Du haſt den Bund aufgelöſet, ehe du mit mir hieher gegangen biſt, ehe du mich zu dieſer Bank geführt haſt, die ich dir gutwillig folgte, weil ich nicht wußte, was du gethan haſt. Wenn jezt auch der Vater und die Mutter kämen, und ſagten: „Nehmet euch, beſizet euch in Ewigkeit,“ ſo wäre doch alles aus. Du haſt die Treue gebrochen, die ich feſter gewähnt habe als die Säulen der Welt und die Sterne an dem Baue des Himmels.‟“

„„Mathilde,‟“ ſagte ich, „„was ich jezt thue, iſt unendlich ſchwerer, als was du verlangteſt.‟“

„„Schwer oder nicht ſchwer, von dem iſt hier nicht die Rede,‟“ antwortete ſie, „„von dem, was ſein muß, iſt die Rede, von dem, deſſen Gegentheil ich für unmöglich hielt. Guſtav, Guſtav, Guſtav, wie konnteſt du das thun?‟“

„Sie ging einige Schritte von mir weg, kniete gegen die Roſen, die an dem Gartenhauſe blühten, gewendet in das Gras nieder, ſchlug die beiden Hände zuſammen, und rief unter ſtrömenden Thränen: „„Hört es, ihr tauſend Blumen, die herabſchauten, als er dieſe Lippen küßte, höre es du, Weinlaub, das den flüſternden Schwur der ewigen Treue vernommen hat, ich habe ihn geliebt, wie es mit keiner Zunge in keiner Sprache ausgeſprochen werden kann. Dieſes Herz iſt jung an Jahren, aber es iſt reich an Großmuth; alles, was in ihm lebte, habe ich dem Geliebten hingegeben, es war kein Gedanke in mir als er, das ganze künftige Leben, das noch viele Jahre umfaſſen konnte, hätte ich wie einen Hauch für ihn hingeopfert, jeden Tropfen Blut hätte ich langſam aus den Adern fließen und jede Faſer aus dem Leibe ziehen laſſen — und ich hätte gejauchzt dazu. Ich habe gemeint, daß er das weiß, weil ich gemeint habe, daß er es auch thun würde. Und nun führt er mich heraus, um mir zu ſagen, was er ſagte. Wären was immer für Schmerzen von Außen gekommen, was immer für Kämpfe Anſtrengungen und Erduldungen; ich hätte ſie ertragen, aber nun er — er —! Er macht es unmöglich für alle Zeiten, daß ich ihm noch angehören kann, weil er den Zauber zerſtört hat, der alles band, den Zauber, der ein unzerreißbares Aneinanderhalten in die Jahre der Zukunft und in die Ewigkeit malte.""

„Ich ging zu ihr hinzu, um ſie empor zu heben. Ich ergrif ihre Hand. Ihre Hand war wie Glut. Sie ſtand auf, entzog mir die Hand, und ging gegen das Gartenhaus, an dem die Roſen blühten."

„„Mathilde,"" ſagte ich, „„es handelt ſich nicht um den Bruch der Treue, die Treue iſt nicht gebrochen worden. Verwechsle die Dinge nicht. Wir haben gegen die Eltern unrecht gehandelt, daß wir ihnen verbargen, was wir gethan haben, und daß wir in dem Verbergen beharrend geblieben ſind. Sie fürchten Übles für uns. Nicht die Zerſtörung unſerer Gefühle verlangen ſie, nur die Aufhebung des Äußerlichen unſeres Bundes auf eine Zeit.‟‟

„„Kannſt du eine Zeit nicht mehr du ſein?‟‟ erwiederte ſie, „„kannſt du eine Zeit dein Herz nicht ſchlagen laſſen? Äußeres, Inneres, das iſt alles eins, und alles iſt die Liebe. Du haſt nie geliebt, weil du es nicht weißt.‟‟

„„Mathilde,‟‟ antwortete ich, „„du warſt immer ſo gut, du warſt edel rein herrlich, daß ich dich mit allen Kräften in meine Seele ſchloß: heute biſt du zum erſten Male ungerecht. Meine Liebe iſt unendlich, iſt unzerſtörbar und der Schmerz, daß ich dich laſſen muß, iſt unſäglich, ich habe nicht gewußt, daß es einen ſo großen auf Erden gibt; nur der iſt größer, von dir verkannt zu ſein. Ich unterſcheide nicht, wer dir das Gebot der Eltern hätte ſagen ſollen, es iſt das einerlei, ſie ſind die Eltern, das Gebot iſt das Gebot, und das Heiligſte in uns ſagt, daß die Eltern geehrt werden müſſen, daß das Band zwiſchen Eltern und Kind nicht zerſtört werden darf, wenn auch das Herz bricht. So fühlte ich, ſo handelte ich, und ich wollte dir das Nothwendige recht ſanft und weich ſagen, darum übernahm ich die Sendung; ich glaubte, es könne dir niemand das Bittere ſo ſanft und weich ſagen wie ich, darum kam ich. Aus Güte aus Mitleid kam ich. Die Pflicht leitete mich, in der Pflicht bricht mein Herz, und in dem brechenden Herzen biſt du.‟‟

„„Ja, ja, das ſind die Worte,‟‟ ſagte ſie, indem ihr Schluchzen immer heftiger und faſt krampfhaft wurde, „„das ſind die Worte, denen ich ſonſt ſo gerne lauſchte, die ſo ſüß in meine Seele gingen, die ſchon ſüß waren, als du es noch nicht wußteſt, denen ich glaubte, wie der ewigen Wahrheit. Du hätteſt es nicht unternehmen müſſen, mich zur Zerreiſſung unſerer Liebe bewegen zu wollen, es ſoll, wenn hundertmal Pflicht, dir nicht möglich geweſen ſein. Darum kann ich dir jezt nicht mehr glauben, deine Liebe iſt nicht die, die ich dachte, und die die meinige iſt. Ich habe den Vergleichpunkt verloren, und weiß nicht, wie alles iſt. Wenn du einſt geſagt hätteſt, der Himmel iſt nicht der Himmel, die Erde nicht die Erde, ich hätte es dir geglaubt. Jezt weiß ich es nicht, ob ich dir glauben ſoll, was du ſagſt. Ich kann nicht anders, ich weiß es nicht, und ich kann nicht machen, daß ich es weiß. O Gott! daß es geworden iſt wie es ward, und daß zerſtörbar iſt, was ich für ewig hielt! wie werde ich es ertragen können?‟‟

„Sie barg ihr Angeſicht in den Roſen vor ihr, und ihre glühende Wange war auch jezt noch ſchöner als die Roſen. Sie drückte das Angeſicht ganz in die Blumen, und weinte ſo, daß ich glaubte, ich fühle das Zittern ihres Körpers, oder es werde eine Ohnmacht ihren Schmerz erſchöpfen. Ich wollte ſprechen, ich verſuchte es mehrere Male; aber ich konnte nicht, die Bruſt war mir zerpreßt und die Werkzeuge des Sprechens ohne Macht. Ich faßte nach ihrem Körper, ſie zuckte aber weg, wenn ſie es empfand. Dann ſtand ich unbeweglich neben ihr. Ich grif mit der bloßen Hand in die Zweige der Roſen, drückte, daß mir leichter würde, die Dornen derſelben in die Hand, und ließ das Blut an ihr nieder rinnen.“

„Als das eine Zeit gedauert hatte, als ſich ihr Weinen etwas gemildert hatte, hob ſie das Angeſicht empor, trocknete mit dem Tuche, das ſie aus der Taſche genommen, die Thränen, und ſagte: „„Es iſt alles vorüber. Weßhalb wir noch länger hier bleiben ſollen, dazu iſt kein Grund, laſſe uns wieder in das Haus gehen, und das Weitere dieſer Handlung verfolgen. Wer uns begegnet, ſoll nicht ſehen, daß ich ſo ſehr geweint habe.““

„Sie trocknete neuerdings mit dem Tuche die Augen, ließ neue Thränen nicht mehr hervorquellen, richtete ſich empor, ſtrich ſich die Haare ein wenig zurecht, und ſagte: „Gehen wir in das Haus.“

„Sie richtete ſich mit dieſen Worten zum Gehen gegen den Weinlaubengang, und ich ging neben ihr. Das Blut an meiner Hand konnte ſie nicht ſehen. Ich unternahm es nicht mehr, ſie zu tröſten, ich ſah, daß ihre Verfaſſung dafür nicht empfänglich war. Auch erkannte ich, daß ſie im Zorne gegen mich ihren Schmerz leichter ertrage, als wenn dieſer Zorn nicht geweſen wäre. Wir gingen ſchweigend in das Haus. Dort gingen wir in das Zimmer der Mutter. Mathilde warf ſich ihrer Mutter an das Herz. Ich küßte der Frau die Hand, und entfernte mich.“

„Den ganzen übrigen Theil des Tages verbrachte ich damit, meine Habe zu packen, um morgen dieſes Haus verlaſſen zu können. Mathildens Vater beſuchte mich einmal, und ſagte: „Kränket euch nicht zu ſehr, es wird vielleicht noch alles gut.“

„Im Übrigen waren ſeine Gründe, die er freundlich und ſanft ſagte, die nehmlichen wie die ſeiner Gattin. Auch Mathildens Mutter kam einmal zu mir herüber, lächelte trübſinnig bei meinem Treiben, und gab mir die Hand. Meine Hoffnungen waren düſterer, als es die dieſer zwei Menſchen zu ſein ſchienen. Mathildens Glauben an mich war erſchüttert. Da ich meine Abſicht, morgen abreiſen zu wollen, erklärt hatte, und man nichts mehr dagegen einwendete, was man Anfangs that, rief ich Alfred, und ſagte ihm, daß ich nicht etwa eine größere Reiſe vor habe, wie er glauben mochte, ſondern daß ich auf lange vielleicht auf immer dieſes Haus verlaſſe. Es ſeien Umſtände eingetreten, die dies nothwendig machten. Er fiel mir mit Schluchzen um den Hals, ich konnte ihn gar nicht beſänftigen, ja ich weinte beinahe ſelber laut. Er wurde ſpäter zu beiden Eltern, die in der Schreibſtube des Vaters waren, geholt, damit ſie ihn beruhigten. Sein Schlafzimmer war heute unter der Aufſicht eines Dieners ein anderes. Als er in daſſelbe gebracht worden war, ging ich zu den Eltern, und ſagte ihnen den Dank für alles Gute, das ich in ihrem Hauſe genoſſen habe. Sie dankten mir auch, und ließen mich Hoffnungen erblicken. Es ward verabredet, daß ich mit den Pferden des Hauſes auf die nächſte Poſt gebracht werden ſolle. Mathilde erſchien nicht zum Abendeſſen.“

„Am nächſten Morgen wurde der Wagen bepackt. Ich machte mich reiſefertig. Es war mir erlaubt worden, von Mathilden Abſchied nehmen zu dürfen. Sie weigerte ſich aber, mich zu ſehen. Ich ging daher in meine Wohnung, reichte dem alten Raimund die Hand, und ſagte: „„Lebe wohl Raimund.““

„„Lebt recht wohl, junger Herr,““ antwortete er, „„und ſeid recht glücklich.““

„„Du weißt nicht Raimund!““

„„Ich weiß, ich weiß, junger Herr — es kann ja werden.““

„„Lebe wohl.““

„Ich ging nun die Treppe hinab, er begleitete mich. Unten bei dem Wagen ſtand der Herr und die Frau des Hauſes und mehrere von den Dienſtleuten. Auch vom Meierhofe waren Leute herbei gekommen. Alfred, der ſpät entſchlummert war, ſchlief noch; die Beſitzer des Hauſes nahmen auf eine auszeichnende Weiſe von mir Abſchied, die Umſtehenden beurlaubten ſich auch, wünſchten mir Glück und eine fröhliche Wiederkehr. Ich beſtieg den Wagen, und fuhr von Heinbach dahin.“

„Der Beſitzer dieſes Hauſes hatte mir einmal geſagt: „„Vielleicht verlaſſet ihr einſt unſer Haus nicht mit Reue und Schmerz.““

„Ich verließ es nicht mit Reue, aber mit Schmerz.“

„Er hatte auch die Vermuthung ausgeſprochen, daß mir etwa auch ſeine Familie unvergeßlich bleiben dürfte. Sie blieb mir unvergeßlich.“

„Ich verabſchiedete auf der Poſt den Wagen aus Heinbach, das letzte Merkmal aus dieſem Orte, und ließ mich nach der Stadt einſchreiben, wo ich ſo lange geweſen war, wo ich meine Lernzeit vollendet hatte, von wo ich nach Heinbach gegangen war, und wo ſich das Haus von Mathildens Eltern befand. Ich blieb aber nicht in der Stadt.“

„In der Nähe meiner Heimath iſt im Walde eine Felskuppe, von welcher man ſehr weit ſieht. Sie geht mit ihrem nördlichen Rücken ſanft ab, und trägt auf ihm ſehr dunkle Tannen. Gegen Süden ſtürzt ſie ſteil ab, iſt hoch und geklüftet, und ſieht auf einen dünnbeſtandenen Wald, zwiſchen deſſen Stämmen Weidegrund iſt. Jenſeits des Waldes erblickt man Wieſen und Feld, weiter ein blauliches Moor, dann ein dunkelblaues Waldband und über dieſem die fernen Hochgebirge. Ich ging von der Stadt in meine Heimath und von der Heimath auf dieſe Felskuppe. Ich ſaß auf ihr, und weinte bitterlich. Jetzt war ich verödet, wie ich früher nie verödet geweſen war. Ich ſah in das dunkle Innere der Schlünde, und fragte, ob ich mich hinabwerfen ſolle. Das Bild meiner verſtorbenen Mutter miſchte ſich in dieſe unklare ſchauerliche Vorſtellung, und wurde mir ein Liebes, an das ich denken mußte. Ich ging täglich auf dieſe Kuppe, und blieb oft mehrere Stunden auf ihr ſitzen. Ich weiß nicht, warum ich ſie ſuchte. In meiner Jugend war ich oft auf ihr, und wir machten uns das Vergnügen, Steine ziemlicher Größe von ihr hinab zu werfen, um den Steinſtaub aufwirbeln zu ſehen, wenn der Geworfene auf Klippen ſtieß, und um ſein Gepolter in den Klippen und ſein Raſſeln in den am Fuße des Felſens befindlichen Gerölle zu hören. Von dieſer Kuppe war kein Einblick in jene Länder, in denen Mathildens Wohnung lag, man ſah nicht einmal Gebirgszüge, die an ſie grenzten. Ich ging auch nach und nach in anderen Theilen der Umgebung meines Heimathortes herum. Mein Schwager war ein ſanfter und ſtiller Mann, und wir ſprachen in meinem Geburtshauſe oft einen ganzen Tag hindurch nicht mehr als einige Worte.“

„Als eine geraume Zeit vergangen war, dachte ich auf meine Abreiſe und auf meine Berufsarbeiten, die ich ſchon ſo lange vergeſſen hatte, und auf die ich in dem Hauſe in Heinbach befangen vielleicht noch länger nicht gedacht haben würde.“

„Ich ging wieder in die Stadt, in der ich meine Habe gelaſſen hatte, und widmete mich ernſtlich der Laufbahn, zu welcher ich eigentlich die Vorbereitungsſchulen beſucht hatte. Ich meldete mich zum Staatsdienſte, wurde eingereiht, und arbeitete jezt ſehr fleißig in dem Bereiche der unteren Stellen, in welchen ich war. Ich lebte noch zurückgezogener als ſonſt. Mein kleiner Gehalt und das Erträgniß meines Erſparten reichten hin, meine Bedürfniſſe zu decken. Ich wohnte in einem Theile der Vorſtadt, welcher von dem Hauſe der Eltern Mathildens ſehr weit entfernt war. Im Winter ging ich faſt nirgends hin, als von meiner Wohnſtube in meine Amtsſtube, welcher Weg wohl ſehr lange war, und von der Amtsſtube in meine Wohnſtube. Meine Nahrung nahm ich in einem kleinen Gaſthauſe an meinem Wege ein. Freunde und Genoſſen beſuchte ich wenig, mir war alle Verbindung mit Menſchen verleidet. Als Erholung diente mir der Betrieb der Geſchichte der Staatswiſſenſchaften und der Wiſſenſchaften der Natur. Ein Gang auf dem Walle der äußeren Stadt oder eine Wanderung in einen einſamen Theil der Umgebungen der

Stadt gaben mir Luft und Bewegung. Mathilden ſah ich einmal. Sie fuhr mit ihrer Mutter in einem offenen Wagen in einer der breiten Straſſen der Vorſtädte in einer Gegend, in welcher ich ſie nicht vermuthet hatte. Ich blickte hin, erkannte ſie, und meinte umſinken zu müſſen. Ob ſie mich geſehen hat, weiß ich nicht. Ich ging dann in meine Amtsſtube zu meinem Schreibtiſche. In der erſten Zeit wurde ich von meinen Vorgeſezten wenig beachtet. Ich arbeitete mit einem außerordentlichen Fleiße, er war mir Arznei für eine Wunde geworden, und ich flüchtete gern zu dieſer Arznei. So lange alle die Verhältniſſe, welche in meinen Amtsgeſchäften vorkamen, in meinem Haupte waren, war nichts anderes darin. Schmerzvoll waren nur die Zwiſchenräume. Auch die Wiſſenſchaften leiteten nicht ſo ſicher ab. Mein Fleiß lenkte endlich die Aufmerkſamkeit auf ſich, man beförderte mich. Anfangs ging es langſamer, dann ſchneller. Nach dem Verlaufe von mehreren Jahren war ich in einer der ehrenvolleren Stellungen des Staatsdienſtes, welche zu dem Verkehre mit dem gebildeteren Theile der Stadteinwohnerſchaft berechtigten, und ich hatte die gegründete Ausſicht, noch weiter zu ſteigen. In ſolchen Verhältniſſen werden gewöhnlich die Ehen mit

Mädchen aus anſehnlicheren Häuſern geſchloſſen, welche dann zu glücklichem und ehrenvollem Familienleben führen. Mathilde mußte jezt ein und zwanzig oder zwei und zwanzig Jahre alt ſein. Irgend eine Annäherung ihrer Eltern an mich hatte nicht ſtatt gefunden, auch konnte ich nicht die geringſten Merkmale auffinden, wie unermüdlich ich auch ſuchte, daß ſie ſich nach mir erkundigt hätten. Ich konnte alſo unmittelbare Schritte zur Annäherung an ſie nicht thun. Ich leitete alſo ſolche mittelbar ein, welche ſie auf die gewiſſeſte Art von der Unwandelbarkeit meiner Neigung überzeugten. Ich erhielt die unzweideutigſten Beweiſe zurück, daß mich Mathilde verachte. Zu einer Verehelichung, wozu ihres Reichthums und ihrer unbeſchreiblichen Schönheit willen ſich die glänzendſten Anträge fanden, konnte ſie nicht gebracht werden. Mit tiefem ſchwerem Ernſte breitete ich nun das Bahrtuch der Beſtattung über die heiligſten Gefühle meines Lebens.“

„Ich will euch nicht mit dem behelligen, wie es mir weiter in meiner Staatslaufbahn erging. Es gehört nicht hieher, und iſt euch wohl im Weſentlichen bekannt. Die Kriege brachen aus, ich wurde abwechſelnd zu verſchiedenen Stellen verſezt, große umfaſſende Arbeiten Reiſen Berichte Vorſchläge wurden erfordert, ich wurde zu Sendungen verwendet, kam mit den verſchiedenſten Menſchen in Berührung, und der Kaiſer wurde, ich kann es wohl ſagen, beinahe mein Freund. Als ich in den Freiherrnrang erhoben wurde, kam mein alter Oheim Ferdinand aus der Entfernung zu mir, um, wie er ſagte, mir ſeine Aufwartung zu machen. Obwohl er meine Mutter vernachläſſigt hatte, ja nach dem Tode meines Vaters durch ſeine Zurückhaltung beinahe hart gegen ſie geweſen war, ſo nahm ich ihn doch freundlich auf, weil er in meiner Verlaſſenheit zulezt der einzige Verwandte war, den ich noch hatte. Wir blieben ſeit jener Zeit mit einander in Briefwechſel. Es kamen wohl viele Menſchen mit mir in Verbindung und ich lernte manche Seiten der Geſellſchaft kennen; aber theils waren die Verbindungen Geſchäftsverbindungen, theils drängten ſich Menſchen an mich, die durch mich zu ſteigen hofften, theils waren die Begegnungen ganz gleichgültig. Wie ſchwer mir aber meine Geſchäfte wurden, wie ſehr ich im Grunde zu ihnen nicht geeignet war, davon habe ich euch ſchon geſagt. Ich war nach und nach beinahe ein alter Mann geworden. Da ich viel in der Entfernung lebte, wußte ich manche Beziehungen der Hauptſtadt nicht. Mathilde hatte ſich in etwas vorgerückteren Jahren vermählt. Der Friede wurde dauernd hergeſtellt, ich blieb wieder beſtändig in der Hauptſtadt, und hier that ich etwas, das mir ein Vorwurf bis zu meinem Lebensende ſein wird, weil es nicht nach den reinen Geſezen der Natur iſt, obwohl es tauſend Mal und tauſend Mal in der Welt geſchieht. Ich heirathete ohne Liebe und Neigung. Es war zwar keine Abneigung vorhanden, aber auch keine Neigung. Die Hochachtung war gegenſeitig groß. Man hatte mir viel davon geſagt, daß es meine Pflicht ſei, mir einen Familienſtand zu gründen, daß ich im Alter von theuern Angehörigen umgeben ſein müſſe, die mich lieben pflegen und ſchüzen, und auf die meine Ehren und mein Name übergehen können. Es ſei auch Pflicht gegen die Menſchheit und den Staat. Auf meine Einwendung, daß ich eine Neigung gegen irgend ein weibliches Weſen nicht habe, ſagten ſie, Neigungen führen oft zu unglücklichen Verbindungen, Kenntniß der gegenſeitigen Beſchaffenheit und wechſelſeitige Hochachtung bauen dauerndes Glück. Troz meiner gereifteren Jahre hatte ich in dieſen Dingen noch immer ſehr wenige Kenntniſſe. Meine Jugendneigung, die ſo heftig und beinahe ausſchweifend geweſen war, hatte kein Glück gebracht. Ich heirathete alſo ein Mädchen, welches nicht mehr jung war, eine angenehme Bildung hatte, vom reinſten Wandel war, und gegen mich tiefe Verehrung empfand. Man ſagte, ich hätte reich geheirathet, weil mein Hausweſen ein anſehnliches war; allein die Sache verhielt ſich nicht ſo. Meine Gattin hatte mir eine namhafte Mitgift gebracht, aber ich hätte eine größere Gabe hinzulegen können. Da ich in meinem mäßigen Leben beinahe nichts brauchte, ſo hatte ich, beſonders da ich einmal in höherer Stellung war, bedeutende Erſparungen gemacht. Dieſe legte ich in den damaligen Staatspapieren nieder, und da dieſelben nach Beendigung des Krieges anſehnlich ſtiegen, ſo war ich beinahe ein reicher Mann. Wir lebten zwei Jahre in dieſer Ehe, und in dieſer wußte ich, was ich vor der Schließung derſelben nicht gewußt hatte, daß nehmlich keine ohne Neigung eingegangen werden ſoll. Wir lebten in Eintracht, wir lebten in hoher Verehrung der gegenſeitigen guten Eigenſchaften, wir lebten in wechſelweiſem Vertrauen und in wechſelweiſer Aufmerkſamkeit, man nannte unſere Ehe muſterhaft; aber wir lebten blos ohne Unglück. In dem Glücke gehört mehr als Verneinendes, es iſt der Inbegrif der Holdſeligkeit des Weſens eines Andern, zu dem alle unſre Kräfte einzig und fröhlich hinziehn. Als Julie nach zwei Jahren geſtorben war, betrauerte ich ſie redlich; aber Mathildens Bild war unberührt in meinem Herzen ſtehen geblieben. Ich war jezt wieder allein. Zur Schließung einer neuen Ehe war ich nicht mehr zu bewegen. Ich wußte jezt, was ich vorher nicht gewußt hatte. Liebe und Neigung, dachte ich, iſt ein Ding, das ſeinen Zug an meinem Herzen vorüber genommen hatte.“

„Ein Jahr nach dem Tode Juliens ſtarb mein Oheim, und ſezte mich zu dem Erben ſeines beträchtlichen Vermögens ein.“

„Meine Geſchäfte wurden mir indeſſen von Tag zu Tag ſchwerer. So wie ich in früheren Zeiten ſchon gedacht hatte, daß der Staatsdienſt meiner Eigenheit nicht entſpreche, und daß ich beſſer thäte, wenn ich ihn verließe: ſo wuchs dieſer Gedanke bei genauerem Nachdenken und ſchärferem Selbſtbeobachten zu immer größerer Gewißheit, und ich beſchloß, meine Ämter niederzulegen. Meine Freunde ſuchten mich daran zu verhindern, und Mancher, den ich als feſte Säule des Staates kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und mit dem ich in ſchwierigen Zeiten manche harte Amtsſtunde durchgemacht hatte, ſagte eindringlich, daß ich meine Thätigkeit nicht einſtellen ſollte. Aber ich blieb unerſchüttert. Ich zeigte meinen Austritt an. Der Kaiſer nahm ihn wohlwollend und mit überſendeten Ehren an. Ich hatte die Abſicht, mir für die lezten Tage meines Lebens einen Landſiz zu gründen, und dort einigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten einigem Genuſſe der Kunſt, ſo weit ich dazu fähig wäre, der Bewirthſchaftung meiner Felder und Gärten, und hie und da einer gemeinnüzigen Maßregel für die Umgebung zu leben. Manches Mal könnte ich in die Stadt gehen, um meine alten Freunde zu beſuchen, und zuweilen könnte ich eine Reiſe in die entfernteren Länder unternehmen. Ich ging in meine Heimath. Dort fand ich meinen Schwager ſchon ſeit vier Jahren geſtorben, das Haus in fremden Händen und völlig umgebaut. Ich reiste bald wieder ab. Nach mehreren mißglückten Verſuchen fand ich dieſen Plaz, auf dem ich jezt lebe, und ſezte mich hier feſt. Ich kaufte den Asperhof, baute das Haus auf dem Hügel, und gab nach und nach der Beſizung die Geſtalt, in der ihr ſie jezt ſehet. Mir hatte das Land gefallen, mir hatte dieſe reizende Stelle gefallen, ich kaufte noch mehrere Wieſen Wälder und Felder hinzu, beſuchte alle Theile der Umgebung, gewann meine Beſchäftigung lieb, und machte mehrere Reiſen in die bedeutendſten Länder Europas. So bleichten ſich meine Haare, und Freude und Behagen ſchien ſich bei mir einſtellen zu wollen.“

„Als ich ſchon ziemlich lange hier geweſen war, meldete man mir eines Tages, daß eine Frau den Hügel herangefahren ſei, und daß ſie jetzt mit einem Knaben vor den Roſen, die ſich an den Wänden des Hauſes befinden, ſtehe. Ich ging hinaus, ſah den Wagen, und ſah auch die Frau mit dem Knaben vor den Roſen ſtehen. Ich ging auf ſie zu. Mathilde war es, die einen Knaben an der Hand haltend und von ſtrömenden Thränen überfluthet die Roſen anſah. Ihr Angeſicht war gealtert, und ihre Geſtalt war die einer Frau mit zunehmenden Jahren.“

„„Guſtav, Guſtav,““ rief ſie, da ſie mich angeblickt hatte, „„ich kann dich nicht anders nennen als: du. Ich bin gekommen, dich des ſchweren Unrechtes willen, das ich dir zugefügt habe, um Vergebung zu bitten. Nimm mich einen Augenblick in dein Haus auf.““

„„Mathilde,““ ſagte ich, „„ſei gegrüßt, ſei auf dieſem Boden, ſei tauſend Mal gegrüßt, und halte dieſes Haus für deines.““

„Ich war mit dieſen Worten zu ihr hinzugetreten, hatte ihre Hand gefaßt, und hatte ſie auf den Mund geküßt.“

„Sie ließ meine Hand nicht los, drückte ſie ſtark, und ihr Schluchzen wurde ſo heftig, daß ich meinte, ihre mir noch immer ſo theuere Bruſt müſſe zerſpringen.“

„„Mathilde,““ ſagte ich ſanft, „„erhole dich.““

„„Führe mich in das Haus,““ ſprach ſie leiſe.“

„Ich rief erſt durch mein Glöckchen, welches ich immer bei mir trage, meinen Hausverwalter herzu, und befahl ihm, Wagen und Pferde unterzubringen. Dann faßte ich Mathildens Arm, und führte ſie in das Haus. Als wir in dem Speiſezimmer angelangt waren, ſagte ich zu dem Knaben: „„Seze dich hier nieder, und warte, bis ich mit deiner Mutter geſprochen, und die Thränen, die ihr jezt ſo weh thun, gemildert habe.““

„Der Knabe ſah mich traulich an, und gehorchte. Ich führte Mathilde in das Wartezimmer, und both ihr einen Siz an. Als ſie ſich in die weichen Kiſſen niedergelaſſen hatte, nahm ich ihr gegenüber auf einem Stuhle Plaz. Sie weinte fort; aber ihre Thränen wurden nach und nach linder. Ich ſprach nichts. Nachdem eine Zeit vergangen war, quollen ihre Tropfen ſparſamer und weniger aus den Augen, und endlich trocknete ſie die lezten mit ihrem Tuche ab. Wir ſaſſen nun ſchweigend da, und ſahen einander an. Sie mochte auf meine weißen Haare ſchauen, und ich blickte in ihr Angeſicht. Dasſelbe war ſchon verblüht; aber auf den Wangen und um den Mund lag der liebe Reiz und die ſanfte Schwermuth, die an abgeblühten Frauen ſo rührend ſind, wenn gleichſam ein Himmel vergangener Schönheit hinter ihnen liegt, der noch nachgeſpiegelt wird. Ich erkannte in den Zügen die einſtige prangende Jugend.“

„„Guſtav,““ ſagte ſie, „„ſo ſehen wir uns wieder. Ich konnte das Unrecht nicht mehr tragen, das ich dir angethan habe.““

„„Es iſt kein Unrecht geſchehen, Mathilde,““ ſagte ich.“

„„Ja du biſt immer gut geweſen,““ antwortete ſie, „„das wußte ich, darum bin ich gekommen. Du biſt auch jezt gut, das ſagt dein liebes Auge, das noch ſo ſchön iſt wie einſt, da es meine Wonne war. O ich bitte dich, Guſtav, verzeihe mir.““

„O theure Mathilde, ich habe dir nichts zu verzeihen, oder du haſt es mir auch,“ antwortete ich. „Die Erklärung liegt darin, daß du nicht zu ſehen vermochteſt, was zu ſehen war, und daß ich dann nicht näher zu treten vermochte, als ich hätte näher treten ſollen. In der Liebe liegt alles. Dein ſchmerzhaftes Zürnen war die Liebe, und mein ſchmerzhaftes Zurückhalten war auch die Liebe. In ihr liegt unſer Fehler, und in ihr liegt unſer Lohn.“

„Ja in der Liebe,“ erwiederte ſie, „die wir nicht ausrotten konnten. Guſtav, ich bin dir doch troz allem treu geblieben, und habe nur dich allein geliebt. Viele haben mich begehrt, ich wies ſie ab; man hat mir einen Gatten gegeben, der gut aber fremd neben mir lebte, ich kannte nur dich, die Blume meiner Jugend, die nie verblüht iſt. Und du liebſt mich auch, das ſagen die tauſend Roſen vor den Mauern deines Hauſes, und es iſt ein Strafgericht für mich, daß ich gerade zu der Zeit ihrer Blüthe gekommen bin.“

„Rede nicht von Strafgerichten, Mathilde,“ erwiederte ich, „und weil alles Andere ſo iſt, ſo laſſe die Vergangenheit, und ſage, welche deine Lage jezt iſt. Kann ich dir in irgend etwas helfen?“

„Nein, Guſtav,“ entgegnete ſie, „die größte

Hilfe iſt die, daß du du biſt. Meine Lage iſt ſehr einfach. Der Vater und die Mutter ſind ſchon längſt todt, der Gatte iſt ebenfalls vor Langem geſtorben, und Alfred — du haſt ihn ja recht geliebt —""

„„Wie ich einen Sohn lieben würde,"" antwortete ich."

„„Er iſt auch todt,"" ſagte ſie, „„er hat kein Weib kein Kind hinterlaſſen, das Haus in Heinbach und das in der Stadt hat er noch bei ſeinen Lebzeiten verkauft. Ich bin im Beſitze des Vermögens der Familie, und lebe mit meinen Kindern einſam. Lieber Guſtav, ich habe dir den Knaben gebracht — — wie wußteſt du denn, daß er mein Sohn ſei?""

„„Ich habe deine ſchwarzen Augen und deine braunen Locken an ihm geſehen,"" antwortete ich."

„„Ich habe dir den Knaben gebracht,"" ſagte ſie, „„daß du ſäheſt, daß er iſt, wie dein Alfred — faſt ſein Ebenbild — aber er hat niemanden, der ſo lieb mit ihm umgeht, wie du mit Alfred umgegangen biſt, der ihn ſo liebt, wie du Alfred geliebt haſt, und den er wieder ſo lieben könnte, wie Alfred dich geliebt hat.""

„„Wie heißt der Knabe?"" fragte ich."

„„Guſtav, wie du,"" antwortete ſie."

„Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten."

„„Mathilde,““ ſagte ich, „„ich habe nicht Weib nicht Kind nicht Anverwandte. Du warſt das Einzige, was ich in meinem ganzen Leben beſaß, und behielt. Laſſe mir den Knaben, laſſe ihn bei mir, ich will ihn lehren, ich will ihn erziehen.““

„„O mein Guſtav,““ rief ſie mit den ſchmerzlichſten Tönen der Rührung, „„wie wahr iſt mein Gefühl, das mich an dich den beſten der Menſchen wies, als ich ein Kind war, und das mich nicht verlaſſen hatte, ſo lange ich lebte.““

„Sie war aufgeſtanden, hatte ihr Haupt auf meine Schulter gelegt, und weinte auf das Innigſte. Ich konnte mich nicht mehr beherrſchen, meine Thränen floſſen unaufhaltſam, ich ſchlang meine Arme um ſie, und drückte ſie an mein Herz. Und ich weiß nicht, ob je der heiße Kuß der Jugendliebe tiefer in die Seele gedrungen, und zu größter Höhe erhebend geweſen iſt als dieſes verſpätete Umfaſſen der alten Leute, in denen zwei Herzen zitterten, die von der tiefſten Liebe überquollen. Was im Menſchen rein und herrlich iſt, bleibt unverwüſtlich, und iſt ein Kleinod in allen Zeiten.“

„Als wir uns getrennt hatten, geleitete ich ſie zu ihrem Sitze, nahm den meinigen wieder ein, und fragte: „„Haſt du noch andere Kinder?““

„„Ein Mädchen, welches mehrere Jahre älter iſt als der Knabe,““ erwiederte ſie, „„ich werde dir dasſelbe auch bringen, es hat ebenfalls die ſchwarzen Augen und die braunen Haare wie ich. Das Mädchen behalte ich, den Knaben laſſe, weil du ſo gütig biſt, um dich leben, ſo lange du willſt. Er möge werden wie du. O ich hatte kaum geahnt, wie hier alles werden wird.““

„„Mathilde, beruhige dich jezt,““ ſagte ich, „„ich werde den Knaben holen, wir werden mit ihm freundlich ſprechen.““

„Ich that es, trat mit dem Knaben an der Hand herein, und wir ſprachen mit dem Kinde und abwechſelnd unter uns noch eine geraume Weile. Ich zeigte Mathilden hierauf das Haus den Garten den Meierhof und alles Andere. Gegen Abend fuhr ſie wieder fort, um in Rohrberg zu übernachten. Den Knaben ſollte ſie der Verabredung gemäß wieder mit ſich nehmen, ihn ausrüſten und vorbereiten, und ihn, wie ſie es für gelegen halte, bringen. Wir blieben von dem Augenblicke an in Briefwechſel, und als eine Zeit vergangen war, brachte ſie mir Guſtav, der noch bei mir iſt, ſie brachte mir auch Natalien, die damals im erſten Aufblühen begriffen war. Eine größere Gleichheit als zwiſchen dieſem Kinde und dem Kinde Mathilde kann nicht mehr gedacht werden. Ich erſchrak, als ich das Mädchen ſah. Ob in den Jahren, in denen jezt Natalie iſt, Mathilde auch ihr gleich geweſen iſt, kann ich nicht ſagen; denn da war ich von Mathilden ſchon getrennt."

„Es begann nun eine ſehr liebliche Zeit. Mathilde kam mit Natalien öfter, um uns zu beſuchen. Ich machte ihr in den erſten Tagen den Vorſchlag, daß ich die Roſen, wenn ſie ihr ſchmerzliche Erinnerungen weckten, von dem Hauſe entfernen wolle. Sie ließ es aber nicht zu, ſie ſagte, ſie ſeien ihr das Theuerſte geworden, und bilden den Schmuck dieſes Hauſes. Sie hatte ſich zu einer ſolchen Milde und Ruhe geſtimmt, wie ihr ſie jezt kennt, und dieſe Lage ihres Weſens befeſtigte ſich immer mehr, je mehr ſich ihre äußeren Verhältniſſe einer Gleichmäßigkeit zuneigten, und je mehr ihr Inneres, ich darf es wohl ſagen, ſich beglückt fühlte. Ein freundlicher Verkehr hatte ſich entwickelt, Guſtav hatte ſich an mich gewöhnt, ich an ihn, und aus der Gewöhnung war Liebe entſtanden. Mathilde gab Rath in meinem Hausweſen, ich in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Nataliens Erziehung wurde oft zwiſchen uns beſprochen, und

Schritte gethan, die wir verabredet hatten. Und in der gegenſeitigen Hilfleiſtung ſtärkte ſich die Neigung, die wir gegen einander hatten, die nie verſchwunden war, die ſich zu einem edlen tiefen freundlichen Gefühle gebildet hatte, und die nun offen und rechtmäßig beſtehen konnte. Ich hatte wieder Jemanden, den ich zu lieben vermochte, und Mathilde konnte ihr Herz, das mir immer gehört hatte, unumwunden an mein Wohl und an mein Weſen wenden. Nach einer Zeit wurde der Sternenhof verkäuflich. Ich ſchlug Mathilden den Kauf vor. Sie beſah das Gut. Seiner Nachbarſchaft mit mir willen und ſchon ſeiner Linden willen, die ſie an die großen Bäume auf dem Raſenplaze vor dem Hauſe in Heinbach erinnerten, war ſie zu dem Kaufe geneigt. Auch hatte der Sternenhof überhaupt große Ähnlichkeit mit dem Hauſe in Heinbach, war an ſich eine ſehr angenehme Beſizung, und gab Mathilden für den Reſt ihres Lebens einen feſten Punkt und einige Abrundung ihrer Verhältniſſe. Alſo wurde er erworben. Um dieſelbe Zeit ließ ich in meinem Hauſe die Wohnung für Mathilden und Natalien herrichten. In dem Sternenhofe war viel Arbeit, bis alles zur gefälligen Wohnlichkeit geordnet war. Und auch nach dieſer Zeit wurde beſtändig geändert und umgewandelt, bis das Haus ſo war, wie es jezt iſt. Und ſelber jezt, wie ihr wißt, wird dort wie hier gebaut, befeſtigt, verſchönert, und es wird wohl immer ſo fortgehen. Die Roſen, dieſes Merkmal unſerer Trennung und Vereinigung, ſollten vorzugsweiſe auf dem Aſperhofe bleiben, weil es Mathilden lieb war, daß ſie dieſelben dort gefunden hatte. Jede Roſenblüthezeit verlebte ſie bei mir, ſie liebte dieſe Blumen außerordentlich, pflegte ſie, und konnte ſich freuen, wenn ſie mir eine Art, die ich noch nicht hatte, zubringen konnte. Dafür ließ ich ihr in ihrem Schloſſe die Geräthe machen, die ihr ſo viel Vergnügen bereiten. Guſtav wurde von Tag zu Tage trefflicher, und verſprach, einmal ein Mann zu werden, woran ſeines Gleichen Freude haben ſollten. Natalie wurde nicht blos ſchön und herrlich, ſondern ſie wurde auch im Umgange mit ihrer Mutter ſo rein und edel, wie wenige ſind. Sie hatte das tiefe Gefühl ihrer Mutter erhalten; aber theils durch ihr Weſen theils durch eine ſehr ſorgfältige Erziehung iſt mehr Ruhe und Stettigkeit in ihr Daſein gekommen. Zwiſchen Mathilden und mir war ein eigenes Verhältniß. Es gibt eine eheliche Liebe, die nach den Tagen der feurigen gewitterartigen Liebe, die den

Mann zu dem Weibe führt, als ſtille durchaus aufrichtige ſüſſe Freundſchaft auftritt, die über alles Lob und über allen Tadel erhaben iſt, und die vielleicht das Spiegelklarſte iſt, was menſchliche Verhältniſſe aufzuweiſen haben. Dieſe Liebe trat ein. Sie iſt innig ohne Selbſtſucht, freut ſich, mit dem Andern zuſammen zu ſein, ſucht ſeine Tage zu ſchmücken und zu verlängern, iſt zart, und hat gleichſam keinen irdiſchen Urſprung an ſich. Mathilde nimmt Antheil an jeder meiner Beſtrebungen. Sie geht mit mir in den Räumen meines Hauſes herum, iſt mit mir in dem Garten, betrachtet die Blumen oder Gemüſe, iſt in dem Meierhofe, und ſchaut ſeine Erträgniſſe an, geht in das Schreinerhaus, und betrachtet, was wir machen, und ſie betheiligt ſich an unſerer Kunſt und ſelbſt an unſern wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Ich ſehe in ihrem Hauſe nach, betrachte die Dinge im Schloſſe im Meierhofe auf den Feldern, nehme Theil an ihren Wünſchen und Meinungen, und ſchloß die Erziehung und die Zukunft ihrer Kinder in mein Herz. So leben wir in Glück und Stetigkeit gleichſam einen Nachſommer ohne vorhergegangenen Sommer. Meine Sammlungen vervollſtändigen ſich, die Baulichkeiten runden ſich immer mehr, ich habe Menſchen an mich gezogen, ich habe hier mehr gelernt als ſonſt in meinem ganzen Leben, die Spielereien gehen ihren Gang, und etwas Weniges nüze ich doch auch noch.“

Er ſchwieg nach dieſen Worten eine Weile, und ich auch. Dann fuhr er wieder fort: „Ich habe das alles mittheilen müſſen, damit ihr wißt, wie ich mit der Familie in dem Sternenhofe zuſammenhänge, und damit in dem Kreiſe, in welchen ihr nun auch tretet, für euch Klarheit iſt. Die Kinder wiſſen die Verhältniſſe im Allgemeinen, ein näheres Eingehen war für ſie nicht ſo nöthig wie für euch. Ich wünſche nicht, daß ihr gegen eure künftige Gattin Geheimniſſe habt, ihr könnt Natalien mittheilen, was ich euch ſagte, ich konnte es, wie ihr begreifet, nicht. Über Nataliens Zukunft ſprach ich oft mit Mathilden. Sie ſollte einen Gatten bekommen, den ſie aus tiefer Neigung nimmt. Es ſollte die gegenſeitige größte Hochachtung vorhanden ſein. Durch beides ſollte ſie das Glück finden, das ihre Mutter und ihren väterlichen Freund gemieden hat. Mathilde hat in Begleitung des alten Raimund, der ſeitdem geſtorben iſt, große Reiſen gemacht. Sie hat auf denſelben dauerndere Ruhe geſucht, und auch gefunden. Sie hat ſie in der Betrachtung der edelſten Kunſtwerke des menſchlichen Geſchlechtes und in der Anſchauung mancher Völker und ihres Treibens gefunden. Natalie iſt dadurch befeſtigt veredelt und geglättet worden. Manche junge Männer hat ſie kennen gelernt, aber ſie hat nie ein Zeichen einer Neigung gegeben. Sogenannte ſehr glänzende Verbindungen ſind auf dieſe Weiſe für ſie verloren gegangen. Ich hätte auch große Sorge gehabt, wenn ich unter unſeren jungen Männern hätte wählen müſſen. Als ihr zum erſten Male an dem Gitter meines Hauſes ſtandet, und ich euch ſah, dachte ich: „das iſt vielleicht der Gatte für Natalien." Warum ich es dachte, weiß ich nicht. Später dachte ich es wieder, wußte aber warum. Natalie ſah euch, und liebte euch, ſo wie ihr ſie. Wir kannten das Keimen der gegenſeitigen Neigung. Bei Natalien trat ſie Anfangs in einem höheren Schwunge ihres ganzen Weſens ſpäter in einer etwas ſchmerzlichen Unruhe auf. In euch erſchloß ſie euer Herz zu einer früheren Blüthe der Kunſt und zu einem Eingehen in die tieferen Schätze der Wiſſenſchaft. Wir warteten auf die Entwicklung. Zu größerer Sicherheit und zur Erprüfung der Dauer ihrer Gefühle brachten wir abſichtlich Natalien zwei Winter nicht in die Stadt, daß ſie von euch getrennt ſei, ja ſie wurde von ihrer Mutter wieder auf größere Reiſen und in größere Geſellſchaften gebracht. Ihre Gefühle aber blieben beſtändig, und die Entwicklung trat ein. Wir geben euch mit Freuden das Mädchen in eure Liebe und in euren Schuz, ihr werdet ſie beglücken, und ſie euch; denn ihr werdet euch nicht ändern, und ſie wird ſich auch nicht ändern. Guſtav wird einmal den Sternenhof und was dazu gehört, erhalten; denn das Haus iſt Mathilden ſo lieb geworden, daß ſie wünſcht, daß es ein Eigenthum ihrer Familie bleibe, und daß die kommenden Geſchlechter das ehren, was die erſte Beſizerin darin niedergelegt hat. Guſtav wird es thun, das wiſſen wir ſchon, und ſeinen Nachfolgern die gleiche Geſinnung einzupflanzen, wird wohl auch ſein Beſtreben ſein. Natalie erhält von mir den Rosperhof mit allem, was in ihm iſt, nebſt meinen Barſchaften. Ihr werdet mein Andenken hier nicht verunehren."

Mir traten die Thränen in die Augen, da er ſo ſprach, und ich reichte ihm meine Hand hinüber. Er nahm ſie, und drückte ſie herzlich.

„Ihr könnt hier auf dem Rosperhofe wohnen oder in dem Sternenhofe oder bei euren Eltern. Überall wird Plaz für euch zu machen ſein. Ihr könnt auch euern Aufenthalt abwechſelnd zwiſchen uns theilen, und das wird wohl wahrſcheinlich der Fall ſein, bis ſich alle unſere Verhältniſſe dem neuen Ereigniſſe gemäß gerichtet haben. Die Schriften bezüglich der Übertragung meines Vermögens an Natalien werden ihr nach der Vermählung eingehändigt werden. So lange ich lebe, erhält ſie einen Theil, den Reſt nach meinem Tode. Wie ihr mit dem, was ſie jezt empfängt, gebaren ſollt, darüber wird euer Vater die beſte Belehrung geben können. Er wird wohl mit mir auch darüber ſprechen. Natalie erhält auch nach ihrer Vermählung den Theil, der ihr aus dem Nachlaſſe ihres Vaters Tarona gebührt."

„Iſt Nataliens Name Tarona?" fragte ich.

„Habt ihr das nicht gewußt?" fragte er ſeinerſeits.

„Ich habe Mathilden immer die Frau von Sternenhof nennen gehört," antwortete ich, „bin mit Mathilden und Natalien nirgends zuſammen geweſen als im Sternenhofe Asperhofe und Inghofe, und da wurden beide ſtets bei ihrem Vornamen genannt. Weitere Forſchungen ſtellte ich gar nie an."

„Mathilde ließ geſchehen, daß ſie nach dem Sternenhofe geheißen wurde, der Name war ihr lieber.

So mag es wohl gekommen ſein, daß ihr keinen andern gehört habt. Für Guſtav wird die Erlaubniß zur Führung dieſes Namens nachgeſucht werden.“

„Aber die Tarona, erzählte man mir, ſei gerade in jenem Winter, an welchem ich Natalien in der Loge geſehen habe, nicht in der Stadt geweſen,“ ſagte ich, und dachte an Preporn, welcher mir dieſe Thatſache mitgetheilt hatte.

„Ganz richtig,“ erwiederte mein Gaſtfreund, „wir ſind auch nur zur Aufführung des König Lear hingefahren. Ich war in der Loge hinter Natalien, habe euch aber nicht geſehen.“

„Ich euch auch nicht,“ antwortete ich.

„Natalie hat uns von dem jungen Manne erzählt, der ihr im Schauſpielhauſe aufgefallen ſei,“ erwiederte er, „aber erſt nach langer Zeit konnte ſie uns eröffnen, daß ihr es geweſen ſeid.“

„Habe ich euch nicht einmal im Winter in der Stadt nach der Wiedergeneſung des Kaiſers mit euren Ehrenzeichen geſchmückt fahren geſehen?“ fragte ich.

„Das iſt möglich,“ antwortete er, „ich war in jener Zeit in der Stadt und an dem Hofe.“

„Nun mein ſehr lieber junger Freund,“ ſagte er nach einer Weile, „ich habe euch von meinem Leben erzählt, da ihr einer der unſeren werden ſollt, ich habe zu euch von meinem tiefſten Herzen geredet, und jezt enden wir dieſes Geſpräch.“

„Ich bin euch Dank ſchuldig,“ antwortete ich, „allein all das Gehörte iſt noch zu mächtig und neu in mir, als daß ich jezt die Worte des Dankes finden könnte. Nur eins berührt mich faſt wie ein Schmerz, daß ihr mit Mathilden nach eurer Wiedervereinigung nicht in einen nähern Bund getreten ſeid.“

Der Greis erröthete bei dieſen Worten, er erröthete ſo tief und zugleich ſo ſchön, wie ich es nie an ihm geſehen hatte.

„Die Zeit war vorüber,“ antwortete er, „das Verhältniß wäre nicht mehr ſo ſchön geweſen, und Mathilde hat es auch wohl nie gewünſcht.“

Er war ſchon früher aufgeſtanden, jezt reichte er mir die Hand, drückte die meine herzlich, und verließ das Zimmer.

Ich blieb eine geraume Weile ſtehen, und ſuchte meine Gedanken zur Sammlung zu bringen. Das wäre mir nie zu Sinne gekommen, als ich zum erſten Male zu dieſem Hauſe heraufſtieg, und des andern Tages ſeinen Inhalt ſah, daß alles ſo kommen würde, wie es kam, und daß das alles zu meinem Eigenthume beſtimmt ſei. Auch begriff ich jezt, weßhalb er meiſtens, wenn er von ſeinem Beſize ſprach, das Wort „unſer“ gebrauchte. Er bezog es ſchon auf Mathilden und ihre Kinder.

Nachdem ich noch eine Zeit in meiner Wohnung verweilt hatte, verließ ich ſie, um in friſcher Luft einen Spaziergang zu machen, und noch das Gehörte in mir ausklingen zu laſſen.

5.

Der Abſchluß.

Am nächſten Tage ging ich im Laufe des Vormittages zu einer Stunde, an welcher ich meinen Gaſtfreund weniger beſchäftigt wußte, in gewähltem Anzuge in ſeine Stube, und dankte ihm innig für das Vertrauen, welches er mir geſchenkt habe, und für die Achtung, welche er mir dadurch erweiſe, daß er mich würdig erachte, Nataliens Gatte zu werden.

„Was das Vertrauen anbelangt,“ erwiederte er, „ſo iſt es natürlich, daß man nicht jeden, der uns ferne ſteht, in unſere innerſten Angelegenheiten einweiht; aber eben ſo natürlich iſt es, daß derjenige, der für die Zukunft einen Theil, ich möchte ſagen, unſerer Familie ausmachen wird, auch alles wiſſe, was dieſe Familie betrifft. Ich habe euch das Weſentlichſte geſagt, einzelne kleine Umſtände, die der Verſtellungskraft nicht immer gegenwärtig ſind, ändern wohl an der Sachlage nichts. Was die Hochachtung anbelangt, die darin liegt, daß ich euch zu Nataliens Gatten geeignet erachte, ſo habt ihr vor allen Männern dieſer Erde den unermeßlichen Vorzug, daß euch Natalie liebt, und euch und keinen andern will; aber auch troz dieſes Vorzuges würden Mathilde und ich, dem man hierin ein Recht eingeräumt hat, nie eingewilligt haben, wenn uns euer Weſen nicht die Zuverſicht eingeflößt hätte, daß da ein dauernd glückliches Familienband geknüpft werden könne. Was die Hochachtung anbelangt, die ich euch abgeſehen von dieſer Angelegenheit ſchuldig bin, ſo habe ich meiner Meinung nach euch die Beweiſe derſelben gegeben. Wenn ich auch gedacht habe, ihr dürftet Nataliens künftiger Gatte ſein, ſo war der Eintritt dieſes Ereigniſſes ſo unbeſtimmt, da es ja auf die Entſtehung einer gegenſeitigen Neigung ankam, daß der Gedanke daran auf mein Benehmen gegen euch keinen Einfluß haben konnte, ja im Verlaufe der Zeiten war der Gedanke erſt der Sohn meiner Meinung von euch."

„Ihr habt mir wirklich ſo viele Beweiſe eures

Wohlwollens und eurer Schonung gegeben,“ antwortete ich, „daß ich gar nicht weiß, wie ich ſie verdiene; denn Vorzüge von was immer für einer Art ſind gar nicht an mir.“

„Das Urtheil über den Grund, woraus Achtung und Neigung oder Mißachtung und Abneigung entſteht, muß immer andern überlaſſen werden; denn wenn man zulezt auch annähernd weiß, was man in einem Fache geleiſtet hat, wenn man ſich auch ſeines guten Willens im Wandel bewußt iſt, ſo kennt man doch alle Abſchattungen ſeines Weſens nicht, in wie ferne ſie gegen andere gerichtet ſind, man kennt ſie nur in der Richtung gegen ſich ſelbſt, und beide Richtungen ſind ſehr verſchieden. Übrigens, mein lieber Sohn, wenn es auch ganz in der Ordnung iſt, daß man in der Geſellſchaft der Menſchen einen gewiſſen Anſtand und Abſtand in Kleidern und ſonſtigem Benehmen zeigt, ſo wäre es in der eigenen Familie eine Laſt. Komme alſo in Zukunft in deinen Alltagsgewändern zu mir. Und wenn ich auch kein Verwandter deiner Braut bin, ſo betrachte mich als einen ſolchen, wie etwa als ihren Pflegevater. Es wird ſchon alles recht werden, es wird ſchon alles gut werden.“

Er hatte bei dieſen Worten die Hand auf mein

Haupt gelegt, ſah mich an, und in ſeinen Augen ſtanden Thränen.

Ich hatte nie im Verkehre mit mir die Augen dieſes Greiſes naß werden geſehen; ich war daher ſehr erſchüttert, und ſagte: „So erlaubt mir, daß ich in dieſer ernſten Stunde auch meinen Dank für das ausſpreche, was ich in dieſem Hauſe geworden bin; denn wenn ich irgend etwas bin, ſo bin ich es hier geworden, und gewährt mir in dieſer Stunde auch eine Bitte, die mir ſehr am Herzen liegt: erlaubt, daß ich eure ehrwürdige Hand küſſe.“

„Nun, nur dieſes eine Mal,“ erwiederte er, „oder höchſtens noch einmal, wenn du mit Natalien, die ein Kleinod meines Herzens iſt, von dem Altare gehſt.“

Ich faßte ſeine Hand und drückte ſie an meine Lippen; er legte aber die andere um meinen Nacken, und drückte mich an ſein Herz. Ich konnte vor Rührung nicht ſprechen.

„Bleibe noch eine Weile in dieſem Hauſe,“ ſagte er ſpäter, „dann gehe zu den Deinigen und leiſte ihnen Geſellſchaft. Dein Vater bedarf deiner Perſon auch.“

„Darf ich den Meinigen eure Mittheilung erzählen?“ fragte ich.

„Ihr müßt es ſogar thun,“ antwortete er, „denn eure Eltern haben ein Recht, zu wiſſen, in welche Geſellſchaft ihr Sohn durch Schließung eines ſehr heiligen Bundes tritt, und ſie haben auch ein Recht zu wünſchen, daß ihr Sohn nicht Geheimniſſe vor ihnen habe. Ich werde übrigens wohl ſelber mit eurem Vater über dieſes und viele andere Dinge ſprechen.“

Wir beurlaubten uns hierauf, und ich verließ das Zimmer.

Den Reſt des Vormittages verbrachte ich mit Abfaſſung eines Briefes an meine Eltern.

Am Nachmittage ſuchte ich Guſtav auf, und er erhielt die Erlaubniß, mit mir einen weiteren Weg in der Gegend zu machen. Wir kamen in der Dämmerung zurück, und er mußte die Zeit, welche er am Tage verloren hatte, bei der Lampe nachholen.

Unter Arbeiten in meinen Papieren, in welche ich einige Ordnung zu bringen ſuchte, im Umgange mit meinem Gaſtfreunde, der mir leutſelig manche Zeit ſchenkte, unter manchem Beſuche im Schreinerhauſe, wo Euſtach ſehr beſchäftigt war, oder bei ſeinem Bruder Roland, der jeden lichten Augenblick des Tages zu ſeinem Bilde benützte, und endlich unter manchem weiten Gange in der Umgebung, da dieſer Winter der erſte war, den ich ſo tief im Lande zubrachte, verging noch die Zeit bis gegen die Mitte des Hornung. Ich nahm nun Abſchied, ſendete meine Sachen auf die Poſt nach Rohrberg und ging zu Fuße nach, harrte dort der Ankunft des Wagens aus dem Weſten, erhielt, da er gekommen war, einen Plaz in ihm, und fuhr meiner Heimath zu.

Ich wurde wie immer ſehr freudig von den Meinigen gegrüßt, und mußte ihnen von der Winterreiſe im Hochgebirge erzählen. Ich that es, und erzählte ihnen in den erſten Tagen auch, was mir mein Gaſtfreund mitgetheilt hatte. Es war ihnen bisher unbekannt geweſen.

„Ich habe Riſach oft nennen gehört,“ ſagte mein Vater, „und ſtets war der Ausdruck der Hochachtung mit der Nennung ſeines Namens verbunden. Von der Familie, welche Heinbach beſaß, habe ich nur Alfred flüchtig gekannt. Mit Tarona war ich einmal in einer entfernten Geſchäftsverbindung geſtanden.“

Die Jugendbeziehungen meines Gaſtfreundes zu Mathilden mußten ſehr geheim gehalten worden ſein, da weder je der Vater noch irgend jemand aus ſeiner Bekanntſchaft von dieſer Sache etwas gehört hatte, obwohl über ähnliche Gegenſtände die Sprechluſt am regeſten zu ſein pflegt. Daß meine Mittheilungen auf meine Angehörigen nach dem Bunde mit Natalien den größten Eindruck machten, iſt begreiflich. Deßohngeachtet hatte ich doch auch dem Vater etwas gebracht, was ihn ſehr freute. Ich war in den lezten Tagen meines Aufenthaltes in dem Roſenhauſe noch bei dem Gärtner geweſen, und hatte ihn erſucht, mir die Vorſchrift zur Bereitung des Bindemittels an den Gläſern des Gewächshauſes zu verſchaffen, wodurch das Hineinziehen des Waſſers zwiſchen die Gläſer und das dadurch bewirkte Herabtropfen verhindert wird. Er hatte die Vorſchrift wohl nicht ſelber, ging aber zu meinem Gaſtfreunde, und durch dieſen erhielt ich ſie. Ich erzählte meinem Vater von der Sache, und übergab ihm die Anleitung zur Bereitung.

„Das wird das für die Pflanzen ſo ſchädliche Herabtropfen des Winterwaſſers in unſerem hieſigen Gewächshauſe alſo für die Zukunft verhindern," ſagte er, „noch mehr freue ich mich aber, es gleich neu in den neuen Gewächshäuſern anwenden zu können, welche neben dem Landhauſe ſtehen werden, das ich bauen werde."

Die Mutter lächelte.

„Bereitet euch einſtweilen auf die Reiſe in den Sternenhof und in das Roſenhaus vor,“ ſagte der Vater, „alles andere iſt geſchehen, der Schritt, der nun zu thun iſt, liegt uns ob. In den erſten Tagen des Frühlings werden wir hinreiſen und ich werde für meinen Sohn werben. Ihr Weiber bereitet euch gerne auf ſolche Dinge vor, thut es, und beeilt euch, ihr habt nicht lange Zeiten vor euch, zwei Monate und etwas darüber. Was mir bis dahin obliegt, wird nicht auf ſich warten laſſen.“

Daß dieſe Maßregel Beifall hatte, ging aus der Sachlage hervor; die Zeit zur Vorbereitung aber wollte man etwas kurz nennen. Der Vater ſagte, es dürfe nicht das Geringſte zugegeben werden, weil man es ſonſt der Wichtigkeit des Verhältniſſes nähme. Das war einleuchtend.

Es ging nun an ein Arbeiten und Beſtellen, und kein Tag war, dem nicht ſeine Laſt zugetheilt wurde. Die Mutter traf auch Vorbereitungen für den Fall, daß die neuen Ehegatten in ihrem Hauſe wohnen würden. Der Vater ſagte ihr zwar, daß meiner Verbindung noch meine große Reiſe vorangehen werde;

allein ſie widerlegte ihn mit der Bemerkung, daß es keinen Schaden bringe, wenn manches früher fertig ſei, als man es eben brauche. Er ließ ſofort ihrem hausmütterlichen Sinne ſeinen Lauf.

Zu Ende des Märzes brachte der Vater einen ſehr ſchönen Wagen in das Haus. Es war ein Reiſewagen für vier Perſonen. Er hatte den Wagen nach ſeinen eigenen Angaben machen laſſen.

„Wir müſſen unſere Freunde ehren,“ ſagte er, „wir müſſen uns ſelber ehren, und wer kann wiſſen, ob wir den Wagen nicht noch öfter brauchen werden.“

Er verlangte, daß man ihn genau beſehe, und in Hinſicht ſeiner Bequemlichkeit beſonders für Reiſegegenſtände von Frauen prüfe. Es geſchah, und man mußte die Einrichtung des Wagens loben. Es war Feſtigkeit mit Leichtigkeit verbunden und bei einer gefälligen Geſtalt both er Räumlichkeit für alle nöthigen Dinge.

„Ich bin nun fertig,“ ſagte er, „ſorgt, daß eure Vorbereitungen nicht zu lange dauern.“

Aber auch die Frauen waren zu der rechten Zeit in Bereitſchaft. Der Vater hatte den Beginn der

Baumblüthe und des Blätterknospens als Reiſezeit beſtimmt, und zu dieſer Zeit fuhren wir auch fort.

Ich fuhr nun einen Weg, den ich ſo oft allein oder mit Fremden in einem Wagen zurückgelegt hatte, mit allen meinen Angehörigen. Wir fuhren mit Pferden, die wir uns auf jeder Poſt geben ließen; allein wir fuhren zur Bequemlichkeit der Mutter und Klotildens, weßhalb wir uns oft länger an einem Orte aufhielten, und kleine Tagereiſen machten. Ein ſehr ſchönes Wetter und eine Fülle von weißen und rothſchimmernden Blüthen begleitete uns.

Am vierten Tage vormittags fuhren wir in dem Sternenhofe ein. Mathilde war von unſerer Ankunft unterrichtet worden. Wir hatten das Wagendach zurückgelegt, und alle Blicke meiner Angehörigen hafteten ſchon von weiter Entfernung her auf dem Blüthenhügel, auf dem das Schloß ſtand, ſie richteten ſich jezt auf die Geſtalt des Bauwerkes, endlich auf das Sternenſchild über dem Thore, auf die Wölbung des Thorweges, und zulezt auf Mathilden und Natalien, die da ſtanden, um uns zu empfangen. Wir ſtiegen aus. Natalie wechſelte die Farben zwiſchen Blaß und Purpurroth. Man wartete nicht weiter mit dem Gruße. Klotilde und Natalie lagen ſich an dem Halſe, und weinten. Meine ehrwürdige Mutter war von Mathilden umfaßt und an das Herz gedrückt. Dann wurde der Vater von ihr anmuthsvoll und herzlich gegrüßt, ſie reichte ihm beide Hände, und ſah ihn mit ihren Augen, die noch immer ſo ſchön waren, auf das Innigſte an. Natalie hatte indeſſen die Hand meiner Mutter gefaßt, und ſie geküßt. Dieſe gab den Kuß auf die Stirne des ſchönen Mädchens zurück. Der Vater wollte wahrſcheinlich etwas Heiteres oder gar Scherzhaftes zu Natalien ſagen; aber als er ſie näher anblickte, wurde er ſehr ernſt und beinahe ſcheu, er grüßte ſie anſtändig und ſehr fein. Wahrſcheinlich hatte ihn ihre Schönheit überraſcht, oder er erinnerte ſich, wie es auch mir ergangen war, an die Pracht ſeiner geſchnittenen Steine. Klotilde wurde von Mathilden auch an das Herz gedrückt. Auf mich dachte beinahe niemand. Ob dieſer Empfang der ſtrengen Umgangsſitte oder irgend einer Rangordnung gemäß war, darnach fragte niemand. Wir gingen unter einander gemiſcht die Treppe hinan, und wurden in Mathildens Geſellſchaftszimmer geführt. Dort lieh man den Grüßen erſt lebhaftere Worte und einen geregelten Ausdruck.

„So lange haben wir uns gekannt, und erſt jetzt ſehen wir uns,“ ſagte Mathilde zu meinen Eltern, als ſie dieſelben zum Niederſizen auf ihre Pläze veranlaßt hatte.

„Es war ein Wunſch von vielen Jahren,“ entgegnete mein Vater, „daß wir die Menſchen ſähen, die gegen meinen Sohn ſo wohlwollend waren, und die ſein Weſen ſo ſehr gehoben hatten.“

„Das iſt nun Natalie, meine theure Klotilde,“ ſagte ich, indem ich beide Mädchen einander vorſtellte, „das iſt Natalie, die ich ſo ſehr liebe, ſo ſehr wie dich ſelbſt.“

„Nein mehr als mich, und ſo iſt es auch recht,“ erwiederte Klotilde.

„Sei meine Schweſter,“ ſagte Natalie, „ich werde dich lieben wie eine Schweſter, ich werde dich lieben, ſo ſehr es nur mein Herz vermag.“

„Ich nenne dich auch du,“ erwiederte Klotilde, „ich liebe meinen Bruder wie mein eigenes Herz, und werde dich auch ſo lieben.“

Die beiden Mädchen umarmten ſich wieder, und küßten ſich wieder.

Als wir uns um den Tiſch geſezt hatten, ſagte ich zu Natalien: „Und mich grüßt ihr beinahe gar nicht.“

„Ihr wißt es ja doch,“ erwiederte ſie, indem ſie mich freundlich anſah.

Das Geſpräch dauerte nun allgemeiner über denſelben Gegenſtand fort.

Die zwei Frauen konnten ſich kaum genug betrachten, und nahmen ſich immer wieder bei den Händen.

Als man endlich auf andere Gegenſtände übergegangen war, und über die Reiſe und ihre Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten geſprochen hatte, ſagte mein Vater, daß wir noch ſämtlich in Reiſekleidern ſeien, daß wir uns verabſchieden müßten, und er fragte, wann er die Ehre haben könnte, ſich Mathilden wieder vorſtellen zu dürfen.

„Nicht Vorſtellung,“ erwiederte ſie, „Beſuch, wann ihr immer wollt.“

„Alſo in zwei Stunden,“ entgegnete mein Vater.

Wir gingen in unſere Zimmer, und mein Vater wies uns an, uns in Feſtkleider zu kleiden. Nach zwei Stunden ging er allein mit der Mutter, beide wie an einem hohen Feſttage geſchmückt, zu Mathilden, welche ſie zu ſprechen verlangten. Mathilde empfing ſie in dem großen Geſellſchaftszimmer, und mein Vater warb um die Hand Nataliens für mich.

Nach wenigen Augenblicken wurden Natalie Klotilde und ich hineingerufen, und Mathilde ſagte: „Der Herr und die Frau Drendorf haben für ihren Sohn Heinrich um deine Hand geworben, Natalie.“

Natalie, welche in einem ſo feſtlichen Kleide da ſtand, wie ich ſie nie geſehen hatte, weßhalb ſie mir beinahe fremd erſchien, blickte mich mit Thränen in den Augen an. Ich ging auf ſie zu, faßte ſie an der Hand, führte ſie vor ihre Mutter, und wir ſprachen einige Worte des Dankes. Sie entgegnete ſehr freundlich. Dann gingen wir zu meinen Eltern, und dankten ihnen gleichfalls, die gleichfalls freundlich antworteten. Klotilde war in ihrem Feſtanzuge ſehr befangen, was auch faſt bei allen andern der Fall war. Mein Vater löste die Stimmung, indem er zu einem Tiſche ſchritt, auf welchen er ein Käſtchen niedergeſtellt hatte. Er nahm das Käſtchen, näherte ſich Natalien, und ſagte: „Liebe Braut und künftige Tochter, hier bringe ich ein kleines Geſchenk; aber es iſt eine Bedingung daran geknüpft. Ihr ſeht, daß ein Faden um das Schloß liegt, und daß der Faden ein Siegel trägt. Schneidet den Faden nicht eher ab als nach eurer Vermählung. Den Grund meiner Bitte werdet ihr dann auch ſehen. Wollt ihr ſie freundlich erfüllen?“

„Ich danke für eure Güte innig,“ antwortete Natalie, „und ich werde die Bedingung erfüllen.“

Sie empfing das Käſtchen aus der Hand des Vaters. Auch die Mutter und Klotilde gaben ihr Geſchenke, ſo wie Mathilde und Natalie Gegenſtände aus den benachbarten Zimmern herbeiholten, um die Mutter Klotilden und den Vater zu beſchenken. Natalie und ich gaben uns nichts. Dann ſezten wir uns um einen Tiſch nieder, und es begannen herzliche Geſpräche. Am Schluſſe ſagte Mathilde: „So wäre denn der Bund, den die Herzen unſerer Kinder geſchloſſen haben, auch durch die Beiſtimmung der Eltern bekräftigt. Der Tag der ewigen Verbindung mag nach ihrem Wunſche und unſerer Meinung feſtgeſezt werden. Wir wollen darüber jezt nicht ſprechen, ſondern es der Berathung und Vereinbarung anheimgeben.“

Nach dieſen Worten trennten wir uns, und begaben uns in unſere Zimmer.

Die feſtlichen Kleider wurden nun abgelegt, und es begann das Beſuchsleben, wie es in ähnlichen Verhältniſſen, und namentlich, wenn man in ſo nahe Beziehungen getreten iſt, der Fall zu ſein pflegt. Mathilde führte nach und nach den Vater und die

Mutter in alle Theile des Schloſſes des Gartens des Meierhofes der Felder der Wieſen und der Wälder. Sie zeigte ihnen alle Zimmer des Hauſes: ihre Wohnzimmer die Zimmer mit den alten Geräthen, ſie zeigte ihnen die Bilder und was ſich nur immer in dem Schloſſe befand. Sie ging mit ihnen in den Garten: zu den Linden zu allen Obſtbäumen zu den Blumenbeeten in die Grotte mit der Brunnennimphe auf die Eppichwand und in jede Anlage, die in dem Garten enthalten war. Ebenſo wurde alles, was ſich auf die Landwirthſchaft bezog, auf das Genaueſte durchgenommen. Gegen den Abend, wenn die Sonnenſtrahlen milde auf die blühende Erde leuchteten, wurde ein gemeinſchaftlicher Gang durch irgend einen Theil der Gegend gemacht. Wiederholt gingen wir die ganze Länge des Berührweges durch, und die Eltern fanden Gefallen an dieſer Bahn, die eine freie und rüſtige Bewegung in trüben Tagen ſo wie im Winter auf eine angenehme Weiſe geſtatte. Der Vater konnte über alles der Freude und des Lobes kein Ende finden. Mathilde und die Mutter ſprachen oft lange und immer ſehr freundlich mit einander, ſie tauſchten wahrſcheinlich ihre Anſichten über Häuslichkeit und Verwaltung des Zugehörigen aus. Natalie und Klotilde waren faſt unzertrennlich, ſie ſchloſſen ſich an einander an, bezeigten ſich jede Innigkeit, und oft, wenn wir alle in das Schloß zurückgekehrt waren, gingen ſie noch auf einem einſamen Wege des Gartens oder auf einem Pfade des nächſtgelegenen Feldes herum.

„Siehſt du, Klotilde,“ ſagte ich, „ich konnte dir kein Bild von Natalien bringen, weil keins da war, jezt haſt du ſie ſelber.“

„Um wie viel lieber als jedes Bild,“ antwortete ſie, „aber ein Bild muß doch ausgeführt werden, damit man ſpäter wiſſe, wie ſie in dieſen Jahren ausgeſehen habe.“

Acht Tage entließ uns Mathilde nicht von dem Sternenhofe, und jeder Tag fand ſeine freundliche Beſchäftigung. Am neunten wurden die Anſtalten gemacht, daß wir alle in das Roſenhaus abreiſen konnten. Mathilde und die Eltern fuhren in unſerem Reiſewagen. Natalie Klotilde und ich in dem Wagen Mathildens.

Als wir den Hügel hinanfuhren, konnte mein Vater ſeine Neugierde kaum mehr bemeiſtern. Ich ſah ihn öfter in dem Wagen aufſtehen, und herumblicken. Es war ein wolkig heiterer Tag, Strichregen gingen auf entferntere Wälder nieder, Sonnenblicke ſchnitten goldne Bilder auf den Hügeln und Ebenen aus, und das Haus meines Gaſtfreundes ſchaute ſanft von ſeiner Anhöhe hernieder. Obwohl, da wir von der Stadt abfuhren, dort bereits alles in Blüthe ſtand, war in der Umgebung des Roſenhauſes troz der Zeit, die wir auf der Reiſe und in dem Hauſe Mathildens zugebracht hatten, doch noch die Baumblüthe nicht vorüber, ſondern ſie war erſt in ihrer vollen Entfaltung. Denn das Land hier lag um ein Bedeutendes höher als die Stadt. Ein Theil des Wintergetreides ſtand auf dem Hügel in üppigſtem Wuchſe, ein Theil ſchickte ſich dazu an, das Sommergetreide keimte hie und da, und hie und da war noch die braune Erde zu ſehen.

Mein Gaſtfreund hatte durch Mathilden Nachricht von unſerer Ankunft erhalten. Als wir bei dem Gitter anfuhren, ſtand er mit Guſtav Euſtach Roland mit der Haushälterin Katharine mit dem Hausverwalter mit dem Gärtner und anderen Leuten auf dem Sandplaze vor dem Gitter, um uns zu empfangen. Wir ſtiegen aus, und da ſtanden ſich nun mein Vater und mein Gaſtfreund gegenüber. Der leztere hatte ſchneeweiße Haare mein Vater etwas minder weiße, aber liebe ehrwürdige Männer waren beide. Sie reichten ſich die Hand, ſahen ſich einen Augenblick an, und ſchüttelten ſich dann ihre Rechte herzlich.

„Seid mir gegrüßt, ſeid mir tauſendmal gegrüßt an meiner Schwelle,“ ſagte mein Gaſtfreund, „ſelten iſt hier einer eingegangen, der ſo willkommen geweſen wäre wie ihr, und ſelten habe ich mich nach jemanden ſo geſehnt wie nach euch. Wir ſind nun ſo lange in Verbindung und ich habe euch ſchon ſo lange in der Liebe eures Sohnes geliebt.“

„Ich euch in der Liebe eures jungen Freundes,“ erwiederte mein Vater, „es iſt einer meiner liebſten Tage, der mich unter dieſes Dach bringt. Ich komme in das Haus des Mannes, den ich durch meinen Sohn kenne, obgleich ich auch den Staatsmann hochachten muß. Ich komme mit der Schuld des Dankes belaſtet. Ihr habt mich ausgezeichnet, ehe ich es nur im geringſten Maße um euch verdient hatte.“

„Laßt das jezt, es machte mir ja ſelber Freude,“ entgegnete mein Gaſtfreund, „aber ſeht, ſo begeht man Fehler, wenn man von einer Leidenſchaft befangen iſt, beſonders, wenn zwei alte Alterthumsfreunde zuſammentreffen. Ich habe verſäumt, eurer verehrten Gattin meinen erſten Gruß darzubringen, wie es

Pflicht geweſen wär. Aber theure Frau, ihr werdet es, wenn auch nicht ganz entſchuldigen, doch als ein geringeres Vergehen anſehen, als eine andere Frau, da ihr euren Gatten und ſeine Beziehungen zu ſeinen Schäzen kennt. Seid mir gegrüßt, und wenn ich ſage, daß ich euch nicht minder als euren Gatten hieher gewünſcht habe, ſo ſage ich die Wahrheit, und euer eigener Sohn iſt gegen euch Zeuge, wenn ihr meine Worte bezweifeln wolltet. Es freut mich, euch in mein Haus führen zu können, erlaubt, daß ich eure Hand faſſe. Mathilde Natalie Heinrich, ihr müſſet heute etwas Nebenſache ſein, und dieſes Fräulein, das ich wohl ſchon als Klotilde kenne, wird erlauben, daß ich ſie auch ein wenig liebe und um Gegenneigung bitte. Guſtav, führe das Fräulein."

„Gönnt mir die Gnade, euch führen zu dürfen," ſagte Guſtav zu Klotilden.

Sie ſah den Jüngling ſanft an, und ſagte: „Ich bitte um die Gefälligkeit."

„Ehe wir gehen," ſagte mein Gaſtfreund noch, „ſehet noch hier meine zwei ausgezeichneten Künſtler Euſtach und Roland, die mit mir in unſerem Beſize leben, den ich Sorgenfrei nennen würde, wenn er nicht voll von Sorgen ſteckte. Sie wollen euch vor dem

Hauſe begrüßen. Seht da auch meine Katharine, die das Haus zuſammenhält, und dann meinen Hausverwalter und Gärtner und andere, welche die Luſt des Empfanges nicht miſſen wollten."

Mein Vater reichte jedem die Hand, und die Mutter und Klotilde verbeugten ſich auf das Artigſte.

Hierauf nahm mein Gaſtfreund den Arm meiner Mutter mein Vater den Mathildens ich Nataliens Guſtav Klotildens und ſo gingen wir bei dem Eiſengitter in den Garten und in das Haus. Die Wägen fuhren in den Meierhof. In dem Hauſe wurden wir gleich in unſere Zimmer geführt. Mathilde und Natalie gingen in ihre gewöhnliche Wohnung. Für meinen Vater und für meine Mutter war ein Aufenthalt von drei Zimmern eigens gerichtet worden. Sie hatten ſehr ſchöne Wandbekleidungen und vorzügliche Geräthe. Für alle und jede Bequemlichkeit war geſorgt. Klotilde hatte ein zierliches blaßblaues Zimmerchen daneben. Ich ging von der Wohnung meiner Eltern in meine Zimmer, welche die gewöhnlichen waren. Guſtav beſuchte mich hier in dem erſten Augenblicke, und umſchlang mich mit der größten Freude und Liebe.

„Nun iſt doch alles ſicher und gewiß," ſagte er.

„Sicher und gewiß,“ entgegnete ich, „wenn Gott ſein Vollbringen gibt. Jetzt biſt du mein theurer vielgeliebter Bruder in der That, wenn du es auch der Faſſung nach erſt in einiger Zeit wirſt.“

„Darf ich auch du ſagen?“ fragte er.

„Von ganzem Herzen,“ erwiederte ich.

„Alſo du, mein geliebter mein theurer Bruder,“ ſagte er.

„Auf immer, ſo lange wir leben, was auch ſonſt für Zwiſchenfälle kommen mögen,“ ſagte ich.

„Auf immer,“ antwortete er, „aber jetzt kleide dich ſchnell um, damit du nicht zu ſpät kommſt. Man wird in dem Beſuchſaale zu ebener Erde noch einmal zu einem Gruſſe zuſammenkommen, ehe man zum Mittageſſen geht. Ich muß mich ſelber zurecht richten.“

Es war ſo, wie Guſtav geſagt hatte, und es war an alle die Einladung ergangen. Er verließ mich, und ich kleidete mich um.

Wir verſammelten uns in dem Beſuchzimmer zu ebener Erde, in welchem ich, da ich das erſte Mal in dieſem Hauſe war, allein gewartet hatte, während mein Gaſtfreund gegangen war, ein Mittageſſen für mich zu beſtellen. Ich hatte damals den Geſang der Vögel hereingehört. Der eingelegte Fußboden war heute mit einem ſehr ſchönen Teppiche ganz überſpannt. Auch Euſtach und Roland waren zu der Verſammlung eingeladen worden.

Als ſich alle eingefunden hatten, ſtand mein Gaſtfreund, welcher ſo feſtlich angezogen war wie wir, auf, und ſprach: „Ich richte noch einmal an alle, welche gekommen ſind, den Empfangsgruß innerhalb der Wände dieſes Hauſes. Es iſt ein ſchöner Tag. Wenn gleich mancher liebe Freund und gewiſſermaſſen Schlachtkamerade, den ich noch beſitze, nicht hier iſt, ſo kann eben nicht immer alles, was man liebt, verſammelt ſein. Das Eigentliche iſt hier, iſt aus einem lieben Anlaſſe hier, aus welchem ein noch ſchönerer Tag für manche hervorgehen kann. Ihr ſehr hochgeehrte Frau, die Mutter des jungen Mannes, welcher zu verſchiedenen Malen unter dem Dache dieſes Hauſes gewohnt hat, ſeid dem Hauſe willkommen. Es hat euren Namen oft gehört und die Namen eurer Tugenden, und wenn der Schall der Rede oft auch ganz Anderes zu verkünden ſchien, ſo gingen unbewußt eure Eigenſchaften daraus hervor, ſammelten ſich hier, und erzeugten Ehrerbiethung und, erlaubt einem alten Manne das Wort, Liebe. Ihr, mein edler Freund — gönnt mir den Namen auch, den ich euch ſo gerne gebe — ein graues Haupt wie ich, aber ehrwürdiger in der Verehrung ſeiner Kinder, und darum auch in der anderer Leute, ihr habt mit eurer Gattin unſichtbar dieſes Haus bewohnt, und ehrt es, da es eure Geſtalt nun ſelber in ſeinen Räumen ſieht. Ihr, Klotilde, wandeltet mit euren Eltern hier, und ſeid gleichfalls in eurem Eigenthume. Zu dir, Mathilde, ſpreche ich erſt jezt, nachdem ich zu den andern geſprochen habe, die nicht ſo oft die Schwelle dieſes Hauſes betreten haben wie du. Du bringſt uns heute etwas, das allen lieb ſein wird. Sei deßhalb nicht mehr gegrüßt und willkommen, als du hier immer gegrüßt und willkommen geweſen biſt. Sei willkommen Natalie, und ſeid gegrüßet Heinrich. Euſtach Roland Guſtav ſind als Zeugen hier von dem was da geſchieht.“

Meine Mutter antwortete hierauf: „Ich habe immer gedacht, daß wir in dieſem Hauſe werden herzlich empfangen werden, es iſt ſo, ich danke ſehr dafür.“

„Ich danke auch, und möge die gute Meinung von uns ſich bewähren,“ ſagte der Vater.

Klotilde verneigte ſich nur.

Mathilde ſprach: „Sei bedankt für deinen Gruß, Guſtav; und wenn du ſagſt, daß ich etwas bringe, das allen lieb ſein wird, ſo berichte ich, daß Heinrich Drendorf und Natalie vor neun Tagen im Sternenhofe verlobt worden ſind. Wir haben den Weg zu dir gemacht, um deine Billigung zu dieſer Vornahme zu erwirken. Du haſt immer wie ein Vater an Natalien gehandelt. Was ſie iſt, iſt ſie größtentheils durch dich. Daher könnte ein Band ſie nie beglücken, das deinen vollen Segen nicht hätte.“

„Natalie iſt ein gutes treffliches Mädchen,“ erwiederte mein Gaſtfreund, „ſie iſt durch ihr innerſtes Weſen und durch ihre Erziehung das geworden, was ſie iſt. Ich mag ein Weniges beigetragen haben, wie alle nicht böſen Menſchen, mit denen wir umgehen, zu unſerem Weſen etwas Gutes beitragen. Du weißt, daß der geſchloſſene Bund meine Billigung hat, und daß ich ihm alles Glück wünſche. Weil du mich aber Vater Nataliens nennſt, ſo mußt du erlauben, daß ich auch als Vater handle. Natalie erhält als meine Erbin den Asperhof mit allem Zubehör und allem, was darin iſt, ſie erhält auch, da ich gar keine Verwandten beſitze, meine ganze übrige Habe. Die Ausfolgung geſchieht in der Art, daß ſie einen Theil des geſammten Vermögens an ihrem Vermählungstage empfängt nebſt den Papieren, welche ihr das Anrecht auf den Reſt zuſprechen, der ihr an meinem Todestage anheim fällt. Einige Geſchenke an Freunde und Diener werden in den Papieren enthalten ſein, die ſie gerne verabfolgen wird. Weil ich Vater bin, ſo werde ich auch meine liebe Tochter ausſtatten, von ihrer Mutter kann ſie nur Geſchenke annehmen. Und einen Eigenſinn müßt ihr mir geſtatten, deſſen Bekämpfung von eurer Seite mich ſehr ſchmerzen würde. Die Vermählung ſoll auf dem Asperhofe gefeiert werden. Hieher iſt der Bräutigam vor mehreren Jahren zuerſt gekommen, hier habt ihr ihn kennen gelernt, hier iſt vielleicht die Neigung gekeimt, und hier endlich wohnt jader Vater, wie er eben genannt worden iſt. Vom Vermählungstage an wird im Asperhofe für die jungen Eheleute eine Wohnung in Bereitſchaft ſtehen, es wird aber an ſie nicht die Forderung geſtellt werden, daß ſie dieſelbe benützen. Sie ſollen nach ihrer Wahl ihre Wohnung aufſchlagen: entweder im Asperhofe oder im Sternenhofe oder in der Stadt oder auch abwechslungsweiſe, wie es ihnen gefällt.“

Mathilde war während dieſer ganzen Rede mit Würde und Anſtand in ihrem Sitze geſeſſen, wie überhaupt in der ganzen Verſammlung ein tiefer Ernſt herrſchte. Mathilde ſuchte ihre Haltung zu bewahren;

allein aus ihren Augen ſtürzten Thränen, und ihr Mund zitterte vor ſtarker Bewegung. Sie ſtand auf, und wollte reden; aber ſie konnte nicht, und reichte nur ihre Hand an Riſach. Dieſer ging um den Tiſch — denn eine Ecke desſelben trennte ſie — drückte Mathilden ſanft in ihren Siz nieder, küßte ſie ſachte auf die Stirne, und ſtrich einmal mit ſeiner Hand über ihre Haare, die ſie glatt geſcheitelt über der feinen Stirne hatte.

Mein Vater nahm hierauf, da Riſach wieder an ſeinem Plaze war, das Wort, und ſprach: „Es iſt noch ein Vater da, welcher auch einige Worte reden und einige Bedingungen ſtellen möchte. Vor allem, Freiherr von Riſach, empfanget den innigſten Dank von mir im Namen meiner Familie, daß ihr ein Mitglied derſelben zu einem Mitgliede der eurigen aufzunehmen für würdig erachtet habt. Unſerer Familie iſt dadurch eine Ehre erzeigt worden, und mein Sohn Heinrich wird ſich ſicherlich beſtreben, ſich alle jene Eigenſchaften zu erwerben, welche ihm zur Erfüllung ſeiner neuen Pflichten und zur Darſtellung jener Menſchenwürde überhaupt nöthig ſind, ohne welche man ein Theil der beſſeren menſchlichen Geſellſchaft nicht ſein kann. Ich hoffe, daß ich hierin für meinen

Sohn bürgen kann, und ihr ſelber hofft es, da ihr ihn in die Stellung aufgenommen habt, in der er iſt. Mein Sohn wird in die neue Haushaltung bringen, was nicht für unbillig erachtet werden ſoll. In meinem Hauſe in der Stadt wird eine anſtändige Wohnung für die Neuvermählten immer in Bereitſchaft ſtehen, und wenn ich das Landleben einmal vorziehen ſollte, ſo werden ſie auch in meiner neuen Wohnung einen Plaz finden. Ihr eigenes ſtändiges Haus mögen ſie nach Belieben aufſchlagen. Daß die Vermählung in dem Asperhofe ſei, iſt nach meiner Meinung gerecht, und ich glaube, es wird niemand die Maßregel beſtreiten. Und nun habe ich noch eine Bitte an euch, Freiherr von Riſach, nehmt mich alten Mann und meine alte Gattin nebſt unſrer Tochter nicht ungerne in euren Familienkreis auf. Wir ſind bürgerliche Leute, und haben als ſolche einfach gelebt; aber in jedem Verhältniſſe unſere Ehre und unſern guten Namen aufrecht zu erhalten geſucht."

„Ich kenne euch ſchon lange," antwortete Riſach, „obwohl nicht perſönlich, und habe euch ſchon lange hoch geachtet. Noch höher achtete und liebte ich euch, als ich euren Sohn kennen gelernt hatte. Wie ſehr es mich freut, in eine nähere Umgangsverbindung mit euch zu kommen, kann euch euer Sohn ſagen, und wird euch die Zukunft zeigen. Was die Bürgerlichkeit anlangt, ſo gehörte ich zu dieſem Stande. Vergängliche Handlungen, die man Verdienſte nannte, haben mich auf eine Zeit aus ihm gerückt, ich kehre durch meine angenommene Tochter wieder zu ihm zurück, der mir allein gebührt. Ehrenvoller würdiger Mann einer ſtettigen Thätigkeit und eines wohlgegründeten Familienlebens, wenn ihr mich, der ich beides nicht habe, für werth erachtet, ſo kommt an mein Herz, und laßt uns die lezten Lebenstage freundlich mit einander gehen.“

Beide Männer verließen ihre Pläze, begegneten ſich auf halbem Wege zu einander, ſchloßen ſich in die Arme, und hielten ſich einen Augenblick feſt. Wie erſchütternd das auf alle wirkte, zeigte die Thatſache, daß es todtenſtill im Zimmer war, und daß manche Augen feucht wurden.

Meine Mutter war, da Riſach Mathilden verlaſſen hatte, zu ihr gegangen, hatte ſich neben ſie geſezt, und hatte ihre beiden Hände gefaßt. Die Frauen küßten ſich, und hielten ſich noch immer beinahe umfangen.

Ich und Natalie traten jezt vor Riſach, und ſagten, daß wir ihm für alles Liebe und Gute gegen uns aufs Tiefſte danken, und daß unſer einziges Beſtreben ſein werde, ſeiner guten Meinung über uns immer würdiger zu werden.

„Ihr ſeid lieb und freundlich und ehrlich,“ ſagte er, „und alles wird gut werden.“

Wir gingen wieder an unſere Pläze, und Euſtach Klotilde Roland Guſtav und ſelbſt die Eltern wünſchten uns nun alles Glück und allen Segen.

Hierauf nahm das Geſpräch eine Wendung auf einfachere und gewöhnlichere Dinge. Man ſtand auch öfter auf, und miſchte ſich durcheinander. Meine Mutter hatte heute einige der ſchönſten geſchnittenen Steine meines Vaters als Schmuck an ihrem Körper. Mein Gaſtfreund hatte öfter darauf hingeblickt; allein jezt konnten er und Euſtach dem Reize nicht mehr widerſtehen, ſie traten zu meiner Mutter, betrachteten verwundert die Steine, und ſprachen über dieſelben. Später kam auch Roland hinzu. Meinem Vater glänzten die Augen vor Freude.

Als das Geſpräch noch eine Weile gedauert hatte, trennte man ſich, und beſtellte ſich auf einen Spaziergang, der noch vor dem Mittageſſen ſtatt finden ſollte.

Auf dem Sandplaze vor dem Roſengitter an dem Hauſe wollte man ſich verſammeln.

Wir kleideten uns in andere Kleider, und kamen vor dem Hauſe zuſammen.

Mein Vater, der wahrſcheinlich ſehr neugierig war, alles in dieſem Hauſe zu ſehen, hatte ſich zu Riſach geſellt, ſie ſtanden vor den Roſengewächſen, und mein Gaſtfreund erklärte dem Vater alles. Mathilde war an der Seite meiner Mutter, Klotilde und Natalie hielten ſich an den Armen, und ich und Guſtav ſo wie zu Zeiten auch Euſtach und Roland hielten uns in der Nähe der alten Männer auf. Wir gingen von dem Sandplaze in den Garten, damit die Meinigen zuerſt dieſen ſähen. Mein Gaſtfreund machte für meinen Vater den Führer, und zeigte und erklärte ihm alles. Wo meine Mutter und Klotilde an dem Geſehenen Antheil nahmen, wurde es ihnen von ihren Begleiterinnen erläutert.

„Da ſehe ich ja aber doch Faltern,“ ſagte mein Vater, als wir eine geraume Strecke in dem Garten vorwärts gekommen waren.

„Es wäre wohl kaum denkbar und möglich, daß meine Vögel alle Keime ausrotteten,“ antwortete mein Gaſtfreund, „ſie hindern nur die unmäßige Verbreitung. Einiges bleibt aber immer übrig, was für das nächſte Jahr Nahrung liefert. Zudem kommen auch von der Ferne Faltern hergeflogen. Sie wären wohl auch die ſchönſte Zierde eines Gartens, wenn ihre Raupen nicht ſo oft für unſere menſchlichen Bedürfniſſe ſo ſchädlich wären.“

„Bringen denn nicht aber auch die Vögel manchen Baumfrüchten Schaden?“ fragte mein Vater.

„Ja ſie bringen Schaden,“ entgegnete mein Gaſtfreund, „er trift hauptſächlich die Kirſchenarten und andere weichere Obſtgattungen; aber im Verhältniſſe zu dem Nuzen, den mir die Vögel bringen, iſt der Schaden ſehr geringe, ſie ſollen von dem Überfluſſe, den ſie mir verſchaffen, auch einen Theil genießen, und endlich, da ſie neben ihrer natürlichen Nahrung von mir noch außerordentliche und mitunter Leckerbiſſen bekommen, ſo iſt dadurch der Anlaß zu Angriffen auf mein Obſt geringer.“

Wir gingen durch den ganzen Garten. Jedes Blumenbeet jede einzelne merkwürdigere Blume jeder Baum jedes Gemüſebeet der Lindengang die Bienenhütte die Gewächshäuſer alles wurde genau betrachtet. Der Tag hatte ſich beinahe ganz ausgeheitert, und eine Fülle von Blüthen laſtete und duftete überall. Wir gingen bis zu dem großen Kirſchbaume empor, und ſahen von ihm über den Garten zurück. Der Vater fühlte ſich ganz glücklich, alles das ſehen und betrachten zu können. Die Mutter mochte wohl ihren Umgebungen nicht ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt haben wie der Vater, und ſie mochte mit Mathilden mehr über das Wohl und Wehe und über die Zukunft ihrer Kinder geſprochen haben. Auch dürfte der Inhalt der Geſpräche zwiſchen Klotilden und Natalien nicht vorherrſchend der Garten geweſen ſein. Sie konnten manche Fäden über andere Dinge anzuknüpfen gehabt haben.

Von dem großen Kirſchbaume mußte wieder in das Haus zurückgegangen werden, weil die Zeit, welche noch bis zu dem Mittageſſen gegeben geweſen war, ihren Ablauf genommen hatte. Man verfügte ſich einen Augenblick in ſeine Zimmer, und verſammelte ſich dann im Speiſeſaale.

Der Nachmittag war zur Beſichtigung des Meierhofes der Wieſen und Felder beſtimmt. Wir gingen von dem großen Kirſchbaume auf den Getraidehügel hinaus, und auf ihm fort bis zu der Felderraſt. Wir gingen genau den Weg, welchen ich an jenem Abende mit meinem Gaſtfreunde gegangen war, als ich mich zum erſten Male in dem Aſperhofe befunden hatte. Wir ſahen von der Felderraſt ein wenig herum. Die Eſche hatte eben ihre erſten kleinen Blätter angeſezt, und ſuchte ſie auszubreiten. Wir konnten uns nicht niederſezen, weil das Bänkchen dazu viel zu klein war. Von der Felderraſt gingen wir in den Meierhof. Wir ſchlugen den Weg ein, welchen ich einmal mit Natalien allein gewandelt war. Nach der Beſichtigung des Meierhofes, in welchem mein Gaſtfreund meinem Vater das Kleinſte und Gröſte zeigte, und in welchem er ihm erklärte, wie alles früher ausgeſehen hatte, was daraus geworden war, und was noch werden ſollte, gingen wir durch die Meierhofwieſen, durch die Felder am Abhange des Hügels des Roſenhauſes, dann den Hügel herum, endlich in das Gehölze des Teiches hinauf, und von ihm an dem Erlenbache zurück, ſo daß wir wieder zu dem groſen Kirſchbaume kamen, und von ihm in das Haus zurückkehrten. Es war mittlerweile Abend geworden. Alles hatte die Bewunderung meines Vaters erregt.

Der nächſte Tag war dazu beſtimmt, das Innere des Hauſes ſeine Kunſtſchäze und alles, was es ſonſt enthielt, zu beſehen. Mein Gaſtfreund führte meinen Vater zuerſt in alle Zimmer des Erdgeſchoſſes, dann über den Marmorgang die Treppe hinan zur Marmorgeſtalt. Wir waren alle mit, außer Euſtach und Roland. Bei der Marmorgeſtalt hielten wir uns ſehr lange auf. Von ihr gingen wir in den Marmorſaal, in welchem mein Gaſtfreund meinem Vater alle Marmorarten nannte, und ihm die Orte ihres Vorkommens bezeichnete. Dann beſuchten wir nach und nach die Wohnzimmer meines Gaſtfreundes die Zimmer mit den Bildern Büchern Kupferſtichen das Leſezimmer das Eckzimmer mit den Vogelbrettchen und endlich die Gaſtzimmer und die Wohnung Mathildens. Auch Rolands Gemach wurde beſehen, in welchem auf einer Staffelei ſein beinahe fertiges Bild ſtand. Den Beſchluß machte der Beſuch des Schreinerhauſes und die Beſichtigung ſeiner Einrichtung und alles deſſen, was da eben gefördert wurde. War mein Vater ſchon geſtern voll Bewunderung geweſen, ſo war er heute beinahe außer ſich. Die Marmorgeſtalt hatte ſeinen Beifall ſo ſehr. daß er ſagte, er könne ſich von ſeinen Reiſen her nicht auf vieles erinnern, was von alterthümlichen Werken beſſer wäre als dieſe Geſtalt. Sie wurde von allen Seiten beſehen und wieder beſehen, dieſer Theil und jener Theil und das Ganze wurde beſprochen. So etwas, ſagte mein Valer, könne er nicht entfernt aufweiſen, nur einige ſeiner alten geſchnittenen Steine könnten neben dieſer Geſtalt noch beſehen werden. Der Marmorſaal gefiel ihm ſehr, und der Gedanke ein ſolches Gemach zu bauen, erſchien ihm als ein äußerſt glücklicher. Er pries die Geduld meines Gaſtfreundes im Suchen des Marmors, und lobte die, welche die Zuſammenſtellung entworfen hatten, daß etwas ſo Reines und Großartiges zu Stande gekommen ſei. Die alten Geräthe die Bilder die Bücher die Kupferſtiche beſchäftigten meinen Vater auf das Lebhafteſte, er ſah alles genau an, und ſprach als Liebhaber und auch als Kenner über vieles. Mein Gaſtfreund verſtändigte ſich leicht mit ihm, ihre Anſichten trafen häufig zuſammen, und ergänzten ſich häufig, in ſo ferne man überhaupt Anſichten in einer Geſellſchaft, in welcher man ſich kurz faſſen mußte, ausſprechen konnte. Meine Mutter freute ſich innig über die Freude des Vaters. So war es denn alſo doch in Erfüllung gegangen, was ſie ſo oft gewünſcht hatte, daß mein Vater das Haus meines Gaſtfreundes beſuchte, und es war auf eine liebe Art in Erfüllung gegangen, die ſie ſich gewiß einſtens nicht gedacht hatte. Rolands Bild betrachtete der Vater ſehr aufmerkſam, er hielt es für höchſt bedeutend, er ſprach mit Riſach über Verſchiedenes in demſelben, und äußerte ſich, daß nach dieſem Werke zu urtheilen Roland eine hoffnungsvolle Zukunft vor ſich haben dürfte. Daß es meinen Gaſtfreund mit Vergnügen erfüllte, daß ſeine Schöpfungen mit ſolcher Anerkennung von einem Manne, aus deſſen Worten die Berechtigung zu einem Urtheile hervorging, betrachtet werden, iſt begreiflich. Die zwei Männer ſchloſſen ſich immer mehr an einander, und vergaſſen zuweilen ein wenig die übrige Geſellſchaft. In dem Schreinerhauſe, in welchem Euſtach den Führer machte, wurden nicht nur alle Zeichnungen und Pläne durchgeſehen, ſondern die ganze Einrichtung und die Art, wie hier verfahren werde, ſammt allen Werkzeugen wurde einer genauen Beobachtung unterzogen. Der Vater war voll der Billigung darüber. Mit Beſichtigung dieſer Dinge war der ganze Tag verbraucht worden.

Am nächſten Tage fuhr man in den Alizwald, damit mein Gaſtfreund meinen Eltern den Forſt zeigen konnte, welcher zu dem Aſperhofe gehörte.

Die folgenden Tage waren für die Geſellſchaft ſchon weniger vereinigend. Man zerſtreute ſich, und ging dem nach, was eben die meiſte Anziehungskraft ausübte. Zu mir und Natalien kamen nach und nach alle Bewohner des Roſenhauſes und des Meierhofes, um uns Glück und Segen zu unſerer bevorſtehenden Vereinigung zu wünſchen. Sie hatten jezt erſt nach geſchehener Verlobung die Gewißheit davon erhalten, hatten es aber in früherer Zeit aus den Vorgängen, die ſie ſahen, gemuthmaßt und geſchloſſen. Mein Vater holte Vieles wieder im Einzelnen nach, was er im Allgemeinen geſehen hatte, er war bald hier bald dort, und war viel mit dem Beſizer des Hauſes beſchäftigt. Die Frauen ließen ſich das angelegen ſein, was Sache des Hausweſens iſt, und verkehrten manche Weile mit Katharinen. Wir jüngeren Leute gingen viel in dem Garten herum, beſuchten manche Stelle, und machten Spaziergänge. Wir waren mehrere Male bei den Gärtnerleuten, ſaßen einmal lange bei ihrem Tiſche, und beſahen einmal ausführlich für uns die Gewächshäuſer, und ließen uns das Vorhandene von dem Gärtner erklären. Eines Tages waren wir auch alle im Inghofe, und die Bewohner des Inghofes waren eines andern Tages im Asperhofe. Der Pfarrer von Rohrberg und mehrere der angeſeheneren Bewohner der Gegend waren von nahe oder von ferne hergekommen, um zu dem ihnen bekannt gewordenen Ereigniſſe ihren Glückwunſch darzubringen. Selbſt Bauersleute der Nachbarſchaft und andere, die mich und Natalien kannten, kamen zu demſelben Zwecke.

Wir mußten zwölf Tage in dem Aſperhofe zubringen, dann aber wurde unſer Reiſewagen bepackt, und wir traten die Rückreiſe in unſere Vaterſtadt an.

Da wir zu Hauſe angekommen waren, wurde ſogleich daran gegangen, Zimmer in Bereitſchaft zu ſezen, daß wir den Gegenbeſuch, wenn er eintreffen würde, anſtandsvoll empfangen könnten. Ich rüſtete mich indeſſen auch noch zu etwas anderem, was noch vor der Verbindung mit Natalien ſtatthaben mußte, zu meiner großen Reiſe. Ich ſuchte die Anſtalten ſo zu treffen, daß ich glaubte, nichts Weſentliches außer Acht gelaſſen zu haben. Die Nothwendigkeit, mir durch dieſe Reiſe noch Manches, was mir fehlte anzueignen, und in dieſer Hinſicht nicht zu weit hinter Natalien zurückſtehen zu müſſen, war mir einleuchtend, und eben ſo einleuchtend war es mir, daß ich eine größere Reiſe allein machen müſſe, ehe ich in künftiger Zeit mit Natalien eine Reiſe antreten könnte. Ich hatte auch vor, mich gleich nach der Zeit, in der uns der Gegenbeſuch abgeſtattet ſein würde, auf die Reiſe zu begeben.

Der Gegenbeſuch kam drei Wochen nach dem Tage, an welchem wir in der Stadt angelangt waren. Ein Brief hatte ihn vorher angekündigt. Mathilde Riſach Natalie und Guſtav trafen in einem ſchönen Reiſewagen ein. Sie wurden in die für ſie in Bereitſchaft gehaltenen Zimmer geführt. Nachdem ſie ſich umgekleidet hatten, kamen wir zum Gruße in unſerem Beſuchzimmer zuſammen. Der Empfang in unſerem Hauſe war ſo herzlich und innig, wie er nur immer in dem Sternenhofe und in dem Hauſe meines Gaſtfreundes geweſen war. In allen Mienen war Freude, und alle Worte ſezten die begonnene Bekanntſchaft und die ſich entwickelnde Freundſchaft fort. Selbſt bis auf die Dienerſchaft pflanzte ſich das angenehme Gefühl über. Aus einzelnen Worten und aus den heitern Angeſichtern entnahm man, wie ſehr ihnen die wunderſchöne Braut gefalle. Was unſer Haus und die Stadt für die Gäſte Angenehmes biethen konnte, wurde ihnen zur Verfügung geſtellt. Wie auf den beiden Landſizen wurde auch hier alles gezeigt, was das Haus enthält. Die Gäſte wurden in die Zimmer geführt, beſahen Bilder Bücher alte Schreine und geſchnittene Steine. Sie kamen in das gläſerne Eckhäuschen und in alle Theile des Gartens. In Hinſicht der Bilder meines Vaters ſprach ſich mein Gaſtfreund dahin aus, daß ſie als Ganzes durchaus werthvoller ſeien als ſeine Sammlung, obwohl er auch einzelne Stücke beſize, welche dem Beſten aus meines Vaters Sammlung an die Seite geſtellt werden könnten. Meinen Vater freute dieſes Urtheil, und er ſagte, er hätte ungefähr dasſelbe gefällt. Die geſchnittenen Steine, ſagte mein Gaſtfreund, ſeien auserleſen, und denen hätte er nichts Gleiches entgegen zu ſtellen, es müßte nur das Marmorſtandbild ſein.

„Das iſt es auch, und das iſt das Höchſte, was in beiden Kunſtſammlungen beſteht,“ erwiederte mein Vater.

Die Schnizarbeiten im Glashäuschen waren meinem Gaſtfreunde aus meinen Abbildungen bekannt. Er beſchäftigte ſich aber doch mit ihrer genauen Beſichtigung, und ertheilte ihnen mit Rückſicht auf die Zeit ihrer Entſtehung viel Lob. Mein Einbeerblatt aus Marmor im Garten wurde einer Anerkennung nicht für unwürdig erachtet. Meinen Vater erquickte die Würdigung ſeiner Schäze von einem Manne, wie

Riſach war, ſehr, und ich glaube, er hatte keine angenehmeren Stunden gehabt, ſeit er all dieſe Dinge zuſammen gebracht, als die Zeit, die Riſach bei ihm geweſen war. Selbſt jenen Augenblick dürfte er kaum vorgezogen haben, da ſich zum erſten Male meine Augen für den Werth deſſen geöffnet hatten, was er beſaß. Bei mir war es damals nur Gefühl geweſen, bei Riſach war jezt es Urtheil.

Zum Vergnügen außer dem Hauſe geſchahen zwei Theaterbeſuche drei gemeinſchaftliche Beſuche in Kunſtſammlungen und einige Fahrten in die Umgebung.

Bei dieſer Zuſammenkunſt wurde auch die Vermählungszeit beſprochen. Ich ſollte meine angekündigte Reiſe unternehmen, und nach der Zurückkunſt ſollte kein Aufſchub mehr ſtattfinden. Der Tag werde dann feſtgeſtellt werden. Nach dieſer Verabredung wurde Abſchied genommen. Der Abſchied war dieſes Mal ſehr ſchwer, weil er auf länger genommen wurde, und weil unglückliche Zufälle in der Abweſenheit nicht unmöglich ſein konnten. Aber wir waren ſtandhaft, wir ſcheuten uns, vor Zeugen, ſelbſt vor ſo lieben, einen Schmerz zu äußern, ſondern trennten uns, und verſprachen, uns zu ſchreiben.

Als uns unſere Gäſte verlaſſen hatten, zeigten wir in Briefen an einige uns ſehr befreundete Familien meine Verlobung an. Zur Fürſtin ging ich ſelbſt, um ihr dieſes Verhältniß zu eröffnen. Sie lächelte herzlich und ſagte, daß ſie ſehr wohl bemerkt habe, daß ich einmal, da ſie des Namens Tarona Erwähnung gethan hatte, äußerſt heftig erröthet ſei.

Ich erwiederte, daß ich damals nur erröthet ſei, weil ſie mich auf einer inneren Neigung betroffen habe, den Namen Tarona habe ich in jener Zeit an Natalien noch gar nicht gekannt. Ich ſprach auch von meiner Reiſe, ſie lobte dieſen Entſchluß ſehr, und erzählte mir von den Verhältniſſen verſchiedener Hauptſtädte, in denen ſie in früheren Jahren zeitweilig gewohnt hatte. Sie erwähnte kurz auch Manches über das äußere Anſehen der Länder, da ſie eine große Freundin landſchaftlicher Schönheiten war. Sie hatte eben in dem Augenblicke vor, wieder an den Gardaſee zu gehen, den ſie ſchon öfter beſucht hatte. Das war auch die Urſache, daß ſie noch ſo ſpät im Frühlinge in der Stadt war. Sie erſuchte mich, nach meiner Zurückkunft wieder bei ihr auf ein Weilchen zu erſcheinen. Ich verſprach es.

Meine Reiſe wurde nun keinen Augenblick mehr verzögert. Ich nahm von den Meinigen Abſchied, und fuhr eines Tages zu dem Thore unſerer Stadt hinaus.

Ich ging zuerſt über die Schweiz nach Italien; nach Venedig Florenz Rom Neapel Syrakus Palermo Malta. Von Malta ſchiffte ich mich nach Spanien ein, das ich von Süden nach Norden mit vielfachen Abweichungen durchzog. Ich war in Gibraltar Granada Sevilla Cordoba Toledo Madrid und vielen anderen minderen Städten. Von Spanien ging ich nach Frankreich, von dort nach England Irland und Schottland und von dort über die Niederlande und Deutſchland in meine Heimath zurück. Ich war um einen und einen halben Monat weniger als zwei Jahre abweſend geweſen. Wieder war es Frühling, als ich zurückkehrte, die mächtige Welt der Alpen der Feuerberge Neapels und Siciliens der Schneeberge des ſüdlichen Spaniens der Pirenäen und der Nebelberge Schottlands hatten auf mich gewirkt. Das Meer, vielleicht das Großartigſte, was die Erde beſizt, nahm ich in meine Seele auf. Unendlich viel Anmuthiges und Merkwürdiges umringte mich. Ich ſah Völker, und lernte ſie in ihrer Heimath begreifen, und oft lieben. Ich ſah verſchiedene Gattungen von Menſchen mit ihren Hoffnungen Wünſchen und Bedürfniſſen, ich ſah Manches von dem Getriebe des Verkehres, und in bedeutenden Städten blieb ich lange, und beſchäftigte mich mit ihren Kunſtanſtalten Bücherſchäzen ihrem Verkehre geſellſchaftlichem und wiſſenſchaftlichem Leben und mit lieben Briefen, die aus der Heimath kamen, und mit ſolchen, die dorthin abgingen.

Ich kam auf meiner Rückreiſe früher in die Gegend des Asperhofes und des Sternenhofes als in meine Heimath. Ich ſprach daher in beiden ein. Alles war ſehr wohl und geſund, und fand mich ſehr gebräunt. Hier erfuhr ich auch eine Veränderung, die mit meinem Vater vorgegangen war, und die ſie mir in den Briefen verſchwiegen hatten, damit ich überraſcht würde. Alle ſeine Anſpielungen, daß er plözlich einmal in den Ruheſtand treten werde, daß er ſich, ehe man ſich's verſehe, auf dem Lande befinden werde, daß ſich vieles ereignen werde, woran man jezt nicht denke, daß man nicht wiſſe, ob man nicht den Reiſewagen öfter brauchen könne, waren in Erfüllung gegangen. Er hatte ſein Handelsgeſchäft abgetreten, und hatte den auf einer ſehr lieblichen Stelle zwiſchen dem Asperhofe und Sternenhofe gelegenen verkäuflich gewordenen Gußterhof gekauft, den er eben für ſich einrichten laſſe. Man freute ſich ſchon darauf, wie er ſich in dieſem neuen Beſitzthume häuslich und wohnlich niederlaſſen werde. Ich nahm mir nicht Zeit, dieſen Hof, den ich von Außen kannte, zu beſuchen, weil ich Natalien, die mir wie ein Gut wieder gegeben worden war, nicht noch unnöthig länger von meiner Seite entfernt wiſſen wollte. Nach innigem Empfange und Abſchiede reiste ich zu meinen Eltern, und reiste Tag und Nacht, um bald einzutreffen. Sie wußten von meiner Ankunft, und empfingen mich freudig. Ich richtete mich ſogleich in meiner Wohnung ein. Es war mir ſeltſam und wohlthuend, den Vater jezt immer zu Hauſe und ihn ſtets mit Plänen Entwürfen Zeichnungen umringt zu ſehen. Er war während meiner Abweſenheit fünf Male in dem Guſterhofe und bei dieſen Gelegenheiten öfter bei Mathilde oder Riſach als Gaſt geweſen Die Mutter und Klotilde hatten ihn zweimal begleitet. Er war in dieſen zwei Jahren um ein gut Theil jünger geworden. Auch die Bewohner des Sternen- und Asperhofes hatten ſich einmal im Winter bei meinen Eltern als Gäſte eingefunden. Die Bande waren ſehr ſchön und lieb geflochten.

Gleich am erſten Tage meiner Anweſenheit im elterlichen Hauſe führte mich meine Mutter in die Zimmer, die für mich und Natalien als Wohnung hergerichtet worden waren, wenn wir uns in der Stadt aufhalten wollten. Ich hatte gar nicht gedacht, daß in dem Hauſe ſo viel Plaz ſei, ſo geräumig war die Wohnung. Sie war zugleich ſo ſchön und edel angeordnet, daß ich meine Freude daran hatte. Ich ſprach bei dieſer Gelegenheit von dem Vermählungstage, und die Mutter antwortete, daß der Vater glaube, es ſei nun keine Urſache einer Säumniß, und von uns als von der Seite des Bräutigams müſſe die Anregung ausgehen. Ich bath um Beſchleunigung, und am folgenden Tage gingen ſchon unſere Briefe in den Sternenhof und zu Riſach ab. In Kurzem kam die Antwort zurück, und der Tag war nach unſern Vorſchlägen feſtgeſezt. Der Sammelplaz war der Asperhof.

Meinem Verſprechen getreu ſtellte ich mich nun auch bei der Fürſtin. Sie war ſchon auf ihren Landſiz abgereist. Ich ſchrieb ihr daher einige Zeilen, daß ich zurück ſei, und zeigte ihr meinen Vermählungstag an. In kurzer Zeit kam eine Antwort von ihr nebſt einem Päckchen, welches ein Erinnerungszeichen an meine Vermählungsfeier von ihr enthalte. Sie könne es mir nicht perſönlich übergeben, weil ſie ſeit einigen Wochen kränklich ſei, und ſich deßhalb ſo früh auf das Land habe begeben müſſen. Das Erinnerungszeichen liege ſchon ſeit länger in Bereitſchaft. Ich öffnete das Päckchen. Es enthielt eine einzige aber ſehr groſſe und ſehr ſchöne Perle. Die Faſſung war faſt keine. Nur ein Stengel und ein Goldſcheibchen hafteten an der Perle, daß ſie eingeknöpft werden konnte. Ich freute mich außerordentlich über die Geſinnung der edlen Fürſtin über die Trefflichkeit des Geſchmackes und über deſſen Sinnigkeit; denn eine Perle iſt es ja in meinen Augen, die ich mir als Geſchenk an meine Bruſt zu heften im Begriffe war. Ich ſchrieb eine innige Dankantwort zurück.

Unſere Vorbereitungen waren bald gemacht, und wir reiſten ab.

„Wir können ja unſere lezten Rüſtungen in meinem Landhauſe machen,“ ſagte der Vater mit heiterem Lächeln.

Wir fuhren in den Guſterhof. Eine kleine aber freundlich beſtellte Wohnung, die der Vater vorläufig für ſolche Gelegenheiten hatte herrichten laſſen, empfing uns. Es war ein liebliches Gefühl, in unſerem eigenen uns zugehörigen Landſize zu ſein. Der Vater ſchien dieſes Gefühl am tiefſten zu hegen, und die Mutter freute ſich deſſen ungemein. Wir blieben hier ſo lange, und vervollſtändigten unſere Vorbereitungen, daß wir zwei Tage vor der Vermählung in dem Asperhofe eintreffen konnten. Mathilde und Natalie waren ſchon anweſend, da wir ankamen. Wir begrüßten uns herzlich. Alles war in einer gewiſſen Spannung der Vorbereitungen. Ich konnte Natalien oft nur auf einige Augenblicke ſehen. Klotilde wurde auch ſoſort hineingezogen. Botſchaften kamen und gingen ab, Gäſte und Trauzeugen trafen ein. Ich ſelber war in einer Art Beklemmung.

Am Nachmittage des erſten Tages fand ich einmal Mathilden meinen Gaſtfreund und Guſtav im Lindengange auf und ab wandeln. Ich geſellte mich zu ihnen. Guſtav verließ uns bald.

„Wir ſprachen eben davon, daß mein Sohn ſich nun bald von hier entfernen, und in die Welt gehen müſſe,“ ſagte Mathilde, „habt ihr ihn nach eurer Reiſe nicht auch verändert gefunden?“

„Er iſt ein vollkommner Jüngling geworden,“ erwiederte ich, „ich habe auf meinen Reiſen keinen geſehen, der ihm gleich wäre. Er war ein ſehr kraftvoller Knabe, und iſt auch ein ſolcher Jüngling geworden, aber, wie ich glaube, gemildeter und ſanfter. Ja ſogar in ſeinen Augen, die noch glänzender geworden ſind, erſcheint mir etwas, das beinahe wie das Schmachten bei einem Mädchen iſt.“

„Es freut mich, daß ihr das auch bemerkt habt,“ ſagte mein Gaſtfreund, „es iſt ſo, und es iſt ſehr gut, wenn auch gefährlich, daß es ſo iſt. Gerade bei ſehr kraftvollen Jünglingen, deren Herz von keinem böſen Hauche angeweht worden iſt, tritt in gewiſſen Jahren ein Schmachten ein, das noch holder wirkt als bei heranblühenden Mädchen. Es iſt dies nicht Schwäche ſondern gerade Überfülle von Kraft, die ſo reizend wirkt, wenn ſie aus den meiſtens dunkeln ſanftſchimmernden Augen blickt, und gleichſam wie ein Juwel an den unſchuldigen Wimpern hängt. Solche Jünglinge dulden aber auch, wenn böſe Schickſalstage kommen, mit einem Starkmuthe, der der Krone eines Märtirers werth wäre, und wenn das Vaterland Opfer heiſcht, legen ſie ihr junges Leben einfach und gut auf den Altar. Sie können aber auch zu falſcher Begeiſterung getrieben und mißbraucht werden, und wenn ein ſolches Jünglingsauge zu rechter Zeit in das rechte Mädchenauge ſchaut, ſo flammt die plötzlichſte heißeſte aber oft auch unglücklichſte Liebe emvor, weil der junge unverfälſchte Mann ſie faſt unausrottbar in ſein Herz nimmt. Wir werden, wenn die jezige Angelegenheit vorüber iſt, weiter von dem ſprechen, was etwa noth thut.“

„Ich ſehe ja das Gute und die Gefahr,“ ſagte Mathilde.

Wir gingen bald in das Haus zurück.

„Er muß in die Härte der Welt, die wird ihn ſtählen,“ ſagte mein Gaſtfreund auf dem Wege dahin.

Endlich war der Vermählungstag angebrochen. Die Trauung ſollte am Vormittage in der Kirche zu Rohrberg ſtattfinden, in welche der Asperhof eingepfarrt war. Der Verſammlungsort war der Marmorſaal, deſſen Fußboden zu dieſem Zwecke mit feinem grünem Tuche überſpannt worden war. Gleiches Tuch lag auf allen Treppen. Ich kleidete mich in meinen Zimmern an, that ein Gebeth zu Gott, und wurde von einem meiner Trauzeugen in den Marmorſaal geführt. Von unſern Angehörigen waren erſt die Männer dort. Die Zeugen und die meiſten Gäſte waren zugegen. Riſach war im Staatskleide und mit allen ſeinen Ehren geſchmückt. Da that ſich die Thür, die von dem Gange hereinführte, auf, und Natalie mit ihrer und meiner Mutter mit Klotilden und mit noch andern Frauen und Mädchen trat herein. Sie war prachtvoll gekleidet und mit Edelſteinen gleichſam überſät; aber ſie war ſehr blaß. Die Edelſteine waren in mittelalterlicher Faſſung, das ſah ich wohl; aber ich hatte nicht die Stimmung, auch nur einen Augenblick darauf zu achten. Ich ging ihr entgegen, und reichte ihr ſanft die Hand zum Gruße. Sie zitterte ſehr.

Mein Gaſtfreund ſagte zu meinen Eltern: „Das Lieblingsgeſpräch eures Sohnes waren bisher ſeine Eltern und ſeine Schweſter, wer ein ſo guter Sohn iſt, wird auch ein guter Gatte werden.“

„Die ſchöneren Eigenſchaften, die eine Zukunft gewähren,“ ſagte mein Vater, „hat er von euch gebracht, wir haben es wohl geſehen, und haben ihn darum immer mehr geliebt, ihr habt ihn gebildet und veredelt.“

„Ich muß antworten wie bei Natalien,“ erwiederte mein Gaſtfreund, „ſein Selbſt hat ſich entwickelt, und aller Umgang, der ihm zu Theil geworden, vorerſt der eurige, hat geholfen.“

Ich wollte etwas ſprechen, konnte aber vor Bewegung nicht.

Guſtav, der in der Nähe der Frauen ſtand, ſah mich an, ich ihn auch. Er war ebenfalls ſehr blaß.

Indeſſen hatten ſich alle nach und nach eingefunden, die bei der Trauung gegenwärtig ſein ſollten, die Stunde der Abfahrt war da, und der Hausverwalter meldete, daß alles in Bereitſchaft ſei.

Mathilde machte Natalien das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne den Mund und die Bruſt, und dieſe beugte ſich mit ihren Lippen auf die Hand der Mutter nieder. Dann faßten die Mädchen den Schleier, der wie ein Silbernebel von dem Haupte Nataliens bis zu ihren Füßen reichte, hüllten ſie in ihn, und Natalie ging von ihren Mädchen umringt und von den Frauen geleitet die Treppe hinunter, auf welcher die Marmorgeſtalt ſtand. Wir folgten. Mit mir waren meine Zeugen und Riſach und der Vater. Den erſten Theil der Wagenreihe nahmen die Frauen die Braut und die Mädchen ein, den lezten die Männer und ich. Wir ſtiegen ein, der Zug ſezte ſich in Bewegung. Es war viel Volk gekommen, die Brautfahrt zu ſehen. Darunter erblickte ich meinen Zitherſpiellehrer, welcher mir mit einem grünen Hute, auf dem er Federn hatte, winkte. Die Bewohner des Meierhofes und die Diener des Hauſes waren größtentheils vorausgegangen, und harrten unſer in der Kirche. Einige befanden ſich auch in den Wägen. Der Zug fuhr langſam den Hügel hinab.

In der Kirche erwartete uns der Pfarrer von Rohrberg, wir traten vor den Altar, und die Trauung ward vollbracht.

Zum Zurückfahren kamen Natalie und ich allein in einen Wagen. Sie ſprach nichts, der Schleier blieb zurückgeſchlagen, und Tropfen nach Tropfen floß aus ihren Augen.

Da wir wieder in dem Marmorſaale waren, wurden auf den langen Tiſch, den man heute hier aufgerichtet und mit vielen Stühlen umgeben hatte, von Riſach und von meinem Vater die Papiere niedergelegt, die ſich auf unſere Vermählung und unſer Vermögen bezogen. Ich aber nahm indeſſen Natalien an der Hand, und führte ſie durch das Bilder- und Leſezimmer in das Bücherzimmer, in welchem wir allein waren. Dort ſtellte ich mich ihr gegenüber, und breitete die Arme aus. Sie ſtürzte an meine Bruſt. Wir umſchlangen uns feſt, und weinten beide beinahe laut.

„Meine theure, meine einzige Natalie!“ ſagte ich.

„O mein geliebter, mein theurer Gatte,“ antwortete ſie, „dieſes Herz gehört nun ewig dir, habe Nachſicht mit ſeinen Gebrechen und ſeiner Schwäche.“

„O mein theures Weib,“ entgegnete ich, „ich werde dich ohne Ende ehren und lieben, wie ich dich heute ehre und liebe. Habe auch du Geduld mit mir.“

„O Heinrich, du biſt ja ſo gut,“ antwortete ſie.

„Natalie, ich werde ſuchen, jeden Fehler dir zu Liebe abzulegen,“ erwiederte ich, „und bis dahin werde ich jeden ſo verhüllen, daß er dich nicht verwunde.“

„Und ich werde beſtrebt ſein, dich nie zu kränken,“ antwortete ſie.

„Alles wird gut werden,“ ſagte ich.

„Es wird alles gut werden, wie unſer zweiter Vater geſagt hat,“ antwortete ſie.

Ich führte ſie näher an das Fenſter, und da ſtanden wir, und hielten uns an den Händen. Die Frühlingsſonne ſchien herein, und neben den Diamanten glänzten die Tropfen, die auf ihr ſchönes Kleid gefallen waren.

„Natalie, biſt du glücklich?“ ſagte ich nach einer Weile.

„Ich bin es im hohen Maße,“ antwortete ſie, „mögeſt du es auch ſein.“

„Du biſt mein Kleinod und mein höchſtes Gut auf dieſer Erde,“ erwiederte ich, „es iſt mir noch wie im Traume, daß ich es errungen habe, und ich will es erhalten, ſo lange ich lebe.“

Ich küßte ſie auf den Mund, den ſie freundlich both. In ihre feinen Wangen war das Roth zurückgekehrt.

In dieſem Augenblicke hörten wir Tritte in dem Nebenzimmer, und Mathilde meine Mutter Riſach mein Vater und Klotilde, die uns geſucht hatten, traten ein.

„Mutter, theure Mutter,“ ſagte ich zu Mathilden, indem ich allen entgegen ging, Mathildens Hand faßte, und ſie zu küſſen ſtrebte. Mathilde hatte ſich nie die Hand von irgend jemanden küſſen laſſen. Dieſes Mal erlaubte ſie, daß ich es thue, indem ſie ſanft ſagte: „Nur das eine Mal.“

Dann küßte ſie mich auf die Stirne, und ſagte: „Sei ſo glücklich, mein Sohn, als du es verdienſt, und als es die wünſcht, die dir heute ihr halbes Leben gegeben hat.“

Riſach ſagte zu mir: „Mein Sohn, ich werde dich jezt du nennen, und du mußt zu mir wie zu deinem erſten Vater auch dies Wörtchen ſagen — mein Sohn, nach dem, was heute vorgefallen, iſt deine erſte Pflicht, ein edles reines grundgeordnetes Familienleben zu errichten. Du haſt das Vorbild an deinen Eltern vor dir, werde, wie ſie ſind. Die Familie iſt es, die unſern Zeiten noth thut, ſie thut mehr noth als Kunſt und Wiſſenſchaft als Verkehr Handel Aufſchwung Fortſchritt, oder wie alles heißt, was begehrungswerth erſcheint. Auf der Familie ruht die Kunſt die Wiſſenſchaft der menſchliche Fortſchritt der Staat. Wenn Ehen nicht beglücktes Familienleben werden, ſo bringſt du vergeblich das Höchſte in der Wiſſenſchaft und Kunſt hervor, du reichſt es einem Geſchlechte, das ſittlich verkommt, dem deine Gabe endlich nichts mehr nüzt, und das zulezt unterläßt, ſolche Güter hervor zu bringen. Wenn du auf dem Boden der Familie einmal ſtehend — viele ſchließen keine Ehe, und wirken doch Großes — wenn du aber auf dem Boden der Familie einmal ſtehſt, ſo biſt du nur Menſch, wenn du ganz und rein auf ihm ſtehſt. Wirke dann auch für die Kunſt oder für die Wiſſenſchaft, und wenn du Ungewöhnliches und Ausgezeichnetes leiſteſt, ſo wirſt du mit Recht geprieſen, nüze dann auch deinen Nachbarn in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, und folge dem Rufe des Staates, wenn es noth thut. Dann haſt du dir gelebt und allen Zeiten. Gehe nur den Weg deines Herzens wie bisher, und alles wird ſich wohl geſtalten.“

Ich reichte ihm die Hand, er zog mich an ſich, und küßte mich auf den Mund.

Natalie war indeſſen in den Armen meiner Mutter meines Vaters und Klotildens geweſen.

„Er wird gewiß bleiben, wie er heute iſt,“ ſagte ſie, wahrſcheinlich auf einen Wunſch für die Zukunft antwortend.

„Nein, mein theures Kind,“ ſagte meine Mutter, „er wird nicht ſo bleiben, das weißt du jezt noch nicht: er wird mehr werden, und du wirſt mehr werden. Die Liebe wird eine andere, in vielen Jahren iſt ſie eine ganz andere; aber in jedem Jahre iſt ſie eine größere, und wenn du ſagſt, jezt lieben wir uns am meiſten, ſo iſt es in Kurzem nicht mehr wahr, und wenn du ſtatt des blühenden Jünglings einſt einen welken Greis vor dir haſt, ſo liebſt du ihn anders, als du den Jüngling geliebt haſt; aber du liebſt ihn unſäglich mehr, du liebſt ihn treuer, ernſter und unzerreißbarer.“

Mein Vater wandte ſich ab, und fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

Meine Mutter küßte Natalien noch einmal, und ſagte: „Du liebe gute theure Tochter.“

Natalie gab den Kuß zurück, und ſchlang die Arme um den Hals meiner Mutter.

„Kinder, jezt müſſen wir zu den andern gehen,“ ſagte Riſach.

Wir gingen in den Saal. Dort gab Riſach Papiere in die Hände Nataliens. Sie legte ſie in die meinigen. Mein Vater gab mir auch Papiere. Alle Anweſenden wünſchten uns nun Glück, vor allen Guſtav, den ich die lezte Zeit her gar nicht geſehen hatte. Er fiel der Schweſter um den Hals und auch mir. In ſeinen ſchönen Augen perlten Thränen. Dann beglückwünſchten uns Euſtach Roland die vom Inghofe der Pfarrer von Rohrberg, der mich auf unſer erſtes Zuſammentreffen in dieſem Hauſe an jenem Gewitterabende erinnerte, und alle andern.

Riſach ſagte, daß jezt jedem zwei Stunden zur Verfügung gegeben ſeien, dann müſſe ſich Alles in dem Marmorſaale zu einem kleinen Mahle verſammeln.

Natalie wurde von ihren Trauungsjungfrauen in die Gemächer ihrer Mutter geführt, daß ſie dort die Trauungsgewänder ablege. Ich ging in meine Wohnung, kleidete mich um, und verſchloß die Papiere, ohne ſie anzuſehen. Nach einer geraumen Zeit ging ich in das Vorzimmer zu Mathildens Wohnung, und fragte, ob Natalie ſchon in Bereitſchaft ſei, ich ließe bitten, mit mir einen kurzen Gang durch den Garten zu machen. Sie erſchien in einem ſchönen aber ſehr einfachen Seidenkleide, und ging mit mir die Treppe hinab. Sie reichte mir den Arm und wir wandelten eine Zeit unter den großen Linden und auf anderen Gängen des Gartens herum.

Nachdem die zwei Stunden verfloßen waren, wurde mit der Glocke das Zeichen zum Mahle gegeben. Alles begab ſich in den Saal, und erhielt dort ſeine Size angewieſen. Das Mahl war wie gewöhnlich bei Riſach einfach aber vortrefflich. Für Kenner und Liebhaber ſtanden ſehr edle Weine bereit. Es war nie in dem Saale ein Mahl abgehalten worden, und der Ernſt des Marmors, bemerkte mein geweſener Gaſtfreund, dürfe nur in den Ernſt des edelſtens Weines nieder blicken. Trinkſprüche wurden ausgebracht, und ſogar Reime auf ewiges Wohl hergeſagt.

„Habe ich es gut gemacht, Natta,“ ſagte mein einſtiger Gaſtfreund, „daß ich dir den rechten Mann ausgeſucht habe? Du meinteſt immer, ich verſtände mich nicht auf dieſe Dinge, aber ich habe ihn auf den erſten Blick erkannt. Nicht blos die Liebe iſt ſo ſchnell wie die Electricität ſondern auch der Geſchäftsblick.“

„Aber Vater,“ ſagte Natalie erröthend, „wir haben ja über dieſen Gegenſtand nie geſtritten, und ich konnte dir die Fähigkeit nicht abſprechen.“

„So haſt du dir es gewiß gedacht,“ erwiederte er, „aber richtig habe ich doch geurtheilt: er war immer ſehr beſcheiden, hat nie vorlaut geforſcht und gedrängt, und wird gewiß ein ſanfter Mann werden.“

„Und du, Heinrich,“ ſagte er nach einer Weile, „werde darum nicht ſtolz. Verdankſt du mir nicht endlich ganz und gar Alles? Du haſt einmal, da du zum erſten Male in dieſem Hauſe warſt, in der Schreinerei geſagt, daß der Wege ſehr verſchiedene ſind, und daß man nicht wiſſen könne, ob der, der dich eines Gewitters wegen zu mir herauf geführt hat, nicht ein ſehr guter Weg geweſen iſt, worauf ich antwortete, daß du ein wahres Wort geſprochen habeſt, und daß du es erſt recht einſehen werdeſt, wenn du älter biſt; denn in dem Alter, dachte ich mir damals, überſieht man erſt die Wege, wie ich die meinigen überſehen habe. Wer hätte aber damals geglaubt, daß mein Wort die Bedeutung bekommen werde, die es heute hat? Und alles hing davon ab, daß du hartnäckig gemeint haſt, ein Gewitter werde kommen, und daß du meinen Gegenreden nicht geglaubt haſt.“

„Darum, Vater, war es Fügung, und die Vorſicht ſelber hat mich zu meinem Glücke geführt,“ ſagte ich.

„Die alte Frau, die in dem dunkeln Stadthauſe unſere Wohnungsnachbarin und zuweilen unſer Gaſt war,“ ſagte mein Vater, „hat dir, Heinrich, die Weisſagung gemacht, es werde recht viel aus dir werden: und nun biſt du blos, wie du ſelber ſagſt, glücklich geworden.“.

„Das Andere wird kommen,“ riefen mehrere Stimmen.

„Eine gute Eigenſchaft habe ich an deiner Gattin zu ihren andern Tugenden entdeckt,“ fuhr mein Vater fort, „ſie iſt nicht neugierig; oder haſt du, liebe Tochter, das Käſtchen ſchon eröffnet, welches ich dir gegeben habe?“

„Nein, Vater, ich wartete auf deinen Wink,“ antwortete Natalie.

„So laſſe das Käſtchen bringen,“ entgegnete mein Vater.

Es geſchah. Der Faden mit dem Siegel wurde entzwei geſchnitten, das Käſtchen geöffnet, und auf weißem Sammt lag ein außerordentlich ſchöner Schmuck von Smaragden. Ein allgemeiner Ruf der Verwunderung machte ſich hörbar. Nicht nur waren die Steine an ſich, obwohl nicht zu den größten ihrer Art gehörend, ſehr ſchön, ſondern die Faſſung, die Steine nicht drückend, war doch ſo leicht und ſo ſchön, daß das Ganze wie ein zuſammengehöriges in einander gewachſenes Werk wie ein wirkliches Kunſtwerk erſchien. Selbſt Euſtach und Roland ſprachen ihre Bewunderung aus, und vollends Riſach. Sie verſicherten, daß ſie keine neue Arbeit geſehen hätten, die dieſer gliche.

„Dein Freund, mein Heinrich, hat dieſen Schmuck fertigen laſſen,“ ſagte mein Vater, „wir haben Smaragde gewählt, weil er eben ſehr ſchöne und in erforderlicher Anzahl hatte, weil Smaragde unter allen farbigen Steinen den Ton des weiblichen Halſes und Angeſichtes am ſanfteſten heben, und weil du tief gefärbte und reine Smaragde ſo liebſt. Und alle hier ſind tief und rein. Wir haben geſucht, nach deinen Grundſätzen die Steine faſſen zu laſſen. Es ſind viele Zeichnungen gemacht gewählt verworfen und wieder gewählt worden. Es dürfte der beſte Zeichner unſerer

Stadt ſein, der endlich das Vorliegende zuſammen geſtellt hat. Es wurde hierauf beinahe Tag und Nacht gearbeitet, um zu rechter Zeit fertig zu ſein. Geöffnet ſollte das Käſtchen darum nicht werden, damit meine Tochter nicht etwa blos mir zu Liebe dieſen Schmuck an ihrem Trauungstage nehmen, und einen ſchöneren und koſtbareren, den ſie beſize, zu ihrem Leidweſen ruhen laſſe."

„Sie beſizt keinen ſchöneren," erwiederte Riſach, „wir haben den, welchen ſie heute trug, nach Zeichnungen, die wir aus mittelalterlichen Gegenſtänden frei zuſammen trugen, ebenfalls bei Heinrichs Freunde verfertigen laſſen. Mathilde, laß doch den Schmuck herbei bringen, daß wir beide vergleichen."

Mathilde reichte an Natalien ein Schlüſſelchen, und dieſe holte ſelber das Fach, in welchem der Schmuck lag. Er war eine Zuſammenſezung von Diamanten und Rubinen. Er ſah ſo zart rein und edel aus, wie ein in Farben geſeztes mittelalterliches Kunſtwerk. Ein wahrer Zauber lag um dieſe Innigkeit von Waſſerglanz und Roſenröthe in die ſinnigen Geſtalten vertheilt, die nur aus den Gedanken unſerer Vorfahren ſo genommen werden können. Und dennoch ſtand nach einſtimmigem Urtheile der Smaragdſchmuck nicht zurück. Der Künſtler der Gegenwart kam zu Ehren.

„Es iſt aber auch keiner in unſerer Stadt und vielleicht in weiten Kreiſen, der ſo zeichnen kann," ſagte mein Vater, „er huldigt keinem Zeitgeſchmacke, ſondern nur der Weſenheit der Dinge, und hat ein ſo tiefes Gemüth, daß der höchſte Ernſt und die höchſte Schönheit daraus hervorblicken. Oft wehte es mich aus ſeinen Geſtalten ſo an wie aus den Nibelungen oder wie aus der Geſchichte der Ottone. Wenn dieſer Mann nicht ſo beſcheiden wäre, und ſtatt den Dingen, womit man ihn überhäuft, lieber große Gemälde machte, er würde ſeines Gleichen jezt nicht haben, und nur mit den größten Meiſtern der Vergangenheit zuſammengeſtellt werden können."

„Ein Schmuck in ſeinem Fache," ſagte eine Stimme, „iſt doch wie ein Bild ohne Rahmen, oder noch mehr wie ein Rahmen ohne Bild."

„Freilich iſt es ſo," entgegnete Riſach, „man kann jedes Ding nur an ſeinem Plaze beurtheilen, und da mein Freund als mein Nebenbuhler aufgetreten iſt, ſo wäre es nicht zu verwerfen — — Natta biſt du mein liebes Kind?"

„Vater, wie gerne!" antwortete dieſe.

Sie ſtand von ihrem Stuhle auf, entfernte ſich, und kam ſo gekleidet wieder, daß man ihr einen koſtbaren Schmuck umlegen konnte. Es geſchah zuerſt mit den Diamanten und Rubinen. Wie herrlich war Natalie, und es bewährte ſich, daß der Schmuck der Rahmen ſei. Am Vormittage in beklemmenden und tieferen Gefühlen befangen konnte ich dem Schmucke keine Aufmerkſamkeit ſchenken. Jezt ſah ich die ſchönen Geſtaltungen wie von einem ſanften Scheine umgeben. Im Mittelpunkte aller Blicke erröthete die junge Frau, und die Roſen ihrer Farbe gaben den Rubinen erſt die Seele, und empfingen ſie von ihnen. Der Ausdruck der Bewunderung war allgemein. Hierauf wurde der Smaragdſchmuck umgelegt. Aber auch er war vollendet. Der dunkle tiefe Stein gab der Oberfläche von Nataliens Bildungen etwas Ernſtes Feierliches fremdartig Schönes. War der Diamantſchmuck wie fromm erſchienen, ſo erſchien der Smaragdſchmuck wie heldenartig. Keiner erhielt den Preis. Riſach und der Vater ſtimmten ſelber überein. Natalie nahm ihn wieder ab, beide Schmuckſtücke wurden in ihre Fächer gelegt, Natalie trug ſie fort, und erſchien nach einer Zeit wieder in ihrem früheren Anzuge.

Bei dem Smaragdſchmucke hatte ſich etwas Auffälliges ereignet. Von ihm waren die Ohrgehänge im Fache zurückgeblieben. Der Diamantſchmuck enthielt keine Ohrgehänge. Mathilde und Natalie trugen Ohrgehänge nicht, weil nach ihrer Meinung der Schmuck dem Körper dienen ſoll. Wenn aber der Körper verwundet wird, um Schmuck in die Verlezung zu hängen, werde er Diener des Schmuckes.

Als noch immer von den Steinen geſprochen wurde, was ihre Beſtimmung ſei, und wie ſie ſich auf dem Körper ganz anders anſehen laſſen als in ihrem Fache, ſagte Euſtach etwas, das mir als ſehr wahr erſchien: „Was die innere Beſtimmung der Edelſteine iſt,“ ſprach er, „kann nach meiner Meinung niemand wiſſen: für den Menſchen ſind ſie als Schmuck an ſeinem Körper am ſchönſten, und zwar zuerſt an den Theilen, die er entblößt trägt, dann aber an ſeinem Gewande, und an allem, was ſonſt mit ihm in Berührung kommt wie Königskronen Waffen. An bloßen Geräthen, wie wichtig ſie ſind, erſcheinen die Steine als todt, und an Thieren ſind ſie entwürdigt.“

Man ſprach noch länger über dieſen Gegenſtand, und erläuterte ihn durch Beiſpiele.

„Da heute unſer Wettkampf unentſchieden geblieben iſt,“ ſagte Riſach zu meinem Vater, „ſo wollen wir nun ſehen, wer mit geringerem Aufwande ſeinen Siz zu einem größeren Kunſtwerke machen kann, du deinen Drenhof, oder wenn du ihn lieber Guſterhof nennen willſt, oder ich meinen Asperhof.“

„Du biſt ſchon im Vorſprunge,“ entgegnete mein Vater, „und haſt gute Zeichner bei dir: ich fange erſt an, und mein Zeichner liefert mir wahrſcheinlich keine Zeichnung mehr.“

„Wenn es uns im Asperhofe an Arbeit fehlt, ſo werden wir in den Drenhof hinüber geliehen,“ ſagte Euſtach.

„Auch dann, wenn wir hier Arbeit haben,“ erwiederte Riſach, „ich will dem Feinde Waffen liefern.“

Der Nachmittag war ziemlich vorgerückt, und es fehlte nicht mehr viel zum Abende. Das Mahl war ſchon längſt aus, und man ſaß nur mehr, wie es öfter geſchieht, im Geſpräche um den Tiſch.

Mir war ſchon länger her das Benehmen des Gärtners Simon aufgefallen; denn er, ſo wie die vorzüglicheren Diener des Hauſes und Meierhofes war zu Tiſche geladen worden. Die andern hatten in dem Meierhofe ein Mahl. Ich hatte ihm am Morgen zur

Erinnerung an den heutigen Tag eine ſilberne Doſe mit meinem Namen in dem Deckel gegeben. Dieſe Doſe hatte er bei ſich auf dem Tiſche, und ſprach ihr unruhig zu. Manches Mal flüſterte er mit ſeinem Weibe, das an ſeiner Seite ſaß, und öfter ging er fort, und kam wieder. Eben trat er nach einer ſolchen Entfernung wieder in den Saal. Er ſezte ſich nicht, und ſchien mit ſich zu kämpfen. Endlich trat er zu mir, und ſprach: „Alles Gute belohnt ſich, und euch erwartet heute noch eine große Freude.“

Ich ſah ihn befremdet an.

„Ihr habt den Cereus Peruvianus vom Untergange gerettet,“ fuhr er fort, „wenigſtens hätte er leicht untergehen können, und ihr ſeid Urſache geweſen, daß er in dieſes Haus gekommen iſt, und heute noch wird er blühen. Ich habe ihn durch Kälte zurück zu halten geſucht, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er die Knoſpe abwerfe, damit er nicht eher blühe als heute. Es iſt alles gut gegangen. Eine Knoſpe ſteht zum Entfalten bereit. In mehreren Minuten kann ſie offen ſein. Wenn die Geſellſchaft dem Gewächshauſe die Ehre anthun wollte. . . .“

„Ja Simon, ja wir gehen hin,“ ſagte mein Gaſtfreund.

Sofort erhob man ſich von dem Tiſche, und rüſtete ſich zu dem Gange in die Gewächshäuſer. Simon hatte alles andere um die Stelle des Peruvianus, der in ein eigenes Glashäuschen hinein ragte, entfernt, und Plaz zum Betrachten der Pflanze gemacht. Die Blume war, da wir hinkamen bereits offen. Eine große weiße prachtvolle fremdartige Blume. Alles war einſtimmig im Lobe derſelben.

„So viele Menſchen den Peruvianus haben,“ ſagte Simon, „denn gar ſelten iſt er eben nicht, ſo mächtig groß ſie auch ſeinen Stamm ziehen, ſo ſelten bringen ſie ihn zur Blüthe. Wenige Menſchen in Europa haben dieſe weiße Blume geſehen. Jezt öffnet ſie ſich, morgen mit Tagesanbruch iſt ſie hin. Sie iſt koſtbar mit ihrer Gegenwart. Mir iſt es geglückt, ſie blühen zu machen — und gerade heute. — Es iſt ein Glück, das die wahrſte Freude hervorbringen muß.“

Wir blieben ziemlich lange, und erwarteten das völlige Entfalten.

„Es kommen auch nicht viele Blumen wie bei gemeinen Gewächſen hervor,“ ſagte Simon wieder, „ſondern ſtets nur eine, ſpäter etwa wieder eine.“

Mein Gaſtfreund ſchien wirklich Freude an der Blume zu haben, ebenſo auch Mathilde. Natalie und ich dankten Simon beſonders für ſeine große Aufmerkſamkeit, und ſagten, daß wir ihm dieſe Überraſchung nie vergeſſen werden. Dem alten Manne ſtanden die Thränen in den Augen. Er hatte Lampen um die Blume angebracht, die bei hereinbrechender Dämmerung angezündet werden ſollten, wenn etwa jemand die Blume in der Nacht betrachten wolle. Bei längerem Anſchauen gefiel uns die Blume immer mehr. Es dürften in unſern Gärten wenige ſein, die an Seltſamkeit Vornehmheit und Schönheit ihr gleichen. Von den Anweſenden hatte ſie nie einer geſehen. Wir gingen endlich fort, und der eine und der andere verſprach, im Laufe des Abends noch einmal zu kommen.

Da wir auf dem Rückwege waren, und an dem Gebüſche, das ſich in der Nähe des Lindenganges befindet, vorbeigingen, ertönte dicht am Wege in den Büſchen ein Zitherklang. Riſach, welcher meine Mutter führte, blieb ſtehen, ebenſo mein Vater und Mathilde, und dann auch die andern, die ſich eben in unſerer Nähe befanden. Ich war mit Natalien mehr gegen den Buſch getreten; denn ich erkannte augenblicklich den Klang meines Zitherſpiellehrers. Er trug eine ihm eigenthümliche Weiſe vor, dann hielt er inne, dann ſpielte er wieder, dann hielt er wieder inne, und ſo fort. Es waren lauter Weiſen, die er ſelber erſonnen hatte, oder die ihm vielleicht eben in dem Augenblicke in den Sinn gekommen waren. Er ſpielte mit aller Kraft und Kunſt, die ich an ihm ſo oft bewundert hatte, ja er ſchien heute noch beſſer als je zu ſpielen. Es war, als wenn er nichts auf Erden liebte als ſeine Zither. Alles, was ſich in der Nähe befand, lauſchte unbeweglich, und nicht einmal ein Zeichen eines Beifalles wurde laut. Nur Mathilde ſah einmal auf Natalien hin und zwar ſo bedeutſam, als wollte ſie ſagen: das haben wir nicht gehört, und das vermögen wir nicht hervorzubringen. Die Zither war ein lebendiges Weſen, das in einer Sprache ſprach, die allen fremd war, und die alle verſtanden. Als die Töne endlich nicht mehr wieder beginnen zu wollen ſchienen, trat ich mit Natalien ins Gebüſch, und da ſaß mein Zitherſpiellehrer an einem Tiſchchen, und hatte ſeine Zither vor ſich. Sein Anzug war graues Tuch und ſehr abgetragen, ſein grüner Hut lag neben der Zither auf dem Tiſche.

„Joſeph, biſt du wieder in der Gegend?“ fragte ich ihn.

„So recht nicht,“ antwortete er, „ich bin gekommen, euch auf der Hochzeit einmal gut aufzuſpielen.“

„Das haſt du gethan, und das kann keiner ſo,“ ſagte ich, „du ſollſt dafür eine Freude haben, und ich weiß dir eine zu verſchaffen, welche dir die größte iſt. Beſſere Hände können das, was ich dir geben will, nicht faſſen, als die deinen. Das Rechte muß zuſammenkommen. Ich bin dir ohnehin auch noch einen Dank ſchuldig für dein eifriges Lehren und für deine Begleitung im Gebirge.“

„Dafür habt ihr mich bezahlt, und das Heutige that ich freiwillig,“ ſagte er.

„Warte nur einige Tage hier, dann wirſt du empfangen, was ich meine,“ ſprach ich.

„Ich warte gerne,“ erwiederte er.

„Du ſollſt gut gehalten ſein,“ ſagte ich.

Indeſſen waren alle andern auch herbeigekommen, und überſchütteten den Mann mit Lob. Riſach lud ihn ein, eine Weile in ſeinem Hauſe zu bleiben. Er ſpielte noch einige Weiſen, er vergaß beinahe, daß ihm jemand zuhöre, ſpielte ſich hinein, und hörte endlich auf, ohne auf die Umſtehenden Rückſicht zu nehmen, genau ſo, wie er es immer that. Wir entfernten uns dann.

Ich rief ſogleich den Hausverwalter herbei, ſagte ihm, er möge mir einen Boten beſorgen, welcher auf der Stelle in das Echerthal abzugehen bereit ſei. Der Hausverwalter verſprach es. Ich ſchrieb einige Zeilen an den Zithermacher, legte das nöthige Geld bei, verſprach noch mehr zu ſenden, wenn es nöthig ſein ſollte, und verlangte, daß er die dritte Zither, welche die gleiche von der meinigen und der meiner Schweſter ſei, in eine Kiſte wohlverpackt dem Boten mitgebe, der den Brief bringt. Der Bote erſchien, ich gab ihm das Schreiben und die nöthigen Weiſungen, und er verſprach, die heutige Nacht zu Hilfe zu nehmen, und in kürzeſter Friſt zurück zu ſein. Ich hielt mich nun für ſicher, daß nicht etwa im letzten Augenblicke die Zither wegkomme, wenn ſie überhaupt noch da ſei.

Indeſſen war es tief Abend geworden. Ich ging mit Natalien und Klotilden noch einmal zu dem Cereus Peruvianus, der im Lampenlichte faſt noch ſchöner war. Simon ſchien bei ihm wachen zu wollen. Immer gingen Leute ab und zu. Joſeph hörten wir auch noch einmal ſpielen. Er ſpielte in der großen unteren Stube, wir traten ein, er hatte guten Wein vor ſich, den ihm Riſach geſendet hatte. Das ganze Hausvolk war um ihn verſammelt. Wir hörten lange zu, und Klotilde begrif jezt, warum ich im Gebirge ſo geſtrebt habe, daß ſie dieſen Mann höre.

Ein Theil der Gäſte hatte noch heute das Haus verlaſſen, ein anderer wollte es bei Anbruch des nächſten Tages thun, und einige wollten noch bleiben.

Im Laufe des folgenden Vormittages, da ſich die Zahl der Anweſenden ſchon ſehr gelichtet hatte, kamen noch einige Geſchenke zum Vorſcheine. Riſach führte uns in das Vorrathshaus, welches neben dem Schreinerhauſe war. Dort hatte man einen Plaz geſchafft, auf welchem mehrere mit Tüchern verhüllte Gegenſtände ſtanden. Riſach ließ den erſten enthüllen, es war ein kunſtreich geſchnittener Tiſch, und hatte den Marmor als Platte, welchen ich einſt meinem Gaſtfreunde gebracht hatte, und über deſſen Schickſal ich ſpäter in Ungewißheit war.

„Die Platte iſt ſchöner als tauſende,“ ſagte Riſach, „darum gebe ich das Geſchenk meines einſtigen Freundes in dieſer Geſtalt meinem jezigen Sohne. Keinen Dank, bis alles vorüber iſt.“

Nun wurde ein großer hoher Schrein enthüllt.

„Ein Scherz von Euſtach an dich, mein Sohn,“ ſagte Riſach.

Der Schrein war von allen Hölzern, welche unſer

Land aufzuweiſen hat, in eingelegter Arbeit verfertigt. Euſtach hatte die Zuſammenſtellung entworfen. Die Sache ſah außerordentlich reizend aus. Ich hatte bei meinem Winterbeſuche im Asperhofe an dieſem Schreine arbeiten geſehen. Ich hatte damals die Anſammlung von Hölzern ſeltſam gefunden, auch hatte ich den Zweck des Schreines nicht erkannt. Er war in mein Arbeitszimmer für meine Mappen beſtimmt.

Zuletzt wurden mehrere Gegenſtände enthüllt. Es waren die Ergänzungen zu meines Vaters Vertäflungen. Das war gleich auf den erſten Blick zu erkennen, und erregte Freude; aber ob ſie die rechten oder nachgebildete ſeien, war nicht zu entſcheiden. Riſach klärte alles auf. Es waren nachgebildete. Zu dieſem Behufe hatte man von mir die Abbildungen der Vertäflungen des Vaters verlangt. Roland hatte vergeblich nach den echten geforſcht. Er hatte Meſſungen nach den vorhandenen Reſten vorgenommen, und nach Orten geſucht, auf welche die Meſſungen paßten. In einem abgelegenen Theile der Holzbauten des ſteinernen Hauſes hatte er endlich Bohlen gefunden, welche den Meſſungen genau entſprachen. Die Bohlen waren theils vermorſcht, theils zerriſſen, und trugen die Verletzungen, wie man die Schnitzereien von ihnen herab geriſſen hatte. Es war nun faſt gewiß, daß die Ergänzungen verloren gegangen ſeien. Man machte daher die Nachbildungen. In demſelben Winterbeſuche hatte ich auch das Bohlenwerk zu dieſen Schnitzereien geſehen. Mein Vater erklärte die Arbeit für außerordentlich ſchön.

„Sie hat auch lange gedauert, mein lieber Freund,“ ſagte Riſach, „aber wir haben ſie für dich zu Stande gebracht, und ſie wird genau in dein Glashäuschen paſſen, oder leicht einzupaſſen ſein; außer du zögeſt vor, die Schnitzereien in den Drenhof bringen zu laſſen.“

„So wird es auch geſchehen, mein Freund,“ ſagte mein Vater.

Nun ging es erſt an ein Dankſagen und an ein Ausdrücken der Freude. Die Geber lehnten jeden Dank von ſich ab. Man beſchloß, die Gegenſtände in kurzer Zeit auf ihren Beſtimmungsort zu bringen.

An dieſem Tage und in den folgenden verließen uns nach und nach alle Fremden, und erſt jezt begann ein liebes Leben unter lauter Angehörigen. Riſach hatte für mich und Natalien eine ſehr ſchöne Wohnung herrichten laſſen. Sie konnte nicht groß ſein, war aber ſehr zierlich. In den zwei Jahren meiner

Abweſenheit waren ihre Wände bekleidet und waren neue ausgezeichnete Geräthe für ſie angeſchafft worden. Wir beſchloſſen aber unſere regelmäßige Wohnung ſo lange in dem Sternenhofe aufzuſchlagen, bis ihn Guſtav würde übernehmen können, damit Mathilde in der Zwiſchenzeit nicht zu vereinſamt wäre. Dabei würde ich oft in den Asperhof kommen, um mit Riſach zu berathſchlagen oder zu arbeiten; oft würden auch die andern kommen, und oft würden wir uns da, oder im Guſterhofe oder im Sternenhofe oder in der Stadt beſuchen, und zeitweilig dort wohnen. Mit Natalien hatte ich eine größere Reiſe vor. Für den Fall, daß ich in was immer für Angelegenheiten abweſend ſein ſollte, nahm jedes Haus das Recht in Anſpruch, Natalien beherbergen zu dürfen. Der Zitherſpieler ſpielte täglich und oft ziemlich lange vor uns. Am fünften Tage kam die Zither. Ich überreichte ſie ihm, und er, da er ſie erkannte, wurde faſt blaß vor Freude. Dieſes Geſchenk durfte das Beſte für ihn genannt werden; von dieſem Geſchenke wird er ſich nicht trennen, während es von jedem andern zweifelhaft wäre, ob er es nicht verſchleudere. Als er die Zither geſtimmt, und auf ihr geſpielt hatte, ſahen wir erſt, wie trefflich ſie ſei. Er wollte faſt gar nicht aufhören zu ſpielen. Riſach ließ ihm noch über ihr Fach ein waſſerdichtes Lederbehältniß machen. Nach mehreren Tagen nahm er Abſchied, und verließ uns.

Wir machten alle eine kleine Reiſe in das Ahornwirthshaus, und ich ſtellte Kaspar und alle andern, die mit mir in Verbindung geweſen waren, Riſach Mathilden meinen Eltern und Natalien vor. Wir blieben ſechs Tage in dem Ahornhauſe. Von da gingen wir in den Sternenhof. Die Tünche war nun überall von ihm weggenommen worden, und er ſtand in ſeiner reinen urſprünglichen Geſtalt da. Auch hier wurden wir in die Wohnung eingeführt, die während meiner Abweſenheit für uns hergeſtellt worden war. Sie konnte in dem weitläufigen Gebäude viel größer ſein als die im Asperhofe. Sie war zu einer vollſtändigen Haushaltung hergerichtet.

Von dem Sternenhofe gingen wir in die Stadt. Dort machten wir alle Beſuche, welche in den Kreiſen meiner Eltern und in denen Mathildens nothwendig waren. Riſach ſtellte manchem Freunde ſeine angenommene und neuvermählte Tochter nebſt ihrem Gatten und ihrer Mutter vor. Ich erfuhr, daß meine Vermählung mit Natalie Tarona Aufſehen errege; ich erfuhr, daß insbeſonders einige meiner Freunde

— ſie hatten ſich wenigſtens immer ſo genannt — geäußert haben, das ſei unbegreiflich. Nataliens Neigung zu mir war mir ſtets ein Geſchenk und daher unbegreiflich; da aber nun dieſe es ausſprachen, begriff ich, daß es nicht unbegreiflich ſei. Ich beſuchte meinen Juwelenfreund, der wirklich ein Freund geblieben war. Er hatte die innigſte Freude über mein Glück. Ich führte ihn in unſere Familien ein. Bekannt war er mit allen Theilen ſchon lange geweſen. Ich dankte ihm ſehr für die prachtvolle Faſſung der Diamanten und Rubinen und des Smaragdſchmuckes. Er fühlte ſich über Riſachs und meines Vaters Urtheil ſehr beglückt.

„Wenn wir ſolche Kunden in großer Zahl hätten, wie dieſe zwei Männer ſind, theurer Freund,“ ſagte er, „dann würde unſere Beſchäftigung bald an die Grenzen der Kunſt gelangen, ja ſich mit ihr vereinigen. Wir würden freudig arbeiten, und die Käufer würden erkennen, daß die geiſtige Arbeit auch einen Preis habe wie die Steine und das Gold.“

Ich nahm bei ihm eine ſehr werthvolle und mit Kunſt verzierte Uhr als Gegenſcherz für Euſtachs Mappenſchrein. Mathilde hatte ſie ausgewählt. Für Roland ließ ich einen Rubin in einen Ring faſſen, daß er ihn zur Erinnerung an mich trage, und meine Dankbarkeit für ſeine Bemühungen zur Auffindung der Ergänzungen der Pfeilerverkleidungen anerkenne.

„Er iſt ohnehin ein Nebenbuhler von mir,“ ſagte ich, „er hat Natalien oft lange und bedeutend angeſehen.“

„Das hat einen ſehr unſchuldigen Grund,“ entgegnete mein Gaſtfreund, „Roland erwarb ſich ein Liebchen mit gleichen Augen und Haaren, wie ſie Natalie beſitzt. Er hat uns das öfter geſagt. Das Mädchen iſt die Tochter eines Forſtmeiſters im Gebirge, und ihm äußerſt zugethan. Da nun der Arme ihren Anblick oft lange entbehren muß, ſo ſah er zur Erquickung Natalien an. Es hat Schwierigkeiten mit dieſem jungen Manne, ich wünſche ſein Wohl. Er kann ein bedeutender Künſtler werden oder auch ein unglücklicher Menſch, wenn ſich nehmlich ſein Feuer, das der Kunſt entgegen wallt, von ſeinem Gegenſtande abwendet, und ſich gegen das Innere des jungen Mannes richtet. Ich hoffe aber, daß ich alles werde ins Gleiche bringen können.“

Da alle nothwendigen Dinge in der Stadt abgethan waren, wurde die Rückreiſe angetreten, und zwar in den Aſperhof. Die Zeit der Roſenblüthe war herangerückt, und heuer ſollte ſie von den vereinigten Familien als ein Denkzeichen der Vergangenheit und aber auch als eins der Zukunft zum erſten Male in dieſer Vereinigung und mit beſonderer Feſtlichkeit begangen werden. Mein Vater ſollte ſehen, welche Gewalt die Menge und die Manigfaltigkeit auszuüben im Stande iſt, wenn dieſe Menge und Manigfaltigkeit auch nur lauter Roſen ſind. Nach Verlauf der Roſenblüthe ſollte alles und jedes, das durch dieſe Vermählung unterbrochen worden war, in das alte Geleiſe zurückkehren.

Da wir in dem Asperhofe angekommen waren, gelangte ich erſt zu einiger Ruhe. Da ſah ich auch gelegentlich die Papiere an, die uns Riſach und der Vater gegeben hatten, und erſtaunte ſehr. Beide enthielten für uns viel mehr als wir nur entfernt vermuthet hatten. Riſach wollte bis zu ſeinem Tode das Haus in der Art wie bisher fort bewirthſchaften, damit, wie er ſagte, er ſeinen Nachſommer bis zum Ende ausgenießen könne. Unſer Rath und unſere Hilfe in der Bewirthſchaftung wird ihm Freude machen. Einen namhaften Theil ſeiner Barſchaft hatte er uns übergeben. Und weil öfter zwei Familien in dem Asperhofe ſein können, ſo lagen den Papieren Plane bei, daß auf einem ſchönen Plaze zwiſchen dem Roſenhauſe und dem Meierhofe hart am Getreide ein neues Haus aufgeführt und ſogleich zum Baue geſchritten werden möge. Aber auch das von dem Vater uns Übergebene war der geſammten Habe Riſachs ebenbürtig, und übertraf weit meine Erwartungen. Als wir unſern Dank abſtatteten, und ich mein Befremden ausdrückte, ſagte der Vater: „du kannſt darüber ganz ruhig ſein; ich thue mir und Klotilden keinen Abbruch. Ich habe auch meine heimlichen Freuden und meine Leidenſchaften gehabt. Das geben verachtete bürgerliche Gewerbe eben bürgerlich und ſchlicht betrieben. Was unſcheinbar iſt, hat auch ſeinen Stolz und ſeine Größe. Jezt aber will ich der Schreibſtubenleidenſchaft, die ſich nach und nach eingefunden, Lebewohl ſagen, und nur meinen kleineren Spielereien leben, daß ich auch einen Nachſommer habe wie dein Riſach.“

Als wir einige Zeit in dem Roſenhauſe verweilt hatten, traten eines Tages Natalie und ich zu unſerem neuen Vater, und bathen ihn, er möge ein Verſprechen von uns annehmen, deſſen Annahme uns ſehr freuen würde.

„Und was iſt das?“ fragte er.

„Daß wir, wenn du uns dereinſt in dieſer Welt früher verlaſſen ſollteſt als wir dich, keine Veränderung in allem, wie es ſich in dem Hauſe und in der Beſitzung vorfindet, machen wollen, damit dein theures Andenken beſtehe und forterbe," ſagten wir.

„Da thut ihr zu viel," antwortete er, „ihr verſprecht etwas, deſſen Größe ihr nicht kennt. Dieſe Bande darf ich nicht um euren Willen und eure Verhältniſſe legen, ſie könnten von den übelſten Folgen ſein. Wollt ihr mein Gedächtniß in manigfachem Beſtehenlaſſen ehren, thut es, und pflanzt auch euren Nachkommen dieſen Sinn ein, ſonſt ändert, wie ihr wünſcht, und wie es noth thut. Wir wollen, ſo lange ich lebe, ſelber noch mit einander ändern verſchönern bauen; ich will noch eine Freude haben, und mit euch zu ändern und zu wirken iſt mir lieber, als wenn ich es allein thue."

„Aber der Erlenbach muß als Denkmal der ſchönen Geräthe beſtehen bleiben."

„Setzt eine Urkunde auf, daß ihm nichts angethan werde von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis ſeine Reſte vermodern, oder ein Wolkenguß ihn von ſeiner Stelle feget."

Er küßte Natalien, wie er gerne that, auf die Stirne, mir reichte er die Hand.

Als die Roſenzeit wirklich recht innig und zum Staunen meiner Angehörigen, welche ſo etwas nie geſehen hatten, vorüber gegangen war, nahmen wir Abſchied, die Vereinigung, welche nun ſo lange beſtanden hatte, löste ſich, und die Tage kehrten in ihren gewöhnlichen Abfluß zurück. Meine Eltern gingen mit Klotilden in den Guſterhof, wo ſie bis zum Winter bleiben wollten, und ich ſiedelte mit Natalien in unſere ſtändige Wohnung in den Sternenhof über. Wir ſollten nun die eigentliche Familie desſelben ſein, Mathilde werde bei uns wohnen und mit an unſerem Tiſche ſpeiſen. Die Bewirthſchaftung des Gutes ſollte ebenfalls ich leiten. Ich übernahm die Pflicht und bath um Mathildens Beihilfe, ſo ausgedehnt ſie dieſelbe leiſten wolle. Sie ſagte es zu.

So rückte nun die Zeit in ihr altes Recht, und ein einfaches gleichmäßiges Leben ging Woche nach Woche dahin.

Nur im Herbſte fand eine Abwechslung ſtatt. Die Vettern aus dem Geburtshauſe des Vaters beſuchten meine Eltern in dem Guſterhofe. Wir fuhren zu ihnen hinüber. Der Vater ließ ſie reichlich beſchenkt in einem Wagen in ihre Heimath zurückführen.

Mit Beginn des Winters war Rolands Bild fertig. Es war ſeiner Größe willen zu rollen, hatte einen großen Goldrahmen, der zu zerlegen war, und wurde in dem Marmorſaale auf einer Staffelei aufgeſtellt. Wir reiſten alle in den Asperhof. Das Bild wurde vielfach betrachtet und beſprochen. Roland war in einer gehobenen ſchwebenden Stimmung; denn was auch die Meinung ſeiner Umgebung war, wie ſehr ſie auch das Hervorgebrachte lobte, und wohl auch Hindeutungen gab, was noch zu verbeſſern wäre: ſo mochte ihm ſein Inneres verſprechen, daß er einmal vielleicht noch weit Höheres ja ein ganz Großes zu Stande zu bringen vermögen werde. Riſach ſagte ihm die Mittel zu, reiſen zu können, und ordnete die Zubereitung zu einer baldigen Abreiſe nach Rom an. Guſtav mußte noch den Winter im Asperhofe zubringen. Im Frühlinge ſollte er endlich in die Welt gehen.

So waren nun mannigfaltige Beziehungen geordnet und geknüpft.

Mathilde hatte einmal, da ich ſie im Sternenhofe beſuchte, zu mir geſagt, das Leben der Frauen ſei ein beſchränktes und abhängiges, ſie und Natalie hätten den Halt von Verwandten verloren, ſie müßten Manches aus ſich ſchöpfen wie ein Mann, und in dem

Widerſcheine ihrer Freunde leben. Das ſei ihre Lage, ſie daure ihrer Natur nach fort, und gehe ihrer Entwicklung entgegen. Ich hatte mir die Worte gemerkt, und hatte ſie tief ins Herz genommen.

Ein Theil dieſer Entwicklung, glaubte ich nun, war gekommen, der zweite wird mit Guſtavs Anſiedlung eintreten. An mir hatten die Frauen wieder einen Halt gewonnen, daß ſich ein feſter Kern ihres Daſeins wieder darſtelle; ein neues Band war durch mich von ihnen zu den Meinigen geſchlungen, und ſelbſt das Verhältniß zu Riſach hatte an Rundung und Feſtigkeit gewonnen. Den Abſchluß der Familienzuſammengehörigkeit wird dann Guſtav bringen.

Was mich ſelber anbelangt, ſo hatte ich nach der gemeinſchaftlichen Reiſe in die höheren Lande die Frage an mich geſtellt, ob ein Umgang mit lieben Freunden ob die Kunſt die Dichtung die Wiſſenſchaft das Leben umſchreibe und vollende, oder ob es noch ein Ferneres gäbe, das es umſchließe, und es mit weit größerem Glück erfülle. Dieſes größere Glück, ein Glück, das unerſchöpflich ſcheint, iſt mir nun von einer ganz anderen Seite gekommen als ich damals ahnte. Ob ich es nun in der Wiſſenſchaft, der ich nie abtrünnig werden wollte, weit werde bringen können, ob mir

Gott die Gnade geben wird, unter den Großen derſelben zu ſein, das weiß ich nicht; aber eines iſt gewiß, das reine Familienleben, wie es Riſach verlangt, iſt gegründet, es wird, wie unſre Neigung und unſre Herzen verbürgen, in ungeminderter Fülle dauern, ich werde meine Habe verwalten, werde ſonſt noch nüzen, und jedes ſelbſt das wiſſenſchaftliche Beſtreben hat nun Einfachheit Halt und Bedeutung.

Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Wiſika.

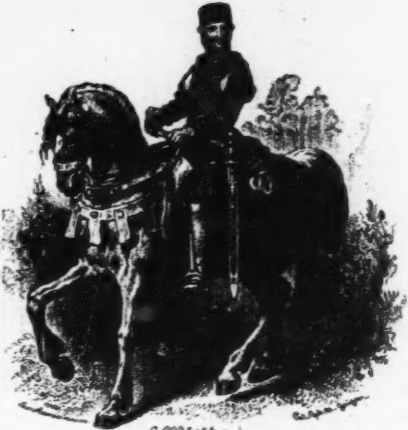
Peſt, 1863. Gedruckt bei Guſtav Heckenaſt.

Witiko,

Eine Erzählung von

Adalbert Stifter.

Erſter Band.



(Witiko.)

Peſt. Guſtav Heckenaſt.

Witiko.

Eine Erzählung

von

Adalbert Stifter.

Erſter Band.

Peſt.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.
1865.

UNIVERSITATS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

93-8-334

K

Mc I 16.2.93

Lu

Recht der Ueberſetzung vorbehalten

Seinen Landsleuten

insbeſondere

der alten ehrwürdigen Stadt Prag

widmet dieſen

Dichtungsverſuch aus der Geſchichte ſeines Heimathlandes

mit treuer Liebe

der Verfaſſer.

Linz, im Chriſtmonate 1861.

Vorwort.

In meiner Kindheit traten mir ſchon öfter Spuren eines Geſchlechtes entgegen, das im mittäglichen Böhmen gehauſt hat, und in der Erinnerung und in den Erzählungen des Volkes fortlebte. Als Jüngling ging ich dieſen Spuren nach, und habe manchen Tag in den Trümmern der Stammburg dieſes Geſchlechtes zugebracht. Hierauf ſtrebte das Ding ſich in verſchiedenen kindiſchen Verſuchen dichteriſch zu geſtalten. Später fand ſich, begleitet von mancher Unterbrechung und Wiederaufnahme, etwas Ernſteres zuſammen, und ging in jüngſter Zeit der Vollendung entgegen, welche Vollendung wieder durch ein langes Unwohlſein aufgeſchoben wurde. Da gaben mir Freunde den Rath, vorerſt den Beginn des Werkes vorzulegen, was hiemit geſchieht. Wie weit dieſes erſprießlich iſt, ſei einem glimpflichen Urtheile anheim geſtellt. Mögen die Männer der Geſchichte, wenn einige aus ihnen die folgenden Blätter einer Durchſicht würdigen, nicht zu viel Unrichtiges in ihnen finden, und die Männer der Dichtung nicht zu viel Unkünſtleriſches, und mögen, wenn mir Gott die Beendigung meines Unwohlſeins und eine neue erhöhtere Kraft ſchenkt, die folgenden Bände beſſer gelingen als dieſer erſte.

Linz, im Chriſtmonate 1864.

Adalbert Stifter.

Witiko.

Erſter Band.

1.

Es klang faſt wie Geſang von Lerchen.

Am oberen Laufe der Donau liegt die Stadt Paſſau. Der Strom war eben nur aus Schwaben und Baiern gekommen, und nezt an dieſer Stadt einen der mittäglichen Ausgänge des baieriſchen und böhmiſchen Waldes. Dieſer Ausgang iſt ein ſtarkes und ſteiles Geklippe. Die Biſchöfe von Paſſau haben auf ihm eine feſte Burg gebaut, das Oberhaus, um gelegentlich ihren Unterthanen Troz bieten zu können. Gegen Morgen von dem Oberhauſe liegt ein anderer Steinbühel, auf dem ein kleines Häuslein ſteht, welches einſt den Nonnen gehörte, und daher das Nonngütlein heißt. Zwiſchen beiden Bergen iſt eine Schlucht, durch welche ein Waſſer hervorkömmt, das von oben geſehen ſo ſchwarz wie Dinte iſt. Es iſt die Ilz, es kömmt von dem böhmiſch-baieriſchen Walde, der überall die braunen und ſchwarzen Wäſſer gegen die Donau ſendet, und vereinigt ſich hier mit der Donau, deren mitternächtliches Ufer es weithin mit einem dunkeln Bande ſäumt. Das Oberhaus und das Nonngütlein ſehen gegen Mittag auf die Stadt Paſſau hinab, die jenſeits der Donau auf einem breiten Erdrücken liegt. Weiter hinter der Stadt iſt wieder ein Waſſer, das aus den fernen mittägigen Hochgebirgen kömmt. Es iſt der Inn, der hier ebenfalls in die Donau geht, und ſie auch an ihrer Mittagsſeite mit einem Bande einfaßt, das aber eine ſanftgrüne Farbe hat. Die verſtärkte Donau geht nun in der Richtung zwiſchen Morgen und Mittag fort, und hat an ihren Geſtaden, vorzüglich an ihrem mitternächtigen, ſtarke waldige Berge, welche bis an das Waſſer reichende Ausgänge des böhmiſchen Waldes ſind. Mitternachtwärts von der Gegend, die hier angeführt worden iſt, ſteigt das Land ſtaffelartig gegen jenen Wald empor, der der böhmiſch-baieriſche genannt wird. Es beſteht aus vielen Berghalden, langgeſtreckten Rücken, manchen tiefen Rinnen und Keſſeln, und obwohl es jetzt zum größten Theile mit Wieſen, Feldern und Wohnungen bedeckt iſt, ſo gehört es doch dem Hauptwalde an, mit dem es vielleicht vor Jahren ununterbrochen überkleidet geweſen war. Es iſt, je höher hinauf, immer mehr mit den Bäumen des Waldes geziert, es iſt immer mehr von dem reinen Granitwaſſer durchrauſcht, und von klareren und kühleren Lüften durchweht, bis es im Arber, im Luſen, im Hohenſteine, im Berge der drei Seſſel und im Blöckenſteine die höchſte Stelle und den dichteſten und an mehreren Orten undurchdringlichen Waldſtand erreicht. Dieſer auch jetzt noch große Wald hat in ſeinen Niederungen vornehmlich die Buche, höher hinauf das Reich der Tanne und des ganzen Geſchlechtes der Nadelhölzer, und endlich auf dem Grate der Berge auch oft Knieholz, nicht der Berghöhe, ſondern der kalten Winde wegen, die gerne und frei hier herrſchen. Von der Schneide des Waldes ſieht man in das Thal der Moldau hinab, welche in vielen Windungen und im moorigen Boden, der ſich aus dem Walde herausgelöſt hat, in die ferneren Gelände hinaus geht. Gegen ſie ſteigt der Wald in breiten dichten Wogen ab, nimmt ſie nicht [illegible] Schatten, und läßt ſie wieder in Wieſen und Hutweiden hinaus. Und ſo geht er von ihr in vielen Wellen in mitternächtlicher gegen Morgen geneigter Richtung in das Land Böhmen hinein, bis er nach vielen Stunden, die ein Mann zu wandern hätte, mit der letzten der Wellen, die den Namen Blansko führt, an der Ebene ſteht, in welcher die Stadt Budweis liegt. Und wenn er in den Thalrinnen und tellerartigen Ausbuchtungen auch viele Wieſen Felder und Ortſchaften hat, ſo geht in der Mitte doch der ungeſchwächte Waldwuchs von dem Blöckenſteine in gerader morgenlicher Richtung über das Hochſicht die Schönebene und den Schloßwald hinaus, und in ihm iſt keine Lichtung und keine Wohnung. Die Richtung der Moldau iſt auch gegen Morgen. Sie iſt ganz in dem böhmiſchen Lande. Ihr Fließen iſt in dem Thale des großen Waldes ſehr langſam. Unterhalb des Jeſuitenwaldes kömmt ſie in die Kienberge, die an ihrer linken Seite ſtehen. Hinter ihnen begegnet ſie dem Fels der Teufelsmauer, und ihr Lauf wird an ihm ein rauſchender und toſender. Hierauf geht ſie noch um ſchöne Waldhöhen, und noch ein Weilchen gegen Morgen. Dann ändert ſie ihre Richtung, wendet ſich gegen Mitternacht, und beginnt das Waldland zu verlaſſen. Ihr Fall bleibt da fortan ein lebendigerer und ſchnellerer, als er in der moorigen Thalſohle des oberen

Waldes gewesen war. Sie begegnet noch manchem dichten Fels, dann manchem Waldhaupte, das ſie in Schlangen zu umgehen gezwungen iſt, und manchem langgedehnten Hange, an dem ſie in gerader Richtung hinſtreichen muß, bis die Berge immer kleiner werden, bis ſie leichter umſpringt, bis ſie nach mehreren Wendungen gegen Mitternacht in die Ebene kömmt, in der Budweis liegt. Die bedeutendſten Orte, denen ſie in dem Laufe, der genannt worden iſt, in den heutigen Tagen begegnet, ſind die Flecken Oberplan und Friedberg, die Abtei Hohenfurt und die Städte Roſenberg und Krumau.

Zur Zeit, da in Deutſchland der dritte Conrad, der erſte aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen, herrſchte, da Baiern der ſtolze Heinrich inne hatte, da Leopold der Freigebige Markgraf in Öſterreich war, da Soběſlaw der Erſte auf dem Herzogſtuhle der Böhmen ſaß, und da man das Jahr des Heiles 1138 ſchrieb: ritt in der Schlucht zwiſchen dem Berge des Oberhauſes und dem des Nonngütleins — welche Berge aber damals wild verwachſen waren — auf einem grauen Pferde, deſſen Farbe faſt wie der friſche Bruch eines Eiſenſtückes anzuſchauen war, ein Mann von der Donau gegen das mitternächtige Hügelland hinaus. Der Mann war noch in jugendlichem Alter. Ein leichter Bart, welcher eher gelb als braun war, zierte die Oberlippe, und umzog das Kinn. Die Wangen waren faſt roſenroth, die Augen blau. Das Haupthaar konnte nicht angegeben werden; denn es war ganz und gar von einer ledernen Kappe bedeckt, welche, wie ein Becken von ſehr feſtem und dickem Stoffe gebildet, ſo daß ein ziemlich ſtarker Schwerthieb kaum durchzubringen vermochte, dergeſtalt auf dem Kopfe ſaß, daß ſie alles Haar in ihrem Innern faßte, und an beiden Ohren ſo gegen den Nacken mit einer Verlängerung hinabging, daß ſie auch einen Hieb auf den Nacken unwirkſam zu machen geeignet ſchien. Dieſe Verlängerung der Hauptbedeckung aber hing nicht loſe auf den Nacken herab, ſondern lag ihm vielmehr dicht an, und wurde unter dem Wamſe geborgen, welches von gleichem Leder den ganzen Oberkörper knapp umhüllte. In den Achſelhöhlen war ein Schnitt, daß der Mann den Arm hoch heben konnte, und daß man dann das Linnen ſeiner innern Kleidung zu ſehen vermochte. Von dem nämlichen Leder ſchien auch die Beinbekleidung des Reiters. All dieſes Leder war urſprünglich mattgelb geweſen, und wiewohl man nicht verkennen konnte, daß große Sorgfalt auf ſeine Erhaltung und Reinigung angewendet worden ſei, ſo mußte man doch zugeben, daß es nicht mehr neu ſei, und Spuren von Wetterſchäden und ausgetilgten Flecken zeigte. An der Hüfte hing ein Schwert. Eine Art Mantel oder Oberkleid von Tuch oder überhaupt einem Wollſtoffe war zuſammengeſchnürt an den Sattel geſchnallt, weshalb man die Geſtalt und das Weſen dieſes Dinges nicht zu ergründen vermochte. Nur die Farbe ſchien grau zu ſein. Der Reiter hatte keine Feder auf dem Haupte, und nirgends ein Abzeichen an ſich. Die Hände waren bloß, die rechte war frei, die linke führte die Zügel. Das Pferd hatte größere Hufe und ſtärkere Lenden, als Kriegs- oder Reitpferde gewöhnlich zu haben pflegen. Da der Reiter die Schlucht hinaus ritt, ſah er weder rechts noch links, noch nach der Stadt zurück. Es war eine frühe Stunde eines Tages des Spätſommers, der ſchon gegen den

Herbſt neigte. Der Tag war heiter, und die Sonne ſchien warm hernieder. Das Pferd ging durch die Schlucht in langſamem Schritte. Als es über ſie hinausgekommen war, ging es wohl ſchneller, aber immer nur im Tritte. Es ging einen langen Berg hinan, dann eben, dann einen Berg hinab, eine Lehne empor, dann eben [illegible] ein Wäldchen hinein, ein Wäldchen hinaus, bis es beinahe Mittag geworden war. In dieſer Zeit langte der Reiter unter einigen hölzernen Häuſern an, die den Namen des Hauzenberges führten. Die Häuſer lagen in Unordnung zerſtreut, und der Grund, auf dem ſie ſtanden, war ungleich. Es war hier ſchon kühler als an der Donau; denn da in Paſſau viele Obſtbäume ſtanden, ragte hier nur der Waldkirſchbaum empor, er ſtand vereinzelt, und ſtand in einer Geſtalt, die in manchen Theilen zerſtückt war, und bewies, daß viele harte Stürme in den Wintern an ihm vorübergegangen waren. In ſehr ſchöner Bildung dagegen ſtand die Eberesche umher, ſie ſtand bei vielen Häuſern, und miſchte das Grün ihres Laubes und das beginnende Roth ihrer Trauben zu dem Grau der Dächer. Die Herberge war ein Steinhaus, ſtand auch neben Ebereſchen, und hatte ein flaches, weit vorſpringendes Dach, auf dem große Granitſtücke lagen. Die Tragebalken gingen weit hervor, und waren zierlich geſchnitzt und roth bemalt. In der Gaſſenmauer war eine Thür, deren Pfoſten roth angeſtrichen waren. Sie führte in die Schenkſtube. Nicht weit von ihr war ein Thor, das in den Hof ging. Auf der Gaſſe ſtanden mehrere ſteinerne Tiſche. Weiter zurück waren Pflöcke, die in die Erde eingerammt waren, und dazu dienten, daß man Pferde an ſie anhängen konnte. Wieder weiter von dieſen Pflöcken entfernt waren auch noch ein paar offene Schoppen, um Pferde unter ihr Dach führen zu können. Hinter den Schoppen ſtand Waldwuchs.

Der Reiter ritt, da er bei dieſen Häuſern angekommen war, auf dem ſchmalen Weglein gegen das Wirthshaus, dort hielt er an, und ſtieg ab. Er führte ſein Pferd zu einem der Pflöcke, [illegible] Stangen aus dem Munde, zog eine Halfter aus der Satteltaſche, und band es mit derſelben an den Pflock. Da dies geſchehen war, nahm er Wolllappen von der Größe ſtarker Männerhände aus dem Sattel, und ſtrich mit den Lappen wechſelnd die Seiten und andere Theile des Thieres. Als er damit fertig war, und die Lappen ausgeſchüttelt hatte, leitete er noch ſeine bloße flache Hand an den Weichen und dem Rücken des Thieres hin, welches ihn dabei anblickte. Dann breitete er den Mantel über dasſelbe. Als er dieſen auseinander gefaltet hatte, ſah man, daß er ein ſehr einfaches kunſtloſes Stück Stoff von grober Wolle und grauer Farbe ſei. Dem Pferde gab er weder Nahrung noch Getränke, ſondern ließ es ſtehen, und ging zu einem der ſteinernen Tiſche, an dem niemand war, und ſetzte ſich vor demſelben nieder.

Auf der Bank, die vor dem Hauſe hinlief, ſaß ein Mann, von dem Halſe bis zur Sohle in das gleiche Stück groben braunen Tuches gekleidet. Das Tuch lag feſt an ſeiner ſchlanken Geſtalt. Um die Schultern hatte er ein ſehr kurzes Mäntelchen mit Ärmeln, das von grauer Farbe war, und noch gröberes Tuch zeigte als die andere Bekleidung. Schwere Schuhe hüllten die Füße ein. Sonſt hatte er nichts auf ſeinem

Körper. Der Kopf war ohne Bedeckung, und wucherte mit dem dichteſten kurzen und ſo krauſem ſchwarzen Haare, als wäre jedes einzelne Fädchen desſelben zu einem Ringe gebogen worden. Um das Kinn, auf der Oberlippe und an den Seiten des Angeſichtes war dasſelbe kurze Haar, aber wo möglich noch krauſer. Aus dieſem Schwarz ſah ein rothes junges Angeſicht mit ſehr großen ſchwarzen Augen heraus. Der Mann band mit ſeinen Händen einen feſten Eiſendraht gitterartig um einen geklüfteten irdenen Topf. Der Reiter ſaß mit ſeinem Angeſichte dem Manne gegenüber.

Seitwärts des Reiters, etwa zehn Schritte von ihm entfernt, ſaßen an einem Brettertiſche zwei andere Männer. Sie hatten ſehr beſchmutzte Lederkoller an. Die untere Bekleidung konnte man der ſehr breiten Tiſchplatte willen nicht ſehen. Ihre Lederhauben lagen auf dem Tiſche. Der eine hatte rothbraune Haare und einen rothen Bart, der andere war ſchwarzhaarig; aber in das Schwarz war ſchon ſehr viel Weiß gemiſcht. Der Rothbart ſchien um die dreißig Jahre zu ſein, der Graubart um die fünfzig. Beider Angeſichter waren ſtark gebräunt. Vor ihnen ſtand ein großer grauer Steinkrug mit blauen Blumen. An der Bank neben dem Tiſche lehnte eine Armbruſt, auf der Bank aber lag ein eiſenſpitziger Stock, den man auch einen Speer nennen konnte.

Sonſt war kein Gaſt auf der Gaſſe, als an dem entfernteſten kleinſten Tiſche ein Kärner, der ſeinen Karren mit Waare, die vielleicht Töpfergeſchirr ſein konnte, neben ſich hatte.

Ob in der Schenkſtube jemand war, konnte man nicht ſehen.

Nur das Federvieh des Wirthes ging in der Sonne herum, und pickte zu Zeiten ein Körnchen vom verſtreuten Pferdefutter.

Da ſich der Reiter an dem Tiſche niedergeſetzt hatte, kam auch der Wirth im Bockledernwamſe dunkeln Unterbeinkleidern und platter Haube aus der Thür mit den rothen Pfoſten. [illegible] dem Tiſche, an welchem der junge Reiter ſaß, und ſagte: „Werdet ihr etwas bedürfen, was unſer Haus geben kann?“

„Wohl, wenn ihr mir zu Dienſten ſeid,“ entgegnete der Reiter, „es iſt nur wenig. Sendet mir ein Stückchen Fleiſch, ein Brod und einen Trunk Bier. Und wenn ich gegeſſen habe, dann ſchickt mir einen Knecht heraus, daß ich ihm ſage, was ich für mein Pferd brauche.“

„Ich werde nur ſelber euer Pferd betreuen,“ antwortete der Wirth.

„Es wäre mir lieber, wenn ihr gerade ſo thätet, wie ich euch gebeten habe,“ entgegnete der Reiter.

„Es iſt auch gut“, ſagte der Wirth, und entfernte ſich.

Sogleich kam ein Mädchen aus dem Hauſe, das rothe Wangen hatte, und dem zwei lichtgelbe Zöpfe von dem Nacken über den rothen Latz und das wollene ſchwarze Untergewand herab hingen. Das Mädchen deckte friſches Linnen auf den rauhen Stein des Tiſches, und ſtellte Schüſſelchen, und legte Meſſer und Gabel auf das Linnen. Dann brachte es dem Reiter in einem grauen Kruge, der auch blaue Blumen hatte, Bier, und endlich ein Stück gebratener Rindſchnitte und ein Laiblein Brod. Der Reitersmann zerſchnitt das Fleiſch und das Brod, verzehrte beides, und trank das Bier. Als er fertig war, kam der Wirth, und wollte den Krug wieder füllen; der Reiter aber legte die Hand auf den Rand des Gefäßes, und ſagte: „Es iſt genug, ich habe meinen Durſt geſtillt. Sendet mir jetzt den Knecht, daß mein Pferd ſeine Obſorge erhalte.“

Von dem Nebentiſche ſtreckte der Rothbart dem Wirthe [illegible] daß er ihn wieder fülle. Der Wirth ging mit dem Kruge in das Haus.

Als der Knecht zu dem Tiſche des Reiters gekommen war, und nach ſeinem Begehr gefragt hatte, ſagte dieſer: „Mache, daß eine Magd mit Waſſer Stroh und Sand ein wenig eine Pferdekufe reinige.“

Da der Knecht den Reitersmann anſah, als habe er ihn nicht recht verſtanden, ſprach dieſer neuerdings: „Ich muß meinem Pferde Reinlichkeit geben, darum laſſe mir eine Kufe auswaſchen.“

Der Knecht holte nun eine Magd, welche in einem Kübel Waſſer, dann Stroh und Sand brachte, um damit eine der hölzernen Kufen zu ſcheuern, die als Pferdefuttertrog vor dem Hauſe ſtanden. Der Reiter war von ſeinem Tiſche aufgeſtanden, ſah der Arbeit zu, und leitete ſie. Als ſie fertig war, wurde die Kufe vor ſein Pferd geſtellt. Der Reiter nahm nun ſelber den flachen länglich runden Korb, in dem der Knecht Haber gebracht hatte, in ſeine Hände, ſchüttelte den Haber, und gab dann einen Theil davon, mit ſeinen Händen abgemeſſen, dem Pferde in die Kufe. Als dieſes davon fraß, und in ſeinem Freſſen fortfuhr, ging der Reiter wieder zu ſeinem Tiſche, ſetzte ſich dort nieder, und ſah vor ſich hin.

Nachdem eine gehörige Zeit vergangen war, ſtand der Reiter wieder auf, und ging zu ſeinem Pferde. Er ordnete ihm neuerdings ſein Futter, und gab ihm jetzt auch Heu, welches der Knecht gebracht hatte. Er blieb nun bei dem Pferde ſtehen.

Da näherte ſich einer der zwei Männer, welche nicht weit von dem Reiter geſeſſen waren. Es war der ältere, der mit [illegible] Als er nahe genug war, ſagte er zu dem jungen Manne: „Das iſt ein ſchönes Thier, ein ſtarkes Thier, es wird auch gewiß ſehr ſchnell ſein.“

„Ja, es iſt ein gutes Thier, und für mich reicht ſeine Schnelligkeit hin,“ ſagte der junge Reiter.

Der Andere fuhr nach einer Weile fort: „Ihr müßt es den Leuten hier nicht übel nehmen, wenn ſie den Umgang mit euch nicht verſtehen, ſie haben keinen Unterricht. Es kommen ſelten hier angeſehene Reiter herauf; denn da iſt kein ordnungsmäßiger Heerweg, es ſind keine Orte hier, die einen vielfältigen Wandel mit einander hätten, und die Hügel und die Schluchten des Bodens ſind auch nicht geeignet, daß hier Fehden ausgetragen würden. Der Gaſtherr iſt ſchier nur ein Bauer, und weiter hinauf ſind gar lauter Wälder, in denen kein Menſch iſt. Aber dahin ſeid ihr gewiß nicht gekommen, und werdet nicht kommen.“

„Ich bin mit der Nahrung, die ich in dieſem Hauſe erhalten habe, zufrieden,“ antwortete der Reiter, „der Haber iſt für mein Pferd gut, und das Heu auch.“

„Ja, ja,“ antwortete der Andere, „aber wie man mit vornehmen Leuten auf eine höfliche Art umgehen ſoll, das wiſſen ſie hier nicht.“

„Ich bin nicht vornehm,“ ſagte der Reiter.

„Es kann ſich jetzt in dieſen Kriegen viel begeben,“ fing der Andere wieder an, „es können Boten und Reiſige unterwegs ſein und Wege und Pfade einſchlagen, auf die man gar nicht dächte.“

„Wir ſind nur Landbewohner begegnet,“ antwortete der junge Reiter.

„Dann müßt ihr von Paſſau herauf gekommen ſein,“ ſagte der Andere.

„Es vereinigen ſich mehrere Wege unterhalb dieſer Häuſer,“ erwiederte der Reiter.

„Das iſt wahr,“ entgegnete der Andere. „Es gibt ſchlechte Menſchen, die einem Boten auflauern könnten, um Lohn zu erhalten. Da iſt der Herzog Heinrich, ein edler Mann, ein reicher Mann, ein mächtiger Mann, der Schwiegerſohn unſers ſeligen Kaiſers — Gott ſegne den Kaiſer in der Ewigkeit — der Herzog hat die Kleinode, und wird ſie nicht herausgeben. Dann iſt der König Conrad, der erlauchte Herr aus dem Hauſe der Staufen. Dann iſt der heilige Herr, der Erzbiſchof von Trier, dann der Markgraf Leopold von Öſterreich, ein junger Herr. Er iſt der Stiefbruder des neuen Königs, und wird zu ihm ſtehen. Der Herzog Soběſlaw in Böhmen iſt ſchon älter, und hat Erfahrung.“

„Ich habe noch keinen dieſer Herren geſehen,“ antwortete der Reiter.

„Ja, ihr ſeid noch jung,“ ſagte der andere, „und könnt euer Glück in der Welt ſchon finden. Es wird Gnaden und Ehren geben. Ich bin ſchon alt, und kann nichts thun, als für die hohen Häupter beten. Ich wünſche Euch, daß ihr recht viel Glück habt, junger Herr, und bringt es vorwärts."

„Nun, da ihr mir Gutes wollt, ſo werde ich euch ſchon auch einmal einen Dienſt erweiſen, ſo ihr einen von mir braucht," erwiederte der Reiter.

„Gutes, nur lauter Gutes," ſagte der Andere, und begab ſich wieder zu ſeinem Gefährten an den Tiſch.

Da nun dieſer Mann von dem Reiter fortgegangen war, ſo war noch ein anderer da. Der Krauskopf ſtand in einiger Entfernung, und betrachtete das Pferd mit ſeinen ſchwarzen Augen. Er mußte mit ſeinem Geſchäfte fertig geworden ſein.

Da der Reiter ſeinem Pferde die Nahrung zuſammengeſtrichen hatte, ſah er auf den Krauskopf, und ſagte: „Bewunderſt du auch mein Pferd?"

Dieſer ging nun näher, und antwortete: „Ich bewundere es ſchon lange, ſchon ſo lange ihr da ſeid. Hat der Andere es auch bewundert? Nun, ich kann es mir denken."

„Kannſt du reiten?" fragte ihn der junge Mann.

„Ja, ich kann reiten," antworte der Andere, „und brauche keine Bügel und keine Sporen und keinen Sattel. Ich reite barfuß, mit den Knieen, mit den Ferſen und mit den Fäuſten."

„Das muß ein ſchönes Reiten ſein," ſagte der junge Mann.

„Ja," erwiederte der Krauskopf, „ein gutes iſt es, ſie bringen mich nicht herab, wenn ſie ſchlagen, beißen, ſteigen und ſpringen."

„Haſt du ein Pferd?" fragte der Reiter.

„Ich habe ſelber kein Pferd, ich habe gar nie einmal eines gehabt; aber ich reite mit den Pferden der Andern.“

„Und laſſen die Andern dich auf ihren Pferden reiten?“ fragte der junge Mann.

„Ja, von der Weide und in die Schwemme,“ entgegnete der Krauskopf. „Es gehen Pferde auf dem Anger herum, und wollen ſich aber freſſen.“

„Sind es gute Pferde?“ fragte der Reiter.

„Ja, gute Pferde,“ antwortete der Andere, „es iſt ein Unterſchied, einige ſind ſtärker, andere ſchwächer, aber ſo zierlich ſchön und glatt wie das eurige iſt keines. Ich möchte einmal auf einem ſolchen Pferde ſitzen, auf einem Sattel, und die Füße in dieſe eiſernen Schlingen da ſtecken.“

„Dazu muß man Geſchick haben,“ ſagte der Reiter.

„Wer ſchwimmt, und Rabenneſter abnimmt, auf Stangen über einen Bach geht, und einen Stier fängt, wird doch auch auf einem ſolchen Sattel ſitzen können.“

„Ja, das Sitzen iſt leicht,“ ſagte der Reiter, „aber das Pferd zu leiten, daß es vernünftig iſt, und den Willen des Reiters weiß.“

„Das würde ich ſchon machen,“ antwortete der Krauskopf. „Ich würde mein Pferd zuerſt pflegen, wie ihr thut.“

„Das iſt gut,“ ſagte der Reiter.

„Ihr habt den eigenen Mantel darauf gelegt,“ erwiederte der Andere, „daß es ſich nach dem ſcharfen Ritte nicht verkühle.“

„Siehſt du, daß Du die Behandlung der Pferde nicht kennſt,“ ſagte der Reiter; „nach einem ſcharfen Ritte darf man die Pferde, auch wenn ſie mit einem Mantel bedeckt werden, nicht ſtehen laſſen, ſondern man muß ſie herum führen, erſt ſchneller, dann langſamer, daß ſie die Wärme gemach verlieren, und für Futter und Trank tauglicher werden.“

„Warum habt ihr denn Euer Pferd dann ſogleich ſtehen gelaſſen?“ fragte der Andere.

„Weil ich gar nicht ſcharf geritten bin,“ antwortete der Reiter.

„Ihr ſeid nicht ſcharf geritten?“ fragte der Krauskopf, und ſah den Reiter ſtarrer an.

„Wenn nicht Schnelligkeit nöthig iſt,“ entgegnete der junge Mann,“ ſo laſſe ich das Pferd ſeinen langſamen Schritt gehen. Es dankt mir dann ein ander Mal, wenn ich Kraft und Schnelligkeit brauche.“

„Das iſt ſehr gut,“ ſagte der Krauskopf. „Ich würde meinem Pferde Treue erweiſen, daß es mir wieder treu würde, und mir folgte.“

„Daran würdeſt du ſehr wohl thun,“ ſprach der Reiter.

„Weil ich die Wege in dem Walde kenne und weiß, wie alle Menſchen im Walde und ihre Hunde heißen, ſo würde ich auch den Willen eines Pferdes kennen,“ ſagte der Andere.

„Kann ſein,“ entgegnete der Reiter.

„Ich werde aber nie ein Pferd haben,“ ſagte der Krauskopf.

„Warum denn nicht?“ fragte der Reiter.

„Weil ich nie ſo viele Pfennige haben werde, mir eins zu kaufen,“ entgegnete der Andere.

„Ja ſo,“ ſagte der Reiter.

„Und wenn ich der erſte Knecht des Waldes wäre, ſo könnte ich mir nie ein ſo ritterliches Pferd kaufen, wie das eurige iſt. Mit einem ritterlichen Pferde würde ich Erkleckliches bewirken,“ ſagte der Krauskopf.

„Ja, da wirſt du nie eines bekommen,“ entgegnete der junge Mann.

„Wenn ich im Kriege bei den Unſrigen eine Lanze ergriffe, zu den Feinden ginge, ihnen ein Pferd nähme, und darauf zu [illegible] gehörte das Pferd mir?“

„Es wäre Beute,“ ſagte der Reiter.

„Gehörte es mir?“ fragte der Andere wieder.

„Wenn du kein Wege- und Gelegenheitslagerer biſt, ſondern ein zugetheilter Kriegsknecht, und wenn du das Pferd nicht in der allgemeinen Schlacht oder ſonſt in einem Angriffe erwirbſt, ſondern wenn du allein hinüber gehſt und es allein herüber bringſt, ſo wird man es dir wohl laſſen,“ antwortete ihm der Reiter.

„So werde ich alſo thun,“ entgegnete der Mann.

„Thu' es, mein Freund,“ ſagte der Reiter.

Das Pferd war indeſſen mit ſeiner Nahrung läſſiger geworden, und hatte öfter umgeblickt. Der Reiter ließ ihm Waſſer bringen, und tränkte es, dann miſchte er ihm wieder etwas Haber in ſeine Kufe. Während es denſelben verzehrte, blieb er dabei ſtehen. Der Krauskopf blieb auch ſtehen, und ſah zu. Als das Pferd fertig war, wurde es noch einmal getränkt, und der Reiter wiſchte ihm dann die Lippen ab, und die Kufe wurde ſeitwärts geſtellt. Hierauf ging der junge Mann zu ſeinem Tiſche, und verlangte nach dem Wirthe. Als dieſer erſchienen war, fragte er ihn: „Was bin ich euch ſchuldig?“

„Die Zehrung macht ſiebenzehn Pfennige, und das Waſchen des Troges macht drei Pfennige,“ ſagte der Wirth.

Der Reiter neſtelte auf der Bruſt ein wenig ſein Wams auf, und zog ein Beutelchen heraus. Er las aus demſelben den Betrag, reichte ihn hin, zog das Beutelchen zu, und barg es wieder in ſeinem Wamſe. Dann begab er ſich zu ſeinem Pferde, zäumte es, ſchnallte den Mantel, führte es ein wenig gegen die Gaſſe vorwärts, und beſtieg es. Der Krauskopf war mit ihm gegangen, und ſah überall zu. Da der Reiter auf dem Pferde ſaß, richtete er ſich auf demſelben zurecht, ritt gegen den Wirth, und ſagte: „Ich danke euch, lieber Herr, für die Bewirthung, und wünſche, daß euch Gott behüte, und Alle, die bei euch ſind.“

„Ich danke Euch,“ antwortete der Wirth, „und wünſche euch desgleichen, und reitet glücklich.“

Der Reiter ritt nun langſam von der Gaſſe weg, den Krauskopf, und die ihm nachſahen, hinter ſich laſſend. Er ritt in der Richtung zwiſchen Morgen und Mitternacht fort. Er ritt wieder eine Lehne hinan, eine Lehne hinab, ein Wäldchen aus, ein Wäldchen ein, der Boden wurde immer unwirthlicher und war endlich mit Wald bedeckt. Der Weg hatte Wurzelgeflechte und Granitſteine, und das Pferd ſetzte behutſam ſeine Hufe.

Da es Abend geworden war, kam der Reiter auf der Schneide eines langen von Abend gegen Morgen geſtreckten Berges an. Derſelbe ging mit lauter Wald in ein enges Thal hinab, und unten blitzte ein Wäſſerlein. Jenſeits ging wieder ein noch höherer und mächtigerer Wald empor, und auf ſeinem Rande ragte ein Steinblock in die Höhe. — Der Reiter hielt ein Weilchen an, und ſah auf den Steinblock hin.

Dann ritt er in dem Walde, der vor ihm lag, hinunter. Er ritt unter den Äſten der Bäume, die um ihn waren, dahin, und mußte ſich vor manchem bücken, welcher zu niedrig war. Nach einer Zeit kam er bei einem rothen Kreuze an. Er hielt an dem Kreuze ſtille, und that ein kurzes Gebetlein. Dann ritt er wieder weiter. Als es ganz finſter geworden war, ſtieg er vom Pferde, nahm ihm die Zügel über den Hals nach vorwärts, ging vor ihm, und führte es hinter ſich her. Von dem Kreuze hatte er noch eine kurze, aber ſehr ſteile Stelle zu dem Waſſer hinunter. An dem Waſſer verbreitete ſich ein Feuergeruch, der Reiter ging auf eine offene Stelle hinaus, auf welcher aus mehreren dunkeln Erhöhungen Feuerzünglein empor gingen, die die nächtlichen Tannen beleuchteten, und aus denen ſich ein lichter Rauch über den Wald erhob. Seitwärts dieſer Erhöhungen waren mehrere Hütten, aus denen manches Lichtlein glänzte. Der Reiter führte ſein Pferd zu einer der Hütten. Als er dort angekommen war, öffnete ſich die Thür der Hütte, und ein Mann und ein Weib und zwei Kinder traten heraus.

„Seid ihr da,“ ſagte der Mann, „wir haben euch ſchier nicht mehr erwartet.“

„Sei gegrüßt, Mathias,“ entgegnete der Reiter, „von Paſſau kann ich wohl nicht in kürzerer Zeit da ſein.“

„So bringt nur euer Pferd herein,“ ſagte der Mann, und öffnete nicht weit von der Thür ein Thor.

„Margaretha, leuchte mit einem Span,“ ſagte er.

Das Weib lief in die Hütte, und kam bald mit einem brennenden Buchenſpan zurück. Sie ging mit dem Span durch das Thor ein, der Reiter mit dem Pferde folgte ihr, und hinter ihm gingen der Mann und die Kinder. Sie kamen in einen Stall. Zwei Kühe hingen in einer Ecke dicht bei einander, und für das Pferd hatte man einen freien Platz gemacht. Es wurde dort angebunden, und der Reiter und der Mann befreiten es von Zaum und Sattel. Der Reiter deckte ſeinen Mantel über deſſen Rücken. Die Kinder ſchauten zu. Dann ging man von dem Stalle durch eine kleine Thür in die Stube. In der Stube ſtand ein hoher Pflock, der mehrere eiſerne Schleifen hatte. In zweien dieſer Schleifen ſtacken brennende Buchenſpäne. Die Frau ſteckte ihren Span in eine dritte Schleife. Der Reiter ſetzte ſich auf einen hölzernen Stuhl. Die Frau deckte ein Linnen auf einen Tiſch von weichem Holze, und ſtellte dann eine Schüſſel mit Suppe auf den Tiſch. Der Reiter, der Mann, die Frau und die Kinder aßen von der Suppe. Dann ſagte der Mann: „Ich werde euch euer Pferd beſorgen, da ihr müde ſein mögt.“

„Wir werden es beide beſorgen,“ antwortete der Reiter.

Der Mann nahm einen Span, ging dem Reiter voran in den Stall, und dieſer folgte ihm. In dem Stalle gab der Reiter dem Pferde von dem Futter, das ſchon vorgerichtet war. Dann ging man wieder in die Stube. Als dieſes ſo oft geſchehen war, als ſich nöthig zeigte, bis das Pferd ſeine völlige Pflege erhalten hatte, ſagte der Mann: „Jetzt begeben wir uns zur Ruhe, und ruhet euch recht gut.“

„Ihr auch,“ ſagte der Reiter.

Die Frau brachte die Kinder in ein Seitenkämmerlein der Stube, und der Mann folgte der Frau und den Kindern.

Der Reiter ſchnallte ſein Schwert ab, nahm ſeine Haube von dem Kopfe, löſchte die Späne aus, legte ſich angekleidet auf ein Bett, das in einer Ecke der Stube ſtand, legte ſein Schwert neben ſich, und bereitete ſich zum Schlummer.

Als des anderen Tages die Sonne über den Wald empor ging, ſtand der Reiter wieder mit ſeiner Haube auf dem Kopfe und mit dem Schwerte an der Lende vor der Hütte. Es war ein Stückchen Feld und Wieſe um dieſe wie um die anderen Hütten. Die ſchwarzen Erhöhungen, welche Kohlenmeiler waren, brannten und rauchten wie geſtern.

Aus der Hütte kam die Frau mit den Kindern, die heute Morgens ſchöner angekleidet waren, und ſagte: „Kommt zur Suppe, lieber Herr.“

Der Reiter ging in die Stube, und alle zuſammen verzehrten eine Schüſſel voll warmer Milch mit Roggenbrod.

Der Reiter ging dann in den Stall, und vollendete die Morgenpflege ſeines Pferdes.

Als dieſes vorüber war, ſagte er: „Weil heute Sonntag iſt, ſoll das Pferd ruhen. Ich werde in den Wald hinauf und zu dem Fels der drei Seſſel gehen. Ich habe ihn geſtern von dem Rande des breiten Berges aus betrachtet. Am Nachmittage werde ich wieder zurückkehren. Du, Mathias, beſorge die Mittagpflege des Pferdes, wie du ſchon weißt.“

„Ich werde es betreuen, wie das ſchöne milchweiße Pferd in Plan, welches ihr gehabt habt,“ ſagte der Mann.

„Das weiße Pferd wäre mir zu dem, was ich jetzt vorhabe, doch zu ſchwach,“ entgegnete der Reiter.

„So ſteckt doch wenigſtens ein Stück Brod zu euch,“ ſagte die Frau.

Der Reiter nahm das dargereichte Stück Brod, und barg es in ſeinem Wamſe.

Dann ging er gegen das Waſſer, welches in der Nähe der Hütte vorüber floß. Die Bewohner der Hütte begleiteten ihn bis an das Waſſer.

„Euer Mihelbach fließt recht ſchön an deiner Hütte vorüber,“ ſagte der Reiter.

„Ja,“ erwiederte der Mann, „zuweilen aber nicht oft auch in dieſelbe hinein.“

„Nun gehabe dich wohl, Mathias, und ihr auch, Frau, mit euern Kindlein,“ ſagte der Reiter.

„Gehabt euch wohl, junger Herr,“ antwortete der Mann.

„Erhitzt euch nicht zu ſehr, und kommt geſund wieder zurück,“ ſagte die Frau.

„Es wird ſchon ſo geſchehen,“ erwiederte der Reiter.

Dann ging er auf dem flachen Holzſtege über das Waſſer, die andern gingen gegen die Hütte zurück.

Jenſeits des Waſſers ging er in dem Walde empor. Der Himmel war ganz blau, und man konnte die Waldglocken von Rindern und manchen Schrei eines Vogels hören. Der Reiter wich zuweilen von dem Pfade ab, und ging auf eine Waldblöße hinaus.

Auf einer ſolchen Waldblöße, auf welcher kurzes Gras und kleine weiße Blümchen waren, und an deren Rande große

Ahorne ſtanden, lag, als die Ahorne endeten, ein ſehr großer Stein, faſt ſo groß als ein Haus, als wäre er von Menſchenhänden hingelegt worden, und an dem Steine ſtand eine ungemein hohe Tanne. Der Reiter kniete an der Tanne nieder, und verrichtete ein Gebet. Als er gebetet hatte, ſtand er wieder auf, und ging am Rande der Blöße weiter. Er kam wieder zu Ahornen, unter denen abermals Steine lagen, aber kleine, als wären ſie zum Sitzen hergelegt worden. Der Reiter verſuchte die Steine als Sitze, und ſie taugten. Da er wieder aufgeſtanden war, und weiter gehen wollte, hörte er plötzlich Stimmen. Es war ein Geſang ſo klar und ſchmetternd wie von Lerchen. Es waren aber nicht Lerchenſtimmen, ſondern Menſchenſtimmen, Mädchenſtimmen. Sie ſangen jenes Lied ohne Worte, in welchem im Walde und in Bergen das Herz ſich in allerlei Schwingungen der Stimme, im Stürzen und Heben derſelben, im Wandeln und Bleiben ausſpricht. Es waren zwei Stimmen, die im Vereine und in Verſchlingungen klangen. Sie erklangen, hoben ſich, ſenkten ſich, trugen ſich, trennten ſich, neckten ſich, ſchmollten und jubelten. Es war die Luſt und Freude, die ſie tönten. Der Geſang ſchien näher zu kommen. Mit einem Male traten zwei Geſtalten aus den Tannen hervor, und ſtanden am Rande derſelben Blöße wie der Reiter und in nicht großer Entfernung von ihm. Sie hielten ſich mit zwei Armen die Nacken umſchlungen, die anderen zwei Arme hatten ſie frei. Es waren junge Mädchen mit bloßen Köpfen, von deren jedem zwei Zöpfe niedergingen. An den Armen war weißes Linnen, von den Bruſtlatzen, die roth waren, fiel der ſtarkfaltige ſchwarze Rock hinab. Eines der Mädchen trug wilde rothe Roſen, neben einander ſtehend, um das Haupt. Das andere hatte keine Zierde. Da ſie auf die Wieſe getreten waren, und den Mann ſahen, hörte ihr Geſang auf. Sie blieben ſtehen, ſahen auf ihn hin, und er ſtand gleichfalls, und ſah auf ſie. Dann begann er langſam gegen ſie hin zu gehen. Sogleich trat das Mädchen, welches keine Roſen hatte, in den Wald zurück, das andere blieb ſtehen. Der Reiter ging zu demſelben hin. Da er bei ihm angekommen war, ſagte er: „Was ſtehſt du mit Deinen Roſen hier da?“

„Ich ſtehe hier in meiner Heimat da,“ antwortete das Mädchen; „ſtehſt du auch in derſelben, daß du frägſt, oder kamſt du wo anders her?“

„Ich komme anders woher,“ ſagte der Reiter.

„Wie kannſt du dann fragen?“ entgegnete das Mädchen.

„Weil ich es wiſſen möchte,“ antwortete der Reiter.

„Und wenn ich wiſſen möchte, was du willſt,“ ſagte das Mädchen.

„So würde ich es dir vielleicht ſagen,“ antwortete der Reiter.

„Und ich würde dir vielleicht ſagen, warum ich mit den Roſen hier ſtehe,“ entgegnete das Mädchen.

„Nun, warum ſtehſt du da?“ fragte der Reiter.

„Sage zuerſt, was du willſt,“ erwiederte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, warum ich es nicht ſagen ſollte,“ erwiederte der Reiter, „ich ſuche mein Glück.“

„Dein Glück? haſt du das verloren?“ ſagte das Mädchen, „oder ſuchſt du ein anderes Glück, als man zu Hauſe hat?“

„Ja," antwortete der Reiter, „ich gehe nach einem großen Schickſale, das dem rechten Manne ziemt."

„Kennſt du dieſes Schickſal ſchon, und weißt du, wo es liegt?" fragte das Mädchen.

„Nein," ſagte der Reiter, „das wäre ja nichts Rechtes, wenn man ſchon wüßte, wo das Glück liegt, und nur hingehen dürfte, es aufzuheben. Ich werde mir mein Geſchick erſt machen."

„Und biſt du der rechte Mann, wie du ſagſt?" fragte das Mädchen.

„Ob ich der rechte Mann bin," antwortete der Reiter, „ſiehe, das weiß ich noch nicht; aber ich will in der Welt das Ganze thun, was ich nur immer thun kann."

„Dann biſt du vielleicht der Rechte," erwiederte das Mädchen, „bei uns, ſagt der Vater, thun ſie immer weniger, als ſie können. Du mußt aber ausführen, was du ſagſt, nicht blos es ſagen. Dann weiß ich aber doch noch nicht, ob du ein Schickſal machen kannſt. Ich weiß auch nicht, ob du ein Schickſal machſt, wenn du in unſerem Walde auf der Wieſe ſtehſt."

„Ich darf da ſtehen," ſagte der Reiter, „denn heute iſt Sonntag, der Ruhetag für Menſchen und Thiere, wenn es nicht eine Noth und Nothwendigkeit anders heiſcht. Mein Pferd habe ich eingeſtellt. Ich bin in den Wald herauf gegangen, zu beten. Und für den übrigen Tag will ich verſuchen, ob ich nicht zu dem Steine der drei Seſſel hinauf gelangen kann."

„Das kannſt du," ſagte das Mädchen, „es geht ein Pfad hinauf, den du immer wieder leicht findeſt, wenn du ihn einmal verlierſt. Weil aber der Stein von dem Grunde, der um ihn herum iſt, wie eine gerade Mauer aufſteigt, ſo haben ſie Stämme zuſammen gezimmert, haben dieſelben an ihn gelehnt, und durch Hölzer eine Treppe gemacht, daß man auf ſeine Höhe gelangen kann. Du mußt aber oben ſorgſam ſein, daß dein Haupt nicht irre wird; denn du ſtehſt in der Luft allein über allen Wipfeln.“

„Biſt du ſchon oben geſtanden?“ fragte der Reiter.

„Ich werde doch, da ich ſo nahe bin,“ antwortete das Mädchen.

„Nun,“ ſagte der Reiter, „wenn du ſchon oben geſtanden biſt, ſo werde auch ich oben ſtehen.“

„Und wenn du heute von den drei Seſſeln herunter kommſt,“ ſagte das Mädchen, „dann reiteſt du morgen nach deinem Geſchicke weiter?“

„Ich werde weiter reiten,“ ſagte er; „warum haſt du die Roſen?“

„Muß ich antworten, wenn ich gefragt werde?“ ſagte das Mädchen.

„Wenn die Eltern fragen, mußt du antworten,“ entgegnete der Reiter, „wenn jemand anderer artig frägt, ſollſt du, und wenn du es verſprochen haſt, mußt du antworten.“

„So will ich dir ſo viel ſagen, als du geſagt haſt,“ antwortete das Mädchen, „ich trage die Roſen, weil ich will.“

„Und warum willſt du denn?“ fragte der Reiter.

„Für den Willen gibt es keine Urſache,“ ſagte das Mädchen.

„Wenn man vernünftig iſt, gibt es für den Willen immer eine Urſache,“ erwiederte der Reiter.

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte das Mädchen, „denn es gibt auch Eingebungen.“

„Trägſt du die Roſen aus Eingebung?“ fragte der Reiter.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete das Mädchen, „aber wenn du mir mehr von dir ſagſt, ſo ſage ich dir auch mehr.“

„Ich kann dir nicht viel ſagen,“ antwortete der Reiter, „ich habe eine Mutter, die in Baiern wohnt, mein Vater iſt geſtorben, und ich reite jetzt in die Welt, um meine Lebenslaufbahn zu beginnen.“

„So will ich dir auch etwas ſagen,“ erwiederte das Mädchen. „Meine Eltern haben von hier weiter oben ein Haus. Wir würden es erreichen, wenn wir hier in den Wald gingen, wo ich mit meiner Geſpanin herausgetreten bin, wenn wir in dem Walde nach aufwärts gingen, bis wir ein Waſſer rauſchen hörten, und wenn wir dann zu dem Waſſer gingen, und demſelben immer entgegen, dann würden endlich Wieſen und Felder kommen, und in ihnen das Haus. An dem Hauſe iſt ein Garten, wo die Sonnenſeite iſt, und in dem Garten ſtehen viele Blumen. Und an der Hinterſeite des Hauſes geht ein Riegel gegen die Tannen, auf welchem viele Waldroſen ſtehen, und dieſe nehme ich oft.“

„Haſt du die Roſen heute aus Eingebung genommen? Sie ſind mir ein Zeichen, daß meine Fahrt gelingen wird,“ ſagte der Reiter.

„Ich habe einen Metallring, in welchen die Roſenſtiele paſſen,“ ſagte das Mädchen, „habe heute Roſen genommen, habe ſie in den Ring geſteckt, und den Ring auf das Haupt gethan.“

„Weil wir noch mehr ſprechen werden,“ ſagte der Reiter, „ſo gehen wir ein wenig an dem Waldſaume hin, woher du mich kommen geſehen haſt. Da werden wir Steine finden, welche zu Sitzen taugen. Auf dieſelben können wir uns ſetzen, und dort ſprechen.“

„Ich weiß es nicht, ob ich noch mehreres mit dir ſprechen werde,“ antwortete das Mädchen, „aber ich gehe mit dir zu den Steinen, und ſetze mich ein wenig zu dir. Ich kenne die Steine, ich ſelber habe die Sitze machen laſſen. Im Sommer iſt es am Vormittage dort ſehr heiß, am Nachmittage aber ſchattig. Im Herbſte iſt es Vormittags lieblich und mild.“

Sie wandelten nun in der Richtung an dem Saume des Waldes hin, in welcher der Reiter zu den Mädchen hergekommen war. Sie hatten bald jene Steine erreicht, an denen der Reiter verſucht hatte, ob ſie zu Sitzen tauglich wären. Er blieb ſtehen, und harrte, bis das Mädchen ſich geſetzt hatte. Es ſetzte ſich auf einen glatten Stein. Der Reiter ſetzte ſich zu ihrer Linken auf einen, der etwas niederer war, ſo daß nun ſein Angeſicht mit dem ihrigen faſt in gleicher Höhe war. Das Schwert ragte zu ſeiner Linken in die niederen Steine hinab. Sie ſprachen nun nichts.

Nach einer Weile ſagte der Reiter : „So rede etwas.“

„So rede du etwas,“ antwortete ſie, „du haſt geſagt, daß du mit mir noch ſprechen willſt.“

„Ich weiß jetzt nicht mehr, was ich ſagen wollte,“ entgegnete er.

„Nun, ich auch nicht,“ ſagte ſie.

Nach einer Zeit ſagte der Reiter : „Es iſt wahr, was du geſprochen haſt, daß an Vormittagen die Sonne ſehr mild auf dieſe Steine ſcheint.“

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile ſagte ſie: „Trägſt du immer dieſe häßliche Haube auf deinem Haupte?“

„Nein, nur wenn ich ſie brauche,“ ſagte er, „ſie iſt ſehr leicht herab zu nehmen.“

Bei dieſen Worten nahm er die Lederhaube ſammt ihrem Anhange von ſeinem Haupte, und eine Fülle ſchöner blonder Haare rollte auf ſeinen Nacken herab. Die Haube legte er in das Gras.

„Ach, was ihr für ſchöne Haare habt!“ ſagte das Mädchen.

„Und was du für rothe Wangen haſt,“ erwiederte er.

„Und wie blau eure Augen ſind,“ ſagte ſie.

„Und wie braun und groß die deinen,“ antwortete er.

„Und wie ihr freundlich ſprecht,“ ſagte ſie.

„Und wie du lieblich biſt,“ antwortete er.

„Sagt, wie könnt ihr nur die Fülle dieſer Haare in der ledernen Haube unterbringen?“ fragte das Mädchen.

„Das mache ich ſo,“ antwortete der Reiter, „ich faſſe die Haare, halte ſie mit einer Hand, und ſetze den Helm mit der andern darauf.“

Bei dieſen Worten griff er nach dem Lederhelme, faßte mit ſeiner Linken die Haare, hielt ſie auf dem Haupte, und ſetzte mit der Rechten den Helm darauf.

„Ach, das iſt ſchön,“ ſagte ſie.

„Nun ſind ſie bedeckt,“ antwortete er.

„Ja, legt nur die Haube wieder weg,“ ſagte ſie.

Er nahm den Helm von dem Haupte, und legte ihn wieder an ſeine vorige Stelle, und die Haare floſſen wieder herab.

„Wenn ihr wollt in den Kampf gehen,“ fuhr das Mädchen fort, „wie werdet ihr dann die Feinde ſchrecken können, wenn ihr ſo freundlich blickt?“

„Wer ſagte dir denn, daß ich in den Kampf gehen werde?“ fragte der Reiter.

„Ich weiß es,“ antwortete das Mädchen.

„Nun, in meinem Geſchicke werden wohl Kämpfe ſein,“ ſagte der Reiter.

„Der Kampf iſt eine Ehre,“ antwortete das Mädchen.

„Wenn er nicht Raub und Gewalt iſt, ehret der Kampf,“ ſagte der Reiter, „wenn man gegen feindſelige Menſchen den Vater, die Mutter, den Bruder, die Schweſter, den Nachbar und das Volk vertheidigt, ehret er noch mehr, und muß mit dem ganzen Leben geführt werden. Dazu muß man ſich vorbereiten.“

„Ihr habt eines vergeſſen, das man noch vertheidigen muß,“ ſagte ſie.

„Was?“ fragte er.

„Sein Weib,“ antwortete ſie.

„Ich habe kein Weib, und habe darauf nicht gedacht,“ erwiederte er; „aber wenn man ſchon das ganze Volk vertheidigt, ſo vertheidigt man ſein Weib mit.“

„Nein, dasſelbe muß man am meiſten vertheidigen,“ ſagte das Mädchen.

„Nun, ſo vertheidigt man es am meiſten,“ entgegnete der Reiter.

„Und wie werdet ihr dann blicken, daß der Feind weniger Herz hat?“ fragte ſie wieder.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete er; „aber ich werde blicken, wie mir's iſt, und das wird der Feind verſtehen. Dich blicke ich freundlich an, weil ich freundlich gegen dich bin.“

„Und da ihr ſagt, daß man ſich zur Vertheidigung vorbereiten muß, ſo habt ihr euch vorbereitet?“ fragte das Mädchen.

„Weil ich will ein Reiter ſein,“ antwortete er, „ſo habe ich gelernt, ein Pferd zu pflegen, und darauf zu reiten; ich habe mich im Angriff und im Schutz geübt, werde im Kriege lernen, und werde einſehen, wie man eine Schaar von Andern anzuführen hat.“

„Wollt ihr ein Anführer werden?“ fragte ſie.

„Wenn es ſein kann, ja,“ antwortete er.

„Habt ihr ein ſchönes Pferd?“ fragte das Mädchen.

„Es iſt nicht ein ſchönes, es iſt nicht ein häßliches,“ erwiederte der Reiter, „aber unter den guten iſt es eines der beſten. Es iſt geſund und ſtark, witzig und treu. Ich liebe es, und es liebt mich wieder, und folgt mir.“

„Was hat es denn für eine Farbe?“ fragte das Mädchen.

„Es iſt ein eiſengraues Pferd,“ entgegnete der Reiter.

„Und warum tragt ihr denn nicht eine Kopfzier, wie die andern hohen Männer?“ fragte das Mädchen.

„Ich bin kein hoher Mann,“ antwortete der Reiter, „und die Haube iſt mir ſehr werth. Sieh' her, ſie iſt von der Haut des Ellenthieres, das weit von hier lebt. Ein Schwerthieb geht nicht durch.“

Bei dieſen Worten hatte er den Helm aufgehoben, und ihn dem Mädchen gezeigt. Das Mädchen ſah ihn an, und befühlte ſein weiches Leder mit den Fingern.

„Und iſt es denn nicht ſehr heiß, wenn ihr die langen Haare in der Haube tragt?“ fragte ſie.

„Es iſt heißer, als wenn die Haare kurz ſind,“ antwortete er, „aber Hitze und Kälte muß dem Manne gleich ſein. Bei allen alten Völkern hat man lange Haare geliebt, und ſie ſchützen auch gegen Hiebe.“

„Sind eure andern Kleider ebenfalls von der Haut dieſes Thieres?“ fragte das Mädchen.

„Der Panzer; das Übrige iſt geringer,“ antwortete der Reiter. „Sie haben ſonſt auch Schienen, ich habe das Leder.“

„Ihr habt euer Schwert in den Wald mitgenommen,“ ſagte das Mädchen.

„Ich habe es immer bei mir,“ entgegnete der Reiter,“ „außer wenn ich zu Hauſe in ſicherer Kammer ſchlafe. Schwert iſt zugleich Schwert und Schild.“

„Iſt es ſchön?“ fragte das Mädchen.

„Siehe,“ ſagte der Reiter.

Er wendete die Scheide gegen ſich, zog das Schwert daraus hervor, und reichte es ihr dar. Sie nahm es ſo, daß einen Theil der bloßen Klinge ſie hielt, den andern er.

„Ach, welche Zeichen!“ rief ſie aus.

„Das iſt Sanct Peter mit der Kette,“ ſagte er, „wir haben ihn zu unſerm Schutzheiligen, weil wir aus Rom ſtammen. Was du um ihn herum ſiehſt, das iſt Zierrath.“

„Und was iſt denn das andere?“ fragte das Mädchen.

„Das iſt auch Zierrath,“ entgegnete der Reiter.

„Das Bild iſt ein ſchönes Bild," ſagte ſie.

„Es muß ſchön gemacht ſein," antwortete er, „und das Schwert muß gegen Hiebe und Gewalt gut geſtärkt ſein. Das wirſt du nicht erkennen."

„Nein," ſagte ſie.

Er nahm die Scheide, hielt ſie, und ſteckte das Schwert wieder in dieſelbe.

„Und nun, Mädchen, wie heißeſt du denn?" fragte er.

„Bertha," antwortete ſie, „und wie heißt denn ihr?

„Witiko," entgegnete er, „und wie alt biſt du denn?"

„Sechzehn Jahre," ſagte ſie, „und wie alt ſeid denn ihr?"

„Zwanzig," erwiederte er, „ich bin neun Jahre nach der Zeit geboren worden, da der Herzog Swatopluk von Böhmen erſchlagen worden iſt.

„Ich habe mir gedacht, daß ihr ſehr jung ſeid," entgegnete ſie.

„Und lebſt du im Walde, Bertha?" fragte er.

„Im Walde und auch anderswo," antwortete ſie; „ich habe euch ja ſchon geſagt, daß wir weiter aufwärts von hier ein Haus haben. Dann iſt noch das Häuschen des Vaters meiner Singgeſpanin, ſonſt iſt nichts."

„Habt ihr eine Kirche?" fragte er.

„Sie ſteht fünf Stunden von hier in der Freiung," antwortete ſie, „wenn man dann hundert Schritte von unſerm Hauſe abwärts geht, und noch eine halbe Stunde zur Mihel zu gehen hätte, wo die Köhler ſind, ſteht ein dunkelrothes hohes Hüttlein aus Holz, und in dem Hüttlein iſt die heilige Mutter mit dem Jeſuskinde aus Holz. Der Biſchof hat ſie geweiht.

Vor dem Hüttlein ſtehen kleine Bänklein, daran man knieen und beten kann. Wir beten da. Hinter dem Hüttlein ſtehen Ebereſchenbäume, und Ebereſchenbäume gehen bis zu unſerem Hauſe. Jetzt ſagt mir aber auch etwas von euch."

„Mein Geſchlecht iſt dunkel," antwortete er, „es iſt aber nicht immer ſo geweſen."

„Und wo werdet ihr dann hingehen, wenn ihr morgen von hier fortreitet?" fragte ſie.

„In das Land Böhmen," antwortete er.

„In das Land Böhmen?" fragte ſie, „warum geht ihr denn nicht zu dem neuen Könige Conrad oder zu unſerem Herzoge Heinrich?"

„Das iſt ſo:" entgegnete er, „im Mittage des Landes Böhmen haben meine Vorfahren im Walde gelebt. In alten Zeiten vor vielen hundert Jahren, da es noch gar kein deutſches Reich gegeben hat, da in dem Lande der Franken, das ſehr groß war, die tapfern Hausmeier der alten Könige geherrſcht haben, iſt ein Mann aus dem Stamme der Fürſten Urſini in Rom, der auch Witiko wie ich geheißen hat, wegen Verfolgung eingedrungener Feinde mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Kindern, mit ſeinen Anverwandten und mit einem kriegeriſchen Gefolge in das Land gegen Mitternacht gegangen, und bis an die Donau gekommen. Von dort wollte er in das Land Böhmen einbrechen. Aber Woyen, der Herzog Böhmens, der erſtgeborne Sohn des Herzogs Mnata, der noch heidniſch war, und die Chriſten haßte, zog ihm mit einem Heere entgegen, und tödtete in einer Niederlage, die Witiko erlitt, faſt alle ſeine Leute. Da trug Witiko dem Herzoge Woyen ein Bündniß an, er wolle ſich ihm unterwerfen, und die Marken Böhmens gegen die Fremden vertheidigen, wenn ihm der Herzog in den waldigen Bergen, in welche er eingedrungen war, eine Wohnung geben wolle. Der Herzog gab ſie ihm, und nun wohnte er an einem Berge in dem Walde. Sie breiteten ſich aus, wurden mächtig, und gründeten das Chriſtenthum, daß ſich vierzehn Lechen vom Mittage Böhmens lange vor der Zeit, da Bořiwoy der erſte chriſtliche Herzog Böhmens war, in Regensburg taufen ließen. Dann nahm das Geſchlecht wieder ab, wurde unbekannt, und ich bin der letzte davon. Witiko hatte auf dem Berge an ſeiner Wohnung Waldroſen gepflanzt, wie auf einem Berge neben ſeiner Wohnung in Rom Waldroſen geſtanden ſind. Alle Vorgänger des alten Witiko, welche in die Zeiten hinauf reichten, da noch gar kein Chriſt auf der ganzen Welt war, hatten Waldroſen gepflanzt, weil noch keine anderen waren, und alle Nachfolger haben Waldroſen gepflanzt."

„Es wird doch eine Eingebung geweſen ſein, daß ich die Roſen genommen habe," ſagte Bertha.

„Nimmſt du oft Roſen?" fragte Witiko.

„Ich nehme ſie zuweilen," ſagte Bertha.

„Und daß es in dieſer Jahreszeit noch Roſen gibt, iſt ſchon ein Wunder," ſagte Witiko.

„Ich habe dieſe auch nur heute im Waldſchatten gefunden, und in meinen Ring geſteckt," entgegnete Bertha.

„Siehſt du," ſagte Witiko.

„So mögen ſie euch ein Zeichen ſein," erwiederte Bertha, „und möget ihr recht viel Glück haben. Ich werde euch zu meinem Vater führen, daß er euch einen Mann zu den drei Seſſeln mit gibt, der euch den kürzeſten Pfad weiſt.“

„So führe mich zu deinem Vater, Bertha,“ ſagte Witiko.

„Wollt ihr?“ fragte ſie.

„Ich will,“ antwortete er.

„So kommt,“ ſagte ſie.

Bei dieſen Worten erhob ſie ſich, der Reiter ſetzte ſeine Lederhaube auf den Kopf, und ſtand gleichfalls auf.

Sie gingen nun an dem Waldſaume bis zu der Stelle, an welcher die Mädchen herausgekommen waren. Dort traten ſie unter die Stämme, und in kleiner Tiefe des Waldes ſtand das andere Mädchen, das mit Bertha geſungen hatte. Als Bertha und Witiko ſich ihr näherten, nahm ſie die Flucht, und lief vor ihnen her. Witiko ſah nun, daß ihre Zöpfe, die auf das dunkle Kleid hinab gingen, eine lichte faſt weißgelbe Farbe hatten, während die Bertha's braun wären. Sie lief aber ſo, daß ſie bald nicht mehr geſehen werden konnte. Witiko und Bertha gingen unter den hohen Tannen des Waldes und zwiſchen bemooſten Steinen dahin. Sie gingen aufwärts.

Nach einer Weile hörten ſie ein Waſſer rauſchen, welches in der Gegend zu ihrer linken Hand fließen mußte. Bertha wendete ſich nun links, und ging zu dem Waſſer, das man faſt durch die Stämme aber tief unten in einer Schlucht ſehen konnte. Bertha ging an dem Waſſer in der früheren Richtung wieder fort, aber immer oben am Rande der Senkung. Sie gingen immer aufwärts. Nach einer Zeit wurde der Wald dünner, und ſie traten endlich in das Freie. Da lag eine Wieſe vor ihnen, hinter der Wieſe waren Felder, und dann ſtand ein großes weißes Haus. Hinter dem Hauſe ſtieg der Wald empor, und war ein breites mächtiges Band. Seinen Seſſelfels konnte man wegen Nähe nicht ſehen, gegen Morgen aber waren andere ſtarke Steinrippen im Bande. Die Wieſe war von Geſtrippe und Steinen gereinigt. Bertha lenkte nun auf einen Pfad ein, der in der Wieſe auf das Haus zuging. Der Pfad war geordnet und ſo breit, daß ſelbſt ein Wagen auf ihm hätte fahren können. Als ſie auf dem Pfade ſo weit fortgegangen waren, daß ſie noch einige hundert Schritte zu dem Hauſe gehabt hätten, kamen ſie zu der Betſtelle des *rothen Hüttchens*. Es ſtand an dem Wege, mit ſeiner Öffnung gegen Morgen dem Pfade zugekehrt. Unten war es geſchloſſen, oben hatte es eine Öffnung, in welcher das Bild der heiligen Mutter ſtand, es war in Gold in rothen blauen und anderen Farben. Vier Ebereſchenbäume hinter dem Hüttchen waren hoch empor gewachſen. Bertha kniete an einem Bänklein nieder, und that ein Gebet. Witiko kniete neben ſie, und betete auch. Dann ſtanden ſie auf, und gingen weiter. Das Rauſchen des Waſſers tönte aus der Schlucht herauf, und auch nicht weit vor dem Hüttchen kam ein Waſſer aus dem Graſe der Wieſe, und ſchoß flüchtig nach abwärts.

„Ihr habt hier klare fröhliche Quellen,“ ſagte Witiko.

„Es ſind noch mehrere, rechts und links,“ antwortete Bertha, „ſie kommen von den drei Seſſeln und von dem Blöckenſteine.“

„Und das iſt euer Bild, von dem ihr mir geſagt habt?“ fragte er.

„Das iſt das Bild,“ antwortete ſie.

„Und dort iſt euer Haus?“ ſagte er.

„Dort iſt das Haus,“ erwiederte ſie.

Nach kurzem Wandeln an den Reihen der Ebereſchen kamen ſie an das Haus.

An demſelben war gegen Morgen ein Sandplatz, gegen Mittag ein Garten. Das Haus war ſehr lang. Es war aus Stein gebaut, und weiß übertüncht. Die Fenſter, welche in einer geordneten Reihe hingingen, waren mit eiſernen Stäben verwahrt. Es hatte nur ein Erdgeſchoß, welches aber hoch war, und auf welchem ſich ein flaches Dach befand, das viele und große Steine deckten. Die ſchmale Seite des Hauſes, welche dem Sandplatze zugekehrt war, hatte eine eiſenbeſchlagene Thür. Durch die Thür, welche nicht geſchloſſen war, ſondern einem leichten Drucke wich, führte Bertha Witiko in das Haus. Sie kamen hinter der Thür in einen geräumigen Vorſaal, von dem ein Gang durch die Länge des Hauſes fort lief, und von dem Vorſaale traten ſie links wieder in einen Saal. Derſelbe war groß, und hatte gegen die Schmalſeite des Hauſes vier, gegen deſſen Langſeite ſechs Fenſter. Der Fußboden war von Tannenbrettern, die Wände waren weiß getüncht, und die Decke war eine ſtarkbalkige Diele von braungebeiztem Tannenholze, an den Wänden hingen Waffen, und in den Ecken lehnten auch einige. In der Mitte des Saales ſtand ein ſehr langer Buchentiſch.

An dem oberen Ende des Buchentiſches ſaß ein Mann von etwa vierzig bis fünfzig Jahren. Er hatte ein weitfaltiges ſchwarzes Oberkleid an, von dem die lichtbraune Unterkleidung hinab ging. Auf das Oberkleid fielen lange braune Locken hinab. Vor ihm ſtanden zwei andere Männer, mit denen er ſprach.

„In die Glurwieſe geht ihr um fünf Uhr," ſagte er, „dann könnt ihr mit der Hälfte fertig werden."

„Ja," ſagte einer der Männer.

„Ihr müßt im Scherholze an der Sonnenſeite ſchlichten, und die Eckſtöße feſt machen," ſprach er weiter.

„Ja," ſagte der andere der Männer.

„So, jetzt geht, und berichtet mir, wenn es geſchehen iſt," ſagte er.

Die Männer entfernten ſich, und gingen zur Thür hinaus.

Der Mann an dem Buchentiſche ſah nun mit zwei großen blauen Augen auf Bertha und Witiko.

Bertha ging einige Schritte gegen den Mann und ſagte: „Vater, da iſt einer in den Wald gekommen, der nach ſeinem Glücke geht, und ſich ein Schickſal machen will. Weil heute Sonntag iſt, ſo ruhet er, und hat in dem Walde gebetet. Ich habe auf der Sperwieſe mit ihm geſprochen, und bringe ihn dir."

Der Mann mit den braunen Locken ſtand auf, ging gegen Witiko, und ſagte: „Seid mir willkommen."

„Ich nehme das Willkommen an," ſagte Witiko, „und wollet mein Eindringen entſchuldigen."

„Meine Tochter hat euch gebracht, und ihr ſeid willkommen," ſagte der Mann, „und ihr wäret auch willkommen, wenn ihr allein gekommen wäret; denn mein Haus iſt gaſtlich."

„Ich heiße Witiko von Pric," ſagte Witiko.

„Ich Heinrich," antwortete der Mann.

„Der Reiter will heute auf die drei Seſſel ſteigen,“ ſagte Bertha.

„Weil ihr auf dem Wege nach gutem Dienſte in mein Haus gekommen ſeid, Witiko,“ ſagte Heinrich, „ſo nehmet ein Mittageſſen bei mir, ich werde euch dann einen Mann geben, der euch zu den Seſſeln geleiten ſoll. Jetzt biete ich euch einen Stuhl, und wenn es nicht gegen eure Sitte iſt, ſo ſchnallt euer Schwert ab, daß ihr ungehinderter ſeid.“

„Ich nehme die Einladung zum Mittageſſen und zu einem Stuhle dankbar an, das Schwert kann ich aber nicht abſchnallen, weil ich mir den Brauch auferlegt habe, es immer, wo es thunlich iſt, zu tragen, daß es mir nicht einmal fehlt, wenn ich es brauche,“ ſagte Witiko.

„Daran thut ihr nicht unrecht,“ ſagte Heinrich, „und wenn ihr von den drei Seſſeln zurückkommt, werdet ihr die Nachtherberge bei uns nehmen?“

„Ich reite morgen wieder weiter,“ entgegnete Witiko, „habe mein Pferd bei den Köhlern an der Mihel, und muß heute wieder dahin zurückkommen.“

„So werden wir die Zeit ſo einrichten, daß ihr es könnt,“ ſagte Heinrich.

Nach dieſen Worten wendete er ſich gegen den Tiſch, rückte zwei Stühle zurecht, wies auf einen, und er und Witiko ſetzten ſich nieder.

Dann ſagte er zu Bertha: „Gehe zur Mutter, und verkündige ihr, daß wir einen Gaſt haben.“

Bertha ging gegen einen Fenſterpfeiler, und hing ihren Kranz mit Roſen an einen Nagel.

„Warum hängſt du denn dein Goldreiflein zu den Waffen?“ fragte der Vater.

„Laſſe die Roſen heute bei den Waffen hängen,“ antwortete Bertha.

Dann ging ſie durch eine Thür in das weitere Innere des Hauſes.

Nach einigen Augenblicken kam ſie mit der Mutter bei dieſer Thür wieder heraus. Die Mutter hatte wie Bertha braune Haare und Augen. Sie hatte feine Hände und Glieder. An ihrem Körper war ein enges blaues Wams mit Silberrändern, die Vorderärmel und das weite Unterkleid waren aus blaßgelber Wolle. Die Haare deckte ein weites Netz mit Goldfädlein.

„Wiulfhilt,“ ſagte Heinrich, „der junge Reiter Witiko von Prič, der Sohn Wok's und Wentila's, iſt unſer Gaſt.“

„So habt ihr meinen Vater gekannt?“ fragte Witiko.

„Ich habe euern Vater gekannt, mein junger Reitersmann, und kenne eure Mutter,“ ſagte Heinrich.

„Wir kennen die feine gute Wentila,“ ſagte die Frau, welche eingetreten war, „und wenn ihr der Sohn derſelben ſeid, ſo heiße ich euch in unſerem Hauſe willkommen.“

„Ich bin der Sohn derſelben,“ ſagte Witiko, welcher aufgeſtanden war, „und ſo bin ich in einem Hauſe, in welchem meine Eltern geweſen ſind.“

„In dieſem Hauſe ſind ſie nie geweſen,“ ſagte Heinrich, „wohl aber in einem andern.“

„So ſeid ihr uns in dieſem Hauſe gegrüßt,“ ſagte Wiulfhilt.

„Ich freue mich des Grußes, edle Frau," entgegnete Witiko, „und verzeiht, wenn ich eure Sorge mehre."

„Meine Sorgen für das Haus ſind meine Freude," ſagte die Frau, „und für einen Gaſt doppelte Freude."

„Wenn ich es nur verdiene," entgegnete Witiko.

„Ihr verdient es, weil ihr der Sohn eurer Eltern ſeid," antwortete Wiulfhilt, „und werdet es auch außerdem verdienen. Und wenn es auch nicht wäre, ſo wäret ihr der Gaſt."

„Wiulfhilt," ſagte Heinrich, „der Reiter will heute noch auf den Seſſelfels gehen, und Abends zu den Köhlern im Klaſſergrunde zurückkehren. Sorge für ein zeitiges Mahl."

„So erlaubt, daß ich mich bis zum Mittageſſen beurlaube," ſagte die Frau.

„Thut nach eurem Rechte," entgegnete Witiko.

„Und ich werde der Mutter folgen," ſagte Bertha.

„Dann thuſt du recht," erwiederte der Vater.

Und die Mutter und die Tochter verließen den Saal.

„Wenn es euch genehm iſt, ſo ſuchen wir bis zum Mittage die freie Luft auf," ſagte Heinrich zu Witiko.

„Es iſt mir ſehr genehm," entgegnete Witiko.

Der Herr des Hauſes führte ſeinen Gaſt nun durch eine andere Thür in den Garten. Er ſchürzte ſein faltiges Gewand durch einen Gürtel, den er anzog, höher, und ſchritt in die Beete voran. Witiko folgte. Im Garten waren Küchengewächſe, duftende Kräutlein und an Mauerlatten die Birnſtaude. Am Ende des Gartens erhob ſich ein Hügel, von dem ſie den Garten das Haus und den Wald überſehen konnten.

Witiko ſagte: „Ich habe nie gewußt, daß hier ein ſolches Haus ſteht, obgleich ich ſchon in dem Walde geweſen bin.“

„Es iſt ſehr abgelegen,“ antwortete Heinrich, „die Pfade gehen unten an der Mihel vorüber, und keiner geht herauf, der weiter in die Länder lieſe, weil hinter dem Hauſe gleich der hohe Wald beginnt, über den kein Fußweg ſteigt. So iſt es rückwärts umfangen von der Wand der Seſſel und des Blöckenſteins, und vor ihm geht der Forſt bis zu der Mihel hinunter. Wenn einmal die Wälder gereutet werden, dann können es die Menſchen von Weitem her erblicken, da es hoch gelegen iſt. Die Seſſelwand und der Blöckenſtein werden wohl nie gereutet werden, weil ſie ſteil ſind und nur Waldgrund haben, und dann wird es licht gegen die hintere dunkle Waldhöhe abſtehen.“

„Iſt das Haus ſchon lange da?“ fragte Witiko.

„Ich habe es erbaut,“ entgegnete Heinrich.

„Und warum habt ihr es denn in den abgelegenen Wald gebaut?“ fragte Witiko.

„Weil ich es ſo gewollt habe,“ antwortete Heinrich, „einige bauen auf Weiden, andere auf Felſen, andere in Wälder, und wenn man einmal des Schutzes bedürfte, ſo iſt dieſes Haus ſehr verborgen, und unbekannt. Ich bin öfter mit den Meinigen hier, wenn wir nicht anderswo zu ſehr feſt gehalten werden.“

„Es muß auch ſehr anmuthig hier wohnen ſein,“ ſagte Witiko.

„Ja jetzt, und vielleicht auch in künftiger Zeit,“ erwiederte Heinrich, „der breite Berg, der jenſeits der Mihel liegt, wird einmal eine Ortſchaft werden, weil er die Urſachen dazu hat, nämlich guten Boden und Verbindungen, es werden vielleicht dann auch an manchen Stellen rings herum Wohnungen ja ſogar Kirchen entſtehen, und dann, wenn Zeiten ſind, die es weniger benöthigen, daß der einzelne Mann ſich um Schutz umſchaue, mögen die weißen Mauern dieſes Hauſes weithin leuchten, und manchen einladen, zu kommen, und ſich in ihnen zu vergnügen.

„Möge das Haus viele hundert Jahre dauern," ſagte Witiko.

„Wenn die, welche nach mir kommen, ſo denken, wie ich," antwortete Heinrich, „ſo wird es dauern. Es können Tage erſcheinen, da die Macht und das Anſehen eines Stammes ſchwinden; aber ſie können wieder auferſtehen, wenn nur der Stamm ſelber nicht ausgelöſcht iſt. Eines Tages kann dieſes Haus zerſtört und dem Erdboden gleich gemacht werden; aber ein anderes kann an der Stelle ſich erheben, und wenn einer meiner Nachkommen hier lebt, und wenn er Freude am Walten in Mitte ſeines Beſitzthumes hat, ſo wird hier eine Wohnung ſein, die den Beſitzern behaglich, und den Fremden, die mit offenen Herzen kommen, freundlich iſt."

„Ich denke wie ihr," ſagte Witiko, „kein Stamm kann untergehen, wenn ſeine Glieder recht ſind, er ſinkt und ſteigt, außer wenn Gott im Tode ſeines letzten Gliedes ihm ein Ende macht."

„So iſt es, wie es iſt," ſagte Heinrich, „laſſet uns weiter gehen."

Sie gingen von dem Hügel durch ein Pförtlein des Gartens weiter dahin, und zwar ungefähr in einer Richtung, in der Witiko mit Bertha gekommen war.

„Da iſt meine Wieſe, die die Rinder nährt,“ ſagte Heinrich, indem er die Hand erhob, und herum wies. „Sie geht bis zu dem Walde, durch den ihr gekommen ſeid.“

Sie ſchritten auf einem Wege der Wieſe gegen Morgen zu.

„Und dort ſind meine Felder,“ ſagte Heinrich, indem er auf den Strich wies, der hinter dem Hauſe dem Walde zu ging, „ſie bringen, was das Haus bedarf und erheiſcht. Und die Quellen geben uns freigebig ihr Waſſer und der Wald ſeinen Reichthum.“

Sie gingen in einem Bogen wieder gegen das Haus, und kamen an deſſen Morgenſeite, an die auch Witiko mit Bertha gekommen war. Er ſah jetzt, daß neben der Thür, durch die er mit Bertha hinein gegangen war, auch ein eiſernes Thor in einer Mauer war, die von dem Hauſe hinweg ging. Heinrich führte ihn durch das Thor hinein. Sie gelangten in einen Hof.

„Hier ſind Pferde,“ ſagte Heinrich, indem er Witiko gegen einen Stall führte, der rechts von dem Eingange war. Witiko trat in den Stall, und betrachtete die ſechs Pferde, welche da ſtanden, ſehr genau.

„Hier ſind Rinder,“ ſagte Heinrich, indem er Witiko zum Stalle daneben führte. Witiko ſah hier zehn Kühe ſtehen, die gut und ſchön gebaut waren.

„Hier ſind Zugthiere,“ ſagte Heinrich, da er Witiko zu einem weitern Stalle geleitet hatte. Drei Paare ſchwerer Ochſen ſtanden in dem Stalle.

„Und dort ſind Kälber und kleine Thiere und Geflügel,“

ſagte Heinrich, indem er auf weitere Gelaſſe nur ſo oberflächlich hinwies, ohne Miene zu machen, hinzugehen. Er führte Witiko quer über den Hof in das Haus, und im Hauſe durch den Gang in den Saal, in welchem er ihn empfangen hatte.

In dem Saale waren indeſſen Veränderungen vor ſich gegangen. Der Tiſch war mit Linnen bedeckt, es ſtanden Gefäße auf ihm, und Teller und Eßgeräthe waren auf ihn gelegt.

Nachdem die Männer eine Weile in dem Saale geweſen waren, ertönte eine Schelle.

Sehr bald öffnete ſich die Thür von dem Gange herein, und mehrere Leute traten in den Saal. Es waren Knechte und Mägde. Sie ſtellten ſich an den Tiſch. Darauf kamen die Mutter und Bertha aus der Thür, die in das innere Haus führte. Sie hatten dieſelben Gewänder an, wie früher. Jetzt that Heinrich ein kurzes lautes Gebet, in das Antworten der Leute einfielen. Dann ſetzten ſich alle an den Tiſch. Heinrich ſaß obenan, Witiko wurde zu ſeiner Linken gewieſen, rechts ſaß die Mutter und dann Bertha. Weiter unten waren die Leute. Hierauf trugen zwei Mägde Speiſen auf den Tiſch. Auf das obere Ende wurden ein Rindsbraten Geflügel Fiſche und Kuchen geſtellt, auf das untere der Lendenbraten eines jungen Schweines Sauerkohl und Brot. Am oberen Ende wurde in kleine feine Silberbecher Wein eingeſchenkt, am unteren aus einem großen Eimer Bier in graue blaublumige Steinkrüge.

Am unterſten Ende des Tiſches erblickte Witiko den Krauskopf, der ihm mit lachenden Augen zuwinkte.

Heinrich munterte die, welche bei ihm ſaßen, zum Eſſen auf, und am untern Ende zerlegte einer den Lendbraten.

„Unſer Gaſt hat geſagt, daß er nach Böhmen reiten werde,“ ſprach Bertha.

„Haſt du ihn darum gefragt?“ ſagte Heinrich.

„Wir haben allerlei geſprochen, und gefragt, und da werde ich ihn auch wohl um dieſes gefragt haben,“ entgegnete Bertha.

„Einen Gaſt forſcht man nicht aus, meine Bertha,“ ſagte Heinrich.

„Damals war er noch nicht unſer Gaſt,“ antwortete Bertha, „und er hat es mir gerne geſagt.“

„Ich habe es ſehr gerne geſagt,“ ſprach Witiko.

„Wenn ich von dem Steine der drei Seſſeln oder von dem Blöckenſteine gegen das Land von Böhmen blickte,“ ſagte Bertha, „ſo war es immer, als ſei es in jenen Gegenden nicht ſo licht als auf unſerer Seite der Berge.“

„Von dort blickt man in unſer Land nach Mittag,“ antwortete Heinrich, „und nach Mittag iſt der Ausblick in allen Ländern freundlicher.“

„Ich weiß nicht, ob ich in Böhmen wohnen möchte,“ ſagte Bertha.

„Am freieſten und hellſten wohnte es ſich wohl auf der Höhe des Waldes,“ ſagte Witiko.

„Die alten Böhmen haben ihre Burgen oder die Verwaltungen ihrer Zupen, in welche ſie ſich bargen, wenn ein übermächtiger Feind das offene Land durchſtreifte, ſtets in der Ebene angelegt,“ entgegnete Heinrich, „ſie bauten dieſe Veſten an Orten, wo Sümpfe waren, oder zwei Wäſſer zuſammengingen, ſo daß nur auf einer Seite ein Eingang war, den ſie durch ſtarke Gräben wahrten. Gegen unſere Tage her wird ſich wohl auch bei ihnen einiges geändert haben, wie ja die neuen Zeiten neue Sitten bringen.“

„Ich habe immer geglaubt, wo ein ſteiler Fels gegen Waſſer vorgeht, das um ihn herum fließt, oder ſich um ihn ausbreitet, daß er rückwärts nur mit einer ſchmalen Zunge an dem Lande hängt,“ ſagte Witiko, „das wird eine gute Wohnung ſein, die leicht zu vertheidigen iſt. Ein großer Wald, der einem zahlreichen Feindeshaufen den Zugang wehrt, und ihm Nahrung verſagt, könnte auch als Schutz dienen.“

„So iſt ja dieſes Haus gebaut,“ entgegnete Heinrich.

„Mein Kind,“ ſagte Wiulfhilt, „wir Frauen, die wir abhängig ſind, wiſſen nie, wo wir wohnen werden, und wo wir dann mit den Unſrigen wohnen, wird es uns doch gefallen.“

Das Mahl dauerte nicht lange, und als es aus war, und man ſich erhoben hatte, that Heinrich wieder ein Gebet, wie bei dem Beginne desſelben, dann ſagte er: „Wolfram, der junge Reitersmann, unſer Gaſt, will die drei Seſſel ſehen, du wirſt ihn zu denſelben führen, und ihn, wenn er es wünſcht, zu dem Blöckenſteine, zum See, und wieder zu uns zurück bringen.“

Auf dieſe Worte antwortete der Krauskopf: „Ich werde es thun, Herr!“

Als das Geräuſch, welches das Fortgehen der Knechte und Mägde verurſacht hatte, geendet war, und der Hauswirth ſein Gaſt und ſeine Angehörigen noch eine Weile bei einander geſtanden waren, kam der Krauskopf, der ſich entfernt hatte, wieder herzu, und ſagte, daß er gerüſtet ſei. Er hatte jetzt das graue Mäntelchen um das braune Gewand, das er beim Eſſen angehabt hatte, trug eine Armbruſt nebſt Bolzenbeutel, und reichte Witiko einen Lanzenſtock dar. Dieſer empfing ihn, und ſagte: „Ich danke für das Mahl, ich danke für die Sorge um meine Wanderung, und nehme den Antrag an.“

„Geht mit Gott, und kommt bald in meine Wohnung zurück,“ ſagte Heinrich.

„Benimm dich gut, Wolf,“ ſagte die Frau.

„Ihr dürft ihm ſchon trauen,“ ſagte Bertha zu Witiko, „er kennt den Wald und die Wege.“

„Es wird ſchon recht werden,“ ſagte Wolf.

Und ſo gingen alle bei der Thür des Vorſaales und bei der Eiſenthür auf den Sandplatz hinaus. Dort verabſchiedete man ſich, und die zwei Männer betraten ihren Weg. Sie gingen vom Hauſe gegen Mitternacht.

Hinter dem Hauſe war der Raum der Felder. Auf dieſem Raume gingen die Männer fort. Der Krauskopf ging gegen Witiko herzu, und ſagte: „Ich gehe recht gerne mit euch.“

„Du gehſt gerne mit mir?“ fragte Witiko.

„Ja,“ antwortete Wolf, „weil ihr ein ſo ſchönes Pferd habt, und gut ſeid.“

„Du haſt ja geſagt, wie du dir auch einmal eins erwerben wirſt,“ antwortete Witiko.

„Ja, wenn nur Krieg wäre,“ antwortete Wolf.

„Krieg iſt ja ſchier immer,“ entgegnete Witiko.

„Und da ich geſtern dem Wirthe im Hauzenberg eine Wohlthat erwieſen hatte, wenn ich nur hätte ahnen können, daß ihr zu unſerem Herrn reitet, ich wäre mit euch gegangen, und hätte euch den Weg gezeigt. Aber euer Pferd iſt ja gar nicht in unſerm Stalle,“ ſagte Wolf.

„Ich bin nicht zu deinem Herrn geritten,“ entgegnete Witiko, „und mein Pferd ſteht an der Mihel bei den Köhlern.“

„Bei den Köhlern iſt ein ſchlechter Platz für euer Pferd,“ antwortete Wolf. „Weil ich alle Botſchaften meines Herrn verrichte, ſo kenne ich viele Männer und ihre Pferde, aber keines der Pferde hat einen ſo ſchlechten Platz.“

„Ich bin für mein Pferd zufrieden, und habe ſelber Herberge bei den Köhlern genommen,“ ſagte Witiko.

„Weil ihr ſo gut ſeid,“ entgegnete Wolf.

Sie waren am Saume der Tannen angekommen, und gingen nun gegen Sonnenuntergang. Sie gingen hier wieder an mehreren ſolchen großen Steinen vorüber, die ſo ohne Zuſammenhang auf dem Grunde lagen, als wären ſie von Menſchenhänden hergelegt worden. An einem dieſer ungeheuren Steine lag ein Häuschen, das winzig gegen den Stein war.

„Hier wohnt Trude, die Singgeſpanin unſers Fräuleins,“ ſagte Wolf, „ihr Vater iſt ein ſehr armer Mann.“

Sie gingen an dem Häuschen vorüber, traten dann in den Wald, und gingen im Walde weiter.

Es toſete wieder ein Waſſer zwiſchen Steinen und Felſen hernieder. Ein mäßiger Baumſtamm war über dasſelbe gelegt.

Wolf lief hinüber, und ſah auf Witiko zurück. Dieſer ging über den Stamm.

„Ach, ihr könnt das ſchon!" rief Wolf, „da wird alles gut werden. Seht, dieſer Bach hadert in die Tiefe. Aber unten faſt an der Mihel legt ſich ihm eine Querwulſt entgegen, und er muß halten, und macht einen mächtigen Teich, ehe er hinüber klettern, und jenſeits in die Wieſe hinab ſpringen kann. Ich bin in ihm geſchwommen. Einmal bin ich auch in der Donau hinüber und herüber geſchwommen. Der Teich wird einmal entwiſchen. Er wird in der Lehmwand ein Loch bohren, und über die Wieſe in die Mihel rinnen. Einſtmals wird kein Menſch etwas von ihm wiſſen."

Sie gingen nun in der Richtung zwiſchen Mitternacht und Abend unter großen Buchen und dann unter hohen Tannen in dem Walde fort. Nach einer Wanderung von einer und einer halben Stunde gelangten ſie auf die Schneide des Waldes hinan zu dem Fels der drei Seſſel, der aus dem Graſe des Waldes über die Gipfel der Bäume empor ragte. Witiko kletterte über die Treppe empor, Wolf folgte ihm. Oben war ebener Stand und drei hohe Lehnen, über die man hinausblicken konnte. Witiko ſah in das Land Baiern. Zu ſeinen Füßen ſah er die großen Wälder, er ſah dann den Inn die Iſar und die Donau, und an dem Rande ſah er die Berge der Alpen. Er wendete ſich dann um, und ſah gegen Mitternacht und Morgen auf die dunkeln Häupter der nahen Wälder, welche ſich da erhoben.

Nach einer Weile ſagte Wolf: „Wenn ihr immer nach dem Lande Böhmen ſchaut, ſo wäre es beſſer, wenn wir auf den Hohenſtein oder gar auf den Blöckenſtein gingen, wo wir viel größere Stücke dieſes Landes ſehen können. Der Blöckenſtein iſt höher als die Felſen hier, und das Meiſte, was man vom Böhmenlande erblicken kann, erblickt man von ihm.“

Witiko ſchaute noch eine Zeit nach ſeiner Richtung, und ſagte dann: „Gehen wir auf den Hohenſtein.“

Sie ſtiegen von dem Fels hinab, und gingen eine kleine Strecke nach Mitternacht. Dort ſtand ein ähnlicher Fels. Es war der Hohenſtein. Sie kletterten über eine gleiche Holztreppe hinauf. Von ihm ſah Witiko die Berge des böhmiſchen Landes höher und breiter als von den Seſſeln, auch ſah er neue Waldlehnen emporſtehen, aber weiter nichts von dem inneren Lande.

„Gehen wir auf den Blöckenſtein,“ ſagte er.

Sie kletterten herab, und gingen nun in der Richtung gegen Morgen. Es war Tannengebüſch, es waren Wurzeln Moore Steine und Knieholz, durch das ſie gingen. Nach zwei Stunden Wanderung war eine Höhe vor ihnen, die ſie erklommen. Als ſie auf der Schneide ſtanden, ſagte Wolf: „Wir ſtehen auf dem Blöckenſteine.“

Hier ſahen ſie weite und breite Gelände gegen Morgen und Mitternacht; aber es war lauter Wald. Die Moldau war an manchen Stellen zu ſehen, und glänzte matt in dem Lichte des Himmels. Witiko blieb ſtehen, und ſah auf die Moldau hinab.

Wolf wies mit der Hand gegen links, und ſagte: „Dort oben, wo der krumm gewölbte Wald ſteht, würden wir den Berg des reichen Geſteines ſehen, wenn der Wald nicht wäre. Es ſind Steine, in denen man Gold findet. Es wird das

Gold auch in die Moldau abgeſchwemmt, daß es unter dem Sande iſt, und aus ihm heraus gewaſchen werden kann. Sie haben an dem Berge jetzt Hütten gemacht, und wollen die reichen Steine heraus graben. Weiter unten wäre der Winterberg, wenn der gezackte Waldkamm nicht vorſtände. Gerade hier hinab iſt das Thal der Hirſchberge, in welches der See ſeinen Bach abläßt. Und dann geht es gegen das Land hinaus, wir können es aber vor lauter Wald gar nicht ſehen. Dorthin, gerade aus, iſt der obere Plan. Dann würden wir, wenn der Wald nicht vorſtände, den Wald des heiligen Thomas ſehen, und dann iſt nichts mehr als der Himmel.“

Während der Rede des Führers war Witiko geſtanden, und hatte auf das Land vor ihm hinunter geſchaut. Jetzt aber wendete er ſich zum Gehen.

„Hier iſt gleich noch der ſchwarze See,“ ſagte Wolf.

Die Männer gingen nun von der Stelle, auf der ſie geſtanden waren, noch ein wenig gegen Morgen und zugleich abwärts. Nach einer Weile ſtanden ſie an dem oberen Rande einer Felswand, welche in ſallrechter Richtung nieder ging, und zu ihren Füßen einen finſtern See hatte, der zwiſchen Felſen und Wäldern wie in einer Höhle unten lag. Der Wald faßte ihn ein, und ſeine Oberfläche zeigte nichts Lebendiges. Die Ufer an der Wand waren von herabgeſtürzten Bäumen geſäumt. Der junge Reiter trat auf eine Steinplatte, welche von der Wand weg gleichſam über den See vorragte, und ſchaute eine geraume Zeit hinunter. Nachdem er ſeinem Schauen ein Ende gemacht hatte, kehrte er wieder um, und ſchickte ſich zum Gehen an.

Die Männer gingen nun gegen Mittag von der Seewand gerade in der Richtung hinunter, in der das Haus ſein mußte, in welches ſie wollten. Nach einer Stunde kamen ſie auf einen breiteren Pfad, und in Kurzem an den Rand der Felder, auf dem Heinrichs Haus ſtand.

Da ſie über dieſe Felder dem Hauſe zugingen, wollte Witiko ſeinem Führer eine Belohnung geben. Dieſer ſchlug ſie aus, und ſagte: „Von euch nehme ich nichts.“

„Wenn du alles Geld ausſchlägſt, dann bekommſt du nie ein Pferd,“ ſagte Witiko.

„Denkt nur einmal daran, daß wir heute mit einander gegangen ſind,“ entgegnete Wolf, „dann iſt es ſchon recht.“

„Ich werde daran denken,“ ſagte Witiko, „und auch daran, daß du ein ſehr guter Führer biſt.“

„Und ich, daß ihr ſo gut im Walde geht, wie ſehr wenige,“ antwortete Wolf.

„Ich habe es wohl gelernt,“ ſagte Witiko.

Indeſſen waren ſie bei dem Hauſe angekommen, Witiko reichte dem Führer ſeinen Stock, und ſagte: „So danke ich dir recht ſchön, Wolf, und ich werde nicht vergeſſen, wie getreulich du heute gegen mich geweſen biſt.“

„Das wird das Schönſte ſein,“ ſagte Wolf.

Mit dieſen Worten nahm er den Stock, und ging um die Ecke des Hauſes. Witiko trat bei der Eiſenthür ein, und ging in den Saal. Dort war Heinrich mit ſeiner Gattin und Bertha, und es war jetzt auch das Mädchen mit den lichtgelben Zöpfen da, welche die Singgeſpanin Bertha's war.

Man bot Witiko einen Stuhl. Er ſetzte ſich. Eine Magd brachte Wein und Brod.

„Ich hoffe, daß ihr einen guten Weg gemacht habt, und daß ſich mein Führer bewährt hat,“ ſagte Heinrich.

„Ich habe einen guten Weg gemacht, und euer Führer iſt ſehr trefflich,“ antwortete Witiko.

„Jetzt nehmt etwas zu eurer Erholung, und ruht ein wenig aus,“ ſagte Wiulfhilt.

„Ich will etwas nehmen, geehrte Frau,“ entgegnete Witiko, „aber mit dem Ausruhen kann ich nicht einſtimmen. Der zurückgelegte Weg iſt nicht ſo arg, daß er eine Ruhe nöthig machte, und die Zeit drängt mich, daß ich zur Pflege meines Pferdes in meine Herberge gehe.“

Er brach hierauf ein Weniges von dem Brode, und aß es, dann that er einen Trunk des Weines. Da dieſes geſchehen war, erhob er ſich, und ſagte zu Heinrich: „Ich danke euch nun für die gute Aufnahme, und ich werde an euch ein Gleiches thun, wenn es einmal geſchehen kann.“

„Ich werde euch noch ein Stück geleiten,“ ſagte Heinrich.

„Und euch, vielwerthe Frau,“ ſprach Witiko zu Wiulfhilt, „ſage ich Dank für jede Sorge und Mühe.“

„Geſegn' euch Gott den Aufenthalt bei uns, Witiko, und möge er euch Glück und Ehre verleihen,“ ſagte die Frau.

Dann wendete ſich Witiko zu Bertha, und ſagte: „Lebet wohl, Bertha, und bleibet heiter und fröhlich.“

„Ihr auch, Witiko,“ ſagte das Mädchen, „und reitet mit Glück.“

„Vielleicht höre ich euch doch wieder einmal ſingen, wenn ich wieder einmal komme,“ ſagte Witiko.

„Kann ſein, wenn ihr denkt, und ſingt wie der Wald,“ entgegnete ſie.

„Ich habe gejauchzt,“ ſagte er, „ſingen kann ich nicht aber denken wie der Wald.

Dann neigte er ſich gegen Trude, und ſagte: „Lebet wohl, und habt Dank für den Geſang, den ich auch gegen euren Willen gehört habe.“

„Lebet wohl,“ ſagte das Mädchen, und erröthete.

Nach dieſen Worten ſchickte ſich Witiko an, den Saal zu verlaſſen. Er ſah noch auf Bertha's Kranz.

Heinrich ging mit ihm auf die Gaſſe, und von da weiter bis zur rothen Kapelle. Dort ſagte er: „Jetzt trennen wir uns. Wandert wohl, und wenn ihr wieder einmal in dieſe Gründe kommt, und das weiße Haus ſehet, ſo beſuchet es.“

„Wenn es der Himmel fügt, ſo werde ich nicht vorüber gehen,“ antwortete Witiko.

„Und wir werden euch freundlich aufnehmen, wenn wir hier ſind,“ ſagte Heinrich.

„Noch einmal Dank,“ entgegnete Witiko.

„Mit Gott,“ antwortete Heinrich.

Sie trennten ſich, Heinrich ging mitternachtwärts, Witiko mittagwärts. Der breite Weg hörte mit der Wieſe auf, und Witiko ging auf dem ſchmalen Pfade, der folgte, zur Mihel hinab. Da er in dem Köhlerhauſe ankam, ſah er ſogleich nach ſeinem Pferde. Dann war ein Abendeſſen wie am Tage zuvor, und dann ruhte Witiko in demſelben Bette.

Am andern Morgen, ehe die Sonne aufging, ſaß er in ſeinen Unterkleidern am Tiſche im Zimmer der Köhlerhütte. Der Köhler reinigte ſeine Kleider. Er aber ging zuweilen mit den hölzernen Schuhen des Köhlers in den Stall, um an der Pflege ſeines Pferdes zu ſein, dann kleidete er ſich an, und hierauf aßen alle eine aus Milch und Mehl bereitete Suppe.

„Und nun habet Dank, ihr lieben Leute, für eure freundliche Aufnahme,“ ſagte Witiko.

„Wenn eure Mutter meinen Vater wieder einmal an euch ſendet,“ ſagte der Köhler, „ſo eröffnet ihm, daß wir euch hier aufgenommen haben.“

„Ich werde es thun,“ ſagte Witiko.

„An der Mihel geht der Saumpfad fort,“ ſprach der Köhler. „In vier Stunden langſamen Reitens ſeid ihr im Aigen. Am erſten Hauſe mit den rothen Balken wird euch der Ohm Florian erwarten. Er wird für euch und euer Pferd ſorgen, und euch nach dem Friedberge führen.“

„Es iſt gut,“ ſagte Witiko.

Dann ſtreichelte er den Kindern die Wangen, und gab jedem einen glänzenden Pfennig.

Dann verlangte er ſein Pferd.

Der Köhler führte es vor die Thür.

„Erlebet recht große Dinge,“ ſagte die Frau.

„Wie Gott will,“ entgegnete Witiko, und gab ihr die Hand.

Er reichte auch dem Manne die Hand.

Dann prüfte er die Rüſtung des Pferdes, ſagte: „Ich danke euch noch einmal,“ und ſchwang ſich hinauf.

„Reitet mit Gott,“ riefen die Leute.

Witiko ritt an die Mihel, durchritt die Furth, und ritt auf dem Saumpfade gegen Morgen weiter.

Wenn er rechts blickte, ſah er das lange waldige Dach des breiten Berges, links den Wald der drei Seſſel, des Blöckenſteines und die ferneren gegen Morgen. Die Mihel rauſchte neben ihm, bald war er an ihrer Seite, bald war er weiter von ihr entfernt. Es kamen auch Anhöhen, über welche er ſein Pferd hinüber ſchreiten laſſen mußte.

Er ritt an einem ſpitzigen bewachſenen Berge vorbei, welcher den Namen des ſchwarzen Berges führte, über einen Hügel, welchen man den Berg des heiligen Huldrik nannte, und er hatte dann links den großen Wald neben ſich, welchen ſie Hochficht hießen.

Ehe noch der Mittag gekommen war, ging das Thal am Walde auseinander, es wurden Wieſen und Felder, und er kam zu einem Hauſe, das an dem Pfade ſtand. Das Haus war aus Holz, und hatte ſtark hervorragende Dachbalken, welche roth bemalt waren. Er hielt ein wenig an. Da kam ein Mann mit grauem Gewande und weißem Barte aus dem Hauſe.

„Heißt es hier in dem Aigen?“ fragte Witiko.

„Ja, und ich bin Florian, der Ohm Margarethens, des Weibes des Köhlers Mathias,“ antwortete der Andere.

„Und ich bin der, den du erwarteſt,“ ſagte Witiko, ſtieg von dem Pferde, und brachte es auf die Weiſung des alten Mannes in einen Schoppen. Dort erhielt es ſein Mittagfutter, ſo wie Witiko auf einem Brettertiſche vor dem Hauſe von dem Beſitzer ſein Mittagmahl erhielt.

Er blieb zwei Stunden hier, dann zäumte er ſein Pferd, zahlte ſeine Bewirthung, und ritt in Begleitung des alten Mannes weiter, der in einer Lederhaube, groben Beinkleidern und großen Waldſchuhen mit einem langen Stabe vor ihm herging.

Sie trafen von dem Hauſe ihrer Herberger weg noch einige andere kleine Häuſer mit Wieſen und Feld, ſämmtlich von Holz. Dann führte ihr Weg ſie wieder in den Wald.

Ihre Wanderung ging zwei Stunden noch an der Mihel fort. Da war zuweilen eine Hütte mit gereutetem Lande, oder eine Köhlerſtätte, oder ein Holzſchlag mit den Holzſchlägerhütten, oder gar ein Haus mit einer Säge zu Brettern. Als ſie aber zu einem Berge gekommen waren, welcher der Berg des heiligen Oswald geheißen wurde, und als dort der Begleiter Witiko's gegen den großen Wald, welcher immer zur Linken war, einbog, traten ſie in dichten Wald, der nicht durch ein einziges kleines freies Plätzchen unterbrochen war. Ihre Wanderung dauerte in dieſem Walde über zwei Stunden, und ihr Weg führte ſie in der Richtung zwiſchen Mitternacht und Morgen immer ſachte aufwärts. Es ſtanden ſehr dicke Stämme von Tannen in dem Boden, welcher feucht war, wenig Licht erhielt, und theils Steine theils Untergeſtrüppe theils grüne Schattenpflanzen trug. Von dieſen Stämmen war noch nie einer durch Menſchenhände geſchlagen worden, weil noch nicht die Noth um Holz dazu getrieben hatte, mancher war aus Alter gefallen, oder vom Blitze zerſtört worden, eine andere Beſchädigung war nicht ſichtbar, weil auch Winde in die Tiefe dieſes Waldes nicht eindringen konnten.

Als die Sonne gegen Abend neigte, kamen ſie auf der Schneide des Waldes an, und hier war eine freie Stelle. Auf derſelben war kein Ständlein, ſondern nur kurzes Gras und große Granitſteine. Witiko ritt das Pfadlein zwiſchen den Steinen hinan, bis er auf die Höhe und auf einen Bühel gelangte, der über die Wipfel aller tiefer ſtehendgn Bäume empor ragte. Hier hielt er plötzlich an, und ſeine Augen konnten weit und breit herum ſchauen. Er ſah mittagwärts auf das Baierland, das blau mit Wäldern Fluren und offenen Stellen dahin lag bis zu den noch blaueren Alpenbergen, in denen manche Matte mit Schnee glänzte. Gegen Morgen davon ſah er auf die Oſtmark mit den blauen Fluren und Wäldern und Feldern, in der der junge Leopold herrſchte. Es war ein weites Gebiet, das er betrachtete, und zu ſeinen Füßen lag der Wald, durch den ſie herauf gekommen waren, und andere Wälder. Und als Witiko ſich gegen Mitternacht wendete, ging der Wald, auf deſſen Schneide er ſtand, ſo dicht und breit hinab, wie der geweſen war, durch den er herauf geritten war. Und unten floß die Moldau, nicht wie geſtern in kurzen Stücken ſichtbar ſondern in langen Schlangen von dem oberen Waldlande niederwärts wandelnd. Und jenſeits des Waſſers lag das Land Böhmen in ſchönen Wäldern und dann wieder in Wäldern und dann in Gefilden, die mit Gehölz, wechſelnd mit nahrungtragenden Fluren, bedeckt waren. Den Wald ſah er, auf dem er geſtern geſtanden war, den Wald, in welchem ſich der ſchwarze See befand, und dann noch weiterhin ſtark dämmerige Wälder. Auch gegen Morgen war Forſt an Forſt dahin.

„Da ſollte eine Königsburg ſtehen,“ ſagte Witiko.

„Ja, da könnte ein hoher Herr hauſen,“ ſagte Florian.

„Der Wald iſt weit größer, weit dichter und weit undurchdringlicher,“ ſagte Witiko, „als der um Heinrichs Wohnung unter den drei Seſſeln, und es iſt hier weit und frei und herrlich.“

„Es iſt ſchon einmal etwas da geweſen,“ ſagte Florian, „nicht eine Wohnung, ſondern ein heiliges Ding, eine Betſtelle. Es ſtand da auf dem höchſten Platze das Bild des heiligen Apoſtels Thomas in einem Häuschen von Tannenholz zur Verehrung aufgerichtet. Es war dies in alten Zeiten, da noch mehr chriſtliche Herren in dem Walde herrſchten. Es iſt ein großes Geſchlecht da geweſen. Dann ſind ſie aber zu den Tryznen gegangen, die in Böhmen noch abgehalten wurden, das heilige Haus iſt weggetragen worden, oder hat es das Feuer verzehrt, oder iſt es ſonſt zu nichte geworden, und der Ort heißt nur mehr der Thomasgipfel.“

„Weſſen iſt der Grund, auf dem wir hier ſtehen?“ fragte Witiko.

„Des Herzogs Soběſlaw von Böhmen,“ antwortete Florian, „er kann ihn gebrauchen, oder verſchenken, wie er will.“

„Und in weſſen Land wohneſt du?“ fragte Witiko.

„Ich bin ein Mann des Herzogs Soběſlaw,“ antwortete Florian, „in der reichen Aue da unten gegen den Oswaldberg ſteht meine Waldhütte mit Wieſe und Vieh. Wir haben weithin keine Nachbarn, und müſſen lange gehen, um zur Mihel zu kommen. Wir ſind aber keines Herrn Gefolge als des

Herzogs, und wir gehören zur Zupe Daudleb, die wohl ſieben Stunden von hier an der Malſch in der Richtung iſt, in welcher ihr immer hinſchaut."

„Ja, ich ſchaue in dieſer Richtung," ſagte Witiko, „aber laß uns weiter gehen."

Er lenkte ſein Pferd auf das Pfadlein jenſeits des Bühels abwärts.

Sie kamen wieder in einen Wald, der ſo ſchön und dicht war, wie der, durch den ſie herauf gekommen waren.

Als eine Stunde vergangen war, und die Dämmerung ſchon anfing, gelangten ſie an das Waſſer der Moldau hinab.

„Das iſt die Moldau," ſagte Florian.

„Sei mir gegrüßt, du dunkles Waſſer, das ich ſo lange nicht geſehen habe," ſagte Witiko.

Sie überſchritten die Moldau auf einer ſchmalen Brücke, und ſtießen jenſeits auf einen niederen langen Hügel.

„Das iſt der Friedberg," ſagte Florian, „und hier werden wir die Nachtruhe halten."

Sie ſtiegen den Hügel, welcher Wieſen und kleine Felder trug, hinan, und trafen oben mehrere Häuſer. Sie waren alle von Holz mit breiten Dächern. Eines aber war von Stein, und hatte einen ſehr ſtarken runden ſteinernen Thorbogen. Zu dieſem Hauſe leitete Florian den Reiter, der Herr des Hauſes kam heraus, und geleitete ſie in das Innere.

In dem Hauſe mit dem runden Steinthorbogen hielten Witiko, der Alte und das Pferd die Nachtruhe.

Als die Sonne aufgegangen war, rüſteten ſie ſich zur Weiterreiſe. Witiko hatte Florian gebeten, ihn bis an das

Ende des Waldes zu führen, und dieſer hatte eingewilligt. Da Witiko ſagte, daß er an der Moldau reiten wolle, gingen ſie wieder über die Brücke, und ſchlugen einen Saumweg an dem Waſſer gegen Morgen ein. Sie zogen zwei Stunden lang durch dichten naſſen niederen Wald. Dann kamen ſie zu einer Stelle, an welcher ſteile Felſen neben dem Waſſer emporragten. Die Moldau floß rauſchend und toſend durch das Geſtein. Florian und der Reiter kletterten durch die Blöcke, dann kamen ſie wieder in ebneren Wald. Nach einer Stunde gelangten ſie an den Platz, an welchem die Moldau ihren Lauf nach Morgen abbricht, und ihn nach Mitternacht wendet. Und wieder nach einer Stunde trafen ſie an dem Orte ihrer Mittagsruhe ein. Es ſtanden mehrere Häuſer an der Moldau. Eines nahm ſie auf. Witiko ſah, daß hier die Moldau einen Kreis mache, und gleich hinter ihm eine lange Schleife zog. An dem Kreiſe ſtanden gegen Mitternacht Steinhöhen, und zogen ſich in die Schleiſe. Witiko ſagte, daß man auf den Steinen eine Burg bauen könnte, welche durch das Waſſer wohl geſichert wäre. Er betrachtete den Platz mit Aufmerkſamkeit.

Als ſie zwei Stunden geruht hatten, zogen ſie mitternachtwärts an der Moldau weiter. Die Waldberge wurden kleiner und getheilter, und mancher Rücken ging mitternachtwärts hinaus. Nach vier Stunden erreichten ſie die Stelle ihrer Nachtherberge.

„Das iſt die krumme Au,“ ſagte Florian, „und da wäre eine Burg noch ſchöner als auf dem Berge der Roſen, den ihr ſo lange angeſchaut habt. Die Moldau macht einen Ring, dann macht ſie außerhalb desſelben einen zweiten verkehrten, und dann noch einen größeren, der wieder verkehrt iſt, und an ihm ſtehen gerade Felſen empor."

Er leitete den Reiter in eines der Häuſer, die in der krummen Au ſtanden.

Ehe am andern Morgen die Sonne aufging, ſtieg Witiko auf den Felſen, und ſah alles an. Dann ſtieg er wieder nieder, rüſtete ſein Pferd, und ſie zogen weiter.

Die Waldberge wurden wieder niederer, die Moldau machte noch manche Schleife, und da ſie drei Stunden an ihr gewandert waren, ging ſie in die waldloſe Ebene hinaus.

Witiko wendete ſein Pferd, und blickte auf den Wald zurück. Dann dankte er dem Führer und lohnte ihn. Der Führer ging mittagwärts in den Wald zurück, und Witiko ritt mitternachtwärts weiter.

2.

Sie waren ſorglos und fröhlich

Nach drei Tagen ritt Witiko von dem alten Zupenorte Chynow mitternachtwärts. Da hörte er hinter ſich Lachen und Pferdetraben. Er blickte um, und ſah eine Anzahl ſchöner Reiter hinter ſich herkommen. Er lenkte ſein Pferd an den Rand des Weges, und ritt in ſeiner Art langſam weiter, um ſie vorüber zu laſſen. Da war der erſte, der heran kam, ein Jüngling in ſcharlachrothem Gewande auf einem weißen Zelter. Statt an Witiko vorüber zu reiten, hielt er ſein Pferd an, und ſagte: „Du einzelner Mann, du reiteſt aus, das Herzogthum Böhmen zu erobern.“

Witiko brachte ſein Pferd nun vollends zum Stehen, ſtellte es quer an den Weg, und ſah den Mann an. Dieſer blieb auch ſtehen, und hielt die Betrachtung aus. Er war ein junger ſchöner Mann mit blonden Haaren und blauen Augen. Auf ſeinem Haupte hatte er eine ſchwarze Haube, von der eine Adlerfeder gerade empor ſtand. In den Bügeln hielt er ſtarke lederne Stiefel, und um die Schultern hatte er an einer rothen Schnur ein Hüfthorn. Seine Kleider waren in

Unordnung. Sie waren beſtaubt und von einem naſſen Boden, auf dem er geritten ſein mochte, beſpritzt. Da Witiko ſchaute, kamen die andern heran. Sie waren alle jung und in ſchöne Farben gekleidet. Die meiſten waren röthlich oder rothbraun, die andern grün. Sie hatten gleichfalls Federn auf den Hauben, Reigerfedern, Hahnenfedern und dergleichen. Manche hatten ein Hüfthorn, alle hatten ein Schwert, und einige trugen ein oder gar mehrere Jagdlanzen. Ihre Kleider waren auch in Unordnung wie die des ſcharlachrothen Mannes. Sie mochten zehn oder zwölf Männer ſein.

„Was die Eroberung Böhmens angeht," ſagte Witiko, „ſo wird ſie dir weit eher gelingen als mir, da du ein ſolches Geleite haſt, und ich allein bin."

„Unſere Roſſe ſind gebrechliche leichte Dinge, die dahin rennen," ſagte der Mann, „und unſere Gewänder ſind Flitter, die ein Stab zerreißt, während dein grauer Zelter, auf dem du im Schritte reiteſt, breit und feſt iſt, und deine Gewänder undurchdringlich ſind, daß man meinen ſollte, du könnteſt Hoſta's Burg, die der Herzog jetzt ſo eilig neu baut, gemach niederreiten."

„Und wenn ich die Burg des Hoſta und den reichen Wyšehrad und das ganze Böhmen nieder reiten könnte," entgegnete Witiko, „ſo würde ich es nicht thun, ſo lange Soběſlaw beſteht, um deſſen langes Leben ihr Gott bitten ſolltet; aber deines Herzens Gelüſten wäre es, hier zu ſchalten, weil du die Worte zu mir geſagt haſt, die der Schalk dir eingab."

„Höre, Sohn des weiſen Nacerat," erwiederte der Scharlachreiter," indem er ſich zu einem der Angekommenen wendete, „dieſer da meint, daß wir alle, die hier ſind, ihn ausgenommen, den Wunſch haben, die Plage der Regierung in dieſen Ländern zu übernehmen, auf dem Wyšehrad oder auf Bürgliß zu ſitzen, oder Reichsverſammlungen in Sadſka zu halten, und die Meinungen der erfahrnen Jahrträger und Räthe zu hören, und ihnen unterthänig zu ſein, ſtatt in freier Luft zu leben, die nachdenkenden Köpfe herrſchen zu laſſen, und uns um die Freuden zu bekümmern, die uns Gott in der Welt gegeben hat: um das fröhliche Reiten, um die Jagd, um den Becher, um die Mädchen, und wäre es ſelber die ſchöne öſterreichiſche Gertrude, die Schweſter des ehrbegierigen jungen Markgrafen Leopold, dem jetzt unſer ruhmreicher Herzog, welchem wir ein ewiges Leben hienieden wünſchen, die böhmiſche Maria, ſeine Tochter, zur Gemalin geben will. Und du, Odolen, Sohn des Střiz, und Weliſlaw, ſind wir nicht beſſer und jünger, uns die ſchönſten Mädchen zu wählen, als jener Balg, der Wratiſlaw von Brünn, der ſich vor fünf oder ſechs Jahren eine Prinzeſſin aus Rußland geholt hat, die alle ſterblichen Leute an Schönheit übertrifft?"

„Und wie du auch ſcherzeſt," ſagte Witiko, „ſo möchteſt du doch da der Erſte ſein, nur daß du es nicht kannſt."

„Und du wirſt den Herzog Soběſlaw ſtrenge gegen mich vertheidigen?" ſagte der Scharlachreiter.

„Es iſt ganz umſonſt, über nichtige Dinge zu ſtreiten," entgegnete Witiko, „aber ich würde ihn mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen, weil er zu Recht eingeſetzt iſt, ein guter Mann iſt, und recht regiert."

„Alſo einen ſchlechten Herzog würdeſt du abſetzen?“ ſagte der Scharlachreiter.

„Wenn ich einen ſchlimmen Herzog abſetzen könnte, und nur ich allein,“ antwortete Witiko, „ſo würde ich es nicht thun, wenn er mit Recht beſteht, weil ein ſchlimmerer unrechter kommen könnte; aber dienen würde ich ihm nicht.“

„Wenn du ein Steinſchleifer oder ein gelehrter Mann biſt, der langſam nach Prag reitet,“ ſagte der Scharlachreiter,“ ſo könnte der Herzog deine guten Dienſte wohl brauchen; denn er iſt daran, das hölzerne Prag in ein ſteinernes zu verwandeln, die Gaſſen nach der Schnur zu richten, die Menge von Steinen, daraus er einen Fußboden im Wyšehrad machen will, wie Täfelchen eines Kirchenfenſters zu ſchleifen, und Bücher anzuſammeln.“

Nach dieſen Worten ſchob Witiko ſein Pferd ſchnell zurück, bis er außer der Verſammlung war. Dann hielt er, und rief: „Wenn ihr gekommen ſeid, einen Mann und ſein Pferd zu höhnen, die euch nie beleidigten, ſo iſt das eine ſchmachvolle That von euch, da ihr zwölf oder dreizehn gegen einen ſeid; wenn ihr aber die Ehre zu achten wißt, daß ein Einzelner von euch eure Worte gegen einen Einzelnen vertritt, ſo bin ich da, ſendet einen, daß ich ihm ſtehe. Wollt ihr mich aber beſchimpfen oder verwunden oder tödten, ſo thut es; ich will lieber als ein Unbekannter mein Blut hier vergoſſen ſehen, als Schmach annehmen, und erfahren, daß ſlawiſche Gaſtfreundſchaft einen Fremden, der im Lande reitet, nicht ehrt.“

Hierauf zog er ſein Schwert, ſenkte es, und blieb mit ſeinem Pferde ſtehen.

„Wie hat er denn das Thier ſo ſchnell zurückgebracht?“ ſagte der Scharlachreiter.

„Ich bin Odolen, der Sohn des Střiz,“ rief einer in grüner Kleidung aus dem Haufen, und wendete den Kopf ſeines Pferdes gegen Witiko, „und leide von keinem Menſchen in dieſer Welt eine Auflehnung.“

„Ich bin Weliſlaw,“ rief ein brauner Mann, indem er ſich gleichfalls gegen Witiko wendete, „und nehme keine Drohung an.“

„Und ich bin Caſta, ich bin Ben, ich bin der Sohn des Nakerat,“ riefen drei Stimmen.

„Hui,“ ſagte der Scharlachreiter, „wenn es einen Kampf geben ſollte, ſo wäre wohl ich der Mann, den er träfe, da ich die Worte gegen jenen Trotzigen gerichtet habe. Seht, wie das Vögelein die Federn ſträubt, und hat noch keinen Flaum ums Kinn, und gleicht einer Jungfrau. Stellt euch zurück, und du, Ledermann, komme her, wir thun dir nichts zu Leide. Ich bitte dir die Reden, die ich dir gegeben habe, ab. Du ſollſt keine mehr hören. Wir ſind luſtige Geſchöpfe, und ſagen einander harte Worte, die nichts bedeuten. Wenn du länger in dem Lande des alten Čech reiteſt, ſo wirſt du viele finden, die uns gleichen.“

„Sie ſollten derlei nicht ſagen,“ entgegnete Witiko.

„Sagen oder Nichtſagen,“ rief der Reiter, „ſo komme einmal, und traue mir.“

„Da du ſagſt, daß du nichts Schlimmes gegen mich im Sinne haſt,“ antwortete Witiko, „und da du auch verſprichſt, keine üblen Reden mehr gegen mich zu führen, ſo will ich dir trauen, wenn deine Gefährten auch die gleichen Gedanken haben."

„Sie haben die gleichen Gedanken," erwiederte der Scharlachreiter, „komme nur her, und reite eine Strecke mit uns, ſo weit es dir gefällt."

„Ich reite nur im Schritte," ſagte Witiko.

„Er gibt ſchon Geſetze," ſagte der Scharlachreiter, „wir wollen ſie befolgen, und reiten eine Strecke im Schritte mit dir."

„So komme einmal zu uns," rief eine Stimme aus dem Haufen.

„So komme," rief eine andere.

Zugleich wendeten die, welche ſich drohend gegen Witiko geſtellt hatten, ihre Pferde um, und alle machten eine Bewegung, gleichſam, um ihm Platz zu machen, und ihn geſellig aufzunehmen.

Witiko ſteckte ſein Schwert in die Scheide, und ritt langſam mitten unter ſie.

Es entſtand eine Gaſſe bis zu dem Scharlachreiter. Dieſer winkte Witiko, und Witiko ritt zu ihm hinzu.

„So," ſagte der Scharlachreiter, „wenn du an meiner rechten Seite reiten willſt, ſo thue es. Odolen mag dann wieder an deiner Rechten reiten, wo der Weg es zuläßt, damit du mitten biſt. Und du Weliſlaw und Caſta und Mikul und Radmil und andere, ihr müßt folgen. Und ihr, Söhne Emil's, die ihr ſo gerne ſtürmt, ihr werdet nicht zu Schaden kommen, wenn eure Pferde mäßiger ſchnaufen."

„Es wird ſchon eine Weile gehen," rief einer aus den hinteren Leuten.

Und ſo ſtellte ſich nun Witiko an die rechte Seite des Scharlachreiters und der, den dieſer Odolen geheißen hatte, wieder an die rechte Witiko's, und der Zug fing, wie der Scharlachreiter geſagt hatte, ſich zu bewegen an.

Da ſie ritten, ſagte der Scharlachreiter: „Nun, Ledermann, ſage, wer du biſt, und woher du kommſt, und wohin du in dieſem deinem Gewande reiteſt.“

„Das werde ich euch nicht offenbaren,“ entgegnete Witiko, „weil ich auch nicht weiß, wer ihr ſeid, und welche Abſichten ihr habt.“

„So iſt denn gar kein Ende mit dir,“ rief der Scharlachreiter, „nun ſo müſſen wir Buße thun, und dir ſagen, wer wir ſind. Du magſt dann dein Weſen enthüllen, oder magſt es auch nicht thun. Der an deiner rechten Seite reitet, iſt Odolen, der Sohn des Střiz. Er will die ganze Welt umwerfen, darum wäre es Schade geweſen, wenn du ihm ein Loch in ſein grünes Wams oder in ſein Herz geſtoßen hätteſt, er hat dich umbringen wollen, weil du uns herausgefordert haſt. Es wäre auch Schade um dich geweſen, da du ein junges Blut biſt.“

Witiko ſah auf den Mann zu ſeiner Rechten. Er ritt auf einem ſchwarzen Pferde. Er war ſchönen braunen Angeſichtes und ſchwarz von Haar und Augen. Er hatte ein grünes Gewand, auf der ſchwarzen Haube eine Reigerfeder, und trug Schwert und Hüfthorn.

„Nun, du Lederjunge,“ ſagte er, „ſehe ich wohl aus, wie ein Wegelaurer, der die Leute tödten will, die da ſo allein reiten?“

„Nein," ſagte Witiko; „aber du könnteſt voreilig ſein."

„Er iſt gar nie anders," ſagte der Scharlachreiter.

„Jetzt ſieh aber auf den, der hinter mir iſt," fuhr der Scharlachreiter fort, „der iſt Welislaw, er ſagt immer, daß er treu ſei; er weiß nicht, wem, und er iſt ſo jung, daß er noch gar nicht angefangen hat, treu zu ſein. So ſchau doch um auf ihn."

Witiko blickte gegen ihn zurück. Er ritt auf einem Goldfuchs, war braun von Haar und Augen, hatte ein braunes Gewand, auf der ſchwarzen Haube eine Geierfeder, und trug Schwert und Hüfthorn.

„Nun ich bin doch unverdächtig'" ſagte er zu Witiko.

„Ja," antwortete Witiko.

„Jetzt blicke gerade hinter dich, Lederreiter," rief der Scharlachmann, „da iſt der Sohn des Nacerat, er iſt immer der Sohn des Nacerat, und wird immer der Sohn des Nacerat ſein."

„So ſieh doch um," rief der Mann hinter Witiko.

Witiko wendete ſich ein wenig auf ſeinem Pferde, und ſah nach dem Manne, der gerufen hatte. Er ritt auf einem braunen Pferde, und war ein ſehr ſchöner Jüngling mit blonden Haaren und blauen Augen und roſenrothem Angeſichte. Er trug ein ſcharlachbraunes Gewand und auf der ſchwarzen Haube eine weiße Feder. Er hatte Schwert und Hüfthorn.

„Ich bin niemanden gefährlich," ſagte er zu Witiko.

„Außer allen ſchönen Dirnen," rief der Scharlachreiter.

„Ich könnte auch mit einem Ritter edle Freundſchaft halten, wie zum Beiſpiele mit dem Lederreiter," ſagte der Mann.

„Es mag ſein, oder auch nicht ſein, ich kann es jetzt noch nicht errathen,“ ſagte Witiko.

„Nun kömmt die zweite Reihe hinter uns,“ ſagte der Scharlachreiter, „da iſt Ben, es heißt auch ein Feldherr ſo, aber der iſt nicht der Feldherr.“

„Nicht wahr, Ben, du biſt nicht der Feldherr Böhmens,“ rief er auf den Mann zurück.

„Ich werde es bald ſein,“ rief der andere hervor.

Witiko blickte um. Der Mann ritt auf einem Rappen, hatte lichte Haare, grüne Kleider, eine ſchwarze Feder auf der ſchwarzen Haube, und trug Hüfthorn und Schwert.

„Der rechts von Ben heißt Caſta,“ ſagte der Scharlachreiter. „Sieh ihn nur an, er will immer für ſeine Freunde in den Tod gehen.

„Caſta, du ſtirbſt für uns alle,“ rief der Scharlachreiter.

„Und ihr alle für mich,“ rief Caſta.

„Der Mann ritt auf einem Rappen, hatte lichte Haare, braune Kleider, eine graue Feder auf der ſchwarzen Haube und Hüfthorn und Schwert.

„Die hinter den beiden ſind die Söhne Smil's, des großen Feldherrn des Herzogs Soběſlaw,“ fuhr der Scharlachreiter fort, „ſie wollen immer das Nämliche thun, haben gleiche Pferde und Kleider, und müſſen uns offenbaren, ob ihre Liebchen auch die gleichen Augen haben. Sieh ſie nur an, mein Ledermann.“

Witiko blickte um, und konnte nur erkennen, daß die beiden grün gekleidet waren, rothe Federn auf den ſchwarzen Hauben hatten, und jeder auf einem Falben ritten.

„Die weiter zurück ſind Mikul und Radmil, und die andern,“ ſagte der Scharlachreiter, „es iſt nichts mehr Rechtes an ihnen zu ſehen, wenn wir uns aus dieſem Zuge wieder in einen Haufen verſammeln, kannſt du ſie vielleicht näher betrachten, und ſehen, ob ſie dir gefallen.“

Witiko konnte erkennen, daß die Mäner alle in gleicher Art gekleidet waren: nicht gar weites Oberkleid mit einem Gürtel gehalten, dann das ſtraffere Beinkleid und Lederſtiefel mit einem kurzen rückwärts dickem Stachel. Alle hatten ſehr enge Hauben, hinter denen die Haare auf den Nacken gingen, und dann quer abgeſchnitten waren.

„Nun habe ich dir eine Menge erzählt, du lederner Mann,“ ſagte der Scharlachreiter, „wir ſind gar nicht zurückhaltend; du aber kömmſt aus Ophir oder dem Lande der Königin von Saba, und reiteſt mit deinem Gewande ſo dahin.“

„Ich wähle mir meine Rüſtung, wie ich ſie für gut halte,“ ſagte Witiko.

„Und du wirſt Großes vollbringen,“ antwortete der Scharlachreiter.

„Du vielleicht auch,“ ſagte Witiko.

„Das ſiehſt du gewiß,“ ſagte der Scharlachreiter, „daß wir dich nicht beſchimpfen, oder mit dir kämpfen oder dich tödten wollen, wenn wir auch Spott und Scherz ſagen. Wir ſind auf viel größere Dinge aus, nicht nur auf die Eroberung Böhmens ſondern auch des kleinen Ländleins Öſterreich und Baierns und Sachſens und Deutſchlands und der ganzen Welt — nämlich der Welt des Vergnügens. Wir ſind die

Könige und Vögte dieſes Herrn, der alle Länder beherrſcht. Und der Erdkreis iſt ihm zu klein, und bis in die Sterne und in den Himmel wird er ſeine Macht tragen. Da ſitzt einer in dem Rieſengebirge, und hat das Seinige dort, einer in den Bergen bei Sachſen, und hat das Seinige dort, einer am Walde von Baiern, und hat das Seinige dort, einer in der geſegneten Flur an der Elbe, und hat das Seinige dort: und alle ſind ſie wie wir."

„Die Kleider, wie ihr ſie tragt, habe ich auch in andern Ländern geſehen," ſagte Witiko.

„Nicht blos die Kleider: die Sitten die Bräuche und alles andere geht durch die ganze Welt, und wir leben mit der ganzen Welt, wir können nicht hinter unſerem Eichenklotze ſitzen bleiben, und uns von ihm beſchatten laſſen. Ja, da erzählen die Alten, unſer Volk ſei einmal abgeſchieden, es ſei für ſich allein geweſen, und habe nicht nach auswärts geſtrebt, da hat es Geſang und Tanz geliebt, die Gaſtfreundſchaft geehrt, und den Boden betreut. Die Einſicht hat als das Größte gegolten, und der Rechtſpruch, den einer geben konnte, war die höchſte Zier. Und die oberſte Macht unſeres Landes iſt nicht aus der Kriegsanführung hervorgegangen, ſondern aus der Richterübung. Krok erlangte die Macht im Volke, weil ſein Verſtand den der andern übertraf, und weil er allen rathen und helfen konnte. Die Angriffe von auſſen wurden einfältig abgewehrt. Samo hat in längſtvergangenen Zeiten die Heere des Frankenkönigs Dagobert in der dreitägigen Schlacht bei Togaſtburg vernichtet, das Heer Ludwigs des Deutſchen, welcher Böhmen bezwingen wollte, iſt in einer unerhörten

Niederlage geſchlagen worden. Und man kennt nicht den Ort der Schlacht und nicht den Namen des Mannes, der unſer Volk geführt hat. Da, ſagen ſie, ſeien gute Zeiten geweſen; aber wer weiß, wie damals alles geſchehen iſt. Alte Menſchen loben das Vergangene und frühere Zeiten. Die Jahre, die näher an uns liegen, ſind auch hier zu Lande wild genug geweſen. Und warum hat der Mann ſeines Namens nicht beſſer gewahrt, und warum ſoll ich nicht einen böſen Nachbar, der quält und droht, in ſeinem Lande ſuchen und niederwerfen dürfen, warum nicht den Namen der Meinigen in die Herzen der fremden Völker tragen, daß er geehrter und gefürchteter iſt?“

„Wir werden den Namen unſeres Volkes ruhmreich in die fernſten Länder tragen,“ ſagte Witiko.

„Nun, bei allen Heerſchaaren des Herrn, wenn du das Banner dahin trägſt, dann reiten wir alle, die hier ſind, mit dir,“ rief der Scharlachreiter.

„Ich werde nicht das Banner tragen,“ ſagte Witiko, „aber ein ruhmreicher Herzog von Böhmen wird es tragen laſſen.“

„Vielleicht dein Soběſlaw?“ ſagte der Scharlachreiter.

„Vielleicht Soběſlaw, vielleicht der, der nach ihm kommt,“ entgegnete Witiko.

„Warum hat er dann den König Lothar, als er ihn bei Chlumec geſchlagen und eingeſchloſſen hatte, entkommen laſſen, und ſich begnügt, Herzog von Böhmen zu ſein?“ ſprach der Scharlachreiter.

„Das wird er wiſſen,“ entgegnete Witiko, „und er wird wiſſen, warum er zu den Deutſchen ſteht, das hindert nicht, daß er unſer Volk einmal ruhmvoll nach Außen führt.“

„Alſo reiteſt du nicht aus dem Lande der Königin von Saba oder aus Ophir daher, ſondern gehörſt zu unſerm Volke, wie du ſprichſt,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Du ſiehſt, daß ich nach Mitternacht reite, alſo komme ich vom Mittage her,“ entgegnete Witiko.

„Wir reiten ja alle mit dir nach Mitternacht, alſo kommen wir vom Mittage her,“ erwiederte der Scharlachreiter.

„So iſt es auch,“ ſagte Witiko, „und es iſt nur, wer weiter her kömmt.“

„So pilgerſt du vielleicht von dem Walde heraus, in welchem Tannen und Moosbeeren wachſen,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Tannen und Moosbeeren und anderes,“ ſagte Witiko, „und wo manche Stelle zu einer edlen Waldburg für einen genügſamen Mann iſt.“

„Dort begnügen ſie ſich mit Fröſchen,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Sie begnügen ſich mit Fröſchen,“ antwortete Witiko, „und das iſt ein Vorzug.“

Der Scharlachreiter wendete ſich bei dieſen Worten halb auf ſeinem Pferde um, und rief auf ſeine Begleiter zurück: „Wie wäre es, Freunde, wenn wir einmal in den Mittagwald unſeres Landes jagen gingen, aus dem die ſchöne Moldau kömmt, der Jedermann hier meint, es wäre nicht ſo ſchlecht dort.“

„Wenn die Wölfe und Bären und Hirſche im Winter dort nicht erfrieren, ſo müſſen ihrer genug ſein,“ rief der ſchöne Jüngling, welchen der Scharlachreiter den Sohn des Nakerat geheißen hatte.

„Und wir dringen mit der Lanze in der Hand und mit feſten Stiefeln an den Füßen durch Geſtein und Moor und Wurzelgeflecht,“ rief der, welchen der Scharlachreiter Weliſlaw genannt hatte.

„Wer weiß, ob dort ſchon einmal eine Jagd, wie ſie die Vorſchrift fordert, abgehalten worden iſt,“ rief Odolen an der Seite Witiko's, „und wenn wir die erſten ſind, die eine Kunſtjagd dort einführen, ſo haben wir Ruhm, und mehr Ruhm, je mehr wir überwinden müſſen. Der Sieg gilt erſt recht, wenn man Berge umwirft, um zu dem Feinde zu gelangen.“

„Du tränkeſt einen Fluß aus, um zu ihm zu kommen,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Das wäre viel zu langſam,“ rief Odolen entgegen, „ich werfe mich mit unſern Leuten hinein, und ſchwimme hinüber.“

„Wir gehen hin,“ rief der, welcher von dem Scharlachreiter Ben geheißen worden war, „weil wir noch nicht dort geweſen ſind.“

„Und Wurzeln, Kräuter werden wir wohl finden, daß wir eine Würze haben, wenn wir uns einen Dachs zum Eſſen braten müſſen,“ rief der, welcher Caſta genannt worden iſt.

„Und die Bärenfelle bringen wir den Frauen und Jungfrauen zu weicher Hülle,“ rief einer der Söhne Smil's.

„Ja, deiner Mutter zum Füßewärmen,“ ſagte Weliſlaw.

„Wir gehen einmal hin,“ rief der Scharlachreiter, „den

Tag können wir noch verabreden, wer weiß, was wir da finden und erfahren, und der alte Cosmas lebt ja auch nicht mehr, unſere Sitten lateiniſch zu tadeln, da er die der alten Zeiten preiſt."

„Wir gehen hin," rief eine Stimme.

„Wir gehen dahin," rief eine andere.

„Ja, ja," rief wieder eine.

„Und unſre Sitten ſind wahre reine weiße Lämmlein gegen die Wölfe, die geweſen ſind," ſagte der Scharlachreiter, indem er ſich auf ſeinem Pferde wieder nach vorwärts wendete, „wenn Cosmas nicht ſchon achtzig Jahre alt geweſen wäre, als er auf dem vielen Pergamente die Thaten unſeres Volkes aufgeſchrieben hatte, ſo hätte er geſehen, was die Alten an ſich gehabt haben: ſie ſind arg geweſen, und wir ſind die Guten. Haſt du von den zwei großen Geſchlechtern unſers Landes gehört, du lederner Reiter, die ſo groß geweſen ſind, daß keines größer war, und kaum ein größeres kommen wird?"

„Ich habe von manchem Geſchlechte dieſes Landes gehört," antwortete Witiko, „ich weiß nicht, welches du meinſt."

„So horche," ſagte der Scharlachreiter, „es war ein Mann im Lande, der auf der Burg Libic hauſte, und Söhne und Töchter hatte, und Länder beſaß, die quer durch das Herzogthum gingen. Er hieß Slawnik. Vor ihm waren ſchon viele Slawnik. Als ſeit dem Heile der Welt noch nicht das tauſendſte Jahr angebrochen war, wurde ein Sohn von ihm, der Woytech hieß, Biſchof von Prag. Er war in der Reihe der Biſchöfe der zweite, und nannte ſich Adalbert. Cosmas lobt ihn, und hat von ihm auf das Pergament geſchrieben, daß er reich an Geburt war, ſchön an Geſtalt, leutſelig an Benehmen, geiſtlich im Wandel, und daß er von allen geliebt wurde. Und da lebte auch vor alten Zeiten ein Mann Namens Wrš, von dem die Wrše ſtammten. Da geſchah es einmal, daß das Weib eines Wršen im Ehebruche gefunden wurde. Es war eine Sitte, daß das Weib, das ſich deſſen ſchuldig gemacht, von der Hand des Gatten ſterben ſollte. Sie floh aber zu Adalbert, und gelobte Buße, und daß ſie Buße thun könnte, ſandte ſie Adalbert zu den Frauen des heiligen Georg. Die Wrše rannten zu Adalbert, und ſuchten das Weib. Da ſie es nicht fanden, ſchmähten ſie Adalbert als Verbrecher und Beſchützer des Ehebruches. Er aber ſagte: „Nicht den Ehebruch ſchütze ich, ſondern einen ſchrecklichen Brauch hindere ich, der gegen das Chriſtenthum iſt, das nicht den Tod des Sünders will, ſondern, daß er ſich beſſere,“ da ſprang das Haupt der Wrše zu Adalbert, und rief: „Dich will ich nicht tödten, daß du nicht ein Märtirer wirſt, aber deinen Brüdern und deinem Hauſe will ich es gedenken bis in das letzte Glied.“ Dann liefen ſie fort, und als man ihnen den Aufenthalt der Schuldigen verrathen hatte, drängten ſie das Kloſter, bis ihnen die Frau herausgegeben wurde. Und als ihr Ehegatte ſich entſetzte, ſie zu tödten, ließen ihr die Wrše durch einen gemeinen Diener den Kopf abſchlagen. Adalbert zürnte, weinte, verfluchte die Wrše, verließ ſogleich Prag, und eilte nach Rom. Die Wrše begannen die Fehde gegen die Brüder Adalberts, deren noch fünf im Lande waren, das ungetheilte Erbe Slawnik's beſaßen, und in der Burg Libic hauſten. Der Kampf dauerte lange, er ruhte, er fing wieder an, ruhte wieder, und begann wieder, und da die Slawnike alles bis auf Libic verloren hatten, wurde auch Libic belagert. Anaſtaſius der Abt von Břewnow, der ein Freund des Geſchlechtes der Slawnike war, befand ſich in der Burg, und rieth, als die tapfere Gegenwehr vergeblich war, ſie ſollen ſich in die Kirche flüchten. Alle Nachkommen Slawniks gingen in die Kirche und zu dem Altare, und da die Wrše in die Burg kamen, und die Flüchtigen aus der Kirche durch Verſprechungen gelockt hatten, ermordeten ſie alle ohne Unterſchied, Männer, Weiber, Kinder und Jungfrauen. Was ſie von Dienern und Mannen der Ermordeten in der Burg fanden, führten ſie in die Leibeigenſchaft ab. Der Abt Anaſtaſius floh nach Ungarn, und iſt nie wieder zurückgekehrt. Die Wrše nahmen die Güter der Slawnike, und das Haupt derſelben wohnte nun öfter in Libic. Drei der Slawnike waren dem Untergange ihres Geſchlechtes entronnen: Adalbert, welcher in Rom war, Radim, ſein jüngſter Bruder, welcher ihn begleitet hatte, und Soběbor, der älteſte, welcher, da einmal die Fehde ruhte, in einem böhmiſchen Heere mit dem Kaiſer Otto gegen die mitternächtlichen Slawen gezogen war, den polniſchen König Boleslaw kennen gelernt, in Polen geblieben war, und dort Beſitz und Anſehen erworben hatte. Aber das Geſchlecht erhob ſich nie wieder, und blieb erloſchen."

Und warum haben denn die Herzoge Solches nicht gewehrt?" fragte Witiko.

„Ja, da war ein Prinz," antwortete der Scharlachreiter, „der Boleſlaw Rothhaar hieß, und der mit ſeinem ganzen Anhange die Wrše begünſtigte, und ſogar mit ihnen gegen die

Slawnike kämpfte. Und als er den Herzogſtuhl beſtiegen hatte, gab er einem Wršen ſeine Tochter zum Weibe, und die Wrše waren die Nächſten an ihm. Aber Boleslaw verlor alle Nebenländer des Reiches, und war wüthig gegen Hohe und Niedere. Da brach die Empörung aus, und die Wrše waren die Erſten gegen ihn. Er mußte entfliehen. Dann kam er wieder zur Macht, und lud in der Faſtnacht, in der alle ſich erluſtigten, die vornehmſten Männer des Landes und auch Wrše zu ſich, und da er ſie durch Freundlichkeit getäuſcht hatte, überfiel er ſie mit ſeinen Häſchern, ſtieß ſeinem Schwiegerſohne zuerſt ſelber den Dolch in den Leib, und tödtete alle, die er fürchtete. Er wurde aber noch in dem nämlichen Monate von dem polniſchen Herzoge Boleslaw geblendet, und ſtarb nach Jahren unbeklagt in einer entfernten polniſchen Burg. Als der Herzog Wratiſlaw als König in dieſem Lande herrſchte, etwa ſiebenzig Jahre ſpäter, waren die Wrše wieder in Anſehen: Buc, Čač, Dobromil, Tiſla und andere. Da jedoch der Herzog Wratiſlaw geſtorben war, und ſein Sohn Břetiſlaw auf dem Herzogſtuhle ſaß, wurden die zwei mächtigſten Wrše aus dem Lande verbannt: Mutina, der bisher der Freund des Herzogs und Župan von Leitmeriz geweſen war, und Božey, das Haupt der Wrše, Herr auf Libic und Župan von Saaz. Der Herzog hatte nämlich erfahren, daß ſie bei der Belagerung der polniſchen Veſte Brdo im Einverſtändniſſe mit dem Feinde geweſen waren. Als vier Jahre ſeit dieſer Verbannung verfloſſen waren, da man das Jahr 1100 ſchrieb, und der Herzog Břetiſlaw in der Abenddämmerung des heiligen Thomastages von der Jagd in den Wäldern von Bürgliz gegen ſeinen Hof Zbečna zurückkehrte, und man ihm in dem Dunkel der Wälder mit Fackeln entgegen ging, ſprang ein Mann Namens Lorek aus dem Dickichte hervor, und ſtieß ihm mit Gewalt einen Jagdſpieß in den Leib. Der Leche Cosmas hat aufgeſchrieben: „Wie ein Stern vom Himmel fiel der hohe Fürſt in dem Walde zu Boden.“ Seine Mannen kamen zu ſpät, und hoben den Sterbenden empor. Man rannte dahin, den Mörder zu ſuchen, und fand ihn mit ſeinem Pferde in einen Graben geſtürzt von dem eignen Schwerte durchbohrt. Ob mit Abſicht, weil er der Verfolgung nicht entrinnen konnte, oder aus Unglück, konnte man nicht mehr erkennen. Es war der Glaube verbreitet, daß der Mörder von den verbannten Wršen Božey und Mutina angeſtiftet geweſen ſei. Und als nach Břetiſlaw ſein Bruder Bořiwoy den Fürſtenſtuhl inne hatte, wurden die Wrše zurückgerufen, und ſie dienten treu. Da aber der Vetter Bořiwoy's, Swatopluk von Olmüz, nach dem Herzogſtuhle ſtrebte, da er einen falſchen Boten an Bořiwoy abgeſchickt hatte, der ihm ſeine Feinde nennen mußte, und ihm die Wrše nannte, und da Bořiwoy mißtrauiſch wurde, und den Wršen Božey zweimal zu fangen ſtrebte, fielen die Wrše von ihm ab, gingen zu Swatopluk, halfen ihm ſiegen, und den Fürſtenſtuhl beſteigen. Bořiwoy mußte nach Polen fliehen. Ein Jahr darauf ging Swatopluk mit einem Heere zu ſeinem Gevatter Heinrich dem Fünften dem Könige von Deutſchland gegen Kolomann den König von Ungarn. Er ließ als Schutz des böhmiſchen Landes den Herren Wacek und den Wršen Mutina mit Heeresmacht zurück. Vor Preßburg kamen Swatopluk und Heinrich zuſammen.

Swatopluk hatte alles niedergeworfen und zerſtört, was ihn an der Annäherung an Preßburg hindern konnte, und er ſtrebte nun mit Heinrich die Stadt und die Veſte zu gewinnen. Da kam ein Bote, welcher meldete, daß der polniſche König Boleslaw, der ein Freund der Ungarn war, mit Bořiwoy in Böhmen eingefallen ſei, daß er Wacek und Mutina beſiegt habe, und die Zupen verwüſte, und ein geheimer Bote von Wacek kam, der ſagte, daß Mutina mit dem Feinde verſtanden ſei, daß er ſich Bořiwoy günſtig erweiſe, daß er nur zum Scheine gekämpft habe, und daß er heimlich zu ſeinem Vetter Nemoy gegangen ſei, der ein Anhänger Bořiwoy's iſt. Swatopluk mußte von Preßburg zurück, und der König Heinrich mußte auch fort. Swatopluk ging mit den Seinigen gegen Böhmen, und der polniſche König ging nach Polen zurück. Wacek und Mutina kamen dem Herzoge entgegen. Er empfing ſie freundlich, und war freundlich gegen die Wrše, welche mit ihm in Ungarn geweſen waren. Er zog gegen die Burg Mutina's, die Wratiſlaw hieß. Er übernachtete in der Burg. Als der Tag angebrochen war, verſammelte er alle Männer, die bei ihm waren, in dem großen Saale der Burg, Herren Ritter und andere. Es war Mutina zugegen mit ſeinen zwei jungen Söhnen, es waren die Wrše Domaſlaw und Uniſlaw da. Der Herzog trat ſchnell in den Saal, ſprang auf die Ofenbank, und rief von dort herab, was die Wrše von jeher an Tücke Verrath und Böſem geſtiftet haben, und ſchrie gegen die Männer: „So gebe ich ſie der Vernichtung preis, und wer ſie vertilgt, der nehme ihr Hab und Gut, was er zu erraffen und zu ergreifen vermag. Die im Saale ſeien die erſten.“ Darauf ſprang er von der Bank, und verließ das Gemach. Mutina ſaß auf ſeinem Stuhle, und redete nicht. Sogleich erhielt er zwei Hiebe, und regte ſich nicht. Auf den dritten wollte er empor, und da fiel ſein Haupt von dem Rumpfe. Uniſlaw und Domaſlaw wurden erſchlagen. Die Knaben Mutina's wurden fort geführt. Ein Freund der Wrše, Neuša, ſprang aus dem Fenſter in den Wald, ſein helles Gewand verrieth ihn, er ward ergriffen, und geblendet. Die Männer Kraſa und Wakula ſprangen auf ihre Pferde, und jagten gegen die Burg Libic, auf der Božey ſaß. Er ließ ſie als Reiter aus dem ungariſchen Kriege zu ſich, da er mit ſeinem Weibe und ſeinem jungen Sohne Bořita beim Mittagmahle ſaß. Kraſa rannte herbei, und läſterte, und als es ihm Bořita verwies, tödtete er ihn, und ſtieß das blutige Schwert dem Vater in das Herz. Die Wrše der Burg wurden ermordet, die Todten der Kleider beraubt, und verſcharrt, und alles geplündert. Und es begann nun ein Krieg der Wrše, die noch lebten, gegen ihre Angreifer, und der Krieg wurde immer größer, da ihnen ihre Anhänger halfen, und ihre Feinde ſich mehrten. Aber ſie unterlagen, und kamen um. Die einen führte man auf die Märkte der Städte, und richtete ſie dort hin, die andern tödtete man auf dem Berge Petřin, oder brachte ſie auf den Gaſſen oder in den Häuſern um. Der alte Leche Cosmas hat aufgeſchrieben, daß die Söhne Mutina's gute Knaben waren, und ſo ſchön, als wären ſie auf Elfenbein gemalt worden; aber ſie wurden umgebracht. Die Leute ſchlugen ein Kreuz, und entflohen.“ Alle Wrše waren ausgerottet bis auf einen, der entflohen war, Johann, der Sohn

Tiſta's. Von der Burg Mutina's ging Swatopluk wieder gegen Kolomann, der ihm gefolgt war, und da er heftig in einem Walde ritt, ſtieß er ſich einen Aſt in das Auge, daß es ausgeſtochen war. Man trug ihn nach Prag, daß er dort geheilt werde. Kolomann ging nach Ungarn zurück. Da Swatopluk geneſen war, ritt er im Winter mit ſeinen Schaaren drei Tage und drei Nächte, bis er vor Neitra kam, in das er einreiten wollte; aber die Wächter hatten ihn geſehen, und verſchloſſen die Thore. So verwüſtete er alles ringsum, und zog nach Mähren zurück. Als der Sommer gekommen war, wollte er Rache an den Polen nehmen, und lag mit dem Könige Heinrich gegen ſie im Felde. Aber der Streit dehnte ſich bis zu dem Herbſte ohne Gewinn, und man mußte auf den Rückzug denken. Am einundzwanzigſten Tage des Herbſtmonates, als Swatopluk den ganzen Tag bei dem Könige geweſen war, um den Rückzug zu berathen, und als er in der Abenddämmerung gegen ſeine Gezelte zurück ritt, kam aus dem Walde ein fremder Ritter zu ſeinem Gefolge, man ſagte damals, daß es der Wrše Johann, der Sohn Tiſta's, geweſen ſei, und warf ſeinen Speer mit Gewalt zwiſchen die Schultern des Herzogs, daß er todt von dem Roſſe fiel. Der Mörder entfloh durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes. Im nächſten Jahre nach dieſer That wurde Johann, der Sohn Tiſta's, als er im Aufruhr gegen den Herzog Wladiſlaw ergriffen worden war, von Wacek geblendet. Drei Jahre darauf wurde Wacek auf Geheiß des jetzigen Herzogs Soběſlaw, der damals noch ein junger Prinz war, auf dem Felde vor dem Wyšehrad erſchlagen, weil dem Prinzen ſeine Freunde berichtet hatten, daß ihn Wacek bei ſeinem Bruder, dem Herzoge Wladiſlaw, angeklagt habe, und ihn auf den Wyšehrad zur Gefangennehmung und Blendung locken wolle."

„Das ſind furchtbare Gerichte," ſagte Witiko, „und ich habe auch von ihnen gewußt."

„Ich ſage das nur," rief der Scharlachreiter, „um zu zeigen, was geweſen iſt."

„Und die Herzoge ſaßen indeſſen auf ihrem herrſchenden Stuhle," ſagte Witiko.

„Ja, die Herzoge, die Herzoge," entgegnete der Scharlachreiter.

Er wendete ſich um, und rief: „Der Mann da, der neben mir reitet, frägt um die Herzoge des Landes, meine Freunde."

„Ich meine nur die Herzoge, die zu jener Zeit geweſen ſind," ſagte Witiko.

„Ja, die Herzoge, die Herzoge, nicht wahr, meine Freunde, das iſt ſo ein Ding, die Herzoge," rief der Scharlachreiter.

Einige von den Reitern lachten bei dieſen Worten.

Der Scharlachmann wendete ſich wieder nach vorn, und ſagte: „Es waren einmal gar keine Herzoge in dieſem Lande, das ſo geſegnet vor uns liegt, mein Sohn. Wer weiß, was da geweſen iſt, als dein Wald noch da herab reichte, wo wir reiten."

„Bären genug, und wenig Jäger," ſagte Odolen.

„Marbod wird doch die Bären und die Urſtiere mit ſeinen Leuten erlegt haben," ſagte der Scharlachreiter.

„Das waren erſt Zeiten," rief der, den ſie den Sohn des Nacerat hießen.

„Nun, das wiſſen unſere Alten kaum, die von den vergangenen Zeiten erzählen," ſagte der Scharlachreiter, „ſie loben nur immer, wie es war, da der Vater Čech über ſieben Ströme gegangen iſt, und unſere Ahnherrn in dem Lande geſeſſen ſind. Da ſchaltete dieſer in dem einen Theile des Landes, und in dem anderen jener, und wieder in einem anderen gar keiner, und alle waren ſehr glücklich, wie es immer glücklich iſt, wenn man von den Anfängen eines Volkes zu erzählen anhebt."

„Das wäre jetzt kein Glück," ſagte Weliſlaw, „aber kann eines geweſen ſein, da die Menſchen noch bei ſich zu Hauſe ſehr häuslich waren."

„Und die Häuslichkeit ging zu Ende," ſagte der Scharlachreiter. „Als der alte Krok die Augen zuthat, und ſein Anſehen auf ſeine Tochter Libuša überging, da wollte jeder ihr Gatte ſein, und ſie drängten ſie, und ſie nahm den edlen Mann des Landes Přemyſl, und ſie lebte mit Přemyſl, und ſie hielten ſich das Land unterworfen, da ſie lebten, und es kamen zahlreiche Nachkommen von ihnen, welche ſich immer das Land unterworfen hielten, und Herzoge waren: Nezamiſl, Mnata, Woyen, Uniſlaw, Křeſomyſl, Neklan, und andere, wer weiß ſie noch, und Hoſtiwit, und Bořiwoy ſein Sohn, der erſte chriſtliche Herzog, und ſein Enkel, der heilige Wenzel, und deſſen Bruder der grauſame Beleſlaw, und andere. Sie theilten immer das Land bei ihrem Tode unter ihre Söhne, daß Streit und gräuliche Dinge wurden; aber kein anderer kam in den Ländern Böhmen und Mähren gegen die Nachkommen Přemyſls auf. Da erſchien vor hundert Jahren ein vorzüglicher Mann unter den Nachkommen Přemyſls mit Namen Břetiſlaw, der Sohn des Herzogs Ulrich, der Enkel des Herzogs Beleſlaw des Frommen, und der Urenkel des erſten Beleſlaw des Bruders des heiligen Wenzel. Dieſer Mann vereinbarte mit allen ſeinen Vornehmen den Lechen und Županen, daß Böhmen fortan ungetheilt bleiben ſoll, daß der älteſte des Stammes Přemyſl Herzog von Böhmen und Mähren ſein ſoll, und daß alle andern dieſes Stammes Länder in Mähren erhalten ſollen, davon ſie leben, daß ſie Herzoge heißen und dem älteſten Herzoge unterthan ſeien. So ſollte der Streit enden, der Herzog ſollte immer ein älterer und erfahrener Mann ſein, und jeder Zweig Přemyſls ſollte für die Länder ſorgen, weil er einmal Herzog ſein kann. Aber ſchon die Enkel Břetiſlaws zerbrachen das Geſetz. Er hatte zahlreiche Enkel. Durch ſeinen älteren Sohn Wratiſlaw hatte er vier Enkel: Břetiſlaw, Bořiwoy, Wladiſlaw und Soběſlaw, der jetzt Herzog iſt. Durch ſeinen jüngeren Sohn Konrad, der Fürſt von Brünn war, und Otto, der Fürſt von Olmüz war, hatte er die Enkel Ulrich, Liutold, Swatopluk, Otto, und Břetiſlaw. Da er geſtorben war, folgte ihm auf dem Herzogſtuhle ſein Sohn Wratiſlaw, der der älteſte Zweig des Stammes Přemyſls war, und der der erſte unter den böhmiſchen Fürſten den höchſten Glanz erreichte, deſſen ſie theilhaftig werden können, nämlich die Königskrone. Als er geſtorben war, folgte ihm ſein Bruder Konrad auf dem Herzogſtuhle, der jetzt der älteſte unter den Zweigen des Stammes Přemyſls war. Als auch dieſer bald geſtorben war, folgte des Königs Wratiſlaw älteſter Sohn Břetiſlaw, der jetzt der älteſte Zweig des Stammes Přemyſls war. Dieſer Břetiſlaw iſt derſelbe Mann geweſen, der in dem Walde bei Bürgliz ermordet worden iſt. Da er beſtattet war, folgte ihm ſein Bruder Bořiwoy auf dem Herzogſtuhle, der nicht mehr der älteſte Zweig des Stammes Přemyſls geweſen iſt; denn Břetiſlaw hatte mit den Mächtigen der Länder feſtgeſetzt, daß ihm ſein Bruder folgen ſolle. Der älteſte Zweig war Ulrich, der ſein Recht auch durchſetzen wollte, aber bald abſtand. Nicht ſo that Swatopluk, welcher Herzog ſein wollte. Er brauchte vergeblich Gewalt. Da ſendete er dann, wie ich dir ſchon ſagte, einen falſchen Mann zu Bořiwoy, der berichten mußte, er ſei von Swatopluk mißhandelt worden, und gehe zu Bořiwoy. Der Mann erzählte Bořiwoy Wahres und Falſches, und nannte ihm als Feinde, die ſeine Freunde waren. Bořiwoy wurde mißtrauiſch, und glich einem Manne, der auf eine Leiter ſteigt, und die Sproſſen hinter ſich abhaut. Und als ſelbſt ſein edler Bruder Wladiſlaw vor ihm fliehen mußte, ward er leicht geſtürzt, und Swatopluk wurde Herzog. Wie ein Feuer, das auf dem Herzogſtuhle brennt, war er zwei Jahre auf demſelben. Durch Mord, den er gegen ſich erregt, mußte er von hinnen."

„Ich weiß von dieſen traurigen Begebenheiten," ſagte Witiko, „die Macht der Herzoge war durch ſie bedrängt, daß die Übel immer wuchſen."

„Siehſt du alſo, mein Freund, die Herzoge, die Herzoge," ſagte der Scharlachreiter. „Aber es iſt ein Mann gekommen, der eine Grenze geſteckt hat, und das Unheil gedämmt hat. Einen edleren herrlicheren großmüthigeren höheren Mann hat es nie gegeben. Während ſeiner ganzen Herrſcherzeit hat er keinen Tropfen Blut vergoſſen, ſeine Feinde hat er abgewehrt, hat ſie beſtraft, aber ihnen wieder verziehen, und das Volk hat er fröhlich und wohlgemuth gemacht. Es iſt Wladiſlaw geweſen, der Bruder Břetiſlaws, der im Bürglizerwalde ermordet worden iſt, und der Bruder Bořiwoy's, der von Swatopluk vertrieben worden war. Weil durch den Bruch der Alterserblichkeit Unſicherheit in die Nachfolge gekommen war, hatten die Mächtigen der Länder Böhmen und Mähren ſogleich nach der Ermordung Swatopluks ſelber einen Herzog gewählt, und Wladiſlaw erkoren, und am eilften Tage nach dem Tode Swatopluks wurde er ſchon auf den Fürſtenſtuhl in Prag geſetzt. Da er zwei Monde herrſchte, wollte er die Weihnacht in Gradec feiern, und lud hiezu ſeinen Vetter den ſchwarzen Otto den Bruder Swatopluks ein. Es kam aber auch eine Ladung von dem deutſchen Könige Heinrich dem Fünften an den Herzog, mit ihm das Neujahrsfeſt in Regensburg zu feiern. Der Herzog ſendete alſo den böhmiſchen Herrn Wacek an Otto, ihn in Gradec zu begrüßen, und zu bewirthen, und er ſelber begab ſich auf den Zug nach Regensburg. Da er in Pilſen war, kam ein Bote, der ſagte, daß ſein Bruder Bořiwoy am Tage vor der heiligen Nacht mit einem Heere Prag und den Wyšehrad eingenommen, und ſich zum Herzoge ausgerufen habe. Wladiſlaw ſandte zu Wacek und Otto, und hieß ſie nach Prag aufbrechen, zugleich that er Botſchaft an König Heinrich um Dazwiſchenkunft, und er ſelber ging mit ſeinem Geleite gegen Prag zurück. Er ſchloß mit Wacek und Otto den Wyšehrad ein, in welchem Bořiwoy war, und es entſtand ein Kampf der Väter gegen die Söhne, der Söhne gegen die Väter, der Brüder gegen die Brüder, der Vetter gegen die Vettern, der Landeskinder gegen die Landeskinder, und acht Tage dauerte das Unglück, bis der König Heinrich in Böhmen eingebrochen war, durch Abgeordnete einen Waffenſtillſtand zu Stande gebracht, und beide Brüder nach Rokycan, wo er ſtand, geladen hatte. Sie kamen beide, und wurden auf dem Felde von Rokycan empfangen, Wladiſlaw freundlich, Bořiwoy feindlich. Er wurde in Ketten geſchlagen, und auf die Veſte Hammerſtein am Rheine geführt. Wladiſlaw kehrte nach Prag zurück, und hielt über die Abtrünnigen Gericht. Die ſchwerſten Verräther wurden nur geblendet, andere verloren die Güter, und der Kmete der Altſtadt Prag Priwitan mußte dreimal öffentlich auf dem Markte einen Hund tragen, dann wurde ihm von dem Schergen der Bart abgehauen, und dann mußte er in die Verbannung gehen. Nach einer Zeit ſuchte auch der ſchwarze Otto ſeine Rechte über die des Herzogs auszudehnen. Der Herzog ſetzte ihn gefangen, und die Freunde des Herzogs riethen, daß er ihn blende. Der Herzog aber ſagte: „Das ſei ferne von mir, daß ich den Haß unauslöſchlich mache.“ Und er ließ ihn zuerſt auf dem Wyšehrad und dann in Bürgliz drei Jahre in Haft. Otto trug die Buße, und wurde dann von dem Herzoge wieder in ſeine Güter eingeſetzt. Dann war noch Soběſlaw, der jüngſte Bruder des Herzoges Wladiſlaw, der ihn am tiefſten kränkte, und am längſten kränkte. Zerwürfniſſe waren, Verſöhnungen, und wieder Zerwürfniſſe, und wieder Verſöhnungen. Da Soběſlaw ein Knabe war, hatte ihn ſein Bruder Bořiwoy, als er vor Swatopluk floh, mit auf die Flucht genommen. Als der polniſche König Boleslaw in Böhmen einfiel, um Bořiwoy aus der Haft in Hammerſtein zu ledigen, und wieder auf den Herzogſtuhl zu ſetzen, war Soběſlaw in dem polniſchen Heere. In fürchterlichem Streiten im Rieſengebirge floß die Menge des böhmiſchen Blutes, und Soběſlaw ging mit dem polniſchen Heere wieder nach Polen zurück. Als nach der Zeit der König von Polen ſich wieder vermählte, und zu ſeiner Gattin die Schweſter der Gattin des böhmiſchen Herzoges erkor, und da die Schweſtern zwiſchen ihren Gatten Frieden zu ſtiften ſtrebten, und da auch die Mutter der ſtreitenden Söhne Wladiſlaw, Bořiwoy und Soběſlaw, die polniſche Swatawa, die Wittwe des Böhmenkönigs Wratiſlaw, herbei kam, um die Kämpfenden zu verſöhnen; ſo ſchloſſen die Fürſten von Böhmen und Polen Frieden, Wladiſlaw verzieh ſeinem jungen Bruder Soběſlaw, und gab ihm die Lande von Saaz zum Unterhalte. Aber hier ſuchte er wie Otto ſeine Macht über die des Herzogs zu ſetzen, und der Herzog verwarnte ihn. Als aber die Freunde Soběſlaws geſagt hatten, der Herzog wolle ihn nach dem Wyšehrad locken, und ihn dort fangen und blenden, und als ihn Wacek nach dem Wyšehrad geleitete, ließ er ihn auf dem Felde vor dem Wyšehrad erſchlagen, und entfloh. Wladiſlaw zürnte ſehr, verzieh aber dem Bruder dennoch wieder, rief ihn, ehe zwanzig Monde vergangen waren, zurück, und gab ihm die Lande von Gradec und darauf Brünn und Znaim zum Genuſſe. Jetzt hielt Soběſlaw Treue wie Otto. Da auf dem Lukerfelde gegen den ungariſchen König Stephan die Schlacht war, ging er mit Otto in den Rücken des Feindes, und bewirkte einen großen Sieg, aus dem die böhmiſchen Heere mit Ruhm und großer Beute nach Prag zurückkehrten. Nach dieſer Zeit ward Bořiwoy ſeiner Haft auf dem Hammerſteine ledig, Wladiſlaw ſtieg freiwillig von dem Fürſtenſtuhle, und übergab ihm die Herrſchaft der böhmiſchen und mähriſchen Länder. Aber Bořiwoy konnte die Herrſchaft nicht führen, und Wladiſlaw mußte ſie wieder übernehmen. Als Soběſlaw acht Jahre treu geweſen war, gerieth er wieder gegen ſeinen Bruder in Aufſtand. Wladiſlaw zog zürnend mit Waffenmacht nach Mähren, vertrieb ihn mit ſeiner Gattin, der ungariſchen Adelheid, und ließ ihn nie mehr zurück. Soběſlaw war ein anſehnlicher Ritter und ſchön von Geſtalt, und das böhmiſche Volk trauerte, daß er fern ſein mußte. So war das unglückliche Jahr gekommen, da man nach dem Heile ſchrieb 1125. In dem Beginne desſelben erkrankte Wladiſlaw. Er hatte das Feſt der heiligen drei Könige in ſeinem Hofe in Zbečna zugebracht, es erſchien das Siechthum, und er ließ ſich in den Wyšehrad tragen. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Da traten verſchiedene Menſchen zu ihm, und baten um Ausſöhnung mit Soběſlaw. Soběſlaw war ſelber im ſtrengen Winter nach Böhmen gekommen, und ging in dem Walde auf dem weißen Berge herum. Dies war im Anfange des Hornung. Die Mutter der zwei Söhne, Swatawa, ſetzte ſich an das Bett des Kranken, und bat mit ihrem ehrwürdigen Munde und mit ihrer alten ehrwürdigen Geſtalt um Verſöhnung. Der edle Biſchof Otto von Bamberg kam von einer Bekehrungsreiſe nach Prag. Ihm beichtete der Herzog, und empfing von ihm die Segnungen der Kirche. Der Biſchof verlangte auch die Verſöhnung. Da erging am fünfundzwanzigſten Tage des Monates März die Weiſung, daß Soběſlaw komme. Er kam. Weinend ſchlangen die Brüder die Arme in einander, und Soběſlaw kniete an dem Bette des Kranken nieder. Alle in dem Lande Böhmen kamen über dieſe Nachricht in Jubel, und beteten in den Kirchen, daß der Fürſt geneſe. Aber er ſtarb an dem zwölften Tage des Monates April, ſein Leichnam wurde in die Abtei zu Kladrau, die er mit Reichthümern begabt hatte, geführt, und ſein Bruder Soběſlaw beſtieg den Stuhl von Böhmen, den er jetzt im dreizehnten Jahre inne hat.“

„Und er iſt jetzt anders, als er früher geweſen war,“ ſagte Witiko.

„Du weißt ja viel von unſern Dingen, du Ledermann,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Das wiſſen ſie auch in andern Ländern,“ entgegnete Witiko.

„Er hat die Herrſchaft nicht in Ruhe angetreten,“ ſagte der Scharlachreiter. „Der ſchwarze Otto ging zu dem deutſchen Könige Lothar, und ſagte er ſei verkürzt worden, ihm gebühre der böhmiſche Herzogſtuhl, und er bitte den König um Hilfe. Der König ſandte an den Herzog die Botſchaft : wenn er auch von dem ganzen böhmiſchen und mähriſchen Volke gewünſcht und gewählt worden wäre, ſo ſei die Wahl nichtig; denn dieſelbe könne nur von dem deutſchen Könige angeordnet, und ausgeführt werden. Er gebe Soběſlaw Friſt, vor ſeinem Richterſtuhle zu erſcheinen, und des Spruches zu harren. Thue er es nicht, ſo habe er den Krieg zu erfahren. Soběſlaw ſagte : „Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit und zum Beiſtande unſerer Heiligen Wenzel und Adalbert, daß wir nicht in die Hand der Fremden werden gegeben werden.“ Dann ging er nach Mähren, und nahm Otto's Gebiete in Beſitz. Hierauf durchzog er das Land Böhmen, ermahnte das Volk, und ließ in den Kirchen Gebete halten. Er nahm die Fahne des heiligen Adalbert aus der Kirche der Burg der Slawnike Wrbčan, befeſtigte ſie an dem Speere des heiligen Wenzel, und hieß ſie im Kriege voran tragen. Der König Lothar fing im nächſten Jahre, da der Herzog Soběſlaw den Fürſtenſtuhl beſtiegen hatte, mitten im Winter den Krieg an. Es waren faſt alle Herren von Sachſen, daher er ſtammte, mit ihm, auch Albrecht der Bär war mit ihm und Heinrich von Groitſch. Soběſlaw erwartete ihn mit den Seinigen in dem Thale von Chlumec. Als der König an den Marken Böhmens angekommen war, ſandte ihm Soběſlaw noch einmal Botſchaft durch Načerat Emil Diwiš und Miroſlaw, die ein Gefolge mit ſich hatten, und ließ ihm ſagen: „Die Böhmen haben bisher ihre Herzoge auf ihre eigene Weiſe beſtellt, und der römiſche Kaiſer hat ſie als Vogt der Chriſtenheit beſtätigt, ſo wollen wir es halten, und ehe wir ein neues Joch auf uns nehmen, wollen wir lieber untergehen. Richte Gott zwiſchen uns.“ Der König achtete nicht darauf, und ſtieg in der Schlucht von Chlumec nieder. Otto kam mit den Seinigen zuerſt. Er wurde mit allen erſchlagen. Dann kam eine zweite Schaar. Sie wurde auch geſchlagen. Dann kamen weitere Schaaren, ſie wurden angegriffen, zerſtreut, erſchlagen, gefangen. Der König floh auf einen Berg, die Böhmen umringten den Berg, daß nicht er und nicht einer von denen, die um ihn waren, entrinnen konnte. Da ſandte er nach Soběſlaw. Soběſlaw ſtieg auf den Berg, und ſagte zu dem Könige: „Wir haben dieſen Krieg nicht aus Muthwillen begonnen, um das Blut der Deinen zu vergießen, oder dir eine Schmach anzuthun, ſondern um die Gewalt, die man uns zufügen wollte, abzuwehren. Gott hat gerichtet. Wir nehmen von dir die Beſtätigung der Herzogswahl an, nicht weil du deutſcher König biſt, ſondern weil du römiſcher Kaiſer ſein wirſt, und treten in die alten Rechte zurück.“ Der König küßte den Herzog, und beſtätigte mit der Fahne ſeine Wahl. Darauf ließ der Herzog den König und die Seinen ungehindert von dannen ziehen. Die Gefangenen gab er ohne Löſegeld frei. Darunter war der Biſchof von Merſeburg, der Biſchof von Halberſtadt, Albrecht der Bär, und es waren drei Äbte. Die fünfhundert edlen deutſchen Ritter, die todt waren, und das Volk, das mit ihnen gefallen war, und die von den Leuten aus unſeren Ländern, die auch mit ihnen gefallen waren, ließ Soběſlaw begraben.“

„Das war recht gut gehandelt,“ ſagte Witiko, „meine Mutter und ein edler Prieſter haben mir von dieſen Dingen erzählt, da ich ein Knabe war, und ſie haben mir öfter wieder davon erzählt, da ich ein heranwachſender Jüngling war.“

„Als Soběſlaw einmal im fünften Jahre ſeiner Herrſchaft mit einem großen Geleite nach Mähren zog,“ fuhr der Scharlachreiter fort, „nannte ihm ein Kämmerling zwei Männer aus ſeinem Gefolge, die vorhatten, ihn zu ermorden, und einer Gelegenheit dazu erharrten. Der Herzog ſagte dieſes den Zupanen Zdeſlaw und Diwiš, die ſeine treuen Räthe waren, und hieß ſie, die zwei Männer insgeheim in Haft nehmen. Da dieſes geſchehen war, erkannte man in ihnen Dienſtleute der Brüder Miroſlaw und Střezimir. Ihre Waffen waren vergiftet. Sie geſtanden, daß ihre Herren ſie zum Morde gedungen haben. Miroſlaw, welcher bei dem Herzoge war, wurde gefangen, Střezimir ſuchte zu fliehen, wurde aber ereilt, und beide wurden gebunden auf den Wyšehrad geführt. Der Herzog kehrte auf ſeinem Zuge um, und ging nach Prag. Dort zog er barhäuptig barfüßig und in Bußkleidern ein, und ging ſogleich gegen die Kirche des heiligen Veit. Die Glocken läuteten, Kinder mit Zweigen ſtanden in den Straßen, die Prieſter ſangen den Lobgeſang des heiligen Ambroſius, und das Volk drängte ſich. In der Kirche that er ein Gebet für ſeine Rettung. Sieben Tage darnach wurde ein öffentlicher Gerichtstag und ein Landtag abgehalten. Zweitauſend Menſchen kamen zu dem Tage. Der Herzog hielt eine Anrede, und ſagte, daß er es mit den Ländern Böhmen und Mähren immer wohl gemeint habe, daß er ein ſündiger Menſch ſei, daß aber ſeine Sünden anders geſtraft werden müßten als mit Mord, wie bei ſeinem Bruder Břetiſlaw, und von einem andern als einem ſündigen Menſchen. Das Gericht ſoll nach genauer Gerechtigkeit ſeines Amtes walten. Das Gericht ward gehalten, und des folgenden Tages wurden Miroſlaw, Střezimir, die zwei Dienſtleute, und der Arzt, der das Gift gegeben hatte, hingerichtet. Miroſlaw hatte den Biſchof Meinhard als oberſten Anſtifter angeklagt, welcher auf einer Pilgerfahrt nach Jeruſalem war. Da der Biſchof zurückgekommen war, wurde er nach des Herzogs und der Lechen Willen dem Erzbiſchofe von

Mainz Adalbert und dem Biſchofe von Bamberg Otto zum Gerichte übergeben. Am Tage des heiligen Wenzel wurde das Urtheil verkündet. Der Biſchof von Bamberg war ſelber nach Prag gekommen. Meinhard wurde vor allem Volke als unſchuldig erklärt. Der Biſchof Otto, der Biſchof von Olmütz Zdik und ſieben böhmiſche Äbte legten ihre Stolen nieder, und bezeugten die Unſchuld Meinhards. So ward deſſen Ehre gerettet. Seit dem Tage ſtand niemand mehr gegen Soběſlaw auf. Mit dem Könige Lothar lebte er in Freundſchaft, und gab ihm zwei Mal böhmiſche Männer zu ſeiner Romfahrt. Mit dem polniſchen Könige Boleſlaw hatte er wegen des ungariſchen Bela Krieg. Er ſiegte, verſöhnte ſich mit dem Könige, und ſie wurden Freunde. Seitdem iſt Frieden.“

Der Scharlachreiter ſchwieg nun ein Weilchen, Witiko auch.

„Nun du Ledermann,“ ſagte der Scharlachreiter hierauf, „du haſt von den Herzogen geſagt, du haſt um die Herzoge gefragt, jetzt habe ich dir Herzoge genug genannt, und habe dir von Herzogen viel erzählt. Und weil ich dir von Herzogen viel erzählt habe, und weil ich dir von Geſchlechtern viel erzählt habe, und von ihren wilden Sitten, und von uns und unſern guten Sitten, ſo könnteſt du jetzt auch von dir und deinem Weſen etwas offenbaren, das uns freut.“

„Ich habe dir ja ſchon geſagt, daß ich vom Mittage komme, und nach Mitternacht reite,“ entgegnete Witiko.

„Das haſt du geſagt, weiſer Mann,“ antwortete der Scharlachreiter, „und das iſt ſehr merkwürdig; aber da du nicht immer das Ledergewand anhaben wirſt, und es vielleicht einmal mit einem andern vertauſchen wirſt, ſo kann ich dich ja nicht beſchreiben, wenn ich zu jemanden von dir ſpreche, und ich kann nicht wiſſen, daß du gemeint biſt, wenn jemand von dir zu mir redet. Du wirſt doch ein Ding haben, das ein Name iſt, und das Ding wird unſchuldig ſein, daß man es nennen kann."

„Ich heiße Witiko," antwortete Witiko, „ſtamme aus dem Mittage des Landes, und habe keine Angehörigen mehr als eine Mutter, die edlen Blutes iſt."

„Nun, Witiko," ſagte der Scharlachreiter, „wenn du aus dem Mittage unſeres Landes ſtammſt, ſo biſt du vielleicht auch ſchon in Baiern geweſen, und haſt den ſtolzen Heinrich geſehen, der jetzt das Gerede aller iſt."

„Ich habe ihn nicht geſehen," ſagte Witiko. „Im Ranshofe, der nahe an dem Fluſſe Inn ſteht, und wo ſchon vor dem großen Kaiſer Karl und ſeinen Söhnen die Herrſcher des Frankenlandes öfter gewohnt haben, war einmal in den Klöſtern, die an dem Hofe ſind, eine große Kirchenfeierlichkeit. Da hieß es, daß der Herzog Heinrich mit ſeiner Gattin Gertrud und ſeinem kleinen Söhnlein, das auch Heinrich heißt, kommen werde. Ich ging hin. Der Herzog kam nicht. Otto der Pfalzgraf war da, Konrad der Erzbiſchof von Salzburg, Regimbert, der Biſchof von Paſſau, die Herren von Rore, von Moſebach, von Poren, Meiſaha, Hagenau, und viele andere."

„Nun der gute Herzog mag jetzt auch viele Bitterkeit haben, wie mancher hochfahrende Herr," rief der Scharlachreiter, „er hat ja nicht anders gemeint, als er wolle dem deutſchen Reiche die Gnade thun, wenn es ihn zum Könige gewählt haben wird, die Wahl anzunehmen. Und da ſitzt nun das Schwäblein Konrad auf dem deutſchen Stuhle, und ſagt, der große Herzog möge ſich beugen. Und der große Herzog will ſich nicht beugen, und da werden ſie ſich bei den Bärten nehmen. Sachſen iſt ihm ſchon abgeſprochen, und Baiern wird das Schwäblein ſeinem Halbbruder dem jungen Markgrafen Leopold von Öſterreich geben, der nun ein guter Bundesgenoſſe würde, wenn jemand um ihn wirbt."

„In Baiern ſagen ſie, daß der Herzog ſich nicht fügen wird, und noch weniger Welf," entgegnete Witiko.

„So wird es Funken geben," ſagte der Scharlachreiter, und Feuer werden aufſprühen. Unſer Herzog baut indeſſen Burgen an den Marken ſeiner Länder, und ſorgt, daß alle Ämter die Leute zu ihrer Arbeit haben, und harret ſeiner Zeit."

„Er wird vielleicht das Rechte thun," ſagte Witiko.

„Ja, vielleicht erräthſt du es, du Ledermann," ſagte der Scharlachreiter. „Vor drei Monaten iſt er zu dem neuen Könige Konrad nach Bamberg geritten, und hat ſeinen jungen Sohn Wladiſlaw, den er im vorigen Jahre zum Herzoge von Olmüz gemacht hatte, mit der böhmiſchen Fahne belehnen laſſen, und vor zwei Monaten hat er die Herren von Böhmen auf einen Landtag nach Sadſka berufen, und dort haben alle die hohen und die niederen den jungen Wladiſlaw anerkannt, und ihm Folge gelobt. Du ſiehſt alſo, du weiſſagender Mann, daß bei uns alle Sachen geordnet und befeſtigt ſind, und daß es uns, die wir da reiten, nichts hälfe, wenn wir auch, wie du ſagteſt, das Gelüſte hätten, in dieſen Ländern zu ſchalten.

Wir können nur Hirſche erlegen, und können nur die ſchönen Augen der Jungfrauen loben, wenn wirklich ſchöne Augen irgend wo vorhanden ſind, höchſtens, daß man uns verwendet, das ausführen zu helfen, was die hohen und niederen Herren erſonnen haben.“

„Und wenn auch alles feſt geordnet iſt, und wenn auch ein Herzog auf dem Stuhle ſitzt, und recht und rechtlich waltet,“ ſagte Witiko, „ſo hindert das gar nicht, daß ein anderer ſich denke, er möchte Herzog ſein, und was er thäte, wenn der Stuhl in ſeiner Macht wäre.“

„Dann haben wir eine Million Herzoge,“ rief der Scharlachreiter, „die ſich alle denken, wie ſie es zur Luſt und Freude machen würden, wenn ſie den Fürſtenſtuhl inne hätten. Ich habe dir aber geſagt, daß wir alle und jeder, die da reiten, etwas Höheres vor uns haben, das uns beſchäftigt, das Reich der Freude, welches die ganze Welt umſpannt, und gegen welches ſo ein Herzogſtuhl nur ein kleines Geſiedel iſt, auf welches niemand denkt. Oder möchteſt du ein anderer Krok werden, wenn nämlich die, welche von ihm durch ſeine Tochter Libuša und ihren Mann Přemyſl abſtammen, es gelten ließen, und möchteſt du in Weisheit herrſchen, und ein unabſehliches Geſchlecht hinter dir bis zum Ende der Welt gründen?“

„Ich habe daran nie gedacht,“ entgegnete Witiko, „wenn aber im Kriege oder durch Verhängniß alle, die von Přemyſl ſtammen, zu Ende wären, und die Länder Böhmen und Mähren mich zu Rechte zu ihrem Herzoge machen wollten, würde ich, wenn ich dächte, daß ich es könnte, Herzog ſein, und recht und gerecht herrſchen wollen.“

„Nun, die Nachkommen des alten Přemyſl könnten in Gefahr kommen,“ ſagte der Scharlachreiter, „unſer Herzog Soběſlaw iſt mit dem verblichenen Kaiſer Lothar immer in Freundſchaft geweſen, hat ihm Leute zu ſeinen Kaiſerfahrten gegeben, hat ihn beſucht, und iſt einmal mit fünftauſend Männern in großem Putze und mit vielen Geſchenken zu dem Tage des Kaiſers nach Merſeburg geritten. Er wird auch mit dem Könige Konrad in Freundſchaft ſein, der ſein Söhnlein belehnt hat, und wenn zwiſchen dem Könige Konrad und dem ſtolzen Herzoge Heinrich in Sachſen oder irgendwo ein Krieg zu Stande kömmt, ſo wird der Herzog Soběſlaw mit den Seinigen zu dem Könige als Hilfebringer reiten, und ſo ein Krieg kann ſehr lange dauern.“

„Biſt du auch in Sadſka geweſen?“ fragte Witiko.

„Ich bin nicht dort geweſen, und alle, die da reiten, ſind nicht dort geweſen,“ ſagte der Scharlachreiter, „dahin ſind nur die Erfahrenen gegangen, und die es ſonſt gewollt haben.“

„Ich will dir nun auch etwas von unſern Abſichten offenbaren,“ fuhr der Scharlachreiter nach einem Weilchen fort, „ich und alle, welche mit mir ſind, reiten nach Morgen zu, ſiehſt du, auf dem Blachfelde gerade vor uns, wo der kleine Baum iſt, dort geht der Weg ſeitwärts nach dem Lande zu, das Mähren heißt, und weil du uns auch ſo freimüthig geoffenbaret haſt, daß du gegen Mitternacht reiteſt, ſo werden wir dort wahrſcheinlich Abſchied nehmen.“

„So wird es auch ſein,“ ſagte Witiko.

„Und wenn du uns wieder triffſt,“ ſagte der Scharlachreiter, „ſo reite uns zu, und halte Geſelligkeit mit uns.“

„Eines muß er ſich aber abgewöhnen,“ rief Weliſlaw nach vorwärts, „daß er im Schritte reitet.“

„Ich reite nur im Schritte, wenn ich reiſe,“ ſprach Witiko zurück, „ich kann es zu andern Zeiten auch anders thun.“

„Wir thun es nicht einmal auf Reiſen,“ antwortete Weliſlaw.

„Dann habt ihr Pferde zum Wechſeln,“ ſagte Witiko.

„Der Ledermann hat Recht,“ ſagte der Scharlachreiter, „er ſchont ſeine Pferde, wir verderben ſie, er iſt klug, und wir ſind leichtfertig.“

Indeſſen waren die Reiter bei dem kleinen Baume angekommen, an dem der Weg ſich theilte.

„Siehſt du, wir reiten auf dieſem Wege rechts,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Und ich reite auf dem andern gerade fort,“ entgegnete Witiko.

„So lebe wohl, du lederner Mann,“ ſagte der Scharlachreiter.

„Lebe wohl,“ ſagte Witiko.

„Reite glücklich deiner Wege, und ſuche nicht gleich Kampf mit Männern, die du auf der Straße findeſt,“ rief Odolen.

„Wenn ſie ihn nicht hervorrufen, ſuche ich ihn nicht,“ ſagte Witiko.

„Reite fröhlich,“ rief Weliſlaw.

„Du auch,“ ſagte Witiko.

„Lebe wohl,“ rief Ben.

„Komme bald zu uns zurück,“ rief der Sohn des Nakerat.

„Lebet wohl,“ ſagte Witiko.

Die von hinten kamen nun auch hervor, und riefen: „Lebe wohl.“ „Reite glücklich.“

„Lebet wohl,“ antwortete Witiko.

Dann hielt er ein Weilchen ſtille, und ſagte zu dem Scharlachreiter: „Ich habe dir geſagt, wie ich heiße, und woher ich komme, du haſt mir manches erzählt, und haſt mir die genannt, welche dich begleiten, ſage mir, wer biſt denn du, daß du dich um dieſes Land ſo kümmerſt, und was darin geſchieht.“

„So höre, du Lebermann,“ ſagte der Scharlachreiter, „ich bin der Sohn des edlen großmüthigen hohen Herzoges Wladiſlaw, der in ſeiner Herrſchaft keinen Tropfen Blut vergoſſen hat, ich bin der Enkel des ruhmreichen Königs Wratiſlaw, ich bin der Neffe jenes Herzogs Břetiſlaw, der im Walde von Bürgliz wie ein Stern zur Erde geſunken iſt, ich bin der Neffe des unglücklichen Bořiwoy, der vor Swatopluk weichen mußte, und bin der Neffe des jetzigen Herzoges Soběſlaw. Mein Name iſt Wladiſlaw.“

„Wenn du das alles biſt,“ ſagte Witiko.

„Nun, Witiko?“ antwortete der Scharlachreiter.

„So ſollteſt du ernſter ſein,“ ſagte Witiko.

„Mein Sohn,“ ſagte der Scharlachreiter, „hier führt mein Weg nach Morgen, dem Lande Mähren zu, der deine führt nach Mitternacht. Lebe wohl, und finde dein Glück.“

Nach dieſen Worten ſetzte er und ſetzten die Seinen ihre Pferde in Bewegung, und ritten im ſchnellen Trabe auf dem Wege gegen Morgen hin, daß der Staub über ſie aufwirbelte.

Witiko ritt langſamen Schrittes gegen Mitternacht fort.

3.

Es war ein großer Saal.

Als man das Jahr des Heiles 1140 zählte, lag der böhmiſche Herzog Soběſlaw krank. Er war im Herbſte des vorhergegangenen Jahres an die Morgengrenze ſeines Reiches gegangen. Um ein Jahr früher war in derſelben Jahreszeit ſein Freund der polniſche König Boleſlaw Schiefmund geſtorben. Er befeſtigte nun das Reich gegen Polen, baute noch an Hoſta's Burg, und wohnte nahe dabei in ſeinem Hofe zu Chwoyno. Da erkrankte er gegen das Feſt der Weihnacht, und ließ ſich auf Hoſta's Burg tragen. Es war die Weihnacht gekommen, es war das Feſt des neuen Jahres und der heiligen drei Könige vorüber gegangen, und man näherte ſich dem Monate Hornung. Der Herzog lag in einem Gemache, deſſen Wände weiß getüncht waren, und das drei Fenſter enthielt. Zwei davon waren mit Linnen verhangen, durch das dritte ſah der Herzog in der Richtung hin, in welcher die Länder ſeines verſtorbenen Freundes Boleſlaw lagen. Man hatte ihm des Froſtes wegen eine Bärendecke über den Leib gedeckt, und gegen ſie reichte der ergrauende Bart, und die Hände lagen auf ihr. Eine Frau in dunkelm Gewande ſaß von dem Kranken abſeits auf einem hölzernen Geſiedel. Da ſprach der Herzog: „Adelheid, ſorge zu erfahren, ob der Jüngling, welcher am Sonntage im Vorgemache war, noch irgendwo in der Burg oder in ihrer Nähe zu finden iſt, und laſſe ihn zu mir beſcheiden.“

Die Frau erhob ſich von ihrem Sitze, und ging hinaus.

Nach einer Weile kam ſie wieder herein, und ſagte: „Er iſt noch hier, man wird ihn ſuchen, und dir ſenden.“

Nach dieſen Worten ließ ſie ſich wieder auf ihren Sitz nieder.

Als eine kurze Zeit vergangen war, öffnete ein Kämmerling die Thür, und führte Witiko herein. Derſelbe war in ſeinem Lederkleide.

Der Herzog winkte dem Kämmerlinge, ſich zu entfernen, und ſagte dann: „Adelheid, du haſt den erkannt, den ich meinte. Tritt näher, Witiko.“

Witiko trat einige Schritte von der Thür gegen den Herzog.

„Du mußt bis zu dem Bette herzu kommen,“ ſagte Soběſlaw.

Witiko ging hinzu, blieb ſtehen, und ſchaute auf den Herzog. Von ſeinem entblößten Haupte gingen die blonden Locken auf die Schultern herab. Seine Lederhaube hielt er in der Hand.

„Witiko,“ ſagte der Herzog, „du biſt in dem Zuge, den wir mit dem Könige Konrad nach Sachſen thaten, klug geweſen, du gehörſt keinem Vornehmen meines Reiches an, du blickeſt ehrlich, und wirſt mich nicht verrathen. Nimm das beſte Pferd, welches in der Burg iſt, verwahre dich wohl gegen die Kälte, und reite nach Prag. Dort halten ſie auf dem Wyšehrad Verſammlungen, und berathen, was nach meinem Tode ſein wird. Ergründe, was ſie ſagen, und vorhaben, und bringe mir die genaue Nachricht zurück. Ich werde dir ein goldenes Kreuzlein mitgeben, das zeige dem Biſchofe Silveſter, der wird dir in deinem Werke an die Hand gehen. Du haſt dich zu denen geſellt, die hier um mich ſind, du wirſt meinen Auftrag vollführen."

„Hoher Herr," entgegnete Witiko, „wenn ich dir die wahre Nachricht zurückbringe, wirſt du dann gegen die deines Landes, die dir zuwider handeln, feindlich verfahren?"

„Nein, mein junger Reitersmann," erwiederte der Herzog, „ich werde nur wiſſen, was es iſt, und werde dann ſterben."

„So werde ich gehen, und werde dir die rechte Botſchaft bringen," antwortete Witiko.

„Gott geleite dich," ſagte der Herzog.

Nach dieſen Worten langte er in den hölzernen Schrein, der hinter dem Bette ſtand, und zog ein Beutelchen von rothem Sammet hervor. Dann öffnete er das Beutelchen, und that ein ſehr kleines goldenes Kreuzlein heraus.

„Hier iſt das Kreuzlein," ſagte er.

Dann ſteckte er es wieder in das Beutelchen, und reichte dasſelbe an Witiko. Witiko nahm es, und barg es in ſeinem Wamſe. Dann neigte er ſich gegen den Herzog und die Frau, und ſchritt gegen die Thür. Die Frau erhob ſich, trat zu ihm, und ſagte: „Geht mit Gottes Segen, junger Reiter, und übet Treue, ſo lange ihr lebt.“

Witiko antwortete nichts.

Die Frau ging vor ihm zur Thür, und vor ihm durch dieſelbe hinaus. In dem Gemache, in welches ſie kamen, ſpielten drei Knaben auf mehreren Hirſchfellen, die man auf den Fußboden gebreitet hatte. Auf einer Bank ſaß ein Prieſter.

„Soběſlaw,“ ſagte die Frau zu einem der Knaben, „ſieh in der Stube, ob Boreš dort iſt, und rufe ihn her. Dein Vater will dieſen Mann da verſenden.“

„Ja, Mutter,“ rief der Knabe, ſprang empor, und lief zur Thür hinaus.

Ein anderer Knabe fragte: „Mutter, ſchläft der Vater?“

„Nein, Wenzel,“ antwortete die Frau, „aber er muß Ruhe haben.“

„Wir ſind immer ſtille,“ ſagte der Knabe.

„Ihr müßt noch eine Zeit ſtille ſein,“ entgegnete die Frau.

Der fortgeſendete Knabe kam zurück, und brachte einen bewaffneten Mann.

„Boreš,“ ſagte die Frau, „der Herzog ſendet dieſen Reiter fort. Er ſoll ſich ein Pferd wählen, und das Nothwendige erhalten.

„Es wird in kurzer Zeit bereitet ſein,“ ſagte Boreš.

„Wo iſt Wladiſlaw?“ fragte die Frau.

„Er iſt in das Holz geritten, und wird ſogleich wieder kommen,“ antwortete Wenzel.

„Meldet es mir, wenn er kommt,“ entgegnete die Frau, „ſeid gegrüßt, ehrwürdiger Vater, und ihr, Witiko, reitet wohl.“

Dann ging ſie wieder in das Krankengemach. Der Prieſter, der aufgeſtanden war, ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz, und Witiko und Boreš gingen in die äußere Stube. Dort waren mehrere Menſchen: Mannen, Prieſter und andere. Die zwei Männer ſchritten durch ſie hindurch in den Vorſaal und die Treppe hinab in die unteren Räume und in den Stall.

Nachdem eine Stunde vergangen war, wurde für Witiko das Thor geöffnet, und er ritt auf einem ſchwarzen Pferde des Herzogs in die Schneepfade der Gegend, die gegen Sonnenuntergang liefen, hinaus. Er hatte ſeine Füße für die Bügel mit ſtarken Tüchern umwunden, über ſeiner Lederkleidung hatte er Pelzwerk, ſeine Haube war mit einem Stücke Bärenfell bedeckt, und ſeine Hände waren in Pelz gekleidet. In der Rechten trug er einen kurzen Wurfſpieß, und an ſeiner Seite hing das Schwert. So ritt er fort, und am Morgen des vierten Tages kam er in Prag an.

Er ſuchte eine Herberge, brachte das Pferd unter, beſorgte die Reinigung ſeiner Kleider, und aß etwas zum Frühmahle. Dann ging er zum Hauſe des Biſchofs. Er pochte mit dem Klöppel an dem Thore. Der Thorwart öffnete ihm, führte ihn zur Treppe, und über dieſe hinauf in einen Vorſaal, wo er ihn einem geiſtlich gekleideten Manne übergab. Dieſer fragte nach ſeinem Begehren. Witiko ſagte ihm, daß ihn der Herzog ſende, und wie er heiße. Darauf wurde er von ihm in ein erwärmtes Gemach geführt, in welchem unter einer Himmeldecke ein großes Kreuz des Heilandes ſtand. Die Thür neben dem Kreuze, ſagte der Mann, führe zu dem Biſchofe; allein Witiko müſſe warten, weil ein hoher Herr bei dem Biſchofe ſei, und mit ihm ſpreche.

Witiko ſtellte ſich an ein Fenſter, und wartete. Der Mann ließ ſich auf eine Bank nieder.

Nach einer Zeit öffnete ſich die Thür neben dem Kreuze, und zwei Männer traten heraus. Beide hatten ein veilchenblaues Überkleid. Der eine hatte eine hohe Stirne, dunkle Augen, und ein brauner Bart ging auf das Überkleid nieder. Der andere hatte blaue Augen und einen weißen Bart. Jeder trug ein goldenes Kreuz.

Im Herausgehen ſagte der mit dem braunen Barte zu dem andern: „Lernet ihn nur kennen.“

„Ich kenne ihn, ich kenne ihn,“ antwortete der mit dem weißen Barte.

Dann gingen ſie ſchweigend über den Fußboden des Gemaches bis zur Ausgangsthür. Dort verabſchiedeten ſie ſich, der mit dem braunen Barte ging hinaus, der mit dem weißen wieder in das Gemach zurück, aus dem ſie gekommen waren. Jetzt ging auch Witiko's Begleiter in das Gemach. Nach einer Weile kam er wieder heraus, und führte Witiko hinein.

Der Mann mit dem weißen Barte und den blauen Augen ſtand in dem Gemache, da Witiko eintrat. Der Begleiter entfernte ſich.

„Ich bin der Biſchof Silveſter,“ ſagte der Mann.

„Mich ſendet der Herzog Soběſlaw,“ entgegnete Witiko.

„So ſei geſegnet, und ſetze dich auf jenen Stuhl,“ ſagte der Mann.

Witiko ſetzte ſich, der Mann ſetzte ſich auf einen andern Stuhl, und ſagte: „Nun ſprich, wie erkenne ich deine Sendung?“

„Weil ich es ſage,“ entgegnete Witiko, „und weil ihr mir durch dieſes Zeichen helfen werdet.“

Er zog das rothe Beutelchen aus ſeinem Wamſe, that das Kreuzlein heraus, und reichte es dem Biſchofe. Der Biſchof nahm es, küßte es, und gab es Witiko wieder zurück.

„Wann hat er dir das Kreuzlein gegeben?“ fragte er.

„Vor vier Tagen am Morgen,“ antwortete Witiko.

„Hat er es dir aus dem Bette gereicht?“ fragte der Biſchof.

„Er hat ſeine Hand von der Bärendecke des Bettes gehoben, hat in den Schrein hinter dem Bette gelangt, hat das Beutelchen mit dem Kreuze hervorgezogen, und es in meine Hand gelegt,“ ſagte Witiko.

„Es iſt gut,“ erwiederte der Biſchof, „was iſt dein Begehren?“

„Sie berathen auf dem Wyšehrad,“ entgegnete Witiko, „ich ſoll ergründen, was ſie ſagen, und vorhaben, und ſoll dem Herzoge die rechte Botſchaft bringen.“

„So will ich dir ſagen, mein Kind, was ich weiß, und was ich offenbaren kann, reite dann zu dem Herzoge, und verkündige es ihm,“ ſprach der Biſchof.

„Das hieße ja nicht ergründen, was ſie vorhaben, und dem Herzoge die rechte Botſchaft bringen,“ antwortete Witiko,

„da ihr ſelber ſagt, hochehrwürdiger Biſchof, daß ihr nicht alles wißt, und nicht alles offenbaren könnt."

„Nun, und wie willſt denn du es ergründen?" fragte der Biſchof.

„Ich werde in die Verſammlung gehen, und werde hören, was ſie ſagen, und beſchließen," entgegnete Witiko.

„Das willſt du thun!" rief der Biſchof, „armes Kind, ſie werden einen Spruch über dich fällen, und nach dem Spruche verfahren."

„Das weiß ich nicht," ſagte Witiko, „aber ich muß auszuführen ſtreben, was ich dem Herzoge verſprochen habe."

„Und wie kann denn ich dabei dir helfen?" fragte der Biſchof.

„Daß ſie mich vor ſich laſſen, und anhören," entgegnete Witiko.

„Das könnte ich dir vielleicht verſchaffen," ſagte der Biſchof, „und das werden ſie um ſo eher zugeſtehen, als du dich auf dieſe Art ihnen ſelber ſtellſt. Aber es kömmt auf dein Haupt, was dann folgen wird."

„Es kömmt," ſagte Witiko.

„Es iſt auch unnütz, daß du dein junges Blut hieher trägſt," ſprach der Biſchof, „haſt du den Mann gekannt, der von mir gegangen iſt?"

„Nein," antwortete Witiko.

„Es iſt Zdik geweſen, der Biſchof von Olmüz, der Sohn des Mannes Cosmas, der die Geſchicke dieſer Länder aufgeſchrieben hat. Er gilt viel in dem Rathe unſerer Völker, und meint den ſchon zu kennen, der Herzog ſein wird. Haſt du den Arzt bei dem Herzoge geſehen?"

„Nein,“ ſagte Witiko, „nur ſeine Gehilfen.“

„Er iſt in Prag und bei mir geweſen,“ ſagte der Biſchof, „und hat mir eröffnet, daß der Herzog, ehe der halbe Mond vergeht, ſterben wird.“

„Das kann der Arzt vielleicht wiſſen,“ antwortete Witiko, „meine Sache aber iſt eine andere.“

„Es wird eine große Verſammlung ſein, zu der viele Menſchen herein kommen werden,“ ſagte der Biſchof, „und wenn in derſelben Gott unſer Herr nicht dem Rechte ſeine Geltung verſchafft, ſondern es noch weiter prüft, ſo kann der Herzog nichts ändern. Haſt du noch Eltern?“

„Nur mehr eine Mutter,“ ſagte Witiko.

„Dir wäre beſſer, mein Sohn,“ ſprach der Biſchof, „wenn du bei deiner Mutter wäreſt, bis alles vorüber iſt.“

„Das kann nun nicht mehr ſein,“ ſagte Witiko.

„Und für den Herzog iſt es einerlei, ob er jetzt weiß, was geſchieht, oder ob er es ſpäter erfährt,“ ſprach der Biſchof.

„Ich habe ihm jetzt mein Verſprechen gegeben,“ antwortete Witiko.

„Und wenn ich dir gar nicht an die Hand gehe?“ fragte der Biſchof.

„So werde ich meine Sache allein vollführen,“ entgegnete Witiko.

„Du haſt ein vorſchnelles Verſprechen gegeben,“ ſagte der Biſchof.

„Ich habe es überlegt,“ antwortete Witiko.

„Wie die Jugend überlegt,“ ſagte der Biſchof, „wie iſt denn dein Name?“

„Witiko,“ ſagte Witiko.

„Ich forſche nicht weiter,“ ſagte der Biſchof, „Witiko, gehe in deine Herberge, miſche dich nicht unter die Leute und in die Geſpräche, ſage einem der Meinen, wo ſie dich finden, ich werde dir zur rechten Zeit eine Botſchaft ſenden.“

„Thut das,“ ſagte Witiko, „ich werde euch folgen.“

„So gehabe dich wohl, mein Sohn,“ ſagte der Biſchof.

Er legte leicht die Hand auf den Scheitel des Jünglings, und zog ſie wieder zurück. Dieſer verneigte ſich tief, und ging.

In dem Vorgemache waren jetzt mehrere Männer. Einer geleitete Witiko die Treppe hinab. Dieſem ſagte Witiko ſeine Herberge. Dann ließ ihn der Thorwart auf die Gaſſe hinaus, und Witiko ging den nämlichen Weg, den er gekommen war, nach Hauſe zurück.

Es kamen nun mehrere Tage, in denen Witiko wartete. Er ging in die Stadt, und ſah die ſteinernen Häuſer an, die unter den hölzernen ſtanden, und er ging auf die lange hölzerne Brücke, die über die Moldau war, und ging wieder in ſeine Kammer zurück. Er ſah manche Menſchen, denen er anmerkte, daß ſie von weit herzu gekommen waren, und in der Herberge wurde geſagt, daß, weil des Herzogs Ende nahe ſei, eine Wahl ſein werde, wer ihm folge.

Da der dritte Tag des Monates Hornung gekommen war, erſchien ein Mann des Biſchofes Silveſter in der Herberge Witiko's, und ſagte ihm, der Biſchof laſſe ihm melden, daß er des andern Morgens wohlgekleidet und geordnet ſein möge, es werde ein Prieſter kommen, und ihn in die Verſammlung der Lechen führen. Witiko verſprach es.

Als der folgende Tag, der vierte des Monates Hornung, angebrochen war, hatte Witiko ſein wohlgereinigtes Lederkleid an, die Lederhaube auf dem Kopfe, und das Schwert an der Seite. Als der Prieſter gekommen war, ging er mit ihm durch die Straßen Prags. In denſelben waren Menſchen, welche ihre ſonntäglichen Gewänder an hatten, in verſchiedenen Richtungen gingen, und von den Dingen ſprachen, die heute geſchehen ſollten. Der Prieſter und Witiko ſchlugen den Weg nach dem Wyšehrad ein. Menſchen gingen desſelben Weges. Mancher Reiter zog mit großem Gefolge dahin. Mancher verfolgte einzeln den Weg. So gelangten ſie an den Wyšehrad, und gingen durch das Thor ein.

In dem Hofe waren viele Menſchen. Der Prieſter führte Witiko zu einer Treppe, und dann über dieſe in einen langen Gang. Wenn irgendwo Reiſige ſtanden, ſagte der Prieſter ein Wort, und auf das Wort wurden ſie vorüber gelaſſen. Von dem Gange traten ſie in ein Gemach. Das Gemach war groß, und in demſelben befanden ſich ſehr viele Menſchen. Es waren Diener da, es waren Herren da, ſelbſt Frauen und Mädchen. Von dem Gemache führte eine Thür in ein weiteres Gemach, in das ſie gingen, und in dem wieder Menſchen waren.

„Hier müſſen wir warten,“ ſagte der Prieſter zu Witiko.

In dem Gemache war noch weiterhin eine ſehr große Thür, an der Bewaffnete ſtanden.

Als ſie eine Stunde gewartet hatten, trat ein Mann aus der hohen Thür, und rief: „Witiko.“

„Du mußt allein hinein gehen,“ ſagte der Prieſter.

Witiko ging an den Bewaffneten vorüber durch die hohe Thür, der Mann mit ihm, die Thür wurde hinter ihnen geſchloſſen, und Witiko ſtand vor der Verſammlung.

Es war ein ſehr großer Saal. Der Saal war rückwärts und ſeitwärts ganz mit Menſchen gefüllt. Nur wo Witiko ſtand, war ein größerer freier Raum. Er konnte auf alle ſehen, und alle konnten auf ihn ſehen. Vorne in der Verſammlung, wo ein langer Tiſch mit Schreibgeräthen ſtand, ſaß der Biſchof von Prag Silveſter. An ſeiner Linken ſaß der Biſchof mit den dunkeln Augen und dem braunen Barte, welchen Silveſter Zdik den Biſchof von Olmüz geheißen hatte. Dann ſaßen mehrere Äbte und geiſtliche Herren. Seitwärts ſaßen Prieſter, die zu den Untergebenen der Biſchöfe und Äbte gehörten. Vorne in der Verſammlung ſaß auch ein Mann in einem ſammetnen dunkelpurpurnen weiten Gewande, das ein Gürtel zuſammen hielt, in welchem aber kein Schwert hing. Auf dem Haupte hatte er eine dunkelpurpurne Haube mit einer weißen Feder. Ein weißer Bart floß auf das Gewand nieder. Neben ihm ſaß einer in grauem Gewande mit grüner Haube weißer Feder und weißen Haaren. Es war Smil ein Kriegsanführer, den Witiko im Zuge nach Sachſen geſehen hatte. Neben Smil ſaß einer in ſchwarzem Gewande mit ſchwarzer Haube grauer Feder weißem Barte, dann noch mehrere in koſtbaren Gewändern. In den Reihen hinter dieſen ſaßen vornehme Herren Böhmens ſchön geziert. Alle hatten ein Schwert. Witiko kannte keinen, oder er konnte ihn in der Menge nicht erkennen. Unter denen, die ganz rückwärts waren, glaubte er das Angeſicht des Reiters zu erblicken, der ſich bei Chynow den Sohn des Nacerat geheißen hatte. Auch ſah er einen Mann, von dem er meinte, daß er damals Weliſlaw genannt worden war. Noch einen ſah er, der in jenem Gefolge geweſen war, er kannte aber ſeinen Namen nicht.

Als er in den Saal getreten war, nahm er ſeine Lederhaube mit der linken Hand ab, neigte ſich, ſtrich mit der rechten ſeine Locken zurück, und ſtand dann da, ſeine Augen auf die Verſammlung richtend.

Es war ein großes Gemurmel geweſen, als er in den Saal trat, wie es iſt, wenn viele Menſchen in einem Raume ſind, und es iſt größer geworden, da er eintrat. Manche erhoben ſich, um ihn zu ſehen, und rückwärts ſtanden mehrere aufrecht, um beſſer nach vorwärts ſchauen zu können.

Als das Geräuſch ſich minderte, erhob ſich ein Prieſter, der neben dem Biſchofe geſeſſen war, trat in den freien Raum vor dem Tiſche, und rief: „Ich bin der Abt von Kladrau!“

Hierauf ſchwieg er, und da ſich nirgends ein Widerſpruch erhob, und da faſt eine gänzliche Stille eingetreten war, hob er an: „Liebe Mächtige und Wohlgeſinnte! Wir haben heute in dieſem Hauſe eine Verſammlung, die ſo groß und ehrfurchterweckend iſt, wie ſelten eine in dieſem Lande ſtattgefunden hat. Viele treue Männer haben, als das Unglück zu drohen ſchien, welches nun nahe iſt, ihre Worte ausgetauſcht, was vorzubereiten iſt, daß der Jammer nicht erſcheine, der ſchon öfter bei einem Wechſel auf dem Herzogſtuhle in dieſe Länder gekommen iſt: als aber die Nachricht unter die Menſchen ging, daß es nicht mehr anders ſein werde, als daß unſer erlauchter Herzog Soběſlaw zum ewigen Leben in der

Geſellſchaft ſeiner Brüder ſeiner Eltern und Vorfahrer werde einberufen werden, ſo kam eine große Zahl edler Herren dieſer Reiche herein, ſie offenbarten ihren Stand und ihren Beſitz, und verlangten zu den Verſammlungen gelaſſen zu werden. Der Rath zu ernſter Erwägung der Dinge und zur Findung des letzten Ausganges iſt nun heute in dieſem Saale verſammelt. Aber ehe er ſeinen Gegenſtand pflegen konnte, iſt ein Fall gekommen, deſſen Schlichtung vorher noth thut. Ein junger Reiter iſt erſchienen, den unſer mächtiger Herzog Soběſlaw geſendet hat, daß er ergründe, was die edlen Herren des Reiches beſchließen, und es melde. Er will daher an die Verſammlung die Bitte thun, daß ſie ihn ihre Berathungen und Beſchlüſſe anhören laſſe, damit er die Wahrheit berichten könne. Sein erſtes Anliegen aber iſt, daß ihm der Rath geſtatte, ſeine Bitte vor ihm ſelber darzulegen. Weil durch Umfrage bei einſichtsvollen Männern, und dann in dieſem Rathe beſchloſſen worden iſt, daß man ihn höre, und weil ich die Umfrage verurſacht, und die Frage vor dieſes Haus der Verſammlung gebracht habe, ſo melde ich jetzt, daß der junge Bote vor euch ſteht, damit das geſchehe, was beſtimmt iſt, und damit die, welche vor ſeiner Anhörung noch zu reden gemeldet ſind, reden."

Als der Abt von Kladrau dieſe Worte geſprochen hatte, ging er wieder zu ſeinem Sitze, und ließ ſich darauf nieder.

Da dieſes vorüber war, ſtand der Mann mit dem ſchwarzen Kleide und dem weißen Barte, welcher neben Smil ſaß, auf, trat in den freien Raum, und rief: „Ich bin Ben der Kriegsanführer und der zweite Führer dieſes Hauſes."

Als man zum Anhören bereit war, ſagte er: „Wer zum Sprechen nach der Einführung des Abgeſendeten berufen iſt, der ſpreche. Der Erſte weiß ſeinen Platz, und jeder folgende kennt ſeinen Vormann.“

Hierauf nahm er ſeinen Sitz wieder ein.

Da erhob ſich in der Mitte der Verſammlung ein Mann, der ſchwarz gekleidet war, auf ſeiner ſchwarzen Bärenhaube eine gerade Rabenfeder trug, und ſchwarze Haare und einen ſchwarzen Bart hatte. Er rief auf ſeinem Platze ſtehend: „Ich bin Bogdan!“

Nach einer Weile Wartens fuhr er fort: „Der ehrwürdige Abt von Kladrau hat uns geſagt, daß der Bote, welcher vor uns ſteht, gekommen iſt, die Beſchlüſſe der Verſammlung des Reiches zu ergründen, und ſie dem Herzoge Soběſlaw zu melden. Der Kundſchafter im Kriege ſucht die Stellungen und Abſichten des Heeres zu erforſchen, um ſie dem Feinde zu hinterbringen. Der Kundſchafter im Frieden ſucht Meinungen und Beſchlüſſe zu erfahren, um ſie irgend wohin zu melden, daraus Krieg und größeres Unheil als im Kriege entſtehen kann. Darum ſage ich: Werft den jungen Mann in den Thurm, ſetzt ein Gericht über ihn zuſammen, daß es einen Spruch fälle, und verfahrt nach dem Spruche.“

Als er dieſe Worte geſagt hatte, ſetzte er ſich wieder nieder.

Nach ihm erhob ſich einer in einem rothen Gewande, welcher in den hinteren Bänken ſaß, auf der ſchwarzen Haube eine rothe Feder trug, und an dem Kinne einen ſtarken grauen Bart hatte. Er rief: „Ich bin Domaſlaw!“

Dann ſagte er: „Der Bote vor uns will unſere Beſchlüſſe, wie wir vernommen haben, an den Herzog Soběſlaw melden. Wir ſind in der lautern Abſicht hier, zu berathen, was nach dem Tode unſeres erhabenen Herzogs, welcher nahe bevorzuſtehen ſcheint, geſchehen ſoll, damit unſer Vaterland von den Übeln verſchont bleiben möge, welche nach einem ſolchen Falle eintreten können. Unſere Beſchlüſſe mögen wie gut immer ſein, ſo kann es geſchehen, daß ſie dem Herzog Soběſlaw mißfallen, und daß ſein Geiſt, der von der Krankheit getrübt iſt, Anordnungen trifft, die Verwirrung und Unglück im Lande erregen. Was der junge Bote offen anſtrebt, iſt daher Verrath an unſerem Vaterlande. Wir können die Ausführung dieſes Verrathes verhindern, wenn wir den Abgeſendeten von unſerer Verſammlung entfernen; dann bleibt aber noch der Verſuch des Verrathes übrig, in welchem er in dieſem Augenblicke vor uns begriffen iſt. Darum ſage ich, daß man den Jüngling in Gewahrſam nehmen, und dem künftigen Herzoge zum Gerichte übergeben ſoll."

Hierauf ſetzte er ſich wieder nieder.

Nun ſtand auf der linken Seite des Saales ein Mann auf, der ein dunkelblaues Gewand einen rothen Bart und rothe Haare und eine weiße Feder auf der dunkelblauen Haube hatte. Der Mann rief: „Ich bin Beneš!"

Dann ſprach er: „Wenn auch das alles zur Wahrheit beſteht, was die Männer vor mir geſagt haben, ſo iſt es gleichfalls wahr, daß die höchſten Männer des Reiches in dieſem Gemache verſammelt ſind, deren Name, wenn er gerufen wird, allen bekannt iſt, und die das Geſchick der Völker, welche in dieſen Landen wohnen, in ihre Hand nehmen dürfen. Den

Boten, der vor dem Tiſche ſteht, kennt niemand, und ſeine Jahre geben ihm auch kein Recht an dieſes Gemach. Es geſellt ſich daher zu dem Verbrechen die Vermeſſenheit, und beides muß geſtraft werden. Ich ſage alſo: Wartet nicht auf den künftigen Herzog, ſondern ſetzet ein Gericht zuſammen, das über ihn urtheilt.“

Er ließ ſich wieder auf ſeinen Sitz nieder.

Sogleich ſtand in der Mitte der rechten Seite des Saales ein junger Mann auf. Er hatte blonde Locken und blaue Augen. Die ſchwarze Haube mit den weißen Reigerfedern hielt er im linken Arme, der ein braunes golddurchwirktes Kleid zeigte. Er rief: „Ich bin Milhoſt!“

Dann rief er mit lauter Stimme: „Weil dieſe Verſammlung das höchſte Heil des Landes zu bewahren hat, ſo beſitzt ſie die größte Würde, die es in dieſem Lande gibt. Soll ſie aber ihren Zweck zu Ende führen, ſo muß ſie die höchſte Gewalt ſein, der niemand widerſtreben kann, die niemand zerwerfen kann, ohne ſich ſelber zu zerwerfen. Darum ſage ich: Laſſet einen hohen Pfahl vor dem Wyšehrad errichten, und hänget dieſen jungen Mann auf den Pfahl, und laſſet ihn zum Schreck und Beiſpiele hängen bis eine Stunde vorher, da der neue Herzog in Prag auf den Fürſtenſtuhl geſetzt wird.“

Der, welcher ſo gerufen hatte, ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz nieder.

Nach ihm erhob ſich ein alter Mann, der in einer der vorderen Bänke ſaß. Er hatte ein dunkelbraunes Kleid eine ſchwarze Haube ohne Feder und einen langen weißen Bart. Er rief: „Ich bin Bolemil!“

Ein ſehr tiefes Schweigen entſtand nach ſeinem Rufe, und er ſagte dann: „Ich hätte jetzt noch nicht geredet, weil ich glaubte, daß unſere Redenszeit noch nicht gekommen ſei, weil aber meine Vormänner geſprochen haben, und die Reihe mich trifft, ſo ſage ich Folgendes: Ich habe eine große Zahl von Jahren gelebt, und habe vieles geſehen. Ich habe noch den alten römiſchen Kaiſer Heinrich den Vierten gekannt, der den Streit mit dem heiligen Vater Gregor hatte, und der zu gleicher Zeit mit unſerem Herzoge Wratiſlaw lebte, welcher Herzog ein König geweſen iſt. Ich habe vor mehr als fünfzig Jahren Dienſte gethan, als dieſer Herzog zum Könige gekrönt worden iſt. Ein ſolches Feſt iſt in Böhmen nicht geweſen, und wird nicht wieder ſein: der Herzog und ſeine Ehegemalin Swatawa, die vor vierzehn Jahren geſtorben iſt, in königlichen Gewändern am heiligen Veitstage im Dome des heiligen Veit von dem Erzbiſchofe von Trier Egilbert gekrönt und geſalbt, Fürſten Biſchöfe alle Lechen Böhmens und alles Volk zugegen, und der Ruf: „Dem von Gott geſalbten Könige Wratiſlaw dem großen und guten Heil und Segen". Es waren damals Geſänge, die man ſchier vergeſſen hat. Ich habe es erfahren, wie dieſer König von dem Pferde ſtürzte, und todt war. Ich habe ſeinen Sohn Břetiſlaw gekannt, welcher acht Jahre geherrſcht hat, und dann im Walde bei Bürgliz ermordet worden iſt. Ich habe die blutigen Kämpfe erlebt, welche um den Fürſtenſtuhl erfolgt ſind, weil unter der Herrſchaft Břetiſlaws die Alterserblichkeit aufgehoben worden iſt. Ich habe Břetiſlaws Bruder und Nachfolger Bořiwoy gekannt, der zuerſt mit Ulrich von Brünn um die Herrſchaft kämpfen mußte, und dann mit Swatopluk von Olmüz, dem er unterlag. Ich habe erfahren, wie Swatopluk in zweijähriger Herrſchaft wieder mit Bořiwoy um den Stuhl ringen mußte, wie er aus Wuth in dieſem Kampfe das ganze Geſchlecht der Wrše getilgt hat, und dann ſelber jenſeits des Rieſengebirges ermordet worden iſt. Ich habe den zweiten Bruder Břetiſlaws den guten Wladiſlaw gekannt, der den blutigen Streit in Prag und in dieſem Schloſſe mit Bořiwoy und dem Könige von Polen dem Genoſſen Bořiwoy's um ſeinen Fürſtenſtuhl führen mußte. Ich lernte dann den dritten Bruder Břetiſlaws kennen unſern jetzigen guten Herzog Soběſlaw, und bin mit ihm in der großen Schlacht bei Chlumec geweſen, die auch er ſchlagen mußte, damit er gegen die Anſprüche des ſchwarzen Otto Herzog in Böhmen bleiben konnte. So ſind dieſe Dinge geweſen. Wir haben uns in der ſchweren Krankheit, die unſern Herzog getroffen hat, hier verſammelt, damit wir, wenn ihn Gott ruft, eines Sinnes werden, nicht nur, daß jetzt die tiefen Wunden nicht kommen, welche in das unglückliche Land und in ſeine Völker geſchlagen wurden, wenn Nachfolgeſtreite ausbrachen, ſondern auch, daß ſolche Dinge in der Zukunft nicht mehr möglich ſind. Viele mögen mit dieſem Gedanken hieher gekommen ſein, manche, denen mehrere Erfahrung mangelt, mögen ihn nicht deutlich in ſich gefaßt haben, und einige mögen auch nur ihre eigenen Wünſche im Sinne tragen. Der Knabe, welcher vor uns ſteht, kennt nicht, um was es ſich handelt, der Herzog hat ihn nicht zu uns geſendet, er iſt ſelber zu uns gegangen, und weiß nicht, daß er nicht hieher gehört. Weil wir aber wiſſen, was er will, ſo ſollen wir ihn entfernen, ihm ſagen, daß ſeine Anweſenheit ſich nicht gezieme, und ihm den Rath geben, zu ſeinen Angehörigen zu gehen, und dort für die Zukunft zu reifen. Vielleicht mag er noch Gutes wirken. So ſpricht Bolemil ein alter Mann, der die Güter der Erde nicht mehr liebt, keinen Menſchen mehr haßt, und ſich nur zur Vereinigung mit Gott und ſeinen Heiligen vorbereitet.“

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Bolemil langſam, wie er aufgeſtanden war, wieder auf ſeinen Sitz nieder.

Es war nun eine Weile eine völlige Stille.

Dann ſtand ein Mann in den hintern Reihen der Verſammlung auf, der mittleren Alters war, und braunes Haupthaar und braunen Bart trug. Er hatte ein ſchwarzes Kleid. Er rief: „Ich heiße Nemoy, und bin der gleichen Meinung mit Bolemil.“

Nach ihm ſprach in der Mitte ein Greis in dunkelblauem Gewande: „Ich bin Slawibor, und glaube, daß der erfahrene Bolemil recht geredet hat.“

Hierauf erhob ſich auf der rechten Seite ein Mann, der an Größe alle übertraf, die bisher aufgeſtanden waren. Er hatte ein dunkelrothes Kleid an, und trug eine Fülle ſchwarzen Haares und ſchwarzen Bartes. Er rief: „Ich bin Prĕdbor!“

Dann ſprach er: „Ich erkenne, was Bolemil geſagt hat; aber ich glaube, daß über die Vermeſſenheit und Zudringung des Boten ein gerechtes Gericht gehalten werden ſoll.“

Nach dieſem Sprecher erhob ſich mühſam ganz vorne ein alter Mann mit weißen Haaren und weißem Barte und in einem dunkelgrünen Gewande. Er ſagte: „Ich heiße Preda, und glaube auch, daß doch ein Gericht wenn gleich ein mildes über den jungen Mann, der vor uns ſteht, von uns abgehalten werden ſoll; denn wenn wir uns von ſeiner Jugend lenken laſſen, ſo werden die im Lande, die auf uns ſehen, ihre Ehrfurcht vor uns mindern, und wenn wir uns ſeinem Willen beugen, ſo werden wir unſere eigenen Beſchlüſſe nicht achten, und ſie vielleicht ſelber in Kurzem zerſtören.“

Dann ſetzte er ſich wieder mühevoll auf ſeinen Sitz nieder.

Jetzt ſtand hinten ein jüngerer Mann mit blonden Locken und in hellgrünen Kleidern auf, der an ſeiner Haube eine lange weiße Feder trug, und rief: „Ich bin Kochan!“

Dann ſagte er: „Ich glaube, daß ein ſtrenges Gericht von uns über den Boten nothwendig iſt.“

Nach ihm rief ein Mann in den vorderen Reihen, der gleichfalls blond aber in feines Braun gekleidet war, und auf der ſchwarzen Haube eine gefleckte Feder trug: „Mein Name iſt Drſlaw, und ich ſage auch, daß ein ſtrenges Gericht gehalten werden ſoll.“

Nach dieſen zwei jungen Männern ſprach ein alter Mann in einem dunkelgrauen Pelze und mit weißen Haaren in der Mitte des Saales: „Ich heiße Chotimir, und meine, daß der Rath Bolemil's hinreichend ſei.“

Nachdem dieſe Männer geſprochen hatten, war eine kleine Zeit Schweigen. Es erhob ſich niemand mehr zum Sprechen.

Da ſtand der Biſchof mit den dunkeln Augen und dem braunen Barte von ſeinem Sitze auf, ging zu dem Tiſche, und ſchlug mit einem metallenen Stabe dreimal an eine Glocke, daß es einen hellen Klang durch den ganzen Saal gab.

Als alle auf dieſes Zeichen nach vorwärts blickten, ſagte er: „Ich bin Zdik der Biſchof von Olmüz und der erſte Führer dieſer Verſammlung."

Da ſich auf dieſe Worte ein Beifallsgemurmel erhob, wartete der Biſchof, bis Ruhe eintrat. Dann blieb er an dem Tiſche ſtehen, wendete ſich gegen die Verſammlung, und ſprach: „Nach Chotimir iſt die Reihe der Rede an mich gekommen. Ich rede aber jetzt über die gegenwärtige Sache nicht mehr, ſondern ich habe mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß ich als Führer der Verſammlung nicht als ihr Mitglied ſprechen will. Als Führer aber ſage ich: Die bisher geſprochen haben, ſind nicht bei dem rechten Gegenſtande geweſen. Der ehrwürdige Leche Bolemil hat geſagt, daß es ihm ſcheine, als ſei noch nicht unſere Redenszeit gekommen, dadurch er dargelegt hat, daß die Sprechſache eine andere ſei. Weil der ehrwürdige Abt von Kladrau heute die Verſammlung gefragt hat, ob ſie den Jüngling, der in Sachen des Herzogs Soběſlaw gekommen iſt, hören wolle, und weil die mehreren von denen, die hier ſind, die Frage bejaht haben, ſo iſt die Ordnung die, daß der, welcher außer der Frage der Anhörung des Boten noch zu reden für erſprießlich hält, rede, daß dann der Bote gehört werde, und daß man dann rede, was mit ihm geſchehen ſoll. Ich verzichte, wie ich ſagte, auf meine Worte vor der Anhörung des Jünglings."

Als der Biſchof dieſes geſagt hatte, ging er wieder zu ſeinem Sitze, und ließ ſich auf denſelben nieder.

Nach ihm erhob ſich Ben der zweite Führer der Verſammlung, ging zur Glocke, und that einen Schlag auf dieſelbe.

Dann rief er bei dem Tiſche ſtehend: „Ich Ben der zweite Führer des Hauſes der Verſammlung rufe diejenigen auf, welche nach dem hochehrwürdigen Biſchofe Zdik zur Rede vor der Anhörung des Boten aufgezeichnet ſind, daß ſie reden.“

Es meldete ſich kein Redner mehr, und die Verſammlung blieb ſtille.

Nach kurzer Zeit rief Ben: „Wenn die übrigen Redner auf ihre Worte verzichten, ſo frage ich die Verſammlung, ob ſie es an der Zeit halte, daß der Bote gehört werde.“

Faſt alle erhoben ſich zum Zeichen der Zuſtimmung.

Nun wendete ſich Ben an Witiko, und ſagte: „Junger Reiter, die edlen Herren des Reiches in dieſer Verſammlung wollen dich hören, rede.“

Witiko blieb auf ſeinem Platze ſtehen, verneigte ſich, richtete ſich wieder auf, und ſprach: „Hohe mächtige Herren! Ich bin ein Kind dieſes Landes. Wir haben im Mittage ein kleines Eigen in Přic, noch ein kleines im Walde in Plan, und ein noch kleineres im Wengetſchlage. Mein Geſchlecht ſoll in uralten Tagen im großen Walde ſehr mächtig geweſen ſein. Aber wie es auch iſt, jetzt ſind wir nichts. Ich bin vor zweiundzwanzig Jahren im Lande geboren worden. Mein Vater ſtarb bald. Meine Mutter war mit mir öfter in Baiern, öfter in unſerm Eigen. Als ich reiten gelernt hatte, und die Waffen führen konnte, ritt ich von Baiern durch meine Heimath nach Prag, um Soběslaw dem Herzoge unſeres Landes zu dienen. Es ſind ſeither achtzehn Monde verfloſſen. Ich kam unter Männer, die als Reiter dienten. Als im vergangenen Jahre der Zug unſeres Volkes in Verbindung mit dem deutſchen

Könige Konrad gegen die Sachſen war, und als ich einen Weg ausforſchte, durch welchen unſere Schaar eine beſſere Aufſtellung machen konnte, ſah ich den Herzog, welcher mich belobte. Als der Herzog krank war, ritt ich auf Hoſta's Burg, um zu erfahren, wie ſchwer er leide. In dem vorigen Monate ließ er mich in ſein Krankengemach rufen, und ſagte, ich ſolle nach Prag reiten, es ſeien auf dem Wyšehrad Verſammlungen, welche berathen, was nach ſeinem Tode ſein wird. Ich ſolle ergründen, was ſie ſagen und vorhaben, und ſoll ihm die genaue Nachricht bringen. Zum Zeichen, daß ich nicht aus mir ſelber rede, hat er mir ein Kreuzlein gegeben, an welches geglaubt werden wird."

Witiko brach hier ab, zog das Beutelchen hervor, nahm das Kreuzlein heraus, trat einige Schritte vor, und reichte es dem Biſchofe Zdik.

Dieſer betrachtete das Kreuz, und gab es dann an den Biſchof Silveſter. Der Biſchof Silveſter gab es in die Hände der Äbte und Prieſter, welche an ſeiner Seite ſaßen. Von dieſen kam es an die übrigen Prieſter, und von den Prieſtern an die weltlichen Herren. Der Mann mit dem purpurnen weiten Gewande betrachtete es genau, und gab es dann weiter. Die es beſehen hatten, gaben es wieder weiter, und es kam immer mehr zurück. Dann kam es wieder vorwärts bis in die Hände des Biſchofes Zdik. Zdik gab es Witiko. Dieſer trat an ſeinen Platz zurück, und barg es in ſeinem Fache und mit ihm in ſeinem Gewande.

Als dieſes geſchehen war, trat ein Prieſter von denen, die abſeits der Biſchöfe und Äbte ſaßen, auf den freien Raum hervor, und rief: „Ich bin Daniel der Sohn des Magnus, ein Untergebener des ehrwürdigen Propſtes von Prag Otto und mit ihm des hochehrwürdigen Biſchofes Silveſter. Ich bitte mit der Genehmigung meiner Obern die mächtigen Herren um Geſtattung einer Zwiſchenrede wegen des Kreuzes."

Da nach dieſen Worten alle ſtill waren, ſagte er: „Das Zeichen, welches der Bote vorgewieſen hat, gehört unſerm erlauchten Herzoge Soběſlaw. Es iſt ein Kreuzlein, welches er trägt, ſeit er ſich mit ſeinem ſterbenden Bruder Wladiſlaw verſöhnt hat. Es iſt von dem Biſchofe Meinhard geweiht worden. Ich bin dabei im Kirchendienſte neben meinem Vater geſtanden, und habe es auf einem Kiſſen gehalten. Es hat den Namen Jeſus in ſeinem Golde, und die Anfangszeichen der Namen Wladiſlaw und Soběſlaw an ſeinem Fuße. Die Weihe des Kreuzes iſt in den Schriften der Biſchofkirche aufgezeichnet worden, und meine hochehrwürdigen geiſtlichen Obern haben mich, da das Kreuzlein in der Verſammlung beſchaut wurde, ermächtigt, das Zeugniß abzulegen."

Nun ſchwieg er.

Der Biſchof Zdik aber ſagte hierauf: „Ich erkenne auch das Kreuz, und weiß, daß es der Herzog getragen hat."

Nach ihm erhob ſich ein alter Mann mit glänzend weißen Haaren und in dunkelveilchenblauem Übergewande aus der erſten Reihe, und ſprach: „Ich bin Diwiš ein alter Diener und Zupan des Herzogs, und weiß, daß er das Kreuz bis jetzt bei ſich getragen hat."

Nun ſtand der Biſchof Silveſter auf, und rief: „Ich bin Silveſter, der erwählte Biſchof von Prag."

Dann ſagte er: „Ich habe mit dem Jünglinge, der vor uns ſteht, geredet, und er hat mir Zeichen angegeben, aus denen ich ſah, daß ihm der Herzog das Kreuz in die Hände gelegt hat.“

Nach dieſen Männern ſprach niemand mehr in der Zwiſchenſache.

Da fragte Ben die Verſammlung, ob der Bote weiter ſprechen ſolle.

Sie bejahten es durch Zeichen der Zuſtimmung.

Daher fuhr Witiko fort: „Als mir der Herzog den Auftrag gegeben hatte, fragte ich ihn, ob er, wenn er alles wiſſe, gegen die, welche ihm zuwider handeln, etwas Feindſeliges ausführen werde. Er antwortete, daß er nur wiſſen wolle, was geſchehe, und daß er dann ſterben werde. So ſagte ich, daß ich gehen werde, und ſo bin ich hier. Ich bin kein Kundſchafter, weil ich nicht heimlich zu erfahren ſtrebte, ich habe den hochehrwürdigen Biſchof Silveſter gebeten, mir zu erwirken, daß mich die hohe Verſammlung höre. Ich habe mit keinem Menſchen über die Sache geſprochen, und wenn ſie mich fragten, habe ich keine Antwort gegeben. Ich bin kein Bote; denn der Herzog hat mich nicht an die Verſammlung geſendet, ich bin für mich ſelber da, und ſtelle die ehrfurchtbezeigende Bitte, daß mich die Verſammlung die Beſchlüſſe anhören laſſe, damit ich dem Herzoge nichts Unreines und Geſchändetes bringe. Ich ſelber komme nicht in Betracht, ſo wenig, wie ein Stücklein Papier, darauf eine hohe Hand eine Zeile geſchrieben hat, die man findet, und achtet. Wenn mich die Verſammlung hier duldet, werde ich bleiben, wenn ſie mich entfernt, werde ich gehen, werde wieder mit keinem Menſchen ſprechen, und werde dem Herzoge den Vorgang melden, außer ich werde hier zurückgehalten, und es wird ſtrenger gegen mich verfahren."

Nach dieſen Worten neigte ſich Witiko wieder, und blieb ſchweigend ſtehen.

„Das iſt ein treuer Knabe," rief eine Stimme in den hinteren Reihen.

„Das iſt ein muthiger Mann," rief eine andere Stimme in der Mitte.

Der Biſchof Zdik ging zur Glocke, und that drei Schläge auf dieſelbe.

Man hörte keinen Ruf mehr; aber es wurde an die Schwerter geſchlagen.

Der Biſchof ſagte, da es ruhig geworden war: „Die Ordnung der Verſammlung muß die bleiben, daß die Reden und Anſprachen in der Reihe erfolgen, wie ſie verzeichnet ſind. Es geht an den zweiten Führer der Verſammlung der Ruf, ob er den Jüngling etwas fragen will."

Er ſetzte ſich nach dieſen Worten wieder auf ſeinen Siz.

Ben ſtand auf, wendete ſich gegen Witiko, und ſprach: „Dein Name iſt Witiko."

„Witiko," antwortete der Gefragte.

„Und welcher war der Name deines Vaters?" fragte Ben weiter.

„Mein Vater hieß Wok," entgegnete Witiko.

„Nun alſo, Witiko Sohn des Wok," ſprach Ben, „ich der Kriegsanführer Ben der zweite Führer dieſes Hauſes frage dich: Biſt du von dem Herzoge Soběſlaw an dieſe Verſammlung geſendet worden?"

„Ich bin nicht an ſie geſendet worden," entgegnete Witiko.

„Und weßhalb ſtehſt du vor ihr?" fragte Ben.

„Ich ſtehe in meinem Namen mit einer Bitte, die ich geſagt habe," antwortete Witiko.

„Und hat der Herzog dir ſelber das goldene Kreuzlein gegeben, welches du gezeigt haſt?" fragte Ben.

„Seine Hand hat es in meine Hand gelegt," entgegnete Witiko, „es ſoll nur ein Zeichen ſein, daß ich von ihm einen Auftrag habe."

„Warum hat der Herzog nicht einen Lechen des Reiches an die Verſammlung geſendet?" fragte Ben weiter, „warum hat er nicht geharrt, bis ihm Einer aus dieſer Verſammlung die Nachricht bringt, ſondern hat dich faſt einen Knaben geſchickt?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Witiko, „er hat geſagt: Du blickeſt ehrlich, du wirſt meinen Auftrag vollführen."

Ben ſchwieg, und zauderte nach dieſer Antwort einen Augenblick. Die Verſammlung ſchwieg auch.

Da ſagte Bolemil: „Fragt weiter!"

Ben fragte: „Und wenn du hier verweilen darfſt, Witiko, wirſt du auch reden wollen?"

„Das hätte ich nicht gethan, wenn die Frage auch nicht an mich gerichtet worden wäre," entgegnete Witiko, „ich bin nicht einer der Verſammlung, und meine Bitte ging um das Hören, nicht um das Sprechen."

„Ich frage nicht weiter," entgegnete Ben.

Er ging wieder zu ſeinem Sitze.

Da er ſich niedergelaſſen hatte, entſtand wieder wie bei dem Eintritte Witiko's das Brauſen der Geſpräche, da die Nachbarn oder ſolche, die ſich ſonſt nahe waren, mit einander über die Sache redeten.

Da dieſes einige Zeit gedauert hatte, wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, und da es ruhiger geworden war, ſtand der Biſchof Zdik auf, und rief: „Es iſt nun an der Reihe, daß die Berathſchlagungen folgen, was mit dem Boten geſchehen ſoll.“

Ben erhob ſich, und rief: „Der erſte von denen, die zur Rede vorgemerkt ſind, iſt Zdik der hochehrwürdige Biſchof von Olmütz.“

Da er ſich geſetzt hatte, trat der Biſchof Zdik ein wenig gegen den freien Raum vor, wendete ſich gegen die Verſammlung, und ſprach: „Liebe Getreue Einſichtige! In der heutigen ſehr bedeutungsvollen Verſammlung iſt ein Zwiſchenfall gekommen, von dem es beſſer geweſen wäre, wenn er nicht gekommen wäre. Weil er aber da iſt, will ich nach meiner geringen Einſicht und meinem guten Willen eine Entſcheidung vorſchlagen, die ihr annehmen oder verwerfen mögt. Laſſet mich zuerſt von dem reden, was uns erfreut. Unſer Herzog Soběſlaw wurde von dem böhmiſchen Volke bedauert, da er als ein lieblicher Knabe mit ſeinem ältern Bruder Bořiwoy entfliehen mußte, er wurde von dem böhmiſchen Volke geliebt, da er in ſeiner Jugend als ein ſchöner Ritter kämpfte, fehlte, und ſeine Fehler wieder verbeſſerte, das böhmiſche Volk war hoch erfreut, als er ſich mit ſeinem Bruder dem edelherzigen

Wladiſlaw auf deſſen Sterbebette verſöhnte, er wurde anerkannt, da er nach deſſen Tode den Fürſtenſtuhl beſtieg, und ihr alle habt mit ihm gekämpft, und ihm bei Chlumec ſiegen geholfen, als ihm der ſchwarze Otto mit Hilfe des deutſchen Königs Lothar den Herzogſtuhl ſtreitig machen wollte. Als die Verſchwörung des Miroſlaw und Střezimir gegen das Leben Soběſlaws entdeckt wurde, und er nach Prag zurückkehrte, iſt er mit Glockengeläute grünen Zweigen und Jubel empfangen worden, und da die Gefahr vorüber war, ſind in dem Volke Geſänge und Tänze geweſen. Der Herzog Soběſlaw hat mit allen mächtigen Fürſten Frieden gemacht, und Freundſchaft geſchloſſen, er hat die Laſten des Volkes erleichtert, er hat die Ämter gut eingerichtet, er hat Veſten gebaut, er hat ſteinerne Häuſer in Prag errichtet, er hat dieſes Haus, in deſſen Mauern wir jetzt berathen, ſo ſchön hergeſtellt, wie es nie geweſen iſt, er hat mäßig gelebt, in ſeinen Becher iſt kein berauſchendes Getränke mehr gekommen, er hat einen Schatz für den Nachfolger geſammelt, und war jetzt begriffen, die Grenze gegen Polen, woher Gefahr kommen kann, zu ſchützen. Wir ſind ihm Dank und Ehrerbietung ſchuldig, laßt uns dies erweiſen, daß wir den Zwiſchenfall mit Dank und Gerechtigkeit löſen, wie er nur zu löſen iſt. Ich muß nun auch von Traurigem reden. Der erlauchte Herzog Soběſlaw iſt krank geworden, der Arzt ſagt, er werde in kurzer Friſt ſcheiden, er hat nicht mehr ſeinen Sohn, den beſtimmten Nachfolger, zur Reife erziehen können, daß derſelbe die Länder ſicher in die Hand nehmen, und führen könne. Wir ſind ihm Mitleid ſchuldig, laſſet uns den Zwiſchenfall mit Mitleid löſen, wie er nur zu löſen iſt. Wegen des Herzogs Soběſlaw iſt ein junger Mann gekommen. Der Herzog kann einen Lechen oder einen andern gehörigen Boten nicht an dieſe Verſammlung ſchicken, weil er ſie nicht zuſammenberufen hat, er kann nicht warten, bis ihm einer der Herren des Reiches die Nachricht bringt, weil ihn die Zeit drängt, und weil er auch die Sache erſt erfahren würde, wenn ſie längſt vorüber iſt. Der junge Reiter ſollte ergründen, was geſchehe, und es dem Herzog melden. Der Herzog hat großmüthig geſagt, er wolle blos wiſſen, was geſchehe, und werde dann ſterben, der junge Reiter hat großmüthig, ohne hinterliſtig zu forſchen, ſich vor uns geſtellt, daß wir ihn unſere Beſchlüſſe anhören laſſen. Laßt uns alſo auch den Zwiſchenfall mit Großmuth löſen, wie er nur immer zu löſen iſt. Der Herzog hat einen Jüngling geſendet, welcher beinahe noch ein Knabe iſt, weil er an ſeine Ehrlichkeit glaubt, er mißtraut allen Nachrichten, die ihm auf anderen Wegen über uns zukommen, und er mißtraut unſern Verſammlungen. Es iſt an uns, dem Herzoge zu zeigen, daß wir gegen ihn nichts Böſes im Sinne haben, ſondern, daß wir in dieſer drangſalsvollen Zeit, in welcher er uns entriſſen werden ſoll, zuſammen gekommen ſind, um zu helfen, daß das Heil des Landes nicht erſchüttert werde oder verloren gehe. Der Herzog ſelber, wenn er gegenwärtig ſein könnte, müßte denken wie wir, da er ſeinen Sohn und Nachfolger nicht mehr heranbilden konnte, und ſelber der künftige Herzog, wenn einer aus dieſer Verſammlung hervorgeht, könnte nicht wollen, daß er aus Nacht und Geheimniß ſondern offenkundig und gerecht zu ſeiner Würde empor ſteigt. Eine Botſchaft aber können wir an den Herzog nicht ſenden, weil er ihr nicht trauen würde, oder ſie könnte erſt abgehen, wenn alles vollendet iſt. So laſſet uns den Mann, den er geſendet hat, als Boten erkennen, und laſſet ihn uns in die Verſammlung als Zeugen der Verhandlungen aufnehmen, daß er ſie dem Herzoge überbringt, und uns vor ihm erhöht. Er iſt zwar nicht von dem Herzoge an uns geſendet worden; aber er iſt des Herzogs willen da, und ihn zurückſtoßen, hieße den Herzog ſelber zurückſtoßen. Er iſt nicht einer der Vornehmen des Reiches; aber der Herzog hat ihn geehrt, da er ihm einen ſo großen Auftrag gegeben hat, er iſt gut erzogen, wie ſeine Rede und ſeine Handlung beweiſt, welche wie die eines Edlen dieſes Landes iſt. Auch vor denen, die von fernen Gegenden her ihre Augen auf uns richten, verlieren wir durch Aufnahme dieſes Jünglings nichts an Achtung, ſondern wir gewinnen an Stärke, weil unſer Thun nicht das Licht der Mitwiſſenſchaft ſcheut. Ja ich würde Gott bitten, daß wir unter freiem Himmel tagen könnten, und daß alle, die in dieſen Ländern wohnen, herzu zu treten, und zu hören vermöchten, was wir ſagen, und zu ſehen, was wir thun. So ſpreche ich, der ich für alle mitſorgen möchte, die in dieſen Ländern Böhmen und Mähren wohnen, und der ich in meinem Gebete ſtündlich zu dem Herrn rufe, daß er all das Wehe und Blutvergießen von dem jetzigen Wechſel fern halte, das bei den früheren ſo ſchrecklich und ſchmerzlich eingetreten iſt.“

Als er ſchwieg, rief eine Stimme: „Der Biſchof iſt ein gerechter Mann wie der heilige Adalbert.“

Der Biſchof aber entgegnete noch auf ſeinem Platze ſtehend: „Als Führer dieſes Hauſes ſage ich, daß die Ordnung desſelben nicht geſtört werden ſoll, und als Biſchof ſage ich, daß der heilige Adalbert ein Mann geweſen iſt, zu dem man in Nachahmung aufſchauen, den man aber nicht erreichen kann.“

Nach dieſen Worten entfernte er ſich von dem freien Raume, und begab ſich wieder zu ſeinem Platze zurück.“

„Laſſet die nächſten Redner ſprechen,“ rief jetzt eine Stimme.

„Der hochehrwürdige Biſchof hat gut geſprochen,“ antwortete eine andere Stimme.

„Er hat vortrefflich geſprochen,“ fiel eine dritte Stimme ein, und es erhoben ſich verworrene Rufe des Beifalls.

Der Biſchof Zdik ſtand auf, ging zur Glocke, und that auf ſie die drei Schläge, ohne etwas zu ſprechen. Er blieb bei der Glocke ſtehen, bis es ruhig geworden war. Dann ging er wieder zu ſeinem Sitze.

Hierauf erhob ſich Ben, und rief: „Der zweite Redner iſt der Prieſter Daniel.“

Da er ſich niedergeſetzt hatte, ging der Prieſter Daniel hervor, und ſprach gegen die Verſammlung: „Mächtige Anweſende! Wenn ich gewußt hätte, was der hochehrwürdige Biſchof Zdik vor mir reden würde, ſo hätte ich mich gar nicht zum Sprechen gemeldet, und auch jetzt würde ich auf meine Worte verzichten, wenn ich doch nicht eines anführen müßte, das tief unter ſeinem hohen Sinne ſteht, und deſſen er darum auch keine Erwähnung gethan hat. Wenn es angenommen werden müßte, daß unſer hoher und erlauchter Herzog Soběſlaw trotz ſeines Wortes doch geneigt iſt, gegen dieſe

Verſammlung etwas Feindſeliges zu unternehmen, und wenn dieſes Feindſelige durch Nachrichten, die der Herzog über uns erhält, vermehrt würde, wie einige glauben, ſo müßte es gewiß um ein Großes wachſen, wenn er erführe, daß der junge Mann, den er mit einem Auftrage betraut hat, von uns zurückgeſtoßen, oder gefangen gehalten, oder mißhandelt würde. Und wenn jemand hier die Meinung hegt, daß der Herzog unſere beſten Beſchlüſſe, weil ſein Geiſt durch die Krankheit getrübt iſt, mißbilligen könnte, ſo wäre es möglich, daß er nach ſolchen Vorfällen durch ſein krankes Gemüth auf übereilte Rathſchlüſſe käme, und das Unheil gerade einträte, das wir zu vermeiden ſtreben. Wenn wir aber ſeinen Boten zu uns laſſen, ſo wird er auf deſſen Antwort harren, und wir gewinnen Zeit, und er verliert Zeit. Ja, es mag auch geſchehen, daß er nicht blos, wenn er gegenwärtig ſein könnte, wie der hochehrwürdige Biſchof Zbik geſagt hat, das Gute, das hier geſchaffen wird, ſähe, ſondern, daß er es auch, wenn es ihm hinterbracht wird, trotz des Schleiers der Krankheit erkennt, und dann alles ausgeglichen iſt, und gut vorüber geführt wird. Ich meine daher, ſo weit meine Einſicht alles zu faſſen vermag, daß nicht blos die Hochherzigkeit dieſer Verſammlung, wie der hochehrwürdige Biſchof vor mir dargelegt hat, ſondern auch die Klugheit verlangt, daß wir den Jüngling, der vor uns ſteht, zum Zuhörer unſerer Verſammlung aufnehmen.“

Nach dieſen Worten ging der Prieſter Daniel wieder zu ſeinem Sitze.

Da rief der junge Mann Milhoſt: „Die Erhabenheit dieſer Verſammlung ſoll nicht durch die Klugheit geſchändet werden, ſich vor Feindſeligkeiten zu fürchten. Ob Feindſchaft iſt oder nicht, gilt gleich; nur die Macht und Gewalt dieſer Verſammlung ſoll über allem beſtehen, was iſt.“

Der Biſchof Zdik that einen ſtarken Schlag auf die Glocke, und rief: „Du haſt dein Urtheil in dieſer Sache ſchon abgegeben, es iſt die Reihe der Rede nicht an dir, ich verwarne dich, Milhoſt, daß du die Ordnung der Verſammlung nicht ſtörſt.“

„Die Ordnung, die Ordnung,“ riefen mehrere Stimmen.

Der junge Mann ſetzte ſich nieder, und Zdik ging wieder zu ſeinem Sitze.

Hierauf erhob ſich ein dunkelgekleideter ſehr alter Mann in der zweiten Reihe der Sitze, und ſagte: „Ich bin Lubomir, und bin nach dem ehrwürdigen Prieſter Daniel an der Reihe der Rede. Ich hätte nach dem, was geſprochen worden iſt, auf meine Worte Verzicht geleiſtet; jetzt aber ſage ich, daß die Menſchlichkeit, weil wir doch hier verſammelt ſind, um unſer armes Land vor Unglück zu bewahren, verlangt, daß wir in dieſen ungewiſſen Zeiten Zank und Zwietracht vermeiden. Es bedeutet nichts, wer zuhört; die Ehre der Verſammlung hängt von ihren Thaten ab, nicht von dem Daſein oder Abſein eines Kindes. Laßt den Knaben niederſitzen und zuhören.

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Lubomir wieder nieder.

Nun ſtand ein Mann in mittleren Jahren auf, grün gekleidet, mit einer ſchwarzen Feder auf der Haube. Er ſprach: „Ich heiße Jurik, und ſage, daß die Verſammlung ſo hoch iſt, daß ſie im Angeſichte der ganzen Welt beſchließen kann.“

Nach ihm erhob ſich ein alter Mann in weißen Haaren dunkelbraunem Gewande und mit einer grünen Feder auf der ſchwarzen Haube. Er ſprach: „Ich bin Wšebor, und ſage: Es iſt vor allem unſere Pflicht, daß wir das ſchwere Leiden unſeres Herzoges, deſſen Unterthanen wir ja noch ſind, ehren.“

Es erhob ſich ein Ruf des Beifalls nach dieſen Worten.

Hierauf ſtand in der erſten Reihe der Kriegsanführer Smil auf, und ſagte: „Ich bin Smil, und führe nur die Worte an: Die Kraft einer jeden Verſammlung iſt ihre Mäßigung, die Gefahr aber ihre Anmaßung; und dieſe entſteht, wenn Einzelne, welche Macht und Anſehen nicht haben, ſolche mit Hilfe ihrer Verſammlung erringen wollen.“

Nach ihm erhob ſich in der Mitte des Saales ein alter Mann in dunkelrothſammetnem Gewande, und ſagte: „Ich bin Božebor, und verzichte auf meine Worte.“

Nun ſtand rechts ein Mann auf, welcher ſchwarze Haare einen ſchwarzen Bart und ſchwarze Augen hatte. Er war in ein rothbraunes Gewand gekleidet, und hatte eine fahle Feder auf der ſchwarzen Haube. Er ſprach: „Ich heiße Bartholomäus, und verzichte auch auf meine Worte, weil ſie der hochehrwürdige Biſchof Zdik geſagt hat.“

Nach dieſen zwei Männern rief eine Stimme: „Vergeßt nicht, was über eine Strafe und ein Gericht über den Boten geſagt worden iſt.“

„Vergeßt nicht des Gerichtes,“ rief eine andere Stimme.

„Und der Strafe,“ rief wieder eine.

„Der Strafe, der Strafe,“ riefen mehrere.

Da that Zdik den Schlag auf die Glocke, und ſagte: „Haltet die Ordnung. Die gegen Witiko ſind, haben geſprochen, die für Witiko ſind, haben geſprochen. Wer noch gemeldet iſt, möge reden. Ben rufe ihn auf.“

Da erhob ſich Ben, und rief: „Ich fordere diejenigen, welche noch beſtimmt ſind, auf, zu ſprechen.“

Es ſprach niemand.

Ben rief wieder: „Sind noch Männer aufgezeichnet, ihre Worte vorzubringen?“

Es erfolgte keine Antwort.

Da rief Ben zum dritten Male: „So iſt die Sprache über den Boten des Herzogs geſchloſſen.“

Nach dieſen Worten ſetzte er ſich wieder nieder.

Jetzt ging Zdik zu der Glocke, gab das dreimalige Zeichen, und da alle auf ihn ſahen, rief er: „Weil die Sprache über den Zwiſchenfall, der ſich in unſerer Verſammlung ereignet hat, geendet iſt, ſo rufe ich die Verſammlung auf, ihren Beſchluß zu faſſen. Ich ſage, daß ein jeder, welcher meiner Meinung iſt, daß zum Frieden und Heile des Landes dieſer Bote dagelaſſen werden möge, dieſes durch das Zeichen der Erhebung von ſeinem Platze ausſprechen wolle.“

Zdik blieb bei der Glocke ſtehen, und blickte auf die Verſammlung.

Der Biſchof Silveſter erhob ſich, und blieb aufrecht ſtehen. Der Abt von Kladrau erhob ſich, der Abt von Brewnow, der Abt von Wilimow, der Abt von Sazawa, Otto der Propſt von Prag, Hugo der Propſt von Wyšehrad, der Prieſter Daniel und die andern Prieſter, der alte Lubomir, der alte

Wšebor, Smil der Kriegsanführer, Diwiš der alte Župan mit den ſchneeweißen Haaren, Ben der Kriegsanführer, und nach ihm mehrere, Jurik, Bartholomäus, Bažebor, und wieder mehrere, darunter manche junge Männer in den letzten Reihen: Weliſlaw und der Sohn des Načerat, ſo wie auch Caſta, der bei Chynow die geſtreifte Falkenfeder getragen hatte. Es ſtand endlich der größere Theil der Verſammlung aufrecht neben den Sitzen.

Zdik der Biſchof von Olmüz rief: „Ich rufe die Verſammlung auf, daß ſie auf ſich blicke, und ſehe, daß ihr größerer Theil ſich für meinen Antrag entſchloſſen hat. Die Schreiber werden es auf dem Pergamente verzeichnen.“

Nach dieſem Rufe ließen ſich die, welche aufgeſtanden waren, wieder auf ihre Sitze nieder.

Der Biſchof Zdik aber wendete ſich gegen Witiko, und ſagte: „Abgeſendeter des erlauchten Herzogs Soběſlaw! du biſt als Hörer in dieſer Verſammlung aufgenommen.“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, wurde für den Jüngling Witiko ein Sitz in die Verſammlung gebracht.

Zdik ging wieder zu ſeinem Platze.

Witiko verneigte ſich ehrerbietig, ging zu dem Sitze, welcher für ihn herein gebracht worden war, und ließ ſich auf denſelben nieder.

Nachdem dieſe Handlungen vorüber waren, entſtand eine lange Unterbrechung in der Verſammlung. Man trennte ſich von ſeinen Sitzen, Geſpräche wurden angefangen, man geſellte ſich zuſammen, durch die Thüren wurde aus und eingegangen, ja ſogar ein Trunk wurde hie und da gereicht. Zu Witiko kam aus den hinteren Reihen Weliſlaw hervor, reichte ihm die Hand, und ſagte: „Erinnerſt du dich meiner noch?“

„Du biſt Weliſlaw,“ antwortete Witiko.

„Ja,“ erwiederte Weliſlaw, „wir werden wohl in unſeren Meinungen Gegner ſein; aber du biſt heute wieder wie bei Chynow, und das freut mich.“

„Ich weiß nicht, ob wir in unſern Meinungen Gegner ſein werden,“ antwortete Witiko, „ich habe gar keine Meinung, ich erwarte nur die Dinge.“

Auch der Sohn des Rackerat kam zu Witiko hervor. Er war in himmelblauen Sammet gekleidet, und hatte auf der ſchwarzen Haube wieder eine weiße Feder wie bei Chynow. Er ſprach zu Witiko: „Ich habe dir ja geſagt, daß wir wieder zuſammen kommen werden. Du biſt hartnäckig, Witiko, und gibſt nicht nach.“

„Gibſt du nach?“ fragte Witiko.

„Wenn es ſein muß, thut es jeder Menſch,“ entgegnete der andere.

„Nur iſt für den Einen leichter ein Muß da als für den andern,“ ſprach Witiko.

Auch Caſta kam herzu, und ſagte: „Sei mir gegrüßt, Witiko!“

„Ich entſinne mich deiner nicht mehr,“ antwortete Witiko.

„Ich bin Caſta,“ ſagte der andere, „und bin bei Chynow im Zuge zu weit zurück geweſen, als daß du meiner noch gedenken könnteſt. Du biſt heute hier glücklich geweſen.“

„Nur die Sache iſt es,“ ſagte Witiko.

Als die Erholung der Verſammlung eine Weile gedauert hatte, geſchah wieder das dreifache Zeichen mit der Glocke, und als die Thüren geſchloſſen waren, die Reihen ſich geordnet hatten, und Stille eingetreten war, trat Zdik langſam vor, richtete ſein Angeſicht gegen die Verſammlung, ſah ſie eine kurze Zeit an und ſprach dann: „Liebe Ehrwürdige Treue! Es iſt der Augenblick gekommen, in dem wir die große Frage über die Ruhe und das Heil des Landes entſcheiden ſollen. Möge der Segen des allerhöchſten Herrn der Heerſchaaren über dieſen Häuptern ſein, daß beſchloſſen wird, was gerecht und heilſam iſt. Unſer erlauchter edler und umſichtiger Herzog Soběſlaw, welcher fünfzehn Jahre in dieſen Ländern geherrſcht hat, iſt ſo ſchwer erkrankt, daß das Ende ſeines irdiſchen Lebens nahe bevor zu ſtehen ſcheint. Die Heilkundigen ſagen, daß er in kurzer Zeit die Erde verlaſſen wird. Nun iſt, wie uns der ehrwürdige Leche Bolemil deutlich zu Gemüthe geführt hat, in den eben vergangenen Zeiten, wenn ein Wechſel in den Herrſchern ſtattgefunden hat, ſo Schweres eingetreten, daß wir ſehnlich wünſchen müſſen, ſolches jetzt zu vermeiden. Aber die Herrſchertage der letzten zwei Herzoge des gütigen Wladiſlaw und des klugen und gerechten Soběſlaw haben auch gezeigt, daß nicht blos bei einem Wechſel der Herrſchaft die Übel ferne bleiben ſollen, ſondern daß auch bei ihrer Dauer der Samen des Glückes unter dem Schirme des Herrſchers aufgehen, wachſen, und gegen die Zerſtörungslüſte der Einzelnen erſtarken müſſe. Für diejenigen, welche aus verſchiedenen Theilen des Landes herein gekommen ſind, und in großer Zahl nur der heutigen letzten Verſammlung beiwohnen, ſage ich: Es ſind während der gefährlichen Krankheit des

Herzogs von einigen und mehreren Männern Zuſammenkünfte über dieſen Gegenſtand gehalten worden. Es iſt erkannt worden, daß Zwiſte bei dem Übergange und Beſtehen der Herrſchaft nur dann ausbrechen, wenn jeder der Gegner einen großen Anhang hat, der ihm beiſteht. Es iſt daher beſchloſſen worden, zu ergründen, welchem Manne aus dem geliebten Geſchlechte des geheiligten Přemyſl die meiſten der Herren dieſer Länder zugethan ſind, und ob ihre Zahl ſo groß iſt, daß ihre Widerſacher nichts gegen ſie zu unternehmen vermögen, damit dann der erwählte Mann von dieſer Zahl auf den Fürſtenſtuhl gehoben werde, den Widerſpruch durch die Zahl zurückſchrecke, und in den Jahren ſeiner Herrſchaft durch ſie das Gute in den Ländern heranziehe, das zum Frommen aller dient. Es ſind noch zahlreiche Zweige aus dem Stamme Přemyſls übrig. Da iſt Konrad von Znaim der Sohn Lutolds des Sohnes Konrads, da iſt Wratiſlaw von Brünn der Sohn Ulrichs des Sohnes Konrads, welcher Konrad ein Bruder des Königs Wratiſlaw geweſen iſt, da iſt Otto, der nach Rußland geflohen iſt, ein Sohn des ſchwarzen Otto des Sohnes des ſchönen Otto, der ein Bruder des Königs Wratiſlaw geweſen iſt. Dann ſind die Enkel des großen Königs Wratiſlaw, zuerſt durch ſeinen Sohn Bořiwoy die Enkel Spitihněw Leopold Boleſlaw Albrecht, dann durch ſeinen Sohn Wladiſlaw den milden, welcher vor dem jetzigen Herzoge geherrſcht hat, die Enkel Wladiſlaw Diepold und Heinrich, dann durch ſeinen Sohn Soběſlaw unſern jetzigen erlauchten Herzog die Knaben Wladiſlaw Soběſlaw Ulrich und Wenzel. Ich nenne nicht alle Zweiglein, da ihr ſie kennt. Vor zwei Jahren war auf den neunundzwanzigſten Tag des Brachmonates von unſerem erhabenen Herzoge Soběſlaw ein Landtag nach Sadſka einberufen worden, auf welchem die hohen und niederen Herren Böhmens und Mährens auf das Verlangen des Herzogs ſeinen älteſten Sohn Wladiſlaw als ſeinen Nachfolger auf dem Fürſtenſtuhle erkannt haben. Es muß entſchieden werden, ob alle oder viele an dem jungen Sohne Soběſlaws, welcher einundzwanzig Jahre zählt, ferner halten, oder ob ſie meinen, daß das vorzeitige Hinſcheiden des Herzogs die Sache ſo verändert hat, daß ein anderes Übereinkommen getroffen werden müſſe. Es ſind ſo viele Männer aus den Ländern Böhmen und Mähren in dieſem Saale verſammelt, ja faſt alle, deren Wort in den Völkern, die dieſe Länder bewohnen, Bedeutung hat, daß in Wahrheit ein gültiger Endbeſchluß zur Macht und Herrlichkeit des Herrſchers zu Stande kommen kann. Möge zur Feſtigkeit des Herzogſtuhles eine große Einigkeit erzielt werden. Als Führer dieſer Verſammlung rufe ich diejenigen, die ihre Stimme in der Sache zu erheben verzeichnet ſind, auf, zu ſprechen, wie ſie meinen, daß es der Augenblick erfordert. Es iſt groß wichtig und entſcheidend, was hier geſchieht, und von der heutigen Stunde hängt es ab, ob das Glück des Landes auf viele Zeit aus dem Gemache dieſes Hauſes hervorgeht, oder ob ſogleich der Anfang unabſehbaren unentwirrbaren Elendes gemacht wird. Ich habe die Einleitung zu dem Gegenſtande geſprochen.“

Nach dieſer Rede erhoben ſich in der Verſammlung die Rufe: „Sehr gut geſprochen“, „ſehr richtig“, „wahr geſprochen“, und andere unverſtändliche Laute des Beifalls.

Zdik ging wieder zu ſeinem Stuhle zurück, und ſetzte ſich auf denſelben nieder.

Als die Ruhe eingetreten war, erhob ſich Ben, und rief: „Es iſt an der Zeit, daß die, welche angemeldet ſind, über die vorgelegte Sache in ihrer Ordnung reden.“

Er ſetzte ſich wieder nieder.

Es war eine kleine Zeit ſtill, und es erhob ſich niemand. Dann ſtand in der Mitte des Saales ein Mann auf, der zum Oberkleide ein ſchwarzes Bärenfell und auf der ſchwarzen Haube eine blaue Feder hatte. Er rief: „Ich bin Rowno aus dem Mittage Böhmens, und bin auf dem Reichstage in Sadſka geweſen. Dort war der Wille nicht frei. Die groß ſind, erhielten Verſprechungen, und wir die Kleinen fürchteten die Macht. Ich kann nicht für Wladiſlaw den Sohn des erlauchten Herzogs Soběſlaw ſtreiten.“

Nach ihm ſtand ein Mann auf, der ein grobes ſchwarzes Oberkleid und eine Hahnenfeder auf der Bärenhaube hatte. Er rief: „Ich bin Diet von Wettern aus dem Mittage Böhmens, und ſtimme mit meinem Landsmanne Rowno.“

Nach dieſen beiden Männern erhob ſich Milhoſt, und rief: „Jetzt iſt wohl die Reihe der Rede an mir, und ich ſage: Es iſt eine Schmach, daß Männer, welche Weiber und Kinder Schweſtern und Bräute haben, und welche die Waffen in der Hand tragen, und auf ihren Höfen ſitzen haben, einem Herrn dienen, ihm ihr Gut geben, wenn er es verlangt, ihr Blut laſſen, damit er ihnen wieder befehlen, und ihren Sinn beugen kann. Die hohen und niederen Herren des Landes Böhmen und Mähren ſollten herrſchen; denn ſie ſind das Land. Ich trage an, daß die Verſammlung, die in dieſem Saale iſt, Satzungen entwerfe, die der künftige Herzog beſchwöre, und die ihn durch unſere Macht binden, daß er, wenn er auf dem Stuhle ſitzt, nur unſern Willen zum Heile der Länder ausführen, unſere Kraft nicht brechen, und uns nicht zerſtören kann, wie Swatopluk mit den Wršen that. So ſage ich, und weiche nicht davon.“

Nach dieſen Worten erhob ſich in dem Saale ein tönender vielſtimmiger Beifallsruf.

Als er geendet hatte, ſtand Bogdan auf, und ſagte: „Ich bin in Sadſka geweſen. Dort haben alle das Nämliche geſagt, und ein Einzelner konnte nicht anders ſagen. Der Herzog hat unſer Wort gebunden; aber wir ſollten die voreiligen Bande zerſprengen, und frei wählen, wie unſer Inneres gebietet.“

„Es iſt ſo, wir ſollten frei wählen,“ riefen mehrere Stimmen.

Nun ſtand der rothhaarige Beneš auf, und rief: „Ich ſpreche nur, daß der junge Wladiſlaw nie unſer Herzog werden kann; denn Soběſlaw hat uns immer unterdrückt, und endlich hat er uns nach Sadſka gelockt, um uns dort unſern Willen zu rauben.“

„Soběſlaw hat uns unterdrückt, ja, er hat uns unterdrückt,“ rief eifrig und drohend eine Anzahl von Stimmen.

Hierauf erhob ſich Domaſlaw, und ſagte: „Ich füge nur bei, daß Soběſlaw ſehr oft wider uns war. Iſt nicht Konrad von Znaim, weil er ſein Gegner war, ſechs Jahre verhaftet geweſen? Mußte nicht auch Wratiſlaw von Brünn ein Jahr in Gefangenſchaft zubringen? Ich rede nicht von dem unglücklichen Břetiſlaw, dem Sohne jenes Herzogs Břetiſlaw, der ſo traurig im Walde bei Bürglitz endete, und der ein Bruder Sobĕſlaws war. Und hat er nicht Herren, die dieſem freundlich zuhielten, in feſte Burgen geführt? Und ſind ſie nicht auch ſonſt in Haft gehalten worden, wenn ſie gegen ihn waren? Hat er nicht gewollt, daß Bauern Kaufherren Münzer Juden Fiedelſpieler ſchweigen? Darum iſt dieſes Volk gegen uns ſo übermüthig geworden. Der Sprößling eines ſolchen Mannes kann nicht der Herzog der Herren von Böhmen und Mähren werden.“

Es folgte wieder ein langer Beifallsruf auf dieſe Rede.

Da es ruhiger geworden war, ſtand Kochan auf, und ſprach: „Nicht blos der Herzog Sobĕſlaw hat den Herren des Landes entgegen gehandelt, ſondern alle Herzoge, darum ſtimme ich Milhoſt bei; aber nicht, daß Satzungen entworfen werden, die der Herzog beſchwören muß, ſondern daß gar kein Herzog ſei, und wieder die Herren der Länder herrſchen wie einſtens.“

Auch nach dieſen Worten entſtand Zuruf.

Jetzt erhob ſich auf der linken Seite des Saales ein Mann in mittleren Jahren und in einem dunkelblauen Sammetgewande mit braunem Barte und Haare und mit einer weißen Feder auf der ſchwarzen Haube. Er ſprach: „Ich bin Bohuſl, und ſage euch, daß alle Herzoge gegen uns geweſen ſind. Das war ſchon in der älteſten Zeit ſo. Iſt nicht Přemyſl der erſte Herr geweſen, dem die andern ſchweigen mußten? Hat nicht ſchon einer ſeiner Nachkommen Neklan den Lukoherrn Wlaſtiſlaw in einer großen Schlacht tödten laſſen? Sind nicht

Spitihnew und Wratiſlaw des erſten chriſtlichen Herzogs Bořiwoy Söhne nach Regensburg zum Reichstage gegangen, und haben uns in die Abhängigkeit von den Deutſchen gebracht? Hat nicht dieſes erſten Wratiſlaw Gattin Drahomira ihre Schwiegermutter die heilige Ludmila erſchlagen, und ihr Sohn Boleſlaw ſeinen eigenen Bruder den heiligen Wenzel? Hat nicht Boleſlaws Enkel der rothhaarige Boleſlaw den Wršen geholfen die Söhne Slawniks die Brüder des heiligen Adalbert auszurotten, und hat er nicht gegen die Wršen ſelber gewüthet? Hat nicht des Rothhaars Bruder der heftige Ulrich des Wladyken Kreſina ſchöne Tochter Božena geraubt, und zu ſeiner Gattin gemacht, und hat er nicht ſeinen und ihren Sohn den erſten Břetiſlaw, der kühn und tapfer war wie der griechiſche Achilleus, und der die ſchöne Judith von Schweinfurt geraubt hat, zur Flucht genöthigt? Hat nicht dieſes Břetiſlaws Sohn Spitihnew dreihundert Mährer zu einem Reichstage geladen, und ſie dann als Geiſeln zurück behalten? Ich rede nicht von der neueren Zeit, der Lohe Bolemil hat ſie uns ſchon geſchildert. Ich erwähne nur eines Dinges, der Vertilgung der Wrše durch den unbändigen Swatopluk. Wäre Solches möglich, wenn unſre Macht ſtatt der Macht der Herzoge wäre?“

Ein großer Beifall brach bei dieſen Worten aus, und viele Stimmen riefen: „Ja, ſo haben ſie gethan“, „ſo iſt es geſchehen“, „ſie waren immer gegen uns“.

Nach Bohuš ſtand Dršlaw auf, und ſagte: „Wenn wir Wladiſlaw nicht nehmen, ſo nehmen wir Soběſlaws andere Kinder noch weniger, da ſie kaum noch Knaben ſind.“

„Wir nehmen ſie nicht,“ „wir nehmen ſie nicht,“ riefen vielfältige Stimmen.

Nach Drſlaw erhob ſich in der zweiten Reihe ein alter Mann mit weißen Haaren, die einmal blond geweſen ſein mochten, und mit dunkelblauen Augen. Er trug ein ſchwarzes Gewand ohne Feder. Er rief: „Ich bin Mireta aus dem Mittage Mährens.“

Dann ſprach er: „Wenn wir nur Klagen aufführen, erreichen wir unſer Ziel nicht. Einmal iſt es anders geweſen. Da alle Völker zu Hauſe in kleinen Stämmen ihres Lebens pflegten, konnten auch wir ohne Haupt in der Heimath unſere Dinge thun, und nur gelegentliche Angriffe abwehren; als aber die Stämme um uns ſich geeinigt haben, brauchen wir einen Herzog, der uns gegen ſie einigt, und der unſer Land darſtellt. Ich ſchlage vor, daß wir den Fürſten von Znaim Konrad den Sohn Lutolds des Bruderſohnes des Königs Wratiſlaw wählen. Wir, die wir in dem Mittage des Landes Mähren wohnen, kennen den Fürſten. Seine Mannesjahre ſind klug und gemäßigt. Er iſt im Unglücke in ſich gekehrt worden. Der erlauchte Herzog Soběſlaw hat ihn, da er zu weit über ſeine Rechte ſtrebte, ſechs Jahre, und zwar zuerſt hier auf dem Wyšehrad und dann bei Heinrich von Groitſch in Haft gehalten. Er hat Strafe kennen gelernt, und iſt in den weitern ſechs Jahren, die er wieder bei uns wohnte, mild gegen uns und achtungsvoll gegen unſere Rechte geworden. Viele Lechen aus dem Lande Mähren wie Drſlaw Zhota Soben Trebo Stibor werden mir beiſtimmen.“

„Ich ſtimme bei,“ rief einer im Saale.

„Ich auch, ich auch," riefen mehrere.

Nach dem alten Mireta ſtand ein Mann in den mittleren Jahren auf. Er trug ein ſehr grobes gelbgraues Wollkleid und eine Wolfsmütze. Er rief: „Ich bin Oſel aus dem Mittage Böhmens ein kleiner Beſitzmann, und ſage, daß wir lieber einem Herzoge mit Gut und Waffen ſteuern, als uns von einem oder mehreren Lechen quälen laſſen."

„Das iſt wahr", „ja, ja", riefen mehrere Stimmen, und langer Beifall tönte.

Nun erhob ſich ein alter Mann in der erſten Reihe, welcher weißgraue Haare blaue Augen und ein röthliches Angeſicht hatte, und dunkelbraune Sammetkleider trug. Er rief: „Ich bin Zuata der Sohn des Tas."

Ein Ruf des Beifalls entſtand bei dieſen Worten.

Dann ſagte Zuata: „Wenn wir Wladiſlaw den Sohn unſers erlauchten Herzogs Soběſlaw nicht als Nachfolger ſeines Vaters wählen, ſo ſchlage ich einen andern Wladiſlaw vor, nämlich Wladiſlaw den Sohn des weiſen und milden Herzogs Wladiſlaw, den Enkel des Königs Wratiſlaw, den Brudersſohn des jetzigen Herzogs Soběſlaw. Er iſt der Sohn des Mannes, welcher in ſechzehn Jahren ſeiner Herrſchaft nur immer gut geweſen iſt, welcher freiwillig ſeinem Bruder Bořiwoy den Fürſtenſtuhl abtrat, und welcher uns auf ſeinem Sterbebette den guten Herzog Soběſlaw gab, der nun ſelber im Sterben liegt. Der Jüngling iſt heiter und freundlich wie ſein Vater, er geht mit unſern Angehörigen um, und er wird unſere gerechten Anſprüche erfüllen."

„Ja, ja,“ riefen Stimmen.“ „Ja, ja, ja,“ riefen noch mehrere Stimmen, und Beifallsruf erhob ſich.

Als er verhallt war, ſtand Slawibor auf, und ſagte: „Ich denke, daß wir doch auch nicht auf Wratiſlaw von Brünn vergeſſen ſollen, damit wir ſeine Anſprüche und Eigenſchaften gerecht und genau prüfen.

„Ja, wir ſollen ſie prüfen,“ rief eine Stimme.

„Ja, ja,“ riefen mehrere Stimmen.

„Wratiſlaw,“ riefen andere, und es ertönte wieder Beifall.

Nun erhob ſich Silveſter der Biſchof von Prag. Er trat in den freien Raum, richtete ſeine Augen gegen die Verſammlung, blieb ſtehen, und ſprach: „Liebe Gute Anſchauliche! Nach Slawibor bin ich an der Reihe zu reden. Ihr ſeht, daß meine Haare weiß ſind, und mein Nacken gebeugt iſt. Ich rede nicht aus Luſt oder Unluſt oder für eine Perſon, ſondern als der, der zum oberſten Seelenhirten dieſes Landes erwählt iſt, wenn auch nicht würdig und noch nicht von ſeinem erzbiſchöflichen Oberherren von Mainz geweiht. Ich habe nicht für den Jüngling, welchen der Herzog geſendet hat, geſprochen, daß es nicht ſcheine, daß ich nur durch Gunſt für den Herzog Soběſlaw bewegt ſei. Ich rede zu euch, weil ihr Chriſten ſeid. Es ſind in Prag und in dieſer Burg Wyšehrad Verſammlungen gehalten worden, und es iſt heute hier eine große Verſammlung, zu welcher faſt alle Herren der Länder Böhmen und Mähren gekommen ſind. Dieſe Verſammlungen haben in der bangen Lage zum Rettung und um einen Herzog geſucht. Aber die Verſammlungen beſtehen vor dem Auge Gottes nicht. Unſer Herzog lebt, und iſt in Hoſta's Burg ſchwer erkrankt. Die

Arzneiverſtändigen ſagen, daß er an dieſer Krankheit ſterben werde; aber der den Lazarus erweckt hat, der zu dem Krüppel geſagt hat: Geh', und wandle, der kann ihn zu uns führen, und ihn für den Fürſtenſtuhl noch eine Reihe von Zeiten erhalten. Wenn aber auch in ſeinem Rathe beſtimmt iſt, daß der Herzog in das ſelige Leben gerufen werden ſoll, ſo iſt auch darnach der Herzog vorhanden; faſt alle in dieſem Saale, ſo weit meine Augen reichen, haben Wladiſlaw den Sohn unſers erlauchten Herzogs Soběſlaw, welchen der deutſche König Konrad vor zwei Jahren am zweiundzwanzigſten Tage des Monates Mai auf dem Fürſtentage zu Bamberg mit der Herzogsfahne Böhmens belehnt hatte, auf dem Tage unſerer Länder in Sadſka am neunundzwanzigſten des Brachmonates desſelben Jahres in dieſe Belehnung eingeführt. Es beſteht demnach Wladiſlaw der Sohn unſers guten Herzogs Soběſlaw als künftiger Herzog. Schon die Prieſter der falſchen Götter, welche in Griechenland und Rom und vor kurzer Zeit auch noch in dieſem Lande nur in einer andern Weiſe verehrt worden ſind, haben harte Strafen für den Frevel des Meineides verkündet: um wie viel mehr ſtraft ihn der gerechte und der einzig wahre Gott der Chriſten. Aber nicht der Strafe ſondern des Glaubens willen halten die Chriſten ihr Gelöbniß. Und wenn die Hand des Meineidigen verdorrt iſt, oder aus dem Grabe heraus gewachſen iſt, oder wenn Gott durch Wunder und Zeichen Entſetzen in die Seele des Meineidigen geworfen hat, ſo hat er dadurch nur den Abſcheu vor dieſem unmenſchlichſten aller Frevel kund gethan. Und auch der irdiſche Vortheil, den ihr durch Meineid erſtrebt, wird nicht erreicht. Die

Vereinigung im Unrechte iſt ſchwach, wie ſtark auch die Verbindungsſtelle zu ſein ſcheint; denn der Fürſt der Zwietracht, der den Faden geſchlungen hat, zerreißt ihn wieder, weil er leicht zu zerreißen iſt, und ſtößt die Glieder gegen einander, weil man von Unrecht leicht wieder zu Unrecht geht: die Vereinigung im Rechte aber iſt ſtark, wie ſchwach auch die Verbindungsſtelle zu ſein ſcheint, weil Gott den Faden geknüpft hat, und weil man erſchrickt, vom Rechte zu weichen. Wer durch den Knaben David den Rieſen Goliath erſchlagen hat, wer durch den Richter Gideon tauſend Feinde in das Gras ſtrecken ließ, der kann durch den Knaben Wladiſlaw, dem ihr voreilig geſchworen zu haben glaubt, dieſes Land retten. Und es war ſein Finger, der euch ſo zahlreich nach Sadſka geführt, und dort hat ſchwören laſſen. Denn ſage ich, und bitte euch in chriſtlicher Demuth: Sendet zu dem Herzoge Soběſlaw, und ſagt: Wir ſind in deiner ſchweren Krankheit zuſammengekommen, um zu berathen, und haben als das Rechte erkannt, daß wir Gott bitten ſollen, er möge dir die Geneſung wieder ſchenken, und daß wir, wenn er dich einmal in ſein Reich aufnimmt, deinem Sohne Wladiſlaw als unſerm Herzoge dienen. So ſage ich, und ſo halte ich es für Recht."

Als der Biſchof dieſe Worte geredet hatte, ſtand ein Prieſter nach dem andern und ſtanden die Äbte auf, und verneigten ſich tief vor ihm, und in Theilen des Saales brach ein freudiger Zuruf aus.

Der Biſchof ging wieder zu ſeinem Sitze, und ließ ſich auf demſelben nieder.

Als einige Zeit vergangen war, und die Verſammlung wieder nach einem Redner ſchaute, ſtand der alte Bolemil auf, und ſprach: „Nach dem hochehrwürdigen Biſchofe Silveſter kömmt die Rede an mich. Meine Worte werden gewiß vergeblich ſein, weil die Jugend und viele Männer nach ihren Gelüſten vorwärts gehen; aber ich rede ſie, weil ich ſie ſchuldig bin. Ich muß wieder von den alten Zeiten anfangen. Als der König Wratiſlaw herrſchte, waren auch Streite, er hatte, als er Herzog war, viel Hader mit ſeinem Bruder Jaromir dem Biſchofe von Prag, und da er König war, mit ſeinem Bruder Konrad von Brünn, und er hatte einen ſchmerzlichen Zerſtoß mit ſeinem eigenen Sohne Břetiſlaw, welchen Kämpfen ich ſelber ſchon als junger Dienſtmann beiwohnte; aber dieſe Streite wurden immer nur durch eine ſtarke Aufreizung, wie ſie bei Menſchen vorkommen, angezündet, und ſie wurden mit Reueſchmerz und mit Bruder- und Freundesthränen geſtillt, wie der milde König vor Brünn mit der öſterreichiſchen Hilburg der Gemalin ſeines Bruders Konrad gethan hat. Man wußte damals ſtets, wer Herzog ſei, ſein Recht war nie in Zweifel geſtellt, man that ſeine Pflicht, und alle hervorragenden Männer verehrten den König und Herzog, und das Volk insgeſammt, wie ſogar die Feinde des Königs ſagen, liebte ihn, von dem größten Landmanne Böhmens bis zu dem armen Sackpfeifer herab. Da war ein Mann, ihr müßt ſeinen Ruf kennen, ſein Name war Božetěch, er war Abt, und ſtand dem Kloſter an der Sazawa vor: dieſer malte liebliche Bilder, und geſtaltete aus Holz und Stein und Bein Heilige und himmliſche Erſcheinungen, daß die Menſchen herzu kamen, und ſie mit Bewunderung und Thränen anſahen. Er war ein hochgeſinnter fröhlicher Mann, und bei dem Könige Wratiſlaw ſehr wohlbeliebt. Einmal griff er bei einer hohen Meſſe dem Biſchofe Cosmas vor, und ſetzte dem Könige die Krone auf. Darüber erzürnte der Biſchof ſo ſehr, daß er ihm befahl, ein Heilandskreuz von ſeiner eigenen Lebensgröße zu ſchnitzen, es auf ſeinen Schultern nach Rom zu tragen, und es daſelbſt in der Kirche des heiligen Petrus niederzulegen. Und der Mann Božetěch that, was ihm befohlen worden war. Wo iſt jetzt einer, der, wenn er auch wüßte, was Gehorſam iſt, ein ſolches Zeichen gäbe, die Heiligkeit der Ordnung anzuerkennen? Das iſt zu Grunde gegangen. Damals folgten die Herzoge auf einander ohne Widerrede. Auf den heftigen Ulrich folgte der erſte Břetiſlaw, der das Alterserblichkeitsgeſetz errichtete, auf Břetiſlaw folgte der ſchöne Spitihněw, und auf ihn ſein Bruder unſer König Wratiſlaw, auf dieſen ſein Bruder Konrad, und auf Konrad der Sohn Wratiſlaws der zweite Břetiſlaw, der die Alterserblichkeit zerſtörte. Daraus folgten die böſen Kämpfe, von denen ich heute ſchon geſprochen habe. Vor der Alterserblichkeit, da die Söhne der Herzoge nach der Väter Tode immer das Land theilten, waren auch blutige wilde Streite. Dieſe Streite aber heilte das Alterserblichkeitsgeſetz; es brachte aber andere. Der Herzog, welcher ſeinen Kindern und Brüdern wohl will, wird ſie eifriger als Nachfolger wünſchen als den älteſten des Geſchlechtes, der ſeiner Liebe ſehr entfernt ſein kann, und weil er die Macht hat, wird er verſucht ſein, ſie zu gebrauchen. Der heftige zweite Břetiſlaw, der ſchon in ſeiner Jugend auf einem Kriegszuge durch ein unvorſichtiges Bad in einem Fluſſe, durch welches er die Feinde auf ſich lockte, vielen Großen des Reiches, die ihn bewachten, den Tod bereitete, der den Freund ſeines Vaters Wratiſlaw Zderad, welcher ihm dies einmal vorwarf, tödtete, und dadurch Mißtrauen zwiſchen ſich und ſeinem Vater und ſogar einen ſündhaften Sohneskrieg entzündete, hat es gethan. Er hat mit ſeinen Lechen und Županen ſeinem Bruder Bořiwoy gegen das Alterserblichkeitsgeſetz die Nachfolge geſichert, weil er dem geſetzlichen Nachfolger ſeinem Vetter Ulrich zürnte. Ihr wiſſet, wie er geendet hat. In dem Walde von Bürgliz iſt er von einem Manne ermordet worden, wie man ſagt, aus Rache der Wrše Božey und Mutina, die er verbannt hatte. Wer durch Todſchlag zeigt, daß er das Leben eines Menſchen nicht achtet, gibt andern die Lehre, das ſeine auch nicht zu achten. Und doch war er ſonſt ein guter Mann, er herrſchte zur Wohlfahrt des Landes, und da er auf ſo traurige Weiſe geſtorben war, weinte Jung und Alt um ihn. Nach ſeiner Herrſchaft kam, wie ſie kommen mußte, eine völlige Unſicherheit in die Nachfolge. Dem von ihm eingeſetzten Bořiwoy entriß Swatopluk die Herrſchaft, nach der Ermordung Swatopluks im Kriegslager wählte das Heer auf fremdem Boden für ſich einen Herzog und zwar Otto den Bruder Swatopluks, ein Wahllandtag zu Hauſe wieder für ſich Wladiſlaw den Bruder Bořiwoy's und Halbbruder Břetiſlaws, und es kam zu einem Vergleiche, in welchem Otto ſeinem Anſpruche entſagte. Wladiſlaw aber gab aus eigenem Willen auf ſeinem Sterbebette die Nachfolge Soběſlaw unſerem jetzigen Herzoge, der unter der Freude des Volkes den Fürſtenſtuhl beſtieg, und nun, da der Herzog noch lebt, da der nächſte Herzog ſchon beſtimmt und anerkannt iſt, ſind wir wieder verſammelt, einen Herzog zu wählen. Was kann aus dieſen Dingen werden? Durch die Ungewißheit der Nachfolge ſind von jenem Břetiſlaw an mehrere Hunderte der hervorragenden Männer der Länder um das Leben gekommen, und viele Tauſende des Volkes in das Grab geſunken, es ſind Städte in Aſche gelegt, Dörfer dem Erdboden gleich gemacht, und ſaatreiche Fluren in Einöden verwandelt worden, und das Land iſt immer mehr in die Abhängigkeit von Fremden gekommen, weil jeder, der den Herzogſtuhl verlangte, gerne auswärtige Hilfe ſuchte, wie Bořiwoy Swatopluk und wie Otto und wie ſelbſt der edle Wladiſlaw. Dieſe Übel, die jetzt in unſerer Zeit ſind, gehen tiefer, und faſſen mehr alle Beſtandtheile der Länder an als die, welche früher geweſen ſind. Und wenn ſie fortdauern, ſo wird der Herzogſtuhl zittern, wird ein Schatten werden, und in die Macht eines fremden Mannes fallen. Nicht die Frage iſt jetzt die größte, wer ſoll Herzog ſein, ſondern die, wie ſoll die Nachfolge beſtellt werden? Und wenn ihr heute in unſerer Verſammlung den Beſten wählt, welcher auf dem Erdboden iſt, und wenn er ein langes Leben führt, und während dieſes langen Lebens die Länder wohl beherrſcht, ſo iſt das Unglück nur aufgeſchoben, und es bricht nach ſeinem Tode aus, es wäre denn, daß dort wieder der beſte gewählt werden könnte, und ſo immer fort, und daß jeder Gewählte die Macht habe, die, welche die Wahl als kein Geſetz erkennen wollen, nieder zu halten. Wie ich zu erkennen meine, neigen ſich die Herren der Länder Böhmen und Mähren dahin, die Herzoge nach dem Tode der Vorgänger von nun an durch die

Wahl zu beſtellen; aber dann wäre es beſſer, zu dem verlaſſenen ſchlechten Alterserblichkeitsgeſetze zurückzukehren, als alles auf dieſe Spitze zu ſetzen. Es ſcheint glaublich, daß man durch die Wahl immer ſollte den Beſten erkieſen können; aber ich habe lange gelebt, und viele Menſchen geſehen: wie wenige gibt es, die zu wählen verſtehen, und wie wenige, die wählen dürfen. Wenn auch die Herren der Länder Böhmen und Mähren das Land ſind, ſo ſind doch auch die Bauern da und die anderen, derer ſie gedenken müſſen; aber auch wenn ſie ihrer gedenken, ſo iſt die große Zahl der Menſchen ſo, daß ſie zuerſt ihrer ſelbſt gedenkt, und auch nicht recht ihrer ſelbſt ſondern ihrer Luſt. Die, welche nach dem Fürſtenſtuhle trachten, werden Verſprechungen machen, und wenn der gewählte Herzog Einigen zuwider handelt, ſo werden ſie ſich verbinden, einen neuen zu wählen, der gefügiger iſt, und wieder einen andern, und dieſes werden ſie gerade deſto mehr thun, je mehr ſie durch Kriege, die dieſe Dinge begleiten, wild und begehrlich geworden ſind. Sie werden ſich theilen, bis ein Fremder den geſchändeten Stuhl nimmt, wie in den traurigen Zeiten des rothhaarigen Boleſlaw ſchon der polniſche Boleſlaw gethan hat. Möge dann der Fremde eine milde weiſe und mächtige Hand über die Länder ſtrecken. Dieſe meine Augen, ſo alt ſie ſind, können es noch ſehen, daß viele von denen, die heute für Wladiſlaw den Sohn des vorigen Herzoges Wladiſlaw ſtimmen, wenn er erwählt iſt, wieder von ihm abfallen, und gegen ihn in den Waffen ſtehen. Ich muß daher mit chriſtlichem Glauben ſagen: Haltet euer Verſprechen, welches ihr Wladiſlaw dem Sohne unſeres Herzoges Soběſlaw gegeben habt, und huldiget ihm nach dem Tode ſeines Vaters als Herzog. Vereinigt euch um ihn, und ihr werdet mit ihm, wenn er auch jung iſt, im Rechte ſtark ſein, wie der hochehrwürdige Biſchof Silveſter geſagt hat, ſonſt aber ſchwach. Das Verſprechen in Sadſka war nicht erzwungen; denn es mußte keiner hingehen, oder er konnte es wieder ohne Zuſage verlaſſen. Wenn aber die Herrſchaft dieſes Wladiſlaw mit euch feſt gegründet iſt, dann verbindet euch mit ihm, und errichtet in langem und reifem Rathe eine Herrſcherfolge, daß das jetzige Unheil und alles künftige vermieden werde. So ſpreche ich, und kann in meinem Alter die Gedanken nicht mehr ändern."

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Bolemil wieder nieder.

Als er geendigt hatte, brachen Rufe aus: „Ja, unſere Lage iſt ſehr übel", „er hat recht, wir ſind in Wuth und Kämpfe gerathen", „das Land geht dem Unheile entgegen", „das muß geändert werden", „wir wollen nicht wieder Gut und Blut verlieren", „wir ſollen nicht von hier fortgehen, bis alles geordnet iſt", „wir müſſen einmal Ruhe haben".

Hierauf waren die Laute nicht mehr verſtändlich, und es war ein bloßes Getümmel.

Als durch eindringliche Zeichen des Biſchofes Zdik das Toſen ſich gelegt hatte, und eine ſolche Stille eingetreten war, daß man Worte vernehmen konnte, rief er: „Die Reihe der Rede iſt nun an mir."

Da es ganz ſtille geworden war, ſprach er: „Ich habe nur weniges zu ſagen; aber bedeutet es. Als wir vor zwei Jahren in Sadſka waren, haben wir ein gutes Werk vollbracht. Wir haben den künftigen Herzog vorbeſtimmt, daß bei dem Übergange der Herrſchaft die Ordnung des Reiches gewahrt werde. Unſer edler Herzog Soběſlaw war noch nicht ſo alt, daß wir an ſeinen baldigen Hintritt hätten denken ſollen, und wir erwarteten, daß er ſeinen Sohn Wladiſlaw, den wir anerkannt hatten, unter ſeinen Augen zum feſten Herrſcher bilden werde, wie er ſelbſt iſt. Das iſt aber anders geworden, unſer Herzog iſt dem Tode nahe, und ſein Sohn Wladiſlaw iſt erſt einundzwanzig Jahre alt. Die Zeiten aber ſind verwirrt, und die Meinungen wenden ſich nach ſo verſchiedenen Richtungen, daß ein junger Herzog ſie nicht vereinigen wird können, daß er nach dem weichen Jugendherzen ihnen abwechſelnd folgen wird, und daß wir dadurch Kriegen und Zerrüttungen entgegengehen. Wenn wir das Verſprechen, welches wir in Sadſka gegeben haben, nicht halten, ſo begehen wir keine Sünde; weil die Vorbedingung, welche wir uns alle bei dem Verſprechen gedacht haben, nicht erfüllt worden iſt. Durch die Haltung des Verſprechens würden wir die Übel herbeiführen, welche wir durch das Verſprechen beſeitigen wollten. Daher iſt mein Glaube, daß wir einen andern Herzog wählen ſollen, der jetzt ſchon auszuführen im Stande iſt, was wir erſt in künftigen Zeiten von Soběſlaws Sohne erwarten könnten. Ich weiß einen Mann, der es kann. Wenn mein armes Leben für ihn zur Bürgſchaft angenommen würde, und wenn dieſes Leben verlangt würde, daß man ihn wähle, ſo lege ich es hin. Es iſt Wladiſlaw der Sohn unſeres vorigen Herzoges Wladiſlaw, der gütig und weiſe geherrſcht, und der uns auf ſeinem Sterbebette unſern jetzigen Herzog gegeben hat. Der Sohn Wladiſlaw iſt ſo jung, daß er zu edler That kräftig iſt, und ſo alt, daß er Einſicht und Erfahrung hat, ſein Körper iſt ſchön und ſtark, daß er zu hohen Jahren gelangen kann, ſein Geiſt iſt hell und klug, ſein Gemüth wohlwollend und leutſelig, er liebt uns, er wird die Rechte des Landes achten, ſein Wohl befeſtigen, und es iſt etwas in ihm, daß er es vielleicht auch noch zu hohem Glanze heben kann. Ich rede aus ſorgfältiger Beobachtung, und rede nicht für mich. Ich ſage: Wählen wir Wladiſlaw den Sohn unſers vorigen Herzogs Wladiſlaw zu unſerem nächſten Herzoge, und ſetzen wir ihn, wenn in Kürze der Tod Soběſlaws erfolgt, auf den Fürſtenſtuhl. Wenn es aber Gott dem Allmächtigen gefällt, unſern vortrefflichen erlauchten Herzog Soběſlaw aus ſeiner jetzigen ſchweren Krankheit wieder zur Geſundheit zu führen, ſo ſoll der heutige Beſchluß nichtig ſein, und wieder das Verſprechen in Sadſka gelten. So rede ich, und ich bitte euch, beherziget es.“

Nach dieſen Worten ging Zdik zu ſeinem Sitze.

Es entſtand nun wieder ein ſtarkes Rufen und eine Bewegung der Körper, daraus nichts zu entnehmen war, bis einzelne Stimmen durchdrangen, die riefen: „Laßt weiter ſprechen, laßt weiter ſprechen.“

Als es ruhiger geworden war, ſtand Diwiš von ſeinem Platze auf, und da ſich alle gegen ihn wandten, um ihn zu hören, ſprach er: „Ich bin ein alter ſchlichter Mann, und ſage: Bleibt bei eurem Worte.“

Auch jetzt folgten verworrene Rufe.

Da hierauf eine kleine Weile niemand geredet hatte, ſtand in der erſten Reihe der Mann mit dem weißen Barte und dem weiten dunkelpurpurnen Sammetgewande auf, trat einige Schritte gegen den freien Raum, kehrte ſich gegen die Verſammlung, und ſagte: „Ich bin Načerat der Sohn des Tas.“

Ein allgemeiner Jubelruf folgte dieſen Worten.

Als er verhallt, und tiefe Stille eingetreten war, ſprach der Mann: „Liebe gewogene anſehnliche Herren! Ich bin ein unbedeutender Mann in dieſen großen und mächtigen Ländern.“

„Der bedeutendſte,“ rief eine Stimme.

„Ein unbedeutender Mann,“ fuhr Načerat fort.

„Nein, nein, nein,“ rief eine Menge von Stimmen.

„Meine Worte ſind nicht wichtig,“ ſagte Načerat.

„Ja, ja, ja, ja,“ rief es durch einander.

„Liebe Anſehnliche,“ ſagte Načerat, „wenn ihr mir wohlwollet, ſo höret mich.“

„Hört ihn,“ riefen Stimmen.

Als es ſtille geworden war, ſprach Načerat: „Ich bin unbedeutend in dieſer hohen Verſammlung. Meine Worte werden keine Triftigkeit haben, und werden in den Wagſchalen, die ihr in euren weiſen Händen haltet, und die ihr ſchon gerichtet haben werdet, nichts ändern; aber ich glaube, daß in dieſen ſchweren Zeiten der Große und Kleine reden muß, damit er ſeinen Antheil zeige. Dieſe erhabene Verſammlung iſt eine wichtige aber friedfertige, ich bin ohne Waffen gekommen, weil ſie ihr Werk in Frieden und Eintracht ſchlichten wird, wie einmal in vergangenen Zeiten unſer Land in Glück und Frieden verwaltet worden iſt. Ihr werdet wiſſen, und es iſt in ſchönen lateiniſchen Worten aufgeſchrieben, daß unſer Volk ein ſtilles geweſen iſt; es hat nur fremde Angriffe abgewehrt, und hat dazu einen Kriegsführer gewählt, der darnach wieder keine Macht hatte. So war der Vater Čech, der vor ſiebenhundert Jahren unſere Leute in dieſes Land geführt hat. Nach ihm erſcheint kein Gewalthaber. So war Samo vor fünfhundert Jahren, dem wieder keiner folgte. Für das Wohl und das Recht der Gemeinden ſorgten die Älteſten dieſer Gemeinden, denen daher der Name Staroſten blieb. Und die Verſammlung der Staroſten aller Gemeinden ordnete und verwaltete auf Landtagen das Land. Wer durch Beſitz und Erfahrung hervorragend war, der konnte auch in jüngeren Jahren ein Staroſt werden. So entſtanden die Namen Lechen Kmeten Wladyken. Wenn einer durch Weisheit bekannt war, gehorchten ihm die Andern freiwillig wie einem Fürſten, und er hatte die väterliche Macht. So war Krok. Aber wie damals die Kinder nach dem Tode ihres Vaters ihr Erbe ungetheilt ließen, und ſich zur Verwaltung desſelben aus ihrer Mitte einen Wladyken wählten, ſo geſchah es auch zuweilen, daß die Landeskinder zur Verwaltung des Landes gleichſam einen Wladyken des Landes wählten, der dann ihr Fürſt war. Das iſt in ſpäteren Zeiten ſtets öfter geworden. Die Landeskinder aber ſind immer die Lechen Kmeten und Wladyken geweſen. Sie ſind in dieſem Saale verſammelt. Der Herzog herrſcht nur durch ſie und mit ihnen. Eure Rechte müſſen vor denen des Herzogs gewahrt werden, weil er aus euch hervorgeht. Nur ſo wird eine glückliche friedfertige Zeit, in der ein Einzelner nicht die Kraft und das Gut Aller für ſich gebrauchen und verwenden kann. Es ſind aber unter den Herzogen ſolche geweſen, welche die Rechte der Landeskinder nicht gewürdiget, und nur ihr eigenes Wohl bedacht haben. Selbſt unſer edler erlauchter und ruhmreicher Herzog Soběſlaw, dem Gott die Wiedergeneſung ſchenken möge, hat nicht immer den Rath der Großen verlangt, und ſie öfter abſeits ſtehen laſſen. Darum bin ich auch für ſeinen Boten in dieſer Verſammlung nicht aufgeſtanden, wenn es mir gleich nicht unlieb iſt, daß derſelbe vor uns auf einem Stuhle ſitzt. Weil nun euch als Landeskindern die Wahl des Herzogs zuſteht, ſo habt ihr gewiß ſchon bis zur Schlußfaſſung erwogen, wer der künftige Herzog ſein wird, und daß er eure Rechte achtet. Wir können euch nur für dieſe That den tiefſten Dank bringen, da durch ſie wieder das Glück und die Ruhe und der Reichthum in unſere Fluren einkehrt, wie es einſtens geweſen iſt. Wir die wenigeren haben in der Zeit vor eurem Erſcheinen in dieſer Stadt und in dieſem Saale mehrere Zuſammenkünfte gehabt, und haben auch auf dieſe Dinge unſere Gedanken gerichtet. Es iſt uns der Mann zu Sinne gekommen, den früher mein Bruder Znata genannt, und den der hochehrwürdige Biſchof von Olmütz empfohlen hat, Wladiſlaw der Sohn unſers vorigen edlen Herzogs Wladiſlaw. Er iſt gut und freundlich, er liebt unſere Kinder, theilt ihre Freuden und Leiden, hört ihre Meinungen, ſpielt ihre Spiele, und ſcheut ihre Rechte, er hat Ehrfurcht vor ihren Vätern und dem Rathe derſelben. Wenn ihr aber den andern Wladiſlaw den Sohn Soběſlaws wählen werdet, ſo iſt es gewiß, daß ihr überzeugt ſeid, daß derſelbe noch mehr eure Rechte ſchützen, noch mehr euren Rath hören, noch mehr die Landeskinder beglücken wird. Ich ende meine Worte, die ſchon zu lange gedauert haben.“

Načerat ging wieder zu ſeinem Sitze.

Es entſtand nun ein ſo ſtarkes Rufen, daß es betäubend war: „Nicht der Sohn Soběſlaws“, „dein Wladiſlaw“, „Wladiſlaw“, „Wladiſlaw“, „Wladiſlaw.“

Der Sohn des Načerat hatte ſein Schwert ſammt der Scheide aus dem Gürtel gelöſet, und ſchwang es vor Freude jauchzend um ſein Haupt. Die meiſten der Anweſenden begannen mit ihren Händen an die Scheiden der Schwerter zu ſchlagen, daß es raſſelte und klirrte.

Die meiſten ſtanden auf, viele traten auf ihre Sitze.

Als wieder Stimmen vernehmbar wurden, hörte man neuerdings nur die Worte: „Wladiſlaw“, „Wladiſlaw“, „Wladiſlaw“.

Da das Rufen ſich abſchwächte, drangen Stimmen mit den Worten vor: „Nicht mehr ſprechen“, „nicht mehr ſprechen.“

Der großgewachſene ſchwarzhaarige Předbor rief mit einer furchtbaren Stimme: „Wladiſlaw iſt gewählt.“

Es erſcholl nun wie aus einem Munde: „Wladiſlaw iſt gewählt“, „Wladiſlaw iſt gewählt“.

Endlich nach geraumer Zeit ging Zdik zu der Glocke, und ſchlug mit Gewalt auf dieſelbe.

Als die Unruhe ſich gemindert hatte, rief er: „Und wenn ihr auch auf dieſe Weiſe gewählt habt, ſo müſſen doch noch, die zu reden befugt ſind, gerufen werden, und es muß die Abſtimmung folgen.“

Ben trat vor, und rief: „Ich fordere als zweiter Führer der Verſammlung diejenigen auf, zu reden, welche noch angemeldet ſind."

„Wir ſprechen nicht mehr," riefen mehrere Stimmen.

Ben rief wieder: „Wenn niemand mehr ſprechen will, muß die Antwort durch Schweigen geſchehen. Ich rufe daher noch einmal die nächſten Redner auf, zu ſprechen."

Es erfolgte keine Antwort.

„So iſt die Sprache über die Herzogswahl geſchloſſen," rief Ben.

„Geſchloſſen," ertönte eine Menge von Stimmen.

Zdik gab jetzt mit drei langſamen Schlägen das Zeichen, daß man ſich zur Abſtimmung richte. Dann rief er: „Daß man ſtimmen könne, müſſen die Männer dieſer Verſammlung ſitzen."

Als ſich alle niedergeſetzt hatten, rief er: „Ich Zdik der Biſchof von Olmütz der erſte Führer dieſer hohen Verſammlung fordere alle diejenigen auf, ſich von ihren Plätzen zu erheben, welche des Sinnes ſind, daß Wladiſlaw der Sohn des erlauchten verſtorbenen Herzogs Wladiſlaw nach dem Tode unſeres ruhmreichen Herzogs Soběſlaw Herzog der Länder Böhmen und Mähren werde."

Načerat erhob ſich von ſeinem Sitze, Znata, der alte Milota, Ctibor, alle jungen Männer ſtanden auf, immer mehrere erhoben ſich, auch Prieſter, bis endlich faſt die ganze Verſammlung neben ihren Sitzen ſtand.

Zdik rief mit lauter Stimme: „Wladiſlaw der Sohn des letzten geſtorbenen Herzoges Wladiſlaw iſt von den Herren der Länder Böhmen und Mähren für den Tod des Herzoges

Soběſlaw zum Herzoge dieſer Länder gewählt worden. Die Wahl wird in die Pergamente eingetragen werden.“

Ein Jubel entſtand nun, der den Saal erzittern und die Luft beben machte.

Nach langer Zeit konnte man erſt die Rufe vernehmen: „Nun iſt alles glücklich geendet“, „nun iſt wieder das Glück im Lande“, „nun ſind wir endlich einmal erlöſet“, „nun iſt alles gut“.

Zdik gab ein Zeichen, daß er reden wolle.

Als man ihm durch vieles Bemühen Friſt zum Sprechen gemacht hatte, ſagte er: „Nun beantrage ich, daß eine Botſchaft an den Gewählten, der ſich in Wien befindet, abgeordnet werde, und auch eine Botſchaft, welche dem Herzoge Soběſlaw Nachricht von dem Geſchehenen gebe.“

Načerat ſtand auf, und ſprach: „Ich meine, daß der Antrag gut iſt, ſenden wir die Botſchaft an Wladiſlaw, und ich ſchlage vor, daß wir uns in drei Tagen zur Berathung der Botſchaft an Soběſlaw verſammeln.“

„In drei Tagen an Soběſlaw, in drei Tagen an Soběſlaw,“ riefen faſt alle.

Und es ward wieder ein Rufen und Jubeln.

Der Biſchof Silveſter trat in den freien Raum, hob ſeine Arme empor, und bewegte ſie zum Zeichen, daß er reden wolle. Aus ſeinen blauen Augen floſſen Thränen über ſeinen weißen Bart auf ſein Kleid hinunter.

„Der Biſchof will reden, der Biſchof will reden,“ riefen mehrere Stimmen.

Als es ſtille geworden war, rief der Biſchof Silveſter mit lauter Stimme: „Ich Silveſter der erwählte Biſchof von Prag als oberſter Seelenhirt des Landes Böhmen widerſpreche der Wahl. Sie iſt vor dem dreieinigen Gotte ungültig und ſündhaft. Und wenn der heilige Adalbert, der unſer Vorbild iſt, ſein Amt niedergelegt hat, weil er nicht verantworten konnte, daß ſeine Unterthanen heidniſche Gebräuche nicht ablegten, ſo kann ich nicht verantworten, daß die mir Anvertrauten freiwillig und feierlich das Gebot des Herrn verletzen, und lege mein Amt nieder. Mein Gebet wird fortan ſein, daß Gott dem Lande nicht entgelten laſſe, was ſeine beſten Söhne geſündigt haben.“

Ein wildes Geſchrei entſtand auf dieſe Worte. Der Biſchof ging gebeugten Hauptes zu ſeinem Sitze, und ſetzte ſich auf denſelben nieder.

Die Meiſten ſchickten ſich an, den Saal zu verlaſſen.

Zbik trat zu dem Biſchofe Silveſter, legte ihm beide Hände auf die Schultern, ſchaute ihm in das Angeſicht, und ſprach: „Mein Vater und Freund, mit dem ich zu Jeruſalem an dem Grabe des Herrn gebetet habe, es iſt keine Sünde. Eher hat Soběſlaw gefehlt, daß er nur an die Seinigen gedacht hat. Unſer Erwählter wird das Land von dem Untergange retten, und die werden arg getäuſcht ſein, welche auf ihn leichtfertige und eigennützige Hoffnungen gebaut haben.“

Silveſter wiſchte ſich mit ſeinem Kleide die Thränen ab, und ſagte: „Mein Sohn, es iſt doch eine Sünde. Und wenn Gottes Barmherzigkeit durch euren Erwählten das Land auf den Gipfel des Heiles führt, ſo wird doch die Strafe auf die Häupter des Meineides fallen.“

„Es geſchehe, was muß,“ ſagte Zdik, „ein jeder kann nur nach dem geſtraft werden, was er geſündiget hat.“

„So iſt es,“ ſagte Silveſter,“ und ſtand auf, um den Saal zu verlaſſen. Viele Prieſter ſchloſſen ſich um ihn, und begleiteten ihn zur Thür hinaus.

Witiko erhob ſich von ſeinem Sitze, und ſchritt bei der Thür, durch welche er hereingekommen war, in das Vorgemach hinaus. Dort fand er noch den Prieſter, der ihn hergeleitet, und hier auf ihn gewartet hatte. Sie gingen mit einander fort.

Da ſie in dem Gange gingen, trat aus einem Seitengange der Biſchof Silveſter mit ſeinen Prieſtern hervor. Witiko ſtellte ſich zurück, und wollte den Greis vorüber laſſen. Dieſer aber blieb vor dem Jünglinge ſtehen, und ſagte: „Mein gutes liebes Kind, reite zu dem Herzoge, melde ihm, was hier geſchehen iſt, und ſage ihm, daß ich aller Würden ledig bin, und bald kommen werde.

Nach dieſen Worten machte er mit den Fingern ein Zeichen wie das des Segens, und ging mit ſeinen Prieſtern weiter. Witiko folgte ihm mit ſeinem Begleiter in einiger Entfernung.

Als ſie in den Hof gekommen waren, fanden ſie dort eine Menge von Menſchen. Sie ſtanden faſt Körper an Körper gedrängt. Theils waren ſie von außen hereingekommen, theils waren ſie von den Räumen des Gebäudes herabgegangen. Mitten im Hofe hielt Načerat in ſeinen weiten Gewändern hoch zu Pferde, von Freunden und andern umgeben, die Glück wünſchten. Der Sohn des Načerat in ſeiner prachtvollen Kleidung zu Pferde ſitzend war neben ihm. Veliſlaw war da, Caſta, Emil mit ſeinen beiden Söhnen, Ben der Kriegsanführer war da, und mehrere Diener hielten Pferde für ihre Herren bereit, und manche ſtiegen auf. In der Richtung von dem Thore her drängte ſich der junge ſchöne ſchwarze Odolen der Sohn des Střiz auf einem weißen Pferde ſitzend und mit dunkelbraunen Gewändern angethan durch die Menge gegen Načerat. Der blonde Drſlaw war da, der ſchwarzhaarige Bogdan, der emporragende Předbor, Milota, Nemoy, Jurik, Bartholomäus, und die rothe Feder Domaſlaws ragte neben den Häuptern anderer Reiter empor. Der blondhaarige grüngekleidete Kochan ſuchte ſich auf einem ſchwarzen Pferde ſeinen Weg durch das Gedränge nach auswärts, ihm folgte Milhoſt. An einem Fenſter in der Burg oben ſtand der Biſchof Zdik, neben ihm der Prieſter Daniel der Abt von Břewnow und andere. Alle Fenſter waren mit Menſchen erfüllt. Zahlreiche ſehr ſchöne Frauen konnte man darunter erblicken. Mädchen und Frauen aus dem Volke ſtanden unten im Hofe. Jubelgeſchrei ertönte, und von Zeit zu Zeit rief man den Namen des neuen Herzogs, und rief Glück und Segen. Der alte Bolemil trat aus einer Thür in den Hof. Er wurde von mehreren jungen Männern, die wie Söhne und Enkel ausſahen, umringt, und in ihrer Mitte gegen das Thor geführt.

Auf Witiko achtete niemand. Er ging mit ſeinem Prieſter längs der Mauer nach dem Ausgange. Von dort eilte er gegen die Stadt. Menſchen begegneten ihm, die nach dem Wyšehrad eilten. Andere gingen oder ritten von der Verſammlung in die Stadt. Auch den Biſchof Silveſter ſah er noch einmal, wie er mit ſeinen Prieſtern langſam der Stadt Prag zuwandelte. Witiko ging unter den Menſchen, die da waren, an ihm vorüber.

Als er an ſeiner Herberge angekommen war, verabſchiedete er ſich von dem Prieſter, der ihn begleitet hatte, dankte ihm, und bat ihn, daß er dem hochehrwürdigen Biſchofe Silveſter ſagen möge, daß er nicht mehr zu ihm kommen könne, weil er unverzüglich zu dem kranken Herzoge reiten müſſe. Der Prieſter entfernte ſich, und Witiko ging in das Haus. Dort ſah er nach ſeinem Pferde, verlangte ein Weniges zu eſſen, und da beide er und das Thier geſtärkt waren, that er wieder die Pelzdinge über ſeine Lederkleidung, verwahrte ſeine Füße, nahm ſeinen Wurfſpieß, beſtieg das Pferd, und ritt aus der Stadt hinaus.

Er ſchlug den Weg nach Mitternacht ein, und ritt in einem großen Bogen gegen Hoſta's Burg. Er geſtattete ſich nur den Aufenthalt, der zur Stärkung und zum Ausruhen des Pferdes nothwendig war. Die Nachtherbergen machte er ſo kurz, als ſeine Wegkenntniß und die Jahreszeit zuließ.

Am neunten Tage des Monates Hornung traf er in Hoſta's Burg ein.

Er ging ſogleich zu dem Herzoge.

„Bringſt du mir die Nachricht?“ fragte der Herzog.

„Ja,“ ſagte Witiko, „am vierten Tage des Monates Hornung iſt in einer großen Verſammlung auf dem Wyšehrad von vielen hohen und niederen Herren beider Länder Wladiſlaw der Sohn deines verſtorbenen Bruders des Herzogs Wladiſlaw für den Fall deines Todes zum Herzoge von Böhmen und Mähren erwählt worden.“

„Von wem haſt du die Nachricht?“ fragte der Herzog.

„Von mir ſelber,“ entgegnete Witiko, „ich bin in der Verſammlung geweſen.“

„Du biſt in der Verſammlung geweſen?“ fragte der Herzog, „wie iſt das möglich geworden?“

„Ich habe den hochehrwürdigen Biſchof Silveſter gebeten, daß er bewirke, daß ſie mich hören,“ entgegnete Witiko, „ſie haben mich gehört, und haben mich in der Verſammlung gelaſſen.“

„Es iſt mir leid um dich, mein Sohn, daß ich nicht länger lebe,“ ſagte der Herzog.

„Wer hat geſprochen?“ fragte er nach einem Weilchen.

„Znata der Sohn des Tas hat den Antrag geſtellt,“ antwortete Witiko, „dann hat Zdik der Biſchof von Olmütz deinen Neffen geprieſen, und dann hat Načerat, der andere Sohn des Tas, ihn durch eine lange Rede empfohlen, und dann haben ſie ihn ausgerufen, und es hat niemand mehr geſprochen und gehört.“

„Was hat der Biſchof Silveſter geſagt?“ fragte der Herzog.

„Er hat die Wahl verdammt,“ entgegnete Witiko, „und da ſie nicht abgingen, hat er ſein Amt niedergelegt. Er wird bald hier ſein, läßt er dir melden.“

„Und die andern?“ fragte der Herzog.

Der alte Leche Bolemil hat lange für dich geſprochen, und der Zupan Diwiš,“ ſagte Witiko.

„Wo haſt du das Kreuzlein?“ fragte der Herzog.

Witiko griff in ſein Lederwams, zog das rothſammetne Beutelchen hervor, und reichte es dem Herzoge. Der Herzog nahm es, zog das Kreuzchen heraus, küßte es, ſteckte es dann wieder in das Beutelchen, und legte es mit demſelben in den Holzſchrein hinter dem Bette.

„Es iſt gut," ſagte er, winkte Witiko mit der Hand zu gehen, wendete ſich im Bette ſeitwärts gegen die Wand, und ſprach nicht mehr.

Witiko verließ das Gemach.

Am nächſten Tage ließ er Witiko zu ſich rufen. In dem Gemache war noch Adelheid ſeine Gattin, die Tochter des ungariſchen Herzoges Almus, dann war noch da Maria ſeine Tochter, die Gattin des öſterreichiſchen Markgrafen Leopold, dann ſein älteſter Sohn Wladiſlaw, dann Boreš der Caſtellan von Hoſta's Burg, dann zwei Prieſter, zwei böhmiſche Herren und der Arzt.

„Ich habe euch rufen laſſen, tretet näher," ſagte der Herzog.

Als es geſchehen war, fuhr er fort: „Dir, Witiko, bin ich großen Dank ſchuldig, meine Herzogin wird ihn abſtatten. Ihr andern höret: Mein Vater der König Wratiſlaw hat die Kirche auf dem Wyšehrad neu erbaut. Er liegt in ihr begraben. Meine Mutter Swatawa liegt neben ihm. Legt mich neben beide, wenn ich werde geſtorben ſein. Jetzt geht."

Sie entfernten ſich.

An demſelben Tage ließ die Herzogin Adelheid Witiko durch Boreš zu ſich führen. Boreš führte ihn in eine große Kammer, in der verſchiedene Dinge waren. Adelheid ſtand neben zwei Frauen. Als er eingetreten war, ging ſie ihm entgegen, reichte ihm ihre weiße Hand, und ſagte: „Schöner Jüngling, du haſt eine gute Handlung vollbracht. Der Herzog hält ſie für ſehr hoch. Wir ſind dir vielen Dank ſchuldig. Ich ſage ihn dir in guten und in herzlichen Worten. Nimm dieſe Gewänder, nimm dieſe Waffen, nimm dieſes Waffenhemd, und nimm dieſes Käſtchen mit Gold, du biſt noch jung, du kannſt es brauchen. Du darfſt dieſe Dinge nehmen, die Gaben des Herzogs ehren ja ſonſt Hoch und Gering. Ich aber ſage dir, bleibe ſo, wie du jetzt biſt.“

Witiko antwortete: „Hohe Frau! ich bin wohl unerfahren; aber ich werde mich beſtreben zu lernen, was ein Mann bedarf. Dieſe Geſchenke habe ich nicht verdient; ich nehme ſie als eine Gnade von dem guten und armen Herzoge und von euch, erlauchte Herzogin, und werde ſie ſtets mit treuem Danke bewahren.“

Die Herzogin berührte mit den Fingerſpitzen ihrer rechten Hand ſeine Locken, machte ein Kreuz auf ſeine Stirne, und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Er neigte ſich, und that es. Ein Mann, der mit Bores gekommen war, trug ihm die Geſchenke in eine Kammer.

Am andern Morgen reiſte Maria die Markgräfin nach Öſterreich zurück. Sie mußte dahin, weil ihr Gatte die Burg auf dem Kahlenberge verlaſſen hatte, um wieder zu dem Kriege gegen Baiern zu rüſten, das ihm von ſeinem Halbbruder dem deutſchen Könige Konrad an der Stelle des ſtolzen Heinrich zugewieſen worden war, und das er zu gewinnen ſuchte. Männer, welche ſchöne Eiſenplatten unter ihren Pelzgewändern hatten, und Frauen in Winterkleidern begleiteten ſie. Es waren öſterreichiſche Herren und Ritter, und Frauen Maria's. Der junge Wladiſlaw und mehrere böhmiſche Herren ſchloſſen ſich dem Geleite an. Witiko ſah aus dem Fenſter ſeiner Kammer den Zug.

Gegen den Mittag desſelben Tages kam der Abt von Oſtrow, und etwas ſpäter kamen mehrere böhmiſche Herren: der alte Diwiš, Božebor, der alte Lubomir, Wšebor, und Chotimir.

Am Nachmittage kam der Biſchof Silveſter. Es war Otto der Propſt von Prag bei ihm, Hugo der Propſt von Wyšehrad, der Abt von Kladrau, Daniel und einige Prieſter.

Der Biſchof ging in das Krankengemach.

Als ihn der Herzog erblickte, ſprach er: „Silveſter, du Freund meiner jungen Tage, entbinde mich von meinen Sünden, wenn ſie mir Gott verzeihen kann.“

Der Biſchof kniete vor dem Bette auf einen Schemel, und that ein kurzes Gebet. Dann wurden die Vorbereitungen gemacht, und am Abende empfing der Herzog von dem Biſchofe die letzten Tröſtungen des Glaubens.

Am andern Tage dem zwölften des Monates Hornung verlangte der Herzog, daß ſeine Angehörigen, dann die Herren und Prieſter, die in der Burg waren, und Witiko, zu ihm kommen. Als es geſchehen war, winkte er ſeinen Sohn Wladiſlaw näher, und ſprach: „Mein erſtgeborner Sohn Wladiſlaw! du biſt von dem deutſchen Könige Konrad mit den Ländern Böhmen und Mähren belehnt, und von den Herren beider Länder auf dem Tage in Sadſka anerkannt worden. Jetzt aber haben ſie auf dem Wyšehrad deinen Vetter Wladiſlaw den Sohn meines verſtorbenen Bruders des Herzogs Wladiſlaw für meinen Tod zum Herzoge gewählt.

Unterwirf dich ihm, und gehorche ihm, daß die Sünden nicht werden, welche in meiner Jugend geweſen ſind. Načerat wird gegen Wladiſlaw nicht ſiegen. Ihr habt meine Worte gehört, du Witiko biſt noch jung, und wirſt ſie auf viele Jahre hin bewahren, und Adelheid wird ſie meinen andern Kindern, wenn ſie herangewachſen ſind, verkündigen. Jetzt könnt ihr euch entfernen.“

Die Männer gingen aus einander.

Am dreizehnten Tage des Monates Hornung kamen noch mehrere Herren der Länder Böhmen und Mähren.

Am vierzehnten Tage des Monates Hornung ſprach der Herzog nicht mehr, er ſchaute durch das Fenſter, welches nicht verhangen war, gegen Morgen, wohin noch viele Zweige ſeines Stammvolkes wohnten, und als die Nachmittagſchatten in derſelben Richtung zeigten, ſuchten ſeine Hände in der Wolle der Bärendecke, und ſtrebten ſich zu falten. Der Biſchof gab ihnen ein ſilbernes Kreuz, das ſie feſthielten. Das Zimmer füllte ſich immer mehr mit Menſchen. Der Arzt wachte über den Herzog, die Prieſter ſagten leiſe Gebete, und ehe das Licht des Tages ſchied, that er mehrere tiefe Athemzüge, dann ſanken die Lider, und die Züge wurden ſtarr.

Der Arzt gab mit der Hand ein Zeichen, daß alles vorüber ſei.

Der Biſchof ſagte: „Es iſt vollbracht. Ihm wird das viele belohnt werden, was er Gutes that, und das wenige verziehen, was er geſündigt hat. An ihm iſt viel geſündigt worden.“

Adelheid ging gegen ein großes Kreuz des Heilandes, das in dem Zimmer ſtand, kniete nieder, und umſchlang es mit ihren Armen. Ihr Angeſicht war ſo bleich wie das des Todten, und ihre Augen lagen noch tiefer als die ſeinigen. Wladiſlaw ſtand mit Zügen da, die weißer als die getünchte Wand waren. Die andern Kinder hatte man in eine abgelegene Kammer gebracht.

Witiko entfernte ſich, ging in ſein Gemach, und ließ den Strom der Thränen aus ſeinen blauen Augen rinnen.

Ein Eilbote jagte ſogleich, nachdem der Herzog die Augen geſchloſſen hatte, aus dem Thore. Načerat hatte Leute in der Burg, und an allen Orten zwiſchen Hoſta's Burg und Prag hatte er Pferde in Bereitſchaft.

So geſchah es, daß Wladiſlaw der Sohn des Herzogs Wladiſlaw am ſiebenzehnten Tage des Monates Hornung auf den Stuhl der Fürſten von Böhmen geſetzt wurde.

Wladiſlaw der Sohn des Herzoges Soběſlaw floh nach Mähren.

Jetzt kamen die vorzüglichſten Männer der beiden Länder nach Hoſta's Burg: Načerat, Zdik, Smil mit ſeinen beiden Söhnen, Ben der Kriegsanführer, Domaſlaw, Slawibor, Nemoy, Znata, Milota, Soben, Beneda und andere. Von den umliegenden Zupen kamen die Zupane, und von Prag viele hohe und niedere Leute.

Die Botſchaft, welche der Biſchof Zdik an den Herzog beantragt hatte, war vor deſſen Tode nicht mehr zu Stande gekommen.

Da die Vorbereitungen vorüber waren, wurde der Leib des verſtorbenen Herzogs mit Gepränge von Gold ſchwarzem

Sammet und edlen Geſteinen, und mit geſchmückten Pferden unter dem Geleite derer, die in der Burg waren, und die ſich auf dem Wege anſchloſſen, nach Prag geführt. Der neue Herzog ging ihm, als er dort angekommen war, entgegen, und geleitete ihn mit ſeinen Räthen ſeinen Kriegern den Prieſtern den Herren der Stadt, mit denen, die von ferne herzu gekommen waren, und dem Volke zu der Kirche des heiligen Veit, und dann zu der auf dem Wyšehrad, und endlich zu der letzten Ruheſtätte, in der er an der Seite ſeines Vaters Wratiſlaw und ſeiner Mutter Swatawa niedergelegt wurde.

Witiko wohnte der Beſtattung bei. Sein Fuß trat noch auf Reſte von Tannenzweigen, die bei der Feier der Beſteigung des Herzogſtuhles verwendet worden waren, und ſein Auge ſah noch die Spuren im Schnee, wo ſich das Volk getummelt hatte, da Münzen ausgeworfen worden waren.

Als die Feierlichkeiten der Erhebung Wladiſlaws und der Beſtattung Soběſlaws vorüber waren, gingen drei Botſchaften von Prag ab.

Die erſte ging an die verwittwete Herzogin Adelheid, um ihr einen Troſtgruß und eine Beileidsbezeugung des Herzogs zu überbringen.

Die zweite ging zu Soběſlaws älteſtem Sohne Wladiſlaw nach Mähren, daß er nach Böhmen kommen möge, er werde freundlich und in Liebe empfangen werden, und eine reichliche Ausſtattung erhalten.

Die dritte ging mit hohen Männern in ihren ſchönſten Gewändern und mit einem Zuge von Pferden, der Gewänder Gold und Kleinodien trug, in die Burg auf dem Kahlenberge bei Wien, um für den böhmiſchen Herzog bei Leopold dem Markgrafen von Öſterreich um deſſen Schweſter Gertrud zu werben.

Witiko wurde zu dem Herzoge beſchieden. Er mußte zu ihm auf den Wyšehrad gehen. Wladiſlaw ſaß, da er zu ihm in das Gemach geführt wurde, in einem dunkelbraunen Gewande auf einem hölzernen Stuhle an einem hölzernen Tiſche. Mehrere ſeiner Freunde ſaßen in prächtigen Gewändern um ihn. Er war ſehr ernſt und blaß.

„Witiko, ſagte er, „ſetze dich auf einen jener Stühle.“

Witiko that es.

„Siehſt du,“ fuhr er fort, indem er lächelte, „es iſt doch wahr geworden, was mir der Schalk eingegeben hat.“

Du wirſt das Wort nicht im böſen Sinne aufbewahren,“ ſagte Witiko.

„Ich bewahre es in gutem auf,“ ſagte der Herzog, „unſere Freundſchaft ſoll ſich von Chynow her fortſetzen. Witiko, mein Oheim hat ein Auge auf dich gerichtet, ich will deßgleichen thun.“

„Hoher Herr,“ entgegnete Witiko, „ich bitte dich, daß du mich jetzt noch meiner Wege gehen läſſeſt.“

„So hältſt du mich für einen ſchlimmen Fürſten, dem du nicht dienen magſt, wie du damals ſagteſt,“ entgegnete der Herzog.

„Nein,“ antwortete Witiko, „aber ich möchte nur meine Gedanken ſammeln.“

„So ſei es, wie es iſt,“ entgegnete der Herzog.

„Wenn ich reden darf, hoher Herr,“ ſagte jetzt der Sohn des Načerat, „ſo würde ich ſagen, daß es jetzt ganz anders geworden iſt, als wie ich von dieſem Manne damals bei Chynow gedacht habe. Er ſteht gegen dich auf, und ſollte vielleicht feſtgehalten, und wenn er ſtärker ſchuldig iſt, geſtraft werden. Die Soběſlawer ſind hartnäckig, und pochen auf Macht. Da iſt Bolemil mit ſeinen mannigfaltigen Söhnen und Enkeln, dann Diwiš und ſein Anhang, dann iſt der böſe Lubomir, der in Daudleb mächtig iſt, dann Wšebor, Božebor, und andere. Dieſe werden dich verderben, wenn du unſerm Rath, die wir dir treu ſind, nicht hörſt.“

In dieſem Augenblicke ging Načerat in einem ſehr ſchönen weiten Gewande bei der Thür herein. Er ſprach einige Worte leiſe mit dem Herzoge, und entfernte ſich wieder.

Dann ſagte der Herzog: „Witiko, gehe deiner Wege. Ich befehle, daß ihn niemand beſchimpft oder verletzt.“

Witiko erhob ſich von ſeinem Stuhle, verneigte ſich, und ging.

Er ritt auf ſeinem grauen Pferde zu Silveſter, der nach der Niederlegung ſeines Amtes wieder in dem Kloſter Sazawa, deſſen Abt er früher geweſen war, wohnte, und dankte ihm. Dann ritt er wieder gegen den Mittag des Landes.

4.

Es weheten die Banner.

Am ſechſten Tage nach der Erhebung Wladiſlaws war die Biſchofswahl in Prag, weil Silveſter bei der Niederlegung ſeines Amtes beharrte. Es wurde Otto der Propſt von Prag zum Biſchofe über Böhmen gewählt, und es ging eine Botſchaft an den heiligen Vater nach Rom, und eine an den Oberhirten, unter deſſen Stabe auch das Land Böhmen ſtand, an den Erzbiſchof von Mainz.

Die Leute zerſtreuten ſich nun von Prag.

Der Leche Bolemil war ſchon früher mit ſeinen Söhnen und Enkeln und mit Geleite nach dem Abende des Landes Böhmen gegangen, Diwiš in ſeine Zupe nach Saaz, Nemoy nach Netolic, Chotimir nach Dečin in Mitternacht, Stibor nach Auſti, und Lubomir mit den Seinigen in die Zupe Daudleb, und Zdik begab ſich in ſeinen Biſchofſitz Olmüz zurück.

Andere Leute gingen wieder nach Prag. Darunter waren junge Söhne von Herren, Kriegsknechte, dann auch Gewerbmänner, Bildner in allerlei Dingen, Männer des Wiſſens, Gaukler, Sänger, Sackpfeifer, Juden, Dirnen, Geldwechsler, und ähnliche.

Wladiſlaw vervollſtändigte noch die Ämter. Er ließ die Männer, die unter Soběſlaw Dienſte geleiſtet hatten, in ihren Würden. Die nächſten an ihm waren ſeine Brüder Diepold und Heinrich, und der alte Leche Načerat.

In kurzer Zeit nach der Biſchofswahl ritt Wladiſlaw mit einem Gefolge junger Männer nach Hoſta's Burg. In derſelben hatte Adelheid die Wittwe Soběſlaws das Gemach, in welchem der Herzog Soběſlaw geſtorben war, mit dunkeln Tüchern behängen laſſen, das Bett mit der Bärendecke und der Schrein, aus welchem er das goldene Kreuzlein für den Biſchof Silveſter genommen hatte, und das hölzerne Geſiedel, auf welchem ſie geſeſſen war, da ſie ihn pflegte, waren ſtehen geblieben. Das Kreuz, das ſie nach dem Tode Soběſlaws umſchlungen hatte, war an einen Fenſterpfeiler gebracht worden, und davor ein Schemel geſtellt. An die Rückwand des Gemaches hatte man ihr ein Bettlein ſtellen müſſen, in welchem ſie in den Nächten ſchlief. Als Wladiſlaw vor die Mauern der Burg gekommen war, ſandte er einen Mann zu Adelheid, um zu fragen, ob er zu ihr kommen dürfe. Sie ließ ihm durch dieſen Mann ſagen, daß ſie ihn erwarte. Der Herzog ging alſo mit den zwei Männern Weliſlaw und Odolen in die Burg, und wurde in das dunkle Gemach geführt. Adelheid ſtand auf, da er eintrat, ſie verneigten ſich gegen einander, und als ihm eine Frau einen hölzernen Stuhl gereicht, und als ſich beide geſetzt hatten, ſagte ſie: „Was begehreſt du, mein erlauchter Vetter?“

„Ich bin gekommen, meine erhabene Muhme,“ antwortete Wladiſlaw, „um dir mit meinem eigenen Munde mein Beileid über deinen großen Verluſt zu ſagen, den du durch den Tod deines Gatten des ruhmvollen Herzoges Soběſlaw erlitten haſt, um dir mit meiner eigenen Perſon den Schutz meiner Macht anzubieten, und um dir zu ſagen, daß ich für deine und der Deinigen Bedürfniſſe ſorgen werde, du magſt in welchem Orte des Landes immer wohnen, wozu dir die Wahl frei iſt.“

„Mein lieber gütiger Neffe,“ erwiederte Adelheid, „du haſt mir in den erſten Tagen deiner Herrſchaft einen Troſtesgruß geſendet, und ich habe dir meinen Dank dafür zurückgeſchickt; nun kommſt du ſelber, um mir dein Mitleid darzubringen, und ich ſage dir auch ſelber meinen Dank. Du haſt meinen Gemal geliebt, er wußte es, und hat dich auch geliebt. Er hat anders von dir gedacht als deine Nächſten, und ſeine Gedanken ſind auch die meinigen. Es iſt gut, daß es ſo iſt. Und wenn der Menſch auch auf das Irdiſche denken darf, nicht für ſich, ſondern für ſeine Kinder, ſo habe Dank für dein Anerbieten der Verſorgung, und laſſe es uns ablehnen; unſere Habe reicht für mich und meine kleineren Kinder hin, brauche deine Macht, daß kein Vornehmer deines Reiches ſie ſchädige. Die Wahl meiner Wohnung laſſe auf dieſe Burg fallen, ich begehre keine andere.“

„Habe deinen Willen,“ ſagte Wladiſlaw, „ſo lange mir Gott die Macht läßt, werde ich dich ſchützen. Deine kleinen Kinder werde ich zur Erhöhung unſeres Geſchlechtes erziehen helfen, von den größeren iſt Maria in den guten Händen

Leopolds des Markgrafen von Öſterreich, und wird durch ſeine Schweſter Gertrud mit mir und dem Lande noch mehr verbunden werden, und deinen Sohn Wladiſlaw werde ich aus Mähren nach Böhmen zu einer Ausſtattung ziehen, wie ſie einem aufgeſproßten Reiſe des heiligen Stammes Přemyſls ziemt. Bleibe mit deinen Kindern in dieſer Burg, ſo lange Frieden in dem Lande iſt, und ſo lange du es wünſcheſt, da du das Gedächtniß Soběſlaws hegſt."

„Es wird immer das nämliche bleiben," ſagte Adelheid.

„In dieſem Hauſe kann dein Herz nicht geneſen," erwiederte Wladiſlaw.

„Es iſt mir hier am wohleſten," ſagte Adelheid.

„So ſei es," entgegnete Wladiſlaw.

„Laſſe es ſein," ſagte Adelheid, „und laſſe mir das Vertrauen auf deine Worte."

„Ich nehme dieſes Vertrauen als eine Freude auf meinen Weg," antwortete Wladiſlaw.

„Befiehl nun deinen Männern," ſagte Adelheid, „daß ſie in die Burg kommen, damit man ſie bewirthe. Es werden noch Vorräthe aus den Tagen Soběſlaws da ſein. Boreš wird ſorgen."

„Ich werde meine Männer nicht in die Burg führen," antwortete Wladiſlaw, „daß ſie dich nicht ſtören. Wir haben unſere Erquickung auf Säumern mit, und können ſie überall einnehmen. Boreš bleibt dein Caſtellan, nur in Dingen des Baues dieſer Burg und ihrer Sicherheit muß er mir gehorchen."

So bringe drei Becher Wein für die drei Männer, meine liebe Agnes," ſagte Adelheid.

Eine der Frauen, die um Adelheid waren, entfernte ſich, und brachte auf einem Tragbrette drei ſilberne Becher mit Wein. Adelheid nahm den ſchönſten der Becher, nippte von ihm, und reichte ihn Wladiſlaw. Dieſer ſetzte ihn an die Lippen, und trank den Wein aus. Die zwei andern Becher wurden den Männern Weliſlaw und Odolen gereicht, und ſie leerten dieſelben ebenfalls.

„Und nun haſt du die Bewirthung in deinem Hauſe an uns vollbracht," ſagte Wladiſlaw, „und wir verabſchieden uns. Erlaube daher, hohe Muhme."

Er näherte ſich ihr, und küßte ſie auf ihre Stirne.

Dann ſtand er vor ihr, ſie aber hob ihre Hände empor, legte ſie auf ſein Haupt, und gab ihm den Kuß auf die Stirne zurück.

„Gott laſſe alle deine Unternehmungen gedeihen," ſagte ſie.

„Möge dein Gebet nur bewirken, daß die beſten an ihr Ziel kommen," antwortete er.

Dann nahm er ſie noch einmal bei der Hand, und wendete ſich zum Gehen. Sie ging an ſeiner Hand und ſeiner Seite bis zur Thür. Dann neigten ſie ſich, löſten die Hände, er ging zur Thür hinaus, ſie in das Gemach zurück.

Draußen ſchlug er mit den Seinigen wieder den Weg nach Prag ein.

Als er nach Prag zurück gekommen war, ſandte er Boten nach den Herren Jurik Bohuſlaw und Zdeſlaw.

Als dieſe zu ihm gekommen waren, ſagte er: „Bereitet euch, ihr drei Herren, und reitet in die Stadt Kiew, dort werdet ihr einen Mann aus dem Stamme unſeres geheiligten

Přemyſl finden. Es iſt Otto der Sohn des ſchwarzen Otto des Sohnes des ſchönen Otto, der ein Bruder des Königs Wratiſlaw geweſen iſt. Er iſt nach der Schlacht bei Chlumec, in der ſein Vater durch die Schaaren Soběſlaws gefallen iſt, entflohen und nicht mehr zurück gekommen. Sagt ihm: Wladiſlaw der Herzog der Länder Böhmen und Mähren läßt dir ſeinen Gruß entbieten, und läßt dir ſagen: Das Herzogthum von Olmüz iſt bei deinem Großvater Otto geweſen, es iſt bei deinem Vater Otto geweſen, und wird bei dir dem dritten Otto ſein. Folge uns, und gehe zu dem Herzoge Wladiſlaw, daß er dir das Land übergebe. Die Briefe, welche ihr dem Manne reichen ſollet, werden verfertiget werden. Indeſſen wählt eure Begleiter, und richtet eure Dinge in Ordnung."

Die drei Männer verſprachen es, und verließen das Gemach.

Darauf ſandte der Herzog Boten an die Herren Bogdan Sezima und Zweſt.

Als ſie gekommen waren, ſprach er: „Seid gebeten, ihr Männer, nach Mähren in die Stadt Znaim zu reiten. Dort iſt bei dem Herzoge Konrad der erſtgeborne Sohn des verſtorbenen Herzoges Soběſlaw Namens Wladiſlaw. Sprecht zu ihm: Wladiſlaw der Herzog von Böhmen und Mähren läßt dir in Liebe und Freundſchaft ſagen, da du auf ſeine erſte Botſchaft, die dich nach Böhmen eingeladen hat, geantwortet haſt, daß du ſehr gerne kommen werdeſt, ſo bittet er dich, du mögeſt das Geleite dieſer Männer nach Prag nicht verſchmähen, daß er dir wie ein Bruder ſei, daß er dir gebe, was dein Rang und dein Herkommen heiſcht, und daß du nach Gefallen ſeine Umgebung verherrlichest. Wenn du mit ſeinen Männern nicht zu ihm kömmſt, ſo wird er mit Leid ſehen, daß du gegen ihn feindlich geſinnt biſt. Macht eure Vorbereitung, und empfangt dann, was an ihn wird geſchrieben werden.“

Er entließ ſie, und ſie entfernten ſich.

Da dieſe Herren ihr Gefolge ausgeleſen, ſich gerüſtet, und die Schriften empfangen hatten, ritten ſie ihrer Beſtimmung zu.

Als ſich der Monat März zu Ende neigte, kam die Braut Wladiſlaws, Gertrud, die Schweſter Leopolds des Markgrafen von Öſterreich nach Böhmen. Ein großes Geleite von Frauen und Herren war bei ihr. Es waren Chunrad von Aſparn, Bruno von Puſinberg, Wernhard von Brun, Hadmar und Albero von Chunring, Heinrich von Gundramsdorf, Marchard von Hintberg, Heinrich von Miſtelbach, Hartung von Ruhenegk und Wolfstrigil von Stein. Der Herzog ſendete ihr eine gleiche Zahl von Männern entgegen: Načerat, Smil, Ben, Znata, Milota, Bartholomäus, Wecel, Drſlaw, Domaſlaw, und Stibor. Sie legten alle Pracht an, welche ihr Reichthum erlaubte, erwarteten den Zug an der Grenze, und geleiteten ihn nach Prag. Dort wurde die Vermählung vollzogen, und der Herzog Wladiſlaw und die Herzogin Gertrud gingen ſogleich gegen Würzburg, um am ſiebenten Tage des Monates April mit dem deutſchen Könige Konrad, dem Halbbruder Gertruds, in dieſer Stadt zuſammen zu treffen.

Als Wladiſlaw wieder zurück gekommen war, ritt er mit einem Geleite in ſeine Burgen. Er ritt in die erſte, unterſuchte ſie, und ordnete an. Dann ritt er in die zweite, und that deßgleichen, und ſo fuhr er fort.

Witiko aber, da er Silveſter verlaſſen hatte, ritt gegen Mittag durch die Orte Dobriš Piſek und Netolic, bis er zu dem großen Walde gekommen war, der im Mittage und Abende das Land Böhmen von dem Lande Baiern ſchied. Es war jetzt Schnee auf ſeinen Zweigen und zwiſchen ſeinen Stämmen, und oft längere Zeit die Stille des Winters. Witiko ritt in die Gehölze hinein, und in ihnen fort. An manchen Strecken hatte er einen Führer. Am Mittage des dritten Tages, da er im Walde ritt, kam er über einen ſanften Waldhang zu einem flachen ſpitzigen aber baumloſen Berg, auf deſſen Gipfel ein rothes Kreuz ſtand. Witiko ritt an dem Berge vorüber, und kam an deſſen Mittagſeite zu einer hochfenſtrigen Kirche, deren Thurm ein braunrothes Keilbach hatte, darauf kein Schnee war. Die Kirche war in geringer Entfernung mit einer Mauer umgeben. Von ihr ging das Land ſanft gegen Mittag nieder, und es ſtanden auf ihm zwei Zeilen von Häuſern und Hütten hinab. Hinter und zwiſchen den Häuſern und Hütten ſtanden noch Bäume des Waldes. Weiter unten war ein kahles Thal, und jenſeits des Thales ſtand eine Waldwand, welche höher und mächtiger war als alle, die Witiko bisher überritten hatte. Im Mittage dieſer Wand mußten die Fluren ſein, durch die Witiko vor zwei Jahren gekommen war, als er von Heinrich und den Angehörigen desſelben Abſchied genommen hatte.

Er ritt an der Ringmauer der Kirche vorüber, und ritt dann zwiſchen den Häuſern hinunter. Gegen das Ende derſelben lag ein wenig gegen Morgen von den andern entfernt ganz allein ein ſteinernes Haus. Witiko lenkte von ſeiner Richtung ab, und ritt auf einem ſchmalen Schneepfade, der ſich ihm bot, dem Hauſe zu. Als er dort angekommen war, ritt er durch das Thor, das ſich in einer Mauer, die vom Hauſe weg ging, befand, und offen ſtand, in den Hof. Der Hof war gebildet durch das Haus, den Thorbogen, einen ſteinernen Schoppen, einer ſteinernen Scheuer und einem ſteinernen Stalle. Witiko ſtieg im Hofe von ſeinem Pferde. Da kam ein alter Mann aus dem Hauſe. Da ihn Witiko erblickte, rief er: „Sei gegrüßt, Martin."

Der alte Mann rief: „Witiko, ihr ſeid es, um Gott, welch' eine Freude. Da müſſen wir ja gleich das Pferd verſorgen."

Sie führten das Pferd in den Stall, befreiten es von Sattel und Zaum, hingen es mit einer Halfter an, und deckten, daß es ſich langſam abkühle, eine große Wolldecke, die da war, über den Leib. Dann ſchloſſen ſie die Stallthür gut zu, und gingen in die Stube.

„Da ſeid ihr wieder nach ſo langer Zeit, Witiko," rief der alte Mann.

Witiko legte ſeinen groben Wollmantel ab, nahm ſeine Lederhaube von dem Haupte, legte ſie auf den Tiſch, und ſetzte ſich ſelber auf einen Stuhl.

„Ja, da bin ich," ſagte er, „und werde wohl eine gute Weile bei euch bleiben."

„Das iſt ſehr erfreulich," antwortete der alte Mann, „aber wie werdet ihr im Winter in dem Walde bleiben können?"

„Im Winter, und vielleicht noch länger,“ ſagte Witiko.

„Da muß ja das Haus zubereitet werden,“ erwiederte der Mann.

Er ging nach dieſen Worten zu der Thür der Stube, und rief hinaus: „Lucia! Lucia!“

Eine Magd kam herein, welche in einen kurzen dunkeln und faltigen Rock gekleidet war, eine weiße Schürze und ein weißes Tuch um das Haupt hatte. Sie fragte nach dem Begehren des alten Mannes.

„Der Sohn der Herrin dieſes Hauſes wird im Winter und im Sommer und vielleicht noch länger hier bleiben,“ ſagte er, „du mußt ihm ein Eſſen bereiten, mußt in den Ofen neues Holz legen, und mußt das Haus in den gehörigen Stand ſetzen.“

„Ich werde ſogleich heizen,“ ſagte das Mädchen, „werde Speiſen auf den Herd ſetzen, und wenn die Dinge ins Sieden kommen, werde ich zu Dorotheens Agathe gehen, daß ſie mir mit ihrer Schweſter bei dem Ordnen des Hauſes hilft.“

„Thue ſo,“ ſagte der alte Mann, und die Magd verließ das Zimmer.

Dann ſagte der alte Mann zu Witiko: „Wir haben ſchon gegeſſen, und ihr müßt nun ein wenig warten, bis für euch aufs Neue etwas bereitet wird.“

„Ich kann leicht warten,“ entgegnete Witiko.

„Ihr ſeid ſehr lange nicht in dieſem eurem Hauſe geweſen,“ ſagte der Mann.

„Nun bin ich hier,“ entgegnete Witiko.

„Möge es euch eine gute Herberge werden,“ ſagte der andere.

„Wie es iſt, wird es mir recht ſein,“ antwortete Witiko.

Er ſtand nach dieſen Worten auf, ſchnallte ſein Schwert von ſeiner Hüfte, legte es auf den Tiſch, und ſagte: „Hier werde ich es wohl nicht brauchen.“ Eben ſo zog er ſeine Pelzhandſchuhe von den Händen, und legte ſie zu dem Schwerte. Dann ſetzte er ſich wieder auf den Stuhl, und ſagte: „Hier bin ich alſo.„

Der alte Mann ſetzte ſich in einiger Entfernung von Witiko auch auf einen Stuhl, und fragte nicht, woher der junge Reiter gekommen ſei.

Witiko ſprach auch nicht, und ſo ſaßen ſie eine Weile ſchweigend da.

Dann ſagte Witiko: „Wir müſſen nun weiter zu dem Pferde ſehen.“

Sie ſtanden auf, und gingen in den Stall. Witiko befühlte mit der Hand das Thier, ob es gut ausgekühlt ſei. Dann gab er ihm reinen Haber in den Born. Der alte Mann ſtreute friſches Stroh, wenn es ſich ſpäter zur Ruhe legen wollte. Auch brachte er ihm nach einer Zeit Waſſer zum Trinken. So gingen ſie öfter zu dem Thiere, bis es verſorgt war.

Nachdem eine Stunde ſeit der Ankunft Witiko's vergangen war, kam die Magd mit weißem Linnenzeuge in die Stube, legte die Lederhaube und das Schwert und die Handſchuhe von dem Tiſche auf eine Bank, und deckte das Linnenzeug über den Tiſch. Dann legte ſie einen hölzernen Teller und Eßgeräthe vor Witiko. Hierauf brachte ſie Brod geſottenes geräuchertes Schweinfleiſch geſchnittenen geſäuerten Kohl, Klöße, die aus Roggenmehl bereitet waren, und Bier.

Witiko aß von den Speiſen nach ſeinem Hunger, und trank von dem Biere nach ſeinem Durſte.

Sodann wurde der Tiſch abgeräumt.

Hierauf öffnete Lucia eine Thür, welche in eine Kammer führte, die ſich neben der Stube befand. Zwei andere Mädchen kamen mit Waſſer in Zubern, mit Strohknäueln und Sand, und begannen, den Fußboden der Kammer zu ſcheuern. Da ſie mit dieſer Arbeit fertig waren, wurden die Fenſter der Kammer geöffnet, daß die kalte Winterluft den Boden trockne. Hierauf wurde auf ein Geſtelle, das aus Tannenbalken und Tannenbrettern gemacht war, friſches reines Stroh gebunden, auf das Stroh wurde weiße Leinwand gedeckt, und auf die Leinwand wurde ein Strohpolſter und wurden wollene Decken und Felle zu Witiko's Nachtlager gelegt. Dann wurden die Fenſter geſchloſſen, der trockene Boden wurde mit weißem Sande beſtreut, und in dem Ofen wurde ein Feuer aus Tannenſcheiten angezündet. Als die Kammer durchwärmt war, wurde Witiko's Mantel ſein Schwert ſeine Lederhaube und ſeine Handſchuhe in dieſelbe getragen, und ein Theil dieſer Dinge auf eine Bank ein Theil auf eine Truhe, die da ſtand, gelegt. Darauf wurde er gebeten, auch in die Kammer zu treten.

Da er es gethan hatte, wurde mit der Scheurung und Reinigung der Stube der Bank um den Ofen der andern Bänke der Stühle und des Tiſches begonnen.

Als dies Werk vollendet, die Stube mit Sand beſtreut, ausgewärmt, und in ihren Geräthen in Ordnung gebracht war, öffnete der alte Mann die Thür der Kammer, führte

Witiko heraus, und ſagte ihm, dieſe zwei Gemächer ſeien ſeine Wohnung, ſo lange es ihm gefallen wolle, in dem Hauſe zu bleiben.

Als er noch redete, trat ein Mann in einem kurzen Lammspelze und einer Lammspelzhaube und mit einer Axt auf der Schulter in die Stube.

Der alte Mann ſagte zu ihm: „Der junge Reiter iſt der Sohn unſerer Herrin, er wird in dem Hauſe hier bleiben, ſo lange er es für gut hält.“

Dann ſagte er zu Witiko: „Das iſt Raimund der Knecht. Er iſt in dem Walde geweſen, um Holz zu ſpalten, und kömmt jetzt, da die Dämmerung eintritt, zurück. Wir beſorgen ſo das Haus, ich, der Knecht Raimund und Lucia die Magd. Die Taglöhner, die wir dingen, helfen nur bei größeren Arbeiten.

„Und wo wohnet denn ihr, wenn du mir die große Stube dieſes Hauſes und die Kammer zur Wohnung einräumeſt?“ fragte Witiko.

„Das Haus hat ja noch Raum genug,“ ſagte der Mann, „wißt ihr es denn nicht, wir wohnen ja nie in der Stube und Kammer, ich bin in dem Stüblein, welches der Stube gegenüber liegt, und deſſen Fenſter auf den Hof hinaus ſehen, Lucia ſchläft in der Kammer neben der Küche, und der Knecht ſchläft in dem Bretterverſchlage in dem Stalle. Dann iſt ja noch allerlei Raum.“

„Nun es wird ſich ſchon fügen,“ ſagte Witiko.

„Wir werden euch alle Dienſte leiſten, die ihr braucht,“ ſagte der alte Mann.

„Ich werde nicht viel verlangen, Martin,“ entgegnete Witiko, „und ich werde euch, wo ich es kann, in euren Geſchäften helfen.“

„Das wäre nicht recht und nicht billig,“ verſetzte Martin.

„Nein, das wäre nicht recht,“ ſagte der Knecht.

„Wir wollen nicht hadern,“ entgegnete Witiko, „es wird ſich alles finden.“

„Ja, ja,“ ſagten die andern.

Hierauf reichte der Knecht Witiko die Hand, und ging aus der Stube.

Es war indeſſen Abend geworden. Witiko beſorgte ſein Pferd mit der Hilfe Martins, aß noch etwas von der Suppe, die ihm Lucia gebracht hatte, ſperrte, als ſich Martin entfernt hatte, die Stubenthür, und legte ſich in der Kammer auf ſeinem Tannengeſtelle zur Ruhe.

Im Morgengrauen des anderen Tages fragte er Martin, ob er ihm Fußbekleidungen verſchaffen könne, mit denen er durch jede Tiefe des Schnees zu gehen vermöchte. Martin bejahte es, und brachte ihm einen Mann, der ſolche Dinge verfertigte. Witiko las ſich aus dem mitgebrachten Vorrathe zwei Paare langröhriger aus ſtarkem Leder verfertigter Stiefel aus, bezahlte ſie, und zog ſogleich ein Paar an. Als er ſein Morgenmahl, das Lucia aus Milch und Mehl bereitet hatte, verzehrt, als er die Beſorgung ſeines Pferdes beendet hatte, und als eben die Sonne über den Föhrenwald, welcher im Morgen des Ortes ſtand, herauf ging, trat er aus der Thür des Hauſes in das Freie. Er ging auf dem ſchmalen Pfade zu den Häuſern, ging zwiſchen ihnen empor, ging an der

Kirche vorüber, und begann, den Berg, auf welchem das rothe Kreuz ſtand, zu beſteigen. Er fand keinen Weg, ſondern mußte ſich einen durch den Schnee brechen. Er ging zwiſchen blaulichem Wachholdergeſtrippe, das hie und da durch den Schnee hervor ragte, bis zu dem rothen Kreuze empor. Dort that er ein kurzes Gebetlein, und ſah dann herum. Zu ſeinen Füßen unter dem Berge lag der Ort mit den Schneedächern ſeiner Hütten und Häuſer. Hie und da ſtieg ein Rauch empor. Weiter unten war die längliche weiße Tafel des Thales. Witiko wußte, daß dort die Moldau ſei; aber ſie war nicht zu ſehen, alles war durch die gleiche weiße Hülle des Schnees gedeckt. Um das Thal war lauter Wald. Im Morgen ging nicht fern von den Häuſern ſanft ein Föhrenwald empor. Von ihm weiter gegen Mittag war ein breiter mächtiger Waldrücken, deſſen Rand, wohl vier Wegeſtunden entfernt, ſchon bläulich dämmerte. Witiko kannte ihn ſehr wohl. Es war der Wald des heiligen Thomas, auf deſſen Rande er dort, wo das Bild des heiligen Apoſtels Thomas geweſen war, vor zwei Jahren mit dem Führer Florian geſtanden war, und von dem er dann zu der Moldau und den Häuſern von Friedberg hinab geſtiegen war. Witiko ſah lange auf den Wald. Dann blickte er gegen Mittag auf die Waldwand, jenſeits welcher das Aigen ſein mußte, von wo aus der Führer Florian mit ihm gegangen war. Hierauf lenkte er ſeine Augen gegen Abend auf eine noch größere Waldwand, die von Steinrippen durchzogen war, welche im Morgenlichte ſichtbar wurden, und in welchen der ſchwarze See war, auf den er mit Wolf hinab geſchaut hatte, und deſſen Daſein von dieſer Ferne kaum zu ahnen war. Gegen Mitternacht ſah er ganz nahe an ſeinem Berge den Waldhang, über den er geſtern herein geritten war, und über welchen hin in großer Ferne Prag liegen mußte, das er vor zwei Jahren des Herzogs Soběſlaws willen geſucht, und das er nun wieder verlaſſen hatte.

Als er ſeinen Augen Genüge gethan hatte, ſprach er vor dem Kreuze die Worte des Kreuzzeichens, und ſtieg über den Berg durch den glänzenden Schnee hernieder.

Da er zu den Häuſern gekommen war, ging er auf ein kleines Steinhäuschen, das neben der Kirche ſtand, zu, ging in daſſelbe hinein, und trat in die Stube. In derſelben ſaß ein Greis mit weißem Barte vor einem großen Buche. Am Ofen ſaß ein Mütterlein, und ſpann.

„Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr,“ ſagte Witiko, „ich bin in eure Stube getreten, euch zu grüßen, und euch zu beſuchen.“

„Ei, Witiko,“ ſagte der alte Mann, indem er aufſtand, „ſeid ihr auch wieder einmal nach Plan gekommen? Und wie ſchön und friſch ihr ausſeht. Seid recht herzlich gegrüßt.“

Das Mütterlein war von dem Spinnrade aufgeſtanden, wiſchte mit ihrer blauen Schürze einen Stuhl ab, und reichte ihn Witiko zum Sitzen.

Dieſer ließ ſich auf den Stuhl nieder.

„So ſeid ihr noch immer auf der Pfarre in Plan?“ ſagte Witiko zu dem alten Manne.

„Ich bin noch da,“ entgegnete der Mann, „werde wohl auch da bleiben, und in nicht entfernter Zeit als Pfarrer von Plan ſterben. Ihr kennt ja meine Schweſter Anna auch noch?“

„Freilich,“ antwortete Witiko, und ſah gegen die Spinnerin hin.

Dieſe blickte ihn mit freundlichen blauen Augen an.

„Plan iſt ein ſehr ſchöner Ort,“ ſagte der Pfarrer, „er liegt lieblich in dem Walde, und er iſt auch wichtig. Als das Chriſtenthum noch wenig verbreitet war, als das ganze Land Böhmen noch am Heidenthume hielt, waren hier zwei chriſtliche Einſiedler, die den Fleck reuteten, darum er der obere Plan heißt, und die die chriſtliche Lehre ausbreiteten. Darum iſt dann auch eine Kirche geworden, die ſehr alt iſt. Die vielen Einſiedler in dem großen langen Walde hinauf ſind die erſten Prediger der chriſtlichen Lehre in dieſem Lande geworden. Werdet ihr lange hier bleiben?“

„Vielleicht länger als ſonſt,“ ſagte Witiko, „es iſt noch ungewiß.“

„Dann werdet ihr doch auch zuweilen zu mir kommen, und geſtatten, daß ich euch auch in euerem Hauſe begrüße,“ ſagte der Pfarrer.

„Ich werde kommen, und es wird mir eine Freude ſein, euch bei mir zu ſehen,“ entgegnete Witiko.

Die alte Anna, welche aus der Stube gegangen war, kam jetzt wieder herein, und brachte auf einem Teller Brod und Salz und in einem Kelchglaſe Meth.

Sie ſtellte die Dinge vor Witiko auf den Tiſch, und ſagte: „Wohl bekomme es zum Gruße.“

Witiko nahm ein Schnittchen Brod, ſalzte es, und aß es. Dann that er einen Schluck aus dem Glaſe.

Hierauf erhob er ſich, um ſich wieder zu entfernen.

Der alte Pfarrer nahm einen Lammspelz von einem Nagel an der Wand, zog ihn an, und begleitete Witiko aus dem Hauſe.

Eine kurze Strecke unterhalb des Pfarrhäuschens kam Witiko an der Schmiede vorüber. In derſelben wurde ein Pferd beſchlagen. Witiko ging näher, ſchaute zu, beſah das Pferd, und redete dann mit dem Schmiede und dem Eigenthümer des Pferdes über das Pferd und über einige andere Dinge.

So ſprach er auch mit mehreren Männern und Frauen, welche, da er an ihren Wohnungen vorüber ging, heraus kamen, und ihn grüßten.

Des Mittags mußten Martin Lucia und Raimund mit ihm an dem großen Tiſche in der Stube eſſen.

Am Nachmittage ritt er auf ſeinem Pferde in der Richtung gegen Morgen in den Wald, und kam nach zwei Stunden wieder zurück.

Am Abende, da das Pferd beſorgt war, da Raimund und Lucia mit der Pflege der Rinder fertig waren, und Lucia ihre Milch aus dem Stalle in die Vorrathskammer gebracht hatte, wurde das Licht auf der Leuchte der Stube, die wie ein Herd in der Wand angebracht war, durch aufgelegte fette Kieferhölzer ſo verſtärkt, daß die ganze Stube ſchimmerte. Martin Raimund und Lucia mußten zu ihrem Abendaufenthalte, wie ſie auch ſonſt thaten, in die Stube kommen. Selbſt Martins großer graugetigerter Hund mußte herein gelaſſen werden. Lucia ſpann an der Leuchte, Raimund flickte weiter entfernt an einem Dreſchflegel, und Martin ſaß müſſig auf der Ofenbank. Witiko ſaß auf einem Stuhle. Der Hund hatte ſich unter den Tiſch gelegt.

Nach der ſiebenten Stunde trat ein Mann in einem Lammspelze einer Lammspelzhaube und in groben weißwollenen Beinbekleidungen mit ſchweren Stiefeln in die Stube.

„Gottes Gruß,“ ſagte der Mann.

„Gottes Dank,“ ſagten die Anweſenden.

„So lebſt du auch noch, Tom Johannes, der Fiedler,“ ſagte Witiko, „es freut mich, daß du uns beſuchſt. Wie geht deine Kunſt?“

„Ei, Witiko,“ entgegnete der Mann, „ſo kennt ihr mich noch. Und die Kunſt, wie ſie geht. Die Hochzeiten kommen faſt ab, und bei den Tänzen werden die Spielleute immer mehr. Ich kann von den Rüben meines Feldes beſſer leben als von der Kunſt.“

„Nun von beiden,“ ſagte Witiko.

„Und was hat denn euch im Winter zu uns geführt?“ fragte der Mann.

„Es hat ſich ſo gefügt,“ ſagte Witiko.

„Und werdet ihr jetzt länger bei uns bleiben als früher?“ fragte der Mann.

„Wie es eben geſchieht,“ antwortete Witiko, „ich weiß es ſelber noch nicht.“

Während dieſer Worte hatte Martin einen Laib ſchwarzen Roggenbrodes und ein Meſſer auf den Tiſch gelegt, und Salz dazu geſtellt. Der Mann ſetzte ſich zu dem Tiſche, ſchnitt ſich mit dem Meſſer ein Schnittchen Brod ab, beſtreute es mit Salz, und aß es.

Dann ſprachen ſie von mancherlei: von Leuten, die geſtorben ſind, von andern, die geheiratet haben, wieder von andern, die in die weite Welt gegangen ſind, und von ſolchen, die in den innern Ländern Krieg wünſchen, um dahin zu gehen, und Beute zu machen. Sie ſprachen von dem Landbaue von der Viehzucht, und was ſich in dem Walde begibt, und was ſonſt Neues in der Welt iſt, und von ähnlichen Dingen.

Um die neunte Stunde erhob ſich der Mann, ſagte eine ruhige Nacht, und entfernte ſich. Lucia trug ihr Spinnrad aus der Stube, Martin mit dem Hunde und Raimund ſuchten ihre Schlafſtellen, und Witiko legte ſich auf ſein Tannengeſtelle indem er die Thür von der Kammer in die Stube offen, und die Föhrenklötze auf der Leuchte verglimmen ließ.

Am nächſten Morgen beſah Witiko, ſo wie er am Tage vorher Berg und Thal und Wald überſchaut hatte, das Haus, in dem er war, und ſeine Wirthſchaft. Er beſah die zwei Geſpanne Ochſen, die Kühe, die einigen Schafe, die Schweine und das Federvieh, er beſah die Scheuer die Holzlaube die Wagenlaube die Vorrathskammer und den Keller. Dann ging er in drei der nächſten Nachbarhäuſer, und beſuchte deren Bewohner. Nach dem Eſſen ritt er auf ſeinem Pferde wieder in den Wald. Am Nachmittage ließ er einen Mann kommen, welcher Kleider verfertigte, und beſtellte ſich ein Gewand aus dem groben weißgrauen Wollſtoffe, welcher in dem Walde gemacht und getragen wurde. Durch Martin ließ er ſich eine graue Filzhaube kaufen.

Am Abende dieſes Tages kamen vier Männer in Lammspelzen zu Witiko in die erleuchtete Stube. Es war Tom Johannes der Fiedler, es war Stephan der Wagenbauer, es war Chriſt Severin der Wollweber, und es war David der Zimmerer. Martin ſetzte ihnen wieder Brot und Salz vor, und ſie thaten, wie geſtern Tom Johannes. Lucia ſaß an der Leuchte, und ſpann, Raimund ſchnitt aus Buchenklötzen lange Späne, Martin flocht an einem breiten Tragbande, und Witiko auch an einem. Man ſprach wie geſtern von verſchiedenen Dingen, und um die neunte Stunde entfernten ſich die Männer, und gingen nach Hauſe.

Am dritten Tage war es ungefähr wie an den vorhergegangenen zwei Tagen.

Am vierten Tage kam gegen den Mittag ein Mann auf einem Saumthiere gegen das ſteinerne Haus. Er war in ein ſehr weites dunkelbraunes Wollgewand gekleidet, das ein Ledergürtel zuſammenhielt. Auf dem Haupte hatte er eine Haube von ſchwarzen Lammfellen, die über die Ohren und den Nacken ging. Er ſaß zwiſchen zwei Päcken von rauher Dachshaut auf ſeinem Saumpferde. Als er in den Hof des Hauſes gekommen war, gingen Witiko und Martin hinaus. Der Mann ſtieg von ſeinem Thiere, und ſagte: „Boreš läßt euch ſehr ſchön grüßen, Witiko, es wird nichts fehlen.“

„Das iſt gut,“ ſagte Witiko, „wann biſt du in Hoſta's Burg weggeritten?“

„Vor neun Tagen,“ antwortete der Mann, „der Schnee hindert das Weiterkommen ſehr.“

„Du biſt gut genug weiter gekommen,“ ſagte Witiko, „Raimund wird die Päcke abſchnallen helfen, du bringe dann dein Pferd in den Stall, und gehe darauf in die Stube, daß man dir eine Erquickung gebe.“

Martin rief nach Raimund, und da er gekommen war, löſten ſie die Päcke von dem Saumthiere, und Raimund trug ſie in Witiko's Kammer. Witiko folgte ihm. Der Mann brachte das Pferd in den Stall, und ging dann in die Stube. Dort legte er ſein baumwollenes Oberkleid und ſeine Lammshaube ab, und ſetzte ſich an den Tiſch. Man gab ihm Bier und Brod.

Witiko ging in die Kammer, kam bald darauf wieder heraus, und trug ein Päckchen in der Hand, das in Fuchsfell genäht war.

„Da iſt etwas an einem meiner zwei Päcke angebunden geweſen, das ich nicht kenne,“ ſagte er.

„Es wird ſchon recht ſein,“ entgegnete der Mann, „Boreš hat es mir gegeben, und hat geſagt, ich ſoll ſehr acht darauf haben, deßhalb habe ich es an einen Pack gebunden.“

Witiko trennte die Naht, und es kam ein ſehr ſchlechter Gürtel aus dem Fuchsfelle. Der Gürtel hatte eiſerne Buckeln, und war mit Leder gefüttert. Als Witiko noch einmal in dem Fuchsfelle nachſah, fand er ein Papier, auf dem von Boreš Hand geſchrieben ſtand: „Die hocherlauchte Herzogin Adelheid hat manchem Manne des verblichenen Herzoges ein Ding des Herzoges gegeben, und dir Witiko gibt ſie den Gürtel, den der Herzog auf dem Sachſenzuge getragen hat, ſie gibt ihn dir, weil der Herzog geſagt hat, du ſeieſt auf jenem Zuge klug geweſen, und ſie gibt ihn dir, weil der Herzog ebenfalls geſagt hat, daß du in eine große Gefahr für ihn nach Prag gegangen biſt.“

Witiko hielt den Gürtel eine Zeit in der Hand, und betrachtete ihn. Dann ging er in ſeine Kammer, und legte ihn in das Fuchsfell gewickelt in die Truhe.

Hierauf öffnete er die rauhen Päcke, und nahm die Dinge, die in ihnen waren, heraus. Es war die Kleidung und Ausrüſtung eines Reitersmannes. Er legte alles in die Truhe zu dem Gürtel. Darauf ging er in die Stube hinaus, und ſagte: „Es iſt alles richtig. Verweile, ſo lange du willſt, bei uns. Ich werde dir dann deinen Lohn geben, und du kannſt wieder deiner Wege ziehen."

„Mit eurem Wohlnehmen werde ich einen Tag raſten, und dann auf den Rückweg gehen," ſagte der Mann.

„Thue nach deinem Gefallen," entgegnete Witiko, „wo iſt denn die erlauchte Herzogin?'

„Ei in Hoſta's Burg," antwortete der Mann.

„Iſt ſie noch in der Burg, in welcher ihr erlauchter Herzog geſtorben iſt," ſagte Witiko.

„Sie ſchläft in dem Gemache, in welchem der Herzog geſtorben iſt," ſagte der Mann.

„Und wer iſt bei ihr?" fragte Witiko.

„Ihre kleinen Kinder," ſagte der Bote.

„Und wo iſt Wladiſlaw?" fragte Witiko.

„Er iſt nach Mähren entflohen, weil er den neuen Herzog fürchtet," antwortete der Bote.

„Hat ſie ihren Schmerz gemildert?" fragte Witiko.

„Ja," erwiederte der Bote, „ſie ſagt gar kein Wort."

„Wird ſie lange in Hoſta's Burg bleiben?" fragte Witiko.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Mann.

„Es iſt gut," ſagte Witiko, und ſchwieg.

„Ich habe auch einen Brief von Boreš," ſagte der Mann.

„Nun, ſo gib ihn," ſagte Witiko.

Der Mann neſtelte ſein Wams auf, zog ein graues Papier daraus hervor, wickelte es auf, und that ein Päckchen Papier heraus, das mit rothſeidenen Bändern umwickelt, und mit Wachs verſiegelt war. Witiko öffnete das Papier, las die Zeilen, die es enthielt, und ſagte: „Ich werde dir eine Antwort mitgeben."

Dann ging er in ſeine Kammer.

Der Bote blieb an dieſem Tage und an dem folgenden in dem ſteinernen Hauſe. Er legte ſich in die Heuſtelle in dem Stalle, wo ſein Pferd ſtand, ſchlafen. Am dritten Tage Morgens richtete er ſich zur Rückkehr. Er erhielt von Witiko ſeinen Lohn und den Brief an Boreš. Dann ritt er in ſeinem braunen Oberkleide und in ſeiner ſchwarzen Lammshaube auf dem ſchmalen Schneepfade zu den Häuſern hinein, zwiſchen den Häuſern empor, am Kreuzberge vorüber, und den Waldhang hinan, über den Witiko vor ſechs Tagen herab gekommen war.

Da der Bote das ſteinerne Haus verlaſſen hatte, war es wieder wie vorher. Witiko legte das weißgraue Wollſtoffgewand, welches fertig geworden war, an, und ſetzte die graue Filzhaube auf ſein Haupt. Das Gewand beſtand in einem Rocke, der mit Haſten zuſammen gehalten wurde, und in Beinbekleidungen, über welche die Stiefel empor gingen. So blieb er nun immer. Er theilte ſich mit Martin in die Leitung des Hausweſens, berieth ſich mit Martin, ordnete manches an, und that manche Arbeit. Täglich ritt er auf ſeinem Pferde in der Zeit von faſt zwei Stunden in den Wald. Außerdem ging er auch auf Bergen und in Thälern herum, und durchforſchte ſie. Er ging öfter auf den Kreuzberg, und blickte herum. Die Pflege ſeines Pferdes beſorgte er mit der Hilfe Martins ſelbſt.

Am Abende, wenn das Licht auf der Leuchte brannte, kamen immer wieder Männer. Es kam jetzt auch zuweilen Peter Laurenz der Schmied, es kam Paul Joachim der Maurer, Adam der Linnenweber, dann Zacharias der Schenke, Mathias, Norbert, Jakob und andere. Wenn Rockenfahrt in Witiko's Stube war, und zu derſelben Mädchen und auch Frauen mit ihren Spinnrädern kamen, um in der Stube zu ſpinnen, fanden ſich auch junge Männer und Jünglinge ein, wie Philipp der Steiger, Max Albrecht, der roſenwangige Urban, der der Vetter des Schmiedes Laurenz war, Veit Gregor, Lambert der Zimbelſchläger, Wolfgang, Andreas, Auguſtin der Pfeifer, und mehrere. Dann ſangen zuweilen die Mädchen, zuweilen ſangen die jungen Männer, oder beide zugleich, oder beide in Wechſelliedern. Um die neunte Stunde gingen ſie nach Hauſe.

Witiko war manches Mal Abends auch in einem anderen Hauſe, ſo wie Martin, oder der Knecht Raimund, oder Lucia, wenn ſie auf einer Rockenfahrt war. Dann aß er von dem Brote und Salze, das ihm gereicht wurde, ſaß im Lichte der Leuchte, und ſprach mit den Männern oder den Frauen, die gegenwärtig waren. Er beſuchte zuweilen auch eine Rockenfahrt, ſaß unter den Sängern und Sängerinen, die ſpannen, und lobte oder tadelte einen Geſang, wie es fiel. Bei einem Vergnügen, wenn etwa ein Tanz war, wo der Fiedler die Geige klingen ließ, der Pfeifer pfiff, der Zimbelſchläger die Schlägel rührte, oder wenn man ſich auf dem Eiſe verſammelte, ſah er zu, und hielt zuweilen mit. Er beſuchte nach und nach alle Bewohner des Ortes, und wenn er auf der Gaſſe ging, und ihm einer begegnete, oder wenn er im Freien wandelte oder ritt, und einer etwa auf einem Schlitten aus groben Bohlen Dünger auf ein Feld führte, oder Holz nach Hauſe brachte, oder zu einer Arbeit oder in den Wald ging, ſo blieb er bei ihm ſtehen, und redete mit ihm. Er war öfter bei dem greiſen Pfarrer, und der Pfarrer war öfter bei ihm. An Feſttagen war er in der Kirche, in welcher ſich die Bewohner des Ortes verſammelten, und in welche auch Menſchen aus manchem Häuschen herbei kamen, das im Walde verſteckt war.

Er betrachtete die Arbeiten der Bewohner, und ſuchte ſie kennen zu lernen, wie ſie ihre Vorräthe aufbewahrten, und zur Verzehrung eintheilten, wie ſie ihre Thiere erzogen, wie ſie die Feldgeräthe herrichteten, Pflüge Eggen Wägen Rechen Schaufeln Zuber Körbe und dergleichen, wie ſie mit Axt Säge und Hammer Ausbeſſerungen an ihren Häuſern machten, oder Holz, das ſie im Winter gefällt hatten, auf dem leichteren Mittel des Schlittens in die Nähe ihrer Wohnungen führten, oder wie ſie in wenigen Gewerben die anderen Bedürfniſſe ihres Lebens aufbrachten.

Bei gemeinſchaftlichen Arbeiten half er mit, wenn etwa ein Weg durch den Schnee zu brechen war, oder wenn ein Pfad zu finden, und mit Reiſern zu bezeichnen war, da der alte ſammt ſeinen Reiſern unkenntlich geworden war, oder wenn man gegen einen Wolf oder ein anderes Waldthier ging, oder Anſtalten traf, ein ſolches ferne zu halten.

Er betheiligte ſich auch bei allgemeinen Angelegenheiten in Berathungen, oder wie es ſonſt begehrt wurde.

So ging die Zeit hin, es mochte eine heitere trockne Winterſonne ſein, oder Schneegeſtöber ſein, oder Sturm ſein, oder der Winternebel in die Zweige der Tannen herab reichen.

Die Tage wurden länger. Die Sonne war Morgens ſchon ſehr zeitlich über den Föhren heroben, und am Abende ſtand noch ſpät die blaue Seewand im Golde des Himmels. Das Heulen des Wolfes war nicht mehr zu vernehmen, dafür tönte der Schrei des Hirſches, oder der Ruf des Auerhahnes, oder ein ſchneller Klang der Frühlerche.

Der Reif ging von den Wäldern, daß ſie dunkel da ſtanden, der Schnee rann als Waſſer von den Bergen und durch die Senkung der Thäler, bis kein kleines Theilchen der Hülle mehr ſichtbar war. Die längliche Tafel des Thales zeigte nun in ihrem unteren Theile Wieſen, und in dem fahlen Wintergraſe war die blaue Schlange der Moldau. Weiter oben waren die braunen Streifen der geackerten Felder, oder die grünen derer, die Winterſaaten trugen, dann war der Wald.

Es begannen nun die Frühlingsarbeiten, und Martin und Raimund rückten mit ihren Geſpannen in ihr Feld, und gedungene Lohnarbeiter halfen ihnen, und Witiko war auch dabei, und legte, wo es nöthig war, Hand an, bis die Wieſen und Felder beſtellt waren, und ihrer Ruhe und Entwicklung entgegen harren konnten.

Die Winterſaaten wurden höher und grüner, die Sommerſaaten keimten, die Wieſen färbten ſich dunkel, der Waldkirſchenbaum, welcher im Sommer die kleinen ſchwarzen Kirſchen bringen ſollte, war mit weißen Blüthen überdeckt, die Schlehe und der Kreuzdorn blühten, der Holzbirnbaum auch, darnach begann der Waldapfelbaum, die Tannen ſetzten die neuen lichtgrünen Sproſſen an, und endlich öffnete ſich auch die Blume der lichteren und dunkleren Waldroſe mit den fünf Blättern, die am Hage oder am Saume des Waldes dahin ſtand.

Die Heerden des Ortes gingen mit ihren Hirten in die Wälder empor, wo Raſen zwiſchen den Föhren und andern Bäumen war, die Kinder ſpielten in der Sonne, und die Mädchen ſangen, wenn ſie das junge Gras aus dem Walde trugen, jetzt in die blaue Luft empor. Sie hatten nicht, wie tiefer im Lande, die weiten Gewänder, ſondern kurze faltige Röckchen und eine Schürze, und ſie hatten weiße oder rothe Tücher um das Haupt und die Schultern, und öfter gingen zwei Zöpfe über den Rücken des Mieders bis zu dem Röcklein hinunter.

Als die Lenzarbeiten vorüber waren, als die fünfblättrige Waldroſe am Hage oder zwiſchen dem Geſteine blühte, nahm Witiko eines Tages nach dem Eſſen ſein Ledergewand, kleidete ſich damit, ſattelte ſein Pferd, ſchickte nach Benedikt, dem Sohne Zacharias des Schenken, daß er ihm als Führer diene, und ritt von dieſem begleitet in der Richtung gegen Morgen in den Wald. Benedikt ging mit einem langen Stabe voran, Witiko folgte ihm. Sie gelangten unter den Föhren bis an den Kamm der Höhe empor. Dann kamen ſie durch Buchenwald und Tannen wieder in ein Thal hinab, in welchem ein Bach floß. Witiko ſah Rehe daraus trinken, und einen Hirſch darin ſtehen. Sie durchſchritten den Bach. Dann ging ein Wald ſachte aufwärts, und da ſie ihn zurückgelegt hatten, kam eine Ebene. Auf ihr ſtand nicht mehr hoher Wald ſondern kurze dünne kranke Föhren, und viele Stellen hatten gar keinen Baum. Das Gras war grau und trocken, und wo Erde zu ſehen war, erſchien ſie in dunkler aſchgrauer Farbe.

„Da iſt ein ſeltſamer Boden," ſagte Benedikt, „wenn man ihn auf die Achſen der Wagenräder ſtreicht, ſo gehen ſie ſo lind wie mit fetten Dingen geölt."

„Da ſollte man den Boden unterſuchen," ſprach Witiko.

„Ja das ſollte man," ſagte Benedikt.

Sie zogen auf der Ebene hin, die Sonne ſchien ſchon tief aus Wolkenſchleiern. Und da ſie an das Ende der Ebene gekommen waren, ging ſie unter. Nun fing wieder hoher Wald an, der ſachte abwärts ging. Weil es in ihm dunkelte, ſtieg Witiko ab, und führte ſein Pferd hinter ſich her. Nach einer Stunde kamen ſie auf eine freie Stelle. Sie hörten im Walde einen Ruf. Sie blieben ſtehen. Es war ſtille. Dann tönte wieder der Ruf. Sie blieben noch ſtehen. Die Stelle war ſehr ſonderbar. Es glänzte Waſſer im Monde, es glänzte das Gras um das Waſſer, und die Büſche daran glänzten auch, aus ihnen ragten dunkle Giebel wie Dächer von Hütten empor, und oben war der Mond in gelblichen Wolken. Am Saume des Waldes ſtanden drei Geſtalten, welche in weite Gewänder gehüllt waren, und die Gewänder auch über die

Häupter gezogen hatten. Sie ſchienen Weiber zu ſein. Es tönte wieder im Walde der Ruf, dann war es wieder ſtille. Dann tönte der Ruf noch einmal aber ſchwach, dann begann ein Geſang wie von vielen Stimmen. Der Geſang war ruhig und langſam. Er dauerte eine Weile, dann war es ſtille. Dann begann der Geſang wieder.

„Das iſt ein heidniſches Ding,“ ſagte Benedikt leiſe zu Witiko, „es muß einer geſtorben ſein. Weil ſie es nicht auf ſeinem Grabe thun können, da es die Prieſter verboten haben, ſo gehen ſie in den Wald, und thun es dort. Ich kenne den Geſang, meine Großmutter hat ihn oft ertönen laſſen, und einmal habe ich ihn auch im Walde oberhalb Horec gehört.“

„Aber werden denn die Leute nicht belehrt?“ fragte Witiko.

„Sie thun es im Geheimen,“ antwortete der Führer, „und ſagen nichts davon, daß ſie von ihren Göttern nicht geſtraft werden.“

„Dann müſſen wohl neue Geſchlechter kommen, die die Sünden der alten vergeſſen,“ ſagte Witiko.

„So wird es ſchon ſein,“ entgegnete der Führer.

Der Geſang hatte wieder aufgehört, begann wieder, und ſchwieg endlich ganz. Witiko und ſein Führer blieben noch immer ſtehen. Nach einer Zeit kamen Geſtalten bei den drei Weibern aus dem Walde. Sie waren in weite Gewänder gehüllt, die durch Gürtel zuſammen gefaßt wurden. Es waren Männer und Frauen. Sie blieben bei den Weibern ſtehen, und wurden immer mehr. Dann zerſtreuten ſie ſich. Einige gingen auf dem Pfade am Waldſaume abwärts, auf dem

Witiko ſeinen Weg fortſetzen ſollte, andere kamen gegen Witiko herauf, und gingen an ihm vorüber in den Wald. Manche gingen ſchweigend vorbei, andere ſagten: „Gelobt ſei der Heiland.“

„Gelobt ſei der Heiland,“ antworteten Witiko und ſein Führer.

Endlich war keine der Geſtalten mehr zu ſehen, die drei Weiber ſtanden auch nicht mehr auf ihrem Platze, und es regte ſich nichts als der ſanfte Wolkenzug, den der Mond durchſchien.

Jetzt nahmen Witiko und ſein Führer auch den Weg wieder auf. Sie gingen auf dem Pfade am Waldſaume hinunter. Als ſie den Grasplatz verlaſſen hatten, kamen ſie wieder in dichten Wald. Aber der Weg war da breiter und ausgetretener. Sie gingen langſam auf demſelben fort, und hatten manches Mal unter den Blättern eine durchbrechende Helle des Mondes.

Da ſie eine Stunde auf dieſem Wege zugebracht hatten, gelangten ſie wieder in das Freie. Es war ein breites Thal, von Wald umgeben. In dem Thale konnte man Gebüſche Felder und Wieſen unterſcheiden, und hie und da glänzte es wie Waſſer. Aus dem Waſſerglanze ſtand ein großer viereckiger ſchwarzer Thurm empor.

„Wir haben länger gebraucht, als ich gedacht habe,“ ſagte Witiko.

„Die Verſchlingungen des Pfades und die Wurzeln hindern das Fortkommen,“ ſagte der Führer, „und die Irrgräſer machen den Weg länger.“

„Es iſt ſchon gut,“ entgegnete Witiko.

Bei dieſen Worten beſtieg er wieder ſein Pferd, und ritt auf dem Wege gegen den Thurm zu. Sie konnten nur auf einem ſchmalen Erdſtriche zwiſchen Schilf und Waſſer zu demſelben gelangen. Er war durch ein Thor geſchloſſen. An dem Thore hing ein Ochſenhorn. Der Führer nahm es, und blies in dasſelbe. Eine Zeit darnach öffnete ſich eine Luke im Thore, und ein Mann ſah heraus. Er ſprach: „Sei gegrüßt, Benedikt.“

Dann öffnete er das Thor.

Witiko ritt durch den Bogen hinein, und kam in einen Hof. Das Thor wurde hinter ihm wieder geſchloſſen. Im Hofe ſtieg er von dem Pferde. Der Führer und der Mann, der das Thor geöffnet und wieder geſchloſſen hatte, halfen ihm das Pferd in den Stall bringen. Da es dort angebunden und bedeckt war, führte der Mann Witiko und den Führer in eine Stube. Dieſelbe war ſehr groß, und hatte an ihrem oberen Ende die Leuchte. Von derſelben ging ein ſehr langer Tiſch aus Tannenbrettern bis gegen die Thür. An der Leuchte ſaß ein barhäuptiger Mann in einem weiten ſchwarzen Gewande, deſſen Gürtel gelöſt war. Neben ihm ſaß ein anderer in grauem Gewande, das aber gegürtet war. Er hatte gleichfalls auf dem Kopfe keine Bedeckung. An dem langen Tannentiſche ſaßen mehrere Männer und Jünglinge vor Krügen. Sie waren auch in weite gegürtete Gewänder gekleidet, und trugen keine Bedeckungen auf den Häuptern.

Als Witiko und der Führer eingetreten waren, erhob ſich der Mann im ſchwarzen Gewande an der Leuchte, und rief: „Ich bin Rowno der Wladyk, was begehret ihr?“

„Ich heiße Witiko,“ antwortete Witiko, „ſtamme aus dem Mittage Böhmens, und bitte dich um Gaſtfreundſchaft. Dieſer da iſt mein Bote.“

„Komme an das obere Ende des Tiſches, Witiko,“ entgegnete Rowno, „und Benedikt ſoll ſich an das untere Ende ſetzen.“

Witiko ging an das obere Ende des Tiſches, und als er bei Rowno angekommen war, reichte ihm dieſer die Hand, und ſagte: „Du biſt willkommen, nimm dir einen Stuhl, und ſetze dich neben uns an den Tiſch. Es wird dir ſogleich eine Erquickung gereicht werden, und dein Führer wird auch Speiſe und Trank erhalten.“

Witiko ſetzte ſich nieder, wie es Rowno geſagt hatte, und dieſer nahm auch ſeinen Platz wieder ein. Die Männer und Jünglinge an dem Tiſche waren vor Witiko aufgeſtanden, und ſetzten ſich wieder nieder.

Nun kam ein Mann, der auf einem großen Brette das Lendenſtück von gebratenem Schweinfleiſche trug. Er ſetzte es vor Witiko hin. Ein anderer brachte einen Krug mit Bier und einen Laib Brod.

Witiko ſchnitt ſich von dem Fleiſche ab, ſchnitt ſich von dem Brote ein Stück herab, und begann, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen.

Dem Führer hatte man auch am untern Ende des Tiſches zu eſſen und zu trinken vorgeſetzt.

Da Witiko fertig war, hob Rowno ſein Horn, und ſagte: „Ich bringe dir den Willkommtrunk, Witiko.“

Witiko hob den Krug, und erwiederte: „Ich bringe Beſcheid.“ Dann tranken beide.

Dann ſagte Rowno: „Du biſt Witiko der Knabe, der auf dem Wahltage auf dem Wyšehrad geſprochen hat, daß man ihn zu einer Botſchaft an den Herzog Soběſlaw in der Verſammlung belaſſe.“

„Ich bin es,“ antwortete Witiko, „ich weiß, daß du auf dem Wyšehrad warſt. Ich wohne jetzt als dein Nachbar in dem Hauſe meiner Mutter auf dem oberen Plane, und biete dir Gaſtfreundſchaft an.“

„Ich empfange ſie, wenn ich zu dir komme,“ erwiederte Rowno.

Jetzt erhob ſich auch der andere Mann, der an der Leuchte ſaß, und mit einem grauen Gewande angethan war. Er trat zu Witiko, und ſprach: „Ich bin Oſel, und habe dich auch auf dem Wyšehrad geſehen, wo du geſprochen haſt. Ich bin bei Rowno auf Gaſtfreundſchaft, und reite morgen beim Tagesgrauen fort. Wenn du nach Dub kommſt, wo wir in unſern Häuſern ſitzen, haſt du Gaſtlichkeit bei uns.“

„Ich nehme ſie an,“ ſagte Witiko, „und du haſt ſie auch bei mir.“

„Ich empfange ſie,“ ſagte Oſel, „du biſt ja aber auch Witiko von Přic, das weiter im Lande iſt, und dahin wir von Dub keinen großen Weg haben.“

„Wir haben ein Eigen in Přic,“ antwortete Witiko, „ich bin aber tiefer in den Wald gegangen.“

„Du biſt tiefer in den Wald gegangen,“ erwiederte Oſel, „weil du zu denen gehörſt, die ſich dem Herzoge Wladiſlaw widerſetzt haben.“

„Ich gehörte nur zu Soběſlaw,“ entgegnete Witiko, „und habe einen Auftrag von ihm vollführt. Alles andere lag nicht in meinen Dingen."

„Biſt du nach der Wahl gleich zu Soběſlaw gegangen, und haſt du ihn ſterben geſehen?" fragte Rowno.

„Ich bin nach der Wahl gleich auf Hoſta's Burg geritten," ſagte Witiko, „bin in dem Gemache geweſen, als der Herzog die Augen ſchloß, und war unter denen, die ihm das Geleite in die Gruft gegeben haben."

„Wir haben es ihm auch gegeben," ſagte Rowno, „und der Herzog ſelbſt hat ihn auch geleitet. Soběſlaw war für das Land ein guter Mann bis auf den Tag von Sadſka. Wie haſt du nach ſeiner Beſtattung von Prag fortkommen können."

„Der Herzog hat befohlen, daß man mich ungekränkt von dannen laſſe," entgegnete Witiko.

„Das iſt gerecht," ſagte Rowno. „Da er auf den Fürſtenſtuhl geſetzt wurde, und da die Menſchen jubelten, war er ſehr in ſich gekehrt. Haſt du die Feierlichkeiten geſehen?"

„Ich bin bei dem todten Herzoge Soběſlaw in Hoſta's Burg geweſen," antwortete Witiko.

„Sie haben indeſſen den lebendigen gegrüßt," entgegnete Rowno, „alle, die da waren, haben ihm vor Freude zugerufen, da er zu dem Stuhle Přemyſls geführt wurde, weil nun das Kämpfen Morden und Zerſtören vorüber iſt, das eintrat, wenn ein ſchwacher Mann auf dem Fürſtenſtuhle ſaß, und andere darnach ſtrebten. Und wenn auch das Unheil nicht leicht in unſern Wald kömmt, weil er unwegſam iſt, ſo könnte es doch jetzt eher geſchehen, weil der Krieg iſt, den der Markgraf Leopold von Öſterreich um Baiern führt, und es iſt gut, daß es unterbleibt."

„Ich bin noch zu unerfahren in dieſen Dingen," ſagte Witiko. „Erlaube, Rowno, daß ich mich auf ein Kurzes entferne, um nach meinem Pferde zu ſehen."

„Es ſei, wenn du es ſelber thun willſt," ſagte Rowno.

Witiko ging aus der Stube, und kam nach einer Weile wieder.

„Andere Männer," ſagte er, „fürchten doch etwas."

„Das iſt der alte Bolemil und der alte Diwiš," ſagte Oſel, „und Lubomir, welche die früheren Kriege geſehen haben. Sie ſind aus Alter furchtſam geworden, und glauben ſtets, das Entſetzen wird gleich wieder kommen. Die Lechen Kmeten und Vornehmen möchten wohl immer herrſchen, das iſt wahr, und ſie möchten deßhalb Unfrieden anzetteln; aber wir und tauſende ſtehen lieber zu einem einzigen mächtigen Manne, der uns ſchützt, als daß wir uns von mehreren plagen laſſen, damit ſie praſſen, und in ſchimmernden Kleidern einher gehen."

„Und das, meinen ſie, könnte zum Streite führen," antwortete Witiko.

„Gegen den Muthigen fehlt der Muth," ſagte Rowno. „Unſere alten Prieſter haben erzählt, daß gegen Přemyſl den Mann Libuša's kein wilder Herr des Landes den Arm aufzuheben verſucht hat."

„Und möchte nur unſer Wladiſlaw immer ein ſolcher Přemyſl ſein," entgegnete Oſel, indem er wieder zu ſeinem Sitze ging.

„Der hochehrwürdige Biſchof Zdik hat ſich mit ſeinem Leben für ihn verbürgt," antwortete Rowno.

„Als der erlauchte Herzog Soběſlaw im Sterben lag," fügte Witiko hinzu, „habe ich ihn zu ſeinem Sohne Wladiſlaw ſagen gehört: Unterwirf dich Wladiſlaw. Načerat wird gegen ihn nicht ſiegen."

„Es haben die Männer in Prag erzählt, daß er ſo geſagt hat," entgegnete Rowno.

„Das hat er im Sterben geſagt, da ſein Sinn irrte," rief Oſel, „Načerat hat ja den Herzog Wladiſlaw auf den Fürſtenſtuhl geführt, er iſt der mächtigſte Mann in dem Lande Böhmen, und wenn auch die Angehörigen Bolemils und wenn Diwiš und Božepor und Wšebor und Lubomir verſucht ſein möchten, den jungen Wladiſlaw den Sohn Soběſlaws auf den Herzogſtuhl zu führen, ſo werden ſie es gegen Načerat nicht zu unternehmen wagen."

„Der Herzog hat auch gleich im Beginne ſeiner Herrſchaft auf ſeine Kriegsmacht geſehen," ſagte Rowno, „er vermehrt ſie, und iſt im Lande geweſen, die Burgen zu ſtärken. Er hat Otto den Sohn des ſchwarzen Otto zurückbringen laſſen, und ihm das Herzogthum Olmüz gegeben, und der junge Wladiſlaw der Sohn des verſtorbenen Herzogs Soběſlaw iſt bei ihm in Prag voll Ehren und Reichthümer. So hat er ſich zwei Freunde gewonnen. Er hat die einundzwanzigjährige Gertrud die Schweſter des Markgrafen Leopold von Öſterreich geheirathet, und iſt dadurch der Stiefſchwager des deutſchen Königs Konrad geworden und der Schwager des Markgrafen von Öſterreich, der, wenn er das Herzogthum Baiern, mit dem ihn der König Konrad belehnt hat, dem Anhange des ſtolzen Heinrich zu entreißen vermag, der mächtigſte Herr in den deutſchen Ländern wird."

„Er wird es ihm entreißen, weil der ſtolze Heinrich geſtorben und ſein Sohn der andere Heinrich nur ein Büblein iſt," ſagte Oſel.

„Nun ſo iſt es ja recht, und alles iſt gut," entgegnete Rowno, „und wir haben zu Hauſe Raum, uns zu bewegen. Im Walde geht es auch vorwärts, Witiko. Die Hlenici bauen eine Kirche, und es werden noch mehrere entſtehen, weil in dem Walde hie und da eine Hütte gebaut wird, und die Menſchen mehr werden. In Friedberg wird gereutet, in Horec ſind wieder neue Häuſer entſtanden, und an der Stelle, wo die Moldau gegen den Thomaswald fließt, und wo es an der unteren Moldau heißt, haben ſie ein ſtattliches Herberghaus gezimmert, damit die, welche dort über die tiefere Sattlung nach Baiern hinaus gehen, ins Aigen oder weiter ins Gericht Velden, Einkehr und Erquickung finden. Die Wladyken müſſen größer werden. Wir dehnen unſere Beſitzungen gegen den Wald aus, du mußt auch ſtreben, Witiko, gleiches zu thun, und mit der Hilfe Gottes und der heiligen Jungfrau Maria und unſerer Heiligen Wenzel und Adalbert und der heiligen Diaſen und Wilen im Himmel werden wir unſere Ziele erreichen, die Großen und Herrſchſüchtigen zu drücken."

„Ich habe vor zwei Monaten meinen drei Knaben die Haare feſtlich beſchneiden laſſen," ſagte Oſel, „daß ſie in das Jünglingsalter eintreten, daß ſie tüchtig werden, und an unſerem Werke mitarbeiten."

„Ich bin nur ein Einzelner, und meine Kraft iſt gering,“ ſagte Witiko.

„Es iſt immer nur Einer geweſen, der der Stifter eines großen Geſchlechtes geworden iſt,“ antwortete Rowno.

Die Männer und Jünglinge an dem Tiſche hatten dieſen Geſprächen blos zugehört, und wenn ſie unter einander ſprachen, ſo war es leiſe, daß ſie keine Störung verurſachten.

Witiko ging noch einmal zu ſeinem Pferde. Da er zurück kam, redete man von den Dingen in dem Walde, von den Beſchäftigungen ſeiner Bewohner, und wie man vieles einrichten ſollte.

Da die Nacht vorgeſchritten war, ſtand Rowno auf, um zur Ruhe einzuladen. Mit ihm erhoben ſich alle, und verabſchiedeten ſich.

Zu Witiko trat ein Mann mit einem brennenden Buchenſpane, um ihn in ſeine Schlafkammer zu geleiten. Er führte ihn über eine Treppe empor in eine Kammer, in welcher auf einem hölzernen Geſtelle ſein Lager bereitet war. Der Mann ſteckte den brennenden Span in eine eiſerne Schere, die in der Mauer befeſtiget war, und unter welcher ſich auf dem Fußboden eine große eiſerne Schüſſel befand, daß in ſie die glühenden Kohlen des Spanes hinab fallen konnten. Er legte noch mehrere Späne, die er unter dem Arme getragen hatte, an die Mauer, und entfernte ſich. Witiko ſchob den großen Eichenriegel, der an der Thür befindlich war, vor, entkleidete ſich, hing ſein Gewand an den Kleiderſchragen, und legte ſich zur Ruhe, indem er den einen Span in ſeiner eiſernen Schere verglimmen ließ.

Mit dem erſten Grauen des Morgens ſtand er auf, und ging zu ſeinem Pferde in den Stall. Da ſah er noch einmal Oſel, der ſein Pferd zäumte und ſattelte, um den Thurm zu verlaſſen. Witiko ſprach mit ihm, und ſagte: „Komme bald zu mir, Oſel.„

„Ja bald,“ ſagte der Mann, „und du zu mir.“

„Ja,“ ſagte Witiko, „und lebe wohl.“

„Lebe wohl,“ entgegnete Oſel, beſtieg ſein Thier, und ritt unter dem Thorbogen hinaus.

Als Witiko die Pflege ſeines Pferdes beendigt hatte, ging er in die Stube. In derſelben hatten ſich ſchon viele Menſchen verſammelt. Es waren jetzt auch ältere Männer da, die Witiko geſtern nicht geſehen hatte. Auch Frauen und Mädchen waren da. Die meiſten von ihnen ſtanden. In der Nähe eines Fenſters ſtand Rowno. Er hatte das ſchwarze Kleid an wie geſtern; aber heute war es gegürtet. Auf dem Haupte trug er eine graue Filzhaube. Neben ihm ſtand eine Frau mit ſanften Wangen. Sie war in ein fließendes lichtgraues Gewand gekleidet, das ein blauer Gürtel hielt. An ihrer Seite ſtand ein Knabe und ein Mädchen. Dann ſtand eine ſchöngewachſene Jungfrau in einem dunkelblauen Kleide mit einem veilchenblauen Gürtel. Ihre Haare waren ſchwarz, ihre Augen waren ſchwarz, ihre Wangen tief geröthet und ihre Lippen roth wie die Kirſchen in dem Felde. Dann ſtanden die Männer und Jünglinge. Sie waren meiſt alle in weite dunkle Gewänder gegürtet. Sämmtliche Männer trugen keine Waffen. Dann waren die Frauen und Mädchen, die entweder dunkelgraue oder braune weite Gewänder hatten. Ihre Gürtel waren ſchön gearbeitet.

Auf dem Tiſche ſtand ein ſehr großes Gefäß mit warmer Milch, aus dem in Becher geſchöpft wurde, die man herum reichte. Ein Mann reichte Witiko einen ſolchen Becher. Witiko trank ihn aus, und ſetzte ihn auf den Tiſch. Dann näherte er ſich Rowno. Dieſer grüßte ihn, führte ihn zu der Frau mit den ſanften Wangen, und ſprach: „Das iſt Ludmila, mein Eheweib.“

Dann wies er auf die Kinder, und ſagte: „Das iſt Miš mein Söhnlein und Durantia mein Töchterlein.“

Dann führte er ihn zu der Jungfrau mit dem dunkelblauen Kleide, und ſprach: „Das iſt Dimut meine Schweſter.“

Dann wies er auf die Männer, die weiter hinab ſtanden, und ſagte: „Das iſt Jaroš mein Oheim mit ſeinem Erſtgebornen Luta und ſeinen andern, das iſt mein Oheim Stan mit ſeinem Erſtgebornen Braniš und ſeinen andern, das iſt mein Oheim Detleb mit ſeinem Sohne Porey, das iſt mein Vetter Wenzel, das iſt mein Vetter Mišek, das iſt mein Bruder Dubu, und das iſt mein Bruder Weliš.“

Dann wies er auf die Frauen, und ſprach: „Dieſe iſt Swatiſlawa das Eheweib Stans, dieſe iſt Mlada das Eheweib Detlebs, dieſe iſt Richſa das Eheweib Branišs, und dieſe Jutta das Eheweib Porey's. Die jüngeren Männer und Mädchen nenne ich dir nicht, du wirſt ſie kennen lernen. Sie ſind alle gekommen, dich zu begrüßen, und werden dann an ihre Geſchäfte gehen.“

Hierauf rief er gegen die Verſammelten gewendet: „Das iſt Witiko von Plana unſer Nachbar und unſer Gaſt.“

Nach dieſen Worten kamen viele herbei, und reichten Witiko die Hand. Andere neigten ſich blos, und man fing an, ſich aus der Stube zu entfernen.

Witiko ſchritt gegen Ludmila Rowno's Gattin, und ſagte: „Ich bin zu Rowno, den ich auf dem Wahltage auf dem Wyšehrad geſehen habe, und der mein Nachbar iſt, gekommen, um ihn zu beſuchen, und mit ihm zu ſprechen.“

„Ihr ſeid in unſerem Hauſe und bei unſeren Sippen willkommen,“ antwortete Ludmila.

Dann wendete er ſich an die Jungfrau, und ſprach: „Ihr werdet wohl auch den Fremdling in der Gaſtlichkeit dieſes Hauſes nicht unhold anſehen.“

„Die Freunde meines Bruders ſind auch die meinigen,“ ſagte das Mädchen.

Nach dieſen Worten war der Morgengruß geendigt, und man zerſtreute ſich.

Rowno führte Witiko in das Freie. Sie gingen durch das Thor auf die Erdzunge, die von ihm wegführte. Da ſah Witiko, daß der große viereckige dunkle Thurm von Moorgrunde umgeben war. Dann kamen ſie über den Damm auf naſſe Wieſen, in welchen hie und da kleine Teiche und andere Wäſſer waren. Endlich, wo der Boden ſich hob, fingen die Felder an, auf denen die Getreide ſchon die Farbe der beginnenden Reife bekamen. Hinter ihnen war der Wald.

Als ſie auf den breiteren feſten Boden kamen, ſtanden mehrere Hütten und Häuſer. Von einigen ging Rauch auf, vor einigen ſpielten Kinder, und hie und da trat eine Frau aus der Thür, und ſah ihnen nach.

Außerhalb der Häuſer gingen ſie durch die Felder, auf denen Menſchen an verſchiedenen Stellen arbeiteten. Wo die Felder zu Ende waren, ging noch Weidegrund empor, auf welchem zerſtreut verſchiedene Bäume ſtanden, und auf welchem ſich Heerden von Rindern Schafen Schweinen und Ziegen befanden, die ihre Hirten leiteten. Dann erſt begann der undurchdringliche Wald.

„Wir pflegen die Güter, welche wir von unſeren Vorvätern ererbt haben, ungetheilt und gemeinſchaftlich,“ ſagte Rowno, „ich bin zum Haupte erwählt worden, nach meinem Tode wird ein anderer erwählt. Sie liegen vor dir ausgebreitet: der Thurm die Wieſen die Felder die Weiden und der Wald. Der größte Theil des Bodens, der uns gehört, iſt mit Wald bedeckt. Wir ſtreben ihn aber zu reuten, und unſer urbares Beſitzthum zu vergrößern. Wenn die Zahl unſerer Stammesglieder wächſt, bauen wir ſtets ein neues Haus oder eine neue Hütte. In dem Thurme haben alle Menſchen mit ihrer Nahrung und alle Thiere mit ihrem Futter Platz. Wenn uns ein Feind bedrohte, ſo könnten wir in den Thurm gehen, und uns vertheidigen, bis er abzöge; denn lange könnte er nicht bleiben, weil er in dem Walde erhungerte. Brennt er die Häuſer und Hütten vor dem Thurme nieder, ſo bauen wir ſie nachher wieder auf. Seit den Zeiten unſers Urgroßvaters iſt aber ein ſolcher Angriff nicht gemacht worden. Damals war ein Streit. Ob vorher einer ſtattgefunden hat, wiſſen wir nicht, da niemand lebt, der von jenen Zeiten etwas erzählen könnte.“

Von dem Weidegrunde aus gingen Witiko und Rowno in einem Umkreiſe wieder durch die Felder auf einem anderen Wege zu der Erdzunge zurück, die ſie in den Thurm leitete. Im Thurme zeigte Rowno Witiko die Räume und Gelaſſe, in denen Thiere und Vorräthe untergebracht werden könnten, und er zeigte ihm auch die Ställe, die ſonſt da waren. Dann führte er ihn über Treppen in die öffentlichen Gemächer empor, die nicht zu ſeiner und der Seinigen Wohnung dienten. Sie waren ſämmtlich mit Kalk getüncht, und hatten einfache Geräthe aus Tannenholz. In den größeren waren Waffen Knüttel Keulen Morgenſterne Wurfbeile Streitäxte Speere Schwerter Armbruſte und Schleudergeräthe. Einige der Gemächer waren zur Vertheidigung eingerichtet. Von den oberſten derſelben gingen ſie auf das Dach hinaus. Dieſes war aus ſtarken Bohlen wenig ſchief gegen Innen gezimmert, und hatte außerdem die Einrichtung, daß man auf ihm aus Balken ſchnell einen wagrechten Boden legen konnte, um darauf große Wurfdinge ſtellen zu können. Das Dach hatte rings herum ſtarke Bruſtwehren aus Mauerwerk, und weil das Regenwaſſer nach Innen glitt, ſo hatte es zu ſeiner Ableitung eine hölzerne Rinne, die durch die Mauer hindurch weit oberhalb des Sumpfes hinaus ragte.

Man konnte von dem Thurme nur das Thal ſehen, und vermochte über den umgebenden Wald nicht hinaus zu blicken.

Als der Mittag gekommen war, wurde das Mahl in der Stube eingenommen. Bei demſelben war auch Ludmila war Dimut und waren andere Frauen. Sonſt aber waren weniger Menſchen anweſend, als ſich am Morgen zur Begrüßung

Witiko's eingefunden hatten, weil die, welche Angehörige beſaßen, mit ihnen in ihren Hütten und Häuſern aßen. Es wurden Rinderbraten Fiſche Geflügel Bier und Roggenbrod auf den Tiſch geſetzt.

Witiko blieb drei Tage bei Rowno.

Am vierten ritt er beim Aufgange der Sonne in der Richtung nach Morgen weiter. Er ritt durch die Wieſen Felder und Weiden, die um den Thurm waren, und kam wieder in den Wald. Da floß ein Bach in der Richtung gegen Morgen, und an dem Bache ging der Pfad hin. Witiko ritt auf demſelben weiter. Er ritt eine Stunde lang an den Krümmungen des Waſſers über Wurzeln Moorgrund und Geſtein. Dann änderte der Bach ſeinen Lauf, und ging an einem großen waldigen Abhange gegen Mitternacht. Witiko ritt auf dem Pfade an ihm eine halbe Stunde fort. Dann nahm der Bach einen zweiten auf, und ſie gingen vereinigt wieder gegen Morgen. Witiko ritt zwei Stunden durch dichten Wald, bis er zwiſchen zwei Felsrücken ſammt dem ſprudelnden Waſſer zur Moldau hinaus kam. Da war der Platz, auf dem die krumme Au lag.

Witiko ſuchte für ſich und ſein Pferd eine Herberge zur Erquickung. Er blieb zwei Stunden da. Was er das erſte Mal gethan hatte, that er wieder. Er ging auf den Fels der krummen Au, und betrachtete ihn. Im Mittage hatte derſelbe an ſeinem ſteilen Abſturze die dreifache Krümmung der Moldau, innerhalb welcher die Häuſer der krummen Au lagen, in Mitternacht war die Schlucht, durch welche Witiko herein geritten war, im Abende ging er in ſanftes ſich ausbreitendes Land über, das zur Anlage von Feldern und Gärten geeignet geweſen wäre, und im Morgen ſenkte er ſich gleichfalls ſachte nieder.

Als Witiko und ſein Pferd geſtärkt waren, ritt er wieder weiter. Er ſchlug neuerdings die Richtung nach Morgen ein. Er ritt zwiſchen hohen Felſen und der Moldau fort, ſo lange dieſe nach Morgen floß. Da ſie ſich nach Mitternacht wendete, verließ er ſie, ritt über Anhöhen hinaus, und verfolgte ſeine Richtung. Der Wald erlangte jetzt ſein Ende, und Witiko ritt zwiſchen Feldern Wieſen Weiden Gebüſchen einzelnen Wäldchen und zerſtreuten Häuſern hindurch. Als die Sonne ſich ſchon beinahe zu ihrem Untergange neigte, war er vor dem Zupenorte Daudleb angekommen. Er ritt auf dem Fahrſtege über den Fluß Malſch, zwiſchen den Häuſern fort, und gegen den Zupenhof zu. Derſelbe lag abgeſondert, hatte graue Mauern und ſteile Schindeldächer. Er war durch ſtarke Zinnen beſchützt. Witiko ritt gegen das Thor, welches niedrig war und einen großen Rundbogen aus alter Zeit hatte. Es ſtand offen, und er ritt durch dasſelbe hinein. Er kam in einen Hof, welcher von Ställen Scheunen und ähnlichen Gebäuden gebildet wurde. Hier fragte ihn ein Mann um ſein Begehren. Witiko ſagte, daß er zum Zupane wolle. Der Mann hielt ihm den Bügel, da er abſtieg, und half ihm, ſein Pferd unterbringen. Darauf führte er ihn in einen zweiten Hof, und von dieſem in einen großen Saal, in welchem mehrere ſteinerne Tiſche waren. Vor einem derſelben ſaß auf einem ſteinernen unbeweglichen Stuhle, über welchen ein Teppich gebreitet war, der Zupan Lubomir. Er hatte ein weites dunkles Gewand an, auf welches ſeine unbedeckten weißen Haare nieder fielen. Vor ihm ſtand ein Mann in einem grauen Gürtelkleide, mit welchem Manne er redete. Einige Schritte hinter dem Manne ſtand ein Weib in einem halbweiten blauen Kleide, um welches ſie einen Gürtel aus einem Baſtſtricke hatte. Der Mann, welcher Witiko herein geführt hatte, bedeutete ihn, wieder einige Schritte hinter dem Weibe ſtehen zu bleiben, und zu warten, und entfernte ſich dann aus dem Saale. Lubomir ſetzte ſein Geſpräch mit dem Manne in dem grauen Gürtelgewande fort. Endlich machte der Mann eine Bewegung wie die des Dankes, und verließ den Saal. Jetzt trat das Weib zu Lubomir, und begann zu ſprechen, er antwortete ihr, ſie ſprach wieder, und er antwortete ihr wieder. Dieſes dauerte eine geraume Zeit. Dann wollte ſie den Zipfel ſeines Kleides küſſen, er ließ es aber nicht zu, und ſie ging aus dem Saale. Nun näherte ſich Witiko. Als er vor Lubomir ſtand, ſagte dieſer: „Was begehreſt du, mein Sohn?"

„Mein Begehren iſt nur," antwortete Witiko, „daß ihr erlaubt, daß ich euch ſehe, und daß ich euch danke, weil ihr einmal für mich geſprochen habt."

„So komme in mein Empfangsgemach," entgegnete Lubomir.

Er ſtand auf, und ging gegen eine Thür. Witiko folgte ihm. Lubomir öffnete die Thür, und führte Witiko über eine ſteinerne Treppe empor. Sie kamen in einen großen Vorſaal mit dunkelgrauen Wänden, in welchem mehrere Bewaffnete waren. Lubomir ſagte: „Gehe hinunter, Slawa, und halte im Steinſaale Wache, wenn etwa noch jemand vor Sonnenuntergange mit mir ſprechen will."

Einer der Bewaffneten entfernte ſich über die Treppe hinab.

Lubomir führte Witiko nun in ein zweites Vorgemach, welches aber viel kleiner war als der Saal. In demſelben befanden ſich drei unbewaffnete Männer. Lubomir ſagte zu einem: „Radim, bringe Empfangswein und Kuchen.“

Der Mann entfernte ſich, und Lubomir und Witiko traten aus dem Vorgemache in eine große Stube. Dieſelbe war eine Eckſtube, und hatte an jeder der Außenſeiten vier Fenſter. Sie war ganz mit Ulmenholz getäfelt, und hatte eine Decke, die aus Ulmenholz geſchnitzt war. Der Fußboden war mit einer Hülle von Rehfellen überzogen. In der Stube ſtanden drei große Tiſche aus Ulmenholz und viele Stühle aus demſelben Holze. Über der Thür und über jedem Fenſter war ein erleſenes Hirſchgeweih. An den Wänden hin und in die Vertiefungen der Fenſter hinein lief eine Bank ebenfalls aus Ulmenholz. Nur an vier Stellen war die Bank unterbrochen, und an dieſen Stellen ſtanden auf hohen Unterſtändern vier große menſchliche Geſtalten, die aus Eichenholz geſchnitzt waren.

Als die Männer die Mitte der Stube erreicht hatten, blieb Lubomir ſtehen, und ſagte: „Sei mir willkommen, Witiko, wofür willſt du mir danken?“

„Ihr kennt mich?“ fragte Witiko.

„Du biſt mit mir an dem Sterbebette des gütigen Herzoges Soběſlaw geweſen,“ erwiederte Lubomir, „und biſt für ihn in eine Sendung gegangen, welche dir übel hätte werden können.“

„Es rührt mich im Herzen, daß ihr an dem Sterbebette Soběſlaws geſtanden ſeid," ſagte Witiko, „und zu danken bin ich hier, daß ihr in dem großen Saale des Wyšehrad für mich geſprochen habt."

„Ich habe nicht für dich geſprochen," antwortete Lubomir, „ſondern für die Sache. Aber es hat mir ſehr wohlgefallen, was du gethan haſt, und es freut mich, daß du zu danken gekommen biſt. Du ſiehſt, wir ſind hier von dem umgeben, was ein Land bieten kann, das an den großen Wald grenzt: Holz von ſeinen Bäumen und Felle und Geweihe von ſeinen Thieren. Die Geſtalten, die hier ſtehen, ſind aus der alten Geſchichte des Reiches: Samo Krok Libuša und Přemyſl. Der Abt Božetěch, der ein Freund meines Vaters war, hat ſie geſchnitzt, und hat ſie ihm gegeben. Von meinem Vater ſind ſie in meine Hände gekommen."

Als Lubomir dieſes geſprochen hatte, kam der Mann Radim, den er um Wein geſendet hatte, in die Stube, und brachte auf einem Tragbrette zwei ſilberne Becher mit Wein und einen kleinen runden Kuchen. Er ſtellte das Brett auf den mittleren Tiſch, und entfernte ſich wieder.

„Nun, Witiko, nimm den Wein des Willkommens, und brich das Stückchen Kuchen der Einkehr dazu," ſagte Lubomir.

Witiko nahm einen der ſilbernen Becher, und trank etwas Wein daraus. Als er den Becher wieder hingeſtellt hatte, brach er ein Stückchen Kuchen ab, und aß es. Lubomir trank aus dem anderen Becher, und brach auch ein Stückchen Kuchen. Dann ſagte er: „Du biſt ſehr gerne in meinem Hauſe aufgenommen, Witiko, und wirſt in demſelben als Gaſt geehrt werden, ſo lange du in ihm verweilen willſt. Setze dich jetzt zu mir auf einen dieſer Stühle."

Er wies auf einen Stuhl neben dem Tiſche, auf dem der Wein ſtand, Witiko ſetzte ſich auf denſelben, und er auf den nächſten.

Dann ſagte Witiko: „Ich danke euch für die gute Aufnahme, ich werde in eurem gaſtlichen Hauſe, wenn ihr es erlaubt, nur einige Tage verweilen."

„Thue nach deinem Willen, wir werden dieſen Willen immer achten," erwiederte Lubomir.

„Und ich werde ſtreben die Gaſtfreundſchaft nicht zu vermehren, die ihr mir gewähret," antwortete Witiko.

„Du biſt nach der Erhöhung Wladiſlaws von Prag fortgegangen, Witiko, wir haben es in unſerer Gegend wohl gehört," ſagte Lubomir.

„Es liegt ein kleines Haus, das uns eigen iſt, in dem Walde, der an Baiern reicht," entgegnete Witiko, „in dem Hauſe iſt ein alter Schaffner, und ich bin dahin gegangen, weil ich es lange nicht geſehen habe."

„Es liegt im Walde an der Moldau," ſagte Lubomir.

„Mehr als eine Tagreiſe von hier im Walde gegen Abend," antwortete Witiko, „nicht ganz an der Moldau ſondern bei dem Kirchenorte Plana."

„Ich weiß," erwiederte Lubomir, „das Thal iſt ganz von dem großen Walde umgeben."

„Ganz von dem großen Walde," ſagte Witiko.

„Es ſind dort noch Luchſe Bären Wölfe," ſagte Lubomir,

„und wären noch mehr, wenn nicht die ſtrengen Winter herrſchten.“

„Sie geben den Leuten Pelze, die ſich nicht ſonderlich vor den Thieren fürchten,“ ſagte Witiko.

„Die Waldkirche des oberen Planes iſt ſehr alt,“ entgegnete Lubomir, „es war ſchon lange vor der Bekehrung des Herzogs Bořiwoy, da ſich die Lechen aus dem Mittage des Landes taufen ließen, die Betſtelle des Siedlers Ciprinus dort.“

„So ſagte mir ungefähr auch der Pfarrer von Plan,“ entgegnete Witiko.

„So beſorge in der Zeit dein Haus, wie es deine jungen Kräfte vermögen,“ ſagte Lubomir.

„Ich helfe und ſorge wie ich kann,“ antwortete Witiko, „der Boden iſt dort für Getreide karg, und für Obſt noch karger.“

„Wo der Boden karg iſt, ſind die Leute hart,“ entgegnete Lubomir, „und ſie wiſſen beides nicht.“

„Sie leben bei uns von dem, was der Boden bringt,“ ſagte Witiko, „und was ſie aus dem Walde ziehen. Einige ſuchen ſich auch von auswärts her Erwerb zu ſchaffen.“

„Wenn ſie es nur nicht durch den Krieg thun, an deſſen Ertrag ſie ſich gewöhnen,“ ſprach Lubomir.

„Es iſt in früheren Zeiten wohl geſchehen,“ ſagte Witiko, „ſie erzählen noch davon, und es ſind Dinge vorhanden, die vom Kriege ſtammen.“

„Wie es überall iſt,“ ſagte Lubomir.

„Jetzt wiſſen ſie wenig von der Zeit und ihrer Bedeutung,“ ſagte Witiko.

„Wie alle wenig wiſſen,“ entgegnete Lubomir. „Die Zeit iſt noch nicht reif, mein Sohn Witiko. Die zwei Willen, welche den Bau des neuen Herzoges aufgerichtet haben, müſſen erſt zerfallen, und dann wird das Unheil und Blutvergießen in das Land kommen, was die Einen zu verhüten geglaubt haben. Unter allen war vielleicht nur ein Mann, der die Zukunft genau wußte, nämlich der Herzog Soběſlaw; doch der iſt jetzt ein todter Mann. Er wollte die Übel verhindern, da er zu ſeinem Sohne Wladiſlaw ſagte: Unterwirf dich deinem Vetter, und da er Zeugen zu den Worten rief, darunter auch junge, wie dich, daß ſie die Worte auf ſpätere Zeiten brächten; aber es wird nichts helfen, Soběſlaw handelte unter Zwang als ein ſterbender Mann mit den ſterbenden Kräften. Hätte er gelebt, ſo würde er vielleicht alles gehemmt haben.“

„Ich kann viele Menſchen in ihrem Thun nicht begreifen und erkennen,“ ſagte Witiko.

„Sie ſich ſelber nicht,“ antwortete Lubomir, „ſie werden von der Wuth ihrer Triebe gejagt, und können nicht ermeſſen, was ſie zu einer Zeit zu thun im Stande ſein werden. Wenn der alte Bolemil das neunzigſte Jahr erreicht, wie es ſeinem Vater gegönnt war, dann können ſeine Augen noch ſehen, was er ihnen geweiſſagt hat. Dich wollte ja der neue Herzog bei ſich behalten?“

„Ja,“ entgegnete Witiko, „ich muß mich aber erſt zurecht finden.“

„Du wirſt vielleicht das Rechte finden, mein Kind Witiko,“ ſagte Lubomir, „die Beſtrebungen müſſen erſt offener werden, dann werden viele Sinne klarer ſehen, was ſie thun ſollen. Der Herzog ſucht ſich überall zu ſtärken. Er vermehrt ſeine Leute um ſich, ſucht Landestheile zu befeſtigen, und Freunde zu gewinnen. Er hat den Sohn des ſchwarzen Otto wieder in das Herzogthum Olmütz eingeſetzt, und hat Wladiſlaw den Sohn des Herzogs Soběſlaw, der früher dort war, zu ſich nach Prag gezogen, um ſeine Augen auf ihm zu behalten. Er hat ihn ſehr reichlich ausgeſtattet, und zieht ihn überall hervor. Er iſt auch mit ſeiner jungen Gemalin im Frühlinge zu dem deutſchen Könige Konrad nach Würzburg gegangen."

„Der deutſche König Konrad iſt ja der Halbbruder Gertruds der Gemalin Wladiſlaws," ſagte Witiko.

„Es kann dies der Grund ſein, weßhalb ſie zu ihm gegangen ſind, es können auch Bündniſſe geſchloſſen worden ſein," entgegnete Lubomir. „Die dem Wahltage auf dem Wyšehrad beigewohnt haben, ſind zum Theile um Wladiſlaw, zum Theile ſind ſie zerſtreut, können aber immer wieder geſammelt werden. Sei es nun, wie es iſt, wir müſſen harren, was kommen wird."

„Wiſſet ihr etwas von der erlauchten Herzogin Adelheid?" fragte Witiko.

„Ich weiß etwas von ihr," ſagte Lubomir, „ſie iſt noch immer mit ihren Kindern Soběſlaw Ulrich und Wenzel in Hoſta's Burg."

„Im Winter hat mir ein Bote geſagt, daß ſie damals dort war," entgegnete Witiko.

„Sie iſt noch dort," ſagte Lubomir, „und will dort bleiben, und trauern. Sie hat die unbeſchränkte Herrſchaft über die Burg, und der Herzog hat Boreš zu ihrem Caſtellan eingeſetzt.“

„Das iſt gut für ſie,“ ſagte Witiko.

„Es iſt gut,“ antwortete Lubomir.

„In dem Lande iſt aber überall Ruhe,“ ſagte Witiko.

„Jetzt iſt Ruhe,“ antwortete Lubomir, „inſonderheit bei uns, die wir abgelegen ſind. Hier lebt das Volk in der Unwiſſenheit der Dinge, die da kommen werden, es bebaut die Felder, und liebt die Sackpfeife und den Tanz. Wir, die wir in dem Lande zu Wächtern der Pflege des Volkes geſetzt ſind, können nichts thun, als ihre Anliegen ſchlichten, ihnen Rath und Hilfe geben, und den Glauben fördern, durch den ſie geſitteter und beglückter werden.“

„Ich habe vor vier Tagen gehört, wie ſie im Mondſcheine im Walde einen heidniſchen Geſang geſungen haben,“ ſagte Witiko.

„Sie haben eine Tryzne gefeiert,“ entgegnete Lubomir, „das geſchieht noch immer, und wird vielleicht noch lange dauern. Das Volk liebt die alten Bräuche, und das iſt gut; es würde Land und Leute umkehren, wenn es ſich in jedem Augenblicke änderte. Wenn auch der Glaube hier im Mittage viel älter iſt als gegen Mitternacht, wo ſie näher an den heidniſchen Gebieten liegen, ſo ſind doch auch hier viele Sitten geblieben, die an die alte Zeit erinnern, und werden viele Jahre bleiben. Wenn die Bräuche nicht Glaubenslehren ſind, ſo ſchaden ſie nicht viel. Und einmal wird eine Zeit kommen, wo ſich alles vermiſcht, und die Leute nicht mehr wiſſen, ob ein Brauch ein heidniſcher oder chriſtlicher iſt. Wenn du zur Zeit der Sonnenwende einmal hier wäreſt, ſo würdeſt du auf allen Hügeln die alten Feuer erblicken, die ſie einſt der Wende der Sonne angezündet haben. Wenn ſie die heilige Jungfrau Maria anrufen, ſo gehen noch manche zu heiligen Bäumen, oder zu heiligen Felſen, und ſingen zu ihr, da ſie ſich die Stirne berühren. Sie üben auch Zeichendeuterei, feien das Vieh, wenn es zum erſten Male auf die Weide geht, und halten den Sperber für einen heiligen Vogel."

„Ich habe überall die Sonnenwendfeuer anzünden geſehen, wo ich bisher geweſen bin," ſagte Witiko, „die Baiern an der Donau an dem Inn an der Traun und an der Ens thun es auch."

„So iſt der Gebrauch ein weit verbreiteter," entgegnete Lubomir, „und wird um ſo weniger ſchnell verſchwinden. Sonſt iſt unſer Volk hier gut und ſanft, und verdient wohl, daß man es ſchützt, und wahrt, und nicht in Leiden ſtürzt, die es nicht verſchuldet hat. Ich werde dir jetzt das Gemach zeigen laſſen, das wir dir in dieſem Hauſe zur Wohnung geben, damit du ausruhen, oder ſonſt die Zeit nach deinem Willen verwenden kannſt, bis ich dich zu meiner Gemalin führe, und du das Abendeſſen mit uns theileſt. Dein Pferd wird gut verſorgt werden."

„Wenn ihr erlaubt, ſo beſorge ich es ſelber," antwortete Witiko.

„Das iſt gut von dir, daß du es thuſt," ſagte Lubomir, „die Pferde lohnen oft die Pflege dem Pfleger beſſer als jedem anderen Reiter. Thue es auf deine Art, ich werde dir jemand geben, der dir dienen muß. Jetzt trinke aber noch aus deinem Becher, ehe wir die Stube verlaſſen."

Er griff bei dieſen Worten nach ſeinem Becher, und trank daraus. Witiko that das Gleiche aus dem ſeinen.

Dann ſtanden ſie auf, und gingen zur Thür hinaus.

Im Vorgemache ſagte Lubomir: „Radim, gehe mit dieſem jungen Reitersmanne, und thue, was er heiſcht. Ich nehme jetzt Abſchied von dir, Witiko, und werde dich ſpäter ſelber zu dem Abendtiſche geleiten.“

Nach dieſen Worten verließ er durch eine Thür das Gemach.

Witiko verlangte von ſeinem Begleiter in den Stall zu ſeinem Pferde geführt zu werden. Da es geſchehen war, gab er dem Pferde die erſte Pflege, dann gebot er ſeinem Manne, ihm das Gemach zu zeigen, welches für ihn beſtimmt ſei. Der Mann führte ihn über zwei Treppen empor, und durch ein Vorgemach in eine geräumige Stube, welche drei Fenſter hatte. Witiko ſagte hier: „Du kannſt dich nun entfernen, ich bedarf deiner Dienſte nicht mehr.“

Der Mann ging durch die Thür. Witiko ſchritt in ſeiner Stube vorwärts, und ſah ſie an. Sie war ganz mit geflammtem Tannenholze getäfelt, und hatte eine Diele von rothem Eibenholze. Der Fußboden war mit einem Binſengeflechte überſpannt. Das Bettgeſtelle, auf dem ein Lager aus weichen Tüchern und Fellen bereitet war, dann der Tiſch und mehrere Stühle ein Kleiderſchragen ein Waſchgeſtelle und zwei Bänke, die an den Wänden hinliefen, waren von gebohntem Eichenholze.

Witiko ging einige Male in dem Gemache hin und wieder. Dann ſetzte er ſich auf einen Stuhl. Dann trat er an das

Fenſter, und ſah auf den Ort Taubleb hinab. Giebel Dächer Schornſteine und das Dach der großen Kirche und ihr Thurm ragten in den gelben Abendhimmel empor. Er ſah, daß der Ort auf einer Zunge Landes liege, welche durch eine lange Schleiſe der Malſch gebildet wurde. Im Morgen hing die Zunge mit dem andern Lande zuſammen. Über die Häuſer ſah er auf ſchwach hügliges Land, auf dem Felder Wieſen Weiden Wäldchen und erkennbare menſchliche Wohnungen waren. Dann kam ein dunkler Streifen, der den Wald anzeigte, aus dem er gekommen war. Der Streifen ging bis tief in den Abendhimmel zurück. Von dem Orte ſchollen Töne menſchlichen Lebens herauf.

Nach einer Weile ging Witiko wieder in den Stall, um die Wartung ſeines Pferdes zu vollenden.

Als dieſes geſchehen war, ging er wieder in ſein Gemach.

Da die Dämmerung beinahe in Finſterniß überzugehen begann, kam Lubomir, um Witiko in das Speiſezimmer zu führen. Sie gingen durch die Thür, hinter welcher zwei Männer warteten, die dann hinter ihnen hergingen. Sie gingen über die Treppe hinab, durch einen langen Gang, und traten dann in die Speiſeſtube. Dieſelbe war eine lange Halle, die an ihren beiden Enden große Bogenfenſter hatte. Die Wände waren von Granitwürfeln, die bis über Manneshöhe von geglättetem Wachholderholze überzogen waren. An den beiden Wänden liefen Eichenbänke hin. Durch die Länge der Halle ſtand ein Tiſch mit weißen Linnen bedeckt und mit Speiſegeräthen verſehen. Drei große Lampen hingen von der Wölbung gegen den Tiſch herab, und in jeder derſelben brannten mehrere Lichter.

Innerhalb der Thür des Saales ſtanden mehrere Männer. Lubomir führte ſeinen Gaſt an den Männern vorüber gegen das obere Ende des Tiſches. Dort ſtand eine Frau in einem weiten dunkelbraunen Gewande, das durch einen goldgewirkten Gürtel zuſammen gehalten wurde. Die vielen ſchneeweißen Haare trug ſie in einem Goldnetze. Hinter der Frau ſtanden zwei jüngere Frauen und hinter denen drei Mädchen. Lubomir führte Witiko zu der Frau, und ſagte: „Boleſlawa, ich bringe dir hier den Jüngling Witiko, welcher für den Herzog Soběſlaw zu dem Landtage auf den Wyšehrad gegangen iſt, welchen der Herzog Soběſlaw unter die Zeugen ſeines letzten Willens über die Nachfolge gerufen hat, und welcher jetzt in einem Waldhauſe in unſerer Nähe lebt.“

Die Frau wendete ihr Angeſicht mit freundlichen Mienen gegen Witiko, und ſagte: „Unſer Herr und Župan Lubomir mein Ehegatte hat mir angezeigt, daß ihr unſer Gaſt ſeid, ich heiße euch in Freuden willkommen, und bitte, ſeid mit dem zufrieden, was unſer armes Haus gewähren kann, und was zwei alte Leute, die einſam ſind, zu euerm Vergnügen thun können.“

„Ihr erweiſt mir eine hohe Gunſt, erhabne Frau,“ entgegnete Witiko, „daß ihr mich gaſtlich in euerem Hauſe aufnehmet, ich werde es dankbar erkennen.“

Hierauf wendete ſich Lubomir gegen die Männer, die an der Thür ſtanden, und indem er auf den erſten wies, ſagte er: „Das iſt Raſtiſlaw mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann wies er auf den zweiten, und ſagte: „Das iſt

Widimir mein Sippe, der mir auch in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann wies er auf den dritten und ſagte: „Das iſt Wentiſlaw mein Sippe, der mir gleichfalls in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann wies er nach der Reihe auf die Folgenden, und ſagte: „Das iſt Kodim, das iſt Momir, das iſt Diš, das iſt Derad, das iſt Wazlaw, und das iſt Hoſtiwil.“

Und bei jedem fügte er bei: „es iſt mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann fügte er noch hinzu: „Sie ſind alle meines Dankes, und wir ſind uns alle des gegenſeitigen Schutzes verſichert.“

Hierauf wendete er ſich halb gegen Witiko, und rief zu den Männern: „Dieſer Jüngling iſt Witiko unſer Nachbar im Walde, und, ſo lange es ihm genehm iſt, unſer Gaſt.“

„Er iſt willkommen,“ rief einer der Männer.

„Er iſt willkommen,“ rief ein anderer.

Und „Er iſt willkommen,“ riefen alle.

Da dieſes vorüber war, öffnete ſich die Thür, und man brachte Speiſen und Getränke in verſchiedenen Gefäßen und ſtellte ſie auf den Tiſch.

„So betet nun zu Gott,“ ſagte Lubomir.

Ein Mann in dunklem weitem Gewande, der ganz rückwärts geſtanden war, trat an den Tiſch, und ſprach laut ein Gebet, dem die andern antworteten.

„Sim, weiſe die Plätze,“ ſagte Lubomir.

Ein Mann in weißem Wollgewande, der die Thüren geöffnet hatte, als die Diener die Speiſen brachten, wies Witiko einen Stuhl, und mit Zeichen der Hand, die ſchon verſtanden wurden, den Männern ihre Stühle. Lubomir und Boleſlawa ſetzten ſich ſelber.

Lubomir ſaß oben an. Zu ſeiner Rechten war Boleſlawa zu ſeiner Linken Witiko. Neben Boleſlawa ſaßen ihre Frauen. Die drei Mädchen ſtanden hinter ihr. Die Männer ſaßen an beiden Seiten hinab. Dann waren noch einige Jünglinge. Ganz unten ſaß der Mann, welcher das Gebet geſprochen hatte.

Die Speiſen beſtanden in Rindbraten Geflügel Fiſchen und Wild nebſt Brod und verſchiedenen Kuchen. Das Getränke war Wein, der aus großen Eimern in ſilberne Becher geſchenkt wurde. Es ſtanden auch Krüge mit Bier in Bereitſchaft.

„Vor Jahren ſind auch meine Söhne und Töchter bei mir an dem Tiſche geſeſſen,“ ſagte Lubomir, „jetzt aber ſind alle fort, ich danke Gott, er hat mir kein einziges genommen; aber alle haben ſich ihr Haus gegründet, und leben bei den Ihrigen.“

„Das iſt nun ſo,“ ſagte Boleſlawa, „in der Jugend iſt man bei ſeinen Eltern, in ſpäteren Jahren bei ſeinen Kindern, und im Alter allein.“

„Und doch nicht allein,“ entgegnete Lubomir, „wir ſind hier in der Burg inmitten aller, und wenn wir auf ihre Zinnen gehen, oder wenn wir auf einem Hügel außerhalb ihr ſind, ſo ſehen wir die Büſche oder die Wäldchen oder die Bühel, hinter denen unſere Kinder ſind, die wieder ihre

Kinder um ſich haben, die auch zu uns gehören. Wir denken hin, ſie denken her, und wir kommen hin, und ſie kommen her.“

„Meine Mutter iſt in Pric oft lange allein geweſen,“ ſagte Witiko, „dann iſt ſie zu einer Baſe nach Landshut gegangen. Ich bin jetzt immer allein.“

„Nicht ſo, mein Sohn,“ ſagte Lubomir, „der Segen deiner Mutter und ihr Wunſch iſt dir gefolgt, und kehrt allemal wieder zu ihr zurück.“

„Ja meine Gedanken kehren zu ihr zurück,“ ſagte Witiko, „und die ihrigen werden wohl auch zu mir gehen.“

„Siehſt du,“ ſagte Lubomir.

„Alle Menſchen ſuchen ihre Zukunft,“ ſagte Boleſlawa, „und glauben, daß ſie noch etwas recht Gutes erreichen werden.“

„Wenn ſie es nicht thäten,“ entgegnete Lubomir, „ſo käme das Leben zum Stehen. Es iſt noch glücklich, wenn nicht von fremder Seite her Dinge kommen, die den Menſchen verwirren, und aus ſeinem Weſen ſchlagen.

„Und dann kann er noch ſuchen, Gutes für die zu erwirken, die um ihn leben,“ ſagte Boleſlawa.

„Wenn ich, der ich keine neue Zukunft mehr erſtrebe, bei den Leuten draußen bin, die um uns wohnen,“ ſagte Lubomir, „und ſie mich fragen, oder etwas begehren, oder ich mit ihnen rede, ſo iſt das um mich, was ich ihnen wohl will.“

„Des Menſchen Thun und Laſſen iſt auch ſeine Geſellſchaft,“ ſprach Boleſlawa, „iſt es nicht ſo, ehrwürdiger Vater?“

„Was ein Menſch in Demuth verrichtet," ſagte der Mann am unterſten Ende des Tiſches, „iſt ſeine Nachkommenſchaft, die ihm bleibt, wie ſehr ſie auch Stückwerk ſei."

„Wenn nur das Glück dieſes Landes nicht geſtört wird," ſagte Lubomir, „und nicht Unheil in die ſchuldloſen Hütten Häuſer und Felder kömmt."

Als das Eſſen vorüber war, trat eines der Mädchen zu Boleſlawa, und hielt ihr ein ſilbernes Becken unter die Hände, das zweite goß aus einer ſilbernen Kanne Waſſer auf die Hände, Boleſlawa wuſch die Finger, und trocknete ſie an dem weißen Tuche, welches das dritte Mädchen hielt. Und ſo wurde jedem durch Diener ein Becken zum Händewaſchen und ein Tuch zum Trocknen gereicht. Dann ſtanden alle auf. Der Mann am untern Ende des Tiſches ſprach wieder ein Gebet, dem die andern antworteten, wie vor dem Mahle.

Hierauf ſagte Lubomir zu Witiko: „Man wird dich in dein Gemach führen, ſchlafe wohl unter dieſem Dache."

„Nehmt eine erſte gute Nachtruhe in unſerem Hauſe," ſagte Boleſlawa, „und erwacht fröhlich, wie es euern Jahren eigen iſt."

„Es wird wohl ſo ſein," antwortete Witiko, „und ich gebe den Wunſch guter Ruhe zurück."

„Amen," ſagte Lubomir, „gehabt euch wohl, meine Sippen."

„Mit Gott," riefen die Männer.

Nun öffnete der Mann mit dem weißen Gewande wieder die Thürflügel, eine der Frauen ging mit einem Wachslichte hinaus, Boleſlawa folgte ihr, und ihr folgten die zweite Frau und die drei Mädchen. Dann ging Lubomir hinaus, dem Slawa leuchtete.

Hierauf ſagte Witiko zu den Männern, die da ſtanden: „Gehabt euch wohl, und ſeid mir gut geſinnt.“

Auf dieſe Worte traten ſie gegen ihn heran, und reichten ihm die Hände.

„Ruhe unter der Gaſtlichkeit und unter unſerm Schutze in dieſem Hauſe,“ ſagte der, welchen Lubomir Raſtiſlaw geheißen hatte.

„Ruhe wohl“, „Lebe wohl“, „Gehab' dich gut,“ riefen andere.

„Ruhet wohl,“ ſagte Witiko.

Und wie ſich die Männer wieder von Witiko theilten, kam der zum Vorſcheine, der am untern Ende des Tiſches geſeſſen war. Er ſagte: „Ruht in Gott, und du, junger Gaſt, ruhe in Gott.“

„Ruht in Gott, ehrwürdiger Vater,“ ſagte Witiko.

Die Männer machten Platz, und wollten ihn zur Thür hinaus laſſen. Er aber ſagte: „Ihr zuerſt.“

„Zuerſt Witiko,“ riefen einige.

Witiko ging zur Thür hinaus, Radim leuchtete ihm vor. Dann folgten die andern mit Lichtern. Der letzte war der Mann im dunkeln Gewande.

Radim führte Witiko in ſein Gemach, zündete dort den Docht einer ſilbernen Lampe an, und verließ ihn darauf.

Witiko ging noch eine Zeit in dem Gemache herum, ſaß auch ein wenig auf einem Stuhle, that ſein Abendgebet, entkleidete ſich, löſchte die Lampe, und legte ſich auf ſein Lager.

Sein Schlaf war, wie er ihm gewünſcht worden war, und ſein Erwachen, wie Boleſlawa geſagt hatte.

Er ging in den Stall zur Wartung ſeines Pferdes.

Als ſich die Sonne erhob, wurde er von Radim zu Lubomir gerufen. Radim führte ihn über eine Treppe in eine große Stube, die mit Eichenholz getäfelt war. In ihr ſtand ein hohes Kreuz aus Eichenholz mit dem Heilande. Viele Stühle waren da, ein langer Tiſch und mehrere Betſchämel. Die Fenſter waren farbig mit dem Heilande mit Engeln und Heiligen. Alle, die ſich geſtern beim Abendeſſen befunden hatten, waren in dem Saale verſammelt.

„Ich lade dich ein, Witiko," ſagte Lubomir, „mit uns dem Gottesdienſte beizuwohnen."

„Ich werde es thun," entgegnete Witiko.

Hierauf gingen alle, welche in dem Saale waren, die Treppe hinunter, aus dem Zupenhofe hinaus, und zwiſchen den Häuſern in die große hohe Dechantkirche. In der Kirche war nahe am Altare ein Platz für ſie bereitet, auf dem ſie ſich niederließen. Es war viel Volk in der Kirche, das der Andachtsübung harrte. Einige hatten das weite faltige Gürtelgewand an, welches im böhmiſchen Lande gebräuchlich war, andere trugen engere Röcke mit Haften und Beinbekleidungen, wie man in Baiern pflegte, Mädchen und Weiber, die zu ihnen gehörten, hatten faltige Röcke und Bruſtlatze ſo wie Schürzen und weiße Kopftücher. Einige waren ſehr bunt, andere mehr einfärbig. An dem Hochaltare wurde das Meßopfer von mehreren Prieſtern gefeiert, unter welchen der war, der im Zupenhofe das Tiſchgebet geſprochen hatte. Nach dem

Gottesdienſte ging der Zug Lubomirs wieder in die Zupanei. Der Mann, welcher das Tiſchgebet geſprochen hatte, war der letzte im Zuge.

Man ging in den Speiſeſaal. Dort war Milch Honig Butter und manches Andere auf dem Tiſche, wovon jeder ſein Morgenmahl nahm.

„Willſt du ein wenig zuſehen, Witiko," ſagte Lubomir, „wie die Leute zu uns kommen, ſo gehe nach dem Frühmahle in den Steinſaal. Dann ſollen dir meine Vettern Kodim und Diš die Burg zeigen, bis ich wieder Friſt gewinne, ſelber bei dir zu ſein."

Witiko ging nach dem Frühmahle in den Steinſaal. Dort breiteten ſie Tücher um einen ſteinernen Tiſch, Tücher auf den Tiſch und auf den Steinſtuhl, und thaten ein zuſammengelegtes Tuch zu den Füßen des Stuhles. Nun kam Lubomir, und ſetzte ſich auf den Stuhl vor dem Tiſche. Mehrere ſeiner Sippen ſetzten ſich ebenfalls auf Stühle. Hierauf kamen Leute in den Saal, bunt und einfärbig, wie ſie in der Kirche waren, weit und eng gekleidet, alt und jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, ja ſelbſt faſt Kinder. Sie wurden in der Reihe vor Lubomir geführt, und er redete mit ihnen, und ſchlichtete ihre Sachen. Ein Schreiber ſchrieb, was nöthig war, in eine Mappe.

Als Witiko dieſes eine geraume Weile betrachtet hatte, ging er mit Kodim und Diš, die Burg zu beſehen. Sie gingen zuerſt in die kleine Burgkirche, dann in den Betſaal, in den Speiſeſaal, in den großen Empfangſaal, in den kleinen Empfangſaal, in welchem Witiko geſtern mit Lubomir geſeſſen war, in die drei Gemächer Lubomirs ſelber, in die Gemächer der Beherbergungen, dann in die Räume der Bemannung der Burg, dann in die des Geſindes. Sie gingen in die Rüſtkammern, in denen Waffen der Vertheidigung und des Angriffes waren, Panzerhemden, Schilde, Helme, Lederrüſtungen, Schwerter, Lanzen, Bogen, Pfeile, Köcher, Armbruſte, und ähnliche Dinge. Sie gingen in den Raum der Wurfgeräthe, Schutzkörbe, Flechtwerke und anderer Mittel. Dann beſahen ſie die Pferde und die anderen Thiere in den Ställen, und die Räume der Vorräthe.

In der Zeit war es Mittag geworden, und das Mahl wurde in dem Speiſeſaale gehalten.

Nach dem Mahle ritten Lubomir und ſeine Sippen mit Witiko in die Felder. Es waren da die Äcker, auf denen der Weizen Lubomirs ſtand, die Felder mit dem Roggen der Gerſte und anderen Früchten. Es waren die Wieſen die Weiden und das Waldland. Sie kamen auf eine Höhe, von der man weit herum ſehen konnte. Lubomir hielt an, und ſagte zu Witiko. „Siehſt du, dorthin, wo die Eichen ſtehen, iſt der Hof Chlum, auf welchem mein Sohn Moyſlaw mit den Seinigen iſt, und weiter hin rechts in größerer Entfernung würden wir den Hof Dauby erreichen, in dem mein Sohn Puſtimir mit ſeinen Angehörigen iſt, dort hinter dem Waldberge iſt Třebin, wo mein dritter Sohn Radoſta mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern lebt. Weiter in dem Lande ſind meine Töchter Maria und Euphemia bei ihren Gatten und Kindern, und gegen Mähren hin iſt die jüngſte, die wie ihre Mutter Boleſlawa heißt, bei den Ihrigen.“

Sie ritten gegen den Abend in einem großen Umkreiſe in die Zupanei zurück.

Am nächſten Tage ſah Witiko den Markt von Daudleb, wo die Dinge waren, welche die Leute von dem umliegenden Lande zum Verkaufe herein brachten, und hinwieder die Dinge, die ſie kauften, um ſie nach Hauſe mitzunehmen. Am Nachmittage tummelten die Sippen Lubomirs ihre Pferde auf dem Weidegrunde, und zeigten ihr Geſchick in Bewegungen und im Gebrauche der Waffen.

Witiko blieb fünf Tage bei Lubomir. Am ſechſten des Morgens nahm er Abſchied. Lubomir gab ihm zum Geſchenke eine ſchöne Armbruſt. Er hing ſie an ſeinen Sattel. Mehrere der Sippen Lubomirs gaben ihm eine Stunde das Geleite gegen den Wald hin, woher Witiko gekommen war. Dann verabſchiedeten ſie ſich, und ritten zurück.

Witiko kam gegen den Mittag in die krumme Au. Dort blieb er zwei Stunden. Dann ritt er eine Stunde an der Moldau dem Waſſer entgegen mittagwärts. Hierauf bog ſein Weg gegen Abend, und er ritt eine lange Anhöhe empor. Als er oben war, ſah er auf der Fläche einen großen Hof vor ſich, der von einer ſtarken Mauer im Gevierte umgeben war. Um den Hof ſtanden noch Hütten und Häuſer. In der Mauer des Hofes war ein Thor, das offen ſtand. Witiko ritt durch das Thor ein. Da trat ihm ein Mann entgegen, der in hohen faltigen Lederſtiefeln ging, Beinbekleidungen von grobem grauen Wollſtoffe und von demſelben Stoffe einen Rock mit Haften hatte. Auf dem Kopfe trug er eine ſchwarze Filzhaube mit einer rothen geraden Hahnenfeder. Er ſagte zu dem Rei=

ter: „Du biſt Witiko, der auf dem Wyšehrad geſprochen hat, was begehreſt du?“

„Wenn du Diet von Wettern biſt, der im Hornung auf dem Wyšehrad geſtimmt hat,“ entgegnete Witiko, „und wenn dieſes Haus dein Hof Wettern iſt, ſo begehre ich, der ich Witiko bin, eine Nacht Beherbergung und einen Tag Gaſtfreundſchaft.“

„Ich bin Diet von Wettern, der geſtimmt hat,“ ſagte der Mann, „dies iſt mein Hof Wettern, und ich gewähre dir, was du begehreſt.“

Dann trat er hinzu, und hielt Witiko's Pferd beim Zügel, zum Zeichen, daß er abſteigen möge.

Witiko ſtieg ab, und der Mann führte das Pferd, neben dem Witiko einher ging, am Zügel in den Stall, und verſorgte es dort mit Witiko's Beihilfe. Dann geleitete er Witiko in eine große Stube, deren Wände mit weißem Kalke getüncht waren, und in der ein großer Tiſch und Bänke und Stühle von Buchenholz ſtanden. In der Stube that er einen Zug an einer großen Glocke, die da hing, daß ſie ein Mal ſchellte. Als ein Knecht eintrat, ſagte er zu ihm: „Es iſt ein Gaſt da.“

Der Knecht entfernte ſich, und kam bald wieder, und ſtellte Roggenbrod Salz und Bier auf den Tiſch.

„Du biſt willkommen bei mir, Witiko,“ ſagte Diet.

Witiko ſchnitt auf dieſe Worte ein Stückchen Brod ab, ſalzte es, und aß es. Darauf nahm er einen Trunk Bier.

Diet that nun zwei Züge an der Glocke, daß ſie zwei Mal ſchellte.

Eine kurze Zeit darauf trat eine junge Frau herein. Sie hatte die ſchwarzen Haare in ein Band geſchlungen, um die Bruſt trug ſie ein blaues Mieder, davon ging ein faltenreicher ſchwarzer Rock und eine weiße Schürze nieder. Die Füße waren mit rothgegerbten Stiefeln bekleidet.

„Eliſabeth," ſagte Diet zu der Frau, „dieſer Mann iſt Witiko, der um des Herzogs Soběſlaw willen auf den Reichstag in den Wyšehrad gekommen iſt, er wird unſer Gaſt ſein, ſo lange er will, begrüße ihn, und rüſte die Eichenſtube und die Bewirthung. Dieſe Frau iſt mein Eheweib, Witiko."

„Sei mir gegrüßt," ſagte Eliſabeth zu Witiko, „mein Ehemann hat mir erzählt, daß du aus dem Theile des Landes ſtammſt, den wir bewohnen. Nimm das mit Freundlichkeit auf, was wir dir in unſerm Hauſe bieten können."

„Ich nehme es mit großem Danke an," ſagte Witiko, „und biete euch Gaſtfreundſchaft in meinem Hauſe in Plan oder in Přic an."

„Es kann ſein, daß ich ſie annehme, wenn ich einmal zu dir komme," ſagte Diet, „wenn du auch dem verſtorbenen Herzoge Soběſlaw anhängſt, und gerne deſſen Sohn Wladiſlaw zum Herzoge gehabt hätteſt."

Die Frau verließ nach dieſen Worten die Stube.

Witiko aber ſagte zu Diet: „Ich bin zu Soběſlaw gegangen, und habe ihm gedient, weil er der rechtmäßige und der rechte Herzog geweſen iſt, und ich hätte ihm weiter gedient, wenn er mit Gottes Gnade am Leben geblieben wäre. Über die Nachfolge bin ich nicht Wähler und nicht Richter; aber meine Gedanken ſagen mir, daß es wohl wahr ſein wird, was der alte Leche Bolemil geſprochen hat. Weil der Herzog Soběſlaw und die Männer des Landes zugleich mit einander in Sadſka den Sohn des Herzogs Soběſlaw Wladiſlaw zum Nachfolger beſtimmt hatten, ſo war er der rechtmäßige Nachfolger. Der andere Wladiſlaw iſt nur durch eure Wahl allein ohne Mitwirkung des Herzogs nicht der rechtmäßige geworden. Weil aber ſpäter der Herzog Soběſlaw vor den herzugerufenen Zeugen zu ſeinem Sohne geſagt hat: Unterwirf dich ihm, wie ich es ſelber an ſeinem Bette von ſeinen Lippen gehört habe, ſo iſt der andere Wladiſlaw der rechtmäßige Herzog geworden. Ob er der rechte iſt, wird ſich erſt zeigen."

„Es hat ſich gezeigt," rief Diet, „es hat ihm keiner zu widerſprechen gewagt. Die an Soběſlaw und ſeinem Sohne hingen, ſind ſtill auseinander gegangen. Die großen Lechen ſtehen bei dem Herzoge, viele kleine ſind in ſeinem Gefolge, er hat die Macht, und wird unſere Rechte ſchützen."

„Ich kenne dieſe Dinge nicht genau," ſagte Witiko.

„Es iſt alles gut," ſagte Diet, „es darf ſich keiner rühren, damit wir zu ſchalten vermögen, und uns in dem Beſitze befeſtigen können, der von unſern Vätern auf uns gekommen iſt. Doch wozu reden wir von dieſen Dingen, an denen ſich nichts mehr ändert. Da du mein Gaſt biſt, ſo komme, und ſieh' den Hof an, in dem du dich befindeſt, und alle ſeine Dinge."

Die zwei Männer verließen die Stube, und Diet führte Witiko zur Beſchauung ſeines Beſitzes. Sie gingen zuerſt in die Ställe. Da ſtanden Pferde, wie man ſie zum Reiſen zur Jagd und ſelbſt zum Kriege gebrauchen konnte. Es waren ſchöne da, minder ſchöne, und ſolche, deren Vorzüglichkeit nur in ihrer Ausdauer beſtehen mochte. Pferde zum Landbaue ſchienen nicht vorhanden. Dann kam eine Reihe von Ochſen für die Arbeiten des Hofes, mittelgroße Thiere zu Bergfeldern brauchbar. In engeren Ständen waren die Kühe der Stier und die Kälber. Dann waren unter flachen Gewölben die Ställe für die Schweine. Die Schafe ſtanden in großen luftigen Räumen mit lichten Fenſtern, und in einem eigenen Gehege dieſer Räume waren die Ziegen. Die Hühner und Tauben hatten einen Hof mit einem Auffluge. Für die Gänſe und Enten war ein Anger mit einem Teiche. Diet führte Witiko in die Scheuern, in welchen das Heu und das Getreide im Stroh aufbewahrt wurde, dann in den Speicher, in welchem die Ackerfrucht in Haufen aufgeſchüttet war. Dann gingen ſie durch die Lauben, in welchen ſich die Wägen die Pflüge die Eggen und die Ackergeräthe befanden, durch die Werkzeugkammer, durch die Arbeitſtube und durch die Kammern der Knechte und Mägde.

„Einen großen Theil dieſes Weſens hat erſt mein Urahn gereutet,“ ſagte Diet, „wir beſitzen es durch die Erſtgeburt der Söhne, und erben es nach der Erſtgeburt der Söhne weiter. Die jüngeren Söhne und die Töchter erhalten zu ihrem Wirken eine Ausſtattung, und ſo hoffen wir es in ferne Zeiten zu bringen. Wir müſſen es zu vergrößern ſuchen, darin an Beſitz und Kraft wachſen. Habt ihr euer Angehöriges weit von hier?“

„Wir beſitzen im oberen Plane ein Haus mit Gründen,“ ſagte Witiko, „in Pric haben wir mehr, und dort ſind jetzt unſere Vorfahren geweſen, von dem im Wengetſchlage bei Friedberg kann wohl nicht geredet werden.“

„Iſt das das Haus, in welchem Huldrik iſt?“ fragte Diet.

„Ja,“ ſagte Witiko, „kennſt du es?“

„Ich kenne es,“ antwortete Diet, „und wußte bisher, daß es in die Fremde gehöre. Du mußt dich an einem Platze feſtſetzen, Witiko, und vergrößern, und vor deinen Nachbarn Anſehen gewinnen, und den Lechen entgegen ſtreben.“

Witiko antwortete nichts auf dieſen Rath, und da ſie über den Hofraum gingen, kam Eliſabeth zu ihnen, und ſagte, daß alles geordnet ſei, daß man für Witiko die Kammer hergerichtet habe, und daß in der Stube das Abendeſſen harre. Sie gingen alſo, obgleich die Sonne noch am Himmel ſtand, dahin, während im Hofe eine helle Glocke geläutet wurde. Als ſie in die Stube traten, waren darin ſchon einige Menſchen verſammelt, andere gingen nach ihnen hinein. Es waren fünf Kinder da, drei Knaben und zwei Mädchen, Diet rief die Knaben herbei, ſtellte ſie vor Witiko, und ſagte: „Das ſind meine Söhne nach ihrem Alter: Diet Wolf und Eberhard.“

Die Knaben hatten Kleider von gelblichem grobem Wollſtoffe an.

Dann rief er die Mädchen, ſtellte ſie ebenfalls vor Witiko, und ſagte: „Das ſind meine Töchter Sophia und Helicha.“

Die Mädchen hatten ihre Haare aufgebunden, hatten rothe Mieder, ſchwarze Faltenröckchen und weiße Schürzen.

Dann ſetzte man ſich an den großen Buchentiſch. Obenan ſaßen Diet und Eliſabeth, und zwiſchen ihnen Witiko. Dann ſaßen die Kinder. Weiter unten waren die anderen Leute, lauter Knechte und Mägde. Auf dem Tiſche waren Roggenbrote, Gerſtenbrote und Bier. Auf den oberen Theil ſetzte man einen geräucherten gebratenen Schinken und Sauerkohl, auf den untern eine Suppe mit Stücken geräucherten Schweinfleiſches Klöſſen und Sauerkohl.

Als das Abendmahl geendet war, wurde Witiko von Diet ohne Leuchte, weil noch der Tag an dem Himmel ſchien, in ſeine Kammer geführt. Sie war eine Eckſtube des Gebäudes gegen den Wald. Sie hatte wie die große Stube weiße Wände, ein ſtarkes Bettgeſtelle aus Eichenholz, darauf Witiko's Lager bereitet war, und andere Geräthe aus feſtem Eichenholze. Als Diet Abſchied genommen hatte, ſchloß Witiko die Thür mit dem Eichenriegel, und bereitete ſich für die Nacht vor. Und als die tiefe Dämmerung eingetreten war, legte er ſich auf ſein Bett zum Schlafe.

Des andern Morgen beſorgte er bei dem früheſten Tagſcheine ſein Pferd. Dann wurde eine Suppe aus Milch und Mehl mit weißem Brote als Frühmahl in der großen Stube verzehrt. Hierauf führte ihn Diet in die Gemächer des Hauſes. Sie waren faſt alle wie die große Stube, und dienten zur Wohnung Diets und der Seinigen und für Gäſte. In den meiſten waren Geräthe aus Buchenholz, in einigen beſſere Geräthe aus Eichenholz. In einem Gewölbe weiten Raumes waren Waffen und Wurfgeräthe zur Vertheidigung des Hofes. Auf dieſem Gewölbe war ein höherer Aufbau, in den man vom Gewölbe aus gelangen konnte. Sie ſtiegen empor. Dort konnte man wie von einer Warte herum ſehen.

„Siehſt du," ſagte Diet, „auf jenem Wege biſt du geſtern gegen die Moldau zu meinem Hofe her geritten, ich habe dich geſehen, und bin dir unter das Thor entgegen gegangen."

„Und jener Fels iſt der der krummen Au,“ ſagte Witiko.

„Ja,“ entgegnete Diet.

„Dort ſollte eine Burg ſtehen,“ ſagte Witiko.

„Wenn ich deſſen mächtig wäre, ich hätte ſie ſchon gebaut,“ antwortete Diet.

„Etwa baut ſie einmal einer deines Geſchlechtes,“ entgegnete Witiko.

„Oder ein anderer, wer kann das wiſſen,“ ſagte Diet.

Nachdem ſie noch ein Weilchen durch die Waldſchlucht gegen den Fels der krummen Au hingeſchaut hatten, wendete ſich Diet gegen Abend, und ſagte: „Da ſind nun unſere Felder Wieſen und Weiden. Du ſiehſt, wie noch hie und da Felſen oder Bäume in den Wieſen und ſelbſt in dem Getreide ſind. Es konnte noch nicht alles weggeſchafft werden, das muß die Zeit reinigen. Den tiefſten naſſeſten Boden haben wir zu Wieſen gelaſſen, dann kömmt das Feld, und höher oben gegen den Wald iſt die Weide. Wir können uns noch weiter gegen Mittag ausbreiten, und werden es thun.“

Dann wies er gegen Morgen, und ſagte: „Da iſt wenig zu gewinnen, als beſſere Sicherheit.“

Witiko ſah, daß hier das Haus an den Wald ſtieß, der von da mit mächtigen Tannen ſteil zur Moldau hinab ſtieg.

Hierauf führte Diet Witiko an die Zinnen der Mauer, welche den Hof umgab, und zeigte ihm, wie man das Haus vertheidigen könnte.

Dann gingen ſie durch das große Thor in das Freie, und beſchauten die Felder. Sie gingen an mehreren Häuschen vorüber, in denen Leute Diets wohnten, und an andern, in welchen ſolche waren, die ſich in der Nähe des Hofes Eigenthum erworben hatten. Am Mittage kehrten ſie in den Hof zurück. Des Nachmittags waren ſie bei manchen Arbeitern.

Witiko bat Diet, daß er ihm für den nächſten Tag einen Führer gebe, der ihn bis in den Wangetſchlag zu Huldriks Häuschen geleite. Diet verſprach es.

Am andern Morgen verabſchiedete ſich Witiko von Diet und Eliſabeth, und ſtieg im Hofe auf ſein Pferd. Dort wartete ſchon der Führer, welcher auf einem kleinen Pferde ſaß, wie ſie Witiko im Stalle geſehen hatte.

Die zwei Männer ritten durch die Gründe Diets mittagwärts, bis ſie wieder der Wald aufnahm. Sie ritten in ihm mittagwärts weiter.

Nach zwei Stunden kamen ſie in eine Lichtung, in welcher Stämme geſchlagener Bäume lagen, in welcher an verſchiedenen Stellen Feuer brannten, um das überflüſſige Reiſig zu verzehren, in welcher mehrere Ochſen Kühe und Ziegen weideten, in welcher einige Hütten aus Balken und Baumrinden erbaut waren, und in welcher Männer Weiber und Kinder mit Säge Axt Karſt und Haue zur Reinigung arbeiteten. Die Männer hatten alle die groben grauwollenen engeren Kleider an, die in den mittäglichen Theilen des Waldes gebräuchlich waren, und die Frauen trugen die kurzen Faltenröcke, und hatten ein Tuch um das Haupt gebunden.

„Das iſt der Kirchenſchlag,“ ſagte der Führer, „wohin ſie die neue hölzerne Kirche bauen wollen, weil ſie da mitten in den zerſtreuten Waldhäuſern ſtünde.“

Die zwei Männer ſtiegen ab, und gaben den Pferden etwas Nahrung, die der Führer von Wettern mitgenommen hatte, und tränkten ſie dann aus einer Quelle. Witiko ging auf der Lichtung herum, betrachtete die Arbeiten, und redete mit den Leuten. Nach einer Stunde ritten ſie wieder mittagwärts in dem Walde weiter.

Da ſie abermals zwei Stunden geritten waren, kamen ſie wieder auf eine Lichtung hinaus. Dieſe mußte aber ſchon vor vielen Jahren gemacht worden ſein. Es ſtanden zerſtreute Häuſer auf ihr, und ſie enthielt Felder Wieſen und Hutweiden.

„Das iſt der Wangetſchlag,“ ſagte der Führer, „und jenes weiße Häuschen, das aus Steinen erbaut iſt, und auf deſſen breitem Dache ihr auch Steine ſeht, iſt Huldriks Haus. Ihr könnt nun nicht mehr fehlen.“

„Reiteſt du nicht mit mir hin?“ fragte Witiko den Führer.

„Nein,“ antwortete dieſer, „ich muß heute wieder nach Hauſe kommen, und daher umkehren. Ich werde erſt im Kirchenſchlage mein Pferd füttern, und ſelber etwas aus meinem Vorrathe verzehren.“

„So habe Dank,“ ſagte Witiko, „und handle nach deinem Auftrage.“

Er reichte ihm eine Gabe. Der Führer nahm ſie, wendete ſein Pferd, und ritt gegen den Wald zurück.

Witiko aber ritt auf einem kleinen Pfade, der von dem Wege dem weißen Häuschen zuging, an dasſelbe hinan.

Da er dort abſtieg, kam ein alter Mann mit einer Fülle weißer Haare aus dem Häuschen. Er ging auf Witiko zu, ſchaute ihn eine Weile an, und rief dann plötzlich: „So iſt meine Bitte im Himmel erhört worden, und meine Augen ſehen auf dieſer Stelle Witiko, von dem Heil ausgehen wird.“

„Was redeſt du für Dinge, Huldrik,“ entgegnete Witiko, „ich verlange nur eine kleine Nachtherberge.“

„Nun iſt Jakob im Holze und Regina im Kohlfelde,“ ſagte der alte Mann, „aber ich werde euch helfen.“

Sie brachten das Pferd in den Stall, wo ſie eine Kuh auf einen andern Platz hängen mußten, um dem Pferde einen eigenen Stand auszuwirken. Und als Witiko das Pferd wie gewöhnlich bedeckt hatte, ſagte er: „Nun führe mich in die Stube.“

„In die Stube, in die Stube,“ ſagte der alte Mann, „ſo folgt mir.“

Er führte nun Witiko in die Stube, welche eine Eckſtube mit vier Fenſtern geweißten Wänden und alten Buchengeräthen war. Daneben befand ſich eine Kammer mit einem Fenſter.

„Da muß ich euch ja gleich etwas zum Eſſen bringen,“ ſagte der alte Mann.

„Thu' das, Huldrik,“ ſagte Witiko.

Der alte Mann ging fort, und brachte dann in einem grünen Schüſſelchen Milch ein Laibchen weißes Brod ein Meſſer und einen Hornlöffel. Er ſtellte die Milch auf den Tiſch, und legte Brod Meſſer und Löffel daneben. Witiko ſetzte ſich auf einen Stuhl an den Tiſch, ſchnitt ſich Stückchen Brotes in die Milch, und aß mit dem Hornlöffel. Huldrik ſtand vor ihm. Er hatte ein ſehr grobes lichtgraues Wollgewand. Sein Rock war viel kürzer und weiter als gewöhnlich, kaum über den Oberkörper hinab reichend. Er war mit Haften geknüpft. Dann war die Beinbekleidung, ſchlottrig, als ſei ſie ihm wegen ſeines Alters zu groß geworden, und dann die Stiefel auch kürzer als gewöhnlich, von dickem Leder, und an den Sohlen mit dicken Eiſennägeln beſchlagen. Auf dem Kopfe hatte er, ſelbſt da er zu Witiko hinaus gekommen war, keine Bedeckung gehabt.

„Das iſt eine Freude,“ ſagte er, indem er Witiko in das Angeſicht ſah, „nun nahet die Erfüllung. Seit euren Kinderjahren ſeid ihr nicht hier geweſen.“

„Es hat ſich nicht gefügt,“ ſagte Witiko.

„Ihr ſeid einmal in Friedberg geweſen,“ ſagte Huldrik.

„Damals mußte ich nach Prag reiten,“ entgegnete Witiko.

„Ich habe es von Florian erfahren,“ ſagte Huldrik, „und wie groß und ſchön ihr ſeit den fünf Jahren geworden ſeid, da ich euch nicht geſehen habe.“

„Ich erkannte dich gleich wieder, Huldrik,“ ſagte Witiko, „aber des Häuschens hätte ich mich aus meiner Kinderzeit nicht mehr erinnern können.“

„Nun ſeid ihr hier, und nun wird alles anders werden,“ entgegnete Huldrik, „eure Mutter hätte euch vor fünf Jahren ſchon, da ich bei euch war, mit mir gehen laſſen ſollen, damit damals ſchon der Anfang gemacht worden wäre.“

„Ich bleibe aber nicht lange bei dir,“ ſagte Witiko.

„Das iſt nun einerlei, weil ihr nur einmal da ſeid, und der Beginn eingetreten iſt,“ antwortete Huldrik, „ihr mögt nun in Plan ſein, wie bisher, oder ſonſt irgend wohin gehen, das ändert jetzt nichts mehr, und die Geſchicke gehen ſchon fort.“

„Jetzt müſſen wir zu dem Pferde ſehen,“ ſagte Witiko, indem er den Hornlöffel hinlegte.

„Ja,“ ſagte Huldrik.

Sie gingen nun von der Stube wieder in den Stall, und Witiko fuhr in der weitern Beſorgung des Pferdes fort.

„Zeige mir jetzt doch auch die Dinge bei euch,“ ſagte er dann.

„Nun, hier ſind vier Kühe,“ ſagte Huldrik, „dort zwei Kälber, und in den leeren Stand gehören die zwei Ochſen, mit denen Jakob in das Holz gefahren iſt. Folgt mir nun zu den Schafen.“

Sie gingen nun in einen Stall, in welchem in einer Abtheilung zwölf Schafe, in einer andern vier Ziegen und ein Ziegenbock waren. Dann zeigte Huldrik Witiko die vier Schweine in ihrem Stalle. Dann führte er ihn in die Scheuer, wo nur ein Reſt Heu vom vorigen Jahre übrig war.

„Die Hühner und andern Federthiere ſind im Hofe und ſonſt überall,“ ſagte Huldrik, „das Gewölbe mit der Milch den Eiern und andern Dingen werde ich euch zeigen, wenn Regina nach Hauſe kömmt. Sie bewahrt den Schlüſſel. In der kleineren Milchkammer iſt auch immer nur der kleinere Vorrath. Durch das Scheuerthor ſeht ihr hier die Hauswieſe mit den zwei Rothkirſchbäumen, die ſehr gute Kirſchen geben, und dort über Adams Haus hin, das Stück Feld gehört zu uns, dann iſt der Kohlacker, wo die Steine liegen, und dort rechts an den Büſchen, wo die Ebereſchen ſtehen, iſt ein Striſen Wieſe, und wo der Weg von dem Walde herab geht, und die dunkeln Flecke ſind, haben wir heuer den Haber, und unter dem Hügel iſt auch noch etwas. Ich werde euch morgen zu Allem führen, oder heute noch, es iſt nur jetzt niemand bei dem Pferde.“

„Laſſen wir es auf morgen,“ ſagte Witiko.

„Morgen iſt auch mehr Zeit,“ antwortete Huldrik.

Sie gingen nun wieder in die Wohntheile des Hauſes, und dort zeigte Huldrik Witiko die Gelaſſe, in denen er und der Knecht und die Magd hauſten. Dann zeigte er ihm noch die Kammern der Vorräthe.

„Wir ſenden doch alle Jahre einen Betrag des Anweſens ein,“ ſagte er, „wenn es auch das jetzt nicht iſt, was es war. Siebenzig ſchöne Ziegenkäſe einen Laib Rinderkäſe und ſchönes Mehl haben wir eurer Mutter nach Landshut geſchickt.“

„Sie hat große Freude daran gehabt,“ ſagte Witiko.

„Das Andere liefern wir nach Pric,“ ſagte Huldrik.

„Es iſt ſehr gut,“ antwortete Witiko.

„Es iſt, wie es ſein kann,“ ſagte Huldrik, „jetzt beginnt das Weitere.“

Sie vollendeten nach einer Weile die Wartung des Pferdes.

Nun kam auch der Knecht mit dem Holze nach Hauſe, und lud es an einer Stelle, die etwas von dem Häuschen entfernt war, ab. Dann kam die alte Magd Regina, und brachte in ein grobes Tuch gebunden Kohlblätter, die man den Kühen unter das Futter miſchte. Sie wurden Witiko vorgeſtellt, und begrüßten ihn, und er begrüßte ſie. Dann gingen ſie noch an ihre heutigen Tagesgeſchäfte.

Witiko wandelte nun allein noch eine Zeit gegen die zerſtreuten Wohnungen des Schlages herum. Abends bereitete ihm Regina ein Mahl aus geräuchertem Schweinfleiſch und Kohl, und er begab ſich, als jede Tagesarbeit vollendet war, auf ſein Lager in der Kammer zur Ruhe.

Als am andern Tage die Morgenaufgabe gethan, und das Morgenmahl eingenommen war, führten ſie Witiko hinaus, und Huldrik zeigte ihm die Stückchen Wieſen und Felder, die zu dem Häuschen gehörten. Jakob und Regina gingen hinterdrein, ſie hatten ſich wegen der Ankunft Witiko's einen Feiertag gemacht. Witiko beſah alles ſehr genau, und ſprach darüber.

Da ſie wieder in der Stube waren, ſagte Huldrik, indem er auf einem Stuhle in der Nähe Witiko's ſaß, und indem etwas ferner auch Regina ſaß, und die Hände in dem Schoße hielt, der Knecht aber ſtehend zuhörte: „Das iſt nun das Weſen, welches ihr und eure Mutter in dem Walde hier beſitzet, es trägt nicht viel, es trägt aber doch etwas, wie ich euch geſagt habe. Euer Vater iſt öfter hier geweſen, eure Mutter auch, und einmal ſind zwei Jungfrauen mit ihnen geweſen, die auf Zeltern ritten. Wir haben ihnen ein feines Lager in der Kammer bereitet. Euer Vater iſt zuweilen unverſehens von Prič gekommen, und hat ſich in Stroh gebettet, oder in Heu, oder was es war. Das letzte Mal hat er in der Kammer geſchlafen, da wir den Bären in dem Kahleswalde erlegt hatten. Und nun ſeid ihr hier, wie es geweiſſagt worden iſt."

„Dazu braucht es keiner Weiſſagung," antwortete Witiko,

„es iſt ja zu denken, daß ich einmal kommen werde, und ich will das Haus manches Mal beſuchen, wenn es ſein kann."

„Ja, ja, ſo iſt es," ſagte Huldrik, „da haben ſie den Wald ausgereutet, und haben hie und da ein ſchlechtes Haus gebaut, und haben alles den Wangetſchlag geheißen, und haben Feldertheile gemacht, auf denen nicht viel wächſt, und Wieſen und Hutweiden und Waldſchläge, die andern gehören, und von denen auch ein Theil uns gehört, und im Winter liegt ſehr lange der tiefe Schnee hier, und die Frucht iſt mager, welche dann gedeiht."

„Wie es eben das Land bringt," ſagte Witiko, „eines hat dieſes, ein anders hat jenes."

„Ja ſo iſt es, ſo iſt es," ſagte Huldrik.

Als ſie eine Weile geruht hatten, zeigte die alte Regina Witiko die Butter- und Milchkammer, wo ſie im kalten rinnenden Quellwaſſer, das durch eine ſteinerne Kufe ging, ihre Butterlaibe ſchwimmen, und ihre Milchtöpfe ſtehen hatte, und wo der Vorrath der Eier lag, und zeigte ihm die Kammer, in der die Käſe waren. Dann nannte ſie ihm die Namen der Kühe und Kälber, und zeigte ihm Geflügel im Hofe und nannte die Namen der Thiere. Am Reſte des Tages gingen Witiko Huldrik und Jakob in den Wald, der zu dem Hauſe gehörte, und die zwei Männer zeigten ihrem Herrn den ſchönen Beſtand der Tannen Fichten Buchen und anderen Holzes, das da war, und den Forellenbach, der zu dem Walde gehörte. Dieſe Dinge waren nun ſehr vollkommen.

So verging der Tag.

Am Abende ſaßen ſie nicht an der Leuchte, weil die Sommerdämmerung ſehr lange dauerte, ſondern ſie ſaßen in der Dämmerung, und ſprachen. Als es dunkel wurde, ging man zur Ruhe.

Am folgenden Tage beſah Witiko alle Arbeiten des Hauſes, und nahm Antheil an allem. Abends ſaßen ſie wieder, da es dämmerte, in der Stube.

Da ſie am dritten Tage, nachdem die Forellen, welche Jakob gebracht hatte, verzehrt waren, wieder in der Abenddämmerung ſaßen, da Regina an einem alten Rocke flickte, Jakob eine Schnur flocht, und Witiko von der Milch dem Butter und dem Honig, das man ihm noch aufgenöthigt hatte, etwas gekoſtet, und dann die Dinge auf dem Tiſche weiter geſchoben hatte, ſprach Huldrik: „Es gehen alle Zeichen in Erfüllung, und es wird wahr, was die alten Leute geſagt haben, daß es wahr werden ſoll, und es iſt wahr, wie ſie geſagt haben, daß es geweſen iſt.“

„Nun, was haben ſie denn geſagt?“ fragte Witiko.

„Ihr wißt es ja ohnehin,“ ſagte Huldrik.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Witiko.

„So hätten ſie es euch ſagen ſollen, da es euch angeht,“ erwiederte Huldrik.

„Mich geht es an?“ fragte Witiko.

„Freilich,“ ſagte Huldrik. „In alten Zeiten, als noch Thor und Freia herrſchten und Perun und Lada, und als die Diaſen waren, iſt hier gar kein Wald geweſen, weit herum gar keiner, ſondern ſchöne Felder und Gärten und Fluren und Haine, und da ſind friedſame Völker geweſen, von hier bis an das Meer. Die Wälder waren dort, wo jetzt die Sonne ſteht, und hier haben milde Lüfte geweht."

„Das habe ich nie gehört," ſagte Witiko.

„Das hat mir mein Urgroßvater erzählt, und ihm hat es wieder ſein Urgroßvater erzählt, und ſo immer die Urgroßväter; denn bei uns ſind die Männer ſehr alt geworden," entgegnete Huldrik, „bis auf jenen Urgroßvater hinauf, der gelebt hat, da es hier ſo war. Und das Land hat eurem Stamme gehört, Witiko, ſie haben verſchiedene Schlöſſer gehabt, und haben bald in dem einen bald in dem andern gewohnt. Und wo dieſes Häuschen ſteht, iſt auch ein Schloß geſtanden voll Pracht. Und das iſt tauſend Jahre geweſen. Dann kamen kriegeriſche Männer aus Welſchland, und haben ein großes Reich gemacht, und haben die Völker vor ſich hergetrieben, daß Land und Leute zerſtört worden ſind. Da iſt auch hier alles zu Grunde gegangen, es iſt der Wald gewachſen, als wäre nie etwas anderes da geweſen, und die winterliche Luft iſt gekommen und die dürftigen Gewächſe. Dann iſt einmal nach langer Zeit von euren Voreltern, die damals fortgeführt worden waren, ein Sprößling Namens Witiko mit Leuten von Rom hieher gegangen, hat den neuen Glauben gebracht, und hat von dem Volke, das das Land an ſich geriſſen hatte, den Wald erobert, und hat wieder Schlöſſer gebaut, und hat weit geherrſcht, und ſeine Nachkommen haben geherrſcht; denn es iſt geweiſſagt worden, daß immer ein Witiko den Stamm erretten werde. Sie haben Jagdhäuſer erbaut, und wo dieſes Häuschen ſteht, iſt zwar nicht mehr das alte Schloß voll Pracht, aber ein Jagdhaus erbaut worden. Do haben ſie Feſte gegeben, und haben des Vergnügens genoſſen, bis wieder das Unheil gekommen iſt, bis wieder alles zerſtört worden iſt, und bis wieder der Wald gewachſen iſt, den man hat reuten müſſen, um dieſes Häuschen zu erbauen. Nun ſeid ihr gekommen, Witiko, wie es in der Weiſſagung heißt: der reichſte Herr des Stammes wird kommen, und Milch und Honig auf dem Buchentiſche eſſen, wo dann die ſilbernen und goldenen Tiſche ſtehen werden."

„Das ſind wunderliche Dinge," ſagte Witiko.

„Ihr ſeid wieder Witiko," ſprach der Alte, „der Stamm wird auferſtehen, weil es geſagt worden iſt, und meine Augen werden es noch ſehen."

„Möge dir Gott ein langes Leben ſchenken," ſagte Witiko.

„Das geht ſehr ſchnell," antwortete Huldrik, „und ich werde euch den Bügel halten, wenn ihr hier in euer Schloß einzieht."

„Wenn ich einziehe, ſo halte den Bügel," ſagte Witiko.

„Und zahlreiche Nachkommenſchaft werde ich von euch noch ſehen," ſagte Huldrik.

„Jetzt bin ich aber allein," entgegnete Witiko.

„Die Jungfrau blüht ſchon, die euer Weib ſein wird," ſagte Huldrik.

„Verſuchen wir nicht Gott, Huldrik," ſagte Witiko, „und erwarten wir, was ſein wird."

„Es wird ſein, es wird ſein," ſagte Huldrik.

Er ſtand auf, und ſah dem Jünglinge freundlich in das Angeſicht. Dieſer ſaß in ſeinem Ledergewande auf dem Buchenlehnſtuhle. Der alten Magd Regina waren die Hände in den Schoß geſunken, Jakob hatte von ſeiner Arbeit aufgehört, und beide ſahen den Greis an.

Witiko ſtand auch auf.

„Erlaubt, daß ich euch in eure Kammer geleite, hoher Herr,“ ſagte Huldrik.

„Lebe wohl und ſchlafe ruhig, Huldrik,“ ſagte Witiko.

„Wie es Gott fügt,“ antwortete Huldrik.

Und ſie verließen alle die Stube, und gingen in ihre Schlafkammern.

Witiko blieb noch einen Tag in dem Hauſe.

Am nächſten Tage verabſchiedete er ſich, und verlangte, daß der Knecht mit ihm nach dem Orte Friedberg gehe, und daß er von da ſein Pferd an der Moldau aufwärts bis zu der Herberge an der untern Moldau führe, und dort auf ihn warte; denn er ſelber werde auf den Kamm des Thomaswaldes gehen, und dann in der Herberge eintreffen. Der Greis Huldrik ließ es nicht zu, und ſagte, er ſelbſt müſſe das Pferd führen, der Knecht könne neben ihm hergehen.

Witiko fügte ſich, und ſo ritt er von dem Wangetſchlage weg. Der Greis ging in ſeinem Anzuge, zu dem er noch eine graue Filzhaube mit einer kleinen blauen Taubenfeder aufgeſetzt hatte, einige Schritte hinter dem Pferde, und wieder einige Schritte hinter dem Greiſe ging der Knecht Jakob. In Friedberg zogen ſie auf dem Fahrſtege über die Moldau. Am jenſeitigen Ufer ſtieg Witiko ab, und legte die Zügel des Pferdes in die Hände Huldriks. Dieſer ſchlug von dem Knechte gefolgt das Pferd führend in dem Walde den ſchmalen Saumweg ein, der dem Waſſer entgegen fortlief, und Witiko ſchritt links, und begann, die breite Höhe des Thomaswaldes hinan zu ſteigen.

Auf dem Wege, den er einmal mit dem Führer Florian herab gekommen war, gelangte er nach etwas mehr als einer Stunde auf den Waldkamm, und fand ſehr bald die Lichtung, auf welcher die Säule des heiligen Apoſtels Thomas geſtanden war. Hier blieb er ſtehen, und ſah auf das Land Baiern hinab, um welches jetzt Leopold und die Angehörigen des ſtolzen Heinrich ſtritten, und von welchem der Theil gegen Morgen, durch den die Donau die Traun und die Ens floſſen, vor ihm ausgebreitet lag, bis wo die Alpenberge zogen, und die ſteiriſche Mark begann. Dann ſah er gegen das Land Böhmen, in welchem jetzt ein ſo wichtiger Wechſel des Herrſchers vollzogen worden war. Er ſah unter ſich den blaulichen Wald durchſtreift von der lichten Schlange der Moldau, dann ſah er in der Richtung zwiſchen Morgen und Mitternacht den Blansko als letzte Waldhöhe an dem Himmel, in der Richtung zwiſchen Mitternacht und Abend konnte er in den dunkeln Wäldern den fahlen Wachholderberg erkennen, der bei Plan ſtand, und von dieſem Berge gegen Abend die blaue Wand, die den dunkeln See und die drei Seſſel hegte. Der Ort, wo er ſtand, war die höchſte Waldesſtelle. Dann ging er auf einem ſchmalen Pfade ſchief in der Richtung gegen Mitternacht und Abend durch den Thomaswald wieder zu dem Waſſer der Moldau nieder, und kam an der Stelle an, welche die untere Moldau hieß, und an welcher die gezimmerte Herberge ſtand, von der Rowno geſagt hatte.

In der Herberge fand er Huldrik und den Knecht Jakob und ſein Pferd. Nachdem die Pflege des Pferdes beſorgt worden war, und nachdem er mit ſeinen Begleitern ein Mittagmahl eingenommen hatte, verabſchiedeten ſie ſich. Huldrik ging mit dem Knechte auf dem Saumwege an der Moldau nach Friedberg und von da in den Wangetſchlag zurück. Witiko ritt von der Herberge auf dem Stege über das Waſſer der Moldau, dann mitternachtwärts an dem neuen Eckſchlage vorbei, dann gegen Abend über ein ſchwarzes Moor, dann durch dichte Wälder, und kam am Nachmittage in dem oberen Plane an.

Er wurde von den Seinigen ſehr freundlich begrüßt, und Raimund trug die ſchöne Armbruſt in die Kammer.

Witiko legte nun ſeine Lederbekleidung wieder ab, that ſein Waldgewand an, und lebte wie früher. Er machte nun häufig Übungen mit ſeinem Pferde im Schnelllaufen auf einem Boden mit Unebenheiten Geſtrippe und andern Hinderniſſen.

Am Ende des Herbſtmonates kam ein Mann mit einem Wanderſtabe zu ihm, und ſagte, daß er von Hoſta's Burg komme. Er habe zu den Leuten der Burg gehört, weil er aber ſchon alt werde, verlangte es ihn in ſeine Heimath, Bores erwirkte ihm ſeine Verabſchiedung, und er verließ die Burg. Weil ſeine Heimath aber auch im Walde ſei, ſo habe ihm Bores eine Nachricht an Witiko mitgegeben.

„Welche Nachricht?“ fragte Witiko.

„Daß die Herzogin Adelheid geſtorben iſt,“ ſagte der Mann.

„Die Herzogin Adelheid iſt geſtorben,“ rief Witiko, indem er von ſeinem Stuhle aufſprang, „die Herzogin Adelheid iſt geſtorben.“

„Ja,“ ſagte der Mann.

„Wie hat denn das ſein können?“ fragte Witiko.

„Wir wiſſen es nicht,“ ſagte der Mann, „die erlauchte Herzogin iſt in dem Gemache geweſen, in welchem der Herzog geſtorben war, hat dort ihre Kinder gepflegt, hat dort geſchlafen, iſt immer dort geweſen, hat keine Krankheit gehabt, iſt ſtets weißer geworden, und iſt am fünfzehnten Tage des Herbſtmonates geſtorben.“

„Und was iſt mit den Kindern geſchehen?“ fragte Witiko.

„Sie ſind nach Prag gebracht worden,“ antwortete der Mann.

„Und haſt du die Herzogin in ihrer letzten Zeit geſehen?“ fragte Witiko.

„Ich habe die Herzogin noch geſehen, da ſie todt war,“ erwiederte der Mann, „ſie hat todt ſo ausgeſehen wie lebendig.“

„Und hat man ihr in Hoſta's Burg, da ſie lebte, Ehren erwieſen?“ fragte Witiko.

„Der Herzog hat ihr alle Macht übergeben,“ entgegnete der Mann, „und wir ſind ihr alle unterthan geweſen.“

„Und wo iſt ſie beſtattet worden?“ fragte Witiko.

„Sie iſt mit Würden in den Wyšehrad zu ihrem Gemale geführt worden,“ antwortete der Mann.

Witiko ging einige Male in der Stube auf und nieder. Dann ſetzte er ſich wieder an den Tiſch, und ſagte: „So iſt ſie ihm alſo gefolgt, ſo iſt ſie ihm alſo gefolgt.“

Und er ſtützte ſein Haupt in ſeine Hände.

Nach einer Weile ſah er wieder zu dem Manne empor, und ſagte: „Du haſt mir eine wichtige wenn auch traurige

Nachricht gebracht, ich danke dir inſtändig, und bitte dich, bleibe bei uns, und genieße mit uns, was wir haben, ſo lange du willſt."

„Ich habe euch in Hoſta's Burg geſehen," erwiederte der Mann, „wo ihr dem Herzoge einen Dienſt erwieſen habt, und bin recht gerne zu euch gekommen, um euch die Nachricht zu bringen."

„Du biſt auch im Walde zu Hauſe? fragte Witiko.

„Ja, in den Häuſern des Winterberges," ſagte der Mann.

„Du wirſt jetzt bei den Deinigen bleiben," ſagte Witiko.

„Bei zwei Brüdern iſt mir das Verbleiben ausbedungen," antwortete der Mann.

„So genieße deiner Ruhe, wenn es die Zeiten erlauben," ſagte Witiko.

„Bei uns iſt es immer ſtille und gleich," antwortete der Mann.

„Möge es bleiben," entgegnete Witiko.

Dann ging er in das Freie, und wandelte zwiſchen den Feldern dahin.

Der Mann blieb zwei Tage in dem ſteinernen Hauſe. Dann empfing er Geſchenke von Witiko, nahm ſeinen Stab, und trat die Wanderung wieder an. Er ging mit dem erſten Lichte des Tages an der linken Seite des Wachholderberges gegen Abend hin, und ſtrebte ſeinem Ziele zu, das er beim Untergange der Sonne erreichen konnte.

Es kam allgemach der zweite Winter, den Witiko in Plan zubrachte.

Als noch der Schnee auf den Feldern lag, erſchien in dem oberen Plane ein wirrer Mann, und ſagte, daß er von ſeinem Hauſe vertrieben worden ſei, und daß er habe entfliehen müſſen. Der Herzog wüthe gegen ſeine Unterthanen, verjage ſie von Haus und Hof, oder tödte ſie. Es ſeien auch zwei Männer in dem Walde von Horec angekommen, und haben dort eine Siedelei gründen wollen, ſie ſeien aber wieder weiter gezogen.

Da man ihn mit Speiſe und Trank erquickt hatte, ging der Mann in dem tiefen Schnee durch den Wald nach Baiern hinüber.

Witiko aber gürtete ſein Schwert, nahm ſeinen Wollmantel, hieß den Knecht Raimund ihm folgen, beſtieg ſein Pferd, und ſchlug den Weg mitternachtwärts in das Land ein.

Als ſie in die freien Gegenden gekommen waren, erfuhren ſie, daß der Herzog die Räuber in dem Lande plötzlich habe verfolgen, und die, welche nicht zu entfliehen vermochten, ergreifen und auf Bäumen oder Pfählen aufhängen laſſen. Die Kriegsknechte hätten ſich verſammelt, ſeien in die Häuſer und Veſten gedrungen, in denen die Schuldigen ſich vertheidigten, und haben ſie ihrem Urtheile zugeführt. Dann ſeien ſie wieder in ihre Burgen, in denen ſie ſonſt zerſtreut waren, zurück gegangen.

In dem Lande war eine große Unruhe.

Witiko kehrte mit dem Knechte wieder in das ſteinerne Haus zurück.

Als der Lenz gekommen war, ritt eines Tages ein Mann in einem ſchönen braunen Gewande mit einer ſchwarzen Haube auf dem Kopfe, in der eine gerade weiße Feder ſtack, von einem Gefährten begleitet, gegen das Haus. Als er vor demſelben angekommen war, ſtieg er von dem Pferde, ließ es von ſeinem Gefährten halten, trat in die Stube, und ſetzte ſich dort von Witiko dazu eingeladen zu ihm an den Tiſch. Er war jung, und hatte blonde Haare und blaue Augen.

„Ich bin Mikul,“ ſagte er zu Witiko, „und bin in der Verſammlung auf dem Wyſehrad geweſen, in welcher du als Hörer zugelaſſen worden biſt.“

„Ich kann dich nicht erkennen,“ antwortete Witiko, „weil ich mir die Männer, die in jenem Saale geweſen ſind, nicht habe in das Gedächtniß ſammeln können. Was iſt dein Begehren?“

„Weil du ſo treu an deiner Meinung gehalten haſt, und weil du ſo ſtandhaft dem Tode entgegen geſehen haſt, den dir der wilde Milhoſt gedroht hat,“ entgegnete Mikul, „ſo haben mich einige Männer an dich geſendet. Sie werden am vierten Tage des Heumondes in dem Plakahofe eine Verſammlung abhalten, in welcher ſie über die Dinge des Landes ſprechen werden, und in welcher Manche ſich näher werden kennen lernen. Sie laden dich zu der Verſammlung ein.“

„Ich weiß es nicht, ob ich zur Verſammlung kommen werde,“ ſagte Witiko, „aber ich danke dir für die Reiſe zu mir. Laſſe deinen Gefährten die Pferde herein bringen, und genießet in dem Hauſe, was es hat.“

„Ich muß dir den Dank für dein Erbieten ausſprechen,“ antwortete Mikul; „aber unſere Zeit iſt ſehr kurz, und wir müſſen ohne Aufenthalt weiter reiten.“

„So thut nach eurem Ermeſſen,“ ſagte Witiko.

Bei dieſen Worten ſtand Mikul auf, und verabſchiedete ſich. Witiko geleitete ihn vor das Haus zu den Pferden. Mikul ſchwang ſich auf das ledige, das ſein Gefährte hielt, beide Männer grüßten noch einmal gegen Witiko, und ritten dann einer hinter dem andern auf dem ſchmalen Wege gegen die Häuſer des oberen Planes.

Am dritten Tage des Heumondes rüſtete ſich Witiko, und ritt auf dem Wege, auf welchem er von Prag in den oberen Plan herein geritten war, mitternachtwärts in den Wald. Er ritt durch manche Baumbeſtände, über manche Waldblöße, und übernachtete in einer Hütte. Am nächſten Tage, welcher der vierte des Heumondes war, langte er nach Sonnenaufgang in dem Plakahofe an. Derſelbe lag am Saume des Waldes auf einer ſumpfigen Wieſe, und war ein ſehr langes Gebäude. Witiko ritt auf dasſelbe zu. Als er zu dem Thore gekommen war, fand er es offen. Vor demſelben und innerhalb desſelben im Hofraume waren hölzerne Stände für die Pferde. Manche hatten ihre Thiere auch an Bäume des Waldes vor dem Gebäude angebunden. Im Innern desſelben gingen Männer hin und her, und ſprachen mit einander. Witiko kannte Manche. Es war Bogdan gekommen, der an dem Tage auf dem Wyšehrad der erſte nach Witiko's Eintritt in den Saal über ihn geſprochen, und angetragen hatte, daß er zu einem Gerichte in den Thurm geworfen werde, es war Beneš da, der ihn ſogleich gerichtet haben wollte, es war Domaſlaw gekommen, der ihn zu einem Gerichte für den künftigen Herzog aufbewahren wollte, es war Milhoſt zugegen, welcher ihn ſogleich auf einen Pfahl hatte aufhängen laſſen wollen, es war Kochan da, der ein ſtrenges Gericht gegen ihn empfohlen hatte, es war Bohuš da, der die Übel angeführt hatte, welche dem Lande von allen Herzogen widerfahren waren, es war der Mährer Drſlaw gekommen, der auch über Witiko ein ſtrenges Gericht ausgeſprochen hatte, es war Jurata da, der alte Mikul, der alte Rodmil, und noch mehrere, welche Witiko nicht kannte. Mit jedem ſchienen noch Leute und Anhänger zu ſein. Witiko führte ſein Pferd, nachdem er abgeſtiegen war, in einen leeren Stand, band es an, und ſorgte für dasſelbe. Dann wandte er ſich einem großen Raume zu, der in der Länge des Gebäudes zu einer Empfangshalle hergerichtet worden war. Er mochte ſonſt zur Aufbewahrung von Geräthen des Hofes ſo wie anderer Dinge dienen; jetzt war er geräumt, und hatte einen ſehr langen Brettertiſch, an dem Bretterbänke hinliefen, und auf dem Bier Wein und Speiſen ſtanden. Auf den Bänken ſaßen Männer, und aßen von den Speiſen und tranken von den Getränken, andere gingen hinzu, erquickten ſich, und verließen die Stelle wieder. Witiko aß ein Stückchen Brod, und trank einen Trunk Bier.

„So läßt dein Herr auch im Sommer in ſeinem Walde jagen, wo die Jagd nichts nützig iſt?" fragte ein Mann in einem groben rothbraunen Kleide, das er mit Lederriemen gebunden hatte, indem er eine Hand auf ſeinen Bierkrug legte.

„Ja, du Gauch," ſagte ein anderer, der auf einem großen Holzblocke ſaß, neben dem ein Krug mit Wein ſtand, „der Herr des Plakahofes braucht ſeine Thiere nicht zu zählen, und wie du Bier trinkſt, ſo trinken wir Wein, und wie dein Herr

Haſen hat, ſo haben wir Luchſe und Wölfe und Füchſe und Bären, und die darf man auch im Sommer und zu Oſtern und zu aller Zeit jagen. Und darum hat unſer Herr die reichen Freunde und die mächtigen Männer zu dieſem Jagen geladen, das du nicht begreifſt.“

„Bei uns ſind noch ganz andere Jagen,“ ſagte der erſte.

„Ja, auf Fliegen und Hummeln,“ antwortete der zweite.

Witiko achtete nicht weiter auf ihr Reden. Bisher hatte niemand zu ihm geſprochen. Jetzt näherte ſich ihm aber der junge Mikul in demſelben braunen Kleide und mit derſelben weißen Feder, die er gehabt hatte, als er bei ihm in dem ſteinernen Hauſe in Plan geweſen war. Er grüßte ihn, und ſagte: „Es iſt gut und recht von dir, Witiko, daß du gekommen biſt, es haben mehrere Männer dich ſicher hier erwartet. Strich, der alle zu ſich geladen hat, iſt draußen in dem Walde, um mit ihnen zu jagen; aber ſie müſſen bald zurückkehren. Du ſiehſt, wie geehrte Gäſte er beherbergt, daß er in dieſer Zeit jagt.“

Es traten nun mehrere Männer zu Witiko: der rothhaarige Beneš der blonde Drſlaw der ſchwarze Bogdan Domaſlaw und Jurata, und grüßten ihn. Er dankte. Sie nahmen Speiſen und Wein. Es kamen andere herzu, ſprachen etwas, und gingen wieder weg.

Als die Hälfte des Vormittages vergangen war, näherte ſich eine Schaar Reiter dem Hofe. An der Spitze war ein Mann auf einem braunen Pferde, er hatte ein weites dunkelblaues Gewand mit einem ſtählernen Gürtel und einem Jagdſpieße. Auf dem Haupte hatte er eine ſchwarze Haube mit einer grauen Feder. Er hatte braune Haare und um das Kinn einen braunen Bart.

„Das iſt Strich, der Herr des Plakahofes,“ ſagte Mikul zu Witiko.

Hinter dem Manne kamen die andern. Sie hatten auch weite Gewänder mit Gürteln, und trugen Jagdſpieße. Diener und Hunde waren nicht bei ihnen. Sie ritten bei dem Thore herein, ihre Pferde wurden in die Stände vertheilt, und ſie gingen in die Halle.

Als ſie ſich dort vertheilt und Speiſe und Trank genommen hatten, ſtieg ein Mann in einem ſchneeweißen wollenen Gewande und einen langen blauen Stab in der Hand haltend auf eine Bank, und rief: „Die Diener hinaus!“

Männer von verſchiedenen Geſtalten und in verſchiedenen Bekleidungen verließen auf dieſen Ruf die Halle durch die zwei Thore an den zwei Enden derſelben, und an jedem Thore ſtellten ſich drei Männer mit Speeren auf.

Da dieſes geſchehen, und einige Zeit darauf vergangen war, ſtieg ein Mann in einem dunkeln weiten ſammetnen Gewande, das ein aus Silber gearbeiteter Gürtel zuſammen hielt, auf die Bank. Er hatte weiße Haare und einen weißen Bart. An ſeiner Seite hing ein Schwert, und auf ſeinem Kopfe war keine Haube. Witiko erkannte in ihm Načerat, der in der Verſammlung auf dem Wyšehrad das dunkelpurpurne Gewand getragen hatte. Als es in der Halle ſtille geworden war, ſprach der Mann: „Liebe Getreue Anſehnliche! Es ſind Mehrere darin überein gekommen, daß ich, weil ich vielleicht der Älteſte an Jahren bin, unſerem Wirthe den Dank abſtatte, daß er uns ein ſo freundliches Feſt und ein ſo ſchönes Jagen auf ſeinem Hofe Plaka gegeben hat. Ich bin von Prag, wo ich viele Arbeit verlaſſen habe, dazu her gekommen. Und wenn auch andere beſſer geeignet wären, auf dem Platze zu ſtehen, auf dem ich jetzt ſtehe, ſo will ich doch reden, weil mich einige Freunde hieher gedrängt haben, und weil ich aus Alter ein wenig geſchwätzig geworden bin. Ihr werdet mir es ſchon nachſehen. Strich der mächtige anſehnliche und gute hat uns hieher auf einen ſeiner Höfe, der den Namen Plaka führt, geladen, daß wir erfahren, wie ſein Wild ſein zahmes Gethier ſeine Kuchen ſein Bier und ſein Wein ſchmecken, daß wir die Wälder ſehen, die er da beſitzt, und daß wir in dieſen Wäldern jagen. Wir haben ſeit dem grauen Morgen gejagt, und ſind jetzt hieher zurückgekehrt, damit wir die Hitze des Tages nicht zu ſehr empfinden, die ſich nun erheben wird. Ich ſage ihm mit meinen Freunden den beſten Dank dafür, und alle werden ihm gewiß ſo danken wie wir. Die Geladenen können ſich nun in ihre Heimath begeben, und nehmen eine Freude und ein Vergnügen mit ſich auf den Weg. Sie haben ſich hier geſehen, und haben freundſchaftliche Bande geknüpft, und werden nun gewiß einander, wie es die Lage ihrer Wohnungen gibt, beſuchen, bald hier, bald dort, bald anders wo, um ihre Freundſchaft fortzuführen, ihre Bündniſſe feſter zu machen, und von dem zu reden, was ihnen im Herzen iſt. Wenn unſer guter erlauchter Herzog Wladiſlaw, den wir erwählt und eingeſetzt haben, ſich nicht ſo ſehr von uns zurückzöge, ſo könnte er in unſerer Mitte ſein, könnte unſer Vergnügen theilen, und würde unſere Freude erhöhen. Haben nicht die Herzoge früherer

Zeiten mit den Lechen gejagt und getafelt? War es anders? Sind nicht die Lechen ihre Gefährten und ihre geſetzlichen Geſellſchafter? Sind ſie nicht durch die Lechen eingeſetzt und erhalten, und ſind nicht die Lechen für die Handlungen derſelben verantwortlich, und laſtet nicht ihre Wahl, wenn ſie verfehlt war, verderblich auf dem Lande? Aber hat unſer guter Herzog Wladiſlaw das Vergnügen eines Lechen oder Wladyken getheilt, und iſt er auf ſeinem Hofe geweſen, oder an ſeinem Tiſche geſeſſen? Ihr ſchweigt, er hat es alſo nicht gethan. Er würde das Vergnügen vermehrt haben, er würde ſelber Vergnügen genoſſen haben, wenn er es gethan hätte, und wir würden heute noch freudiger ſein, als wir ſind, wenn er da wäre. Wir bedauern ihn, daß er ſich dieſe Luſt verſagt, und kehren ohne ihn in unſere Wohnungen zurück. Ich kümmere mich um dieſe Dinge wenig, ich bin alt, und trage die Sorge für das Land; aber die Jugend will Freude. Unſer erlauchter Herzog, ehe wir ihn auf dem ehrwürdigen Schloſſe Wyšehrad zum Erſten unter uns gewählt haben, iſt immer mit unſeren Kindern und mit der Jugend des Landes geweſen, und hat ihre Fröhlichkeit mitgenoſſen. Er thut es jetzt nicht mehr, und darbt an Vergnügen, obwohl er jung iſt. Er lieſt einige Leute aus, die ihm folgen müſſen, wenn er in das Land reitet, wie wir den Unſrigen ſagen, daß ſie mit uns ſein ſollen, wenn wir jagen. Er ritt mit mehreren nach Hoſta's Burg, und redete mit der erlauchten Adelheid der Wittwe unſeres ruhmreichen verſtorbenen Herzoges Soběſlaw. Da ich ihm wohlwollend ſagte, daß er ſich die Mühe auflade, die ſonſt der Rath übernähme, ſpottete er meiner. Er ritt mit mehreren jungen Männern in die Burgen des Landes, und machte Anordnungen, die die Räthe und Herren des Reiches nicht kannten. Als er zurückkehrte, ſchloſſen wir, nämlich mein Bruder Zuata, Mikota, dann der ältere Mikul und Domaſlaw, die bei dieſem Feſte, das uns unſer lieber Wirth gibt, anweſend ſind, und ich mit manchen unſerer Leute, die wir zuſammenbringen konnten, uns ihm an, damit wir ſeinem Zuge den Glanz gäben, der ihm gebührte, und den er ſonſt nicht gehabt hätte, weil keiner der alten Lechen dabei geweſen wäre. Oder lebt unſer erlauchter Herzog, wenn er ſchon die Fröhlichkeit unſerer Jugend nicht theilt, ſonſt mit ihr zuſammen? Ich glaube es nicht. Hat nicht Wladiſlaw der älteſte Sohn unſeres höchſt ruhmreichen verſtorbenen Herzoges Soběſlaw, der, wie er auch die Herren unterdrückte, doch der gute und der weiſe war, in dieſem Winter von Prag nach Ungarn fliehen müſſen? Ich bedaure unſern guten erlauchten Herzog Wladiſlaw, daß er ſich die Vergnügungen entzieht. Er nimmt die Arbeiten und die Beſchlüſſe an ſich, welche ſonſt dem oberſten Kämmerer und dem Hofrichter und dem Kanzler und dem oberſten Truchſeſſe und den Herren und Räthen des Reiches gebührten, und hat der Sorgen und Plagen genug, daß keine Freude Raum findet. Es ſind nicht zwölf Wochen vergangen, daß er Kriegsknechte verſammelt, und alle, die Räuber genannt wurden, verjagt oder vertilgt hat. Und weil er dazu Macht braucht, ſo ſitzt er, ſtatt unſeren Feſten beizuwohnen, und brütet in ſeinen Gedanken, wie er ſeine Macht vermehre. Ich bedaure unſern guten Herzog, daß er nicht bei uns iſt, und unſere fröhliche Luſt theilt. Boleſlaw der Grauſame, welcher ſeinen Bruder den heiligen Wenzel erſchlagen hat, iſt genöthigt worden, daß er ſeine geraubte Macht erhalte, die Lechen und die Herren des Landes zu unterdrücken. Bis zu ihm waren ſie Führer des Volkes wie die Herzoge, und der Herzog war unter ihnen nur der Erſte unter Seinesgleichen. Es war ein Glanz durch das ganze Land, und keiner war in Knechtſchaft. Dann wurde es ſo, daß er ſie durch ſeinen Anhang zwang, ihm zu dienen, daß ſie ſeine Krieger waren, und ſeine Geleiter. Selbſt ihr Name Führer verſchwand, und wird nicht mehr gehört. Und alle ſpäteren Enkel Přemyſls ſahen es ſo, und mußten bedacht ſein, ihre Macht, durch die ſie herrſchten, zu erhöhen. Ich bedaure unſern guten Herzog, daß er nicht unter uns iſt. Auch den Umgang und den Beiſtand ſeiner Angehörigen entbehrt er. Die erhabene Wittwe des preiswürdigen Soběſlaw Adelheid von Ungarn mußte nach dem Tode ihres hohen Gemales in der einſamen Burg Hoſta's bleiben, und ſtarb aus Gram und Kummer in dem vergangenen Herbſte. Ihre kleineren Kinder, die er in ſeine Hut nahm, können ihm nichts gewähren, und ſo iſt er allein, und beſchließt allein über das Land, und wir werden ſpäter ſehen, ob es demſelben fruchtet. Ihr erfahrt nun, daß es wahr iſt, was ich geſagt habe, daß ich geſchwätzig bin. Ich rede immer von allerlei anderen Dingen, und ſage immer nicht unſerem ſehr guten Wirthe unſeren Dank für ſein heutiges Feſt, das er uns ſo gaſtherrlich gibt, und kann immer nicht davon wegkommen, zu bedauern, daß unſer erlauchter Herzog nicht gegenwärtig iſt. Laſſet uns alſo nur das Feſt genießen, und wenn die Jugend daran Gefallen hat, ſo lade ich ſie auf den

Laurentiustag in meine Burg Ruden, daß dort ein gleiches gefeiert werde. Ich weiß nicht, ob ich werde anweſend ſein können: aber ich werde mich beſtreben, und gewiß wird alles zum beſten Empfange in Bereitſchaft ſein. Ich ſteige von der Bank herunter, damit ich nicht von ihr herab gefordert werde, weil ich ſie ſchon zu lange inne habe, und weil ich den Fortgang des Feſtes ſtöre. Ich fordere nur die Anweſenden, die es vermögen, zu Gleichem mit unſerem freigebigen Wirthe auf, und ſage ihm noch einmal unſern Dank, unſern großen Dank, unſern aufrichtigen Dank, deſſentwillen ich auf dieſen Brettern ſtehe."

„Unſern Dank", „unſern großen Dank", „unſern ehrlichſten Dank," riefen die meiſten Stimmen in der Halle.

Nacerat ſtieg von zwei Männern unterſtützt von der Bank herab, ordnete ſein dunkles durch das Herabſteigen verſchobenes Sammetgewand, und ging zu ſeinem Sitze neben Strich dem Herren des Hofes.

Nun ſtieg Znata der Bruder Nacerats in hellblauem Sammet auf ſeinen Sitz, und rief: „Von heute ab in drei Wochen lade ich alle, die hier ſind, und die ſonſt kommen wollen, in meine Burg Sturma zu einem Feſte."

„Wir kommen, wir kommen," riefen viele Stimmen.

Darauf ſtieg er herunter.

Nach ihm ſtieg der graubartige Domaſlaw im rothen Gewande, wie er es auf dem Wyšehrad getragen hatte, auf ſeinen Sitz, und rief: „Und von heute ab in fünf Wochen lade ich alle, die da ſind, und die ſonſt kommen wollen, auf meine Burg Krut nach Mähren zu einem Feſte."

„Nach Mähren, nach Mähren,“ erſcholl ein dröhnender Ruf.

„Nach Mähren, nach Mähren, in Mähren iſt das Heil,“ rief ein Mann mit mächtiger Stimme.

Und ein Jubelgeſchrei folgte dieſen Worten.

Domaſlaw ſtieg von der Bank herunter.

Nun wichen von dem unteren Thore der Halle die drei Bewaffneten zurück, und Männer in ſchneeweißen Wollgewändern, wie der hatte, der den blauen Stab trug, kamen herein, und ſtellten ſich in eine Reihe, und begannen ein Sackpfeifen und Flötenſpielen, daß der ganze Raum tönte. Und Rufe und Jauchzen der Anweſenden miſchten ſich hinein.

Jetzt kamen viele Diener, und nahmen die Dinge, die auf dem Tiſche ſtanden, weg, und brachten ein koſtbares Mahl auf denſelben. Das Mahl wurde ſodann verzehrt, viel Wein wurde getrunken, viele Worte wurden geredet, und es brauſten die Stimmen und das Klingen der Pfeifer in der Halle.

Als das Mahl vorüber war ſtanden viele auf, geſellten ſich zu Gruppen und Häuflein, andere ſuchten ihre Pferde, beſtiegen ſie, und ritten längs des Sumpfes oder des Waldſaumes ihre Wege nach der Heimath, und andere blieben ſitzen, und ſprachen oder aßen noch und tranken.

Witiko erhob ſich von ſeinem Platze, und ging durch das Gedränge der Männer gegen das Thor der Halle. Da traten der jüngere Mikul und Drſlaw und der junge Milhoſt zu ihm, und Milhoſt ſagte: „Witiko, du weißt es, wie ich mit Schnelligkeit in meinen Sachen vorſchreite, du wirſt uns gegen dieſen Herzog, den du haſſeſt, beiſtehen.“

Witiko antwortete: „Ich bin nur ein einzelner Mann.“

Da ſagte Drſlaw: „Viele einzelne Männer ſind ein Heer.“

„Du wirſt zu den Feſten kommen, die angekündigt ſind,“ ſprach Milhoſt.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Witiko.

„Er hat auch geſagt, er wiſſe es nicht, da ich ihn zu dem Feſte Strichs geladen habe, und iſt doch gekommen,“ ſagte Mikul.

„Er wird kommen, er iſt ein wackerer Mann und ein herrlicher Junge,“ ſagte Drſlaw.

„Er wird kommen,“ riefen die andern zwei.

„Jetzt muß ich mich verabſchieden, da mich die Zeit drängt,“ ſagte Witiko.

„Lebe wohl, wir ſehen uns bald wieder,“ rief Milhoſt.

„Lebe wohl,“ rief Mikul.

„Lebet wohl,“ ſagte Witiko.

Er ſchritt weiter. Er ging durch das Thor hinaus, er ſuchte den Stand, in welchem er ſein Pferd angebunden hatte, band es los, unterſuchte die Rüſtung desſelben, beſtieg es, und ritt über die ſumpfige Wieſe in den Wald. Er ritt im Walde fort bis zu der Hütte, in welcher er beim Herreiten übernachtet hatte. Er blieb wieder in der Nacht in der Hütte, und ritt am Morgen fort. Er ritt durch dieſelben Waldbeſtände und über dieſelben Waldblößen, durch die er gekommen war, und gelangte am Abende den fahlen Wachholderberg vorüber nach Plan.

Von dieſem Tage an wohnte er wieder in dem ſteinernen Hauſe. Er ging nicht zu Znata's Feſte nach Sturma, noch zu Domaſlaws Feſte nach Krut, noch am Laurentiustage zu Načerats Feſte nach Ruden, noch zu einem anderen Feſte, das gefeiert wurde. Er ſandte zuweilen Boten aus, und zuweilen kamen Boten zu ihm. Einige Male ritt er ſelber fort, und blieb mehrere Tage abweſend.

Als der Lenzmonat nach dem Winter kam, und wieder mehrere Männer bei ihm an der Leuchte ſaßen, ſagte er: „Liebe Männer, es kömmt eine ernſthafte Zeit. Ich habe genaue Kundſchaft. So wie ich zu einem Feſte nach Plaſa geladen worden bin, ſo ſind fortwährend Feſtlichkeiten der Herren geweſen, bald hier, bald dort, ſie haben fröhlich gezecht und gejagt, haben einander Beſuche abgeſtattet, Zuſammenkünfte gehalten, ſind öfter nach Mähren geritten, und nun ſind alle Herren, welche in Böhmen große Landſtriche beſitzen, nach Mähren gegangen, haben dort ein zahlreiches Kriegsvolk aufgeſtellt, und werden gegen unſer Land vordringen. Ich halte es für meine Pflicht, daß ich fortreite, um zu ſehen, was es iſt, und daß ich dort helfe, wo ich es für recht erkenne. Ich habe euch dieſes geſagt, wenn etwa einer für das Rechte und Gute mithelfen will.“

Es war im Jahre des Heiles 1142 geweſen, da Witiko ſo zu den Waldmännern an ſeiner Leuchte geſprochen hatte.

Es antwortete Peter Laurenz der Schmied: „Das iſt ſo, wie es bei unſern Voreltern geweſen iſt, ſie haben bei den Streiten mitgewirkt, daß das Land beſchützt werde, und dem Herzoge kein Schaden geſchieht, und haben ſich und den Ihrigen durch die Kriegserwerbniſſe aufgeholfen. Ich meine, wir ſollten ſchauen, was es gibt.“

„Es kann nun nicht anders ſein, wir müſſen mitgehen,“ ſagte Tom Johannes der Fiedler.

„Ja, wir müſſen nach der Sache ſchauen,“ ſagte David der Zimmerer.

„Die Feldarbeiten ſind noch nicht vor der Thür, und wir können den Weibern auftragen, die Anordnungen zu machen,“ ſprach Stephan der Wagenbauer.

„Wir ſollten genauere Nachrichten einholen,“ ſagte Chriſt Severin der Wollweber.

„Die werden wir auf dem Wege ſchon erfahren,“ ſagte Tom Johannes der Fiedler, „ſonſt verſäumen wir die beſte Zeit.“

„Die Sache iſt ſehr gut,“ ſagte Max Albrecht, „und ſo thun wir es.“

„Ich glaube, daß wir in wenigen Tagen gerichtet ſein können,“ ſagte Witiko, „und ſo ſollten wir nichts aufſchieben.“

„Ja, ja, wer gehen will, iſt bald fertig,“ ſagte Tom Johannes.

„Ja, ja,“ ſagten mehrere.

Und ſo verließen ſie an dieſem Abende Witiko's Leuchte.

Am fünften Tage darnach war Witiko gerüſtet. Er und ſein Pferd waren in den nöthigen Stand geſetzt, die Reiſe zu erneuern, und er hatte Vorſorge getroffen, daß ihm von ſeiner Habe, was er brauchte, gefördert werde. An dieſem Tage waren auch die Männer, die ziehen wollten, bereitet. Da war Chriſt Severin der Wollweber mit einem Ahornſchafte dem Packe der Nahrungsmittel und einem Sacke für die Beute, Stephan der Wagenbauer mit Schwert und Spieß dem Packe der Nahrungsmittel und dem Sacke für die Beute, David der Zimmerer mit Schwert und Streitaxt dem Packe der Nahrungsmittel und dem Sacke für die Beute, eben ſo Paul Joachim mit einem Spieße, Jakob mit Spieß und Schwert, Tom Johannes der Fiedler mit einem Spieße und einem großen Sacke für die Beute, ingleichen Max Albrecht mit einem Ahornſchafte, dann Peter Laurenz der Schmied mit einer Eiſenſtange und einer eiſernen Wurfkeule, dann Urban, Zacharias, Lambert, und Wolfgang mit Ahornſchäften, Gregor Veit mit Schwert und Spieß, dann viele von den jungen Leuten, und Knechte, die entbehrt werden konnten. Sie hatten die groben grauen Wollkleider an, Stiefel mit den großen eiſenbeſchlagenen Sohlen an den Füßen, und dicke Filzhauben auf den Häuptern. Der Knecht Raimund hatte begehrt, mit Witiko zu gehen, und Witiko hatte eingewilligt. Weil Witiko erklärt hatte, daß er im Schritte reiten werde, ſagten die Männer, man ſolle bei einander bleiben, und neben ihm gehen. Witiko hielt es für gut.

Als ſie verſammelt waren, ſegnete ſie der Prieſter mit den weißen Haaren, ſprach zu ihnen, und machte das Zeichen des Kreuzes über ſie. Die Weiber ſtanden da, und weinten, und hielten noch Kinder zum Abſchiede hin. Die Mädchen ſchauten verzagt und freudig auf die jungen Männer. Die Knaben hatten Stäbe und Stänglein als Lanzen in Nachahmung der Männer, und ſtanden ganz vorne. Martin ſtand neben dem Pfarrer, und tröſtete die weinende Lucia.

Endlich zogen ſie fort. Viele Weiber manche Mädchen und alle Knaben gingen hinter ihnen her, bis ſie die ſtrenge

Weiſung erhielten, zurückzukehren, und dann blieben ſie erſt noch ſtehen, bis die Männer im Walde waren.

Da der Abend dieſes Tages heran nahte, war der Zug durch den feuchten Schnee bis zu Rowno's Thurm gelangt. Dort ſahen ſie, daß Rowno ſich und die Seinigen rüſte. Es war eine große Bewegung in dem Thurme und zwiſchen den Hütten. Als Rowno die Ankömmlinge erblickte, rief er: „Da iſt Witiko von Plana, das iſt recht, daß du dich rüſteſt. Witiko, wer hätte das gedacht? Wir wiſſen nicht einmal genau, wer gegen den Herzog iſt, und wer mit ihm. Wenn alle die Anhänger des verſtorbenen Soběſlaw zu den Mährern gehen, der wilde Wšebor, und der alte Diwiš, und der uralte Bolemil mit ſeiner großen Sippſchaft und Untergebenheit, und der alte Lubomir, und der ſtarke Božebor, ſo kann ein ſchwerer Krieg werden, und der junge Wladiſlaw der Sohn Soběſlaws kann gegen den ältern Wladiſlaw, den wir erwählt haben, ſiegen. Wir wollen die Rechte der Wladyken ſchützen, daß ſie nicht von den großen Lechen verletzt werden können, wir wollen für ihre Unabhängigkeit und Wohlfahrt ſtreiten. Komme herein, und übernachte in meinem Hauſe.“

Witiko ritt in den Thurm, und die andern wurden in den Hütten aufgenommen, erwärmten ſich, und erhielten Speiſe und Trank.

Da der Morgen des nächſten Tages angebrochen, und Witiko in die große Stube gekommen war, ſtanden viele Männer in derſelben. Sie hatten das weite Kleid kurz geſchürzt und gegürtet, hatten rauhwollige Beinbekleidungen und grobe Stiefel, und auf den Häuptern dicke Filzhauben. Jeder hatte ein Schwert und eine Lanze, und viele trugen, wie es gelegentlich hervor ſchimmerte, Panzerhemden unter dem Überkleide. Rowno trug ein Panzerhemd und ein Schwert; aber er war noch nicht völlig bekleidet, namentlich war ſein Haupt unbedeckt. Es wurde Bier zum Frühtrunke gereicht, und an einige Männer, die noch in die Stube kamen, wurden Waffen vertheilt. Ludmila die Gattin Rowno's war mit ihrem Knäblein Miš und mit ihrem Töchterlein Durantia in die Stube getreten, um die Männer und Witiko zu begrüßen. Sie war blaß und ſtille.

Rowno ſagte zu Witiko: „Trink einen Frühtrunk, ehe du aufbrichſt, und ſage Ludmila einen Morgengruß."

Witiko that einen Trunk aus einem Krüglein, in welchem Bier war, und ſchritt dann zu Ludmila, und ſagte: „Seid gegrüßt, edle Frau, und es ſeien auch eure Kindlein gegrüßet, wir werden einen Zug in das Feld bekommen."

„Der Beſchluß der Männer wird geſchehen," ſagte Ludmila, „und ſie werden wahren, was ihnen gebührt."

„Ich werde im Felde ſein," ſagte Rowno, „Buſtin wird den Thurm beſetzt halten, der Thurm wird gut verſehen ſein, es werden ſich in ihm die nöthigen Männer befinden, und die Knaben, die da ſind, mögen in dem Walde Kundſchaft treiben, und wenn etwas geſchieht, das euch Gefahr droht, ſendet ſchnell, und ich werde zurückkehren."

„Thue nach deinem Herzen, Rowno," ſagte Ludmila, „und ihr Witiko ſeid gegrüßet, und habet Dank für den Gruß an die Kinder."

Da ging bei dieſen Worten die Thür der Stube auf, und die Jungfrau mit den ſchwarzen Haaren den ſchwarzen Augen den rothen Wangen und den kirſchrothen Lippen, die das dunkelblaue Kleid mit dem veilchenblauen Gürtel angehabt hatte, da Witiko einmal als Gaſt in dem Thurme war, Dimut die Schweſter Rowno's trat herein. Sie trug aber kein dunkelblaues Kleid mit irgend einem Gürtel, ſondern an ihrer Bruſt glänzte ein helles Waffenhemd, das wohlgereinigt ſchimmerte, und mit kurzen weiten Ärmeln über das Kleid ihrer Arme ging. Das andere Kleid außer dem Panzerhemde war ſchwarz und weitfaltig. An den Füßen hatte ſie ſchwarze Stiefel. Ihr Haupt war mit einer ſchwarzen dicken Filzhaube bedeckt. Sonſt trug ſie eine Waffe nicht. Sie ging an den Männern vorüber zu Ludmila, und ſagte: „Sei gegrüßt, Schweſter.“

Dann ging ſie zu Rowno, und ſagte: „Ich bringe dir den Morgengruß.“

Und dann ſagte ſie zu Witiko gewendet: „Ich grüße euch auch, Witiko, ihr geht gegen Mähren.“

„Ich gehe in den Krieg,“ antwortete Witiko.

Du haſt dich auch gerüſtet,“ ſprach Rowno zu ihr.

Dimut antwortete: „Ihr werdet alle, die ihr es könnt, in das Feld gehen, ihr werdet dort genau ergründen, wo das Recht iſt, und werdet für das Recht mit eurem Leben ſtreiten, und wenn es ſein muß, euer Leben dafür laſſen. Ich will thun, was ein Weib vermag, zu meinem Schutze ſoll wenigſtens niemand benöthigt ſein. Das Rechte muß geſchehen, wie es auf Erden und im Himmel gilt.“

„Du wirſt immer klug handeln, meine Dimut,“ ſagte Rowno.

„So klug, wie es der Theil Klugheit verlangt,“ entgegnete Dimut, „der mir geſchenkt worden iſt.“

Dann ging ſie zu den bewaffneten Männern, und reichte ihnen die Hände.

„Ich muß jetzt fortgehen,“ ſagte Witiko.

„So gehe, und wir werden dich vielleicht noch erreichen,“ entgegnete Rowno.

Witiko verabſchiedete ſich, verließ die Stube, ſuchte ſein Pferd, und ritt über den Damm hinaus. Die Männer von Plan ſchloſſen ſich an, und gingen mit ihm. Als weit hinter Rowno's Thurm der Wald aus war, hörte der Schnee auf, und ſie kamen am Abende in den Zupenort Daubleb. Dort kaufte Witiko für Raimund ein Pferd, beſorgte noch Manches für ſeinen Zug, und die Männer beſchloſſen, eine Zeit auf Kundſchaft hier zu bleiben.

Als Witiko in den Zupenhof ging, war er verſchloſſen, es wurde ihm das Thor geöffnet, und er wurde, weil ihm der Thorwart geſagt hatte, daß Lubomir fort ſei, zu Boleſlawa geführt, die mit Männern in dem Hauſe war. Witiko begrüßte ſie, und ſagte: „So iſt Lubomir in ſeinem Alter fortgegangen?“

„Ja, er iſt fortgegangen,“ ſagte Boleſlawa. „Da es an der Zeit war, kam, wie es ſich gebührt, unſer Erſtgeborner Moyſlaw mit ſeinen Männern von ſeinem Hofe Chlum zu uns, dann kam unſer Zweitgeborner Puſtimir von ſeinem Felde und Walde in Dauby mit ſeinen Männern, dann kam auch der Drittgeborne Radoſta mit ſeinen Männern von Trebin, es kamen die Gatten Maria's Euphemia's und Boleſlawa's mit ihren Männern, Lubomir hatte ſeine eigenen Leute verſammelt, der demüthige Prieſter dieſes Hauſes hat ſich auch zu tröſten und zu helfen beigeſellt, und ſie gingen alle zu Wladiſlaw dem Herzoge."

„Zu Wladiſlaw dem Herzoge?" fragte Witiko.

„Zu Wladiſlaw dem Herzoge," entgegnete ſie, „Du biſt auch auf dem Zuge, Witiko, ſei eingedenk, das Rechte zu thun."

„Gehabt euch wohl, erhabne Frau," antwortete Witiko, „ich will das Rechte thun, das ich erkenne."

„So thue es," ſagte ſie, „und ſei in andern Zeiten wieder einmal hier unſer Gaſt."

„Ich werde um Einlaß bitten, wenn alles vorüber iſt, und ſich das Thor mir nicht verſchließt," ſagte er.

Er verabſchiedete ſich, und wurde wieder ins Freie geführt.

Die Männer des Waldes blieben zwei Tage in Daudleb. Am dritten zogen ſie fort, und hielten ihre Nachtruhe in Podhrad, wo Sümpfe und Einöden waren.

Am folgenden Tage gingen ſie nach Auſti in wohlbebautes Land. Da blieben ſie wieder zu kundſchaften fünf Tage. In den Häuſern waren wenige Männer, und die Leute, welche da waren, blieben in den Stuben. Auf den Wegen waren Bewaffnete und allerlei Volk, das gegen Mitternacht zog. Etibor, der ſonſt bei Auſti auf einem Hofe wohnte, war mit ſeinen Männern zu dem Herzoge Wladiſlaw gegangen.

Als ſie erfahren hatten, daß nach Mitternacht hin die Kriegsheere ſtehen müſſen, zogen ſie in dieſer Richtung weiter. Es begegneten ihnen Leute, die ihr Vieh nach dem Mittage und gegen die Wälder trieben. Sie hielten die Nachtherberge an dem Hofe Nacehrad.

Am nächſten Tage begegnete ihnen ſehr viel Volk. Es ſäumte meiſtens ſeine Güter auf Pferden oder Ochſen in fernere Gegenden, oder es trug, was ihm gehörte, auf dem eigenen Rücken. Da es Nachmittag geworden war, ſahen ſie in der Richtung von Abend her viele Menſchen auf einem Wege kommen, der in den ihrigen ging, und ſahen, daß ſie ihnen den Weg verſtellten. Es waren Männer, welche in hochgeſchürzten Faltengewändern gingen, ſie hatten ſchwere Stiefel an den Füßen, und auf den Häuptern hatten ſie dicke Filzhauben, welche kaum die Augen ſehen ließen, und dann mit einem Lappen über die Wangen und den Bart hinab gingen. Sie trugen Schwerter und Spieße. Wo die Wege ſich vereinten, hielten ſie an, ſammelten ſich auf dem Wege und dem Felde, und blickten auf Witiko und ſeine Schaar. Sie wurden immer mehr. Dann kamen auch Reiter hinter ihnen, die Beinbekleidungen kürzere gegürtete Röcke und Filzhauben mit einer geraden Feder trugen, wie die Männer gekleidet waren, die den ſcharlachrothen Prinzen begleitet hatten, ehe er Herzog geworden war. Einige hatten feine Gewänder andere gröbere und unſcheinbarer an Farben. Sie trugen keine Lanzen aber alle hatten Schwerter, und viele trugen Schilde. Es waren mehrere ſehr große und ſtarke Männer unter ihnen. Sie ſammelten ſich ebenfalls neben den Fußgängern auf dem Felde. Endlich ſprengte einer an den Reitern vorwärts, der eine graue Falkenfeder auf der ſchwarzen Haube und grüne Kleider hatte. Er ritt gegen Witiko und rief: „Was verſperrſt du hier den Weg, daß unſere Leute im Weiterziehen gehindert ſind?"

„Ich verſperre nicht deinen Weg," rief Witiko entgegen, „ſiehſt du nicht, daß unſere Richtung von Mittag nach Mitternacht geht, und daß ihr von Abend herein gekommen, und daß ihr es ſeid, die uns den Weg verſperren."

„Du haſt deine Leute aufgeſtellt, daß ſie uns betrachten," rief der andere, „wir müſſen uns alſo auch ordnen, daß wir gerüſtet ſind, wenn ihr uns etwas anhaben wollt, und das iſt es, wodurch du uns hinderſt."

„Du erkennſt wohl, daß wir die wenigen euch die ſo vielen nicht angreifen werden," entgegnete Witiko, „wenn du uns aber anfällſt, ſo werden wir unſern Körper vertheidigen, ſo gut wir es können. Dieſe aber ſind nicht meine Leute, ich weiß nicht, was ſie in der Zukunft thun werden, jetzt ſind ſie nur neben mir gegangen, weil wir aus der nämlichen Heimath ſind."

Während dieſes Rufens waren immer mehr Reiter gekommen, und hatten ſich neben den grünen Mann geſtellt. Jetzt kamen zwei Saumpferde, eines vorn und eines hinten, ſie trugen eine offene Senfte, und in derſelben ſaß ein Mann in ein ſehr weites braunes mit Pelzwerk verbrämtes Kleid gehüllt, und unter der ſchwarzen Haube drangen weiße Haare herab, und auf das braune Kleid floß ein ſehr langer weißer Bart. Der Mann war ſehr alt, und ſein Haupt war nach vorwärts geneigt. Da er zu dem grünen Reiter gekommen war, hielt die Senfte an, der grüne Reiter ſtellte ſich neben ſie, und ſagte: „Hochehrwürdiger Großvater, dort ſteht der

Bote, welchen der kranke Herzog Soběſlaw einmal in die Verſammlung auf den Wyšehrad geſendet hat, er richtet ſeine Leute gegen uns, daß er uns etwa ſchädige.“

Der alte Mann hob ſein Haupt empor, wendete ſein Angeſicht und ſeinen Körper gegen die Stelle, auf welcher Witiko ſtand, und ſagte: „Sohn des Wok, ziehe deiner Wege, gehe zu Wladiſlaw dem Sohne Soběſlaws oder zu andern Feinden des Herzoges, wir werden dich dort bekämpfen, hier iſt nicht Zeit, daß wir dich vertilgen. Rühre keinen der Männer an, die um mich ſind.“

Dann wendete er ſich an den grünen Reiter, und ſprach: „Dalimil, ſage den Leuten, daß ſie weiter ziehen, und eine Säumniß nicht mehr eintreten laſſen.“

Der grüne Reiter ritt gegen die Fußgänger vorwärts, der alte Mann in der Senfte aber nahm ſein braunes Kleid feſter an ſich, und neigte ſein Haupt wieder nach vorne, wie er es früher gehabt hatte.

Die Fußgänger und Reiter fingen an, ſich wieder zu bewegen. Witiko aber rief: „Hochehrwürdiger Lech Bolemil, ich rühre keinen deiner Männer an, und wer weiß, ob unſere Wege nicht die gleichen ſind.“

Bolemil antwortete nicht, ſondern nickte nur mit dem Haupte.

Der Zug bewegte ſich ſchneller, und die Pferde mit der Senfte fingen zu gehen an. Hinter ihr kamen wieder Reiter. Witiko aber blieb ſtehen, bis alle vorüber waren, und man endlich auf dem fernen Wege kaum mehr einen der Männer erblicken konnte. Dann ſetzte er ſich in Bewegung, und zog ihnen nach.

Er kam mit den Männern, die bei ihm waren, an dem Abende dieſes Tages zu einem Hofe, der nicht weit von den Häuſern ſtand, die den Namen Suchdol hatten. Sie beſchloſſen, da zu ruhen. In dem Hofe war kein Menſch, es waren die Thüren und Thore eingeſchlagen, es waren keine Vorräthe da, kaum Futter für Witiko's und Raimunds Pferd. Und als die Nacht gekommen war, erblickte man gegen Morgen die rothen Scheine von entfernten Feuersbrünſten. Die Männer lagerten in dem Hofe, und aßen von den Nahrungsmitteln, welche ſie in den Päcken mit ſich geführt hatten. Als der Tag angebrochen war, ſahen ſie die Häuſer von Suchdol deutlich; aber einige waren verbrannt, und andere zerſtört. Von Suchdol gegen den Hof war ein Berg, beinahe gegen die Mittagſeite gelegen, weit gedehnt und geſtreckt, hie und da mit einigem Gebüſche und dann mit Wieſen und Feldern bedeckt. Er hieß Wyſoka. Von ihm konnte man in entfernten Morgengegenden Rauchſäulen aufſteigen ſehen, und in der Richtung zwiſchen Mitternacht und Abend ſah man auch Rauch zu dem Himmel ziehen. Die Männer verrammelten den Hof, ſtellten in ihm Wachen auf, und ſandten mehrere fort, um Kundſchaft einzuziehen. Die Kundſchafter kamen zurück, und ſagten, daß vier oder ſechs Wegeſtunden weit zwiſchen Mitternacht und Abend der Herzog mit ſeinem Heere ſei, daß er es ſammle und ordne, und daß gegen Morgen hin eine Tagereiſe oder mehr entfernt die Lechen, welche ſich zuſammen gethan hatten, lagern, und daß ſie Zuzüge und Verſtärkungen rufen. Der Leche Nacerat, der ein hoher Herr bei dem Herzoge Wladiſlaw geweſen ſei, ſtehe an ihrer Spitze. Alle Häuſer rings herum ſind leer, viele ſind verbrannt oder zerſtört, die Menſchen ſind mit ihrem Vieh und ihrem Gute fortgezogen. Hie und da zeigen ſich Bewaffnete, und manches Mal ein Menſch, der etwa ein Dieb oder ein anderer dieſer Art ſein kann.

Die Männer von Plan beſchloſſen, in dem Hofe zu bleiben, bis ſie genauer erkundet hätten, was ſich begebe. Sie gingen daran, das Gebäude beſſer zu befeſtigen.

Es waren indeſſen die milderen Tage des Lenzes gekommen, die Geſträuche, welche auf dem Berge Wyſoka ſtanden, bekamen grüne Blättchen, die Wieſen erhielten Gras, und die Winterſaaten ſproßten. Die Felder, auf welchen die Sommerſaaten ſtehen ſollten, waren nicht beſtellt worden.

Es war nun auch Rowno mit ſeiner Schaar in die Gegend gekommen, und da die Männer von Plan ſtreiften, trafen ſie ihn, er ging mit ihnen ſammt den Seinen in den Hof, und vereinigte ſich mit ihnen. Auf dieſe Art kam auch Oſel mit ſeinen drei Knaben, Diet von Wettern, dann ein Mann, der an der Moldau in dem Hofe Attes wohnte, dann der von Hora, dann Wolf von Tuſch und Wernhard von Ottau. Jeder hatte eine Schaar mit ſich. Es kamen dann auch die von Friedberg, von Horec, die Hlenici, und da ſie Diet von Wettern und die aus dem Thurme Rowno's erfragten, gingen ſie in den Hof, es kamen von denen, die im neuen Kirchenſchlage reuteten, die vom ſchwarzen Bache, vom Wangetſchlage, vom Eckſchlage, vom Rathſchlage, dann kamen, die an der Moldau hinab ſaſſen, wo bei Friedberg gereutet wurde, dann die von den Häuſern an dem Moldaufelſen, welcher der Roſenberg geheißen wurde, wo Witiko einmal mit Florian ein

Mittagsmahl gehalten hatte, dann einige von den Hütten, die mittagwärts von der Waldblöße des heiligen Thomas lagen. Von dem Häuschen im Wangetſchlage, das Witiko's Stamme gehörte, kam der Knecht Jakob mit einem lahmen Pferde.

Sie verſammelten ſich alle bei dem Hofe, und verſprachen, zuſammen zu halten. Sie lebten von den Nahrungsmitteln, die ſie mitgebracht hatten, und richteten zu ihrem Getränke wieder den Brunnen des Hofes zurecht. Zugleich begannen ſie, um den Raum Gräben zu machen, und ſich durch Pfahlwerke zu ſchützen.

Eines Tages kam eine Schaar ſchöner Reiter gegen den Hof. An ihrer Spitze war ein Jüngling in himmelblauem Gewande mit einer weißen Feder auf dem Haupte. Er ritt näher, und betrachtete den Hof und die Befeſtigungen um ihn. Witiko beſtieg ſein Pferd, ein Thor der Pfähle wurde geöffnet, und er ritt von einer großen Schaar Fußgänger begleitet hinaus. Da er zu dem Jünglinge gekommen war, rief er aus: „Wladiſlaw, der Sohn des Herzogs Soběſlaw!“

„Ja, ich bin es, den du genannt haſt,“ rief der Jüngling im blauen Kleide entgegen, „Witiko, der treue Freund meines Vaters, Witiko, den meine Mutter geehrt und beſchenkt hat, wie freut ſich mein Herz, daß ich dich ſehe!“

Es kamen noch mehr Fußgänger aus dem Hauſe heraus, und alle ſtellten ſich halbkreisartig hinter Witiko auf. Das Gleiche thaten die Reiter hinter Wladiſlaw.

„Nun iſt die Zeit gekommen, Witiko,“ ſprach der Prinz, „daß wir die Schmach auslöſchen, die uns geſchehen iſt, daß wir den Hohn tilgen, der meinem Vater angethan worden iſt, daß wir den Schmerz vergelten, den meine Mutter leiden mußte, und daß wir alles, was recht iſt, wieder herſtellen. Du und die Männer, die dir gehorchen, ſind mit dazu erleſen.“

„Und wie wird das geſchehen?“ fragte Witiko.

„Es iſt alles wohl geordnet und zum Gelingen bereit,“ antwortete Wladiſlaw, „höre mich. Der uns den Herzogſtuhl geraubt, und mich in die Unterthänigkeit geſtürzt hat, der nämliche hat mir auch meine Habe entriſſen. Er hat mir das Herzogthum Olmüz, das ich beſaß, genommen, und hat es Otto dem Sohne des ſchwarzen Otto gegeben, den er aus Rußland gerufen hatte. Mich zwang er nach Prag zu ſich. Aber ich bin in dem vorvorigen Winter entflohen, und bin bei meinen königlichen Sippen in Ungarn geweſen. Indeſſen hat der, welchen ſie noch bei dem Leben meines Vaters des ruhmreichen Herzoges Soběſlaw gegen ihren Eid auf dem Wyšehrad zum Herzoge gewählt haben, die Rechte aller großen Lechen gekränkt, er hat ſie bei Seite geſetzt, und hat ohne ihren Rath und Beiſtand gehandelt. Sie ſind von ihm abgefallen, und die ihn eifrig gewählt haben, ſtehen jetzt gegen ihn. Načerat der große und mächtige iſt jetzt in Mähren, eben ſo ſein Sohn Dus und ſein Bruder Znata. Dann iſt der alte reiche Mikul, dann iſt Jurata, dann iſt der alte Rodmil, dann Groznata, Slawibor, Domaſlaw, Kochan, Bohuš, dann der junge tapfere Milhoſt, Strich von Plaka, der junge Mikul, Bogdan, Beneš und die Mährer Drſlaw, Mireta, Zibota, Soben, Treba, Stibor, und ſehr viele andere. Ich bin zu ihnen gegangen, um Vergeltung zu üben. Sie haben einen Bund geſtiftet, um eine andere Herrſchaft einzuführen.

Die Fürſten aus dem Stamme Přemyſls ſind dem Bunde beigetreten: Wratiſlaw der Herzog von Brünn, Konrad der Herzog von Znaim, Otto der Herzog von Olmütz, welchen Wladiſlaw aus Rußland zurückgerufen hatte, dann die Söhne Bořiwoy's des Oheims Wladiſlaws Leopold und Spitihnew. Sie haben alle Konrad von Znaim zum Herzoge von Böhmen und Mähren gewählt. Sein Heer ſteht nicht zwölf Wegeſtunden von hier gegen Morgen. Immer kommen noch Züge zu demſelben, und wenn es gerüſtet iſt, werden alle Häupter zu ihm kommen, und werden gegen Wladiſlaw vorrücken, und ihn, der die Herren ſchwächen, und ſich mit den kleinen Leuten und mit dem Volke ſtärken wollte, vertilgen."

„Weißt du das ganz genau, und biſt du nicht getäuſcht worden, Wladiſlaw?" fragte Witiko.

„Die hier mit mir ſind," antwortete Wladiſlaw, „ſtammen aus den beſten Geſchlechtern, ſie ſtreifen, um die Lage und Begebniſſe der Gegend zu erforſchen, und ſie können dir ſagen, daß ich die Wahrheit rede."

„Der hohe Prinz ſpricht wahr," rief ein Mann in dunkelrothen Kleidern, der in der vorderen Reihe des Zuges ſtand.

„Er ſpricht wahr," riefen mehrere Stimmen.

„Du wirſt auch, wenn du bei uns biſt, Witiko," ſagte Wladiſlaw, „die Schrift ſehen, in welcher alles verzeichnet iſt. Sie enthält die Namen, die ich dir nannte, und in ihr ſind die Rechte aufgeſchrieben, welche der künftige Herzog denen gegeben hat, die ihn wählten, und die für ihn ſtreiten wollen. Wir werden nur noch über die Felder von Suchdol reiten, wo wir in der Richtung gegen Abend ſehen können. Du kannſt indeſſen deine Leute ordnen, und dann mit uns ungefährdet zum Heere ziehen.“

„Du ſagſt, daß alle großen Männer der Länder mit euch ſind,“ fragte Witiko.

„So iſt es,“ entgegnete Wladiſlaw.

„Du haſt Zdik den Biſchof von Olmüz nicht genannt, welcher der eifrigſte in jener Verſammlung auf dem Wyšehrad war, um die Wahl Wladiſlaws zum Herzoge von Böhmen und Mähren zu bewirken.“

„Zdik iſt ein Verräther,“ antwortete Wladiſlaw, „er hat ſchon wohl den Sinn und die Abſichten meines Vetters Wladiſlaw gekannt, daß er die Herren unterdrücken, und die Kleinen und die Biſchöfe empor bringen wird, darum hat er deſſen Wahl ſo emſig befördert, und jetzt hat er ſeinen Biſchofſitz und das Land Mähren verlaſſen, und iſt in das Lager Wladiſlaws gegangen.“

„Du haſt den alten Lechen Bolemil nicht genannt,“ ſagte Witiko.

„Der iſt uralt, und führt keine Kriege mehr,“ entgegnete Wladiſlaw.

„Er iſt mit einer großen Schaar von Fußgängern und Reitern zu dem Herzoge gezogen, ich habe ihn ſelber geſehen, und habe mit ihm geſprochen,“ antwortete Witiko, „der Zupan von Daudleb Lubomir iſt mit ſeinen Schaaren und mit denen ſeiner Söhne Moyſlaw Puſtimir und Radoſta und mit denen ſeiner drei Töchtermänner zu dem Herzoge gegangen. Etibor, welcher mit vielen Männern in den Gefilden von Ruſti wohnte, iſt mit ihnen zu dem Herzoge gegangen. Weißt du etwas von Diwiš dem Zupane in Saaz?"

„Man erzählt, daß er bei dem Herzoge ſei," ſagte Wladiſlaw, „allein das ändert nichts, wir werden ſie alle niederwerfen."

„Und Bozebor und Wšebor und Nemoy und Chotimir und der alte Preda und Jurik und der alte Milota?" fragte Witiko.

„Es können nicht alle bei uns ſein," ſagte Wladiſlaw, „die mehreren und die beſten haben wir."

„So wird der ehemalige Biſchof Silveſter, der deinetwegen Thränen in der Verſammlung vergoſſen, und deinetwegen ſein Amt niedergelegt hat, bei dir ſein," fragte Witiko.

„Silveſter iſt ein gebrechlicher Mann," entgegnete Wladiſlaw, „und hat ſein Kloſter nicht verlaſſen."

„Wladiſlaw," ſagte Witiko, „von den Männern, die ihren Eid von Sadſka gebrochen haben, ſind nur diejenigen in Mähren, welche es nicht ihres Landes ſondern ihres Nutzens willen gethan haben, und ſind nun ihrem neuen Eide wieder untreu. Ich habe es geahnt, da Načerat in der Verſammlung auf dem Wyšehrad geſprochen hat, und ich habe es erkannt, als ich ihn bei einem Feſte im Plakahofe ſprechen gehört habe. Die Fürſten, die Söhne des Stammes Přemyſl, ſind ihrem eigenen Stamme untreu, da ſie gegen den oberſten Sohn des Stammes, dem ſie unterworfen ſind, dem ſie gehorchen ſollen, aufgeſtanden ſind, um für ſich Vortheile zu gewinnen, Otto der Sohn des ſchwarzen Otto, den der Herzog aus der Verbannung zurückgerufen hat, dem er das Herzogthum Olmüz gegeben hat, iſt zur Untreue auch noch undankbar, Konrad, welcher gar keine Rechte auf den Fürſtenſtuhl beſitzt, hat ihn zu kaufen verſucht, weil er ſeinen Helfern, wie du ſagſt, in einer Schrift Zugeſtändniſſe verſprochen hat, die ſie für ihren Beiſtand erlangen ſollen, und du aber, Wladiſlaw, haſt dich ſelber preisgegeben.“

„Witiko, du treueſter Diener Soběſlaws, du willſt doch nicht von ihm abfallen?“ rief der Prinz.

„Nicht von Soběſlaw falle ich ab, ich bleibe ihm treu,“ ſagte Witiko, „dein Vater hat mich rufen laſſen, als er auf dem Todtenbette geſagt hat: Mein erſtgeborner Sohn Wladiſlaw, du biſt von dem deutſchen Könige Konrad mit den Ländern Böhmen und Mähren belehnt, und von den Herren beider Länder auf dem Tage in Sadſka anerkannt worden. Jetzt aber haben ſie auf dem Wyšehrad deinen Vetter Wladiſlaw den Sohn meines verſtorbenen Bruders des Herzoges Wladiſlaw für meinen Tod zum Herzoge gewählt. Unterwirf dich ihm, und gehorche ihm, daß die Sünden nicht werden, welche in meiner Jugend geweſen ſind. Načerat wird gegen Wladiſlaw nicht ſiegen. Ich habe mir die Worte tief in mein Gedächtniß geprägt, weil ſie mir ſehr merkwürdig erſchienen waren. Dein Vater hat die Wahl ſeines Neffen anerkannt, und hat dir den Rath gegeben, dein Recht auf die Nachfolge in der Herrſchaft der Länder hinzugeben, daß das Heil des Reiches nicht zerſtöret werde. Du konnteſt den Willen deines Vaters nicht erfüllen, du haſt ihm damals nichts zugeſagt, du konnteſt mit den Waffen gegen deinen Vetter aufſtehen, dein Recht aufrecht halten, das Heil des Landes in die Schanze ſchlagen: viele wären an deiner Seite geſtanden, wahrſcheinlich die beſten, die jetzt gegen dich ſind, und ich wäre gewiß unter deine Fahnen gegangen; du aber haſt dein Recht ſelber hingeworfen, weil du in die Dienſtbarkeit eines andern gegangen biſt, der Herzog ſein will. Jetzt lebt die Anerkennung deines Vaters für Wladiſlaw als Recht auf, das haben ſie alle, welche für dich und das Recht auf dem Wyšehrad geſinnt geweſen waren, erkannt, der edle Diwiš, der treue Freund deines Vaters, der ihm vor den Verſchwörern das Leben gerettet hat, Bolemil der weiſe alte Mann, der vor den Gräueln der Nachfolgekriege ſo ängſtlich gewarnt hatte, der gute Lubomir, der mir dem Boten deines Vaters Gehör von der Verſammlung erbeten hatte, dann Wšebor, der die Leiden deines Vaters zu ehren gefleht hatte, Jurik, Chotimir, der Feldherr Smil, und vor allen der untadeliche Biſchof Silveſter, dem für dich ſein lauteres Leben zerſtört iſt, ſie haben es erkannt, und ſtehen jetzt zu dem Rechte, das neu geworden iſt, und das du ſelber durch dein Thun hervorgerufen haſt. Du ſagſt, daß ich nicht treu bin. Biſt du der treue Sohn deines Vaters, der ſich in ſeiner Herrſchaft gemäßigt hat, daß nicht das Volk durch die Großen gedrückt wurde, und daß er es nicht ſelber drücke, und der ſich im Tode noch mehr zu mäßigen gewußt hat, indem er das Land über ſeine Kinder ſtellte? Er hat dir den Rath, und ich kann ſagen, den Befehl gegeben, dich zu fügen, er hat ihn dir nicht umſonſt vor ſo vielen Zeugen gegeben, weil er gewollt hat, daß dir keiner beiſtehe, wenn du dich erhebeſt. Biſt du der treue Sohn deiner Mutter, die ihrem todten Gatten angehangen hat, bis ihr das Herz gebrochen iſt, und biſt du der treue Prinz deiner ſelbſt, da du der Aftermann eines Aftermannes geworden biſt? Ich bin dem treu geblieben, was ich für meine Pflicht hielt. Ich ſehe jetzt ſehr klar, wo das Rechte und das Gute liegt, wie Boleſlawa die edle Gattin Lubomirs geſprochen hat, ich ſage mich auf immer los von dir, und bin von dieſer Stunde an der Helfer und der Mann des Herzogs Wladiſlaw. Die hier um mich ſind, haben mir nicht zu gehorchen, ich bin nur als ihr Heimathgenoſſe bei ihnen, ich bin nur ein Einzelner für meine Beſchlüſſe, ich weiß nicht, was ſie thun werden; aber wenn ſie meinem Worte folgen, ſo werden ſie zu dem Herzoge gehen; eines weiß ich aber ganz gewiß, daß, wenn du mir mit deinen Reitern nur ein Haar krümmen wollteſt, ſie mich als den treuen Heimathsmann nicht im Stiche laſſen würden."

Es waren, als Witiko redete, immer mehr Männer aus dem Hofe und ſeiner Nähe herzu gekommen, ſie ſtanden dicht hinter ihm, hielten ihre Spieße in den Armen, und hefteten ihre Blicke auf den Prinzen.

„Dieſer aber rief: „So gehe zu Wladiſlaw, du treubrüchiger Hund, der du das Brod meines Vaters in Hoſta's Burg gegeſſen, und die Güte meiner Mutter erfahren haſt; aber wiſſe, wenn ich dich im Kampfe treffe, ſo ſoll nicht ein Tropfen Blut in deinen Adern bleiben, den nicht die Erde trinkt, und wenn du jetzt mit deiner Rotte die Reiter, welche um mich ſind, beſchädigen wollteſt, ſo werden wir mit unſern kriegsgeübten Schwertern eher eine unermeßliche Schmach unter euch anrichten, ehe ihr uns nur ein kleines Unheil zufügen könnt."

„Sei ruhig, Wladiſlaw,“ ſagte Witiko, „wenn du mich in dem Kampfe triffſt, ſo thue mit mir, wie du Macht haſt; wenn ich in den Kampf gehe, ſo iſt es ja eben nicht, daß ich mir dadurch mein Leben ſichern will; hier aber will ich dich nicht ergreifen. Wenn dieſe da um mich zu dem Herzoge gehen, werden wir dich in der Schlacht finden, und weil du Blut und Flammen über das unſchuldige Land hervorrufen geholfen haſt, da du der Dienſtmann eines Anfrührers geworden biſt, ſo werden wir dieſes Land im Kampfe vertheidigen, ſo gut oder ſo ſchlecht wir es verſtehen, die wir vom Walde gekommen ſind.“

„Das iſt recht,“ rief eine Stimme hinter Witiko.

„Das iſt recht,“ riefen ſogleich viele Stimmen.

Wladiſlaw ſagte nach dieſen Rufen etwas auf ſeine Reiter zurück, ſie machten eine halbe Wendung zur Seite, und ritten die Blicke auf Witiko's Umgebung heftend fort. Als ſie eine Strecke zurückgelegt hatten, wendeten ſie ganz, und eilten davon. Sie ritten aber nicht gegen Abend, um, wie Wladiſlaw geſagt hatte, zu kundſchaften, ſondern gegen Morgen, von woher ſie gekommen waren.

Witiko aber war ruhig ſtehen geblieben, die Männer hinter ihm auch.

Als die Reiter ſchon weit entfernt waren, und man nur mehr einen ſchwachen Staub erblicken konnte, wo ſie ritten, wendete ſich Witiko zu den Männern, und ſagte: „Ihr habt es nun gehört, was ſie wollen. Die Geſchwätzigkeit dieſes Mannes hat uns mehr geoffenbaret, als wir je auszukundſchaften im Stande geweſen wären. Sie haben ſogar ein

Papier aufgeſetzt, auf welchem geſchrieben ſteht, was der neue Herzog den Fürſten und hohen Herren zahlen wird, wenn ſie ihn auf den Herzogſtuhl ſetzen, und den Preis wird nicht er entrichten, ſondern das Volk und die kleinen Leute werden ihn zu tragen haben, deren Beſchützung die hohen Herren dem Herzoge Wladiſlaw ſo übel nehmen, wie dieſer Mann da ſo eben geſagt hat. Darum ſind die Söhne Přemyſls dem Geſetze des Blutes zuwider aufgeſtanden, weil ſie Raub wollen, darum iſt der mächtige Herr und Leche Načerat nach Mähren gegangen, weil er den Vortheil, den er durch die Erhebung Wladiſlaws, der früher mit ſeinem Sohne und deſſen Freunden umgegangen iſt, nicht gefunden hat, und ihn nun bei Konrad ſucht. Der weiſe Bolemil hat alles vorausgeſehen, da er auf dem Wyšehrad geſagt hat, ſie werden alle Mal wieder einen Herzog wählen, wenn ihnen der gewählte nicht recht thut. Ich weiß nun, was mir obliegt, ich brauche nicht länger hier auf Kundſchaft zu verweilen, ich reite zu dem Herzoge. Was ihr auch thun wollt, ſo glaube ich, daß ihr nicht länger mehr bei dieſem Hofe verweilen ſollet, damit nicht die Mährer kommen, und euch belagern, und damit nicht eure Macht gelähmt oder vertilgt werde, die, wenn ſie auch nicht groß iſt, doch dort, wo ſie einwirkt, zur Entſcheidung beitragen kann.“

Nach dieſen Worten ſprang Rowno hervor, und rief: „Witiko von Plana, du Sohn deines Vaters Wok, du haſt recht geſprochen; wenn du auch jung biſt, ſo verſtehſt du doch ſchon, was ich geſagt habe. Sie wollen uns unterdrücken, ſie wollen uns berauben, daß ſie noch mehr praſſen können, als bisher. Du meinſt es gut mit denen, die nicht große Macht und großen Glanz haben, andere auszubeuten, und du meinſt es gut mit dem Volke, das im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod erwirbt. Ich werde mein Pferd ſatteln laſſen, und meine Reiter werden ihre Pferde ſatteln, und wir werden mit dir zu dem Herzoge reiten. Meine Fußgänger werden ſich rüſten, und uns folgen."

Dann trat Diet von Wettern hervor, und ſagte: „Sie ſollen uns nicht in unſerem Beſitze ſtören, den wir von unſeren Vätern ererbt haben, und den wir erweitern wollen, und den ſie verſchlingen wollen, wenn ihnen der neue Herzog mehr Macht gibt. Du ſiehſt jetzt, Witiko, daß es wahr iſt, was ich geſagt habe, daß Wladiſlaw der rechte Herzog iſt, der uns ſchützt. Ich gehe mit meinen Reitern, die die Waldpferde haben, und mit meinen Fußgängern, die ſich aus dem Walde Spieße geholt haben, mit dir zu dem Herzoge."

Dann ſagte Wernhard von Ottau: „Ich gehe mit meinen Leuten auch mit dir, Witiko, zu dem Herzoge."

Hierauf trat Oſel von Dub vor, und ſprach: „Ich habe meinen drei Knaben die Haare feſtlich beſchneiden laſſen, daß ſie in das Jünglingsalter eintreten, und tüchtig werden, ich habe ſie mit mir in das Feld genommen; aber ich wollte eher, daß ſie todt und blutig auf dem Felde liegen bleiben, als daß der Übermuth geduldet würde, den jener blau gekleidete Knabe, der in der Sonne ſchimmerte wie ein Falter, vor uns dargelegt hat. Es iſt nicht ſo geworden, wie wir in Nowno's Thurme geſprochen haben, Witiko, Diwiš, Bolemil, Lubomir ſind nicht Verräther geworden, ſondern Načerat, und die andern, die ich für Stützen gehalten habe. Möge dieſer ſchurkiſche

Nackerat in den tiefſten Grund der Hölle fahren. Ich führe meine drei Knaben und meine Männer mit dir zu dem Herzoge, Witiko."

„Ich gehe auch mit dir, Witiko," ſagte Wolf von Tuſch.

Hierauf rief eine gewaltige Stimme in dem Haufen: „Laſſet mich reden."

„So rede, du Mann unter den Leuten," rief Rowno, „und komme hervor."

Da drängte ſich unter den Männern, welche hinter Witiko ſtanden, einer nach vorwärts, der groß gewachſen war, und breite Schultern hatte, die mit grobem grauen Wollzeuge bedeckt waren. Er hatte ſtatt des Spießes nur eine eiſerne Stange, und an ſeinem linken Arme hing mit einem Riemen eine eiſerne Keule. Es war Peter Laurenz der Schmied von Plan. Da er heraus gekommen war, und im Freien ſtand, ſprach er nicht.

„So rede nun," ſagte Rowno.

Der Mann ſuchte ſeine Stimme zu ſammeln, wendete ſich gegen die Leute, und ſprach: „Männer von uns! ihr habt es geſehen, wie der junge Reiter gekommen iſt, und was er da für Dinge geſagt hat, wie die großen Herren wachſen ſollen. Das müſſen wir nicht dulden. Witiko hat es recht geſagt und Rowno und Oſel und die andern. Ihr wiſſet, wie der junge Witiko im Winter in ſeinem Hauſe in Plan die Einkehr genommen hat, und er iſt da geblieben, und iſt zwei Jahre da geblieben, und er wäre nicht fortgegangen, wenn er nicht in den Krieg gegangen wäre, und wir ſind auch in den Krieg gegangen. Er hat das Gewand getragen wie wir, wir ſind an ſeiner Leuchte geſeſſen, da es Winter war, er iſt auch an unſerer Leuchte geſeſſen, und hat uns nicht verachtet, und ich habe ſein Pferd beſchlagen, und er hat mit mir geredet, ſein Haus ſteht bei uns, wir ſollen ihn auch nicht verachten, und ihn zu unſerm Führer wählen die von Plan, daß wir zuſammenhalten und uns nicht zerſtreuen."

„Das iſt recht," rief Tom Johannes der Fiedler, „das hätte ich längſt geſagt, und hätte es beſſer geſagt."

„Wie hätteſt du es denn geſagt, du Fiedelbogentropf," rief der Schmied, „und warum haſt du es denn nicht geſagt, wenn du ſo vernünftig biſt?"

„Streitet nicht," rief David der Zimmerer, „Witiko ſoll uns führen, weil er es beſſer verſteht als wir."

„Er ſoll uns führen," rief eine Stimme.

„Er ſoll uns führen, weil er mehr Verſtand hat als ihr alle," rief Tom Johannes der Fiedler, „ich hätte einen zierlichen Antrag geſtellt."

„So ſchweige du Geiger," rief Chriſt Severin der Wollweber, „wir ſollen zuſammenhalten im Leben und Tode, daß wir etwas vorwärts bringen, und da ſoll uns Witiko führen."

„Er ſoll uns führen," riefen viele Stimmen.

„Er ſoll uns führen," wiederholten noch mehrere.

Dann war es ſtill.

Dann ſagte Witiko: „Liebe Freunde und Heimathgenoſſen, wir wollen von der Sache noch ſpäter reden, ich will euch, daß wir beiſammen bleiben, zu dem Herzoge führen, und wir wollen hören, was er ſagt. Und wenn es ihm genehm iſt, und ihr es noch wollt, ſo will ich gerne getreu zu euch halten, und mich beſtreben, daß ihr wirken könnt, wie es ſich ziemt, und daß ihr nicht leichtfertiger Weiſe Schaden leidet."

„Ja, ſo iſt es," rief Tom Johannes, „und das iſt gut geſprochen."

„So iſt es," rief eine Stimme.

„Er iſt ein guter Mann," rief ein anderer.

„Er ſoll uns führen," riefen viele.

Dann, als es ſtille war, rief der von Hora: „Witiko, ich gehe mit dir zu dem Herzoge."

Und dann ſagte der von Attes: „Witiko, ich gehe auch mit dir zu dem Herzoge."

Nun trat ein Mann hervor, der einen zähen Schaft von Ebereſchen hatte, und ein weites geſchürztes dunkles Gewand trug, und ſagte: „Ich gehöre zu den Hlenici, und ich meine, wir ſollen uns unter die Führerſchaft Rowno's ſtellen, der unſer Nachbar iſt."

„Unter die Führerſchaft Rowno's," riefen viele Stimmen.

Dann trat ein anderer Mann gleichfalls im weiten Gewande und mit einem Ebereſchenſchafte hervor, und ſagte: „Ich gehöre nach Horec, und wir mit den Ebereſchenſchäften ſollen alle zu Rowno ſtehen."

„Zu Rowno,' riefen viele Stimmen.

Dann trat einer mit faltigen Lederſtiefeln groben grauwollenen Beinbekleidungen einem Rocke desſelben Stoffes mit Haften und einer ſchwarzen Filzhaube auf dem Haupte vor, und ſagte: „Ich gehöre zu denen, die im Kirchenſchlage reuten, und meine, wir ſollten zu Diet von Wettern ſtehen, bei dem wir nahe ſind."

„Zu Diet von Wettern," riefen mehrere Stimmen.

Jetzt trat einer hervor, der feſte Lederſtiefel hatte, deren Sohlen mit Eiſen beſchlagen waren, der aber ſonſt gekleidet war wie der frühere. Er ſagte: „Ich bin von dem ſchwarzen Bache, und wir, die wir an der Moldau ſind, und die Ahornſchafte tragen, die an der untern Moldau und die vom Eckſchlage und vom Rathſchlage, wir ſollten zu denen von Plan und Witiko halten."

„Zu Witiko," riefen viele Stimmen.

„Und wir vom Wangetſchlage," ſagte einer, ohne vorzutreten, „gehören zu Witiko, weil er ein Haus bei uns beſitzt."

„Zu Witiko," riefen einige.

„Wir in Friedberg gehen auch zu Witiko, deſſen Haus im Wangetſchlage unſer Nachbar iſt," rief einer.

„Wir gehen zu Witiko," riefen ihm mehrere nach.

„Und wir, die wir von Friedberg an der Moldau hinab ſind, gehören zu Friedberg," rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Zu Friedberg," antworteten andere.

Jetzt rief niemand mehr.

Die Knechte Witiko's Raimund und Jakob hatten indeſſen ihre Pferde gezäumt und geſattelt, ſie ritten heraus, und ſtellten ſich zu Witiko.

Witiko aber ſagte: „Rowno, Diet von Wettern, Oſel, und ihr andern, liebe Freunde, die Reiter, welche bei uns geweſen ſind, kommen heute noch in das Lager ihrer Freunde. In der Nacht kann von dorther aus Zorn und Rache eine große Abtheilung aufbrechen, und in den Frühſtunden des

Tages belagern ſie dieſen Hof. Ich meine, wir ſollen in der Nacht berathen, uns ordnen, etwas Speiſe genießen, und ehe der Tag zu grauen beginnt, unſern Zug zu dem Herzoge antreten."

„So iſt es gut, und ſo thun wir," ſagte Rowno.

„Wir thun ſo," ſagte Diet.

„So thun wir," riefen alle.

„Die Männer müſſen ſich nun eintheilen, wie ſie geſagt haben," ſprach Witiko.

Der Haufen löſte ſich, und ordnete ſich anders, viele gingen in den Hof, andere blieben heraußen. Witiko ritt in das Gebäude, und die Seinen begleiteten ihn.

Als der Abend gekommen war, hielten ſie insgeſammt Berathſchlagung, dann aßen ſie, dann ordneten ſich die Männer, wie ſie im Zuge zu gehen hatten, und ehe noch irgend ein Schein des Tages auf den Berg Wyſoka fiel, begann der Zug.

Es waren drei Abtheilungen, die Witiko's, Rowno's und Diets von Wettern. Oſel führte ein Theilchen, das er zu Rowno ſtellte, darunter die drei Knaben, jeder mit einem Schwerte und jeder auf einem falben Pferdchen. Wernhard von Ottau, Wolf von Tuſch und die von Hora und Attes und die vom Roſenberge waren noch beſondere Häuflein; aber ſie ſchloſſen ſich zu Abtheilungen.

In der Mitte des Zuges waren die Karren mit der Habe, die theils von Pferden theils von Menſchen gezogen wurden.

Sie gingen auf den Anhöhen zwiſchen Geſträuchen und auf Feldwegen, welche ihre Späher in den Tagen vorher erkundet hatten, dahin, damit, wenn Reiter auf ſie eindringen wollten, dieſelben ſchwer oder nur einzeln auf ſie heran kommen könnten. Es kam aber keiner. Als die Morgenröthe von Mähren her aufging, waren ſie ſchon weit von ihrem Platze, und ehe die Sonne zum Abende neigte, ſtiegen ſie zu der Ebene hinab, in welcher ſich Wladiſlaws Lager befand, das weit vertheilt war, und in deſſen Mitte ein großes roſenfarbenes Banner wehte. Sie wurden, als man ſie erkannt hatte, und als ſie ihre Abſicht angegeben hatten, zu denen geſtellt, die von dem Walde gekommen waren; denn der ganze Wald in ſeiner Länge hielt zu Wladiſlaw. Sie kamen zu denen, die weiter von Plan hinauf waren. Da ſtanden die von Prachatic, die in den Schneehäuſern wohnten, die in Wallerureut waren, die bis zu den Wildniſſen des Urſprunges der kalten und warmen Moldau hinauf ſtreiften, die vom Winterberge, die von dem Berge des reichen Geſteines, und andere.

Die Männer ſchritten daran, ſich ſeßhaft einzurichten. Beſonders ſuchten ſie Stellen, auf welchen ſie Feuer anzünden konnten, um an denſelben kochen, und neben denſelben ruhen zu können.

Witiko beſorgte ſein Pferd an einer guten Stelle, empfahl es dann der Obhut Jakobs und Raimunds, und verlangte zu dem Herzoge. Ein Mann von denen aus dem Walde, die ſchon länger da waren, erbot ſich, ihn zu führen. Er ging voran, Witiko folgte. Sie kamen an allerlei Menſchen vorüber. Zunächſt waren noch die aus dem Walde. Sie hatten faſt keine Zelte. Sie hatten ſich trockene Stellen ausgeſucht, hatten dort Feuer angezündet, welche mit Klötzen großer Bäume oder mit Zaunpfählen oder Dachbalken genährt wurden, und hatten ſich auf grobe Hüllen zu den Feuern nieder gelegt. Einige kochten Speiſen. Die Ahornſchäfte oder die Schäfte aus Ebereſchen oder die Spieße aus der Steinbuche ſtaken in Spitzhaufen neben einander in der Erde. Die wenigen Pferde waren in Stände vertheilt, und mit Decken verhüllt. Dann kamen die von den fruchtbaren Feldern in dem Abende des Landes. Sie hatten grobe Linnen über Stangen gebreitet, darunter zu ruhen. Witiko ſah die Leute Bolemils. Sie waren alle bei einander. Die großen ſtarken Männer, die er geſehen hatte, ſtanden in einem Haufen, und blickten auf ihn. Den grünen Reiter ſah er auch, der mit ihm geſprochen hatte, und mehrere, die an ihm vorüber gezogen waren. Es redete keiner von ihnen mit ihm. Es war ein großes ſchönes Gezelt aus wachsgetränkter Leinwand da, welches aber leer und offen war, daß die Luft durchziehen konnte.

„Da drinnen wohnt ihr Führer Bolemil,“ ſagte der Mann, der bei Witiko war, „aber er iſt jetzt bei dem Herzoge.“

Die Pferde der Männer ſtanden in langen Reihen von Ständen dahin. Dann kamen die aus der Mitte des Landes. Sie hatten viele Zelte. Sie trugen die weiten Gewänder mit metallenen Gürteln hoch hinauf geſchürzt, und hatten Hauben tief in Stirn und Nacken geſchnitten. An den Zeltſtangen hingen zahlreiche Bogen und Köcher ſo wie Schilde und andere Geräthe. Tiſche und Bänke ſtanden da, und Weiber verrichteten Hausgeſchäfte. Dann kamen die Krieger von Prag. Sie hatten bunte Gezelte ſchöne Waffenkleider Schwerter

Lanzen Schilde glänzende Kiſſen und Decken und muthige Pferde in langen Reihen. Die Pfeifer und Flötenſpieler ließen fröhliche Weiſen hören.

„Da geheſt du nun über den breiten Raum, der hier leer iſt, und von den Kriegsleuten, die auf ihm vertheilt ſind, wird dich einer fragen, und dich zu dem Herzoge führen,“ ſagte der Mann, der Witiko geleitet hatte, „das graue große und lange Gezelt, vor dem die Stange mit dem rothen Banner iſt, gehört dem Herzoge. Weiter hin, wo die Federn auf den Gezelten ſind, lagern die von Decin, welche Chotimir anführt, und dann ſind die, welche von dem Rieſengebirge gekommen ſind. Den Rückweg zu unſerem Lager wirſt du ſchon allein finden.“

„Ich werde ihn finden,“ ſagte Witiko, „und ich danke dir für dein Geleite.“

„Nichts zu danken,“ ſagte der andere, und trat ſeinen Rückweg an.

Witiko ging auf dem Platze vor dem langen grauen Gezelte, davor das roſenfarbene Banner wehte, vorwärts. Hier war es weniger prunkend als in dem Lager der Prager Krieger. Einige Abtheilungen von Kriegern ſtanden wohlgerüſtet und geordnet da, manche Männer ſaßen auf den Pferden, Diener hielten ledige Pferde, und Geleite ſchienen auf Herren zu warten. Als Witiko in gerader Richtung gegen das graue Gezelt ging, trat ihm ein Mann aus einer Rotte, die mit ihren Speeren da ſtand, entgegen, und ſagte: „Wer biſt du, und wohin gehſt du?“

„Ich bin Witiko von Pric, und gehe zu dem Herzoge,“ antwortete Witiko.

„Du mußt hier warten," ſagte der Mann.

Witiko blieb ſtehen, und wartete.

Der Mann ging zur Rotte, und ſagte einem etwas. Dieſer trat vor, ging gegen das Gezelt, kam wieder zurück, und machte die Meldung. Der Mann, welcher Witiko aufgehalten hatte, trat nun wieder zu ihm, und ſagte: „Du biſt der rechte Witiko in dem ledernen Gewande, und darfſt zu dem Herzoge gehen."

Witiko ſchritt nun ungehindert bis zu dem grauen Gezelte. Vor demſelben ſtanden Krieger, und ein Mann in einem glänzenden Waffenkleide ſagte zu Witiko: „Witiko, du mußt hier warten, bei dem Herzoge iſt Rath."

Witiko ſah den Mann an, der ſeinen Namen genannt hatte, er kannte ihn aber nicht.

Er blieb bei den Kriegern ſtehen.

Nach einer Stunde kam ein junger ſchlanker Mann aus dem Gezelte. Er hatte ſchwarze Haare, auf denſelben eine ſchwarze Haube mit einer kurzen grauen Reigerfeder, um die Bruſt hatte er ein ſchimmerndes Waffenhemd, und von dem ſtählernen Gürtel hing in rothſammetner ſteinbeſetzter Scheide das Schwert. Witiko blickte gegen ihn, und rief: „Odolen!"

„Ja, du lederner Reiter, biſt du endlich gekommen, du toller Kopf, gehe hinein, daß dich der Herzog ſtrafe," ſagte der andere, nahm ihn bei der Hand, ſchüttelte ſie ihm, und ſah ihm mit den ſchwarzen Augen freundlich in das Angeſicht. Dann ſchob er mit dem andern Arme die Falte des Gezeltes bei Seite, und führte Witiko in das Innere.

Daſſelbe war ein großer langer Raum, in welchem ein langer Tiſch aus Tannenholz ſtand von vielen Feldſtühlen umgeben. Witiko ſah hier viele Leute, die er kannte. An dem oberen Ende des Tiſches ſaß Wladiſlaw der Herzog. Sein Haupt war entblößt, und hatte die blonden Haare nieder geſtrichen. Die ſchwarze Haube mit der kurzen geraden weißen Feder lag neben ihm auf dem Tiſche. Er hatte ein Panzerhemd an, und dunkelbraune Kleider. Der Gürtel war aus Metallfäden gewirkt, und das Schwert hatte eine braunſammetne Scheide ohne Steine. Neben ihm ſaß auf einem Stuhle der greiſe Bolemil in ſchwarzem Sammetgewande. Links von ihm und ein wenig weiter zurück ſtand Zdik der Biſchof von Olmütz mit ſeinem braunen Barte und in Waffenrüſtung. Dann ſaß Diwiš der Kaſtellan von Saaz in dunklem Gewande, und dann Lubomir in ſchwarzem Kleide mit dem weißen Barte und den weißen Haaren. Neben Bolemil ſtanden zwei Äbte mit Kreuzen und in der Rüſtung. Den einen erkannte Witiko als den von Kladrau, der ihn vor zwei Jahren in der Verſammlung auf dem Wyšehrad vorgeſtellt hatte, den andern hielt er für den Abt von Břewnow. Hinter ihnen ſtand jener Prieſter Daniel in Rüſtung, der das Kreuzlein beglaubigt hatte, welches Witiko nach Prag mitgegeben worden war. Dann ſah er Ben, welcher in der Verſammlung auf dem Wyšehrad der zweite Führer des Hauſes geweſen war, und neben ihm Smil, den er auch in der Verſammlung geſehen, und den er ſchon auf dem ſächſiſchen Zuge als Kriegsanführer kennen gelernt hatte. Dann erblickte er noch Nemoy von Netalic und Ctibor von Auſti, und an der Stelle, wo er herein gekommen war, ſtanden junge Männer, die er in jenem fröhlichen Ritte hinter der Zupenſtadt Chynow bei dem ſcharlachrothen Reiter geſehen hatte, der jetzt Herzog war, Odolen, Weliſlaw, die zwei Söhne Smils, Ben der jüngere, Caſta der jüngere. Sonſt waren noch Männer und Herren da, welche Witiko nicht kannte. Vor dem Biſchofe Zdik ſaß neben dem Herzoge ein Mann in ſchöner kirchlicher Kriegertracht, es war Otto der neuerwählte Biſchof von Prag. Er ſchien den Ehrenplatz an der andern Seite des Herzogs dem greiſen Bolemil überlaſſen zu haben. Neben dem Biſchofe ſtanden zwei junge Männer. Sie waren veilchenfarb gekleidet, hatten ein ſchimmerdes Waffenhemd, einen ſilbernen Gürtel, und auf dem Haupte eine veilchenfarbene Haube mit einer geraden grauen Feder. Sie waren die Brüder des Herzogs Diepold und Heinrich, die ſich gleich gekleidet hatten. Dann waren noch Božebor und Wšebor da in Waffenhemden, die alten Männer Preda und Milota in weiten gegürteten Gewändern, dann Bartholomäus und Gervaſius in kriegeriſchem Prieſterſchmuck, Chotimir und Předbor in Rüſtungen, und mehrere andere.

Als Witiko eintrat, waren die meiſten der Herren von ihren Sitzen ſchon aufgeſtanden, und ſprachen mit einander.

Auf dem Tiſche neben dem Herzoge lagen mehrere Schriften.

Da Witiko durch die Zahl der jungen Männer, die am Eingange ſtanden, vorwärts in den freien Raum getreten war, wurde es ſtiller, und manche Blicke wendeten ſich auf ihn.

„Tritt näher, Witiko,“ rief der Herzog.

Witiko ging bis zu dem Herzoge vorwärts, und verneigte ſich. Dieſer ſtand auf, reichte ihm die Hand, und ſagte: „Sei willkommen. So biſt du doch gekommen, dem ſchlimmen Herzoge zu dienen? Oder bringſt du ihm die Abſage in eigener Perſon, wie du es gethan haſt, nachdem ihm andere in Prag gehuldigt hatten?“

„Nein, hoher Herr,“ entgegnete Witiko, „ich bin gekommen, dir zu dienen, und bringe einige arme Waldleute mit.“

„Ich weiß es,“ antwortete der Herzog, „es iſt mir ſchon geſagt worden. Du biſt in den Wald trotzen gegangen, Witiko, biſt du nicht ein unvernünftiger Mann?“

„Ich habe die Vernunft in einer andern Geſtalt als in der ihrigen nicht erkannt,“ ſagte Witiko.

„Da war gar keine Vernunft in gar keiner Geſtalt, als du mich kennen lernteſt,“ entgegnete der Herzog, „aber du hätteſt die Zeit abwarten ſollen.“

„Ich bin von dir fortgegangen, hoher Herr,“ ſagte Witiko, „weil ich dem Herzoge Soběſlaw, wenn er auch todt war, dienen wollte, und weil, wenn auch Soběſlaw ſeinem Sohne Wladiſlaw gerathen und ihm geboten hatte, ſein in Sadſka erworbenes Nachfolgerecht auf dich zu übertragen, er es nicht gethan hat, und mir ſein Recht zu beſtehen ſchien. Jetzt aber hat er es weggeworfen, und auf einen unbefugten Mann kommen laſſen, und es fällt auf dich, weil du gewählt biſt, und dich Soběſlaw anerkannt hat, du biſt der Herzog, und ich bin gekommen, meine Pflicht zu erfüllen.“

„Seht ihr, die ihr dort unten ſteht, ich habe es geſagt, daß er kommen wird,“ entgegnete der Herzog, „und es freut mich, daß du es wahr gemacht haſt, Witiko, du gutes junges

Blut. Das Land bedarf der Ehre, und hier iſt ſie um mich verſammelt. Du darfſt nun ſo wie dieſe Männer, die du hier ſiehſt, ohne daß dich meine Wachen aufhalten können, zu mir in mein Zelt kommen, wenn du willſt. Du und dein Anhang werdet auf dem äußerſten rechten Ende des Heeres ſein, und Emil wird die Oberleitung bei euch übernehmen. Ihr könnet dann meinem treuen Diener Načerat begegnen, der von Mähren gegen uns herüber kommen wird. Eure Untereintheilungen und Führerſchaften mögt ihr behalten, wie ihr ſie eingerichtet habt, daß die beiſammen ſind, welche ſich lieben, und ſich wechſelweiſe zu vertheidigen geneigt ſind. Jetzt gehabe dich wohl, Witiko, und komme bald wieder zu mir."

Witiko verneigte ſich, und trat zurück. Als er vor dem alten Bolemil vorüber ging, neigte er ſich auch vor dieſem.

Bolemil ſagte zu ihm: „Du haſt den rechten Weg gefunden, mein junger Knabe. Es freut mich deinetwillen."

„Ich habe es ihm geſagt, daß er ihn finden wird," ſprach über den Tiſch herüber Lubomir.

„Du haſt gut gethan wie auf dem Wyšehrad, mein Sohn," ſagte Diwiš.

Witiko ging bis zu den jungen Männern, die an der Thür ſtanden. Sie umgaben ihn, begrüßten ihn, reichten ihm ihre Hände, und drückten die ſeinigen.

Der Herzog aber rief: „Ihr Herren, Biſchöfe Prinzen Lechen Führer und andere! Wir haben berathen, und was beſchloſſen worden iſt, wird in Vollzug geſetzt werden. Ich verabſchiede euch für heute, daß ihr die Zeit dieſes Tages noch für euch verwendet. Ich danke euch, und bitte euch, daß ihr dem Lande wieder zur Seite ſteht, wenn es eurer bedarf."

Nach dieſen Worten neigte er ſich vor der Verſammlung, nahm ſeine Haube von dem Tiſche, und ſetzte ſie auf das Haupt.

Die Männer, die noch geſeſſen waren, erhoben ſich, alle in der Verſammlung grüßten gegen den Herzog, und begannen, ſich aus dem Gezelte zu entfernen.

Die jungen Männer, welche an der Thür ſtanden, wichen zu beiden Seiten zurück, und es gingen an ihnen die Biſchöfe die Prinzen die Lechen die Führer und die älteren Männer hinaus. Da dieſes geſchehen war, nahmen die jüngeren Witiko in die Mitte, und führten ihn auch in das Freie. Dort warteten ſie wieder. Den Prinzen Diepold und Heinrich wurden von Dienern ihre Pferde zugeführt, ſie beſtiegen dieſelben, und ritten mit einem Gefolge nach ihrem Lager. Die Biſchöfe gingen zu ihren Pferden, und ritten in einem Geleite von Prieſtern und Dienſtmännern gegen ihre Gezelte. Bolemil wurde in die Senfte gehoben, von vielen, die mit ihm in das Lager gekommen waren, umringt, von den Senftenmännern gehoben, und fortgetragen. Lubomir ging zu Witiko, blickte ihn freundlich an, und ſagte: „Wenn alles vorüber iſt, und uns Gott erhalten hat, dann komme wieder nach Daudleb, Witiko, und nimm eine gern gegebene Gaſtfreundſchaft an."

„Ich werde kommen, wenn es Gott gefällt," antwortete Witiko, „und werde wieder wie früher eure gütigen Worte hören."

Dann trat Lubomir zu den Seinigen zurück, und ſeine

Söhne und ſeine Töchtermänner umringten ihn. Sie ſtiegen alle zu Pferde, und ſchlugen den Weg in ihr Lager ein.

Smil ſagte zu Witiko: „Wir werden unſer Werk mit einander ſchon in Eintracht vollführen, junger Kriegsmann.“

Dann ging er zu ſeinem Gefolge.

Die andern zerſtreuten ſich alle nach ihren Richtungen.

Jetzt fingen auch die jungen Männer an, den Platz zu verlaſſen.

Odolen Weliſlaw, die Söhne Smils, Caſta und Ben die jüngeren, denen ſich noch einige junge Krieger anſchloſſen, erboten ſich, Witiko zu den Seinigen zu begleiten. Er ſagte, daß er kein Pferd mit ſich genommen habe. Sie ließen alſo ihre Pferde auch bei ihren Dienern zurück, und gingen mit ihm auf dem Wege, auf dem er hergekommen war, zu den Waldleuten.

Die Männer von Plan hatten indeſſen für Witiko ein Zelt errichtet. Sie hatten grobe Wolltücher, wie ſie an Säcken oder Bündeln auf den Gepäckkarren hatten, über ſchiefe Stangen gedeckt, und im Innern aus Pfählen und Brettern ein Bänklein ein Tiſchlein und ein Lager gemacht, auch ſtand die kleine Truhe darinnen, in welcher Witiko ſeine Feldhabe hatte. Vor dem Gezelte brannte ein Feuer, und an demſelben kochte der rothwangige Neffe des Schmiedes von Plan Urban eine Speiſe. Die Knechte Witiko's Jakob und Raimund halfen ihm. Weiterhin brannten noch mehrere Feuer, an denen Leute lagerten. Als die Männer von Plan Witiko in dem Geleite der jungen Krieger mit den ſchönen Gewändern kommen ſahen, ſtanden viele auf, und blickten erſtaunt auf ſie.

Die Begleiter Witiko's aber ſchüttelten ihm die Hand, verabſchiedeten ſich, er dankte ihnen, und ſie gingen wieder zu dem Zelte des Herzoges und zu ihren Pferden zurück.

Witiko ging in das Zelt, beſah es, und dankte denen, die es errichtet hatten. Dann ruhte er ein Weilchen. Hierauf aß er mit mehreren von der Speiſe, die bereitet worden war, und ſah nach ſeinem Pferde.

Dann ging er an der Zeile dahin, und betrachtete auch noch die andern Dinge, welche errichtet worden waren. Da hatten ſich einige Männer zuſammen ein Obdach gemacht, oder einer allein hatte ſich eine Haut oder dergleichen geſpannt, oder ſie hatten für ihren Obmann geſorgt. Rowno hatte ein geräumiges Zelt, ſo auch Diet von Wettern, Oſel war mit ſeinen drei Söhnen in einem, dann der von Ottau von Tuſch und andere.

Es war indeſſen Abend geworden, und es begann zu dunkeln. Zu dem großen Feuer, welches vor Witiko's Zelte brannte, kamen nun Männer, wie ſie in Winterabenden zu ſeiner Leuchte in dem ſteinernen Hauſe gekommen waren. Er reichte ihnen Brod und Salz, und ſie nahmen es. Sie ſetzten ſich an das Feuer, und es wurde von verſchiedenen Dingen geſprochen. Als die neunte Stunde ſein mochte, entfernten ſie ſich, und ſuchten, ſo weit es anging, die Ruhe. Witiko legte ſich im Zelte auf ſein Lager. Daneben hatten Raimund und Jakob auf der Erde Schlafſtellen.

Am früheſten Morgen ſprach Witiko mit Rowno und Diet, was zu thun ſei, und rieth, daß man die Anordnung und Aufſtellung der Männer bewirken, und ſehr gut einüben möge. Die beiden andern waren einverſtanden. Witiko ſtellte die, welche ſich zu ihm geſellt hatten, auf. Rechts an dieſe ſchloſſen ſich die Leute Rowno's, und von dieſen wieder rechts waren die, welche zu Diet gehörten. Die Reiter wurden zwiſchen den Fußgängern in kleinen Häuflein aufgeſtellt, wie es erſprießlich ſchien. Unter den Reitern war Oſel mit ſeinen drei Söhnen. Als die Aufſtellung vollendet war, löſte man ſie auf, bildete ſie wieder, löſte ſie wieder auf, bildete ſie wieder, und that dieſes mehrere Male, und ſagte den Männern, daß man dieſe Übung alle Tage ſo lange machen werde, bis jeder genau ſeinen Platz kenne, und ſich alles ſchnell ohne Wirrniß fügen könne. Die Männer begriffen dieſes, und willigten ein. Von Witiko weiter gegen den Herzog zu waren Leute aus dem Waldſaume hauptſächlich aus der Gegend des Plakahofes. Dann kamen die Leute Bolemils. Von Diet gegen rechts waren noch die ferneren Waldleute aus Prachatic Winterberg und weiterhin. Alle dieſe nahmen an den Übungen nicht Theil, weil ſie andern Unterführern gehorchten.

Gegen den Mittag kam Smil mit ſeinen beiden Söhnen und einer Schaar von Reitern zu den Leuten des Waldes, und kündigte ſich ihnen als ihr Oberführer an, der nun hier bei ihnen bleiben, und unter ihnen lagern wolle. Er ſammelte ſogleich einen Rath von mehreren Männern. Da waren Witiko, Rowno, Diet von Wettern, Oſel, Wolf von Tuſch, Wernhard von Ottau, Witiſlaw von Hora, Hermann von Attes, Wyſon von Prachatic, Wenzel von Winterberg und noch andere. Sie beriethen die Aufſtellung und Eintheilung der Männer. Es wurde die beibehalten, welche ſchon gemacht worden war. Nur die Reiter ſtellte Emil anders.

Am Nachmittage wurden ihm und ſeinen Söhnen und ſeinem Geleite Zelte gemacht.

An jedem Tage wurden die Übungen fortgeſetzt. Zu der andern Zeit durften die Männer auch herum gehen, und ſehen, was außerhalb ihres Platzes geſchehe, wie ſie ſich dort übten, oder erluſtigten, oder wie neue Zuzüge kamen, oder Lebensmittel eingebracht wurden.

Witiko ging öfter zu dem Herzoge. Auch die andern Unterführer wurden zu ihm beſchieden.

Der Herzog kam auch mehrere Male mit ſeinem Geleite zu den Waldleuten, beſah ihre Aufſtellung und Eintheilung, prüfte ſie, belobte ſie, munterte ſie zu Übungen auf, und ſprach mit mehreren.

Die jungen Männer beſuchten zuweilen Witiko, und er beſuchte ſie wieder.

So war der zwanzigſte Tag des Monates April gekommen.

An dieſem Tage wurde die Weiſung gegeben, ſich für den zweiten Tag zum Abzuge gegen den Feind zu rüſten. Im ganzen Lager wurde die Weiſung vollführt. Die Zelte wurden abgebrochen, die Wagen geladen, und die Leute geordnet.

Mit dem Morgengrauen des zweiundzwanzigſten Tages des Monates April begann die Bewegung. Sie war ſo geordnet, wie das Lager geordnet geweſen war. Die Waldleute gingen voran. Sie hatten Pfeifer mit langen geraden Pfeifen, die helle Töne gaben. Zunächſt hinter ihnen gingen und ritten die aus dem Waldſaume, und hatten Sackpfeifer und Flötenſpieler. Weiter von denen kamen Bolemils Leute mit Trompeten und Hörnern, und weiter die andern.

Als der Mittag dieſes Tages ſchien, kamen Witiko und Rowno und Diet, und die zu ihnen gehörten, auf dem Berge Wyſoka an. Der Hof, den ſie früher beſetzt gehabt hatten, war nun verbrannt und zerſtört. Sie gingen an ihm vorüber, weiter mittagwärts, um auf dem Grün des Berges zu lagern.

Gegen Ende des Tages war das ganze Heer auf dem Berge angekommen.

Der nächſte Tag wurde dazu verwendet, ſie ſo aufzuſtellen, wie die Kampfbereitſchaft es forderte. Sie lagerten nun in dieſer Ordnung.

Da der Morgen des vierundzwanzigſten Tages des Monates April angebrochen war, konnte man die Schaaren der Verbündeten ſehen, und die weißen Banner derſelben in dem Grün des Landes erblicken.

Es trafen hierauf Boten von den Feinden ein, welche Friedensfähnlein trugen, und berichteten, daß mehrere der großen Herren und Lechen, die bei Konrad wären, zu Wladiſlaw kommen wollten, um mit ihm den Streit friedlich beizulegen.

Bolemil, der herbeigetragen wurde, ſagte: „Höre ſie, Herr, vielleicht iſt doch noch der morgige Tag zu wenden."

Der Herzog ſagte: „Ich werde ſie hören."

Er ließ Friedensfahnen aufſtellen, und melden, daß die Lechen kommen ſollen.

Er berief die Seinen zuſammen. Es war auf dem Platze vor dem verbrannten Hofe. Er und die Herren ſaßen auf Stühlen, die jüngeren Männer ſtanden, und hinter ihnen im großen Kreiſe waren Reiter und erleſene Fußgänger aufgeſtellt.

Gegen den Mittag erſchienen die Lechen. Sie kamen mit einem großen Gefolge von Reitern heran. Als ſie gegen den Herzog ritten, wurde ihnen das Zeichen zum Halten gegeben. Sie hielten. Die Herren ſtiegen von den Pferden, die Reiter ſtellten ſich hinter ihnen dicht geſchaart auf. Die Herren näherten ſich dem Herzoge. An ihrer Spitze ging in ein weites geſchürztes rothſammetnes Gewand gekleidet entblößten Hauptes Načerat, neben ihm war der alte Mikul und der alte Rodmil, dann war Znata der Bruder Načerats, ſie waren auch in weite geſchürzte Gewänder gekleidet. Dann waren noch Domaſlaw, Slawibor, Trſlaw und Jurata in Rüſtung. Alle hatten die Häupter entblößt.

„Setzt euch, und bedeckt euch," ſagte der Herzog.

Sie ſetzten ſich auf die Stühle, die dem Herzoge und den Seinigen gegenüber aufgeſtellt waren, und bedeckten ihre Häupter.

„Es rede, wer von euch zum Reden erleſen iſt," ſagte der Herzog.

Da erhob ſich Načerat, entblößte neuerdings ſein Haupt, und wollte ſich dem Herzoge nähern.

„Načerat," rief dieſer, „im Feldrathe rathen wir immer ſitzend und bedeckt, und wir wollen es heute auch ſo halten."

Načerat befolgte die Weiſung, und ſprach dann von ſeinem Sitze: „Erlauchter Sprößling des geheiligten Stammes

Přemyſl, hochgeehrter Sohn des ruhmreichen und milden und gütigen Herzoges Wladiſlaw! mich ſendet Konrad der Herzog der Länder Böhmen und Mähren an dich, und bietet dir ſeinen liebreichen Gruß als Vetter und Herr, es bieten dir die liebreichen Grüße Wratiſlaw von Brünn, Otto von Olmüz, Spitihněw und Leopold, dann Wladiſlaw der Sohn des letzten ehrwürdigen Herzoges Soběſlaw lauter Vettern von dir und Sproſſen des heiligen Stammes Přemyſl. Sie wollen dir nur Liebes und Gutes, ſie wollen, daß kein Blut vergoſſen werde, und daß keine weitere Habe mehr von den armen Leuten dieſer Länder zu Grunde gehe, als zu ihrem großen Schmerze und zu unſer aller Schmerze ſchon zu Grunde gegangen iſt. Sie laſſen dich durch mich fragen, was du begehreſt, damit dieſe Heere, welche ſich jetzt gegenüber ſtehen, ſich friedlich als Kinder der nämlichen Länder vereinigen, und dann auseinander gehen. Sie werden mit Freude erfüllen, was dein Herz wünſchet."

„Načerat," antwortete der Herzog, „Diener der Länder Böhmen und Mähren, der du oft im Rathe dieſer Länder geredet haſt! daß du auch hier wie im Rathe reden darfſt, danke dem alten Manne mit den weißen Haaren neben mir, den ich verehre wie einen Vater, und den du in der Verſammlung auf dem Wyšehrad ſprechen gehört haſt. Meinen lieben Vettern ſage meine Wünſche. Sie ſollen das Heer entlaſſen, und von mir dem Herzoge von Böhmen und Mähren für ſich und ihre Verbündeten um Gnade flehen."

„Hoher erlauchter Herr," entgegnete Načerat, „du ſagſt Unmögliches. Konrad von Znaim iſt der Herzog der Länder

Böhmen und Mähren, er ſteht mit einem ſehr großen Heere vor dir, wie kann es einen andern Herzog geben? Er wird dir mit vieler Liebe Znaim und weite Ländereien ertheilen."

„Und wie iſt Konrad von Znaim der Herzog der Länder Böhmen und Mähren geworden?" fragte der Herzog.

„Er iſt von den erhabenen Söhnen des Stammes Přemyſl und von den großen und mächtigen Lechen und Herren dieſer Länder dazu gewählt worden," antwortete Nakerat.

„Hier ſitzt mein Bruder Diepold, ein Sohn des Stammes Přemyſl," entgegnete der Herzog, „neben ihm ſitzt Heinrich mein Bruder, ein Sohn des Stammes Přemyſl, dann bin ich ſelber auch ein Sohn des Stammes Přemyſl, dort ſitzt Otto der Biſchof von Prag, neben ihm ſitzt Zdik der Biſchof von Olmüz, dann ſitzen die Äbte von Kladrau Willimow und Břewnow, dann ſitzt Daniel der Propſt von Prag, und es ſitzen andere Prieſter und Diener Gottes hier. Da ſitzt der ehrwürdigſte Leche der Länder, Bolemil, deſſen Redlichkeit, wie ſie ſagen, nicht gebeugt werden kann, dann ſitzt Lubomir, dann Diwiš, Wšebor, Chotimir, Preda, Milota, und wie du ſie weiterhin alle kenneſt, haben die auch zu Konrads Erhöhung mitgewählt?"

„Sie ſind gegen den Herzog in den Waffen," ſagte Nakerat, „und ich bin von ihm als Bote zu ihnen geſendet, um ihnen Liebes zu bieten."

„Am vierten Tage des Monates Hornung des Jahres 1140," entgegnete der Herzog, „iſt von allen Lechen Herren und Wladyken der Länder Böhmen und Mähren nicht blos von einem Theile auf dem Wyšehrad ein Herzog gewählt worden, am ſiebenzehnten Tage des nämlichen Monates iſt er auf den Fürſtenſtuhl geſetzt worden. Wohin iſt jener Herzog gekommen, und wann iſt Konrad auf den Fürſtenſtuhl geſetzt worden?“

„Es erfüllet mich mit großem Schmerze, was ich jetzt ſagen muß, hoher und erlauchter Herr,“ antwortete Načerat, „jener Herzog hat geſchworen, daß er die Rechte der Länder ſchützen und achten werde, und es iſt, da er den Fürſtenſtuhl inne hatte, anders geworden. Die Lechen waren gekränkt, und haben, weil durch den Wegfall des Beſchworenen die Wahl nichtig geworden war, den erhabenen Fürſten des Stammes Přemyſl Konrad zum Herzoge gewählt. Auf den Fürſtenſtuhl iſt er noch nicht geſetzt, aber er iſt jetzt auf dem Wege nach Prag, um dort auf denſelben geſetzt zu werden.“

„Haſt du die völlige Macht, mit mir vollſtändig und bis in das Reine abzuhandeln und abzuſchließen, Načerat?“ fragte der Herzog.

„Ich habe dieſe Macht,“ antwortete Načerat.

„Nun ſo höre, und handle, und ſchließe auf folgende Dinge mit mir ab,“ entgegnete der Herzog, „oder wenn du nicht abſchließen kannſt oder willſt, ſo verkündige die Dinge denen, die dich geſandt haben. Ich verzeihe den Fürſten des Stammes Přemyſl, daß ſie ſich gegen mich erhoben haben, und belaſſe ſie in ihren Beſitzungen und Rechten, ich verzeihe den Prieſtern Lechen und Herren ihre Empörung gegen mich, und belaſſe ſie in ihren Beſitzungen Rechten Ämtern und Würden, ich verzeihe jedem, der gegen mich aufgeſtanden iſt, und werde ihn nicht verfolgen und ſchädigen, wenn ſie ſich unterwerfen, die Waffen niederlegen, und die Verzeihung verlangen.“

„Auf dieſe Dinge kann ich nicht abhandeln und abſchließen,“ erwiederte Načerat; „denn Konrad iſt der Herzog der Länder Böhmen und Mähren, und muß es bleiben.“

„Hochehrwürdige Biſchöfe Äbte Prieſter und Diener des Herrn, Söhne Přemyſls Diepold und Heinrich, ehrwürdige Lechen Wladyken und Männer, die ihr um mich verſammelt ſeid,“ ſagte der Herzog, „habe ich genug gethan?“

Otto der Biſchof von Prag ſtand auf, und ſagte: „Bolemil möge reden.“

Der Biſchof Zdik ſagte: „Es rede Bolemil.“

„Bolemil rede,“ riefen mehrere Stimmen.

Es wurde ſtille, Bolemil neigte das Haupt mit den weißen Haaren, und ſagte nichts. Nach einer Weile erhob er es, ſah den Herzog an, und ſprach: „Es iſt genug.“

„Es iſt genug,“ riefen die Stimmen um den Herzog.

„Hebe dich hinweg, Načerat,“ ſagte der Herzog, „doch halt. Wenn du nicht auf dem höchſten Baume hängſt, ſo dankſt du es meinem Wunſche, Blutvergießen zu vermeiden, weßhalb ich die Unterhandlung zuließ. Dein Geſchick wird dich ereilen. Meinſt du, durch die Wahl allein wird der Herzog? Mich hat auch Soběſlaw anerkannt. Du biſt nie an der Spitze eines Volkes geſtanden, das dir traut, das ſein Wohl in deine Hände legt, und dem dein Gewiſſen entgegen ſchlägt, du weißt daher nicht, was in das Herz kömmt, wenn man dieſe Pflicht übernimmt. Du kennſt nur dein Gelüſte und die Macht, die du gegen das Volk ausüben möchteſt. Du biſt nicht das Land, Načerat, und wenn ich jetzt, um das Blut zu ſchonen, das fließen wird, nachgäbe, ſo hättet ihr, die ihr Herzoge macht, den Erfolg für euch, der Fürſtenſtuhl würde in eurer Hand ein Spielzeug, mit dem ihr handeltet, und das Land würde in unabſehliche Verwirrung und Blutvergießung geſtürzt werden. Ja, ich will das Land ſchützen und ſchirmen, wie ich es geſchworen habe, aber gegen euch und euren Übermuth. Und wenn mein Vorgänger der ehrwürdige Soběſlaw euren Willen nicht that, und wenn deſſen Vorgänger mein gütiger und milder Vater euren Willen nicht that, und wenn ich bisher deinen Willen nicht that, Načerat, ſo werde ich dieſen Willen und den Willen derer, die gegen mich in den Waffen ſtehen, jetzt noch weniger thun. Ihr habt die Zeit gewählt, in welcher der Markgraf Leopold von Öſterreich todt und ſein Bruder Heinrich in die neuen Wirrſale mit Baiern verwickelt iſt; aber wenn mir der allmächtige Gott das Leben ſchenkt, ſo werde ich die Mittel gegen euch erſtreben, bis ich den letzten Zug meines Athems gethan habe, und auf euren Seelen liegt das Elend, das entſtehen wird. Jetzt gehe."

„Möge immer Segen und Heil auf deinem Haupte ruhen, erlauchter Herr," entgegnete Načerat, „ich verabſchiede mich, und gehe zu dem Herzoge."

Načerat erhob ſich bei dieſen Worten von ſeinem Sitze, neigte ſich in ſeinem rothſammetnen Kleide vor dem Herzoge, und wendete ſich zum Gehen. Die um ihn waren, wendeten ſich gleichfalls, ſetzten wie er ihre Hauben, die ſie zum Abſchiedsgruße gelüftet hatten, wieder auf das Haupt, gingen zu ihren Pferden, beſtiegen ſie, vereinigten ſich mit ihrer Begleiterſchaar, und ritten mit dieſer davon.

„Jetzt rüſtet die Schlacht,“ riefen zahlreiche Stimmen um den Herzog.

„Es iſt noch nicht genug,“ ſagte der Herzog, „Otto, Biſchof von Prag, tritt her zu mir, Daniel, du Prieſter des Herrn, und tretet hervor Chotimir, Jurik, Nemoy und Ctibor, beſteigt ſchnelle Roſſe, nehmt die hundert Reiter meiner Gezelte zur Begleitung, und reitet in Haſt mit dem Friedensfähnlein zu Konrad von Znaim und den andern Fürſten des Stammes Přemyſl. Wir wiſſen nicht, ob Načerat ihnen das Rechte von uns ſagen wird, und ob er uns das Rechte von ihnen geſagt hat, ihr aber ſprecht: Wladiſlaw der Herzog von Böhmen und Mähren verzeiht jedem Menſchen, der an dieſem Tage gegen ihn in den Waffen ſteht, er läßt einem jeden Ämter Würden Beſitzungen Rechte, die er hat, und es ſoll alles ſein, wie es zuvor geweſen iſt, wenn die Waffen niedergelegt werden, und man zu ſeiner Pflicht zurückkehrt. Der Herzog thut dieſes darum, daß nicht Menſchen, welche dieſelbe Sprache reden, dieſelben Kleider haben, dieſelben Fluren bewohnen, dieſelben Voreltern zählen, dieſelben Geſichtszüge tragen, ſich zerfleiſchen. Iſt aber einmal das Blut unſeres Landes gefloſſen, dann muß es geſühnt werden, und die Strafe muß folgen, ſo hart ſie verdient wird. Zu Otto von Olmütz aber ſagt: Der Herzog Wladiſlaw hat dir, den er aus der Verbannung durch eigene Boten zurück geholt hat, das Herzogthum Olmütz gegeben: was kann dir zu Theil werden, Otto, wenn du beteſt, daß dir gemeſſen werde, wie du andern gemeſſen haſt? Wenn ihr geſprochen habt, erwartet die Antwort. Unterwerfen ſie ſich, ſo reitet mit gehobenen Friedensfähnlein in dieſes Lager; verweigern ſie es, ſo ſenket die Fähnlein, daß wir es von Weitem ſehen, und uns richten können."

„Wir werden deine Sendung vollbringen, hoher Herr," ſagte der Biſchof von Prag.

Dann entfernten ſich die Männer, um ihren Weg anzutreten.

Im ſpäten Nachmittage kamen ſie mit geſenkten Fähnlein.

Als ſie vor dem Herzoge ſtanden, ſagte Otto der Biſchof von Prag: „Hoher Herr, ſie haben deinen Antrag verworfen, und verlangen, daß du kommeſt, und Konrad huldigeſt."

Chotimir warf ſein Friedensfähnlein von dem Pferde in das Gras, und ſagte: „Daniel hat zu ihnen Worte geſprochen, wie die Prieſter aus den heiligen Büchern; aber es war vergebens, und ſie mögen in die Hölle fahren, die Hunde."

„Es iſt genug," ſagte der Herzog, „kommt zum Rathe über die Schlacht."

Sie ſetzten ſich nun vor dem verbrannten Hofe zum Rathe.

Als er geendet war, ſagte der Herzog: „So ſei alſo die Ordnung, wie wir beſchloſſen haben. Nun eſſe jeder, und bete, und ruhe unter dem Zelte, wenn er ein Zelt hat, auf der Decke, wenn er eine Decke hat, und auf dem Graſe, wenn ihm Gras hinreicht. Und ehe der Morgenhimmel ſich grau färbt, werden die Zelte und die Wagen und die Geräthe hinter uns gebracht, und wir ſtehen da. Und ſobald unſere Späher ſich auf uns zurückziehen, und wir die Banner der Gegner vor uns ſehen, dann beginnen wir mit der Hilfe Gottes des Allmächtigen, was noth thut. Der Ruf des Tages ſei: Heiliger Markus!“

Die Männer entfernten ſich hierauf von dem Rathe, und ſie und das Heer genoſſen ihre Abendſpeiſe, und ruhten dann einige Stunden in der Schlachtordnung.

Ehe der Tag graute, wurden die Hinderniſſe zurück gebracht, und die Männer ſtellten ſich auf. Witiko nahm ſeine Waffen, er hatte über ſeinem Lederkleide das Panzerhemd Adelheids, und ſein Schwert hing an dem Gürtel, den ſie ihm geſendet hatte. Auf dem Haupte trug er ſeine Lederhaube, und von dem Sattel ſeines Pferdes hing heute ein kleiner Schild, den er vorgerichtet hatte. Er beſtieg ſein Pferd, und ordnete auf ſeinem Platze ſeine Leute. Er ſagte nur die Worte: „Männer, wir gehören zuſammen, und wollen beiſammen ausharren.“

„Beiſammen ausharren,“ riefen alle.

Dann ſtieg er von dem Pferde, und blieb neben ihm unter ſeinen Leuten ſtehen. Rechts von ihm ſtand Rowno mit den Seinigen, und mit Oſel und den drei Knaben, dann weiter Diet von Wettern und die andern. Die Waldleute hatten ein roſenrothes Banner von Wladiſlaw erhalten, und es wehte über ihnen. Links von Witiko befanden ſich die aus der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes mit einem roſenrothen Banner. Dann waren die Bolemils mit einem roſenrothen Banner. Dann ſtand der Biſchof Zdik und Ben mit den Männern der Mitte, dann Lubomir, dann war Diepold mit denen von Prag, und weiterhin, jeder mit einem roſenrothen

Banner. Dann war der Herzog mit auserleſenen Kriegern. Er hatte das große Banner, das vor ſeinem Zelte geweſen war. Dann war Chotimir von Decin, dann Diwiš von Saaz, dann Bozebor und Jurik, jeder mit dem rothen Banner. Sie ſtanden alle auf dem Berge Wyſoka, und man konnte an den rothen Seidenbannern die Seinigen abſehen.

Als der Morgen helle geworden war, ſah man die Feinde gegen den Rand des Berges. Sie hatten weiße Banner, und ihre Reihe war lange hin gedehnt und ſehr groß.

Jetzt ging die Sonne auf, und da fielen die Männer von Plan, die um Witiko waren, auf die Kniee, und beteten. Witiko kniete auch nieder, und betete. Und die von Rowno fielen auf die Kniee, und beteten, und die von Diet, und alle weiterhin. Die aber links von Witiko aus der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes knieten nicht. Die Männer des Waldes murrten darüber.

Die Völker unten am Rande des Berges, welche dieſelben Kleider hatten, dieſelben Vorfahren zählten, dieſelben Geſichtszüge trugen, wie die auf dem Berge, rückten nun langſam vor.

Witiko trat zu dem Haupte ſeines Pferdes, liebkoſte es, wie man ein vertrautes vernünftiges Geſchöpf liebkoſet, und ſagte: „Nur heute bleibe treu.“

Das Pferd gab Zeichen auf die Liebkoſung zurück.

Dann nahm er den Schild von dem Sattel, und fügte ihn an den linken Arm. Er war weiß, und hatte in der Mitte eine dunkle fünfblättrige Waldroſe. Witiko ſagte laut, daß es ſeine Nachbarn hörten: „Wenn es wahr iſt, Roſe, daß du ſchon einmal geblüht haſt, ſo blühe wieder.“

Dann beſtieg er ſein Pferd, ſtellte ſich unter die Seinen, zog ſein Schwert, und blieb unter ihnen ſtehen.

Jetzt kam Smil mit ſeinen zwei Söhnen und einem Geleite von Reitern nach vorwärts. Er war in ſehr ſchönen grünen Sammet gekleidet, hatte ein ſchimmerndes Waffenhemd, Steine auf der Schwertſcheide und einen Stein an der weißen Feder ſeiner Haube. Sein Pferd war ſchwarz mit einer ſcharlachrothen Decke. Seine Söhne trugen auch grüne Gewänder aber lichtere, ſie hatten glänzende Waffenhemden und röthlichfalbe Pferde wie einſtens bei Chynow.

Smil ritt eine Strecke an den Waldleuten hin, dann hob er ſein Schwert, und rief: „Gelobt ſei Gott der Herr, ich grüße euch Männer und Brüder, wir wollen einander treulich helfen, und allen hilft Gott.“

Dann ſtellte er ſich zum Befehle unter ſie.

Die Reihe der Feinde kam nun ſo nahe, daß man die Kleider ſehen konnte, und daß man zwiſchen den Kleidern das Schimmern von Panzern zu erblicken vermochte. Sie trugen weiße Abzeichen an ſich. Sie erhoben jetzt ein großes Geſchrei. Die Männer des Waldes waren ganz ſtill, ſie ſchloſſen ſich dicht aneinander, ſenkten die Schäfte wagrecht, hielten ihre Köpfe tief, daß ſich die Pfeile an den dicken hereingezogenen Filzhauben fingen, und gingen wie überhaupt das Heer Wladiſlaws vorwärts, indem ſie mit ihren ſchweren Stiefeln in die Erde drückten. Und wie der Zuſammenſtoß folgte, war das Herangehen der Feinde geendet, die Feinde waren nun ſelber ein Schild gegen die fliegenden Speere und Pfeile, und die Waldmänner drückten vorwärts.

Smil ragte in ſeinem Schmucke unter ihnen hervor, und lenkte die Ordnung.

Gegen die Männer aus der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes links von Witiko, die nicht zu dem Gebete niedergekniet waren, wurden von den Feinden keine Pfeile geſendet. Aber gegen Smil mehrte ſich der Andrang, und es kamen Männer in Panzern zu Pferde, darunter der rothhaarige Beneš, der junge Bohuš, der blonde Soben, der hochgewachſene Treba und der junge Stibor. Und ſie wurden immer mehr. Aber Smil hielt ſie mit ſeinen Reitern auf, und die zu Fuße neben ihm ſtanden feſt, und ließen den Drang nicht vorwärts. Da flog hinter den Panzerreitern ein Pfeil hervor Smil in das Angeſicht, daß er todt von dem Pferde fiel. Er wurde von zwei Reitern aufgefangen, und hinter die Reihe getragen. Seine zwei Söhne ritten nun ſtürmend zur Rache vor; aber ſie ſanken ſchnell hinter einander zu Boden, daß die ledigen falben Pferde in die Reihen liefen. Jetzt kam Diet mit den Reitern der Waldpferde zu Hilfe. Die Pferde waren kleiner und ſchmächtiger als die der Panzerreiter, es kam Rowno mit ſeinen Männern, Oſel mit den drei Knaben, Wernhard von Ottau und Witiko mit mehreren Reitern. Die kleinen Waldpferde flogen ſofort unter die Panzerreiter, und Stan der Oheim Rowno's ſtach den blonden Soben vom Pferde, ein Reiter Diets durchbohrte den jungen Bohuš, Treba fiel von der Lanze eines niederen Mannes, und Rowno ſchlug Stibor zurück. Beneš wich, und es wurde der Platz frei, auf dem die jungen Söhne Smils lagen. Ihre Körper wurden aufgehoben und hinter die Reihe getragen.

Witiko ritt nun ſchnell zu Nowno rechts, und dann zu Diet und zu Wernhard und weiter bis zu Wyſon von Prachatic, und ermahnte zum Vorwärtsgehen, und gab Zeichen zu denen von Winterberg und Bergreichenſtein, daß ſie vorwärts gehen.

Die Männer des Waldes, auf deren Angeſichtern der Zorn zu erblicken war, gingen vorwärts, ſie zerſtießen nun noch mehr mit ihren ſchwerbeſchlagenen Stiefeln den Boden, und rannten nieder, was ſich ihnen entgegen ſtellte, daß das Grün des Wyſokaberges, auf dem ſie oft, da ſie ſich in dem Hofe aufhielten, gegangen waren, ſich mit Blut tränkte, und die zarten Geſträuche, die ſie damals geſehen hatten, vom Blute rieſelten.

Die roſenfarbene ſeidene Fahne, welche ihnen Wladiſaw gegeben hatte, und welche ein ſtarker Mann von Prachatic trug, war ſchon tief unten gegen den Rand des Berges, und wie Witiko links ſchaute, ſah er das roſenfarbene Banner bei Bolemil auch ſchon gegen den Rand des Berges, und dann das von Lubomir auch ſchon, und das von Zdik und von Diepold, und das große ſeidene roſige Banner des Herzogs ragte faſt im Herzen des Feindes, und dann das von Chotimir und Diwiš, und ſo fort.

„Wir ſiegen, wir ſiegen,“ tönten mehrere Stimmen.

Da rief links von Witiko, wo die von der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes ſtanden, welche nicht zu dem Gebete niedergekniet waren, eine laute Stimme, daß ſie weithin vernehmlich war: „Rette ſich, wer kann.“

Und die Reiter, welche an jener Stelle ſtanden, flohen auf den Ruf der Stimme zurück oder zu den Feinden, die Fußgänger warfen die rothe Fahne auf den Boden, und rannten zu den Feinden.

Witiko rief: „Laßt ſie fliehen, jetzt iſt die Ehre erſt rein, und die Waldleute werden ſie wahren. Schmied von Plan, drücke unſere Leute links, Oſel, rücket links, Nowno, Diet, ſchreit es weiter nach rechts zu denen von Ottau und von Attes und von Prachatic und von Winterberg, daß ſie links rücken, zieht euch auch ein wenig zurück, daß der Kreis kleiner wird, laßt die Reiter zuerſt auf den Platz jagen, daß das Offene weniger ſichtlich iſt, alle Heiligen im Himmel haſſen den Verrath, ich eile an den Rand der Lücke, um Hilfe zu holen.“

Und als er dieſe Worte gerufen hatte, flog er mit ſeinem grauen Pferde über das Grün des Berges durch Geſträuche und Unebenheiten, wie er das Pferd im Walde gelehrt hatte, daß die Zweige faſt den Bauch des Thieres ſtreiften, bis er zu Schaaren Bolemils kam, von deren Seite ſich die Verräther losgelöſt hatten. Die hohen Männer Bolemils ſaßen auf den Pferden, hatten ihr Banner tief in den Feind getragen, und kämpften mit ihm. Bolemil ſaß hoch in der offenen Sänfte, welche Pferde trugen, auf denen Reiter ſaßen. Er hatte den ſchönſten Schlachtſchmuck an, trug ein Panzerhemd und ſchimmernde Steine auf der Haube. Die weißen Haare des Hauptes und des Bartes floſſen auf das Waffenkleid. Er führte aus der Sänfte den Befehl. Die Reiter hatten den Verrath ihrer Nachbarn gemerkt, ſie zogen ſich kämpfend langſam zurück, und drückten gegen rechts.

„Bolemil," rief Witiko, „laſſe deine Leute gegen rechts gehen, Verräther haben einen Platz geräumt, der gefüllt werden muß, ſende zuerſt die Reiter, und laſſe die Fußgänger folgen."

„Mein Sohn," entgegnete Bolemil, „ich weiß alles, und habe an Dalimil die Befehle ſchon gegeben. Reite links zu Lubomir."

Und Witiko ritt zu Lubomir, und ſagte ihm die Sache, und er ritt dann zu dem Biſchofe Zdik, der ſein Banner hart an den Feinden hatte, und berichtete ihm, und er ritt zu Ben; aber er fand Ben nicht mehr, derſelbe war gefallen, und lag weit hinter den Reihen, wo man die Zelte gelaſſen hatte. Witiko ritt nun zu Diepold und von da zu dem Herzoge. Der Herzog hatte ſein großes Banner an der Stelle, welche die Mitte der feindlichen Reihe bezeichnete. Um ihn waren ſeine Reiter und erleſenen Männer. Odolen ganz in ſchwarze Kleider gethan mit einer ſchwarzen Feder auf der Haube und in ein ſchwarzes glanzloſes Waffenhemd gehüllt, war auf ſeinem ſchwarzen Pferde mitten in den Feinden, er warf nieder, was ſich ihm nahte, und die Männer um ihn lüfteten den Raum. Neben ihm war Weliſlaw in blauem Gewande und mit guten Reitern, und weitete die Straße in die Feinde. Dann war Caſta, der mit Reitern die Wucht der feindlichen Reiter drängte. Dann war Ctibor mit ſeinen Männern zu Pferde und neben ihm Beneda und der junge Zweſt. Sie durchbrachen die Mauer der feindlichen Reiter. Dann war Bohuſlaw, der junge Jurik, Sezima und Wecel. Um den Herzog, welcher in einem dunkelbraunen Gewande und in einem matten Waffenhemde und einer Spangenhaube ohne Feder auf einem ſchwarzen Roſſe ſaß, waren Heinrich ſein Bruder, Otto der Biſchof von Prag, die drei Äbte und der Propſt Daniel, Nemoy von Retolic, der alte Milota, Bartholomäus, der alte Preda, Gervaſius und Wšebor. Dem Herzoge gegenüber in den Reihen der Feinde war Konrad von Znaim, den die Mährer zum Herzoge von Böhmen und Mähren gewählt hatten, Wratiſlaw von Brünn, Otto von Olmüz, Spitihněw der Sohn Bořiwoy's des Oheims des Herzoges, der alte Mikul, der alte Rodmil, Domaſlaw mit rothen Federn auf dem Haupte, Slawibor, Bogdan, Mireta, Strich und Jurata. Sie hatten das große weiße Banner ihres gewählten Herzoges bei ſich.

Witiko kam auf ſeinem Pferde zu dem Herzoge geflogen. und rief: „Herzog Wladiſlaw, die von der Gegend des Plakahofes und des Waldſaumes unter Sohen, die zwiſchen Smil und Bolemil ſtanden, haben dein Banner weggeworfen, und ſind zu dem Feinde gegangen. Es iſt ein Raum geworden, der erfüllt ſein muß. Smil iſt todt, und ſeine zwei Söhne ſind todt; aber Rowno und Diet und Oſel und ich und die andern halten die Waldleute zuſammen, ſie folgen uns, und werden ſtehen; aber laſſe rechts rücken, daß ſie nicht von dir getrennt werden.“

„Witiko,“ ſagte der Herzog, „wir haben ſchon die Kunde des Verrathes, und Befehle ſind ertheilt worden; du haſt ihn genauer genannt, und der Raum zwiſchen dir und Bolemil iſt zu ordnen. Nemoy, laſſe Botenreiter zu Odolen und zu Weliſlaw und zu Ctibor und den andern gehen, daß ſie ſich zurückziehen und feſter ſchließen, die Reihe muß kürzer werden, wir ſelbſt müſſen zurückgehen. Heinrich, ſchicke Boten nach links zu Chotimir und zu Diwiš mit ſeinem Sohne Zdeſlew und zu Božebor und Jurik, und laſſe ſagen, daß ſie langſam zurück gehen und rechts drücken, und den Schluß mit der rechten Seite halten. Gott wird das Recht ſegnen. Witiko, nimm die zweihundert Reiter der blauen Fähnlein von mir, Wecel, überbringt ihnen den Befehl, reite mit ihnen zu dem öden Platze, und bedecke ihn mit rennenden Reitern, daß ihn die Feinde nicht feſt mit Männern beſtellen können, bis wir uns wieder geſchloſſen haben. Eile von dannen. Und ihr, Männer und Herren um mich, geht zurück, und haltet den Schluß, daß die Feinde nicht eindringen können, wir werden uns ohne die zweihundert behelfen, wenn wir feſt in dem engeren Raume ſind. Mit Gott und dem heiligen Markus."

Witiko ritt zu den Reitern mit den blauen Fähnlein, und dann an ihrer Spitze, was ihre Pferde zu laufen vermochten, dahin, und wies ihnen mit ſeinem grauen Pferde den Weg. Er kam an Diepold vorbei, an denen, wo Ben, der jetzt todt war, befehligt hatte, an denen von Zdik, an Lubomir mit ſeinen Söhnen Schwiegerſöhnen und ihren Schaaren, und an der Sänfte des alten Bolemil. Dann traf er an den Platz der Plakaverräther. Da lagen die hohen Reiter Bolemils todt und zerſtreut auf dem Felde, und ihre Roſſe und ihre Feinde lagen umher. Sie hatten die Aufgabe, den Platz rein zu erhalten, mit dem Verluſte ihres Lebens erfüllt. Bolemil ordnete eben Fußgänger auf den Platz ab. Witiko ritt vorwärts gegen rechts. Da kam ihm eine Rotte Fußgänger entgegen, er konnte die Abzeichen nicht erkennen, und rief: „Heiliger Markus!“ ſie antworteten: „Swatopluk“, er ſtieß gegen ſie, und warf ſie. Dann ritt er weiter, und kam wieder auf Fußgänger, die Swatopluk riefen, und er warf ſie wieder. Und dann kam er auf einen großen Haufen von Fußgängern, die das Wort Swatopluk hatten, er griff ſie an, und hieb ſie zum Theile nieder, und zerſtreute ſie zum Theile. Dann kamen Männer mit langen Schäften gegangen. Er ſchrie gegen ſie: „Heiliger Markus!“ und ſie ſchrien entgegen: „Heiliger Markus!“

„Peter Laurenz, Schmied von Plan,“ rief Witiko.

„Ja, Witiko, mein junger Kriegsmann, wir ſind es,“ rief der Schmied, „deine Nachbarn alle, die an der Leuchte geſeſſen waren, und feſt hinter uns kommen die des Rowno und von Wettern und von Friedberg und die Waldleute alle. Wir haben uns verabredet, daß wir uns nicht auseinander laſſen wollen, wir hatten viel zu thun, uns ſo feſt zu ſtellen, wie wir jetzt ſind, wir gehen zu den Leuten des Herzogs, von denen ſie uns haben reißen wollen.“

„So folget mir,“ ſagte Witiko.

Er ſchwenkte mit den Reitern herum, ritt wieder links, und die Männer gingen hinter ihm her, und wenn ſich feindliche Haufen eindrängen wollten, ſo warfen ſie dieſelben auseinander, und gingen weiter, bis ſie zu Schaaren kamen, die riefen: „Heiliger Markus!“ Es waren die Bolemils, ſie fügten ſich an, und die Reihe war wieder geſchloſſen. An die Stelle der Reiter, die gefallen waren, ſtellte Witiko die zweihundert mit den blauen Fähnlein.

Und wie ſie geordnet waren, und wie die Glieder ſich feſtigten, kam eine große Schaar von Reitern aus den Feinden gegen ſie, und drängte nach vorwärts. Sie waren ſehr ſchön gekleidet, hatten feurige Roſſe, und es ſchimmerten viele Panzer.

„Ha, da kommen ſie nun in größter Zahl und Pracht, daß ſie den Platz mit Gewalt haben, den ihnen der Verrath zugedacht hat,“ rief Předbor, der in den blauen Fähnlein war, „haltet Stand.“

„Haltet Stand,“ rief Witiko.

Und als die Feinde näher kamen, und die Reihe des Herzogs geordnet ſahen, hielten ſie plötzlich an, und warteten ein Weilchen. Es war ein Mann unter ihnen, der den größten Schlachtenſchmuck hatte. Er war in ein gegürtetes Gewand von grauem Sammet mit ſilbernen Verzierungen gekleidet. Darüber trug er ein ſchimmerndes Panzerhemd und einen Gürtel mit Steinen, und von einem funkelnden Steine an der ſchwarzen Haube ſtieg eine weiße Feder empor. Zu Seiten ſeiner Wangen ſah man graue Haare. Es war Načerat. Er ſaß auf einem goldlichten Pferde. An ſeiner Rechten war Znata ſein Bruder in ſcharlachrothem Gewande mit Silberverzierungen einem Waffenhemde und ſteinbeſetztem Geſchmeide. Er ſaß auf einem ſchwarzen Pferde. Zur Linken Načerats war ſein Sohn Dus. Er war in blaſſes Blau von Sammet gekleidet, das mit Silber geziert war, er hatte ein glänzendes Waffenhemd, der Gürtel und die Schwertſcheide waren mit ſpiegelnden Steinen beſetzt, auf der blauen Haube waren funkelnde Steine und eine weiße Feder. Unter der

Haube quollen die blonden Haare hervor. Sein Pferd war milchweiß. Dann war der junge Milhoſt da in grünem Waffenſchmucke, dann der junge Mikul, auch grün, dann der junge Radmil in braunem Gewande, dann Drſlaw in Dunkelblau, dann Zibota in Scharlachroth, und dann Männer und Knechte Načerats und Znata's in kriegeriſchem Schmucke.

Načerat rief herüber: „Bolemil, du thuſt nicht gut, du haſt den Mann, der jetzt von euch Herzog genannt wird, in der Verſammlung auf dem Wyšehrad verworfen, und jetzt verwirfſt du den, welchen du damals gewählt haſt: Wladiſlaw den Sohn Soběſlaws."

„Načerat," antwortete Bolemil, „rufe nicht dein Geſchick. Der Herzog hat geſagt, es wird dich ereilen, und wenn mein Enkel Dalimil nicht todt auf dem Felde läge, ſo hätte es dich ſchon ereilt."

„Es wird ihn auch ſo ereilen, den verdammten Satansvater der Heuchelei und der Lügen, der ganz Böhmen haben möchte und Mähren," rief eine dröhnende Stimme aus den blauen Fähnlein.

Es war der großgewachſene ſchwarzhaarige Předbor, der gerufen hatte. Er richtete ſich im Sattel empor, und legte zum Fluge ein.

„Mit mir, ihr guten Reiter," rief er.

„Vorwärts mit dem heiligen Markus," rief Witiko, und in der nächſten Friſt waren die Reiter an den Feinden, und die Schwerter waren handgemein.

Mit zornesrothem Angeſichte und glühenden Augen ſtürmte

Předbor vorwärts, er ſtürzte alles auf ſeinem Wege nieder, und war in wenigen Augenblicken bei Načerat.

Kaum zwei Hiebe wurden gewechſelt, da ſank der Arm Načerats, er wankte auf dem Pferde, und ſein graues Gewand färbte ſich von innen heraus roth.

„Gebt Raum,“ ſchrie Znata, und eilte hinzu.

„Gebt Raum,“ ſchrie der Sohn Načerats, und war auch da, und mit ihm waren Milhoſt und der junge Mikul.

Wie aus Entſetzen wich man zurück, und der Kampf ruhte einen Augenblick.

Die Männer nahmen Načerat von dem Pferde, ſenkten ihn gegen die Erde, und beugten ſich über ihn.

Er aber ſagte nur die Worte: „Silveſter, Silveſter.“

Dann trat Schaum und Blut vor ſeinen Mund, und er ſtarb.

Männer aus ſeinem Gefolge trugen ihn zurück, und wie der Raum von der Leiche frei war, begann wieder der Kampf. Znata ſprang zu Pferde, und ſtürmte wüthend vorwärts. An ſeiner Seite war Drſlaw. Dus der Sohn Načerats war auch ſchon auf dem Pferde, und drang vor. Předbor verwundete Znata, daß er zurückgetragen werden mußte, und ſtürzte Drſlaw in ſein Blut. Die übrig gebliebenen Reiter Bolemils hatten ſich geſammelt, und mordeten jetzt mit Wuth und Rachgier in den Feinden.

Dus der Sohn Načerats hatte ſich gegen links gewendet, wo neben Witiko's Reitern die Waldmänner ſtanden, und die Schäfte nach vorwärts hielten. Er ſuchte durch die Fußgänger eine Lücke in die Reihe zu gewinnen. Hinter ihm waren die Jünglinge Milhoſt und Mikul und die Anhänger

Nackerats. Er ſchlug eine Lanze ſeitwärts. Der erſte Mann, der vor ihm ſtand, war Norbert von Plan. Hinter Norbert ſtand Zacharias, und hinter Zacharias der Jüngling Urban. Norbert ſank in ſein Blut. In dieſem Augenblicke hörte man von hinten eine furchtbare Stimme rufen: „Rühre den Knaben nicht an.“

Es war Peter Laurenz der Schmied von Plan, welcher gerufen hatte.

Der Sohn Nackerats aber drang gegen Zacharias den Vordermann des Jünglins Urban. Da ſah man eine eiſerne Keule gegen ſeine Stirne fliegen. Dus der Sohn Nackerats ſank auf ſeinem Pferde gegen rückwärts, ſein roſiges Antlitz ward aſchfarb, und in dieſem Augenblicke ſtrömte das Blut auf ſeine ſchönen Kleider und auf die milchweiße Farbe ſeines Pferdes. Milhoſt und Mikul ſuchten ihn aufzufangen, er entglitt ihnen aber, und ſtürzte auf die Erde. Da jetzt wieder an dieſer Stelle der Kampf auf die Zeit eines Augenblicks ruhte, konnten die Seinen die beſudelte und entſtellte Leiche des Jünglings nach rückwärts bringen. Der Schmied holte ſich ſeine Keule.

Die Waldmänner ſchloſſen die Lücke ihrer Reihe, welche Dus, der Sohn Nackerats, gemacht hatte, wieder, und ſuchten ſie jetzt feſter zu erhalten. Der Kampf ging fort. Witiko leitete die Reiter mit den blauen Fähnlein, und rief ſeine Befehle auf die Fußgänger rechts. Milhoſt, da er ſich von der durch Dus gemachten Lücke ausgeſchloſſen ſah, ſchrie: „Witiko, du meineidiger Schurke, hätten ſie dich doch auf den höchſten Baum gehängt.“

Als er dieſe Worte kaum vollendet hatte, ſtach ihn ein Waldſchaft durch die Bruſt, Blut ſtürzte auf ſein grünes goldgewirktes Kleid, und er fiel über das Haupt ſeines Pferdes in das Gras. Der Jüngling Mikul wurde gleich nach ihm geſtürzt. Jetzt kamen auch die kleinen Waldpferde Diets und Rowno's. Zibota wurde noch geſtürzt, mehrere Männer Nakerats wurden noch geſtürzt, und die glänzenden Reiter, jetzt auch ohne Führer, wendeten ſich, und flohen zurück.

Die Männer unter Bolemil Witiko und weiter rechts hatten nun Ruhe. Der Platz vor ihnen war leer. Sie ſuchten jetzt durch Fühlung gegen links zu erfahren, ob die Reihe des Herzogs zuſammenhänge. Da kam eine Botſchaft von ihm, daß die Reihe wieder feſt gefügt ſei, und daß ſie ſie halten ſollten. Die Botſchaft ging gegen rechts weiter. Wirklich konnte man die roſenfarbenen Seidenbanner fort und fort an der Reihe ſehen, wie ſie in Abſtänden ſtanden, und wie die hohe Fahne des Herzoges ragte; aber ſie waren näher bei einander, die Reihe war ſehr kurz geworden, und ſie ſtanden nicht mehr unten an dem Rande des Berges ſondern wieder oben, wo am Morgen begonnen worden war. Die weißen Banner des Feindes rückten auch wieder geordnet vor, und der Kampf begann an den ganzen Reihen der Heere. Stunde an Stunde verfloß, Männer von großem Anſehen Reichthum Würden und Ämtern fielen auf die Erde, Männer von geringerer Bedeutung ſanken auf das zertretene Gras, und niedere unbekannte Leute gingen zu Grunde: aber der Raum des Kampfes wurde nicht verändert. Die Feinde des Herzoges hatten die größere Zahl, ihre Zahl war durch die Verräther noch vermehrt worden, und ſie hatten die Begierde, ihre Sache zur Entſcheidung zu bringen: die Männer des Herzoges hatten den beſſeren Stand des Ortes, und hatten das Recht. Die letzte Kraft wurde verwendet, die Sonne neigte bereits zum Untergange, man hatte nicht geruht und nichts genoſſen, Leib und Seele war ermattet, und der Kampf erloſch. Die Reihen von beiden Seiten ſchwankten zurück, daß ein Raum wurde. Man ſtand, und es war, als könnte man ſich nicht regen.

Die Heere ſtanden nicht wie ſolche, welche ruhen, und wieder zum Kampfe vorwärts gehen wollen, ſondern wie ſolche, die ausgerungen haben.

Einzelne Rotten und Abtheilungen wichen zurück, und der Raum vergrößerte ſich.

Kundſchafter ſchlichen hinvor, um zu erſpähen, was die Gegner etwa beginnen wollten.

Und als der Raum immer größer wurde, und als man erfahren hatte, daß die aus Mähren gegen ihr Lager zurück drängten, ließ Wladiſlaw ſeine Männer auch zurück gehen. Sie waren jetzt wieder wie am Morgen vor dem verbrannten Hofe in der Nähe der Häuſer, welche Suchdol hießen.

Ganze Schaaren ſanken in das Gras, und ehe ſie nach Speiſe und Trank fragten, ſuchten ſie das Nächſte zu erlangen, was noth that, Ruhe.

Witiko war unter den Männern des Waldes, die zu ihm gehörten. Sie lagen, oder ſaßen auf der Erde. Einige hatten ihren Sack geöffnet, und langten Brod, oder was ſie hatten, hervor, um zu eſſen, andere ruhten blos. Man hatte in einem großen Kruge Waſſer aus dem Bache herzu gebracht, weil der

Brunnen unbrauchbar war, und die Männer tranken aus dem Kruge.

„Es wird doch nöthig ſein, liebe gute und getreue Heimathgenoſſen,“ ſagte Witiko, „ſo ermüdet wir auch ſind, daß einige von uns zu der Stelle gehen, wo wir mit den Feinden gekämpft haben, ſobald man nämlich dahin gelangen kann, um zu ſehen, wer aus den Unſrigen dort etwa verwundet oder gar todt liege, daß wir ihm beiſtehen, oder, wenn er ausgelebt hat, ihn, ſo es ſich thun läßt, begraben. Indeſſen können wir unter uns hier ſehen, wer etwa fehle.“

Auf dieſe Worte erhoben ſich Maz Albrecht und Lambert und Urban und andere junge Männer, und Lambert ſagte: „Wir ſind nicht ſo ermüdet, es iſt nicht der Rede werth, wir können ſchon gehen.“

„Es haben ſich ſchon etliche fortgeſchlichen,“ ſagte Chriſt Severin, „ihr könnt ihnen nachgehen. Wir müſſen uns einander beiſtehen, und daß wir zu Hauſe keinen Vorwurf haben.“

Die jungen Männer hielten ihr Stück Brod, das ſie aßen, in der Hand, und gingen fort.

Witiko ſandte nun auch eine Botſchaft zu Rowno und Diet und den andern, und erfuhr, daß ſie dicht an ihm zur Rechten gelagert ſeien, ſich erquicken, und auch ſchon nach ihren Verwundeten und Todten geſendet haben.

Nach einer Weile kam von dem Herzoge Wladiſlaw die Nachricht, daß die Männer ſich lagern dürften, daß ſie aber in der Ordnung bleiben ſollten, welche ſie in der Schlacht gehabt haben, daß ſie Speiſe und Trank genießen möchten, daß ſie, wenn die Nacht komme, ſchlafen dürften, und dann des Weitern, was geſchehen würde, gewärtig ſein ſollten. Die Führer ſeien nach kurzer Friſt zu dem Herzoge zu einer Berathung geladen.

Die Männer richteten ſich nun bequemer zur Ruhe, ſuchten Lagerſtellen zu bereiten, zündeten hie und da Feuer an, und Witiko brachte ſein Pferd an eine gute Stelle, und verſorgte es reichlich mit Hüllen.

Dann ging er zu dem Herzoge.

Er ging an den Leuten vorbei, wie ſie ſich in der Schlachtordnung befunden hatten, da er zu dem Herzoge um Hilfe geritten war; aber die Reihe war jetzt wieder um viel viel kürzer als damals, theils, weil der Männer weniger geworden waren, theils, weil ſie ſich tiefer zurück gelagert hatten, theils weil manche in die Zelte, die noch hinter den Reihen in dem Lager ſtanden, rückwärts gegangen waren.

Der Herzog befand ſich vor dem abgebrannten Hofe. Viele Stühle waren auf den Platz gebracht worden. Eine große Anzahl von Männern war um ihn. Einige ſaßen, mehrere aber ſtanden. Gleich nach Witiko waren auch Rowno und Diet angelangt. Als alle verſammelt waren, ſtand der Herzog in ſeinem braunen Gewande und in ſeinem matten Waffenhemde von ſeinem Stuhle auf, und ſprach: „Da ſind wir wieder auf dem Platze, auf welchem wir geſtern mit den Verräthern verhandelt haben. Es liegt ein ſchwerer Tag dazwiſchen. Gott hat das Recht nicht ſinken laſſen, wenn er es auch noch weiter prüft. Der Verrath hat unſer Werk vereitelt, doch das ſeine nicht vollbracht. Wir ſind in der feſtgefügten Ordnung, in welcher wir in der Schlacht geweſen waren, zurück gegangen, und ſtehen nun am Beginne fernerer Mühen. Ich habe die Wachen ausgeſtellt, die den Raum um uns durchblicken, ich habe die Kundſchafter ausgeſendet, die alles durchforſchen ſollen, ich habe Männer abgeordnet, die nach den Todten und Verwundeten ſuchen ſollen. Die edlen Todten, die eine ferne Grabſtätte haben, werden wir fortſenden, eben ſo die Verwundeten, welche eine Reiſe vertragen. Für die Beerdigung und Pflege der andern iſt die Einleitung getroffen worden, und es wird noch weiter geſchehen, was die Umſtände zulaſſen. Die Kundſchafter haben gemeldet, daß die Feinde wieder ihr Lager bezogen haben, aus dem ſie am Morgen gegen uns ausgerückt ſind. Ich habe geſagt, daß doch einige von uns, wenn ſie nicht gar zu ermüdet ſind, zu beiden Seiten des Heeres ausgeſendet würden, um zu erforſchen, ob die Feinde nicht in der Nacht an uns vorübergehen, und uns die Wege verlegen könnten."

„Es iſt geſchehen, hoher Herr," ſagte Chotimir, „junge Reiter und Fußgänger haben ſich zu dieſem Geſchäfte erboten, ſie werden ſich zu Zeiten ablöſen, und berichten."

„Es iſt gut," ſagte der Herzog. „Ehe wir zu dem ſchreiten, was ferner zu thun iſt, laſſet uns den Dank abſtatten. Männer, Herren, theure Freunde! habet den Dank des Landes, habet meinen Dank. Laſſet uns zuerſt von denen ſprechen, die ſelber nicht mehr ſprechen können. Smil und Ben liegen todt auf der Erde, zwei edle tapfere Männer und Führer unſerer Heere. Ihr Werk iſt vollbracht, und die Geſchichten werden von ihnen reden. Smils Söhne ſind hingeſtreckt. Die guten Jünglinge haben ausgeführt, was ſie oft geſagt haben, daß ſie ſich gegenſeitig ihr Leben ſchützen wollen. Sie haben es ſich gegenſeitig bis zum Tode geſchützt. Dalimil, der Enkel des alten hochehrwürdigen Lechen Bolemil hat ſein Leben zum Opfer gebracht, daß auf dem Platze neben ihm der Verrath nicht ſiegreich wurde. Andere Enkel werden die That den Urenkeln, und dieſe ſie andern Urenkeln erzählen. Puſtimir, der Sohn unſers theuern väterlichen Mannes Lubomir, hat für die Sache, die er ſich erwählt, ſeinen Geiſt zum Himmel geſendet. Und mehrere werden ſein, die wir noch nicht kennen, und deren Namen uns heute noch werden genannt werden. Den Todten gibt Gott im Himmel die Ruhe und auf Erden den Ruhm. Jedem Freunde, er ſei hoch oder gering, der heute auf dieſem Berge verſtummen mußte, folgt unſer Gebet, und bleibt ihm ſein Lohn in der Ewigkeit."

„In der Ewigkeit," ſagten die Anweſenden mit leiſer Stimme nach.

„Und nun zu den Lebenden," fuhr der Herzog fort. „Otto Biſchof von Prag, ich danke dir für deine Thaten und deine Worte."

„Ich glaube, ich bin auf der Seite des Rechtes geſtanden," ſagte der Biſchof.

„Ich glaube es, ſo mir der Allmächtige helfe," ſagte der Herzog.

Dann fuhr er fort: „Zdik Biſchof von Olmüz, ich ſage dir meinen Dank, du haſt, als Ben an deiner Seite gefallen war, den Streit geleitet."

„Ich habe den Mann beweint, hoher Herr," antwortete

Zdik, „die Schlacht haſt du geführt, wie ich wußte, daß du ſie führen wirſt."

„Ich danke dir Daniel, Propſt von Prag, für deine Thaten und Worte," ſagte der Herzog.

„Die Thaten ſind gering, die Worte halfen nicht," entgegnete Daniel, „möge mein Gebet kräftiger ſein, daß dieſer Streit ohne zu großes Unheil für die Länder beendigt werde."

„Ich danke euch, Äbte von Břewnow, Kladrau und Wilimow, und allen Prieſtern," fuhr der Herzog fort, „und ich ſage euch meinen Dank, Brüder Diepold und Heinrich, Söhne Přemyſls, ihr ſeid die einzigen aus dem Stamme, die treu geblieben ſind."

„Wir werden es auch immer bleiben," ſagte Diepold.

„Ich weiß es," entgegnete der Herzog.

Dann fuhr er fort: „Bolemil, du vielerfahrener Mann, der immer ſeiner Treue folgt, und ſie auch übt, wo ſie ihn ſchmerzt, du Mann, der ſo viele Dienſte verrichtete, von der Zeit meines Großvaters des Königs Wratiſlaw an bis auf heute, wo du weit über deine Zeit hinaus geholfen haſt, habe meinen Dank. Mein Dank iſt viel zu klein für deine That und deinen Verluſt."

„Hoher Herr," antwortete Bolemil, „ich habe gewußt, was geſchehen wird, es konnte uns nicht erſpart werden. Als ich von dem Sterbebette Soběſlaws gehört hatte, wußte ich auch, was ich thun werde, und habe mich darauf vorbereitet. Meine Sippen und Männer liegen auf dem Felde erſchlagen. Die leben, mögen um ſie trauern. Ich werde bald mit ihnen vereint ſein. Sorge nur, Herr, daß dieſer Streit kurz daure.“

„Wir werden ſorgen, daß es ſo ſei,“ ſagte der Herzog.

Nach dieſen Worten war eine kleine Stille.

Dann ſprach der Herzog: „Lubomir, du haſt tiefes Herzeleid erfahren. Ich danke dir, und traure mit dir.“

„Wenn ich wieder in Dandleb bin, mein erhabener Herr,“ antwortete Lubomir, „und wenn ich dort allein an meinem Tiſche ſitze, und meine Kinder, die in andern Fluren ſind, zähle, ſo zähle ich auch Puſtimir mit, obwohl er jetzt weit von mir iſt, und dann zähle ich die Enkel, und auch die von ihm, und tröſte Boleſlawa, weil er heldenmüthig geſtorben iſt. Er ruhe friedlich, Herr, und möge der Streit mit den geringſten Opfern des unſchuldigen Landes enden.“

„Euch, Chotimir, Diwiš, Bozebor, Jurik, euch Führern danke ich,“ fuhr der Herzog fort, „ihr habt feſtgehalten, wo der Verluſt einer Handbreit Erde ein großes Unglück geweſen wäre, und ihr habt eure Männer ſtark geſchaart wie die Glieder einer Eiſenkette zurück geführt. Diwiš, du biſt immer treu, und dein Sohn Zdeſlaw folgt dir. Euch Männer Milota Preda Wšebor hat das Alter nicht abgehalten, auf dem Felde der Ehre zu ſein. Předbor, ich danke dir. Denken wir nicht mehr im Zorne deſſen, mit dem du geſtritten, und der geſtern noch in der Fülle des reichſten Mannes dieſer Länder und in der Fülle des Lebens hier vor uns geſprochen hat, und jetzt ſich mit einem Häufchen Erde begnügt. Nemoy, du biſt ein Nachbar Bolemils, und ſtrebſt ſeinen Tugenden nach, und du Etibor hältſt es wie Lubomir, an den du grenzeſt, du haſt deine Leute genommen, und ſie zum Schutze des Fürſtenſtuhles geführt. Caſta, du haſt immer geſagt, daß du für deine Freunde in den Tod gehen könnteſt, rufe dein Schickſal nicht, es hätte dir heute bald für mich willfahrt. Pflege deine Wunde, daß ich dir bald einen Gegendienſt thun kann. Weliſlaw, wie kannſt du wagen, hieher zu kommen? Dich haben ſie halb todt vom Felde getragen, und nun ſitzeſt du hier, und trotzeſt deiner Wunde? Du biſt der Genoſſe meiner Jugend geweſen, willſt du mich in meinen Mannesjahren verlaſſen?"

„Solche Dinge heilen in der Thätigkeit am eheſten," verſetzte Weliſlaw.

„Ich werde dir den Arzt zugeben, der dir nicht mehr von der Seite darf," ſagte der Herzog, „und denke, daß ich nicht Männer brauche, die ſich ſo ſinnlos dem Feinde entgegen werfen."

„Dich muß ich auch ſchmähen, Odolen," fuhr der Herzog fort, „ich ſehe, daß es wahr iſt, was deine Feinde ſagen, daß du Berge umwerfen möchteſt, um zu ſtürmen. Haſt du keine Wunde empfangen?"

„Weliſlaw, der mir in allem zuwider handelt, hat ſie mir weggenommen," ſagte Odolen.

„Sezima Wecel Zweſt," ſagte der Herzog, „habt meinen Dank, ich weiß, was ihr gethan habt. Jurik, du biſt immer in der Nähe deines Vaters, du biſt in einer guten Schule, aber ſie iſt nicht ohne Gefahr. Beneda, du haſt dir dein Lob verdient."

„Witiko, Rowno, Diet, und ihr andern Männer des

Waldes," fuhr er dann fort, „wie danke ich euch. Ihr habt einen harten Theil beſtanden. Bei euch hat man den Verſuch gemacht, alles zu gewinnen. Man hat euch abtrennen wollen, wie man einen Tropfen Waſſer von der Hand ſchüttelt; ihr aber ſeid geweſen wie das Pech eures Waldes, und ſeid kleben geblieben. Ich werde doch noch dieſen Wald einmal ſehen, und euch in ihm wieder danken können. Wer ſind die Knaben?"

Oſel trat vor, und ſprach: „Wenn du die Männer des Waldes Pech heißeſt, hoher Herr, ſo ſind dieſe junges Pech. Ich heiße Oſel, wohne in Dub im Walde, und bin ihr Vater. Sie haben ſich von einer falben Stute drei falbe Pferdlein auferzogen, und in der Sonnenwende habe ich ihnen die Haare beſchnitten, daß ſie Jünglinge werden, und habe ſie jetzt in den Krieg mitgenommen, daß ſie gegen den Übermuth der Lechen ſtreiten, und lieber einem Einzigen dienen lernen, der uns wohl will. Ich habe ſie auf dieſen Platz geführt, daß ſie dich ſehen, und es zu Hauſe erzählen."

„Nenne mir die Namen der Knaben," ſagte der Herzog.

Oſel antwortete: „Dieſer iſt Olen der älteſte, dann kömmt Diš, der um ein Jahr jünger iſt, und dann Os, der wieder um ein Jahr ſpäter kam."

„Die zwei jüngſten bluten ja," ſagte der Herzog.

„Ein wenig," entgegnete Oſel, „ich habe es ſchon angeſehen, es iſt nichts. Sie ſind nicht träge geweſen, aber kindiſch. Der älteſte thut auch das Seine, wenn gleich das Zeichen ausblieb."

„Sorge, daß du auf deine ſchönen Knaben ſieheſt, Oſel," ſagte der Herzog, „damit ſie Männer werden."

„Im Walde lernt man früh ein hartes Leben,“ antwortete Oſel.

„Meine Kinder,“ entgegnete der Herzog, „ich werde euch ſchon wieder ſehen, und dann müßt ihr mir eure falben Pferdlein zeigen, und in eurem Walde müßt ihr mir eure ſchönen Bäume zeigen.“

„Ja,“ antwortete Olen.

„Männer, Prieſter, Prinzen, Lechen, Wladyken, Freunde,“ fuhr der Herzog fort, „ermüdet noch nicht. Wir haben der erſten Pflicht genügt, der des Dankes, laßt uns nun auch zu der zweiten gehen, der des Rathes, was nun ferner zu thun ſei. Die Feinde ſind in das Lager gegangen, wir auch, die Feinde ſind erſchöpft, wir auch, die Feinde haben ſchwere Verluſte gehabt, wir auch, und die Unſrigen ſind durch den ſchimpflichen Verrath, der auf lange Zeit dieſes Land verdüſtern wird, noch größer geworden, als ſie ſonſt geweſen wären, die Zahl der Feinde iſt die größere, die der Unſern die kleinere, und ſie iſt durch den Verrath noch kleiner, die der Feinde größer geworden, die Feinde haben ein böſes Gewiſſen, weil ſie zum Verrathe gegriffen haben, unſer Bewußtſein iſt gut, ſie kämpfen für Raub und Vortheil, und wählen jedes Mittel des Blutvergießens und der Zerſtörung, wir ſtreiten zum Schutze des Landes, und müſſen alles ſparen, was dem Lande koſtbar iſt, ſie haben die ungünſtigere Stellung im Thale, wir die günſtigere auf der Höhe: wir können heldenmüthig den Kampf wieder aufnehmen, und mit Gott den Sieg erringen, oder ruhmreich erliegen: oder wir können in eine ſichrere Stellung gehen, uns verſtärken, und dann mit genügender Macht die Entſcheidung ſuchen. Wie weit wir heute geſchmolzen ſind, läßt ſich noch nicht genau ſagen, nur im Allgemeinen überſchauen. So wird es im Vergleiche auch bei den Feinden ſein. Und nun Otto Biſchof von Prag rede.“

„Zur Schonung des Blutes und Lebens des Landes ſoll größere Sicherheit geſucht werden,“ ſagte der Biſchof.

„Und du Zdik?“ fragte der Herzog.

„Ich meine das Gleiche,“ antwortete Zdik der Biſchof von Olmütz.

„Und Daniel?“ ſagte der Herzog.

„Das Gleiche,“ antwortete der Propſt Daniel.

„Und du, ehrwürdiger Bolemil?“ fragte der Herzog.

„Ich habe ſchon geſagt,“ antwortete Bolemil, „ſorge, daß dieſer Streit kurz daure, hoher Herr. In dem, was auf dem Wyšehrad geſchah, lag das Übel, nämlich, daß man zu dem Wählen griff, wie man bei deinem Vater zu dem Wählen gegriffen hatte. Was damals gekommen iſt, mußte wieder kommen, und iſt gekommen. Der ſterbende Soběſlaw hat alles gewußt, da er geſagt hat: Načerat wird gegen Wladiſlaw nicht ſiegen. Ergreife jedes Mittel, das die größte Sicherheit des Sieges über den Feind gibt.“

„Und Lubomir?“ fragte der Herzog.

„Suche die größte Sicherheit für das Land,“ ſagte Lubomir.

„Und Diwiš?“ ſagte der Herzog.

„Ich ſpreche wie Bolemil,“ ſagte Diwiš.

„Und was ſagt Chotimir? fragte der Herzog.

„Chotimir ſagt das Gleiche," antwortete der Gefragte.

„Und Wšebor?" fragte Wladiſlaw.

„Ich rede wie meine Freunde. Suche mit Macht, den Streit eines Schlages zu enden," antwortete Wšebor.

„Und Jurik?" fragte der Herzog.

„Die Männer, welche gegen uns in den Waffen ſind, ſuchen den Raub," ſagte Jurik, „darum haben ſie ſchon die Schrift aufgeſetzt, in der enthalten iſt, was ihnen ihr Herzog für ihre Beihilfe zuſagen mußte. Sie ergriffen deßhalb jedes Mittel, zu ihrem Ziele zu gelangen, wie ſchon heute ihr Verrath gezeigt hat. Wider ſolche Männer iſt ſchwerer ſtreiten als wider ehrliche Gegner, weil man nicht die gleichen Mittel will. Darum ſage ich wie Bolemil: wähle die Wege größter Sicherheit."

„Und was ſprechen meine andern alten Räthe?" fragte der Herzog.

Und Milota und Božebor und die Äbte und Bartholomäus ſprachen für die größte Sicherheit.

Preda ſprach gleichfalls dafür.

„Und euch Prinzen frage ich erſt jetzt, weil ihr jünger ſeid," ſagte der Herzog.

„Ich rede für größere Sicherheit," antwortete Diepold.

„Ich für morgige Entſcheidung," ſagte Heinrich.

„Und ihr dort weiterhin?" fragte der Herzog.

„Für morgige Entſcheidung," rief Zweſt.

„Für morgige Entſcheidung," rief Jurik der Sohn Juriks.

„Für morgige Entſcheidung," rief Beneda.

„Morgen Schlacht, und ganz gewiſſer Sieg," ſchrie Odolen.

„Morgen Schlacht, morgen Schlacht," riefen nun mehrere Stimmen der jungen Männer.

„Es iſt gut," ſagte der Herzog, „ihr wollt die Schlacht und ruhmreichen Sieg oder ruhmreichen Untergang. Ich rede als Ritter wie ihr. Ihr dürft euer Leben hinwerfen; ich der Herzog aber darf euer Leben nicht hinwerfen, und das Heil des Landes nicht auf die Spitze ſtellen. Wir gehen in unſere feſte Stadt Prag, in welcher der Fürſtenſtuhl ſteht, feſtigen die Mauern um ihn und um uns noch mehr, und ſuchen Verſtärkungen zu gewinnen, wie wir ſie nur immer zu gewinnen vermögen. Haben wir dann die Macht, die letzte und gewiſſe Entſcheidung herbeizuführen, ſo treten wir an den Feind, und ſuchen dieſe letzte Entſcheidung, aber Entſcheidung für uns. Ihr, meine jungen Männer, zeigt hier die größere Tapferkeit, nämlich die, euern Muth zu zügeln, und folgt dem Rathe der Alten, die auch tapfer aber auch weiſe ſind."

„Es wird ſo gut ſein," ſagte Bolemil.

„Es iſt gut," ſagte Otto der Biſchof von Prag.

„So thun wir," ſagte Zdik der Biſchof von Olmüz.

„So thun wir," ſagte Lubomir.

„Pflegt einige Stunden in der Nacht der Ruhe," ſprach der Herzog, „dann, ehe der Tag ſcheint, brechen wir auf, es wird die Weiſung erfolgen. Und nun noch Eines. Es wird ein Bischen Abendkoſt bei mir bereitet, und wohl auch noch ein Wein wird vorhanden ſein. Wer es mit mir theilen will, iſt Abends willkommen. Jetzt, Herren, ſeid für euern Rath bedankt."

Die Männer begannen, ſich zu zerſtreuen.

„Führt mich hinweg," ſagte Weliſlaw, „ich bin weder zum Rathe noch zur Schlacht tauglich."

Zwei Männer führten ihn von dannen.

Witiko ging zu den Seinigen. Rowno, Diet, Oſel, und die andern gingen auch zu ihren Waldleuten.

Nun, da der Herzog mit den Führern berathen hatte, ging er auch noch zu den Kriegern. Er ging längs der ganzen Reihen, beſah die Männer, ſprach mit ihnen, tröſtete die Verwundeten, und ermunterte die andern.

Als er zu Witiko kam, ſtellte dieſer ſeine Leute auf.

„Witiko," ſagte der Herzog, „wir rechnen noch einmal eigens für den heutigen Tag ab."

Dann ſprach er zu den Leuten: „Männer des Waldes, ihr habt eigentlich den Tag gerettet. Ich ſage euch den größten Dank. Ich will mir eure Angeſichter einprägen, daß ich ſie wieder kenne, wenn ich ſie ſehe. Haben wir dieſe Sache geendet, will ich eurer gedenk ſein, und ihr ſollt keinen undankbaren Herzog an mir finden."

„Der junge Witiko hat die Sache geführt, als Smil geſtorben war," ſagte Stephan der Wagenbauer.

„Ich weiß es," antwortete der Herzog, und gedenke es ihm."

„Wir gehen nach Prag, um die Stadt zu vertheidigen," fuhr er fort, „bis wir wieder angreifen. Ihr werdet wollen in euern Wald gehen?"

„Mit Gewährung, Herr Herzog," ſagte der Schmied von Plan, „wir konnten auf dieſem Berge nicht von dir abgetrennt werden, weil wir wieder zu dir gingen, als die Lügner vom Plakahofe davon gelaufen waren, ſonſt hätten wir unſer Vorhaben nicht ausgeführt. Wir werden ſchier alle mit dir nach Prag gehen, wenn du uns zu eſſen geben kannſt; denn das Brod und das Rauchfleiſch in unſeren Säcken iſt zur Neige. Und ſie werden uns die Stadt ſo wenig nehmen können, wie dieſen Berg, und etwa reißen wir ihnen dann den Flimmer und die ſchönen Steine vom Leibe, die ſie prahleriſch angelegt haben."

„Wer mit mir nach Prag geht, wird die Lebensmittel erhalten, die wir haben," ſagte der Herzog.

„Dann iſt es ſchon recht," entgegnete der Schmied.

In dieſem Augenblicke kamen einige Männer herbei, und trugen den Fiedler Tom Johannes.

„Wer iſt der Mann?" fragte der Herzog.

„Das iſt der Fiedler von Plan," ſagte Paul Joachim, „und die ihn tragen, haben wir um unſere Leute auf die Kampfſtelle geſchickt."

„Iſt er todt?" fragte der Herzog.

„Nein, mein guter Mann," antwortete der Fiedler, „aber der Fiedelbogen wird wohl krumm bleiben."

„Ich werde ſogleich jemanden ſenden, der für dich ſorgen ſoll," ſprach der Herzog.

Dann ſagte er etwas zu einem Manne ſeines Geleites, der ſich darauf entfernte.

„Dieſer wird einen Arzt bringen," ſagte der Herzog.

„Habt ihr noch mehr Verwundete?“ fragte er dann.

„Der iſt der letzte, welchen wir herauf getragen haben,“ ſagte Max Albrecht, „den armen Norbert haben ſie zu einem Strauche hingelegt, den Zimmerer David und Veit Gregor haben wir zur Pflege hergetragen, Chriſt Severin der Wollweber und Mathias und Urban ſind ſelber gegangen. Sie haben ſchon Tücher mit Waſſer um, und Philipp iſt um Kräuter gegangen.“

„Der Arzt wird alle in Pflege nehmen,“ ſagte der Herzog, „und nun ruhet eine Weile, und wer nach Prag gehen will, wird in der Nacht das Zeichen erfahren.“

Nach dieſen Worten entfernte er ſich, und ging zu Rowno und Diet und zu den andern, um ihnen zu danken.

Als es Abend war, gingen viele zu dem Herzoge, das kleine Mahl zu theilen. Mehrere ſaßen in dem Gezelte, andere ſtanden. Die Kundſchafter meldeten, daß die Feinde Späher ausgeſandt haben, die erfahren ſollen, ob ſie nicht in der Finſterniß der Nacht von dem Heere des Herzogs Wladiſlaw würden umgangen werden können.

„Deſto ſicherer iſt unſer Zug,“ ſagte Wladiſlaw.

Als das Mahl aus war, verabſchiedeten ſich die Männer, und gingen, die Ruhe zu ſuchen.

Witiko begab ſich zu ſeinem Pferde, und wuſch ihm mit Wein, den er ſich verſchafft hatte, die Gelenke.

Dann legte er ſich auch auf ſeine Schlafſtelle.

Und nun war Ruhe und Stille in dem Lager des Herzogs, nur daß die Wachen ſich regten, Kundſchafter ſtreiften, und die Feuer gemach verbrannten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK WIEN

Dieſer Tag war der fünfundzwanzigſte des Monates April des Jahres 1142 geweſen.

Ehe der Morgen graute, wurde ein Zeichen, welches kein Laut war, durch das Lager geſendet, zum Aufbruche bereit zu ſein.

Und noch in der Dunkelheit ſetzte ſich der Zug nach Prag in Bewegung.

Ende des erſten Bandes.

Im Verlage von **Guſtav Heckenaſt** in **Peſt**
ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes
zu beziehen:

Adalbert Stifter.

Studien. Sechſte Auflage. Ausgabe in zwei Bänden. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers und acht Stahlſtich-Vignetten von P. J. N. Geiger.
Geheftet 6 fl., 4 Thlr.
Prachteinband mit Goldſchnitt 8 fl., 5 Thlr. 10 Sgr.

Studien. Fünfte Auflage. Zweiter Abdruck der Stereotyp-Ausgabe in drei Bänden. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich. Geheftet 5 fl. 3 Thlr. Gebunden 6 fl. 25 kr., 4 Thlr.

Studien. Mit dem Porträt des Verfaſſers, gezeichnet von Daffinger, geſtochen von Karl Mahlknecht, und ſechs Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger, geſtochen von Armann. Ausgabe in ſechs Bänden. Geh. 9 fl., 6 Thlr.
Elegant in Leinwand gebunden 12 fl., 8 Thlr.
Band IV.—VI. ſind geheftet auch einzeln à 1 fl. 50 kr., 1 Thlr. zu beziehen.

Bunte Steine. Ein Feſtgeſchenk. Zwei Bände. Zweite Ausgabe in einem Band reich gebunden mit Goldſchnitt 4 fl. 50 kr., 3 Thlr.

Der Nachſommer. Eine Erzählung. Mit 3 Titel-Vignetten. Drei Bände. Geheftet 9 fl., 6 Thlr.

Der Weihnachtsabend. Einzelabdruck der Erzählung „Bergkryſtall“ aus dem Werke: „Bunte Steine.“ Mit Illuſtrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiſer. Gr. 4. Elegant kart. 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgaben.

Abdias. Mit Titel-Vignette in Stahlſtich. Geheftet 1 fl., 20 Sgr.
Geb. in Leinwand mit Goldſchnitt 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Der Hageſtolz. Mit Titel-Vignette in Stahlſtich. Geheftet 1 fl., 20 Sgr.
Gebunden in Leinwand mit Goldſchnitt 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Der Hochwald. Mit Titelvignette in Stahlſtich. Geheftet 1 fl., 20 Sgr.
Gebunden in Leinwand mit Goldſchnitt 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Die Narrenburg. Mit geſtochener Titel-Vignette. Geheftet 1 fl., 20 Sgr.
Elegant gebunden mit Goldſchnitt 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Betty Paoli.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In Umſchlag geh. 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Cartonirt 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Lyrisches und Episches. **Neueſte Gedichte.** Elegant gebunden mit Goldſchnitt 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

Nach dem Gewitter. **Gedichte.** Zweite um die Hälfte vermehrte Auflage. Zweiter Band der Gedichte. In Umſchlag geheftet 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Romancero. In Umſchlag cartonirt 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Welt und mein Auge. **Novellen.** Drei Bände. In Umſchlag geheftet 4 fl. 50 kr., 3 Thlr.

Dr. S. H. Moſenthal.

Cäcilia von Albano. **Dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen.** Mit dem Portrait des Verfaſſers in Stahlſtich. Geheftet 1 fl., 20 Sgr.

Deborah. **Volksſchauſpiel in 4 Akten.** Dritte Auflage. 60 kr., 12 Sgr.
Ausgabe auf Velinpapier 1 fl., 20 Sgr.

Dramen. Erſte Folge. **Deborah. — Cäcilia von Albano.** Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich. Geheftet 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.
Gebunden mit Goldſchnitt 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

J. S. Albach.

Heilige Anklänge. **Gebete für katholiſche Chriſten.** Sechzehnte, nach der vermehrten achten unveränderte Original-Auflage.

Mit ſechs Stahlſtichen. Ungeb. 3 fl. 80 kr., 2 Thlr. 16 Sgr.
Geb. in Leder mit Schuber 5 „ — „ 3 „ 10 „
Geb. in Leder mit Stahlkreuz und Schließe 6 „ 50 „ 4 „ 10 „
Geb. in Leder mit Silber-Chriſtus und Schließe 7 „ 50 „ 5 „ — „
Geb. in Chagrin mit Silberſchließen 8 „ 50 „ 5 „ 20 „

Sämmtliche Beſchläge der von mir gelieferten Einbände ſind aus echtem, 13löthigem Silber gefertigt.

Stunden der Andacht. **Erinnerungen an Gott, Tugend und Unſterblichkeit.** Mit Titelbild und Titel in Farbendruck.
Geheftet 3 fl., 2 Thlr.
Gebunden in Chagrin 5 fl., 3 Thlr. 10 Sgr.

Erzählungen, Romane und Gedichte.

Hebbel, Friedrich. Erzählungen und Novellen. Geh. 1 fl., 20 Sgr.
Inhalt. Matteo. — Herr Haidvogel und ſeine Familie. — Anna. — Pauls merkwürdigſte Nacht. — Die Kuh. — Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägl auf der Freudenjagd. — Eine Nacht im Jägerhauſe.

Becher, Aug. (Verfaſſer des Jungfriedel.) Novellen. Geheftet
2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.
Inhalt. Des Schulzen Fritz. — Hans Röffelmann, der wackere Schultheiß. — Der Hannewackel und ſeine Schweſter. — Die Peſtjungfer. — Das Schreinerbäbele.

Schücking, Levin. Novellen. Zwei Bände. Geh. 4 fl., 2 Thlr. 20 Sgr.
Inhalt. I. Band: Der Syndikus von Zweibrücken. — Nur keine Liebe. — La Fleur. — Das Bankett auf Chickſand-Caſtle. — Ein G·uſenabenteuer. — II. Band: Der Familienſchild. 1. Der Familienſchild. 2. Wein- und Liebeshandel. 3. Große Kinder.

Stelzhamer, Franz. Der Heimgarten. Novellen. Zwei Bände. Geheftet
3 fl., 2 Thlr.

Teſche, Walter. Erzählungen aus dem Bergiſchen. Zwei Theile.
Geheftet 3 fl., 2 Thlr.

Deinhardſtein. Erzählungen und Novellen. Geh. 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.
Inhalt. Der Goldſchmied von Piſa. (Erzählung.) — Stradella. (Novelle.) — Die Jugendrillinge. (Märchen.) — Der ſeltene Entſchluß. (Erzählung.)

Ritter, Ernſt. Mohnkörner. Geſammelte Erzählungen. Zwei Bände.
Geheftet 4 fl., 2 Thlr. 20 Sgr.
Inhalt. I. Band: Schloß Wartberg. — Gerhardine. — II. Band: Die Verlobung. — Ulyſſes. — Herbſtwochen am See.

Ritter, Ernſt. Erzählungen. Zwei Bände. Geh. 3 fl., 2 Thlr.
Inhalt. I. Band: Der Gelehrte. — Ein Jugendabenteuer. — Meine alte Wärterin. — Das Falkenmädchen. — Die Reiſe nach Karlsbad. — II. Band: Welan, der Töpfer. — Der Ring.

Cornelius, Peter. Lieder. Geh. 80 kr., 15 Sgr.

Gartner, Anton. Gedichte in oberöſterreichiſcher Volksmundart, einbegleitet von **Adalbert Stifter.** Zweite Auflage. Geh. 1 fl., 20 Sgr.

Hirſch, R. Eulenſpiegel's Tagebuch. Geh. 75 kr., 15 Sgr.

Oldofredi-Hager, Jul. Gräfin. Neue Gedichte. Geh. 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Spaun, A. Ritter v. Die Klage. Ein deutſches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts. Geh. 1 fl., 20 Sgr.

Ungariſche Dichtungen

in deutſcher Ueberſetzung.

Petöfi, Alexander. **Lyriſche Gedichte.** Ins Deutſche metriſch überſetzt von **Theodor Opitz.** Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Zwei Bände. Geheftet 4 fl. 50 kr., 3 Thlr.

Arany, Johann. **Toldi.** Poetiſche Erzählung in zwölf Geſängen. Aus dem Ungariſchen im Versmaß des Originals überſetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Mit einem Brief von **Friedrich Hebbel.** Geh. 1 fl., 20 Sgr.

Arany, Johann. **Toldi's Abend.** Poetiſche Erzählung in ſechs Geſängen. Ueberſetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geh. 1 fl., 20 Sgr.

Kiſfaludy, Alexander. **Sagen aus der ungariſchen Vorzeit.** Deutſch von **Joſ. v. Machik.** Mit dem Bildniß des Dichters. Geh. 1 fl., 20 Sgr.

Sajó. **Schlachtenbilder und Szenen aus Ungarns Revolution 1848 und 1849.** Geheftet 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Stier, G. **Ungariſche Volksmärchen.** Nach der aus **Georg Gaal's** Nachlaß herausgegebenen Urſchrift überſetzt. Mit 23 Holzſchnitten. Geheftet 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

Jóſika Nikolaus, **ſämmtliche Werke.** Siebenzehn Bände. Octav. In Umſchlag geheftet 9 fl., 6 Thlr.

Dieſe ſiebenzehn Bände enthalten nachſtehende Werke:

1.—3. Band.	**Der letzte Bátori,** hiſtor. Roman. Drei Theile.	1 fl. 50 kr., 1 Thlr.
4. Band.	**Novellen und Erzählungen.**	50 kr., 10 Sgr.
5., 6. Band.	**Abaſi.** Zwei Theile.	1 fl., 20 Sgr.
7. Band.	**Die Leichtſinnigen.** Zwei Theile in einem Bande.	1 fl., 20 Sgr.
8. Band.	**Jolyomi.**	50 kr., 10 Sgr.
9.—12. Band.	**Die Böhmen in Ungarn.** Hiſtoriſches Gemälde aus dem Zeitalter Mathias des Erſten.	2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.
13. Band.	**Novellen und Erzählungen.** Zweiter Band.	50 kr., 10 Sgr.
14.—17. Band.	**Zrinyi der Dichter.** Romantiſche Chronik aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert.	2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

Ungariſche Literaturgeſchichte u. Geſchichte.

Toldy Dr. Franz. **Geſchichte der ungariſchen Dichtung** von den älteſten Zeiten bis auf Alexander Kiſfaludy Aus dem Ungariſchen überſetzt von **Guſtav Steinacker.** Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Geheftet 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr.

Toldy, Dr. Franz. **Geſchichte der ungariſchen Literatur** im Mittelalter Aus dem Ungariſchen überſetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geheftet 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

Horváth, Michael. **Kurzgefaßte Geſchichte Ungarns** in deutſcher Ueberſetzung. Zwei Bände. Geheftet 3 fl., 2 Thlr.

Liſzt Franz. **Die Zigeuner und ihre Muſik in Ungarn.** Deutſch bearbeitet von **Peter Cornelius.** Geheftet 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

Prachtwerke.

Geiger, Peter Joh. N. **Das Zeitalter der Árpáden.** Bilder aus Ungarns Geſchichte. Nach den Angaben und mit Erläuterungen von **Dr. Guſtav Wenzel,** Profeſſor an der Univerſität zu Peſt. (68 S. gr. Quer-Quart) mit 17 Bildern. Prachteinband 18 fl., 12 Thlr.

Reiſewerke.

Fuchs, Friedr. **Die Central-Karpathen** mit den nächſten Voralpen. Handbuch für Gebirgsreiſende. Nebſt einer Karte. Geh. 2 fl. 50 kr., 1 Thr. 20 Sgr.

Pfeiffer, Ida. **Reiſe nach dem ſkandinaviſchen Norden und der Inſel Island** im Jahre 1845. Mit einer lithographirten Karte der Südweſtküſte der Inſel Island. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Umſchlag geheftet 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

Binzer, A. v. **Venedig im Jahre 1844.** Mit einer Karte von Venedig. Geh. 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr. Elegant geb. 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr.

William Shakespeare

nach dem Original von P. J. N. Geiger lithographirt von C. Federle in München. Druck von H. Müller in Stuttgart.

Preis 8 fl., 5 Thlr. 10 Sgr.

Adalbert Stifter

in Stahl geſtochen von **E. Mahlknecht.** (Quart-Format.)

Preis 40 kr., 8 Sgr.

☞ Unter der Preſſe: ☜

Dr. Anton v. Virozsil,

k. k. Hofrath, jubilirter Universitäts-Rektor und Professor,

Handbuch des ungar. Staatsrechtes.

Drei Bände.

Robert Volkmann's

Tondichtungen.

op. 26. **Variationen über ein Thema von Händel** für Pianoforte à 1 fl. 50 kr., 1 Thlr. Auf 2 Pianof. einger. von C. Thern. 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr.

op. 27. **Lieder der Grossmutter.** Kinderstücke für das Pianoforte zu zwei Händen. Zwei Hefte, 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr.

op. 28. **Erste Messe für Männerstimmen** (mit Soli) D-dur. *Compl.* à 3 fl. 50 kr., 2 Thlr. 10 Sgr. — *Part.* 1 fl. 80 kr., 1 Thlr. 5 Sgr. — *Stimmen* 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr. — Einzeln: Ten. I. 50 kr., 10 Sgr.; Ten. II. 50 kr., 10 Sgr.; Bass I. 50 kr., 10 Sgr.; Bass II. 50 kr., 10 Sgr.

op. 29. **Zweite Messe für Männerstimmen** (ohne Soli) As-dur. *Compl.* à 4 fl., 2 Thlr. 20 Sgr. — *Part.* 1 fl. 80 kr., 1 Thr. 5 Sgr. — *Stimmen* 2 fl. 50 kr., 1 Thr. 20 Sgr. — Einzeln: Ten. I. 50 kr., 10 Sgr.; Ten. II. III. 80 kr., 15 Sgr.; Bass I. 80 kr., 15 Sgr.; Bass II. 50 kr.. 10 Sgr.

op. 30. **Sechs Lieder für Männerstimmen.** I. II. Heft. 1 fl. 50 kr., 1 Thlr. ord. pr. Heft Stimmen einzeln: Ten. I. Ten. II. Bass I. Bass II. à 30 kr., 5 Sgr.

op. 31. **Rhapsodie für Violine und Pianoforte** à 1 fl. 20 kr., 25 Sgr.

op. 32. **Drei Lieder für eine Tenorstimme** mit Clavierbegleitung à 1 fl., 20 Sgr.

op. 33. **Concert für Violoncell** complet à 8 fl., 5 Thlr. 8 Sgr. — *Pianoforte-Part.* à 2 fl. 60 kr., 1 Thlr. 22 Sgr. — *Orch.-St.* à 5 fl. 40 kr., 3 Thlr. 16 Sgr.

op. 34. **Drittes Streich-Quartett** G-dur à 3 fl. 50 kr., 2 Thlr. 10 Sgr.

op. 35. **Viertes Streich-Quartett** E-moll à 3 fl. 50 kr., 2 Thlr. 10 Sgr. — Dasselbe für das Pianof. zu vier Händen, 3 fl., 2 Thlr.

op. 36. **Improvisationen am Clavier** à 1 fl. 50 kr., 1 Thlr.

op. 37. **Fünftes Streich-Quartett** F-moll à 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr.

op. 38. **Drei geistliche Gesänge** für gemischten Chor mit Pianoforte-Begl. Drei Hefte. *Compl.* 1 fl. 50 kr., 1 Thlr. — I. Heft: *Part.* 60 kr., 12 Sgr. *Stimmen* 50 kr., 10 Sgr. — II. Heft: *Part.* 60 kr., 12 Sgr. *Stimmen* 30 kr., 6 Sgr. — III. Heft: *Port.* 30 kr., 6 Sgr. *Stimmen* 30 kr., 6 Sgr.

op. 39. **Die Tageszeiten.** Zwölf vierhändige Clavierstücke. Heft I. II. III. IV. à 80 kr., 16 Sgr.

op. 40. **Drei Märsche** für Clavier zu vier Händen. à 1 fl. 20 kr., 24 Sgr.

op. 41. **Au tombeau du Comte Széchenyi.** Fantaisie pour le Piano, à 1 fl., 20 Sgr.

op. 42. **Concertstück für Pianoforte.** Solost. 3 fl. 30 kr., 2 Thlr. Orchesterst. 4 fl. 50 kr., 3 Thlr. Sextettst. 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr. Zweites Pfte 1 fl. 50 kr., 25 Sgr.

op. 43. **Sechstes Streich-Quartett** Es-dur 4 fl., 2 Thlr. 10 Sgr.

op. 44. **Symphonie D-moll.** *Partitur* 7 fl., 4 Thlr. 20 Sgr. *Orchesterstimmen compl.* 12 fl., 8 Thlr. — Einzeln: Violino I. 1 fl., 20 Sgr. Viola, Cello, Basso à 75 kr., 15 Sgr. *Clavierauszug* à 4 ms, eingerichtet vom Componisten, 4 fl., 2 Thlr. 20 Sgr.

op. 45. **An die Nacht.** Fantasiestück für Altsolo und Orchester. *Part.* 1 fl. 50 kr., 1 Thlr. *Stimmen* 2 fl. 50 kr., 1 Thlr. 20 Sgr. *Clavierauszug* 1 fl., 20 Sgr. — Einzeln: Viol. I. II. Viola à 20 kr., 4 Sgr. Cello, Basso à 10 kr., 2 Sgr.

op. 46. **Liederkreis** für eine Altstimme mit Clavierbegl. à 1 fl., 20 Sgr.

op. 47. **Offertorium** für Sopransolo, Chor und Orchester, *Part.* 1 fl., 20 Sgr. *Stimmen complet* 2 fl., 1 Thlr. 10 Sgr. Einzeln à 10 kr., 2 Sgr.

op. 48. **Drei Lieder für Männerchor.** *Partitur* 50 kr., 10 Sgr. *Stimmen compl.* 1 fl., 20 Sgr. Einzeln à 25 kr., 5 Sgr.

Witika.

Peſt, 1866. Gedruckt bei Guſtav Heckenaſt.

Witiko.

Eine Erzählung

von

+

Adalbert Stifter.

Zweiter Band.

Peſt.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.

1866.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

93-8-334

K
Mu I 16.2.93
Lu
lun

Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

1.

Der Schein ging über Feld und Wald.

Als der Herzog Wladiſlaw auf ſeinen Zug nach Prag ging, war derſelbe in der folgenden Weiſe eingerichtet. Zuerſt waren Reiter, welche den Weg erforſchen, berichten, und Hinderniſſe, wenn es geſchehen konnte, zerſtreuen ſollten. Dann kamen Fußgänger mit jenen Reitern und Wägen, die zu ihnen gehörten. Dieſe Vorhut führte Diepold der Bruder des Herzogs. Dann kamen die Verwundeten Weliſlaw, Caſta, Hermann von Attes, Beneda, und andere. Sie waren in Tragbahren, deren Bänder über die Buge von je zwei Pferden gingen. Sie wurden von Reitern behütet, die Milota führte. Dann kamen wieder Reiter und Fußgänger. Dieſe führte Heinrich der zweite Bruder des Herzogs. Nach ihnen waren Wägen, welche Kriegsdinge und Kranke und Verwundete trugen. Die Männer der Wägen befehligte Jurik der Sohn Jurik's. Hierauf kamen die entſeelten Körper derjenigen, die auf dem Berge Wyſoka ihr Leben ausgehaucht hatten, und denen man die Sorge weihen wollte, daß ſie nach Prag gebracht würden. Darunter waren die Körper Smil's und ſeiner beiden

Söhne, Ben's, Dalimil's, Puſtimir's und anderer hervorragender Männer. Die Ärzte hatten ſie in der Nacht, ſoweit es erreicht werden konnte, mit Spezereien gegen das Verderben eingerieben. Dieſe Körper waren in Tücher gehüllt, und wurden entweder von Säumern getragen, oder auf Wägen geführt. Das Geleite dieſer Mitfolge befehligte Zweſt. Nun erſchien zum Schluſſe die größte Schaar der Krieger Wladiſlaw's, Reiter und Fußgänger. An dieſe Stelle waren die erfahrenſten Kriegsherren und jene Abtheilungen der Männer gewieſen worden, die den geſchloſſenſten Stand zu halten vermochten, damit ſie, wenn die Feinde nacheilen und angreifen ſollten, ſchnell in Schlachtordnung wären, und ſo lange ausdauern könnten, bis auch die andern in Kampfesbereitſchaft wären. Dieſe Nachhut führte der Herzog Wladiſlaw ſelbſt. Um ihn waren die vorzüglichſten Männer, die Biſchöfe und die Führer. Der alte Bolemil war in ſeiner Tragbahre mit ſeinen noch übrigen Reitern da. Der alte Lubomir ritt mit ſeinen Söhnen, die ihm geblieben waren, neben dem Herzoge. Diwiš und ſein Sohn Zdeſlaw waren da. Odolen folgte mit ſeinen Freunden. Preda und Gervaſius ritten mit. Die Waldleute hatten den Vorzug erhalten, der Abtheilung des Herzogs einverleibt zu werden, und zogen nun in ihr dahin. Unter ihnen war Witiko, Rowno, Diet von Wettern, Oſel und die anderen, die von dem Mittage des Landes ſtammten. Zwei der Männer trugen in Tüchern, die man an zwei Stangen gebunden hatte, den verwundeten Tom Johannes den Fiedler. Sie hatten ihn ſorgſam zugedeckt, und hatten ihm einen Pack Frühlingskräuter auf die Wunde gebunden. Zwei andere Männer trugen David den Zimmerer, und wieder zwei Veit Gregor. Chriſt Severin der Wollenweber und Mathias und Urban, der Neffe des Schmiedes, gingen in dem Zuge, weil ſie geringere Wunden hatten. Die Waldleute hielten ſich geſchloſſen, und ſuchten das Benehmen der andern Krieger nachzuahmen. Am Ende des Zuges waren wieder Reiter, wie ſie am Anfange waren. Zu beiden Seiten des Weges waren Reiterfähnlein ausgeſendet worden, das Land zu durchſuchen, und zu melden, was ſie geſehen hätten.

Die Häuſer von Suchdol waren nach und nach rückwärts des Zuges gekommen, die Mauern von Radbař, die zuerſt gegen Mitternacht geſtanden waren, konnten nun gegen Mittag erblickt werden, und man näherte ſich den Wieſen von Wolešec.

Von den ſtreifenden Reitern kamen Abgeſendete herzu, die ſagten, daß kein Menſch in der Gegend ſei, daß ſich die Felder in Unordnung befinden, und kein Vieh zu ſehen iſt, und daß ſich keiner der Feinde zeige.

Die Sonne ging nun über die Länder Mähren und Böhmen herauf, und beleuchtete den Zug. Man konnte an dem Rauche, der gegen Morgen war, ſehen, daß die Feinde etwa an der Stelle ſeien, von der aus ſie die Schlacht begonnen hatten, ja aus entfernterem Rauche, daß einige vielleicht ſchon gegen Mähren zurück gehen.

Die Schaaren kamen in den Ort Wolešec, und gingen durch ihn, der leer war, hindurch. Als die letzten die Häuſer hinter ſich hatten, wurden die Zeichen zur erſten Raſt gegeben. Die Zeichen wiederholten ſich in den Abtheilungen, und man richtete ſich zur Ruhe. Einige Zelte wurden aufgeſchlagen, zumeiſt aber ließen ſich die Männer nur in die Breite auseinander, um ſich nieder zu ſetzen. Die Waldleute kamen an eine Mauer aus loſen Steinen, die neben dem Felde lief. Einige ſetzten ſich auf die Steine der Mauer, andere an die Mauer in das kurze Frühlingsgras der Wieſe, die neben dem Felde war. Wie ihnen der Herzog Lebensmittel verſprochen hatte, ging es jetzt in Erfüllung. Es kamen Träger und Karren zu ihnen, und brachten Säcke mit geräuchertem Schweinefleiſch, mit Brod aus Gerſte und Roggen, mit Käſeziegeln und Klößen. Auch Fäſſer mit Getränken wurden herbei geführt, von denen die meiſten mit klarem Waſſer gefüllt waren, das man aus kühlen Quellen geſchöpft hatte. Andere enthielten Bier und Meth. Die Waldmänner erquickten ſich zuerſt an den Getränken, am Waſſer, am Biere, am Methe. Dann nahmen ſie von den Speiſevorräthen in ihre Säcke, was ſie zum Zuge nach Prag als nöthig gedachten. Dann aßen ſie, tranken wieder, und machten ſich zurecht, die kurze Raſt zu genießen. Was von den Lebensmitteln übrig geblieben war, wurde wieder fort geſchafft. In dieſer Zeit kam Jakob, der Knecht aus dem Wangetſchlage, mit ſeinem lahmen braunen Pferde zu den Waldleuten. Man hatte nichts von ihm gewußt, und in dem Kampfe ſeiner nicht gedacht. Er erzählte, daß er in der Schlacht geweſen ſei, und daß ſie ihn mit einer Lanze in die Wange geſtochen haben. Er habe ſich aber ſehr gewehrt, und ſei jetzt dem Zuge nach geeilt, um ihn einzuholen. Witiko unterſuchte ſeine Wunde, und fand ſie geringe. Dann gab er ihm von ſeinen Vorräthen zu eſſen, und ließ das gehetzte Pferd erquicken.

Als die Ruhezeit aus war, tönten die Hörner zum Aufbruche. Die Eckmänner der Waldleute gaben ihre Zeichen mit Hörnern von Ziegenböcken.

Der Zug richtete ſich wieder ein, und ging weiter.

Man raſtete noch zwei Male, und am Abende lagerte man ſich auf weiten baumloſen Feldern, an denen keine Häuſer waren, und die in dieſer Kriegszeit keine Saaten trugen. Es wurden Gezelte geſchlagen, die Grenzen des Lagers geſteckt, Wachen geſtellt, und Kundſchafter ausgeſendet. Dann zündete man Feuer an, pflegte ſich, und bereitete Schlafſtellen. Und die Körper der Krieger genoſſen eine feſtere Ruhe, als ſie in der vorigen Nacht gehabt hatten. Bis zum Morgen war es ſtille in dem Lager und um das Lager.

Wie an dieſem Tage, ſo war es ähnlich an dem zweiten und an dem dritten und an dem vierten.

Und am fünften Tage kam Wladiſlaw mit ſeinen Kriegern vor der Stadt Prag an.

Die Augen aller Krieger ſahen auf dieſe Stadt. Da war der hohe Wald des Berges Petřin, und von dieſem Walde gingen die lichten Mauern dahin, die Soběſlaw hatte umbauen und mit Thürmen verſehen laſſen, und hinter den Mauern ragten die Gebäude empor: die Kirche des heiligen Veit, die Kirche der heiligen Jungfrau Maria, die Kirche des heiligen Georg, die Hofburg des Herzoges, der Biſchofsthurm, die Prieſterhäuſer, die Häuſer der Aemter, und noch viele andere, die ſie nicht kannten. Aber zwiſchen dieſer Stadt, die ſie aufnehmen ſollte, und den Kriegern war der weit gedehnte rechtsufrige Burgflecken Prag. Und vor dem Burgflecken ſtanden unzählige Menſchen gedrängt, um den Herzog und ſein Heer zu ſehen. Einige waren auf Dächer und Bäume geklettert. Vor allen Menſchen aber ſtand die Herzogin. Neben ihr ſtand der Hofrichter und der Kämmerer und der Maier des Herzogs, welche nicht in den Streit hatten mitziehen dürfen, es ſtanden die Kmeten neben ihr, die der Herzog über ſeinen rechten und linken Burgflecken geſetzt hatte, und es ſtanden der Unterkämmerer, der Truchſeß und der Schenk des Biſchofes und der Dechant und der Hüter und Prieſter neben ihr, es ſtand Hugo, der Propſt vom Wyšehrad mit Prieſtern neben ihr, und der Kmete vom Wyšehrad, und jeder hervorragende Mann, der zur Hut von Prag hatte zurückbleiben müſſen. Die Herzogin und alle, die ſie umſtanden, begrüßten den Herzog und die Seinigen.

Der Herzog dankte des Grußes, die Herzogin und die um ſie beſtiegen ihre Pferde, und der Herzog führte von allen begleitet ſeine Krieger durch die langen Gaſſen des Burgfleckens und die vielen Menſchen in ihnen auf das große Feld, das zwiſchen dem Burgflecken und dem Wyšehrad war, und als Verkaufsplatz diente.

Dort ließ er ſie ein Lager ſchlagen, und in dem Lager ſich niederlaſſen. Er aber ritt mit der Herzogin und mit den Biſchöfen Prieſtern Lechen Kriegsherren und einem Geleite von Kriegern in die Burg. Diwiš ging in ſein eigenes Haus, dort zu übernachten, eben ſo Bolemil. Lubomir ging in das Haus ſeines Stammes, ſo that auch Stibor, ſo Chotimir und Nemoy und Preda und andere. Der Biſchof Zbik ging mit ſeinen Prieſtern und Leuten in das Haus des Biſchofes von Prag, und auch Bozebor ging mit einem Geleite dahin. Witiko wurde in dem Hauſe der Prieſter des heiligen Veit aufgenommen. In zwei kleinen Gemächern neben dem Thorwege fand er Raum für ſich und die Knechte Raimund und Jakob, und für die Pferde erhielt er einen kleinen Stall.

Im Morgengrauen des nächſten Tages machte Wladiſlaw mehrere Anordnungen. Die erſte war, daß die Körper der Todten zu ihrer Beſtattung möchten hergerichtet werden; die zweite war, daß man die Eintheilung treffe, daß die Krieger von dem Verkaufsfelde in die Stadt hinauf zögen, und ihre Abtheilungen die Plätze einnähmen, die für ſie beſtimmt wären. Hierauf ſendete er Kundſchafter aus, dann ordnete er Werbungen von Arbeitern an, die Mauern, wo es nothwendig wäre, noch mehr zu befeſtigen, und auszubeſſern. Dann befahl er Sendungen in das Land, um Krieger zum Zuzug aufzufordern, und Lebensmittel einzubringen, und endlich ſchickte er ſeinen Bruder Heinrich in das Land Budiſſin, um dort Männer zur Beihilfe zu werben.

Da der Abend heran nahte, wurde gemeldet, daß man zur Beſtattung der Todten in Bereitſchaft ſei. Der Herzog begab ſich auf das Verkaufsfeld, wo ſie aufgeſtellt waren. Eine große Menſchenmenge und die Schaar der Prieſter war um ſie. Puſtimir in ſchwarzen Sammet gekleidet lag auf einem mit ſchwarzem Sammet überzogenen Wagen, um nach Daudleb geführt zu werden. Der demüthige Prieſter von Daudleb kniete an dem Wagen, und betete. Smil und ſeine zwei Söhne lagen auf drei Wägen von grünem Sammet und Silber in dunkelgrüne Sammetgewänder gekleidet mit Silber verziert, die weißen Federn auf den Hauben, und das helle Schwert an der Seite, um gegen Dečin gebracht zu werden. Dalimil in Braun und Gold gekleidet ſollte von ſeiner Sippſchaft nach Taus geleitet werden. Swen, ein hochbeherzter Mann, deſſen Begräbnißſtelle in Mähren lag, ſollte, da er mit Spezereien eingeſalbt war, in eine Gruft der Marienkirche getragen werden, daß er nach Beendigung des Streites endlich in ſeine Heimath gebracht werden könnte. Die andern ſollten in Prag begraben werden. Der Biſchof Otto von Prag, der Biſchof Zdik von Olmüz, Peter der Abt von Břewnow, Gezo der Abt von Strahow, die Äbte von Kladrau und Wilimow, der Prieſter Daniel und viele Prieſter feierten die heilige Handlung. Der Biſchof Otto hielt nach der Segnung eine Predigt, und als ſie geendigt war, und als alle auseinander gehen wollten, viele darunter mit Thränen in den Augen, ſagte der Herzog: „Die Waffenbrüder der Verſtorbenen, dann Männer und Frauen und Jünglinge und Jungfrauen, welche das Land lieben, mögen die, welche für das Land geſtorben ſind, nicht vergeſſen.“

„Sie werden nicht vergeſſen,“ riefen ſehr viele.

„Nein, wir vergeſſen ſie nicht,“ riefen andere.

Mehrere Menſchen gingen noch beſonders zu der Stätte Ben's des Kriegsanführers, um von ihm Abſchied zu nehmen, der ſo bald nach dem Tage auf dem Wyšehrad ſein Leben hatte verlieren müſſen.

Dann zerſtreuten ſich alle, und die Todten wurden ihren Beſtimmungen entgegen geleitet.

Am Morgen des nächſten Tages begann der Zug der

Krieger von dem Verkaufsfelde und derer, die bisher in dem Burgflecken geweſen waren, in die Burg, welche beſonders und mit Vorzug die Stadt Prag geheißen wurde. In langer Reihe gingen ſie über die hölzerne Brücke, ſie gingen zu dem Brückenthore der Stadt, und dann in der Stadt empor, an allen den hohen und erhabenen Gebäuden, die da waren, und an dem Herzogſtuhle vorüber.

Sie wurden in der Stadt eingetheilt, und jeder Abtheilung der Platz zugewieſen, der ihr zur Wirkſamkeit dienen ſollte.

Witiko erhielt von dem Herzoge den Oberbefehl über die Waldleute, die ſich auf dem Wyſoka freiwillig unter ihm geſtellt hatten.

Da die Krieger in die Stadt gezogen waren, rüſteten ſich nun die Bewohner der beiden Burgflecken auf die Dinge, die da kommen ſollten. Die fremden Kaufleute in dem Teyn verpackten ihre Waaren, und ſendeten ſie auf dem Wege über Pilſen gegen Taus in die deutſchen Länder hinaus, oder ſendeten ſie ſonſt irgend wohin, und richteten ſich, ihnen zu folgen. Die Juden bargen, was ſie Werthvolles hatten, und ſchickten, was in kleinem Raume großen Werth hatte, in entfernte Gegenden. Manche Menſchen verließen die Stadt, und die da blieben, vergruben Habſeligkeiten, und behielten ſo viel, den Feinden, die da kommen würden, Verpflegungen zum Schutze vor Mißhandlung reichen zu können.

Als die Krieger auf der Burg ihre Plätze eingenommen, und ſich dort eingerichtet hatten, ordnete Wladiſlaw eine Verſammlung auf dem freien Platze vor dem Herzogſtuhle an, zu welcher die Kriegsherren und Unterführer geladen waren, und zu welcher Preda mit den Gefangenen kommen mußte. Als ſich alle verſammelt hatten, und rings um ſie viele andere Krieger und Leute aus dem Volke ſtanden, erſchien der Herzog auf ſeinem Pferde, und neben ihm ritt die Herzogin in einem ſchönen Gewande. Sie ſtiegen von den Pferden, und der Herzog begab ſich auf eine Erhöhung, die hergerichtet war, und ſprach zu der Verſammlung: „Waffenbrüder, Freunde, Kriegsherren, Männer des Landes, Krieger und Volk, das gekommen iſt! Ich ſpreche zu euch allen, ich ſpreche, was ich für unſer Land als nöthig erachte. Mein Großvater Wratiſlaw iſt ein großer und weiſer König geweſen, den Ländern zum Wohle, ſein Sohn, der Herzog Wladiſlaw, mein Vater, war großmüthig und gütig, ſein anderer Sohn, der letzte Herzog Soběſlaw, lebt in euerm Angedenken, und wird in dem Angedenken derer nach euch leben. Ich bin auf ſie gefolgt. Ich bin nicht wie mein Großvater, mein Vater und mein Oheim. Ich weiß nicht, ob ich ihnen an Gaben gleich oder untergeordnet bin; aber im Guten will ich ihnen gleich ſein. Vor dieſem ehrwürdigen Stuhle, der ſchon ſo viele große und gute Fürſten getragen, und auch manche Verirrungen geſehen hat, kann ich es ausſprechen, daß ich die Pflichten treu in mein Herz geſchrieben habe, die mir durch dieſen Stuhl entſtanden ſind. In dem Kampfe, der naht, werde ich entweder ſiegen, und dieſes wird nach dem Rathſchluſſe Gottes dem Lande zum Heile ſein, wir werden Gott preiſen: oder ich werde unterliegen, und dieſes wird nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe Gottes dem Lande zum Heile ſein, wir werden auch Gott preiſen. Wir kleinen Menſchen können das Höchſte nicht ſehen; aber wir, die wir hier verſammelt ſind, glauben, daß wir auf dem Rechte ſtehen, und wir müſſen das Recht mit der Herzhaftigkeit und der Einſicht, die wir haben, zu Ende bringen. Ich werde alle Mittel, die zu erringen ſind, gebrauchen. Über die Mittel werden wir berathen, wenn wir wiſſen, was noth thut. Jetzt aber ſage ich nur, wer im geringſten an der Gerechtigkeit unſeres Vorhabens zweifelt, oder wer nicht mit ſeiner ganzen Seele bei dem Vorhaben iſt, der verlaſſe dasſelbe mit getroſtem Muthe, er mag gehen, wohin er will. Der größte Theil der reichen und vornehmen Herren der Länder iſt bei den Feinden, der ehrenreichſte kleinſte Theil der Prieſterſchaft und der Lechen iſt bei mir, und jener kleinerer Männer, die von mir Schutz erwarten, den ich gewähren will. Selbſt von meinen Burgflecken kann gehen, wer es verlangt. So ſage ich, wie jener kühne Führer aus der alten heiligen Zeit, der zu mehreren Malen die fortgehen ließ, die dem Kampfe abträglich ſein könnten. Beherziget es."

Wladiſlaw ſchwieg. Da trat Otto der Biſchof von Prag hervor, und ſprach: „Die Lechen und Herren, die um dich verſammelt ſind, haben gedacht, wie du ſprechen willſt, erlauchter Herzog, und haben mich zur Antwort erwählt, nicht um meiner Gaben willen, ſondern, weil ich die kirchliche Herrſchaft in dem Lande führe, und ſo ſage ich: Keiner aus denen, die ſchon auf dem Wyſoka für das Recht gekämpft haben, und keiner aus denen, die zu dem jetzigen Kampfe gekommen ſind, zweifelt an dem Rechte, und keiner wird ſich dem, was kommt, entziehen. Wer von den untergeordneten Kriegern gehen will, die werden ſie verzeichnen, und die mögeſt du ziehen laſſen.“

„Sie werden in dem Amte meiner Kammer das Reiſegeld zum Wege in ihre Heimath finden,“ ſagte der Herzog.

„Heil Wladiſlaw,“ rief eine Stimme.

„Heil dem großmüthigen Herzoge,“ rief eine andere.

„Heil“, „Segen“, „Glück“ und andere Rufe tönten nun vielſtimmig durcheinander.

Da es wieder ruhig geworden war, rief Wladiſlaw: „Ihr, die ihr dort unter der Hut meines alten Zupanes Preda ſteht, und die der Tag auf dem Berge Wyſoka als Gefangene in meine Hände gegeben hat, ihr ſeid frei. Ich fordere nicht, daß ihr verſprechet, in dieſem Kriege nicht mehr gegen mich zu kämpfen, wer Ehre hat, wird es nicht thun, der andere wird es nicht laſſen, und wenn er in meine Hände fällt, wird er auf einem Baume aufgehängt, wie vor zwei Jahren die Diebe des Landes. Wer geht, erhält morgen das Reiſegeld in meiner Kammer, wer aber ſeine Handlungen gegen mich bereut, und mir dienen will, der melde ſich, er wird mit Liebe angenommen werden. Jetzt aber entfernet euch.“

Unter den Gefangenen entſtand ein Jubelruf; ſie wendeten ſich gegen den Herzog; aber auf den Befehl Preda's ſtellten ſie ſich, und zogen unter Freudenrufen ab.

Unter dem Volke ertönten wie aus allen Kehlen Rufe der Freude und des Vergnügens.

In dieſem Augenblicke aber ritt ein Mann auf den Platz, und meldete, daß die Späher eine Jungfrau mit mehreren

Begleitern gefangen hätten, und daß die Jungfrau vor den Herzog wolle.

„So laßt ſie kommen,“ antwortete Wladiſlaw.

Der Mann ritt fort, und kam in kurzer Friſt wieder zurück. Es waren nun vier Männer auf kleinen Pferden bei ihm und ein Mädchen auch auf einem Pferde. Die Männer waren in ſehr grobe dunkelwollene weite gegürtete Gewänder gekleidet, trugen Schwerter, und auf den Häuptern rauhe Wolfshauben. Das Mädchen ſaß auf einem ſchönen braunen Pferde, es hatte ein ſchwarzes Gürtelgewand an, darüber ein Waffenkleid, das wie Silber glänzte, und an dem Gürtel ein Schwert. Auf dem Haupte trug es eine Spangenhaube, darunter ſchwarze Haare hervor ſahen. Das Angeſicht war jung.

Der Mann führte ſeine Begleiter vor den Herzog, wies mit der Hand auf ihn, und ſagte: „Das iſt der erlauchte Herzog, edle Jungfrau, welcher dir die Huld erweiſt, mit dir zu reden.“

Das Mädchen ſtellte ſich mit ſeinem Pferde vor die vier Männer, ſah den Herzog an, und ſprach: „Biſt du der Herzog Wladiſlaw, welcher im Kriege mit den hohen Fürſten iſt, die im Lande Mähren einen Bund wider Böhmen geſchloſſen haben?“

Kaum hatte das Mädchen dieſe Worte geſprochen, ſo ertönte aus dem hinteren Geleite des Herzoges ein Laut, der das Wort „Dimut“ ausrief. Es war Rowno geweſen, der den Ruf ausgeſtoßen hatte, und der nun ſein Pferd gegen den Herzog vorwärts drängte.

„Rowno," ſagte das Mädchen gegen ihn hin, „ich rede jetzt nicht mit dir, jetzt rede ich mit dem Herzoge, und wenn das Geſpräch geendet iſt, ſo komme ich zu dir, und werde mit dir reden."

„Wenn du Rechte gegen die Jungfrau haſt, Rowno," ſagte der Herzog, „ſo übe ſie ungeſchmälert aus; jetzt aber erwarte das Ende des Geſpräches, um das ſie gebeten hat, und das ich ihr gewährt habe."

Rowno zog die Zügel des Pferdes zurück, und blieb ſtehen.

Der Herzog wendete ſich wieder zu dem Mädchen, und ſagte: „Dimut heißeſt du, ſchöne Jungfrau?"

„Ob ich ſchön bin, reden wir nicht," antwortete das Mädchen; „aber Dimut heiße ich."

„Schön biſt du, und als dich meine Krieger gefangen nahmen, haſt du zu mir verlangt?" fragte der Herzog.

„Nein," antwortete das Mädchen, „ich bin von meiner Heimath aus zu dir geritten."

„Zu mir?" fragte der Herzog.

„Ja," ſagte Dimut, „in dem Walde im Mittage des Landes ſteht in einem gereuteten Thale ein Thurm, in welchem mein Bruder Rowno herrſcht. Er iſt der Wladyk ſeines Stammes, und ſein Stamm wohnt um ihn. Ich bin in dem Thurme. Als noch der Schnee lag, kam die Kunde, daß reiche und mächtige Herren und Fürſten wider dich in Waffen wären, und das Land Böhmen nehmen wollen. Da beſchloß Rowno, und es beſchloſſen Leute aus unſerer Zupe, auszuziehen, um zu ſehen, was ſich ergäbe. Ich ſagte damals: ihr werdet alle in's Feld gehen, die ihr könnt, ihr werdet ergründen, wo das Recht iſt, und dafür mit euerm Leben ſtreiten, und, wenn es ſein muß, ſterben. Ich will thun, was ein Weib vermag. Das Rechte muß geſchehen, wie es auf Erden und im Himmel gilt. So ſagte ich, und Rowno und Oſel und Diet von Wettern und Witiko zogen fort. Und darauf meldete Rowno, daß das Recht bei dir ſei, daß die reichen Herren noch reicher werden, und noch mehr Zupaneien haben wollen, und daß du die kleineren Männer gegen ſie ſchützeſt. Und weil die Knaben des Waldes auf Kundſchaft liefen, brachten ſie die Nachricht, daß eine große Schlacht geweſen ſei, in der Herren und Fürſten und niedere Männer und Knechte erſchlagen worden ſind, und weil ich ſolche Dinge, ſo lange ich lebe, nicht gehört habe, ſo konnte ich nicht mehr bleiben, ich nahm die vier Männer, und ritt fort, und da erfuhren wir, daß die Schlacht erſt jetzt geweſen iſt, daß du nach Prag gezogen biſt, und da ritt ich nach Prag zu dir.“

„Wenn alles ſo iſt, ſchöne Jungfrau, ich muß dich wieder ſchön nennen,“ antwortete der Herzog, „was iſt in Prag bei mir dein Begehren?“

„Zu ſehen, wie die Sache iſt,“ antwortete Dimut.

„Nun, ſo ſiehe, wie die Sache iſt,“ erwiederte der Herzog; „aber beeile dich, es könnte bald alles anders werden, und wenn draußen Gefahr iſt, könnten wir dir kein großes Rückgeleite geben, weil wir die Männer brauchen.“

„Dann würde ich ja nur wiſſen, wie die Sache jetzt iſt, nicht wie ſie immer wieder iſt,“ entgegnete Dimut.

„Und das willſt du wiſſen, Dimut?“ fragte der Herzog.

„Ja, hoher Herr,“ antwortete Dimut.

„Was ſagt meine erlauchte Herzogin dazu?" fragte der Herzog.

„Laſſe das Mädchen heute Abends zu mir in meinen Hof kommen, damit ich mit ihm ſpreche," antwortete die Herzogin.

„So machet die Sache nach euerm Sinne in das Reine," ſagte der Herzog, „die Jungfrau wird uns von unſern Vorräthen hier wenig wegzehren. Aber Rowno's Wille muß gehört werden, und ſeinen Rechten muß Genüge geſchehen."

„Wenn das Geſpräch zu Ende iſt," ſagte Dimut, „ſo werde ich jetzt mit meinem Bruder reden."

„Es iſt zu Ende," ſprach der Herzog, „rede mit ihm."

„Ich aber rede nicht mit ihr," rief Rowno von ſeinem Platze, „ich bitte den erlauchten Herzog um ein Wort meiner Stimme zu ihm."

„Du haſt jederzeit die Erlaubniß, mit mir zu reden," ſagte der Herzog.

„Hoher Herr," rief Rowno, „ich bin kein Krieger deiner Zupe Daudleb, was wir gegen die Zupanei ſchuldig ſind, haben wir erfüllt, und Lubomir iſt mit allen Zupenkriegern zu dir gegangen, ich bin ein freier Mann in Rowna, dem Eigen unſerer Sippen, ich bin freiwillig mit den Rownakriegern in die Schlacht auf dem Berge Wyſoka gegangen, bin dir freiwillig nach Prag gefolgt, und bleibe freiwillig bei dir. Ich bitte dich, erlauchter Herzog, um die Vergunſt, daß ich vor der ganzen Verſammlung reden darf."

„Wenn es nothwendig iſt, ſo rede," ſagte der Herzog.

„Du wirſt ſelber ſehen, daß es nothwendig war, wenn ich geſprochen habe,“ entgegnete Rowno.

„So komme hervor, und ſprich,“ ſagte der Herzog.

Rowno ließ ſeinem Pferde den Stachel ſpüren, es ſetzte ſich in Bewegung, die Männer machten eine Gaſſe, und er ritt durch dieſelbe vorwärts bis zu dem Herzoge. Dort ſtellte er ſich den vier Männern gegenüber, die mit Dimut gekommen waren. Er war wie einer von ihnen. Er hatte wie ſie ein dunkelwollenes weites gegürtetes Gewand an, trug ein Schwert, und hatte auf dem Haupte eine rauhe Wolfshaube. Er richtete ſich aber hoch empor, ſah die Männer an, und rief mit lauter Stimme: „Du, Wentimir, und du, Diš, und du, Meneš, und du, Walchun, reitet ungeſäumt über dieſen Berg hinab, und reitet ohne einen andern Aufenthalt fort, als zu eurer und eurer Pferde Erquickung nothwendig iſt, reitet immer fort, bis ihr in Rowna angekommen ſeid. Dort ſtellt euch unter die Herrſchaft Buſtin's, den ich zur Vertheidigung des Thurmes zurückgelaſſen habe, und ſagt, euer Urtheil, daß ihr Rowna verlaſſen habt, werde ich ſprechen, wenn ich aus dieſem Streite werde nach Hauſe zurückgekehrt ſein, und ſagt, Buſtin's Urtheil, daß er euch fortgelaſſen hat, werde ich zu derſelben Zeit ſprechen.“

Er ſchwieg, und die verſammelt waren, ſchwiegen, und warteten.

Die vier Männer wendeten ihre Pferde um, und ſuchten einen Weg nach abwärts. Keiner ſprach ein einziges Wort. Man machte ihnen Platz, und man ſah ſie nach dem Thore gegen den Burgflecken hinab reiten. Sie waren bald nicht mehr zu ſehen. Jetzt war nur mehr Rowno allein mit einer Wolfshaube auf dem Platze.

Er ſprach nun zu Dimut: „Wenn ich von dieſer Stelle fort reite, wirſt du mir folgen.“

„Ich werde dir folgen,“ antwortete Dimut.

Nach dieſen Worten wendete er ſich zu dem Herzoge, und ſagte: „Erhabener Fürſt und Herzog! Du ſieheſt, daß ich vor allen, die hier ſind, ſprechen mußte, weil die Sünde des Ungehorſams vor allen begangen worden iſt. Das Land und die Leute müſſen wiſſen, daß die Wladyken Gerechtigkeit üben, weil ſonſt das Land und die Leute zu Grunde gingen. Wer gegen ſeinen Obern ſeinen eigenen Willen verlangt, iſt ein Unterdrücker.“

„Du haſt recht gethan, ſo zu ſprechen,“ ſagte der Herzog, „ich bin ja auch ein Wladyk, gegen den ſeine Sippen jetzt ihren eigenen Willen verlangen, und dieſe Sippen fügen ſich nicht ſo wie die deinigen, darum dieſer Kampf entſtanden iſt. Ich denke nun, du wirſt, wenn hier in Prag oder bei Prag alles ausgeordnet iſt, und du wieder in deine Heimath zurück gekehrt biſt, Buſtin, den du zum Führer deiner Burg zurück gelaſſen haſt, beſtrafen, daß er Männer leichtfertig aus derſelben gelaſſen, und du wirſt ihn belohnen, daß er die Thorheit deiner Schweſter unſchädlich gemacht hat, und du wirſt die vier Männer ſtrafen, daß ſie ihren Platz verlaſſen haben, und du wirſt ſie belohnen, daß ſie deiner Schweſter in Gefahren beigeſtanden ſind.“

„Hoher Herzog, höre mich an,“ ſagte Rowno, „da lebt in der Burg Daudleb der edle Zupan Lubomir. Er hat ſeine

Sippen in den Ämtern. Da iſt ſein Sippe Wentiſlaw der Zupenrichter, ſein Sippe Raſtiſlaw der Maier, ſein Sippe Widimir der Schreiber, ſein Sippe Kodim der Kämmerer, ſein Sippe Momir der Zöllner, und da iſt ſeine Baſe die Kleideralte. Mit dieſen richtet und rüſtet er Alles, die Pflege der Zupanei, die Gerechtigkeit, die Zier und Ordnung des Krieges, und ſie ſind ihm unterthan, und er hält ſie in der Zucht. Ich bin kein Zupan, ich bin ein Wladyk des Waldes; aber ich will in meinen Sippen das Recht erhalten, wie ein Zupan, und werde nach der Gerechtigkeit ſprechen, wie Lubomir.“

„Wenn dieſer Mann ſeinen Werth ſo genau betrachtet, und auch ſo eifrig iſt in den Thaten des Krieges, ſo können wir auf ihn bauen,“ ſagte die Herzogin.

„Das können wir,“ entgegnete Wladiſlaw, „er hat es auf dem Berge Wyſoka erwieſen. Rowno, du haſt dir an Lubomir ein gutes Vorbild des Rechten gewählt, und denke, daß jeder, der ein Zupan iſt, einmal keiner geweſen iſt.“

„Ich bin in den Krieg gegangen,“ ſagte Rowno, „daß das Recht werde, daß der Unterdrücker geſtraft werde, und daß ein kleiner Mann ſich etwa dehnen könne.“

„So ſtrebe darnach,“ ſagte der Herzog, „und mit deiner Schweſter rede nach deinem Rechte und deinem Anſehen, damit das, was wir mit ihr vorhaben, deine Billigung erhält.“

„Sie wird meinen Befehlen folgen,“ antwortete Rowno.

„So ſprecht mit einander, zeige uns vor Abend deinen Beſchluß an, und jetzt entferne dich,“ erwiederte der Herzog.

Rowno verneigte ſich, bedeutete Dimut, ihm zu folgen, wendete ſein Pferd, und ritt wieder unter die verſammelten Menſchen hinein. Dimut grüßte, wie Frauen von Pferden zu grüßen pflegen, gegen den Herzog und die Herzogin, und folgte ihrem Bruder.

Wladiſlaw ſagte nun: „Die Verſammlung iſt ſchon zu lange aufgehalten worden, es iſt billig, daß wir ſie ſchließen, ſeid nicht ungünſtig des Verzuges, hohe Herren, und ſeid für das Erſcheinen bedankt.“

Er und die Herzogin beſtiegen ihre Pferde, und entfernten ſich.

Die Verſammlung ging auseinander, und die Leute ſahen theils dem Herzoge und der Herzogin, theils Dimut und ihrem Bruder nach, und zerſtreuten ſich dann.

Als der nächſte Tag gegen das Ende ging, kamen mehrere Männer von dem Berge Wyſoka an. Es waren die Männer, die Wladiſlaw zur Beſorgung der Verwundeten und Begrabung der Todten zurückgelaſſen hatte. Die Begraber ſagten, es ſeien in der Nacht, die auf die Schlacht gefolgt iſt, ruchloſe Menſchen gekommen; denn am Morgen haben ſie ſehr viele nackte Todte gefunden, und nur einen Theil mit Gewändern. Sie haben alle zur Ruhe beſtattet, und auch manchen Feind, weil ſie ihn nicht kannten, geborgen. Die Feinde haben desgleichen gethan, und fromme Prieſter ſind herbei gekommen, und haben geholfen. Die für die Verwundeten ſorgten, ſagten, es ſeien mildthätige Frauen und Brüder mit Labung und Tragen gekommen, und denen haben ſie einige gegeben, andere haben ſie mitgenommen, und haben ſie in abgelegene Häuſer, wenn ein Menſch in ihnen zu finden war, oder in die Stadt Prag gebracht. Die Feinde ſind noch immer weit entfernt, und die Gegend zwiſchen Suchdol und Prag iſt leer.

Von den Leuten des Waldes kamen auch einige Männer. Sie ſagten, daß ſie Norbert unter den Büſchen begraben haben. Dann haben ſie Teſin von Prachatic und Arnold vom ſchwarzen Bache und auch einige Leute von den untern Friedberghäuſern und den Steingewänden begraben, weil ſie gelobt haben, im Kriege einander beizuſtehen. Und weil ſie Verantwortung geben müſſen, ſo haben ſie an den Gräbern aller gebetet, und ein Pfarrer hat mitgebetet. Wenhart vom Dürrwalde hat einen Haufen Männer um ſich verſammelt, und ſie haben geſagt: arme Leute können hier nichts mehr erwerben, ſie gehen in die Heimath, weiter von dieſem Berge werde ihnen ſchon jemand Nahrung geben, und immer wieder ſo, bis ſie zu ihren Sippen kommen.

„Das ſind verzagte Rehe,“ ſagte der Schmied von Plan, „die Herren, welche bei dem anderen Herzoge Konrad ſind, haben große Župancien, es hat einer gar drei Župancien, und ſie haben Gründe und Felder und Sippen und Geſinde, und ſie haben Steine, deren einer leicht ein Pfund Pfennige werth iſt, und Gold und Silber. Das alles gehört dem Herzoge, wenn wir ſie beſiegt haben, und er vertheilt davon an die, welche ihm geholfen haben. Die einen werden Župane, die andern kommen in Ämter, und die andern erhalten Wälder und Länder, und die andern Geld und Gut. Und die fort gegangen ſind, haben ſich alles vereitelt. Ihr habt ja gehört, wie manche Männer groß geworden ſind. Und dem armen

Witiko werden auch ein paar Hände voll Goldſtücke wohlbekommen."

Die Leute, die von dem Wyſoka gekommen waren, ſagten, darum ſeien ſie nach Prag gegangen, und werden in Prag bleiben.

An dieſem Tage machten die Kriegsherren auch die Namen derer kund, die ſich zum Wegziehen aus Prag gemeldet haben. Sie ſagten, es ſeien Strolchenmänner, die dem Lotterleben nachliefen, und keiner Sache gehörten. Die Leute erhielten ihr Weggeld, und wurden entlaſſen. Von den Gefangenen gingen viele fort, andere geſellten ſich zu den Kriegern Wladiſlaw's.

Am Morgen des Tages, der folgte, ritt der Herzog herum, und ſah, wie weit Alles in der Stadt gediehen ſei. Mit ihm ritten Diepold und die Herzogin, gefolgt von Frauen ihres Hofes, darunter Dimut in ihrem Waffengewande. Der Herzog ritt zu allen Plätzen, und ſah, wie die Männer von ihren Führern geübt und belehrt wurden, und wie die Krieger und die Hilfsarbeiter die Geräthe und die Wehren richteten. Er belobte ſie, ordnete noch Manches an, und berieth ſich mit den Kriegsherren. Die Männer auf den Zinnen hatten zuverſichtliche Angeſichter, und thaten willig die Arbeit. Als die Schau beendigt war, ritten der Herzog und die Herzogin wieder in ihren Hof.

In dieſer Zeit kamen fortan auch Wägen mit Lebensbedürfniſſen in die Stadt, es kamen Boten und Kundſchafter, und wurden wieder fort geſendet. Es kamen noch manche Krieger, welche ſich von dem Berge Wyſoka aus zerſtreut hatten, und nun wieder die Ihrigen ſuchten. Es kamen auch neue Krieger, welche bei der Vertheidigung der Stadt helfen wollten. Noch immer verließen Menſchen die Burgflecken, und zogen in weite Entfernungen, andere aber kamen von den Feldern herein, und ſuchten Schutz in den Häuſern.

Witiko brachte ſeine meiſte Zeit bei den Waldleuten zu. Er unterrichtete und übte die, welche ihm untergeben waren, in allem Nothwendigen, und ſie ſuchten es zu erlernen. Eine andere Zeit wendete er dazu an, daß er die genaue Einſicht gewinne, was ſeine Führerſchaft verlange, und wie die Vertheidigung werde geführt werden. Er ging zu den älteren Führern um Rath, und ſie ertheilten ihm gerne, beſonders Lubomir, der es öfter ſo einrichtete, daß Witiko zuſehen konnte, wenn die Daudlebkrieger ihre Übungen machten. Der alte Bolemil gab manche gute Weiſung. Auch zu den jüngeren Rittern ging Witiko öfter, und ſie gingen zu ihm. Mehrere Male war er in dem Geleite des Herzoges, wenn dieſer ſeine Umritte machte. Er beſuchte die Kranken und Verwundeten, und war gerne bei Weliſlaw, der in einem Gemache der Hofburg war, und dort auf einem weichen Geſiedel ſaß oder lag, oder auch an ein Fenſter ging, um, ſo weit er konnte, zu ſehen, welche Einrichtungen man treffe, von denen er auch ſtets Erzählungen verlangte. Seine Verwundung ging ſchneller Geneſung entgegen. In ſeiner Wohnung hatte es Witiko ſo, daß Raimund die Pflege derſelben und die Wartung der Pferde beſorgte, Jakob aber alles Auswärtige that, weil er dazu geſchickter war.

Wenn ſeine Leute ihre Arbeiten verrichtet hatten, waren ſie müſſig, und ſo ſtanden nun die Männer des Waldes oft in ihren groben Röcken und ſchweren Stiefeln auf den Mauern der Stadt, und blickten auf das, was ſie ſehen konnten, beſonders der Schmied in ſeiner grauen Filzhaube, dem grauen Rocke und den grauen Beinbekleidungen und den nägelbeſchlagenen Stiefeln. Um ſeine Schulter hing die Keule, mit welcher er den Sohn Racerat's erworfen hatte. Seinem Neffen Urban war ein grobleinenes Tuch über die Wunde gebunden, und ſo auch Chriſt Severin dem Wollenweber. Tom Johannes den Fiedler, David den Zimmerer und Veit Gregor hatten ſie bei den guten Frauen des heiligen Georg zur Pflege untergebracht.

Die Männer ſahen nun da auf die lange Brücke der Moldau hinunter, auf die vielen Häuſer der beiden Burgflecken, auf die Berge an dem Waſſer, oder auf die Felder außer den Häuſern. Dann blickten ſie ganz nahe hinab auf die Kleider, welche die Leute hier trugen, auf die Pferde, wenn Reiter vorüber zogen, oder gar ein Wagen ging, und zeigten ſich die Fügungen der Steine oder des Holzes, woraus die Häuſer gebaut waren. Sie ſaßen auch ſehr gerne auf vielerlei Gegenſtänden in dem Kreiſe herum, und erzählten ſich von den Dingen, die ſie durch zahlreiche Leute auf vieles Fragen hier erfahren hatten. Da ſtand auf einem Felſen an der Moldau, ehe ihre Waſſer nach Prag kommen, die Burg Wyšehrad. Als noch der anfängliche Wald alle dieſe Berge an der Moldau bedeckte, iſt ſie gebaut worden, lange, bevor der Held Zaboy lebte und der Sänger Lumir. Und dann iſt Krok gekommen, und hat auf der heiligen Burg ſeinen goldenen Sitz gehabt. Dann iſt Libuša geweſen, die unter allen Schweſtern ſein liebſtes Kind geweſen iſt, und ſie hat den

Ackersmann Přemyſl geheirathet, und ſie hat den erſten Holzblock zu der Burg Prag aushauen laſſen. Und von ihr iſt ein zahlreiches Geſchlecht gekommen, und ſie haben über die Völker gewaltet. Einer hat ſich taufen laſſen, da Chriſtus geboren worden iſt, und den heiligen Glauben in die Welt gebracht hat. Er hat der Herzog Bořiwoy geheißen. Sein Enkel iſt der heilige Wenzel geweſen, und ſeine Hausfrau die heilige Ludmila. Er hat die erſte Kirche in Böhmen gebaut, in ſeiner Burg Hradec. Dann hat er ſogleich die Kirche der heiligen Jungfrau Maria in der Burg Prag gebaut. In dieſer Kirche hat der Herzog Wratiſlaw das Abſchneiden der Haare ſeines Sohnes, des heiligen Wenzel, gefeiert, und ſie bringt bis heute Heil allen Gläubigen. Dann ſteht die hohe Kirche des heiligen Veit da. Sie iſt mit Mühſeligkeiten gebaut worden. Der heilige Wenzel hat ſie gebaut, und der Biſchof von Regensburg, Tuto, hat es ihm erlaubt. Und dann iſt der Biſchof Tuto geſtorben, und, der nach ihm gekommen iſt, der Biſchof Michael, hat ſie geweiht. Sie hat von Gold und Silber geſtrahlt, und war voll von Pracht. Und da ſie zu klein war, hat ſie der Herzog Spitihněw wieder niedergeriſſen, und weit größer gebaut, und dann iſt ſie verbrannt, und iſt abermals wieder aufgebaut worden, und dann hat ein Blitzſchlag den Thurm zerſtört, und der Thurm iſt wieder errichtet worden. Die größten Heiligthümer ſind in ihr. Der deutſche König hat dem heiligen Wenzel einen Arm des heiligen Veit in ſie geſchenkt. Dann iſt der Leib des heiligen Wenzel ſelber in ihr begraben worden, und es ſind dann ſeit der Zeit viele Wunder geſchehen. Und der Leib des heiligen Märtirers Adalbert ruht in ihr, und ſeine Meßgewänder ſind in ihrer Schatzkammer aufbewahrt, und der Leib des Märtirers Podiwen, des treuen Dieners des heiligen Wenzel, iſt in ihr begraben, und der Leib Radim's, des Bruders des heiligen Adalbert. Sie kann die Menge der Menſchen gar nicht faſſen, wenn das Feſt des heiligen Wenzel iſt, und auch Kranke um Geneſung aus fremden Ländern herbei kommen, und wenn das Feſt des heiligen Adalbert gefeiert wird. Dieſe Kirche iſt die heiligſte Kirche in dem ganzen Lande Böhmen. Dann iſt auch die Kirche des heiligen Georg. Sie iſt noch früher gebaut worden als die Kirche des heiligen Veit. Es hat ſie ſchon der Sohn des getauften Herzogs Bořiwoy, der Vater des heiligen Wenzel, der Herzog Wratiſlaw gebaut. Er iſt ſodann in ihr begraben worden, und der Leib ſeiner Mutter, der heiligen Märtirerin Ludmila, ruht auch in ihr. Neben ihr ſteht das Kloſter der frommen Frauen des heiligen Georg, wo jetzt die Verwundeten gepflegt werden. Dann iſt der große Begräbnißplatz allhier, wo Prieſter und Herzoge und Herren liegen, und wohin der Herzog Břetiſlaw begraben zu werden verlangte, da er in dem Walde von Bürgliz zu Tode geſtochen worden iſt. Vor der Kirche des heiligen Veit ſteht unter freiem Himmel der ſteinerne Stuhl des Herzogs. Er iſt tauſend Jahre in der Burg Wyšehrad geſtanden, und iſt dann mit ſechzehn Pferden und acht Ochſen in die Burg Prag geführt worden. Der Herzog von Böhmen und Mähren legt ſchlechte Gewänder und die Baſtſchuhe des Ackermannes Přemyſl, die in der Kammer der Burg Wyšehrad aufbewahrt werden, an, damit er ſich ſeines Urſprunges erinnere, und dann wird er mit ſchönen Gewändern bekleidet, und auf den ſteinernen Fürſtenſtuhl geſetzt, und dadurch wird er erſt der Herzog. Darum wollen die von Mähren den Fürſtenſtuhl gewinnen. Und neben dem Fürſtenſtuhle ſteht die Hofburg des Herzoges, darin er in Pracht und Herrlichkeit lebt, und von dem Söller derſelben werden Münzen unter das Volk geworfen, wenn der Herzog den Fürſtenſtuhl beſteigt. Und dann iſt das Haus des Biſchofes, welches der Biſchofsthurm heißt, und die Häuſer des Propſtes, der Kirchenherren, der Kirchendechante, und der Prieſter und der Diener, daß ſie den Gottesdienſt in Prag, das über alle Länder herrſcht, feiern. Dann ſind die Häuſer des Hofzupanes, des Hofrichters, des Hofkämmerers, des Hofkanzlers, des Hofjägers, des Truchſeſſen, des Marſchalles, des Schenken, und mehrerer Herren und Männer, und dann noch viele, in denen die Herren wohnen, und ihre Hausfrauen und die ſchönen Jungfrauen, die ſich zeigen.

So erzählten ſich die Männer unter einander von den Dingen, die um ſie waren.

Oft gingen einzelne oder mehrere zu ihren Genoſſen, die bei den milden Frauen gepflegt wurden, ſie zu tröſten.

Eines Tages verlangte Sebaſtian, der Schuſter von Plan, daß ihm Witiko geſtatte, nach Plan zu gehen, um ſich nothwendige Dinge zu holen, er werde ſchon zurückkehren, wenn man ihn brauche.

Witiko ſagte: „Du weißt, daß der Herzog geſagt hat, jeder dürfe gehen, alſo gehe.“

Sebaſtian ging nun über den Berg hinunter, über die Brücke, durch den Burgflecken, und gegen den Wyšehrad hinaus.

Nach mehrerer Zeit kam der Späher Wladiwoy, der mit Reitern weit in das Land geritten war, zurück.

Der Herzog verſammelte die Kriegsherren. Wladiwoy mußte herbei kommen, und ſeine Nachrichten verkündigen.

Er ſprach vor der Verſammlung:

„Hohe Herren! Wir ſind in einem großen Umkreiſe durch das Land bis gegen Mähren geritten, und auf einem andern Wege wieder zurück. Die Feinde ſind von dem Berge Wyſoka zurückgegangen, haben aber dann ein Lager befeſtigt, und haben ihre Männer geordnet und eingetheilt. Sie haben angefangen, Belagerungswerkzeuge aller Art und von allen Orten zuſammen zu bringen, und neue zu bauen, dergleichen bisher noch gar nicht zu ſehen geweſen ſind, deren Zahl noch nie angewendet worden iſt, und die ſchwerere Laſten weiter ſchleudern, als es bis jetzt im Kriege geſchehen iſt. Sie ſenden Abtheilungen von Reitern und einzelne Männer durch das ganze Land, um zu werben, und Vortheile zu verſprechen, die der neue Herzog gewähren werde; ſie ſagen, die reichſten und größten Herren ſind bei Konrad, und das Ende kann gar nicht ungewiß ſein. Ganze Haufen ſtrömen ihnen täglich zu, und ſie vermehren ſich beſtändig. Es ſind aber auch Leute in dem Lande für uns, ſie ſagen, wenn die Fürſten und Herren den Herzog Wladiſlaw zu Grunde gerichtet hätten, dann würden ſie die Macht und Gewalt gegen das Land richten, und Alles an ſich reißen, und nach ihrem Willen leben. Mancher Zupan, der nicht in Prag iſt, hat die reitenden Schaaren der Feinde angegriffen, geſchlagen und zerſtreut, zwiſchen manchem kleinen Manne und den Fähnlein der

Mährer kömmt es zu Kämpfen, und die Streifer, die von Prag ausgeſendet wurden, befehden den Feind, wo ſie ihn finden. So iſt ein zerſtückter Krieg ſchon in großen Strichen des Landes. Und Tagediebe, die zu keinem Herzoge gehören, und nur Beute ſuchen, ziehen herum, und greifen jede Schaar an, der ſie überlegen ſind, und erklären ſich als Freunde jeder, der ſie nicht gewachſen ſind. Die Felder zwiſchen den Feinden und Prag ſind verödet und die Ortſchaften meiſtens verlaſſen."

Ipoch, ein anderer Mann, wurde vorgerufen, und er ſagte das Nämliche.

Und ein Dritter ſprach auch ſo.

Darauf ſagte der Herzog: „Es gefalle euch, Herren, morgen, da der ſiebenzehnte Tag des Monates Mai gekommen iſt, mit dem früheſten Tage in dem großen Saale euch zur Berathung zu verſammeln. Alle, die da eine Führerſchaft haben, ſind geladen."

Da der Morgen des nächſten Tages anbrach, kamen alle, die geladen worden waren. Sie reiheten ſich um den langen Tiſch. Da ſie geordnet waren, kam der Herzog in einem braunen Gewande und einer dunkelbraunen Haube herein. Seinen Oberkörper zierte ein Waffenhemd, und an ſeiner Seite hing ein Schwert. Neben ihm ging ſein Bruder Diepold. Hinter ihm war das Hofgeleite ſeiner Krieger. Als die Männer eingetreten waren, ſchloß ſich hinter ihnen die Thür, und das Geleite blieb an derſelben ſtehen. Der Herzog aber ging mit ſeinem Bruder an das obere Ende des Tiſches, und ſie ſetzten ſich. Nach einem Augenblicke ſtand Wladiſlaw auf, und alle Verſammelten erhoben ſich. Wladiſlaw entblößte ſein Haupt, grüßte und ſprach: „Seid willkommen, Herren des Landes, du, Diepold, der einzige von den Sproſſen des Stammes Přemyſl, welcher hier iſt, ihr, Biſchöfe, Äbte, Pröpſte und Prieſter, ihr, Lechen, Zupane, Führer, und ihr, meine Kmeten meiner Burgflecken! Ich bitte, ſetzet euch nieder.“

Die Männer ſetzten ſich.

Der Herzog legte ſeine Haube auf den Tiſch, blieb ſtehen, und ſprach: „Es iſt endlich dahin gediehen, daß wir über den Entſcheid der Sache, die ſich in dieſen Reichen erhoben hat, berathen, und zu einem Schluſſe kommen, der allen lieb iſt, und den alle gerne ausführen werden. Ihr habet die Nachrichten vernommen, die über das Land und über die Feinde eingegangen ſind, und werdet über dieſelben nachgedacht haben. Ich habe den allmächtigen Gott angefleht, daß er mich erleuchte, das vorſchlagen zu können, was am ſicherſten fromme. Ich habe auch mit vielen der weiſen einſichtsvollen und guten Männer, die hier verſammelt ſind, geſprochen. Ihr werdet ebenfalls euer Gemüth zu Gott erhoben, und mit einander geredet haben. Wir wollen nun zum Ende gelangen. Im Hornung des Jahres 1140 bin ich von einer Verſammlung der Herren der Länder Böhmen und Mähren auf dem Wyšehrad zum Herzoge dieſer Länder erwählt worden. Einige der anweſenden Männer haben mich gewählt, andere nicht, weil ſie ihres Verſprechens an Soběſlaw gedachten. Sie haben mich aber ſpäter anerkannt, und mir gedient. Auch Soběſlaw hat auf ſeinem Sterbebette ſeinem Sohne Wladiſlaw gerathen, ſich mir zu unterwerfen. So iſt das Recht geworden, und ſo habe ich zwei Jahre ohne Widerrede als Herzog gehandelt. Da hat ein Theil jener Männer, die mich gewählt haben, wieder einen neuen Herzog gewählt. Sie haben eine Kriegsmacht zuſammen gebracht, und ſind heran gezogen. Wir ſind ihnen entgegen gegangen. Auf dem Berge Wyſoka konnte es nicht zur Entſcheidung kommen, weil ſie der Verrath in unſeren eigenen Gliedern gehindert hat. Wir ſind nach Prag gegangen, und haben uns vor den heiligen Stuhl Přemyſl's geſtellt. Sie bauen Geräthe aller Art, den Stuhl zu gewinnen. Ich habe geſagt, daß wir mit allen Mitteln, und mit unſerer Einſicht und Herzhaftigkeit kämpfen werden, und ihr habt auf dem Berge Wyſoka geſagt, daß für das Land der Weg der größten Sicherheit und ſchnellſten Entſcheidung gewählt werden müſſe. Ich habe in dieſer Stadt geſprochen, daß wir die Mittel berathen werden, wenn wir Alles genau wiſſen. Heute iſt nun der Tag, die Mittel zu berathen, und den Weg der größten Sicherheit und ſchnellſten Entſcheidung zu ſuchen. Schon auf dem Berge Wyſoka iſt vieles Blut unglücklicher und unſchuldiger Leute vergoſſen worden, jetzt wird vieles Blut in leichtfertigen, freventlichen, unnützen und heftigen Kämpfen vergoſſen, bis zur Schlacht iſt vieles Eigenthum vernichtet worden, und wird noch vernichtet. Und es iſt gar nicht zu ergründen, was für Elend Wildheit und Zuchtloſigkeit noch kommen kann. Die tapferen und ſtarken Herzen in dieſen Mauern werden auf lange Zeit widerſtehen, ehe die Feinde in die Stadt kommen. Ja vielleicht müſſen die Feinde durch Zeit und Leiden aufgerieben von der Belagerung abſtehen, und die Stadt verlaſſen. Aber der Krieg iſt dann nicht beendet, und der Weg der ſchnellſten Entſcheidung iſt nicht betreten. Die Zahl der Feinde iſt weit größer als die unſrige. Und wie ſtreitbar unſere Schaar auch iſt, und wenn ſie im offenen Felde auch immer ſiegte, ſo kann ſie ſchnelle Entſcheidung nicht bringen. Mit meinem Bruder Heinrich werden Männer aus dem Lande Budiſſin kommen; aber ihre Zahl wird nicht hinreichend ſein. Wir können in dem Lande werben; aber die Feinde werben auch, und die Zeit des Unheils geht indeſſen immer fort, weil die Werbezeit lange ſein muß. Da iſt nun mein Gedanke, daß jetzt Hilfe von Außen nothwendig iſt. Mein Schwager Leopold, der Sohn Leopolds, des Markgrafen von Öſterreich, würde ſie bringen, aber ihr wißt, daß er zu Altaich in Baiern nach dem Kriege, den er gegen den Wittelsbacher ſo herrlich geführt hat, geſtorben iſt. Sein Bruder Heinrich, mein anderer Schwager, iſt wieder im Kriege um das Herzogthum Baiern. Aber da iſt mein Nebenſchwager, Konrad, der König der Deutſchen, der Stiefbruder meiner Gemalin Gertrud, die mit ihm von Agnes der Tochter des unglücklichen Kaiſers Heinrich abſtammt. Dieſem Kaiſer Heinrich iſt auch mein Oheim Bořiwoy gegen ſeinen aufrühreriſchen Sohn Heinrich zu Hilfe gezogen. Ich habe an den König Konrad geſendet. Er will aus Liebe zu ſeiner Mutter Agnes, aus Liebe zu ſeiner Schweſter Gertrud, aus Liebe zu ſeinem Großvater, dem geſtorbenen Kaiſer Heinrich, und aus Dankbarkeit gegen Böhmen Schaaren gewähren, die ergiebig ſein ſollen. Ihr, geliebten Freunde und Kampfgenoſſen, bleibt in der Stadt, und haltet den Feind von ihren

Mauern zurück; ich gehe mit wenigem Geleite, daß ihr nicht geſchwächt werdet, zu Konrad, werbe auf dem Zuge, kehre mit ſeinen Kriegern und mit denen, die ich aus unſerem Lande gezogen habe, zurück, und ſchlage vor den Mauern hier die Schlacht. Die Feinde können in einigen Tagen vor dieſem Berge ſein, und unſere Handlungen dürfen nicht zögern. Ich habe geſprochen, und fordere die Herren aus den Ländern auf, ihre Meinung zu ſagen.“

Nach dieſen Worten blieb der Herzog noch einige Augenblicke ſtehen, dann ſetzte er ſeine Haube auf, und ließ ſich auf ſeinen Stuhl nieder.

Es war eine kleine Zeit ſtille.

Da erhob ſich der Biſchof von Prag von ſeinem Stuhle, und ſprach: „Hoher Herr, treuer Sohn der Kirche! ich glaube, du haſt den kürzeſten Weg zum Heile und zur Sicherheit angedeutet, wie wir auf dem Berge nach der Schlacht geſagt haben, daß es der kürzeſte ſein müſſe; ich glaube, du ſollſt dieſen Weg wandeln, und Gott ſegne dich, und ſeine Himmelsſchaaren geleiten dich.“

Und der Biſchof ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stuhl nieder.

Dann erhob ſich Zdik der Biſchof von Olmütz, und ſprach: „Ich glaube, damit das Unheil vermieden werde, das die früheren Nachfolgekämpfe gebracht haben, ſei kein anderes Mittel möglich, als welches der erlauchte Herzog ausgeſprochen hat.“

Dann ſetzte er ſich wieder nieder.

Der Abt von Kladrau ſprach: „Möge deine gute Abſicht, hoher Herr, eine gedeihliche Vollendung finden.“

Der Abt Gezo von Strahow ſagte: „Wir hoffen, daß der Freund im hinreichenden Maße eintreten wird.“

Der Abt von Břewnow ſagte: „Er wird es thun, wie wir ihm ja auch vor drei Jahren gegen die Sachſen Zuzug geleiſtet haben.“

Hierauf ſprach kein Prieſter mehr.

„Und was ſagt mein Bruder Diepold?“ fragte der Herzog.

Diepold erhob ſich, und ſprach: „Du biſt das Haupt unſeres Geſchlechtes, der Wladyk unſeres Stammes, ich unterwerfe mich deinem Willen.“

Dann ſetzte er ſich wieder nieder.

Der alte Wšebor mit den weißen Haaren hob beide Arme empor, zum Zeichen, daß er reden wolle. Der Herzog wies mit der Hand gegen ihn hin, die Männer ſahen auf ihn, man half ihm, ſich empor zu richten, und da er ſtand, ſprach er: „Ich thue Einrede. Das Anſinnen iſt ein Fehler, das Vorhaben iſt nicht gut. Da wir vor zwei Jahren in dem Saale der Burg Wyšehrad ſaßen, und ich noch nicht ſo alt war wie jetzt, und da wir dich, erlauchter Herr, auf den Fürſtenſtuhl der Länder Böhmen und Mähren wählten, da ſprach ein Mann, der älter war als ich, und dem die Gnade des Himmels erlaubt hat, noch heute unter uns zu ſein, ein Mann, der viele Dinge geſehen und erlebt hat, ein Mann, dem weiſe Geſinnungen in dem Haupte ſind, und der das Land und die Leute liebt, dieſer Mann ſprach, daß wir ſtets in der Gewohnheit haben, in unſern Streitigkeiten die Fremden zu rufen, daß der Fremde kommt, daß er immer mehr Macht bei uns gewinnt, und daß er eines Tages unſern Fürſtenſtuhl nehmen wird. Ich habe ſchon viele Fremde hier geſehen, und habe geſehen, wie ſie gewaltet haben. Unſer verſtorbener ruhmreicher Herzog Soběſlaw hat ſelbſt ſeinen Knaben Wladiſlaw von dem deutſchen Könige Konrad in Bamberg mit der Fahne von Böhmen und Mähren belehnen laſſen, von einem Fremden; denn Konrad war noch nicht der Kaiſer und noch nicht der Schirmvogt der Chriſtenheit. Wir verlieren die Gewalt über uns, und werden bald nichts mehr haben, worüber wir ſtreiten könnten. Deine Weisheit, Herr, und die Weisheit der Räthe, die um dich ſitzen, wird ein anderes Mittel erſinnen, das uns hilft, und das uns nicht unſer eigenes Eigen raubt.“

Nach dieſen Worten faßte er mit beiden Händen den Rand des Tiſches, und ließ ſich wieder auf ſeinen Sitz nieder.

Nach ihm erhob ſich Božebor, und ſagte: „Ich rede mit Wšebor. Hoher Herr! ich bin noch dabei geweſen, als vor ſechzehn Jahren Veit, der Hofkaplan des Herzogs Soběſlaw, mit Panzer und Helm bei Chlumec die Fahne des heiligen Adalbert auf dem Speere des heiligen Wenzel in die Schlacht trug, und wir haben den ruhmreichſten Sieg gegen Lothar erfochten. Thu' desgleichen. Ziehe mit der Fahne von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, und ſammle die Deinigen. Es iſt beſſer, wenn wir unſer eigenes Blut hingeben, wenn wir unſere Habe aufopfern, wenn wir bis zu dem Rande des Unterganges kämpfen, ja wenn wir ſogar unſere Rechte laſſen müſſen, als wenn von Außen ein Herr kömmt, der das Land und die Sitten nicht kennt, der ſchaltet, wie er will, und wie es uns ſchmerzt, und der vielleicht ſtatt des Vielen Alles nimmt.“

Wecel ſprang ſchnell auf, und rief: „Ich ſpreche mit Božebor.“

„Ich auch,“ rief eine Stimme.

„Ich auch,“ eine andere, und eine dritte.

Und es entſtand nun ein Rufen der Männer durcheinander und eine Unruhe.

Da ſtreckte Bolemil die Hand über den Tiſch, und gab ein Zeichen.

Als ſich nach und nach die Ruhe herſtellte, und er ſich erheben wollte, ſagte der Herzog: „Bolemil, rede auf deinem Stuhle ſitzend.“

Bolemil aber antwortete: „Ich bin noch nicht ſo hinfällig, hoher Herr, daß ich die Gebühr vergeſſe.“

Darauf erhob er ſich langſam, und da er mit den weißen Haaren und dem langen weißen Barte vor dem Tiſche ſtand, ſprach er: „Wenn Wšebor von einem Manne geredet hat, der älter iſt als er, und der ſich in dieſem Saale befindet, ſo bin ich es; denn ſonſt iſt niemand hier älter als er. Wenn er aber von weiſen Gaben geſagt hat, die in dem Haupte dieſes Mannes ſind, ſo bin ich es nicht; denn in meinem Haupte ſind viele Thorheiten geweſen, und ich bin nur beſtrebt, ſie abzulegen. Aber das iſt wahr, was er geſagt hat, daß ich viele Dinge erlebt habe. Ich habe viele Dinge erlebt, und habe mir manches gemerkt. Ich habe es erfahren: wenn üble Körner in die Erde gelegt worden ſind, ſo iſt eine üble Saat aufgegangen, ſie iſt uns in unſere Häuſer hinein gewachſen, ſie iſt uns in unſere Kirchen hinein gewachſen, ſie iſt uns in unſere Kammer und in unſere Schlafſtätte hinein gewachſen, und wir haben die bittere Frucht davon weg zehren müſſen. Ich habe auch erkennen gelernt, wann es eine böſe Saat war, die gelegt worden iſt. Und auf dem Herzogſchloſſe des Wyšehrad iſt eine ſolche Saat geſäet worden. Ich habe damals unſern Herzog Wladiſlaw nicht wählen geholfen, weil es gegen das Recht war, und weil jedes Wählen der Herzoge übel iſt; aber da er dann der Herzog war, und da Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws, ſein Recht weg gegeben hat, ſo bin ich ihm nach meiner Pflicht gefolgt. Ich habe in der Verſammlung geſagt, daß aus dem Wählen die Kämpfe folgen werden, wie ſie in den früheren Jahren gefolgt ſind. Die Kämpfe ſind da, und ich bin wieder in ihnen, wie ich früher in ihnen geweſen bin. Ich habe auch geſagt, daß in Nachfolgekämpfen der Fremde gerufen wird, es iſt ſo geweſen, und muß ſo ſein, entweder ruft ihn der eine Theil oder es ruft ihn der andere, oder er kömmt, wenn die Theile ſich bis zum Niederſinken zerfleiſcht haben, ſelber. Die Fahne des heiligen Wenzel hilft euch in ſolchen Streiten nichts, weil er der Heilige beider Theile iſt, und jeder auf ihn hofft, und ihn ruft. Aber er hört ihn nicht, und Gott und alle Heiligen wenden ſich von ſolchen Streiten mit Verdammniß ab, weil ſie Bruderſtreite ſind, und wenn Gott in ſolchen Streiten dem Rechte hilft, ſo geſchieht es durch Bitterkeit und Noth, daß wir das Recht in Zukunft vor Leichtfertigkeit ſichern. Weil es nun nicht zu vermeiden iſt, daß der Fremde komme, ſo komme er zu uns, nicht zu den Feinden: damit aber unſer Übel kurz daure, komme er bald, und damit er ſich nicht an das Land gewöhne, ende er ſchnell. Dann, hoher Herzog, ſage ich in meinem Alter, herrſche fort, und herrſche, wie du begonnen haſt. Aber verſammle deine Räthe, und errichtet mit Langſamkeit und Weisheit ein Geſetz der Fürſtenfolge, das mit großer Macht wirkt, die keiner anzutaſten wagt, und das die Leiden endet, die ich ſonſt für alle Zeiten ſehe, und denen ich nicht mit dieſen weißen Haaren, und nicht mit dieſen Worten meines Mundes wehren kann."

Als er dieſes geredet hatte, ließ er ſich wieder ſo langſam, wie er aufgeſtanden war, auf ſeinen Sitz nieder.

Nach ihm meldete ſich niemand ſogleich, zu ſprechen, ſondern die Männer redeten wieder mit einander.

Da gab Diwiš das Zeichen, daß er ſprechen wolle, und da es ſtille geworden war, ſprach er: „Ich habe in der Verſammlung auf dem Wyšehrad für Wladiſlaw, den Sohn Soběſlaws, geſprochen. Aber Wladiſlaw hat ſein Recht aufgegeben, und Konrad hat gar kein Recht. Wladiſlaw, der Sohn unſers vorletzten milden Herzoges, iſt jetzt der Fürſt und im Rechte, und wir kämpfen für das Recht. Und wenn wir auch unſer und unſerer Angehörigen Blut, und unſere Habe, wie Božebor geſagt hat, dafür hingeben, ſo dürfen wir doch nicht das Blut von tauſend andern hingeben, die nicht wiſſen, weshalb gekämpft wird, und es fließt dieſes Blut der tauſend andern wie von Unſchuldigen, ihre Habe wird vertilgt, wie die von Verfolgten, daß ſie dem Jammer verfallen, davon ſie zeitlebens nicht geneſen. Damit das Übel nicht größer werde, und länger daure, gehe der erhabene

Herzog zu Konrad, und dieſer helfe. Dann aber ſage ich wie Bolemil, es werde Vorſicht getroffen, daß die Streite der Söhne Přemyſls nicht mehr entſtehen.“

Als er geſprochen hatte, ſetzte er ſich wieder nieder.

Nach ihm redete Lubomir, und ſprach: „Weil der hohe Herzog durch zwei Meinungen gewählt worden iſt, durch die eine Meinung, die das Wohl des Landes zum Ziele hatte, und durch die andere Meinung, deren Ziel war, ſtatt des jungen Herzoges, den ſie fröhlich und eitel meinten, ſchalten und herrſchen zu können, ſo war es unvermeidlich, daß komme, was gekommen iſt. Die zwei Meinungen mußten zerfallen. Wir ſind bei der beſſeren Meinung des Wohles des Landes und bei dem Rechte des Herzogs. Wenn die andere Meinung ſiegte, hätten wir gar keinen Herzog, ſondern nur die Macht vieler Einzelner, und der Streit wäre unauslöſchlich. Darum muß der jetzige ausgeſtritten werden. Solche Streite kommen wie Gewitter, die Wehe und Unheil bringen, das getragen werden muß. Väter verlieren ihre Söhne, die Kinder verlieren ihren Vater, ein edles Weib wird eine Wittwe, eine alte Mutter überlebt den jungen Sohn, und das Geſchenk Gottes, die Liebe in den Banden des Blutes wird zerriſſen. Ich rede nicht von dem Verluſte der Habe; denn Habe kann wieder zu dem Menſchen kommen; aber das Blut, das verloren iſt, bleibt verloren. Damit das Unglück nicht noch unglücklicher werde, und durch den Sieg der Feinde erſt recht unglücklich, ergreift zum ſchnellen Ende jedes chriſtliche Mittel, das geboten wird, dann, ſage ich auch, macht ein Nachfolgegeſetz. Zu ſeiner Hilfe aber ſtreuet den heiligen Glauben aus, daß ſich die Menſchen zähmen, und nicht nach Unrecht trachten. So rede ich wie Viele, die gewußt haben, was kommen wird, und ſich ihm, da es gekommen iſt, geſtellt haben."

Er nahm nach dieſen Worten ſeinen Platz wieder ein.

Stibor ſtand auf, und ſprach: „Und wenn ſie ſollten doch herein kommen, die ſich jetzt den Mauern nähern, ſo werden ſie uns erſt recht Alles nehmen, Weib und Kind und Hab und Gut, und wir ſind verloren. Das bedenkt."

Nach ihm erhob ſich der Kmete des rechten Burgfleckens, und ſagte: „Hoher Herr, ich bin noch dabei geweſen, als der Herzog Bořiwoy Prag gegen deinen guten Vater überfiel, da ſind viele Menſchen desſelben Blutes gegen einander geſtanden, Dinge unerhörter Art geſchehen, ſo entſetzlich, daß ſich die Greiſe die Haare ausrauften, und die Frauen ihren Leib verfluchten, daß er geboren hat. Gehe zu dem erlauchten Könige Konrad, hoher Herr, wir werden in der Zeit die Stadt mit unſerm Leben vertheidigen, daß kein Stein in die Hände der Feinde gerathen ſoll. Dann aber erſcheine, und rette Alles, daß nicht das größte Unglück geſchieht."

„Ja, es iſt wahr, die großen Unheile dürfen nicht kommen", „ſie dürfen nicht kommen," riefen mehrere Stimmen.

Der Kmete ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz.

Nun erhob ſich noch einmal mühſam von ſeinem Stuhle der alte Wšebor, und ſprach: „Ich bin ein alter Mann, und kann nicht mehr viel vollbringen, ich kann auch nicht anſagen, welche Mittel außer den Fremden helfen würden, und weil ſie unvermeidlich ſind, wie Bolemil geſagt hat, ſo füge ich mich; aber ich beklage es."

Er ſuchte wieder ſeinen Platz einzunehmen.

Da ſtand auch Božebor noch einmal auf, und ſprach: „Ich beklage es auch; aber ich füge mich nicht. Wenn das, wovon ihr redet, unvermeidlich iſt, ſo iſt es doch ſchlimm, und ich will nicht helfen, daß das Schlimme geſchehe.“

„Rufe nicht den Zwieſpalt hervor,“ ſchrie Zweſt.

„Du ſtifteſt Hader,“ rief Odolen.

„Keine Uneinigkeit“, „nicht Uneinigkeit,“ riefen mehrere Stimmen, und ein Theil der Männer ſprang von den Sitzen empor.

Der Herzog winkte mit ſeiner Hand. Und als ſich die Ruhe wieder nach und nach eingefunden hatte, fragte er, wer weiter ſprechen wolle.

Es ſprach niemand.

Nach einer Weile ſtand er auf, und ſagte: „Es hat hier ein jeder die Freiheit, zu reden, wie ſein Herz denkt. Es ſoll nicht geſagt werden, ich höre meine Räthe nicht; aber es ſoll geſagt werden, daß ich nicht in der Gewalt meiner Räthe bin. Wer in unſerem jetzigen Streite gerufen wird, iſt nicht ein Fremder. Es iſt der Bruder, welcher zu der geliebten Schweſter, es iſt der Schwager und Freund, welcher zu dem Schwager und Freunde kömmt. Es iſt bei der Menſchheit ſo, daß der Menſch dem Menſchen, der Nachbar dem Nachbar, der Freund dem Freunde hilft. Weſſen Haus brennt, dem ſtehen die bei, die um ihn ſind. Und es werden die Zeiten kommen, daß die Völker nicht mehr allein ſind, daß ſie ſind, wie Menſch und Menſch, wie Nachbar und Nachbar, wie Freund und Freund. Und deſſen Hilfe ich heute brauche, der braucht die meinige morgen. Es wäre uns beſſer, wenn wir unſer brennendes Haus ſelber löſchen könnten, aber ehe wir mit dem Löſchen fertig ſind, verbrennt es. Es iſt mir in das Herz gegangen, als Bolemil geſagt hatte, daß er in den früheren Kämpfen geweſen iſt, und daß er in dem jetzigen wieder iſt, als Lubomir geſagt hatte, was getragen werden muß, und als mein Kmete geſagt hatte, was geſchehen iſt, da mein Vater um den Fürſtenſtuhl ringen mußte. Ich rufe: es ſei Gott vor, daß ſich ſolche Dinge bei mir erneuern. Konrad wird in das Land kommen. Ich werde meine Männer mit den ſeinigen vereinen, und ich, der Herzog, werde es ſein, der die Schlacht ſchlägt. Er wird ſich wieder entfernen, und wir werden daran gehen, eine Schranke zu gewinnen, daß ſolche Zwiſte nicht mehr möglich ſind. Du aber, Božebor, handle nach deinem Sinne, und ſo jeder, der da will. Bleibe in deinem Hofe, oder wo du willſt, bis dieſe Sache aus iſt, und dann komme zu mir, ſo es dir gefällt, und ich werde dir die Hand reichen. Die unſeres Sinnes ſind, lade ich für die dritte Stunde des Nachmittages wieder in dieſen Saal, daß wir das Weitere in das Werk ſetzen. Jetzt aber rede noch jeder, der zu reden geſonnen iſt.“

Der Herzog ſchwieg.

Es redete niemand mehr.

Dann ſagte er: „So bringe ich euch meinen Dank dar, daß ihr euch hier eingefunden habt, und wir zerſtreuen uns.“

Die Verſammlung ging auseinander. Dann verließ er ſeinen Sitz, ſprach noch mit mehreren, und ging dann aus dem Saale. Die Krieger ſeines Hofes folgten ihm.

Als die dritte Stunde des Nachmittages gekommen war, verſammelten ſich die Männer wieder in dem Saale des Herzoghofes. Es waren alle gekommen, die am Morgen in dem Saale geweſen waren, nur Bozebor nicht.

Der Herzog ging zu ſeinem Stuhle, und ſetzte ſich auf denſelben.

Als eine aufmerkſame Stille eingetreten war, erhob er ſich, und ſprach: „Liebe und Getreue! ich danke euch, daß ihr, wie ich ſehe, alle bis auf einen gekommen ſeid. Ich habe euch heute geſagt, daß die Feinde in einigen Tagen vor dieſem Berge ſein werden, und daß unſere Handlungen nicht zögern dürfen. Laſſet uns dieſelben in Schnelligkeit vollführen. Ehe das Licht des morgigen Tages ſcheint, verlaſſe ich die Stadt. Für die Zeit, in der ich fort ſein werde, ordne ich an, wie folgt: Dir, Otto, Biſchof von Prag, vertraue ich die Stadt zu dem überirdiſchen Schutze. Bitte Gott, daß er dem Rechte hilft, wenn es auch durch Bitterkeit und Noth geſchieht, wie Bolemil ſagt. Dir, Bruder Diepold, vertraue ich die Stadt zum irdiſchen Schutze. Du wirſt eher das Leben laſſen, als deine Ehre und deinen Ruhm auf dieſer Erde und deine Seligkeit im Himmel verlieren. Dir, Zdik, Biſchof von Olmütz, vertraue ich unſern Zug zum überirdiſchen Schutze, begleite uns, und bitte um ſein Gedeihen. Für den irdiſchen Schutz unſeres Zuges werde ich ſelber ſorgen, ſo gut ich kann. Ich nehme einen kleinen Theil des blauen Fähnleins mit. Du, Weliſlaw, gehſt mit mir nach Deutſchland, und dann in die Schlacht; du, Odolen, desgleichen. Witiko, du gehſt mit mir, ſei in der neuen Schlacht umſichtig, wie in der letzten. Und daß es uns nicht an Schreibern fehlt, gehen aus meinen Hofkaplänen Wiliko und Berthold mit. Verſammelt euch, ehe morgen die Frühdämmerung kömmt, vor dem Herzogſtuhle der Stadt. Ihr andern aber, höret mich: Otto, du Mann der Kirche, Bolemil, du Schwerbetroffener, Lubomir, deſſen Schmerz ich gedenken werde, Diwiš, du treuer Zupan, Chotimir, Preda, Wšebor, ihr Äbte, Daniel, Gervaſius, Nemoy, und du, Ctibor, Bartholomäus, Předbor, und du, Caſta, der du kaum von deiner Wunde geneſen biſt, und du, Wecel, der du, wenn gleich ein Widerſacher meines Vorhabens, doch hieher gekommen biſt, und Diet, und Oſel, und Rowno, und die Kmeten meiner Burgflecken, und Alle! mein Befehl an euch hört in dieſem Augenblicke auf, und es beginnt der meines Bruders. Wenn ich auf den Zinnen der Stadt das große roſenfarbene Banner wieder berühre, iſt der Befehl wieder bei mir. Vertheidiget die Stadt, und wenn ihr mich kommen ſeht, ſo zieht das roſenfarbene Banner höher hinauf, und wenn die Schlacht vor der Stadt iſt, ſo kommt hinaus, wenn die Zeit es gebietet.“

Da er dieſe Worte redete, kam die Herzogin mit ihren Frauen in den Saal. Sie ging an das obere Ende des Tiſches, und ſtellte ſich neben den Herzog an die Stelle, von der Diepold zurückgetreten war. Ihre Frauen ſtanden hinter ihr.

Der Herzog ſagte: „Ich vertraue euch Gertrud, die Herzogin der Länder Böhmen und Mähren, die Tochter des frommen Markgrafen Leopold von Öſterreich, meine erlauchte und vielgeliebte Gemalin. Ihr ſeht, wie gewiß ich es weiß, daß die Stadt in eurer Gewalt bleiben wird.“

Otto, der Biſchof von Prag, antwortete hierauf: „Erlauchter Herzog, wir werden deine Anordnungen befolgen. Gott geleite dich, und kehre ſiegreich, wie Joſua in das gelobte Land, und die Herzogin werden wir hüten, wie ſeine Krieger den Bundesſchrein gehütet haben.“

Lubomir ſagte: „Gehe mit Gott, hoher Herr, laſſe uns bald dein Banner vor dieſen Zinnen ſehen, daß unſere Augen und die Augen der Herzogin dieſes Zeichen ſchauen können.“

Bolemil ſprach: „Auf dieſem Berge, wie in einem Herzen des Landes ſteht der Fürſtenſtuhl. Auf dieſem Berge ſteht die Kirche des heiligen Veit, die Herrſcherin der Kirchen des Landes, auf dieſem Berge und in dieſer Kirche ſind unſere Heiligthümer, die Leiber unſerer Heiligen, Wenzel und Adalbert, auf dieſem Berge ruhen manche hohen Fürſten, auf dieſem Berge ſteht der Herzogshof und der erſte Župenhof, auf dieſem Berge, in der Kirche des heiligen Veit, ſind Schriften und Zeichen aufbewahrt, die die Handfeſten und Geſchicke des Landes enthalten, und auf dieſem Berge iſt jetzt das lebende Kleinod, die Herzogin, weil ſie die Herzogin iſt. Wir werden die Heiligthümer und das Kleinod bewahren. Du, Herr, ſiege, wie du geſagt haſt, in deinem Namen, und ende bald.“

Diwiš ſagte: „Wir werden treu ſein wie immer, gehe mit Zuverſicht deine Wege, hoher Herr!“

„Wir werden treu ſein dem Lande, dem Herzoge und der Herzogin,“ rief Jurik.

„Treu und ſtreitbar,“ rief Předbor mit ſeiner gewaltigen Stimme, wie er einſt auf dem Wyšehrad gerufen hatte: „Wladiſlaw iſt gewählt.“

„Treu und ſtreitbar,“ riefen faſt alle Anweſenden nach.

Der Kmete des rechten Burgfleckens ſagte: „Hoher Herr! laſſe die Herzogin durch die Leiber deiner Krieger des Burgfleckens wahren, ſie werden alle eher an dieſen Mauern nieder ſinken, als geſtatten, daß eine Schleiſe ihres Gewandes gebogen werde.“

„Ich danke euch,“ ſagte der Herzog, „alle werden mannhaft ſein wie immer, und meine Krieger der Burgflecken werden mit allen andern die Herzogin ſchützen.“

Die Herzogin ſagte darauf: „Ziehe im Frieden, mein Gemal, wir alle werden die Stadt ſchützen.“

„Und ſo ſei es geſchloſſen, was hier noch zu reden geweſen iſt,“ ſagte der Herzog.

„Erlaube noch ein Wort, hoher Herr,“ ſagte Otto, der Biſchof von Prag, „nicht ein Wort dieſer Erde, ſondern kraft meines Kirchenamtes ein Wort des Segens, das der Herr im Himmel neu erfüllen möge, wenn es ſo in ſeiner heiligen Vorſicht iſt.“

Der Herzog neigte ſich.

Der Biſchof machte das Zeichen des Segens, und ſprach die Worte des Segens.

Alle beugten ihre Leiber vor der heiligen Handlung.

Dann verließ der Herzog mit der Herzogin den Tiſch, ſprach noch manches kurze Abſchiedswort gegen die Nächſten, machte mit der Hand ein Abſchiedszeichen gegen Alle, und dann gingen der Herzog und die Herzogin mit ihren Gefolgen aus dem Saale.

Nun ertönten auch Hörner zum Zeichen, daß die Verſammlung geendet iſt.

Die Männer verließen den Saal.

Witiko begab ſich zu den Waldleuten, und rief diejenigen, die ihm untergeben waren, zuſammen.

Als ſie in einer Ordnung ſtanden, trat er vor ſie, und ſprach: „Liebe Heimathgenoſſen! Der erlauchte Herzog Wladiſlaw wird fortgehen, und mit einer Macht kommen, um die Feinde, welche dieſe Stadt umringen und erobern wollen, anzugreifen und zu zerſtreuen. Er hat mir befohlen, ihn zu begleiten. Ich muß euch daher auf eine Zeit verlaſſen. Traget in dieſer die Willigkeit, die ihr mir bisher erwieſen habt, auf Rowno über, er iſt in der Heimath euer Nachbar, iſt in dem Streite auf dem Berge Wyſoka euer Nachbar geweſen, und iſt in der hieſigen Anordnung wieder euer Nachbar. Ich ſage es euch zuerſt, um zu hören, ob es euch ſo genehm iſt. Einige von uns mögen mit mir gehen, wenn ſie wollen, Lambert, Urban, Auguſtin und noch andere, die zu reiten verſtehen. Der Herzog wird uns Pferde geben.“

„Du mußt den Knaben Urban ſehr gut bewahren,“ rief Peter Laurenz, der Schmied von Plan, „er iſt meiner Schweſter Kind, ich bürge für ihn, und belehre ihn. Wenn er beſſer reiten lernt, iſt es gut, und es iſt gut, wenn er vor den Herzog kömmt. Wir ſind ohnehin die Kriegsgenoſſen des Herzogs, und der Herzog hat den Knaben ſchon geſehen. Werſt die Feinde nieder, und wehret euer Leben. Der erlauchte Herzog wird zu dem Könige Konrad nach Deutſchland reiten. Wir wiſſen es ſchon, heute Vormittag iſt es ſicher gemacht worden. Urban kann zu dem deutſchen Könige mitgehen, und der König kann ihn ſehen. Und mit Rowno werden wir uns ſchon vertragen. Und wenn die kommen, die auf dem Berge Wyſoka ſo gegen uns waren, ſo werden wir ihnen die Stadt nicht laſſen, wie wir ihnen den Berg nicht gelaſſen haben, damit das Recht beſteht, und wir werden ihnen das Gold und die Steine nehmen, die ſie hieher gebracht haben. Redet, Männer, wie es mit Rowno iſt."

„Rowno ſoll nur bei uns bleiben, wenn Witiko fortgeht," ſagte Stephan der Wagenbauer.

„Rowno ſoll bei uns bleiben, bis Witiko kömmt," rief Adam.

„Wir halten mit Rowno," rief Paul Joachim.

„Rowno, Rowno," ſchrieen mehrere Stimmen.

„Ich gehe mit dir zu den deutſchen Rittern," rief Lambert.

„Ich gehe auch mit," rief Auguſtin.

„Ich gehe auch mit zu dem Könige Konrad," rief Urban.

„Ich auch," rief Zacharias.

„Ich auch," rief Max Albrecht.

„Das werden wir ſchon ordnen," antwortete Witiko, „jetzt müſſen wir Rowno fragen, ob er die Führerſchaft übernehmen will, wenn nicht zu viele dagegen ſind."

„Niemand iſt dagegen," rief Tobias.

„So geht zu ihm, Max Albrecht, und Zacharias, und ſagt, daß wir ihn bitten, er möchte auf ein Kurzes zu uns kommen," ſagte Witiko.

Die zwei Männer gingen, und als ſie mit Rowno zurückkamen, ſagte Witiko zu ihm: „Rowno, du haſt in dem Saale gehört, daß ich mit dem Herzoge gehen muß. Ich möchte nun, ſo lange ich fort bin, dir, hochehrbarer Wladyk, den Schutz und die Führung derer anvertrauen, die mich auf dem Berge Wyſoka zu ihrem Vormanne gewählt haben, und ich möchte dich bitten, dieſen Schutz und die Führerſchaft zu übernehmen. Meine Männer ſind einverſtanden."

„Ja, wir ſind einverſtanden," riefen mehrere Stimmen.

Rowno antwortete: „Meine lieben Heimathleute! wir ſind benachbart, ihr kennt mich und meine Angehörigen, und ich und meine Angehörigen kennen euch. Wir haben uns immer Gutes gewünſcht. Ich thue gerne, was Witiko verlangt. Wenn ihr euch, bis er wieder da iſt, unter meine Leute einordnen wollt, ſo werden wir zuſammen halten, und uns gegenſeitig helfen, wenn die Feinde vor die Stadt kommen."

„Ja, bis er da iſt," rief der Schmied.

„Bis er da iſt," rief Philipp.

„Bis er da iſt," riefen mehrere Stimmen.

„Es iſt ſchon recht," ſagte Zacharias, „wir und Oſel und die andern werden zuſammen ſtehen."

Witiko ſprach: „Das iſt nun geordnet. Lambert, Auguſtin und Urban reiten mit mir, ſie mögen ſich rüſten, und eine Stunde nach Mitternacht zu mir kommen. Und ihr, Männer, werdet feſt und ſtark ſein, wenn die Feinde erſcheinen, und haltet, wenn ihr an einer Stelle angehen müſſet, die Reihe geſchloſſen."

„Wie geſchweißtes Eiſen," antwortete der Schmied, „daß ſie uns eben ſo wenig wie damals von dem alten Manne, der in einer Tragtruhe ſaß, trennen können."

„Ja, thut nur ſo,“ rief eine Stimme wie von der Erde auf. Witiko blickte um, und ſah Tom Johannes den Fiedler, der auf einem gehauenen Steine ſaß.

„So biſt du wieder in fröhlicher Geſundheit da?“ ſagte er zu ihm.

„Ja,“ entgegnete der Fiedler, „geſund bin ich faſt, aber mit der Fröhlichkeit iſt es aus. Sieh' nur, wie ich verändert bin, wie wenn der Wind einen Dornſtrauch verdreht hat.“

„Der verdrehte Dornſtrauch bringt wieder Roſen,“ ſagte Witiko.

„Weil er ein Narr iſt, der in jeder Geſtalt blühen kann,“ antwortete der Fiedler. „Meine Hand iſt wie das Winkelmaß Davids des Zimmerers, ich kann nicht mehr geigen, und wenn ich zur Vergeltung einen Spieß nähme, ſo müßte ich mich ſeitlings ſtellen, um werfen zu können.“

„Sie werden es ohne deinen Spieß auch machen,“ ſagte Witiko, „du wirſt für dich etwas erſinnen, und wenn die luſtigen Tage kommen, wird deine Fiedel wieder im grünen Walde ſingen, wie immer.“

„Daß die Dohlen und Häher davon fliegen,“ entgegnete Tom Johannes.

„Habt acht auf ihn, daß ihm nichts geſchieht,“ ſagte Witiko.

„Wir werden ſchon ſorgen,“ antwortete der Schmied, „und von unſerer Beute, die die Feinde bringen werden, ihm etwas geben. Er iſt nicht zu bewegen geweſen, nach Hauſe zu gehen.“

„Weil ich erwarten will, was hier noch geſchieht, und weil ich nicht fort ſein will, wenn der Herzog ſeine Männer belohnt," antwortete Tom Johannes.

„Du wirſt belohnt werden, Tom," ſagte Witiko, „und den Verwundeten wird man es wohl inſonderheit gedenken."

„Ich meine, wenn ſie ſich nichts erwerben können," ſagte der Fiedler.

Da Witiko noch mit Tom Johannes ſprach, kam Sebaſtian, der Schuſter von Plan.

Die Männer lachten, riefen und begrüßten ihn. Er hatte einen geflochtenen Korb auf ſeinem Rücken, wie Frauen, wenn ſie Dinge zum Markte tragen.

„Biſt du da," ſagte Witiko, „und was bringſt du uns?"

„Sie ſind alle geſund," antwortete Sebaſtian, „Martin und Lucia grüßen euch, es ſind nur zwei Weiber geſtorben, davon eine nicht aus der Pfarre war, ich habe den Weg in zehn Tagen hin und zurück gemacht, und der Brettermelchior hat einen wunden Fuß. Ich habe Stiefel und Fußtücher und andere nothwendige Dinge geholt, und mir Marderbälge und Iltisbälge mitgebracht."

„Wozu brauchſt du denn die Bälge?" fragte Witiko.

„Die Schuſter nähen hier Bälge zu ſo wunderbar feinen Sachen zuſammen," antwortete Sebaſtian, „zu zierlichen Fußſchuhen, zu Hauben, zu Umwürfen, zu Gürtelſäumen, und da will ich das lernen, und in Plan ſolche koſtbare Dinge verfertigen."

„Du haſt eine ungefüge Lernezeit gewählt," entgegnete Witiko, „bringe nur deine Bälge in Sicherheit, und ſtelle dich wieder zu deinen Männern."

„Ich werde Alles verrichten, was noth thut,“ erwiederte Sebaſtian.

Dann ſetzte er ſich mit ſeinem Korbe neben Tom Johannes, den Fiedler, auf einen andern behauenen Stein.

Hierauf ſagte Witiko: „Ich muß mich von euch verabſchieden, ihr Männer, Gott behüte euch, wir werden nicht lange getrennt ſein.“

„Gott behüte dich,“ riefen mehrere Stimmen.

„Sieh' nur, daß ſie dich nicht verunſtalten wie mich,“ ſagte Tom Johannes, der Fiedler.

„Ich werde mich ſchon wehren,“ antwortete Witiko.

„Ich habe mich auch gewehrt,“ ſagte der Fiedler.

„Und ſieh' nur auf den Urban,“ rief der Schmied.

Witiko reichte Rowno die Hand, dann auch mehreren Männern, grüßte alle, und entfernte ſich.

Er ging in ſeine Wohnung, und richtete zurecht, was er mitnehmen wollte.

Eine Stunde nach Mitternacht kamen Lambert und Auguſtin und Urban zu ihm. Er ſendete ſeinen Knecht Jakob um vier Pferde aus den Pferden des Herzoges, Jakob brachte die Thiere, die Männer rüſteten ſich, und beſtiegen ſie, Witiko ſein eigenes, und Jakob und die drei andern die Pferde des Herzogs. Raimund mußte in Prag zurückbleiben. Da ſie von dem Prieſterhauſe weg ritten, ſahen ſie, daß vor dem Hofe des Biſchofes Pferde ſtanden, und daß die Leute Boſebors daran waren, ſie zu beſteigen.

Witiko ritt mit ſeinen Männern gegen den Herzogſtuhl, und als alle dort verſammelt waren, und der Herzog mit ſeinem Geleite erſchienen war, nahm der Biſchof, es nahmen die Prieſter und die hohen Kriegsherren, die herzu gekommen waren, Abſchied, und der Zug begann. An der Spitze ritt eine Abtheilung des blauen Fähnleins, dann kam der Herzog, an deſſen linker Seite der Biſchof Zdik ritt, dann kam das Gefolge des Herzogs und des Biſchofs, dann kamen Weliſlaw, Odolen und Witiko und die Kapläne. Weliſlaw hatte dreißig Männer, Odolen ſieben, Witiko vier. Den Schluß machte die andere Abtheilung des blauen Fähnleins.

Sie ritten zu dem Thore nieder.

Da ſie dort anlangten, ſtand Božebor mit den Seinigen da.

Der Herzog ſagte zu ihm: „Du wirſt mir gönnen, Božebor, daß ich mit meinen Männern zuerſt durch das Thor reite.“

Božebor ſtellte ſich mit ſeinen Leuten ſeitwärts, das Thor wurde geöffnet, und der Zug des Herzoges ritt hinaus.

Der Zug ging in den Büſchen dahin gegen die Waldhöhe, welche neben dem Dorfe Břewnow war. Sie konnten, wenn ſie umſahen, Božebor mit ſeinen Männern eine Strecke hinter ſich ſehen. Als ſie auf der Waldhöhe zu dem Scheidewege Zernownice gekommen waren, und auf dem einen der Wege fortritten, ſahen ſie dann Božebor nicht mehr hinter ſich.

Der Zug ging nun unabläſſig in der Richtung gegen den Abend des Landes fort.

Diepold, der neue Befehler der Stadt, machte ſofort an dieſem Tage mehrere Anordnungen. Für den folgenden Tag hieß er Alle, wenn die Sonne aufginge, an ihren Stellen ſein.

Als ſich die Sonne an dieſem Tage erhob, ritt Diepold mit den Männern ſeines Geleites gegen die Zinnen der Stadt. Er hatte den Waffenſchmuck an ſich, den er auf dem Berge Wyſoka getragen hatte. Ein ſchwarzes Kleid bedeckte ſeinen Körper, eine ſchwarze Haube ſein Haupt. Ein rother Edelſtein hielt eine weiße kurze Feder an der Haube. Auf dem Oberkörper trug er ein dunkles mattes Waffenhemd. Der Gürtel hatte rothe Edelſteine, und ſo auch die ſchwarzſammetne Schwertſcheide. An der rechten Seite Diepolds ritt die Herzogin Gertrud. Sie war in ein dunkelbraunes Gewand gekleidet, wie es ihr Gemahl gerne trug. Hinter ihr ritten einige Frauen in weiten Gürtelkleidern. Unter den Frauen war auch Dimut auf ihrem braunen Pferde. Sie hatte ihr ſchwarzes Gewand an, darüber das Waffenkleid, das wie Silber glänzte, und auf dem Haupte die ſchwarze Spangenhaube, daran eine Rabenfeder empor ging. Am Gürtel trug ſie ihr Schwert. Sie wäre wie Diepold geweſen, wenn ſie nicht das lichte Waffenkleid und die ſchwarze Rabenfeder gehabt hätte. Da ſie an die Zinne kamen, trafen ſie vor der Bruſtwehre den Zupan Jurik mit ſeinen Männern und den Schleudergeräthen und Wurfdingen, dann war Chotimir mit denen aus Dečin und den Geräthſchaften, dann war Diwiš, der Zupan von Saaz, mit großen Geſchoſſen für Pfeile, Balken, Steine und Brandwerke, dann weiterhin der alte Lubomir mit vielen Gerüſten für dicke Bolzen und andere ſchwere Dinge, und dann war der Leche Bolemil mit dem Reſte der Seinigen. Er ſaß unter ihnen auf einem Stuhle, und die größte Schleuder, welche die Männer hatten, war bei ihnen. Dann kamen Wecel und der alte Wšebor, und Preda, und Ctibor, und die Äbte, und der Biſchof, und Gervaſius, und Milota, und andere. Dann war Nemoy von Netolic mit ſeinen Männern vom Rande des mittäglichen Waldes und ſeinen Schlendergeräthen, dann kamen die von Taus, und die weiter hinauf vom Walde herſtammten: Wenzel von Winterberg, und Wyhon von Prachatic, dann war Rowno von Rowna mit den Seinigen und mit denen, die ihm von Witiko übergeben worden waren. Sie hatten eine Schleuder bei ſich, die große Steine bewältigen konnte, dann kam Diet von Wettern, und Hermann von Attes, der kaum von ſeiner Wunde geneſen war, und Wernhard von Ottau, und andere. Dann war Ben, der Sohn Bens, des Führers, der auf dem Berge Wyſoka ſein Leben gelaſſen hatte, dann Bartholomäus, Zdeſlaw, Caſta und andere Männer. Als Diepold und die Herzogin bei Allen geweſen waren, und Alles beſehen hatten, und mit vielen Männern geſprochen hatten, ritten ſie wieder in die Hofburg zurück.

Auf den zweiten Tag nach dieſem Tage war in der Morgenſtunde ein großer Gottesdienſt in der Kirche des heiligen Veit angeſagt. Als dieſe Morgenſtunde kam, feierte Otto, der Biſchof von Prag, mit den Äbten und Prieſtern in kirchlichem Schmucke den Gottesdienſt wie an einem erhabenen Feſte des Herrn. Die Herzogin, Diepold, die Führer, viele Krieger und andere Menſchen waren zugegen. Am Ende des heiligen Opfers war das Kriegsgebet und die Segnung.

Am Nachmittage des nämlichen Tages kamen die Feinde gegen die Stadt. Man ſah den lichten Schein der Lanzen und die Bewegung der Schaaren. Unzählige Menſchen blickten hinaus. Sie breiteten ſich vor dem rechten Burgflecken aus, wie um ein Lager zu errichten. Alle Krieger waren auf den Mauern. Die Herzogin war bei ihnen.

Als der Abend dieſes Tages gekommen war, ſah man eine Schaar von Reitern von dem rechten Burgflecken über die Brücke eilen. Sie hatten Friedensfähnlein auf den Lanzen. Als ſie in dem linken Burgflecken angekommen waren, hielten ſie ſtille.

Diepold ſagte zu Sezima: „Nimm zwanzig Reiter, reitet mit Friedensfähnlein hinaus, und frage um ihr Begehren.“

Sezima ritt mit zwanzig Reitern gegen das Brückenthor, man ließ ihn hinaus, er näherte ſich den Feinden, und von den Zinnen aus konnten ſie ihn eine Zeit bei ihnen verweilen ſehen.

Dann kehrte er wieder zurück.

Als er vor Diepold gekommen war, berichtete er: „Sie ſagen, daß ein Mann unter ihnen ſei, der die Macht habe, im Namen Konrads, den ſie ihren Herzog nennen, mit dir, wenn du der Befehler der Stadt biſt, weil du Boten ſendeſt, zu ſprechen. Konrad will Blutvergießen meiden. Wratiſlaw von Brünn, Otto von Olmüz, Spitihněw, Leopold und Wladiſlaw laſſen dir Gutes ſagen.“

Diepold antwortete: „Reite wieder hinaus, und ſprich: „Diepold redet nur mit denen, die ſich unterwerfen, und er wird es daran erkennen, daß ſie mit zwei Friedensfähnlein auf einer Lanze kommen. Ein anderes Fähnlein wird er nicht mehr anerkennen, und die jetzt da ſind, ſollen ſich entfernen, ſo ſie Schaden meiden wollen. Mit den Nachkommen Přemyſls, Wratiſlaw von Brünn, Konrad von Znaim, Otto von Olmüz, Spitihněw, Leopold und Wladiſlaw wird er ſprechen, wenn ſie mit Säcken auf dem Haupte und Stricken und Steinen um den Hals vor ihm knieen."

Sezima ritt wieder hinaus, und da er zurückgekommen war, ſagte er: „Sie verlangen mit Wladiſlaw zu ſprechen, und wenn dieſer, wie es heißt, entflohen ſei, mit Gertrud."

Gertrud ſprach: „Diepold, laſſe Kugeln in ſie werfen."

Diepold ſagte: „Sezima, du gehſt jetzt nicht mehr hinaus."

Dann ſchwieg er.

Die feindlichen Reiter blieben auf ihrem Platze ſtehen.

Nach einer Weile ſagte er: „Legt auf."

Die Männer legten einen Stein auf die Schaufel einer Schleuder.

Wieder nach einer Weile ſagte Diepold: „Richtet, und dreht ab."

Die Männer gaben der Schleuder eine Richtung, dann drehten ſie an kurzen Speichen, die Schaufel fuhr in die Höhe, und in dem Augenblicke fiel eine große Steinkugel im Bogen gegen die Reiter nieder.

Dieſe wendeten ſich um, und ritten über die Brücke davon.

Ein Geſchrei des Jubels folgte ihnen von den Mauern der Stadt.

Es kam der Abend, und als es finſter geworden war, konnte man den Schein der Feuer der Feinde von den Burgflecken und von den Feldern her ſehen.

Nach dem Frühgottesdienſte des nächſten Morgens ſahen die Männer, daß Feinde am unteren Ende des rechten Burgfleckens mit Schiffen, Flöſſen und Brettergerüſten über die Moldau und auf das hohe Feld Letně gingen, in welchem die Dörfer Owenec, Holišowic und Buben waren. Der andere Theil ſtand in Ordnung am Waſſer.

Es wurde an dieſem Tage keine Botſchaft an Diepold gerichtet.

An dem folgenden Tage und an dem nächſten waren alle Feinde herüber gegangen, und errichteten ein Lager. Diepold ſtörte ſie nicht, und wenn es in der Stadt ſtille war, und die Luft von dem Felde daher ging, konnte man die Hammerſchläge und den Schall der Arbeiten vernehmen.

Endlich erhob ſich ein großes weißes Banner bei den Feinden, und mehrere kleine weiße Banner wurden ſichtbar. Sofort entfaltete ſich auch auf der Kirche des heiligen Veit das große roſenrothe ſeidene Banner Wladiſlaws, und es wehten auf dem Herzogshofe und auf anderen Bauwerken und an Stellen der Zinnen kleinere roſenrothe Banner.

Das große weiße Banner auf dem Felde war das Konrads von Znaim, den ſie zum Herzoge erwählt hatten, weiterhin war das weiße grüngeränderte Banner Wratiſlaws von Brünn, dann war das Banner Otto's von Olmüz, dann Spitihněws und Leopolds, dann waren die Zeichen der andern Männer, Bogdans, Damaſlaws, des alten Mikul, und mehrerer. Weit hinter den Feinden war Kochan, und man ſagte, daß er gekommen ſei, zu ſehen, wie ſich beide Herzoge vernichten, worauf dann die übrigen Lechen herrſchen würden.

Da der ſechſte Tag gekommen war, ſeit ſich die Feinde vor der Stadt gelagert hatten, näherten ſich am Morgen dieſes Tages verſchiedene Geräthe der leichten Art den Mauern. Auf Wägen wurden allerlei Dinge geführt. Die Männer der Feinde rückten auch heran. Da ſie nahe waren, hielten ſie an, und von den Geräthen flogen nun Pfeile, Pflockbolzen, Steine, Wurflanzen und Eiſenſtücke auf die Zinnen. Die Männer Diepolds rührten ſich nicht. Auf ſeinen Befehl hatten ſie ſich hinter die Bergen begeben müſſen. Da endete das Werfen der Dinge, und von den Feinden ſonderte ſich ein Haufen Krieger ab, und ging gegen die Mauern vorwärts, dies that auch ein zweiter, ein dritter, und mehrere. Da ſie nahe an der Mauer waren, begannen ſie zu rennen, indem ſie Leitern, Stangen, Haken, Schilde, Stricke und Kletterdinge trugen. Sie befeſtigten Werkzeuge an den Mauern, und ſuchten, empor zu klimmen. Hinter ihnen ſtanden viele Bogenſchützen, welche unaufhörlich Pfeile gegen den oberen Rand der Zinnen ſendeten. Jetzt gab Diepold ein Zeichen in die Luft, und auf dieſes Zeichen ertönte die größte Glocke des Thurmes des heiligen Veit, und da der erſte Klang erſcholl, ſtürzten die Männer Diepolds heran, und warfen Ziegel, Steine, Blöcke, Bäume, eiſengezackte Balken, ſiedendes Waſſer und brennendes Pech auf die Emporklimmenden nieder. Ein Theil der Krieger war in Bereitſchaft, dort, wo ſich zwiſchen den Schirmen, die die Feinde über ſich emporſchoben, menſchliche Glieder zeigten, Pfeile und Lanzen hinein zu ſchicken. Ein anderer Theil ſuchte insbeſonders dieſe Bergeſchirme der Feinde durch ſchwere Wurfdinge oder Feuer zu zerſtören, oder auf die Feinde ſelber zu ſchleudern. Viele Krieger ſendeten beſtändig aus Geräthen Steine und Wurflanzen und von Bögen Pfeile gegen die Schützen der Feinde.

Die Glocke des heiligen Veit tönte fort.

Zuweilen erſcholl ein geller Ruf zum Zeichen einer ſchweren Verwundung, oft rann an einem Manne Blut hinunter, ohne daß er es wußte, man ſah manchen Krieger taumeln, ohne daß man erkennen konnte, ob die Schauer des Todes ihn ſtürzen wollten, oder eine Verwundung. Er wurde zurückgetragen, wo die Pfleger verſammelt waren. Auch Feinde ſah man fallen, oft wurden mehrere zugleich ſammt ihren Geräthen von den Leitern geſtürzt, und man ſah, wie Männer von den Mauern weg getragen wurden. Aber neue drangen nach, und die Leitern füllten ſich immer wieder. Der Bogenſchützen, welche die Vertheidiger zu ſchädigen ſuchten, wurden immer mehr. Diepold vermehrte auch die ſeinigen. Er ſah, daß die Bergen, die von jenen Männern hinaus geſchoben wurden, welche die Dinge auf die Feinde hinunter zu werfen hatten, zu ſchwach ſeien, und ſuchte ſie durch ſtärkere zu erſetzen. Auf der ganzen Strecke, an der die Feinde empor drangen, waren die Vertheidiger verſammelt, und die ermüdet wurden, ließ Diepold mit friſcheren wechſeln. Die Waldleute fanden ſich in die Sache, und arbeiteten ſtetig, wie ſie mit den Baumſtämmen ihrer Felſen oder gegen die Thiere ihres Waldes arbeiteten. Tom Johannes ſaß hinter einer Berge, und ſchrie Worte, die niemand vernahm, und machte mit den Händen Zeichen, auf die niemand achtete.

Da dieſes geſchah, ritt die Herzogin an die Zinnen.

Sie war von mehreren Hofherren begleitet, aber von keiner ihrer Frauen. Nur Dimut ritt in ihrem Waffenkleide neben ihr. Die Herzogin ermunterte die Männer, und belobte ſie. Als ſie zu den Waldleuten kam, erhoben dieſe einen ſo wilden Ruf, daß die Glocke des heiligen Veit dagegen nicht zu vernehmen war.

Von den Feinden löſete ſich jetzt eine Schaar ab, welche größer war als alle, die bis zu der Zeit an die Mauern gekommen waren. Sie eilte gegen eine Stelle, welche weniger Krieger enthielt, und ſtrebte in Schnelligkeit empor zu klimmen, indeß andere unter ihnen durch Sandſäcke Raſen Reiſig und dergleichen ſchleunig den Boden an den Mauern zu erhöhen verſuchten; aber die Männer Diepolds kamen wie eine Wolke, welche den Hagel birgt, herbei, und ſie erhoben ein Freudengeſchrei, weil ſie die Abſicht der Feinde erkannten, und die Mittel hatten, ſie zu vereiteln. Das Hinabwerfen der Vertheidigungsdinge wurde dichter, als es bisher geweſen war, es wurde ein Schütten, und wenn man meinte, das Schütten ſei am heftigſten, wurde es noch heftiger. Das Hinausſenden der Lanzen, Pfeile, Steine, und anderer Wurfſachen auf die Bogenſchützen wurde ein ſtetiger Strom. Der Kampf war ſehr kurz. Die Feinde glitten zurück, verließen ihre Geräthe, und wichen gegen die Ihrigen. So thaten ſie an allen Stellen. Da ſie in Unordnung zurückgingen, öffnete Diepold das Thor, und drang mit einer Schaar Männer, die er bereit gehalten hatte, hinaus, indem er auf ſeinem ſchwarzen Pferde unter ihnen ritt. Er eilte den Feinden nach, und was durch Lanze und Schwert zu erreichen war, wurde durch Lanze und

Schwert geſchlagen. Als ſie gegen das ganze Heer der Feinde kamen, wendeten ſie um, ritten in Schnelligkeit zurück, und wurden durch das Thor aufgenommen.

Jetzt war Ruhe auf den Mauern, und die Glocke des heiligen Veit tönte nicht mehr.

Diepold, die Herzogin, der Biſchof, Äbte, Prieſter und Führer gingen jetzt auf den Kampfplatz. Da waren die Rüſtzeuge des Krieges, die man gebraucht hatte, da waren die ermatteten Krieger, es waren Verwundete und Todte. Die Ärzte und die Pflegediener waren da, Leute aus der Stadt, Frauen, Jungfrauen, Prieſter und andere waren gekommen, und ſpendeten Labung. Manche Männer gingen herum, und bluteten an dieſem oder jenem Theile ihres Körpers. Andere ſaßen oder lagen. Der Prieſter von Daudleb wuſch Moyſlaw die Wunde eines Lanzenſtiches, die er an der Achſel erhalten hatte, und verband ſie ihm. Dann ſchnitt er Zweſt die Spitze eines Pfeiles aus dem Arme, und verband ihn, Jurik, der Sohn Juriks, dem ein Stein das Knie geſtreift hatte, und Zdeſlaw, der Sohn Diwiš, der einen Lanzenſtich hatte, wurden verbunden. Andere wurden von den Ärzten in Sorge genommen, und jeden, wenn es ſein konnte, trug man in die Verpflegungsorte. Diepold und ſeine Begleiter gaben überall Troſt. Diepold verlangte, die Todten zu kennen. Man wußte ſie noch nicht alle. Budilow, ein reicher Wladyk aus den Fluren von Gradec, hatte ſein Leben verloren, ſo auch Wat, ein Leche aus den Gebirgen an Polen, der mit ſeinen Leuten unter Jurik geſtanden war, ſo der Wladyk Kuneš aus dem Abende des Landes, ſo Izzo von Tynec, Welich von Suchomaſt, Radoſlaw von Lezno, Welkaun von Jeſenic, und andere Männer, die auf ihrem Eigen mit Sippen geſeſſen waren. Diepold verordnete, daß von allen ein genaues Verzeichniß gemacht werde, wenn etwa Verhandlungen mit ihren Angehörigen würden.

Dann ging er mit allen, die um ihn waren, zu den Verwundeten und Kranken in die Verpflegungshäuſer. Dann ordnete er an, daß Erquickung an Speiſe und Trank, reichlicher und beſſer als zu anderen Zeiten, an die Krieger komme.

Nach einer Zeit ritt eine Schaar von Feinden gegen die Mauern, mit ſchwarzen Fahnen, welche die Bitte anzeigten, daß ihnen geſtattet werde, ihre Todten und Verwundeten weg zu bringen. Diepold ließ eine ſchwarze Fahne der Gewährung errichten. Sogleich gingen die Feinde daran, die Ihrigen zu bergen. Die Männer auf den Mauern ſahen auf ſie, und konnten die Gewänder erkennen, wie ſie in dem einen oder in dem andern Striche des Landes getragen wurden, und wenn einer Verwandte unter ihnen gehabt, und auf ſie hinab geſehen hätte, ſo hätte er ihre Angeſichter zu erkennen vermocht.

Am Abende des Tages wurde ein ernſter Lobgeſang in der Kirche des heiligen Veit gehalten. Diepold, die Herzogin, und alle Führer wohnten bei, und ſo viele Krieger, als die Kirche zu faſſen vermochte. Die Waldleute knieten in ihren rauhen Gewändern auf dem Boden der Kirche.

Als die Nacht anbrach, ging man, die Wurfdinge zu ergänzen, daß ſie zum Gebrauche wieder hergerichtet wären.

An dem nächſten Tage begannen die Feinde nichts gegen die Stadt.

Da der Abend gekommen war, ließ Diepold die Führer rufen, und eröffnete ihnen, wie er wiſſe, daß an dem Felde, auf welchem die Feinde gelagert ſeien, ſich eine Wieſe befinde, die Sumpf und Moor habe, daß das Lager gegen die Wieſe weniger befeſtigt und bewacht ſei. Er aber wiſſe einen feſten Weg durch den Sumpf und das Moor, und ein vertrauter Mann habe noch in dieſen Tagen Rüthchen auf den Weg geſteckt. Er wolle in der Nacht mit einer Schaar durch den Sumpf gehen, und das Lager überfallen, und ſo viel Schaden thun, als er könne. Und wenn er zurück ginge, wolle er die Verfolger in den Sumpf locken. Die Führer möchten die Männer wählen, die ſich zu dem Unternehmen melden. Um Mitternacht iſt die Verſammlung bei dem Herzogſtuhle.

Die Führer entfernten ſich.

Als die Mitternacht gekommen war, ſtanden die Männer an dem Herzogſtuhle. Es waren mehr als noth that. Diepold las ſie aus, erklärte ihnen die Sache, und ſagte: „Unſer Wort heißt: Wladiſlaw, und das Wort zur Umkehr heißt: Gertrud.“

Hierauf gingen ſie gegen das Thor, gefolgt von einem Häuflein Reiter, das Jurik führte. Das Thor öffnete ſich. Außerhalb desſelben ſtellte Diepold das Häuflein Reiter auf. Dann ging er mit den Männern gegen die Wieſe. Auf derſelben gingen ſie gegen den Sumpf, und dann auf dem feſten Wege in den Sumpf hinein. Der Mann, welcher die Ruthen geſteckt hatte, ging als Führer zwiſchen zwei Kriegern mit. Sie kamen auf dem Wege bis an das Lager. Dort war eine Umzäunung von Pflöcken, die in die Erde getrieben waren.

Diepold hieß mit Brechſtangen Pflöcke ausheben. Die Werkleute ſchritten daran. Da lehnte der Schmied von Plan ſeine Keule ſeitwärts, faßte einen Pflock mit ſeinen Händen, und zog ihn heraus, dann einen zweiten, dann einen dritten, und ſo fort. Als er zwanzig ausgezogen hatte, ſagte Diepold, es ſei genug, ließ einen Pflock über der Umzäunung als Zeichen erhöhen, und führte ſeine Männer durch die Lücke ein. Nach einer Weile fanden ſie drei Männer, die im Graſe ſtanden, und von denen ſie nicht erkannt wurden, ſie nahmen dieſelben mit. Bald gelangten ſie zu Lichtern. Da ſcholl ihnen entgegen: „Konrad".

Sie riefen: „Wladiſlaw", und rannten gegen die Feinde.

Da ſtanden Wachen, ſie wurden niedergeworfen. Dann ſtanden wieder ſolche, ſie wurden wieder niedergeworfen. Dann kamen ſie zu Gezelten, und wenn Männer aus denſelben eilten, oder von der Erde empor ſprangen, wurden ſie geſtürzt, oder weiter getrieben. Ein Schreien erhob ſich, und pflanzte ſich in das Lager hinein fort. Diepold verbot, etwas anzuzünden, daß ſeine Schaar von dem Scheine nicht erhellt werde. Der Fliehenden wurden immer mehr, und wenn einige Haufen ſich widerſetzten, wurden Manche aus ihnen niedergeſtreckt, und die andern zurückgedrängt. Diepold war ſtets hinter ihnen, und ſchlug ſie, und es durfte zwiſchen den Fliehenden und den Verfolgern kein Raum entſtehen. So drang er in das Wirrſal der Feinde, wie eine Meereswoge gegen den kiesreichen Strand dringt, und Alles mitnimmt.

Da wurde in dem Lager ein Lichtſchein in gerader Richtung.

An dem Scheine bewegten ſich Lichter hin und wieder, und glänzten Waffen. Die Feinde hatten eine Reihe gebildet.

„Gertrud“, rief nun Diepold.

„Gertrud“, riefen die Männer ſich zu.

Und ſie wendeten ſich, und rannten gegen die Umzäunung zurück.

Sie hörten hinter ſich Kriegsruf und das Dröhnen von Schritten.

Da kamen ſie an ihre Öffnung, warfen den erhöhten Pflock herab, und drangen hinaus. Sie gingen auf ihrem feſten Wege in langer Zeile dahin. Bald hörten ſie hinter ſich ein Geſchrei, wie wenn jemand von Entſetzen ergriffen wird, dann hörten ſie Rufe der Weiſungen und Mahnungen, und dann, wie ſie immer weiter vorſchritten, hörten ſie nichts mehr. Da ſie an dem Rande der Wieſe ankamen, ſchollen zu ihrer Rechten Hufſchläge, und an dem Thore fanden ſie feindliche Reiter mit den Reitern Juriks im Kampfe. Sie griffen von hinten an, die Feinde, an den zwei Enden gedrängt, verwirrten ſich, ſuchten ſeitwärts zu entkommen, und litten Schaden, da die einen den Hang empor ritten und überſchlugen, die andern den Hang hinunter ritten, und ſtürzten. Diepold und Jurik verfolgten ſie, wie es möglich war, dann kehrten ſie um, und gönnten ihren Kriegern die Ruhe des Theiles der Nacht.

Als der Morgen des nächſten Tages angebrochen war, ſahen ſie die Feinde in ihrem Lager an der Wieſe eifrig arbeiten. Bald ſonderte ſich ein Haufen Krieger ab, und ging in Schiffen über die Moldau in den rechten Burgflecken.

Ihm folgten noch andere. Dann erhob ſich Rauch an verſchiedenen Stellen des Burgfleckens, und Häuſer brannten, und das Feuer wurde immer größer, und die Einwohner beſtrebten ſich, zu löſchen.

Die Männer auf den Mauern ſchrieen: „Die Thiere, die Scheuſale, die Wölfe, wenn wir einen fangen, ſollen wir ihn tödten, und keiner, wenn tauſende in unſere Hände kommen, ſoll das Leben behalten.“

Leute aus der Stadt rannten herzu, und riefen: „Diepold, laſſe uns hinaus gehen, und ſie morden, vernichten, vertilgen, und wenn es auch unſer und aller deiner Krieger Tod wäre.“

„Wir werden hinaus gehen, wie wir in der heutigen Nacht hinaus gegangen ſind,“ ſagte Diepold.

Die Herzogin ritt herzu. Sie war im Waffenkleide, ihr goldenes Haar deckte ein glänzender Helm, und in der Hand hatte ſie ein gezogenes Schwert. Hinter ihr ritten mehrere Herren des Hofes und andere Männer. Alle waren bewaffnet. Neben ihr ritt Dimut in ihrem gewöhnlichen Waffenkleide.

„Diepold,“ rief die Herzogin, „ich bringe Krieger, und werde noch mehrere bringen, ich will eingereiht ſein unter die Vertheidiger der Stadt.“

„Hohe Herzogin,“ ſagte Diepold, „es geſchehe nach deinem Sinne.“

Nun kamen auch Männer und Jünglinge der Stadt, und verlangten unter die Vertheidiger aufgenommen zu werden.

Diepold ſagte es zu, und wies ſie an Plätze zur Eintheilung.

Erſt gegen den Abend ſänftigte ſich das Feuer, und in der Nacht wurde ihm Einhalt gethan.

Am vierten Tage darnach kamen die Feinde wieder gegen die Mauern. Sie waren um viele mehr als das erſte Mal, und führten eine große Zahl von Wagen mit ſich, auf denen Erkletterungsgeräthe, Leitern, Schilde, Bergen, Dinge, um den Boden zu erhöhen, und anderes waren. Eine größere Menge von Bogenſchützen war aufgeſtellt, eine größere Menge von Männern rannte gegen die Mauern, und ſie ſuchten mit größerer Heftigkeit und größerer Eifrigkeit empor zu dringen. Aber die Vertheidiger waren auch ſchneller und unermüdlicher, in dichter Menge ſtürzten die Abwehren hinunter, in ununterbrochener Reihe flogen die Geſchoſſe hinaus, und wenn man die Krieger wechſeln wollte, ließen ſie es nicht zu. Aus der Stadt rannten Menſchen herbei, und trugen in ihren Händen oder in ihren Kleidern Steine, Ziegel, Eiſen, Blei, daß es auf die Feinde geworfen würde, wenn etwa der Vorrath der Krieger nicht ausreichen ſollte. Die Herzogin war mit ihrer Schaar auf den Zinnen, und eines Augenblickes ritt ſie auch zu allen Kriegern. Ihre Augen waren glänzender und ihre Wangen röther als ſonſt. Dimut folgte ihr, und auch ihre Augen waren glänzender und ihre Wangen röther. Sie kam zu Jurik, der die Seinigen befehligte, ſie kam zu Chotimir, der unter ſeinen Männern war. Sie grüßte und wurde gegrüßt. Sie kam zu Diwiš, der ſeine Balkengerüſte ordnete. Er grüßte ſie ernſt. Sie kam zu Lubomir, der unter ſeinen Zupenleuten ſtand, und dicke Bolzen verſendete. Er neigte ſich ehrerbietig. Sie kam zu Bolemil. Er ſaß neben der großen

Schleuder, und befehligte. Seine Haube war ihm entfallen, und ſeine weißen Haare glänzten in der Luft. Er neigte ſein Haupt vor der Herzogin, und fuhr fort zu befehlen. Sie kam zu dem Biſchofe, der ſeine Männer leitete. Sie kam zu Milota. Sie kam zu den Waldleuten. Nowno trat einen Augenblick vor, zu grüßen. Die Männer des Waldes warfen Dinge gegen die Feinde, von denen man glaubt, daß ſie von Menſchenhänden nicht zu bewältigen ſein könnten. Sie kam zu dem jungen Ben, zu Zdeſlaw, Caſta, und den weitern. Die Feinde mußten von ihrem Beginnen ablaſſen, Diepold verfolgte ſie mit großen Schaaren, und tödtete viele, und ein Wehegeſchrei und ein Geſchrei des Zornes war unter den Verfolgten und Verfolgern.

Nun begannen die Feinde andere Arbeiten in ihrem Lager. Sie machten Wälle, Bollwerke und Gräben gegen die Stadt, als wollten ſie gegen die Veſte eine zweite Veſte errichten. Sie bauten Bergen aus Balken und Bäumen, und arbeiteten hinter den Bergen. Und wenn ein Werk aus Erde fertig war, ſo ſchoben ſie die Bergen näher gegen die Stadt, und vergrößerten das Werk. Sie gruben auch Gräben mit Wällen, um ſich in den Gräben der Stadt zu nähern.

Diepold ließ ſeine Mauern verbeſſern. Die Männer mauerten an ſchwachen Stellen eine zweite Mauer hinter der erſten, Verballungen, Bergen, Schutzwerke und neue Schleuderwerke wurden erbaut, und die Zimmerer, Schmiede, Pechgießer, Waffenmeiſter, Flechter, Pfeil- und Lanzendreher und alle, die in Pflicht genommen waren, arbeiteten raſtlos.

Mit Greifzangen ließ Diepold Geräthe und Dinge, welche die Feinde an den Mauern gelaſſen hatten, herauf nehmen, und was man nicht herauf nehmen konnte, wurde durch Feuer zerſtört.

Alle Wurfdinge, welche tauglich erachtet wurden, ſandte man gegen die Feinde, und ſie ſandten ihre Wurfdinge gegen die Stadt. Und oft ging Diepold mit Kriegern aus den Seinigen aus der Stadt, und kämpfte in dem Felde. Wenn er eine Stelle erkundigt hatte, die ihm eines Angriffes werth erſchien, machte er mit Kohle eine Angriffszeichnung auf dem Tiſche, erklärte den Seinigen die Zeichnung, und brach dann mit einer Schaar aus dem Thore, überfiel die Stelle auf Wegen, die ihm bekannt waren, und ſchlug mit Lanzen, Spießen, Keulen, Schwertern, Meſſern, was dieſe Waffen erzwingen konnten, und drängte mit Kraft gegen den Feind, ſo ſtark ſie die Seinigen zu erregen vermochten. Die Männer faßten ſich ſo nahe, als ſie ſich faſſen konnten, an Riemen der Rüſtungen, an Säumen der Gewänder, mit den Armen an den Armen, Bruſt gegen Bruſt, Körper an Körper, wie wüthende kämpfende Brüder, wie Söhne der nämlichen Fluren, die mit Söhnen der nämlichen Fluren kämpfen. Und nach dem Kampfe eilte er wieder mit den Seinen in die Stadt.

So dauerte es eine Zeit.

Endlich ſtellten die Feinde ihre großen Geräthe, die ſie zuſammen gebracht oder neu gebaut hatten, und die Diepold nicht hatte hindern können, in die Erdwerke gegen die Mauern, die gegen ſie befeſtiget worden waren. Und nun begannen ſie die größten Wurfdinge gegen die Mauern zu ſchleudern, um ſie zu zertrümmern. Von kleineren Geräthen ſandten ſie Geſchoſſe gegen die Vertheidiger der Zinnen. Diepold ſandte ſeine großen Geſchoſſe gegen die Werke der Feinde, und die kleinen gegen die Angreifer. Wenn ſich an einem Platze die Mauer zu lockern begann, ließ er Rahmen mit Geflechten über die Stelle hängen, und wenn die Geflechte ſich zerfaſerten, erneuerte er ſie, und wenn die Feinde gerade dahin ihre Würfe richteten, ließ er dicke Stierhäute hinab, und brachte immer neue ſolche Häute.

Und die Nacht unterbrach nicht die Bemühungen, ſie dauerten fort, und dauerten Tage und Nächte, und wenn kurze Friſten eintraten, ſo endeten ſie bald wieder, und der Drang, zu gewinnen und zu vertheidigen, kam mit erneuerter Kraft an ihre Stelle.

Die Führer, der alte Lubomir, der alte Diwiš, Wšebor, Preda gaben ſich der Sache hin, der alte Bolemil gab das Theilchen ſeiner Tage, die ihm noch gegeben waren, preis, die Äbte waren da, der Biſchof Otto, und Jurik und Gervaſius und Nemoy und alle andern. Die Krieger wurden in ihren Anſtrengungen abgelöſt, die Führer nicht.

Die Herzogin befehligte ihre Schaar Kriegsleute wie ein Mann, ſie leitete mit Diepold die ganze Vertheidigung. Dann ging ſie zu den Kriegern, und ſprach mit ihnen. Dimut war bei ihr. Sie ließ oft, wenn die Mauer Schaden litt, durch hinab gelaſſene Pechpfannen und andere Dinge Rauch erregen, und die Männer arbeiten. Faſt alle Menſchen der Stadt halfen bei der Vertheidigung. Die Pflege der Verwundeten ging ununterbrochen fort.

Der Prieſter aus dem Zupenhauſe von Daudleb war ſtets bei Lubomir. Er ſuchte keine Bergen auf, ſondern er führte hier einen Verwundeten abſeits, um ihn zu verbinden, er trachtete dort etwas herbei zu ſchaffen, das man bedurfte, er ſprach einem, der geſtürzt war, Troſt in das Angeſicht, oder in die Ohren, wenn ſeine Augen aus Schwäche ſchon geſchloſſen waren, oder er ſuchte ſonſt Beiſtand zu leiſten, wie er konnte.

Endlich griff man zu dem Feuer. Die Feinde ſendeten brennende Pfeile, glühendes Eiſen, lodernde Pechkugeln und andere Zündſtoffe gegen die Zinnen, um Brand zu erregen, oder die Männer zu ſchädigen. Diepold ließ brennendes Harz, öhlgetränkte brennende Ballen, glühende Metalle, flammende Balken und Ähnliches in die Werke der Feinde werfen. Und wenn auf den Zinnen Feuer aufloderte, ließ man es durch naſſe Zottentücher, Sandſäcke, Waſſergüſſe oder, wie man konnte, löſchen. So thaten auch die Feinde.

Es war eine Schleuder in den Belagerungswerken, welche ungemein große Steine warf, und die Mauer ſo beſchädigte, daß man dieſes kaum auszugleichen vermochte. Da las Diepold eine Schaar der Seinigen aus, und da einmal in der Nacht das Stürmen ſehr groß war, ging er mit ihnen, die Leitern Äxte und Hauen trugen, aus der Stadt, führte ſie in dem Getobe gegen die Schleuder, und begann, ehe die, welche bei dem Werke waren, es ahnten, die Verwallung zu ſtürmen, erkletterte ſie, drang vor, kam zu der Schleuder, und der Schmied von Plan, David der Zimmerer, dann Stephan der Wagenbauer, dann Kaſpar von dem ſchwarzen Bache, dann Witek von Dečin und Wok von Gradec hieben mit Äxten gegen die Planken, Balken und Stangen der Schleuder, daß die Späne flogen, und Alles gelockert und gefaſert wurde. Da that der Wollweber Chriſt Severin Feuer hinzu, daß bald das Holz in Flammen empor brannte. Die Feinde miſchten ſich in die Schaar Diepolds, wehrten ſich des Angriffes, Mann kämpfte gegen Mann, und mit der Spitze des Schwertes, mit der Handhabe desſelben, mit Äxten, Keulen, Spießen und Stangen hieb, ſtach, ſtieß und ſchlug man in die Glieder der Männer. Über manche Augen ſanken die Schatten des Todes, und über manche kam ſeine Finſterniß, daß ſie Vater und Mutter und Geſchwiſter und Heimathgenoſſen nie mehr ſehen werden, und andere ſanken mit zerſchmetterten Gliedern oder ſchweren Wunden in das Wirrſal der Menſchen nieder. Oſel blutete an zwei Stellen, Grup von Wettern an drei, es bluteten Wolf von Winterberg, Braniš von Rowna und Luta und Radim von Daudleb. Simon, ein gewaltig groß gewachſener Mann vom Reutſchlage, lag mit entzwei gehauener Hirnſchale da, und Pet von Saaz, ein Mann Diwiš, lag mit einer breiten Spalte in der Bruſt. Da die Schleuder überall lohete, rief Diepold die Seinigen zur Sammlung zu ſich, und da ſie ihn erreicht hatten, gingen ſie faſt rücklings ſtets kämpfend gegen den Rand des Werkes zurück, und als ſie zu demſelben gekommen waren, glitten ſie ſchnell hinab, und ſuchten auf einem Wege, der ihnen mehr als den Feinden bekannt war, die Stadt zu gewinnen. David der Zimmerer und Kaſpar vom ſchwarzen Bache trugen den todten Simon, Pet von Saaz iſt bei den Feinden liegen geblieben.

Am nächſten Tage flogen die großen Steine der großen Schleuder nicht mehr gegen die Stadt, auch die andern waren ſparſamer. Und nach einiger Zeit kam Ruhe von den Angreifern und den Vertheidigern. Aber in der Ruhe rüſteten ſich beide Theile wieder mit Eifer zu ihrem Werke, und es war nicht zu erkennen, wie Alles endigen würde.

Da dieſe Dinge in Prag geſchahen, ritt der Herzog Wladiſlaw mit ſeiner Schaar auf dem Wege gegen den Abend des Landes weiter.

Es kamen von beiden Seiten Männer herzu, und vermehrten die Schaar. Es kamen von Zupenhöfen Leute, die dort noch entbehrt werden konnten, und es kamen Abgeordnete von den Zupanen, welche um die Dinge fragten, und Zuzug anboten. Und auch mancher kleine Wladyk und andere Mann kam herzu. Der Herzog ordnete an, daß ſich Krieger ſammelten, wie ſie könnten, daß ſie dann harrten, bis er wieder nach Prag zöge, und daß ſie ſich anſchlöſſen.

Es wurde die Verheißung gemacht.

Als der Zug des Herzoges am dritten Tage des Abends auf dem ebenen Wege durch den Föhrenwald gegen den Ort Mies ritt, ſahen die Krieger einen andern Zug, der auf einem Waldwege daher kam, und ihren Weg in einem geraden Kreuze ſchnitt. Dieſer Zug ging ſehr langſam, und die Männer, welche ihn bildeten, waren in dunkle weite Gewänder gekleidet. Die Reiter des Herzoges Wladiſlaw ritten näher hinzu. Die Männer in den dunkeln Gewändern ritten auf ihrem Wege immer zu dreien. Endlich kamen ſtarke Saumpferde in dunkelgrauem Sammet. Die Saumpferde trugen auf einer Bahre eine lange Truhe, über welche ebenfalls dunkler grauer Sammet mit Silberzierden gebreitet war. Den Saumpferden folgten wieder Saumpferde, die eine andere ganz gleiche Truhe trugen.

Da ſagte Stran, ein Mann des blauen Fähnleins: „Ich kenne die Lilienblumen, die auf dem Sammet ſind. Der Leche Nacerat hat ſie auf manchen Dingen gehabt, wie die Sitte jetzt wird.“

„Dort reitet hinter den Säumern Znata, der Bruder Nacerats,“ ſagte Dihuš, ein anderer Mann.

„Sie führen die Leichname Nacerats und ſeines Sohnes in die Länder, die ſie beſeſſen haben, daß ſie dort begraben werden,“ ſagte Mil, ein dritter Mann.

Der Herzog Wladiſlaw und Zdik und Weliſlaw waren ganz nach vorne gekommen, und ſahen den Zug an.

Da rief Timeš, ein Begleiter Weliſlaws: „Reißet das Aas aus ſeiner ſchönen Truhe, und werfet es den Vögeln des Waldes hin. Da es noch in den prächtigen Kleidern ging, hat es Unheil geſtiftet, und iſt Schuld, daß tauſend Menſchen ihr Leben verloren, daß Städte und Dörfer rauchen, daß Felder dorren, daß Prag zerſtört wird, daß Menſchen nach Menſchen umkommen, und der Herzog Wladiſlaw als Bitter in die Fremde reiten muß.“

Der Herzog aber antwortete auf dieſe Rede: „Nacerat hat viel gewirkt, und hat Böſes gethan; jetzt iſt er ein Mann der Ruhe, und die Wandelbarkeit der menſchlichen Dinge hat ihn getroffen. Einige verwünſchen ihn nur noch; die hier um ihn ſind, lieben ihn, wir haben nichts zu thun, ſtört ſie nicht in ihrem Werke.“

Die Reiter Wladiſlaws blieben ruhig ſtehen. Die Männer in den dunkeln Gewändern zogen an ihnen vorüber, ſahen ſie an, und ritten ihres Weges weiter. Da die letzten drei hinter den Föhren waren, und nicht mehr geſehen werden konnten, ſetzte Wladiſlaw die Seinigen wieder in Bewegung, und ſie ritten in ihrer Richtung gegen Sonnenuntergang fort.

Da ſie Mies erreichten, und den Berg gegen den Ring des Ortes hinan ſtrebten, brannten ſchon die Lichter, und ſie wurden von vielen Menſchen empfangen.

Wladiſlaw zog von Mies auf ſchmalen Wegen durch Felder und Haiden und Wälder weiter, bis er bei der deutſchen Stadt Amberg wieder zu dem großen Heerwege gelangte.

Am fünfundzwanzigſten Tage des Monates Mai kam er vor Nürnberg an.

Die grüne Ebene im Mittage der Stadt war weithin mit Gezelten bedeckt, und Banner und Fähnlein und Wimpel weheten über denſelben: Banner von Churherren, von Erzbiſchöfen und Biſchöfen, von Herzogen, Fürſten, Herren, Rittern und Städten. Eine Menge von Menſchen war da in Rüſtungen, in ſchönen Gewändern und in veralteten Wämſern und in Lumpen.

Da die Schaar der böhmiſchen Männer herzu geritten war, kamen Lagermeiſter, und zeigten ihnen einen Platz, auf dem ſie ſich einrichten könnten. Es kam auch ein Geſchwader von Herren und Rittern, Namens des Königs den Herzog

Wladiſlaw zu begrüßen. Der Herzog dankte ihnen, und ſie ritten wieder fort.

Nun wurden die Saumthiere entladen, man ſendete zu den Männern, die auf den Feldern ihre Verkaufsgerüſte aufgeſchlagen hatten, um Dinge, die man brauchte, zu erhandeln, und es wurde zur Errichtung des Lagers geſchritten.

Der König ſendete einige Männer zu dem Herzoge, um ihr Geleite und ihre Dienſte anzubieten. Zu Witiko kam Wolfgang von Ortau, ein junger Ritter, der Sohn Anſelms von Ortau, eines Herren aus der Wetterau, der bei allen Zügen Konrads geweſen war. Er bot Witiko Genoſſenſchaft und Dienſte an. Witiko empfing ſie, und ſagte, er werde ſie erwiedern, wenn Wolfgang zu ihm käme.

Da die Gezelte des Herzoges Wladiſlaw, des Biſchofes Zdik und andere aufgerichtet ſtanden, und da der Herzog mit den Seinigen feſtlichere Gewänder angezogen hatte, ritt er mit dem Biſchofe Zdik und mit Weliſlaw, Odolen, Witiko, und den Kaplänen, mit einem Geleite der Seinigen, und mit dem Geleite, das der König Konrad geſendet hatte, in die Stadt Nürnberg und durch die Stadt in die Burg zu dem Könige Konrad empor.

Zdik, Weliſlaw, Odolen, Witiko und die andern Männer der beiden Geleite blieben in Gemächern der Burg; Wladiſlaw aber ging in die Stube des Königs, und blieb eine Stunde bei ihm. Dann kam er wieder zu den Seinigen, ſie begaben ſich in den Burghof, beſtiegen die Pferde, und ritten in das Lager zurück.

Des andern Tages tönten die Zeichen zu einer Verſammlung in der Kaiſerburg. Die Herren zogen von dem Lager in die Stadt. Der Herzog Wladiſlaw ritt mit einem feſtlichen Gefolge, und mit Zdik und Weliſlaw und Odolen und Witiko und den Kaplänen in ſchönen Gewändern dahin. Neben Witiko ritt Wolfgang von Ortau. Sie ſahen unzählige Menſchen an ihrem Wege. Sie ritten in die Burg hinauf, und ritten durch das Thor neben dem alten Heidenthurme in den Hof. Da ſahen ſie eine Linde inmitten des Hofes, welche ſchon hundert Jahre ſtand, und welche von der Kaiſerin Kunigunde gepflanzt worden war. Bei der Linde ſtiegen ſie von den Pferden, und die Pferde wurden auf einen Platz vor der Burg geführt, um dort zu harren. Die Männer aber ſtiegen die Treppe zu den Gemächern an dem Kaiſerſaale empor. Da man ſich ſammelte, und da die Geleite harreten, ſtand Witiko mit Wolfgang an einem Fenſter gegen den Hof, und Wolfgang zeigte ihm die Ankommenden, und ſprach: „Siehſt du, der Mann in den veilchenfarbnen Gewändern mit den grauen Haaren, dem man jetzt an der Linde von dem milchweißen Zelter hilft, iſt Albero, der Erzbiſchof von Trier, der dem Könige Konrad in dem erſten Sachſenkriege mit Wein einen großen Dienſt geleiſtet hat. Der andere in dem vergoldeten Harniſche mit dem Kreuze iſt Markolf, der Erzbiſchof von Mainz. Er iſt immer ſchnell, und wird Albero auf der Treppe einholen. Die zwei, die jetzt in ſchimmernder Rüſtung beim Thore herein reiten, ſind der Markgraf Hermann von Baden und der Pfalzgraf Hermann am Rheine. Der auf dem ſchwarzen Pferde iſt der Pfalzgraf. Der Mann auf dem Maulthiere, der ihnen ausweicht, und der den breiten Hut trägt, und um den Prieſter ſind, iſt der Schwabe Dietwin, der Cardinal, den der Papſt Innocenz nach Deutſchland geſendet hat. Er hat unſern König Konrad am dreizehnten Tage des Monates März im Jahre des Heiles 1138 gekrönt. Der iſt der nämliche Cardinal, der vor Jahren den Bann über Konrad ausgeſprochen hat. Nun kömmt mit ſeinen bunten Leuten Ludwig, der Landgraf von Thüringen, den ſie den Eiſenmann heißen. Er ſitzt ſehr aufrecht auf ſeinem Pferde. Wenn wir von ſeinen Leuten die andern, die kommen, wieder ſehen, werde ich ſie dir nennen. Der nun durch Reiſige und Prieſter von ſeinem Pferde gehoben wird, iſt Egibert, der Biſchof von Bamberg, und der noch auf dem braunen Zelter ſitzt, mit den weißen Haaren unter dem Helme und dem Harniſche über dem Prieſtergewande, iſt Embriko, der Biſchof von Würzburg. Die alle werden in dem Zuge gegen Böhmen mitgehen. Sie ſind nicht immer ſo zahlreich gekommen. Vor vier Jahren iſt es noch anders geweſen. Da der König Konrad im Beginne ſeiner Herrſchaft auf dem Hoflager in Augsburg war, kam der ſtolze Herzog Heinrich von Baiern mit ſo großen bewaffneten Schaaren, daß der König in der Nacht vor ihm entfliehen mußte. Auch auf den Hoftagen zu Würzburg und zu Goslar zauderten ſie noch; aber der König Konrad, von dem neuen Geſchlechte der Hohenſtaufen, konnte ſich eine ſolche Würde geben, und gewann ſolche Macht, daß ſie endlich faſt alle zu ihm gingen. Euer geſtorbener Herzog Soběſlaw iſt frühe an ſeiner Seite geweſen. Mein Vater hat ihm vom Beginne treu gedient. Der auf dem goldlichten Pferde dort iſt der reiche Graf von Namur, und der im blauen Gewande der Graf von Kleve. Da kommen die von Zütphen und Rineck, und der dort auf dem ſchwarzen Zelter mit Männern herein reitet, iſt der Biſchof von Utrecht. Er iſt zumeiſt der letzte. Und wenn auch noch Leute herein dringen, ſo iſt es Zeit, daß wir in den Kaiſerſaal gehen, weil dort jetzt die Sammlung ſein wird."

Und Witiko und Wolfgang traten in den Kaiſerſaal.

Der Saal war mit Männern gefüllt. Die Geleite, welche ſich ſehr drängten, wurden nun verabſchiedet, und entfernten ſich. Die Herren ſuchten ſich an einem Tiſche zu ordnen.

Wolfgang ſagte zu Witiko: „Siehe den Mann dort an dem erſten Fenſter, der nicht zu groß iſt, und die lichten Haare um die Stirne hat: der iſt jetzt ein ſehr gewaltiger Mann, wenn auch ſein Vater Büren, obgleich von edlem Stamme, doch im Beginne ſelber nur ein edler Mann war. Er iſt der Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn der Agnes, die noch auf dem Kahlenberge bei Wien lebt, der Tochter des Kaiſers Heinrich des Vierten, er iſt der Bruder unſers Königes Konrad, und der Stiefbruder der Kinder des geſtorbenen frommen Markgrafen Leopold von Öſterreich, alſo auch eurer Herzogin Gertrud, und alſo der Schwager deines Herzoges Wladiſlaw. Der mit dem ſchwarzen Ritter ſpricht, und die blauen Augen und die blonden Haare und den jungen blonden Bart hat, den einige einen Helden nennen, weil er ſchon Männer ſiegreich geführt hat, iſt Friedrich, der Sohn des Herzogs von Schwaben, den ſie den Rothbart nennen. Der dort am Ende der Bank, mit dem Rücken an der Vertäſlung, iſt Arnold, der Erzbiſchof von Köln, und der Blonde, der mit ihm ſpricht, iſt Otto, der Biſchof von Freiſingen. Er iſt ein Sohn der Agnes und des frommen Markgrafen Leopold, und alſo ein Halbbruder unſeres Königs. Man ſagt, daß er auf alle Begebenheiten der Welt achtet, und ſie aufſchreiben will. Sein Bruder Heinrich, der Markgraf von Öſterreich, ſetzt ſich eben ſchräghin von uns an den Tiſch.“

Die Herren ſetzten ſich nun alle an den Tiſch. Ordner wieſen Witiko und Odolen und Weliſlaw und Ortau und andern Männern einen Platz auf der Bank des Wandgetäfels.

Nun trat der König Konrad mit Geleite des Hoflagers in den Saal, und begab ſich auf die kleine Erhöhung, die an dem Tiſche für ihn errichtet war. Er hatte den Kaiſerrock an ſeinem Leibe, und ſeine Geſtalt, die nicht zu groß und nicht zu klein war, konnte von Allen geſehen werden. Um ſeine Stirne waren blonde Haare, und ſeine blauen Augen blickten auf die Verſammlung.

Da es ſtille geworden war, ſprach er: „Hochehrwürdige und hocherhabene Herren der Erzbisthümer, Bisthümer, Stifte und Kirchen, dann der Herzogthümer, der Markgrafſchaften, Grafſchaften, Gaue, Burgen und Städte, ſeid in Gott gegrüßt. Es ſei ſein Segen über euern Häuptern, und Gedeihen in unſerer Zukunft. Das Reich ſchuldet euch Dank, daß ihr zu deſſen Macht und Stärke in ſo großer Zahl auf den Reichstag in dieſe alte und ehrwürdige Stadt, und heute zu ſeinem Schluſſe gekommen ſeid. Das auf dieſem Reichstage geſchlichtet werden mußte, habt ihr zu Nutz und Frommen geſchlichtet. Die große Sache, die nach dem Tode des im Himmel ſeligen Kaiſers Lothar in das Reich gekommen iſt, der Streit wegen der Herzogthümer Baiern und Sachſen, iſt beendet. Der junge Heinrich, der Sohn des Herzoges Heinrich von Sachſen und Baiern, iſt mit Sachſen begabt worden, Baiern wird vergeben werden, wie es Nutz und Recht einmal verlangt. Die Geſchlechter, die ſich bekämpft, ſind vereinbart: zwiſchen Gertrud, der Wittwe Heinrichs des Herzoges von Sachſen und Baiern, und zwiſchen Heinrich, dem Markgrafen von Öſterreich, iſt ein heilig Band vorbereitet, und wird bald geſchloſſen werden. Ihr habt Alle mitgewirkt, und Markolf, der hochehrwürdige Erzbiſchof von Mainz, hat ſeines Friedensamtes gewaltet. Aus dem Streite ſind die Kaiſerin Richenza und Heinrich, der mächtige Herzog von Sachſen und Baiern, und Leopold, der junge Markgraf von Öſterreich, zu Gott gerufen worden, und werden dort von unſerem Thun billigen, was zu billigen iſt. Zu der Herrlichkeit des Reiches iſt nun noch Eines nöthig, dazu ihr nach euerm Wunſche und meiner Meinung die Vorbereitungen gemacht habt, und das jetzt in Erfüllung gehen kann. Wladiſlaw, der Sohn Wladiſlaws des vorvorigen Herzoges von Böhmen und Mähren, iſt als Herzog der Länder Böhmen und Mähren anerkannt worden. Nun aber nennen die Fürſten in Mähren und viele reiche und große Herren der Länder Böhmen und Mähren Konrad von Znaim ihren Herzog, ſie ſtehen mit Kriegsmacht vor der Stadt Prag, und höhnen das Reich. Es iſt alſo an dem, daß ſie vertrieben, und die Anerkennung aufrecht erhalten werde. Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, und der hochehrwürdige Biſchof von Olmüz, Zdik, ſind gekommen, und ſagen, daß es an der Zeit iſt."

Der König ſchwieg.

Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, aber ſprach: „Hochehrwürdige Männer der Kirche, erhabene Fürſten des Reiches. Am vierten Tage des Monates Hornung des Jahres 1140 bin ich auf dem Schloſſe Wyšehrad von einer Verſammlung der hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren auf den Fall des Todes des Herzoges Soběſlaw, der in Hoſta's Burg krank lag, zum Herzoge von Böhmen und Mähren gewählt worden. Am zwölften Tage des Monates Hornung hat der kranke Herzog Soběſlaw zu ſeinem Sohne Wladiſlaw, der vor mir auf einem Tage zu Sadſka als künftiger Herzog von Böhmen und Mähren beſtimmt worden war, geſagt, daß er ſich mir unterwerfen ſolle. Am vierzehnten Tage des Monates Hornung iſt der Herzog Soběſlaw geſtorben. Am ſiebenzehnten Tage des Monates Hornung des Jahres 1140 bin ich in Prag auf den heiligen Fürſtenſtuhl geſetzt worden. Meine Herrſchaft hat begonnen und gedauert. Da der Frühling des Jahres 1142, dieſes jetzigen Jahres, herannahte, haben viele der Herren der Länder Böhmen und Mähren, welche mich auf dem Wyšehrad gewählt hatten, und viele andere reiche und mächtige Herren wieder einen Herzog gewählt, den Nachkommen Přemyſls, Konrad, den Fürſten von Znaim. Sie haben auf ein Pergament geſchrieben, was er ihnen zugeſtehen muß, wenn ſie ihm helfen. Im Monate April kamen ihre Krieger nach Böhmen. Ich habe in der Schlacht auf dem Wyſoka die Entſcheidung nicht erreichen können, weil Verräther in meinem Heere waren. Meine treuen Männer ſtehen nun um den

Fürſtenſtuhl in Prag gegen die Belagerer. Was ein großes Heer, das ſchnell das Ende bringt, an Geld und Gut auch erheiſcht, das können die Länder Böhmen und Mähren leichter tragen, als einen langen Krieg, der Menſchen hinrafft und die Ordnung umſtürzt. Und ſo rufe ich um Beiſtand, wie ich wieder einmal Beiſtand gebe, wenn man ruft.“

Als der Herzog ſeine Worte geendet hatte, ſprach Markolf, der Erzbiſchof von Mainz: „Weil der Stab des heiligen Erzſtiftes Mainz in den chriſtlichen Dingen über die Länder Böhmen und Mähren waltet, ſo achte ich es erlaubt, daß ich der erſte nach dem erlauchten Herzoge in der Sache dieſer Länder die Rede ergreife, und ſage: Damit in dem Lande Böhmen im Gebüſche des Heidenthumes der göttliche Glaube empor wachſe, und damit es aufhöre, daß ſie mehrere Weiber nehmen, und Sippen heirathen, das Eheband auflöſen, heilige Haine, Bäume und Vögel haben, zu den Diaſen und Wilen beten und Götzenopfer bringen, heidniſche Dinge auf abgelegenen Gräbern üben, und Wahrſager, Zeichendeuter und Zauberer in dem Lande haben, damit gefeſtigte Pfarrſtellen, wie oft geboten, errichtet werden, daß ſie die Sonntage und Feiertage feiern, und die Faſttage halten, und daß nur der Heiland in dem Lande herrſche, dazu muß der Frieden und die Ordnung aufgebaut werden, und müſſen die, welche gegen die gottgefällige Macht die Waffen führen, niedergeworfen werden, daß ſie Gleiches für jede künftige Zeit nicht mehr verſuchen, und forthin die gerechte Herrſchaft das Frommen und das Gedeihen erſtreben kann. Darum habe ich meine Ritter und meine Männer zu dieſer Stadt geführt, und gehe mit ihnen zum Kampfe.“

Als der Erzbiſchof Markolf geredet hatte, ſprach Arnold, der Erzbiſchof von Köln: „Es iſt in den heiligen Pergamenten verzeichnet, wie die frommen griechiſchen Brüder Cyrillus und Methodius in alter Zeit in das Land Mähren zu dem Fürſten Raſtiſlaw gekommen ſind, und wie Cyrillus wunderbare Buchſtaben erfunden hat, welche die Laute der ſlaviſchen Sprache ausdrückten, und wie er in dieſer Sprache die heiligen Bücher aufſchrieb, und wie er die Slaven bekehrte, und wie der gottſelige Papſt Hadrianus die Lehre des Cyrillus und Methodius als die rechtgläubige erklärt hat. Darum ſind die Mährer ſchon länger Chriſten geweſen als die Böhmen, und ſie übten Gottesdienſt und Frömmigkeit. Daß es nun in Böhmen auch ſo werde, und daß die beiden Länder in die gleiche heilige Zucht gelangen, und daß das glänzende Licht, welches von dem Erzſtifte Mainz über dieſe beiden Länder gehalten wird, immer gleich leuchte, muß, wie der fromme Erzbiſchof von Mainz geſagt hat, die Ordnung und der Frieden aufgerichtet werden, ich habe meine Herren und Männer hieher geführt, und ziehe mit ihnen in den Streit.“

Dann ſagte Albero, der Erzbiſchof von Trier: „Und wenn mein Bruder in Gott, der hochehrwürdige Erzbiſchof von Mainz, in dem Streite wegen der Herzogthümer Sachſen und Baiern ſeines Friedensamtes gewaltet hat, ſo habe ich auch in Sachſen einen kleinen Dienſt gethan, und der heilige Glaube ſoll in allen Ländern ſtets ſieghafter ſein, und ich bringe meine Streiter, und was ſonſt noth thun ſollte, in den Krieg.“

Nun erhob Ludwig der Eiſerne, der Landgraf von Thüringen, ſeine Rede, und ſprach: „Vor dreizehn Jahren ſind die Deutſchen von böhmiſchen Kriegern bei Chlumec geſchlagen worden, und mehrere hundert edle Männer, darunter der Vetter des Kaiſers, Gebhard von Querfurt, und der Graf Milo von Ammensleben, und der Graf Berthold von Achem, und tauſende der tapferen Krieger haben das Leben verloren, und viele ſind in Gefangenſchaft gerathen: der Markgraf Albrecht der Bär und der Biſchof von Merſeburg und der Biſchof von Halberſtadt, und Äbte und Grafen und Herren. Es iſt ſeitdem kein Heer der Deutſchen in das Land Böhmen gekommen, und es iſt an den Männern, die bei Chlumec geweſen, und an denen, die nachher gekommen ſind, daß ſie den Böhmen zeigen, wie der Deutſche kriegt, und ſein Schild über ihrem Lande hält. Ich habe meine Pflichtigen anher geführt.“

Darauf ſagte Heinrich, der Markgraf von Öſterreich: „Der Herzog Soběſlaw, gegen den damals der Kaiſer Lothar von dem ſchwarzen Otto trügeriſch aufgehetzt worden iſt, iſt im Siege mäßig geweſen, er iſt im Jahre darauf mit mehreren tauſend Reitern zu dem Fürſtentage Lothars nach Merſeburg gekommen, und hat Gaben gebracht, und wieder um ein Jahr hat der Kaiſer Lothar das Söhnlein Soběſlaws aus der Taufe gehoben, und Soběſlaw hat zu den zwei Romfahrten des Kaiſers Reiterſchaaren geſtellt, und die Fürſtentage des Kaiſers beſucht, und er hat dem erlauchten Könige Konrad Zuzug nach Sachſen geleiſtet. Der jetzige Herzog Wladiſlaw iſt mit ſeiner Gemalin zu dem Könige Konrad nach Würzburg gegangen, iſt bei Reichstagen geweſen, und iſt jetzt um einen Bund hier, für den er Dank verſpricht. Ich meine, das Reich ſoll wie aus anderer Rückſicht ſo auch aus Rückſicht der Freundlichkeit mit Böhmen umgehen, und dadurch die eigne Stärke mehren. Ich habe, was ich an Leuten und Kriegsbedarf vermochte, nach Nürnberg gebracht.“

Nach dem Markgrafen von Öſterreich ſprach Friedrich, der Herzog von Schwaben: „Das Reich ſoll zu andern Rückſichten auch die Rückſicht als Schirm der Chriſtenheit tragen, daß es nicht die böſe Lehre des Aufruhrs duldet. Mein Stamm ſteht zu dem Rechte, wie mein Vater zu dem Kaiſer Heinrich geſtanden iſt, und ich ſtelle, was Schwaben vermag, zum Streite.“

„Und ich meine,“ rief jetzt der Pfalzgraf am Rheine, „die Rückſicht iſt die Macht und die Herrlichkeit und das Anſehen des Reiches.“

„Das Reich, das Reich, das Reich,“ riefen mehrere Stimmen.

„Es ſoll das Reich nicht geſchädigt, es ſoll als das Höchſte geachtet werden, was da beſteht,“ rief der Graf von Kleve.“

„Es iſt das Höchſte, und muß ſo angeſehen werden,“ rief der Graf von Rineck.

„Keine Schmälerung iſt zu dulden,“ rief Rudolph, der Graf von Stade.

„Keine Schmälerung, keine Schmälerung,“ riefen mehrere Stimmen.

„Und die Ordnung muß in jeder Mark hergeſtellt werden, und ſohin auch in der gegen Polen,“ rief Konrad von Meißen.

„Die Ordnung ſoll ſein, und die Churherren, und die

Kirche, und die Fürſten, und die Stifte und die Städte ſollen die Wächter ſein," rief der von Zütphen.

„So iſt es", „ſo ſoll es immer ſein", „gedenkt es", „ſo iſt es", „ſo iſt es", „ſo thut es," riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Da es ſtille geworden war, ſprach Embriko, der Biſchof von Würzburg: „Es ſind alle die angeführten Urſachen giltig und aufrecht, wir bedenken ſie, und ziehen in die gerechte Entſcheidung."

„Und der Herr wird ſie ſegnen, wie er die Kämpfe für den heiligen Glauben und für die Schirmmacht des Reiches geſegnet hat," ſagte der Abt von Hirſchfeld.

Dann erhob Wallram, der Herzog von Niederlothringen, ſeine Rede, und ſprach: „Weil wir nach den Übereinſtimmungen zu dieſer Stadt Nürnberg mit ſunſern Männern gekommen ſind, und die Rüſtungen ſchon vollbracht haben, ſo ſollen die Punkte feſtgeſtellt, und es ſoll ſogleich der Zug begonnen werden."

Nun ſtand ein geharniſchter Mann auf, es war der Graf von Quenſtide, und legte die Hand auf den Tiſch, und ſprach: „Ich ſage, es iſt in der vergangenen Zeit ſchon genug geredet worden, und wir ſollten endlich zur That gehen."

„Zur That", „zur That", „wir ſollen zur That kommen", „die That ſollen wir thun", „die That", „die That," riefen verſchiedene Stimmen.

Da ſtreckte der König Konrad die Hand aus, und als es ſtille geworden war, ſprach er: „So iſt ja daher der Beiſtand beſchloſſen, die Männer ſind geeinigt. Es iſt Mancher gekommen, der ein Gegner der neuen Zeit geweſen iſt, und ſo wird unſere Macht ſich erhöhen. Wir werden die Eintheilung, die ſchon gemacht iſt, in das Heer ſtellen, und den Zug beginnen. Seid bedankt, ihr Herren, für die heutige Zuſammenkunft, ſie iſt die letzte, und der Reichstag geſchloſſen. Und ſo ſage ich: mit Gott der Dreieinigkeit."

„Mit Gott der Dreieinigkeit für das Reich und den König," rief der Erzbiſchof von Mainz.

„Gott und das Reich und der König," riefen die Männer.

Konrad ging von ſeinem Platze, und redete mit mehreren Männern.

Die Herren ſtanden auf, und traten zu verſchiedenen Haufen zuſammen. Viele kamen zu dem Herzoge Wladiſlaw, und umringten ihn.

„Wir werden dir, der du ein treuer Sohn der Kirche biſt, Raum verſchaffen, daß du ihr Gedeihen wie ſeit deinem Beginne fördern magſt," ſagte Markolf, der Erzbiſchof von Mainz.

„Ich trachte, daß die Heiligkeit unſeres Glaubens ihre Wurzeln immer mehr ausbreite," antwortete Wladiſlaw.

Albero, der Erzbiſchof von Trier, ſagte zu dem Herzoge: „Ich bringe den Mährern keinen Wein, wie den Sachſen; aber es iſt manches Fuder in meinem Geleite, deſſen Lieblichkeit ihr Alle erfahren ſollt."

„Der hohe Kirchenherr führt manche Waffen," ſagte Hermann, der Markgraf von Baden.

„So müſſen wir ja in unſerem Amte mit Liebe und Strenge walten," entgegnete Albero.

Der Markgraf von Öſterreich nahm den Herzog Wladiſlaw bei der Hand, und ſagte: „Ja, du lieber Schwager, ſo mir Gott helfe, werde ich mit den Männern, die mir nach meinen Händeln frei ſind, nicht der Schwächſte ſein, die Strolche von Prag zu verjagen. Die Angſt meiner Schweſter Gertrud wird bald dahin ſein, wir werden in Prag ein Feſt feiern, und dann ein anderes, zu dem die Ladung kommen wird.“

„Habe Dank, mein Schwager,“ entgegnete Wladiſlaw, „der Krieg wird kurz ſein, du wirſt zu deiner Gertrud zurückkehren, und ich werde dir mit meiner Gertrud folgen. Dieſe wird aber jetzt in Prag nicht Angſt, ſondern etwas Höheres empfinden.“

„Die Angſt um ihr Volk,“ erwiederte der Markgraf; „denn die aus dem Stamme Babenberg wiſſen nichts von Angſt um ſich.“

„So iſt es,“ antwortete der Herzog, „und möge Gertrud neues Glück zu deinem Stamme bringen.“

„Ich werde ſie in die heitere Stadt Wien führen, in der ich eine Wohnung errichte,“ ſagte der Markgraf, „die heiteren Sangeszeiten meines Geſchlechtes werden wieder ſein, und mögen ihnen noch heitrere folgen.“

„Und wenn ich dir heitrere und ſchönere erringen helfen kann, Schwager, werde ich auch nicht der ſchwächſte ſein, wie du eben geſagt haſt,“ ſprach Wladiſlaw.

Jetzt trat Friedrich, der Herzog von Schwaben, herzu, und ſagte: „Nun, mein hoher Schwager Wladiſlaw, jetzt werden die, welche um den hohen Staufen wohnen, auch die

Gefilde von Böhmen ſehen, und ich hoffe, der Raum, den ſie bedecken werden, wird nicht der kleinſte ſein.“

„Und er wird durch ſolche Krieger, die ihn betreten, geehrt ſein, mein erlauchter Schwager,“ antwortete Wladiſlaw.

„Wir bringen dir auch die vom Rheine,“ ſagte Wallram, der Herzog von Niederlothringen.

„Sie werden willkommen ſein,“ entgegnete Wladiſlaw.

„Wir führen ſelber unſere Ritter und Männer,“ ſprach Arnold, der Erzbiſchof von Köln.

„Ich werde deß in aller Zeit gedenk ſein,“ ſagte Wladiſlaw.

„Und mich wirſt du doch auch begrüßen, lieber Schwager, wenn ich nach Prag komme,“ ſprach Otto, der Biſchof von Freiſingen.

„Ich werde dich grüßen, Otto, und deine Schweſter Gertrud wird dich grüßen,“ antwortete Wladiſlaw.

„Wir kommen mit reichen Schaaren,“ ſagte der Pfalzgraf.

„Und es ſind noch immer Zuzüge da,“ ſagte der Graf von Kleve.

„Habet Dank, ihr Herren,“ entgegnete Wladiſlaw, „ich hoffe euch zu vergelten.“

„Das wiſſen wir, und es wird die Zeit kommen,“ riefen mehrere.

Und da Alles ausgeſprochen war, und da der König den Saal verlaſſen hatte, ſchickten ſich die Männer an, auseinander zu gehen.

Die Geleite kamen heran, die Pferde wurden in den Hof gebracht, und die Herren ritten in ihren Gewändern aller Art durch das Thor, durch die Stadt und durch die Zuſchauer in das Lager.

Der Herzog Wladiſlaw ritt desſelben Tages noch zu dem Könige Konrad, und war mit dem Biſchofe Zdik und den Kaplänen zwei Stunden bei dem Könige und dem Kanzler.

Dann ritt er zu dem Cardinale Dietwin dem Schwaben, um zu erwirken, daß der heilige Vater einen Beauftragten von Rom nach Böhmen und Mähren ſende.

Am Nachmittage war ein Mahl. Der König und die Männer des Saales und die erhabenen Frauen und Jungfrauen, welche in dem Lager waren, ſaßen unter einem Gezelte, und genoſſen bei dem Klingen der Flöten und Geigen die Speiſen und Weine des deutſchen Landes.

Nach dem Mahle waren Kampfſpiele, und die Frauen vertheilten die Preiſe.

Am nächſten Tage kamen Herren und Fürſten zu Wladiſlaw, um ihn zu begrüßen, und er ritt wieder zu ihnen, um den Gruß zurück zu geben.

Zdik führte die Biſchöfe und ihre Prieſter zu Wladiſlaw, und Wladiſlaw ging mit Zdik wieder zu ihnen.

Er führte an dem Tage auch Weliſlaw, Odolen, Witiko und andere Männer zu dem Könige Konrad.

Der König ſprach mit jedem, und ſagte: „Witiko hat uns bei Fulda die Furth gewieſen, durch die wir die gute Stellung erlangten.“

„Ich bin noch ein Knabe geweſen, hoher Herr,“ antwortete Witiko, „und ein Bauer hat mir die Furth gezeigt.“

„Und haſt Gutes geſtiftet, mein Kind,“ ſagte der König.

Am Nachmittage ging Witiko mit Wolfgang von Orlau zu mehreren deutſchen Rittern, und es wurde Genoſſenſchaft geſtiftet.

Seinen Begleitern Lambert, Auguſtin, Urban und dem Knechte Jakob gab er Freiheit, ſich am Lager, an der Stadt, an Liedern und Gauklern zu erluſtigen.

Da es Abend wurde, ging eine große Zeile von Wagen und Saumthieren in der Richtung gegen Morgen, und es ritten auch Männer dahin, um den Zug des Heeres vorzubereiten. Durch die grünen Felder kamen von Erlangen her noch Reiſige, und es kamen Reiſige von Würzburg.

Am dreißigſten Tage des Monates Mai nahmen die hohen und niederen Herren von ihren Ehefrauen und Müttern oder Schweſtern oder Kindern, die in dem Lager waren, Abſchied, und der Zug begann. An der Spitze war der Herzog Wladiſlaw mit ſeiner Schaar. Dann kamen die Männer von der Moſel und dem Rheine, von der Donau und der Weſer, von dem Neckar und dem Maine, vom Speſſart, vom Taunus, vom Schwarzwalde und den Alpen. Der König der Deutſchen, Konrad, aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen führte ſie. Volk und Troß war am Ende der Reihe.

Bei dem Orte Taus gelangten ſie in den Wald, der Böhmen von Deutſchland ſcheidet.

Auf dem böhmiſchen Boden kamen die Männer herbei, die ſich für Wladiſlaw geſammelt hatten. Es waren ſo viel, daß ſeine Schaar ſelber eine Macht wurde. Er theilte ſie ein, und gab den Zupenmännern die Zupenkrieger, den Wladyken die Wladykſippen, und Weliſlaw, Odolen und Witiko eigene Leute.

Dieſe ſtreiften oft vor oder neben dem Heere.

Bei Pilſen ſammelten ſich Alle, und lagerten.

Eines Tages ritt Witiko mit ſeiner Schaar auf dem Wege, der von Pilſen gegen Prag führt, vorwärts. Nach einer Zeit folgte ihm Odolen auch mit ſeiner Schaar. Sie kamen am Mittage zuſammen, und vereinigten ihre Leute. Es war an der Stelle ein kleiner Föhrenwald neben einer Seite des Weges, und hinter ihm waren trockene Wieſen. Odolen und Witiko führten ihre Reiter auf die Wieſe hinter dem Walde, daß ſie geborgen wären, und ließen ſie ruhen, und ſie und die Pferde die Mittagsnahrung einnehmen. An die Spitzen des Waldes und an den Saum gegen den Weg hin wurden Späher geſtellt.

Da die Erquickung für Menſchen und Thiere ſchon faſt vollendet war, kam einer der Späher von der unteren Spitze des Waldes, und meldete, daß ſich Reiter auf dem Wege von Prag her näherten. Witiko und Odolen hießen ihre Leute ſich rüſten, die Pferde beſteigen, und ruhig ſtehen bleiben. Sie aber faßten den Entſchluß, daß ſie die Reiter, wenn ſie Feinde, und in nicht zu großer Zahl wären, an dem Walde vorüber laſſen, und ihnen dann nachreiten wollten.

An den Waldrand wurden noch mehr Späher geſtellt.

Da kam einer von ihnen, und ſagte, die Reiterſchaar ſei um Vieles kleiner als die ihrige, es müſſen Feinde ſein, weil man kein Abzeichen des Herzogs an ihnen ſehe. Sie reiten ſehr langſam, und haben keine Vorreiter.

Nun ſtiegen Witiko und Odolen von ihren Pferden, ließen dieſelben unter die Bäume führen, und dort von

Knechten bewachen. Sie aber gingen gegen den Weg an den Saum des Waldes, um die Reiter kommen zu ſehen.

Dieſe kamen, und ritten in ruhigem Gange ihrer Pferde an dem Rande des Waldes dahin. An ihrer Spitze war Wratiſlaw, der Herzog von Brünn, Otto, der Herzog von Olmütz, und Wladiſlaw, der Sohn des verſtorbenen Herzoges Soběſlaw. Sie hatten keine Zierden an ſich. Dann war Bogdan mit der Rabenfeder, dann der rothhaarige Beneš mit weißen Federn, dann Damaſlaw mit ſeinem rothen Gefieder, dann der ältere Bohuš mit der Feder aus einem Schwanenfittige. Sonſt waren Männer, die als Mährer erkannt wurden, und einige, die von Böhmen ſtammten. Die Reiter gingen bis gegen die Mitte des Gehölzrandes. Dort blieben ſie ſtehen, als hielten ſie Berathung. Witiko und Obolen gingen gegen die Stelle ſo weit vorwärts, daß ſie die Worte der Reiter vernehmen konnten. Es ſprach nur zuweilen einer von ihnen. Sie ſandten dann einen Mann vorwärts an die Spitze des Waldes, der dort ſtehen blieb. Es war an dem Orte eine Krümmung des Weges gegen Pilſen, und der Mann ſtand vielleicht als Späher.

Nach einer langen Zeit ſah man ein Häuflein Reiter auf einem Wege zwiſchen den Feldern gegen den Wald heran reiten. Sie kamen näher, und man ſah, daß ſie in Gewänder der Landleute gekleidet ſeien. Sie ritten zu den Mährern, und einer grüßte gegen Wratiſlaw.

„Swak, du haſt Jarohněw verlaſſen," ſagte Wratiſlaw zu ihm.

Der Mann antwortete: „Er wird mit den Seinigen ſogleich kommen, wir haben verſchiedene Wege eingeſchlagen.“

„Und wann ſeid ihr umgekehrt?“ fragte Wratiſlaw.

„Heute nach Mitternacht, der Weg von Milin her iſt weit und beſchwerlich,“ antwortete der Gefragte.

„Und warum biſt du abſeits nach Milin gegangen?“ fragte Wratiſlaw.

„Damit Zeugen ſind, welche uns in Milin geſehen haben,“ antwortete der Mann.

„So fürchteſt du Gefahr?“ fragte Wratiſlaw.

„Ja,“ entgegnete der Mann, „und Jarohněw iſt gegen Manetin geritten, davon er noch weiter hieher hat.“

„Und wo ſeid ihr geſtern geweſen?“ fragte Wratiſlaw.

„In Pilſen, und auf dem Felde vor Pilſen ſind wir auseinander gegangen,“ antwortete der Mann.

„Und ſeid umgekehrt?“ ſagte Wratiſlaw.

„Der König Konrad iſt nach Pilſen gekommen,“ entgegnete der Gefragte, „wir ſind in ſeinen Schaaren geweſen, dann haben wir das weite Feld geſucht, und haben uns getrennt.“

„Nun?“ fragte Wratiſlaw.

„Hoher Herr!“ antwortete der Mann, „der Kriegsbann der Deutſchen iſt dreimal und viermal größer als das Heer vor der Stadt Prag, ſie tragen blanke Harniſche von Stahl oder von Gold, und da ſie auf dem ebenen Boden vor Pilſen ſtanden, erglänzte das Feld und der Wald von ihrem Scheine. Dann hat Wladiſlaw noch eine große Schaar.“

„Du biſt ein kluger Mann, Swak,“ ſagte Otto, der

Herzog von Olmüz, „und es iſt gut, Wratiſlaw, daß wir ſelber gekommen ſind.“

„Es iſt gut,“ ſagte Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws, „es müſſen unſere Augen ſchauen, und unſere Herzen dabei ſein.“

Da ſie noch ſprachen, gab der Mann an der Spitze des Waldes ein Zeichen, und bald darauf kam ein Häuflein anderer Reiter auf dem Pilſener Wege zu den Fürſten.

Wratiſlaw ſagte: „So biſt du auf dem Rückwege, Jarohněw?“

„Wir haben in Manetin nur eine Stunde geraſtet,“ antwortete der Mann, „wir ſind in der finſteren Nacht und auf den ungefügen Wegen geritten, und die Thiere haben kaum eine Handvoll Futter verzehrt.“

„Und warum biſt du ſo geritten?“ fragte Wratiſlaw.

„Weil mein Weg weiter iſt als der von Swak,“ antwortete der Mann, „und weil ich nicht wiſſen konnte, ob er nicht gefangen worden iſt; denn darum haben wir uns getrennt, und weil ich die Botſchaft zu dem Herzoge bringen wollte.“

„Iſt deine Botſchaft ſo nöthig?“ fragte Wratiſlaw.

„Sie iſt nöthig,“ antwortete der Mann, „der König Konrad iſt bei Pilſen, ſeine Macht iſt ſechsmal größer als die eurige, Alles glänzt von Helmen, Harniſchen, Schildern Schwertern.“

„Haſt du ſie gezählt?“ ſchrie Otto, der Herzog von Olmüz.

„Die deutſche Macht iſt zehnmal größer als die mähriſche,“ rief ein Mann aus den Reitern Jarohněws.

„Zehnmal, zwölfmal größer, und ſie wird noch größer,“ rief einer von dem Geleite Swaks.

„Ja, immer größer,“ rief ein anderer.

„Ihr ſeid Tröpfe, und alſo, lieben Brüder, vorwärts,“ rief Wratiſlaw.

„Vorwärts,“ rief Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws.

„Wir müſſen nach vorwärts,“ rief Bogdan.

„Vorwärts, vorwärts,“ riefen mehrere.

„Nehmt die Männer Swaks und Jarohněws in die Mitte,“ ſagte Wratiſlaw, „ſie müſſen mit uns gegen Pilſen.“

„Wir können nicht gegen Pilſen,“ ſagte Jarohněw, „wir ſind im Dienſte des Herzogs Konrad, und müſſen ihm die Botſchaft bringen.“

„Ihr bringt ſie nicht,“ ſagte Wratiſlaw, „ich werde den Herzog Konrad bedeuten.“

„Ach, hoher Herr,“ ſagte Jarohněw, „reitet nicht gegen Pilſen, der König Konrad zieht heran, Wladiſlaw wird wie ein Sturmwind daher reiten, ihr könnt ihm nicht entrinnen, und er wird euch die Häupter von den Leibern hauen. Nehmt in der Gegend jemanden gute Pferde, gebt ſie uns, daß wir eilig mit der Meldung an die Stadt Prag kommen, damit der Herzog Konrad die Stadt erobere, und ſich auf den Herzogſtuhl ſetze, und daß der König Konrad dann Prag belagern muß. Der Hunger wird die Deutſchen tödten, oder ihr wollt euch dem Herzoge Wladiſlaw ergeben.“

„Du Hund,“ ſchrie Wratiſlaw, „ich laſſe dich mit deinen Genoſſen an dieſen Föhren aufhängen.“

„Habt Barmherzigkeit,“ rief Swak, „ich habe Weib und Kinder.“

„Nehmt ſie unter euch,“ rief Wratiſlaw, „und vorwärts.“

„Vorwärts,“ riefen mehrere.

Die Männer der Reiterſchaar umringten die von Swak und Jarohněw, die Pferde derſelben wurden gewendet, und der Zug ging auf dem Heerwege gegen Pilſen weiter.

Odolen und Witiko verließen jetzt ihre Stelle an dem Waldſaume, gingen zu ihren Pferden, und ritten zu den Ihrigen, um ſie zu ordnen, und den Feinden nachzueilen.

Witiko hatte eine größere Zahl, und brauchte eine längere Zeit.

Als er nun ſeine Männer von der Wieſe auf den Heerweg hinaus geführt, und Odolen eingeholt hatte, ſtanden die Schaaren ſchon zum Streite. Die Männer drohten und die Pferde drängten zum Kampfe, und das Schwert Odolens war gegen Wladiſlaw gerichtet.

Da ſprengte Witiko mit einem Satze ſeines Pferdes zwiſchen die Reihen, und rief: „Odolen, tödte ihn nicht.“

„Gib Raum,“ ſchrie Odolen.

„Ich gebe nicht Raum,“ rief Witiko, „tödte ihn nicht, ich habe das Brod ſeines Vaters gegeſſen, und die Hand ſeiner Mutter hat auf meinem Haupte geruht. Soběſlaw hat das Land beglückt, und Adelheid hat darauf geſchienen wie eine Sonne. Du darfſt das Kind dieſer Beiden nicht tödten.“

„Der Krieg hat ſeine Art,“ ſchrie Odolen, „man frägt nach nichts, man kann ſiegen oder unterliegen, es iſt Alles gleich. Gib Raum, daß dich die Schärfe des Schwertes nicht trifft.“

„Ich weiche nicht, Odolen," rief Witiko, „Odolen, du haſt geſagt, du liebeſt mich wie einen Bruder, und wolleſt mir einen Bruderdienſt thun, wenn ich ihn nenne: ich habe ihn nicht genannt, jetzt nenne ich ihn. Gib Friſt, daß mit dieſen Männern geſprochen werden kann."

„Sie ſtehn nicht Rede," ſagte Odolen, „aber weil ich dir den Dienſt thun will, ſo rede, wenn du Worte weißt, die dieſe Menſchen rühren können."

„Sie werden wohl einen Führer haben," ſagte Witiko.

„Der dort iſt Wratiſlaw von Brünn," ſagte Odolen, „ein abtrünniger Sproſſe Přemyſls; der da iſt Otto, der Fürſt von Olmütz, der mit Verrath dankt; und dieſer iſt Wladiſlaw, der Knecht des Knechtes der Lechen."

„Das ſind nicht die Worte, Odolen," ſagte Witiko, „höret mich, erlauchte Herren. Ich ſage: Erhabene Söhne Přemyſls, ich kann nicht denken, daß ihr leichthin von der Belagerung Prags in das Land hinaus reitet, ich muß erkennen, daß ihr einen großen Vorſatz habt. Wenn die Reue in euer Herz gekommen iſt, und ihr zu Wladiſlaw zieht, um euch zu unterwerfen, ſo werden wir euch mit Ehrerbietung geleiten, und das Herz des Herzogs wird voll Freude ſein."

„Wer biſt du denn, der du zu reden wagſt wie ein Gebieter," ſchrie Bogdan, „du Landſtreifer!"

„Ich rede nicht zu euch, und doch will ich dir antworten, Bogdan, ihr habt mich einſt zu eurer Verſammlung geladen," ſagte Witiko.

„Damit du uns verrathen konnteſt," ſchrie Bogdan.

„Ich habe nichts verſprochen," entgegnete Witiko.

„Er will Worte machen, wie auf dem Wyšehrad,“ ſchrie Bohuš.

„Nicht um Worte iſt es zu thun,“ ſagte Witiko, „und um den, der ſie redet, ſondern daß ſie Gutes wirken, und daß ihnen dazu die Kraft gegeben ſein möchte. Aber ich rede nicht mit euch, und eure Antwort gilt mir nichts.“

„Du Gauch!“ ſchrie jetzt der rothhaarige Beneš, „den wir ſelber auf dem Wyšehrad übermüthig gemacht haben, ſtatt ihn auf den Pfahl zu hängen, wie der arme Milhoſt gerathen hat. Wähnſt du denn, daß die Fürſten dir antworten werden, der du hier weniger biſt als die Lehmſcholle, die ihr Hufſchlag ſchleudert, wenn ſie über ihre Länder reiten?“

„Es iſt niemand unter euch, mit dem die Herzoge ſprechen wollen,“ ſagte Damaſlaw.

„Hohe, erlauchte Herren,“ ſprach jetzt Witiko wieder, „möge es euch gefallen, mir ein Zeichen zu geben, ob ihr mir antworten wollet oder nicht.“

Die Fürſten ſchwiegen.

„Haſt du nun Zeichen genug?“ ſchrie Odolen mit tönender Stimme, „bei allen Heiligen im Himmel, bei Gott dem Vater, und bei allen Götzen, die unſere Vorfahren angebetet haben, und die ihr etwa noch anbetet, hier iſt einer, der wirklich ein Gebieter iſt, und dieſer bin ich. Seht her, unſere Macht iſt zehnmal, zwölfmal, fünfzehnmal größer als die eurige, in fünf Augenblicken kann ich euch vertilgen. Wratiſlaw, der du Herzog von Brünn geweſen biſt, Otto, der du durch Wladiſlaws Gnade Herzog von Olmütz geweſen biſt, und du, Wladiſlaw, der du des beſten Vaters Sohn biſt, und die ihr Alle nur bettelhafte Sünder ſeid: ich befehle euch, legt eure Schwerter nieder, und folgt mir als Gefangene zu dem erlauchten Herzoge Wladiſlaw, der euer Richter iſt, und der nur immer zu gelinde richtet, was bei euch Gott verhüten möge. Mit euch andern, die ihr hier wie allwärts unnütz ſeid, rede ich nicht. Ihr folgt als Troß in das Lager."

„So haut ihn doch in tauſend Stücke," ſchrie Bogdan.

„Haue," rief Odolen, indem er ſein Schwert ſchildgemäß über dem Haupte hielt, und an der Spitze ſeiner Männer ſtand.

„Du Hund, du Katze, du Scheuſal," rief Beneš.

Bohuš und Damaſlaw aber drangen in dieſem Augenblicke durch ihre Leute gegen Odolen vor.

Doch Witiko ſtellte ſein Pferd in ihren Weg, hielt ſein Schwert zur Abwehr, und rief: „Um die Barmherzigkeit Gottes und die Fürbitte des heiligen Adalbert! haltet inne, es darf kein Kampf hier ſein. Männer, ihr ſeid in unſerer Gewalt. Fünfzehnfach ſtehen wir gegen euch, ihr könnt nicht entrinnen, ein Kampf iſt hier nur ein Mord, und wir morden nicht. Er iſt auch ganz unnütz. Wir machen euch eine Gaſſe, geht zu Konrad, und ſagt ihm, daß ſein Kampf vergeblich iſt, und zerſtreut das Heer."

„Biſt du ſinnlos?" ſchrie Odolen, „ich gebe keine Gaſſe. Und ehe man ein Auge hebt und ſenkt, erfüllet meinen Befehl."

„Odolen, der Herzog ſelber verabſcheut unnützes Blutvergießen," rief Witiko, „und dieſe, wenn ſie zurückkehren, und berichten, wie die Sache iſt, werden den Streit enden, wie kein Menſch denken kann."

„Das iſt Sache des Herzogs,“ rief Odolen, „der Herzog kann ſie entlaſſen.“

„Was kann indeſſen in Prag geſchehen, augenblicklich müſſen ſie fort,“ rief Witiko.

„Du feiges Thier,“ ſchrie Beneš herüber, „wir werden den Muth zu den Unſrigen tragen, und wir werden wie Samo heran ziehen und euch vertilgen.“

„Beneš,“ rief Witiko, „ihr werdet den Muth nicht zu den Eurigen tragen, ihr und eure Boten werdet die Sache erzählen, und wenn ihr auch lügen wollt, ſo wird die Wahrheit durchſcheinen. Und von Samo reden wir nicht.“

In dieſem Augenblicke erhielt Witiko von einem Manne der Mährer unverſehens einen Schlag, daß Blut aus ſeiner Schulter floß. Sogleich wendete er ſich gegen den Mann, und ſtürzte ihn von dem Pferde. Er drang nun gegen die andern vor, ſeine Männer ſchaarten ſich um ihn, und es wurde der heißeſte Kampf.

„Jetzt haltet feſt, ihr Brüder,“ ſchrie Wratiſlaw, „macht die Spitze, wir werden die Uebermacht beſiegen wie oft, ihr ſeid Helden, ſie Geſindel.“

„Jetzt haben die Hundeherzoge die Sprache,“ ſchrie Odolen. „Auf, und in ſie.“

Sofort war er an den Feinden, und ſeine Männer mit ihm.

Die Mährer ließen ihre Boten zurück, machten einen Schlachtkeil, und drängten vor.

Sie hatten die Kriegserfahrung und die Kunſt, die andern den Muth, und Odolen und Witiko befeuerten ihn noch mehr.

Die Schwerter miſchten ſich in dichter Nähe, Blut floß durch die Gewänder, Blut floß auf die Pferde, Männer ſanken, und in die große Tapferkeit der Mährer kam die Müdigkeit ſchneller; immer neue Streiter drangen gegen ſie, ſie wankten. Da gab Witiko ſeinen Reitern den Befehl zu einer Wendung der Umgehung der Feinde, es entſtand eine Lücke, und die Feinde flohen durch dieſelbe auf dem Wege gegen Prag davon.

„Verrath, Verrath, Verrath!“ ſchrien die Männer Odolens, und drangen gegen Witiko vor.

Auch die Leute Witiko's riefen: „Verrath, Verrath,“ und wendeten ſich gegen ihn.

Auguſtin, Lambert, Urban und der Knecht Jakob ſuchten ihn zu ſchützen.

Da ſprengte Odolen durch die Schaaren, deckte Witiko mit ſeinem Leibe, und rief: „Haltet! Er iſt nur ein Thor, ich werde ihn zum Gerichte führen.“

Witiko rief: „Männer, hört mich nur einen Augenblick.“

Und da es ſtiller geworden war, rief er: „Alles wird zur Klarheit kommen. Odolen, ich gebe mich dir gefangen, und übergebe dir den Befehl über meine Leute. Ich werde mit dir gehen, und wenn du kämpfſt, werde ich mitkämpfen, und Gott mag verfügen, was ihm gefällt.“

„So iſt es gut, Witiko, wie du thuſt,“ rief Odolen, „und ihr, verworrene Männer, ihr habt in euerm Durcheinanderſtürmen dem Feinde einen Vorſprung gegeben, wir müſſen ihn erreichen, ſtellt euch in Ordnung. Die Pfleger bleiben bei den Verwundeten und Todten.“

Die Männer machten ſchnell ihre Reihen, und in dem nächſten Augenblicke ritten ſie, was die Pferde zu rennen vermochten, auf dem Wege gegen Prag den Mährern nach, die vor ihnen waren.

Sie ſahen den Staub, den ſie erregten, und ſie erregten ſelber Staub, und beſtändig ſahen ſie auf den Abſtand dieſer zwei Staubſäulen. Nach einer Stunde erkannten ſie, daß der Abſtand ſich mindere.

Da kamen ſie in den Wald von Holaubkan. Sie ſahen in dem Walde die Feinde nicht; erkannten aber an dem Staube, daß ſie durchgeritten ſeien. Sie durchritten den Wald. Da ſie ſein Ende erreichten, brannte vor ihnen das Dorf Holaubkan, und Menſchen und Geräthe und Wägen und Hausthiere waren vor ihnen auf dem Wege, und die Flammen von den hölzernen Häuſern wehten über denſelben.

Odolen ritt gegen die Menſchen, und rief: „Zeigt einen Weg um das Dorf.“

Eine Menge Stimmen antworteten, daß man die Antwort nicht verſtehen konnte.

„Der mit den weißen Haaren und dem blauen Gewande antworte allein,“ ſchrie Odolen.

„Es geht kein Weg um das Dorf,“ ſagte der alte Mann, „die Wege gehen alle von den Wieſen und Feldern in die Häuſer.“

„Nur einen feſten Grund, einen feſten Grund, auch ohne Weg,“ rief Odolen.

„Ich zeige einen“, „ich zeige einen,“ riefen mehrere Stimmen.

„Fünf Reiter folgen einem jeden, der ſich gemeldet hat,“ rief Odolen, „und wo ſie Boden für die ganze Schaar finden, kommen ſie zurück, und zeigen es an.“

Die Reiter ſonderten ſich ab, und folgten den Boten.

Odolen ritt ſelber mit dem Greiſe und mit vier Männern rechts an dem Dorfe hin, und forſchte. Es waren meiſt weiche Wieſen, und wo er Boden für die Schaar fand, war er wieder unterbrochen, und an dem Greiſe ſah er, daß derſelbe nicht wiſſe, welchen Grund eine Reiterſchaar brauche. Eine Richtung, die er endlich erkannte, war ein langer Bogen. Er ritt wieder zurück, die Reiter kamen auch, und jeder ſagte, wie man es verſuchen könne, und jeder ſagte, daß man vorüber könne.

„Man kann vorüber,“ rief Odolen, „ich habe es ſelber geſehen, und ich kann euch auch führen; aber Brüder, Freunde, Kampfgenoſſen, das Andere iſt auch vorüber. Mehr als eine Stunde iſt vergangen, ſeit wir hier angekommen ſind, ihr ſeht es an dem Niederbrennen des Feuers. Und wenn wir den Abſtand von den Feinden in jeder Viertelſtunde um tauſend Ellen kürzen könnten, erreichen wir ſie in fünf Stunden, und ſind in der Steinſchlucht am Waſſer, oder in der Nähe ihres Lagers. Pflegt die Pferde, nehmet Nahrung, ruhet, und wir kehren um.“

Die Männer führten ihre Pferde in die Waldſchatten, und bereiteten ſich zu dem, was Odolen geſagt hatte.

Witiko blickte in das Feuer, und ſprach kein Wort.

Dann ließ er ſeine Wunde, die gering war, von Jakob verbinden.

Als Menſchen und Thiere erquickt waren, ließ Odolen den Vorſtand des Dorfes kommen, und ſagte, daß er die armen Leute der Gnade des Herzogs empfehlen werde, und dann begann die Schaar den Rückweg.

Auf dem Platze des Kampfes fanden ſie nichts mehr.

In der Nacht kamen ſie in das Lager des Herzogs.

Odolen ging zu ihm, und berichtete ihm den Hergang. Dann beſuchte er die Verwundeten, und fragte nach den Todten.

Nach Odolen ging Witiko zu dem Herzoge in das Gezelt, und ſagte: „Hoher Herr! du weißt, was geſchehen iſt. Ich übergebe dir mein Schwert mit dem Bilde des heiligen Petrus, dem ich vertraut habe. Ich bitte dich, laſſe mich erſt richten, wenn deine Sache entſchieden iſt. Wenn eine Schlacht ſein ſollte, ſo gib mir in deiner Gnade mein Schwert, daß ich in ihr kämpfe, wie ich ſonſt gekämpft habe. Dann reiche ich es dir wieder.“

„Witiko,“ antwortete der Herzog, „behalte dein Schwert, und gebrauche es. Dem Gerichte aber ſtelle dich.“

„Ich werde es thun, hoher Herr,“ ſagte Witiko.

Darauf verließ er das Gezelt, und ging auch zu den Verwundeten.

Indeß dieſe Dinge geſchahen, war es in Prag, wie es ſchon viele Tage vorher geweſen war. Das Schleudern gegen die Mauern dauerte, und die Vertheidigung dauerte. Die Männer in der Stadt waren weniger, und die Männer vor der Stadt waren auch weniger. Die Mauern zeigten größere Beſchädigungen, die Geräthe der Feinde waren in geringerer Wirkungskraft, und die auf den Mauern auch.

Am fünften Tage des Brachmonates drängten ſich ſo viele Feinde gegen die Stadt, daß die auf den Mauern meinten, kein einziger Menſch ſei in dem Lager zurückgeblieben. Das Werfen aus den Schleuderſtücken der Feinde wurde ſtärker, als es früher geweſen war. Sie ſchoben Gerüſte und Geräthe noch näher an die Stadt, obgleich ſie da ohne Bergen waren, und harreten bei ihnen während des Werfens gegen ſie aus. Diepold ſandte an Geſchoſſen in die Feinde, was er zu ſenden vermochte. Die Mähren änderten ihre Feuerwürfe. Da ſie früher nur Branddinge gegen die Krieger auf den Zinnen geſchleudert hatten, ſo ging nun ein brennender Pfeil in hohem Bogen gegen die Gebäude der Stadt. Dem Pfeile folgten bald mehrere, und Feuerballen gingen in die Luft. Die Feinde ſuchten auch an der ſchwächſten Stelle der Mauer empor zu klimmen. Diepolds Schaaren drängten ſich zur Vertheidigung heran. Da, als es ſchon gegen den Abend ging, begann die Kirche des heiligen Veit zu brennen. Der Thürmer ließ das große Banner des Herzogs Wladiſlaw nieder, und rettete es zu Diepold. Darauf faßte das Feuer das ganze Dach, und es ging eine breite Lohe gegen den Himmel empor. Und faſt zur nämlichen Zeit begannen das Kloſter und die Kirche des heiligen Georg zu brennen, und die Flammen gingen in die Lüfte.

Die Männer auf den Mauern wendeten ihre Angeſichter dahin, und es war, als erſtarrten ſie.

Da ſprang Dimut unter den Pfeilen auf eine hohe Stelle der Zinnen, ſtreckte ihren blutenden Arm mit dem Schwerte empor, und rief: „Jetzt kommt der Retter, jetzt kommt der Retter, der Feind weiß es, und ſendet uns das Zeichen. Er übt im Aberwitze der Verzweiflung Rache an den Heiligthümern. Unſere Heiligthümer ſind nicht verloren, wir werden ſie wieder aufbauen, ſie werden ſchöner ſein als früher, und mit der Weihe des Erzbiſchofes wieder hilfreich und gnadenreich; die aber an ihnen gefrevelt haben, werden mit zerrauften Haaren und mit entblößten Armen auf der Erde liegen, und den Himmel um Barmherzigkeit anflehen, und den irdiſchen Richter um Gnade, daß er nicht zu hart ſtrafe. Der Retter kommt, der Retter kommt.“

Sie ſchwang ihr Schwert freudenvoll um das Haupt, und hundert Männer riefen: „Der Retter kommt, der Retter kommt.“

Sie ſtieg von der Zinne nieder, und zwei Pfeile hingen an ihrem Panzer, und einen trug ſie in der linken Hand.

Der Ruf verbreitete ſich längs der Mauern.

Die Herzogin ſendete Trompeter, die verkündeten: „Der Herzog Wladiſlaw kommt.“

Jetzt ſah man den Biſchof Otto mit ſeinen Prieſtern in kirchlichem Zuge heilige Kleinodien aus der Kirche des heiligen Veit gegen die Kirche der heiligen Jungfrau Maria tragen.

Da riefen ſie: „Laßt uns hinaus gegen ſie, laßt uns hinaus.“

Diepold antwortete: „Mit dem Herzoge gehen wir hinaus, jetzt wahrt die Mauern.“

Und die Männer ſtürzten noch eifriger zur Vertheidigung vor.

Er aber ließ das große roſenrothe Banner des Herzoges an einem hohen glatten Baume empor ziehen.

Nun regte Alles, was in der Stadt Hände hatte, dieſelben. Man warf nicht nur die Dinge des Krieges gegen die ſtürmenden Feinde: Pfeile, Bolzen, Pflöcke, Steine, Fäßchen mit ſiedendem Öhle und ätzenden Flüſſigkeiten, Brandpech, glühende Metalle und brennende Pfeile und Brandwerke, es wurde nicht nur, was von den Feinden herein kam, und tauglich war, wieder gegen ſie geſendet, ſondern man nahm jedes, was zu bewegen und zu zerreißen war, Mauertrümmer, Bauſteine, Treppenſtufen, Stücke, die man von Werken oder Gittern riß, Dachrinnen, Brunnenröhren, und was Hände faſſen konnten, und warf es auf die Feinde.

Dieſe ließen nicht ab.

Endlich kam die ſpäte Abenddämmerung dieſer Jahreszeit, und die Feinde wichen von den Mauern, und gingen zurück, und gingen immer weiter zurück, und endeten ihr Werfen. Die Vertheidigung hörte auch auf, und es war nach einer Stunde ſo ſtille, als ob nichts geweſen wäre, nur daß der Schein der Feuer, die ſanfter brannten, gegen die Luft empor leuchtete.

Der Biſchof Otto hielt nun mit ſeinen Prieſtern unter dem freien Himmel ein Dankgebet. Dann ging er in die Kirche der heiligen Jungfrau Maria, und betete mit ihnen dort wieder, und es beteten die Krieger mit.

Man konnte nun die Sorge für die Verwundeten und die Todten anwenden. Es hatten viele Menſchen das Leben verloren, auch ſolche, die aus der Stadt und nicht von den

Kriegern waren. Dobromil, ein edler Mann aus dem Morgen des Landes und Ded, aus dem Mittage, hatten ihren Tod gefunden.

Die Herzogin ging zu der Brandſtelle der Kirche des heiligen Veit, und fragte, was man denn von den Heiligthümern und wichtigen Dingen zu bergen im Stande geweſen ſei. Die, welche die Rettung der Kirche und die Löſchung des Brandes verſucht hatten, ſagten, daß Manches ſchnell fortgeſchafft worden ſei, daß man es in verſchiedene Plätze gebracht habe, daß man aber nicht erkennen könne, was gerettet worden ſei, und was das Feuer verzehrt habe.

Hierauf konnte man die Ruhe, die mit der Sicherheit möglich war, ſuchen.

Die kurze Nacht ging bald vorüber.

Als ſich der erſte Schein des Morgens lichtete, ſpähten Menſchen nach jeder Richtung. Und da es endlich hell geworden war, ſah man, daß das Lager der Feinde leer ſei, und daß die Nähe und die Ferne um die Stadt und die Burgflecken leer ſei. Kein Feind war zu erblicken, und kein Retter war zu erblicken. Im Lager der Feinde ſtanden die Geräthe da, es ſtanden Reihen von Gezelten, und es lagen Dinge des Krieges und andern Gebrauches umher.

Die Männer auf den Zinnen erhoben einen Siegesruf, und die Menſchen in der Stadt riefen ihn nach, und die in den Burgflecken auch, daß man die Stimmen von oben herab und von unten hinauf zu hören vermochte.

Kundſchafter kamen und ſagten, daß die Feinde abgezogen ſeien.

Da ertönten, als die Sonne ſich erhob, die Glocken der Kirche der heiligen Jungfrau Maria, die Glocken der Kirche am Teyn, und es ertönten die Glocken in den Burgflecken, die Glocken der Kirchen im Wyšehrad, und in allen Kirchen wurden Gottesdienſte gefeiert.

Fabian, der Župan vom Wyšehrad, ſandte Boten an Diepold, die ſagten, daß die Burg dem Herzoge unverletzt ſei.

Nun wurde gerufen, daß man hinaus gehen, und das Lager der Feinde plündern ſolle. Diepold aber verweigerte es; er ließ die Thore und die Mauern beſetzt, und ſandte wieder Kundſchafter aus.

Die Männer zeigten ſich nun von den Mauern die Stellen, wo gekämpft worden war, wo arge Geſchoſſe geſtanden waren, und was ſonſt die Feinde gethan hatten.

Gegen Menſchen, die ſich in dem Lager blicken ließen, befahl Diepold einige Steine zu werfen. Darauf gingen ſie fort.

Die Kundſchafter kamen wieder, und ſagten, das Heer der Feinde ſei im Eilwege in der Richtung nach Mähren.

Diepold ließ nun das Brückenthor öffnen.

Da es zwei Stunden nach dem Mittage war, ſprengten Reiter vom Abende her gegen die Stadt, welche roſenfarbene Fähnlein auf den Lanzen trugen. Sie ritten ein, und meldeten, daß der Herzog Wladiſlaw am Abende dieſes Tages mit ſeinen Schaaren in Prag eintreffen werde, daß der König Konrad ihm mit einem großen Heere folge, und morgen kommen werde. Die Feinde ſeien ſchon eine Tagereiſe weit von Prag entfernt, und werden ſich auflöſen.

Universitäts Bibliothek Leipzig

Diepold ließ die Kunde allen ſeinen Kriegern mittheilen, und die Herzogin ließ ſie in der Stadt und in den Burgflecken ausrufen.

Diepold ſendete Leute zur Hut in das verlaſſene Lager der Feinde.

Am Nachmittage war der Weg nach dem Petřin hin mit Menſchen gefüllt.

Gegen die Abendzeit, ehe die Sonne den Berg Petřin roth färbte, ſah man in ihrem Scheine vom Abende her unzählige Lanzen funkeln. Sie wogten auf und nieder wie von Reitern getragen, und näherten ſich, und man erkannte dann das blaue Banner und die roſenfarbenen Fähnlein, und in der Mitte die große rothe Fahne. Es war die Schaar Wladiſlaws, des Herzogs von Böhmen und Mähren.

Ein luftbewegender Ruf erhob ſich weit draußen jenſeits des Berges Petřin, und ging an allen Menſchen bis in die Stadt hinein. Das große roſenrothe Banner auf den Zinnen der Stadt rückte nun bis an die Spitze ſeines Tragbaumes empor.

Der Herzog Wladiſlaw ritt mit den Seinigen ſehr langſam auf dem Wege an der Moldau zwiſchen der Menſchenmenge gegen die Stadt Prag dahin. Sein Schwert war in der Scheide und ſein Haupt entblößt. Nur der Schmuck der blonden Haare war auf demſelben und um die Stirne. Alle Glocken der Stadt und der Burgflecken begannen zu läuten. Neben dem Herzoge ritt in ſchöner Rüſtung der Biſchof Zdik, dann ritt Weliſlaw in ſchönem Gewande, Odolen in ſchimmerndem Ringleinpanzer, Witiko mit beſonders ſchönem

Kleide geziert, die zwei Hofkapläne in Rüſtungen, und Zupane und Wladyken und andere Führer. Viele deutſche Jünglinge hatten ſich dem Zuge beigeſellt, Wolfgang von Ortau mit dreien ſeiner Freunde zu Witiko, Rudolph von Bergheim mit drei Freunden zu Weliſlaw, Hanns vom Wörthe mit fünf Freunden zu Odolen, und Adalbert von der Au, und Werinhart von Hochheim, und der junge Graf Heinrich von Rineck. Da der Herzog gegen die Stadt kam, warfen Knaben in ſchönen Kleidern und ſchöngekleidete Mädchen Blumen und Zweige auf den Weg, und das Volk warf grüne Reiſer und Kränze, und ſang Lieder.

An dem Brückenthore harrete Otto, der Biſchof von Prag, mit ſeinen Prieſtern, mit den Prieſtern der Burgflecken und den Jungfrauen des heiligen Georg, dann der Propſt vom Wyšehrad mit ſeinen Prieſtern, dann die Äbte mit ihren Prieſtern, und dann die Herren des Hofes.

Da Wladiſlaw vor dem Biſchofe angekommen war, ſtieg er von ſeinem Pferde. Der Biſchof begrüßte ihn mit dem Zeichen des Segens, und er und die Prieſter und die Jungfrauen ſprachen die Begrüßungsworte. Wladiſlaw antwortete dem Gebete mit der Kirchenſprache, dann grüßte er den Biſchof, und küßte ſeine Stirne. Dann beſtieg er wieder ſein Pferd, und zog im Geleite aller, die da waren, und in dem Geleite ſeines Heeres in die Stadt empor.

Da er zu den Trümmern der Kirche des heiligen Veit gekommen war, ſtieg er wieder von dem Pferde, kniete vor der Kirche nieder, und that ein Gebet. Dann ritt er zu der Kirche der heiligen Jungfrau Maria, ging in dieſelbe, und betete.

Hierauf ritt er gegen die Zinnen der Stadt. Dort ſtanden alle Krieger, welche die Stadt vertheidigt hatten. Als er zu ihnen gekommen war, ſtieg er von dem Pferde, ſchritt zu dem Baume, auf welchem das große Banner war, berührte den glatten Schaft, und rief: „So beginnt mein Befehl und meine Macht wieder über Alle, die in Prag ſind.“

Dann wendete er ſich gegen die, welche neben dem Banner ſtanden.

Da war Diepold, der Befehler der Vertheidigung, und es waren alle Führer, und hinter ihnen alle Unterführer, und hinter dieſen die Krieger. Die Herzogin ſtand unter den Führern.

Wladiſlaw verlangte ſein Pferd.

Man führte es herzu, er beſtieg es, und ſtellte ſich mit ihm gegen die Männer. Dann zog er ſein Schwert aus der Scheide, und begann mit demſelben das Grüßen.

Er grüßte zuerſt Diepold, indem er das Schwert tief ſenkte, dann grüßte er den alten Bolemil, der aufrecht da ſtand, er grüßte den alten Wſebor und den alten Preda, dann Lubomir und Diwiš, dann die Führer, dann die Herzogin Gertrud und Dimut, die neben der Herzogin ſtand, und dann weiter alle die Unterführer.

Die gegrüßt worden waren, dankten mit dem Schwerte.

Dann grüßte der Herzog mit ſeinem Schwerte weithin ausholend das ganze Heer der Vertheidiger. Dann das Schwert in ſeiner Rechten haltend ſprach er: „Männer, Freunde, Brüder, Kampfgenoſſen! Seid gegrüßet in dem Herrn. Wir ſind wieder vereinigt. Gott hat Alles gewendet. Kein Feind iſt mehr vor der Stadt und in dem Lande, und es ruht der

Kampf. Lob, Preis und Ehre Allen, die dazu gewirkt haben. Ihr habt im Muthe der Helden dieſe Stadt geſchirmt, und mit Herzen der Männer ausgedauert. Lob und Dank euch Allen. Lob und Dank denen, die Lob und Dank nicht mehr hören können, weil ſie den Tod herrlicher Krieger gefunden haben; Lob und Dank denen, welche Wunden an ihrem Körper tragen, denen ſie für das Recht entgegen gegangen ſind; Lob und Dank auch dem edlen Herzoge Soběſlaw, der dieſe Mauern ſo gefeſtigt hat, daß ſie euch die Stadt vertheidigen halfen; Lob und Dank allen Vorgängern, die den Schutz des Herzogſtuhles gepflegt haben; Lob und Dank denen, welche aus dem ganzen Lande ſich zu mir geſellt und die Macht ſo erhöht haben, daß die Feinde vor ihr flohen; und Lob und Dank denen, die dem Feinde den Muth genommen haben: das größte Lob und den größten Dank aber dem, ohne den Alles vergeblich geweſen wäre, dem großen dem gerechten dem allmächtigen Gott. Ihr habt ihm ſchon gedankt, ich that es auch ſchon, vereinigt werden wir ihm morgen danken, wenn das erſte Licht ſcheint. Morgen kömmt der König Konrad, empfanget ihn als Gaſt, nicht als Hilfsgenoſſen; denn es iſt keine Schlacht mehr. Er wird den Kirchenfeſten beiwohnen, und dann in ſein Land zurückkehren. Und nun noch einmal: Gruß und Dank. Für heute Abend lade ich alle Führer und Unterführer zum Mahle in die Hofburg. Albero, der Erzbiſchof von Trier, hat Wein und der König Konrad allen Bedarf in die Stadt geſchickt. Theilt den Männern auf den Wällen aus und den Leuten in der Stadt, die Mangel haben. Nach der Kirchenfeier kommet morgen in den Saal der Hofburg, daß wir kurz einen kleinen Entgelt für alle die Mühe berathen. Ich gehe jetzt in mein Haus, geleitet mich, wenn es euch gefällt, und zum dritten Male: Gruß und Dank."

„Gruß und Dank," riefen alle Männer einſtimmig, und ſchlugen an ihre Schwerter.

Der Herzog ſteckte ſein Schwert in die Scheide, wendete ſein Pferd, und begann mit ſeinem Geleite den Zug in die Hofburg. Die beiden Herre begleiteten ihn, wie der Raum es zuließ.

Da ſie an dem Hofe angekommen waren, hingen an dem Thore Blumengewinde, und es ſtanden ſchöngekleidete Jungfrauen mit Blumenkränzen und Blumenſträußen vor dem Volke da, und Gras und Laub und Blumen bedeckten den Boden. Eine aus den Jungfrauen ſprach zu dem Herzoge Wladiſlaw Begrüßungsworte, und reichte ihm einen Strauß.

Der Herzog nahm den Strauß, und dankte ihr.

Dann ſangen alle Jungfrauen einen Begrüßungsgeſang.

Der Herzog dankte gegen Alle hin.

Da es ſtille geworden war, ſtieg er von ſeinem Pferde, ging zu der Herzogin, faßte ſie an ihrer Hand, küßte ſie auf die Stirn, und ſprach: „Hocherlauchte und vielliebe Frau! Ich habe euch auf den Mauern als Führer begrüßt, und begrüße euch jetzt als Herzogin. Ich führe euch von dem Kriegsplatze in euer Haus, und ſeid bedankt für das, was ihr über euer Geſchlecht gethan habt."

Hierauf wendete er ſich zu Diepold, ſchloß ihn in die Arme, und ſprach: „Sei gegrüßt, mein lieber Bruder, gehe unter mein Dach ein."

„Sei gegrüßt,“ ſagte er dann zu Bolemil, und nahm ſeine rechte Hand.

Dann reichte er die Hand an den Biſchof und die Äbte, an Diwiš, Lubomir und an mehrere.

„Sei gegrüßt, Jungfrau,“ ſprach er zu Dimut, „du biſt ſo tapfer als ſchön, wir ſind in deiner Schuld, und Rowno wird dich nicht zu hart ſtrafen.“

Die Führer des Heeres des Herzogs näherten ſich denen der Vertheidigungsſchaaren, reichten die Hände, und gaben Grüße.

„Du ſchöner Krieger,“ ſagte Weliſlaw zu Dimut, „du fängſt ja die Pfeile der Feinde mit den Händen?“

„Durch das Wunder eines Heiligen, den ich nicht kenne,“ ſagte Dimut, „iſt ein Pfeil ohne Schaden zwiſchen mein Panzerhemd und den Kleiderärmel gedrungen, und ich habe mir den Pfeil aufbewahrt.“

„Wenn ich ein hoher Mann dieſes Reiches wäre,“ antwortete Weliſlaw, „würde ich dich um den Pfeil bitten.“

„Und wenn du ein hoher Mann des Reiches wäreſt,“ entgegnete Dimut, „würde ich dir den Pfeil nicht geben.“

Der Herzog aber führte nun die Herzogin im Geleite ſeines Bruders Diepold, der Führer, der Hofherren und der Frauen in den Herzogshof.

Die Jungfrauen erhoben wieder einen Geſang, welchen ſie lieblich fortführten, da auch der Herzog nicht mehr unter ihnen war. Dann miſchte ſich eine Stimme von dem Volke bei, und wieder eine, und wieder eine, und endlich ſangen die Krieger und das Volk jenen Geſang, welcher in dem ganzen Lande Böhmen bekannt und geliebt war.

Als der Geſang geendet war, harrten ſie eine Weile, und ſangen ihn dann noch einmal. Dann aber zerſtreuten ſich die Menſchen nach allen Richtungen. Die Schaaren des Herzoges Wladiſlaw wurden über die Brücke in den rechten Burgflecken geführt, um auf dem großen Marktplatze zwiſchen dem Burgflecken und dem Wyšehrad zu lagern. Von den Männern Diepolds wurden die ausgeleſen, welche auf den Wacheplätzen und Spähethürmen ſein mußten, die andern durften in ihre Lagerſtellen und in ihre Ruheſtellen gehen.

Als die Krieger Wladiſlaws auf dem großen Marktplatze angekommen waren, und ſich einzurichten begannen, ritt Witiko mit Lambert Auguſtin und Urban und mit ſeinem Knechte Jakob im Geleite Wolfgangs von Ortau und ſeiner drei Freunde von ihnen weg zu den Waldleuten. Dieſe hatten ihre Lagerſtelle noch auf dem Walle, wo ſie die Mauer vertheidiget hatten. Da ſie die heran reitenden Männer ſahen, ſtellten ſie ſich zuſammen, und die auf dem Boden lagen, erhoben ſich, und die, welche Witiko auf dem Berge Wyſoka zu ihrem Führer erwählt hatten, und alle andern auch, die von dem Walde ſtammten, riefen ihm einen Gruß zu.

Witiko rief ihnen auf ſeinem Pferde ſitzend entgegen: „Seid mir von Herzen gegrüßt, alle ihr Männer, deren Heimath von Fichtenzweigen umweht iſt oder von den Zweigen der Tannen und Föhren, oder umrauſcht von denen der Buchen und Ahornen, welche zu den Millionen der Bäume gehören, die da wachſen, wo die junge Moldau von Abend gegen Morgen geht. Ich erkenne es, daß wir ein anderes Geſchlecht ſind, als das auf den offenen Feldern. Wir ſind hart und arm aber guten Herzens und guter Treue. Ich glaube, daß die Waldmänner feſt zuſammen gehalten haben. Und ihr ſeid im Beſondern gegrüßt, die ihr mich jungen Krieger zu euerm Vormanne gewählt habt. Ich bin wieder bei euch."

Nach dieſen Worten ſtieg er von ſeinem Pferde, ſeine Begleiter ſtiegen auch von den ihrigen, und ſie traten näher zu den Männern.

Es kam auch Rowno herzu, und Diet und Oſel und Hermann und mehrere andere.

„So ſeid ihr alſo noch immer zwiſchen den gemauerten Steinen," ſagte er, „wir ſind indeſſen durch ein weites grünes Land geritten, und wieder durch ein weites grünes Land zurück. Ihr habt bittere Arbeit gethan, wenn ihr nur nicht zu Großes erduldet habt."

„Es iſt zum Ertragen," ſagte Stephan der Wagenbauer, „ſei gegrüßt, Witiko."

„Sei gegrüßt," rief Adam.

„Sei gegrüßt," rief Paul Joachim.

„Ich grüße dich auch, Witiko," ſagte Chriſt Severin der Wollweber, „dem Wolfgang haben ſie mit einem Steine den Kopf eingeſchlagen. Er hat kein Weib und keine Kinder, und ſeine Mutter wird um ihn weinen. Dem ſtarken Simon vom Reutſchlage hat einer, da wir das große Schleuderholz anzündeten, die Gehirnſchale entzwei gehauen. Oſel hat eine doppelte Wunde erhalten."

„Es iſt mehr Blut als Verletzung geweſen," ſagte Oſel, „und die Sache beſſert ſich ſchon."

„Und Grug von Nettern hat drei Wunden erhalten,“ ſagte Chriſt Severin, und Wolf von Winterberg eine, und Branis aus Rowna eine. Dem Schmied haben ſie den linken Arm mit einem Stricke an den Leib gebunden, weil er ſich ihn verrenkt hat; dem Mathias haben ſie, als wir in der Nacht auf der ſumpſigen Wieſe draußen waren, mit einem Pfeile den Ohrflügel durchſchoſſen, Zacharias hat ein Pfeilloch im rechten Arme, es heilt aber ſchon, und dem Maz Albrecht hat ein Balken das ganze Fleiſch auf der Bruſt zerriſſen, hat aber die Rippen nicht brechen können, und er wird heil. Wir andern ſind gut, und haben Schrammen und blaue Flecke.“

Jetzt nahm Peter Laurenz, der Schmied, das Wort, und rief: „Du haſt den Urban geſund zurückgebracht, das iſt gut, Witiko, und er ſitzt recht ſchön auf dem Pferde, wie ihr herzu geritten ſeid. Er wird noch viel lernen. Und ſieh' nur, Witiko, was wir für einen ſchönen großen Schleuderſchragen haben. Steine, die wir unſer fünf Männer kaum heben konnten, haben wir mit dem Haſpel auf die Dächer ihrer Holzhäuſer geworfen, die ſie herzu geſchoben haben, als ob ich nach einem Uhu würfe. Wir hätten ihnen die Stadt ſchon noch eine Weile nicht gelaſſen, bis Alles zerbröckelt und angezündet geweſen wäre wie die Kirche des heiligen Veit und des heiligen Georg.“

„Ihr habt gekämpft, und wir haben zu keinem Kampfe gelangen können,“ ſagte Witiko.

„Weil ſie vor dem neuen Heere davon gerannt ſind,“ antwortete der Schmied, „der Herzog wird uns doch von den koſtbaren Dingen im Lager etwas geben, die ſie jetzt ſo bewachen laſſen, und morgen kömmt der König Konrad, hat er geſagt, und wir werden ihn und die Ritter ſehen."

„Und ich habe gar nichts thun können," ſagte Tom Johannes.

„Du haſt die Leute angeeifert," antwortete Witiko.

„Und ſie haben nicht gefolgt," entgegnete der Fiedler.

Urban drängte ſich jetzt auch vor, ſprach mit den Männern von der Kukukspfeife und dem Meſſer und dem Buſſenrocke, den er ſich gebracht habe, und der noch bei dem Packzeuge ſei.

Und auch Lambert und Auguſtin begannen zu erzählen.

Witiko aber wendete ſich zu Rowno, und ſprach: „Verzeihe, ehrenvoller Wladyk, daß ich zuerſt die Männer begrüßte, welche zu mir gehören. Ich bringe dir jetzt den Freundſchaftsgruß, und den Dank, daß du ſie geführt haſt. Gewähre mir die Bitte, ein Schwert aus guter Waffenarbeit Nürnbergs, welches ich dir gebracht habe, anzunehmen. Ich denke, daß Alle willig geweſen ſind."

„Willig und treu wie die Waldleute," antwortete Rowno. „Ich grüße dich, Witiko, ich nehme dein Geſchenk gerne an, und gebe dir die Leute mit einigen Beſchädigungen wieder. Den Wolfgang von Plan und den ſtarken Simon vom Reutſchlage kann ich dir nicht mehr geben. Sie liegen ſchon in der Erde der Stadt Prag. Sie haben ihrem Platze genug gethan, und Simon hat den Feinden im Vorhinein vergolten, ehe ſie ihn weggerafft haben."

„Wir werden die Mutter Wolfgangs in Plan tröſten und ſtützen,“ ſagte Witiko, „und um Simon thut es mir leid, er iſt ein ſtarker treuherziger Mann geweſen. Hat er Angehörige?“

„Die vom ſchwarzen Bache ſagen,“ antwortete Rowno, „daß er Vater und Mutter hat und einen Bruder, der an der Stelle des Alten die Felder beſorgt.“

„Gott lohne ihm, er hat ihn gerufen,“ ſagte Witiko, „und den Seinigen werden wir helfen, wie wir können.“

„Man kann in einer Stadt nicht viel thun, wenn man blos abwehren muß,“ ſagte Rowno, „aber zur Erhaltung haben wir doch beigetragen.“

„Beigetragen und es wird anerkannt,“ ſagte Witiko.

„Wir gehören nun wieder zu dir, Witiko,“ rief David der Zimmerer mit heller Stimme.

„Zu dir,“ rief Philipp.

„Zu dir,“ riefen mehrere Stimmen.

„Zu dir,“ riefen dann Alle.

„Wir gehören zu ihm,“ ſprach der Schmied, „weil er zurückgekehrt iſt, wie wir geſagt haben, wir gehören zu ihm, ſo lange dieſe Sache dauert.“

„Freunde und Waffengenoſſen,“ ſprach Witiko, „die Sache iſt aus. Es iſt kein Feind mehr da, der Herzog hat die Länder und den Fürſtenſtuhl, und wir können nach Hauſe gehen. Er hat aber befohlen, daß er noch mit uns ſprechen will.“

„Wenn der Herzog mit uns ſprechen will, warten wir ſchon,“ ſagte der Schmied.

„Jetzt aber gehabt euch wohl,“ ſagte Witiko, „ich und Urban und Auguſtin und Lambert und Jakob gehören noch zu des Herzogs Leuten, und müſſen zu ihnen. Morgen und zunächſt wird ſich ſchon das andere fügen. Heute werden noch Speiſen und Getränke zu euch geſchafft werden, genießet ſie fröhlich und gedenket unſer."

„Wir gedenken euer," riefen die Männer.

„Wie du ſchön angezogen biſt, Witiko," ſagte Tom Johannes der Fiedler.

„Ich habe dir auch ein Wams aus Nürnberg gebracht, du armer Mann," antwortete Witiko, „es wird, wenn du im Sommer keinen Rock an haſt, weithin im Walde leuchten."

„Das iſt ſchön," ſagte Tom Johannes, „wenn nur auch die Fiedel wieder wäre."

„Sie wird ſein und klingen, und gewiß wird ſie klingen, du zaghafter Mann," ſagte Witiko.

„Und nun erquickt euch," fuhr er dann fort, „ruhet gut in der Nacht, und morgen komme ich wieder zu euch. Lebe wohl, Rowno, du auch, Oſel, und ihr andern. Jetzt, Reiſegenoſſen, beſteigt die Pferde, und wir gehen zu unſerer Schaar."

„Nehmt auch einen deutſchen Gruß und ein deutſches Lob für eure Thaten, ihr Männer der Wälder," rief Wolfgang von Ortau.

„Wir danken euch," ſprach Rowno, „gewähret uns einmal einen Beſuch in dem Walde, und genießet unſer Haus."

„Ja, ja, ja," riefen mehrere Männer des Waldes, „kommt, und wir danken für das Lob."

„Wer weiß, was geſchieht," ſagte Wolfgang von Ortau, „und ob wir nicht einmal in die Heimath Witiko's kommen."

Witiko antwortete: „Dann ſeid ihr dort wie die Unſrigen.“

„Wir denken es, Witiko,“ ſprach Wolfgang von Ortau.

„Ihr müßt dann von Einem zu dem Anderen gehen,“ ſagte Rowno.

„Nach Dub auch zu mir,“ rief Oſel.

„Und zu mir nach Wettern,“ rief Diet.

„Und nach Hora,“ rief Witiſlaw.

„Und nach Attes,“ rief Hermann.

„Und nach Tuſch,“ rief Wolf.

„Es iſt gut, ihr Männer,“ ſagte Wolfgang von Ortau, „wir kommen. Ruhet in der Nacht, morgen reiten wir wieder zu euch.“

Witiko und die Seinigen beſtiegen die Pferde, und ſie und die deutſchen Begleiter ritten in das Lager auf dem großen Marktplatze.

Dort war neben dem Gezelte Witiko's ein ſchöneres und geräumigeres für Wolfgang und ſeine Freunde hergerichtet worden. Witiko führte ſie in dasſelbe ein.

Jetzt kam auch der Knecht Raimund, den Witiko in Prag zurückgelaſſen hatte, um in der Nacht bei Witiko zu bleiben.

In dem Lager wurden des Abends Speiſen bereitet, zu den Vertheidigern der Stadt und zu andern Leuten derſelben wurden Speiſen und Getränke geſendet, und in dem Hofhauſe des Herzogs wurde das angekündigte Mahl abgehalten.

Am andern Morgen war bei dem Anfange der Sonne unter dem freien Himmel auf dem großen Platze vor dem Herzogſtuhle ein heiliger Dankgottesdienſt. Der Herzog, die

Herzogin, die Führer, die Hofherren, die Geleite und alle Krieger außer den Wachen und ſehr viele Menſchen waren bei dem Gottesdienſte zugegen. Nach dem Danke wurden die Gebete für die Todten geſprochen.

Dann gingen der Herzog, die Herzogin, die Biſchöfe, Äbte und viele Prieſter und die Führer zu den Verwundeten und Kranken.

Wladiſlaw verlangte, daß man ihm ein Verzeichniß von Allen verfertige, welche Wunden erhalten, und welche den Tod erlitten haben.

Darauf verſammelte man ſich zu dem Rathe in dem Saale der Hofburg.

Nach dem Rathe wurden die Männer, welche den Herzog Wladiſlaw auf ſeinem Wege nach Nürnberg begleitet hatten, und welche zu dem Heere, das auf dem Wyſoka gekämpft hatte, gehörten, wieder zu den Ihrigen eingetheilt.

Witiko ging zu den Waldleuten, und ließ für ſeine deutſchen Freunde und für ſich und ſeine Knechte Zelte errichten. Lambert, Auguſtin und Urban gingen auf ihre Plätze, und die Pferde des Herzogs wurden in ihren Stall zurück geſchickt.

Jetzt kam auch Heinrich, der Bruder des Herzoges Wladiſlaw, mit den Hilfsmännern aus dem Lande Budiſſin an. Es wurde ihnen ein Platz gegen das Dorf Buben hin neben dem verlaſſenen Lager der Feinde angewieſen.

Als die Sonne an dem Mittage des Himmels ſtand, meldeten die Späher, daß das Heer des Königs Konrad komme.

Eine große Zahl Menſchen verſammelte ſich an dem Wege, auf der Brücke und an anderen Stellen, um es kommen zu ſehen.

Bald zog es auf dem Wege neben der Moldau herein. Und alle Menſchen und alle Dinge, welche ſich neben dem Wege befanden, und auch alle, die weiter waren, die Büſche des Berges Petřin und die Felſen gegen die Burg hin leuchteten von dem Scheine der Waffen und Rüſtungen. An der Spitze des Zuges ritt der König Konrad. Er hatte einen goldenen Harniſch und einen goldenen Helm. Unter dem Helme waren an der Stirne blonde Haare und ſeine blauen Augen blickten freundlich umher. Weil man ſagte, daß er ſo männlich ſei, wie der erſte Ritter in ſeinem Heere, ſo ſahen alle Augen auf ihn. Dann waren die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte, Churherren, Herzoge, Grafen, Ritter, Herren und Führer der Klöſter und Städte. Oft waren auf ihren Rüſtungen und Schilden Verſchlingungen von Laub und Zweigen, von Geſtalten und Zeichen aus Gold, Silber oder edlen Steinen. Hermelin oder anderes Rauhwerk war an Säumen und Rändern. Dann kamen die Krieger meiſt in heller Beſchienung, und Alles, was zu dem Zuge gehörte. Die Menſchen riefen dem Könige zu, und warfen ihm Blumen oder Reiſer.

Als der König zu der Brücke gekommen war, harrten an derſelben auf ihren Roſſen ſitzend der Herzog Wladiſlaw, die Herzogin Gertrud, Diepold und Heinrich, die Brüder des Herzoges, dann die Biſchöfe Otto und Zdik, die Äbte und Prieſter, dann die Herren der Ämter des Hofes und die

Führer der Krieger. Sie begrüßten den König und die Seinigen, und geleiteten ſie über die Brücke. An das Heer des Königs ſchloß ſich das Heer der Stadtvertheidiger an, und das, welches Heinrich aus dem Lande Budiſſin gebracht hatte. In langen Zügen bewegten ſich die Männer über die Brücke der Moldau dahin. Sie durchzogen den rechten Burgflecken bis zu dem Marktplatze, der zwiſchen dem Burgflecken und dem Wyšehrad war. Dort ſchloſſen ſich auch die Krieger an, die ſeit geſtern auf dem Marktplatze lagerten. Vor dem Burgflecken des Wyšehrad blieben die Heere ſtehen, und der Herzog und die Seinigen geleiteten den König mit ſeinen Vornehmen durch den Burgflecken gegen das Pankratinsthor der Burg empor. Vor dem Thore ſtand der Propſt Hugo und der Diacon und der Subdiacon in dem Schmucke der kirchlichen Haube und der Fußſohlen, die ſie aus Vergunſt des heiligen Vaters tragen durften, und es ſtand der Dechant, der Meiſter, der Hüter, und es ſtanden die übrigen Prieſter des Hauſes da, und neben ihnen ſtand der greiſe Župan Fabian mit dem Gaurichter, dem Kämmerer, dem Maier, dem Jägermeiſter und den anderen Županherren, und hinter ihnen ſtanden die Diener der Kirche und die Diener der Županei.

Der Propſt machte das Zeichen des Segens gegen den König und die Seinigen, und ſprach die Worte des Segens.

Der König bezeichnete ſich, antwortete mit den Segensantworten, und ſprach dann: „Wir werden eure Heiligthümer, hochehrwürdiger Herr, mit unſern Bitten und Gebeten beläſtigen.“

„Gott wird das Gebet erhören, das du, hoher Herr, in unſerer Kirche thuſt,“ antwortete der Propſt, „und unſer Haus iſt dein Haus.“

„Ich bin der Gaſt meines Schwagers, und beſuche auch euer Haus,“ ſagte der König.

„Unſer Haus iſt das der Herzoge, wie Alles hier der Herzoge iſt,“ ſagte der Propſt. „Der erſte Bořiwoy hat dieſe Kirche gegründet, der König Wratiſlaw hat ſie größer gebaut, und zwölf Körbe Steine dazu getragen, und der Herzog Soběſlaw hat ſie erſt glänzen gemacht. Und was wir an Friedensſteuer, Ueberfuhren, Anſäſſigkeiten, Pflugmaßen und andern Dingen haben, ſtammt von den Herzogen. Und mögen auch deine Herren Gelegenheit zu unſerer Gaſtlichkeit nehmen.“

Darauf ſprach Fabian, der Zupan vom Wyšehrad: „Durch die Gnade des Herzogs bin ich dein Wirth, hoher Herr, und die Zupanei iſt von dem Saale bis zur Kleiderſtube hinab dein Eigenthum.“

„Ich werde wie meine Vorgänger,“ ſagte der Herzog, „die Pfründe dieſer Kirche mehren, weil ſie auch ſo guten Abſichten dienet. Jetzt aber, Herr, gehe in das Haus.“

„So gehen wir denn in dieſe Hochburg,“ ſagte der König, „welche in uralter Zeit ſo heilig gegolten hat.“

„Sie iſt heilig geweſen, da ſie noch in dem Walde geſtanden iſt, und die heidniſchen Fürſten in ihr geherrſcht haben, und ſie iſt noch heiliger geworden, da chriſtliche Kirchen in ſie gekommen ſind. Der König Wratiſlaw und der Herzog Soběſlaw haben hier gewohnt, und die künftigen Herzoge werden desgleichen thun,“ ſagte Hugo.

Der König und Alle, die um ihn waren, ritten in die Burg.

Dort ſtiegen ſie von den Pferden, und der König ging gegen die Kirche der Heiligen Petrus, Paulus und Clemens.

Er betrachtete ihren Bau.

„Siehe, Herr, die Krone an der Mauer wiegt zwölf Mark Gold und achtzig Mark Silber,“ ſagte Hugo, „ſie hat der Herzog Soběſlaw machen laſſen. In der Kirche wirſt du den Fußboden mit glänzenden Steinen belegt ſehen, goldene und ſilberne Kreuze und koſtbare Tücher an den Altären, und ſchöne Wandelgänge an den Mauern. Das Alles hat Soběſlaw errichtet.“

„Ich habe von dieſem Baue gehört,“ ſagte der König „und bin erfreut, ihn nun mit meinen eigenen Augen zu ſehen, und, wenn auch das uralte Kirchlein Bořiwoy's nicht mehr ſteht, hier meine Andacht zu verrichten.“

„Das Kirchlein Bořiwoy's,“ entgegnete Hugo, „an deſſen Stelle dieſes ſchimmernde Haus ſteht, iſt ein heiliges Kirchlein geweſen; in ihm hat Cyrillus drei Jahre den Leib des heiligen Clemens aufbewahrt, ehe er ihn nach Rom brachte.“

„So erzählen die heiligen Geſchichten,“ ſagte der König.

Dann gingen Alle in die Kirche. Sie gingen an den goldenen und ſilbernen Kreuzen und ſchönen Tüchern der Altäre und an den Wandelgängen vorüber zum großen Altare.

Dort kniete der König, und es knieten alle andern nieder, und thaten ein kurzes Gebet.

Dann betrachteten ſie die Kirche.

Dann gingen ſie noch in die Kirche der heiligen Maria

Magdalena und in die des heiligen Martin, und beteten dort, und betrachteten die Kirchen.

Dann beſuchte der König die Gräber der Herzoge Wratiſlaw und Soběſlaw und der Herzoginen Swatawa und Adelheid.

Dann beſah er in der Kammer des Fürſtenhofes die Baſtſchuhe des Herzoges Přemyſl.

Dann ging er in den großen Saal.

„In dieſem Saale,“ ſagte Hugo, „werden die Landtage und die Feſte des Reiches abgehalten, und hier iſt unſer hoher Herzog Wladiſlaw gewählt worden. Vor zwölf Jahren ſind mit dem Herzoge Soběſlaw einmal dreitauſend Menſchen in dieſem Saale geweſen.“

„Hier,“ ſagte der König, „nehme ich Abſchied von dir, erlauchter Herzog, und gehe in meine Stube. Das Andere dieſer Herrſcherburg, in welche du mich geladen haſt, werde ich mit den Meinigen allein einmal beſehen.“

Hierauf ging er in ſein Gemach, und dort verabſchiedete ſich der Herzog, und ritt mit den Seinigen in die Burg Prag zurück.

Die geiſtlichen und weltlichen Fürſten ritten zu den Ihrigen.

Das Heer des Königs Konrad zog auf das Feld vor dem Wyšehrad, um dort ein Lager zu errichten. Alle andern Krieger gingen auf ihre Plätze.

Gegen den Abend ritten der König Konrad, dann Heinrich, der Markgraf von Öſterreich, und Otto, der Biſchof von Freiſing, mit Geleiten in die Burg Prag.

Dort ſprach der König zur Herzogin Gertrud die Worte: „Sei mir in deinem Hauſe gegrüßt, du liebe Schweſter. Ich ſollte dir Bolzen und Lanzen und Schwerter und Harniſche bringen ſtatt der Perlen, die ich für dich in der Hand halte. Wenn man dich im Flitter unter deinen Frauen ſieht, ſollte man es nicht glauben, was die Leute von dir erzählen. Ich werde meine Verſäumniß durch ein ſchönes Waffenkleid zur Erinnerung an die vergangenen Tage gut machen. Meine Hausfrau Gertrud ſendet dir auch einen Gruß, und die andere Gertrud, die bald deine Schwägerin ſein wird, hat einen andern Boten für ihre Grüße gewählt.“

„Ich bringe ſie,“ ſagte Heinrich, der Markgraf von Öſterreich, „und bringe die Ladung zur Vereinigung mit ihr. Bei dieſem Feſte werden die drei verwandten Gertruden in einem Saale ſein.“

„Ich nehme alle Grüße und Ladungen mit Freuden auf,“ antwortete Gertrud.

„Ich bin mit den zwei andern Brüdern auch hier,“ ſagte Otto, der Biſchof von Freiſing, „um meine liebe Gertrud zu begrüßen. Wir haben kämpfen wollen, und finden nur Feſte. Gott hat uns geführt, und das Gebet unſerer frommen Mutter auf dem Kahlenberge hat uns begleitet.“

„Sie hat gewiß gebetet, und ihr Gebet iſt erhörenswerth,“ ſagte Gertrud, „und du, den ſie ſo liebt, wirſt es gedenken.“

„Wenn ich es kann, iſt es durch meinen Wandel,“ ſagte Otto, „und den will ich unſerer Mutter genehm zu machen ſuchen.“

Als es Nacht wurde, ritten Alle in den Wyšehrad zurück.

Witiko übergab an dieſem Tage Rowno das Schwert, welches er für ihn aus Nürnberg gebracht hatte, und theilte an die Waldleute die Geſchenke aus, die er für ſie dort erworben hatte.

Der König blieb drei Tage in der Stadt Prag.

Es waren an dieſen Tagen Feſte der Kirche und andere Feſte, und die Herren gaben ſich Gaſtlichkeiten. Koſtbare Fiſche und Speiſen aller Art wurden herbei gebracht, und der Herzog Wladiſlaw vergalt an Wein, der an der Elbe gewachſen war, den, welchen die Herren vom Rheine und vom Neckar gebracht hatten. Es wurden Spiele gehalten, und die deutſchen Ritter zeigten, was ſie mit Waffen und Pferden konnten, und die böhmiſchen Herren zeigten, was in ihrem Lande gebräuchlich war. Unzählige Menſchen waren gekommen, und die böhmiſchen Mädchen wieſen den fremden Reitern die Schönheit ihrer Landeskleider und ihrer Angeſichter. Auch die Männer des Waldes kamen herzu, und ließen ſehen, was ſie an Laufen und Ringen und Springen vermochten, und der Schmied von Plan vermaß ſich, zu ſagen, kein Mann könne einen ſo ſchweren Stein heben wie er. Geſchenke wurden gegeben und empfangen.

Die Kundſchafter meldeten, daß die Feinde wirklich auseinander gegangen ſeien.

Am vierten Tage zog das deutſche Heer auf dem Wege zwiſchen dem Petřin und der Moldau hinaus, auf dem es herein gekommen war.

Der Herzog Wladiſlaw nahm nun das verlaſſene Lager der Feinde in Empfang. Was an Werth dort war, wurde vertheilt. Die Schleudergeräthe, welche brauchbar waren, wurden zu dem Kriegszeuge des Landes geſtellt. Das Holz der Verbalkungen und anderer Werke wurde den Armen gegeben. Die Verwundeten, welche man fand, wurden zu einer beſſeren Beſorgung in die Burgflecken von Prag getragen, und die ſchlecht begrabenen Todten wurden beſſer mit Erde bedeckt. Die Prieſter ſprachen den chriſtlichen Segen über ſie. Aus Dingen, die man in dem Lager oder auf dem Kampfplatze fand, konnte man erkennen, daß alle an den letzten Kämpfen Theil genommen haben mußten, die es vermocht hatten, Arbeiter, Schenken, Händler, Trödler, Troßbuben, ſelbſt Frauen.

Wladiſlaw ließ nun die Ebnung des Bodens beginnen, und verkündigen, daß Alle, welche ein Eigenthum dort haben, ſich anweiſen ſollen, um eine Entſchädigung zu erhalten.

Als dieſe Dinge geſchehen waren, hielt der Herzog einen Rath, wie die Kirche des heiligen Veit und des heiligen Georg wieder aufzubauen ſei, und wie man die Mauern der Stadt wieder herrichten und mehr feſtigen könne, damit ſie künftigen Beſtürmungen noch wirkſamer zu widerſtehen vermögen.

Der Herzog, die Prieſter und die Herren des Rathes beſchaueten den Schutt der Kirche, und beſchloſſen, daß ſie ſtärker und ſchöner aufgerichtet werde, und daß man ein ſteinernes Dach ſetze.

Es wurden nun die Weiſungen an die Werkmeiſter und Bauherren des Landes um Rath und Beihilfe geſendet.

Darauf verſammelte Wladiſlaw alle Führer der Krieger, und vertheilte an ſie Ländereien, Gold, Silber, Geſchmeide, Waffen, Pferde, Gewänder, Gezelte, Kriegszeuge, und was ſonſt zum Lohn und zur Erinnerung dieſer Tage zu dienen vermochte. Er beſtimmte auch, was an alle übrigen Krieger zu vertheilen ſei, und gab die Art an, wie es ſogleich gethan werden müſſe.

Dann ſprach er: „Wir haben nun einen kleinen Entgelt für eure Thaten abgefertigt, wie wir ihn am Morgen nach meiner Ankunft in dieſem Saale berathen haben. Er ſoll kein Lohn ſein, ſondern nur der Beginn des Lohnes, und was ein treuer Mann von mir wünſcht, dafür werde ich zu aller Zeit ein offenes Ohr haben. Die Gabe ſtammt aus dem fürſtlichen Gute, und das Gut hat nach den Kräften gethan, die ihm jetzt eigen ſind. Wir werden fürder ohne Hilfe fremder Männer die Mittel des Landes rüſten, um den Feind vollſtändig zu beſiegen, und dann iſt es nach dem Kriegsgebrauche Recht, daß das Gut des Fürſten durch das Gut des Feindes wieder erſtarke, und die Getreuen ihre Betheiligung erhalten. Wer in dieſem Streite zu mir gezogen iſt, und ſeine Männer gebracht hat, möge in ſeine Heimath ziehen, und dem Lande wieder helfen, wenn das Land ſeiner bedarf. Meine Krieger vertheile ich an ihre beſtimmten Plätze. Und ſo möge jeder das Denkmal der Waffenbruderſchaft dieſer Zeit dahin nehmen, und keiner in üblem Muthe von hier ſcheiden.“

Darauf ſprach Otto, der Biſchof von Prag: „Sie haben mich zur Antwort an dich gewählt, hoher Herr! Wir ſind in dieſen Streit gezogen aus Liebe zu Gott und den Himmliſchen, daß durch Blut und Wirrſal nicht der heilige Glaube, die heilige Religion und die chriſtliche Sitte leide; ferner aus Liebe zu dem Lande, daß es vor großem Schaden bewahrt werde, und dann aus Liebe zu dir, hoher Herr, daß dir dein Recht erhalten werde. Gott und die Heiligen haben geholfen, wir haben ihnen gedankt, und ſind zu Ende. Wenn du großmüthig wie deine Vorgänger Gaben vertheilt haſt, ſo ehren die Gaben uns, wie die Gaben deiner Vorgänger unſere Voreltern geehrt haben, und wir ehren die Gaben wieder und genießen ſie in Anſicht ihres Urſprungs. Zur weiteren Schlichtung der Dinge wird dir die Treue der Deinen nicht fehlen.“

„Es ſoll immer das Rechte und Gute geſchehen,“ rief Volemil.

„Das Rechte und Gute,“ riefen nun alle Männer.

Dann ſprach wieder der Herzog: „Ehe wir ſcheiden, geliebte Herren, haben wir noch ein Urtheil über einen Schuldigen zu ſprechen. Er harret draußen, und hat ſich in der Freude, die jetzt in dem Lande iſt, zu dem Empfange ſeines Spruches geſtellt. Der Spruch wird gerecht ſein, und die Gerechtigkeit wird vollzogen werden. Rufet den Mann.“

Einer der Krieger an der Thür des Saales ging hinaus, und kam mit Witiko zurück.

„Witiko, tritt vor,“ ſagte der Herzog.

Witiko ging von der Thür des Saales auf den Platz vor der Verſammlung.

Er hatte das Ledergewand an, welches er auf dem Ritte bei Chynow getragen hatte, und in welchem er vor der Wahlverſammlung in dem großen Saale des Wyšehrad geſtanden war.

Der Herzog ſprach: „Ihr kennet dieſen Mann, und habt ihn ſchon einmal vor euch geſehen.“

„Wir kennen ihn,“ ſprach Bolemil.

„Wir kennen ihn,“ ſprach Lubomir.

„Wir kennen ihn,“ ſprach Otto.

„Wir kennen ihn,“ ſprach Zdik.

„Wir kennen ihn,“ ſprachen viele.

„Odolen, der du die That des Mannes geſehen haſt, derentwillen er hier ſteht, erzähle in Getreuem, was ſich Alles zugetragen hat,“ ſagte der Herzog.

Odolen erhob ſich von ſeinem Sitze, der in einer hinteren Reihe ſtand, und ſprach: „Hoher Herr! Wir ritten zwiſchen Pilſen und dem Dorfe Holaubkau. Da kam eine Schaar von Reitern der Feinde. Es waren die Fürſten Wratiſlaw von Brünn, Otto von Olmüz, und Wladiſlaw, der Sohn des Herzogs Soběſlaw, unter ihnen. Es wurde ein Kampf. Wir waren ihnen an Zahl um Vieles überlegen. Wir ſtanden ſo, daß ſie mit dem Rücken gegen das Lager der Unſrigen gekehrt waren, wir gegen das Lager der Ihrigen. Der Sieg zeigte ſich für uns. Witiko befehligte eine größere Zahl Reiter als ich. Da die Feinde zur Flucht drängten, hieß Witiko ſeine Reiter nach der Seite wenden, daß ich glaubte, er wolle die Feinde umgehen, und in ihrem Rücken ihre Flucht hemmen. Es wurde aber eine Lücke gegen Prag, ſie wendeten ihre Pferde, und flohen durch die Lücke in der Richtung gegen Prag hin. Meine und Witiko's Reiter riefen Verrath, kamen in Unordnung, und als die Ordnung wieder hergeſtellt war, hatten die Feinde eine große Strecke vor uns. Witiko übergab ſeinen Befehl an mich, ich ordnete die Verfolgung an. Witiko ritt als Streiter mit uns. Auf dem Wege fanden wir die hölzernen Häuſer des Dorfes Holaubkau brennen. Wir konnten durch den Brand nicht hindurch, und ehe wir einen Umweg entdeckten, war ſo viele Zeit vergangen, daß die Erreichung der Feinde vereitelt war. Wir kehrten um, Witiko mit uns, und in dem Lager ging er zu dem erlauchten Herzoge Wladiſlaw. So iſt die Sache."

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Odolen wieder nieder.

„Witiko, ſprich," ſagte der Herzog.

Witiko neigte ſich vor dem Herzoge, und ſprach: „Ich habe den Kriegsfehler nicht gemacht, daß ich die Flucht der Feinde gegen das Lager der Unſrigen zu hemmen geſucht hätte. Ich wollte ſie zu den Ihrigen entfliehen laſſen, und es iſt gelungen. Weil drei Fürſten ſelber ſo weit gegen unſer Lager vorgeritten waren, habe ich gedacht, ſie müſſen etwas Bedeutungsvolles im Sinne haben. Weil ſie aber zeigten, daß es nicht auf die Unterwerfung an den erlauchten Herzog Wladiſlaw abgeſehen ſei, ſo konnte es nur ſein, daß ſie nicht durch Späher und Gerüchte Entmuthigung in das Heer Konrads von Znaim kommen laſſen wollten, ſondern ſelber vorritten, um nach der Rückkehr Muth und Anſpornung zu den Ihrigen zu bringen. Aber unſere Sache war ſo, daß ſie ſelber gegen ihren Willen die Fruchtloſigkeit weitern Kampfes zu Konrad zurückbringen mußten, und ſo habe ich ſie, daß keine Verzögerung würde, entkommen laſſen. Verrath beging ich nicht; denn ſonſt wäre ich bei den Feinden, ich habe gegen das Kriegsgeſetz gefehlt und gegen den hohen Herzog gefehlt, und erwarte die Strafe."

„Wir kennen, was ſich begeben hat," ſagte der Herzog. „Nun ſprecht, Männer, iſt Witiko ſtrafbar?"

„Witiko iſt ſtrafbar, und hat für ſeine Jugend weiſe gehandelt," ſagte Zdik, der Biſchof von Olmüz.

„Und was ſpricht mein Bruder Diepold?" fragte der Herzog.

„Ich ſpreche nicht," ſagte Diepold. „Fürſten aus Přemyſls Stamme ſtehen gegen uns, man ſoll nicht ſagen, daß mich irgend eine Schelſucht leite."

„Und Heinrich?" ſprach der Herzog.

„Ich rede wie Diepold," ſagte Heinrich.

„Und Bolemil?" fragte der Herzog.

Bolemil ſprach: „Wir haben geſagt, daß die Hilfe des Fremden in unſerem Streite ein Unglück iſt, und daß die Sache ſehr ſchnell entſchieden werden ſollte. Sie iſt entſchieden, der Fremde iſt fort, und es hat keines Schwertes bedurft. Wie es Gott ſo gefügt, wer kann entſcheiden? Witiko aber hat in dieſer Art gehandelt, ſtrafe ihn ſo hart du darfſt, weil er deine Rechte geübt hat."

„Und was ſagt Lubomir?" fragte der Herzog.

Lubomir ſprach: „Witiko iſt gut wie ein Kind, ich habe ihn wie mein Kind angeſehen, da er bei mir geweſen iſt, und werde ihn ſo anſehen, weil er keinen Vater hat."

„Und Wšebor?" ſagte der Herzog.

„Strafe ihn nach Ermeſſen," ſagte Wšebor.

„Und du, Diwiš?" ſagte der Herzog.

„Strafe ihn, wie du es verſtehſt," ſagte Diwiš.

„Nach deiner Weisheit," ſagte Chotimir.

„Und Daniel?“ fragte der Herzog.

„Weil du mich rufſt, hoher Herr,“ antwortete der Prieſter Daniel, „ſo ſage ich: ich kenne nicht genau das Streiten; aber der Frieden des Heilandes und ſeine Liebe zu dem menſchlichen Geſchlechte ſoll über allen Ländern ſchweben.“

„Und was ſpricht Weliſlaw?“ fragte der Herzog.

Weliſlaw ſagte: „Witiko hat bei Chynow für ſein Pferd entſchieden gehandelt, daß wir ihm folgen mußten, und hat jetzt für das Land entſchieden gehandelt.“

„Und iſt einer hier, der Witiko für einen Verräther hält?“ fragte der Herzog.

Es antwortete keine Stimme.

„Nun, da ihr ſchweigt,“ ſagte der Herzog, „ſo ſpreche ich, wie folgt: Witiko, du haſt in der Schlacht auf dem Wyſoka einen großen Dienſt gethan, und nach der Schlacht wieder gedient. Als vor einigen Tagen die Führer in dieſen Saal kamen, um die Entgeltung der Verdienſte zu berathen, und als ſie heute kamen, um die Entgeltung zu empfangen, wareſt du nicht unter ihnen. Du hatteſt die Führerſchaft eines meiner Reiterfähnlein an Odolen gegeben, und die Führerſchaft der Waldleute noch nicht übernommen. Dein Entgelt an Gold, Gewändern und Waffen iſt in meiner Kammer, und zwei Pferde ſind für dich in meinem Stalle. Empfange Alles. Bei Pilſen biſt du nicht ein Verräther geweſen, und haſt nicht Abfall geſonnen; denn das hätteſt du geſagt, wie du es mir vor zwei Jahren geſagt haſt; aber du haſt das Kriegsgeſetz und mein Recht verletzt, und ich ſtrafe dich: du bleibſt ſo lange von meinem Hofe verbannt, bis ich dich rufe, und zahlſt ſechshundert Denare in den Schatz des Landes, und weil du deine Pfennige jetzt ſelber brauchen wirſt, ſo leiht dir meine Kammer die Denare. Jetzt entferne dich."

Witiko verneigte ſich, und verließ den Saal.

„Ich glaube, es war nicht zu hart," ſagte der Herzog.

„Nein, nein," riefen mehrere Stimmen.

„Nun haben wir noch mit einem Krieger zu ſprechen," ſagte der Herzog, „führt Dimut, die ſtreitende Schweſter des Wladyken Rowno, herein."

Zwei junge Ritter des Herzoges gingen durch die Thür hinaus, und geleiteten nach einer kurzen Weile Dimut herein, welcher mehrere Mädchen folgten.

Dimut war in ein weites fließendes Gewand von veilchenblauer Farbe gekleidet, das von einem ſilbernen Gürtel zuſammen gehalten wurde. Die ſchwarzen Haare waren in einem Silbernetze.

Als ſie vor den Herzog gekommen war, ſagte er: „Dimut, wir können dir keinen Sitz anbieten. Ein Krieger, der kein Führer iſt, muß vor den Führern ſtehen, und ein Krieger biſt du, wenn du auch keine Kriegsgewänder an haſt."

„Ich ſtehe, Herr," ſagte Dimut.

„Dimut," ſprach der Herzog, „die Biſchöfe, Prieſter, Fürſten, Herren und Lechen dieſes Saales erkennen, daß du heldenmüthig geweſen biſt, wie dein Geſchlecht es nicht iſt, und daß du Dank und Gaben verdienſt. Den Dank ſagen wir hier, und in Prag und in dem Lande werden ſie es ſagen, was du gethan haſt. An Gaben ſind wir arm. Ich gebe dir ein Kriegerkleid, Goldſchmuck, ein Schwert, das ſo klein iſt wie das deinige, und ein weißes Pferd, das meine Herzogin mit Silber geſchmückt hat. Deinem Bruder habe ich Land an ſeinem Lande gegeben, und du wirſt es mit genießen. Und ich warte, daß dich einer als Hausfrau heim führt, und werde dann ſinnen, was euch erfreuen kann. Du mußt jetzt mit deinem Bruder nach Hauſe gehen, daß du wegen des Verrathes, den du an der Veſte Rowna geübt haſt, geſtraft werdeſt. Wenn du die Strafe abgebüßt haſt, komme nach Prag, du gehörſt zu der Herzogin, bleibe bei ihr, oder gehe wieder nach Hauſe, oder komme, ſo oft du willſt."

„Hoher Herr," antwortete Dimut, „ich verdiene keinen Dank und keine Gaben, weil ich gethan habe, was ich nicht laſſen konnte. Was mir deine Huld beſchert, dafür gebührt dir der Dank, ich ſage ihn, und werde Alles mit Freude gebrauchen. Man ſagt, du werdeſt die zerſtörten Heiligthümer wieder ſchöner aufbauen, als ſie geweſen ſind. Ich werde dann kommen, in ihnen zu beten, und dann werde ich in Ehrfurcht zu der hohen Herzogin gehen."

„Nun ſo nimm als Krieger Abſchied von den Kriegern, die mit dir gekämpft haben, Dimut," ſagte der Herzog, „und auch von denen, die mit dir gekämpft hätten, wenn ſie nicht mit mir nach Deutſchland hätten ziehen müſſen."

Die Männer erhoben ſich von ihren Sitzen, und näherten ſich Dimut.

Diepold reichte ihr die Hand, Heinrich reichte ihr die Hand, das thaten auch die Biſchöfe und die Äbte, der greiſe Bolemil, Lubomir, Diwiš, Chotimir, Wšebor, und alle älteren Führer. Die jüngeren Krieger drängten ſich herzu, faßten nach ihrer Hand, und ſprachen zu ihr. Weliſlaw ſagte: „Du gibſt mir noch den Pfeil nicht.“

„In meinem Leben nicht,“ ſagte Dimut.

Als alle Männer zurück getreten waren, ſagte der Herzog: „Nun verſchmähe auch meine Hand nicht.“

Er reichte ſie ihr.

Dimut faßte ſie, und neigte ſich mit der Stirne auf ſie.

Da ſie zurück getreten war, ſagte ſie: „Herrſche glücklich und gerecht, hoher Herr.“

„Gehe mit Gott, Dimut,“ ſagte der Herzog, „gebe der Himmel das Eine, und vermöge ich das Andere.

Dimut wendete ſich, ihre Mädchen umringten ſie, und ſie gingen aus dem Saale.

„Und nun, hohe Herren,“ ſagte der Herzog, „gehabt euch wohl als Krieger und nach dem Kriege. Als Freunde kommen wir heute am Abende noch in der Hofburg zuſammen, vielleicht führt bald den einen oder den andern ſein Wille auf den Heimweg. Möget ihr dort Alles gut finden, und bringet meinen Gruß euern Angehörigen und denen, die im Lande um euch wohnen.“

Nach dieſen Worten riefen die Männer dem Herzoge ein Lebewohl zu, er dankte entblößten Hauptes, und ſie verließen den Saal.

In dem Lager auf dem großen Verkaufsplatze zwiſchen dem rechten Burgflecken und dem Wyšehrad wurde an dem Tage auch eine große Bewegung. Männer aus den Hofherren des Herzoges waren bei den verſchiedenen Abtheilungen, die Führer kamen aus der Hofburg zu ihren Kriegern, und man vertheilte die Gaben und Geſchenke des Herzoges an jeden Mann, der in dem Lager war.

So geſchah es auch bei den Männern aus Budiſſin, welche in der Nähe des Dorfes Buben ihren Platz hatten. Sie empfingen Lohn, daß ſie gekommen, und zu dem Streite bereitwillig geweſen waren.

Und ſo geſchah es auch bei den Vertheidigern der Stadt Prag. Diepold war bei ihnen, und alle Führer waren bei ihnen, welche den Kampf mit ihnen getheilt hatten. Sie erhielten reiche Geſchenke, und die, welche verwundet worden waren, empfingen noch beſondere Gaben.

Vor dieſer Friſt wurde Witiko zu dem Herzoge gerufen. Der Herzog gab ihm die Führerſchaft über die Waldleute zurück, und ſagte, er möge zu den Seinigen eilen, um bei der Vertheilung der Gaben zu ſein, welche ſie für ihre Thaten erhalten ſollen.

Witiko dankte, und ritt zu den Männern des Waldes. Da waren ſchon Hofherren, da war Rowno, Hermann, Wyhon, Tiet, Wolf, Wernhard, und Alle, die zu führen gehabt hatten. Und die Gaben wurden vertheilt. Als Witiko erſchien, begann auch die Vertheilung bei den Seinigen. Sie war reichlich, und der Kammerſchreiber gab ihm auch Geld für diejenigen, die vom Wyſoka heim gegangen waren, und für die Angehörigen der Todten. Es war viel Freude und Frohlocken, und ſie zeigten ſich wechſelweiſe, was ſie bekommen hatten.

Der Herzog und die Herzogin ritten in ſchönen Gewändern mit einem Gefolge, das in prunkenden Kleidern war, zu allen Abtheilungen, an welche die Gaben gereicht wurden.

Am Abende dieſes Tages waren Feſtmahle in allen Lagern, es waren Feſte in den beiden Burgflecken von Prag und in dem Burgflecken des Wyšehrad, und es war ein Feſtmahl in der Hofburg des Herzogs.

Witiko ritt zu dem Feſtmahle des Herzogs, und wurde von vielen ſeiner Leute bis zu dem Thore begleitet.

Nach dem Mahle wurde er in das Prieſterhaus geführt, in welchem ihm wieder ſeine Wohnung bereitet worden war, weil man die Lager zu verlaſſen begann.

Am Morgen des folgenden Tages ging er zu den Seinigen, um ſie zu begrüßen, und Anordnungen zu treffen.

Sie ſtanden oder ſaßen im Sonnenglanze an den Hütten oder Schirmen, die ſie auf ihrem Platze errichtet hatten, herum, und ſprachen von verſchiedenen Dingen. Sie ſprachen von dem, was geſchehen war, von ihren Geſchenken, und zeigten ſich dieſelben neuerdings wieder, und mancher zählte ſein Geld aus einer Hand in die andere. Der Schmied von Plan hatte ein ſehr großes und ſtarkes und altes Waffenhemd erhalten, und hatte es über ſeinen groben Rock angethan. David der Zimmerer, welcher auf dem Berge Wyſoka verwundet worden war, trug alle Geräthe des Zimmerwerkes herbei, welche klarer und ſpiegelnder waren, als er je geſehen hatte. Veit Gregor zeigte ein Becken aus Silber, in welches er das heilige Waſſer, wenn es im nächſten Frühlinge geweiht ſein würde, zu gießen geſonnen ſei. Tom Johannes, der Fiedler, ſaß auf Holzblöcken, welche zum Verbrennen hergerichtet waren. Er hatte eine Geige in der Hand, und betrachtete ſie.

„Da haſt du ja wieder eine Fiedel," ſagte Witiko.

„Ich habe niemals etwas ſo Schönes geſehen," antwortete Tom Johannes, „und wenn ich daran kneipe, ſo klingt ſie, wie gar keine geklungen hat. Ich werde jemanden in Plan unterrichten, daß er ſie ſtreichen lerne, damit wir auch hören, wie ſie ſingt."

„Du wirſt ſie ſchon ſelber ſtreichen, daß ſie ſingt," ſagte Witiko.

„Ach, Witiko," ſprach der Fiedler, „du biſt doch ein Thor."

„Wir werden ſehen, ob ich ein Thor bin," ſagte Witiko.

Er zeigte nun auch Manches von dem, was er von dem Herzoge erhalten hatte, und es wurden die Pferde herbei geführt, daß die Waldleute ſie ſähen. Sie waren ganz gleich lichtbraun, und mit Silber gezäumt. Raimund führte ſie hierauf wieder in das Prieſterhaus.

Jeder der Knaben Oſels ritt auf einem weißen Pferdchen herum, das er von dem Herzoge erhalten hatte.

Witiko hieß nun die Seinen ſich zum Abzuge in die Heimath rüſten, und ſagte, daß er ſie bis zu ihren Häuſern führen werde.

In dem Lager auf dem großen Marktplatze wurden die Gezelte abgebrochen, und die Krieger bereiteten ſich zum Fortziehen. Die Männer von Budiſſin gingen in der Richtung nach ihrer Heimath davon, und die Lechen ordneten die Ihrigen zum Heimwege, nur diejenigen, welche mit dem Herzoge zu der Hochzeit Heinrichs, des Markgrafen von Öſterreich, nach Frankfurt zu gehen geſonnen waren, richteten ihre Koſtbarkeiten zu dem Zuge.

Die Führer gingen gegenſeitig zu einander, um Abſchied zu nehmen. Sie reichten ſich mannigfaltige Geſchenke. Witiko ging zu den älteren, und dann zu ſeinen jungen Freunden. Er brachte Manchem etwas mit, und empfing von Manchem etwas. Bolemil gab ihm den wohlgegliederten Waffenrock, den Dalimil auf dem Wyſoka getragen hatte, daß er ihn als Erinnerung an jenen Tag bewahre, an welchem er die Lücke des Verrathes ausgefüllt hat, und dadurch ſein Kampfnachbar geworden iſt. Lubomir gab ihm ein Schwert mit einem Silbergürtel.

An alle Stellen, auf denen Männer waren, die fortziehen wollten, wurden Nahrungsmittel gebracht, daß ſie ſich für ihren Weg verſehen konnten.

Der Herzog ordnete noch Manches, ſetzte Diepold zu ſeinem Stellvertreter ein, und ging mit der Herzogin und mit einem großen Geleite auf ſeinen Zug zur Hochzeit ſeines Schwagers Heinrich.

Witiko verkaufte noch das lahme Pferd, welches Raimund während der Belagerung Prags gepflegt hatte, und kaufte für den Knecht Jakob ein anderes.

Dann begannen die Männer des Waldes gegen den Mittag des Landes zu ziehen.

Rowno zog mit den Seinen zuerſt davon. Dimut ritt auf ihrem Pferde neben ihm. Das weiße Pferd wurde von einem Manne Rowno's geführt. Dann ging Hermann von Attes, dann Wyhon von Prachatic.

Die Leute Witiko's richteten auch ihr Letztes zu ihrem Heimzuge. Sie bargen oder nähten gar ihr Hauptgeld in ihre

Gewänder, ſie füllten ihre Säcke mit Nahrung und anderen Dingen, und hängten daran noch allerlei ſeltſame Sachen aus der Lagerbeute oder Werkzeuge. Sie kauften Honigbrote und Brote aus Weizenmehl, geflochtene und gebackene Kränzlein für die Kinder, dann Hausgeſchirre, beſonders gar ſchöne runde gedrechſelte Holzkrüge und anderes Geräthe, wohl auch Stoffe zu Schleifen und Latzen. Und dann gingen ſie an der Burg Wyšehrad vorüber in der Richtung gegen ihren Wald dahin.

Witiko führte ſie auf dem Wege, den er eingeſchlagen hatte, da er von Wladiſlaw fort gegangen war, als derſelbe den Herzogſtuhl beſtiegen hatte. Er ritt in ſeinem Ledergewande auf ſeinem grauen Pferde, und jedes der braunen Pferde wurde von einem Knechte geführt. Saumpferde trugen alles größere Gepäcke.

Gegen den Abend des ſechſten Tages kamen ſie an der Rückſeite des Kreuzberges von Plan an. Die Leute hatten auf ihre Zurückkunft gewartet, und von dem Berge gegen den Wald ausgeſchaut. Jetzt liefen ſie ihnen entgegen. Die Männer aber, die von dem Kriege kamen, hielten vor dem Berge an, ſetzten ſich in das Gras, zogen ihre Stiefel aus, hingen dieſelben auf ihre Schäfte oder Stäbe oder Schwerter, und zogen barfüßig in die Kirche. Witiko ritt aber als Führer in ſeiner Bekleidung vor ihnen, und gab das Pferd vor der Kirche zum Halten. In der Kirche harrte der Pfarrer auf die Männer, ſegnete ſie beim Eingange, ſprach dann vor dem Altare ein Dankgebet. Dann wendete er ſich um, und hielt eine Feſtrede. Er ermahnte die Männer, ſie ſollen Gott preiſen, der ſie erhalten hat, ſollen der Todten gedenken, und ſollen durch den erlangten Reichthum nicht übermüthig und leichtfertig werden. Beim Ausgange ſegnete er ſie wieder.

Außerhalb der Kirche begannen nun die Männer erſt über Alles zu ſprechen. Die Ihrigen und andere umringten ſie, und Freuden und Reden wurden getauſcht. Die Männer drängten ſich dann zu Witiko, verabſchiedeten ſich, und zerſtreuten ſich in ihre Wohnungen.

Witiko ritt in das ſteinerne Haus.

Er vertheilte an dieſem Tage noch das Geld, welches ihm der Kammerſchreiber für die Streiter auf dem Wyſoka und die Angehörigen der Todten mitgegeben hatte, er tröſtete die Mutter Norberts und Wolfgangs, und beſuchte den Pfarrer.

Am nächſten Morgen ging er auf den Kreuzberg, und ſah auf den Wald des ſchwarzen Sees und auf den Wald des heiligen Thomas.

2.

In einfachen Gewändern.

Witiko blieb eine Woche in dem ſteinernen Hauſe und bei den Männern von Plan.

Dann ritt er in das Kloſter an der Sazawa zu Silveſter.

Er fand ihn in dem Garten mit Gemüſepflege beſchäftigt.

Als der Greis den Jüngling erblickte, ſagte er: „Kömmſt du zu mir, Witiko?“

„Ich bin zu euch gekommen,“ antwortete Witiko.

„So ſei gegrüßt, und folge mir in meine Stube,“ ſagte Silveſter.

„Ich folge euch,“ ſagte Witiko.

Silveſter ſtreifte noch einige Erde, die an ſeinem Gewande klebte, ab, und ſchlug den Weg gegen die Mauern des Gebäudes ein. Witiko ging hinter ihm her.

Das Gemach Silveſters erreichte man durch einen Gang, welcher von den Beeten des Gartens gerade in das Gebäude führte. Die zwei Männer kamen zuerſt in eine kleine Vorhalle mit ſteinernem Fußboden, in welcher ſich nichts befand als ein Waſſerbecken von dunkelrothem Marmor, in das ein feiner Strahl aus einer Röhre in der Mauer nieder floß. Aus der Vorhalle traten ſie in die Zelle. Sie war nicht groß. In ihr ſtand das hohe Kreuzbild des Heilandes, welches Witiko, da er in der Sendung Soběſlaws in Prag war, in dem Biſchofhauſe neben der Thür geſehen hatte, durch welche die Biſchöfe Silveſter und Zdik heraus getreten waren. Sonſt ſtanden einfache Geräthe da, und die zwei Fenſter ſahen auf die Bäume und Geſträuche des Gartens hinaus.

„Setze dich auf eines dieſer Geſiedel,“ ſagte Silveſter.

Witiko that es.

Dann ſetzte ſich Silveſter auf ein anderes, und ſprach: „Ich ſage dir noch einmal einen Gruß in dem Herrn, daß du zu mir gekommen biſt. Kann ich dir einen Dienſt erweiſen?“

„Ich bin zu euch gekommen,“ entgegnete Witiko, „weil mich der Dank an euch bindet, welchen ich damals nur kurz erweiſen konnte, als ich von Wladiſlaw ging, da er den Herzogſtuhl beſtiegen hatte, und ich bin zu euch gekommen, weil mich die Liebe an euch bindet; denn ihr habt in jener Verſammlung auf dem Wyšehrad, heiliger Vater, die beſten Worte geredet.“

„Nenne mich nicht einen heiligen Vater,“ antwortete Silveſter, „es wäre wie Hohn und Spott; ich bin in meinen Werken ein gebrechlicher Menſch, ich konnte die Worte nicht finden, jene Verſammlung zu bewegen, und kann meine Kloſterbrüder nicht leiten, ſie lieben mich, und folgen mir nicht. Die Gemüſe gedeihen leidlich, wenn ich ſie begieße, und ihnen die gehörige Erde gebe. Ich bin nicht einmal ein rechter Gärtner für den folgſamen Kohl und die gelben Blumen.“

„Ihr habt aber doch alle Vorkommniſſe erkannt,“ ſagte Witiko.

„Ich habe nur erkannt, was gut iſt,“ antwortete Silveſter, „und das hat mir mein Heiland geſagt, und mit dem Guten iſt alles Andere verbunden, wenn es auch die Augen nicht ſehen.“

„Wenn mir undeutlich iſt, was ich thun ſoll,“ ſagte Witiko, „ſo erlaubet, daß ich in euern Garten komme, und euch um das Gute frage, an welchem das Andere dann hängt, ich werde euch kurz fragen, daß ich euch die Zeit nicht entziehe, und ich werde doch einer ſein, der euch folgt.“

„Komme, ſo oft du willſt,“ antwortete Silveſter, „und ſo oft dein Herz dich mahnt; jeder Menſch muß dem andern helfen, wenn Hilfe noth thut, und er muß auch helfen, wenn Hilfe nicht noth thut, wenn er aber doch darum gebeten wird, und der Prieſter muß noch mehr helfen, weil er der Prieſter iſt, und der oberſte prieſterliche Vater des Landes muß am meiſten helfen, weil er der oberſte prieſterliche Vater des Landes iſt, und ich wäre es geweſen, wenn mir Gott nicht durch ein Geſchehniß gezeigt hätte, daß ich dieſes Land nicht zu dem heiligen Geiſte verſammeln kann. Ich habe es einem Andern überlaſſen. Zu dem Guten aber, Witiko, thut Hilfe nicht noth; denn das weiß ein jeder Menſch.“

„Und warum thut er es denn nicht?“ fragte Witiko.

„Weil er gegen das Wiſſen handelt, wenn ihn die Luſt oder die Schlauheit treibt,“ ſagte Silveſter. „Im Nützlichen kann man dem Menſchen rathen, wenn man es kennt.“

„Und dann befolgt er den Rath nicht,“ ſagte Witiko.

„Weil er es ſelber beſſer zu wiſſen meint,“ entgegnete Silveſter, und ſo kommen die Erfahrungen. Es ſind ſehr viele Dinge, mit denen die Menſchen ſich beſchäftigen. Wir haben in unſerem Kloſterbeſitze Wälder, die uns vor dem Froſte des Winters ſchützen, von denen wir bauen, die uns die Speiſen bereiten helfen, und die uns noch Thiere und Gewächſe liefern. Wir pflegen ſie. Wir haben Felder und Wieſen, auf denen Dienliches ſproſſet. Wir warten ihrer ſorgſam. Wir haben Unterthanen, Grundhörige, Gewerkleute und Volk, die Brüder ſuchen ſie zu lenken. In dieſem Garten iſt Obſt, Gemüſe, Blumenwerk, wir hegen es, und theilen den Menſchen gerne mit, die um uns ſind, und unterrichten ſie.“

„Ich bin mit Leuten aus dem Walde, welche in den Krieg gingen,“ ſagte Witiko, „und welche ſich dann meiner Führung anvertrauten, zu dem jetzigen Herzoge Wladiſlaw gezogen.“

„Wladiſlaw, der Sohn unſeres verſtorbenen Herzoges Soběſlaw,“ ſagte Silveſter, „hat nicht geantwortet, als ſein Vater auf dem Sterbebette zu ihm geſagt hatte, er ſolle ſich Wladiſlaw, der jetzt Herzog iſt, unterwerfen. Dann hat er ſich dem Herzoge von Znaim, Konrad, gegen Verſprechungen hingegeben. Den jetzigen Herzog Wladiſlaw haben viele Herren der Länder Böhmen und Mähren gewählt, und ſie haben ſich die Macht zur Wahl ſelber gegeben. Und ſo iſt jetzt überall kein Recht. Seit dem Aufhören der Alterserblichkeit ſind die Herzoge durch die Gewalt Herzoge geweſen, und wir haben ihnen gehorcht. Der Herzog Wladiſlaw iſt auch durch die Gewalt Herzog, und die Guten ſind zu ihm gegangen. Was Bolemil gethan hat, was Lubomir gethan hat, und was der rechtſchaffene Diwiš gethan hat, das haſt du auch gethan, mein Sohn.“

„Ich meine, Wladiſlaw handelt wie ein guter Herzog,“ ſagte Witiko.

„Er hat bisher ſo gehandelt,“ antwortete Silveſter, „und ich glaube, daß er auch im Künftigen ſo handeln wird. Er iſt großmüthig, wie ſein Vater großmüthig geweſen iſt. Er iſt ein beſſerer Mann als Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws. In dieſem Gedanken hat der ehrwürdige Biſchof Zdik gehandelt. Das Gute, das geworden wäre, wenn die Männer auf dem Wyšehrad an dem Rechte gehalten hätten, und das Gott auch mit dem minderen Manne Wladiſlaw eingeleitet hätte, kann nun nicht mehr werden. Der Herzog Wladiſlaw wird ein anderes Gute bringen, und er wird das Schlechte, das aus dem Unrechte auf dem Wyšehrad folgen muß, zu vermindern ſtreben, wie er es jetzt ſchon gethan hat. Aber er wird nicht alles vermeiden können, wie er es jetzt nicht vermocht hat. Heiligthümer ſind dahin, Menſchenleben ſind verloren, und Gut iſt zerſtört. Das Gericht iſt viel früher gekommen, als ich gedacht habe, und Mancher ſteht vor Gottes Thron, und muß ſagen, was er gethan hat. Načerat, der Höchſte, iſt erſchlagen worden, und ſein Sohn, der blühte, iſt von einem Manne gefallen, deſſen Namen vorher nur die nannten, denen er die Hufe der Roſſe beſchlagen hatte. Ich bedaure den wohlmeinenden Zdik. Mein Gebet um Schonung iſt nicht erhört worden, weil ich ſündig bin, und Gott weiſer iſt. Das

Gericht dauert noch fort, viele Lippen werden klagen oder beten oder fluchen. Ich ziehe nicht in den Krieg; aber ich bitte Gott, daß Wladiſlaw ſiege."

„Und wie wird er dann gegen die Herzoge verfahren?" fragte Witiko.

„Wenn ſie ſich reuig unterwerfen, wird er ihnen verzeihen, und ſie noch mit Gnaden begaben. Er wird ſelbſt dem undankbaren Otto nicht nach dem Leben ſtreben."

„Wenn er doch dem verblendeten Wladiſlaw verziehe, und den andern Kindern Soběſlaws ſtets liebevoll wäre," ſagte Witiko.

„Er wird es ſein," ſagte Silveſter, „wie er es bis jetzt geweſen iſt, und wie er ehrerbietig gegen die ſanfte Adelheid geweſen iſt. Den Knaben Wladiſlaw, der ſich ſein eigenes Recht nicht zu erhalten wußte, achtet er nicht hoch, und fürchtet ihn nicht."

„Ich möchte recht gerne Wladiſlaw einen großen Dienſt thun können," ſagte Witiko, „daß ich das Recht gewänne, für die Kinder Soběſlaws zu bitten."

„Das Recht haſt du auch jetzt ſchon," antwortete Silveſter, „wie ein jeder. Wladiſlaw iſt für dich gut geſinnt. Er erkennt die Treue, die du Soběſlaw erwieſen haſt, und mit der du an ihm halten wirſt."

„Ich werde ihm die Treue bewahren," ſagte Witiko, „wem ich den erſten Dienſt thue, dem thue ich auch den zweiten und den dritten, und alle, wenn auch er die Treue gegen die Seinigen bewahrt."

„Er wird ſie bewahren," ſagte Silveſter, „die Reichen und Mächtigen der zwei Länder ſind gegen ihn, die Geringeren ſind mit ihm, er wird ſie belohnen, daß ſie ihm in der Beherrſchung der Länder beiſtehen, und wird an ihnen halten, wie er an dir gehalten hat, da du noch gar nicht bei ihm warſt. Er hat in Nürnberg mit dem hochehrwürdigen Kardinale Dietwin geredet, daß der heilige Vater in Rom einen Boten in das Land Böhmen ſchicke. Mögen ihn die Engel begleiten, daß der Glaube, den der gottſelige Herzog Bořiwoy gegründet hat, und den die Heiligen Wenzel und Adalbert zu befeſtigen geſtrebt haben, die Gewaltthätigkeit hindert, die noch in den Geſchlechtern lebt, und daß der Glaube über Allem ſei, wie dieſes geſchnitzte Bild des Heilandes, das einmal ein guter Abt dieſes Kloſters, Božetěch, mit ſeinen eigenen Händen verfertigt hat, vor den Geräthen des Gemaches hervorragt, die zu täglichem Dienſte ſind. Du haſt öfter mit Beſonnenheit gehandelt, Witiko, wandle in Demuth vor Gott, und trachte nicht nach Macht, dann werden die Deinigen Großes wirken, wenn ſie nicht auch Bedrückung und Gewalt üben, und ſich dadurch zerſtören. Der Herzog Wladiſlaw kann Ruhm und Anſehen über dieſes Land bringen, mir däucht, er hat etwas, das dieſes vermag; aber ich meine, daß es beſſer wäre, wenn er in dem Lande mit Segen, als draußen mit Ruhm genannt würde. Doch, wie es Gott fügt, iſt es gut."

„Ich werde thun, wie ihr geſagt habt, hochehrwürdiger Vater," antwortete Witiko, „und will euch als ein Vorbild meiner Handlungen nehmen."

„Dann thuſt du nicht gut, Witiko," ſagte Silveſter, „wähle dir dein Vorbild aus den chriſtlichen Helden, die gelebt haben, oder aus den Männern in unſern Ländern, die Krieger und doch weiſe und mäßig ſind."

„Ich trage noch eine Bitte in mir, ehrwürdiger Vater, derentwillen ich eines Theiles zu euch gekommen bin," ſagte Witiko.

„So ſprich," entgegnete Silveſter.

„Ich habe auf einem Zuge, den ich mit meiner Schaar und mit Odolens Schaar machte, die Herzoge Wratiſlaw, Otto und Wladiſlaw im Kampfe abſichtlich entrinnen laſſen," ſagte Witiko, „damit ſie zu Konrad von Znaim kämen, und ihm berichteten, wie ſeine Sache ohne Hoffnung ſei, daß er abziehe, und der weitere Krieg vermieden würde. Sagt mir, hochehrwürdiger Vater, ob das, was ich gethan habe, gut iſt, wie ihr gut nennt."

„Ich weiß es, was du gethan haſt," ſagte Silveſter, „und ich meine, daß es nicht gut iſt. Du haſt dich dem Herzoge als Krieger verpflichtet, und hatteſt nur zu thun, was die Sache des Kriegers iſt."

„Ich danke euch, hochehrwürdiger Vater, für alle Worte, die ihr zu mir geſprochen habt," ſagte Witiko, „es iſt gut, daß ich euer Urtheil weiß."

„Und was wirſt du denn jetzt, da noch Ruhe iſt, beginnen?" fragte Silveſter.

„Ich werde nach Prie gehen," antwortete Witiko, „dann werde ich zu meiner Mutter gehen, die ich ſchon lange nicht geſehen habe, und wenn die Zeit iſt, in der ich wieder einen kleinen Dienſt thun kann, werde ich kommen."

„Handle ſo, mein Sohn," ſagte Silveſter. „Enden wir die Rede, es naht die Stunde des Mittagmahles, folge mir in das Speiſegemach, und theile unſer Brod und unſern Trunk mit mir und meinen Brüdern. Laſſe dein Pferd pflegen, oder pflege es ſelber, wie du gewohnt biſt, und bleibe ſo lange in dem Kloſter, als es dir gefällt."

Mit dieſen Worten erhob er ſich von ſeinem Sitze, Witiko erhob ſich auch, und in Kurzem gingen die zwei Männer aus dem Gemache, und wandelten durch den Gang in die Speiſeſtube.

Witiko blieb vier Tage in dem Kloſter an der Sazawa, und betrachtete die Gegenſtände, welche in dem Kloſter waren, und die Wälder und die Gärten und die Felder.

Am fünften Tage nahm er Abſchied. Silveſter ſprach: „Komme wieder, du wirſt mit Freundlichkeit empfangen werden."

„Ich werde kommen," ſagte Witiko, „weil ihr ſo gut ſeid."

Dann beſtieg er ſein Pferd, und ritt in der Richtung gegen Pric davon.

In dem Hofe von Pric, der dem Geſchlechte Witiko's gehörte, blieb er eine lange Zeit, und that, wie er dem Hofe für erſprießlich hielt.

Eines Tages kam gegen den Untergang der Sonne ein Mann geritten, welcher ein braunes weites Gewand an hatte, das mit einem ſchwarzen Lederriemen gegürtet war. Auf dem Haupte hatte er eine braune Filzhaube ohne Feder oder ſonſtiges Zeichen. Aus dem Angeſichte floß ein langer brauner Bart auf das Gewand. Von Waffen konnte man nichts an ihm bemerken. Der Mann begehrte eine Nachtherberge in dem Hofe. Sie wurde ihm gewährt. Witiko ſagte zu dem Knechte: „Kuto, führe das Pferd in den Stall.“

Er ſelber führte den Mann in die große Stube. In derſelben ſetzte ſich der Mann auf die Bank neben dem großen Buchentiſche. Eine Magd ſtellte Brot und Salz und einen Krug mit Bier auf den Tiſch. Der Mann nahm von dem Brote und Salze, und trank von dem Biere. Dann, da es zu dem Abendeſſen kam, erhielt er ein Stücklein geräucherten Schweinfleiſches. Witiko wies ihm hierauf eine Schlafkammer an. Als der nächſte Morgen erſchienen war, ſagte Witiko zu dem Knechte: „Kuto, ich werde mit dem fremden Manne fort reiten, und du mußt mich geleiten. Richte dich zurecht.“

Dann ſagte er: „Mira, Glota, Wacemil, ihr hütet mit den andern das Haus, bis ich wieder komme.“

Dann legte er ſein Ledergewand an, und in kurzer Friſt ritten die drei Männer von dem Hofe weg.

Sie ritten mittagwärts dem Walde zu. Im Walde ritten ſie auf einem ſchmalen Pfade zwiſchen die Bäume hinein. Sie ritten auf dem Pfade unabläſſig fort. Zuweilen trank einer aus einer Quelle, die an allen Orten im Walde rieſelten. Da es wärmer wurde, hielten ſie auf einem Raſenplatze an, neben dem ein Bach floß, und gaben den Pferden etwas Nahrung und Trank. Dann ritten ſie wieder weiter.

Am Mittage kamen ſie zu Waldhütten, die den Namen Ethenic hatten. Dort gaben ſie den Pferden ihre Mittagpflege, und ſie ſelber aßen Gerſtenbrote, Milch und Eier, und tranken von dem Waldwaſſer. Nach zwei Stunden ritten ſie wieder ihres Weges. Sie ritten nur einmal noch am Nachmittage an Hütten vorüber, die den Namen Tiš führten. In der Zeit nach der Hälfte des Nachmittages nährten ſie ihre Pferde wieder ein wenig, und ſetzten dann ihren Weg fort. Sie kamen in den dichten Wald des Andreasberges und von ihm hinunter auf Ogſolds Haide, auf welcher ſchon die Büſche und Gräſer von der untergehenden Sonne roth waren. Von Ogſolds Haide ritten ſie den hohen Tannenwald hinan, und dann ſeinen langgeſtreckten Abhang hinunter, und dann wieder hinan, und wieder hinunter. Am Ende des letzten Abhanges gelangten ſie in freies Land. Sie ſahen an dem Abendhimmel einen flachen kegelartigen Berg. Sie ritten an ſeiner linken Seite dahin, und erblickten dann den keildachigen Thurm und die Kirche und dann die mittagwärts hinabgehenden Häuſer des oberen Planes. Sie ritten in den Ort, und von ihm wieder hinaus in das ſteinerne Haus Witiko's.

Die Bewohner des Hauſes ſchliefen ſchon. Witiko ſtieg von dem Pferde, und klopfte mit dem Klöppel an die Thür. Ein Fenſter wurde geöffnet, Martin ſah heraus, und that einen Ruf der Freude, da er Witiko erblickte. Er öffnete hierauf das Hofthor, und Witiko ging mit ſeinem Pferde hinein, und der Fremde und Kuto ritten in den Hof. In demſelben ſtiegen ſie ab. Es kam nun auch Raimund, der Knecht, und Lucia, die Magd. Martin klagte, daß man drei Pferde nicht werde in den Stall bringen können, wenn man nicht die Kühe in den Schoppen ſtelle. Witiko ließ die Pferde in den Schoppen führen, und dort anhalftern. Die Magd Lucia ſendete er in die Stube um ein Licht in einer Laterne.

Als ſie damit zurückgekommen war, wurden die Pferde weiter verſorgt, und es wurde längs der offenen Seite des Schoppens eine Mauer aus Strohbünden gemacht. Dann gingen die Männer in die Stube. Lucia brachte Brot und Salz und Butter und Käſe. Sie wollte um Bier zum Schenken gehen; Witiko ließ aber nicht zu, daß ſie jemanden wecke. Die Männer aßen von dem Brote, vom Käſe und Butter, und tranken Waſſer, welches ein Strahl lieferte, der hinter dem Hauſe in eine Steinkufe rann. Dann ſuchten ſie die Nachtruhe.

Am nächſten Morgen ſendete Witiko Kuto zurück, und ſagte dem Knechte Raimund, daß er ſich rüſte, ihm und dem Manne in dem braunen Gewande zu folgen. Da Alles in Bereitſchaft war, und da die Männer die warme Milch, welche Witiko hatte bereiten laſſen, getrunken hatten, beſtiegen ſie ihre Pferde. Raimund war in das grobe graue Gewand gekleidet, das man in der Gegend hatte, trug eine kurze Wurflanze in der Hand, und hatte ein kleines Beil in die Schleife ſeines Sattels geſteckt. Sie ritten nun auf dem Wege gegen den Wald des heiligen Thomas, und nach kurzer Friſt lenkte Witiko von dem Wege gegen mittagwärts. Sie kamen bald an das Ufer der Moldau, und durchritten das Waſſer, das an dieſer Stelle ſeicht war, und ritten jenſeits im Sumpfgrunde auf einem feſten Riegel einem rauſchenden Bache entgegen. Sie kamen in den dichten Wald der Glöckelberge, ritten in ihm drei Stunden lang fort, und gelangten dann zu dem Berge des heiligen Ulrich hinunter. Dort hielten ſie Mittagruhe und Mittagpflege in den Gefilden des bairiſchen Herzoglandes. Nach zwei Stunden Raſt ritten ſie in der Richtung zwiſchen Abend und Mitternacht an dem Waſſer der entgegen kommenden Mihel weiter, und da noch die Sonne hoch am Himmel ſtand, bogen ſie wieder von der Mihel gegen Mitternacht, und ritten dem Hauſe zu, in deſſen Nähe Witiko an einem Sonntage das Mädchen Bertha mit Waldroſen bekränzt gefunden hatte, und wo er als Gaſt aufgenommen worden war.

Die Männer ritten an das Thor des Hauſes. In dem Thore öffnete ſich ein Schubfach, und das Haupt eines Knechtes ſah heraus. Dann ſchloß der Knecht das Fach, und öffnete das Thor. Unter dem Bogen des Thores ſtand Heinrich, und ſagte zu Witiko: „Seid gegrüßt. Es iſt gut von euch, daß ihr auf meine Einladung nicht vergeſſen habt, und wieder einmal in mein Haus gekommen ſeid. Ihr werdet mit den Eurigen freundlich in demſelben aufgenommen.“

„Ich danke euch,“ entgegnete Witiko, „wir bitten nur um Raum zu einer kurzen Raſt für heute, um etwas Nahrung für uns und unſere Pferde und um eine Herberge für die Nacht. Mit dem frühen Morgen werden wir unſern Weg wieder betreten.“

„Wie es euch gefällt, und wie ihr in Abſicht habt,“ entgegnete Heinrich, „es wäre ein Unrecht, den Gaſt zu zwingen, länger zu bleiben, als er will, er wiſſe nur, daß er gerne begrüßt wird.“

„Ich danke euch für eure Geſinnungen,“ ſagte Witiko.

„So reitet ein,“ antwortete Heinrich.

Nach dieſen Worten trat er ſeitwärts, und Witiko ritt mit ſeinen Gefährten in den Hof. Dort ſtiegen ſie von den

Pferden. Der Knecht, welcher das Thor geöffnet hatte, und ein anderer, welcher herbei gekommen war, nahmen die Pferde, und führten ſie in den Stall. Heinrich geleitete Witiko gegen eine Thür, die von dem Hofe in das Gebäude ging, die zwei andern folgten. Als ſie an der Thür angelangt waren, ſah Witiko, daß von ihr mehrere Stufen empor führten. Er ſtieg mit ſeinem Gaſtherrn die Stufen hinan. Dann gelangten ſie in einen Gang, in deſſen Mitte ein Fallgitter war, unter welchem ſie hindurch gingen. Dann kamen ſie an eine Thür. Heinrich öffnete ſie, und ließ die Männer in ein Gelaß, welches aus zwei Gemächern beſtand, und Geräthe und Betten hatte.

„Hier haltet Raſt und Herberge, Witiko,“ ſagte Heinrich, „ihr ſeid von allem Geräuſche entfernt. Und wenn es euch dann genehm ſein wird, ſo kommt zu meiner Hausfrau, ſie zu begrüßen.“

„Ich werde bald kommen,“ entgegnete Witiko, „ſagt der hohen Frau indeß meine Ehrerbietung.“

„Ich werde es thun,“ antwortete Heinrich, „und gehabt euch wohl.“

„Gehabt euch wohl,“ ſagte Witiko.

Heinrich verließ die Gemächer.

Die drei Männer ſtanden nun in dem Raume, der ihnen angewieſen worden war.

„Ich werde nach den Pferden ſehen,“ ſagte Raimund.

„Thue das,“ entgegnete Witiko, „ich werde dir ſogleich folgen.“

Raimund ging fort, der Mann in dem braunen Gewande ſetzte ſich auf ein Geſiedel, das in einer Ecke ſtand, und Witiko verließ nun auch das Gemach.

Als er in den Hof kam, ſah er dort den Knecht, welcher das Thor geöffnet hatte.

Der Knecht näherte ſich ihm, und ſagte: „Das iſt ſehr gut, daß ihr gekommen ſeid, das iſt ſehr gut.

„Es kann gut ſein," ſagte Witiko, „und es freut mich, daß du das ſagſt."

„Und das ſchöne Pferd habt ihr auch noch, das bei den Köhlern geſtanden iſt," ſagte der Knecht, und ihr werdet wieder zu ihm gehen, wie damals."

„Das werde ich thun," antwortete Witiko, „wie heißeſt du denn?"

„Hando," erwiederte der Mann.

„Nun, Hando," entgegnete Witiko, „du wirſt mir wohl behilflich ſein, wenn ich etwas brauche."

„Es iſt der Befehl des Herrn, daß ich bei den Pferden bleibe," ſagte Hando, „ich glaube, daß euer Pferd ſehr rechtſchaffen ſein wird."

„Es iſt ſchon rechtſchaffen geweſen, und wird wieder rechtſchaffen ſein," ſagte Witiko.

Nach dieſen Worten ging Witiko von dem Knechte in den Stall. Er ſah, daß die Pferde gut eingeſtellt und mit Decken verſorgt worden waren. Er ſagte Raimund noch genauer, was er thun ſolle, ſtreichelte ſein graues Pferd, und ging dann fort. Er ging über den Hof, und ſuchte den Saal, in welchem er einſt von Heinrich empfangen worden war, und in welchem man das Mittagmahl eingenommen hatte. Er kam in den Saal. Der Saal war gerade ſo wie damals, er hatte die Tiſche, die Waffen, und an einem Fenſterpfeiler hing auf einem Nagel ein Kopfgoldreifchen mit kleinen Öffnungen. Es war aber niemand in dem Saale. Witiko ging durch eine Thür in ein weiteres Gemach. Auch dieſes war leer. Als er in demſelben ſtand, hörte er Tritte kommen, und Heinrich ging herein. Er führte Witiko durch ein zweites Gemach, das gleichfalls leer war, in ein drittes, in welchem Wiulfhilt ſaß. Sie ſtand von dem Stickrahmen auf, und ging Witiko entgegen.

„Seid willkommen, Witiko,“ ſagte ſie.

„Ich bringe meinen ehrerbietigen Gruß,“ ſagte Witiko, „ich bin in euer gaſtliches Haus gekommen, hohe Frau, um darin um eine Nachtherberge zu bitten.“

„Und mein Gemal und ich gewähren ſie,“ entgegnete die Frau, „und würden viele Nachtherbergen gewähren.“

„Mein Weg ruft mich morgen wieder weiter,“ entgegnete Witiko.

„So genießet heute, was unſer Haus vermag,“ ſagte Wiulfhilt.

Nach dieſen Worten ging ſie zu ihrem Sitze, und lud Witiko ein, ſich auch nieder zu ſetzen.

Er that es. Heinrich ſetzte ſich auch.

Wiulfhilt richtete ihre blauen Augen auf Witiko, und ſagte: „Ihr ſeid vier Jahre nicht in unſerem Hauſe geweſen.“

„Ich habe oft an dasſelbe gedacht,“ entgegnete er.

„Dann gebt ihr jenen Stunden, die ihr da waret, ein gutes Gedächtniß,“ ſagte Wiulfhilt.

„Oft denkt man weniger Stunden, und vergißt vieler,“ antwortete Witiko.

„Ja, ſo iſt es,“ entgegnete Wiulfhilt, „und wie ihr in jener Zeit nicht einmal eine Nacht unter unſerem Dache geblieben ſeid, ſo wollt ihr heute auch wieder nur nach einer Nacht weiter.“

„Es hat ſich Alles gefügt,“ ſagte Witiko, „und fügt ſich jetzt auch wieder.“

„Nun, ſo gehorcht eurer Fügung, und möge ſie immer eine günſtige ſein,“ erwiederte die Frau.

„Es wechſelt das Gute mit dem Übeln,“ ſagte Witiko.

„Und mit dem Ehrenvollen,“ entgegnete Wiulfhilt, „ihr ſeid lange bei dem böhmiſchen Herzoge Soběſlaw geweſen, und ſeid von ihm zu dem Landtage geſchickt worden.“

„Ich bin ein Jahr in Böhmen geweſen, da Soběſlaw herrſchte, und nur wenige Tage bei ihm, da er ſich zum Sterben rüſtete,“ ſagte Witiko, „und es iſt kein Landtag geweſen, zu dem ich gegangen bin, erhabene Frau, ſondern eine freiwillige Verſammlung der Herren der Länder Böhmen und Mähren, um für das Sterben Soběſlaws einen Nachfolger zu wählen, obgleich ſie ſchon dem Sohne Soběſlaws den Eid geleiſtet hatten. Ich bin auch nicht zu der Verſammlung geſchickt worden, ſondern Soběſlaw, der mir traute, wollte nur wiſſen, was in ſeiner Krankheit geſchehe. Ich bin ſelber in die Verſammlung gegangen.“

„Und ihr habt dort geredet,“ ſagte Wiulfhilt.

„Und ſie haben mich ihren Berathungen und Beſchlüſſen zuhören laſſen,“ antwortete Witiko.

„Seid ihr bei dem Tode Soběſlaws geweſen?“ fragte Heinrich.

„Ich habe ihn ſterben geſehen,“ antwortete Witiko.

„Er hat ſich dem Hohenſtaufen Konrad verbündet, und iſt ein Feind unſeres verſtorbenen Herzoges Heinrich geweſen,“ ſagte Heinrich, „aber ich habe ihn doch geehrt, und habe es ihm gezeigt, wenn ich ihn geſehen habe.“

„Habt ihr ſeine Adelheid geſehen, Witiko?“ fragte Wiulfhilt.

„Ich habe mit ihr geſprochen, und ſie hat mir die Geſchenke des Herzogs für meinen Dienſt gegeben,“ antwortete Witiko.

„Wie hat ſie den Tod ihres Gemales ertragen?“ fragte Wiulfhilt.

„Sie hat für ihn gebetet, und iſt in Trauer geſtorben,“ ſagte Witiko.

„Wir haben davon gehört,“ entgegnete Wiulfhilt; „iſt für ihre Kinder geſorgt worden?“

Der Herzog Wladiſlaw iſt ehrfurchtvoll gegen Adelheid geweſen,“ ſagte Witiko, „er iſt großmüthig gegen ihre Kinder, und er wird ſelbſt gegen den aufſtändigen Wladiſlaw nicht hart ſein.“

„Ihr ſeid, da auf dem Herzogſtuhle gewechſelt worden, lange in dem oberen Plane geweſen, Witiko,“ ſagte Wiulfhilt.

„Da iſt eine traurige Zeit verfloſſen,“ entgegnete Witiko, „ich wollte dem neuen Herzoge nicht dienen, und bin in dem kleinen Hauſe geblieben, das wir in Plan beſitzen. Ich habe nur mit den Waldleuten geredet und einmal mit einem alten Zupane und zwei kleinen Herren des Landes, ich habe meine

Mutter nicht geſucht, und konnte nichts thun, als was ein Knecht bei einem kleinen Hausverwalter thut.“

„Ihr habt euch aber dann dem Herzoge Wladiſlaw zugewendet,“ ſagte Heinrich.

Da der andere Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws, ſein Recht aufgegeben hatte, bin ich im Gedächtniſſe der Sterbeworte Soběſlaws, die ſeinem Sohne die Unterwerfung an Wladiſlaw angerathen hatten, zu dem Herzoge gegangen.

„Und ihr ſeid in der Schlacht gegen die Mährer und bei den anderen Kämpfen geweſen,“ ſagte Heinrich.

„Nicht bei allen, da ich anderwärts hin befohlen wurde,“ antwortete Witiko.

„Wladiſlaw iſt der Sohn des Herzoges Wladiſlaw, der ein ſtarkmüthiger Mann geweſen iſt, und er iſt der Neffe des Herzoges Soběſlaw, der auch ein ſtarkmüthiger Mann geweſen iſt, und er wird ſelber ſtarkmüthig ſein,“ ſagte Heinrich.

„Gegen mich iſt er gut und freundlich geweſen,“ ſagte Witiko.

„Es wäre erſprießlich, wenn auch in unſerem Herzogthume Baiern Alles geordnet würde,“ ſprach Heinrich, „es haben in den Kämpfen viele Männer, denen noch eine lange Zeit auf der Erde bevor ſtand, das Leben verloren, andere haben auch ſonſt ihr Ende gefunden. Unſer hochſinniger Herzog Heinrich, der zwiſchen den Meeren gebot, und dem der Kaiſermantel gebührte, iſt aus der Welt gegangen, Richenza, die Wittwe des Kaiſers Lothar, die als Heldin bei den Sachſen ſtand, iſt in das Grab geſtiegen, und Leopold, der Markgraf von Öſterreich, den der König Konrad mit dem Herzogthume Baiern belehnt hatte, und der ſich dieſes Herzogthum mit allen Kräften erſtreiten wollte, liegt in der Erde. Und Adalbert, der Erzbiſchof von Mainz, der dem Könige Konrad ſo feindlich geweſen iſt, mußte von hinnen. Jetzt vermählen ſie die Wittwe unſeres hohen verſtorbenen Herzoges dem feindlichen Geſchlechte, Heinrich, dem Bruder Leopolds, dem Markgrafen von Öſterreich. Das Söhnlein unſers muthvollen Herzoges belehnten ſie mit Sachſen, und Baiern behält der König Konrad noch für einen Ergebenen in der Hand. So meinen ſie es geendiget zu haben. Aber es wird wieder auferſtehen, und mancher Mann, nachdem er in vielen Ländern und Kämpfen geweſen iſt, kann ſich den Sitz der Ruhe nicht gründen, indeß die beſten Jahre dahin gehen.“

„Tragen wir es,“ ſagte Wiulfhilt, „Gott kann Alles fügen, und kann uns Freuden bereiten, die wir gar nicht vermuthet haben.“

„So füge er es,“ antwortete Heinrich, „und füge es bald. Ihr habt euch bei den Leuten Vertrauen erworben, die in dem Walde wohnen, Witiko.“

„Ich liebe das lange und breite Waldesband und ſeine Leute,“ ſagte Witiko.

„Im Walde ſtehen noch viele Dinge bevor,“ ſagte Heinrich, „beachtet ſie, Witiko.“

„Ich ſuche nach dem Rechten zu ſtreben, ſo wie ich es verſtehe,“ ſagte Witiko.

„Thut immer ſo, dann könnt ihr manches erreichen,“ entgegnete Heinrich.

„Ihr ſeid in den Jahren, die wir euch nicht geſehen haben, viel ſtattlicher geworden, Witiko,“ ſprach Wiulfhilt.

„Die Jugend ändert ſich ſchnell,“ ſagte Heinrich, „in ſpäteren Zeiten iſt man oft Jahre lang gleich.“

„Ihr ſcheint mir auch wirklich wie damals, hochedle Frau,“ ſagte Witiko, „ſelbſt die Haare tragt ihr wieder im Goldnetze.“

„Das iſt ſo die Gewohnheit,“ ſagte Wiulfhilt, „habt ihr euch das gemerkt?“

„Es iſt ſo, als wäre ſeit jenen Tagen keine Zeit vergangen,“ ſagte Witiko.

„Nun, wenn ihr wieder nach mehreren Jahren erſt abermals hieher kommt,“ ſprach Heinrich, „möget ihr uns dann auch als die Gleichen und nicht älter ſehen als heute.“

„Oder mögen alle Verwirrungen enden, und möget ihr bald wieder zu uns kommen, und länger bleiben,“ ſagte Wiulfhilt.

„Wenn ich den freundlichen Empfang wie die zwei Male erwarten darf, werde ich wieder kommen,“ antwortete Witiko.

„Der Empfang wird immer gut ſein,“ erwiederte Heinrich.

„Ich habe euch, erhabene Frau, den Ankunftsgruß gebracht,“ ſagte Witiko, „und eure Zeit genommen. Erlaubet, daß ich euch nun verlaſſe.“

Mit dieſen Worten ſtand er von ſeinem Sitze auf.

Wiulfhilt ſagte: „Nehmt noch einmal das Willkommen, und handelt bei uns nach euerm Gefallen.“

„Gebraucht eure Zeit nun für euch, Witiko," ſagte Heinrich, „und ſeid gedenk, daß ihr, wenn die Glocke ſchallt, mit den Eurigen zum Abendeſſen kommt."

„Ich werde folgen," antwortete Witiko.

Er verließ hierauf das Gemach.

Er ging jetzt wieder in die Kammern, die ihm zur Herberge angewieſen worden waren. Dort ſtanden auf einem Tiſche Speiſen und Wein; aber es ſaß niemand vor ihnen. Raimund war nicht da. Der Mann in dem braunen Gewande lag angekleidet auf einem Bette, und ſchlief.

Witiko verließ nun auch die Gemächer wieder.

Er ging durch den Hof in das Freie. Dort lenkte er ſeine Schritte dem rauſchenden Waſſer entgegen, das von dem Walde der drei Seſſel herab floß. Er ging auf dem weichen Raſen dem Waſſer entgegen und dem großen breit aufſteigenden Walde zu. Als er an den Rand desſelben gekommen war, theilte ſich der Weg. Der eine Zweig ging gerade zwiſchen den Stämmen empor in der Richtung gegen die drei Seſſel, der andere ging links an dem Saume des Waldes fort. Witiko wendete ſich gegen dieſen Pfad. Da ſah er in der Tiefe unten, in welche ein Arm des Waſſers hinab floß, auf einem Steinblocke zwiſchen Gebüſchen den Mann mit den ſchwarzen krauſen Haupthaaren ſitzen, der einmal im Hanzenberge den Topf mit Draht umwunden, und den Heinrich im Waldhauſe Wolf geheißen hatte. Der Mann blöckte ſeine weißen Zähne gegen Witiko, lächelte, und wies öfter mit ſeinem Finger in der Richtung des Waldſaumweges hin.

Witiko ging auf dieſem Wege fort.

Er ging zuerſt an dem Waldrande, dann zwiſchen Stämmen, dann wieder frei an dem Waldrande, immer aufwärts. Dann gelangte er zu einem ſehr großen Granitſteine, der aus dem weichen Graſe emporſtand, und höher als eine Waldhütte war, und nach unten auf Ahorne und das Waldhaus und weiter hin auf Berge blicken ließ. Vor dem Steine war eine Bank aus Holz, und neben der Bank ſtand Bertha, die Tochter Heinrichs. Zu ihren Füßen war grüner Raſen, unter ihr graues Geſtein, ober ihr graues Geſtein, und hinter ihr der dunkle Wald.

Sie hatte nicht wie damals, da Witiko ſie zuerſt geſehen hatte, die weißen Ärmel des Hemdes und die Zöpfe, ſondern ein reiches veilchenfarbenes Kleid und die Haare in einem ſilbernen Netze.

Sie ſtand, und ſah auf Witiko, Witiko ſah auf ſie.

Dann ſagte ſie: „Biſt du gekommen, Witiko?“

„Ich bin gekommen,“ ſagte er, „und du ſtehſt wieder wie meine Weisſagung am Rande des Waldes, aber ohne Roſen.“

„Man könnte allerlei Kränze tragen,“ ſagte Bertha, „von dem Haidekraute, von dem wohlriechenden Kunigundenkraute, von den grünen Blättern der Preußelbeeren.“

„Die dunkelrothe Waldroſe iſt dein ſchönſter Schmuck,“ entgegnete Witiko, „und mein Glück. O Bertha, du biſt ſehr ſchön geworden.“

„Du biſt auch ſchön geworden, Witiko,“ ſagte Bertha, „und du biſt zwei Jahre in dem oberen Plane jenſeits des Waldes geweſen.“

Meine Mutter hat dort ein kleines Haus," antwortete Witiko.

„Und in dem Hauſe biſt du geweſen," ſagte Bertha, „du haſt geholfen, kleine Arbeit zu thun, du biſt zu Leuten in die Stuben gegangen, du haſt Leute in deine Stube geladen, du biſt auf deinem grauen Pferde die Wege um Plan geritten, du haſt Nachbarn in dem Walde und fern des Waldes beſucht, und biſt auf den Berg gegangen, auf welchem das rothe Kreuz ſteht."

„Ich habe von dem Berge auf die Wälder geſchaut, die rings um ihn zu ſehen ſind," antwortete Witiko.

„Die Mädchen von Plan nennen den Berg Witiko's Berg," ſagte Bertha.

„Das habe ich nie gehört," entgegnete Witiko.

„Sie haben ihn ſo genannt, als du dort wareſt," erwiederte Bertha, „und nennen ihn ſo, da du fort wareſt. Du biſt mit den Leuten des Waldes auf den Berg Wyſoka und in die Stadt Prag gegangen, und haſt ſie wieder in ihre Heimath zurückgeführt."

„Woher weißt du denn dieſe Dinge, Bertha?" fragte Witiko.

„Von der Moldau ſind viele Wege herüber, mancher heilige Mann geht ſammeln, und unſer Knecht Wolfram kennt alle Fluren."

„Der Berg heißt der Kreuzberg," ſagte Witiko.

„Du biſt zu dem Herzoge Soběſlaw gegangen, und haſt ihm treu gedient," ſprach Bertha.

„Er iſt unſerm Lande ein gerechter und wohlthätiger Herrſcher geweſen," ſagte Witiko.

„Du biſt zu ihm auf die Burg gegangen, da er ſich zum Sterben rüſtete," ſagte Bertha, „und biſt bei ihm geblieben, da ſich die Herren zur Wahl eines Nachfolgers verſammelten."

„Manche ſind treu geblieben, manche ſind abgefallen," ſagte Witiko.

„Und du biſt für den Herzog nach Prag gegangen," ſprach Bertha, „biſt in die Verſammlung der Herren gegangen, haſt ſie bewogen, haſt ſie gehört, und dem Herzoge die Botſchaft gebracht."

„So iſt es geweſen, Bertha," ſagte Witiko.

„Und du biſt bei des Herzoges Sterben und ſeiner Beſtattung geweſen," ſagte Bertha, „und biſt von dem neuen Herzoge auf zwei Jahre Groll in den Wald gegangen."

„Nicht auf Groll," antwortete Witiko, „ſondern ich habe dem Herzoge nicht gedient, weil noch das Recht bei Wladiſlaw, dem Sohne Soběſlaws, war."

„Und nach dem Ende dieſes Rechtes," ſagte Bertha, „biſt du mit den Guten zu dem andern Wladiſlaw gegangen, du biſt in der Schlacht auf dem Berge Wyſoka geweſen, du haſt den Schaden der Verräther gut gemacht, du haſt nach dem Tode Smils den Befehl über die Waldleute geführt, und haſt in dem Kampfe ein weißes Schild mit der dunkelrothen fünfblättrigen Waldroſe getragen."

„Was ich gethan habe, weiß ich nicht mehr genau," antwortete Witiko, „aber den weißen Schild mit der dunkelrothen fünfblättrigen Waldroſe habe ich getragen."

„Ihr ſeid, du und die Waldleute, mit dem Herzoge nach Prag gezogen," ſagte Bertha, „du biſt ihr Führer geworden, du biſt mit dem Herzoge zu dem Könige Konrad nach Nürnberg geritten, du haſt mit Odolen die Feinde geſchlagen, und haſt die mähriſchen Fürſten entrinnen laſſen. Der Herzog hat in dem Gerichte darüber dich geehrt, und du biſt mit den Waldleuten wieder nach Plan gegangen."

„So iſt Alles, Bertha," ſagte Witiko.

„Ich weiß es," antwortete Bertha; „aber weißt du, was ich geſagt habe?"

„Nein, ich weiß es nicht," antwortete Witiko.

„Ich habe geſagt," entgegnete Bertha, „Keiner ſoll mein Gatte werden, der nicht iſt wie Witiko, oder er ſelber ſoll mein Gatte werden. So habe ich geſagt. Ihr aber, edler Witiko, ſeid nicht zu uns gekommen, und wiſſet nur, als ich euch heute in unſern Hof reiten ſah, bin ich von euch fort zu dem Walde gegangen."

„Und ich habe dich in dem Walde geſucht," antwortete Witiko, „und mein Himmelgeſchick hat mich dich finden laſſen wie an jenem Sonntage. Du Bild des heitern Sonntages, Bertha, ich habe deinen rothen Mund nicht vergeſſen, der auf den ſonnigen Steinen geſprochen, und dein Auge nicht, das in dem Walde geglänzt hat. Da iſt die ſchöne Dimut in dem Thurme von Rowna, da iſt die ſchöne Herzogin Gertrud in der Hofburg in Prag, da wandeln die ſchönen Frauen und Jungfrauen in den Straßen und Gärten von Prag, und wohnen in den hohen Häuſern und Schlöſſern, da ſind in dem Hoflager des Königs Konrad und in Nürnberg Frauen und Jungfrauen voll der Schönheit, in Plan, in Daudleb, in Wettern, in Friedberg, im Walde ſind die Mädchen wie die Roſen; ich aber habe nicht vergeſſen, daß ich mit dir auf den Steinen des Waldes geſeſſen bin, und daß du höher biſt als die Roſen."

„Und doch haſt du den Weg über den Wald herüber zu mir nicht geſucht," ſagte Bertha.

„Ich habe zu dir in jenem Walde unten einmal geſagt," antwortete Witiko, „daß ich ein rechter Mann werden wolle. Und weil ich noch kein rechter Mann geworden war, bin ich aus Scham nicht gekommen, Bertha. Aber auf dem Kreuzberge bin ich geſtanden, und habe auf den Wald geſchaut, hinter dem ich dich zum erſten Male geſehen habe, und habe wieder auf den Wald geſchaut. Ich wäre auch heute nicht gekommen, nur ein kleiner Umſtand hat mich hergeführt. Aber ich wäre einmal gekommen, wenn ich ein rechter Mann geworden wäre, und hätte dann geſehen, ob du denkeſt wie ich."

„Ja, Witiko, ſo iſt auch Alles recht, wie du gethan haſt," ſagte Bertha.

„Und ich werde kommen," ſagte Witiko.

„Und du weißt ſchon, wie ich denken werde," ſagte Bertha."

„So iſt Alles gut und klar," ſagte Witiko.

„Baue dir ein Haus, Witiko," ſagte Bertha, „und wenn dann noch keine Makel an dir iſt, ſo folge ich dir, und harre bei dir bis zum Tode. Dann rede zu den Männern deines Landes, bringe ſie zu dem Großen, und thue ſelber das Große."

„Ich habe dir geſagt, daß ich das Ganze thun will, was ich kann," antwortete Witiko.

„Ich will, daß dir Keiner gleich iſt,“ ſagte Bertha, „ſo weit die Augen blicken, es mögen unten die Bäume des Waldes emporſtehen, oder die goldenen Felder der Ähren oder der grüne Sammet der Wieſen weit und weit dahin gehen.“

„Ich will zu dem Höchſten ſtreben,“ ſagte Witiko.

„Und wenn du ein niederer Mann würdeſt,“ ſagte Bertha, „ſo würde ich als dein Weib von dir gehen, dahin du mir nicht folgen könnteſt.“

„Du gehſt nicht, und Alles wird ſich erfüllen,“ ſagte Witiko.

„Alles wird ſich erfüllen,“ ſagte Bertha.

„Und nun bitte ich dich um etwas, Bertha,“ ſagte Witiko.

„Sprich,“ entgegnete Bertha.

„Laſſe mich deine Lippen küſſen, über welche einmal der Quell des Geſanges geklungen hat,“ ſagte Witiko.

„So küſſe ſie, Witiko,“ ſagte Bertha.

Und er nahete ſich, und küßte ihren Mund.

Dann ſagte er: „Wie ſchön iſt die Stelle, darauf wir ſtehen, es hat jemand die Bank gebaut.“

„Ich habe ſie errichten laſſen,“ entgegnete Bertha, „ſo wie ich die Steine habe legen laſſen, auf denen wir vor vier Jahren geſeſſen ſind.“

„Biſt du oft hier?“ fragte Witiko.

„Da wir in dem Walde waren, bin ich oft da geweſen, und habe an dich gedacht,“ antwortete Bertha.

„Und wenn ich auf die Waldhöhen geſchaut habe, auf denen eine Burg ſchön ragen würde,“ ſagte Witiko, „ſo ſchaute ich am längſten auf die Höhe der Seſſel.“

„Und mein Herz jauchzte, als du ſie auf dem Wyšehrad gezwungen haſt, dir einen Sitz zu geben,“ ſagte Bertha.

„Und ich habe in meinem Sinne die Worte geſagt, die du im Walde geſprochen haſt,“ antwortete Witiko.

„Und ich habe auf Wolf gelauſcht, wenn er von dir erzählte,“ ſagte Bertha.

„Ich habe dieſer Tage das Gewand angelegt, das ich hatte, als ich dich zum erſten Male ſah,“ ſprach Witiko.

„Ich dachte es,“ antwortete Bertha.

„Ich habe die rothe Roſe auf dem weißen Schilde deinetwegen in dem Kampfe getragen,“ ſagte Witiko.

„Ich wußte es,“ entgegnete Bertha.

„Und ich kann hier nur weilen, bis die Sonne des Morgens ſcheint, dann muß ich wieder fort,“ ſagte Witiko.

„Ich weiß es,“ antwortete Bertha.

„Du weißt es?“ fragte Witiko.

„Ja, ich weiß es,“ ſagte ſie, „und laſſe uns ſchnell zu den Eltern gehen.“

Sie wendeten ſich. Witiko reichte ihr den Arm. Sie legte ihren Arm in den ſeinigen, und ſo gingen die zwei Geſtalten auf den Pfad an dem Waldſaume dahin, und gingen auf dem Pfade gegen das Haus Heinrichs. Als ſie gegen die Tiefe kamen, wo die zwei Wege ſich vereinigen, ſah Witiko den Mann Wolf noch immer auf dem Steine in der Schlucht neben dem Gebüſche ſitzen. Da Wolf die Wandler erblickte, ſprang er von dem Steine, und eilte in großen Sprüngen durch die Schlucht gegen das Haus. Witiko und

Bertha aber gingen an dem Bache dem Hauſe zu, von dem Witiko vor Kurzem allein herauf gegangen war.

Als ſie das Haus erreicht hatten, gingen ſie durch die nämliche Thür in dasſelbe, durch welche Bertha Witiko herein geführt hatte, da er das erſte Mal hieher gekommen war. Sie traten in den Vorſaal, und von demſelben in den Saal. Er war leer. Hier löſte Bertha ihren Arm von dem Witiko's, und eilte in die ferneren Gemächer.

Witiko aber ging zu den Seinigen.

Der Mann in dem braunen Gewande ſchlief noch immer auf dem Bette, und Raimund war wieder nicht in der Herbergwohnung.

Witiko ging auch wieder von den Stuben fort, und ging gegen die Ställe.

An der Thür zu den fremden Pferden ſtanden die Knechte Hando und Raimund, und ſprachen.

„Hando,“ ſagte Witiko, „gehe zu deinem Herrn, und frage ihn von mir, ob ich zu dieſer Friſt zu ihm kommen, und mit ihm reden dürfe.“

„Ich werde es thun,“ ſagte Hando.

Er ging in das Haus.

Witiko ſprach zu Raimund: „In unſern Kammern ſtehen Speiſen und Getränke. Wenn du eſſen und trinken willſt, ſo gehe hin, und nimm, was du bedarfſt. Ich eſſe jetzt nicht. Der andere ſchläft, und laſſe ihn ſchlafen.“

„Ich werde etwas von den Speiſen nehmen,“ ſagte Raimund.

Der Knecht Hando kam zurück, und ſagte: „Ich ſoll euch zu dem Herrn führen.“

„So führe mich," antwortete Witiko.

Der Knecht ging voran, Witiko folgte ihm. Aus dem Gange des Vorſaales hinter der eiſenbeſchlagenen Eingangsthür führte der Knecht Witiko in ein Gemach, in welchem Heinrich an einem Tiſche ſaß. Er ſtand auf, da Witiko eingetreten war.

Da der Knecht ſich entfernt hatte, ſagte Witiko: „Wenn es euch genehm iſt, mich zu hören, ſo hätte ich euch etwas mitzutheilen, das euch und mich betrifft."

„Sprecht, Witiko," ſagte Heinrich, „das Gemach iſt zu meinem Gebrauche."

Er wies auf einen Stuhl, und als ſich Witiko darauf niedergelaſſen hatte, ſetzte er ſich auf einen andern.

Witiko ſprach: „Ich bin vor vier Jahren auf einem Ritte von Paſſau nach Böhmen in euern Wald gekommen. Weil des andern Tages ein Sonntag war, ließ ich mein Pferd bei den Köhlern an der Mihel ſtehen, und ging in den Wald, um zu beten. Ich ſah nach dem Gebete an dem Waldrande ein Mädchen ſtehen, das noch ſehr jung war. Das Mädchen trug rothe Waldroſen in einem Kranze um das Haupt. Ich ſprach mit dem Mädchen, wir ſetzten uns auf Steine, und redeten Dinge, wie ſie Kinder zu reden pflegen. Das Mädchen war eure Tochter Bertha, und führte mich in euer Haus. Ich habe das Kind nicht vergeſſen, und trug es in dem Sinne. Dann dachte ich, wenn ich etwas gethan habe, daß ich zu den guten Männern unſeres Landes gezählt werde, wolle ich kommen, und fragen, ob Bertha mein Weib werden könne. Die Zeit zu dieſer Frage war noch nicht gekommen, weil ich noch nichts zu thun vermocht habe. Ich bin heute zu euch geritten, eure Gaſtfreundſchaft für eine Nacht zu erbitten. Ihr gewährtet ſie. Dann ging ich zu eurer Gemalin, um ihr den Ankunftsgruß zu bringen. Sie ſprach mit Güte zu mir. Hierauf ging ich in den Wald. Es war mein Wille, Bertha zu ſuchen. Ich fand ſie, und da kam vorzeitig aus dem Munde, was ſpäter hätte geſprochen werden ſollen. Ich ſagte, daß ich nie ein anderes Weib zu meiner Gattin nehmen werde als Bertha, und Bertha ſagte, daß ſie nie einen andern Mann zum Gatten nehmen werde als mich, und ich küßte eure Tochter auf den Mund. Wenn ihr ein Mann ſeid, der meint, daß durch dieſe Handlung die Gaſtlichkeit verletzt worden iſt, ſo werde ich euch die Genugthuung leiſten, die ihr gerecht fordern könnet. Morgen muß ich fortreiſen. Beſtimmt nach vier Tagen einen Tag, ich werde kommen. Was ich zu Bertha geſprochen habe, iſt wie eine Handfeſte, die gilt. Bertha thue, wie ſie muß."

Witiko ſchwieg.

Heinrich aber ſprach nach einer Weile: „Witiko, jetzt höret mich an. Von dem alten Randshofe, dem Eigen der Pipine und der Söhne Karls, ſieht man über die Brunnenau und den Innſtrom waſſerabwärts einen Fels, darauf die Burg Ingelbach ſteht. Die Burg iſt das Haus unſeres Geſchlechtes. Ich bin Heinrich von Ingelbach. Man nennt mich Fahrirre, weil ich die Eigen vieler Herren geſehen habe, und über Land und Meer gefahren bin. Ihr ſeht aber an meinem Waldhauſe, daß ich auch ſtille lebe. Mein Vater iſt Werinhart von Ingelbach, meine Mutter iſt Benedicta von Aſchach.

Mein Bruder iſt Gebhart von Jugelbach, der älteſte Bruder Werinhart iſt geſtorben. Meine Gattin iſt Wiulfhilt von Dornberg. Bertha iſt unſer einziges Kind. Der edle Mann, Adelram von Aſchach, unſer Großvater und der Vater unſerer Mutter Benedicta, iſt geſtorben, und das Erbe von Aſchach mit Mauthen und Gebühren diesſeits und jenſeits der Donau iſt an unſere Mutter gekommen, weil Adelram keine anderen Kinder hatte. Da iſt in dem Aſchachwinkel der Ort Hillering, der gehört den zwei edlen Brüdern von Schillingsfirſt, und der iſt der einzige, welcher nicht ein Theil der Erbſchaft iſt. Ich und mein Bruder Gebhart ſind von dem Inn an die Donau nach Aſchach herab geſtiegen, und werden zwei Burgen bauen. Die eine werden wir auf dem Berge hinter dem Orte Hillering bauen, und ſie wird Stauf heißen, und die andere werden wir auf der Waldhöhe, die von Aſchach gegen die alte Stadt Efferdingen geht, bauen, und ſie wird Schauenberg heißen, weil ſie in das Land über die Donau ſchaut, darin die Mihel fließt, und in das Land, dahin die Donau geht, und auf die Berge, die gegen die Steiermark ſind. Die von Jugelbach ſollen in Stauf und Schauenberg groß werden, und in die Geſchicke ihrer Länder hinein wachſen. Jetzt, Witiko, kennt ihr unſer Geſchlecht. Nun will ich von der Genugthuung ſprechen. Ihr habt in der Schlacht die rothe Waldroſe auf dem weißen Schilde getragen, ſehet, daß die Roſe in die Geſchicke eurer Länder hinein blühet, und dann kommt. Bis dahin iſt Bertha von euch getrennt, und ſeid ihr von Bertha getrennt. Iſt euch dieſe Genugthuung gerecht?“

„Sie iſt mir gerecht," ſagte Witiko, „ich danke euch für eure Worte. Ich habe nie gedacht, Bertha anders zu gewinnen als ſo, und ich habe nie gedacht, anders zu handeln, wenn auch Bertha nicht wäre."

„Thut ſo," ſagte Heinrich, „und wenn eine Burg wird, in der die Roſe iſt, ſo denke ich, daß die Burg der Roſe und daß Stauf und Schauenberg in gleicher Größe und in Wohlvernehmen fortbeſtehen mögen. Ihr ſeid als Gaſt in meinem Hauſe immer willkommen. Jetzt muß ich den Frauen verkünden, was wir geſprochen haben. Beurlaubet mich."

Er ſtand auf, Witiko ſtand auch auf, die Männer reichten ſich die Hände, und Witiko verließ das Gemach.

Da er in den Hof gekommen war, ſah er Wolf.

Wolf ging eilig zu ihm, und ſagte: „Ihr ſeid ſehr lange nicht mehr in unſer Haus gekommen."

„Iſt es dir lange geworden?" fragte Witiko.

„Ja," entgegnete Wolf, „es iſt mir lange geworden."

„Ich habe nicht anders gekonnt," entgegnete Witiko.

„Zählt nur auf mich, ich will euch in allen Dingen beiſtehen," ſagte Wolf.

„Nun, ich werde es dir ſagen, wenn ich deines Beiſtandes bedarf," antwortete Witiko, „und werde dir dafür danken."

„Es iſt nicht Dankes halber," ſagte Wolf, „ich thue es gerne. Unſer Herr iſt ſtrenge, er hat die ganze Welt geſehen, die Leute nennen ihn Fahrirre, ich habe es ihm aber nie geſagt. Sonſt iſt er auch gut."

„Ich habe es erfahren," ſagte Witiko, „er iſt immer gaſtlich gegen mich geweſen."

„Ja, gaſtlich iſt er,“ ſagte Wolf.

Witiko verabſchiedete ſich von Wolf, und ging in ſeine Wohnung.

In derſelben ſaß der Mann, der die braunen Kleider hatte, auf einem Stuhle, und der Knecht Raimund ſaß auf einem andern Stuhle. Witiko ſah, daß von den Speiſen und den Getränken etwas verzehrt worden war. Raimund berichtete, daß die Pflege der Pferde vorüber ſei, und daß ſie jetzt ruhen könnten. Witiko nahm von den Speiſen und Getränken nichts, und ſetzte ſich auch auf einen Stuhl.

Es dauerte noch eine Zeit, bis die Sonne unterging. Da ertönte eine Glocke in dem Hauſe.

Witiko erhob ſich, und ging mit Raimund und dem fremden Manne in den großen Saal.

In demſelben war Alles ſo zum Speiſen angeordnet, wie es Witiko geſehen hatte, da er zum erſten Male in dem Hauſe geweſen war. Er wurde an das obere Ende des Tiſches zu Heinrich und Wiulfhilt geführt. Heinrich ſtand obenan, Witiko wurde zu ſeiner Linken gewieſen, rechts war die Mutter und dann Bertha. Es waren auch noch zwei Männer am oberen Ende des Tiſches, die Heinrich Dienſtmannen, Hartnit und Liutolt, nannte. Die Leute des Hauſes harrten weiter unten, bei ihnen waren auch der Knecht Raimund und der Mann in dem braunen Gewande. Heinrich ſprach ein lautes Gebet, in das die Leute antworteten. Nach dem Gebete ſetzten ſich Alle nieder, und die Speiſen wurden von zwei Mägden gebracht. Sie wurden alle zugleich auf den Tiſch geſtellt. Auf dem oberen Ende waren Fiſche, es war gebratenes Geflügel, es war Hirſchfleiſch, es waren Kuchen, es war Brot und Wein. Auf dem unteren Ende des Tiſches war gebratenes Hammelfleiſch, Bier und Brot.

Als das Mahl geendet war, ſprach Heinrich wie vorher ein Gebet. Nach demſelben gingen die Leute, welche an dem unteren Ende des Tiſches geſeſſen waren, fort.

Heinrich ſagte zu Witiko: „Möge euch als Gaſt mein Abendeſſen wohl bekommen, und weil ihr morgen mit dem Anbruche des Tages fortreiten wollt, ſo nehmen wir heute Abſchied.“

Wiulfhilt ſagte: „Laſſet euch genügen, was wir euch in eurer kurzen Zeit hier bieten konnten, und kommet als Gaſt bald wieder in unſer Haus. Mein Gemal und ich werden euch gerne aufnehmen. Sein Wille iſt der meinige.“

„Ich danke euch, edle Frau,“ ſagte Witiko.

Darauf wendete er ſich zu Bertha, und ſprach: „Möge Bertha das Glück erfahren, das ihr die wünſchen, die ſie lieben.“

„Möge Witiko erreichen, was er hofft,“ entgegnete Bertha.

„Er will darnach ſtreben,“ ſagte Witiko, „Gott fügt das Weitere.“

Er reichte Bertha die Hand, und Bertha reichte ihm die Hand.

„Ich werde euch in eure Stube geleiten,“ ſagte Heinrich.

Witiko und Bertha löſten ihre Hände auseinander. Witiko neigte ſich vor Wiulfhilt, vor Bertha, und auch vor den Dienſtmannen.“

Dieſe alle gaben den Gruß zurück, und Witiko ging mit Heinrich gegen die Thür. Heinrich führte ihn in die Wohnung, die ihm zur Herberge beſtimmt war.

Dort verabſchiedeten ſie ſich.

Raimund und der Mann in dem braunen Gewande waren ſchon in den Stuben, und die drei Männer ſuchten nun die Ruhe der Nacht.

Als der Morgen noch wenig dämmerte, verließ Witiko die Gemächer. Da war in dem Gange vor denſelben Heinrich, und öffnete mit einem Schlüſſel das Fallgitter, und zog es empor. Dann ging er fort. Witiko ging unter dem geöffneten Fallgitter hinaus. Er ging in den Stall. Raimund kam auch ſogleich herunter, und die Pferde wurden mit der Beihilfe des Knechtes Hando beſorgt.

Da dieſes geſchehen war, aßen die drei Männer etwas von den Morgenſpeiſen, die in ihre Wohnung gebracht worden waren. Dann wurden die Pferde in den Hof geführt, und die Männer gingen zu ihnen.

Da kam Wolf herzu, und brachte mehrere Stricke, welche Raimund an ſeinem Sattel befeſtigte.

Darauf beſtiegen die Männer ihre Pferde.

Nun kam Heinrich zu ihnen, und geleitete ſie bis zu dem Thore.

Wolf öffnete die beiden Flügel des Thores, und nickte im Gruße gegen Witiko.

Heinrich geleitete die Männer durch das Thor hinaus.

Da ſie außerhalb ſeines Hauſes waren, reichte er Witiko die Hand auf das Pferd, und ſagte: „Ich danke euch für das

Vertrauen, welches ihr mir heute in der Nacht erwieſen habt.“

„Lebt wohl,“ ſagte Witiko.

„Lebt wohl,“ ſagte Heinrich.

Die Männer ſetzten ſich in Bewegung, und Heinrich ging durch das Thor in den Hof zurück.

Witiko und ſeine Begleiter ritten an dem rauſchenden Bache nieder zu dem tieferen Walde, und in dem Walde fort bis an die Mihel. Sie durchritten die Waſſer der Mihel, und Witiko ritt mit ihnen an die Hütte des Köhlers Mathias.

Der Köhler Mathias kam von dem rauchenden Meiler herzu, und ſein Weib Margaretha kam mit den Kindern aus der Hütte.

„Gib uns einen Trunk friſchen Waſſers, Mathias,“ ſagte Witiko.

„Wollet ihr denn nicht in das Haus gehen?“ fragte der Köhler.

„Wir reiten ſogleich wieder fort,“ antwortete Witiko.

„Ihr haltet euch gar nicht auf?“ ſagte Margaretha.

„Ich komme ſchon wieder einmal,“ entgegnete Witiko.

„Ach, nach vielen Jahren,“ ſagte das Weib.

Dann ging ſie, und brachte in einem grünen Kruge friſches Waldwaſſer. Witiko trank aus dem Kruge, und auch ſeine Begleiter tranken.

Dann reichte er von dem Pferde dem Köhler die Hand, und reichte ſie auch ſeinem Weibe Margaretha.

Hierauf ritten die Männer an dem Rauche der Meiler vorüber in der Richtung gegen Mittag weiter.

Sie ritten unter den hohen und alten Tannen des breiten Berges empor. Sie ritten auf dem ſchmalen Pfade unter den tiefen Äſten einer hinter dem andern. Als ſie zu dem rothen Kreuze gekommen waren, thaten ſie ein Gebet, und ritten wieder weiter im Walde aufwärts. Nachdem noch eine halbe Stunde vergangen war, kamen ſie auf der Höhe in die Waldlichtung hinaus, von der Witiko zum erſten Male den Dreiſeſſelwald geſehen hatte. Sie wendeten ſich jetzt auch um, und ſahen die Forſte und die Höhen, und ſahen den Rauch, der von Heinrichs Hauſe empor ſtieg.

Darnach ritten ſie wieder in einen neuen Wald auf einer Fläche ſanft abwärts.

Nach einer Stunde erquickten ſie, wie ſie es gewöhnlich thaten, an einer Waldſtelle die Pferde.

Dann ritten ſie wieder weiter.

Gegen den Mittag kamen ſie auf einen Platz, auf dem niedriges Buſchwerk auf Raſen weit dahin ging. An der Grenze waren Bäume, davon viele durch Winde geſtürzt waren. Da ſie auf dem Platze ritten, kam ein Bolzen gegen Witiko's Seite geflogen, und prallte von dem Leder ab. Witiko blickte auf den Mann im braunen Gewande. An dem braunen Gewande deſſelben hing auch ein Bolzen. Sofort auch ſchaute Witiko in der Richtung hin, woher die Bolzen gekommen ſein mochten. Da waren zwei Männer in den Gebüſchen, und ragten mit dem Oberkörper über ſie empor. Der eine hatte einen rothen Bart, der andere einen grauen. Sie hatten beſchmutzte Ledergewänder. Witiko nahm die Lanze Raimunds, und ritt in die Büſche, und in ihnen, ſo ſchnell es ſein Pferd vermochte, gegen die Männer. Da die Männer dieſes ſahen, ergriff der graubärtige die Flucht.

Witiko rief gegen den andern: „Wenn du dich regſt, und von dem Platze weichen willſt, ſo werfe ich dir dieſe Lanze in den Leib, wenn du ruhig ſtehen bleibſt, ſo ſchone ich deines Lebens.“

Der Mann blieb ſtehen.

Raimund kam nun auch auf dem Pfade, den Witiko in den Büſchen gemacht hatte, herzu, und hinter ihm der Mann in dem braunen Gewande.

Raimund rief: „Und ich ſchleudere dieſes Beil in deinen Körper, wenn du dich rührſt.“

„Nimm ihn gefangen, Raimund,“ ſagte Witiko.

Raimund neſtelte die Stricke, welche ihm Wolf gegeben hatte, von dem Sattel, und ſtieg von ſeinem Pferde. Dann reichte er dem Manne in dem braunen Gewande die Zügel desſelben, und ſagte: „Halte mir das Roß, bis ich fertig bin.“

Der Mann in dem braunen Gewande nahm die Zügel, und hielt an denſelben das Pferd Raimunds.

Raimund aber näherte ſich dem rothbärtigen Manne, indem er das Beil hoch in der Hand trug.

Der Mann ſtand ruhig.

Da Raimund zu ihm gekommen war, ließ er das Beil in das Gras fallen, nahm die beiden Hände des Mannes, legte ſeine Unterarme vor der Bruſt übereinander, umwickelte ſie mit einem Stricke, und knüpfte die Enden des Strickes zuſammen.

Der Mann ließ es geſchehen.

Dann nahm er wieder ſein Beil, nahm die Armbruſt, die auf der Erde lag, und führte den Mann zu Witiko.

Dort hieb er mit dem Beile einen Aſt aus dem Geſträuche, hieb aus dem Aſte einen Knebel zurecht, befeſtigte den Knoten mit dem Knebel noch beſſer, und band an den Feſſelſtrick noch einen andern Strick als Leitſeil.

Dann ſagte er: „So, mein Gaurabe, jetzt biſt du verſorgt.“

„Führe ihn mit uns,“ ſagte Witiko.

Raimund gab dem Manne in dem braunen Gewande das Ende des Leitſeiles in die Hand, und ſagte: „Jetzt mußt du mir dieſen da ein wenig halten.“

Der Mann in dem braunen Gewande that es.

Raimund hing die Armbruſt an ſeinen Sattel, ſtieg auf ſein Pferd, richtete ſich zurecht, nahm dem Manne in dem braunen Gewande das Ende des Leitſeiles wieder ab, und ſagte: „Jetzt bin ich fertig.“

„So reiten wir,“ ſagte Witiko.

Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Witiko ritt von dieſer Stelle fortan ſchneller, als er bisher geritten war. Die Andern folgten. Der Mann an dem Leitſtricke mußte mit beſchleunigten Schritten hinter dem Pferde Raimunds gehen.

So gelangte man endlich zu den Häuſern Hanzenberg.

Die Männer ſtiegen von den Pferden.

Das Leitſeil des Gefangenen wurde an einen der Pflöcke gebunden, die auf der Gaſſe zum Anhängen der Pferde in die Erde getrieben waren.

Dann wurden die Pferde mit Halftern an Pflöcken befeſtigt, mit Decken gut behüllt, und man begann ihre Verpflegung.

Als dieſes geſchehen war, ſetzte ſich Witiko an einen der Gaſſentiſche, und der Mann in dem braunen Gewande ſetzte ſich in kleiner Entfernung von Witiko auf eine Bank an demſelben Tiſche.

Der Krämer, welchen Witiko vor vier Jahren auf dieſer Gaſſe geſehen hatte, ſaß wieder auf der Gaſſe der Herberge.

Sonſt war kein Gaſt zugegen.

„Raimund,“ ſagte Witiko, „führe nun den Mann an ſeinem Stricke zu mir.“

Raimund löſte das Leitſeil von dem Pflocke, und führte den Gefangenen an den Tiſch Witiko's.

Dort blieb er mit ihm ſtehen.

Aus der Thür und dem Thore des Wirthshauſes kamen mehrere Menſchen, und blickten von ferne auf Witiko und auf die, welche bei ihm waren.

Witiko ſagte zu dem Gefangenen: „Es werden bald vier Jahre werden, da biſt du an einem Tiſche auf der Gaſſe vor dieſer Herberge mit deinem graubärtigen Genoſſen, der heute durch die Büſche entronnen iſt, geſeſſen, eben da ich mit dieſem meinem Pferde und in dieſem meinem Gewande hier Mittagsruhe hielt. Iſt es nicht ſo?“

„Ich weiß es nicht, wo ich vor vier Jahren oder vor drei Jahren geweſen bin,“ ſagte der Mann. „Wenn ihr mich den Schergen übergeben wollt, oder wenn ihr mich von hier wieder fortführen, und in einem Graben erſchlagen wollt, könnt ihr es thun.“

„Ich habe dir das Leben zugeſichert,“ ſagte Witiko.

„Ihr könnt mich martern laſſen,“ antwortete der Mann.

„Ich laſſe dich nicht martern,“ ſagte Witiko.

„Ich habe dem Herzoge Heinrich immer treu gedient; aber die Biſchöflichen ſind arge Genoſſen,“ erwiederte der Mann.

„Ich werde dich den Biſchöflichen nicht ausliefern, ſondern werde dich ſelber richten,“ ſagte Witiko.

„Da iſt wenig zu richten, weil ich unſchuldig bin,“ ſagte der Mann.

„Das iſt gut,“ antwortete Witiko, „und ich werde die unſchuldigen Leute ſchützen. Jetzt ſprich.“

„Ich werde wohl vor vier Jahren auf dieſer Gaſſe geſeſſen ſein,“ ſagte der Mann.

„Und weshalb haſt du heute mit dem Andern Bolzen auf uns geſchoſſen?“ fragte Witiko.

„Hat der Andere Bolzen geſchoſſen? Ich habe es nicht geſehen, da ich zu ihm kam,“ ſagte der Mann.

„Biſt du aus Zufall zu ihm gekommen?“ fragte Witiko.

„Ich bin aus Zufall zu ihm gekommen,“ antwortete der Mann, „da ich meines Weges zu dem Kirchlein des heiligen Ulrich beten ging.“

„Biſt du auch vor vier Jahren aus Zufall mit ihm auf dieſer Gaſſe geſeſſen?“ fragte Witiko.

„Aus Zufall,“ antwortete der Mann.

„Gehſt du, wenn du auf dem Wege zu dem heiligen Ulrich biſt, in den dichten Gebüſchen ſtatt auf dem Pfade?“ fragte Witiko.

„Ich habe den Mann ſtehen geſehen, und bin von dem

Wege zu ihm in die Büſche gegangen, weil er es wollte,“ antwortete der Gefragte.

„Und als mich der Bolzen traf, und als ich in der gleichen Zeit einen Bolzen an dem Gewande meines Begleiters ſah,“ entgegnete Witiko, „ſtandeſt du mit deinem Gefährten in den Gebüſchen, und ihr blicktet auf uns, und als mein Knecht zu dir kam, lag eine Armbruſt neben dir in dem Graſe. Wenn ich dir auch das Leben verbürgte, und dich nicht martern laſſe, ſo denke, daß die Strafe durch die Lüge härter wird.“

„Es iſt Alles ein bekläglicher Irrthum,“ ſagte der Mann, „ich habe immer dem hohen Herzoge Heinrich treulich gedient, und bin belobt worden. Und der hohe Herzog hat verkündet, daß man die Kundſchafter fangen, und einbringen ſoll. Mein Nachbar hat damals vor vier Jahren an dem Tiſche geſagt, ihr ſeid ein Kundſchafter; aber ihr ſeid gar nicht zu dem Feinde Leopold nach Öſterreich geritten.“

„Alſo habt ihr auf dem Wege nach Öſterreich gelauert?“ ſagte Witiko.

„Nein,“ entgegnete der Mann, „es iſt nur erzählt worden.“

„Das iſt gut,“ antwortete Witiko, „und wie war es heute?“

„Als mein Nachbar die Bolzen geſchoſſen hat,“ erwiederte der Mann, „hat er geſagt, ihr ſeid ein Kundſchafter, und kommet von Leopold. Er wollte euch ein wenig ritzen, weil ihr drei waret; allein ſeine Pfriemen ſind nicht durch euer Leder und durch das Tuch eures Knappen gegangen.“

„Ihr habt damals im Hauzenberge die Ellenhaut meines Panzers zu wenig angeſchaut,“ ſprach Witiko.

„Ich habe meinem Nachbar geſagt,“ entgegnete der Mann, „daß ihr ein ſehr edler Herr ſeid, und kein Kundſchafter.“

„Hat dir dein Nachbar anvertraut, weshalb er auf meinen Knappen geſchoſſen hat?“ fragte Witiko.

„Er hat ihn mehr gefürchtet als den andern,“ ſagte der Mann, „und auf den andern hätte er dann auch noch geſchoſſen.“

„Und wenn er uns blos geritzt hätte, hat er dann gemeint, daß wir uns nicht wehren würden?“ fragte Witiko.

„Ihr hättet euch gewehrt,“ erwiederte der Gefangene, „und mein Nachbar wäre davon gerannt, weil ich euch nicht hätte fangen laſſen, da ihr ein ſehr edler Herr und kein Kundſchafter ſeid.“

„Von welchem Orte biſt du denn auf den Weg zu dem heiligen Ulrich gegangen?“ fragte Witiko.

„Von dem Hauzenberge,“ antwortete der Mann.

„Und hat dir dein Nachbar geſagt, von welchem Orte er in die Büſche gegangen iſt?“ fragte Witiko.

„Nein, er hat es mir nicht geſagt,“ antwortete der Mann, „aber er wird auch von dem Hauzenberge hin gegangen ſein.“

„Welcher Ort iſt deine Heimath?“ fragte Witiko.

„Paſſau, edler Herr,“ antwortete der Mann.

„Und weißt du die Heimath deines Nachbars,“ fragte Witiko.

„Es werden etwa die Innhäuſer bei Paſſau ſein,“ ſagte der Mann.

„Und wo biſt du denn die letzten drei oder vier Tage oder die letzten Wochen geweſen?“ fragte Witiko.

„Ich bin zu Hauſe geweſen, oder im Hanzenberge, oder in Vilshofen, oder wohin ich eine Botſchaft zu tragen gehabt habe, oder wo es eine Arbeit für mich gegeben hat,“ ſagte der Mann.

„Iſt dein Nachbar auch in der Gegend geweſen?“ fragte Witiko.

„Ich habe ihn hin und wieder geſehen,“ antwortete der Gefangene.

Witiko rief nun gegen die Leute, die an dem Hauſe ſtanden: „Iſt der Wirth der Herberge bei euch?“

„Ja freilich,“ antwortete eine Stimme.

„So bitte ich euch, kommet zu uns an den Tiſch,“ ſagte Witiko.

Der Wirth ging zu dem Tiſche.

„Beantwortet mir einige Fragen in Angelegenheiten dieſes Mannes, der da gebunden vor uns ſteht,“ ſagte Witiko.

„Wenn ich ſie beantworten kann,“ entgegnete der Wirth.

„Iſt dieſer Mann heute ſchon einmal hier geweſen?“ fragte Witiko.

„Er hat am Vormittage hier Käſe gegeſſen,“ antwortete der Wirth.

„Iſt er allein geweſen?“ fragte Witiko.

„Nein, es iſt noch einer bei ihm geweſen,“ ſagte der Wirth.

„Hat der andere einen grauen Bart gehabt?“ fragte Witiko.

„Er hat einen grauen Bart gehabt,“ ſagte der Wirth.

„Sind dieſe zwei Männer oft bei einander?“ fragte Witiko.

„Wie es ſich fügt,“ antwortete der Wirth, „ich habe ſie ſchon öfter geſehen.“

„Sind ſie zu vieler Zeit in dieſer Gegend hier?“ fragte Witiko.

„Sie ſind einmal Kriegsknechte des ſeligen Herzoges Heinrich geweſen,“ ſagte der Wirth, „ſie müſſen in der Nähe von Paſſau zu Hauſe ſein, und werden manches Mal bei uns und da herum geſehen.“

„Gehen ſie auch über den Wald hinein?“ fragte Witiko.

„Das wird ſich ſchwerlich zutragen, weil es dort nichts zu verdienen gibt,“ entgegnete der Wirth.

„Sind ſie in dieſem Sommer nicht einmal in einer längeren Zeit abweſend geweſen?“ fragte Witiko.

„Ich glaube es nicht,“ ſagte der Wirth, „ſie haben ſich in der letzten Zeit ſehr oft auf unſerer Gaſſe erblicken laſſen.“

„Alſo auch in den letzten zwei Wochen?“ fragte Witiko.

„Da gewiß,“ antwortete der Wirth.

„Iſt der Mann an jenem Tiſche ein Krämer?“ fragte Witiko.

„Ja,“ ſagte der Wirth.

„So erweiſet mir den Dienſt, ihn zu unſerem Tiſche her zu bitten,“ ſagte Witiko.

Der Wirth ging zu dem Krämer, und kam mit ihm zu Witiko zurück.

„Ihr ſeid ein Krämer,“ ſagte Witiko.

„Ja,“ entgegnete der Mann.

„Ihr reiſet wohl in mehreren Gegenden herum?“ fragte Witiko.

„Nun, wie es der Brauch iſt,“ ſagte der Krämer.

„Beantwortet mir eine Frage wegen dieſes Mannes da,“ ſagte Witiko.

„Wenn ich das weiß, um was ihr fragt,“ ſagte der Krämer.

„Habt ihr ihn etwa mit einem andern, der einen grauen Bart hat, öfter geſehen?“ fragte Witiko.

„Ja, ſehr oft,“ antwortete der Krämer.

„Habt ihr dieſe Männer auch in der Weite geſehen, wenn ihr ſo herum kommt, auch jenſeits des Waldes, in dieſem Sommer?“ fragte Witiko.

„Sie ſind im Frühlinge bis auf dieſe Zeit herzu von dem Grafen von Formbach eingeſperrt gehalten worden,“ ſagte der Krämer.

„Wißt ihr das gewiß?“ fragte Witiko.

„So gewiß, weil ich dieſem Manne da Linnen von ſeiner Mutter bringen mußte,“ antwortete der Krämer, „ich habe ſie ihm in ſein Verließ getragen, wo auch der andere war.“

„Kennt ihr ſie genauer?“ fragte Witiko.

„Sie kommen zuweilen an meinen Karren, und haben mir nie ein Leides gethan,“ antwortete der Krämer.

„Welche ſind ihre Namen?“ fragte Witiko.

„Sie heißen beide Heinrich, wie der junge Herzog," antwortete der Krämer.

„Ich danke euch und dem Wirthe für die Antworten," ſagte Witiko.

Dann wendete er ſein Angeſicht gegen den Gefangenen, und ſprach: „Ich habe dir vor vier Jahren hier geſagt, daß ich dir einmal einen Dienſt erweiſen werde. Jetzt iſt die Zeit dazu gekommen. Ich laſſe dich frei; aber merke dir: ich bin oft in dieſen Wäldern, oft in dem der drei Seſſel, und weiter gegen Morgen. Ich werde mir in dem Walde ein Haus bauen, und wenn ich dich einmal mit Waffen in dem Walde treffe, ſo laſſe ich dich auf dem Baume, unter dem du ſtehſt, aufhängen. Sage das auch deinem Genoſſen. Ich erfülle meine Worte, wie ich ſie jetzt erfüllt habe. Raimund, löſe ihm die Bande."

Raimund band zuerſt ſeinen langen Strick los, dann entfernte er den Knebel, und löſte die Schleife um die Hände.

„So, jetzt laufe, ſo weit dich deine Füße tragen," ſagte er.

Der Mann rieb ſich mit den Händen die Knöchel, und ſtrich mehrere Male über ſein Koller herab. Dann ſagte er: „Schönen Dank, ſchönen Dank."

„Geh'," ſagte Witiko.

„Ich würde um die Armbruſt bitten," ſagte der Mann.

„Die Armbruſt wird zerbrochen werden," ſprach Witiko, „du, gehe."

„So geh' um deines Heiles willen," rief ihm Raimund zu.

Der Mann ging nun von dem Hauſe weg gegen die Bäume, und wurde dann hinter denſelben nicht mehr geſehen.

„Zerſchlage mit deinem Beile die Armbruſt,“ ſagte Witiko zu Raimund.

Dieſer zerhieb das Holzwerk der Armbruſt und den Strang mit dem Beile. Den eiſernen Bogen zerbrach er dadurch, daß er ihn mit der Wölbung nach oben legte, und auf ihn ſprang.

Da dieſes geſchehen war, beſtellte Witiko Speiſe und Trank für ſich und ſeine Begleiter.

Als ſie die Speiſen verzehrt hatten, und als die Pflege der Pferde vollendet war, ritten ſie wieder weiter.

Sie ritten in einer Richtung zwiſchen Mittag und Abend an Gehölzen, Waldhütten, kleinen Wieſen und Feldern vorüber, und kamen, da die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigte, gegen die Stadt Paſſau.

Sie ritten über den Hals an die Ilz hinab, neben der Ilz an die Donau hinaus, dann zwiſchen der Donau und den Felsgeſteinen eine Strecke dem Waſſer entgegen, bis ſie zu einer Brücke kamen. Dann ritten ſie über die Brücke in die Stadt.

Witiko ritt durch eine lange Gaſſe, die zwei andern folgten ihm.

Er gelangte aus der Gaſſe auf einen freien Platz, der über die andere Stadt erhöht war. An einer Seite dieſes Platzes ſtand die große Kirche des Hochſtiftes Paſſau. Witiko ritt an der Kirche vorüber in der Richtung gegen Morgen von dem Hügel abwärts. Da kamen ſie an ein ſehr großes

Haus, das eine dunkle Farbe hatte, und in breiten Gliedern gebaut war. Witiko hielt an einer Pforte dieſes Hauſes an, neigte ſich von dem Pferde, und ſchlug mit dem eiſernen Klöppel, der ſich an dem Thore befand, drei Mal auf die Eiſenſchiene, auf welche der Klöppel paßte. Es öffnete ſich hierauf ein kleines Thürchen in dem Thore, und unter dem Thürchen ſtand ein Mann, der eine veilchenfarbene Haube und ein veilchenfarbenes Mäntelchen hatte, ſonſt aber in ein gelbes Wams und in gelbe Beingewandung gekleidet war. Er hatte weiße Haare und einen weißen Bart. Dieſer Mann ſagte: „Was begehret ihr?“

„Wir begehren zu dem hochehrwürdigen Biſchofe von Paſſau,“ ſagte Witiko, „da wir ihm Nachrichten bringen.“

„Ich hätte es nicht geglaubt,“ antwortete der Mann, „daß ihr ſo bald wieder kommen werdet, Witiko, weil ihr einen ſo großen Schmerz um den Tod des Biſchofes Regimar empfunden habt, und weil ihr fort geritten ſeid. Wie iſt es euch denn ergangen?“

„Ich werde dir ſchon meine Schickſale erzählen, Odilo,“ ſagte Witiko, „aber jetzt iſt mir daran gelegen, zu dem Biſchofe zu gelangen.“

„Wenn ich ſagte, daß ich nicht eine große Freude habe, euch wieder zu ſehen,“ antwortete der Mann, „ſo wäre es eine Lüge. Und zu dem hochehrwürdigen Biſchofe werde ich euch weiſen; denn er ſchenkt mir das Vertrauen, das mir der ſelige Herr Regimar geſchenkt hat. Und iſt denn der Krieg aus, in welchem ihr geweſen ſeid?“

„Jetzt iſt er aus,“ ſagte Witiko, „und ich weiß, daß du in dem Hauſe als der Thorwart viel giltſt, und du wirſt uns das Thor öffnen, daß wir einreiten, die Pferde unterbringen, und zu dem hochehrwürdigen Biſchofe gehen können."

„Ja," ſagte der Mann, „und ich habe mit dem hocherhabenen Biſchofe von euch geſprochen, wie ihr klug geweſen ſeid, und tapfer ſein werdet. Und wenn ihr meint, daß ich einem Freunde, der an mein Thor klopft, die Gaſtlichkeit verweigere, ſo irret ihr euch."

Er wendete ſich in dem Thürchen um, und rief nach Innen: „Hans!"

„Ja," ertönte im Innern eine ſehr ſtarke Stimme.

„Schließe auf," ſagte der Thorwart.

Hierauf raſſelten hinter dem Thore Eiſenſtangen, der andere Flügel, in welchem ſich kein Thürlein befand, wurde geöffnet, und ein ſehr großer junger Mann ſtand an dem Flügel. Er hatte wie der Thorwart ein veilchenfarbenes Mäntelchen, aber auf ſeinem Haupte war eine Eiſenhaube, um ſeine Bruſt ein Harniſch, und an ſeinen Beinen Schienen.

Witiko und ſeine Begleiter ritten an dem Manne vorüber in einen großen Hof. Dort hielten ſie an, und ſtiegen von den Pferden. Der Thorwart und der junge Mann gingen ihnen nach.

„Hans," ſagte der Thorwart, „rufe die Stallbuben, und gehe zu Rudolph, dem Steiner."

Der junge Mann rief gegen die Vertiefung des Hofes, und ging dann in das Gebäude.

Es kamen drei Stallbuben, und wollten die Pferde hinwegführen.

„Wartet noch,“ ſagte Witiko.

Die Stallbuben und alle andern blieben bei den Pferden ſtehen.

Hans kam wieder aus dem Gebäude, und ein ritterlich gekleideter junger Mann ging neben ihm.

Da ſie herzu gekommen waren, ſagte der Thorwart: „Dieſer iſt der Schüler Witiko, und ſie haben für den hochehrwürdigſten Biſchof Nachrichten. Ich empfehle Witiko.“

„Sei mir gegrüßt, du treues Blut,“ ſagte der ritterlich gekleidete Mann.

„Sei gegrüßt, Rudolph,“ ſagte Witiko, „wir ſollten zu dem hochehrwürdigen Biſchofe.“

„Wir ſind nicht mehr in der Schule des Biſchofes, Witiko,“ antwortete Rudolph, „aber einer ſollte den andern ſo lieben wie damals, und ich liebe dich, Witiko. Gehe nur mit deinen Knappen über die Treppe zu der Rathhalle, und von ihr in den rothen Saal, und dort harre. Morgen werden wir mit einem Feſte den Gruß erſt recht begehen, weil du wieder da biſt.“

„Das werden wir thun,“ ſagte Witiko.

Nachdem dieſes geſprochen war, ging Rudolph wieder durch eine Thür in das Gebäude zurück.

Witiko ſagte zu den Stallbuben: „Jetzt zeigt uns den Weg zur Unterbringung der Pferde.“

Die Buben zeigten den Weg, und halfen die Pferde in den Stall führen.

Als die erſten Nothwendigkeiten geſchehen waren, ſagte Witiko zu ſeinen Begleitern, ſie mögen ihm folgen

Er ging mit ihnen wieder in den Hof hinaus. Dort ſtand noch der Thorwart und Hans.

„Ich danke dir, Odilo,“ ſagte Witiko, „was nun ferner ſein muß, weiß ich ſchon.“

„Ich habe eingerichtet, daß Alles für dich gut wird,“ ſagte der Thorwart.

„Das iſt gut,“ antwortete Witiko.

Nach dieſen Worten ging der Thorwart in ein Gemach, das neben dem Thorbogen war. Hans ſchloß den Flügel des Thores, und ſtieg über eine Treppe neben dem Thore in ein Gemach empor.

Witiko aber führte ſeine Begleiter durch die Thür, durch welche Rudolph in das Gebäude gegangen war, in eine große Halle. Von der Halle führte Witiko ſeine Begleiter über eine breite Stiege in einen Gang empor. In dem Gange wandelten ſie eine Strecke weiter. Dann öffnete Witiko eine hohe Thür, und ſie kamen durch dieſelbe in ein Gemach, in welchem viele Stühle und Tiſche waren. Von dem Gemache gingen ſie in einen großen Saal. Der Saal war mit rothem Marmor gepflaſtert. An ſeinen Wänden waren Bänke von gelben Pölſtern. Sonſt enthielt er nichts. Er hatte drei Thüren. Durch eine war Witiko gekommen, die andere war geſchloſſen, und durch die dritte, welche offen war, ſahen ſie in eine große Stube mit vier Fenſtern, deren Wände mit rother abgeblaßter Seide beſchlagen waren, und die viele Bänke und Geſiedel von gleicher Seide enthielt. Die Fenſter des Saales und der Stube ſahen auf die Berge, die an dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes Inn ſtanden.

In dem Saale wartete Witiko.

Nach einer Weile kam aus der Seidenſtube ein Mann heraus, der eine hohe Geſtalt, braune Haare, einen braunen Bart und ein längliches Angeſicht hatte. Er war in ein weites veilchenblaues Gewand gekleidet, und trug über demſelben eine goldene Kette und ein goldenes Kreuz. Hinter ihm gingen zwei Männer in prieſterlichen Kleidern. Der Mann ſah Witiko und ſeine Begleiter an. Dann gab er den zwei Männern, die hinter ihm waren, ein Zeichen zur Entfernung. Die zwei Männer öffneten die geſchloſſene Thür, und gingen durch dieſelbe in ein weiteres Gemach.

Da dieſes geſchehen war, trat der Mann in dem braunen Gewande, der mit Witiko gekommen war, gegen den mit der goldenen Kette vor, und ſtand ein Weilchen vor ihm.

Dann nahm er die Haube von ſeinem Haupte, und ſprach mit laut tönender Stimme: „Hochehrwürdiger Biſchof von Paſſau, hochedler Graf von Peilſtein und Hagenau, ehrwürdiger geweihter Prieſter Regimbert! ich komme zu dir in dem Gewande Jakobs, da er in der Wüſte auf der Flucht war.“

„Hochehrwürdiger Biſchof und theurer Bruder Zdik,“ antwortete der Biſchof von Paſſau, „und wenn du in dem Gewande des Lazarus kämeſt, ſo wäreſt du der Herr dieſes Hauſes. Sei gegrüßt.“

Er legte die Hände auf die Schultern des Mannes in dem braunen Gewande, und küßte ihn auf die Stirne. Der Mann in dem braunen Gewande legte dann auch die Hände auf die Schultern des Biſchofes, und küßte ihn auch auf die Stirne.

Dann ſagte er: „Ich will nicht der Herr des Hauſes ſein, ſondern ich bitte nur, daß ich den Panzer und das Schwert, welche ich durch Tage und Nächte unter dieſem Kleide trage, ablegen darf, daß ich in einfältigen Kleidern gehe, daß dein Dach über meinem Haupte ſei, daß ich die geringe Speiſe genieße, die mein Körper bedarf, und daß ich in deiner Kirche zu Gott bete.“

„Lebe, wie du es wünſcheſt, und wie ich dich ehre,“ ſagte der Biſchof von Paſſau. „Und du, Witiko, haſt dich der Mühe unterzogen, den hochehrwürdigen Biſchof zu mir zu geleiten. Sei gegrüßt.“

Witiko antwortete: „Der hochehrwürdige Biſchof und Abt Silveſter hat zu mir geſagt, ich ſolle in Demuth vor Gott dem Herrn handeln, und ich hätte jeden Verfolgten des Weges geführt, und hätte ihn geſchützt, um wie viel mehr den hohen Biſchof Zdik, den ich verehre. Ich bin nebſt meinem Knechte, der da ſteht, mit ihm geritten.“

„So gehe mit mir in meine Stube, hochehrwürdiger Bruder Zdik, und du auch, Witiko, bis eure Wohnung bereitet iſt,“ ſagte der Biſchof von Paſſau.

Witiko ſprach zu Raimund: „Du haſt geſehen, was geſchehen iſt, gehe nun zu unſern Thieren, ſie zu pflegen, und ſei deſſen gewärtig, was ich dich weiter heißen werde.“

Raimund ging durch die Thür hinaus.

Der Biſchof von Paſſau berührte den Ärmel an dem braunen Gewande Zdiks, und führte ihn an dieſem Ärmel in die Stube von Seide. Witiko folgte. In der Stube führte der Biſchof ſeinen Gaſt zu einem rothſeidenen Stuhle, über dem ein Seidendach war, und nöthigte ihn, dort nieder zu ſitzen. Witiko wies er ein anderes ſeidenes Geſiedel an. Witiko ſetzte ſich auch. Der Biſchof aber ging zu einer ſilbernen Glocke, die an einem ſilbernen Wandarme befeſtiget war, und that mit einem ſilbernen Hammer einen Schlag auf die Glocke. Da dieſes Zeichen erſcholl, öffnete ſich eine Thür, und ein Kämmerling, der ein Gewand von veilchenblauer und gelber Farbe hatte, trat herein.

„Rufe mir den Vater Konſtantin,“ ſagte der Biſchof.

Der Kämmerling ging wieder durch die Thür hinaus. Der Biſchof ſetzte ſich auf einen Stuhl neben Zdik. Nach einer Weile kam ein Prieſter in die Stube, welcher ein ſchwarzes Gewand an hatte, und eine ſilberne Kette auf der Bruſt trug.

Zu dieſem Prieſter ſagte der Biſchof von Paſſau: „Ehrwürdiger Bruder Konſtantin, und Meiſter im Hochſtifte, der hochehrwürdige Oberprieſter des Landes Mähren wird dieſes Haus als Gaſt ehren, ich bitte dich, laſſe ordnen, was zu dieſer Abſicht nothwendig iſt.“

„Ich werde meines Amtes walten,“ ſagte der Prieſter.

Er verneigte ſich vor den zwei Biſchöfen, und ging wieder durch die Thür hinaus.

„Und nun ſei noch einmal in meinem Hauſe willkommen, Bruder Zdik,“ ſagte der Biſchof von Paſſau.

„Ich habe es gewußt, daß du dem flüchtigen Haupte ein Kiſſen geben wirſt,“ antwortete Zdik, der Biſchof von Olmütz.

„Was ihr dem geringſten eurer Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan,“ ſagte der Biſchof Regimbert.

„So iſt es,“ entgegnete Zdik.

„Und weil die Geringen dem Heilande gleich ſind, ſo müſſen wir ſie ehren, und müſſen ſie ehren, wenn ſie Gott heimgeſucht hat. In deinem Sprengel ſind die Sachen hoch gediehen, Zdik,“ ſagte Regimbert.

„Ich habe meine Hand erhoben, und den Bann über das Land Mähren ausgeſprochen, und irre nun flüchtig auf der Erde, und muß die Menſchen eines guten Herzens bitten, daß ſie mich geleiten und ſchützen,“ antwortete Zdik.

„Und ſo ſegnet dich der Herr, begnadeter Bruder Zdik,“ ſagte der Biſchof Regimbert.

„Ich kann einen Segen nicht erkennen, weil ich eines Segens nicht werth bin,“ erwiederte Zdik.

„Du biſt des Segens werth,“ ſprach Regimbert, „weil du dem frommen Biſchofe Adalbert nachſtrebeſt, Zdik, der einmal aus einem hohen Geſchlechte den Hirtenſtab über eure Länder ergriffen hat. Dann aber hat dir der allmächtige Gott die Huld gewährt, daß du ſchon zwei Male in Jeruſalem geweſen biſt, und an dem Grabe ſeines Sohnes gebetet haſt. Und dann hat er das Zeichen des Unglückes auf dein Haupt geſetzt, daß er dich erhöhen wolle. Siehe, wie Hiob mehr bekam, als er je hatte, wie Jakobs Trauer um Joſeph in Jakobs Freude über Joſeph verwandelt wurde, wie David aus den Höhlen der Erde in die Gemächer des Königshauſes ging, wie der Tempel nach der Gefangenſchaft herrlicher wurde als vorher, wie die Schmach des Todes Petrus Rom zum Haupte der Chriſtenheit erhob, wie die Verbannung und der Tod Gregors die Kirche mächtiger machte, als die Siege

Heinrichs die Welt machen konnten: ſo verklärt der Herr das Haus des Glaubens durch Kümmerniß, und die Säulen, die dieſes Haus tragen, werden glänzender ſein, als ſie vordem geweſen ſind.“

„Mir geziemt es nicht, ſo zu ſprechen,“ ſagte Zdik. „Ich bin ein Sünder, und habe Strafe verdient, und was gekommen iſt, das iſt die Strafe. Höre mich an, ehrwürdiger Bruder Regimbert. Seit langen Zeiten iſt wegen der Sünden Vieler die Hand des Herrn ſchwer auf unſern Ländern gelegen, und ſie iſt wegen der Sünden der Einzelnen auch auf die Einzelnen gekommen. Da unſere Völker noch Heiden waren, hat ihnen Gott, ſoweit er Heiden, die nicht an ihn glauben, beglücken kann, zuweilen Männer geſandt, die ihnen in ihrer Finſterniß beiſtanden. So war Zaboi, ſo war Lumir, ſo war Samo, ſo war Krek, ſo war die Frau Libuša, und ſo war Přemyſl, der Ackerer und der Gatte Libuša's. Von ihm iſt ein Geſchlecht gekommen, aus dem die Häupter des Landes wurden, die Wladyken, wie wir das Haupt eines Hauſes den Wladyk nennen. Es ſind Nezamyſl, Mnata, Woyen, Uniſlaw, Křeſomyſl, Neklan und Hoſtiwit gekommen. Sie ſind lauter Heiden geweſen, da bei euch ſchon lange das Chriſtenthum entſtanden war. Dann iſt Bořiwoy geweſen, der ein Chriſt geworden iſt, und dann ſind ſie lauter Chriſten geweſen. Sie haben ſich Herzoge genannt, und ſind geworden, wie bei euch Pipin von Heriſtal und Karl Martell und die andern, die ſich zu Herrſchern gemacht haben. Die Nachkommen Přemyſls ſind immer zahlreicher geworden. Sie betrachteten das Land als ihr Eigenthum, theilten es, haderten darum, und führten Kriege, in welchen ihre Anhänger das Blut verloren. Da machten ſie ein Geſetz, es ſind jetzt neunzig oder hundert Jahre, daß in jeder Zeit der älteſte des Stammes der Herzog ſein ſolle, daß die andern zu ihrem Nutzen Gebietstheile in Mähren bekommen, und daß ſie dem Herzoge gehorchen müſſen. Aber bald wurde das Geſetz nicht mehr befolgt; denn wer die Macht hatte, ſuchte die Nachfolge dem zu gewinnen, den er liebte, oder den er ſonſt wollte. Da entſtanden Kämpfe von entſetzlicher Art, und es kam noch größeres Unheil in die Länder, als früher geweſen war. Den Beginn machte Swatopluk, der ein wilder Mann geweſen iſt, und er dauerte ſiebenunddreißig Jahre, bis auf unſere Tage, und wir wiſſen noch das Ende nicht. Swatopluk iſt ermordet worden, weil er gemordet hat, und ſein Nachfolger, Wladiſlaw, der Vater des jetzigen Herzoges, ein gerechter und guter Mann, mußte ſich den Fürſtenſtuhl gegen ſeinen Bruder Bořiwoy erkämpfen, und Soběſlaw, der dann folgte, mußte mit dem deutſchen Könige Lothar wegen des ſchwarzen Otto von Olmüz, der das Herzogthum anſtrebte, Krieg führen. Als der ſtarke und rechtgeſinnte Soběſlaw herrſchte, und als das Volk die Süßigkeit der Ordnung kennen lernte, wollten viele Männer der Länder, deren ich auch einer war, die Vorſorge treffen, daß bei ſeinem Ende nicht wieder das Unglück herein komme. Soběſlaw hatte einen Sohn, Namens Wladiſlaw, den er ſehr liebte. Wir, die Männer und ich, ſagten, er ſolle ihn von Konrad, dem Könige der Deutſchen aus dem Geſchlechte der Hohenſtaufen, mit den Ländern Böhmen und Mähren belehnen laſſen, und Konrad belehnte den Knaben

Wladiſlaw auf dem Tage in Bamberg, da derſelbe achtzehn Jahre alt war. Und in einem Monate darnach ſchwuren auf unſerem Tage in Sadſka ſo die hohen wie die niederen Herren der Länder dem jungen Wladiſlaw. Als ein halbes Jahr vergangen war, erkrankte der Herzog Soběſlaw, und die Ärzte ſagten, er werde ſterben. Da riefen die Männer: Jetzt haben wir einen Knabenherzog, den ſein Vater nicht mehr zu einem rechten Herzoge hat erziehen können, ein jeder wird ihn anfallen, und ſie ſagten: Nun müſſen wir ſelber einen Herzog wählen. Der erwählte Biſchof Silveſter, der die weißen Haare des Alters auf dem Haupte hat, ſagte aber: Thut das Gute, und bleibt bei eurem Schwure, alles andere wird kommen. Allein wir vermeinten klüger zu ſein, und verſammelten uns auf dem Wyšehrad zur Wahl. Da war Wladiſlaw, der Sohn des guten vorigen Herzoges Wladiſlaw, von dem Einige Macht und Anſehen, Andere eine gute Regierung erhofften, und wir wählten ihn zum Herzoge. Im Frühlinge dieſes Jahres aber wählten Viele wieder einen andern Herzog, Konrad von Znaim, und zogen in Waffen gegen Böhmen. Auf dem Berge Wyſoka iſt eine Schlacht geweſen, und viele hundert Menſchen, ja tauſend, ſind erſchlagen worden. Und dann waren Kämpfe und die Belagerung von Prag. Die Saaten ſind zerſtört, die Häuſer öde, weil die Menſchen fliehen, die heiligen Bauwerke und koſtbare Handſchriften und Kirchenſchätze ſind verbrannt worden, und in die Geſchlechter iſt die Wildheit gekommen. Der Herzog Wladiſlaw iſt zu dem deutſchen Könige Konrad um Hilfe gegangen, und als die Hilfsheere heran zogen, haben ſich die Feinde zerſtreut. In

Mähren ſind die Fürſten gegen mich aufgeſtanden, ſie haben die Kirchengüter genommen, und Zuchtloſigkeit geſtiftet. Ich ſprach die Worte des Bannes. Und als der Bann in dem Lande war, als das heilige Opfer bei verſchloſſenen Kirchenthüren gehalten wurde, als man die Todten nicht kirchlich beerdigen konnte, als die Gnadenſpendungen nur den Sterbenden gereicht wurden, und als ſich Alle nach einem Zeichen auf die Erde werfen mußten, um Gott zu bitten, daß er das Unglück wende: da drangen ſie gegen mich, ſie ſuchten mich an dem Halſe zu droſſeln, daß ich das Übel wegnehme, und da ich darauf meine Männer zur Hilfe aufbot, boten ſie noch mehr auf, und ich floh aus dem Lande durch ödes Gefild nach Böhmen, und ich wurde dann flüchtig in fremde Länder, wo die Zahl ihrer Anhänger nicht iſt. Das iſt Strafe, hochehrwürdiger Biſchof, und Silveſter hat geſagt, daß ſie kommen wird.“

„Und wenn es Strafe iſt, hochehrwürdiger Bruder,“ antwortete der Biſchof von Paſſau, „ſo biſt du durch Gott beglückt, daß du hienieden noch büßen kannſt, wenn du gefehlt haſt. Die er züchtiget, die liebt er, und wenn deine Gedanken, die Gutes wollten, nicht zum Guten taugten, ſo wird er dich zu dem Guten führen. Ich würde mich an deiner Stelle preiſen, und ich bete, daß ich meine Sünden auf dieſer Welt abbüßen könne. Wie oft habe ich gebetet, daß ich auf jener Stätte Buße zu thun vermöchte, auf welcher mein Erlöſer gelitten hat.“

„Gott wird dir dieſe Gnade gewähren,“ ſagte der Biſchof Zdik.

„Wenn die Spanne meines Lebens nicht ſchon zu kurz iſt, ſo werde ich die Pilgerſchaft in die heiligen Länder beginnen,“ antwortete der Biſchof von Paſſau; „dir aber, Zdik, wird er den Kranz reichen, der nach der Strafe beſtimmt iſt, die Wilden werden Lämmer werden, und dein Volk wird zurückkehren, und vor den Altären auf die Knice fallen.“

„Ich erwarte, was in der Hand des Herrn iſt,“ ſagte Zdik.

„Er hat deinen Gegner gerührt, daß er dich beſchützt hat,“ ſagte der Biſchof Regimbert, „iſt nicht dieſer Jüngling auf dem Wyšehrad dir entgegen geſtanden?“

„Ich bin bei der Wahl nicht ein Gegner des hochehrwürdigen Biſchofes Zdik geweſen,“ ſagte Witiko, „ich bin ein Diener des Herzoges Soběſlaw geweſen, und habe der Wahl nur zugeſchaut. Aber wenn ich auch ein Gegner des hochehrwürdigen Biſchofes geweſen wäre, ſo hätte ich ihn doch geleitet und beſchützt, wenn ich es gekonnt hätte. In meiner Sache hat mich der hochehrwürdige Biſchof damals ſehr unterſtützt. Jedoch beſchützen habe ich ihn jetzt nicht können, weil auf den Wegen, die wir geritten ſind, nirgends eine Gefahr geweſen iſt.“

„Ihr habt mich doch beſchützt, Witiko,“ ſagte Zdik, „denn wer ſolche Wege wählt, daß es wie ein Tuch vor den Augen meiner Feinde iſt, und wer ſolche Nachtlager findet, auf denen ich ruhig ſein kann, der iſt mein Beſchützer wie der, der gerade die Waffe des Feindes zurück ſchlägt.“

„Welche Wege ſeid ihr denn geritten, Witiko?“ fragte der Biſchof von Paſſau.

„Von Pric gleich in den Mittagwald,“ ſagte Witiko, „und in ihm auf Pfaden, die die Säumer nicht beſuchen, über Elhenic, Tiš und über die Haide Ogfolds nach Plan in mein Häuschen zur Nachtruhe. Von Plan durch die Moldau, durch den ebenen Wald, an dem Berge des heiligen Ulrich vorüber zu dem Mittagsfuße der drei Seſſel, wo wir in dem Waldhauſe Heinrichs von Jugelbach übernachteten. Von dem Waldhauſe über den breiten Berg und den Hanzenberg nach Paſſau.“

„Du haſt gute Wege gewählt,“ ſagte der Biſchof von Paſſau, „obgleich noch wildere und abgelegenere ſind, darauf ein Fuß kaum gehen oder klettern kann.“

„Ja,“ ſagte Witiko, „von dem ſchwarzen See über den Blöckenſtein oder über die drei Seſſel zu der kalten Moldau, die durch lange und breite Wälder fließt.“

„Oder von dem Hohenſteine auf der Waldſchneide zum Arber, wo Luchſe und Bären und Hirſche und Rehe ſind,“ ſagte der Biſchof Regimbert. „Hat euch Heinrich von Jugelbach erkannt?“

„Mich hat er von früherer Zeit gekannt,“ ſagte Witiko, „er hat meinen Vater gekannt, und kennt meine Mutter. Er hat uns eine feſte Wohnung in ſeinem Hauſe gegeben, hat den hochehrwürdigen Biſchof beim Mahle unter den Knechten ſitzen laſſen, hat das eiſerne Zugangsgitter zu unſerer Wohnung mit ſeinen eigenen Händen geſperrt und geöffnet, und hat bei dem Abſchiede zu mir geſagt: Ich danke euch für das Vertrauen, welches ihr mir heute in der Nacht erwieſen habt.“

„Er iſt ein gewaltthätiger ehrenhafter Mann,“ ſprach der Biſchof von Paſſau, „und beſchützt, wen er beſchützen will. Haſt du ſchon Botſchaft an den heiligen Vater gethan, hochehrwürdiger Bruder?“

„Ich habe ſie gethan,“ entgegnete Zdik, „und es kann in jeder Friſt die Antwort nach Mähren gelangen.“

„Sie wird dahin gelangen, und eine Leuchte ihrer Thaten ſein,“ ſagte der Biſchof von Paſſau.

„Möge es ſo werden,“ antwortete Zdik.

„Heinrich von Ingelbach iſt ſchon in ſehr vielen Ländern geweſen,“ ſagte Regimbert, „und hat dich gewiß geſehen und kennt dich, ehrwürdiger Biſchof von Olmüz. Er hat ſchon zum Öftern die Gnade genoſſen, zu der Stätte des Leidens und des Sterbens des Heilandes gelangen zu können, und er will wieder dahin gehen. Ich habe ihn vor ſieben Jahren in großem Schmucke mit ſeinem Vater Werinhart geſehen, da die Klöſter an dem Randshofe eingeweiht worden ſind. Er wollte verhindern, daß, wie der Pfarrer Erimbert von Pfaſſing das Ordenskleid nahm, desgleichen auch die Herren Ebo von Aua, Richer von Rohr und Stilicho von Engersheim thäten, weil er nicht gemeint war, daß das weltliche Gut in die heiligen Hände gelange. Sie haben es aber doch gethan, und er und ſein Vater ſind im Unmuthe von den Klöſtern fort geritten. Sie ſind immer der Habe und des Wachſens begierig geweſen. Werinhart, der Vater Heinrichs, hat wegen einiger Rechte und einigen Beſitzes mit dem Kloſter Berchtesgaden Streit begonnen. Konrad, der Erzbiſchof von Salzburg, und Roman, der Biſchof von Gurk, haben vermittelt, ja es iſt ſogar die Hilfe des heiligen Vaters angegangen worden, und der Streit hat ſein Ende bis in unſere Tage nicht erlangen können. Da der letzte Herr von Aſchach geſtorben iſt, ſo hat die Tochter desſelben, welche die Mutter Heinrichs von Jugelbach iſt, das ganze Habe von Aſchach geerbt. Und die zwei Brüder Heinrich von Jugelbach und Gebhart von Jugelbach wollen gegen Aſchach gehen, und zwei Burgen bauen, indeß der alte Werinhart in Jugelbach ſitzt. Wenn die Abtei Wilhering, die man ſtiften will, entſtehen kann, dann wollen ſie ihr Todtenlager von der Abtei Fornbach nach Wilhering verlegen. Von Benedicta erbt Heinrich einmal die Waſſermauth von Aſchach, und da kann ich durch meine Schiffer mit ihm in Streit gerathen, wie das Kloſter Berchtesgaden mit ſeinem Vater in Streit gerathen iſt. Die zwei Brüder werden die Fittige ſchon regen."

„Das Todtenlager verlegen ſie," ſagte Zdik, „es iſt allwärts wie bei uns, erſt üben ſie Gewalt, dann haben ſie Reue, und begaben die Orte ihrer letzten Ruhe. In deinem Lande, ehrwürdiger Bruder, iſt uns Gewalt begegnet. Man hat Bolzen auf uns geſendet, die abgeprallt ſind."

„Wer hat Solches gewagt?" fragte der Biſchof von Paſſau.

„Ich habe einen der zwei Männer fangen laſſen," entgegnete Witiko.

„Und habet ihr ihn in unſer Gericht gebracht?" fragte der Biſchof.

„Nein," antwortete Witiko, „ich habe ihn ſelber abgeurtheilt. Weil ich durch Fragen im Hanzenberge erkannt hatte, daß er nur einen Gauneranfall hatte verüben wollen, ſo ließ ich ihn mit einer Drohung aus der Haft. Wir hatten nicht Friſt zu Gerichtsdingen, und ich wollte nicht, wenn ich den Mann bei unſerem Weiterreiten mitziehen ließe, die Aufmerkſamkeit der Leute auf uns richten."

„Das iſt gut, Witiko," ſagte der Biſchof.

„Du darfſt die Sache nicht beachten, hochehrwürdiger Bruder," ſagte Zdik, „die Bolzen ſtammen nicht aus dem Lande Mähren, und der Mann, der aus eigenem Rathe auf uns geſchoſſen hat, wird der Strafe nicht entrinnen."

„Es iſt arg, daß ſich die Ordnung in dieſen Tagen immer mehr verwirrt," ſagte Regimbert, „und am ärgſten, daß in unſerm Lande Baiern kein Herr und Herzog iſt. Der König hält das Land in ſeiner Macht, und es müßte Vieles geſchehen, wenn nicht der Markgraf Heinrich in Wien einen Theil davon erhielte."

„Der König iſt der Stiefbruder des Markgrafen Heinrich," antwortete Zdik, „und weil er mit euerm ſtolzen Herzoge Heinrich und ſeinem Bruder Welf den ſchweren Krieg gehabt hat, ſo fürchtet er, wenn er dem Knäblein Heinrich zu Sachſen auch noch Baiern gäbe, daß es einſt zu mächtig werden könnte. Und ſo kann es ſchon geſchehen, wie du geſagt haſt."

„Dann iſt der Sprengel des Biſchofthumes Paſſau noch weiter in die Oſtmark hinein gelegt, als jetzt," ſagte Regimbert.

„In unſern Zeiten werden die Dinge vielfältig von ihrer Stelle gerückt," antwortete Zdik, „und die Kirche erleidet auch Änderungen."

„Ja, es geſchehen Zeichen und Wunder, und Mächte wachſen und vergehen, wie wir nicht geahnt haben,“ ſagte Regimbert, „wir ſollten ſorgſam auf dieſe Zeichen achten. Denke an Friedrich von Büren, und was er geworden iſt. Er iſt ein edler Mann geweſen, wie auch ſein Vater ein edler Mann geweſen iſt, und wie ſein Großvater geweſen ſein mag. Aber er iſt nur ein edler Mann geweſen, und um ſein Vorgeſchlecht war Dunkelheit gehüllt. Er ſtieg von ſeinem Dorfe Büren auf den Gipfel des hohen Stauſen, und baute dort eine Burg. Und dann hat er mit ſeiner Hand und ſeinem Rathe dem vierten Heinriche ſtets gedient, daß dieſer endlich geſagt hat: Ich gebe dir meine Tochter Agnes zum Weibe, und verleihe dir das Herzogthum Schwaben. Und ſitzt nicht der Sohn dieſes Mannes Büren, Konrad, jetzt auf dem Königsſtuhle der Deutſchen, dem erſten weltlichen Stuhle auf dieſer Erde, welcher gleich nach dem Stuhle des heiligen Vaters kommt? Und wird dieſes Geſchlecht nicht wachſen? Hat er nicht die alten Welfe, die in Baiern und Sachſen mächtig waren, nieder geworfen? Und wird er nicht gegen Heinrich, den Sohn unſers verſtorbenen ſtolzen Herzoges Heinrich, dem ſie Sachſen gegeben haben, und in dem ein rächender Löwe heran wächſt, einſt ſtreiten? Und wenn die Mächtigen ſtreiten, kannſt du ſagen, Bruder Zdik, in welche Zeiten und in welche Länder ſich der Streit fortpflanzen wird? Und wie der Mann Büren auf den hohen Stauſen geſtiegen iſt, und ſeinem Geſchlechte den deutſchen Königſtuhl errungen hat, ſo hat ein anderer Mann in der Zeit vor unſern Tagen ſeine Söhne ausgeſendet, daß ſie ſich ihren

Lebensunterhalt ſuchen, und ſie haben Königskronen gefunden, die furchtbar ſind, und die noch furchtbarer werden können. Es iſt der Mann Tankred geweſen, der in dem Lande Normandie gehauſet hat. Er iſt auch nur ein edler Mann geweſen, und ſein Geſchlecht hat einiges Anſehen gehabt. Er hat die edle Jungfrau Moriella geheirathet, und ſie hat ihm Töchter und fünf Söhne geboren. Und da ſie geſtorben war, hat er die edle Jungfrau Freſenda geheirathet, und ſie hat ihm Töchter und ſieben Söhne geboren. Und ſie hat die Töchter und die Söhne erzogen. Und die Jünglinge waren in allen Tugenden der Männer und Ritter geübt. Da ſagte der Vater: Wenn meine Habe unter euch getheilt wird, ſo hat jeder wenig, wenn ſie aber einer bekömmt, ſo kann er ſein Geſchlecht in Anſehen fortführen, und wenn die übrigen ſich Ruhm und Habe erwerben, ſo könnt ihr alle bedeutſam ſein. Da gingen drei Söhne, Wilhelm, Drogo und Humfried, nach Italien, und verdingten ſich dem Fürſten von Capua. Als der Fürſt kargte, gingen ſie in den Dienſt des Fürſten von Salerno. Derſelbe übergab ſie dem griechiſchen Kaiſer Michael, und ſie ſchlugen mit den Männern der Normandie, die nach gekommen waren, für ihn ein ſiciliſches und ſaraceniſches Heer auf der Inſel Sicilien. Die Griechen aber betrogen ſie um die Beute, und waren argliſtig, und die Männer mußten nach Italien fliehen. Dort errannten ſie im Sturme die Stadt Malſi, machten aus ihr eine Veſte, und ſie ſollte gemeinſchaftliches Eigenthum ſein, und was man erobern würde, ſollte getheilt werden. Wilhelm wurde als Haupt erkannt. Er führte ſie gegen die Griechen, welche beſtrebt waren, die Eindringlinge aus dem Lande zu werfen, und beſiegte die Griechen. Aber er ſtarb. Da wurde Drogo das Haupt, und es kamen wieder ſieben Söhne Tankreds zu ihm. Weil die Griechen nicht zu ſiegen vermochten, und auch durch Geſchenke die Fremden nicht aus dem Lande bringen konnten, dachten ſie auf Hinterliſt. Drogo wurde, als er in die Kirche von Montello ging, ermordet, viele ſeiner Leute wurden getödtet, und es ſollten an dieſem Tage alle Normannen ermordet werden. Aber an Drogo's Stelle trat Humfried,er rief die Seinigen zuſammen, ſie erſtürmten Montello, tödteten die Verräther, und befeſtigten ihre Macht. Nun wies ſie der heilige Vater Leo aus dem Lande, und befahl, daß ſie aus Italien weichen ſollten. Sie gehorchten nicht. Und ſo zog er mit den Leuten des Fürſten von Benevent, mit Griechen, und ſelbſt mit Deutſchen gegen ſie. Allein ſie ſiegten, und nahmen den heiligen Vater gefangen. Sie bezeigten ihm große Ehrerbietung, und er belehnte ſie mit dem, was ſie hatten, und was ſie in dem untern Italien erwerben würden. Als Drogo ſtarb, kam der nächſte der Söhne Tankreds, Robert Guiskard, an ſeine Stelle. Sie ſagen, daß Robert ſehr ſchöne rothe Wangen und blaue Augen und blonde Haare gehabt hatte. Aber die Männer gehorchten dem Haupte nicht mehr. Sie zerſtreuten ſich in Fehdefahrten, und wohnten auf Burgen. Robert baute ſich ein Schloß, und mußte ſich dahin Lebensmittel ſtehlen, er mußte einen falſchen Leichenzug in ein Kloſter führen, um von den Mönchen durch Schreck Geld und Nahrung zu erpreſſen, und er trug einen reichen Mann gegen ſein Schloß, um Löſegeld zu erzwingen. Da kam nun auch der jüngſte der Söhne Tankreds, Roger, nach Apulien. Er war ſchön und blond wie ſein Bruder, aber größer. Zuerſt war er mit ſeinem Bruder Robert vereinigt. Aber ſie zerfielen dann, und bekriegten ſich. Roger erhielt von einem Bruder eine Burg zum Geſchenke, und er mußte Wegelagerung treiben, und ſtahl in der Nacht mit ſeinem Knechte Pferde. Die Brüder verſöhnten ſich wieder, und da ſie verſöhnt waren, bezwang Robert Länder in Apulien, und Roger machte Raubzüge nach Sicilien, und behielt die Stadt Meſſina in ſeiner Gewalt. Sie entzweiten ſich dann wieder, und kämpften gegen einander. Da rettete Roger einmal ſeinen Bruder aus der Gefangenſchaft und von dem Tode, und nun blieben ſie vereint durch die Zeit ihres Lebens, und halfen einer dem andern. Roger beſiegte die Saracenen in Sicilien, dann kam Robert zu ihm, und ſie durchzogen die Inſel. Dann gingen beide nach Apulien, bezwangen Städte durch Hunger, durch Sturm oder durch Schreck, und dann eroberten ſie wieder Palermo, und dann die letzten Theile von Apulien. Roger wurde als Fürſt von Sicilien und Robert als Fürſt von Apulien anerkannt. Robert rüſtete darauf ein Heer gegen den griechiſchen Kaiſer Alexius, ſchiffte nach Griechenland, beſiegte den Kaiſer in mehreren Schlachten, und war daran, das ganze Reich zu bezwingen. Da ward ihm zu Hauſe Empörung erregt, und der heilige Vater Gregor der Siebente rief ihn zu Hilfe, weil er in der Engelsburg von dem Kaiſer Heinrich belagert wurde. Robert ließ ſeinen Sohn Boemund in Griechenland, ging heim, ſchlug die Empörer, zog mit ſeinem Bruder nach Rom, und befreite den heiligen Vater. Boemund beſiegte in der Zeit die Griechen in drei

Schlachten. Robert machte nun den zweiten Zug gegen ſie; allein da ſtarb er. Seine Söhne haderten, und endlich erloſch ſeine Nachkommenſchaft gänzlich. Und da auch Roger geſtorben, und da ihm ſein Sohn desſelben Namens Roger gefolgt war, kam alle Herrſchaft in Sicilien und Apulien an dieſen zweiten Roger. Er wurde dann König und vor zwölf Jahren in der heiligen Weihnachtzeit von dem Gegenpapſte Anaklet durch einen Kardinal in der erzbiſchöflichen Kirche in Palermo geſalbt. Der im Himmel ſelige Kaiſer Lothar hat wohl nach ſeinem Krönungszuge nach Rom das ganze Land Italien erobert, und Roger auf Sicilien zurück gedrängt, und den heiligen Vater Innocenz auf ſeinen Stuhl nach Rom geführt; aber da Lothar nach Deutſchland zurück gezogen, und auf dem Wege geſtorben war, eroberte Roger wieder alle Länder des untern Italien, und wurde von dem heiligen Vater Innocenz als König von Apulien, Calabrien, Capua und Sicilien erkannt. Und da ſteht er nun, der Enkel des Mannes Tankred, als ein gewaltiger Herrſcher da, bereit, Alles zu nehmen, und ſei es ſo viel, als eines Menſchen Haupt zu denken vermag. Und wie ſind die Sachen indeſſen in dem oberen Italien gediehen? Wenn man mit Worten den Kaiſer nennt, ſo achtet in Thaten niemand ſein, die Begierden herrſchen, und Venedig kämpft mit Ravenna, Florenz und Piſa mit Lucca und Sienna, Verona und Vicenza mit Padua und Treviſo, Bologna mit Modena, und die Herren in dem Lande ſind dabei, der Markgraf von Tuscien ſteht zu den Florentinern, der Graf Guido zu den Feinden derſelben, und es erheben ſich Räuberhorden, die den Freund und den Feind plündern, und Biſchöfe und Äbte anfallen. Und hat nicht der Abt von Clugny, der auch von Räubern ergriffen worden war, an den König Roger geſchrieben: O, wenn nur das arme Land deinen Befehlen unterworfen würde? Und ſind nicht dieſe Worte bekannt gemacht worden? Wenn nicht ein deutſcher König zu retten kommt, ſo wird Roger das Land ergreifen, es mit einem Arme halten, und mit dem andern über die Alpen langen, und Alles zu verſchlingen ſtreben, oder Alles wird zerfallen."

„So iſt es, hochehrwürdiger Bruder Regimbert," ſagte Zdik, „das Erhobene wird gedemüthigt, das Kleine wird erhoben. So ſtark wie dieſer Roger, Robert, Boemund, Wilhelm und Drogo, ſo ſind noch andere auf dieſer Welt, und wer weiß, ob nicht der deutſche König und römiſche Kaiſer ſchon unter uns wandelt, der die Rettung bringt."

„Konrad wird jetzt auf ſeinen Römerzug gehen," ſagte Regimbert, „auch preiſen viele den Knaben Friedrich."

„Was iſt Alles vor den Augen Gottes," antwortete Zdik, „Geſchlechter ſteigen in die Grube, andere breiten ſich aus, Reiche vergehen, und werden. Bei uns ſind Männer von dem Herzogſtuhle in das Elend gegangen, andere von dem Pfluge zur Herrſchaft, Städte und Stämme haben geboten, und ſind dahin. Aber Gott wirkt durch die Menſchen Wunder, welche leuchten von dem Aufgange bis zu dem Untergange, und welche nicht vergeſſen werden, wenn wir ſie auch durch Unreinheit des Herzens verlieren."

„Du ſagſt es, Bruder Zdik," antwortete Regimbert, „das iſt die Befreiung des heiligen Landes von der Schmach der Entweihung durch den Eifer gebrechlicher Menſchen. Das iſt das Wunder, das vor unſerer Zeit geſchehen iſt, und das nicht vergeſſen werden kann. Es iſt mein Gebet beim Tage, meine Betrachtung in der Nacht, und mein Traum in dem Schlafe, daß ich einmal in das Land gelange. Ich erzähle mir, und wiederhole mir, wie es ſich wundervoll zugetragen hat. Da iſt ein Mann mit einem kleinen Körper, mit ſchwachen Gliedern, mit geſchwärzten Wangen, und mit nackten Füßen, der Einſiedler Peter, zu dem heiligen Vater Urban gekommen. Er hat erzählt, wie er nach Jeruſalem gegangen iſt, und wie ihn die Leute gepflegt haben, und wie ihm vornehme Frauen die Füße gewaſchen haben; denn es hat ſich ausgebreitet, daß die Pilgerungen zum Seelenheile dienen, damit man ſich von Schuld löſe, oder frömmer werde, oder Überbleibſel hole, die ewigen Segen bringen, und viele Menſchen ſind nach Jeruſalem gewandelt, und immer mehrere, um des Heiles theilhaftig zu werden. Und je mehr Menſchen nach Jeruſalem gezogen ſind, deſto mehr Ungläubige ſind aus dem Lande Aſien heraus gezogen, und haben Alles erobert bis an das Meer, und ſind den Pilgern zum Schrecken und zur Gefahr geworden, und haben Zins begehrt, wenn man die heiligen Stätten betreten wollte. Aber die Pilger duldeten den Schrecken und die Gefahr, und leiſteten den Zins. Siegfried, der Erzbiſchof von Mainz, Otto, der Biſchof von Regensburg, Günther, der Biſchof von Bamberg, Wilhelm, der Biſchof von Utrecht, die große Geleite hatten, wurden angefallen, und verloren Habe und Männer. Von ſieben Tauſend Chriſten, die eine Wallfahrt unternommen haben, ſind fünf Tauſend getödtet worden. Dietrich, der Graf von Trier, welcher Kuno, den Erzbiſchof von Köln, erſchlagen hatte, ging, um die ſchwere Schuld zu ſühnen, nach Jeruſalem, und iſt nicht wieder zurückgekehrt. Die pilgernden Herren von Wulfenberg, vom Thal, von Bingen ſind verſchollen, und iſt nie mehr etwas von ihnen gehört worden. Eine ſchöne Äbtiſſin hat man bis zum Tode entwürdigt. Die Türken ſchändeten die heiligen Orte, die Kirchengeräthe wurden zerſtört, die Prieſter geſchlagen und mißhandelt, der Patriarch wurde bei den Haaren und dem Barte zu Boden geworfen, und es wurde ihm in das Angeſicht geſpieen, und wenn die armen Pilger den Zins nicht zahlen konnten, ſo wurden ſie zurück gejagt, und die Chriſten konnten ihnen nicht helfen, weil ſie ſelber beraubt und geplündert worden waren, und da man die Pilger nicht pflegen konnte, mußten ſie oft auf der Heimkehr verſchmachten. Der Einſiedler zog Briefe heraus, die ihm Simeon, der Patriarch, gegeben hatte, die ihm andere Leute gegeben hatten, und die ihm unzählige Leute gegeben hatten. Der heilige Vater antwortete, daß er auf Abhilfe denken werde. Peter ging darauf über die Alpen, und erzählte dort, und theilte Briefe aus. Auf den November des Jahres 1095 berief der heilige Vater eine Verſammlung nach Clermont. Es kamen über dreihundert Biſchöfe und Äbte, und dann Fürſten, Edle, Ritter und Volk. Der heilige Vater hielt die Verſammlung unter dem freien Himmel, und ſprach: Die Lehre des Heilandes iſt durch viele hundert Jahre in dem Lande Aſien geübt worden, ſie iſt von da in die ganze Welt ausgegangen; jetzt aber ſind Ungläubige dort, und walten. Welch' ein Jammer iſt dieſes!

Und doch iſt der Jammer noch größer. Die heilige Stadt Jeruſalem und das heilige Land iſt in ihrer Gewalt. Der Erlöſer, welcher die menſchliche Geſtalt angenommen hat, iſt dort gewandelt, hat dort ſeine Worte geſprochen, ſeine Wunder gewirkt, hat dort gelebt, und iſt dort geſtorben. Jetzt iſt dort keine Erlöſung mehr. In der Kirche der Auferſtehung, durch die er dem Tode die Macht genommen hat, werden Teufelsworte verkündiget, in dem heiligen Raume ſtehen Laſtthiere, die Chriſten werden verfolgt, die Prieſter mißhandelt und erſchlagen, und um das nur anblicken zu können, müſſen die Pilger einen ſchweren Zins zahlen. Uns allen wäre beſſer, daß wir ſtürben, als daß wir leben, und dieſes Unheil dulden. Ich ſage: Jeder verläugne ſich ſelbſt, jeder nehme das Kreuz des Heilandes, kein Chriſt ſtreite mehr wider den andern, keiner rufe den andern vor Gericht, keiner ſei tapfer gegen den Nachbar, ſondern gegen die Heiden zur Vergebung der Sünden, keiner fürchte Gefahr; denn wer reinen Herzens für den Herrn ſtreitet, dem ſind die Feinde dahin gegeben, keiner fürchte Mangel; denn wer Gott gewinnt, iſt reich, keiner laſſe ſich durch Klagen der Seinigen hindern; denn die Gnade ſchützet das Haus. Und der heilige Vater konnte ſeine Worte nicht endigen; denn es entſtand ein Donnerſchrei in dem Volke, und es rief geſammt wie ein einziger Menſch: Gott will es! Und da es wieder ſtille geworden war, ſagte der heilige Vater: Wahrhaftig ſind die Worte der Schrift: Wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, werde ich bei ihnen ſein. Er iſt bei euch geweſen, und hat durch euch wie mit einem Munde das Wort gerufen: Gott will es. Das Wort iſt nun fortan euer

Feldwort, und das Kreuz ſei euer Zeichen, es iſt das Zeichen der Macht und der Demuth. Wer das heilige Unternehmen zu ſtören wagt, den trifft der Fluch des päpſtlichen Stuhles, wer es fördert, dem wird ſein Beiſtand im Namen des Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit. Da der heilige Vater geendet hatte, kniete Ademar von Monteil, der Biſchof von Puy, vor ihm nieder, und bat, daß er bei dem heiligen Zuge ſein dürfe, dann kniete Wilhelm, der Biſchof von Orange, nieder, und bat auch ſo, und dann knieten viele, und baten, und die meiſten der Verſammelten riefen auf, und gelobten den Zug. Man riß plötzlich, wo irgend ein rothes Tuch oder rothe Seide oder rothes Linnen auf einem Kleide war, dasſelbe herab, und ſchnitt Kreuze daraus, und heftete ſich die Kreuze auf die Schultern. Alte Männer, welche zu jener Zeit gelebt haben, erzählen, daß ſich die Kunde von dem, was zu Clermont geſchehen iſt, in allen Ländern der Chriſtenheit zu der gleichen Zeit verbreitet hat. Die Biſchöfe und die Prieſter predigten nun das Kreuz, und die Pilger riefen zum Zuge. Der Mann trennte ſich von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern, der Bruder von der Schweſter, die Schweſter von dem Bruder, der Landmann vergaß den Acker, der Hirt die Heerde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen, und alle, Männer und Weiber, Hohe und Niedere wollten nicht ausgeſchloſſen ſein von der Wanderung der Völker nach dem heiligen Lande. Es war nicht mehr Friſt, das auszuſchließen, was nicht tauglich war, und wie ein brauſendes Gewäſſer lief Alles vorwärts. Unzählbare Menſchen zogen ſogleich mit dem Ritter Walter und mit dem Einſiedler Peter dahin; aber ſie gingen zu Grunde. Dann zogen andere mit dem Grafen Emiko; aber ſie gingen auch zu Grunde. Da zog der edle Herzog von Lothringen, Gottfried von Bouillon mit Rathſchluß und Beſinnung aus. Es zogen mit ihm ſeine Brüder Balduin und Euſtathius. Es zogen mit ihm Robert, der Graf von der Normandie, der Bruder des Königs von England, dann Robert, der Graf von Flandern, es zogen mit ihm Hugo, der Graf von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, dann der Graf Stephan von Blois, der Burgen hatte, wie Tage im Jahre ſind, dann Raimund, der Graf von Toulouſe, welcher der reichſte unter den Rittern war, dann Boemund, der Sohn des Normannen Robert Guiskard, der Enkel des Mannes Tankred, und mit ihm war ſein Neffe Tankred, der in jungen Jahren ſchon hohes Lob gewonnen hatte, es zog mit ihm noch eine große Zahl von Herren, Rittern und Edlen. Sie gingen durch das Land Ungarn und durch das Reich der Griechen, und waren, als ſie auf den Boden des Erdtheiles Aſien ſtiegen, eine halbe Million und hunderttauſend Menſchen. Darunter waren dreihunderttauſend gewappnete Fußgänger und hunderttauſend Reiter. Sie gingen in dem Erdtheile Aſien vorwärts, und waren Leute aller Zungen und Völker. Sie litten durch Hunger und Durſt, durch Feinde und Zank, durch Krankheiten und Erſchöpfung, durch Kämpfe und Aufenthalt, weil ſie nicht ganz reinen Herzens waren. Und als ſie ſich gereiniget hatten, eroberten ſie Nicäa, Edeſſa, und Antiochia, und am ſechſten Tage des Brachmonates des Jahres 1099 hatten ſie die Gnade, Jeruſalem zu ſehen.

Sie fielen auf die Knie, ſangen Loblieder, und weinten vor Freude. Dann näherten ſie ſich der Stadt, und rüſteten ſich zur Belagerung, und am neun und dreißigſten Tage nach ihrer Ankunft, am fünfzehnten des Heumonates erſtiegen ſie im Sturme die Stadt Jeruſalem. Alle hatten die größte Anſtrengung erwieſen, und man hatte diejenigen, welche auf dem Zuge geſtorben waren, wieder unter den Kämpfern erblickt. Sie küßten den Erdboden, berührten Alles mit ihren Händen, feierten in der heiligen Kirche den Gottesdienſt, thaten Buße, und gelobten mit lauter Stimme Beſſerung. Dann errichteten ſie, da ſie riefen: Gott will es, ein chriſtliches Reich, und erwählten Gottfried zum erſten Könige von Jeruſalem. Dieſes iſt im dritten Jahre, nachdem ſie die Heimath verlaſſen hatten, geſchehen. Siehe, mein Bruder Zdik, das iſt das Wunder, das von Gott durch gebrechliche Menſchen gewirkt worden iſt, wie du geſagt haſt. Es iſt nichts Größeres ſeit dem Leben und Sterben des Heilandes auf der Welt geweſen. Eine Freude war in der ganzen Chriſtenheit."

„Es iſt nichts Größeres geweſen," ſagte Zdik, „und ich halte es mir immer vor die Seele."

„Aber die Menſchen in Jeruſalem ſind nicht fortan reinen Herzens geblieben," erwiederte der Biſchof Regimbert.

„Nein, ſie ſind nicht reinen Herzens geblieben," ſagte Zdik, „und ich habe es ſelber in Jeruſalem geſehen, daß ſie nicht ſolchen Herzens geblieben ſind."

„Darum mußte auch wieder die Heimſuchung kommen," antwortete Regimbert. „Der fromme König Gottfried hat nur kurz geherrſcht. Dann führte unter Mühen und Erwerbungen ſein Bruder Balduin ſiebenzehn Jahre das Königthum. Dann kam der andere Balduin, ſein Vetter, der Graf von Edeſſa, und ſtiftete ein Reich von Tarſus bis nach Egypten. Er vermählte in unſeren Tagen ſeine älteſte Tochter Meliſenda mit Fulko, dem Grafen von Anjou, und als er geſtorben war, wurde Fulko König. Der König Fulko iſt jetzt ſchon alt, er iſt irdiſch und unſicher, und auch die Andern ſind irdiſch und habgierig. Da hat Gott zwei Feinde des Reiches erweckt. Der eine iſt der griechiſche Kaiſer Johannes, der Sohn des Kaiſers Alexius, der in Griechenland geherrſcht hatte, als Gottfried in die heiligen Länder gezogen war. Er iſt ein tapferer Mann, und beſiegte gleich nach dem Beginne ſeiner Herrſchaft die Türken und Petſchenegen. Darauf fingen die Ungarn gegen ihn Krieg an, weil er Almos, den flüchtigen Bruder ihres Königs, gütig aufgenommen hatte. Er war auch gegen die Ungarn ſiegreich. Da er dieſe Dinge beendiget hatte, zog er mit ſeinem Heere nach Aſien, und drängte die Ungläubigen zurück. Es mögen jetzt fünf Jahre ſein, daß er Tarſus und das ganze Cilicien eroberte, und vor die chriſtliche Stadt Antiochia kam. Weil einmal dieſe Länder zu Griechenland gehört hatten, und weil die erſten Pilger dem Kaiſer Alexius die Lehensherrlichkeit darüber verſprochen hatten, ſo begehrte ſie nun Johannes. Aber die jetzigen Pilger verweigerten ſie, und ſo ſind nun Chriſten wider Chriſten. Der zweite Feind iſt Emadeddin Zenki, der Ungläubige. Er iſt Herr von Aleppo, Syrien und des Landes zwiſchen den Flüſſen. Er hat ſeine Waffen gegen die Chriſten gekehrt, und Raimund, den Grafen von Tripolis, gefangen, zugleich auch den König Fulko in einer Burg bei Akkon eingeſchloſſen. Den Grafen Raimund gab er gegen ein Löſegeld und den König gegen die Burg frei. Jetzt rüſtet er gegen Edeſſa. Wenn nicht mit neuem Glauben und neuem Eifer Pilger von uns in das Morgenland ziehen, kann Alles verloren werden. Boemund hat ein irdiſches Mittel angeſagt. Man ſoll das griechiſche Reich erobern, dort eine ſtarke abendländiſche Herrſchaft ſtiften, und von ihr aus die weiteren Länder erwerben und anfügen. Gott wird aber die Seinigen ohne dieſes Mittel retten und befreien."

„Und wenn Alles durch die Sünden der Menſchen verloren wird, ſo wird Alles einmal wieder gewonnen werden, und es wird ein Hirt und eine Heerde ſein," ſagte Zdik.

„Und glücklich ſind, die zu dieſem Gewinne werden auserkoren ſein," ſprach Regimbert. „Sage, Zdik, wird der Herzog Wladiſlaw zu dem heiligen Kampfe ſeine Mitwirkung bringen?"

„Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, wird zuerſt in ſeinen Ländern ſeine Macht in Sicherheit ſtellen," antwortete Zdik, „und dann wird er thun, was der Kirche und den Menſchen frommt."

„Und Könige und Fürſten und alle, die die Macht haben, ſollen dem Werke nicht fehlen," ſagte der Biſchof von Paſſau, „und du, mein Sohn Witiko, wirſt du auch deine Jugend in die heiligen Länder tragen?"

„Wenn mein geringer Dienſt etwas wirken kann, werde ich ihn nicht verſagen," antwortete Witiko.

„Ich glaube es," ſagte der Biſchof.

„Ihr habt in eurer Rede einen Namen genannt, welchen ich kenne, hochehrwürdiger Biſchof,“ ſagte Witiko, „Almos, der flüchtige Bruder des ungariſchen Königs, den der griechiſche Kaiſer Johannes gütig aufgenommen hatte, iſt der Vater Adelheids, der Gemalin des böhmiſchen Herzoges Soběſlaw, geweſen, welche die Länder Böhmen und Mähren geliebt hat, welche in dieſem Leben wie eine Heilige gewandelt iſt, und mir Wohlwollen erwieſen hat. Und erlaubet mir auch, hochehrwürdiger Herr, daß ich von Wladiſlaw, dem Herzoge von Böhmen und Mähren, rede. Wenn es die Ehre und der Ruhm ſeiner Länder erheiſcht, wird er ſeine Banner über die Grenze zu entfernten Völkern tragen, und wir werden ihm folgen.“

„Ich habe Adelheid gekannt, mein Sohn,“ ſagte Regimbert, „ſie genießt im Himmel den ſeligen Lohn. Wladiſlaw möge nicht nur die Ehre und den Ruhm ſeiner Länder wahren, ſondern vielmehr thun, was die Ehre und der Ruhm Gottes erheiſcht.“

„Wie Gott durch alle Zeit hindurch die Zeiten lenkte,“ ſagte Zdik, „und die erweckte, welche er für die Zeiten brauchte, ſo wird er auch die erwecken, die in den weltlichen Dingen und auch in den himmliſchen ſeine Ehre und ſeinen Ruhm erfüllen, und wenn es auch in ſo entfernten Jahren iſt, dahin wir nicht zu ſehen und nicht zu denken vermögen.“

„Amen,“ ſagte der Biſchof von Paſſau, „ſo iſt es geweſen, und ſo wird es ſein. Und was für die jetzige Zeit noth thut, wie du ſagſt, daß der Herzog Wladiſlaw ſeine Macht feſtigen muß, ſo wird der heilige Vater einen Geſandten nach Böhmen ſchicken, der die geheiligten Dinge ordnet, und der Herzog kann dann weiter walten, und in Deutſchland würde ein König taugen, der das Blut der Hohenſtaufen und der Welfen zugleich in ſich trägt, wie der junge Friedrich, damit der Streit zwiſchen ihnen ruhte, Italien muß gehorchen, der heilige Vater Innocenz und der Kaiſer, wenn er einmal gekrönt ſein wird, ſollten in Freundſchaft ſein, und dann würden die Zelte die nicht faſſen, die zu dem Zuge in die heiligen Länder kommen, und den Herrn dort verherrlichen würden."

Als der Biſchof noch dieſe Worte ſprach, trat der Prieſter Konſtantin in das Gemach. Er blieb in der Entfernung ſtehen, bis der Biſchof ausgeſprochen hatte.

„Nun, was haſt du zu berichten, lieber ehrwürdiger Bruder Konſtantin?" fragte ihn der Biſchof.

Der Prieſter trat näher, neigte ſich, und ſprach: „Es iſt Alles vollendet, was zur Aufnahme des hochehrwürdigen Biſchofes von Olmüz nothwendig geweſen iſt, und der hochehrwürdige Herr kann in ſeine Wohnung kommen."

„Wenn du in dein Gemach begehreſt, hochehrwürdiger Bruder Zdik," ſprach Regimbert, „ſo wirſt du es ſagen."

„Die Sonne iſt untergegangen, wie ich an jenen Bergen ſehe," antwortete Zdik, „es wird an der Zeit ſein, ſeine Wohnung zu ſuchen, um dort ein Abendgebet zu ſprechen."

„So gehe ein in dein Haus unter meinem Dache," ſagte der Biſchof von Paſſau, „und die von Hagenau und von Peilſtein und die von dem Biſchofthume werden dich ſchützen.

Er erhob ſich nach dieſen Worten von ſeinem Sitze.

Der Biſchof Zdik in ſeinem braunen Gewande ſtieg auch von dem ſeidenen Stuhle herab, Regimbert nahm ihn bei der Hand, und ſagte: „Laſſe dich geleiten. Und du, edler Witiko, folge uns, daß dir auch deine Herbergſtube gezeigt werde.“

Er führte den Biſchof an der Hand gegen eine andere Thür, als durch welche die Wanderer herein gekommen waren. Witiko folgte den zwei Kirchenherren. Hinter Witiko ging der Prieſter Konſtantin. Als ſie in das Vorgemach gekommen waren, ſtanden noch Prieſter, Kämmerlinge und Diener da. Sie reihten ſich nach ihrer Würde dem Zuge an. Der Biſchof Regimbert führte ſeinen Gaſt durch Gemächer mit Holzgetäfel und geſchnitzten Geſtalten von Apoſteln und Heiligen, und dann über Tücher eines kurzen Ganges in einen andern Theil der kirchlichen Burg, und hielt vor einer Eichenthür an, indem er ſagte: „Gott ſegne den Eingang.“

Ein Diener öffnete die Flügel der Thür, und der Zug trat in ein großes Vorgemach, in welchem brennende Lichter waren. Von dem Vorgemache konnte man in andere beleuchtete Gemächer ſehen.

Der Biſchof von Paſſau führte Zdik an der Hand in dieſe Gemächer.

Sie kamen zuerſt in eines, welches mit rother Seide überzogen war. In demſelben ſtand unter einem rothen Seidendache ein Kreuz mit dem Heilande, davor ein Betſchemel war, den rothe Seide bedeckte. Dann kamen ſie in ein Gemach von dunkelblauer Seide mit vielen dunkelblauſeidenen Stühlen und mit Tiſchen. Dann gelangten ſie in das Speiſegemach. Es war mit dunkelm Birnholze getäfelt. In demſelben ſtanden die Speiſegeräthe. Sie waren ſchon zum Abendmahle bereitet. Dann war ein Wohnzimmer, das gleich dem Speiſezimmer Birnholzgetäfel hatte. Dann ging der Zug in ein Zimmer, deſſen Getäfel braunes Nußholz war. In dem Zimmer ſtanden Schreine aus Eichenholz, deren Thüren offen waren. In einigen Schreinen hingen Gewänder, welche ein hoher Kirchenherr in der Kirche, dann, welche er außerhalb derſelben im Hauſe, im Felde und im Walde tragen konnte, und in andern Schreinen waren Trutz- und Schutzwaffen. Nach dem Gewandgemache war ein Ankleidegemach mit braunem Nußholze, und nach dieſem Gemache war hinter einem gelbſeidenen Vorhange die Schlafſtelle.

Als der Biſchof von Paſſau den Gaſt durch alle Gemächer geführt hatte, blieb er an dem ſeidenen Vorhange ſtehen, und ſagte: „Ich habe dir deine Wohnung gezeigt, ehrwürdiger Bruder Zdik, benütze ſie wie dein Haus, und offenbare jeden Wunſch zur Erfüllung eines Bedarfes. Erlaube, daß ich mich entferne. Gelobt ſei Gott der Herr!“

Er ließ bei dieſen Worten die Hand des Biſchofes Zdik los.

Zdik ſagte: „Gelobt ſei Gott der Herr. Ich bringe dir den Dank, und werde dich geleiten.“

Der Biſchof von Paſſau trat den Rückweg an, und Zdik geleitete ihn bis in das Vorgemach. Regimbert ging aus dem Vorgemache, und es folgten ihm einige Prieſter, Kämmerlinge und Diener. Konſtantin, zwei Prieſter, zwei Kämmerer und vier Diener blieben bei Zdik zurück.

Zdik wendete ſich zu den Prieſtern, und ſprach: „Ehrwürdige Herren, ich danke euch für euer Geleite, ich glaube, es iſt nicht geziemend, daß ich euch noch ferner von euerem Gebete und eueren Obliegenheiten abhalte."

„Wir ſind zu dir gehörig, hochehrwürdiger Herr," ſagte Konſtantin, „rufe uns, ſo du willſt."

„Ich werde es thun," ſagte Zdik.

Darauf entfernte ſich Konſtantin mit den Prieſtern aus dem Vorgemache.

„Harre ein Weilchen, Witiko," ſagte Zdik.

Nach dieſen Worten ging er in das rothe Zimmer, kniete dort auf den Betſchemel vor dem Kreuze nieder, und betete.

Dann ſtand er auf, ging wieder hinaus, und ſprach: „Zuerſt der Dank an Gott, dann der Dank an dich, Witiko, du haſt treue Chriſtenpflicht an mir geübt; möge ſie dir im Walde gelohnt werden, von dem Hauſe Heinrichs von Jugelbach bis an die Waldſtelle, in der du wohnen wirſt. Möge Wladiſlaw die Stelle zieren, und möge ich etwas hinzu thun können. Die Reiſetage werde ich nicht vergeſſen, und die Vergeltung wird im Jenſeits nicht vergeſſen werden."

Nach dieſen Worten legte er die Hände wie zum Segen auf den Scheitel Witiko's.

„Hoher Herr," ſagte Witiko, „ich danke euern Worten. Was ich gethan habe, das habe ich nicht des Lohnes wegen gethan, ſondern weil ich meinte, daß es gut ſei. Und darum habe ich es mit Liebe gethan, die ſich zur Liebe gegen euch geſellte. Jedes Glück, das mich findet, iſt eine Gnade des Herrn, und das Glück im Walde iſt meinem Herzen lieber als das Glück anderswo."

„Laſſe die Liebe zu mir dauern, Witiko, wie die meinige zu dir dauert,“ ſagte Zdik, „genieße die Ruhe nach dem Ritte, und zeige mir morgen wieder dein Angeſicht.“

Dann wendete er ſich zu den Dienern, und ſagte: „Weiſe einer dem Ritter ſeine Schlafſtelle.“

Ein Diener ſchickte ſich zum Gehorchen an.

„Habt gute Ruhe, hochehrwürdiger Herr,“ ſagte Witiko.

„Du auch, mein Sohn,“ ſagte Zdik.

Darauf ging Witiko mit dem Diener aus dem Gemache.

Der Diener führte ihn über den erleuchteten Gang, dann über eine Treppe hinauf zu einer großen Eichenthür.

Sie gingen durch die Thür in ein Vorgemach. In dem Vorgemache ſaßen zwei Diener und Raimund.

„Dieſe Männer ſind zu euern Dienſten, hoher Herr,“ ſagte der, welcher Witiko geleitet hatte, und entfernte ſich.

Die Diener in dem Vorgemache erhoben ſich.

Witiko ſagte zu Raimund: „Folge mir.“

Raimund erhob ſich auch von ſeinem Sitze.

Witiko ging mit ihm von dem Vorgemache in ein zweites kleineres Vorgemach, in welchem ein Lager bereitet war, das er als das Nachtlager Raimunds erkannte. Dann gelangte er in ein Speiſezimmer, in welchem der Tiſch zum Abendeſſen gerüſtet war. Aus dem Speiſezimmer kamen ſie in ein Gemach, in welchem Waffen und ſchöne Kleider waren. Und neben dieſem Gemache befand ſich das Schlafzimmer für Witiko. In allen Gemächern brannten Lichter.

„Nun haſt du unſere Wohnung geſehen, Raimund,“ ſagte Witiko, „jetzt folge mir in den Stall.

Er lehnte das Geleite eines Dieners ab, und führte Raimund in den Stall.

Dort ſahen ſie nach den Pferden, und gingen dann wieder in ihre Gemächer.

Witiko ging mit Raimund in das Kleiderzimmer, dort ſetzte er ſich nieder, nahm die Lederhaube von ſeinem Haupte, und ſtrich ſich die blonden Haare zurück.

„Siehe, Raimund,“ ſagte er, „nun iſt die Mühſal überſtanden. Sie haben uns in dieſer kirchlichen Burg ſchöne Zimmer gegeben, und werden auf den Tiſch bald Speiſen ſtellen, die uns wohlthun werden, und auf den guten Lagern wird die Ruhe gut ſein.“

„Über mich aber wird harte Strafe kommen,“ ſagte Raimund.

„Warum wird Strafe kommen?“ fragte Witiko.

„Ich habe dem hochwürdigſten Biſchofe mein Pferd zu halten gegeben, und habe ihm gar den Strick des Diebes in die Hand gegeben,“ antwortete Raimund. „Ihr habt mich nicht belehrt, und ich habe ihn nicht gekannt; denn das braune Gewand iſt ſchlechter geweſen, als die weiten Gewänder, die ſie im innern Lande tragen, es iſt auch ſchlechter geweſen als das andere braune Gewand, das der Mann angehabt hatte, der euch den Schwertgürtel des Herzogs und eure andern Dinge in den obern Plan gebracht hat. In der großen Stadt Nürnberg hat der hochehrwürdigſte Biſchof ein veilchenblaues Kleid gehabt und eine goldene Kette und ein goldenes Kreuz und eine ſchöne Haube und einen gekräuſelten Bart. So hätte ich ihn gekannt. Und in dem Hauſe, wo wir zur Nacht-

Herberge waren, habe ich ihm die beſten Speiſen weggegeſſen."

„Und was hätteſt du denn gethan, wenn du ihn gekannt hätteſt?" fragte Witiko.

„Ich wäre auf die Knie gefallen, und hätte zu Martin und Lucia geſagt, daß ſie auch auf die Knie fallen," antwortete Raimund.

„Und hätteſt ihn verrathen," ſagte Witiko, „du haſt ihm gedienet, weil du ihn nicht gekannt haſt. Der Herr des Waldhauſes, in welchem wir eine Nacht geweſen ſind, hat ihn gekannt, hat ihn unter die Knechte geſetzt, und hat ihm ſo geholfen; denn der hochehrwürdige Biſchof mußte auf der Flucht aus unſern Ländern ſein, weil ihm dort Menſchen nach Leib und Leben trachten."

„Und trifft dieſe nicht ein fallender Baum oder die Strafe Gottes?" fragte Raimund.

„Es kann ſein," antwortete Witiko, „es kann aber auch ſein, daß ihnen noch Friſt gegeben werde."

„Mir wird der hochwürdige Biſchof Alles nachtragen, was ich gegen ihn gethan habe," ſagte Raimund.

„Er wird dir es nachtragen, daß er dir einen Lohn gibt," antwortete Witiko, „du aber gedenke, wenn du wieder mit deines Gleichen biſt, daß du ihnen nicht die beſten Speiſen wegiſſeſt."

„Ich bin ſo hungrig geweſen," ſagte Raimund, „er wird immer daran denken."

„Er denkt an Vieles, aber an dieſes nicht," antwortete Witiko.

„Sagt es ihm," ſprach Raimund.

„Ich werde es thun," antwortete Witiko.

Nun ſchwieg Witiko, und Raimund blieb vor ihm ſtehen.

Nach einer Zeit kamen Speiſeknechte, brachten Speiſen und Wein, und ſtellten Alles auf den Tiſch in dem Speiſegemache.

Witiko erhob ſich, befahl Raimund, ihm zu folgen, und ging in das Speiſegemach hinaus. In demſelben ſetzte er ſich an den Tiſch, und hieß Raimund ſich zu ihm ſetzen, und mit ihm eſſen, und der Herr und der Knecht aßen an dem Tiſche der Biſchofsburg, und die Diener warteten an ihnen ihres Amtes. Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſtand Witiko auf, ließ die Speiſeknechte die Reſte des Mahles fort tragen, und ſagte zu Raimund, daß er in ſeine Kammer ſchlafen gehe, zu den Dienern, daß ſie in allen Gemächern außer in ſeinem Schlafgemache die Lichter auslöſchten. Dann ging er in das Schlafgemach, ſchloß es zu, zündete die Nachtlampe an, löſchte die andern Lichter aus, entkleidete ſich, und legte ſich auf ſein Lager.

Da es Morgen geworden war, ſorgte Witiko mit Raimund für die Pferde, dann gingen ſie wieder in ihre Wohnung, und verzehrten ein Frühmahl, das ihnen die Speiſeknechte gebracht hatten.

Als die Sonne an dem Himmel leuchtete, erſchollen die Glocken in dem Münſter der Biſchofſtadt. Witiko und Raimund gingen in den Hof der Burg, und von dort durch das offene Pförtchen in das Freie. Da waren viele Menſchen, die harrten, den Biſchof in die Kirche reiten zu ſehen. Witiko und Raimund blieben unter den Menſchen ſtehen.

Da eine Zeit vergangen war, hörte man Stangen und Riegel an dem Thore der Biſchofburg raſſeln, und Hans, der ſchön gewappnet war, und andere ſchön gewappnete Männer öffneten die beiden Flügel des Thores, und blieben an ihnen ſtehen.

Die Menſchen drängten ſich gegen die offene Wölbung. Odilo erſchien mit ſeinen Untergebenen. Er war in ſchönen Gewändern, und trug einen ſchweren Stab in der Hand, mit dem er die Menſchen zurück wies.

Sie erzählten ſich wechſelweiſe, daß ein Cardinal aus Rom gekommen ſei, daß in der Nacht der Schenke und der Marſchall gekommen ſeien, und daß ein ſehr ſchöner Kirchengang ſein werde.

Da ſie ſprachen, kam der Zug vom Hofe durch das Thor heraus.

Zuerſt ritten biſchöfliche Männer, dann ritten Männer, die nach Peilſtein und Hagenau dienſtbar waren. Dann ritten in hellen Platten und ſchönen Pelzverbrämungen die Herren Marquard von Weſen, der Schenk des Hochſtiftes Paſſau, und Chunrat von Heichenbach, der Marſchalk des Hochſtiftes Paſſau. Ihnen folgten einige ihrer Dienſtmannen. Dann ritten Dienſtmannen anderer Herren. Dann kamen die zwei Biſchöfe auf weißen Zeltern. Sie waren in veilchenblauen Gewändern, und die Kreuze waren aus Gold und Edelſteinen. Zdik ritt an der rechten Seite des Biſchofes Regimbert. Das Volk warf ſich auf die Knie, und die Biſchöfe gaben den

Segen. Hinter den Biſchöfen kamen Prieſter und Herren, die in den biſchöflichen Ämtern waren, dann prieſterliche Schüler und Diener der Kirche. Dann wurde in einer Sänfte die Schweſter des Biſchofes von Paſſau getragen, die edle Frau Anna von Peilſtein und Hagenau. Sie war in rothen Sammet gekleidet, und neben ihr gingen Frauen und Jungfrauen. Dann kamen Männer von Peilſtein und Hagenau und dann Männer des Biſchofſitzes.

Als der Zug vorüber war, eilten die Menſchen in die Kirche, um der heiligen Handlung beizuwohnen.

Raimund erhob ſich auch von der Erde, und Witiko ging mit ihm in die Kirche.

Es ſammelten ſich in dieſen Stunden noch mehrere Ritter und Männer des Biſchofes in der biſchöflichen Burg.

Am Mittage war in dem großen Saale ein Mahl, und Herren und Ritter und Frauen und Jungfrauen und Prieſter und Dienſtmannen waren an dem Tiſche. Witiko war auch dazu gerufen worden, und ſaß neben Rudolph dem Steiner.

Nach dem Mittagmahle waren an dem Innfluſſe einige Waffenſpiele.

Am Nachmittage, da Witiko mit dem Knechte Raimund in ſeine Wohnung gegangen war, kam ein Diener des Biſchofes zu ihnen, und ſagte, er bringe von dem hochehrwürdigen Biſchofe von Olmüz ein Geſchenk an den Knecht des jungen Ritters. Er nahm bei dieſen Worten ein Beutelchen von rothem Leder aus ſeinem Wamſe, und reichte es an Raimund. Dann entfernte er ſich wieder. Raimund öffnete das Beutelchen, und fand zehn Goldſtücke darinnen. Witiko deutete ihm den Werth der Goldſtücke, und ſagte, er möge dieſe Menge des Geldes gut bewahren. Raimund verſteckte das Beutelchen an der innern Seite ſeines Wamſes, und band es dort an.

Am Abende kam Rudolph der Steiner zu Witiko, führte ihn in eine Stube der Burg, und ſie erfreuten ſich dort mit andern jungen Rittern an Wein und an mancherlei Scherzen.

Und alle Tage ritten nun die Biſchöfe in die Kirche, um dort das Meßopfer zu feiern. Wenn Zdik zurück gekommen war, legte er in ſeiner Wohnung ein härenes Gewand an.

Nach einiger Zeit kamen Dienſtmannen des Biſchofes Zdik nach Paſſau, und brachten auf Saumthieren Dinge, die zu dem Eigenthume des Biſchofes gehörten.

An einem Tage wurde eine Jagd abgehalten. Dazu kamen Marquard von Weſen, der Schenk des Hochſtiftes Paſſau, Otto von Aheim, der Kämmerer des Hochſtiftes von Paſſau, Chunrat von Heichenbach, der Marſchalk des Hochſtiftes Paſſau, Heinrich von Tannenbach, der Truchſeß des Hochſtiftes Paſſau, dann Cholo von Wilheringen, Werinhart von Martspach, Calhochus von Baldchenſtein, und andere Ritter und Kriegsherren. Die Biſchöfe ritten mit Hüfthorn und Speer auf dem linken Ufer der Donau hinunter. Witiko war im Geleite des Biſchofes Zdik. Dienſtmannen, Edelknechte, Knechte, Jagdmeiſter und Hundemeiſter waren am Ende des Zuges. Sie ritten an hohem Waldlande, das mit dichten Bäumen jäh von dem Waſſer empor ſtieg, dahin.

Der Biſchof Zdik ſagte zu Regimbert: „Das iſt ein ſehr ſchönes Gehege.“

„Es geht viele Wegeſtunden an dem Strome bis Aſchach dahin, wo die Brüder von Ingelbach die zwei Burgen bauen wollen," antwortete der Biſchof von Paſſau. „Der Wald da neben uns ſteigt hoch hinan, und geht dann in Abſätzen immer höher bis zu dem Lande Böhmen fort, wie es an dem Wege iſt, auf dem du zu mir gekommen biſt. Oben iſt es vielfach gereutet, und es ſtehen Ortſchaften und Burgen da. Von den Burgen ſind manche dem Hochſtifte noch nicht unterworfen. Wir ſuchen aber zu erwerben, und die Kirche zu verſtärken. Unſer Gericht Velden iſt vor kurzer Zeit wieder ausgedehnt worden. Dort ſitzt der Gaurichter, und hält die Dinge zum Urtheile. Wir geben den Inſaſſen mehr Rechte als die weltlichen Herren. Füchſe und Haſen darf ſich jeder nehmen, für einen Marder und Iltis bekommen ſie Geſchenke, wer einen Wolf bringt, darf ſich einen Hirſch erlegen, und die Bauern haben drei Haghackenwürfe weit von ihrem Felde in den Wald hinein das Holzrecht."

„Und wenn ihr noch Manches zuwendet, ſo werden die Fluren ein höheres Gedeihen und einen größeren Reichthum gewinnen," ſagte Zdik.

„Der Krummſtab ſoll ſegenreicher ſein als das Schwert," entgegnete der Biſchof von Paſſau.

„Und möge ſich im Glauben noch Alles mehr mildern und ſänftigen," antwortete Zdik.

Und als ſie ſo geſprochen hatten, erſcholl das Hüfthorn zur Verſammlung, und ſie ritten in den Wald empor zu der Jagd.

Ein anderes Mal war ein Jagen auf dem Gebiete der Grafen von Formbach und von Neuenburg.

Es war auch ein Kirchenfeſt bei Konrad, dem Erzbiſchofe von Salzburg.

Als vierzehn Tage vergangen waren, ſeit Witiko ſich in der biſchöflichen Burg befand, meldete er ſich zur Abreiſe. Er verabſchiedete ſich bei den Biſchöfen und bei den älteren und jüngeren Herren der Burg. Die Biſchöfe gaben ihm ſchöne Gewänder und Gold zum Geſchenke. Er gab den jüngeren Rittern Geſchenke, und ſie gaben auch ihm Geſchenke.

Am anderen Tage, ehe noch die Menſchen in der Stadt ihren Geſchäften nachgingen, und die Thore und die Fenſterläden geöffnet waren, ritt er mit Raimund über die ſchwache Anhöhe zu der Donau hinab. Saumpferde mit ſeiner Habe folgten. Auf dem Waſſer ſtand an dem Ufer ein ſchöngebordetes Schiff. Es hatte eine grüne Farbe und einen rothen Schnabel. Auf dem Schiffe ſtand ein Haus von einer andern grünen Farbe und mit rothen Zierrathen. Es wurden Güter auf das Schiff geladen, und Menſchen gingen auf dasſelbe. Witiko und Raimund ritten zu dem Schiffe, ſtiegen von den Pferden, führten die Pferde über eine Brücke in das Schiff, brachten ſie dort in ein Gelaß, in dem Borne und Heuleitern waren, und halfterten ſie an. Dann wurde Witiko's Habe in das Schiff geladen. Hierauf ſetzten ſich Witiko und Raimund auf eine Bank, die auf dem Dache des Schiffhauſes nach der Länge dahin ging. Als die Güterladung vollendet war, und alle Menſchen ſich auf dem Schiffe befanden, wurde die Brücke abgetragen, die Taue gelöſet, und die Schiffer drückten mit Stangen den Schnabel vom Ufer. Als der Schnabel von dem Fahrwaſſer gefaßt worden war, wendete ſich das Schiff, und glitt auf dem Waſſer hinunter. Die Steuermänner walteten auf ihrem Gerüſte mit dem langen Baume des Steuers, und die andern Ruder wurden in das Waſſer geſenkt, und trieben das Schiff vorwärts. Es fuhr an den Häuſern der Stadt vorüber, an der Mündung der ſchwarzen Ilz vorüber, und in das breite Waſſer hinunter, wo ſich die Flüſſe Inn und Donau berührten. Die Stadt Paſſau rückte zurück, der klippige Ilzberg rückte zurück, und das Schiff ging in die Waldſchlucht nieder, in welche Witiko mit den Biſchöfen zur Jagd geritten war. Es war lauter Wald ohne eine lichte Stelle. An den Ufern waren Streifen Wieſen und Felder, und es ſtand hie und da ein Haus. Auf den Waldhöhen war manche Burg. Die Augen aller Menſchen ſahen auf die Burg Martspach, in welcher der Ritter Werinhart wohnte. An dem andern Ufer ſtand in der Niederung auf einer grünen Wieſe das Haus Marquards von Weſen, des Schenken des Hochſtiftes Paſſau. Wo die obere und die untere Mihel in die Donau mündeten, waren feſte Gebäude. Das rothſchnablige Schiff fuhr beinahe den ganzen Tag in der Schlucht fort. Als die Sonne ſchon gegen den Abend neigte, kam es mittagwärts in ebnes Land hinaus. Man ſah hier in der Ferne die Alpenberge, wie ſie Witiko von dem Walde des heiligen Thomas erblickt hatte. Wo die Waldſchlucht endigte, war der Ort Aſchach. Es wurde hier das Schiff an das Ufer gelegt. Es wurde die Waſſermauth gezahlt, es wurden Waaren ausgeladen und eingeladen, und Menſchen gingen aus dem Schiffe, und andere kamen wieder auf daſſelbe. Dann fuhr man weiter gegen breite Auen hinab. Man fuhr zwei Stunden zwiſchen den Auen fort. Dann kamen wieder Berge an den Fluß. Auf dem linken Ufer waren waldige Höhen. Auf dem rechten ſtand ein finſteres Waldhaupt empor, und die Leute ſagten, dort ſei die Burg der Herren vom Kürenberge, die man aber nicht ſehen könne. Witiko zeigte Raimund das Waldhaupt, und ſagte, von da ſtamme der junge Ritter vom Kürenberge, der mit ihm ein Knabe des alten Biſchofes Regimar geweſen ſei, und damals ſchön geſungen und die Fiedel geſpielt habe. Das Schiff fuhr eine halbe Stunde zwiſchen den Bergen, dann kam es wieder in freies Land, und auf dem rechten Ufer lag die Stadt Linz. Das Schiff wurde in dunkeln Abende an das obere Gelände der Stadt gelegt. Witiko und Raimund führten ihre Pferde über die errichtete Brücke auf das Land, und dort durch den Waſſerthurm in die Stadt. In der Waſſerherberge fanden ſie Unterkunft. Ehe ſie aber die Ruhe ſuchten, rüſteten ſie die Pferde, und ritten, damit die Glieder derſelben bewegt würden, eine Strecke an der Donau abwärts, und dann in die Stadt. Sie ritten in der Stadt herum, und betrachteten, wo ein Schein aus den Häuſern kam, die Gebäude und die wandelnden Menſchen. Dann ritten ſie in ihre Herberge, pflegten ſich und die Pferde, und begaben ſich zur Ruhe.

Als am andern Tage das erſte Morgenlicht an dem Himmel war, fuhr das Schiff wieder weiter abwärts. Witiko und Raimund ſaßen wieder auf der Bank des Daches. Das Schiff fuhr gegen Auen hinab, und zwiſchen Auen fort. Nach zwei Stunden ſah man auf dem rechten Ufer die Zinnen und Mauern der Stadt Ens, an welcher Stelle die alte Stadt

Lorch geſtanden war. Die Donau wurde nun ein großer Strom, weil die Flüſſe Traun und Ens hinzu gekommen waren. Und wieder nach zwei Stunden ſah man auf dem nämlichen Ufer die große Burg der Herren von Walſe. Darauf fuhr das Schiff in eine finſtere Schlucht ein, wie die geweſen war, welche man unterhalb Paſſau durchfahren hatte. Das Waſſer wurde in der Schlucht eingeengt, und floß mit größerer Schnelligkeit dahin. Als das Schiff eine Zeit in der Schlucht gefahren war, kamen von einem hölzernen Hauſe, das auf dem Ufer ſtand, drei Männer in einem Kahne an das Schiff, hefteten den Kahn an dasſelbe, beſtiegen es, und die Schiffer übergaben ihnen die Leitung des Fahrzeuges. Sie lenkten es an dem Orte Grein vorüber. Unterhalb des Ortes wurde die Schlucht noch wilder. Es ſtanden auf großen Felsſteinen Thürme, und auf einem Inſelfelſen ſtand auch ein Thurm. Über den Schiffſchnabel hin ſah man auf dem Strome eine Fläche, die ſo weiß wie Schnee war. Die Leute ſagten, man komme zu den Stellen Strom und Wirbel, die den Schiffen ſehr gefährlich ſeien. Alle ſammelten ſich nach und nach auf dem Dache des Schiffes. Als man zu der weißen Fläche gekommen war, ſtimmten die Menſchen ein lautes Gebet an. Die Männer, denen die Leitung des Schiffes anvertraut worden war, ſpäheten ſorgſam, arbeiteten emſig, und lenkten das Schiff in ein ſchnelles tiefes Waſſer zwiſchen dem Inſelthurme und der weißen Fläche, welche ſchäumendes toſendes Waſſer über Geklippe war. Das Schiff ging geſchwinde in dem tiefen Waſſer hinunter, wurde um einen Fels gelenkt, und hinter dem Felſen ſah man den Wirbel, der ſich in großen

Ringen drehte. Die Männer lenkten das Schiff an dem Rande der Ringe vorüber. Dann ruheten ſie, blickten nach vorwärts, und ließen das Schiff in das breitere ſtillere Waſſer hinaus gehen. Das Hilfegebet der Menſchen verwandelte ſich in ein Dankgebet. Als es geendiget war, erhielten die Männer, welche das Schiff gelenkt hatten, ihren Lohn, beſtiegen den Kahn, und fuhren wieder an das Ufer. Dann kam ein anderes Schifflein herzu, aus welchem Menſchen an einer langen Stange einen hölzernen Kübel empor hielten, und eine Gabe für die Armen und für eine Kirche zur Behütung der Schiffe verlangten. Alle legten eine Gabe in den Kübel. Hierauf kam noch ein größeres Schiff, und heiſchte Waſſermauth und Waſſerzins. Die Waſſermauth und der Waſſerzins wurden bezahlt. Dann ging das rothſchnablige Schiff zwiſchen kleineren Waldhöhen in freies Land mit Wieſen und Feldern und Wäldern und Kirchen und Burgen hinaus. Das Land war zu beiden Seiten des Stromes das des Markgrafen von Öſterreich. Auf dem rechten Ufer lag die Stadt Ibs, und auf dem linken eine alte dunkelbraune Kirche. Dann kam an gerade emporſtehenden Felſen der Ort Marbach. Dort legten ſie das Schiff an, und hielten Nachtruhe.

In der Morgendämmerung fuhren ſie wieder weiter, und Witiko und Raimund ſaßen wieder auf dem Dache. Sie fuhren an der alten Stadt Bechelaren vorüber, an der Veſte und dem Münſter Melk, und kamen dann wieder in eine Schlucht hinunter, die größer und tiefer war als diejenigen, durch welche ſie bisher gefahren waren. Auf den dichten Waldhöhen ſtanden Burgen, die dem Geſchlechte Chunring oder andern angehörten, an dem Saume des Waſſers waren Kirchen und Ortſchaften, Wieſen und Felder, und es grünete der Weinſtock. Bei dem Orte Stein endigte die Schlucht, und die Schiffer fuhren in ein ſehr weites ebenes Land hinaus. Sie fuhren an den Städten Stein und Krems vorüber, und an der alten Stadt Tuln. Als die Sonne ſchon dem Untergange nahe war, kamen ſie wieder zu einem Berge. Es war der Kahlenberg, auf dem die Burg der Markgrafen von Öſterreich ſtand. Sie fuhren an dem Berge vorüber. Sie fuhren noch an Gärten und Wäldchen und Häuſern vorüber, und als die Nacht ſchon dunkelte, landeten ſie an dem Geſtade der Stadt Wien. Die Menſchen gingen nun aus dem Schiffe. Witiko und Raimund führten ihre Pferde auf das Ufer. Dann ließ Witiko ſeine Habe aus dem Schiffe tragen und auf Saumthiere laden, und ritt neben den Säumern mit Raimund in die Herberge des Salzgrieſes. Dort verbrachten ſie die Nacht.

Am nächſten Morgen pflegten ſie die Pferde, dann ging Witiko durch das Thor der Stadt in das Kirchlein des heiligen Rupert, welches auf der Höhe des Geſtades ſtand, und betete. Als er zurück gekommen war, rüſteten ſie die Pferde, beſtiegen ſie, und ritten fort. Sie ritten an dem Rande des Stadtgrabens bis zu einer Stelle, welche die Freiung hieß, weil ſie fliehenden Miſſethätern einen Schutzraum bot. Sie ritten an der Freiung vorüber, dann von der Stadt hinweg in ein grünes Gefilde, auf dem manches Häuslein ſtand, mancher Garten eingezäunt war, hie und da Bäume empor ragten, und an manchem Pflocke und an manchem Gitter Weinreben angebunden waren. Sie ritten an Häuſern, Gärten, Bäumen und Weinreben vorüber, bis ſie in den Wald gelangten, der zu der Höhe des Kahlenberges empor ging. Sie ritten auf dem Pfade des Waldes zu der Burg der Markgrafen von Öſterreich hinauf.

Als ſie vor dem Thore der Burg angekommen waren, ließ Witiko den Klöppel des Thores erſchallen. Da öffnete ſich das kleine Pförtchen neben dem Thore, und der Thorwart trat heraus. Er fragte um den Namen des Reiters. Witiko nannte ihn. Darauf ging der Thorwart wieder hinein, und es wurde ein Flügel des Thores geöffnet. Die Reiter ritten in den Hof. Dort ſtiegen ſie von den Pferden, und es kam ein Mann herzu, welcher ſagte, er diene dem Marſchalke des durchlauchtigſten Markgrafen, und werde die Pferde beſorgen. Witiko und Raimund brachten mit dieſem Manne die Pferde in einen Stall, und gaben ihnen die erſte Pflege. Dann führte ſie der Mann in ein Wartegemach, und ging fort. Nach einer Zeit kam ein anderer Mann, der ſagte, daß ihm der von den Reitern, welcher Witiko heiße, folgen ſolle. Witiko befahl dem Knechte, der Pferde zu achten, und auf ihn dann in dem Stalle oder in dem Gemache, in dem ſie jetzt wären, zu harren. Dann ging er mit dem Manne fort. Dieſer führte ihn über eine Treppe empor, dann über einen Gang, und dann in ein Gemach, in welchem junge Mädchen ſaßen, die ſpannen. Hier ließ er Witiko ſtehen, und ging wieder durch die Thür hinaus. Eines der Mädchen ſtand von ſeiner Spindel auf, öffnete die Thür in ein weiteres Gemach, und ging hinein. Nach einer Weile kam es wieder heraus, und ſagte, Witiko möge hinein gehen.

Witiko ging in das Gemach. Es war eine geräumige Stube in einer Ecke der Burg mit vier Fenſtern in zwei Seiten. An einer Rückwand ſtand ein hölzernes Kreuz mit dem Heilande. Vor dem Kreuze ſtand ein Betſchemel mit braunem Tuche, und über dem Kreuze war ein Dach von dem nämlichen Tuche. Die ganze Stube war mit Eichenholz getäfelt. An einem Tiſche waren vier Frauen, die dunkelgraue Gewänder hatten. Die Gewänder wurden durch einen Gürtel zuſammen gehalten. Auf dem Haupte trugen ſie weiße Hauben. Die Frauen waren an einem großen Tuche mit der Nadel beſchäftigt, eine Stickerei darauf zu verfertigen. Zwei von ihnen waren jung, eine war in mittlerem, die andere in höherem Alter. Die Frau mittleren Alters ſaß etwas tiefer als die ältere, die jungen noch tiefer. Die Frau hatte ein ſanftes Angeſicht von feiner weißer, ein wenig roth ſchimmernder Farbe. Ihre Augen waren blau, und die Haare, die unter der Haube hervor ſahen, waren blond, und ſchienen blaſſer zu werden. Die älteſte der Frauen hatte ebenfalls ein ſehr feines Angeſicht voll Freundlichkeit; aber das Roth darauf war ſchwächer als bei der andern. Die Augen waren dunkelblau, und die Haare waren weiß wie die Haube.

Als Witiko in dieſes Gemach gekommen war, nahm er ſeine Haube ab, daß die blonden Haare ſein Angeſicht umwallten, neigte ſich, und ſprach nicht.

Die ältere der Frauen erhob ſich von ihrem Sitze, legte die Nadel auf den Tiſch, und ſagte: „Du biſt verwundert, Witiko, daß du in dieſe Stube der Frauen gekommen biſt.

Verharre ein Weilchen hier, und nimm zum Zeichen, daß du uns nicht verſchmäheſt, einen Sitz.“

Eine der jungen Frauen ſtand auf, und wollte einen Stuhl gegen Witiko rücken. Er kam ihr aber zuvor, nahm den Stuhl, und da ſie wieder zu ihrem Platze gegangen war, ſetzte er ſich auf denſelben nieder.

Die ältere Frau hatte auch ihre Stelle wieder eingenommen.

Dann ſprach ſie: „Witiko, da du jetzt unter uns biſt, grüße ich dich. Ich bin Agnes, die Wittwe Leopolds, des vorvorigen Markgrafen von Öſterreich, die Tochter des Kaiſers Heinrich des Vierten.“

Witiko ſtand ſchnell von ſeinem Sitze auf.

Sie aber ſagte: „Bleibe auf deinem Stuhle, und wenn du reden willſt, ſo rede von ihm aus.“

Witiko ſetzte ſich nieder, und ſprach: „Hocherlauchte Frau, da es ſich ſo gefügt hat, ſo erlaubt, daß ich euch meinen Dank für die Aufnahme in dieſem Gemache ſage, und für die Huld, die ihr mir erweiſet.“

Agnes aber ſprach: „Witiko, als mein Vogt in dieſes Zimmer kam, uns deinen Namen zu ſagen, ſo befahl ich, weil deine Mutter hier war, dich zu uns zu führen. Verzeihe mir; meine Augen wollten ſehen, wie ein guter Sohn zu der guten Mutter komme. Unterlaſſe den Empfangsdank, und grüße deine Mutter; denn das iſt dein Erſtes.“

Witiko ſtand nach dieſen Worten auf, näherte ſich der Frau des mittleren Alters, ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder, und ſagte: „Ich grüße dich, meine gute vielgeliebte Mutter!“

„Ich grüße dich, mein treuer Sohn,“ antwortete die Frau.

Sie zog ihn an ſeiner Hand empor, und legte ihre Hände auf ſein Haupt.

Da ſie dieſelben herab genommen hatte, beugte er ſich auf ihre rechte Hand nieder, und küßte ſie.

Als er ſich wieder erhoben hatte, und in ihr Angeſicht ſchaute, waren in ihren Augen Thränen, und es waren in ſeinen Augen Thränen.

Die zwei jungen Frauen hörten zu ſticken auf, und ſahen auf die Mutter und den Sohn.

„Gehe wieder auf deinen Platz, Witiko,“ ſagte die Mutter, „und erweiſe der hohen Frau, die dich vor ihr Angeſicht gerufen hat, deine Verehrung.“

Witiko aber blieb auf ſeiner Stelle ſtehen, und ſprach: „Ja, die Verehrung, welche der erhabenen Frau gebührt, die Verehrung, welche ſich gegen die Tochter des denkwürdigen Kaiſers Heinrich geziemt, die Verehrung, welche der Mutter des deutſchen Königs Konrad zukömmt, die Verehrung, welche ich der Mutter Gertruds, der Gattin Wladiſlaws, des Herzogs von Böhmen und Mähren, zolle, die bei der Belagerung von Prag eine Heldin geworden iſt, die Verehrung, welche ich gegen die Frau hege, die in ihren Söhnen und Töchtern auf geiſtlichen und weltlichen Stühlen und auf den Kriegsfeldern und im Fürſtenrathe waltet, und die Verehrung, die der Jüngling der Frau bringt.“

„Witiko,“ antwortete Agnes, „meine Schwiegertochter Maria hat mir erzählt, daß ihr Vater Soběſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, geſagt hat, du könneſt, wenn du auch noch jung biſt, deine Worte gut ſtellen, und du haſt uns ein Zeichen davon gegeben. Ich glaube, daß du mich verehreſt, aber es iſt für meine weißen Haare und für meinen gebeugten Körper, wie ſtets ein Alter wirkt, über welches Gott viel verhängt hat."

„Hocherhabne Frau," ſagte Witiko, „der Herzog Soběſlaw iſt immer mild gegen mich geweſen, und meine Worte rede ich nach meinen Gedanken, und kann oft die Gedanken nicht in Worte bringen. In dir aber verehre ich, was du biſt, und verehre auch dein Alter."

„Gehe zu deinem Sitze, Witiko," ſagte Agnes, „und harre noch eine Friſt, ich werde dich deiner Mutter nicht lange entziehen."

Witiko ging zu ſeinem Stuhle, und ſetzte ſich auf denſelben nieder.

„Biſt du von Přic gekommen?" fragte Agnes.

„Ich bin von Přic gekommen," antwortete Witiko; „aber ich habe von Přic den hochehrwürdigen Biſchof von Olmüz, Zdik, der auf der Flucht iſt, nach Paſſau geleitet, und bin dann von Paſſau donauabwärts nach Wien gefahren."

„So iſt der Biſchof Zdik auf der Flucht?" fragte Agnes.

„Wegen der Mächtigen in ſeinem Lande, die einen ſchweren Groll gegen ihn tragen," ſagte Witiko.

„Es iſt immer ſo, und immer ſo," entgegnete Agnes. „Wie lange haſt du deine Mutter nicht geſehen, Witiko?"

„Vier Jahre," antwortete Witiko.

„Er iſt in dem nämlichen Gewande gekommen, in welchem er Abſchied genommen hat," ſagte die Mutter.

„So haſt du dein Jugendgewand angelegt?“ ſprach Agnes.

„Ich habe das Gewand angelegt,“ antwortete Witiko, weil ich dachte, daß auch die Mutter daran Freude habe, und dann ziemt mir ein ſchönes Ritterkleid noch wenig, weil ich noch keine Ritterthaten habe vollbringen können, die von dem Herrn des Landes, dem man dient, und von fürſtlichen Gebietern mit Verleihungen ausgezeichnet werden, und die den Ruhm und den Glanz vor den Menſchen erringen.“

„Dieſer junge Ritter ſpricht auch wieder von Thaten,“ ſagte Agnes, „und weiß man denn, was Thaten ſind? Siehe, Witiko, heute iſt hier ein Gedenktag, und ich habe, als du kameſt, eben den Frauen von der Vergangenheit erzählt. Ich will weiter erzählen, dir kann es auch fruchten, Witiko, wenn du es hörſt, und in deinen Gedanken überlegſt.

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſprach ſie: „Mein Vater hat ſeinen Sohn Konrad zum erwählten römiſchen König gemacht, und er ſollte nach ihm römiſcher Kaiſer werden. Aber Konrad ſtand gegen den Vater auf, und wollte ihm die Herrſchaft entreißen. Die Fürſten entſetzten ihn auf dem Reichstage in Mainz ſeines Königthumes und ſeines Anrechtes auf das Kaiſerthum, weil keine Gewalt auf Frevel gegründet werden ſollte. Der Vater zog jetzt ſeinen geliebten jungen Sohn Heinrich hervor, und derſelbe wurde zum römiſchen Könige und Nachfolger des Vaters erwählt. Er wurde in Aachen gekrönt, und ſchwur, daß er dem Vater in Allem gehorchen, und ſich nie gegen ſeine Pflicht erheben werde. Mich vermählte der Vater, da ich noch ſehr jung war, dem herrlichen Manne, Friedrich von Büren, der immer treu geweſen war, der ſich die Burg auf dem hohen Staufen erbaut hatte, und den der Vater zum Herzoge von Schwaben gemacht hatte. Ich gebar ihm die Söhne Friedrich und Konrad. Als fünf Jahre nach der Krönung meines Bruders verfloſſen waren, ging dieſer zu den Empörern nach Baiern. Der Vater ſandte meinen Gatten, dann die Erzbiſchöfe von Trier und Köln zu ihm, daß ſie ihm ſeinen Schwur und das vierte Gebot vorhielten. Aber er blieb unbeweglich. Er gewann die Sachſen und manche andere, und zog gegen den Vater. Da ſtarb mein Gatte. Der Bruder ſagte, er wolle nicht gegen den Vater kämpfen, er wolle nur, daß ſich derſelbe von dem Banne löſe, und mit ſeinen Kindern, die ihm dann gehorchen werden, chriſtlich lebe. Im Erntemonate kam die Heeresmacht meines Vaters bei Regensburg gegen die Heeresmacht meines Bruders. Die Heeresmacht des Vaters war größer als die Heeresmacht des Bruders. Es waren viele getreue Herren bei dem Vater, es war Leopold, der Markgraf von Öſterreich, bei ihm, es war Bořiwoy, der Herzog von Böhmen und Mähren, bei ihm, und es waren noch andere bei ihm. Es war vorauszuſehen, daß, wenn eine Schlacht würde, dem Vater der Sieg bliebe. Da ging der Bruder in der Nacht vorher zu dem Markgrafen Leopold, und ſagte, er wolle mich ihm zur Gemalin geben, wenn er dem Vater in der Schlacht nicht beiſtünde. Leopold verſprach es, ging zu dem Vater, und ſagte ihm, daß er für ihn nicht kämpfen werde. Darauf ſagte Bořiwoy, der Herzog von Böhmen und Mähren, man könne dann überhaupt nicht kämpfen, weil die Macht zu geringe ſei. Als dieſes geſchehen war, ſandte mein Bruder einen Boten an den Vater, der melden ſollte, es ſei eine Verbindung in dem Heere des Vaters geſchloſſen worden, ihn zu verlaſſen, und ihm nach dem Leben zu ſtreben. Weil der Markgraf Leopold den Kampf verweigert hatte, weil der Herzog Bořiwoy geſagt hatte, daß man nicht kämpfen könne, glaubte der Vater die Botſchaft, er verzweifelte, und floh in der Nacht aus dem Lager. Mein Bruder ließ mich am andern Tage in ſeine Zelte bringen, und ſagte mir, ich ſei die Braut Leopolds, des Markgrafen von Öſterreich. Ich weiß, daß ich einen Schrei that, und daß mir dann die Sinne vergingen. Als ich erwachte, lag ich auf dem Boden. Mein Bruder ſtand vor mir, und ſah mich an. Die Frauen halfen mir nicht, weil ſie den Bruder fürchteten. Da ſaß ein böhmiſches Mädchen bei meinem Haupte auf der Erde, das Mädchen träufelte Waſſer auf meine Stirne, und befeuchtete meine Lippen damit. Und als ich wieder in dem Leben war, drückte es ſeinen Mund auf den meinen, und ſtreichelte meine Wangen, und liebkoſte mich. Ich faßte mit meiner Hand den Arm des Mädchens, und das Mädchen half mir auf einen Stuhl. Und es iſt den ganzen Tag und dann mehrere Tage bei mir geblieben. Dann zog es wieder mit den Ihrigen in das Land Böhmen. Ich ſagte, daß ich Leopold, den Markgrafen von Öſterreich, ehelichen werde. Es iſt das Sterbejahr meines Gatten geweſen, und es ſind ſeitdem ſiebenunddreißig Jahre verfloſſen. Das böhmiſche Mädchen aber habe ich erforſcht, es iſt meine Freundin geworden, ich bin ſeine Freundin geworden, und wir haben uns Liebe durch das ganze Leben gewährt. Das

Mädchen hat den böhmiſchen Herrn Zaton geheirathet, und das erſtgeborne Kind dieſer Ehe iſt deine Mutter geworden, Witiko, und dieſe hat mir auch ihre Liebe während des Lebens und nach dem Tode ihrer Eltern gegeben."

„Meine Mutter hat nur eine Chriſtenpflicht geübt," ſagte die Mutter Witiko's.

„Und mein Dank iſt auch nur eine Chriſtenpflicht geweſen," antwortete Agnes.

Dann ſprach ſie: „Mein Eheleben mit Leopold iſt ſehr glücklich geworden. Er iſt fromm und gut gegen ſeine Unterthanen geweſen, er hat Münſter und Klöſter geſtiftet, durch dieſe Fenſter kann man auf das Kloſter der neuen Burg hinab ſchauen, das er gegründet hat. Unſere Kinder ſind in der Liebe zu uns und in der Liebe zu einander aufgewachſen. Dann iſt er geſtorben, und ich trauere hier um ihn."

Sie ſchwieg eine kleine Zeit, und die andern ſchwiegen auch.

Dann ſprach ſie wieder: „Der Vater iſt nach Böhmen geflohen. Der Herzog Bořiwoy iſt ihm nachgezogen, und hat ihn dann ehrerbietig behandelt. Er geleitete ihn zu ſeinem Schwager Wipprecht von Groitſch. Wipprecht von Groitſch geleitete ihn weiter, bis er an den Rhein kam. Bei Koblenz ſammelte er ein neues Heer. Mein Bruder zog auch an den Rhein, und es ſtanden wieder die Männer des Sohnes gegen die Männer des Vaters. Da ſchickte mein Bruder Boten an den Vater, welche die Worte melden mußten: Auf die heilige Weihnachtzeit iſt ein Reichstag nach Mainz angeordnet worden, ich bitte meinen Vater demüthig, daß wir vorher zuſammen kommen, und bereden, was unſerer beiden Sache iſt, und daß wir uns verſöhnen. Der Vater kam zu der Unterredung, und als er den Sohn erblickte, floſſen Thränen aus ſeinen Augen, und er ſagte: Heinrich, um Gott des Allmächtigen willen bitte ich dich, lade nicht die That auf dich, die weder in dieſem Leben noch in jenem Leben verziehen wird. Wir müßten beide verzweifeln. Mein Bruder fiel auf die Erde, und faßte die Knie des Vaters, und ſagte, er bereue Alles, was er gegen ihn gethan habe, er bitte um Verzeihung, er werde gehorſamen, der Vater möge ſich mit der Kirche verſöhnen, und beide wollen ſie auf den Reichstag nach Mainz gehen, und dort die Verſöhnung beſiegeln. Der Vater verzieh. Dann ſagte mein Bruder, er wolle nach Mainz gehen, und dort Alles vorbereiten, der Vater möge indeſſen warten. Er ging fort, der Vater wartete. Er kam wieder zurück, und ſchwor, er ſei bereit, für den Vater Leib und Leben zu opfern, und er wolle ihn weiter geleiten. Sie zogen fort, und kamen bis gegen Bingen. Ein jeder hatte dreihundert Begleiter. Auf dem Wege wurden die Begleiter meines Bruders immer mehr. Vor Bingen ſagte er: Vater, meine Beſorgniß wächſt, daß euch der Erzbiſchof von Mainz wegen des Bannes nicht in ſeine Stadt einlaſſen werde. Bleibet in Bingen, und feiert dort das Weihnachtfeſt, ich werde nach Mainz gehen, und für euch wirken. Der Vater antwortete: Heinrich, Gott richtet zwiſchen mir und dir, ich vertraue auf dich. Mein Bruder ſchwor zum dritten Male, daß er das Leben für den Vater laſſen wolle. Er zog nach Mainz, der Vater nach Bingen. Aber in Bingen wurde er von Männern meines Bruders Heinrich, welche dort waren, und von Männern Gebharts, des Biſchofes von Speier, welche ſich zu ihnen geſellt hatten, umringt, die Männer des Vaters wurden beſiegt, und er wurde gefangen genommen. Und in der Haft wurde ihm des Leibes Bedürfniß und Bequemlichkeit verſagt. Und es kamen dann von Mainz die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, der Biſchof von Worms, und der Markgraf von Meißen. Sie ſagten zu dem Vater: Gib die Kleinode heraus, die Krone und den Purpur und den Ring, daß wir ſie deinem Sohne Heinrich bringen. Mein Vater fragte: Wo iſt das Recht zu dem Begehren? Sie ſagten: Weil du prieſterliche Stellen für Geld verkauft haſt, weil du in dem Banne biſt, und weil alle im Reiche an Leib und Seele Schaden leiden, ſo wollen der heilige Vater und die Fürſten dich deiner Würde entſetzen. Der Vater rief: Du, Rothart, Erzbiſchof von Mainz, du, Friedrich, Erzbiſchof von Köln, und du, Adalbert, Biſchof von Worms, was habt ihr mir für eure Stellen gegeben? Sie antworteten: Nichts. Der Vater ſagte: Nun alſo bin ich hierin gerechtfertigt; denn ihr hättet mir viel für eure Stellen zahlen müſſen. Euch aber ſage ich, beflecket dieſe Stellen und die kaiſerliche Würde nicht. Wollen die Fürſten über die andern Dinge einen Entſchluß faſſen, ſo werde eine Friſt zur Unterſuchung geſetzt, und werde ich ſchuldig befunden, ſo werde ich ſelber die Krone von meinem Haupte nehmen. Die Abgeſandten ſagten, eine Friſt werde nicht gewährt, der Kaiſer müſſe ſogleich willfahren. Darauf entfernte ſich der Vater aus dem Gemache, und kam dann wieder in dasſelbe zurück, angethan mit dem Purpur, die Krone auf dem Haupte, und den Ring an dem Finger. Er ſprach: Der Kaiſer hat ſonſt dem Verbrecher Friſt und Gehör bewilligt, dem Kaiſer werden ſie nicht bewilligt. Wohlan, ſo nehmet, wornach euch gelüſtet. Als er dieſes geſagt hatte, ſtanden die Boten, und regten ſich nicht. Da ſprach der Markgraf von Meißen: Unſer König Heinrich hat geſagt, wenn der Kaiſer ſchnell einwilligt, ſo kann ſein Leben gerettet werden. Der Erzbiſchof von Mainz ſagte: Wenn wir den Würdigſten auf den Kaiſerſtuhl ſetzen dürfen, warum ſollen wir den Unwürdigſten nicht abſetzen dürfen? Und da dieſes geſprochen war, nahmen ſie dem Vater die Krone von dem Haupte, zogen ihm den Ring von dem Finger, und entkleideten ihn des Purpurs. Er aber rief: Herr, ich leide für die Sünden meiner Jugend. Ihr aber habt das Amt des Rächers nicht, und die Strafe wird euch ereilen wie den Verräther des Herrn. Und die Boten brachten dann die Kleinode nach Mainz, und die Fürſten und die Prieſter und die Abgeſandten des heiligen Vaters verlangten, der Kaiſer ſolle nun kommen, ſoll Buße thun, und freiwillig dem Reiche entſagen. Der Bruder ließ den Vater nach Ingelheim bringen, die Fürſten und die Verſammelten gingen auch dahin. Sie droheten dem Vater, und ſagten, er ſolle die Herrſchaft freiwillig niederlegen. Der Vater fragte: Wenn ich das thue, werde ich dann Ruhe und Sicherheit haben? Darauf antwortete Gebhart, der Biſchof von Konſtanz, welcher der Geſandte des heiligen Vaters war: Nein, du wirſt ſo lange nicht Ruhe und Sicherheit haben, bis du eingeſtehſt, daß du an der Kirche und an ihrem Haupte gefrevelt haſt. Der Vater ſagte: So ſetzet ein Gericht aus Fürſten und Prieſtern zuſammen, daß es unterſuche und entſcheide.

Gebhart ſprach wieder: Du bleibeſt lebenslang gefangen, wenn du dich nicht ſogleich entſchließeſt. Der Vater ſagte: Und wenn ich bekenne, und wenn ich die Herrſchaft niederlege, wirſt du dann den Bann von mir nehmen? Gebhart antwortete: Das iſt nicht in meiner Macht. Der Vater ſagte: Wer die Beichte hört, muß auch losſprechen können. Gebhart antwortete: Das wird vielleicht der heilige Vater thun, wenn du nach Rom pilgerſt, und Genugthuung leiſteſt. Nach dieſen Worten fiel mein Vater auf die Knie, und rief: Um der Gnade und Barmherzigkeit des Himmels willen bitte ich euch alle um Milde und Gerechtigkeit, und an dich, Heinrich, mein Sohn, richte ich die Beſchwörung, vollbringe nicht an mir das Unwürdigſte und Entſetzlichſte. Vielen Fürſten rannen nun die Thränen von den Wangen, Gebhart blieb bei ſeinen Worten, Heinrich, mein Bruder, ſagte nichts, und blickte nicht auf den Vater. Da ſprach der Kaiſer: So entſage ich alſo dem Reiche, und werde der Kirche genügen, und nach dem Gebote der Verzeihung empfehle ich euch meinen Sohn. Sie wählten und weiheten dann darauf noch einmal meinen Bruder Heinrich zum Könige. Den Vater aber ließen ſie nicht fort. Da eine Zeit vergangen war, bat er Gebhart, den Biſchof von Speier: Gib mir eine Pfründe in deinem Stifte, daß ich zum Chore gehen kann. Der Biſchof verweigerte es. Und da der Vater dachte, daß ſein Leben nicht ſicher ſei, ſo verſuchte er die Flucht, und ſie gelang ihm. Er floh nach Köln, und zog dann mit einem kleinen Geleite gegen Lüttich. Als ſie auf dem Wege waren, hörten ſie Jagdhörner, und der Herzog von Lothringen, den der Vater einmal abgeſetzt hatte, trat ihm mit ſeinen Männern entgegen, und ſagte: Du haſt ſehr unrecht an mir gehandelt. Der Vater antwortete: Ich leide jetzt dafür und für das Andere. Der Herzog aber ſagte: Ich will zu dir ſtehen, der du verfolgt biſt. Und er ging darnach mit allen ſeinen Kriegsmännern zu dem Vater nach Lüttich. Und Köln und Jülich und andere Städte erklärten ſich nun für den Vater, und es kam ein Kriegsheer zuſammen. Da ſandte nun mein Bruder Heinrich Boten zu dem Vater, ihn demüthig zu grüßen, und zu ſagen, daß er ſich mit ihm ausſöhnen, und daß er bei ihm in Lüttich das Oſterfeſt feiern wolle. Der Vater antwortete: Ich vertraue dir nicht, ich bin an das Ende des Reiches gegangen, um Ruhe zu finden, und du bleibe fern, das Volk hier iſt dir feindlich. Mein Bruder aber ging mit einem Heere gegen Lüttich, er wurde geſchlagen, und rettete kaum ſein Leben. Der Vater ließ einen Brief ergehen, darin ſtand: Ich klage Gott und den Heiligen mein Leid von der Kirche; aber ich will mich ihr unterwerfen, und ihr Genugthuung leiſten, und ſo iſt die Urſache gehoben, um die mein Sohn gegen mich iſt, es müßte nur ſein, daß er einzig nach der Gewalt ſtrebt. Mein Bruder ſammelte wieder ein Heer, und belagerte Köln durch lange Zeit, bis Hunger und Krankheit ſeine Leute dahin nahmen. Dann verließ er Köln, ſammelte neuerdings Männer, und zog gegen Lothringen. Da kam eines Tages Burkhard, der Biſchof von Münſter, zu ihm, und ſagte: Dein Vater, der Kaiſer, ſendet dir das Reichsſchwert, welches damals nicht in Bingen geweſen iſt, du ſollſt es hinfort führen; denn er iſt am ſiebenten Tage des Erntemonates in

Lüttich geſtorben. Er läßt dich bitten, daß du ihn begrabeſt, und den Seinigen verzeiheſt. Aber Heinrich begrub den Vater nicht. Der Biſchof von Lüttich begrub ihn chriſtlich; aber er mußte ihn wieder ausgraben, weil er im Banne geſtorben war. Die Leiche ſtand nun auf ungeweihetem Grunde auf einer Inſel der Maas, und nur ein einziger Pilger aus Jeruſalem betete und ſang bei ihr. Dann wurde ſie mit dem Willen meines Bruders in einem ſteinernen Sarge nach Speier gebracht. Der Diener des Vaters, Erlenbald, wollte ſie mit Prieſtern und Volk in der Kirche der heiligen Jungfrau Maria, welche der Vater gebaut hatte, begraben; aber der Biſchof von Speier geſtattete es nicht. Von da ſtand ſie fünf Jahre in einer ungeweihten Kapelle. Nach dieſer Zeit wurde ſie begraben, und der Bruder feierte das Begräbniß. Er waltete nun fortan als das weltliche Haupt der Chriſtenheit. Heute iſt der Tag des Gedächtniſſes an jenen Tag, an welchem mir endlich nach vielem Beten von Gott die Gnade verliehen worden iſt, meinem Bruder gänzlich verzeihen zu können, was er an dem Vater geſündigt hat. Darum war feierlicher Gottesdienſt, und darum erzähle ich davon. Es iſt meinem Bruder auch die Gnade zu Theil geworden, ſeine Schuld noch hier ein wenig büßen zu können. Der Schooß ſeines Weibes blieb unfruchtbar, er wurde in den Bann der Kirche gethan, und er ſtarb in den Mannesjahren an einem kleinen Geſchwüre, das ſich vergrößerte, und ihn dahin raffte. Die deutſche Krone iſt auf den Sachſen Lothar übergegangen. Rothart, der Erzbiſchof von Mainz, der den Namen von Hartesberg trug, ſtarb drei Jahre nach dem Vorgange in

Bingen, Adalbert, der Biſchof von Worms, zwei Jahre darauf, Friedrich, der Erzbiſchof von Köln, der den Namen Ortenberg hatte, lebte noch über zwanzig Jahre, iſt aber jetzt auch todt. Eben ſo iſt jener Markgraf von Meißen dahin gegangen, der ſo ſchnell geſtiegen iſt, und deſſen Geſchlecht dann ſo Unglückliches erlebte."

Agnes ſchwieg nun. Die Mutter Witiko's nahm das Wort, und ſagte: „Hohe Frau, laſſe dieſe traurigen Dinge nicht in deinem Gemüthe empor leben, ſie ſind vergangen, Gott hat ſie geſchehen laſſen, und richtet über ſie. Denke an die Gegenwart. Du biſt verehrt wie eine der Frauen, die im Leben heilig gewandelt ſind, das Volk in dieſen Ländern heiligt das Andenken deines Gemales, und du haſt wohlgerathene Kinder. Der Kaiſer Lothar, der Sachſe, iſt todt, und die Herrlichkeit der deutſchen Königskrone iſt auf das Haupt deines Sohnes Konrad gekommen, und auf die Königskrone wird die Kaiſerkrone folgen. Das neue ſtarke Geſchlecht der Hohenſtaufen wird von der Krone geziert, und ziert die Krone bis in Zeiten, die in der entfernten Zukunft ſind. Dein Sohn anderer Ehe, Heinrich, herrſcht als Markgraf in dieſem ſchönen Lande, er hat ſich die Wittwe ſeines Feindes in Liebe verbunden, er wird den Herzoghut tragen, und die Öſterreicher werden mit den Hohenſtaufen in Freundſchaft des gleichen Weges gehen bis in die Zeiten, von denen ich geſagt habe."

„O Wentila," entgegnete Agnes, „die traurigen Dinge leben nicht in meinem Gemüthe empor, ſie leben in demſelben immer fort, und wenn ſie auch vergangen ſind, und Gott über ſie richtet, ſo iſt die Vergangenheit doch in mir, und ich bin in ihr. Und heilig kann ich nicht wandeln, ich kann nur für meine Sünden büßen, und für die Lebenden und Todten beten. Die Macht und die Kronen aber ſind Dinge, welche tauglich ſind, mit ihnen Gutes zu thun, ſonſt ſind ſie nichtig."

„Und die Deinigen haben mit dieſen Dingen ſchon Gutes gethan," ſagte Wentila, „Konrad hat den wilden Krieg des trotzigen Mannes aus Baiern beendigt, er hat die Kraft des deutſchen Landes viel befeſtigt, und wird ſie noch mehr befeſtigen, und dann ſeine Augen auf Jeruſalem und Bethlehem richten. Heinrich waltet in ſeiner Mark. Er wird der erſte Herzog derſelben ſein, und die Dinge in den heiligen Ländern können durch ihn auch an Gedeihen gewinnen."

„Mögen die Hohenſtaufen die Macht immer zum Guten wenden," ſagte Agnes, „und durch ſie nicht in Verwirrung gerathen, wie die, welche die Macht vor ihnen gehabt haben. Ich habe Thaten genug geſehen, die geprieſen worden ſind, und Übles geſtiftet haben. Wer ſeine Ehefrau liebt, ſeine Kinder in Gott erzieht, ſeine Habe ehrbar mehrt, und ſeine Unterthanen ſchützt und fördert, hat rechte Thaten gethan. Und wer weiß es, ob es nicht eine beſſere That iſt, wenn wir hier dieſes Tuch zum Dienſte der Kirche ſticken, oder auch nur zum weichen Fußtritte eines Greiſes, als wenn wir Herzogthümer eroberten oder zertrümmerten."

„Hohe Frau," ſagte Wentila, „es ſind der menſchlichen Dinge unzählbare, wie es unzählbare Bäume und Kräuter gibt."

„Sie ſind,“ ſagte Agnes, „und Gott leitet ſie. Witiko, meine Schwiegertochter hat von dir geredet, mein Sohn hat von dir geredet, und deine Mutter hat mir erzählt, wie gut du biſt. Ich habe dich geſehen. Gehe jetzt mit deiner Mutter in ihre Kammer, und redet, wie ihr redet, wenn ihr allein ſeid. Bleibe bei uns und deiner Mutter auf dem Kahlenberge, ſo lange du willſt. Gehe zu meinem Sohne Heinrich, und gehe zu den alten und zu den jungen Rittern, und ſage dann in der Heimath deinen Freunden, wie es bei uns iſt. Hecila, melde Kunigunden, daß ſie den Vogt anweiſe, Witiko ſeine Wohnung zu zeigen.“

Eine von den zwei jungen Frauen erhob ſich von ihrem Sitze, und ging aus dem Gemache.

„Du beurlaubeſt uns, erlauchte Frau,“ ſagte Wentila, „und wir entfernen uns.“

Sie ſtand von ihrem Sitze auf, und Witiko ſtand auch auf.

Er ſprach, da er ſtand: „Nehmet noch einmal den Dank für die gute Aufnahme, hocherlauchte Frau, und den für die Gewährung der Beherbergung, ich werde ihrer in Gemeinſchaft mit meiner Mutter pflegen, und mich beſtreben, ſie zu verdienen.“

„Genieße mit deiner Mutter,“ ſagte Agnes, „wie es iſt, wenn Eltern und Kinder einig ſind.“

Die junge Frau, welche aus dem Gemache gegangen war, kam wieder zurück.

„Du haſt deinen Auftrag vollbracht, Hecila,“ ſagte Agnes.

„Es iſt geſchehen,“ antwortete die Frau.

„Nun, ſo wollen wir, die wir zurück bleiben, wieder an die Arbeit gehen, und ſie zu fördern ſuchen,“ ſagte Agnes.

„Gehabe dich wohl, hohe Frau,“ ſagte Wentila.

„Du auch,“ entgegnete Agnes.

Wentila und Witiko neigten ſich vor Agnes, und verließen das Gemach.

Sie gingen durch die Stube, in welcher die jungen Mädchen ſpannen, und als ſie draußen waren, ſetzte Witiko die Lederhaube wieder auf ſein Haupt.

Wentila geleitete Witiko durch einen Theil des Ganges, und führte ihn zu einer Thür. Sie öffnete dieſelbe, und ſie traten in ein Gemach, in welchem ein Mädchen ſaß, und nähte.

Das Mädchen ſtand auf, da die Mutter und der Sohn herein kamen.

„Sei gegrüßt, Lutgart,“ ſagte Witiko.

„Seid gegrüßt, hoher Herr,“ antwortete das Mädchen.

Es ging zu einer Thür, und öffnete ſie in eine zweite Stube.

„Sorge, daß wir nicht geſtört werden,“ ſagte Wentila.

„Ich werde es thun, hochverehrte Frau,“ antwortete das Mädchen.

Wentila führte Witiko in die zweite Stube, und das Mädchen ſchloß hinter ihnen die Thür.

„Lege deine Haube auf dieſen Tiſch, Witiko, und lege dein Schwert dazu,“ ſagte Wentila.

Witiko nahm ſeine Haube von dem Haupte, und legte ſie auf den Tiſch. Dann löſete er ſein Schwert ab, und legte es zu der Haube.

Hierauf ſagte er: „Sei mir nun erſt recht gegrüßt, mein liebe ehrwürdige Mutter.“

„Sei mir gegrüßt, mein guter Sohn des guten Wok,“ antwortete Wentila.

Sie nahm ihn mit beiden Händen an dem Haupte, und küßte ihn auf die Stirne.

Dann ſtreichelte ſie mit den Händen ſeine Wangen.

„Setze dich zu mir auf eine dieſer Bänke,“ ſagte ſie darauf, „und genießen wir die Einigkeit, wie die Frau Markgräfin geſprochen hat.“

Sie ſetzte ſich auf eine gepolſterte Bank, und Witi ſich zu ihr.

Er nahm ihre Hand, und drückte ſeine Lippen ehrerbietig darauf.

Sie ſah ihn freundlich an, und ſprach: „Wo hat dich denn mein Bote getroffen?“

„Er iſt nach Prie zu mir gekommen,“ antwortete Witiko

„Als ich dir durch Smitan auf deine Botſchaft zurück hatte ſagen laſſen, daß ich dir eine Kammer in Landshut richten werde,“ ſagte Wentila, „ritt Gerhard, der Marſchall Otto's, des Biſchofes von Freiſing, nach Landshut, und meldete mir, daß mich Agnes, die verwittwete Markgräfin von Öſterreich, zu ſich auf den Kahlenberg entbietet, weil ein Geſchwader des Biſchofes nach Wien geht, das mich geleiten würde. Ich willigte ein, und ſchickte dir gleich den alten Michael mit der Nachricht zu.“

„Er iſt über Plan nach Prie geritten,“ ſagte Witiko, „ich mußte nur vorher den Biſchof Zdik nach Paſſau geleiten.“

„Und auf einem Schiffe biſt du von Paſſau nach Wien gefahren?“ fragte Wentila.

„Auf einem Schiffe,“ antwortete Witiko.

„Ich habe dich lange nicht geſehen,“ ſagte Wentila.

„Es werden jetzt bald vier Jahre, ſeit ich von Paſſau über den Wald geritten bin,“ entgegnete Witiko.

„Vier Jahre ſind eine lange Zeit,“ ſagte Wentila.

„Mutter,“ antwortete Witiko, „ich mußte manche Tage harren, ob ſich etwas ereigne, daran ich mitwirken könnte, und ob ich auch etwas zu vollbringen vermöchte, zu dir kommen zu können; aber endlich wollte ich dich wieder ſehen, und mit dir über verſchiedene Dinge ſprechen. Ich habe dir in manchen Zeiten Nachrichten geſchickt.“

„Ich habe ſie empfangen, und habe dir Nachrichten zurück geſchickt,“ ſagte Wentila. „Und in dem Kleide biſt du zu mir gekommen, in dem du von mir weg geritten biſt.“

„Ich habe das Kleid deinetwillen angelegt,“ entgegnete Witiko, „und auch eines andern Menſchen willen, von dem ich dir ſpäter ſagen werde.“

„Du biſt viel ſtärker geworden, Witiko,“ ſagte Wentila.

„Ich habe es nicht beachtet,“ antwortete Witiko.

„Auch deine Wangen ſind röther geworden,“ ſagte Wentila.

„Das kann von den freien Lüften herrühren,“ entgegnete Witiko.

„Gott im Himmel wird dir ferner noch Gedeihen geben,“ ſprach Wentila. „Witiko, ſage, befolgſt du die Lehren der heiligen Kirche?“

„Ich ſuche nach dem zu leben, wie mich der ehrwürdige Vater Benno angeleitet hat,“ entgegnete Witiko.

„Dann wirſt du gottgefällig leben wie er,“ ſagte Wentila. „Biſt du gütig und freundlich gegen alle Menſchen, auch gegen die Geringen?“

„Ich liebe die Menſchen, und ſtrebe, gegen ſie gut zu ſein,“ antwortete Witiko.

„So iſt dein Vater Wok geweſen und dein Großvater Witek,“ ſprach Wentila. „Der ehrwürdige Vater Benno ſagt, daß das recht geweſen iſt, was du gethan haſt, Witiko.“

„Sagſt du das auch, Mutter?“ fragte Witiko.

„Benno weiß es beſſer,“ antwortete Wentila, „und ich ſage, es wird ſchon recht ſein.“

„Da iſt auch der hochehrwürdige Silveſter,“ ſagte Witiko, „welcher Abt in dem Kloſter an der Sazawa geweſen iſt, dann erwählter Biſchof von Prag wurde, wegen Ungerechtigkeit zurückgetreten iſt, und jetzt wieder in dem Kloſter an der Sazawa wohnt. Er ſagt, daß man nur das Gute thun ſoll, und alles Andere iſt damit verbunden. Er lobt nicht Alles, was ich gethan habe. Ich möchte unter allen, die ich kenne, zuerſt dir, Mutter, Genüge thun, und dann Benno und Silveſter, und dann noch einem Menſchen.“

„Witiko, öffne mir dein ganzes Gemüth,“ ſagte Wentila.

„Ich bin lange in Plan geweſen,“ antwortete Witiko.

„Ich weiß es,“ entgegnete Wentila.

„Dort ſind die Gründe Waldland,“ ſagte Witiko. „Von dem Walde ſind Gerölle, Grobſand und Steinmehl in unſern Äckern. Aber Martin und Raimund und Lucia bewirthſchaften mit Taglöhnern das kleine Anweſen gut. Das Haus iſt nicht ſchadhaft, und liegt handſam in dem Walde."

„Du haſt dort Arbeiten wie ein Knecht verrichtet," ſagte Wentila. „Florian, den mir Mathias geſchickt hat, iſt ein guter Bote geweſen."

„Ich habe geholfen, und es iſt mir dabei gut geworden," ſagte Witiko.

„Und in Přic haſt du auch geholfen," ſagte Wentila.

„Přic hat einen beſſeren Boden, und es wird noch immer beſſer werden," antwortete Witiko. „Kulo iſt ein treuer Diener, er verſteht die Pflege, und iſt gelaſſen und ſparſam. Kan und Peko und Mira und Glota dienen ihm gerne. Die Brücke iſt fertig geworden, das Dach iſt verbeſſert, und die zwei Kühe ſind von dem Fichtelberge gekommen."

„Es iſt gut, Witiko," ſagte Wentila, „deine Vorfahren haben kleine Beſitzungen gehabt, ſind für ſie ſorgſam geweſen, und haben auch gerne ſelber die Hände angelegt."

„Im Wangetſchlage iſt der harte Boden doch gedeihlich, und wird gut gehalten," ſagte Witiko. „Das Häuschen bedarf noch lange keiner Ausbeſſerung, und die Wieſenmauer hat Jakob aus Steinen gelegt. Huldrik wacht auch über die Thiere, und ſucht überall nachzuhelfen."

„Er iſt in ſeinen Sendungen richtig, und die Knoten ſeiner Merkſchnüre ſind genau," ſagte Wentila.

„Und er nimmt für ſich das Armſeligſte," antwortete Witiko.

„Ich weiß es," ſprach Wentila.

„Er hat mich nach Friedberg geleitet," ſagte Witiko, „und hat mir das Pferd wie ein Knecht geführt."

„Weil er uns für ein vornehmes Geſchlecht hält,“ antwortete Wentila.

„Das Pferd hat er ledig von Friedberg durch den Wald in die untere Moldau hinauf geführt,“ ſagte Witiko; „denn ich bin von dem Ufer, das bei Friedberg iſt, durch die Waldlehne bis auf den Kamm hinauf geſtiegen, wo ein Platz iſt, auf dem einmal eine Denkſäule des heiligen Apoſtels Thomas geſtanden iſt.“

„Ich kenne den Platz,“ ſagte Wentila, „man ſieht von ihm auf Baiern, Böhmen und Öſterreich, und der Wald iſt um ihn.“

„Ja, ſo iſt es,“ ſagte Witiko.

„Und dann biſt du auf dem langen Wege durch den Thomaswald in die untere Moldau hinab gegangen, wo die Herberge ſteht,“ ſagte Wentila.

„Ja,“ entgegnete Witiko, „und in der Herberge haben Huldrik und Jakob mit dem Pferde auf mich gewartet.“

„Ich habe jetzt lange dieſe Dinge nicht geſehen,“ ſagte Wentila, „der Wald iſt dort ſehr groß und ſehr ſchön.“

„Er iſt dort am ſchönſten,“ antwortete Witiko.

„In dem ſchönen Walde iſt Huldrik,“ ſagte Wentila, „und möchte in einem Schloſſe Marſchalk ſein.“

„Er ſoll zu mir kommen, wenn ich mir einmal einen feſten Ort erwähle, und er dann noch lebt,“ ſagte Witiko.

„Nun, er ſagt ja,“ ſprach Wentila, „daß die Angehörigen ſeines Stammes ſehr alt werden, und daß er dieſes auch hofft.“

„Gott gewähre es ihm,“ ſagte Witiko.

„Er gewähre es ihm nach meinem Wunſche,“ antwortete Wentila.

„Mutter,“ ſprach Witiko, „ich habe dir in meinen Botſchaften etwas nicht erzählt, ich will es dir jetzt ſagen. An jenem Sonntage, an welchem ich in dem Walde der drei Seſſel betete, habe ich ein Mädchen des Namens Bertha kennen gelernt, das damals dunkelrothe Waldroſen, die du liebſt, als gutes Zeichen auf dem Haupte trug. Ich bin, da ich den hochehrwürdigen Biſchof Zdik nach Paſſau geleitete, wieder in dem Hauſe der Eltern Bertha's geweſen, und habe mich mit Bertha in Zuneigung und Liebe geeinigt, daß wir Ehegatten werden wollen. Sie iſt die Tochter Heinrichs von Jugelbach.“

„Er wird ſie dir nicht geben,“ ſagte Wentila.

„Es iſt noch ungewiß,“ ſprach Witiko.

„Du haſt die Sache den Eltern Bertha's geoffenbart,“ ſagte Wentila.

„Ich habe ſie dem Vater geoffenbart,“ entgegnete Witiko, „und er hat zurück geredet: wenn die Roſe, welche ich auf dem Berge Wyſoka in dem weißen Schilde getragen habe, in einer Burg iſt, und wenn ſie in die Geſchicke unſerer Länder hinein blüht, ſolle ich wieder kommen, und fragen.“

„Ich weiß nicht, ob es ſo geweſen iſt, wie der Vater Benno ſagt,“ antwortete Wentila, „daß unſere Vorfahren einſt reiche Güter gehabt haben, und die Herren in dem Walde geweſen ſind; aber die Geſchlechter werden reich, und wieder arm, und können wieder reich werden, und es wechſeln die Geſchicke. Wenn du Bertha zu deinem Eheweibe gewinnen kannſt, ſo erfreue dich darüber; wenn es aber nicht möglich iſt, ſo trage es gelaſſen.“

„Ich werde es tragen,“ ſagte Witiko.

„Wiulfhilt, die Mutter Bertha's, iſt ſehr gut,“ ſprach Wentila, „und Bertha wird auch gut ſein.“

„Sie iſt gut und ſtarkherzig,“ ſagte Witiko, „und haßt die ſchlechten Thaten wie die Frau Markgräfin, aber anders, und liebt die großen und herrlichen. Sie hat geſagt, ich ſolle thun, daß mir keiner gleich ſei in dem Felde der goldenen Ähren und in dem Walde der Wipfel der Bäume.“

„Strebe nicht mit Hoffart nach deinem Ziele, Witiko,“ entgegnete Wentila. „Und wenn du auch nicht thuſt, daß dir keiner gleich iſt in dem Felde der goldenen Ähren oder in den Wäldern der Wipfel der Bäume, und wenn dir nur die Gnade verliehen iſt, Geringeres zu thun, was recht iſt, wie du mir die Meinung Silveſters gemeldet haſt, ſo wird es am beſten ſein.“

„Ich werde ſuchen, das Gute zu thun, wie es dein und Silveſters Gedanke iſt,“ antwortete Witiko.

„Thue es, mein Sohn,“ ſagte Wentila. „Ich habe Bertha geſehen, da ſie ein kleines Kind war. Vielleicht ſehe ich ſie wieder, wenn ihre Eltern nach Ingelbach heimkehren, und ich auf der Rückreiſe bin.“

„Wenn du zu ihr kommſt, ſo wirſt du wiſſen, daß meine Neigung gut iſt,“ ſagte Witiko.

„Ich weiß es ſchon,“ antwortete Wentila, „weil ich dir vertraue.“

„Und wann meinſt du wieder nach Landshut zurückzukehren?“ fragte Witiko.

„Wenn es die hohe Frau, die mich auf dieſen Berg geladen hat, anordnet,“ entgegnete Wentila. „Es wird ihr Sohn Otto, der Biſchof von Freiſing, kommen, und ich glaube, daß ich mit ſeinem Geleite nach Baiern zurückreiſen werde.“

„Ich habe auch Bertha's willen das Lederkleid angelegt, weil ſie mich zuerſt darin geſehen hat,“ ſprach Witiko.

„Ich denke es mir,“ ſagte die Mutter.

„Und nun, Mutter,“ ſprach Witiko, „wie lebt denn der hochehrwürdige Vater Benno?“

„Er lebt in Geſundheit,“ antwortete Wentila, „er hält ſeinen Gottesdienſt in der Kirche des heiligen Martin, er ſtellt Betrachtungen an, und ſchreibt in ein großes Buch die Dinge der Kaiſer ein; denn er ſucht Alles zu ergründen, was einmal geſchehen iſt. Er hat mir aufgetragen, dir einen feierlichen Gruß von ihm zu ſagen.“

„Bringe ihm den Dank, wenn du heimkehrſt,“ ſagte Witiko, „und bringe ihm meine Ehrerbietung.“

„Ich werde es thun,“ antwortete Wentila, „und es wird ihn freuen, weil er dich liebt, wie, da du noch ein Kind wareſt. Er ſagt, daß die Baiern mit Sorge auf Öſterreich ſchauen, ſeit Konrad, der Halbbruder des Markgrafen Heinrich, in Deutſchland herrſcht, und ſeit der Markgraf die Wittwe ihres verſtorbenen Herzogs geheirathet hat.“

„Wird er denn auch wieder einmal nach Pric kommen?“ fragte Witiko.

„Pric erweckt ihm ſeit dem Tode deines Vaters Traurigkeit,“ antwortete Wentila, „aber er wird ſchon kommen.“

„Die Leute dort lieben ihn,“ ſagte Witiko.

„Die Leute aller Orten lieben ihn," entgegnete Wentila.

„Und wie lebt denn die Baſe Hiltrut?" fragte Witiko.

„Sie iſt fromm," antwortete Wentila, „genießt der Geſundheit des Leibes, ſorgt in dem Hauſe, und denkt deiner, wie ſie dachte, da ſie dich noch in den Windeln pflegte."

„Ich möchte ihr recht viel Gutes thun," ſagte Witiko.

„Das thuſt du," entgegnete Wentila, „da du ihr beſtändig die guten Grüße ſchickeſt, die ihr angenehm ſind."

„Mir iſt es auch angenehm, Grüße zu ſchicken," antwortete Witiko; „bringe ihr wieder einige, wenn du hier fort gehſt."

„Sie bedarf ja nichts als Zuneigung," ſagte Wentila.

„Und dieſe empfängt ſie von uns reichlich," antwortete Witiko.

„Du biſt in Plan zu den Leuten in ihre Stuben gegangen," ſagte Wentila.

„Ja, Mutter," entgegnete Witiko.

„Wir haben es auch immer ſo gepflegt, wenn wir dort lebten," ſagte Wentila, „ſie ſind gut, ernſthaft und treu."

„Sie ſind dieſes Alles in ihrer Armuth und in der Härte und Stärke ihres Körpers," ſagte Witiko. „Sie haben in dem vergangenen Kriege der Gerechtigkeit zur Entſcheidung geholfen, ſind meine Gefährten geworden, und ich bin ihr Gefährte geworden."

„Du haſt ſie auch in deiner Stube verſammelt," ſagte Wentila.

„Ja, ſie haben dort Brod und Salz gegeſſen," antwortete Witiko.

„Es iſt gut ſo,“ ſagte Wentila, „das Land des Waldes iſt vielen Menſchen noch unbekannt; aber es iſt ſehr bedeutſam. Was wirſt du denn nach der jetzigen Zeit thun, Witiko?“

„Ich werde wieder nach Plan und Pric gehen,“ antwortete Witiko, „dann werde ich nach Prag zu dem Herzoge reiten. Im Frühlinge wird der Krieg gegen die mähriſchen Fürſten beginnen, und ich werde in ihm ſein.“

„Du wirſt thun, was dir obliegt, mein Sohn Witiko,“ ſagte Wentila, „und du wirſt klug und vorſichtig ſein.“

„Ich werde thun, wie ich es nur immer als gut und recht einſehe,“ entgegnete Witiko.

„Und Gott wird das Gute und Rechte ſchützen,“ antwortete Wentila, „und nach dem Kriege werde ich mit der Baſe Hiltrut nach Pric kommen.“

„Ich werde euch von Landshut holen, und nach Pric geleiten,“ ſagte Witiko.

„Bleibe jetzt eine Weile auf dieſem Berge, mein Sohn,“ ſagte Wentila, „Agnes, die hohe Frau, iſt gegen mich und dich gut geſinnt. Siehe nur, welch' ein ſchönes Gemach mit den gepolſterten Geſiedeln und der Ausſicht in das ganze Land ſie mir gegeben hat. Ihr Sohn Heinrich hält ſeinen Hof in Wien, und um ihn ſind die Herren der Kirche und die Männer des Ritterthumes und der Künſte, und befleißigen ſich zierlicher Sitten. Du wirſt zu ihm gehen, und wirſt Manches ſehen, das dir gut iſt.“

„Ich bleibe bei dir, und werde öfter nach Wien gehen,“ antwortete Witiko, „es müßte nur ſein, daß ich in unſerem Lande nöthig werde, dann reite ich ſchnell in dasſelbe.“

„Es wird ſich Alles erweiſen,“ ſagte Wentila. „Jetzt, Witiko, ruhe. Laſſe dir deine Kammer zeigen, und wenn es dich gemahnt, dann komme wieder zu mir. Richte dich hier ein, und möge es dir gefallen.“

Sie ſtand bei dieſen Worten auf, Witiko auch.

Er ſetzte ſeine Haube auf das Haupt, und befeſtigte ſein Schwert an ſeiner Seite.

Dann machte ſie ein Kreuz auf ſeine Stirne, und er küßte ihre beiden Hände.

Hierauf verabſchiedeten ſie ſich. Witiko verließ die Stube, ſie blieb in derſelben zurück.

Als Witiko in das Vorgemach gekommen war, in welchem das Mädchen Lutgart ſaß, ſah er auch einen Mann auf einem Stuhle ſitzen. Es war der nämliche Mann, welcher ihn in das Gemach der ſpinnenden Mädchen geführt hatte.

Der Mann ſtand auf, und ſagte: „Ich bin der Hausvogt der hocherhabenen Frau Markgräfin, Ezelin, und bin von der hohen Frau Markgräfin befohlen, euch, edler Witiko, in eure Herberge in dieſer Burg zu geleiten.“

„So geleitet mich, edler Vogt Ezelin,“ ſagte Witiko.

Die zwei Männer verließen nun die Vorſtube.

Der Vogt führte Witiko über eine Treppe empor in ein Gemach, an welchem noch eine zweite Stube war.

„Hier ſollet ihr mit euerm Diener wohnen,“ ſagte er, „und der Speiſemeiſter und der Gewandmeiſter und der Meier und der Marſchall ſind angewieſen, euch zu gehorchen, wie ihr wünſchet.“

„Ich danke euch für euer Geleite, edler Vogt,“ ſagte

Witiko, „ich bedarf zu dieſer Zeit keines andern Dinges als der Stube."

„So verabſchiede ich mich," ſagte der Mann.

„Gehabt euch wohl," entgegnete Witiko.

Der Mann entfernte ſich, und Witiko ſtand allein in dem Gemache.

Dasſelbe war nicht groß, hatte weiße getünchte Wände, und es ſtanden ſtarke Geräthe aus Eichenholz darinnen. Durch die zwei ſchmalen Fenſter, welche ſpitzige Bögen hatten, ſah Witiko auf einen Wald und dann auf ebenes Land, das gegen Morgen hin ging, und in welchem die Donau floß. Die zweite Stube war kleiner, war auch weiß, und hatte auch Eichengeräthe.

Witiko verließ dieſe Herberge wieder, und ging in das Wartezimmer um Raimund. Raimund war nicht in dem Zimmer. Darauf ging Witiko in den Stall. In dem Stalle ſtand Raimund bei den Pferden. Witiko führte ihn in die Herberggemächer, und zeigte ſie ihm. Dann ſagte er: „Rüſte dein Pferd, reite in die Stadt Wien hinab, und laſſe unſere Habe in die Burg herauf bringen."

Raimund ſchickte ſich an, den Befehl Witiko's zu vollführen. Er verließ das Zimmer, und nach einer halben Stunde ritt er in dem Walde des Berges hinunter.

Witiko aber blieb in ſeinem Gemache, ging an ein Fenſter, und ſah auf das Land Öſterreich hinab. Der Wald des Berges trug nicht wie die Wälder, die an den Ufern der jungen Moldau ſtehen, die dunkle Tanne, die grüne Buche, die leuchtende Birke, den langarmigen Ahorn, die Eibe, die Ulme, die Eiche, die Erle und den zackigen Wachholder, ſondern gleichartiges Laubwerk der Buche, Eſche, Eibe, des Haſelſtrauches und das Dämmer der Föhre und andern Nadelgehölzes. In der Donau waren breite und geſtreckte Inſeln, welche Auwald trugen, und auf dem ebenen Lande war Auwald. Dem Kahlenberge gegenüber ſah Witiko wieder einen Berg. Und von dieſen zwei Bergen floß die Donau in der Ebene gegen das Land Ungarn hinaus.

Als es Mittag war, kam ein Mann, und führte Witiko in das Speiſegemach. Dasſelbe war ein Saal mit langen Tiſchen, Stühlen und Speiſegeräthen. In dem Saale waren Männer in ſchönen Gewändern. Sie waren die Mannen der Markgräfin. Sie gingen Witiko entgegen, und grüßten ihn, und er grüßte ſie. Dann ſetzten ſich alle an den Tiſch, ein Prieſter ſprach das Gebet, und es wurden ihnen gute Speiſen und guter Wein aufgetragen.

Nach dem Eſſen ging Witiko wieder zu ſeiner Mutter, ſie wandelten auf verſchiedenen Wegen des Waldes, und ſaßen dann in Wentila's Stube.

Des Nachmittages kam Raimund aus Wien zurück, und ein Säumer brachte auf einem Saumthiere das Reiſeeigenthum Witiko's. Dasſelbe wurde in die Beherberggemächer gebracht, und dort geordnet.

Am andern Tage des frühen Morgens rüſtete ſich Witiko zum Ritte an den Hof des Markgrafen Heinrich. Er hatte ſein Ledergewand an, und trug ſein Petrusſchwert an Soběſlaws Gürtel. Er ritt auf ſeinem eiſengrauen Pferde den Weg zwiſchen dem Laubwerke des Berges hinunter. Raimund ritt in ſeinem Waldgewande hinter ihm. Sie kamen in das grüne Gefilde, und durch dasſelbe bis zu der Freiung, und von da über die Brücke des Grabens in die Stadt.

Sie ritten an vielen Menſchen und Dingen vorüber an das Haus, das der Markgraf baute, um mit Gertrud darin zu wohnen. Es war groß und gewaltig, und an manchen Theilen waren noch Gerüſte. Man wies die Reiter in einen Hof. Dort ſtanden Pferde und Knappen, Reiter ſtiegen auf oder ſtiegen ab, und Männer in Kriegesgewändern waren da. Witiko ſtieg von ſeinem eiſengrauen Pferde, und gab die Zügel desſelben in die Hände Raimunds. Er ging gegen eine Treppe, an welcher Männer in ſchönen Kleidern ſtanden. Einer, der ſehr langſchnäblige purpurrothe Schuhe, einen grauen Bart und graue Haare hatte, rief ihn an, und ſprach: „Nun, du Ledermann, wohin gehſt du?“

„Was frägſt du?“ entgegnete Witiko.

„Ich frage, weil ich frage,“ ſagte der Mann.

„Und ich gehe, weil ich gehe,“ ſagte Witiko.

„Und haſt du ein Recht?“ fragte der Mann.

„Und haſt du ein Recht?“ fragte Witiko.

„Wenn Thiemo von der Aue kein Recht hat, wer ſoll es denn haben?“ fragte der Mann.

Die umher ſtanden, lachten nach dieſen Worten.

„Wenn du ein Recht haſt,“ ſagte Witiko, „ſo wiſſe, daß ich zu Heinrich, dem erlauchten Markgrafen von Öſterreich, will.“

„Und will Heinrich, der erlauchte Markgraf von Öſterreich, auch, daß du zu ihm willſt?“ fragte der Mann.

„Das weiß ich nicht,“ ſagte Witiko, „und das werde ich erfahren, wenn er gefragt wird.“

„Und wer wird ihn fragen?“ ſagte der Mann.

„Wer Geleite zu ihm geben kann,“ antwortete Witiko.

„Thiemo von der Aue kann Geleite geben,“ ſagte ein Mann, der ein dunkelgrünes Gewand und einen braunen Mantel hatte, „ich bin Marchard von Hintberg, und wenn du ein Anliegen haſt, mein Kind, laſſe deinen Namen ſagen, der Markgraf wird dir behilflich ſein, er iſt gut.“

„Ich habe kein Anliegen,“ antwortete Witiko, „ich will nur den erlauchten Markgrafen ſehen, und ihm meine Ehrerbietung bezeigen. Ich bin in dem Zuge geweſen, als der erhabene König Konrad mit Wladiſlaw, dem Herzoge von Böhmen und Mähren, gegen Prag ging, um die Empörer zu beſiegen, und der erlauchte Markgraf iſt auch in dem Zuge geweſen.“

„Ihr ſeid alſo Kriegsgenoſſen,“ entgegnete der Mann. „Nun ich bin auch ein ſolcher Kriegsgenoſſe, ich bin auch in dem Zuge geweſen, und Thiemo von der Aue iſt in dem Zuge geweſen, und Gebhart von Abbadesdorf, und Ebergus von Aland, und Werinhard von Brun, und Inborth von Tribanswinchel, und Biricus von Gaden, die alle hier ſtehen. Du biſt aus einem fremden Lande, wie wir ſehen, und kenneſt die öſterreichiſchen Degen noch nicht.“

„Ich kenne ſie nicht,“ ſprach Witiko, „aber ich will dir meinen Namen ſagen, ich heiße Witiko, ſtamme vom Lande Böhmen, und diene dem Herzoge Wladiſlaw.“

„Du biſt Witiko,“ ſagte Marchard von Hintberg, „der die Herzoge aus Mähren gefangen, und dann hat weiter reiten laſſen.“

„Ich habe den Herzogen die Flucht geſtattet,“ antwortete Witiko.

„Du biſt Witiko,“ rief Gebhart von Abbadesdorf.

„Witiko,“ ſagte Viricus von Gaden.

„Du biſt Witiko, und biſt noch ſo jung,“ ſprach Ebergus von Aland.

„Er hat ſie geſchlagen, und hat ſie dann wacker davon gejagt,“ ſagte Thiemo von der Aue.

„Du haſt ſie nicht einen Deut geachtet, Witiko,“ ſagte Juborth von Tribanswinchel, „ſei uns gegrüßt.“

„Seid gegrüßt,“ ſagte Witiko.

„Du haſt närriſch gehandelt,“ ſprach Werinhard von Brun, „aber ſei gegrüßt, hat dich dein Herzog getadelt?“

„Er hat mich geehrt,“ antwortete Witiko.

Und die Männer traten herzu, und reichten Witiko die Hand.

„Du haſt heute den guten Tag gewählt,“ ſagte Thiemo von der Aue, „der Markgraf wird dich anhören, morgen würde es nicht ſein können, weil Kahlenbergritt iſt.“

„Wir werden dich geleiten,“ ſagte Marchard von Hintberg.

Die Männer gingen nun mit Witiko über die Treppe in das Innere des Hauſes hinan.

Sie kamen in einen Gang und dann durch eine Thür in einen Vorſaal.

In dem Vorſaale waren wieder Männer in verſchiedenen ſchönen Kleidern, es waren Jünglinge da und auch Knaben in feinen Gewändern.

Thiemo von der Aue ſchritt gegen einen Mann, der ein dunkles weites Gewand und ein ſilbernes Kreuz hatte.

„Rudpert,“ ſagte er zu dem Manne, „da bringe ich einen, der drei goldene Fiſche gefangen, und ſie in das Waſſer geworfen hat. Er iſt Witiko, von einem böhmiſchen Schloſſe, wie heißt es?“

„Kein Schloß, nur der Hof Pric,“ ſagte Witiko.

„Ich weiß Alles,“ entgegnete der Mann, „ich bin als Kapellan mit dem Markgrafen auf die Vogelweide gegangen, und Witiko hat die Vögel verjagt. Was willſt du denn hier, mein Sohn?“

„Er will mit dem erlauchten Markgrafen ſprechen, weil derſelbe ſein Kriegsgenoſſe geweſen iſt,“ ſagte Thiemo.

„Es iſt gebührlich, Freundſchaft mit Kriegsgenoſſen zu halten,“ ſagte der Kapellan. „Dort ſteht Tibert, der Kämmerer. Komme nur, Witiko.“

Nach dieſen Worten faßte er Witiko an dem Arme, und führte ihn im Geleite der andern Männer gegen einen Ritter, der in einem dunkelrothbraunen Kleide daſtand.

Er ſprach zu dem Ritter: „Tapferer Tibert, da iſt ein Mann aus Böhmen, der mit ſeinem Herzoge Wladiſlaw in unſerem Kriegszuge von Nürnberg nach Pilſen und Prag geweſen iſt. Er hat unſer Land beſucht, den hocherlauchten Markgrafen zu ſehen. Man nennt ihn Witiko von Pric.“

„Du biſt Witiko, du junges Blut?“ ſagte der Kämmerer. „Sie haben von dir übel geredet wegen der mähriſchen Herzoge, und gut wegen deiner Tapferkeit im Frühlingskriege und bei Pilſen. Biſt du dieſer Mann?“

„Ich war in dem Kriege wie ein Anderer,“ ſagte Witiko, „und habe bei Pilſen nach meiner Einſicht gethan.“

„Nun der hohe Markgraf wird ſchon mit dir ſprechen,“ ſagte der Kämmerer.

Dann rief er gegen die Knaben: „Komm' her, du kleiner Chunring.“

Ein Knabe in einem Gewande, das roth und weiß war, ging herzu.

„Lauf' zu dem Herrn Otto von Lengenbach hinein, und ſage ihm, daß ein Ritter aus Böhmen da iſt, der Witiko heißt, und der zu dem Herrn Markgrafen will,“ ſprach der Kämmerer zu dem Knaben.

„Ja,“ ſagte der Knabe, und ging von dem Saale in ein Gemach.

Nach einer Weile kam er wieder heraus, und ſagte zu dem Kämmerer: „Der Herr Ritter ſoll hinein kommen.“

Tibert, der Kämmerer, und Thiemo von der Aue führten Witiko in das Gemach, aus welchem der Knabe die Botſchaft gebracht hatte.

In dem Gemache waren wieder Herren und Ritter, und auch Frauen, welche warteten.

Ein alter Ritter in einem grünen Kleide ſagte zu Witiko: „Du mußt ein wenig harren, junger Kriegsmann, der erlauchte Markgraf iſt beſchäftigt.“

Witiko blieb ſtehen, und wartete.

Die Männer ſprachen mit einander.

Nach einer Zeit kam ein alter Mann aus der Thür eines weiteren Gemaches, grüßte die, welche da waren, und ging dann in den Vorſaal hinaus.

„Nun iſt es an dir, Witiko,“ ſagte der Ritter in dem grünen Gewande.

Er wies mit der Hand gegen die Thür, aus welcher der alte Mann gekommen war. Witiko ging gegen die Thür, ein Greis in einem Gewande, das roth und weiß war, ſtand vor derſelben, öffnete ſie, und Witiko ging hinein.

Er kam in ein Gemach, das mit Birnholz getäfelt war. An verſchiedenen Stellen hingen rothe Stoffe in langen Falten herab. An einem Tiſche ſaß in ritterlichen Kleidern Heinrich, der Markgraf von Öſterreich, aus dem Geſchlechte der Herren von Babenberg. Eine ſchöne Haube aus rothem Sammet lag vor ihm auf dem Tiſche. Er hatte blonde Locken und blaue Augen.

Witiko nahm ſeine Haube ab, und ſtand vor ihm.

„Sei gegrüßet, du junger Degen,“ ſagte der Markgraf, „biſt du in unſer Ländlein Öſterreich gekommen?“

„Ich bin in das Land gekommen,“ ſprach Witiko, „und die erhabene Frau Markgräfin, deine erlauchte Mutter, hoher Herr, hat geſagt, daß ich mich unterfangen dürfe, dir den Ehrfurchtsgruß zu bringen.“

„Ich danke dir für den Gruß, mein Sohn,“ ſagte der Markgraf, „unſere erlauchte Mutter hat dir gut gerathen, ich nehme dich ſo lieb auf wie andere fremde Männer, die mich mit einem Heimſuche bedenken und achte dich, weil mein Schwager Wladiſlaw und meine Schweſter dich genannt haben, daß du in ihrer Sache mit Entſcheid gehandelt haſt.“

„Ich habe gemeint, das Geziemende zu thun,“ antwortete Witiko.

„Der Herzog ſagt, daß du nach Gerechtigkeit ſtrebeſt,“ entgegnete der Markgraf.

„Ich möchte ſie nur ſo einſehen können, wie die weiſen Männer, welche um den Herzog ſind,“ antwortete Witiko.

„Das wird in den Jahren kommen, welche noch vor dir ſind, Witiko,“ ſagte der Markgraf. „Du biſt mit deiner Mutter auf dem Kahlenberge bei unſerer vielgeliebten Mutter als Gaſt.“

„Meine Mutter iſt früher da geweſen, ich bin dann gekommen, und es hat mir die erlauchte Frau Markgräfin Herberge gewährt,“ ſagte Witiko.

„Unſere Mutter liebt deine Mutter als die Tochter ihrer Mutter ungemein,“ antwortete der Markgraf, „genießet die Herberge, und komme oft zu mir und zu meinen Männern herunter. Ich werde meinen Herren und Kriegsleuten befehlen, daß ſie gütlich mit dir umgehen. Erheitere dich in unſerer Weiſe, da noch die Waffenruhe vor dem Kriege gegen die Mährer, die du entlaſſen haſt, dauert.“

„Ich dachte, daß der Krieg leichter gegen jeden Fürſten allein ſein wird, als gegen ihre Vereinigung,“ antwortete Witiko, „und dann werden wir den Streit auch ohne fremde Hilfe vollführen können.“

„Das liegt bei Gott, Witiko, und das werden die Kriegsherren ermeſſen und die weiſen Männer, von denen du ſagſt, daß ſie bei dem Herzoge ſind," entgegnete der Markgraf. „Fahre im Guten fort, Witiko, du biſt noch jung, und kannſt vieles erſtreben, ich bin auch nicht alt, und ſo mir Gott hilft, werde ich das Ehrengrüßen, das du bringſt, und das mir andere bringen, erſt recht verdienen. Bleibe lange bei uns, und wenn du ſcheideſt, laſſe dir nicht leid ſein, daß du gekommen biſt, und wenn du eine öſterreichiſche Sitte gelernt haſt, laſſe dich's nicht kränken, und komme wieder."

„Es wird mir nicht leid ſein," ſagte Witiko, „und ich werde ſuchen, von dir und den Deinigen zu lernen."

„So etwas zu lernen iſt," erwiederte der Markgraf. „Bringe unſerer geliebten Mutter einen Gruß, grüße deine Mutter, und gehabe dich wohl."

Er ſtand nach dieſen Worten auf, und reichte Witiko die Hand. Witiko ſah, daß die Hand weiß und ſchön gebildet ſei.

Er faßte ſie, und ſagte: „Lebe glücklich, hoher Herr!"

„Das wäre ein guter Wunſch, wenn Gott ihn erfüllen will," antwortete der Markgraf.

Darauf verneigte ſich Witiko, und verließ das Gemach.

In dem Vorgemache grüßte er den Ritter in dem grünen Gewande, und ſetzte dann ſeine Lederhaube wieder auf das Haupt.

Der Ritter aber ſagte: „Ich bin Otto von Lengenbach, und ſo du einmal in meine Veſte kommen willſt, Witiko, ſo wirſt du freundlich aufgenommen werden."

„Ich danke euch, Herr," ſagte Witiko, „es könnte ſich fügen, und dann nehme ich die Einladung an."

Hierauf wurde er von Tibert, dem Kämmerer, und Thiemo von der Aue in den Vorſaal geführt.

Von dem Vorſaale ging er im Geleite derer, die mit ihm gekommen waren, über die Treppe hinab.

In dem Hofe waren nun Pferde von den Knechten der Ritter, die bei ihm waren, herbei geführt worden.

Witiko beſtieg ſein Pferd, die Ritter beſtiegen auch die ihrigen, und Marchard von Hintberg ſagte: „Wir werden dich eine Strecke geleiten, Witiko.“

„Ich freue mich eurer freundlichen Art,“ entgegnete Witiko.

Alle die Männer und hinter ihnen ihre Knechte ritten nun aus dem Hauſe auf den großen Platz hinaus.

Dort rief Thiemo von der Aue: „Wo haſt du denn deine Herberge, du junger fahrender Ritter, der du da fremde Länder beſuchſt?“

„Ich bin nicht genau ein fahrender Ritter,“ ſagte Witiko, „meine Mutter iſt in euerm Lande, und ich bin zu ihr gekommen und ſo auch gerne in euer Land.“

„Und wo herbergt denn deine Mutter, ſo du jetzt etwa zu ihr reiteſt?“ fragte Thiemo von der Aue.

„Ich reite zu ihr,“ antwortete Witiko, „und ſie herbergt auf dem Kahlenberge bei der hocherlauchten Frau Markgräfin Agnes, zu der ſie beſchieden worden iſt.“

„Das iſt die böhmiſche Wentila,“ rief Thiemo von der Aue, „und herbergeſt du auch bei ihr auf dem Kahlenberge?“

„Ich herberge auch dort,“ entgegnete Witiko.

„Dann werden wir dich morgen ſehen, weil Kahlenbergritt iſt,“ ſagte Marchard von Hintberg, „du mußt dich anſchließen, und mit uns reiten.“

„Wenn es ſich ziemt,“ ſagte Witiko.

„Es ziemt ſich,“ rief Ebergus von Aland, „und es iſt deine Ritterpflicht und Kriegerpflicht, weil du dem Markgrafen einen Heimſuch gemacht haſt.“

„Dann werde ich mitreiten,“ entgegnete Witiko.

„Und ich werde dich ſchützen,“ rief Thiemo von der Aue.

„Ich hege großen Dank für deinen Schutz,“ ſagte Witiko, „aber ich denke, ich werde mich ſelber ſchützen, oder eines Schutzes nicht bedürfen.“

„Gegen den Witz ſchütze ich dich,“ rief Thiemo, „und gegen den Witz kann dich kein Anderer ſo ſchützen.“

„So ſchütze mich, Vater,“ antwortete Witiko.

„So biſt du ein folgſamer Knabe,“ rief Thiemo.

„Ich werde dir immer gehorſamen,“ ſagte Witiko.

„Das wird zu deinem Heile ſein,“ antwortete Thiemo.

Die Männer ritten durch das Thor der Stadtmauer gegen den tiefen Graben hinaus. Sie ritten über die Brücke des Grabens, und an der Freiung vorüber.

Dann nahmen ſie Abſchied.

„Reite wohl, Witiko,“ rief Marchard von Hintberg.

„Gehabe dich gut,“ ſagte Viricus von Gaden.

„Gedenke des Gehorſams,“ rief Thiemo von der Aue.

„Freue dich in unſerem Lande,“ ſagte Werinhard von Brun.

„Bleibe recht lange da,“ rief Gebhard von Abbadesdorf.

„Habet Dank, ihr Herren,“ rief Witiko entgegen, „und gehabet euch wohl.“

„Gehabe dich wohl,“ riefen mehrere, und ſie riefen ihm noch zu, daß er ſie in ihren Veſten beſuchen ſolle.

Dann wendeten ſie ihre Pferde, und ritten der Freiung entlang wieder gegen die Stadt.

Witiko aber ritt mit Raimund auf den Kahlenberg.

Nach dem Mittageſſen zeigte Ezelin, der Vogt, Witiko die ganze Burg, er zeigte ihm ihre Vorräthe und ihre Waffen, und zeigte ihm, wie ſie den Ungarn Widerſtand geleiſtet habe, und wie ſie in Zukunft zu vertheidigen wäre.

Ehe an dem folgenden Tage die Sonne aufgegangen war, begannen ſich die Männer auf dem Kahlenberge zum Empfange derer, die da kommen ſollten, zu rüſten. Sie ſchmückten ſich und ihre Pferde, und luden Witiko ein, das Gleiche zu thun. Er aber rüſtete nur ſein Pferd, legte ſein Hausgewand ab, that das Ledergewand an, und gürtete an dasſelbe ſein Schwert mit dem Soběſlawgürtel. Dann beſtiegen alle die Pferde, ritten vor die Burg, und ſtellten ſich in eine Reihe.

Als ſie eine Zeit gewartet hatten, kam ein Zug von Reitern und Reiterinen auf dem Pfade des Laubwaldes herauf. Der erſte in dem Zuge war Heinrich, der Markgraf von Öſterreich. Er hatte ein blaßrothes Kleid, und auf der dunkelrothen Sammethaube eine weiße Reigerfeder. Sein Pferd war ſchwarz. Neben ihm ritt die Markgräfin in einem weißen Kleide und einem grünen Schleier. Sie hatte blonde Haare, blaue Augen und ein helles Angeſicht. Die Farbe ihres Pferdes war goldbraun. Hinter dem Markgrafen und der Markgräfin ritten Herren und Frauen in ſchönen Gewändern. Die Herren hatten Obſorge, daß die Frauen gut ritten.

Als der Zug zu dem Thore der Burg gelangte, ritt Agnes, die verwittwete Markgräfin von Öſterreich, durch das Thor heraus. Sie hatte ein graues Gewand und einen weißen Schleier. Ihr Zelter war weiß. Hinter ihr ritten Herren und Frauen. Die Herren hatten ſchöne Kleider, die Frauen aber nur graue. Unter den Frauen war Wentila, Witiko's Mutter.

Als Agnes zu dem Markgrafen und der Markgräfin gekommen war, wurde ſie von ihnen ehrerbietig gegrüßt. Sie dankte des Grußes. Dann ſprachen ſie noch ein wenig mit einander. Dann ſtellten ſie ihre Pferde neben einander, und ritten von der Burg weg auf einem Pfade, der gegen Abend führte. Die Männer und Frauen, die zu Heinrich und Gertrud und die zu Agnes gehörten, folgten ihnen. Vorn ritten ſolche, welche Hofämter hatten. Dann kamen die andern. Die Männer der beiden Geleite vermiſchten ſich, wie es ſich ergab, oder ihr Wunſch es fügte. Am Ende des Zuges ritten die jüngeren Leute, und waren auseinander geſtreuter. An den Seiten des Zuges ſtanden die grünen Bäume, und ſtreckten ihre Zweige gegen die bunten und ſchimmernden Gewänder, gegen die Panzergeflechte und gegen die Waffen.

Witiko ritt zwiſchen Weringand von Plaien und Poto von Potenbrun. Sie zeigten ihm Männer und Frauen, die vor ihnen ritten, und nannten ihre Namen.

Gebhard von Abbadesdorf lenkte ſein Pferd herzu, und ſagte: „Sei gegrüßt, Witiko, tummle dein Roß unter öſterreichiſchen Reitern.“

„Sei gegrüßt,“ antwortete Witiko, „auf dieſem Pfade iſt wenig zu tummeln.“

„So komme zu uns hinab, wo der Raum größer iſt,“ ſagte der Andere.

„Ich werde kommen,“ entgegnete Witiko.

Dann ritten Ebergus von Aland und Viricus von Gaden herbei, und Ebergus ſagte: „Biſt du da, junger Reiter?“

„Ich bin da,“ entgegnete Witiko, „du haſt ja geſagt, daß es meine Pflicht iſt.“

„Und du erfülleſt ſie,“ ſagte der Andere.

„Ich werde ſie immer zu erfüllen ſtreben,“ ſagte Witiko.

„Dann erfülle ſie auch gegen die Frauen, und huldige ihnen, ſie ſind ſchön, und verdienen es,“ ſprach Viricus von Gaden.

„Ich bin in Huldigungen nicht geübt,“ antwortete Witiko.

„So übe dich, und nimm von Thiemo deinen Unterricht, der ſich ſchon lange übt.“

„Marchard von Hintberg kam herzu, und ſagte: „Sei gegrüßt, du Freund von geſtern, es iſt gute Art, daß du bei uns biſt, nun lebe recht wacker mit uns.“

„Sei gegrüßt,“ antwortete Witiko, „wie es ſich fügt und ſchickt.“

„Es fügt ſich und ſchickt ſich,“ entgegnete Marchard.

Dann kam Werinhard von Brun, und ſagte: „Böhmiſcher Rittersmann, du biſt in dem Zuge, nun laſſe es dir gefallen, wie es auch Andern gefallen hat, die gekommen ſind."

Hierauf ritt Thiemo von der Aue von hinten nach vorne gegen Witiko, und ſagte: „Sei gegrüßt, Witiko, ich habe jetzt nicht Zeit, ich werde ſpäter wieder zu dir kommen."

Dann ritt er vorwärts, und ſchloß ſich an die älteren Männer an.

Und ſo kamen noch andere Männer herzu, und ritten wieder weg, und ſprachen mit einander.

Nach einer Zeit hörte Witiko hinter ſich ſchnellere Pferdetritte, wie wenn einer näher reitet, und dann hörte er die Worte: „Es hat mir an dem Herzen viel diſe weh gethan, daß mich es deß gelüſte, das ich nicht mochte han."

Er blickte um, und es war ein ſehr junger Mann in blauen Kleidern auf einem weißen Pferde hinter ihm.

Witiko rief: „Der Fiedler vom Kürenberge."

„Ja, du Lederhaube, ſo biſt du in Öſterreich," antwortete der Mann.

„Ich bin bei meiner Mutter und der Frau Markgräfin auf dem Kahlenberge," entgegnete Witiko.

„Ich weiß es," ſagte der Mann, „und mußte dich im Zuge mit den Augen herausſtechen, wie man eine Lerche an den Pfeil heftet."

Nach dieſen Worten trieb er ſein Pferd vorwärts, bis er neben Witiko war.

„Und wie biſt du denn nach Öſterreich gekommen?" fragte Witiko.

„So wie du in die Welt gegangen biſt,“ antwortete der Ritter vom Kürenberge. „Als der alte Regimar todt war, und als du fort wareſt, ritt ich von Paſſau hinweg. Ich bin in vielen Gebieten und Burgen geweſen, und dann bin ich an den Hof der Markgrafen von Öſterreich gezogen. Als der Krieg kam, der zwiſchen dem Markgrafen von Öſterreich und dem Herzoge von Baiern war, zogen wir nicht in den Krieg, es zog mein Vater nicht, die Ritter von Rohre zogen nicht, der alte Heinrich von Oſtering zog nicht, der unſer Nachbar iſt, die Herren von Wilheringen zogen nicht, der Ritter von Traun zog nicht, und viele nicht, die um uns waren. Wir halfen aber auch dem Markgrafen von Öſterreich nicht. Ich ritt zu meinem Vater auf den Kürenberg, und blieb auf dem Kürenberge. Als der Krieg geendiget war, und als der Ruf ging, daß wir nach Böhmen ziehen werden, um die mähriſchen Fürſten zu züchtigen, ſo kamen wir aus den Gauen der Traun und der Ens und der Donau zuſammen, und zogen mit unſeren Fähnlein den bairiſchen Wald hinan, und vereinigten uns bei dem Orte Furth mit dem Könige Konrad. Und als die Sache aus war, und als ich von Prag wieder auf den Kürenberg gekommen war, ritt ich eine Weile zu Erluſtigungen nach Linz und nach Wels und nach Efferdingen und nach Ens und nach Kremsmünſter und nach Rohre, und dann ritt ich nach Wien an den Hof Heinrichs, des Markgrafen von Öſterreich; denn die Babenberge ſind doch anders als die Welfe, und das Herzogthum Baiern iſt jetzt ledig, und weil der Markgraf Heinrich der Stiefbruder des Königs Konrad iſt, ſo wird er von dem Könige Konrad mit Baiern belehnt werden, und wenn er auch damit nicht belehnt wird, ſo kann das bairiſche Land zwiſchen der Ens und dem Inn losgetrennt und zu Öſterreich gefügt werden, und der Markgraf Heinrich wird dann der erſte Herzog von Öſterreich ſein, und wir werden Mannen des Herzoges von Öſterreich ſein.“

„Ich habe Zdik, den Biſchof von Olmüz, der auf der Flucht iſt, von Böhmen nach Paſſau geleitet,“ ſagte Witiko, „und bin dann auf einem Schiffe die Donau herab nach Wien gefahren, und da ich gegen Linz kam, habe ich auf den Wald des Kürenberges geſchaut, und habe deiner gedacht.“

„Haſt du meiner gedacht?“ rief der Ritter vom Kürenberge, „nun ſo habe meinen Dank dafür. Auf der Burg des Kürenberges ſitzt nun mein Vater allein. Er reitet nicht mehr an den Hof. Es iſt kein Hof in Baiern, und zu dem Hoflager des Königs reitet er nicht, und an den Hof des Markgrafen auch nicht. Er waltet mit den Knechten, ſtreicht die Fiedel, läßt noch ſeine Stimme erſchallen, gibt Rath, tröſtet meine Mutter, wenn ſie ein Leid hat, und ſendet mir Botſchaften. Unten an dem Kürenberge, wo die kleinen Föhren gegen die Stadt Wels hingehen, ſitzt auf dem ebenen Boden der alte Heinrich von Oſtering, der noch manchen Streitſang hegt. Er iſt der Vater des jungen Heinrich von Oſtering, der mit uns ein Knabe bei dem alten Regimar geweſen iſt, du weißt noch die rothen Wänglein und die blonden Haare.“

„Ich weiß es,“ ſagte Witiko.

„Und wie iſt es denn bei euch in Prag?“ fragte der vom Kürenberge.

„Der Hof des Herzogs Wladiſlaw iſt bisher mit Sorgen und mit Krieg erfüllt geweſen,“ ſagte Witiko.

„Der Krieg iſt auch herrlich,“ ſprach der Ritter vom Kürenberge, „er iſt nach dem Sange das Herrlichſte, und gibt den Ruhm.“

„Uns hat er Zerſtörung und Jammer gegeben,“ ſagte Witiko.

„Und der Ritter Gertrud und ihr Knappe Dimut ſind jetzt in dem Munde aller Sänger an dem Hofe ihres Bruders Heinrich,“ entgegnete der Ritter vom Kürenberge.

„Das geſchieht mit Recht,“ antwortete Witiko, „wer ein Großes thut, deſſen Name ſoll in Ewigkeit genannt werden.“

„In Ewigkeit,“ rief der Ritter, „und ſein Sänger dazu.“

„Es ſind auch alte Helden in dem Kampfe geweſen,“ ſagte Witiko.

„Wir wiſſen es, und ehren ſie,“ antwortete der Ritter. „Biſt du nach dem Kriege in die Heimath gegangen?“

„Ich bin in die Heimath gegangen,“ antwortete Witiko.

„Ich habe erſt von dir reden gehört, als wir auf dem Rückwege nach Deutſchland waren,“ ſagte der Ritter.

„Da iſt nicht viel zu reden,“ antwortete Witiko.

„Sie haben hingeredet und haben widergeredet,“ ſagte der Ritter, „du ſollteſt jetzt bei uns bleiben.“

„Ich diene meiner Heimath,“ entgegnete Witiko.

„So diene ihr, wie wir im Deutſchen dienen,“ antwortete der Ritter, „aber du ſollſt recht lange in Wien bleiben.“

„So lange es ſich fügen mag,“ entgegnete Witiko.

„Wenn der Hof des alten Regimar fröhlich geweſen iſt," ſagte der Ritter, „wenn der Hof Regimberts noch fröhlicher iſt, ſo iſt der Hof zu Wien nur wonniglich. Der Hof der Markgrafen von Öſterreich iſt der erſte in der Chriſtenheit, zu dem die Jugend wandert. Die alten lobebaren Recken ſind da, die ſich im Ernſte und im Schimpfe umthun, und Ruhm gewinnen, und es ſind die jungen zierlichen Degen da, die alle kommen. Heute ſind manche verſammelt. Der hinter dem Markgrafen reitet, und den braunen Mantel trägt, iſt der von Chunring. Er iſt in dem Geleite geweſen, das der Schweſter des Markgrafen, Gertrud, mitgegeben worden iſt, da ſie die Brautfahrt nach Böhmen gemacht hat. Sein Gemüth iſt tapfer; er achtet aber des Klanges nicht. Der in dem dunkeln Gewande iſt der Kapellan Rudpert. Der in dem ſchwarzen Gewande reitet, und die weiße Feder hat, iſt Rudeger, welcher bei dem Markgrafen fünf Männer gilt. Er iſt ein Degen der Ehren, ſtark und viel kunſtreich, und hat die ſchönſte Hausfrau in den Landen. Neben ihm reitet Tibe t, der Kämmerer, in dem grünen Kleide, ein guter Mann und vieledler Degen. Dann kömmt Chunrad von Asparn, der auch im Brautgeleite geweſen iſt, und an ſeiner rechten Seite reitet Gotescalc, der Abt von Heiligenkreuz. Dann kommen Bruno von Puſinberg, Albero von Chunring, ein ſtarker Degen, Heinrich von Miſtelbach, Hartung von Ruhenegk, Udalrich von Marbach und Heinrich von Gundramsdorf. Siehſt du dann den Mann, der ein gelbes Gewand hat und ein grünes Wams und eine rothe Feder?"

„Ich ſehe ihn," ſagte Witiko.

„Der iſt Thiemo von der Aue," ſagte der Ritter von dem Kürenberge, „er hat Kleider wie ein Zeiſig und Füße wie Krebsſcheeren. Seine rothen Schuhſchnäbel werden immer länger, daß er ſie an den Gürtel wird binden können, und ſeine Ärmel werden weiter, daß ſie auf die Schuhſchnäbel reichen mögen. Er trägt die Farbe des Fräuleins Kunigunde von Hartheim, das er in Regensburg geſehen hat, als er mit dem vorvorigen Markgrafen dort geweſen iſt, und das er heirathen gewollt hat. Neben ihm reitet ein junger Mann im blauen Kleide auf einem weißen Pferde."

„Ich ſehe ihn," ſagte Witiko.

„Der iſt der junge Heinrich von Oſtering," ſprach der Ritter, „wir tragen immer gleiche Kleider. Und auf der andern Seite reitet einer mit einem grünen Mantel."

„Ich kann ihn ſehen," ſagte Witiko.

„Der iſt der junge Ruhenegk aus der Waldſchlucht," entgegnete der Ritter. „Oſtering und Ruhenegk zwingen den alten Knaben immer, daß er Reimzeilen ſagt, die ſo ungefüg ſind wie die Wollkittel der böhmiſchen Männer Bořiwoy's, die er in Regensburg geſehen hat. Er hält die Reime aber immer für höfiſch. Sie laſſen ihn nicht zu dir zurück, wie er ſonſt thäte, weil er alle Fremden beſchützt. Du ſollteſt ſchöne Kleider anziehen, ſo lange du bei uns biſt, Witiko."

„Ich habe das Leder in Freud und Leid getragen, und werde es fortan tragen," erwiederte Witiko.

„Du biſt noch ſo thöricht wie du in Paſſau geweſen biſt," ſagte der Ritter vom Kürenberge; „aber ich will dir weiter von unſerem Hofe erzählen. Da iſt das Werfen der

Speere, das Schießen der Pfeile und das Brechen der Lanzen, wenn man in vollen Platten in den Bügeln ſteht, und gegen einander reitet, daß die Splitter fliegen, und der Palaſt und der Saal ertoſt, und wenn man dann doch mauerrecht in dem Sattel ſitzt, daß die Frauen und Jungfrauen auf dem Söller jubeln, und mit dem Scheine ihrer Augen herab ſehen.“

„Ich würde es vorziehen,“ antwortete Witiko, „durch das, was ich vollbringe, nicht den Schein der Augen einer Jungfrau zu gewinnen, ſondern ihr Herz zu treffen, daß es nichts Anderes kennt als die Liebe zu mir, und daß ich ihr die größte Luſt auf der Erde bin, wenn ich es nämlich vermag.“

„So triff das Herz, du waghalſiger Mann,“ ſagte der Ritter vom Kürenberge, „hier und allerwärts ſind die ſchönſten Jungfrauen. Oder haſt du es ſchon getroffen?“

„Ich habe noch nichts Großes zu vollbringen vermocht,“ ſagte Witiko.

„Und wer dann im Stechen die Ehren gewann,“ ſprach der Ritter vom Kürenberge, „der erhält im Angeſichte Aller den Preis, und ſein Name wird genannt in den Ländern und Burgen. Und wie die liebe Sonne auf das Land Öſterreich ſcheint, ſo iſt ein Klingen und Singen in dem Lande, und wird viel geehrt, und es wird noch immer höher und höher gehen. Wer da Geltung hat in Sang und Klang, der geht nach Öſterreich, und der Preis, den er gewinnt, iſt dem der Waffen gleich. Die von Babenberg ſollten Kaiſer ſein. Da würde das Hoflager bald in Würzburg, bald in Nürnberg, bald in Speier, bald in Frankfurt, bald in Regensburg ſchimmern, und es würde das ſchimmerndſte auf der Erde ſein. Die neuen Herzoge in Schwaben, die ſich erſt ihre Burg auf dem hohen Staufen erbaut haben, und ſchon die Königskrone tragen, mögen herrlich ſein, wie der ſtarke Büren geweſen iſt, und wie der junge Friedrich werden wird, dem der goldene Bart wächſt, der Neffe der verwittweten Markgräfin Agnes: aber Öſterreich iſt alt und aller Ehren und aller Freuden voll. Seine Männer ziehen in den Krieg in Schmuck und Zier, und reiten klar und ſonder Umſchweif in den Feind, daß er weicht, und die Rückkehr ſcheut, und ſie ziehen auf die Jagd, und wieder an den Hof zu Sitten und Spielen.“

„In unſeren Landen iſt auch ein altes Volk, das ſeine Sitten und ſeine Tapferkeit wahrt,“ ſagte Witiko.

„Ja, ja,“ entgegnete der Ritter vom Kürenberg. „Sage, Witiko, tragt ihr auch ſchon die glänzenden Harniſche?“

„Einige tragen ſie,“ antwortete Witiko, „andere haben die biegſamen Waffenhemden, und viele haben Leder. Das Leder ſchützt beſſer, und iſt leichter. Und der Schild iſt das Schwert, welches ein Rad vor dem Leibe macht, und dem Zudringen der Waffen wehrt.“

„Das wäre ein Zeug gegen die Ungarn,“ ſagte der Ritter. „Dieſe kämpfen nicht nach der Sitte. Und wenn wir noch ſo zierlich gegen ſie reiten, ſo achten ſie die Zier für nichts, ſie fliehen, und fliehen um unſeren Waffenbann herum, und ſenden Pfeile herzu, daß mancher Mann und manches Pferd verwundet oder getödtet wird, indeß wir ſie nicht erreichen, und in unſern Helmſäſſern hungern können. Du würdeſt an ſie kommen, wenn du ein Pferd dazu haſt, würdeſt ſie treffen, und ihre Pfriemen würden an deinem Elen oder Schelch, oder was es für ein Gethier iſt, hängen bleiben."

„Sie blieben hängen," ſagte Witiko.

„Und wenn ihr nicht in dem Kriegsgewande geht," ſprach der Ritter, „ſo habt ihr weite Kittel, daß es eine Schande iſt, und bindet ſie mit einem Riemen oder Stricke zuſammen, und die Männerzier, die Locken, ſchneidet ihr zu einem Strohdächlein herab, und auf der Haube habt ihr die gerade Feder wie einen Pfahl."

„Die gerade Feder iſt der Trotz," ſagte Witiko, „und wenn ich meine Haube abthäte, ſo würdeſt du meine Locken ſehen."

„Trägſt du die Locken nach deutſcher Art?" fragte der Ritter.

„Wie ſie die jungen Männer in Böhmen und Mähren tragen, habe ich ſie nicht," antwortete Witiko, „weil ich aus andern Ländern kam; aber unſere Ritter nähern ſich ſchon eurer Kleiderſitte; obgleich ich ſagen muß, daß, wenn der alte Bolemil oder Lubomir in das dunkle fließende Gewand gekleidet ſind, und die reichen Gürtel tragen, es erhabener ausſieht, als eure ſchimmernden Fähnlein. In dem Mittage des Landes haben ſie enge Gewänder aus grober Wolle. Ich trage ſie auch, wenn ich dort bin."

„Die werden wohl in dieſen Gewändern nicht turnieren," ſagte der Ritter vom Kürenberge.

„Dieſe turnieren gar nicht," entgegnete Witiko, „wo ſie mit ihren Keulen oder Hämmern oder Eiſenſtangen hinſchlagen, gilt es gleich auf das Leben."

„Ich bin von den Bäumen, die in unſerem Lande mit der unendlichen Obſtblüthe und der unendlichen Obſtfrucht ſtehen, nicht zu euern Buchen und Tannen hinein gekommen," ſagte der Ritter, „und habe keinen Bären geſehen, der ſeinem Feinde die Haut abziehen, oder ihn erdrücken will."

„Wir werden in dem nächſten Kriege ſehen, was der Bär vermag," ſagte Witiko, „wenn dann auch kein zierlicher Sänger von ihm ſingt."

„So muß ein unzierlicher ſingen, wenn ſie unzierlich kämpfen," ſprach der Ritter.

„Er ſinge, wie ſie kämpfen," ſagte Witiko.

„Laſſe uns vorwärts zu Heinrich von Ofterding reiten," ſagte der Ritter vom Kürenberge, „er wird ſich freuen, daß du da biſt. Heinrich und ich werden einmal einen Sang anheben von dem hörnernen Sifrid und von den Burgonden und von Iſland und von dem Könige Ezel und von Dietrich von Bern. Es möge nur nicht ſo werden, wie mit der ſchönen Frau in Paſſau, von der ich als Büblein die Farbe trug, und die ich nicht mochte han, was mir an meinem Herzen viel dicke weh gethan."

„So haſt du das Lied von Paſſau nicht vergeſſen?" fragte Witiko.

„Ich habe es von Paſſau nach Wien getragen," antwortete der Ritter; „aber ich achte jetzt mehr auf das Lied als auf die Frau. Witiko, reite recht oft zu mir in die Stadt Wien hinab, ich werde dir zeigen, was man thut und baut und ſingt, und werde dich zu Männern und Leuten führen."

„Ich werde kommen," ſagte Witiko.

„Nun aber trachten wir zu dem hochgemuthen Degen Heinrich von Oſtering,“ ſprach der Ritter.

„So thun wir es,“ ſagte Witiko.

„Mit Vergunſt, ihr Herren,“ ſprach der Ritter vom Kürenberge zu den Männern, die um Witiko waren, „gebt euerm Gaſte Urlaub, wir reiten zu Heinrich von Oſtering, der ihm ein Freund iſt.“

„Reitet zu ihm, und gehabt euch in der Friſt wohl,“ ſagte Poto von Potenbrun.

„Gehabt euch wohl,“ ſagte Witiko.

„Und ſie ſetzten ihre Pferde in ſchnellere Bewegung, und waren bald bei Heinrich von Oſtering. Witiko grüßte ihn, er grüßte Witiko, und Witiko ritt nun auf ſeinem grauen Pferde zwiſchen den zwei Männern mit den blauen Gewändern und den weißen Pferden, und ſie begannen zu ſprechen.

Der Zug des Markgrafen ging nach mehrerer Zeit auf einem Wege in dem Walde nach abwärts. Er kam in ein enges Thal, in welchem ein Bach floß. Die Männer und Frauen ritten an dem Bache dahin. Dann kamen ſie in ein weiteres Thal, ritten in demſelben fort, bis die Bäume des Waldes zu Ende waren, und das Münſter der neuen Burg vor ihnen ſtand. Sie ritten in das Münſter, in dem Vorhofe ſtiegen ſie von den Pferden, die Pferde wurden den Knechten zur Wahrung übergeben, Hartmann, der Abt, kam herzu, begrüßte die Mutter des Markgrafen, den Markgrafen und ſeine Gemalin, und geleitete ſie in die Kirche. Die Ritter, die Frauen und Jungfrauen folgten. Der Markgraf und die Markgräfinen wurden zu einem geſchmückten Platze geführt, die Andern nahmen ihre Plätze ein, das Volk ſammelte ſich in dem hinteren Theile der Kirche, und es wurde ein feierlicher Gottesdienſt gehalten. Nach dem Gottesdienſte gingen die Gäſte in den großen Saal, es wurde Wein und es wurden Speiſen gereicht, und verſchiedene Geſpräche wurden geführt. Dann beſtiegen die, welche von dem Kahlenberge gekommen waren, ihre Pferde, und ritten wieder auf den Berg zurück.

Dort wurden die Pferde in die Ställe gebracht, und die Reiter und Reiterinen gingen in die Gemächer der Burg.

Am Mittage wurde in dem Saale ein Mahl abgehalten.

Nach dem Mahle waren Geſpräche, und es war Luſtwandeln in dem Walde.

Gegen den Abend ritten die, welche aus der Stadt gekommen waren, wieder in die Stadt zurück, und Männer der Burg, unter denen auch Witiko war, geleiteten ſie über die Höhe des Waldes hinab.

Dann ritten ſie wieder in die Burg zurück.

In den Tagen, die nun kamen, ſchloß Witiko Genoſſenſchaft mit den Männern der Burg, und lernte die Frauen und Jungfrauen kennen, und diente ihnen nach der Sitte, wie er hier ſah.

Eines Tages ritt er mit Raimund in die Stadt Wien hinunter. Er ging zu dem Fiedler vom Kürenberge und mit ihm dann zu Heinrich von Oſtering. Sie grüßten ihn, und wandelten dann mit ihm in der Stadt herum. Sie zeigten ihm den Bau des Markgrafen, an dem geſchaffen wurde. Sie zeigten ihm die Kirchen, und dann Häuſer, die ſchon von alten Zeiten her da ſtanden, und ſolche, welche neu emporgerichtet wurden. In den Gaſſen und auf den größeren Plätzen ſah Witiko Männer und Frauen, Herren und Knechte, Ritter und Reiſige, Feiernde und Arbeitende, Jünglinge und Kinder theils herumſtehen, theils wandeln, theils reiten, theils ſogar fahren. Er ſah Werkſtätten der Waffen, der Stoffe, der Gewänder, und Stätten, wo Gold und Silber verwendet wurde, und koſtbare Edelſteine in Faſſung kamen. Er betrachtete die Hütten, in denen Dinge zum Verkaufe lagen, und betrachtete freie Gaſſenſchenken, wo die Leute Wein, Bier, Meth und Zugehöriges genoſſen, und ein Harfner zu Zeiten Weiſen ertönen ließ. An einem Hauſe ſang ein Mann Lieder von einem Gerüſte herunter, und viele hörten ihm zu, und an einer andern Stelle tanzten auf Brettern zu der Fiedel bunte Männer und Frauen. Die wandernden Krämer ſchrieen ihre Waaren aus, die ſie trugen. Auch manchen fremden Mann und manche fremde Frau ſah Witiko in der Tracht des Landes Ungarn oder der Länder Böhmen und Mähren oder des weiteren deutſchen Reiches. An dem Saume der Stadt waren Gärten mit grünen Bäumen, mit Blumen, Gemüſen und Früchten, und mit Wegen zum Wandeln. Die jungen Ritter führten Witiko an dieſem Tage auch zu Chunrad von Aſpern, zu Werinhard von Brun, zu Udalrich von Marbach, zu Wolfſtrigil von Stein und zu Thiemo von der Aue. Dann aß und trank Witiko mit mehreren Rittern, und kehrte am Abende wieder auf den Kahlenberg zurück.

Und ſo kam er nun öfter in die Stadt, und trachtete, ſie immer mehr zu ergründen. Er ging auch zu älteren Herren und Rittern, und hielt mit den jüngeren Genoſſenſchaft. Er lernte auch Frauen und Jungfrauen kennen, und wurde in manche Wohnungen geladen. Zu Zeiten ritten einige ſeiner neuen Freunde auf den Kahlenberg, und pflegten mit ihm ihrer Übungen.

Einmal wurde ein Feſt des Hofes angeſagt, und Witiko dazu entboten. Man errichtete auf einem Anger außerhalb der Stadt vor den Häuſern der Wollzeile viele Schranken. An den Schranken wurde ein Gerüſte mit Sitzen und Söllern gezimmert, und noch andere Gerüſte wurden herum errichtet. Über die Gerüſte wurden koſtbare Tücher gebreitet, und über die Söller ſeidene Dächer geſpannt. An dem Tage des Feſtes ſaßen der Markgraf und die Markgräfin auf dem höchſten Söller unter dem ſeidenen Dache, und auf den andern Söllern und Sitzen ſaßen die Herren und Frauen des Hofes und die hohen Männer und Frauen des Landes, und Ritter und Ritterfrauen und Jungfrauen. Außerhalb der Schranken war viel Volk. Auf einem ſehr ſchön gezierten Gerüſte erhoben Ritter in prächtigen Gewändern ihre Stimme zum Geſange, und übten die Fiedel. Der Ritter vom Kürenberge und Heinrich von Oſtering waren unter den Männern. Hierauf wurden die Preiſe in Gold und in Seide und in Kleinodien ausgetheilt. Dann ritten die Männer zum Turniere. Witiko ritt auf ſeinem grauen Pferde und einem ſchönen Sattel, deſſen Schämel Goldränder hatten, in die Schranken. Er trug einen Ringpanzer, einen Helm mit goldenen Zierden und an dem Arme einen weißen Schild, darauf eine Waldroſe war, die fünf Blätter und die dunkelrothe Farbe hatte. Er erſtritt ſich den Preis einer Binde aus Goldſtoff mit edlen

Steinen. Die Markgräfin reichte ihm die Binde. Der Ritter vom Kürenberge, Heinrich von Oſtering, Wolfſtrigil von Stein, Udalrich von Marbach, Werinhard von Brun, Chunrad von Aſpern und Erchambert von Moſebach erhielten Preiſe. Thiemo von der Aue ritt auf einem weißen Pferde in die Schranken. Er hatte eine weiße und eine grüne und eine rothe Feder auf dem Helme. Sein Harniſch glänzte ſilbern, die Beinſchienen waren blau und der Schild gelb. Über den Harniſch trug er eine veilchenblaue Schärpe, welches die Farbe des Fräuleins von Hartheim war. Er legte drei Ritter in den Sand, erhielt einen koſtbaren Preis, und ritt zu den jungen Männern zurück, bei denen er ſeinen Stand hatte. Das Volk erhob großen Jubel über die Spiele, Zinken und Pfeifen ertönten zu Zeiten, und helle Rufe ſtiegen empor, da der Markgraf, die Markgräfin und die Herren und Ritter und die Frauen und Jungfrauen in die Stadt zurückkehrten.

Als dreiunddreißig Tage vergangen waren, als Witiko und ſeine Mutter über Alles geredet hatten, was ſie im Sinne und Gedanken trugen, und als ſie ſich geeint hatten, was in ihrem Eigenthume noch geſchehen ſolle, rüſtete ſich Witiko zur Fortreiſe. Er ging zur Markgräfin Agnes, den Abſchiedsdank zu ſagen. Sie ſprach zu ihm: „Witiko, ziehe mit Gottes Gnade, und bleibe gut. Denke an uns, und denke auch an meinen Vater, und bete einmal für ihn. Er iſt ſchön an Geſtalt geweſen, ſein Geiſt hat viele Gaben gehabt, von ſeinen Lippen ſind demüthige Worte gegangen, und er hat ſo Herbes erdulden müſſen.“

„Ich werde an euch und an euern Vater und an Alle hier gedenken, und mein Gebet für ſie zu Gott richten," antwortete Witiko.

Sie gab ihm ein leuchtendes Gewand und eine ſchöne Helmzier zum Geſchenke.

Dann verabſchiedete er ſich von ſeiner Mutter. Sie gab ihm ein Sammetbeutelchen mit ſo viel Gold, als ſie vermochte. Er nahm es im Danke an.

Dann verabſchiedete er ſich von den Herren und Frauen der Burg.

Dann ſagte er Lutgart, dem Mädchen ſeiner Mutter, einen Scheidegruß.

Dann ordnete er ſeine Habe, übergab ſie Säumern, und ritt mit Raimund in die Stadt Wien.

Dort verabſchiedete er ſich von allen ſeinen neuen Genoſſen, und noch beſonders von dem Ritter vom Kürenberge, von Heinrich von Oſtering und von Werinhard von Brun.

Dann ritt er mit Raimund aus der Stadt Wien über die lange Donaubrücke hinaus, und ſchlug den Weg nach dem oberen Plane ein.

3.

Mit Waldſchäften.

Witiko ritt mit Raimund über die große Ebene, welche in Mitternacht der Stadt Wien an dem linken Ufer der Donau liegt. Er ritt einen Tag lang dem Waſſer der Donau entgegen. Am Morgen des zweiten Tages ritt er über eine Anhöhe hinan, auf welcher dann das Waldland begann. Er ritt durch Gebiete der Herren von Chunring, durch die Stadt Horn, und übernachtete in einer Herberge des Waldes. Am dritten Tage ritt er über Hügel, durch Thäler, an Büſchen, Hütten und Gehöften vorüber, und kam darauf in den dichteren Wald, in dem größere und mächtigere Bäume ſtanden. Am vierten Tage gelangte er in die krumme Au. Am fünften Tage ritt er an dem Thurme Rowno's vorüber, dann zwiſchen den Häuſern vom Horec hindurch, und kam am Mittage in dem oberen Plane an.

Er ritt in den Hof des ſteinernen Hauſes, und brachte dann mit der Hilfe Martins und Raimunds die Pferde in eine Ruheſtelle, und begann die Pflege derſelben. Hierauf ging er in die Stube, legte ſeine Lederhaube von ſich, und ſetzte ſich mit Martin an den großen Tiſch.

Lucia bereitete Speiſen, und als ſie fertig waren, verzehrten Witiko und Raimund dieſelben.

Nach dem Eſſen ging Witiko zu dem alten Pfarrer. Die Leute, welche ihm auf dem Wege begegneten, grüßten ihn, und auch aus Häuſern kamen manche zum Gruße. Witiko ſprach mit einem jeden.

Bei dem alten Pfarrer blieb er eine Stunde.

Dann ging er zu David, dem Zimmerer, und ſagte zu ihm: „David, haſt du trockenes Baumholz?“

„Sie ſind in der Laube geſchlichtet, die wir vor drei Jahren nach dem Tage des heiligen Andreas geſchlagen, und im Sommer behauen haben,“ antwortete David, der Zimmerer.

„Haſt du Gehilfen, ſchnell einen Holzbau aufzurichten?“ fragte Witiko wieder.

„Ich habe Gehilfen, und kann überall Gehilfen bekommen,“ antwortete David.

„Bei uns liegen auch behauene und trockene Kernſtämme,“ ſagte Witiko. „Ich werde die Laube in einen warmen Holzſtall umwandeln laſſen, und an einer andern Stelle eine neue Laube bauen. Ehe die Fröſte des ſpäten Herbſtes kommen, muß die Sache fertig ſein.“

„Sie wird fertig ſein,“ ſagte David, der Zimmerer.

„So nimm Männer zu deiner Arbeit,“ ſprach Witiko, „und komme morgen in der erſten Frühe zu mir, daß wir die Maße des Platzes nehmen, und daß wir über das Werk ſprechen.“

„Ich werde vor dem Aufgange der Sonne bei dir ſein,“ ſagte David.

„Dann zimmere mir aber auch zugleich vier Truhen, welche geeignet ſind, daß man Habſchaften in ihnen aufbewahren kann," ſagte Witiko.

„Ich werde in der Friſt das Zimmern der Truhen beginnen, in der du mein Haus verlaſſen haſt," antwortete David.

„So thue es," ſagte Witiko. „Ich werde in dieſem Winter bei euch bleiben."

„Das wird ſchön ſein," antwortete David.

Nach dieſen Worten verließ Witiko das Haus Davids, und ging noch zu Peter Laurenz, dem Schmied, und zu Chriſt Severin und zu Veit Gregor und zu Tom Johannes, dem Fiedler, und zu Stephan und zu der Mutter Norberts.

Dann ging er wieder in ſein Haus.

Dort ſprach er mit Martin über die Dinge, welche in der Zeit ſeiner Abweſenheit in dem Hauſe geſchehen waren, und ließ ſich Manches zeigen.

Am Abende ſaß er mit mehreren Männern, die gekommen waren, auf der Gaſſe des Hauſes, und als es Nacht geworden war, legte er ſich in der Kammer auf ſein Lager.

Nach dem Anbruche des nächſten Tages zog er ſein graues grobes Wollgewand und ſeine langen Stiefel an, und ſetzte ſeine dunkle Filzhaube auf das Haupt. Dann kam David, der Zimmerer. Er zeigte ihm die behauenen Stämme, die im Hauſe waren, ſie maßen die Länge und Breite der Laube, und beſtimmten, was geſchehen müſſe, daß daraus ein Stall werde.

Dann ging David, der Zimmerer, wieder fort.

Witiko beſtellte nun drei Männer mit Saumroſſen, und trug ihnen auf, daß ſie am Mittage in Bereitſchaft wären, in die krumme Au zu ziehen, dort ſeine Habe, welche Säumer aus Wien bringen würden, auf die Roſſe zu laden, und ſie nach Plan zu fördern. Raimund wurde beauftragt, mit den Männern zu reiten, und die Habe von den Säumern aus Wien zu übernehmen.

Als dieſes geſchehen war, ging Witiko auf den Kreuzberg, that vor dem Kreuze ein kurzes Gebet, und blickte dann auf den Wald, in welchem der dunkle See lag, und hinter welchem das Haus Heinrichs von Jugelbach ſtand. Dann blickte er auf den Wald des heiligen Thomas.

Nach dem Mittageſſen kamen vier Männer mit einem Gehilfen Davids, des Zimmerers, und begannen die Arbeit an der Laube.

Am Nachmittage ritt Witiko auf ſeinem grauen Pferde eine Wegſtunde in der Richtung gegen den Thomaswald und wieder zurück.

Am Abende kamen Stephan, der Wagenbauer, Peter Laurenz, der Schmied, Tom Johannes, der Fiedler, Chriſt Severin, der Wollweber, Zacharias, der Schenke, Roman, den ſie den grünen Weber hießen, Tobias, Max Albrecht, Urban und Mathias zu Witiko. David, der Zimmerer, ſandte ſein Weib, und ließ ſagen, daß er Witiko nicht beſuchen könne, weil er an den Truhen mit ſeinen Knechten arbeite, ſo lange ein Tagesſchein iſt. Witiko ließ durch Martin und Lucia Holzſchrägen aus dem Hauſe auf die Gaſſe tragen, die Männer legten lange Bretter darüber, ſo daß Bänke wurden, und ſie ſetzten ſich im Vierecke auf die Bänke. Sie ſagten, weil Witiko einen Stall baue, und weil der Stall vor dem Herbſte fertig ſein müſſe, und weil es der Brauch ſei, daß die Einwohner von Plan einer dem andern helfen, wenn er etwas baut, oder unternimmt, ſo wollen ſie ihm auch beiſtehen, und mit Werkzeugen kommen. Witiko nahm mit Dankbezeugung das Anerbieten an.

„Ich werde morgen in der Frühe heraus gehen," ſagte Tobias.

„Ich auch," ſagte Mathias.

„Ich werde auch kommen," ſagte Max Albrecht.

„Ich kann nicht ſelber kommen," ſagte Zacharias, der Schenke; „aber mein Altknecht iſt in Bereitſchaft, und wird an manchem Tage da ſein."

„Ich komme ſelber," ſagte Roman, „und wir werden abwechſeln."

„Jetzt nahm Peter Laurenz, der Schmied, das Wort, und ſprach: „Witiko, wir haben Alles ausgewirkt, was dem Herzoge von Nutzen war, und das Eiſenwerk zu dem Stalle wird keinen Tadel leiden, und ich werde nichts verzögern, und eher das Andere liegen laſſen, und Urban iſt kein Kind, das um Taglohn arbeitet, er hat deſſen nicht Noth, er hat ſeine Geſchäfte, und wird etwas Erkleckliches in der Welt werden, ich erziehe ihn dazu; aber er wird kommen, und wird bei dir arbeiten, weil er mit dir in Nürnberg geweſen iſt, ich habe ihn unterrichtet, daß er es beſſer machen kann als die Andern. So ſage ich."

„Und ich werde erfreut ſein, wenn Urban an meinem Holzbaue mitwirkt, und werde ihm auch wieder helfen, wenn er einmal einer Hilfe bedarf," ſagte Witiko.

„Du kannſt ihm rathen, wenn er nach großen Dingen geht, weil du doch älter biſt als er," antwortete der Schmied.

„Ich werde morgen kommen," ſagte Urban, „und man wird mir ſchon zeigen, wie ich die Sache angreifen muß, daß ich nicht ungeſchickt verfahre."

„Mache alles ſo, wie ich dir geſagt habe," ſagte der Schmied.

„Nun, wir wollen den Bau einrichten, wie wir ja ſchon andere Baue in die Höhe gebracht haben," ſagte Roman.

„Ja, das haben wir," antwortete der Schmied, „und ich habe ſie geleitet."

„Männer," ſprach Witiko, „helft, wie ihr euch erbietet. Und wenn ich einmal ein größeres Ding unternehme, ſo helft mir wieder. Und wenn dann einer von euch etwas zu erbauen geſonnen iſt, werde ich mich ebenfalls erbieten, werde die Leute, die ich habe, ſenden, oder werde, wie es ſich fügt, wohl auch ſelber die Hände an das Werk legen."

„So lege ſie an, und es wird dich zieren, wie es eine Zier iſt, wenn du mit dem Herzoge reiteſt," ſagte der Schmied. „Aber das Haus da iſt ja nur ein kleines Hämmerlein, du brauchſt ein großes mit Klammern und Sparren. Baue es um, wir werden es ſchon recht machen."

„Was in einer Zeit ſein muß, wird ſein," ſagte Witiko, „dieſes Haus von Stein hat einmal einer meiner Vorfahrer, den niemand mehr kennt, erbaut, und ſo mag es noch eine Weile ſtehen."

„Es kennt niemand die, welche Plan gebaut haben," ſagte der Schmied, „aber der Pfarrer weiß Alles, und er kann die Namen aus der alten Zeit ſagen."

„Das iſt ja nicht auf einmal gebaut worden,“ ſagte Zacharias, der Schenke, „ſondern es hat ſich einer nach dem andern angeſiedelt.“

„Das kann man nicht wiſſen, wie es nach der Erſchaffung der Welt geworden iſt, daß Dörfer und Kirchen entſtanden ſind,“ ſagte Chriſt Severin, der Wollweber.

„Die heiligen Väter haben Kirchen und Dörfer gebaut,“ ſagte Tom Johannes, der Fiedler, „Loth und Abraham, und die andern, und als ſie den babyloniſchen Thurm bauen wollten, haben ſie auch an Städte gedacht. Ich kann mit Hauen und Äxten nicht mehr umgehen, Witiko; aber ich werde dir meinen Buben ſenden, daß er hilft, und ich werde den Leuten Anweiſungen geben.“

„Die Anweiſungen geben wir ſelber,“ ſagte der Schmied.

„Dieſe gibt Witiko und der Zimmerer,“ ſagte Roman.

„Aber es muß einer ſein, der ſorgt, daß ſie erfüllt werden,“ ſagte Tom Johannes, der Fiedler.

„Lernt Urban bei dir ſchon geigen?“ fragte Zacharias, der Schenke.

„Er lernt es, daß du es nicht begreifſt,“ antwortete Tom Johannes.

„Wer handhabt denn die Geige des Herzogs?“ fragte Witiko.

„Die handhabt niemand,“ entgegnete Tom Johannes, „ſie hängt in meiner ſchönen Stube, und ich hülle ein Tuch darüber, und ich ſtreiche zu mancher Zeit mit der linken Hand ſachte auf die Saiten, daß ſie ſingen, und ich kneipe ſie ſchwach, und den Urban und meinen Buben unterrichte ich, daß die guten Geiger in Plan nicht aufhören.“

„So bemühe dich nur,“ ſagte Witiko.

„Ich bemühe mich, und ich kann es auch,“ antwortete Tom Johannes, der Fiedler.

Und ſo ſprachen die Männer fort, ſie ſprachen vorzüglich von dem Kriege, in dem ſie geweſen waren, und was jeder darin erfahren hatte, und ſie gingen erſt in ihre Wohnungen, als die Sterne ſchon an dem Himmel ſtanden.

Am andern Morgen kamen die, welche bei dem Baue des Stalles zu arbeiten verſprochen hatten, und es kamen auch noch andere mit ihren Werkzeugen.

David, der Zimmerer, ordnete ſie, daß ſie ſich nicht hinderten, und es begann die emſige Arbeit.

Gegen den Abend traf Raimund mit den Säumern von der krummen Au ein, und ſie brachten die Habſchaften Witiko's. Dieſelben wurden abgeladen, und in dem Hauſe aufbewahrt, wie man es konnte.

Vor dem Anbruche der Nacht ſaßen wieder Männer mit Witiko vor ſeinem Hauſe. Es waren an dieſem Tage mehr gekommen als an dem vorigen.

Und in der Zeit, die folgte, wurde fleißig gearbeitet, und an den Abenden ſaßen Männer vor dem Hauſe Witiko's.

Von denen, welche arbeiten halfen, blieben an manchen Tagen einige weg, weil ſie in ihrem Hauſe Verrichtungen hatten, dafür kamen andere. Und ſo wechſelten ſie nun fort und fort.

Die Abendverſammlungen aber wurden ſtets zahlreicher.

Am ſechzehnten Tage nach der Ankunft Witiko's waren die vier Truhen fertig geworden. Er ließ ſie neben einander in die große Stube ſtellen, und legte von ſeiner Habe dasjenige, was die Säumer gebracht hatten, und was ſonſt noch in dem Hauſe war, hinein.

So lange die Arbeit an dem Holzſtalle dauerte, war er dabei beſchäftigt, und leitete ſie. Zu einem jeden der Männer, die an den Abenden zu ihm kamen, konnte er nicht ſogleich wieder gehen, um die Ehre des Heimſuches zurückzugeben, weil ihrer zu viele waren; aber er ging nach und nach zu allen, ſprach mit ihnen, und aß an ihrem Tiſche Brod und Salz. An jedem Tage that er auf ſeinem grauen Pferde einen Ritt, und oft ging er auf den Kreuzberg, und ſah auf die dunkeln Bänder der Wälder. Wenn die Mädchen auf einer Gaſſe oder auf dem Anger einen Geſang hielten, oder wenn zwiſchen ihnen und den jungen Männern ein Wechſelgeſang ſtattfand, war er unter den alten Männern und Frauen, welche zuhörten. Er war auch dabei, wenn ein Tanz oder eine Beluſtigung angeſtellt wurde. An Sonntagen und Feſttagen ſaß er in der Kirche auf der Stelle, welche zu dem ſteinernen Hauſe geſtiftet worden war. Auf dem großen Anger außerhalb der Häuſer, auf welchem Gänſe, Schafe, Hunde und andere Thiere herum gingen, Linnen zur Bleiche lag, und Kinder ſpielten, ſtieg er zuweilen von ſeinem Pferde, zeigte den Knaben die Ausrüſtung des Pferdes, und erzählte ihnen Märchen. Oder er geſellte ſich zu manchem alten Manne, der nicht mehr arbeiten konnte, und die Spiele der Knaben leitete, und die Streite ausglich. Er ſah, ob die Spiele noch ſo ſeien wie in ſeiner Knabenzeit. Sonſt war er auch bei den Beſchäftigungen ſeines Hauſes thätig.

Im Herbſte wurde der hölzerne Stall fertig. Die Männer pflanzten ein Tannenbäumlein mit Zierden auf den Giebel, und erhoben ein Jauchzen. Witiko hielt auf der Gaſſe ein Mahl, zu dem die Mithelfer und alle kommen durften, die da wollten. Der alte Pfarrer that einen frommen Spruch, und die Andern wünſchten dem Hauſe Gedeihen.

Am nächſten Morgen wurden Raimund und Benedikt, der Sohn des Schenken Zacharias, der Witiko einmal zu Rowno geleitet hatte, nach Přic geſchickt, daß ſie die zwei braunen Pferde, welche Witiko von dem Herzoge Wladiſlaw zum Geſchenke bekommen hatte, an Zäumen mit ihrer Ausrüſtung nach Plan führten.

Sie kamen nach vier Tagen mit den Pferden zurück.

Witiko entkleidete mit Raimund die Thiere ihres Schmuckes, und ließ ſie mit weichen Hüllen verſorgt in den neuen Stall führen. Den Schmuck aber verwahrte er ſorgſam in dem Hauſe. Dann wurden auch das graue Pferd Witiko's und das Pferd Raimunds in die Stände des neuen Stalles, die für ſie beſtimmt waren, geſtellt.

Nun ging Witiko zu Peter Laurenz, dem Schmiede, und ſagte: „Ich will deinem Neffen Urban Unterricht in der Kunſt des Reitens geben, wenn du einwilligeſt, und wenn es ſeinen Eltern genehm iſt.“

„Es muß ſo ſein und iſt nothwendig,“ antwortete der Schmied, „ſeinen Eltern iſt es recht; denn ich muß auf den Knaben ſchauen, daß er lerne ſich ſelber zu vertheidigen, wenn ich einmal nicht mehr auf der Welt bin, und ihm einer das Leben nehmen will. Er ſoll mit meinem Danke beſſer bei dir reiten lernen. Und ich werde nach Netolic gehen, und werde ihm ein Pferd kaufen, wie es die Ritter brauchen."

„So thue es," ſagte Witiko.

„Ja, ich werde es thun," antwortete der Schmied.

Hierauf ging Witiko zu Elias, dem Steinhauer, und zu Anna, ſeinem Eheweibe, welche die Eltern Urbans waren, und ſagte ihnen und dem Jünglinge Urban, was er mit dem Schmiede geſprochen habe.

Elias und Anna willigten ein, und Urban war ſehr erfreut.

Da dieſes geſchehen war, ging Witiko zu Paul Joachim, dem Maurer, und ſagte, er wolle ſeinen Sohn Auguſtin, den Pfeifer, welchen er im Frühlinge von der Stadt Prag mit ſich in die Stadt Nürnberg genommen habe, im Reiten unterrichten. Er brauche kein Pferd, er könne das Pferd Raimunds nehmen.

Paul Joachim ſagte Dank, und rief ſeinen Sohn Auguſtin herbei.

Auguſtin war wie Urban erfreut.

Und an dem folgenden Tage begann der erſte Unterricht in dem Hofe des ſteinernen Hauſes. An dem Pferde Raimunds wurden die erſten Stellungen und Handgriffe gezeigt. An jedem Tage war nach der Morgenpflege der Pferde der Unterricht durch zwei Stunden. Der Schmied war ſchon an dem erſten Tage zugegen, und ſchaute zu. Dann kamen auch andere Leute, beſonders junge Männer, um zu ſehen, was da geſchehe. Witiko ließ ſie gewähren. Der Steinhauer Elias und ſein Weib Anna kamen, und es kam Joachim, der Maurer, mit ſeinem Weibe. Tom Johannes, der Fiedler, ſtand jedes Mal an der Mauer des Stalles. Selbſt Mädchen liefen zuweilen gegen das Thor, und ſahen von ferne hinzu. Jeder, in deſſen Hauſe ein Pferd und ein junger Mann war, geſtattete, daß der junge Mann ſich auf das Pferd ſetzte, und darauf nachahmte, was er in dem Hofe des ſteinernen Hauſes geſehen hatte, oder was ihm Auguſtin und Urban ſagten. Selbſt mancher ältere Mann ſtieg auf ein Roß, und Witiko zeigte ihnen, wie ſie die Zurüſtungen zu machen hätten.

Der Schmied ging nun nach Retolic, und kam nach fünf Tagen mit zwei Pferden zurück, einem für Urban, dem andern für ſich. Wenn die Pferde auch nicht waren, wie ſie Ritter brauchen, ſo war das Pferd für Urban hinlänglich, und das Pferd des Schmiedes war ein ſehr ſtarker Rappe mit großen Hufen und einer ſtruppigen Mähne. Nun mußte Raimund auch an dem Unterrichte Antheil nehmen.

Als eine kurze Zeit vergangen war, ritt Witiko mit ſeinen drei Schülern auf den Bachanger hinaus, und ließ ſie dort ihre Bewegungen machen. Da kamen nun noch mehr Menſchen herzu. Oft verließen ſie die Arbeit, und ſtanden an dem Reitplatze.

Der Schmied ging hierauf mit Joachim, dem Maurer, noch einmal nach Retolic, und ſie brachten zwei Pferde. Eines hatte Joachim für Auguſtin gekauft, und das andere hatte der Schmied zu dem Ende gebracht, daß er es ausleihe, oder wieder verkaufe.

Es ritten täglich die vier Reiter auf den Anger, Witiko, Auguſtin, Urban und Raimund.

Der Schmied ließ aber auch auf der Gaſſe vor ſeiner Werkſtätte Sand ſtreuen, und es verſammelten ſich ältere und jüngere Männer, welche Pferde zu beſteigen hatten, und machten dort ihre Reitübungen. Der Schmied ſaß auf ſeinem ſtarken Rappen. Die Lehrmeiſter waren Urban und Auguſtin. Die Reiter liehen aber ihre Pferde auch wieder an Andere, und wurden ihre Lehrer. Witiko kam oft herzu, und unterwies die Männer. Zwei von ihnen durften täglich abwechslungsweiſe in den Hof des ſteinernen Hauſes zum Unterrichte kommen, weil der Raum nicht mehrere faßte, und auf den Anger durften vier mit hinaus reiten, die er dann wie ſeine Schüler unterrichtete.

Nach einigen Wochen ritt Witiko ſchon mit den jungen Männern auf allerlei Wege, beſonders auf den gegen den Thomaswald, und zeigte ihnen wie man auf einer Flur ſchnell Hinderniſſe des Reitens beſiegen könne.

Peter Laurenz, der Schmied, David, der Zimmerer, und Sebaſtian, der Schuſter, verfertigten im Vereine Sättel und Zaumzeug, und lernten dieſe Dinge immer beſſer machen.

Witiko zeigte den Leuten auch die Pflege und den Unterricht der Pferde, und den Gebrauch der Waffen auf ihnen.

Wenn am Abende die Männer bei dem Scheine der Leuchte in Witiko's Stube ſaßen, ſo wurde jetzt häufig vom Reiten geſprochen, und man ſagte Urtheile und brachte Neckereien vor.

Witiko übte ſeine eigenen Pferde an jedem Tage auch noch beſonders, namentlich die, welche er von dem Herzoge erhalten hatte.

Als Urban und Auguſtin ſchon ſo reiten konnten, daß ſie einem guten Pferde nicht mehr ſchädlich wurden, ließ er ſie zuweilen auch auf ſeine Pferde ſteigen, daß ſie gemach mit edlen Pferden umgehen lernten.

Es zeigte ſich nun der Schnee, er hinderte aber die Reitübungen nicht; ja es kamen Nachrichten, daß auch auf anderen Stellen des Waldes ſich die Männer im Reiten übten.

Als der völlige Winter gekommen war, und die Arbeiten außerhalb der Häuſer bis auf das Fällen der Bäume im Walde aufgehört hatten, ging Witiko zu David, dem Zimmerer, und fragte ihn, welches Holz er im Vorrathe habe, das zu rechter Zeit geſchlagen worden ſei.

„Es iſt Buchenholz da,“ entgegnete David, der Zimmerer, „es iſt Holz von dem Ahorn, der Eſche, der Birke, der Eibe, der Tanne und der Fichte vorhanden. Wir haben es im Winter vor zwei und drei Jahren geſchlagen, es iſt trocken und feſt.“

„So richte die Stücke zurecht, aus denen Schäfte für Lanzen gemacht werden können,“ ſagte Witiko.

„Ich werde es thun,“ antwortete David, der Zimmerer.

Und als das Holz geordnet war, und als es Witiko beſehen hatte, ſchlug er vor, daß aus Balken der Buche, Eſche und des Ahorns Lanzenſchäfte gemacht werden. Männer, die ſich ſelber Schäfte verfertigen wollen, mögen es thun, anderen, die entweder nicht Zeit oder Geſchick oder Geld haben, werde er ſie verfertigen laſſen, und ſie ihnen, wenn ſie dieſelben begehren, ſchenken.

David, der Zimmerer, nahm nun Leute, und es wurden Lanzenſchäfte geſchnitten und geglättet. In verſchiedenen Häuſern ging man daran, ſich ſelber ſolche Schäfte zu machen.

Als der tiefe Schnee in dem Walde und auf dem ganzen Lande lag, rüſtete ſich Witiko, fort zu reiten. Er ſagte, die Männer und Jünglinge möchten in ſeiner Abweſenheit ihre Pferde fleißig üben, und wenn er zurückkomme, werde er mit ihnen fortfahren, wie er begonnen habe. Dann ritt er mit Raimund nach Prag.

Als drei Wochen vergangen waren, kam er wieder zurück. Er unterſuchte die Schäfte, die fertig geworden waren, und gab Anleitungen, wie Einiges beſſer werden könne.

Alle Tage ritt er nun aufs Neue mit den Männern und Jünglingen in das Freie, wo ein Pfad oder eine Bahn oder eine taugliche Fläche war. Und als Mathias die Jungfrau Barbara, die Tochter des Schenken Zacharias, heirathete, und Urban und der Sohn des Fiedlers Tom Johannes mit ihren Geigen den Zug geleiteten, war Witiko unter den Gäſten.

Da ſpäter die Tage länger wurden, ritt er an einem Morgen mit Raimund zum zweiten Male fort. Er ritt in die Herberge an der unteren Moldau. Dort ſtellte er die Pferde ein, und miethete ſich eine Stube und für Raimund eine Schlafſtelle.

Wenn Männer in der Herberge einſprachen, redete er mit ihnen von dem Kriege, der geweſen iſt, und der im Frühlinge wieder gegen die Feinde in Mähren beginnen werde.

Und ſo redete er noch öfter bei Gelagen.

Die Leute breiteten ſeine Worte aus.

Und als an dem zweiten Tage des Monates Hornung eine große Zahl von Gäſten, Männern, Frauen, Jünglingen, Jungfrauen theils, um ſich an dem Feſttage zu vergnügen, theils aus Neugierde, was Witiko ſprechen werde, in die Herberge gekommen waren, miſchte er ſich unter ſie, er ſaß mit mehreren an einem Tiſche, brachte und empfing den Grußtrunk, und redete mit den Leuten.

Als ſie ſehr fröhlich waren, ſagte er: „Leute, ich möchte gerne von einem Dinge mit euch reden, das uns Alle angeht, wollet ihr mir zum Gehöre ſein, ſo würde es mich freuen.“

„So rede,“ rief ein Mann in einem groben grauen Rocke und mit einem langen weißen Barte.

„Rede, Witiko,“ rief ein anderer, „wir hören dich gerne.“

„Rede, rede,“ riefen mehrere.

„Witiko,“ ſagte einer, „du meinſt es gut mit uns, das haben wir in dem Kriege erfahren, und du haſt das Geld den Leuten gebracht, die ihre Kinder verloren haben, und den Geſchädigten ſind Geſchenke gegeben worden.“

„So ſchweigt,“ rief jetzt ein Mann mit groben Fäuſten und großen Schultern, „wenn ihr redet, kann kein Anderer reden.“

Als es nun ſtille geworden war, und die Angeſichter gegen Witiko blickten, ſtand er auf, nahm ſeine Lederhaube von dem Haupte, legte ſie auf den Tiſch, und ſah auf die, welche um ihn waren, und auf die, welche ſich entfernter geſammelt hatten. Dann ſprach er: „Männer und Jünglinge, höret mich an, und auch ihr, Frauen und Jungfrauen, möget es hören, was ich ſage, ihr werdet mich nicht ſtrenge tadeln;

denn ich rede von einer Sache, die Vorſicht verlangt, daß nicht ein Schaden und ein Unheil zu uns kommt. Der allmächtige Gott in dem Himmel möge uns vor Schaden bewahren.“

„Der allmächtige Gott in dem Himmel und ſeine Heiligen bewahren uns vor Schaden,“ ſagte eine Frau.

„So laßt ihn zu Ende ſprechen,“ rief der Mann mit dem weißen Barte.

„Rede, Witiko,“ ſagte ein anderer, „und enthülle uns, was du weißt.“

„Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen! ſehet um euch, wir haben ein ſchönes Wohnland. Die Bäche rinnen von den Bergen, die Moldau wandelt in den Thälern, und die großen Bäume ſtehen daran. Wir haben Felder und Wieſen und Weiden, und gewinnen uns unſere Nahrung. Wenn man von uns gegen Mitternacht geht, ſind Gründe, in denen der Weizen ſteht, und wo das Obſt in Fülle gedeiht: aber in den reichen Gründen des Weizens und des Obſtes iſt ein Herr und Leche, dem die Bewohner eine Burg bauen mußten, dem ſie die Burg erhalten und ausbeſſern müſſen, dem ſie Wege und Stege und Brücken bauen müſſen, dem ſie Getreide und Obſt und Vieh und Wild und Fiſche liefern müſſen, dem ſie Gräben und Schanzen und Verhaue errichten müſſen, dem ſie in der Burg Wachedienſt thun müſſen, dem ſie ſtreiten helfen müſſen, und wenn er Feſte feiert, müſſen ſie das bringen, was die Gäſte verzehren, und wenn er reiſet, müſſen ſie ihn und die Seinigen beherbergen und verpflegen, und wenn er jagt, müſſen ſie ihn und die Jäger erhalten, und ſeine Hunde ernähren, und wenn ein Verbrechen begangen wird, muß die Flur Gerichtskoſten zahlen, und für den Schaden haften. Bei uns iſt nur der hocherlauchte Herzog der Herr, dem wir kleine Gaben ſenden, und der uns beſchützt. In dem Frühlinge des vorigen Jahres ſind viele reiche Herren, wie der iſt, von dem ich ſagte, nach Mähren gegangen, weil ſie noch reicher werden wollten, und weil der, welcher eine oder zwei Zupaneien hatte, noch mehr Zupaneien haben wollte; denn der Herzog Wladiſlaw beſchützte die kleinen Männer, und litt nicht, daß die großen Alles an ſich reißen. Sie ſind zu Konrad, dem Herzoge von Znaim, gegangen, der ihnen viele Verſprechungen gemacht hat, daß er ihnen reichlich geben wolle, wenn ſie ihm den Herzog Wladiſlaw von dem Fürſtenſtuhle vertreiben helfen. Sie haben ein Kriegsheer geſammelt, und ſind in dem Monate April nach Böhmen gedrungen. Zu dem Herzoge Wladiſlaw haben ſich die kleinen Männer geſellt, und auch viele von den großen, denen noch Gerechtigkeit in dem Sinne war. Auf dem Berge Wyſoka iſt der Streit geweſen. Nun, ihr wiſſet, was dort geſchehen iſt, ihr ſeid dabei geweſen, und habet zum großen Theile das Gute bewirket. Die Feinde haben dann die alte Stadt Prag belagert, und haben Unheil und Verwüſtung geſtiftet; aber der Herzog iſt mit ſeinem Schwager Konrad, dem Könige der Deutſchen, gekommen, und ſie mußten nach Mähren zurück fliehen. Der deutſche König ging wieder heim, und Wladiſlaw belohnte ſeine Krieger, und entließ ſie, und zeichnete ſich auf, wer ihm gute Dienſte gethan hatte. Die Feinde ſind von der Zeit in ihren Ländern und Burgen; aber wenn der Schnee von den Gefilden ſchmilzt, können ſie wieder hervor kommen, und aufs Neue beginnen. Der Herzog Wladiſlaw ruft die Seinigen auf, um die Entſcheidung zu gewinnen. Wenn Konrad, der Herzog von Znaim, den Sieg erhält, wird er ſeine Helfer belohnen, und ein reicher Leche wird zu euch als Herr in den Wald kommen. Ich meine alſo, Männer unſerer Fluren, wir ſollten, ſo viele wir es vermögen, aufſtehen, und zu dem gütigen Herzoge Wladiſlaw gehen, damit ein Kriegsheer werde, das nach Mähren eile, ehe es ſich die Feinde verſehen, und ſie niederwerfe, und ihnen die Macht und Alles nehme, was zur Vergeltung nothwendig iſt, und daß ſie nicht mehr ſchaden können. Der Herzog wird dann immer ein Freund der Geringen ſein, er wird mit uns leben, und wir werden mit ihm leben. Und wenn er uns einen Herrn ſendet, ſo wird er von einem kleinen Geſchlechte ſein, das uns liebreich iſt, das Kirchen ſtiftet, ein wohlthätiges Kloſter baut, und das Leben in dem Walde verſteht. An vielen Stellen rüſten ſie ſchon, weil ſie ſo denken wie ich, und meine Meinung iſt, wir ſollten die Sache in unſerem Haupte überlegen, und nach dem Sinne verfahren, der uns eingegeben werden wird. So rede ich, der ich mit Sorgfalt auf das ſehe, was geſchieht, und auf das, was geſchehen wird.“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, ſetzte er ſeine Lederhaube wieder auf das Haupt, und nahm ſeinen Platz auf der Bank wieder ein.

Es war eine kurze Zeit eine Stille. Dann ſagte ein alter Mann: „Ich habe mir das auch ſchon ſo ein wenig gedacht, was du geſagt haſt, Witiko.“

„Mir ſind die Gedanken auch ſchon in dem Kopfe geweſen,“ ſagte ein Anderer.

„Ich habe auch darauf gedacht, und das iſt ſo eine Sache,“ ſagte wieder Einer.

„Das iſt ſo eine Sache,“ ſagte ein ſehr alter Mann.

„Die Dinge müſſen wir ſehr überlegen,“ ſagte ein Mann, der ebenfalls hoch in den Jahren war.

„Wir begreifen ſie nicht recht, und uns achten die Herren nicht,“ ſagte ein Anderer.

„Es iſt nur, daß man davon redet,“ ſprach wieder ein Anderer.

„Daß man redet, und wir dürfen reden, und wir reden auch,“ ſagte wieder Einer.

„Wir reden davon, und wir denken daran,“ ſagte Einer, der neben Witiko ſaß.

„Und wir ſollen es recht überlegen, das iſt eine Sache, das iſt ſo eine Sache,“ ſagte ein Anderer.

„Das iſt leicht überlegt,“ ſprach ein junger Mann, „wer mitziehen will, der zieht mit.“

„Die Herren haben einen Streit, und der Streit geht uns an,“ ſagte ein älterer Mann.

„Wir müſſen in dem Streite mit thun, und müſſen in dem Streite entſcheiden, und müſſen etwas lenken, daß ſie mit uns nicht thun dürfen, wie ſie wollen,“ ſagte ein Mann in den mittleren Jahren.

„Die Felder und die Wieſen und die Hausarbeiten ſind auch zu betrachten,“ ſagte ein älterer Mann.

„Und wer weiß denn genau, was der Streit einträgt,“ ſagte ein Anderer.

„Wir müſſen mitreden dürfen, wenn Alles aus iſt, wir müſſen den Herren ſagen dürfen, was wir wollen, wir müſſen unſere Sache vertheidigen dürfen,“ rief ein junger Mann, „und es braucht nicht ein jeder mitzugehen; wer nicht den Muth hat, bleibt daheim.“

Nach dieſen Worten ſprangen mehrere junge Männer von den Bänken auf.

„Wir müſſen unſere Sache vertheidigen,“ rief Einer.

„Wir müſſen uns vertheidigen,“ rief ein Anderer.

„Wir müſſen erlangen, was wir wollen,“ rief wieder Einer.

„Wer Muth hat, ſteht ein, und gewinnt ſich, was er begehrt,“ rief Einer.

„Wer Muth hat, ſteht ein, und gewinnt,“ rief ein Anderer.

„Er gewinnt, und wir haben Muth,“ rief wieder Einer.

„Wir gehen zu Wladiſlaw“, „wir ſtreiten“, „wir rüſten“, „Witiko hat Recht,“ riefen mehrere durcheinander.

Dann folgten Rufe mit unverſtändlichen Worten.

Als es ſtiller geworden war, ſprach der Greis mit den weißen Haaren: „Höret mich an.“

Nach dieſen Worten wurde es ganz ſtille, und der Greis ſagte: „Witiko, du kenneſt mich, ich bin der Wenhart von der Friedau, ich bin in dem Kriege geweſen, der mit dem Herzoge Swatopluk und der mit dem Herzoge Bořiwoy und der mit dem Herzoge Wladiſlaw geweſen iſt, mit dem früheren Herzoge Wladiſlaw. Die Wohnungen haben gebrannt, die Thiere ſind auf den Höfen geſchlachtet, und ihr Fleiſch iſt vergeudet worden, die Saatfelder waren zerrüttet, was fleißige Hände zur Bedeckung des Leibes gewebt haben, iſt geraubt und verſchleppt worden, die Weiden, die Anger, die Kräuter waren niedergetreten und erſtorben. In den Wald iſt kein Unglück herein gekommen; aber es könnte herein kommen, und wir könnten es dann in vielen Jahren nicht gut machen, weil wir das Geld nicht verwenden könnten. Wir müſſen daher wehrhaft ſein."

„Es iſt Weib und Kind, Haus und Hof, Feld und Wald, was zu vertheidigen iſt," ſagte Witiko.

„Wir müſſen vorbereitet ſein," ſprach Wenhart, „wir müſſen rüſten, und müſſen gegen die Feinde ſein wie gegen die Wölfe. Weil es aber nicht genug iſt, daß wir vor dem Walde ſtehen, und warten, bis die Feinde kommen; denn dann würden ſie uns beſiegen, weil unſere Zahl zu geringe iſt, ſo müſſen wir zu dem gutherzigen Wladiſlaw gehen, und ihn verſtärken, wie ihn viele verſtärken, daß der Feind von vielen abgewendet ſei. Und du, Witiko, biſt gegen den armen Simon vom Reutſchlage, den ſie getödtet haben, mild geweſen, und haſt ſeinen Leuten das Geſchenk des Herzoges gebracht, und du haſt die Männer aus dem Walde auf dem Berge Wyſoka angeführt, und ſie haben dir gehorcht, und du wirſt ſie wieder anführen, wenn ſie es wollen, und ſie werden dir wieder gehorchen. Und wenn für uns ein Herr in den Wald kommen ſollte, ſo komme du, Witiko; du haſt in Plan gearbeitet, und wirſt bei uns wieder arbeiten. Und die Weiſſagungen ſind, von denen Huldrik, der dein Vogt in dem Hauſe des

Wangetſchlages iſt, erzählt hat, daß von Witiko das Glück in den Wald kommen wird. So meine ich, und ſo glaube ich, daß viele meinen ſollten."

„Ich meine ſo," rief der Mann mit dem ſtarken Körper und den ſtarken Händen.

„Ich meine auch ſo," rief ein Anderer.

„Sie ſollen nicht unſer Korn und unſer Heu und unſere Lämmer und unſere Rinder nehmen," ſagte ein alter Mann.

„Wir dürfen nur einen Herrn unter uns haben, der ſo iſt wie wir," rief der große junge Mann.

„Ja, der ſo iſt wie wir," rief ein Anderer.

„Wir ſind keine Hundewärter, wir ſind keine Gebietseigenen, wir ſind keine Schloßwächter, ſondern betreuen unſere Felder," rief ein Mann, der einen ſehr groben Rock auf dem Leibe und eine ſehr alte Filzhaube auf dem Kopfe hatte.

„Eher zünden wir die Wälder an," rief ein goldblonder Jüngling.

„So wehrt euch," ſchrie eine alte Frau, die an dem untern Ende des Tiſches ſaß.

„Sagt dir denn jemand, daß wir uns nicht wehren werden, Suſanna?" rief ein anderer Jüngling, „wir werden uns wehren, als ſeien wir ein einziger Mann, und werden unſere Kraft anwenden, und der alte Wenhart ſagt recht, Witiko ſoll uns wieder anführen."

„Wir werden zuſammen halten," rief ein Mann mit grauen Haaren, „wie wir zuſammen gehalten haben, und es iſt wahr, Witiko ſoll uns wieder anführen. Oder ſagt jemand anders?"

„Nein, niemand ſagt anders, Witiko ſoll unſer Führer ſein," rief der Mann mit den ſtarken Händen.

„Ich ſage auch ſo," rief der mit dem groben Rocke.

„Witiko ſoll der Führer ſein," rief der goldblonde Jüngling.

„Ich ſage, Witiko ſoll uns führen," rief ein alter Mann, „er hat uns beſſer geführt, da auf dem Berge der grüne Mann getödtet worden war, als uns vor ihm der grüne Mann geführt hat."

„Witiko, der Führer," riefen mehrere.

„Witiko, der Führer," riefen faſt alle.

„Und Witiko ſoll als der Herr in den Wald kommen, und ſoll der Leche ſein, der gutthätig iſt," rief der Mann mit dem groben Rocke.

„Witiko ſoll der Leche ſein," rief der mit den ſtarken Händen.

„Er ſoll es ſein," rief ein alter Mann, „und ſoll nicht leiden, daß ein Anderer komme."

„Witiko ſoll der Leche ſein," rief der große junge Mann.

„Witiko, der Leche," riefen mehrere.

„So thut Alles behutſam, und führet doch Alles in der Ordnung, daß es zu einem gedeihlichen Ende komme," ſagte der Mann, welcher gemahnt hatte, daß man auch die Felder und Wieſen und die häuslichen Arbeiten betrachte.

„So laſſet doch Witiko ſprechen," rief jetzt der alte Wenhart von der Friedau.

„So ſprich, Witiko," rief der ſtarke Mann.

„Sprich," rief der blonde Jüngling.

„So ſprich, Witiko," rief ein anderer Jüngling.

„Sprich," riefen mehrere.

Witiko gab mit der Hand ein Zeichen, und da es ſtiller geworden war, ſagte er: „Männer, Leute, höret mich. Höre mich, Wenhart. Ich habe dich früher nicht gekannt; jetzt aber kenne ich dich. Es iſt wahr, was du geſagt haſt. Weil die Feinde von Mähren gegen Böhmen heran ziehen können, und wenn ſie immer weiter zögen, und wenn ſie in den Wald herein kämen, ſo würde das Alles werden, was du in dem Kriege geſehen, und was du erzählt haſt. Das müſſen wir abwenden. Es iſt aber nicht nöthig, daß ihr die Wälder anzündet. Macht aus ſtarkem Holze Lanzenſchäfte, und befeſtiget die Eiſenſpitzen daran, richtet Keulen und Hämmer, ſchmiedet Schwerter, und nähet aus dickem Tuche die Streitgewänder. Zugleich aber übet euch, in feſtem Zuſammenſchluſſe zu ſtehen, zu gehen, und vorwärts zu dringen. Daß ihr nicht zurückweichet, weiß ich ohnehin.“

„Nein, wir weichen nicht,“ rief der goldblonde Jüngling.

„So laſſe Witiko ſprechen,“ ſchrie Wenhart.

„Und die Pferde haben,“ ſagte Witiko, „die ſollen fleißig reiten, daß ſie und die Pferde es gewöhnen. Und wenn dann der Herzog Wladiſlaw ruft, und wenn er gegen die Feinde nach Mähren zieht, ſo geſellet euch zu dem Heere, und macht Gebrauch von den Dingen, die ihr vorbereitet habt. Und wenn ihr es wollet, daß ich euch geleite, und daß ich euch einige Rathſchläge gebe, ſo werde ich es gerne thun, und werde bei euch ſein wie im vorigen Frühlinge, wenn es der Herzog nicht anders gebietet. Und Gott und die Heiligen im Himmel werden das Rechte beſchützen, ihr werdet mit Wladiſlaw ſiegen, und der Wald wird unſer bleiben, und er wird Vergeltung erhalten."

„Gott und die Heiligen werden uns ſchützen," riefen mehrere Frauen.

„Unterbrecht Witiko nicht," rief Wenhart.

„Und der Herzog, der Herr des Waldes," ſprach Witiko, „wird euch nicht bedrücken, die ihr ihm geholfen habt, und wird euch keinen Bedrücker ſenden. Ich ſtrebe nicht darnach, daß ich Unterthanen in dem Walde habe. Wenn es mein Glück fügt, werde ich in dem Walde wohnen, werde dort arbeiten, und mich meiner Arbeit freuen."

„Witiko iſt ein Mann," ſchrie die alte Suſanna.

„Witiko iſt ein Mann," riefen mehrere Mädchen.

„Ja, er iſt es," rief ein alter Bauer, „aber miſcht euch nicht ein."

„Witiko, ich bringe dir den Bundestrunk," ſagte ein Mann, der eine Lammshaube und einen Lammspelz hatte.

Er reichte Witiko ſeinen Krug hin.

„Ich nehme den Trunk an," ſagte Witiko.

Er faßte den Krug, und trank ein wenig daraus.

„Witiko, ich bringe dir den Trunk," ſagte ein Anderer.

Witiko that wieder Beſcheid.

„Ich bringe dir den Trunk, Witiko," riefen mehrere.

Und ſo riefen endlich alle.

Witiko faßte den Krug eines Jeden, und nippte daraus.

Jetzt trat Raimund in die Stube, und mit ihm war Jakob, der Knecht Huldriks, der von dem Wangetſchlage in die untere Moldau herauf gekommen war.

Mehrere von den Gäſten boten den zwei Männern den Grußtrunk an, und er ward von ihnen angenommen.

„Setzet euch zu uns an den Tiſch, es iſt noch Platz,“ ſagte der Mann mit den ſtarken Händen.

Und die Männer rückten etwas näher an einander, und Jakob und Raimund ſetzten ſich an den Tiſch.

Und die Tochter des Schenken brachte ihnen einen Krug mit Bier.

Jetzt erhob ſich ein Mann von ſeinem Sitze, der in Lämmerfelle gekleidet war, reichte Witiko die Hand, und ſprach: „Ich bin der Richter von dem ſchwarzen Bache, und wir werden ſchon ſo thun, wie du geſagt haſt.“

„Und wir werden zu der heiligen Jungfrau an dem braunen Steine und an dem kalten Waſſer der Alſch beten,“ ſagte eine alte Frau.

Der Richter von dem ſchwarzen Bache ſetzte ſich wieder nieder.

Ein anderer Mann aber ſagte: „Ich bin der Richter von der Mugrauer Haide, und ich gedenke, daß wir uns vorbereiten werden.“

„Die in Stuben werden nicht fehlen, wie die Weiſſagungen ſind,“ ſagte wieder ein anderer Mann.

„Und wir haben auch Bäume und Lammswolle und Schmieden,“ ſagte Einer.

„Der Rath iſt überall ein gutes Ding, wenn man ihn vernünftig befolget,“ ſprach ein Anderer.

„Rath befolgen oder nicht, jeder räth ſich ſelber. Die in der Steinleithe und in den Waldhäuſern des Heurafel ſind auch immer Männer geweſen," ſagte Einer mit röthlichen Haaren.

„Und die vom Rathſchlage haben ihren Nachbarn ſtets geholfen," ſagte ein ſehr alter Mann, der ganz weiße Haare hatte.

„Ja, da wir in den Stubnerhäuſern das große Feuer hatten, ſind alle gekommen," ſagte ein Anderer.

„Und die alten Leute, die vor Zeiten gelebt haben, ſind auch nicht Thoren geweſen," rief jetzt eine ſehr alte Frau, welche neben Suſanna am unteren Ende des Tiſches ſaß, „wenn die Fäſſer um Mitternacht in dem Mönchgraben daher rollten, und ſehr ſchwarz waren, und immer größer wurden, wenn der Kibitz in den Mooswieſen ſchrie, wenn in dem Scheine des Vollmondes nach dem Tage des heiligen Bartholomäus der Waſſermann auf dem Rande des Moldauufers ſaß, und ſich ſeine grünen Haare kämmte, wenn der Tule von Plan den ſchwarzen Mann von dem Hammer bis zu den Badehäuſern tragen mußte, wenn man immer ein Weinen hörte, und die Hunde ſich nicht aus den Häuſern getrauten, ſo waren das Zeichen, und auf die Zeichen muß man achten, und die Zeichen werden wieder kommen, und es ſind ſeltſame Dinge geſchehen, der alte Woſſic in Wodnian, der auf der Zupanei ſitzt, und Alles hat, was ſich ein Menſch wünſchen kann, hat einen Vorfahrer gehabt, der Holzſchuhe gemacht hat, und der alte Lubomir, der in Dandleb iſt, ſtammt auch von einem Manne, der Pech geſammelt hat, und mit dem Herzoge Samo in den Krieg gezogen iſt, und dann eine weiße Reigerfeder und einen goldenen Gürtel getragen hat. In dem

Hauſe des gelben Melchior an dem hinteren Glöckelberge iſt ſchon ein hölzerner Löffel von dem Ofenſimſe, auf dem er trocknen ſollte, freiwillig in die Stube geſprungen, und in dem Buſſerwalde hat ſich eine Buche in der Richtung, wohin Mähren liegt, weggebogen, und hat ſich gegen uns herein geneigt.“

„Die Jünglinge und die Männer und die alten Männer ſollen nur thun, was in der Möglichkeit iſt,“ ſchrie die alte Suſanna, „und dann wird jedes Ding recht werden. In unſern Zeiten haben ſie ſich vor nichts gefürchtet, und werden ſich auch jetzt vor nichts fürchten. Wir werden für ſie die Raben zählen, und in die Abendröthe ſchauen, und die Mädchen ſollen für ſie beten, und ihnen rothe Bänder ziehen, wenn ſie heimkehren, und ſie ſollen fremde Sachen bringen, und wir haben niemanden nöthig, der ſo iſt wie der alte Woſſie in Wodnian und der alte Lubomir in Daudleb.“

„Wohin liegt denn Mähren?“ fragte eine Frau in dem mittleren Alter, welche neben dem Manne mit dem groben Rocke ſaß.

„Da mußt du gegen den neuen Kirchenſchlag gehen, Azela,“ ſagte der Richter von der Mugrauer Haide, „und dann durch den Wald immer fort, bis du in den Wetternhof kömmſt, wo Diet iſt, und dann gegen die krumme Au, und dann gegen Daudleb, wo kein Wald mehr iſt, und dann iſt eine Zupe, die Chynow heißt, wohl einen Tag hätteſt du zu gehen, da die Morgenſonne an deiner rechten Hand iſt, und dann hätteſt du gegen die Morgenſonne zu gehen, wohl einen Tag oder zwei, und dann kämeſt du an das Land Mähren.“

„Iſt es fruchtbar?“ fragte der Mann mit dem groben Rocke.

„Wohl fruchtbarer als du denkſt,“ ſagte der alte Wenhart von der Friedau. „Jetzt ſind die Fürſten dort, die von unſerem Herzogsgeſchlechte abſtammen, und es muß uns dienen. Aber einmal iſt es ein ſtarkes Reich geweſen, es iſt Swatopluk dort geweſen, aber nicht der Swatopluk, mit dem ich in den Krieg gezogen bin.“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, ſtand ein Mann auf, welcher eine weiße Lammshaube und einen weißen Lammspelz trug, und lederne Beinbekleidungen und ſtarke Stiefel hatte. Der Mann ſprach: „Leute, ich muß euch etwas ſagen. Mein Weg iſt der weiteſte. Ich muß noch bis gegen den Kienberg in mein Steinhauerhaus hinab, und muß jetzt fortgehen, und mein Bruder auch. Wir ſind in Baiern im Aigen wegen der großen Waſſerkufe geweſen. Der Krämer, der mit dem zweirädrigen Wagen fährt, vom Hauzenberge, vom Breitenberge, vom Berge des heiligen Ulrich, und da herum, hat uns erzählt, ehe wir durch den Wald der Schönebene heraus gingen, wie es in Mähren iſt. Der Herzog Wratiſlaw von Brünn iſt ein entſetzlicher Menſch. Er wirft Alle nieder, die ſich ihm widerſetzen. Den hochehrwürdigen Biſchof Zdik von Olmütz haben ſie erſchlagen wollen, und ein Zuber voll von Edelſteinen hätte ihn nicht erretten können, wenn er nicht zu dem hochehrwürdigen Biſchofe von Paſſau geflohen wäre. Gehabet euch wohl, ich muß mich ſehr ſputen. Was iſt meine Schuldigkeit, Lukas?“

„Dreizehn Pfennige,“ ſagte der Schenke.

„Hier ſind dreizehn Pfennige,“ ſagte der Mann, „lebet wohl.“

„Lebe wohl, Andreas,“ ſagte der Richter von dem ſchwarzen Bache, „bringe den Leuten an der weiteren Moldau unten und im Walde unſeren Gruß.“

„Ich werde ihn bringen,“ antwortete der Mann.

„Lebe wohl,“ riefen mehrere.

„Lebt wohl,“ ſagte der Mann.

Und er ging mit dem, der neben ihm geſeſſen war, von der Bank zwiſchen den Männern und dem Tiſche heraus, näherte ſich der Thür, und entfernte ſich mit ſeinem Genoſſen durch dieſelbe.

Als dieſes geſchehen war, ſagte der Richter von der Mugrauer Haide: „Es wird Zeit ſein, daß wir auch unſern Weg antreten, wir haben zwei Stunden zu gehen, und auf dem Schneepfade wohl noch mehr. Es iſt wahr von dem hochehrwürdigen Biſchofe, das ſind ſchwere Zeiten, er thut in einem groben Gewande Buße in Paſſau.“

„In der Kirche iſt er in großem Schmucke,“ ſagte ein Mann.

„Das muß ſein, des Gottesdienſtes willen,“ antwortete ein Anderer.

„Und dann gehen wir auch gleich mit,“ ſagte der Richter von dem ſchwarzen Bache, „weil ihr ohnehin über den ſchwarzen Bach geht, und durch Reden die Zeit kürzer wird.“

„Wir gehen über den ſchwarzen Bach, und geht mit,“ ſagte der Richter von der Mugrauer Haide.

„Dann gehen auch die vom Eckſchlage mit, weil ſie in unſerem Wege ſind,“ ſagte ein Mann.

„Sie können mitgehen,“ ſagte der Richter vom ſchwarzen Bache.

Und mehrere Männer zahlten dem Schenken, was ſie für ihre und der Ihrigen Zehrung ſchuldig geworden waren, und dann verabſchiedeten ſich Männer und Frauen, die von der Mugrauer Haide waren, und die vom ſchwarzen Bache waren, und die vom Eckſchlage waren, und verließen die Stube.

„Wir von der Steinleithe haben einen noch weiteren Weg, und gehen doch noch nicht fort,“ ſagte der mit den röthlichen Haaren.

„Aber wir gehen,“ ſagte Wenhart von der Friedau, „Witiko, gehabe dich wohl, und denke unſerer Sache.“

„Ich werde denken,“ antwortete Witiko, „und gedenke du auch.“

„Ich vergeſſe nicht,“ ſagte Wenhart.

Darauf bezahlte er ſeine Schuld, und ging mit einigen Männern und einer Frau und einem Mädchen fort.

Es gingen dann noch mehrere fort, und die alte Suſanna und die alte Frau, welche von den Zeichen geſprochen hatte, gingen fort.

Andere Menſchen kamen wieder, und ſetzten ſich an einen Tiſch.

Endlich gingen auch die von der Steinleithe ihres Weges, und es waren nur noch wenige Männer da, und darunter waren ſolche, deren Heimat in der unteren Moldau ſelber war.

Witiko erhob ſich von ſeinem Sitze, und ging zu einem Fenſter.

Der Knecht Jakob folgte ihm.

„Du biſt alſo doch heute wieder herauf gekommen,“ ſagte Witiko.

„Euer Verweſer Huldrik ſagt, daß es ſich ziemt, daß er mich alle Tage, die ihr in der Herberge ſeid, zu euch ſchickt, ob ihr nichts befehlet,“ antwortete Jakob.

„Ja, ich befehle etwas,“ ſagte Witiko, „melde Huldrik, daß er niemanden mehr herauf ſchickt, ich werde ſelber bald in den Wangetſchlag kommen.“

„Ich werde es vermelden,“ ſagte Jakob.

„Und nun gehe,“ ſprach Witiko.

„Ich gehe, und gehabt euch wohl,“ antwortete Jakob.

„Gehabe dich wohl, und grüße Huldrik,“ ſagte Witiko.

„Ich werde es thun,“ entgegnete Jakob.

Darauf reichte er an Raimund ſeine Hand, verließ die Stube, und begab ſich auf ſeinen Weg nach dem Wangetſchlage.

Witiko aber ging von der Herbergſtube in ſeine Kammer.

Als der Morgen des anderen Tages gekommen war, unterſuchte er den Weg, der von der unteren Moldau durch den Wald zu der Stelle des heiligen Thomas empor führte. Der Pfad war nirgends zu erkennen. Der Schnee war hoch über ihm gebreitet, wie er über alle anderen Gründe gebreitet war.

Dann unterſuchte er die anderen Wege, welche in verſchiedenen Richtungen von der unteren Moldau durch den Wald nach abwärts führten.

Nun begannen die Männer in der unteren Moldau und im Rathſchlage und im Reutſchlage und an dem ſchwarzen Bache und auf der Mugrauer Haide und in Friedberg und in der Friedau und in der Steinleithe und gegen die Waldhäuſer des Heurafel und weiter hinab aus Eſchen oder Ahornen oder anderem zähen Holze Lanzenſchäfte und Keulen zu machen, Lanzenſpitzen und Schwerter zu ſchmieden, Riemzeug zu ſchneiden, Bogen und Armbruſte, Pfeile und Bolzen zurecht zu richten, Stiefel zu machen, aus Filz und aus Wolltuche Hauben und Gewänder zu nähen, und auf Pferden, wo ſie vorhanden waren, zu reiten.

Als dieſe Dinge geſchahen, beſtieg Witiko in der Herberge der unteren Moldau ſein Pferd, und ritt mit Raimund in den Wangetſchlag.

Dort ritt er gegen ſein Häuschen. Auf dem flachen Dache lag der Schnee, und man konnte es von dem Schnee in den Gefilden kaum unterſcheiden. Ein dünner blauer Rauch ging von dem Schornſteine empor.

Als die zwei Männer an dem Häuschen angekommen waren, ſtanden Huldrik und Jakob und Regina vor dem Thore, ſie zu empfangen.

„Wir haben nach euch ausgeſchaut,“ ſagte Huldrik, „und haben euch kommen geſehen. Weil ihr die Gebühr, daß ich nach euern Befehlen fragen laſſe, verboten habt, konnten wir den Tag eurer Ankunft nicht wiſſen. Seid gegrüßet, Witiko. Ihr ſeid in dem Kriege geweſen, ihr ſeid in mehreren Ländern geweſen, und müſſet wieder zu euerem Hauſe in den Wangetſchlag kommen.

„Ich bin gekommen, dich wieder zu ſehen, und die Unſrigen hier zu ſehen, und unſer Haus zu ſehen," ſagte Witiko.

„Ihr ſeid gekommen, weil es ſo iſt," entgegnete Huldrik, „und ich habe ſchon Sorge getragen, daß eure Pferde in einen guten Stand gelangen, ſo wie das Pferd Jakobs, das er im Kriege erhalten hat, auf einem guten Stande iſt. Wir haben dieſes Jahr an dem Gelaſſe gemauert. Stützet euch nur auf mich, Witiko, daß ihr bei dem Abſteigen nicht auf dem Eiſe gleitet, wohin Regina immer das Spülwaſſer gießt."

„Ich werde mich nicht auf dich ſtützen," ſagte Witiko, „ſondern es trete Jakob herzu."

„Jakob, diene dem Herrn," rief Huldrik, „ich aber werde den Zügel halten."

Jakob ging an die Seite Witiko's, um ihm zu helfen; Huldrik aber faßte den Zügel des Pferdes.

Witiko ſtieg mit einem leichten Tritte von dem Pferde, und ſtand auf dem glatten Boden des Eiſes.

Raimund ſtieg auch von ſeinem Pferde.

„Nun führet die Pferde durch das Thor hinein," ſagte Huldrik, „aber haltet euch rechts, daß die Eiszapfen des Daches die Sättel nicht ſtreifen."

Raimund und Jakob führten die Pferde durch das Thor in den Hof. Witiko ging nicht durch die Thür in das Haus, ſondern folgte den Pferden. In dem Hofe wurden die Pferde gegen einen Zubau geführt, der an den Stall angefügt worden war.

Witiko ſah, daß vier Pferde in dieſem Raume ſtehen konnten.

„Es iſt gut, Huldrik,“ ſagte er, „daß du dieſe Sorgfalt getroffen haſt.“

„Es mußte für dieſe Zeit Sorge getragen werden, bis Alles fertig iſt, und ſich Alles vollendet,“ erwiederte Huldrik.

Sie brachten die Pferde in den Stall, und begannen, ſie zu verſorgen.

Dann ging Witiko in die Stube.

Die Wände der Stube waren friſch getüncht worden, daß ſie ganz weiß glänzten, die Fenſterſcheiben waren gereinigt, daß das Licht, ſo hell es der Winter geben konnte, herein ſchien, der Fußboden war gewaſchen, und der Buchentiſch war ſo geſcheuert, daß keine Makel an ihm war.

„Die Stube iſt ja wie an einem hohen Feſttage,“ ſagte Witiko.

„An der unteren Moldau iſt nur eine Herberge,“ antwortete Huldrik; „das aber hier iſt euer Eigen, in dem ihr ſeid, und das dauert, und immer anders wird, bis ſich die Zeiten erfüllen.“

„Mögen die Zeiten immer Gutes bringen,“ ſagte Witiko.

„Sie werden Gutes bringen,“ antwortete Huldrik, „laſſet es euch hier gefallen, wie es ſich wandelt, bis Alles geſchehen iſt.“

Witiko nahm ſeine Haube von dem Haupte, und ſetzte ſich an den Buchentiſch.

„Regina wird euch ein Mittageſſen bereiten,“ ſagte Huldrik; „es wird aber heute eine längere Zeit vergehen, bis es fertig wird, als ſonſt.“

„Ich dränge Regina nicht,“ antwortete Witiko.

„Wir ſuchen die Dinge wahrzunehmen, wie es ſein kann," ſagte Huldrik.

Witiko ging indeſſen noch einmal zu den Pferden.

Als die Speiſen bereitet waren, brachte ſie Regina auf den Tiſch. Sie waren gebratenes Wild und Fiſche. Dazu wurde Wein geſtellt.

Witiko verlangte, daß auch die Speiſen der Andern auf den Tiſch geſtellt würden, und daß dann Alle mit einander das Mittagmahl verzehrten.

„Weil ihr es befehlt, ſo muß es ſein," ſagte Huldrik.

Die Speiſen wurden auf den Tiſch gebracht, und Witiko und Huldrik und Raimund und Jakob und Regina ſetzten ſich zu denſelben.

„Du mußt das Gebet ſprechen, Huldrik," ſagte Witiko.

Huldrik that es.

Dann wurde das Mahl eingenommen, und Witiko theilte jedem von ſeinen Speiſen und ſeinem Weine mit. Nach dem Mahle ſprach Huldrik wieder das Gebet.

Da ſie noch an dem Tiſche blieben, ſagte er: „Eure Vorfahrer haben die Ihrigen geliebt, und ſind von ihnen wieder geliebt worden. Und ſo geſchieht Alles. Da der erſte Witiko in den Wald geritten iſt, ſind Gold und Edelſteine an den Zügeln ſeines Pferdes geweſen, und ihr ſeid auch zu dieſem Hauſe geritten."

„Die Zeiten ſind ungewiß," ſagte Witiko, „wer weiß es, wann ich wieder kommen kann."

Ihr werdet kommen," ſagte Huldrik; „denn ihr habt

Milch und Honig an dem Buchentiſche gegeſſen. Und es werden viele da ſein, euch zu ſehen."

„Deine Gedanken bringen Menſchen in die Einſamkeit des Waldes, Huldrik," ſagte Witiko.

„Die Roſen haben in Rom herrlich geblüht," erwiederte Huldrik, „die Roſen ſind hieher gebracht worden, und haben hier auch zur Luſt geblüht, und die Roſe wird Dinge und Kleinodien aus Welſchland bringen."

„Die Roſe möchte erſt ihre Blätter öffnen," ſagte Witiko.

„Ihr werdet noch oft in eurem Schlößlein da ſein, wie es ſich verwandelt," antwortete Huldrik, „wo das Schloß voll Pracht geſtanden iſt, wo das Jagdſchloß geweſen iſt, wo die goldne Burg ſein wird, und wo die fünf rothen Blätter allen Raum bedecken werden."

„Du ſieheſt in ſeltſame Zeiten, Huldrik," ſagte Witiko.

„Ihr habt Männer geſammelt, und ſeid in den Krieg gegangen," entgegnete Huldrik, „ſie ſehen auf euch, und die Jungfrau aus dem ſtarken und großen Geſchlechte wandelt ſchon für euch an dem Rande des hohen Waldes, und Raimund freut ſich des Bildes, das euch in der Wildniß iſt, und ich freue mich, und Jakob freut ſich, und Regina freut ſich."

„Huldrik," ſagte Witiko, „zeige mir die Dinge in dem Hauſe, wie ſie ſeit der Zeit, in der ich hier geweſen bin, geworden ſind."

„Ihr befehlet es, und ich gehorche," antwortete Huldrik.

„Dann ſetze deine Haube auf, damit dein Haupt nicht von der Kälte Schaden leidet," ſagte Witiko.

„Ich werde es thun," entgegnete Huldrik.

Witiko ſtand auf, und die Andern erhoben ſich auch von dem Tiſche.

Witiko bedeckte ſich mit ſeiner Haube, Huldrik ſetzte auch ſeine graue Filzhaube auf, und beide Männer verließen die Stube.

Huldrik führte Witiko in alle Räume des Hauſes. Witiko beſah Alles, und belobte ihn und die Seinigen.

Die Felder und die Wieſen und den Wald werde ich „beſehen," ſagte er, „wenn ich einmal des Sommers hier bin, und die Gewächſe auf ihnen grünen."

„Thut es ſo," antwortete Huldrik, „und ihr werdet dann in den Umliegenheiten ſehen, daß ein guter Grund zum Bauen iſt, und wie jetzt die Wälder in die Fenſter des Hauſes ſchauen, ſo wird der Kahleswald, der Bühelwald, der Thomaswald und das fernere Hochficht von einer Seite, der Blöckenſtein und der Seewald und der Hansberg von der andern Seite, und der obere Wald und der Blansko von der dritten Seite in zahlreiche große und breite Fenſter ſchauen, die hoch oben in glatten Mauern ſind, und die Bäume und die Geſträuche überragen."

„Weil ſchon die Dämmerung beginnt," ſagte Witiko, „ſo laſſe ein Licht auf der Leuchte der Stube anzünden."

„Ich werde ein Licht anzünden laſſen," entgegnete Huldrik.

Die zwei Männer gingen in die Stube.

Huldrik befahl, daß Regina mit Splittern des fetten Kienholzes der Föhrenſtöcke ein Feuer auf der Leuchte errichte.

Regina that es.

Und als das Feuer brannte, ſetzten ſich Witiko und Huldrik und Raimund und Jakob und Regina an die Leuchte.

Nach einer Zeit kam ein Mann herein, um Witiko zu ſehen und zu beſuchen. Später kam wieder einer, und dann kamen mehrere, und endlich ſo viele, daß die Stube kaum hinlänglich Raum gab. Jakob und Regina trugen die Geſiedel aus dem ganzen Hauſe zuſammen, und die Männer ſaßen umher, aßen Brod und Salz des Hauſes, und Witiko redete mit ihnen von verſchiedenen Dingen, und von dem Kriege, der im Frühlinge geweſen iſt, und der im nächſten Frühlinge ſein wird.

Die den weiteſten Weg hatten, zündeten zuerſt eine Leuchte an, und verfolgten ihre ſchneeigen Pfade nach heimwärts. Dann gingen andere, und zuletzt alle.

Witiko dankte ihnen für den Beſuch, und bat ſie, wieder zu kommen.

Da die Männer fort waren, ging er in ſeine Kammer, entkleidete ſich, und legte ſich auf dem Geſtelle zur Ruhe, auf welchem ihm Regina aus Stroh und Fellen und weißen groben Linnen ein Lager bereitet hatte. Die andern Bewohner des Hauſes ſuchten auch ihre Schlafſtellen.

Als am Abende des zweiten Tages Milch und Brod gegeſſen worden war, als im Ofen ein Feuer brannte, und als man die Kienſtücke auf der Leuchte angezündet hatte, kamen wieder Männer, und es kamen an dieſem Abende noch mehr, als an dem vorhergegangenen Abende gekommen waren.

Und ſo geſchah es an dem Abende des dritten Tages und des vierten Tages und des fünften Tages.

An dem fünften Tage verabſchiedete ſich Witiko von den Männern, und ſagte: „Ich reite morgen von dieſem Hauſe fort. Ich werde ſtets der Worte gedenken, welche ihr hier geſprochen habt, und bitte euch, daß ihr auch deſſen möget eingedenk ſein, was ich geredet habe.“

Darauf ſagte ein alter Mann mit rothen Wangen und weißen Haaren: „Du biſt gut, junger Witiko, und haſt einen treulichen Sinn für uns. Wir werden aller Dinge gedenk ſein, und was gethan werden muß, das wird gethan werden, es wird nichts fehlen, und wir werden ſchon beſtrebt ſein. Und ſo gehabe dich wohl.

„Gehabe dich wohl, Johannes,“ ſagte Witiko, „und erhalte dir deine Geſundheit.“

„Wie es Gott will,“ antwortete der alte Mann.

„Reite mit Gott, Witiko,“ ſagte ein anderer alter Mann, „wir werden nicht vergeſſen, und komme bald wieder.“

„Ich komme, wenn es in der Möglichkeit iſt,“ ſagte Witiko.

„Du biſt ein gerechter Mann, Witiko,“ ſprach ein Jüngling, „und wir werden auch thun, was man nicht ſchmähen kann.“

„Du haſt auf dem Berge Wyſoka gut gewaltet, und wirſt wieder gut walten,“ ſprach ein anderer.

„Reite wohl, und wenn du wieder kommſt, ſo bleibe lange bei uns,“ ſagte ein Mann, der ein kleines Hänſchen im Wangenſchlage hatte.

„Ja, bleibe recht lange bei uns,“ ſagte ein Greis.

„Bleibe bei uns, und ſiehe, wie es bei uns iſt. In dem

Walde iſt es nicht ſchlecht,“ ſprach ein Mann, der große ſtarke Holzſchuhe an den Füßen hatte.

„In dem Walde iſt ein annehmbares Wohnen,“ ſagte Witiko.

„Wir halten zuſammen,“ ſprach ein alter Mann.

„Thut immer ſo,“ ſprach Witiko, „und es wird recht ſein, und jeder rechte Mann, der ſich bei euch niederläßt, wird auch zu euch halten.“

„Das wird er thun,“ ſprach der Mann.

„Gott beſchütze dich in der ſchweren Zeit, die kommt,“ ſagte ein Greis.

„Gott beſchütze dich,“ riefen mehrere.

„Gott beſchütze euch, und mögen wir uns fröhlich wieder ſehen,“ rief Witiko.

Und als alle ihren Abſchiedsgruß geſagt hatten, und als die Stube leer war, legte ſich Witiko zum letzten Male für dieſe Zeit in ſeiner Kammer zur Ruhe.

Am nächſten Tage ritt er mit Raimund in den Ort Friedberg.

In Friedberg war er drei Tage.

Dann ritt er noch weiter in den Wald hinunter, wo Häuſer waren, die hie und da an Bächen lagen, die aus Thälern hervor ſprudelten.

Als er auf die Erhöhung gekommen war, auf welcher die Stifthäuſer lagen, von denen ein Bach, den ſie die kleine Mihel hießen, gegen Mittag floß, um ſich in dem Lande Baiern mit der großen Mihel zu vereinigen, wendete er ſich um, und ritt wieder nach Friedberg zurück.

Es war ein Saumpfad, der von Friedberg durch den hohen Wald nach Baiern hinaus führte, und der auch im Winter betreten und gangbar war. Auf dieſem Pfade ritt Witiko durch den Wald hinan, bis er zu der Stelle gelangte, auf welcher die Säule des heiligen Apoſtels Thomas geſtanden war.

Auf dieſer Stelle hielt er an.

Er blickte vor ſich nach Baiern hinaus. Es waren dunkle und weiße Streifen bis an die Alpen dahin. Die Alpen waren blauer und ſchärfer, als er ſie im Sommer geſehen hatte, und der Schnee war klar in ihren Spalten, in ihren Mulden, und auf ihren ſanften Hängen. Dann wendete er ſich um, und ſah in das Land Böhmen. Der breite dunkle Wald ging in Schimmerreif hinunter, die Moldau war verhüllt, und jenſeits war wieder dunkler ſtiller und bereifter Wald. Witiko ſah den blauen Zug der Schönebene, des Hochfichtes, des Blöckenſteines und der Seewand. Er ſah den blauen Blansko. Er ſah auch den Kreuzberg, der in Mitternacht von dem oberen Plane ſieht.

Von der Stelle des heiligen Apoſtels Thomas ritt er wieder nach Friedberg zurück, und ritt noch an dem nämlichen Tage nach Plan.

In Plan forſchte er nach dem, was in ſeiner Abweſenheit geſchehen war, und fragte nach verſchiedenen Dingen.

Der Schmied und Tom Johannes, der Fiedler, und David, der Zimmerer, und Zacharias, der Schenke, ſagten ihm, daß eine große Zahl von Lanzenſchäften fertig und mit guten Eiſenſpitzen verſehen iſt, daß junge und alte Männer reiten, daß ſich alle üben, und daß Gewand in Bereitſchaft iſt.

Witiko beſah, und durchforſchte ſelber Alles.

Dann ritt er nach Ogſolds Haide und in die Gefilde von Tiš und Elhenic, und von da wieder links gegen den höheren Wald bis an jene Stellen, wo der eine der zwei Moldaufäden, den ſie die kalte Moldau hießen, aus der dicken Wildniß hervor rann.

Als er zurückgekehrt war, blieb er mehrere Tage in Plan.

Dann ritt er zu Rowno, zu Oſel, zu Diet von Wettern und zu Hermann von Attes.

Dann kam er wieder nach Plan, und ſetzte fort, was er begonnen hatte.

Es nahete endlich der Ausgang des Monates März, und der Schnee begann, hinweg zu ſchmelzen. Die Moldau hatte ihr Eis von ſich geſchoben, und floß wieder mit dem dunkeln Waſſer dahin, und an ſonnigen Lehnen ſchauten ſchon manche befreite Stellen des Bodens hervor.

Da erſchien ein Bote in dem Walde. Der Bote ſagte, man ſolle zum Kriege rüſten. Der Herzog werde in dem erſten Frühlinge gegen Mähren ziehen, um die mähriſchen Fürſten zur Demuth zu bringen. An den Städten Beneſchau, Domašin, Pilgram, Časlau und Wilimow werden die Verſammlungen ſein.

Als der Bote dieſe Nachricht geſagt hatte, ging er gegen den ſchwarzen Bach und gegen die untere Moldau hinab.

Witiko aber rief die Männer zuſammen, und ſagte ihnen: „Wer meines Glaubens iſt, daß wir über den Krieg eine Sprache halten ſollen, der komme nach dem Mittageſſen zu dem großen Kreuze auf dem Platze vor der Kirche.“

Und es kam eine große Zahl von Männern zu dem Kreuze. Auch Frauen und Jungfrauen und Kinder und Greiſe ſchaarten ſich hinzu.

Witiko ſagte zu ihnen: „Jetzt iſt die Zeit gekommen, daß Alles nützlich ſein kann, was vorbereitet worden iſt. Der Herzog duldet nicht die reichen Bedrücker, und ſchirmet die, welche bedrückt werden ſollen. Er zieht gegen die, welche Bedrückung beabſichtigen, und es ziehen die mit ihm, gegen welche Bedrückung geübt werden ſollte. Ich ſage nicht viel. Ihr wißt, wie es in dem vergangenen Frühlinge geweſen iſt. Wer von uns in den Krieg ziehen will, iſt gerüſtet, und kann ziehen. Ihr wißt auch die Orte, an welchen man ſich verſammelt.“

„Ich ziehe, ich ziehe, ich ziehe,“ riefen beinahe alle, welche ſich verſammelt hatten.

„Und Witiko ſoll uns führen,“ rief eine Stimme.

„Witiko ſoll uns führen,“ rief die Verſammlung.

„Männer und Freunde,“ ſagte Witiko, „ihr denket noch, wie der vorige Krieg geweſen iſt. Alles kann jetzt anders ſein, es kann auch ſo ſein, wie es geweſen iſt, wir wiſſen es nicht. Wenn ihr mir vertrauet, ſo werde ich euch, ſo wie ich euch von Prag nach Plan geführt habe, zu dem Herzoge führen, und der erlauchte Herzog kann dann beſchließen, wie die Sache geſchehen ſoll.“

„Wir wollen bei einander bleiben, wir wollen Alles mit einander theilen, und wir wollen Einer dem Andern beiſtehen,“ ſchrie Adam, der Linnenweber.

„Ja, ſo wollen wir, wir wollen nicht auseinander gehen,“ ſchrie Paul Joachim, der Maurer.

„Wir wollen feſt bei einander ſein," rief Tobias, der Hirt.

„Und ein Mann von uns muß uns führen," rief der junge Mathias.

„Nur ein Mann von uns," rief Auguſtin, der Pfeifer.

„Witiko hat es beſſer gemacht als der grüne Ritter," rief Lambert, der Zimbelſchläger.

„Er hat es beſſer gemacht," ſchrie Andreas.

Jetzt rief Peter Laurenz, der Schmied: „So lärmet doch nicht, ihr verſteht nichts, wir ſind zuſammen gehämmert, und können gar nicht zerriſſen werden, und das bringt uns die Ehre, und das hat jeder geſehen, der von dem Kriege weiß, und der Führer iſt der eiſerne Kloben, an dem das Eiſen hängt."

„Wir ſind ein Kriegsheer, und erwerben, was ſich ziemt," rief Stephan, der Wagenbauer.

„Wenn ihr nur alle wüßtet, was es iſt, und wie es iſt," rief Tom Johannes, der Fiedler, „und wenn ihr nur dem Rathe eines Mannes folgtet, der mit dem geſchändeten Arme nicht kämpfen kann, und der die Einſicht beſitzt."

„So gib uns deine Einſicht mit," ſagte Mathias.

„Dann wäre dir geholfen," antwortete der Fiedler, „aber ich trage meine Einſicht ſelber mit mir, und ſie wird meinem linken Arme mehr helfen als die deinige deinem rechten."

„Wir ſind auf dem Berge Eins geweſen, und die Führung iſt Eins geweſen, und ſo muß es bleiben," rief Philipp, der Steiger.

„Männer und Kriegsgefährten," ſagte jetzt Witiko, „der hocherlauchte Herzog hat euch auf jenem Schlachtberge geehrt, er hat euch auf den Zinnen von Prag geehrt, er hat eure Namen in ein Buch gezeichnet, und er hat geſagt, daß er euch immer beſſer kennen lernen will: der hocherlauchte Herzog wird nur dasjenige thun, was iſt, und wie es iſt, und wie es beſteht, und was euch frommt. Er wird eure Begehren achten, und hohe Männer werden beitragen, daß er ſie achtet, und wenn ich etwas beitragen kann, ſo werde ich es thun, und Alles wird recht ſein.“

„Es wird ſchon recht ſein,“ ſagte David, der Zimmerer.

„Und ich werde auch ſchon machen, daß es recht iſt,“ ſagte der Schmied, „ich werde mit dem Herzoge ſprechen.“

„Und ich werde es noch beſſer machen,“ ſagte Tom Johannes, der Fiedler.

„Und ſo, meine ich, laſſen wir alle Fragen,“ ſagte Witiko, „und ſchreiten wir zu der Ordnung und zu der Eintheilung.“

„Zu der Ordnung und zu der Eintheilung,“ riefen mehrere.

„So ſollen alle diejenigen auf eine Stelle zuſammen treten, welche reiten gelernt haben,“ rief Witiko.

Die Männer ſonderten ſich, und die Aufgerufenen traten auf eine Stelle.

Unter ihnen waren Veit Gregor, Max Albrecht, Lambert, Philipp, Auguſtin, Urban, Mathias, Andreas, und noch mehrere jüngere und ältere Männer.

Witiko ſprach: „Wer ein Pferd hat, und reiten kann, nehme das Pferd mit auf den Zug. Und wenn ſich auch ſonſt noch ſo viele zuſammen finden, daß eine Reiterſchaar wird, ſo wollen wir auch als Reiter in dem Kriege ſein. Sagt es denen, die hier nicht anweſend ſind, und doch mitziehen wollen. Ihr müßt euch aber auch ſo einrichten, daß ihr auch auf euren Füßen ſtehen, und kämpfen könnt.“

„So iſt es recht,“ riefen mehrere.

„Und nun ordnen wir auch die Andern,“ ſagte Witiko.

„Ordnen wir ſie,“ riefen einige Männer.

„Die auf dem Berge Wyſoka geweſen ſind,“ rief Witiko, „und die auf der Mauer von Prag gegen die Belagerung gekämpft haben, ſollen ſo ſtehen, wie ſie auf dem Berge geſtanden ſind, und wie ſie in Prag geweſen ſind, und die ſich hier geübt haben, ſollen ſtehen, wie ſie zuſammen gewöhnt ſind.“

„Ja, ja,“ riefen ſchier alle, „ſo iſt es am beſten.“

„Sagt es allen andern, die nicht da ſind,“ ſprach Witiko, „und kommet morgen wieder, wir werden uns zuſammenſtellen. Und bringet eure Waffen mit. Jetzt trennen wir uns, daß ſich ein jeder vorbereiten kann.“

Und die Männer zerſtreuten ſich, und ſprachen noch eifrig von der Sache, und die Zuſchauer gingen auch von dem Platze, und redeten von dem, was ſie geſehen hatten.

Am andern Tage nach dem Mittageſſen verſammelten ſich die Krieger wieder auf dem Platze vor der Kirche. Auch viele andere Menſchen kamen herbei.

Die Krieger hatten ihre ſtarken Gewänder, welche hergerichtet worden waren, und ein jeder, er mochte ein Schwert haben, oder eine Keule, oder einen Hammer, oder eine eiſerne

Stange, hatte auch einen Schaft von ſtarkem Holze des Waldes und daran eine feſte Spitze von Eiſen.

Sie ſtellten ſich in der Art zuſammen, wie Witiko geſprochen hatte.

Er ſagte, ſie ſollen ſich die Stellung ſehr gut merken, und ſie ſehr ſchnell wieder finden, wenn ſie auseinander gegangen ſind.

Sie verſuchten es, wie er geſagt hatte.

Dann theilte er die Männer in kleinere Haufen, und zeigte, wie ſie ſich ſchaaren, und wieder in die Haufen trennen könnten.

Sie verſuchten auch dieſes.

„Nun übet die Dinge,“ ſprach er, „daß ſie immer gangbarer werden.“

Dann ſammelte er die Reiter in einen Haufen, und ſtellte ſie, wie ſie zuſammen gehören ſollten. Und als die Stellung gut geordnet war, begann er die Bewegungen im Reiten.

„So laſſet uns nun eine kurze Friſt ausüben, was einmal ſehr nothwendig ſein könnte,“ ſagte er, „bis der Tag kömmt, an welchem wir uns auf unſern Zug begeben.“

Und die Männer ſammelten ſich nun jedes Tages zu den Übungen.

Da auch viele gewohnt waren, mit Bolzen oder Pfeilen auf Thiere oder um Preiſe auf Ziele zu ſchießen, ſo machte er auch eine Eintheilung von denen, welche Armbruſte oder Bogen herbei gebracht hatten.

Als dieſe Dinge geſchahen, kam eine Schaar von Männern von dem ſchwarzen Bache nach dem oberen Plane. Sie hatten graue dicke Wollgewänder, ſtarke Filzhauben und ſchwere Stiefel mit hölzernen Sohlen. Jeder trug eine Lanze und ein Schwert, oder eine Keule, oder eine andere Waffe, und einen Pack mit Lebensmitteln. Mehrere ritten auf kleinen Pferden des Waldes, und manche hatten Bogen oder Armbruſte. Sie verlangten mit den Männern von Plan zu ziehen. Witiko ordnete ſie zu ihnen.

Dann kamen Schaaren von dem Reutſchlage, von dem Eckſchlage, von der unteren Moldau, von dem Rathſchlage, von Friedberg, von der Friedau, von dem Wangetſchlage, von dem Kirchenſchlage, von den Häuſern der tieferen Waldmoldau, des Heurafels, und den Häuſern der Stift, die an dem Lande Baiern lagen, wo die kleine Mihel gegen den Mittag hinab fließt. Sie hatten die groben Wollgewänder, die dicken Filzhauben und die ſchweren Stiefel. Jeder trug eine Waldlanze, ein Schwert oder einen Hammer, oder eine Keule, oder eine Stange, oder eine Armbruſt, oder einen Bogen, und einen Pack mit Lebensmitteln. Eine Zahl ſaß auf Pferden. Der Greis mit den weißen Haaren, welcher auf die Anrede Witiko's in der Herberge an der unteren Moldau zuerſt geantwortet hatte, ritt auf einem kleinen ſchwarzgrauen ſtarken Pferde. Der Richter von der Mugrauer Haide ritt auf einem braunen Pferde, und der Richter von den Steinleithenhäuſern auch auf einem ſolchen. Es waren noch mehrere ſehr alte Greiſe auf Pferden. Auch Jünglinge und junge Männer ſaßen auf Pferden. Der Jüngling mit den goldblonden Locken, welcher geſagt hatte, daß man die Wälder anzünden ſolle, war auf einem ſchönen weißen Roſſe. Er rief zu Witiko: „Wir ſind nun da, ich bin nur ein geringer Mann, meine Mutter kocht ſich ihre Suppe auf der Leuchte eines Flachsbrechhäuschens; aber ich habe die Glieder wie jeder andere Mann, und will thun, was ich kann, und die weiße Reigerfeder und den Goldgürtel erwerben, und der alte Roder Peter, deſſen Pferde ich warte, hat mir dieſes gegeben, weil er ſelber auf keines mehr kann, und ich will ihm, wenn ich das Pferd verliere, die hundert beſten von den Feinden bringen.“

„Wie nennt man dich denn?“ rief Witiko.

„Sifrid von Milnet, weil mein Vater dort geboren ward,“ ſagte der Jüngling.

„Nun, Sifrid von Milnet,“ ſprach Witiko, „mögeſt du die weiße Reigerfeder und den Goldgürtel erlangen, und wenn du auch nicht mit hundert Pferden zurückkehreſt, mögeſt du nicht ohne Pferd heim kommen.“

„Dann komme ich ſelber auch nicht heim,“ ſagte der Jüngling.

Der Greis mit den weißen Haaren ritt zu Witiko hinzu, und als er bei ihm war, ſagte er: „Wir haben in den Kriegen, die geweſen ſind, das Zuſammenſtehen kennen gelernt, wie es richtig iſt, und wir ſind auch auf dem Berge Wyſoka zuſammen geſtanden, und wir haben den Weg hieher geſucht, daß wir wieder beiſammen ſind.“

„Wenhart, ſei mir gegrüßt,“ ſagte Witiko, „die Vereinigung iſt gut, und ſuchen wir zuerſt Alles ſo zu fügen, wie es am förderſamſten ſein mag.“

Witiko und Wenhart ordneten die Schaar zu den Kriegern von Plan hinzu.

Und wie Wenhart geſprochen hatte, ſo ſprachen auch von jeder Schaar, wie ſie ankam, Männer zu Witiko, und die Schaaren wurden zu denen, die ſchon vorhanden waren, hinzugefügt.

Jetzt aber ſtrebte man, den Zug zu beginnen, und es wurde ein Tag zu demſelben angeſetzt.

Als das Licht dieſes Tages ſich erhob, verſammelten ſich die Männer auf dem Platze vor der Kirche.

Die Fußgänger von Plan hatten ein Banner, welches weiß war, und in deſſen Mitte ſich etwas Dunkelrothes befand. Rupprecht, der große Sohn Romans, des grünen Webers, trug das Banner.

Die Reiter von Plan hatten ein gleiches Fähnlein, welches aber kleiner war. Dasſelbe hatte man auf die Lanze Philipp des Steigers geheftet.

Witiko fragte, wer das angeordnet habe, und was es bedeute.

„Ich habe es angeordnet, und die Männer haben beigeſtimmt,“ rief der Schmied. „In der Mitte iſt die rothe Waldroſe, und Chriſt Severin hat die Banner gewebt, und die Mädchen haben ſie mit Bändern und mit Säumen verziert.“

Die kleine Schaar aus dem Wangetſchlage hatte auch ein weißes Banner mit der dunkelrothen Waldroſe.

„Witiko,“ ſagte der Mann, welcher die großen Holzſchuhe angehabt hatte, als im Wangetſchlage die Verſammlungen geweſen waren, „du haſt auf dem Berge Wyſoka ein weißes Schild getragen, auf welchem eine rothe Waldroſe gemalt geweſen war, und Huldrik hat geſagt, daß vor Zeiten dein Geſchlecht Roſen von Rom gebracht hat, und daß die Roſen recht viel Gutes von Welſchland bringen werden, darum haben wir die Roſe auf das Banner geſetzt.“

Und die Männer von der unteren Moldau hatten ein blaues Banner und Fähnlein, und die vom ſchwarzen Bache ein weißes, und die von der Mugrauer Haide ein grünes, und die von Friedberg ein roſenrothes, die vom Eckſchlage hatten Geierfedern auf eine Stange gebunden, die vom Rathſchlage trugen ein weißes Kreuz, die von der Steinleithe ein rothes, und die vom ſchwarzen Bache hatten himmelblaue Bänder von einer Lanze flattern.

Witiko ſagte: „Männer, der hocherlauchte Herzog Wladiſlaw hat allen, die von dem Walde ſtammen, in dem vergangenen Frühlinge ein großes roſenrothes Banner gegeben, um anzuzeigen, daß ſie zuſammen gehören; er wird euch auch in dieſem Frühlinge wieder eines geben, und unter dieſem Zeichen mögen alle Zeichen, die ihr gebracht habt, ſiegen.“

„Sie werden ſiegen,“ riefen viele Stimmen.

„Was nicht ein jeder Mann in jedem Augenblicke braucht, das gebet zu den Säumern,“ ſagte Witiko.

Sebaſtian, der Schuſter, ſtand mit einem größeren Packe da, als die Andern hatten.

„Was trägſt du denn hier?“ fragte Witiko.

„Ich habe ſchöne Dinge aus rauhen Bälgen in dem Sacke, welche ich verfertiget habe, um ſie reichen Leuten zu verkaufen,“ antwortete Sebaſtian.

„Nun, mögeſt du einen Käufer in ſolcher Zeit finden,“

ſagte Witiko, „die Dinge aber mußt du zu den Säumern geben.“

Dann ſprach er: „Männer, jetzt werden wir Gott um ſeine Hilfe zu dem bitten, was wir thun, und was wir nur darum thun, weil wir es für das Gerechte halten.“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, ſtieg er von ſeinem Pferde, gab die Zügel in die Hand Raimunds, und ging in die Kirche.

Und die Männer gingen in die Kirche, und erfüllten ſie, ſo viele nur von ihr gefaßt werden konnten. Die andern ſchaarten ſich vor der Thür, und ſtanden vor derſelben.

Dann wurde der Morgengottesdienſt gefeiert, und die Männer in der Kirche knieten auf den Boden nieder, und die Männer vor der Kirche knieten in dem Schnee, und die Reiter waren von den Pferden geſtiegen, und knieten neben den Pferden.

Als der Gottesdienſt geendigt war, ſegnete der Pfarrer die Männer in der Kirche, und dann ging er vor die Thür, und ſegnete die Männer außerhalb der Kirche.

Nach der Segnung erhoben ſich die Männer von dem Schnee, verabſchiedeten ſich noch ein Mal von den Ihrigen, und ſuchten in ihre Stellungen zu gelangen. Die in der Kirche geweſen waren, kamen heraus, nahmen auch noch von ihren Angehörigen Abſchied, und ſtellten ſich in die Ordnung. Witiko ging, von dem Pfarrer geleitet, zu ſeinem Pferde. Dort nahm er von dem Pfarrer und von Martin und Lucia Abſchied, und beſtieg das Pferd. Auguſtin, Urban und Mathias waren auf ihren Pferden neben ihm, damit ſie dasjenige, was er während des Zuges anordnen würde, ſchnell an die Orte brächten, an denen es nothwendig ſein könnte. Die zwei Herzogspferde Witiko's wurden von Raimund und Jakob an den Zügeln neben den Pferden, auf denen ſie ritten, geführt.

Veit Gregor hatte das große Horn des Bockes. Andere aus Plan und aus anderen Orten hatten kleinere Hörner.

Witiko, da er auf dem Pferde ſaß, angethan mit dem groben Wollgewande, wie es die Bewohner des Waldes trugen, gab das Zeichen, und es ertönte das große Horn, und die kleinen Hörner antworteten.

Auf dieſen Schall erhob ſich ein Geſchrei der Männer, die zurück blieben, der Frauen, der Mädchen und der Kinder. Es war zum Theile ein Geſchrei der Ermuthigung, zum Theile der Freude, zum Theile des Schmerzes.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. An der Spitze waren die Reiter, welche ihre Pferde in langſamem Schritte gehen ließen. Dann kamen die Fußgänger. Am Ende waren die Säumer, dann die Frauen, welche mancherlei Arbeiten bei dem Kriegszuge zu verrichten hatten, und verſchiedene Knechte.

Man zog in der Richtung gegen den Morgen. So viele Menſchen, als aus dem Orte Plan und aus den umliegenden Waldhäuſern und aus größeren Entfernungen herbei zu kommen vermocht hatten, gingen mit dem Zuge. Man kam an dem ſteinernen Hauſe Witiko's vorüber, man gelangte unter die Föhren, welche in der Richtung gegen Morgen von Plan weg dahin ſtanden, man gelangte auf die Höhenſcheide der Föhren, von der man noch das Thal von Plan und die

Moldau ſehen konnte, und ging jenſeits der Scheide hinunter. Mehrere Haufen der Menſchen, die den Zug begleiteten, ſonderten ſich ab, und gingen zurück. Man zog über die Thalſchlucht des Waldes, in welcher der Bach rieſelte, und ging dann in dem Waldesdickichte ſachte gegen die Mugrauer Haide empor. Als man auf die Haide gekommen war, hatten ſich alle Begleiter umgewendet, und hatten den Rückweg angetreten. Andere kamen dafür aus verſchiedenen Gegenden herzu, ſahen den Zug an, und mehrere begleiteten ihn eine Weile.

Gegen den Mittag langten die Männer bei dem Thurme Rowno's an. Da blieben ſie ſtehen. Witiko ritt mit einem Geleite in den Thurm. Rowno ſtand in dem Hofe, ihn zu begrüßen. Witiko und ſeine Begleiter ſtiegen von den Pferden, und gingen in die große Stube. Dort waren mehrere Sippen Rowno's verſammelt. Es wurde der Empfangstrunk gereicht. Dann ſagte Rowno: „Es iſt gut, Witiko, wie du es verſprochen haſt, ſei gegrüßt, und wir werden nicht ſäumen.“

„Ich komme, dir nur den Gruß zu bringen,“ antwortete Witiko, „es iſt, wie wir geſagt haben.“

„Es iſt ſo,“ entgegnete Rowno, „meine Männer ziehen heran. Es können dich nicht alle meine Sippen begrüßen, ſie ſind zu den Jungfrauen geritten, ſich weiſſagen zu laſſen.“

„Es iſt gut,“ ſagte Witiko.

In dieſer Friſt öffnete ſich die Thür, und Ludmila, die Ehefrau Rowno's, und Dimut, ſeine Schweſter, traten herein. Ludmila war in einem grauen Gewande mit einem goldgewirkten Gürtel, Dimut trug ein dunkles Kleid, wie ſie es in der Vertheidigung Prags gehabt hatte, und das Kleid war mit Silber gegürtet.

Ludmila ging zu Witiko, reichte ihm die Hand, und ſprach: „Seid gegrüßt, edler Mann Witiko, ihr ziehet wieder auf die Felder zum Schutze des Reiches, und möge der höhere Schutz des Himmels euch geleiten. Wir zu Hauſe wünſchen es, und bringen unſeren Antheil an dem Gebetſchemel des Schlafgemaches dar.“

„Seid gegrüßt, verehrungswürdige Frau,“ ſagte Witiko, „es iſt wahrhaftig der Schutz des Reiches, und es wird wahrhaftig der höhere Schutz nicht fehlen, um den gerechte Frauen bitten.“

Nun ging Dimut zu Witiko, reichte ihm gleichfalls die Hand, und ſagte: „Sei gegrüßt, Witiko, du geheſt wieder ſo, wie du im vorigen Jahre gegangen biſt, und wirſt wieder finden, wie du in dem vorigen Jahre gefunden haſt. In Prag werden die Heiligthümer aufgerichtet, und wenn ſie fertig ſind, werden die kommen, die ſich des Werkes freuen, und werden darin beten. Und ihr werdet das Reich aufrichten, und wenn das Rechte geſchieht, wie es auf Erden und im Himmel gilt, werden die kommen, die ſich deſſen freuen.“

„Sei gegrüßt, edle Jungfrau,“ entgegnete Witiko, „du haſt Worte geſagt wie im vergangenen Jahre. Mögen ſie ſich auch ſo erfüllen.“

„Sie werden ſich erfüllen,“ ſagte Dimut.

Darauf ſprach Witiko zu Ludmila: „Beurlaubet mich, hohe Frau, meine Männer ſtehen draußen in dem Schnee. Gehabt euch wohl.“

„Gehabet euch wohl, Witiko," ſagte Ludmila.

„Lebe wohl, Dimut," ſprach Witiko.

„Behalte die Freude, mit der du ziehſt," antwortete Dimut.

„Ich werde ſie behalten," ſagte Witiko.

Darauf ſprach er zu Rowno: „Lebe wohl."

Rowno antwortete: „Lebe wohl."

Dann rief Witiko zu den Männern, die in der Stube waren: „Seid gegrüßt, ihr Krieger, und gehabet euch wohl. Wir werden bald wieder auf dem nämlichen Boden ſtehen."

„Sei gegrüßt, und lebe wohl," riefen die Männer.

Dann ging Witiko aus der Stube. Rowno und mehrere Männer geleiteten ihn. Da er in dem Hofe war, beſtieg er ſein Pferd, und ſeine Begleiter beſtiegen ihre Pferde. Desgleichen ſetzten ſich Rowno und ſeine Männer auf ihre Pferde, und da Witiko durch das Thor und über den Damm hinaus ritt, gaben ſie ihm das Geleite, bis er bei ſeinem Zuge angekommen war. Dort grüßten ihn Rowno und die Seinigen noch mit kriegeriſcher Ehre, und wandten ſich dann zu dem Thurme zurück. Witiko aber gab das Zeichen, die Hörner ertönten, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Er ging in dem Thale an dem Bache dahin, der gegen den Morgen floß.

Hie und da begegneten ihm Männer, die zu Rowno zogen.

Als der Mittag ſchon vorüber war, gelangte der Zug in die krumme Au. Von dort ging er zwiſchen den Felſen und der Moldau hinaus in freieres Land. Auf dieſem Lande machte er ein Lager. Mehrere Männer ſaßen auf Steinen, mit denen die Äcker eingefaßt waren, Andere ſaßen auf Stellen, welche ſchon der Schnee verlaſſen hatte, oder auf Dingen, die aus dem Schnee hervor ragten, und viele ſtanden, und ſtützten ſich auf ihre Lanzen. Sie nahmen Nahrung hervor, und erquickten ſich. Die Frauen und manche Männer, die ihnen halfen, machten aus Holz, das ſie geſammelt oder aus Dingen umher gewonnen hatten, zahlreiche Feuer, daran man ſich wärmen, und Speiſen bereiten konnte. Den Pferden wurde ihre Nahrung gereicht, und ihr Trank aus der Moldau geholt.

Da dieſes geſchah, ritt eine Zahl von Männern von der krummen Au her gegen das Lager. Als ſie an demſelben angekommen waren, und man ſie gefragt hatte, was ſie wollten, ſagten ſie, Diet von Wettern ſende ſie, und ſie müßten mit Witiko ſprechen. Sie wurden zu Witiko geführt, und er ſprach eine Zeit mit ihnen. Dann ritten ſie auf dem Wege, auf dem ſie gekommen waren, wieder zurück.

Als die Menſchen und Thiere geraſtet hatten und geſättiget waren, ging der Zug wieder gegen Morgen weiter. Er ging zwiſchen Feldern und Wieſen und kleinen Wäldchen und zerſtreuten Wohnungen hindurch, er ging an dem Orte Welešin vorüber, und kam gegen den Abend nach Daudleb. Als er dort auf den Feldern ſtehen blieb, ritt eine große Zahl von Männern über die Brücke zu ihm heraus. An der Spitze dieſer Männer war der alte Lubomir, dann war Raſtiſlaw, dann war Widimir, dann war Wentiſlaw, dann war Kodim, und es waren Momir und Diš. Witiko erkannte unter den Männern auch Slawa und Radim und Hoſtiwil und andere.

Hinter allen ritt der Prieſter in dem dunkeln Gewande, der bei der Vertheidigung von Prag geweſen war. Witiko war vor ſeinen Männern auf ſeinem Pferde. Hinter ihm waren die Reiter, und hinter den Reitern waren in einem großen Bogen die Fußgänger. Alle richteten ihre Angeſichter gegen die, welche kamen.

Als die Reiter zu Witiko gelangt waren, hielten ſie an. Lubomir ſaß auf einem ſchwarzen Roſſe. Er hatte ein dunkles faltiges Gewand an, das von einem ſilbernen Gürtel gehalten wurde, auf dem blaue Steine waren. Sein Haupt trug eine ſchwarze Haube aus Sammet, von der aus einem großen blauen Steine eine kurze weiße Feder emporragte. Unter dem Rande der Haube waren die weißen Haare zu erblicken. Das Pferd hatte eine dunkle Ausrüſtung und Zäumung, die mit Silber beſetzt war.

Als nach ſeiner Ankunft einen Augenblick Schweigen gedauert hatte, hob er ſeine rechte Hand empor, fuhr mit ihr in einem Bogen gleichſam über die Männer, hielt ſie dann ruhig aus dem faltigen Ärmel geſtreckt, und rief: „Lubomir, der Zupan, begrüßt die Männer auf dem Boden ſeiner Zupanei, und ſeine Sippen begrüßen die Männer. Die Krieger wird er morgen begrüßen, wenn ſeine Krieger verſammelt ſind.“

Dann ließ er die Hand wieder nieder ſinken.

Dann rief er: „So viele die Zupenburg beherbergen kann, ſind geladen, ſich zu erquicken. Es werden Speiſen und Getränke und Decken und Lagerzeuge und Geſchirre und Pferdebedürfniſſe auf das Feld hinaus geſchafft werden, und ſo mein Wort gilt, werden die Thüren der Häuſer des Burgfleckens geöffnet werden.“

Auf dieſe Worte rief eine Stimme unter den Männern, die hinter Witiko waren: „Das iſt der edle Zupan, und er iſt in Prag geweſen, und wir ſind ihm Dankbarkeit ſchuldig für das, was er bietet.“

Es war die Stimme des Schmiedes, Peter Laurenz, geweſen, welche gerufen hatte.

„Dankbarkeit und Dank,“ rief eine große Zahl von Stimmen.

Dann wandte ſich Lubomir zu Witiko, und ſagte: „Du reiteſt ſo wie einer von dieſen Männern vor ihnen. Sei gegrüßt, und wenn du mein Dach nicht verſchmähſt, ſo laſſe es heute mit denen über deinem Haupte ſein, die noch darunter eingehen wollen.“

„Ich nehme eure Gaſtlichkeit mit Ehrfurcht an,“ ſagte Witiko, „ſeid gegrüßet, hoher Zupan.“

„Und nun waltet eurer Bequemlichkeit,“ rief Lubomir.

Nach dieſen Worten wendete er ſein Pferd, und ſeine Begleiter wendeten ihre Pferde, und ſie ritten wieder über den Fahrſteg gegen die Häuſer von Daudleb hinein.

Aber viele Menſchen waren von Daudleb heraus gekommen, ſie drängten ſich über den Steg, ſie drängten ſich an die Männer, welche von Plan gekommen waren, und einer, der ein dunkelblaues Wollkleid an hatte, das mit einem rothen Gürtel gebunden war, rief gegen die Männer: „Ihr ſeid einer wie der andere, man kann euch nicht unterſcheiden, ich weiß nicht, wer der Vorgeſetzte iſt, ich bin der Kmete des

Burgfleckens von Daudleb, und lade alle ein, die bei uns Platz haben, wir werden thun, was wir vermögen.“

„Wir ſind einer wie der andere,“ ſagte Witiko, „und es iſt einerlei, an wen du deine Worte richteſt, edler Kmete, wir ſind alle dankbar.“

„Wir ſind dankbar,“ riefen viele Stimmen.

„Kommet zu uns herein“, „kommt zu uns“, „zieht in mein Haus“, „geht in unſere Herbergen,“ riefen die Stimmen der Menſchen von Daudleb durcheinander.

„Schönen Dank“, „wir kommen“, „das freut uns“, „das iſt recht“, „ihr ſeid freundlich,“ ſcholl es entgegen.

Dann rief Witiko: „Auguſtin und Urban, ſaget jedem Zeichen, daß das Lager an dem Fluſſe Malſch abgeſteckt werde, es ſoll einen Bogen haben, und vierzig Männer der Zeichen haben in Ablöſung die Wache der Nacht. Und, Mathias, nimm Männer der Zeichen, und ordnet, wer in den Burgflecken gehen will, und vier Reiter jedes Zeichens und vier Fußgänger jedes Zeichens begleiten mich in die Burg. Wir werden durch die Gaſtlichkeit des hohen Zupanes und des Burgfleckens geehrt, und ehren die Gaſtlichkeit wieder.“

„Das iſt herrlich“, „das iſt in Pracht,“ riefen Menſchen aus Daudleb.

„Das iſt wie Reiter und Krieger,“ riefen Männer, die mit Witiko waren.

„Die Ehre iſt hier, und die Ehre iſt dort, und die Ehre muß bewahrt werden,“ rief der Schmied von Plan, „ſonſt iſt es einerlei, ob wir auf der Wolldecke ſchlafen oder in dem

Hauſe, und wir werden uns eintheilen, wer die Ehre geben und nehmen ſoll.“

„Wir werden uns eintheilen,“ ſchrie Paul Joachim, der Maurer.

„Wir werden uns eintheilen, und in den künftigen Tagen wechſeln,“ rief Stephan, der Wagenbauer.

„Ja, ja,“ riefen mehrere.

„Nun rüſtet das Lager,“ rief Witiko.

Nach dieſen Worten wendete er ſein Pferd, und ritt durch den Haufen der Reiter gegen die Fußgänger zurück, und ritt an ihnen dahin, und ſah, wie die Züge der Männer ſich auflöſten, und daran gingen, das Lager zu errichten. Die Menſchen von Daudleb miſchten ſich unter die Angekommenen, und es waren vielfache Geſpräche.

Als das Lager geordnet war, und als die Wachen um dasſelbe geſtellt waren, zog Witiko mit zwanzig Reitern und vierzig Fußgängern über die Brücke gegen die Burg. Die Männer in dem Lager wählten dann auch aus den Ihrigen, und die Gewählten zogen im Geleite von Menſchen aus dem Burgflecken gegen die Häuſer des Burgfleckens.

Witiko wurde mit ſeinem Geleite durch das Thor in die Burg gelaſſen, und die Schaar der gewählten Männer wurde in den Häuſern des Burgfleckens vertheilt.

Und Witiko wurde mit den Seinigen in der Nacht in der Burg gepflegt, und ſchlief innerhalb der Mauern derſelben, und die gewählten Männer wurden in den Häuſern des Burgfleckens gepflegt und beherbergt, und die anderen Männer und die Frauen, die mit dem Zuge gekommen waren, ſchliefen auf Decken in dem Lager, und Feuer brannten überall, und die Wachen waren rings um das Lager, und wurden abgelöſt, wie es Witiko eingerichtet hatte.

Als das erſte Licht des Morgens ſchien, verabſchiedete ſich Witiko von dem alten Zupane Lubomir, von ſeiner Gattin Boleſlawa, und von ſeinen Sippen.

Lubomir geleitete mit ſeinen Sippen Witiko bis an das Thor der Burg. Dort ſprach er: „Ziehe mit Gott. Wie ich geſagt habe, findeſt du das Rechte. Du zieheſt früher des Weges als wir andern. Ich werde dir mit den Meinigen, und mit Moyſlaw und Radoſta, die mir geblieben ſind, folgen. Die Kinder des dritten Sohnes, Puſtimir, welcher auf dem Berge Wyſoka das Leben verlaſſen hat, ſind noch zu klein, als daß ſie auf das Feld reiten können. Sammle deine Leute zu dem Kriegsgruße, den wir bringen. Lebe wohl.“

„Lebet wohl, hochehrwürdiger Zupan und Leche Lubomir,“ ſagte Witiko.

Dann zog er mit den Seinigen von der Burg gegen das Lager.

Als ſie in das Freie kamen, ſahen ſie von verſchiedenen Seiten Reiter und Fußgänger gegen Daudleb eilen.

Die Männer, welche in dem Burgflecken übernachtet hatten, zogen wieder in das Lager. An ihrer Spitze ging der Fiedler, Tom Johannes. Witiko rief ihm zu: „Wie iſt es denn, daß du bei den Streitern biſt, Tom Johannes, da deine Hand der Waffe nicht mächtig iſt?“

„Er iſt mit Gewalt mitgegangen, da wir ihn zurückweiſen wollten,“ rief David, der Zimmerer.

„Sie verſtehen die Dinge nicht," ſagte Tom Johannes, „ich halte mit der linken Hand die Lanze, und habe es gut gelernt, und heute in der Nacht bin ich bei dem Kmeten dieſer Stadt geweſen, ihn zu ehren, wie du bei dem Zupane."

„So führe deinen Schaft nur gut, wie du es kannſt," ſagte Witiko.

„Ich führe ihn beſſer als auf dem Berge," ſagte Tom Johannes.

„Dann wird es recht ſein," antwortete Witiko.

Und die Männer Witiko's und die anderen Männer kamen in das Lager, und Witiko wies ſie an ihre Stellen. Und die Wachen wurden herein gerufen, und Witiko ordnete an, daß das Lager aufgehoben werde, und daß die Männer zum Zuge ſich ſtellen.

Als dieſes geſchehen war, tönten die Hörner, der Zug ging durch die Menſchen gegen die Brücke, er ging über die Brücke, er ging durch den Burgflecken, er ging an der Zupenburg vorüber, und gelangte dann auf freies breites Feld. Auf dem Felde ſtand eine Macht von Kriegern, und hinter den Kriegern ſtanden ſehr viele Menſchen. Der erſte an den Kriegern war Lubomir. Er ſaß auf dem ſchwarzen Roſſe. Über dem dunkeln Gewande hatte er ein glänzendes Waffenkleid und einen goldenen Gürtel mit grünen Steinen. Auf der ſchwarzen Haube hatte er einen grünen Stein und eine weiße gerade Feder. Er hielt das entblößte Schwert in der Hand empor. Hinter ihm war auf einem Roſſe Wentiſlaw, der Zupenrichter, neben dieſem war Raſtiſlaw, der Maier, daneben Widimir, der Schreiber, daneben Kodim, der Kämmerer, daneben Momir, der Zöllner, dann Diš, der Schenke, dann Hoſtiwil, der Marſchalk und die andern Männer der Ämter. Sie hatten lichte Waffenkleider, weiße Federn auf den Hauben, und die emporragenden Schwerter in den Händen. Dann waren die Reiter in Waffen und im Schmucke. Dann ſtanden die Fußgänger. Sie hatten Schwerter an den Seiten und Lanzen in den Händen. Witiko ritt mit Auguſtin, Urban, Mathias und noch vier Männern gegen Lubomir. Lubomir ſenkte vor Witiko das Schwert, und die Männer der Ämter ſenkten die Schwerter. Witiko ſenkte ſein Schwert, und ſeine Männer ſenkten ihre Schwerter. Dann öffnete ſich die Kriegsmacht Lubomirs, und zeigte eine Gaſſe. Witiko ritt in die Gaſſe ein, und ſeine Männer ritten in die Gaſſe, und ſeine Krieger zogen in dieſelbe. Und ſie zogen durch die Gaſſe hindurch. Die Krieger Lubomirs hielten ihre Waffen geſenkt, die Reiter Witiko's trugen geſenkte Schwerter und die Fußgänger geneigte Lanzen oder Armbruſte und Bogen. Keulen oder Schwerter oder Stangen oder Hämmer hatten ſie mit Riemen an den Leibern hängen. Als die Männer Witiko's und ſein Troß durch die Gaſſe waren, hoben ſich die Waffen empor, ſowohl bei Witiko als bei Lubomir. Die Macht Lubomirs ſchloß ſich hinter dem Zuge und geleitete ihn. Hinter der Macht gingen viele Menſchen. Dann erhoben die Männer Lubomirs einen Ruf des Grußes, und alle Männer Witiko's antworteten mit einem Rufe. Dann riefen auch die Menſchen, die von Daudleb gekommen waren. Darauf blieb die Kriegsmacht Lubomirs ſtehen, der Zug Witiko's ging weiter.

Er ging in der Richtung zwiſchen Mitternacht und Morgen dahin.

Die Krieger Lubomirs wendeten ſich um, und zogen nach Daudleb zurück, und die Menſchen von Daudleb gingen mit ihnen.

Die Krieger Witiko's aber ſetzten ihren Weg fort.

Sie kamen am Mittage nach Lišau und am Abende nach Lomnic.

Am dritten Tage zogen ſie mitternachtwärts nach Weſſely, und dann in die Felder von Auſti. Sie waren an dieſem Tage in ein Land gekommen, in welchem kein Schnee mehr lag. In Auſti waren die Schaaren Ctibors, und es kam ein Zug Nemoy's.

Am vierten Tage gingen die Krieger Witiko's morgenwärts nach Chynow und gegen die Nacht auf die Felder vor Pilgram.

Sie hatten auf ihrem Zuge nicht Leute geſehen, welche ihr Vieh oder ihre Habe vor den Feinden flüchteten. Menſchen kamen an den Weg, den ſie gingen, und grüßten ſie, und auf ihren Haltplätzen wurden ſie wie in Daudleb geehrt und gepflegt, und wo Krieger waren, von ihnen mit Kriegsbrauch geachtet.

Auf dem Lande vor Pilgram war ein großes Lager. Die Männer Witiko's ſahen, weil die Dämmerung ſchon gekommen war, viele Feuer an vielen Stellen brennen. Auf dem Wege, den ſie gekommen waren, ſtand mit einer kleinen Schaar Reiter Hermann von Attes.

„Sei gegrüßt, Hermann!“ rief Witiko.

„Sei gegrüßt, Witiko,“ antwortete Hermann.

„Du haſt deine Zuſage erfüllt,“ ſprach Witiko.

„Ich habe ſie erfüllt,“ entgegnete Hermann, „laſſe mir deine Leute folgen.“

Und Hermann von Attes ritt mit ſeinen Männern des Weges, und der Zug Witiko's folgte. Sie kamen nach einer Zeit auf einen freien Platz, und Hermann ſagte: „Dieſe Stelle iſt dir zum Lagern zugewieſen.“

„Habe Dank,“ ſagte Witiko.

„Ruhet, und morgen werden wir rathſchlagen, was weiter zu thun iſt,“ ſprach Hermann.

Dann ritt er mit ſeinen Männern ſeitwärts, und verließ den Zug Witiko's.

Die Männer Witiko's errichteten nun ein Lager, wie es in der Dunkelheit möglich war.

Am andern Tage befeſtigten ſie das Lager, und richteten es zum Verweilen ein.

Es hatten ſich ſchon mehrere Züge von Herren und Zupanen in dieſen Feldern geſammelt, und die Führer kamen zu den Waldleuten, und Witiko ging wieder zu den Führern. Sie ſagten, an vielen Stellen ſammeln ſich Männer, und ſie erwarten Boten von dem Herzoge, was weiter zu unternehmen ſei; denn die Kundſchafter melden, daß die Feinde ſtark rüſten, und hier ſeien ihnen die Krieger des Herzoges näher als an den andern Sammelplätzen.

Nach mehreren Tagen kam Rowno mit den Seinigen, und es kam Oſel und Diet. Am Tage darnach kam der von Ottau und von Lora. Und drei Tage nach dieſen kam der

Zupan Lubomir mit ſeinen Zupenleuten, mit ſeinen Söhnen und mit den Leuten ſeiner Söhne. Boten meldeten, daß Wyhon von Prachatic und der von Winterberg und die anderen Waldleute, die weiter nach Mitternacht wohnten, ſich in Časlau verſammelt haben.

Witiko ſendete mit Männern Lubomirs Kundſchafter gegen Mähren. Sie kamen zurück, und meldeten, daß Züge von allen Gegenden des abendlichen Landes Mähren in der Richtung gegen Znaim gehen, um zu Konrad zu gelangen, und die Leute erzählen, daß der Herzog Konrad mit einer Macht vorwärts gehe, um die Züge zu ſich aufzunehmen.

Es kamen Boten von dem Herzoge Wladiſlaw, welche ſagten, die Schaaren ziehen ſich von den Sammelplätzen zuſammen, und das Heer werde gegen Pilgram hervor kommen.

Alle, welche vor Pilgram gelagert waren, befeſtigten ſich immer mehr, und harrten. Witiko übte täglich ſeine Leute.

Es kamen nun neue und größere Züge auf die Lagerfelder, und am ſiebenzehnten Tage, nachdem Witiko angekommen war, ritt der Herzog Wladiſlaw mit den Seinigen auf dieſe Felder. Es waren ſeine Brüder bei ihm, es war der Biſchof von Prag bei ihm, es waren die Äbte bei ihm, Bolemil war wieder da, der alte Wšebor und Diwiš und faſt alle, welche auf dem Berge Wyſoka gekämpft hatten, und dort von dem Tode verſchont worden waren. Die fehlten, ſtanden nur noch auf andern Sammelplätzen. Die Schaaren des Herzoges lagerten, und pflanzten ihre Zeichen auf, und vor dem Gezelte des Herzoges war das große ſeidene roſenrothe Banner.

Weliſlaw, Odolen, Jurik, der Sohn Juriks, Lencda, Sezima, Zweſt und andere junge Ritter kamen ſogleich zu Witiko, ihn zu begrüßen.

Witiko ging wieder zu jedem, und begrüßte ihn.

Auf den fünften Tag nach der Ankunft des Herzogs war ein Rath in dem Gezelte des Herzoges angeordnet, zu dem alle Führer entboten waren.

Witiko ging in das Gezelt. Es war ſehr lange, und man hatte in ſeiner Länge aus Brettern einen Tiſch errichtet. Am oberen Ende des Tiſches ſaß Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren. Er war, wie ſchon oft, in ein dunkelbraunes Gewand gekleidet, hatte eine braune Haube ohne Feder, trug ein dunkles Waffenhemd und an der Seite in einer dunkelbraunen ſteinloſen Scheide ein Schwert. Zu ſeinen Seiten ſaßen die Abkömmlinge Přemyſls, die Fürſten der Kirche, die Lechen und Zupane und die älteren Führer des Heeres. Die jungen Männer ſtanden geſchaart gegen das untere Ende des Tiſches, und es war mancher geringere Mann und Wladyk unter ihnen.

Als die Zeit des Rathes gekommen war, erhob ſich Wladiſlaw, und ſprach: „Seid gegrüßet, ihr alle, die ihr die Säulen des Landes ſeid. Ich danke euch für das Land, daß ihr gekommen ſeid. Die wir noch vermiſſen, ſind auf dem Wege, und der hochehrwürdige Biſchof Zdik wird bei der nächſten Verſammlung anweſend ſein. Wir ſind in Eile, gehen wir an das Werk. Erhebe dich, Gervaſius!"

Gervaſius ſtand von ſeinem Sitze auf. Der Herzog ſetzte ſich nieder.

Von ſeinem Stuhle aus ſprach er: „Rede die Worte, welche ich dir an Konrad, den Zweig Přemyſls, den Herzog von Znaim, mitgegeben habe.“

Gervaſius ſprach: „Du haſt geſagt: Konrad, lege die Waffen nieder, unterwirf dich dem Herzoge Wladiſlaw, dem Sohne Wladiſlaws, bitte um Verzeihung deiner Schuld, und du wirſt ungeſchädigt als ein rechter Sproſſe des geheiligten Přemyſl beſtehen können.“

„Wer hat die Worte, welche du geſprochen haſt, gehört?“ fragte Wladiſlaw.

„Die Worte, welche ich geſprochen habe,“ ſagte Gervaſius, „haben die Männer gehört, die du mir mitgegeben haſt: Zweſt, Wecel, Zdeſlaw, Bohuſlaw und Caſta.“

„Die Männer mögen ſprechen,“ ſagte Wladiſlaw.

„Ich habe die Worte gehört,“ ſprach Zweſt.

„Ich habe die Worte gehört,“ ſprach Wecel.

„Ich habe die Worte gehört,“ ſprach Zdeſlaw.

„Ich habe die Worte gehört,“ ſprach Bohuſlaw.

„Ich habe die Worte gehört,“ ſprach Caſta.

„Und welche Worte hat Konrad, der Herzog von Znaim, geantwortet?“ fragte Wladiſlaw.

„Konrad, der Herzog von Znaim, hat geantwortet,“ ſagte Gervaſius: „Ich bin von den hohen Männern der Länder Böhmen und Mähren als rechter Herzog gewählt worden, und muß meines Amtes walten, und will nicht erfahren, daß ich von Wladiſlaw getödtet oder geblendet oder in einer Burg gefangen gehalten werde.“

„Und ſprechen die andern Männer auch, daß Konrad, der Herzog von Znaim, die Worte geſagt hat?“ fragte der Herzog Wladiſlaw.

„Er hat ſie geſagt,“ ſprach Zweſt.

„Er hat ſie geſagt,“ ſprach Wecel.

„Er hat ſie geſagt.“ ſprach Zdeſlaw.

„Er hat ſie geſagt,“ ſprach Bohuſlaw.

„Er hat ſie geſagt,“ ſprach Caſta.

„Kanzler Bartholomäus, ſchreibe die Worte in das Pergament,“ ſagte Wladiſlaw.

Dann war eine Zeit Stille.

„Haſt du die Worte geſchrieben?“ fragte Wladiſlaw.

„Ich habe ſie geſchrieben,“ antwortete Bartholomäus.

„Erhabene Sproſſen des Stammes Přemyſl,“ ſagte nun Wladiſlaw, „hochehrwürdige Gebieter der Kirche, hohe Zupane und Lechen der Länder, Führer des Heeres und Unterführer und Herren und Wladyken! Die Männer und Herren, die in meinem Rathe in Prag ſind, die Männer und Herren, die zu mir nach Prag gekommen ſind, die Männer und Herren, welche die Boten gehört haben, die von mir in das ganze Land geſendet worden ſind, haben erfahren, daß ich die Worte zu dem Herzoge Konrad geſagt habe, und daß ich die Antwort von dem Herzoge Konrad erhalten habe, als wir von Deutſchland zur Befreiung Prags gekommen waren; daß ich die Worte zu dem Herzoge Konrad geſagt habe, und daß ich die Antwort von dem Herzoge Konrad erhalten habe, als ſich die Heere ſeiner Anhänger zerſtreut hatten; daß ich die Worte zu dem Herzoge Konrad geſagt habe, und daß ich die Antwort von dem Herzoge Konrad erhalten habe, als wir im Winter unſere Männer gerüſtet und geſammelt haben; und ihr alle habet jetzt gehöret, daß ich die Worte zu dem Herzoge Konrad geſagt habe, und daß ich die Antwort von dem Herzoge Konrad erhalten habe, da wir geſammelt auf dem Wege nach Mähren ſind. Die Sache ſteht nun feſt. Wir ſind nicht ſchuldig an dem Blute, das verloren gehen wird, und an dem Unheile, das in die Länder kommen wird. Ihr habt in den Rathſchlagungen der früheren Zeit erklärt, daß wir für das Recht die Waffen erheben. Iſt einer in der Verſammlung, der einen Weg erkennt, auf dem das Blutvergießen und das Unheil vermieden werden kann?"

Es war ein Schweigen, als der Herzog ſeine Frage ausgeſprochen hatte.

„Redet, Söhne Přemyſls," ſagte der Herzog endlich.

Als ſie ſchwiegen, ſprach er: „Rede, Diepold."

„Es mögen die Männer und die Herren reden, welche von dem Volke kommen, weil es an dem iſt, daß die Nachkommen Přemyſls gegen einander im Streite ſind," ſagte Diepold.

„Rede, Heinrich," ſprach der Herzog.

„Ich rede, wie mein Bruder Diepold geredet hat," entgegnete Heinrich.

„Sprecht, ihr Herren der Kirche, und ſprecht, ihr Lechen und Wladyken der Länder, die ihr von dem Volke kommt," ſagte der Herzog.

„Hocherlauchter Herr und erhabener Herzog der Länder Böhmen und Mähren," ſprach Otto, der Biſchof von Prag, „der allmächtige, der gütige, der barmherzige und gerechte

Gott hat den Krieg in unſere Länder geſendet, daß wir büßen, was wir verſchuldet haben, daß wir gereiniget werden, daß wir das Rechte vertheidigen, und daß wir uns zur Beſſerung wenden. Wir müſſen ihn dulden und führen, wie er ihn auferlegt hat, und wir dürfen uns gegen ſeinen Rath nicht auflehnen."

„Was ſprechen die Äbte?" fragte der Herzog.

„Die Äbte ſprechen durch mich, wie der hochehrwürdige Biſchof geſprochen hat," ſagte der Abt von Kladrau.

„Und der Prieſter Daniel?" fregte Wladiſlaw.

„Du haſt die rechten Worte zu dem Herzoge geſendet, und es können keine andern geſendet werden," ſagte Daniel.

„Und Bolemil?" fragte der Herzog.

„Es iſt, wie es iſt, und wir müſſen es zu Ende führen," ſagte Bolemil.

„Wir müſſen es zu Ende führen," ſagte Diwiš.

„Zu Ende," ſagte Lubomir.

„Zu Ende," „zu Ende," riefen alle in der Verſammlung.

„So ſind wir geeinigt, und es geſchehe, was geſchehen muß," ſagte der Herzog. „Ihr ſeid ſehr zahlreich geſammelt gekommen, wir haben uns an einander gefügt, ihr kennt die Ordnung, und, was ſpäter gekommen iſt, wird noch gefügt werden. Lubomir, du biſt wieder zwiſchen dem Zupane Diwiš und dem Lechen Bolemil, wie bei der Vertheidigung von Prag, und Jurik und Chotimir, ihr ſeid wie in Prag, die andern Zupenkrieger und die Krieger, die noch zugeführt worden ſind, erhalten die Ordnung des Wyſoka. Witiko, tritt vor."

Witiko ging von dem untern Ende des Tiſches gegen den Herzog vorwärts, und blieb ſtehen.

„Du haſt die Waldleute gebracht, Witiko,“ ſagte der Herzog, „ſie haben dich zum Führer gewählt, und du bleibſt ihr Führer. Mein Bote wird es ihnen verkünden. Lagere dich ſogleich rechts von dem ehrwürdigen Lechen Bolemil, wie du auf dem Berge Wyſoka geweſen biſt, da die Schlechten vom Plaka die Flucht ergriffen hatten. Ich gebe dir ein rothes Banner, es ſoll über deinen andern Zeichen ſein. Rechts von dir ſind die von Rowna, Wettern, Tuſch, Ottau, Hora, Attes, Prachatic, Winterberg und vom reichen Bergſteine. Diepold wird rechtſeits von dem Herzogsbanner befehlen. Und ſo, ihr Herren und Führer, ziehen wir; und Gott, der Herr des Himmels und die Heiligen in dem Himmelreiche, ſchützen uns, und wir flehen zu Gott dem Herrn des Himmels und zu den Heiligen in dem Himmelreiche.“

„Zu Gott, dem Herrn des Himmels, und zu den Heiligen im Himmelreiche,“ riefen die Männer der Verſammlung.

„Seid bedankt, ihr Herren,“ ſagte Wladiſlaw, „und achtet der Zeichen, wenn ſie tönen werden, daß wir vorwärts dringen.“

Er erhob ſich von ſeinem Sitze, und die Männer um ihn erhoben ſich von ihren Sitzen.

Da ging ein Krieger von denen, welche an dem Eingange des Zeltes ſtanden, zu dem Herzoge, und ſagte: „Hoher Herr! Der Leche Božebor harret, ſeit die Berathungen begonnen haben, vor dem Zelte, und bittet um Einlaß. Er iſt mit vielen Männern gekommen. Sie ſind außer dem Lager gehalten worden.“

„Er trete ein,“ ſagte der Herzog.

Der Krieger entfernte ſich aus dem Zelte, und gleich darauf kam Božebor in dasſelbe.

„Gehe zu mir, Božebor,“ ſagte der Herzog.

Božebor ging bis zu dem Herzoge, und blieb ſtehen.

„Was begehreſt du?“ fragte der Herzog.

Božebor löſte ſein Schwert von dem Gürtel, reichte es gegen den Herzog, und ſprach: „Ich bringe dir mein Schwert, daß du es nehmeſt, hoher Herr, und mich ſtrafeſt, ſo du mich einer Strafe würdig erachteſt. Die mit mir gekommen ſind, laſſe an dem Kampfe für die Länder Antheil nehmen, und gib ihnen einen Führer, welcher ihnen gut iſt.“

„Božebor,“ ſagte der Herzog, „ich habe in der Hofburg von Prag geſprochen: Es hat ein jeder die Freiheit, zu reden, wie ſein Herz denkt, ich habe zu dir geſprochen: Handle nach deinem Sinne, bleibe, wo du willſt, bis dieſe Sache aus iſt, und dann komme zu mir, ich werde dir die Hand reichen. Du biſt da, und ich reiche dir die Hand. Befeſtige dein Schwert wieder an deinem Gürtel, und führe deine Männer; denn du biſt ihnen gut.“

Nach dieſen Worten reichte er Božebor die Hand.

Božebor nahm ſie, und ſprach nicht.

Dann ſagte der Herzog: „Führe deine Schaar in das Lager, und die Ordnung werde eingeleitet wie auf dem Wyſoka.“

Da rief Božebor: „Ich werde ſie herein führen, es wird ſein wie auf dem Wyſoka, und mehr.“

„Geprieſen ſei Wladiſlaw,“ rief Předbor mit lauter Stimme.

„Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren," riefen alle in der Verſammlung.

„Wir ſind alle Freunde," ſagte der Herzog, „und ich glaube, wir werden es bleiben."

„Immer, immer, immer," riefen die Männer.

„Und ſo trennen wir uns, und thue jeder, was er für nöthig erachtet," ſagte der Herzog.

Und die Verſammelten ſchickten ſich an, das Zelt zu verlaſſen. Die älteren Männer gingen zuerſt, und ihnen folgten die jüngeren.

Vor dem Gezelte grüßten ſich viele, und ſprachen noch mit einander. Mehrere gingen zu Božebor, und reichten ihm die Hand. Er befeſtigte das Schwert erſt jetzt an ſeinem Gürtel, und ging auf den Weg, ſeine Männer zu holen. Einige geleiteten ihn.

Witiko gab Weliſlaw, Odolen, Sezima, Jurik, dem Sohne Juriks, Zweſt, Ben, dem Sohne Bens, Zdeſlaw und Beneda den Gruß, den ſie brachten, zurück, und ging dann mit Rowno und Diet von Wettern und Oſel und Hermann von Attes und Wyhon von Prachatic gegen die Stelle, auf welcher die Waldleute gelagert waren.

Als er dort angekommen war, verkündete er ſeinen Männern, was der Herzog verfügt hatte.

„Das muß ſein," rief der Schmied von Plan.

„Das haben wir gemacht," rief Tom Johannes, der Fiedler.

„Das iſt recht", „das iſt gut," riefen die Männer.

„Wir werden zeigen, wie der Wald iſt," rief Sifrid von Milnet, der goldblonde Jüngling.

Gleich darauf kam auch der Bote des Herzogs, welcher die Meldung machte, daß Witiko der Führer der Krieger aus dem Walde ſei, welche ſich unter ihn geſtellt haben. Ein Herold des Herzogs brachte den Kriegern ein ſeidenes roſenrothes Banner.

Witiko ſagte ſeinen Männern, ſie ſollen das Lager abbrechen, und nach dem Platze ziehen, welchen ihnen der Herzog angewieſen hatte. Die Männer brachen das Lager ab, und zogen nach dem Platze. Das roſenrothe Banner wurde vor ihnen getragen. Auf dem Platze errichteten ſie ein neues Lager. Rowno und die andern Leute aus dem großen Walde nahmen auch ihre neuen Stellen ein.

Witiko theilte nun ſeine Krieger nach den Zeichen ab, die ſie hatten, und ſagte, ſie ſollen unter jedem Zeichen einen Mann wählen, daß er in dem Zeichen befehle. Sie vollbrachten die Wahl. Er befeſtigte jetzt noch mehr die Anordnung der Abtheilungen, und beſtimmte die leichtere Bewegung der Reiter und Schützen. Vor ſeinem Zelte wurde die rothe Fahne aufgerichtet.

An einem Tage zog der Herzog mit Männern der Kirche und Kriegsherren durch alle Lager. Sie kamen auch an die Stelle, an welcher hin die Krieger ausgebreitet waren, die den Weg von dem langen Walde, welcher der jungen Moldau entgegen ging, zu dieſer Stadt der Verſammlung gemacht hatten. Die Männer ſtanden nach ihren Ordnungen. Der Herzog ſah auf alle, und er ſprach mit Witiko und mit Rowno und mit Oſel, bei dem ſeine Knaben auf den Pferden waren, welche ihnen der Herzog geſchenkt hatte, und mit Diet von Wettern und mit Hermann von Attes und mit Witiſlaw von Hora und mit Wolf von Tuſch und mit Wernhard von Ottau und mit Wyhon von Prachatic und mit Wenzel von Winterberg und mit mehreren der untergeordneten Männer. Dann wendete er ſich mit ſeinem Geleite, und zog wieder durch die Lager zurück.

Des zweiten Tages darauf wehete die Fahne der Verſammlung auf dem Zelte des Herzogs. Die Führer gingen in das Zelt. Der Herzog ſprach: „Es ſind alle Sachen geordnet, welche geordnet werden mußten, und es ſind die Schaaren gekommen, welche kommen ſollten. Es werden heute noch die Zeichen gegeben werden, daß in dem nächſten Frühlichte der Zug beginne. Wir müſſen die Veſte Znaim hinweg nehmen. Die Feinde ziehen uns entgegen; aber wir werden doch des Weges dahin gehen. Die Ordnungen werden wir erfüllen, wie wir ſie berathen haben, und ich wünſche einem jeden Heil und Segen auf der Stelle, auf welcher er iſt.“

„Heil und Segen,“ riefen die Männer.

„Und wir werden Ordnung und Kriegszucht erfüllen,“ ſagte Bolemil.

„Wir werden ſie erfüllen,“ riefen die Männer.

„Und ſo ſagen wir uns Lebewohl, bis wir uns wieder auf einem andern Platze verſammeln,“ ſprach der Herzog.

„Lebe wohl,“ riefen die Männer, und zerſtreuten ſich, und gingen zu ihren Leuten.

Nach einer Stunde tönten die Zeichen, daß mit dem Anbruche des folgenden Morgens der Zug in Bewegung kommen ſolle, und die Zeichen pflanzten ſich durch alle Lager fort.

Und es begannen die Arbeiten zur Beſeitigung alles deſſen, was hindern könnte.

Und als das Licht nach der Frühlingsnacht wieder gegen die Erde dämmerte, ſtanden die tauſende der Männer auf ihren Füßen oder ſaßen auf ihren Pferden, und die Ordnungen waren eingerichtet, daß die Züge ſich entfalten konnten.

Witiko hatte ſein dichteres Lederkleid angelegt, und ſaß auf dem eiſengrauen Pferde. Er bildete die Stellung ſeiner Schaar, ließ zu der Meldung der Zeichen die Hörner der Ziegenböcke beſtehen, und zu dem Zuge die langen Pfeifen, wie ſie auf dem Wege zu dem Berge Wyſoka geweſen waren, und die Männer des Waldes gingen auf den Gefilden, die ihnen zugewieſen worden waren, dahin.

Weit ausgebreitet auf den Feldern und Wieſen und Weiden und in den Wäldern gingen auf allen Wegen und Pfaden die Züge Wladiſlaws dem Lande Mähren entgegen.

Auf dem Boden des Landes Mähren ſtanden die meiſten Banner der Feinde.

Witiko empfing die Nachrichten von Boten, die er ausgeſendet hatte, und ſendete wieder neue Boten aus, und eines Morgens ſahen die Männer die weißen Zeichen in den dunkeln Gefilden des Frühlings. Und wie die Sonne höher an dem Himmelsbogen ſtieg, waren die Zeichen vor den Schaaren Witiko's.

Witiko ließ die Männer antreten, wie er ſie gelehrt hatte.

Da kam ein Reiter von den Feinden mit einem Friedensfähnlein, und andere Reiter waren hinter ihm. Er verlangte zu dem Führer. Da er vor Witiko ſtand, ſprach er: „Ich will mit dir allein ſprechen.“

„Ich nicht mit dir,“ antwortete Witiko, „rede vor allen.“

„Männer,“ rief der Reiter, „der hocherlauchte Herzog Wratiſlaw, der uns führt, ſagt mit dem Auftrage Konrads, des Herzogs von Böhmen und Mähren, daß er euch Ehren und Rechte und Befugniſſe und Reichthümer geben wird, wenn ihr nach eurer Pflicht zu ſeinen Schaaren ſteht. Er wird die Krieger Wladiſlaws zurückwerfen, daß ſie des Weges gegen Znaim nicht gedenken können, und die widerſtehen, wird er vertilgen.“

„Mann,“ rief Witiko, „reite Augenblicks zurück. Wenn ein Mund bis auf die Zahl hundert hinauf gezählt hat, und dich eine Lanze oder ein Pfeil oder ein Bolzen noch erreicht, ſo wird er dich treffen.“

Der Mann zauderte. Es erhob ſich keine Stimme. Dann rief er: „Euer Blut über euch.“

Dann ritt er von dannen, und die Seinigen ſchloſſen ſich an.

Witiko ließ Jünglinge, welche Pferde gut zu leiten verſtanden, zu Bolemil reiten, der links von ihm in den Fluren war. Es ſtand ein kleiner Wald an der linken Seite Witiko's. Die Jünglinge ritten durch den Wald. Witiko ſchickte Männer in den Wald, daß ſie denſelben inne hätten. Dann ließ er die Reiter auf einer offenen Fläche, die zwiſchen ihm und Rowno war, bereit ſein. Die Schützen waren auf den Seiten.

Die Feinde gingen mit großem Geſchrei vorwärts. Die Männer Witiko's gaben keinen Laut von ſich. Da tönten die

Hörner der Ziegenböcke den einzelnen langen Ton des Streits. Die Männer ſenkten die Waldſchäfte in eine wagrechte Lage, und gingen vor. Sie drückten wie auf dem Wyſoka mit den ſchweren Stiefeln den Boden. Pfeile und Bolzen flogen gegen ſie. Sie gingen vor. Der Stoß an den Feind geſchah. Sie gingen langſamer vor. Schild und Schwert und Lanze und Speer und Hammer und Keule wurde gegen ſie verwendet. Sie gingen vor. Das grüne und weiße und rothe und blaue Zeichen, das Zeichen mit den Federn und Bändern, das weiße Banner der Männer von Plan mit der dunkelrothen Waldroſe, alle gingen gleichmäßig vor, und das große roſenrothe Seidenbanner war bei ihnen. Die Schaaren Rowno's und der andern gingen vor. Die Reiter waren an den Feinden, und Sifrid von Milnet war auf dem weißen Roſſe des alten Rober Peter bemerkbar. Die Schützen ſendeten Pfeile und Bolzen, wie ſie dieſelben auf Luchſe und Marder ſenden. Die Feinde erhoben ein größeres Geſchrei als früher, die Männer des Waldes antworteten nicht, der lange Ton des Streites erſcholl. Da erhob, als es ſtiller wurde, der Schmied von Plan die Stimme, und rief laut, daß Alles übertönt war: „Wir ſiegen.“

„Wir ſiegen,“ riefen die Männer mit lauten Stimmen.

Dann war es wieder ſtill. Die Feinde gingen ſchneller zurück, die Krieger des Waldes gingen ſchneller vorwärts, und dann löſeten ſich die Ordnungen der Feinde, ſie zerſtreuten ſich in Flucht, und es wurde ein freier Raum vor den Kriegern des Waldes. Dieſe fielen auf die Knie.

Einen Augenblick knieten ſie.

Dann erhoben ſie ſich. Witiko ritt vor ihrer Reihe hinab, und grüßte ſie ehrerbietig mit dem Schwerte.

Dann rief er: „Jetzt zur Verfolgung.“

Und die zwei Töne der Verfolgung erſchollen aus den Hörnern.

Links von dem Walde konnte man Schaaren Bolemils erkennen, und die Männer, die den Wald gehütet hatten, kamen nach vorwärts.

Die Krieger gingen zur Verfolgung, und alle die Reiter ſtrebten den Feinden nach.

Als man endlich von der Verfolgung abgeſtanden war, als man Verwundete und Todte beſorgt hatte, als die Zeit der Ruhe und Erquickung vorüber war, und als Witiko Boten an den Herzog abgeſendet hatte, gingen die Männer in der Richtung gegen die Veſte Znaim vorwärts.

Ende des zweiten Bandes.

Witiko.

Eine Erzählung

von

†

Adalbert Stifter.

Dritter Band.

Peſt.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

1867.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG
93-8-334
K
Mi I 16.2.93
l.u

Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

1.

In Amt und Gut.

Als an dem Tage, an welchem die Schaaren des Fürſten Wratiſlaw durch die Schäfte des Waldes zurückgedrängt worden waren, der Abend heran kam, erreichten die Männer des Waldes die Anhöhe, welche ihnen von dem Herzoge Wladiſlaw als Nachtlagerungsplatz beſtimmt worden war.

Sie breiteten ſich auf der Höhe aus, und ſuchten die Stellen, welche ſich zur Nachtruhe eigneten.

Witiko ließ Sifrid von Milnet zu ſich rufen, und ſagte zu ihm: „Sifrid, biſt du von dem Kampfe ſo ermattet, daß du in der heutigen Nacht nicht noch einen Dienſt thun könnteſt, und iſt dein Pferd noch im Stande, einen mäßigen Ritt von einigen Stunden zu ertragen?“

Sifrid antwortete: „Ich habe geſagt, daß meine Glieder ſind wie die eines andern Mannes, und daß ich thun will, was ich kann: und da nun der andere Mann den Dienſt thäte, ſo thue ich ihn auch, und oft haben wir den ganzen Tag gearbeitet, und in der Nacht getanzt. Und was das Pferd anlangt, ſo habe ich dir ja erzählt, Witiko, daß ich die

Pferde des alten Roder Peter warte, und ich warte ſie ſehr gut, und weiß, was ſie ertragen, und habe mir das beſte ausgeſucht, da ich fort geritten bin.“

„Alſo wirſt du reiten?“ fragte Witiko.

„Ich werde reiten,“ ſagte Sifrid.

„Alſo, höre. Haſt du dir Alles gemerkt, was heute in dem Kampfe geſchehen iſt?“ fragte Witiko.

„Ich habe es mir gemerkt,“ antwortete Sifrid.

„Wie heißt der Führer der Schaaren, die gegen uns gekommen ſind?“ fragte Witiko.

„Es iſt Wratiſlaw, der Herzog von Brünn, ein nichtsnutziger Vetter unſeres erlauchten Herzoges Wladiſlaw,“ antwortete Sifrid.

„Gut, und wie viele Stunden ſind wir ſeitwärts nach rechts in der Verfolgung gegangen, und wie viele wieder links zu unſerem Wege, und wohin ſind die meiſten der Feinde geritten, und wie heißt der Berg, auf dem wir jetzt ſtehen?“ ſagte Witiko.

„Wir ſind vielleicht drei Stunden gegen Sonnenuntergang hinter den Feinden her geweſen, und ſind dann vier oder fünf Stunden wieder in der Richtung gegen Sonnenaufgang gezogen, und die Feinde ſind zerſtreut gegen Sonnenuntergang geritten, und der Berg, auf dem wir ſtehen, heißt Branis,“ antwortete Sifrid.

„Es iſt, wie du ſagſt,“ entgegnete Witiko, „reite nun zu dem Herzoge, und berichte ihm das Alles genauer als meine erſten Boten konnten, und erzähle ihm, was du von dem Kampfe der Wahrheit nach weißt, ſage, daß ich dich ſende, und daß wir wenige Männer verloren haben. Ich werde dir noch vier Begleiter mitgeben. Stärket euch und die Pferde durch Nahrung und etwas Ruhe. Dann reitet zu Bolemil, Bolemil wird euch einen Boten zu dem nächſten Führer geben, dieſer gibt euch wieder einen, und ſo jeder, bis ihr zu dem Herzoge kommt. Zu Bolemil werde ich auch noch einen andern Boten ſchicken."

„Es wäre mir lieb, wenn ich ſelber meine Begleiter ausleſen dürfte," ſagte Sifrid, „ich kenne Genoſſen, die den Ritt gut vollbringen werden."

„So wähle ſie," entgegnete Witiko, „und wenn ihr bei dem Herzoge geweſen ſeid, dann reitet wieder an den Schaaren rechts herüber, und ſehet, daß ihr morgen wieder bei unſerem Zuge ſeid."

„Ich werde Alles genau thun, wie du geſagt haſt," antwortete Sifrid, „und meine Genoſſen werden in Jedem folgſam ſein."

„So gehe, und ſei an der Sache," ſprach Witiko.

Sifrid ging.

Als dieſes geſchehen war, ließ Witiko die Obmänner der Abtheilungen zu ſich rufen. Und ehe dieſe dem Rufe des Hornes von ihren Stellen her folgen konnten, wurde das große roſenrothe Banner vor Witiko aufgerichtet, und es wurde ein Gezelt für ihn zu Stande gebracht. Als die Obmänner vor dem Gezelte und vor dem roſenrothen Banner erſchienen waren, ſprach Witiko zu ihnen: „Ehrenvolle Männer! Wir ſind auf dem Boden der Feinde, und ſchon unter den Feinden, und es thut noth, daß wir alle Vorſicht üben, welche der Krieg gebietet. Wir werden zu allen Zeichen gehen, um ihre Anſtalten für die Nacht zu betrachten."

„Wir werden dir folgen," ſagte einer der Männer.

Witiko ging nun mit den Führern rechts von ſeinem Gezelte zu dem weißen Banner mit der dunkelrothen Waldroſe, welches die Fußgänger von Plan in den Boden geſteckt hatten. Er ſah den Lagerplatz der Männer an, und die Wachen, welche ſie ausgeſtellt hatten. Dann ging er wieder weiter rechts zu dem grünen Banner der Männer von der Mugrauer Haide, und betrachtete ihr Lager und ihre Wachen. Dann ging er zu dem weißen Banner der Männer von dem ſchwarzen Bache, dann zu dem blauen Banner der Männer von der unteren Moldau, dann zu dem weißen Kreuze der Männer vom Rathſchlage, dann zu der Stange, auf welche die Männer vom Eckſchlage Geierfedern gebunden hatten, und überall betrachtete er die Lagerung und die Wachen. Dann ging er wieder zurück bis zu ſeinem Gezelte, und ging von demſelben links zu dem weißen Banner mit der dunkelrothen Waldroſe, welches die Männer von dem Wangetſchlage hatten, und dann weiter links zu dem roſenrothen Banner der Männer von Friedberg, und dann zu dem rothen Kreuze der Männer von der Steinleithe, und dann zu dem gelben Fähnlein der Männer von der Friedau, und dann zu der Stange mit dem grünen Kranze der Männer des neuen Kirchenſchlages, und dann zu der Stange mit den himmelblauen Bändern der Männer der Waldmoldau, des Heurafels und der Stift, welche Bänder die vom ſchwarzen Bache unter ihrem weißen Banner abgelöſt, und ihnen gegeben hatten.

An allen dieſen Stellen betrachtete Witiko auch die Lagerungen und die Wachen, und ſah, daß die Sachen recht waren. Dann ging er zu den Reitern, und ſah auf ihre und ihrer Pferde Nachtſtellen und auf die Wachen. Und auch dieſe Dinge waren geordnet.

Als dieſer Umgang vollendet war, entließ er die Führer.

Dann ſammelte er ein Geleite, in welchem ſich auch ſeine Befehlsträger Auguſtin, Urban und Mathias befanden, und ging mit dieſem Geleite zu den Männern von Plan, und hieß die Männer ſich ordnen, und blieb vor ihrem Banner ſtehen. Da die Männer geordnet waren, ſprach er: „Stephan, ſie haben dich zu ihrem Obmanne gewählt, du haſt heute Zucht und Feſtigkeit gewahret, und die Männer haben gezeigt, daß ſie auf dem Wyſoka geweſen ſind, und auf den Zinnen von Prag, und daß ſie der Kriegsfelder immer mächtiger werden. Es gebührt ihnen Ehre und Dank. Und wenn die rothe Roſe in ſolcher Blüthe wie heute bleibt, ſo wird ſie ein Zeichen der hohen Achtung der Geſchlechter werden. Haltet gute Nachtruhe, Männer, und gedenkt meiner, wie ich eurer.“

„Gute Nacht, Witiko,“ rief der Schmied, „wir gedenken deiner.“

Dann ging Witiko zu den Männern der Mugrauer Haide, und ſprach: „Wolfgang, du haſt die Männer im Streite gut geführt, und ſie haben die Führung gelohnt. Das grüne Banner iſt hinter keinem geblieben. Habet Dank und gute Nacht, ihr lieben Leute.“

„Gute Nacht, Witiko,“ riefen die Männer.

Dann ging er zu denen vom ſchwarzen Bache, und ſagte:

„Simon, dir und den Deinigen gebühret Lob und Dank, und wenn euer Banner immer ſo leuchtet, ſo wird es eine Sonne der Ehre. Genießet eine gute Nachtruhe, ihr geliebten Männer."

„Gute Nachtruhe, Witiko," riefen die Leute.

Und hierauf ging Witiko zu den Männern der unteren Moldau, und ſagte: „Veit, du haſt mit deinen Leuten eifrig gekämpft, und ihr verdienet Dank und Erkennung. Ruhet in der Nacht wohl aus von den Mühen des Tages."

„Ruhe auch wohl. Witiko," ſagte Veit, „du bedarfſt der Ruhe am meiſten."

„Sie wird kommen, wenn die Zeit iſt," antwortete Witiko.

Dann ging er zu den Männern vom Rathſchlage, und ſprach: „Gregor, ſie haben recht an dir gewählt, du biſt ſtandhaft und ſtark mit ihnen geweſen. Habet Alle einen großen Dank und eine gute Nacht."

„Gute Nacht, Witiko," ſagte Gregor, und „gute Nacht" riefen noch mehrere Männer.

Darnach ging er weiter zu denen vom Eckſchlage, und ſagte: „Michael, du biſt mit den Deinigen ſtreitbar geweſen wie der Vogel, von dem ihr euer Zeichen genommen habt. Und wenn auch nur eine Feder auf eurer Stange bleibt, ſo wird ſie ſein wie der Stab eines Herzogs, und die Fürſten und die Herren werden euch darum beneiden. Habet eine ruhige Nacht, ihr lieben feſten Leute."

„Habe eine gute Nacht, Witiko," ſagte Michael, „und gedenke unſer."

„Ich gedenke euer,“ ſprach Witiko.

Nachdem er dieſes geſprochen hatte, ging er wieder an allen Leuten zurück zu ſeinem Gezelte, und von demſelben links zu den Männern aus dem Wangetſchlage. Er ſprach zu ihnen: „Johannes, wenn auch ſchon eine Zahl von Jahren über dein Haupt gegangen iſt, ſo ſind doch die Wangen desſelben noch roth, wie weiß die Haare ſein mögen, und die haben wohl gethan, die dich zu ihrem Obmanne gewählt haben. Liebe Heimathgenoſſen, da ihr die rothe Waldroſe in euer weißes Banner geſetzt habt, weil ich eine rothe Waldroſe auf dem weißen Schilde in dem Streite des Wyſoka getragen habe, und weil Huldrik geſagt hat, daß meine Vorfahren Roſen von Rom gebracht haben, ſo iſt mir dieſes ein liebes Zeichen, und ich habe das Zeichen der kleinen Schaar geſehen, als wir von den Feinden angegriffen worden ſind, und ich habe geſehen, wie das Zeichen ruhig gegen die Feinde ging, als wäre eure kleine Schaar eine große. Nehmet dafür den Dank und die Ehre, und möge die Roſe Allen Gutes bringen, die in unſerer Heimath wohnen.“

„Witiko,“ ſagte Johannes, „du wirſt die Roſe zu uns bringen, und durch dich und deine Nachkommen wird ſie Gutes in dem ganzen Walde verbreiten.“

„Wenn Nachkommen auf mich folgen,“ entgegnete Witiko, „und wenn ſie die Heimathgenoſſen ſo lieben wie ich, ſo werden Nachkommen und Heimathgenoſſen in trauter Verbindung mit einander fort und fort in die Zeiten leben.“

„Sie werden in dieſer Verbindung leben,“ ſagte Johannes, „ſie werden.“

„Und ſo pflegt heute eines zufriedenen Schlummers," ſprach Witiko.

„Du auch," antwortete Johannes.

Darnach ging Witiko zu den Leuten von Friedberg, und ſagte: „Oswald, euer Banner hat die roſenrothe Farbe der Herzogsbanner, und iſt im Streite geweſen wie die Banner des Herzogs. Lob und Vergeltung wird kommen. Ruhet heiter nach der Arbeit."

„Ruhe heiter, Witiko," riefen mehrere Männer.

Dann ging er zu denen der Steinleithe, und ſprach: „Liebhart, ihr ſeid die wenigſten geweſen; aber wie das Kreuz von den Höhen der Länder in die Ebenen herrſcht, ſo iſt euer Kreuz in den Feinden ſichtbar geweſen. Habet Preis und Dank und eine friedliche Nacht."

„Gute Nacht, Witiko," ſagte Liebhart.

Dann ging Witiko zu den Männern der Friedau, und ſagte: „Peter, ihr habt ſehr wenig Hütten; aber ihr habt die Männer aus dem tiefen Walde heraus gezogen, und ſeid eine große Zahl geworden, und ſeid im Kampfe verläßlich geweſen wie die harten Stämme des Waldes. Habet eine gute erfriſchende Nacht."

„Du auch," riefen mehrere Männer, „gute erfriſchende Nacht."

Dann ging er zu denen des Kirchenſchlages, und ſprach: „Dietrich, euer Kranz iſt aus grünen Wollbändern gewunden, ihr habt ihn hoch gehalten, und wenn er ſo hoch in allen Streiten bleibt, ſo wird er nicht wie aus Sammet und Seide ſein, ſondern wie das Grün der köſtlichſten Gewächſe, die nie erbleichen und welken. Habet Dank und eine erquickende Nacht."

„Gute Nacht, Witiko," ſagte Dietrich.

Dann ging Witiko zu den Männern der Waldmoldau, des Heuraſels und der Stift, und ſagte: „Thomas, ihr ſeid die Letzten an dem Saume des Landes gegen Baiern hin; aber ihr ſeid nicht die Letzten im Kampfe geweſen, und werdet es nie ſein. Nehmet Lob, und ſtärkt eure Glieder in fröhlichem Schlummer."

„Du auch in fröhlichem Schlummer," riefen mehrere Männer.

Als Witiko bei allen dieſen Schaaren geweſen war, ging er zu dem Platze der Reiter. Er blieb vor der Lanze Philipp, des Steigers, ſtehen, die in dem Boden ſtack, und daran das weiße Fähnlein mit der dunkelrothen Waldroſe hing. Als ſich die Männer nach ſeinem Wunſche vor ihm geſammelt hatten, ſprach er: „Wenhart, du liebwerther alter Mann, der du in den Kriegen des Herzoges Swatopluk mit Bořiwoy geweſen biſt, in den Kriegen Wladiſlaws, des Vaters unſeres erlauchten Herzoges, mit Bořiwoy, der du in dem Kampfe auf dem Berge Wyſoka geweſen biſt, und der du geſagt haſt, daß ihr in den Kriegen das Zuſammenſtehen gelernt habt, wie es richtig iſt: dich haben die Reiter zu ihrem Führer gewählt, wenn du auch alt biſt, wenn du auch von den wenigen kleinen Hütten der Friedau ſtammſt, und wenn auch die größte Zahl der Reitenden aus Plan und der Umgebung von Plan iſt. Und du haſt es dargethan, daß die Wahl recht war. Auf dem Zuge iſt die Ordnung und Zucht der Reiter immer beſſer geworden, und in dem Kampfe des heutigen Tages ſind ſie geweſen wie ein einzelner kriegeriſcher unbezwinglicher Mann. So der Jüngling mit ſeinem ſchlanken Leibe auf dem Roſſe, ſo der Mann in ſeiner Stärke, ſo der Greis mit ſeinen weißen Haaren, wie mehrere unter euch reiten. Es ziemt ſich, Lob und Ehre über die Schaar zu ſprechen. Und wenn kein fernerer Kampf ſchlechter wird als der heutige, ſo werden die Reiter des Waldes mit ihren kleinen Pferden, wie du auf einem ſchwarzgrauen reiteſt, Wenhart, und wie der Richter von der Mugrauer Haide auf einem braunen reitet, und wie der Richter von den Steinleithenhäuſern auch auf einem braunen reitet, unter denjenigen ſein, die in allen Theilen des Landes werden genannt werden."

„Es wird kein Kampf ſchlechter ſein," rief ein Mann, der neben der Lanze Philipps, des Steigers, ſtand.

„Ich glaube es," ſagte Witiko, „und ich habe dich im Streite ſchon geſehen auf deinem ſtruppigen ziegelfarbigen Pferde, du Rufer."

Darauf fuhr er fort: „Und wenn es ſo iſt, ſo wirſt du mithelfen, Wenhart, daß die Drangſale des Krieges nicht über unſer Waldland kommen, von denen du uns in dem Schenkhauſe der unteren Moldau erzählt haſt."

„Wenn Gott und die Heiligen nicht dagegen ſind," antwortete Wenhart, „ſo werden wir Alle getreulich helfen, daß ſie nicht kommen."

„Wir werden helfen," riefen mehrere Männer.

„Und du haſt gewiß auch geholfen, Wenhart," ſagte Witiko, „daß aus dem großen ſchönen Walde, der von den

Friedauer Hütten gerade hinan ſteigt, bis zu der Stelle des heiligen Apoſtels Thomas, und der links von den Friedauer Hütten gegen den Heuraſel und gegen die Stift geht, und der rechts von den Friedauer Hütten ſehr weit fortgeht über die untere Moldau, über die Glöckelberge, bis zu dem Hochſichte, ſo viele Männer zu euch gekommen ſind, daß die kleine Zahl der Friedauer eine große geworden iſt."

„Da haben viele zuſammen geholfen," ſagte Wenhart, „die als Jäger, als Holzknechte, als Köhler, als Pechſammler, als Kräuterſucher, als Bienenväter in dem Walde ſind. Und nicht blos aus denjenigen Wäldern ſtammen ſie, die du genannt haſt, ſie ſind auch aus dem Schönwalde, aus dem Geſenke und aus dem Walde, der von dem heiligen Apoſtel Thomas gegen Baiern hinabſteigt, und aus der reichen Au gekommen. Florian, der alte Mann, der dich einmal von Baiern herein geführt hat, iſt unter ihnen."

„Das habe ich nicht gewußt," ſagte Witiko, „ich muß einmal zu ihm gehen. Und ſo hält der Wald zuſammen, daß durch Viele der Feind von ihm abgewendet werde, wie du geſagt haſt, und daß die Vielen gegen den Feind ſind wie gegen die Wölfe. Wo iſt denn der andere Wenhart, der vom Dürrwalde? Ich habe ihn unter den Fußgängern nicht geſehen."

„Er iſt auch nicht unter den Reitern," ſagte Max Albrecht von Plan, „wie er nach dem Streite auf dem Berge Wyſoka Männer aufgewiegelt hatte, daß ſie nach Hauſe gingen, weil ſie nichts mehr gewinnen könnten, ſo iſt er jetzt gar nicht mitgegangen, weil ihm das Spiel zu theuer ſchien für gehofften Gewinn."

„Er fahre wohl," ſprach Witiko. „Und nun, ihr Männer, gönnt euch und euern Thieren Erquickung und Ruhe. Ich ſehe euch im Frühlichte wieder, und ſage jetzt gute Nacht."

„Gute Nacht, Witiko, gute Nacht, gute Nacht," riefen mehrere.

Witiko ging nun mit ſeinem Geleite zu ſeinem Gezelte.

Als er dort angekommen war, dämmerte das Land ſchon im tiefen Abende, und er ſah links von ſich weit zurück die Lichter an dem Platze, wo die Leute Bolemils lagern mußten, und weiter zurück ſah er noch Lichter in ſehr mattem Schimmer.

Vor ſeinem Gezelte harrten Boten von Rowno und von den andern Führern.

Witiko entließ ſein Geleite, ließ die Boten in ſein Gezelt kommen, hörte ſie an, und fertigte ſie dann ab.

Hierauf ging er wieder aus ſeinem Gezelte, und ging zu Rowno. Mit Rowno ſprach er durch längere Zeit.

Dann ging er zu den andern, und ſprach mit ihnen auch.

Dann ging er wieder zu ſeinem Gezelte zurück, und von demſelben ging er, und ſah, wie die Pferde gepflegt würden, und ordnete noch Manches an.

Als dieſes Alles geſchehen war, ging er in das Gezelt, ſetzte ſich zu dem Tiſche, und aß von den Speiſen, die ihm Jakob als heutiges Abendmahl brachte, und trank von dem Weine, der auf dem Tiſche ſtand.

Dann legte er ſich zur Ruhe.

Er hörte die ordnungsmäßigen Rufe der Wachen in dem Lager.

Zu einer Zeit der Nacht erhob er ſich, ging vor das Gezelt, und nahm von den Männern, welche ſich an demſelben befanden, drei, und ging mit ihnen durch das ganze Lager. Er fand Alles in dem Stande, wie er es angeordnet hatte.

Dieſes that er nach Mitternacht noch einmal.

Im ſchwachen Morgenlichte ſtand er auf, und da die Leute ihr Morgenmahl verzehrt hatten, gab er den Befehl, daß die Zeichen zu der Aufſtellung der Männer tönten. Die Zeichen tönten, und die Männer bewirkten ihre Sammlung und Stellung.

Als dieſes vollbracht war, beſtieg Witiko ſein Pferd, ritt vor ſie und ſprach: „Männer und Kriegesbrüder, ich habe geſtern das Recht der Ehre über den geweſenen Kampf vor jeder Abtheilung ausgeſprochen. Ich ſpreche es heute vor euch allen Verſammelten gebührend aus. Ihr habt gethan, was ſich geziemt, und was in euern Herzen war. Den Lohn des Herzens habt ihr euch gegeben, den Lohn der Ehre und des Gutes werdet ihr erhalten. Ich habe geſtern Boten an den erlauchten Herzog Wladiſlaw geſendet, welche ihm Alles melden ſollen. Und wenn ich wieder das Angeſicht des hohen Herzoges ſehe, und wenn Raum zum Sprechen iſt, ſo werde ich ihm erzählen, wie ſich der Kampf in jedem Stücke begeben hat, und er wird das Nöthige verfügen. Nun iſt es aber an uns, den Zug weiter fortzuſetzen. Wir werden an den Zeichen der Abtheilungen, die uns zunächſt gelagert haben, Weiſungen ſehen. Der Zug muß in dem Lande der Feinde, wo überall ihre Schaaren ſein können, vorſichtiger geſchehen als bisher. Enthaltet euch von lediglicher Grauſamkeit, die Kinder dieſes Landes ſind wie die Kinder des Landes Böhmen, und der erhabene Herzog Wladiſlaw iſt der Herzog des Landes Böhmen und des Landes Mähren. Achtet, wenn es nicht der Krieg bedarf, der Habe der Bewohner, wie es euch auch ſchmerzen würde, wenn Brüderſchaaren kämen, das Eurige dahin zu nehmen. Was die Feinde im Kampfe und nach dem Siege laſſen müſſen, deſſen wird jeder ſeinen Theil erhalten. Was einer in dem Einzelkampfe dem Feinde nimmt, behalte er, und wahre ſich's zum Denkmal, oder wende es zur Noth der Seinen. Ich wiederhole nun als Beſtellter des Herzoges den Dank für den geſtrigen Kampf noch einmal, und jetzt gebt das Zeichen zur Zugsbereitſchaft."

Ein Fahnenzeichen wurde vor dem Gezelte Witiko's gemacht, und ſofort erſcholl der Ton der Zugsbereitſchaft aus Beit Gregors großem Horne, und die kleinen Hörner wiederholten ihn.

Die Männer löſeten ihre Stellung auf, und ſuchten ſich zum Zuge zu rüſten.

Die Arbeiter brachten die Gezeltſtücke und die Lagerſtücke zu den Säumern, mancher der Männer ſtrebte noch, das eine oder das andere Beuteding, welches von dem geweſenen Kampfe herrührte, bei dem Gepäcke ſicher zu bergen, und in kurzer Friſt waren Alle zu dem Zuge gerichtet.

Witiko hielt auf ſeinem Pferde vor ihnen. Da kamen noch Boten von Rowno und den andern. Witiko hörte ſie und ſendete ſie wieder zurück. Es kamen auch Boten von Bolemil.

Als ſie abgefertigt waren, blickte er zu ſeiner Linken in die Gefilde, er blickte lange dorthin, wo noch Schaaren des Herzogs ſein mußten.

Hierauf befahl er, zu ziehen.

Der Ton des Zuges erſcholl aus dem Horne und ward weiter gegeben.

Und unter den Klängen der langen Pfeifen ſchritten die Männer vorwärts, und mit Pfeifen und Heerpauken ſtrebten die Reiter ihres Weges dahin. Der Troß folgte.

Nach drei Stunden war eine kurze Vormittagsruhe, und wieder nach drei Stunden kam die Ruhe des Mittages. Die Männer und die Frauen, welche mitgekommen waren, machten Feuer, und bereiteten Speiſen, und man richtete die Getränke zurecht. Den Pferden wurde Nahrung und Trank gereicht.

Da ſie noch ruheten, ſahen ſie großen Rauch vor ſich in dem Lande emporſteigen.

Witiko ſendete ſogleich Kundſchafter in der Richtung dahin.

Dann ließ er die Männer ſich ſo lagern, daß ſie ſchnell in Kampfbereitſchaft ſein konnten.

Ehe ſeine Boten aber einen großen Weg zurückgelegt hatten, kamen Wakul, der Sohn des Buš, und Ferin, der Sohn Ferins, die zu den Kundſchaftern Witiko's gehörten, und ſagten, daß der Ort Jamnic brenne, und daß Männer des Herzogs, welche aus den Gebirgen gegen Polen ſtammen, als Vorhut ſeitwärts geſtreift und das Feuer angezündet haben, und daß ſie den Einwohnern jede Habe genommen haben, die man wegtragen konnte.

Die Männer in dem Lager ſahen jetzt auch noch an anderen Stellen Rauch aufſteigen, wo vielleicht Krieger des Herzoges waren.

Die Witiko ausgeſendet hatte, kamen zurück, und ſagten, das Nämliche, was Ferin und Wakul geſagt hatten.

Witiko ließ, da die feſtgeſetzte Zeit zu der Mittagsruhe aus war, die Männer wieder zu dem Zuge ſich ſammeln.

Und der Zug ging in der Ordnung, wie ihn Witiko eingerichtet hatte, weiter.

Auf den Fluren fand er jetzt keinen Menſchen mehr, auch war beinahe kein Thier zu erblicken. Raben, Dohlen, Krähen und derlei Gevögel waren in der Nähe der Schaaren, als zögen ſie mit. Wo ſie Häuſer trafen, waren ihre Thore und Thüren offen, und ihre Gelaſſe erbrochen. Selbſt die Kirchenthore waren eingeſchlagen, und Geräthe des Gottesdienſtes aus den Heiligthümern entwendet. Das Gras der Wieſen und die emporſtrebenden Winterſaaten waren verwüſtet, und was man hatte erraffen können, war zu Pferdefutter und zu Futter der Ochſen verwendet, die bei dem Heere waren.

Am ſpäten Nachmittage kamen die Männer Witiko's nach dem Orte Jamnic. An vielen Stellen brannte das Feuer noch. Wo keines brannte, war es erſtorben, weil alle brennbaren Stoffe verzehrt waren; denn zum Löſchen waren keine Arme vorhanden geweſen. Die Mauern ſtanden geſchwärzt aufrecht, oder waren zum Theile geſtürzt, durch die Fenſterhöhlen ſah man in leere Räume, und die Schornſteine ragten hoch aus dem Getrümmer empor. Es waren keine lebenden Geſchöpfe zugegen.

Witiko ließ ſeine Leute theils durch die Brandſtätte, theils um dieſelbe gehen. Die Männer ſchauten mit ſehr ernſten Geſichtszügen auf die Dinge, und die Weiber klagten laut, daß man Alles weggenommen habe.

Von dieſer Stelle bewegte ſich der Zug Witiko's weiter gegen rechts, und gelangte in Fluren, durch welche noch keine Krieger gezogen waren. Man hatte den ganzen Tag keinen Feind geſehen.

Als Nachtlagerplatz war die Stelle beſtimmt, wo die Häuſer von Petrein ſtanden. Es waren auch zwei große Burgen in der Nähe. Die Männer Witiko's ordneten den Lagerplatz, wie es in Feindesland eingeführt worden war. Als die Häuſer und die Burgen durchſucht waren, ſendete Witiko Abtheilungen von Kriegern in dieſelben, daß ſie, was an Nahrungsmitteln, an Futter für die Thiere und an Zugesbedarf vorhanden wäre, nähmen, damit ein Theil heute noch gebraucht, ein anderer Theil für den weiteren Gebrauch mit dem Zuge fortgeſchafft würde. Die Krieger brachten auf Wägen weniges Getreide, Mehl, Eier, Brod, einiges geräuchertes Schweinfleiſch, Bier, Wein, Heu und Stroh. Sie ſagten, daß die Häuſer und Burgen offen ſtehen, und daß ſie nur den Reſt bringen, den die Fliehenden nicht mehr haben bewältigen können. Es habe keiner der Männer etwas für ſich genommen, wie Witiko eingeſchärft habe. Es ſei auch faſt nichts geweſen, was man hätte nehmen können. In der Nacht aber gingen Leute des Troſſes doch noch in die Streife, und brachten Hühner und anderes Geflügel nebſt Lappen für ihren Leib in das Lager.

Witiko ließ die Nachtruhe halten wie in der vergangenen Nacht. Er unterſuchte wieder mehrere Male das Lager.

Am Himmel ſah man, als es finſter geworden war, Röthen von großen Feuern.

Als ſich der Morgenhimmel lichtete, ſtand Witiko vor ſeinem Gezelte, und ſchaute in die Gegend hinaus, ſo weit man ſchon irgend etwas erblicken konnte.

Nach einer Zeit ſagte er zu dem Knechte Jakob: „Gehe zu denen aus der Friedau, und frage nach dem alten Florian, der im Walde an der reichen Au hauſet, die im Mittage von der Waldſtelle des heiligen Apoſtels Thomas liegt.“

„Ich kenne den Mann,“ ſagte Jakob, „Huldrik hat uns erzählt, daß er euch durch den Wald aus Baiern herein geführt hat, zu jener Friſt, da ihr nicht in dem Wangetſchlage geweſen ſeid.“

„Es iſt dieſer Mann,“ ſprach Witiko, „führe ihn zu mir.“

„Ich werde es thun,“ ſagte Jakob.

Darauf entfernte er ſich, und kam in kurzer Zeit mit Florian zurück.

Witiko war noch vor dem Gezelte. Er ſprach zu Florian: „Komme mit mir in meine Wohnung.“

Als ſie in dem Gezelte waren, ſagte Witiko: „Setze dich auf dieſen Stuhl, Florian.“

Florian that es. Witiko ſetzte ſich auf einen andern Stuhl, und ſprach: „Sei mir von meinem Herzen gegrüßt, Florian. Ich habe dich ſelber bei deinen Mitſtreitern beſuchen wollen; aber weil Boten und Nachrichten kommen können, mußte ich bei dem Gezelte bleiben.“

„Ich bin recht gerne zu dir gegangen, Witiko," ſagte Florian.

„Und du biſt auch in deinem Alter noch in den Krieg gegangen," ſprach Witiko.

„Sie haben erzählt, wie du in der unteren Moldau geweſen biſt," antwortete Florian, „und geſagt haſt, was von den Feinden und von einem Herrn, der in die Wälder kommen wird, zu fürchten iſt, und da habe ich geſagt: Wir im Mittage von dem heiligen Thomas haben auch wie die andern Waldleute nur den Herzog zum Herrn, und ich habe Witiko vor Jahren, da er ſchier noch ein Knabe war, durch unſern Wald und durch die Wälder an den Moldaufällen und durch die krumme Au bis in das ebene Land hinein geführt, und wenn manche Waldleute dem alten Wenhart von der Friedau folgen, ſo ſollen wir auch nicht zurückbleiben, und mit den Friedauern ſein, und manche ſind gegangen, und ich bin mit gegangen."

„Ich gedenke es dir noch mit Dankbarkeit," ſagte Witiko, „wie du im Einvernehmen mit deinem Sippen, dem Köhler Mathias, der unter dem breiten Berge wohnt, und in deſſen Hütte ich geſchlafen habe, mir gutes Geleite aus Baiern in das Land Böhmen gegeben haſt. Es iſt ein ſchöner Wald, in dem du wohnſt, und auf deſſen Schneide die Säule des heiligen Apoſtels Thomas geſtanden iſt."

„Er iſt der ſchönſte weit und breit," ſprach Florian.

„Es mag wohl ſo ſein," antwortete Witiko, „und du haſt Männer aus dem ſchönen Walde gebracht, und biſt ſelber mit ihnen gekommen, der Sache des Herzoges zu helfen. Ich habe es geſtern gehört, und habe Freude darüber gehabt, und wollte mit dir ſprechen.“

„Und wir haben Freude darüber, daß du uns führſt,“ ſagte Florian, „du biſt nicht herriſch, und meinſt es gut.“

„Jetzt nimm einen Morgenwein und ein Stückchen Morgenbrod mit mir,“ ſprach Witiko.

„Das werde ich gerne thun, wenn du es willſt,“ ſagte Florian.

Witiko ließ aus ſeinem Vorrathe etwas Wein bringen, dann Brod und zwei Schnitten kalten Bratens.

Er theilte das Gebrachte mit Florian.

Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſagte Witiko: „Jetzt gehe zu den Männern von der Friedau, und bringe ihnen meinen Gruß, und ſage ihnen, wir wollen recht getreulich zu einander halten, und wenn Alles aus iſt, an den Ufern der Waldmoldau von den Dingen ſprechen.“

„Ja, das werden wir thun,“ ſagte Florian, „und wir werden ſprechen.“

Witiko geleitete ſeinen Gaſt aus dem Gezelte, reichte ihm die Hand, verabſchiedete ſich, und der alte Mann ſchlug ſeinen Weg zu denen von der Friedau ein.

Der Tagesſchein war nun völlig klar geworden, die Morgenarbeiten des Lagers waren im Gange, und Krieger aller Arten gingen bei Witiko in Feldthätigkeit ab und zu.

Als dieſes geſchah, kam Sifrid von Milnet mit ſeinen Gefährten gegen das Gezelt Witiko's. Mit ihnen ritten mehrere Reiſige des Herzogs. Zwei von den Reitern trugen jeder ein großes rothſeidenes Banner.

„Seid ihr zurück," rief Witiko, „und haſt du mit dem Herzoge geſprochen, Sifrid?"

„Ja, mit dem hocherhabenen Herzoge und mit Biſchöfen und mit alten Führern und mit dem Bruder des Herzoges, der Prag vertheidigt hat, und mit dem andern Bruder, und noch mit andern, Weliſlaw grüßt dich, und ich bringe den Dank des Herzogs," ſagte Sifrid.

„Seid ihr in der Nacht geritten?" fragte Witiko.

„Nicht in der ganzen Nacht, aber gegen den Morgen lange," ſagte Sifrid.

„So erquicket euch, und ſorget, daß die Thiere Pflege bekommen," ſprach Witiko. „Ihr könnt von den Speiſen und Getränken, die ich ſchaffen werde, vor dem Zelte genießen, und rückwärts ſind Stände für Pferde, und meine Knechte werden das Nothwendige liefern. Die Botſchaft von dem hohen Herzoge wirſt du vor allen Männern verkündigen, Sifrid."

„Soll ich ſie dir nicht zuerſt allein ſagen?" fragte Sifrid.

„Nein, du ſollſt Alles, was du von dem Herzoge und von andern weißt, vor allen ſagen," entgegnete Witiko.

„Wenn es dir ſo genehm iſt, werde ich es thun," antwortete Sifrid.

„So ſteigt von den Pferden, und verfahret, wie ich geſagt habe," entgegnete Witiko.

Die Männer ſtiegen von den Pferden. Krieger, die vor dem Gezelte waren, ſtanden ihnen bei, die Anordnungen Witiko's auszuführen.

Witiko hieß ſeine Leute Speiſe und Trank für die Angekommenen herbei bringen, und ſeine Knechte das Nothwendige für die Pferde in Bereitſchaft ſetzen. Dann ließ er die Zeichen für die Aufſtellung der Männer geben.

Als nicht nur Sifrid, und die mit ihm gekommen waren, ſondern auch alle, die ſich in dem Lager befanden, ihr Morgenmahl verzehrt, und ſich dann aufgeſtellt hatten, führte Witiko Sifrid und die Reiter des Herzogs vor ſie, und ſprach: „Männer, Krieger, Freunde, höret, und was jeder hört, ſage er weiter ſeinen Nebenmännern, und die wieder weiter, daß Alle wiſſen, was geſprochen worden iſt. Sifrid von Milnet, den ich mit der Botſchaft des geweſenen Kampfes zu dem erlauchten Herzoge geſchickt habe, iſt zurückgekehrt, und bringt die Antwort des Herzoges. Sifrid, rede.“

Sifrid ſtellte ſich vor die Männer, und ſprach: „Kampfesbrüder und Feldgeſellen, unſer Obmann Witiko hat zu mir geſagt: reite zu dem hohen Herzoge, und erzähle ihm Alles, was du von dem Kampfe jetzt geſagt haſt; denn er hat mich vorher gefragt, und was du der Wahrheit nach noch weißt, und ſage, daß ich dich ſende, und daß wir nur wenige Männer verloren haben. Ich ritt mit vier Freunden zu dem Herzoge. Ehe die Morgenzeichen gegeben waren, ſtanden wir bei dem großen rothen Banner vor ſeinem Gezelte. Und als ich geſagt hatte, was ich wolle, und als es ihm gemeldet worden war, ließ er Männer in ſein Gezelte kommen, und ließ uns dann vor ſie hinſtellen. Es war ſein Bruder da, der erlauchte Diepold, dann ſein anderer Bruder, der erlauchte Heinrich, es war der Biſchof von Prag da, es war der Biſchof von Olmüz da, welcher erſt gekommen war, es war der Zupan Lubomir da, es war Diwiš da, es war der Abt von Kladrau da, und der Abt von Wilimow, und der Kanzler Gervaſius, und ein Prieſter, den ſie Daniel hießen, und es war der Zupan, der Zupan, ich habe die Namen vergeſſen, ein guter junger Mann, Weliſlaw, der ein Freund Witiko's iſt, hat ſie mir alle gezeigt, da die Sache aus war, und hat geſagt, er laſſe Witiko aus dem Gemüthsgrunde grüßen. Und der hohe Herzog hat geſagt: Junger Bote, rede. Und ich habe dann geredet: die Feinde ſind vor uns gekommen, und einer hat geſagt, wir werden großen Lohn bekommen, wenn wir zu dem unrechten Herzoge Konrad halten wollen, der Herzog Wratiſlaw von Brünn ſende ihn, und der Herzog Wratiſlaw bürge für ſeine Worte, und wenn wir uns nicht fügen, werden wir alle vertilgt werden. Und unſer Obmann Witiko hat den Boten fortgejagt, und hat uns zu dem Kampfe geführt, und hat angeordnet, wie Alles geſchehen müſſe, und hat im Kampfe gerufen, und hat ſeine Rufe durch die Boten überall hin geſchickt, und hat es ſehr gut gemacht."

„Erzähle, was du von den Männern geſagt haſt, nicht mir, ich habe dir nichts davon aufgetragen," unterbrach ihn Witiko.

„Du haſt geſagt: Erzähle, was du von dem Kampfe der Wahrheit nach weißt," ſprach Sifrid, „und das iſt die Wahrheit."

„Es iſt die Wahrheit," rief ein Mann, „Witiko hat gut geordnet."

„Witiko hat gut geordnet," riefen zahlreiche Stimmen.

„Männer," rief Witiko, „laßt den Boten reden, unſere Zeit iſt kurz. Rede weiter, Sifrid."

Sifrid ſprach weiter: „Witiko hat es ſehr gut gemacht. Wir gingen, da die Hörner der Ziegenböcke erſchallten, immer vorwärts, wie es ſein muß. Der Herzog Wratiſlaw hat ſelber die Schaaren gegen uns angeführt, die Reiter drängten auch vorwärts, und die Bogenſchützen, und alle, wir hätten eher gewollt, daß der Boden, auf dem wir ſtanden, mit uns in den Abgrund ſtürze, als daß wir den Feinden einen Grashalm gelaſſen hätten, und ſie wankten, und ſie wurden locker, und flohen auseinander. Und da vor uns ein Raum geworden war, fielen die Männer auf die Knie, und dankten Gott. Und dann verfolgten wir die Feinde drei Stunden oder dergleichen rechts ab von der Richtung unſeres Zuges, und ſie zerſtreuten ſich immer weiter, und wir gingen dann fünf Stunden lang wieder gegen links, daß wir unſeres Weges gewännen. Und keiner hat ſich mehr weiter blicken laſſen, der uns etwas angehabt hätte, und alle die Zeichen, welche die Abtheilungen Witiko's haben, ſind unter der rothen Fahne ganz gleich in dem Kampfe vorgegangen, und Rowno befehligte Waldleute im Kampfe an unſerer rechten Seite, und ſie gingen mit ihren kleinen Zeichen vor, wie wir mit dem großen, und Wyhon von Prachatic befehligte die anderen Waldleute rechts von Rowno, und dieſe gingen auch mit ihren kleinen Zeichen vor, wie wir und Rowno, und alle waren gleich. So iſt die Sache geweſen. Wir haben wenige Männer verloren. Die Todten ſind begraben worden, die Verwundeten haben ſie in Pflege genommen, es wird ſchon für ſie geſorgt ſein, ich weiß nicht, wer ſie ſind, ich mußte am Abende mit meinen Freunden gleich fort reiten, um die Botſchaft zu bringen, wie ich ſie weiß, und ſo, wie ich ſagte, weiß ich ſie. Heute muß ich wieder zurück reiten, um den Zug Witiko's zu treffen, wie er in der Anordnung weiter geht, die beſtimmt worden iſt. So habe ich zu dem hohen Herzoge geredet, und dann redete ich nicht mehr."

Der Herzog aber fragte mich, ob die Schaar Wratiſlaws groß geweſen ſei.

„Ich ſagte: „Wir haben die Männer nicht gezählt; aber unſere Kriegsleute haben nach dem Kampfe geſprochen, daß ihre Zahl größer geweſen ſei als die unſrige. Wir haben ſie blos in die Flucht gejagt."

„Haben eure Männer gerufen, daß ſie eher mit dem Boden in den Abgrund ſtürzen, als dem Feinde einen Grashalm laſſen wollen?" fragte der Herzog.

„Nein," antwortete ich, „ich habe mir gedacht, daß ſie ſo denken wie ich."

„Denke nur in jedem Kampfe ſo," ſprach der Herzog.

„Ich denke im Kampfe und auf dem Zuge immer ſo," antwortete ich, „ich habe einmal zu Hauſe geſagt, daß wir eher die Wälder anzünden als ſie dem Feinde laſſen ſollen; aber Witiko hat geantwortet, das wird nicht nöthig ſein."

„Eure Wälder werden grünen, wenn die Feinde längſt zu Boden geworfen ſind," ſagte der Herzog.

„Biſt du unter den Reitern Witiko's, und ſtammſt du aus dem Walde?" fragte er mich dann wieder.

„Ich bin der Sohn eines armen Weibes," antwortete ich, „der mein Vater vor vielen Jahren geſtorben iſt, und warte die Pferde des alten Mannes Roder Peter, und weil er nicht mehr in den Krieg ziehen kann, ſo hat er mir ein weißes Pferd geliehen, und mit dem bin ich unter den Reitern Witiko's, weil ich in Milnet im Walde nicht weit von Witiko wohne.“

„Und ihr Reiter habt euch gut gehalten?“ fragte der Herzog.

„Die Feinde haben ſehr ſchöne Pferde gehabt,“ antwortete ich, „aber wir haben nicht nachgegeben, und haben ihnen vierzig oder fünfzig genommen.“

„Es ſind ſiebenzig,“ rief Maz Albrecht.

„Das habe ich nicht gewußt, ſonſt hätte ich es geſagt,“ antwortete Sifrid.

„Unterbrecht den Boten nicht, rede weiter, Sifrid,“ rief Witiko.

Und Sifrid redete weiter: „Der Herzog ſprach: Sage den Männern aus dem Walde meinen großen Dank für ihren Kampf, ſage ihnen den Dank der Lechen und Herren, die um mich ſind. Wenn wir ſie ſehen, werden wir ihnen alle danken, und ſie ehren, und den Lohn, der ihnen aus den Kriegeseroberungen gebührt, werden ſie erhalten. Sage Witiko meinen Dank und Rowno und Wyhon, ich gedenke ihrer. Und weil Rowno und Wyhon kleine Zeichen haben, werde ich ihnen und zwar einem jeden ein großes rothes Banner ſenden. Reiter von mir werden mit dir reiten, und die Banner bringen. Rowno und Wyhon ſollen auf die Zeichen achten, wie ſie auf ihre kleinen Zeichen geachtet haben. Für die Verwundeten und die Angehörigen der Todten werde ich dir ein Geld mitgeben, vertheilt es redlich und ohne Zank. Jetzt erquickt euch, und zeigt es an, wenn ihr wieder weiter ziehen wollt. Merke die meine Worte, daß du ſie überbringſt, wie ich geſagt habe.“

„Ich merke ſie mir, hoher Herr," ſagte ich.

Dann ſtand der hocherlauchte Herzog auf, nahm ſeine Haube von dem Haupte, und ſprach: „So ehre ich die Leute aus dem Walde."

„Und ſein hocherlauchter Bruder Diepold ſtand auf, und ſein Bruder Heinrich ſtand auf, und die hochehrwürdigen Biſchöfe ſtanden auf, und die Herren und Lechen ſtanden auf, und ſie nahmen die Hauben von den Häuptern, und riefen: „So ehren wir die Leute aus dem Walde."

„Mit mir drehete ſich der Raum, als ſie ſo riefen, und als ich vor ihnen ſtand. Dann gingen ſie zu mir, und faſt ein jeder ſprach mit mir, ich weiß unſere Worte nicht mehr. Und ein junger Mann, der ſo lichte Haare hat wie ich, nahm mich bei der Hand, und ſagte: Es wird ſchon recht werden, du junges Blut, erinnere dich meiner, ich heiße Weliſlaw, und bringe Witiko einen Gruß von mir aus dem Gemüthsgrunde, und er nannte mir die Männer, die da waren, und dann gingen wir aus dem Gezelte, und wir bekamen Speiſe und Trank und unſere Pferde Futter, und dann kamen die Reiter des Herzogs zu uns, welche die zwei rothen Fahnen hatten, und als wir ſagten, wir wollen fortziehen, gab mir ein Mann einen Beutel mit Geld für die Verwundeten und für die Angehörigen der Todten, und die Schnüre des Beutels ſind mit einem rothen Wachspetſchaft verklebt, und jeder von uns fünf Boten erhielt drei Goldſtücke, und dann ritten wir fort, und die Reiter mit den zwei rothen Bannern ritten mit uns. Die Banner ſind da, und den Beutel habe ich zu übergeben, und ich gebe ihn unſerem Obmanne Witiko."

Sifrid zog einen rothledernen Beutel aus ſeinem Wamſe, und reichte ihn Witiko.

Witiko rief: „Ich verwahre das Geſchenk des hohen Herzoges, und werde das Siegel mit Rowno und Wyhon und den Männern des Rathes öffnen, und der Rath wird die Vertheilung vorſchlagen.“

„Segen und Heil dem hohen Herzoge von Böhmen und Mähren,“ rief der Schmied von Plan.

„Segen und Heil dem hohen Herzoge,“ riefen faſt alle Männer mit einem erſchütternden Schalle der Stimmen.

„Wir ſind dem hohen Herzoge Dank ſchuldig für ſeine Worte und ſind ihm Dank ſchuldig für ſeine Geſchenke,“ rief Witiko, „wir werden den Dank auf dem Kriegsfelde bezeigen.“

„Auf dem Kriegsfelde,“ riefen die Männer.

„Jetzt aber, Freunde und Genoſſen,“ ſagte Witiko, „müſſen wir die Banner zu Rowno und Wyhon bringen. Tretet vor, Führer der Abtheilungen. Indeſſen die andern noch Alles in Ordnung richten, was nach der heutigen Lagerung noth thut, gehen wir zu Rowno und Wyhon, und übergeben ihnen die Fahnen.“

Die Führer ſammelten ſich, und Witiko ging mit ihnen und mit Sifrid und ſeinen Begleitern und mit den Reiſigen des Herzogs, davon zwei die Banner trugen, zuerſt zu Rowno.

Als ſie vor ihm angekommen waren, ſprach Witiko: „Rowno, der erlauchte Herzog erkennt, was du im geweſenen Kampfe geleiſtet haſt, und was die Deinigen geleiſtet haben. Er läßt dir durch den Boten, den ich zu ihm geſchickt habe, ſeinen Dank ſagen, und ſendet euch ein großes rothſeidenes

Banner durch Männer ſeiner Schaar, die vor dir ſtehen, daß du dieſes Zeichens ſo achteſt, wie du deiner Zeichen bisher geachtet haſt. Empfange von dem Manne das Banner.“

Der Mann ſenkte die Fahne grüßend vor Rowno und ſeinen Kriegern, und gab ſie Rowno. Dieſer ſagte kein Wort, und es ſtanden Thränen in ſeinen Augen, dann küßte er den Zipfel der Fahne, und reichte ſie einem ſeiner Krieger. Hierauf ging er zu Witiko, und ſchloß ihn in die Arme.

Die Männer aber riefen: „Glück dem Herzoge.“

„Glück dem Herzoge,“ riefen ſie dreimal.

Dann verabſchiedete ſich Witiko von Rowno, und ging mit ſeinem Geleite zu Wyhon von Prachatic.

Demſelben ſagte er die Worte, die er zu Rowno geſagt hatte, und der Mann des Herzogs grüßte mit der Fahne, und gab ſie Wyhon. Dieſer ſchwenkte ſie, und rief: „Im ganzen Kriege und in allen Kriegen, die noch kommen werden, ſoll ſich unſer Dank und unſere Erkennung des Herzoges erweiſen.“

Die Männer Wyhons riefen: „Heil dem Herzoge, Heil dem Herzoge.“

Die Fahne wurde einem Manne in die Hand gegeben, und Wyhon bezeigte Witiko, und ſeinem Geleite und den Reiſigen des Herzogs ſeinen Dank. Dann verabſchiedeten ſie ſich, und Witiko ging mit allen wieder zu den Seinigen zurück.

Nach kurzer Zeit begaben ſich die Reiſigen des Herzoges auf den Rückweg. Witiko aber ordnete Alles zu dem Weiterzuge, und in kleiner Friſt ſetzten ſich ſeine Schaaren in Bewegung.

Am Abende dieſes Tages, da das Nachtlager eingerichtet war, kamen Boten von Bolemil, welche bedeuteten, daß man an der Stelle angekommen ſei, von der aus die Entſcheidung geſucht werden würde. Die Boten gaben die Bewegungen an, die gemacht werden ſollen, daß das Heer ſich ſammle.

Und am nächſten Tage und an dem folgenden Tage ſammelte ſich das Heer.

Als es geſammelt war, wurden die Führer zu dem Herzoge entboten, damit Rath gehalten werde.

Im Rathe wurde beſchloſſen, was geſchehen, und wie der Feind angegriffen werden ſoll.

Ehe die Männer des Rathes auseinander gingen, wurde gemeldet, der Mährer Drſlaw ſei gekommen, und verlange mit dem Herzoge zu ſprechen.

„Führt ihn herein,“ ſagte Wladiſlaw.

Drſlaw wurde herein geführt.

„Sprich, Drſlaw, was begehreſt du?“ fragte der Herzog.

„Ich will dir allein eine Enthüllung machen, hocherlauchter Herzog,“ ſagte Drſlaw.

„Mache die Enthüllung, ſo du willſt, vor allen dieſen, oder gehe ohne Enthüllung deine Wege,“ ſagte der Herzog.

„Du befiehlſt es ſo, hoher Herzog,“ ſagte Drſlaw, „und ich gehorche. Mehrere von uns, die ich dir nennen werde, wenn du unſer Vorhaben gut heißeſt, haben beſchloſſen, deiner Sache zu dienen, wenn du uns den Fortbeſitz unſerer Habe und unſeres Gutes gewährleiſteſt, und ihre Vermehrung nach deinem Sinne verſprichſt. Wir werden in der Schlacht die Reihen Konrads verlaſſen, und Unordnung ſtiften, werden, wenn es möglich iſt, ſogleich für dich kämpfen, und den Sieg in deine Hände bringen."

„Was ſoll dem Manne geantwortet werden?" fragte der Herzog.

Alle ſchwiegen.

„Sprich, Otto, Biſchof von Prag."

„Er bringt Verrath," ſagte Otto.

„Er verräth den in dem Augenblicke, der ihm in dem Augenblicke vertraut," ſagte Zdik.

„Haben die Fürſten aus dem Stamme Přemyſls noch viele ſolche Freunde?" fragte Diepold.

„Und was ſagt Bolemil?" fragte der Herzog.

„Dem Manne antworte ich nicht," entgegnete Bolemil.

„Hängt ihn an den nächſten Baum," rief Weliſlaw.

„Es wird wohl des Rathes nicht viel nöthig ſein," ſagte der Herzog. „Drſlaw, wenn du aus Reue zu mir gekommen wäreſt im offenen Zurücktritte von Konrad, hätte ich dich mit Freuden aufgenommen, und die Gewährleiſtung und Vermehrung deiner Habe wäre dir ſicher geweſen wie jedem meiner Krieger; aber du wollteſt durch dein Beginnen eine weit größere Vermehrung erzielen, und haſt dich geirrt. Wenn ich mit einem fremden Feinde in einem ordnungsgemäßen Kriege wäre, würde ich dich binden laſſen, dich gebunden dem Feinde überliefern, und dein Anſinnen melden. Nun aber bin ich auf einem Zuge wider Räuber von Ländern und Gewalt, ſie zu ſtrafen, nicht Sitte und Geſtalt eines Krieges zu üben. Gehe daher deiner Wege. Deine Habe iſt dem Sieger verfallen, weil du bei den Empörern biſt. Und wenn allen Empörern verziehen werden würde, ſo würde dir nicht verziehen werden, und deinen Helfern nicht, wenn ſie mir bekannt werden. Und ſie werden bekannt werden; denn Verräther verrathen einander wieder. Iſt der Mann mit einem Geleite gekommen?“

„Wir haben niemand bei ihm geſehen,“ ſagte der Anmelder, „die Vorwachen haben ihn gefangen geſendet.“

„So gebt ihm zwölf Männer, daß ſie ihn ungefährdet an die Grenze des Lagers bringen. Weliſlaw, thue mir den Dienſt, die zwölf Männer beizuordnen. Ich frage nun alle Herren und Lechen, iſt einer der Meinung, daß mit dem Manne anders verfahren werde? Iſt er dieſer Meinung, ſo bitte ich ihn, daß er rede.“

Alle ſchwiegen.

„So ſind wir einig,“ ſagte der Herzog, „Weliſlaw, ſorge, wie ich geſagt habe.“

„Wenn du, hoher Herzog, auf dieſe Art gegen diejenigen handelſt, die dir Gutes thun wollen, ſo iſt es übel,“ ſagte Drſlaw.

„Fort von hier,“ ſagte Wladiſlaw.

„Weliſlaw ging aus dem Gezelte, kam mit zwölf Männern und einem Führer zurück, ſie umringten Drſlaw, Weliſlaw gab ihnen Weiſung, und ſie führten den Eingeſchloſſenen aus dem Gezelte.

„Hohe Herren,“ ſagte Wladiſlaw, „ich habe gedacht, daß wir mit froherem Muthe aus der Verſammlung gehen werden, als uns nun dieſer Mann eingeflößt hat. Vergeßt es.“

„Man nimmt das Böſe auf dem Wege, und verdammt es,“ ſagte der Biſchof Otto, „und ſucht es aus dem Gemüthe zu bringen.“

„Wäre jedes Ärgerniß ſo leicht zu überwinden, wie das von dieſem Wichte,“ ſagte Zdik.

„Und wir werden unſere Sache rein zu Ende führen,“ ſagte Lubomir.

„Und ſo nehmet meinen Dank, ihr Männer und Freunde,“ ſagte der Herzog, „daß ihr mit Rath und Stimme bei mir geweſen ſeid. Ich glaube, wir haben, was noth war, heute vollendet. Laſſet es euch fürder nicht verdrießen, der Sache treulich beizuſtehen.“

„Nein, nein,“ riefen mehrere Stimmen, „wir ſtehen bei.“

Der Herzog erhob ſich, die Männer erhoben ſich auch, und zerſtreuten ſich nach ihren Abtheilungen.

Am Abende dieſes Tages kamen noch Leute aus dem mittäglichen Walde. Sie ſagten, daß ſie den Weg nach Pilgram genommen hätten, weil man ihnen denſelben gewieſen hat, im Walde ſeien noch Zuſammenkünfte geweſen, und man habe an Witiko und Wenhart gedacht, und ſie hätten ſich zurecht gerichtet, und ſeien nachgegangen. Sie wollen jetzt mit Witiko reden.

Witiko trat vor ſie, und ſprach: „Seid gegrüßet, ihr Männer, was iſt euer Begehren?“

„Wir möchten mit denen aus unſerer Gegend an dem Kriege theilnehmen,“ antwortete einer aus ihnen.

„Und weil du ein Führer biſt, ſo möchten wir von dir geführt ſein,“ ſprach ein anderer.

„Wie viele ſeid ihr?“ fragte Witiko.

„Wir ſind einhundert und fünf Männer,“ antwortete der, welcher zuerſt geſprochen hatte.

„Es kommen noch mehrere," ſagte ein alter Mann, „weil ſie von der Sache reden, und weil eine Entſcheidung ſein muß."

„Es iſt gut, und es muß eine Entſcheidung ſein," ſagte Witiko, „und wir müſſen zuſammenhalten, die zuſammen gehören. Ich kenne einige von euch, und manche werden mich kennen."

„Wir kennen dich," riefen viele Stimmen.

„Haben einige unter euch reiten gelernt?" fragte Witiko.

„Ich habe mich geübt," rief ein Mann.

„Ich auch," „ich auch," „ich auch," riefen andere.

„Das iſt gut," ſagte Witiko, „wir haben Pferde. Ihr alle werdet unter die vertheilt werden, welche den Krieg und ſeine Bewegungen ſchon kennen, daß ihr die Sache in der Art verrichten lernt, wie ſie die verrichten, welche ſchon lange dabei ſind. Aber, liebe Heimathgenoſſen, ich darf das nicht allein thun. Lagert euch an dieſer Stelle, erquickt euch, ich werde ſogleich zu dem hohen Herzoge reiten, werde ihm das Vorkommniß erzählen, und werde ihn bitten, daß er euch zu meinen Männern gebe."

„Er wird es thun, weil wir zu dir gekommen ſind," ſagte der alte Mann.

„Er wird es thun," ſprach Witiko.

Darauf verlangte er ſein Pferd, Jakob brachte es, er beſtieg es, und ſchlug den Weg in der Richtung nach dem Lager des Herzogs ein.

Als er dort angekommen, und zu Wladiſlaw geführt worden war, ſagte dieſer: „Du kömmſt noch gegen die Nacht, Witiko, was bringſt du?"

„Es ſind einhundert und fünf Männer aus unſerem Walde gekommen, und verlangen als Streiter mit meinen Leuten vereinigt zu werden. Weil ich ihre Art und Weiſe kenne, und weil ich die Hoffnung habe, daß ich ſie wie die andern zu leiten vermögen werde, ſo bitte ich dich, hoher Herr, daß du die Vereinigung genehm halten wolleſt," ſagte Witiko.

„Werden ſie brauchbar ſein?" fragte der Herzog.

„Sie werden unter meine Männer vertheilt werden, und dann werden ſie thun wie die übrigen, und unſere Kraft vermehren."

„So vereinige ſie mit dir, Witiko," ſprach der Herzog. „Du weißt aus dem Rathe, daß eure Abtheilung wichtig werden kann. Links von dir iſt Bolemil, und wird ausdauern. Ich habe Vertrauen auf Bolemil und dich. Wir andern werden mit unſern Streitern auslangen, und auch das Unſere thun."

„Die Männer des Waldes haben den Willen wie die Beſten," ſagte Witiko, „wenn nur meine Führung ausreichend iſt."

„Gebrauche deine Einſicht frei und unbeirrt, wie der Augenblick es fordert, du biſt nur dir und mir Rechenſchaft ſchuldig, das Andere walte Gott," ſagte der Herzog.

„Oft ſind unvorhergeſehene Geſchehniſſe, welche unvorhergeſehene Mittel erheiſchen," ſprach Witiko.

„Gebrauche die Mittel, wie du ſie erkennſt," antwortete Wladiſlaw, „du wirſt ſie der Gelegenheit anpaſſen."

„Möge der Herr im Himmel zu der rechten Zeit das Rechte in mein Haupt geben," ſagte Witiko.

„Wo das Rechte in dem Sinne iſt, fließt es für den Bedarf hervor,“ ſprach der Herzog.

„Und ſo wie du mir vertrauſt, will ich der Zukunft vertrauen,“ ſagte Witiko.

„Vertraue ihr,“ ſprach der Herzog, „ich will noch Eines zu dir ſagen. Du haſt den Kampf gegen Wratiſlaw ſehr gut geführt, ich habe dir und den andern vor meinen Führern gedankt, und danke dir allein hier wieder herzlich. Berathe mit Rowno und Wyhon genau euer Zuſammenwirken in den Dingen, die uns bevorſtehen, und handelt immer in Einigung nach der beſchloſſenen Richtung.“

„Rowno, Wyhon und ich haben aus unſeren Waldleuten wegen ihres harten mühſeligen ſorgſamen Lebens taugliche Kundſchafter,“ ſagte Witiko, „wir gebrauchen ſie fleißig, und wie wir die Lage der Feinde wiſſen, darnach berathen wir, und nach dem Rathe handeln wir dann treu zuſammen.“

„So thut auch immerfort, und wenn der Erfolg nicht unmöglich iſt, wird er kommen,“ antwortete der Herzog.

„Ich ſtrebe die Möglichkeiten durchzudenken,“ ſprach Witiko.

„Das haſt du bei Pilſen erwieſen,“ ſagte der Herzog. „Ich ſpreche jetzt etwas zu dir, Witiko, darüber ich nie geſprochen habe. Ich rede nicht von dem, was geworden wäre, wenn ihr damals die Fürſten gefangen hättet, ob das arme Holaubkau verſchont worden, und noch mehr, ob der jetzige Kampf unterblieben wäre. Welcher Menſch kann das ermeſſen: aber in großer Wahrſcheinlichkeit kann ich ſagen, daß durch deine Handlung die Schlacht vor Prag unterblieben iſt, wenigſtens war dein Wille dahin gerichtet, und daß wir dadurch der Hilfe der Fremden nicht noth hatten. Den jetzigen Kampf werden wir allein ausfechten, und das Land wird auf ſich allein ſtehen. Das weiß ich ſo hoch zu ſchätzen, wie jeder der Herren, wie jedes Landeskind, und wie der zornmüthige Božebor.“

„Darf ich noch ein Merkmal der Sache ſagen, auf das ich damals gedacht habe?“ fragte Witiko.

„Sprich,“ ſagte der Herzog.

„Wenn die Fürſten gefangen vor dich gebracht worden wären, hätteſt du ſie ſtrafen müſſen,“ antwortete Witiko, „du hätteſt Wratiſlaw, du hätteſt Otto, du hätteſt den unwichtigen Wladiſlaw ſtrafen müſſen, der aber der Sohn des wichtigen Soběſlaw iſt, mit dem dein hochherziger Vater auf ſeinem Sterbebette die Arme in Verſöhnung verſchlungen hat. Wenn du auch mild biſt, ſo hätte Vieles kommen können, daß geſchehen wäre, was dir ſpäter leid gethan hätte. Sie ſind auch in ihrer Verblendung noch Zweige des heiligen Baumes Přemyſl. Jetzt bekämpfen wir ſie. Wir werden ihre Schaaren ſchlagen. Wahrſcheinlich werden ſie in fremde Länder fliehen. Eine Zeit wird vergehen, Manches wird verſöhnlicher angeſehen werden, und dein milder Sinn kann freier walten.“

„Witiko,“ ſagte der Herzog, „reiche mir die Hand.“

Witiko reichte dem Herzoge die Hand, dieſer faßte ſie, und ſagte: „So wie ich dir deine Hand drücke, ſo bin ich dein Freund, und werde es nach meiner Hoffnung auch bleiben. Sei mir zugethan in jede Zukunft, wenn ich es verdiene.“

„Hoher Herr," antwortete Witiko, „ich bin zu dir gegangen, weil ich dich für den rechtmäßigen Herzog hielt, ich habe dir dann mit Freude gedient, weil du ein guter Herzog biſt, und ich habe Liebe für dich gewonnen, weil du ein rechter Mann biſt."

„Du erinnerſt dich der Worte, die du bei Chynow geſagt haſt," erwiederte der Herzog, „und es freut mich. Ich habe dich damals erkannt, wie ich dich jetzt erkenne. Mögen deine Gedanken über mich nie andere werden."

„Du wirſt kein anderer mehr, und meine Gedanken werden keine anderen," ſagte Witiko.

„So dauere unſer Bund, und es dauere der Bund der Guten allwärts," ſagte der Herzog.

„Und er werde ein immer größerer Bund," ſprach Witiko.

„Füge es Gott im Himmel," antwortete der Herzog. „Wenn aber jetzt die Fürſten in meine Hände fallen, Witiko, was wird dann geſchehen?"

„Dann wird der Bund größer werden," ſagte Witiko, „wer nicht gut iſt, kann es werden, und iſt gewonnen."

„Reiche mir zum zweiten Male die Hand, Witiko," ſprach der Herzog, „und lebe wohl."

Die Männer faßten ſich noch einmal an den Händen, Witiko verneigte ſich ehrerbietig, und verließ das Gezelt.

Unter denen, die ſich vor dem Zelte befanden, waren Weliſlaw und Odolen. Sie traten zu Witiko, und Weliſlaw ſprach: „Du haſt neuerdings Zuwachs an Männern erhalten, Witiko."

„Weißt du es ſchon?" fragte Witiko.

„Es wurde bekannt, da ſie in das Lager zogen,“ ſagte Weliſlaw.

„Du haſt jetzt ſchon eine größere Schaar als ich und Weliſlaw,“ ſprach Odolen, „und wenn die Waldmänner ſo zu dir kommen, werden die Wölfe und Bären und Urſtiere in dem Walde zu viel werden, inſonderheit, wenn wir mit dem Scharlachreiter nicht bald dahin kommen, zu jagen, wie wir es verſprochen haben.“

„Der Scharlachreiter muß jetzt Anderes jagen als die Hirſche in jenen Wäldern,“ ſagte Witiko.

„Und kömmt er nicht dahin, ſo kommen wir einmal,“ ſagte Weliſlaw, „ich komme gewiß, und Witiko muß den Wirth machen.“

„In einem winzigen Häuschen, um das ihr Zelte bauen könnt,“ antwortete Witiko, „und aus dem euch jede Gaſtlichkeit fließen wird, die das Häuschen vermag.“

„Das wiſſen wir,“ ſagte Weliſlaw, „und ich werde auch zu Rowno gehen, und zu Tiet, und zu Oſel, und zu Wyhon, und zu Hermann, und wie die Namen ſind.“

„Und ich gehe auch ganz gewiß mit,“ ſprach Odolen, „und alle die Männer müſſen dann auch zu uns kommen, und unſere Gaſtlichkeit genießen.“

„Das müſſen ſie thun,“ ſprach Weliſlaw.

„Wenn dieſer Krieg zu Ende iſt, und wir unter den Lebenden ſind,“ ſagte Witiko.

„Ich laſſe mein Leben dieſen abtrünnigen Herzogen nicht,“ ſprach Odolen, „wir müſſen ja noch in ſpäteren Zeiten unſere ruhmreichen Banner und den Namen unſers Volkes in ferne

Länder tragen, wie du bei Chynow geſagt haſt, Witiko. Und etwa holen wir uns noch vorher Bräute aus dem Walde.“

„Frevle nicht, Odolen,“ ſagte Witiko, „wie die ſchönſten Blumen und ſüßeſten Beeren im Walde blühen und reifen, ſo ſind dort Mädchen, wie du nicht ahnſt.“

„Und du haſt dir eine ſolche Waldblume gewählt,“ ſagte Odolen, „und achteſt nun der Gärten nicht.“

Witiko ſchwieg.

„Vielleicht ſehen wir dieſe Blume,“ ſprach Weliſlaw, „und das ſoll ein weiterer Antrieb ſein, in die Wildniß zu gehen.“

„Du haſt ja eine Blume der Wildniß ſchon geſehen, und haſt wieder nach ihr geſehen,“ ſagte Witiko.

„Das iſt die dunkle Dimut,“ ſprach Weliſlaw, „aber ſpröde.“

„Wie das, was in dem Walde wächſt,“ ſagte Witiko.

„Ihr Bruder wird uns wohl Gaſtrecht geben,“ ſprach Odolen.

„Ganz und vollkommen in ſeinem Thurme,“ antwortete Witiko.

„So ſoll es bald ſein, mir wird das Stillliegen in dieſem Lager ſchon läſtig,“ ſagte Odolen, „ich wollte, wir gingen morgen gegen Konrad.“

„Der Herzog und die Herren werden die Zeit ermeſſen,“ ſagte Witiko.

„Man muß auch wagen,“ ſprach Odolen.

„Wir wagen im rechten Augenblicke, und reden in der Verſammlung mit,“ ſagte Witiko. „Jetzt aber, ihr Männer, ſeid gegrüßt, und verabſchiedet, ich muß zu meinen Leuten, um ihre Eintheilungen zu machen."

„Iſt dem Herzoge die Vermehrung genehm?" fragte Odolen.

„Er hat ſie gebilligt, und die Männer, weil ſie aus der Heimath meiner andern gekommen ſind, unter mich geſtellt," ſagte Witiko.

„Du wirſt ſie brauchen," ſagte Weliſlaw, „und kannſt ſie während der jetzigen Berathungen üben."

„In welchen Berathungen die Herren mit den weißen Haaren und die Prieſter immer recht haben, wie jener Daniel," ſagte Odolen.

„Der wird noch viel werden," ſprach Witiko.

„Schlau iſt er jetzt ſchon," antwortete Odolen.

„Du wirſt Recht haben, wenn du handelſt, Odolen," ſagte Witiko, „und großes Recht, wie du ſchon gehabt haſt."

„Ja, wenn ich den Fluß austrinke, um zu den Feinden zu gelangen, wie der Scharlachreiter geſagt hat," entgegnete Odolen.

„Oder hinüber ſchwimmſt, wie du geantwortet haſt," ſagte Witiko.

„Hier iſt aber nichts zu ſchwimmen, wir ſehen bereits Znaim, und könnten es ſchon haben," erwiederte Odolen.

„Wir werden es um ſo ſicherer haben, wenn Wladiſlaw ſeine Vorbereitungen gemacht hat," ſagte Witiko.

„So bereitet nur vor," entgegnete Odolen.

„Jetzt gehabt euch wohl, ihr Männer," ſagte Witiko, „ich ſcheide."

„Lebe wohl, Witiko, und ſei tapfer im Streite,“ ſagte Weliſlaw.

„Oder im Rathe, wenn wir uns nach vielen Tagen wieder dazu verſammeln,“ ſagte Odolen.

Witiko beſtieg ſein Pferd, und ritt zu den Seinigen.

Als er dort angekommen war, und als man nach und nach die Wachfeuer angezündet hatte, verlangte er, daß ſich diejenigen von den Angekommenen vor ihn ſtellten, welche ſich im Reiten geübt hatten.

Da dieſes geſchehen war, ſprach er zu ihnen: „Wir haben den Feinden ſehr gute Pferde genommen. Mehrere hat der Herzog in ſein Lager erhalten, mehrere ſind noch da. Kommt morgen bei dem erſten Lichte vor mein Zelt, die Pferde werden auch da ſein, und wir werden die Verſuche machen.“

Die Männer verſprachen es.

Dann redete er mit den andern, und fragte, welche nach ihrem Wohnorte zuſammen gehören, oder welche am liebſten bei einander bleiben wollten.

Die Männer erzählten ihm, wo ſie herſtammen, wie ſie ſich zuſammengefunden haben, und wie ſie in das Lager gezogen ſeien.

Als er ihre Worte aufmerkſam angehört hatte, und als ſie nichts mehr zu ſagen wußten, theilte er ſie in ſo viele Theile, als er Führer hatte, und ſagte einem jeden Theile, zu welchem Führer er gehöre.

Dann ſprach er noch: „Ruhet heute an eurem Platze bei einander, und habt eine fröhliche Nacht. Der Herzog hat erlaubt, daß ihr bei uns bleibt. Seid eurer Ankunft willen gegrüßt, ich bin erfreut über euer Vertrauen zu mir, und die Männer, zu denen ihr kommt, werden auch erfreut ſein. Beredet euch noch bis morgen unter einander, und wenn irgend einer eine Änderung in der Eintheilung wünſcht, ſo ſage er mir den Wunſch. Und nun habt eine gute Nacht."

„Gute Nacht, Witiko," riefen die Männer.

Witiko entfernte ſich, und ging in ſein Gezelt.

Von den Kriegern, die nicht eben in dem Lagerdienſte waren, kamen nun viele zu den Angekommenen, ſie zu begrüßen, und mit ihnen zu ſprechen. Sie theilten ihnen von den Lebensmitteln mit, die ſie hatten, und empfingen von ihnen auch hinwieder dergleichen.

Am früheſten Morgen des nächſten Tages ſtellten ſich die, welche ſich als Reiter gemeldet hatten, vor das Gezelt Witiko's. Witiko ging zu ihnen, und die Pferde wurden herzugeführt. Hierauf mußte ſich jeder im Reiten zeigen. Als dieſe Darſtellungen vorüber waren, wählte Witiko diejenigen aus, die ihm tauglich erſchienen, theilte ihnen Pferde zu, ließ ihnen auch noch an Waffen geben, was ihnen mangelte, und was man im Lager als Vorrath oder Beute hatte, und beauftragte dann Wenhart, ſie und die andern, die ſchon auf Pferden gekommen waren, unter die Reiter einzutheilen.

Hierauf fragte er die übrigen der angekommenen Männer, ob ſie ſich über ihre Eintheilung beſprochen haben, und ob jemand einen Wunſch darlegen wolle.

Die Männer waren mit der Eintheilung zufrieden, und nur einige wünſchten einen Tauſch oder eine Veränderung.

Witiko willfahrte ihnen.

Dann geſchahen die Eintheilungen.

Als der Tag weiter vorrückte, wurden die Übungen gemacht, wie ſie an allen Tagen waren, ſeit das Lager beſtand.

Am Nachmittage ſprach Witiko mit mehreren Boten, und ritt dann mit Sifrid, Auguſtin, Urban und dreißig Männern aus dem Lager fort. Er blieb drei Stunden aus, und ritt dann wieder mit ſeinen Begleitern in das Lager herein.

Neun Tage blieb das Heer Wladiſlaws in dem errichteten Lager.

In dieſen Tagen kamen noch immer Zuzüge, indem noch Krieger geworben wurden, und Männer, welche in entfernten Theilen des Landes geweſen waren, eintrafen. Auch wurden Kriegsbedürfniſſe aller Art noch ſtets herbeigeſchafft, inſonderheit Wurfgeräthe, welche für das Kriegsfeld tauglich waren, und ſolche, welche zu Belagerungen dienten. Wladiſlaw empfing und ſandte Boten, und ſuchte ſich genaue Kenntniß der Berge, Thäler, Schluchten, Felder und Ebenen ringsherum zu verſchaffen. So wie es nöthig war, wurde der Rath der Führer berufen, es wurde der Stand der Dinge dargelegt, und es wurden die Mittel angezeigt, welche in Anwendung gebracht werden ſollten.

Die Feinde ſuchten ſich auch noch immer zu ſtärken, jeden Bedarf herbei zu ſchaffen, Stellungen zu gewinnen, und ſich in den günſtigſten Stand zur Entſcheidung zu ſetzen. Wie es den Anſchein hatte, ſtrebten ſie nicht, einen Angriff zu machen, ſondern das Heer des Herzoges heran kommen zu laſſen, oder es, wenn es nicht heran käme, durch Hinzögern in Mangel oder ſonſtige Übel zu bringen, die bei einer großen Menge von

Menſchen, die an eine Stelle gebannt ſind, nicht ausbleiben.

Witiko übte indeſſen ſeine Leute, ſuchte Alles in gutem Stande zu halten, und wenn im Rathe Maßnahmen feſtgeſetzt worden waren, berieth er ſich wieder mit Rowno und Wyhon und den andern, wie ſie durch ihren Antheil ausgeführt werden könnten. So wie er einmal mit Männern in die Gegend hinaus geritten war, ſo that er es nun öfter, und ſchaute alle Theile der Umgebungen an.

So waren die Dinge dahin gediehen, daß es ſich bald zeigen ſollte, ob bei Wladiſlaw oder bei Konrad die Herrſchaft über die Länder Böhmen und Mähren ſein werde.

Es wurde in dem Rathe Wladiſlaws feſtgeſtellt, daß man gegen die Feinde vorgehen ſolle. Und als dieſes feſtgeſtellt, und die ganze Geſtalt der Schlacht ausgemittelt war, wurde der Tag derſelben beſtimmt.

Am Morgen dieſes Tages ſtand das Heer in Schlachtordnung, und zum Vorwärtszuge eingetheilt.

Die Feinde waren auch aufgeſtellt, und warteten des Angriffes.

Das Heer Wladiſlaws ging vor.

Und ehe die Sonne den vierten Theil ihres Bogens zurückgelegt hatte, war es an den Feinden. Wie auf dem Berge Wyſoka die Mährer gegen Wladiſlaws Krieger eine Anhöhe empor gehen mußten, ſo mußten jetzt die Krieger Wladiſlaws gegen ſanftere oder ſchroffere Höhen gehen, um die Feinde zur Entſcheidung zu bringen.

Witiko war in ſeinem Ledergewande in der Mitte der

Seinen. Ehe der Kampf beginnen ſollte, hielt er einen Augenblick, und ſprach zu ihnen: „Jetzt, meine lieben Freunde und Kampfesbrüder, iſt uns eine wichtige Aufgabe gegeben worden. Sie iſt im Rathe den Führern mitgetheilt worden, die Führer haben ſie den Unterführern, und dieſe euch geſagt. Wir werden ſie vollbringen. Haltet nur jetzt alle Bewegungen feſt, wie die Wurzeln eurer Bäume den Waldboden in ihrer Ruhe feſt halten. Der kleinſte Fehler könnte ſehr übel ſein, und wir müßten ſchamroth werden vor jedem Strauche unſeres Waldes. Bittet Gott, und dann zum Kampfe für das Recht.“

Die Männer ſagten kein Wort. Er ſtieg von dem Pferde, und kniete auf die Erde nieder, und alle Männer knieten nieder, und beteten einige Augenblicke.

Die Feinde ſtanden eine Strecke von ihnen entfernt auf dem oberen Rande einer ſacht hinauf gehenden Wieſe, ſahen dieſes, regten ſich aber nicht, und warteten auf den Kampf. An der rechten Seite der Waldleute war eine Schlucht neben der Wieſe, und durch dieſe Schlucht war die Stellung der Feinde geſichert.

Die Männer des Waldes erhoben ſich von ihrem Gebete, Witiko beſtieg ſein Pferd, und alle, Fußgänger und Reiter, ſetzten ihre Bewegung gegen die Feinde fort.

Die Schaaren, welche gegen Witiko ſtanden, hatten an ihrer rechten Seite eine flache Erhöhung. Vor derſelben theilten ſich nun die Feinde aus einander, und Wurfgeräthe, faſt wie man ſie bei der Belagerung einer Stadt zu ſehen gewohnt iſt, wurden erkennbar. Und Steine, Eiſen, Holz, und was geworfen werden konnte, wurde aus dieſen Werken gegen die

Angreifer geſchleudert. Beſonders wurden die Würfe gegen die Mitte, in welcher ſich Wladiſlaw befand, gerichtet.

Als die Waldleute bei ihren Feinden angekommen waren, wurde ein Kampf. Zuerſt war er mit Pfeilen und Lanzen, dann mit den Schäften und Speeren. Die Feinde ſtanden feſt. Da begannen die Waldleute rückwärts zu weichen. Wie einer in Vorſicht ſich zurückzieht, gingen ſie rücklings Schritt für Schritt, immer mit den Speeren wehrend, und ſo feſt geſchloſſen, daß kein Mann und kein Schaft eindringen konnte. Auch links von den Waldleuten ging Bolemil zurück, und links von ihm die andern, und der Herzog, und alle. Die Feinde drängten nach. Als die Waldleute am unteren Rande der Wieſe ankamen, von dem ſie ausgegangen waren, ſtoben ſie plötzlich gegen rechts in Flucht davon, gerade von der Seite des Schlachtfeldes hinweg. Ihre Feinde verfolgten ſie nicht, weil Bolemil da war, ſondern wendeten ſich gegen dieſen, und unterſtützten die Schaaren, die ſchon gegen ihn kämpften. Wladiſlaw ordnete Männer zu Bolemil, ihm zu helfen. Und an dieſer Stelle wurde nun der dichteſte Knäuel des Kampfes.

Die Waldleute gebrauchten die größte Schnelligkeit ihrer Füße, die ſie in ihrer Heimath eingeübt hatten, und als ſie zu der Schlucht an der Wieſe kamen, beugten ſie in dieſelbe ein. Kein einziger der Fußgänger fehlte. Sie rannten in der Schlucht fort, ſie kletterten, ſie ſprangen, ſie brachten Alles in Ausführung, was ihre Wälder oft zum Durchdringen fordern, und erſchienen endlich am oberen Rande der Wieſe. Die rothen Banner weheten in den Lüften, das große Horn des Ziegenbockes und die kleinen Hörner, die in der Flucht geſchwiegen hatten, dröhnten nun den Schlachtruf. Witiko, Rowno, Wyhon und alle ordneten ſchnell ihre Leute, ſchritten vor ihnen her, und führten ſie hinter die großen Schleudergeräthe. Die Männer, welche bei denſelben waren, wurden angegriffen, viele getödtet, die andern in die Flucht getrieben. Die Geräthe wurden angezündet. Da ſie brannten, ſtürmten die Männer in Schnelligkeit die Wieſe hinab, denen in den Rücken, die gegen Bolemil kämpften. Die Hörner tönten unausgeſetzt den Schlachtruf. Die Reiter des Waldes flogen nun auch von ihrem Fluchtfelde herzu, denen in die Seite, die gegen Bolemil kämpften. Witiko, Rowno, Wyhon, Diet, Oſel und die andern bekamen ihre Pferde wieder, und die Führer leiteten den Kampf. Und wie die Moldau in den Felſen der Kienberge durch Geſtein und Trümmer dahin toſt, ſo tobten die Männer aus Rache, daß ſie einen Augenblick geflohen waren, in den Feind, niederwerfend, zerſpaltend, vertreibend. Und wie ſie gegen die wilden Thiere ihres Waldes ausdauerten, ſo dauerten ſie auch jetzt aus. Verwirrung entſtand in den Feinden, und mehrte ſich. Es konnte eine geordnete Schlacht nicht mehr bei ihnen ſtatt haben, jeder wehrte ſich, wo er ſtand, ſeines Lebens, oder ſuchte zu entrinnen. Bolemil gab aus ſeiner Senfte Befehle, und ſendete Männer nach Männern gegen den Feind. Die Unordnung verbreitete ſich auch in ſeine weitern Schaaren, und wo Wladiſlaw ſtand, und Zdik und Weliſlaw und Odolen und ferner hin, ſah man die rothen Banner vorrücken. Und an der äußerſten Stelle links wehten die rothſeidenen Fahnen ſchon hinter den Feinden, die auch dort umgangen worden waren.

Und in kürzeſter Friſt war der Streit entſchieden. Die Mährer waren in verworrener und ungebändigter Flucht. Die Männer Wladiſlaws drangen nach, und bald war man vor den Zinnen Znaims. Wo ein Haus ſtand, wo eine Hütte ſtand, wo ein Dorf ſtand, wo was immer für Wohnungen und Güter der Menſchen waren, gingen Feuerſäulen empor, und ſelbſt an fernen Stellen, wohin keine Schlacht und kein Krieger gekommen zu ſein ſchien, verdüſterte wallender Rauch den Himmel. Verwüſtung, Zerſtörung, Vernichtung waltete zwiſchen Leuten, die ſonſt friedlich unter der gleichen oberſten Herrſchaft leben ſollten. Die Trümmer des Heeres Konrads wurden von den Verfolgern noch mehr zertrümmert, und wie Staub zerſtreut. Nur ein Theil rettete ſich nach Znaim.

Als Schlacht und Verfolgung aus war, lagerte ſich Wladiſlaw vor der Stadt. Die Krieger erhielten Ruhe und Erquickung. Dann ſchritt man zur Ordnung des Lagers. Und es kamen auch noch die Schaaren, welche ſich in der Verfolgung zu weit hatten hinreißen laſſen. Die Verwundeten wurden herbei gebracht. Bei dem Danke des Herzoges an ſeine Männer, und bei dem Mahle, welches folgte, wurde kein einziger der hohen Führer vermißt.

Witiko ließ vor der Nacht noch ſeine Verwundeten zu ſich bringen. Und in der Nacht ging er wie nach dem erſten Kampfe wieder zu allen ſeinen Abtheilungen, und dankte ihnen.

Und eine tiefe Ruhe und eine Erholung kam in der Nacht über die Schaaren des Herzogs.

Am frühen Morgen wurden zwei Krieger aus der Stadt zu dem Herzoge gebracht, welche mit ihm zu ſprechen wünſchten.

Wladiſlaw verſammelte den Rath der Führer. Dann wurden die Männer vor den Rath geſtellt.

„Was iſt euer Begehren?“ fragte der Herzog.

„Ich bin Uniſlaw,“ ſagte einer, „und mußte ein Fähnlein Konrads befehligen, mein Genoſſe iſt Mladota, und hatte auch ein Fähnlein zu führen. Die Krieger, welche in Znaim ſind, haben uns gewählt, zu dir zu gehen, hoher Herr, und dir zu ſagen, daß wir dir die Stadt übergeben wollen, ſo du uns ſchoneſt. Der Herzog Konrad von Znaim iſt nicht in der Stadt, und keiner der vornehmlicheren Führer iſt in ihr. Wir wollen uns unterwerfen, und werden dir in der Zukunft treulich dienen.“

„Leget die Waffen auf dem Marktplatze der Stadt nieder, und kommet alle vor mein Lager,“ ſagte der Herzog, „es wird eures Leibes und Lebens geſchont werden. Wenn aber Konrad oder einer der großen Führer in der Stadt gefunden würde, gehört er vor mein Gericht. Ihr könnt mir dienen, wie ihr Konrad gedient habt, und wie ihr, wenn ihr dem Gebiete von Znaim angehört, einem Herzoge von Znaim wieder dienen werdet, der geſetzt werden wird. Nur gegen den Herzog von Böhmen und Mähren dürft ihr in der Zukunft nicht mehr dienen, er könnte vielleicht nicht verzeihen, und ich würde zum zweiten Male nicht verzeihen. Jetzt geht, und kündet denen meine Worte, die euch geſandt haben. Ich glaube, Herren meines Rathes, es iſt nicht ungerecht, wie ich geſprochen habe.“

„Es iſt nicht ungerecht,“ riefen viele Stimmen.

„So geht, ihr Männer,“ ſprach der Herzog.

Die zwei Männer gingen. Nach einer Stunde kam ein langer Zug von Kriegern ohne Waffen aus der Stadt, und ſtellte ſich vor dem Lager des Herzogs auf. Der Herzog trat vor ſie, und Uniſlaw ſagte: „Das ſind die Krieger der Stadt Znaim.“

„Man wird euch ein Lager anweiſen, und dort harret des Weitern,“ ſprach der Herzog.

Nach den unbewaffneten Kriegern kam ein Zug von Menſchen in verſchiedenen Kleidern aus der Stadt, und verlangte zu Wladiſlaw.

Wladiſlaw ließ ſie vor ſich und die Seinen.

Sie knieten vor ihm nieder, falteten die Hände, und baten um Schonung.

„Stehet auf,“ ſagte der Herzog.

Sie ſtanden aber nicht auf, und blieben mit gefalteten Händen knieen.

„Stehet auf, ſonſt ſpreche ich nicht mit euch, und kehre euch den Rücken,“ ſagte der Herzog.

Die Leute erhoben ſich.

Ich erkenne an deinem Gewande, daß du ein Vorſteher biſt,“ ſagte der Herzog zu einem, „rede, was iſt eure Bitte?“

„Hocherlauchter Herr,“ ſprach der Angeredete, „ich bin der Kmete der armen Stadt Znaim. Die Stadt ſteht dir zu deinem hohen Einzuge offen. Wir ſind alle nicht Schuld an dem Abfalle deines untergebenen Herzoges Konrad, und flehen demüthig und unterwürfig, du wolleſt uns das Unheil nicht entgelten laſſen, das geſchehen iſt, und unſer Leben nicht nehmen, und uns nicht mit Brand und Zerſtörung heimſuchen. Unſere jungen Männer, die noch da ſind, oder die kommen werden, ſollen dir als Streiter dienen, und wir alle werden dir dienſtbar ſein.“

„Ich bin der Herzog der Länder Böhmen und Mähren,“ antwortete Wladiſlaw, „und nehme den Leuten meiner Länder nicht muthwillig das Leben, und zerſtöre nicht muthwillig die Güter der Länder. Ihr gebt eine Kriegesgabe aus der Stadt, und Leib und Gut des Einzelnen wird geachtet, der nur ein Bewohner der Stadt iſt. Wer ein hervorragendes Werkzeug des Verrathes geweſen iſt, wird vor ein mildes aber gerechtes Gericht geſtellt werden, und eben ſo der, der ihn verbirgt. Sagt das denen, die in Znaim ſind.“

„Wir verbergen niemanden,“ ſprach der Kmete, „und würden dir jeden, der uns als Hehler bekannt würde, übergeben. Die Rädelsführer ſind entflohen. Geprieſen ſeieſt du, milder, großmüthiger, hocherlauchter Herr!“

„Geprieſen, und geſegnet, hoher Herr, wir beten für dich,“ riefen die Flehenden durcheinander.

Und der Kmete neigte ſich vor Wladiſlaw, und küßte den Zipfel ſeines Kleides. Und die andern warfen ſich wieder auf die Knie, und ſuchten näher zu kommen, und griffen nach den Kleidern Wladiſlaws, ſie zu küſſen.

Er wehrte ihnen aber, und ſprach: „Ich thue nur das Rechte, erhebet euch, und geht, und tröſtet die Eurigen.“

Da die Leute aber in ihren Geberden flehentlich fortfuhren, ließ er geſchehen, was ſie verlangten, und redete ihnen freundlicher zu, ſich zu erheben.

Da ſtanden ſie auf.

Dann ſprach er: „Du haſt geſagt, Kmete, daß ihr mir dienſtbar ſein wollet.“

„In Allem, hocherlauchter Herr, das du befehlen wirſt,“ antwortete der Kmete.

„So rüſtet in eurer Stadt ſogleich Gemächer, die Verwundeten in ſie aufzunehmen, die meinigen und Konrads,“ ſagte der Herzog, „dann ſendet Männer mit Tragbahren, Senften, und was ihr habt, um meine Leute bei dem Hineinbringen der Verwundeten zu unterſtützen. Sind Menſchen aus dem Lande in eure Stadt gekommen?“

„Viele, hoher Herr, haben Zuflucht hinter unſeren Zinnen geſucht,“ antwortete der Kmete.

„So laſſe verkünden, daß ſie in ihre Wohnungen zurückkehren, und ihrer Verrichtungen pflegen,“ ſagte Wladiſlaw, „meine Krieger ſind um mich verſammelt, der Krieg iſt in dem Herzogthume Znaim geendigt, und ſie können unter meinem Frieden ruhig leben. Ich werde dir einen Herold mitgeben, der deine Worte beſtätigt. Sie ſollen das Land hegen, daß nicht Nöthen und andere Übel dem Kriege folgen, ſonſt würde Verantwortung geleiſtet werden müſſen. Dann ſende ſo viele eigene und fremde Leute, als du nur vermagſt, auf das Schlachtfeld zur Begrabung der Todten. Sie finden dort meine Männer, die ihnen helfen und Weiſung geben werden. Haſt du meine Worte verſtanden?“

„Ich habe ſie verſtanden, hocherhabener Herr, und werde ſie vollführen,“ ſagte der Kmete.

„So eilet nun, daß nicht eine unnütze Zeit vergehe,“ ſprach der Herzog.

„Wir danken dir, wir preiſen dich, wir ehren dich, hoher Herzog," rief der Kmete.

„Wir preiſen dich, wir ehren dich," riefen die Leute, und manche brachen in Schluchzen aus.

Dann winkte ihnen der Herzog, zu gehen. Sie neigten ſich vielmal, wendeten ſich, und ſchlugen den Weg in die Stadt ein.

Der Herzog ordnete nun Alles an, das nothwendig war, damit ein feſtes Lager würde, in welchem ſeine Krieger eine Zeit wohnen könnten.

Dann ließ er die Zeichen geben, daß das Heer in Ordnung aufgeſtellt werde.

Als dieſes geſchehen war, ritt er mit einem Geleite an allen ſeinen Männern und Führern hin, und dankte, und gab Verſicherungen der Belohnung. Er ſprach mit vielen der Führer und der anderen Leute. Er ritt langſam an den Kriegern des Waldes hin, die geſchloſſen da ſtanden, und auf ihn blickten. Er dankte für ihren beſonderen Dienſt, und hielt ſein Schwert zum Gruße geſenkt. Er ſprach mit Witiko, mit Rowno, mit Wyhon, mit Oſel, auch zu den Söhnen Oſels ſprach er, dann ſprach er mit Diet, mit Werinhard, mit Wolf, mit Witiſlaw, mit Hermann, mit Wenzel, er ſprach zu dem alten Wenhart, zu dem alten Florian, zu Johannes aus dem Wangetſchlage, und noch zu mehreren Männern, meiſt zu ſolchen, welche weiße Haare auf dem Haupte hatten.

Als der Dank des Herzogs vorüber war, wurden die Krieger wieder in ihre Lagerplätze entlaſſen.

Der Herzog ging jetzt aber mit den Biſchöfen zu den Verwundeten, und tröſtete ſie. Er fand bei ihnen ſchon manchen Tröſter und ſelbſt Pfleger aus der Prieſterſchaft und den hohen Führern.

Als er wieder in ſein Gezelt gekommen war, ließ er die Zeichen zur Sammlung der Schaaren ertönen, welche mit ihm in Znaim einziehen ſollten.

Da die Sammlung vollendet war, begann der Zug. Eine Menge von Menſchen war ſchon an dem Wege, und ſie riefen dem Herzoge zu. Aber noch dichter waren ſie in der Stadt. Vor dem Thore wurde Wladiſlaw von den Prieſtern, von den Vorſtehern und von ſchön gekleideten Jungfrauen begrüßt. Dann ritt er in ſeinem einfachen braunen Gewande in die Stadt. Hinter ihm ritten Diepold und Heinrich, dann die Biſchöfe, Bolemil wurde in ſeiner Senfte von zwei Saumpferden getragen, die einer ſeiner Enkel leitete, und der alte Wšebor ritt neben Bolemil, und dann war Diwiš und Lubomir, dann waren die Äbte, und dann waren Preda und Chotimir. Die übrigen Führer ritten bei ihren Abtheilungen. Vor dem Herzoge und ſeinem Geleite waren Kriegerſchaaren, und hinter ihm auch. Das Volk rief ihm zu, und ſang Geſänge. Wladiſlaw ritt zur Kirche, ſtieg mit ſeinem Geleite von dem Pferde, und weil der Bann auf dem Lande war, thaten ſie vor der Kirche knieend ein Dankgebet. Dann ritt er in die Burg, und als die Führer ihn dahin geleitet hatten, wurden ſie entlaſſen. Die in der Stadt blieben, erhielten ihre Wohnungen angewieſen. Die übrigen Schaaren zogen wieder in das Lager.

Bald nach dem Einzuge Wladiſlaws wurden die Verwundeten in die Stadt gebracht.

Am Nachmittage dieſes Tages ritt Witiko mit ſeinen Befehlsträgern, mit Wenhart und dreißig Reitern auf das Schlachtfeld zu den Männern, die er zur Begrabung ihrer Todten dahin geſchickt hatte. Er fand ſie am unteren Rande der Wieſe.

„Seid gegrüßet, ihr Männer der Trauer,“ ſagte er.

„Es iſt traurig, wenn man einen Angehörigen verliert,“ ſprach David, der Zimmerer, „ſie werden weinen und wehklagen, wenn wir ihnen die Nachricht bringen, und wenn wir ihnen auch die Geſchenke des Herzogs bringen, und es iſt traurig für uns, daß wir einen Mann begraben müſſen, den wir kennen, und den die erſchlagen haben, die uns Alles nehmen wollten, und die einen Herrn bringen wollten, der uns dann weiter nimmt, was wir wieder erworben.“

„Wir ſollten ihnen noch mehr vergolten haben, als es geſchehen iſt,“ rief der Schmied von Plan, „es iſt Schade, daß ſie geſchlagen ſind, und daß ſie davon ſind, daß wir ſie nicht noch einmal ſchlagen können.“

„Dann hätten wir wieder Todte, und müßten ſie wieder rächen, und das ginge ſo fort,“ antwortete Witiko.

„Ja, das ginge fort,“ ſagte der Schmied.

„Habt ihr wohl gemerkt, wen ihr begraben habt, daß wir alle aufzeichnen, und daß kein Irrthum entſteht, der einen vergeblichen Jammer hervorrufen würde?“ fragte Witiko.

„Andreas hat einen Zettel,“ ſagte der Schmied, „und dann hat er jeden ſogleich mit einem ſpitzigen Blei darauf geſchrieben, wenn wir auf ſeinem Grabe gebetet hatten.“

„Habt ihr viele?“ fragte Witiko.

Nicht viele,“ ſagte Andreas, und zog ſeinen Zettel heraus.

Er las: „Melchior von der Stift. Er ward durch und durch geſtochen. Wenzel aus den Auhäuſern. Er hatte die Wunde im Halſe. Kaſpar von Reichenau. Ich weiß nicht mehr, David, war es der mit dem zerbrochenen Kopfe?“

„Es iſt nicht nöthig, daß du die Verwundung aufſagſt, leſe nur die Namen,“ ſprach Witiko.

Andreas las weiter: „Michael von dem ſchwarzen Bache. Johannes aus den Heuraſelwaldhäuſern. Arnold von der unteren Moldau. Jobſt von dem Rathſchlage. Sebaſtian aus Friedberg. Ruprecht vom Kirchenſchlage. Simon von Mugrau.“

„Es ſind zwei, die ſo heißen,“ ſagte Witiko.

„Es iſt der kleine,“ antwortete Andreas. „Dann haben wir noch den alten Lenz von dem Schwenberggute. Er hat drei Wunden, und ſein weißer Bart iſt ganz blutig. Wir müſſen die Grube erſt zuwerfen, und beten.“

„Gebt ihr jedem eine Grube?“ fragte Witiko.

„Wir geben jedem eine,“ ſagte Andreas, „wenn auch die Arbeit mehr iſt, weil wir treulich an einander halten müſſen, und weil ſie es uns in der andern Welt danken werden. Es halfen uns fremde Leute, die aus der Stadt gekommen ſind, und die Pfarrer in dem Walde werden den Segen beten, wenn wir nach Hauſe kommen.“

„Sie werden ihn beten,“ ſagte Witiko. „Habt ihr keinen mehr gefunden, der ſchwer verwundet iſt?“

„Nein,“ antwortete Andreas, „unſere Verwundeten haben wir ſorgſam ſchon früher ausgeſucht, und die von andern Schaaren ſind auch ſchon fortgebracht worden. Wir haben viele Verwundete.

„So forſchet nur fort nach den Todten,“ ſagte Witiko, und ſchreibe ſie ſorgfältig auf. Hier haſt du noch ein Stück Papier, ſchreibt ſie zwei Male auf, und gebt an zwei verſchiedene Männer die zwei Zettel, daß der andere übrig iſt, wenn einer verloren würde.“

Er reichte nach dieſen Worten ein Papier an Andreas.

„Wir werden thun, wie du ſagſt,“ antwortete Andreas. „Es iſt trübſelig, die Gruben mit den Heimathleuten in der Fremde auf dem öden Felde zu füllen.“

„Es iſt ein chriſtliches Werk, und es iſt ein Troſt für die daheim,“ ſagte Witiko.

„Wir thun es auch gerne,“ ſagte Andreas, „wie ſie es uns gethan hätten, wenn uns das Unheil widerfahren wäre.“

„Seinen Vater vertheidigen, ſeine Mutter, ſeine Schweſter, ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Braut, die Greiſe und Greiſinnen der Heimathgenoſſen, die Kranken und alle, die nicht mitziehen können, iſt ein ſchönes und heiliges Werk, das nur immer ein Mann verrichten kann,“ ſagte Witiko, „und wenn er in dem Werke ſein Leben laſſen muß, ſo iſt es ein noch heiligeres, und alle müſſen ſein Andenken ehren, für die er ausgezogen iſt.“

„Wir ehren es auch, die wir doch mit ihm gezogen ſind,“ ſagte Andreas.

„Wenn ihr in dem Walde gegen die Wölfe geht, da ſie ſich einmal zu ſehr mehren,“ ſagte Witiko, „und wenn ein Mann durch dieſe Wölfe im Streite verunglückt, ſo tragt ihr es.“

„Wir tragen es, wenn es auch ein Unglück iſt, weil es ſein muß,“ ſagte Andreas, „und dieſe Menſchen, die gegen uns und den Herzog ſind, dieſe ſind auch wie Wölfe, die ſich vermehrt haben.“

„Wohl iſt es ſo,“ ſprach Witiko, „nur daß den Wolf ſein Hunger treibt; dieſe aber ihr Gelüſte.“

„Und darum müſſen wir gegen ſie noch mehr gehen, als gegen die Wölfe,“ ſagte David, der Zimmerer.

„Wir gehen,“ ſprach Witiko, „und wir werden mit den andern Schaaren und mit Gottes Hilfe Alles vollenden.“

„Wir werden Alles vollenden,“ riefen mehrere Männer.

„Ich werde euch in eurer Arbeit ablöſen laſſen,“ ſagte Witiko.

„Wenn du Leute ſendeſt,“ ſprach Andreas, „ſo können ſie uns helfen; aber wir bleiben auch hier.“

„Thut, wie ihr übereinkommt,“ ſagte Witiko, „und gehabt euch wohl, lieben Männer.“

„Gehabe dich wohl,“ riefen ihm die Männer zu.

Witiko ritt mit ſeinen Begleitern nun noch auf andere Stellen des Schlachtfeldes. Er ſah, wie man überall beſchäftiget war, die Todten, Freund und Feind, zu beſtatten, und einen oder den andern, in welchem noch Leben war, er gehöre zu Konrad oder Wladiſlaw, zu laben, und zu verſorgen. Er fand Rowno, der ſeinen Oheim Stan verloren hatte, er fand Diet, er fand Oſel, er fand Wuhon und manche Andere.

Dann ritt er wieder in das Lager der Seinigen, und ſandte ſogleich Männer, denen auf dem Schlachtfelde zu helfen.

Er ging jetzt zu den Verwundeten. Man hatte aus Balken, Brettern, und weſſen man habhaft werden konnte, ein Nothhaus zu bauen begonnen, und in demſelben waren bereits die Verwundeten. Es war ein Arzt aus dem Lager des Herzogs gekommen; aber die Männer Witiko's vertrauten mehr den Mitteln, die ſie ſonſt anwendeten, wenn der Wald Wunden brachte.

Witiko ſprach, da er unter ihnen war: „Meine lieben Freunde und Heimathleute, ich bin zuerſt zu den Todten auf das Schlachtfeld gegangen, weil ſie das höchſte irdiſche Gut verloren haben, das Leben. Ich habe ſie beſucht, und habe innerlich ein kurzes Gebetlein geſagt. Wir werden alle, wenn es an der Zeit iſt, auf ihre Grabſtätte gehen, und zu ihrer Ruhe beten. Ich bin auch darum hinaus gegangen, ob nicht noch einer draußen iſt, der an einer ſchweren Wunde leidet. Aber es iſt keiner mehr. Dann bin ich zu euch gekommen, denen das zweite Gut dieſer Welt unterbrochen worden iſt, die Geſundheit. Gott wird ſie euch allen wieder geben, wir bitten ihn darum, und wollen Alles thun, was wir mit unſeren Kräften vermögen, euch zu helfen. Man macht jetzt über euch ein Obdach; aber wenn ihr wollt, werden wir euch in gute feſte Häuſer der Stadt bringen."

„Laſſe mich bei unſern Leuten," ſagte Adam, der Linnenweber aus Plan, „ich ſtürbe in der Stadt."

„Mich auch," ſagte Sebaſtian, der Schuſter von Plan.

„Mich laſſe auch da, Witiko,“ ſagte Tobias, der Hirt von Plat, „ich weiß ſchon, wie man mit Wunden thun muß, und habe meinen Sohn unterrichtet, und er wird zu Hauſe bei den Thieren Rath geben, wenn einem etwas zuſtößt.“

„Mich laſſe auch da,“ ſagte Raimund von der Mugrauer Haide.

„Mich laſſe auch da,“ ſagte ein anderer Mann.

„Mich auch,“ ſagte wieder einer.

„Männer,“ antwortete Witiko, „wer nicht in die Stadt gebracht werden will, der kann an dieſer Stelle bleiben, ſo lange das Lager dauert, und wir werden ſorgſam für ihn ſein. Und wer in ein Gemach der Stadt begehrt, der wird auf einer guten Tragbahre dahin gebracht werden. Saget nur denen, die euch warten, was ihr wollt, und ſie werden eure Wünſche zu mir bringen.“

„So iſt es recht,“ „ſo iſt es gut,“ ſagte einer und der andere der Verwundeten.

Und nun ging Witiko zu jedem, fragte ihn um ſeinen Zuſtand, und ließ ſich erzählen wie er verwundet worden ſei, und was man jetzt gegen ſeine Wunden an ihm gethan habe. Dann tröſtete er ihn, und redete daneben von der Zeit, in der er wieder fröhlich bei ſeinen Kampfesbrüdern ſein, und von der Zeit, in der er wieder die grünen Bäume ſeines Waldes ſehen werde.

Witiko blieb noch eine lange Zeit in dem Hauſe der Verwundeten.

Es waren viele von den Waldleuten da, einige waren gekommen, ihre Freunde zu beſuchen, andere, welche Kenntniſſe hatten, wie man bei Verwundungen verfahren müſſe, waren als Pfleger da. Frauen aus dem Lager halfen in allen Dingen, und der Prieſter von Daudleb hatte ſich als Krankenwärter eingerichtet.

Witiko ging von den Verwundeten zu ſeinen andern Leuten, um zu beſorgen, was nach der Lage der Dinge zu beſorgen war.

An dem nämlichen Tage ritt auch der Herzog Wladiſlaw noch mit einem Geleite auf das Schlachtfeld, und er kam dann zu den Verwundeten der Waldleute.

Als ſchon die Nacht eingebrochen war, kamen die Männer Witiko's, die mit dem Begraben der Todten beſchäftiget geweſen waren, in das Lager, ſagten, ſie ſeien fertig, und Andreas gab Witiko die beiden Zettel, auf denen die Namen der Begrabenen geſchrieben waren.

Witiko dankte ihnen, und ſagte, ſie ſollen ruhen, und ſich nach der kläglichen Arbeit pflegen.

In dieſer Nacht ſendete Witiko auch noch einen Boten an ſeine Mutter nach Landshut fort.

Am andern Morgen fragte er den Prieſter von Daudleb, welche der Verwundeten ſich zur Überbringung in die Stadt gemeldet hätten.

„Sie wollen alle hier bleiben,“ ſagte der Prieſter.

„So ſollen ſie hier bleiben,“ antwortete Witiko, „ich werde ſelber zu dem Herzoge reiten, und ihn um die Vergünſtigung bitten.“

„Die Menſchen, welche in dem Walde geboren worden ſind, und in dem Walde groß gewachſen ſind,“ ſagte der

Prieſter, „bekommen gerne Heimweh, wenn ſie nicht mehr in dem Walde leben können, und die Kranken würden Heimweh bekommen, wenn ſie von ihren Genoſſen, die hier ſind, entfernt würden.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ ſagte Witiko.

„Und von dem Gemüthe aus heilt man den Körper oft leichter als mit Salben und Mitteln,“ ſprach der Prieſter.

„Und in den Gemüthern wollen wir alle ſie tröſten,“ ſagte Witiko.

„So wollen wir,“ ſprach der Prieſter.

Witiko ritt ſogleich zu dem Herzoge, und berichtete ihm die Sache. Wladiſlaw geſtattete, daß die Männer ihren Willen haben, und ſandte ſogleich guten Wein und Lebensmittel und Bettſtücke und anderen Bedarf in das Haus der Verwundeten.

Witiko ritt wieder zu den Seinigen.

Ehe die Sonne den Mittag erreichte, zogen alle Männer des Waldes außer denen, die bei den Verwundeten bleiben mußten, mit Witiko auf das Schlachtfeld, knieten dort nieder, und beteten für ihre Begrabenen, und dann für die Begrabenen der andern. Zu Hauſe beteten die Pfleger der Verwundeten für ſie, und es beteten die Verwundeten für ſie.

Man ſendete nun auch Boten in die Heimath, zu berichten, was vorgefallen war.

Das Lager vor der Stadt Znaim und die Hofhaltung in der Burg wurden immer feſter eingerichtet. Wladiſlaw beſtellte eine Verwaltung des Gebietes von Znaim. Er hielt Gericht, und hörte jeden, der von den Ländern Böhmen oder Mähren kam, und ein Anliegen vorbrachte. Die Kriegsbeute und die Kriegsgaben wurden aus dem Gebiete geſammelt, und die Güter der Feinde, welche bei Konrad geweſen waren, wurden zu dem herzoglichen Gute geſchrieben. Männer ſtrömten nun von allen Seiten herzu, und wollten Wladiſlaw dienen. Es wurden die Nöthigen gewählt, und in das Heer eingetheilt. Von dem mittäglichen Walde kamen noch einhundert fünf und dreißig Männer, und wurden Witiko zugetheilt. Wladiſlaw hielt öfter mit ſeinen Führern Rath, was weiter zu beginnen ſei, und oft vereinigte er ſie bei den Übungen des Heeres oder bei einem fröhlichen Mahle.

So waren ſieben und dreißig Tage nach der Schlacht vor Znaim vergangen, und die weiteren Zurüſtungen waren vollendet; Wladiſlaw verlangte von den Führern, daß ſie ihre Männer in Bereitſchaft ſetzten, den Auszug zu beginnen.

Eines Tages wurde Witiko gemeldet, daß der Schuſter von Plan, Sebaſtian, ſehr traurig ſei, und immer ſage, er werde ſterben.

Witiko ging zu dem Manne in das hölzerne Haus der Verwundeten, und ſprach zu ihm: „Sebaſtian, ſie haben mir geſagt, daß du bekümmert biſt, aber deine Wunde heilt ſchon, und du wirſt ſehr bald wie früher unter uns ſein.“

„Sie heilt,“ antwortete Sebaſtian, „aber innerlich iſt Alles anders, und mir iſt ſehr wehe.“

„Das wird ſich erhellen, wenn du unter der Sonne und in der freien Luft mit uns ziehеſt, und die Lieder und die Geſpräche erſchallen,“ ſagte Witiko.

„Ich werde hier ſterben,“ ſagte Sebaſtian.

„Aber ehe du ſtirbſt, wirſt du draußen ſein und geſund,“ ſagte Witiko.

„Ich habe ſehr ſchöne Dinge aus rauhen Bälgen gemacht,“ ſprach Sebaſtian, „ſie ſind immer bei dem Gepäcke geweſen, und jetzt weiß ich nichts, und ſie werden zu Grunde gegangen ſein.“

„Ich will ſelber nach dieſen Sachen ſehen,“ antwortete Witiko, „und werde ſie dir zu dem Bette ſenden, und ſie ſollen dir jedes Stück zeigen.“

„Wenn ſie zu finden ſind,“ ſagte Sebaſtian.

„Von dem Gepäcke iſt nichts verloren worden,“ ſprach Witiko, „wir haben nach der Schlacht alle Säumer hieher gebracht.“

„Wir haben groß geſiegt,“ ſagte Sebaſtian.

„Alles Land von Znaim iſt unſer,“ antwortete Witiko, „und jetzt wird bald Brünn und das ganze Land Mähren unſer ſein.“

„Das iſt recht gut, das iſt recht gut,“ ſagte Sebaſtian, „und du biſt ſehr beſorgt, Witiko.“

„Ich gehe ſogleich zur Nachfrage um deine Balgdinge,“ ſprach Witiko, „und werde in einer Zeit wieder zu dir kommen, und deine Wunde wird wieder beſſer ſein, und du wirſt auch beſſer ſein.“

„Ich werde bis dahin noch nicht ſterben,“ ſagte Sebaſtian.

„Und ſpäter auch nicht,“ ſagte Witiko, „und jetzt gehabe dich wohl.“

„Gehabe dich wohl,“ ſprach Sebaſtian.

Witiko ging zu dem Troßlager, und fragte um die Balgwaaren des Schuſters Sebaſtian von Plan. Man ſuchte einen

Sack unter den andern Sachen hervor, in dem ſie waren. Witiko ließ den Sack zu Sebaſtian tragen.

Er erzählte nach einem Rathe bei dem Herzoge das Vorkommniß, und die Lechen und Herren kauften von Sebaſtian alle Dinge, daß er mehr Geld erhielt, als er je gehofft hatte. Und er ſtarb nicht und ſaß ſpäter in der Sonne vor dem hölzernen Hauſe, und zählte ſein Geld. Den Sack ſchickte er zu künftigem Gebrauche nach Hauſe.

Als fünfzig Tage vergangen waren, ſeit das Lager vor Znaim beſtand, wurde der Zug gegen die anderen Fürſten von Mähren angeordnet, die auch immer geworben, und ſich gerüſtet hatten. Das Heer Wladiſlaws war aber ſo ſtark geworden, daß trotz der Kraft der Feinde kein Krieg mehr war. Was jetzt erfolgte, war nur ein Fortdrängen der Feinde, ein Nehmen von Beute, ein Sammeln von Kriegsgaben, und eine Verwüſtung und Zerſtörung; der Herzog und die Führer ſuchten der Verwüſtung zu wehren, aber die Verwüſtung geſchah. Und ſo gingen die Krieger wie eine Wolke über das ganze Land.

Nach zwei Monden war Mähren in der Gewalt des Herzogs Wladiſlaw. Die Fürſten und die vornehmlicheren Führer flohen in fremde Länder. Auf grüner Haide hielt Wladiſlaw den Dankgottesdienſt.

Es wurde ein großes Lager der Krieger Wladiſlaws vor Brünn errichtet, und von dieſem Lager aus wurden die Dinge des Landes geordnet.

Eines Tages ließ der Herzog einen großen Platz zu einem Feſte ſchmücken, und ſandte Boten aus, alle, die entfernt waren, zu laden.

Als der Tag des Feſtes gekommen war, ſah man einen grünen Raum mit Schranken eingefaßt, welche mit koſtbaren Tüchern behängt waren. Auf dem Raume ſah man Bänke in einem halben Kreiſe, welche mit Sammet und Seide belegt waren. Vor den Bänken ſtand ein Tiſch, auf dem Sammet war, und an dem Tiſche ſtand ein gezierter Stuhl. Weiter rückwärts waren viele Tiſche zu einem Mahle gerüſtet. Von den Schranken weg ſtand in einer langen Reihe das Heer mit ſeinen Führern. Wladiſlaw, hinter dem ein Geleite war, kam von dem Lager, und ritt an der ganzen Reihe dahin, grüßte jede Abtheilung, dankte für die Treue, und nahm Abſchied von denen, die nach Hauſe gehen würden. Als er am Ende der Reihe war, ritt er wieder gegen die Mitte, entfernte ſich eine Strecke von der Reihe, und grüßte mit dem Schwerte noch einmal gegen alle.

Es erhob ſich ein Ruf des Jubels und der Freude, der in den Lüften zitterte.

Der Herzog ritt wieder gegen ſein Lager.

Dann löſte ſich die Reihe des Heeres, und die Abtheilungen zogen in ihre Plätze.

Die Führer aber gingen auf den grünen Raum in den Schranken, und ſetzten ſich auf die Bänke. Unzählige Krieger und Volk umſtanden die Schranken.

Da kam auch der Herzog, und ſetzte ſich auf den Stuhl vor dem Tiſche. Als das Brauſen der Stimmen ſich gelegt hatte, ſtand er auf, lüftete ſeine Haube, und ſprach: „Fürſten der Kirche, Söhne des Stammes Přemyſl, Lechen, Herren, Wladyken und Obmänner. Unſere Sache iſt vollendet. Das

Reich Přemyſls ſteht feſt. Wir haben, als der Aufruhr niedergeworfen war, auf grüner Haide in feierlichem Gottesdienſte dem Herrn im Himmelreiche für ſeine Hilfe gedankt, und haben täglich bei der Opferfeier bis heute gedankt, und werden fortwährend danken. So gebührt es gegen Gott. Dem Heere und den Führern habe ich gedankt, und habe heute zum Abſchiede den Dank wiederholt. Und auch hier wiederhole ich euch den Dank, und ſage: Kehret glücklich zu den Eurigen, und freuet euch der Tage, die da kommen werden. Denkt in Liebe an einander, wie ich in Liebe eurer gedenke. Suchet meinen Hof, ſo oft es euch gefällt, weilet dort oder in meinem Lager, ſo lange ihr wollt, beſuchet einer den andern, und wenn ich zu einem komme, gebe er mir eine kleine Gaſtfreundſchaft. Wer von heute an noch in dieſem Lager bleiben will, iſt in demſelben geehrt, wer es verlaſſen will, dem ſenden wir einen freundlichen Segen auf ſeinen Weg. Wir haben Pergamente ſchreiben laſſen, jedem von euch wird ein Pergament gegeben werden, auf welchem er leſen kann, was ihm an Ehre, Amt und Gut zugedacht iſt. Er ſei mit den Seinigen darüber zu Rathe, und komme dann nach Prag zu meiner Kammer, und ſage, welche Änderungen er in dem Pergamente wünſche, und wir werden ſeine Wünſche zu erfüllen trachten. Herren der Kirche, der heilige Vater Innocenz wird in dieſem Jahre noch den hochehrwürdigen Cardinal Guido mit voller Gewalt in die Länder Böhmen und Mähren ſchicken, daß er alle die kirchlichen Dinge ordne und richte. Es wird des Heiles und der Ehren eine Fülle ſein, wenn er kömmt. In den Pergamenten iſt verzeichnet, was den Kirchen und Abteien und allen

Heiligthümern nach dem jetzigen Kriege zukommen ſoll. Diepold und Heinrich, Söhne des Stammes Přemyſl, ich werde ſtreben, euch zu lohnen. Bolemil, theurer greiſer Krieger, du wirſt dich noch des Landes freuen, das dir zuwächſt, und deine Söhne und Enkel und Urenkel werden ſich freuen. Lubomir, mögeſt du und mögen deine Söhne zufrieden geſtellt ſein. Und ihr auch, Diwiš, treuer Župan, Wšebor, Preda, Chotimir, alte Krieger, möget ihr euern Theil hinreichend finden. Und Nemoy, und Jurik, und Bartholomäus, und Ctibor, und Předbor, und Caſta, und Wecel, mögen euch eure neuen Fluren in der Reihe von Jahren gefallen, die euch noch bevorſtehen. Weliſlaw, treuer Genoſſe, du trittſt die Županei von Wyšehrad an. Odolen, du Stürmer, pflege der Felder, Wieſen und Wälder, die in deinem Pergamente geſchrieben ſind, und jage auf ihnen. Witiko, leſe mit Zufriedenheit, was dir von dem Walde des Herzoges an der jungen Moldau, und was dir dort an Unterthanen und Abgaben zugewieſen iſt, und ſei ein milder Herr deiner Leute. Rowno, du biſt erweitert, Diet von Wettern, du auch, ihr grenzet jetzt an Witiko, ſeid drei friedliche Nachbarn. Wyhon, du findeſt bei Prachatic dein neues Gut, und das der andern Männer des Mittages des Landes iſt vermehrt. Oſel, ich habe deiner aber auch deiner Söhne gedacht. Und Sezima und ihr andern jungen Leute, mehret, was euch wird, in künftigen Kriegen noch um Vieles. Und möge keiner von allen, die hier ſind, gekränkt ſein, und möge er ſeine Wünſche darlegen, daß ſie nach Kräften erfüllt werden. Morgen beginnen wir, in Freundſchaft von der beweglichen Beute an Kleinodien, Waffen, Pferden, Kleidern, Prunk und Gold und andern Dingen zu theilen. Und morgen werden auch meine Männer die Gaben an alle Krieger, die bei uns ſind, zu reichen anfangen. Und nun bringe ich euch noch einmal meinen Dank, und ſaget euern Angehörigen, wenn ihr heim kommt, liebe und gute Grüße von mir, und ſaget den Leuten in euern Ländern, daß ich jedem Wohlthaten erweiſen möchte, und ich bringe den Wunſch: es komme eine fröhliche und glückliche Zeit.“

„Fröhliche und glückliche Zeit,“ erſcholl es aus tauſend Kehlen.

Und ehe noch einer der Herren auf den Bänken etwas ſprechen konnte, rief das Volk vor den Schranken: „Heil, Heil Wladiſlaw, dem Herzoge von Böhmen und Mähren.“

„Heil Wladiſlaw, dem Herzoge von Böhmen und Mähren,“ riefen die Männer auf den Bänken.

„Heil dem Kriegsherrn,“ riefen die Streiter, welche ſich an die Verſammlung herzu gedrängt hatten.

Wladiſlaw ging nun zu denen, die ſich auf dem grünen Platze befanden, und redete mit ihnen.

Dann war unter dem freien Himmel ein Mahl des Herzogs und der Herren, und es war ein Mahl aller Krieger, und an das Volk wurde Wein und es wurden Lebensmittel vertheilt.

Boten gingen noch an dieſem Tage in allen Richtungen ab, zu melden, was geſchehen war. Auch in den Wald wurden Boten geſendet.

In einer Reihe von Tagen, die da folgten, wurde nun die Beute vertheilt, und es wurden die Gaben an die Krieger gegeben.

Und dann empfing der Herzog die Beſuche der Herren, die kamen, ihm zu danken und Abſchied zu nehmen.

Und die Männer tauſchten unter ſich Beſuche und Geſchenke und Verſicherungen der Liebe, und viele rüſteten ſich zur Heimkehr. Der Herzog ſetzte noch ein Gericht ein, die Verwüſter auszuforſchen und zu beſtrafen, er ſendete von ſeinen Kriegern Abtheilungen in Städte und Veſten, daß ſie des Landes wachten, und bereitete ſeinen Zug nach Prag vor. Viele der Herren beſchloſſen, ihn zu geleiten. Weil das Land Mähren noch im Banne war, ſo rüſtete ſich auch der Biſchof Zdik, mit ihm zu ziehen, um dann von Prag wieder nach Paſſau zu gehen.

Witiko und Rowno und Wyhon und die anderen aus dem Walde dankten dem Herzoge in ſeinem Gezelte für ſich und ihre Krieger, und ordneten dann ihren Zug, um gemeinſchaftlich nach dem Walde heim zu kehren.

Als Witiko mit den Seinigen nach Plan kam, waren die Jungfrauen ſchön gekleidet, faſt alle Andern waren auch in ihren feſtlichen Gewändern, viele Menſchen waren von den umliegenden Gegenden gekommen, alle drängten ſich, die Heimkehrenden zu ſehen, und Witiko wurde mit Freudenrufen und mit Jubel empfangen.

Die Männer aber thaten feierlich wie nach dem erſten Kriege, der Pfarrer ſegnete ſie, Witiko dankte ihnen vor der Kirche, und verabſchiedete ſich. Die Männer von Plan gingen nun gleich zu den Ihrigen, die andern aber ſchlugen den Weg in ihre Heimath ein.

Witiko begab ſich in das ſteinerne Häuschen.

2.

Im hohen Walde.

Als Witiko von ſeinen Männern vor der Kirche im oberen Plane Abſchied genommen hatte, und den Weg gegen das ſteinerne Häuschen einſchlug, ritten alle Reiter von Plan mit ihm, viele der andern Krieger, welche die Ihrigen begrüßt hatten, kamen auch wieder herzu, und gingen mit ihm auf ſeinem Wege, und es gingen auf dem Wege Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder mit. Sie riefen ihm zu: „Witiko, ſei gegrüßt,“ „Witiko, bleibe bei uns,“ „Witiko, du gehörſt jetzt zu uns.“

Witiko ritt ſehr langſam in der Mitte der Menſchen, und blickte herum, und grüßte mit ſeinen Mienen gegen viele. Vor ſeinem Häuschen hielt er an, die Menſchen füllten den Platz vor demſelben, und um dasſelbe, daß ſie das Gras der Wieſe zertraten. Martin ſtand aufrecht vor dem Thore, und Lucia weinte. Da Witiko von dem Pferde ſteigen wollte, ging Martin hinzu, den Steg des Sattels zu halten. Alte Männer wollten Witiko dienſtlich ſein. Er aber ſchwang ſich wie ſonſt von ſeinem Thiere. Das Pferd wurde von ſeinen Knechten hinweg geführt. Dann ſprach Witiko zu den Leuten: „Liebe Heimathgenoſſen, ich danke euch für euer Geleite, und für das Gute, das ihr mir wollet. Wir werden unter unſern grünen Bäumen in Frieden und Treue leben, wir werden zuſammen halten, und das Brod und das Salz der Gaſtlichkeit theilen."

„Gott ſegne Witiko, unſern Herrn, der von uns iſt," rief Peter Laurenz, der Schmied von Plan.

„Gott ſegne unſern Herrn, unſern Herrn," riefen die Menſchen durcheinander.

Frauen hoben ihre Kinder empor, daß ſie Witiko ſähen.

„Gott ſegne euch," ſagte Witiko, „und er ſegne mein Thun."

„Er ſegne es," riefen die Menſchen.

„Und empfanget noch einmal meinen Dank," ſagte Witiko, „und gehabt euch wohl, geht zu den Eurigen, und ſeid mit ihnen in Freude, und ſeid ein Troſt derer, die Schmerzen leiden. Der hocherlauchte Herzog Wladiſlaw hat ſeine Feinde beſiegt, er wird uns Glück und Wohl in das Land bringen, und es wird nun lange Zeit kein Krieg und kein Streit mehr ſein."

„Heil und Glück, Witiko," riefen die Menſchen.

Witiko dankte grüßend mit ſeiner Hand, und ging in das Häuschen.

Er ging in die Stube, und legte ſein Schwert und ſeine Haube auf den Tiſch.

Martin ſtand vor ihm, und ſagte: „Witiko, Witiko."

„Sei gegrüßt, Martin," ſprach Witiko, „jetzt werden wir andere Dinge zu thun haben, als mit dem Schwerte."

„Und dieſe Freude, die über uns gekommen iſt,“ ſagte Martin. „Ihr müßt jetzt Dienſtmannen haben und ein Geleite.“

„Du vielgetreuer Mann, du wirſt mir beiſtehen,“ ſagte Witiko.

„Wenn ich es nur kann, ich ungefüger Menſch,“ antwortete Martin.

„Du wirſt das können, was ich dir auftrage,“ ſagte Witiko.

„Und die hocherhabene Mutter,“ ſprach Martin.

„Ich habe ihr von der Stadt Brünn aus Botſchaft geſchickt,“ antwortete Witiko.

„Und Mathias, der Köhler und ſein Vater, und der hochehrwürdige Prieſter Benno und die Leute,“ ſagte Martin.

„Ich werde meine Mutter und Benno, wenn er will, nach Pric geleiten,“ entgegnete Witiko, „und der andern werde ich gedenk ſein.“

„Und du mußt dir eine Burg bauen,“ ſagte Martin.

„Ich werde ein Haus errichten, darin wir alle wohnen können,“ ſprach Witiko.

„Wir haben Speiſe und Trank für dich vorbereitet,“ ſagte Martin

„Ich werde noch zu den Pferden gehen, und dann werden wir mit einander das Mahl verzehren,“ antwortete Witiko. „Beſtelle mir indeſſen Männer, welche meinen Knechten helfen, die Säumer, die meine Habe tragen, vor das Haus zu bringen, ſie abzuladen, und die Sachen herein zu ſchaffen.“

„Ich werde es thun,“ ſagte Martin.

Witiko ging zu den Pferden. Dann ging er wieder in die Stube. Martin kam mit zwei Männern. Witiko gab ihnen den Auftrag, zu den Häuſern hinein zu gehen, ſich die Saumthiere zeigen zu laſſen, welche ſeine Sachen tragen, und bei ihnen zu harren, bis ſeine Knechte kämen.

Die Männer verſprachen es.

Darauf mußte Lucia den Tiſch für ihn, für Martin und ſich ſelber und für die Knechte rüſten. Eine gedungene Magd war ihr behilflich. Sie verzehrten das Mahl, und tranken von dem Weine, der aufgeſetzt worden war.

Als ſie ſich erquickt hatten, nahm Witiko ſein Schwert um, ſetzte ſeine Haube auf, befahl den Knechten, nach den Säumern zu ſehen, und ſeine Habe in Sicherheit zu bringen, und ging dann zu den Häuſern von Plan hinein.

Auf dem Raume zwiſchen den Häuſern waren viele Saumroſſe, ein Theil der Dinge, die ſie getragen hatten, war ſchon abgeladen, und lag herum, und Männer waren beſchäftigt, das Ihrige auszuleſen, und fort zu bringen. Andere Männer, welche nicht von Plan waren, ſuchten ihre Saumthiere hervor, um mit ihnen den Weg in ihre Heimath einzuſchlagen. Viele Menſchen und vornehmlich Weiber und Kinder ſtanden herum, und bewunderten die Sachen.

Witiko ging in die Wohnungen, in denen er Gaben des Herzogs zu vertheilen hatte, und in denen Leute um die Ihrigen trauerten. Er vertheilte die Gaben in der Art, wie es in dem Rathe der Führer der Waldkrieger beſchloſſen worden war, und tröſtete die Wehklagenden, wie er konnte.

Dann ging er zu dem alten Pfarrer.

Der alte Pfarrer empfing ihn mit Ehrerbietung, und geleitete ihn in die Stube. Witiko begrüßte ihn, und der Pfarrer dankte des Grußes; dann ſprachen ſie von dem, was ſich zugetragen hatte, und der alte Pfarrer fragte um Vieles, und Witiko erzählte, um was er gefragt worden war.

Von dem Pfarrer ging Witiko auf den Kreuzberg, und ſah auf die Schneide des dämmerigen Waldes hin, hinter welcher das Haus Heinrichs von Jugelbach lag. Dann ſah er auf den breiten ſchweren Wald des heiligen Thomas.

Von dem Kreuzberge ging er wieder zu den Häuſern hinab, ſprach mit vielen Menſchen, die auf der Gaſſe waren, und ging dann in ſein ſteinernes Haus.

Am Abende dieſes Tages kamen wie früher Männer zu ihm, koſteten ſein Brod und Salz, und ſaßen dann mit ihm und Martin auf Bänken, die man vor dem Hauſe hergerichtet hatte, und redeten von dem, was geſchehen war, und wie es jetzt in Plan ſei, und wie es ſein werde, und noch von andern Dingen. Als die Finſterniß der Nacht kam, verabſchiedeten ſie ſich, und gingen nach Hauſe.

Witiko legte ſich auf ſein gewöhnliches Lager zur Nachtruhe.

Am andern Morgen ließ er ſeine Dinge in vollſtändige Ordnung bringen, ſetzte ſich dann an den großen Tiſch, entfaltete ſein Pergament, und las in demſelben.

Ehe der Tag weit vorgerückt war, kamen mehrere Männer zu ihm. Es war der alte Pfarrer, es war Peter Laurenz, der Schmied, es war Stephan, der Wagenbauer, es war David, der Zimmerer, es war Paul Joachim, der Maurer, es war Elias, der Steinhauer, es war Zacharias, der Schenke, und es war Tom Johannes, der Fiedler.

Als die Männer zu ihm in die Stube gekommen waren, ließ er Bänke und Stühle ſtellen, daß ſie ſich niederſetzten. Als ſie ſaßen, ſprach er: „Seid gegrüßet, Männer, ich freue mich, daß ihr kommt. Habet ihr einen Wunſch, den ich erfüllen kann?“

Die Männer ſchwiegen, und ſahen einander an.

Dann ſagte der Pfarrer: „Wir hätten wohl eine Bitte.“

„So ſprecht,“ ſagte Witiko.

„Wir haben davon geredet,“ antwortete der Pfarrer, und dann haben wir geſtern und heute wieder geredet, und dann haben wir uns etliche zuſammen gethan, und haben geſagt: wir gehen zu ihm.“

„Ich will gerne einem Verlangen, das ihr habt, nachkommen, wenn ich kann,“ entgegnete Witiko.

„Es iſt ſo,“ ſagte der Pfarrer, „die Wege des Herrn im Himmel ſind wunderbar. Dein Vater hatte ein Haus aus Stein in dem oberen Plane, und hatte Gründe bei dem Hauſe, und iſt öfter in dem Hauſe geweſen. Und dann hat ihn der Herr im Himmel zu ſich genommen, du biſt auch in dem ſteinernen Hauſe geweſen, Witiko, und unſere Männer ſind mit dir gezogen, und andere auch, die aus den Theilen des Waldes daher gekommen ſind. Und als die Boten von dem Lande Mähren hier eingetroffen ſind, und geſagt hatten: Witiko iſt der Herr des ganzen Waldes geworden, da ſagte es wieder einer dem andern, es ſagte es wieder einer dem andern, und wer es ſchon wußte, dem ſagte man es noch einmal. Und die

Mädchen haben ſchon früher den Kreuzberg den Berg Witiko's genannt. Und die Leute ſagten, weil er der Herr des Waldes iſt, ſo wird er ſich eine Burg in dem Walde bauen. Und wir haben davon geredet, und ſind gekommen, dich zu bitten, hoher Herr, daß du die Burg bei uns baueſt. Wir werden dir in Allem behilflich ſein, daß ſie bald fertig und ſchön empor ſteht."

„Wir haben die Burgen in manchen Ländern geſehen," ſagte der Schmied, „die Hofburg des hocherlauchten Herzoges Wladiſlaw auf dem Berge der Stadt Prag, die Burg des uralten Wyšehrad, die auf einem Felſen an der Moldau oberhalb des rechten Burgfleckens von Prag liegt, die Burg des Fürſten Konrad in Znaim, die Burg in Brünn, die Burg in Olmüz, die Burg des Zupans Lubomir und die Burgen von allerlei Herren, und ſo ſchön wie die Hofburgen können wir deine Burg nicht bauen; aber wir werden ſie ſehr ſchön bauen, daß ſie wie aus Eiſen geſchmiedet in dem Lande ſteht, und wie ein Ambos iſt, der nicht zerſchlagen werden kann."

„Wir werden das Dach fügen, wie keines gefügt iſt," ſagte David, der Zimmerer.

„Und kein Stein ſoll zierlicher ſein, als wir ſie vorbereiten werden," ſagte Elias, der Steinhauer.

„Und wir werden ſie fügen, daß ſie aus der Mauer ſchwerer zu brechen wären als aus dem Fels der Erde, als wären die Wände mit dem beſten Weine gebaut worden," ſagte Paul Joachim, der Maurer.

„Und Thür und Thor und Treppe und Geländer und Fußböden wird aus dem ſtärkſten Holze des Waldes gemacht," ſagte Stephan, der Wagenbauer.

„Und ein Rath muß ſein, daß Alles gut gemacht werde und recht und ſehr ſchön, und es ſind ſchon Männer, die einen ſolchen Rath geben,“ ſagte Tom Johannes, der Fiedler.

Dann ſagte keiner mehr etwas.

Darauf ſprach Witiko: „Lieben Männer, ich danke euch vom Herzen für eure Wohlmeinung, und daß ihr mich wollt als einen Genoſſen bei euch behalten. Ich werde immer euer Genoſſe bleiben, und werde immer einer der Männer von Plan ſein, wie meine ſteinerne Hütte bei den eurigen ſteht. Ich werde mir in dem Gebiete des Waldes, das mir der gütige Herzog verliehen hat, ein Haus zur Sicherheit und Vertheidigung bauen. Das iſt zuerſt zum Überlegen. Dann denke ich auch daran, was ſonſt den Sinn eines Menſchen bei einem Hauſe erfreuen kann.“

„Das muß Alles ſo ſein,“ ſagte der Pfarrer, „und an dem Hauſe müſſen die Bewohner eine Freude haben, und wenn das Alles bei dem oberen Plane ſein kann, ſo wirſt du bei uns bleiben.“

„Ich werde erwägen, was meine Gedanken mir eingeben,“ ſagte Witiko.

„Und ich werde die Gegend fleißig betrachten und durchſuchen,“ ſprach Tom Johannes, der Fiedler.

„Und dann bitten wir dich noch, hoher Herr,“ ſagte der Pfarrer, „wir möchten ein Häuslein bauen, darin die Kinder Gott fürchten lernen, und Anweiſung in nützlichen Dingen erhalten.“

„Wie ihr mir bei meinem Baue geholfen habt, werde ich euch bei dieſem helfen und helfen laſſen,“ antwortete Witiko.

„Du wirſt dir aber kein ſo grobes Haus bauen, wie Rowno den Thurm hat, oder Oſel die runden Mauern, oder Diet die Scheuern und Ställe," ſagte Peter Laurenz, der Schmied.

„So ſprich nicht ſo," ſagte Tom Johannes, der Fiedler, „Witiko iſt ein höherer Mann als Rowno und Oſel und Diet, und das Schloß wird in dem Walde prangen, und es werden manche Männer mit reden, ehe es fertig wird."

„Und wir werden bei dem Einzuge gegenwärtig ſein, und Heil rufen," ſprach David, der Zimmerer.

„Ihr werdet bei mir ſein, wie ihr in der Schlacht an meiner Seite waret," ſagte Witiko, „und werdet die Gaſtlichkeit meines neuen Hauſes nicht verſchmähen."

„Und wenn einer in die Schlacht wollte, und nicht mehr konnte, weil ſie ihm in einer andern die Glieder verdorben haben," ſagte Tom Johannes, der Fiedler.

„So wird er mit den verdorbenen Gliedern mir willkommen ſein," antwortete Witiko.

„So iſt es ſchön und recht," ſagte Tom Johannes.

„Das iſt ſehr ſchön und recht," ſagte Stephan, der Wagenbauer.

„Und ſo machen wir es, wie wir beſchloſſen haben," ſagte der Schmied, „und ſagen den andern, wie Alles iſt."

„Gehabe dich wohl, hoher Herr," ſagte der Pfarrer, „wir gehen jetzt, und wiſſen, daß du uns zugethan biſt."

„Ja," ſagte Witiko, „ich bin Allen im Walde zugethan, und habe die Krieger des Waldes geehrt."

„Ja, du haſt ſie geehrt," ſprach der Schmied, „und ſo gehabe dich wohl."

„Gehabt euch wohl," entgegnete Witiko.

Die Männer erhoben ſich, und verließen die Stube.

Witiko ging an dieſem Tage in einige Häuſer von Plan, und aß dort von ihrem Brode und Salze.

Und am Abende kamen wieder Männer zu ihm, und ſaßen mit ihm auf ſeiner Gaſſe.

Und ſo geſchah es alle Tage.

In dieſen Tagen bildete ſich Witiko ein kleines Geleite von Männern, welche ſich ihm hiezu anboten. Es waren Auguſtin, Urban und Mathias unter ihnen, welche im Kriege ſeine Befehlsträger geweſen waren. Er machte auch Vorbereitungen zu einem Waldesdankfeſte.

Dann ritt er mit ſeinem Geleite an alle Stellen des Waldes, von denen Abtheilungen während des Krieges in ſeinen Schaaren geweſen waren, und dankte ihnen, und lud ſie zu ſeinem Feſte in den oberen Plan ein. Von dieſen Stellen ſchloſſen ſich mehrere Männer ſeinem Geleite an. Darunter war Sifrid von Milnet. In Plan wurden für das Geleite Lagergezelte errichtet.

Auf der großen grünen Weide an den Ufern der Moldau wurde der Platz zu dem Feſte gerüſtet. Es wurden Schranken gezogen, es wurden aus Brettern und Latten Tiſche und Bänke gemacht, es wurde ein Altar gebaut, es wurden Gezelte aufgezogen, und Räume für neue Gezelte angewieſen, und es wurden Plätze zur Bereitung von Speiſen tauglich gemacht.

An dem Tage vor dem Feſte kamen ſehr viele Menſchen in den oberen Plan. Alle Abtheilungen von Kriegern, wie ſie gekommen waren, um an dem Zuge gegen Mähren Theil zu nehmen, zogen mit ihren Zeichen heran. Sie machten unter den Föhren, welche im Morgen von Plan ſtanden, ein Lager. Aus allen Waldſtellen, von denen ſie gekommen waren, gingen auch andere Menſchen nach Plan: Greiſe, Weiber, Jungfrauen, Kinder, um zu ſehen, was da werden würde. Von der oberen Moldau kamen Leute herunter, und von Baiern kamen viele herein. Von den Männern, die in dem tiefen Walde ſind, davon einige Pech brechen, andere Fallen ſtellen, um Pelzthiere zu fangen, andere Theer brennen, andere Honig ſuchen, andere Wurzeln und Kräuter ſammeln, um ſie den Säumern zu verkaufen, ging mancher hinaus, um zu ſehen, wie ein Herr des Waldes ausſieht. Dieſe Leute lagerten auf den freien Feldern, und zündeten Feuer an, um ſich ihre Speiſen zu kochen.

Am frühen Morgen des Feſttages hieß Witiko die Männer von Plan, welche mit ihm in dem Kriege geweſen waren, und alle die andern Schaaren des Waldes vor der Kirche ſich ſammeln, wie damals, da ſie nach Mähren gezogen waren. Als ſie vor der Kirche ſtanden, ritt Witiko in ſeinem Ledergewande zu ihnen. Und als er vor ihnen war, ſprach er: „Männer, ich habe an euch die Bitte gerichtet, daß ihr heute zu mir kommt. Es iſt an dem, daß wir auch in unſerer Heimath Gott für ſeinen Beiſtand in dem Kriege danken, und daß wir, wie ich auf dem Schlachtfelde von Znaim geſagt habe, in der Heimath für unſere Verſtorbenen beten. Folget mir auf den grünen Platz des Gottesdienſtes.“

Er ſtellte ſich an ihre Spitze, und die Krieger von Plan und die Krieger aus den anderen Waldſtellen zogen mit ihren

Zeichen und unter dem Schalle der langen Pfeifen hinter ihm auf die grüne Weide an dem Ufer der Moldau. Und ſehr viele Menſchen gingen mit ihnen. Die Krieger zogen auf den Platz, der mit Schranken umgeben war. Dort harrete der alte Pfarrer ihrer mit den Kirchenvätern und den Kirchenvorſtehern. Als ſie ſich aufgeſtellt hatten, ſegnete er ſie. Dann ging er zu dem Altare, und ward dort mit dem Gottesdienſtgewande bekleidet. Die Krieger ſteckten die Stangen ihrer Zeichen in die Erde, und knieten alle auf den grünen Raſen nieder. Und die vielen Menſchen, die außerhalb der Schranken waren, knieten alle nieder. Und der alte Pfarrer hielt vor dem Altare unter dem freien Himmel den feierlichen Gottesdienſt. Als der Gottesdienſt beendet war, ſprach der Pfarrer der Kriegesgemeinde die Dankesworte an Gott den Allmächtigen für Errettung aus den Gefahren und Abwendung des Unheils vor, und die Krieger ſprachen die Worte nach. Und alle Menſchen, welche vor den Schranken knieten, ſprachen die Worte nach. Dann ſprach der Pfarrer die Gebetworte für die Verſtorbenen vor, und die Krieger ſprachen ſie nach. Und die Menſchen vor den Schranken ſprachen ſie nach. Dann ſegnete er wieder die Krieger, und ſegnete alle, die auf der grünen Weide waren. Dann war die heilige Handlung aus. Hie und da blieben noch Krieger knieen, und es knieten noch andere Menſchen, um für ſich Gebete zu ſprechen. Da alle aufgeſtanden waren, hieß Witiko die Krieger ſich in eine Reihe aufſtellen. Da ſie aufgeſtellt waren, ritt er an der ganzen Reihe hin, und wieder an der ganzen Reihe zurück, und grüßte vor dem Angeſichte aller Menſchen mit ſeinem

Schwerte ehrerbietig die Krieger. Sie grüßten mit ihren Zeichen und mit Schwertern, Lanzen, und Bogen zurück. Dann ſtellte er ſich mit ſeinem Pferde vor die Reihe, und rief: „Männer und Krieger, wir ſtehen wieder auf der Erde der Heimath. Wir ſind ausgezogen, um eine Schaar in dem Heere des hocherlauchten Herzoges Wladiſlaw zu ſein, der die Reichen nicht durch Raub noch reicher werden, und die Armen bedrücken laſſen will, wir ſind ausgezogen, daß nicht ein Feind zu uns komme, und unſere Greiſe, unſere Weiber und Kinder ſchädige, und unſere Habe nehme, wir ſind ausgezogen, daß nicht ein Herr kömmt, der unſere Arbeit und unſer Gut zu ſeinem Bedarfe und zu ſeiner Luſt verwendet. Wie wir gedacht haben, ſo haben viele Schaaren des Landes Böhmen gedacht, und ſind zu dem Herzoge gegangen. Und es iſt eine Macht geworden, durch welche die Feinde niedergeworfen worden ſind. Unſere Greiſe und Weiber und Kinder ſind geſichert, es iſt kein fremder Herr zu euch gekommen, und der gekommen iſt, der wird mit euch leben wie ihr, er wird ſchonen, was ihr thut, und habt. Ihr ſeid zu dem, was geſchehen iſt, kein kleiner Theil geweſen. Ihr habt die Schaar des Herzoges Wratiſlaw beſiegt, ihr habt in dem Kampfe bei Znaim durch euer Geſchick und durch euern Muth den Sieg erringen geholfen. Freut euch deſſen unter unſern grünen Bäumen, redet von euern Thaten, und erzählet ſie denen, die heran wachſen, daß ſie einmal Gleiches thun. Verwendet das, was ihr im Kriege erworben habt, zu euerm Nutz und Frommen und zu Nutz und Frommen der Eurigen. Es wird jetzt eine Zeit der Ruhe kommen; denn von denen, die gegen den Herzog Wladiſlaw aufgeſtanden ſind, ſind die Reichen arm, die Mächtigen ſchwach geworden, und keiner kann ſich mehr gegen ihn erheben. Wenn er manchem verzeiht, ſo wird der in der Zukunft treu ſein, oder er wird zu wenig Genoſſen zu einem neuen Kriege finden. Und wenn der Herzog Wladiſlaw einmal in einer gerechten Sache unſere Waffen und unſern Namen in entferntere Länder tragen will, ſo wird vielleicht mancher aus euch mit mir zu ihm gehen, und ſich im neuen Kampfe erinnern, wie er in dem alten gekämpft hat. Und vielleicht iſt es auch einem oder dem andern aus dem ſchönen grünen Walde beſchieden, wenn wieder ein Zug der Chriſten in das heilige Land geht, mit zu ziehen, und an der Stätte zu kämpfen, wo der Heiland gelebt hat, und dort zu beten, wo er für uns geſtorben iſt. Und wie ich euch auf dem Schlachtfelde und im Lager gedankt habe, ſo danke ich euch auch hier in der Heimath für Alles, was ihr gethan habt, und daß ihr bereitwillig und folgſam gegen mich geweſen ſeid. Meine Führerſchaft hört heute auf, wir leben wieder jeder Einzelne als ein einzelner Mann; aber wir wollen in Liebe und Treue einander gedenken, die gekämpft haben, und in Liebe und Treue derer gedenken, die ihr Leben laſſen mußten, und in Liebe und Treue und Unterſtützung derer gedenken, die an ihren Gliedern ein dauerndes Übel erlitten haben. Und ſo gehabt euch wohl, und löſet euch auf, die ihr zur Gemeinſamkeit bisher gefügt geweſen waret. Nur ein Mal wollen wir noch in Gemeinſamkeit ſein, und zwar heute bei einem Mahle, und in Gemeinſamkeit der Luſt, welche alle die genießen, die zu dieſem Platze gekommen ſind.“

Die Worte Witiko's, als er ſie ſprach, ſind von denen, die ſie gehört hatten, theilweiſe an die nächſten geſagt worden, von dieſen wieder an die nächſten, und es iſt auch etwas davon zu den Leuten gedrungen, die vor den Schranken ſtanden.

Als er geendet hatte, riefen die Männer: „Heil, Glück, Segen Witiko."

„Heil, Glück, Segen Witiko," riefen dann auch die andern, die auf der Weide verſammelt waren.

Witiko ſteckte ſein Schwert in die Scheide, ritt dann noch einmal an der Reihe der Krieger dahin, und reichte jedem Obmanne die Hand.

Dann ſtieg er von dem Pferde, und ließ es zu einem der Stände der Pferdeumzäunung führen, die man hergerichtet hatte.

Die Reiter ſtiegen auch von den Pferden, und ſtellten ſie in die Umzäunung.

Die Schaaren pflanzten ihre Zeichen in die Erde, löſten ſich auf, blieben auf dem grünen Platze, traten hie und da zuſammen, und ſprachen mit einander.

Witiko war unter ihnen.

Nach einer Zeit wurde mit einem Horne das Zeichen gegeben, daß nun das Mahl beginne. Die Krieger und manche andere Männer aus Plan und aus Stellen des Waldes ſetzten ſich an die Tiſche. An der rechten Seite Witiko's ſaß der alte Pfarrer, an der linken der Richter von Plan. Die Speiſen wurden von den Herdſtellen, die errichtet waren, herbei gebracht, die Getränke wurden aus den Fäſſern geholt, und auf den Tiſch geſtellt. Es waren Braten von zahmen und wilden Thieren, es waren Fiſche und Kuchen da. In den Trinkgefäßen war Bier, Meth und Wein. Für die Menſchen, welche herzu gekommen waren, wurde auf dem Anger ein Rind gebraten, und jeder konnte ſich ein Theil für ſeinen Hunger abſchneiden, und er konnte ſich ein Stück Brodes von dem Haufen der Laibe nehmen, der daneben lag. In Fäſſern war Bier und Meth, und wer ein Gefäß hatte, oder wem eines, wie ſie neben den Fäſſern waren, geliehen wurde, der konnte es ſich für ſeinen Durſt füllen laſſen. Manche Menſchen hatten ſelber Feuer angezündet, und bereiteten Speiſen.

Nach dem Mahle waren verſchiedene Spiele im Laufen, Springen, Klettern, Ringen und andern Dingen. Es erſchollen Klänge aus Pfeifen, Cimbeln, Fiedeln und Hörnern, und die jungen Männer und die ſchön gekleideten Mädchen des Waldes begannen Tänze auf dem grünen Raſen, und mancher ältere Mann tanzte auch noch mit ſeiner Ehefrau oder mit einer andern. Lambert, der Cimbelſchläger, ſtand mit ſeinem Schwerte gegürtet an der Cimbel, und ſandte ihre Töne für die Tänzer über die grüne Weide. Tom Johannes, der Fiedler, ging von einem zum andern, und ſagte, wie Töne und Klänge zu Tänzen beſchaffen ſein müſſen. Zu den Klängen der Tänze miſchten ſich dann auch Geſänge. Lieder erſchallten von Einzelnen geſungen oder im Wechſelgeſange, oder im Geſange von mehreren. Auch jenes Singen ohne Worte, wie es Witiko von Bertha und ihrer Singgeſpanin gehört hatte, erhob ſich, und zog durch die Lüfte. Und wie die Söhne des Waldes ſtets das Jauchzen üben, um ſich zu rufen, um ſich zu necken, oder eine Luſt durch die Zweige fliegen zu laſſen, erklang unter den Tönen manch ein Jauchzen, und ſuchte ſich beſonders preiswürdig zu machen.

Als die Krieger von den Tiſchen aufgeſtanden waren, ging Witiko mit dem Pfarrer und mehreren Männern unter den Leuten herum, und ſprach mit vielen. Er ging auch zu denen hinaus, die außerhalb der Schranken waren, um mit ihnen zu ſprechen, und zu ſehen, ob es an nichts gebreche, oder ob keiner eine Störung veranlaſſe.

Gegen den Abend ritt Witiko mit dem größten Theile der Krieger und Gäſte nach Plan zurück. Andere blieben noch auf der Weide an der Moldau, und erluſtigten ſich bis in die Nacht hinein.

Am nächſten Tage zogen die Abtheilungen der Krieger aus den ferneren Waldgegenden wieder in ihre Heimath, und viele Menſchen, die gekommen waren, gingen fort. Andere blieben noch da, und erſt nach mehreren Tagen waren alle, die nicht nach Plan gehörten, von dort hinweg gegangen.

Die Männer von Plan fingen nun an, das, was ſie in dem Kriege erworben hatten, zu genießen. Zuerſt gingen ſolche, welche nicht in dem Kriege geweſen waren, und dann Weiber und beſonders Kinder in die Häuſer, und ließen ſich zeigen, was heim gebracht worden war. Mancher Mann und manche Frau trugen aus ihrem Hauſe ſelber das eine oder das andere Stück zu einem Nachbarn oder Freunde, um es vorzuweiſen. Dann wurde verfertigt, was verfertigt werden konnte: Schleifen, Gewänder, Waffen, Hauszierden und anderes. Manche begannen, ihr Haus auszubeſſern oder zu erweitern, manche ſuchten ein Flecklein Grund zu kaufen, und manche pflegten länger in der Schenke zu ſein, als ſie ſonſt gethan hatten.

Witiko ſendete einen Theil ſeiner Habe durch Säumer nach Pric.

Die Zeichen, welche die Krieger im Kriege gehabt hatten, wurden nach Berathungen in einen Schrein in der Kirche gelegt.

Die Männer von Plan hoben nun auch an, das Haus zu bauen, in welchem die Kinder unterrichtet werden ſollten. Witiko dingte drei Werkleute, welche für ihn in der Zeit des Baues arbeiten ſollten, er ließ Zugthiere zu manchen Verrichtungen ſtellen, und ſchenkte das Holz für den Dachſtuhl.

In dieſer Zeit kamen Wentiſlaw, der Zupenrichter, und Raſtiſlaw, der Maier von Daudleb, mit mehreren Männern zu Witiko in den obern Plan, und ſagten, ſie müßten nach dem hohen Befehle des erlauchten Herzoges Wladiſlaw und nach dem hohen Befehle des edlen Zupanes Lubomir Witiko im Walde die Grenzen deſſen ausweiſen, was in ſeinem Pergamente als Gabe an Land geſchrieben ſtünde. Witiko möge ſich Zeugen ausleſen, und die Grenzen mit ihnen beſchauen.

Witiko ſagte: „Weil es ſo iſt, daß ich Zeugen wählen muß, ſo werde ich ſie wählen.“

Und er wählte die jungen Männer Auguſtin, Urban, Mathias und Maz Albrecht.

Und er und ſeine Zeugen und Wentiſlaw und Raſtiſlaw und die Männer aus Daudleb gingen an der Grenze deſſen hin, das Witiko's Gebiet ſein ſollte. Sie ſchrieben, was ſie fanden, auf Papiere, und als ſie nach drei Tagen wieder nach Plan zurückgekommen waren, wurde noch Alles auf zwei Handſchriften gebracht. Eine legte Witiko zu dem Pergamente, und die andere nahmen die Männer nach Daudleb mit.

Als dieſes geſchehen war, rüſtete Witiko ein Geleite zu einer Reiſe, und zog eines Morgens mit dem Geleite von dem oberen Plane fort. Sie zogen auf dem Wege, auf dem Witiko einmal mit dem Biſchofe Zdik geritten war, durch den Wald in das Aigen. Von dort zogen ſie mittagwärts durch Wälder und durch das Gericht Velden an die Donau. Sie waren an die Stelle derſelben gekommen, von welcher man jenſeits des Waſſers die Häuſer von Aſchach liegen ſah. Sie wurden auf Fähren über den Strom gebracht. In Aſchach waren Männer, welche behauene Steine und allerlei Baudinge aus Schiffen brachten, und auf Wägen luden. Die Leute erzählten, das gehöre zu der Burg, welche der edle Herr, Heinrich von Jugelbach, auf der Höhe im Mittage von Aſchach bauen laſſe. Witiko fragte, ob Heinrich von Jugelbach bei dem Baue ſei, und erhielt die Antwort, er ſei in der Burg Jugelbach. Witiko ritt nun mit ſeinem Geleite gegen die Waldhöhe, welche von Aſchach mittagwärts gegen die Stadt Eſerdingen geht. Er ritt die Waldhöhe entlang. Als ſie zu der Stelle kamen, oberhalb welcher der Bau errichtet wurde, ritten ſie zu dem Werke empor. Es war eine Höhenzunge, welche ſich von dem Berge hinweg ſtreckte. Auf der Zunge wurde die Burg erbaut. Gerüſte ſtanden am Ende der Zunge empor, und an den Gerüſten wurden die Mauern hinan gearbeitet. Ein ſehr mächtiger Thurm ſtrebte inmitten der Bauwerke ſchon höher in die Luft als alles Andere, und Gemächer und Gänge und Säle und eine Kirche und andere Räume, die zu der Wirthlichkeit einer Burg gehören, waren in Gliederungen ſchon ſichtbar. Schaffner waren thätig, Werkleute mauerten und hämmerten, Zimmerer behauten Stämme, Zureicher trugen Kübel über Holztreppen empor, Steine wurden an Seilen in die Höhe gezogen, und auf Balkenwägen und auf Säumern wurden Dinge den Berg hinan geſchafft.

„Dieſe Burg wird Schauenberg heißen,“ ſagte Witiko.

„Sie heißt ſchon ſo, ſeit der erſte Stein gelegt worden iſt,“ ſagte ein Schaffner, „der Stein iſt geweihet worden, und in der Weihe hat die Burg den Namen erhalten. Steige herauf, und ſehet, wie man von dem Berge ſchauen kann.“

Witiko ſtieg von ſeinem Pferde, und auf ein Gerüſte, und der Schaffner zeigte ihm, wie die Donau durch das ſchöne Land geht, da hinab, wo Wilheringen liegt und der Wald und die alte Burg Kürenberg, und wie jenſeits der Donau die Berge hinan ſteigen, immer einer höher als der andere, bis ſie das böhmiſche Land erreichen, wo ſie am höchſten ſind.

„Dort würde auch eine Burg ſchön ſtehen,“ ſagte der Schaffner, „und ſie würde ſo weit in das Land ſchauen als der Schauenberg.“

„Sie würde ſehr ſchön ſtehen,“ antwortete Witiko, „und weiter ſchauen.“

Dann zeigte der Schaffner Witiko die Alpengebirge, die im Mittage weit entfernt gegen das Land Öſterreich und gegen das Land Ungarn dahin gehen.

„Und von hier bis zu den blauen Bergen iſt ein geſegnetes Land," ſagte der Schaffner, „Höfe und Burgen liegen in ihm, und das Getreide und das Obſt iſt in Fülle, und Ortſchaften und Städte ſind da, und die Mutter Heinrichs von Jugelbach hat noch manches Eigen daſelbſt, und ihre Söhne Heinrich und Gebhart werden erben, und wer Bertha, das einzige Kind Heinrichs, in ſein Haus führt, hat eine reiche Braut. Die Burg auf dem böhmiſchen Walde hätte kein ſo ſchönes Land um ſich."

„Es ſind dort lauter Wälder," ſagte Witiko, „und ſie liegen in einer großen Pracht dahin, und haben einen anderen Reichthum als Getreide."

„Seid ihr in jenem Lande bekannt?" fragte der Schaffner.

„Ich kenne das Land," antwortete Witiko.

„Getreide iſt ein ſchönes Ding," ſagte der Schaffner.

„Ein ſchönes Ding und ein Segen Gottes," antwortete Witiko.

Nach dieſen Worten ſtieg er über die Holztreppe von dem Gerüſte wieder hinab, und ging zu ſeinem Pferde. Der Schaffner geleitete ihn.

„Reiſet recht glücklich, und möget ihr eure Ziele erreichen, junger Herr," ſagte er.

Witiko beſtieg ſein Pferd, und antwortete: „Das walte Gott, und gehabt euch wohl."

„Gehabt euch wohl," ſagte der Schaffner.

Witiko ritt mit ſeinem Geleite wieder den Berg hinab, und von da in die Stadt Eferdingen. Von der Stadt Eferdingen ritten ſie in dem Lande Baiern immer gegen Sonnenuntergang fort, bis ſie eines Tages in die Stadt Landshut kamen. In Landshut ließ Witiko ſein Geleite in einer Herberge unterbringen, und übergab dem Geleite ſein Pferd. Er aber ging von der Herberge wieder fort. Er ging durch die Gaſſen, bis er an den Rand der Stadt kam. An dem Rande der Stadt war an der Stelle, zu der Witiko gegangen war, nicht weit von der Mauer der Stadt ein kleiner Garten, und an dem Garten ſtand ein kleines Haus. Witiko ging zur Thür des Hauſes, und pochte mit dem Klöppel auf ſie. Die Thür wurde geöffnet, ein altes Mütterlein ſtand in ihr, und rief: „Heiliger Gott, Witiko.“

„Ich bin nun da,“ ſagte Witiko.

„Seit ſo vielen Jahren wieder,“ antwortete das Mütterlein.

„Sei vielmal gegrüßt, Marhild,“ ſagte Witiko.

„Sei gegrüßt, Witiko,“ ſprach das Mütterlein.

„Sind alle geſund?“ fragte Witiko.

„Alle ſind geſund,“ antwortete das Mütterlein, „gehe nur hinein.“

Witiko ging durch die Thür in einen Raum, der mit Steinen gepflaſtert war, und von dieſem Raume in ein Gemach. Daſſelbe hatte weiße Wände, grün gepolſterte Geräthe, und vor den Fenſtern weiße Vorhänge. In dem Gemache ſaßen zwei Frauen. Da Witiko eintrat, ſtanden ſie auf, und eine rief: „Witiko.“

„Mutter, ſei zu tauſendmal gegrüßt,“ ſagte Witiko.

„Sei gegrüßt, mein Sohn,“ antwortete Wentila, die Mutter Witiko's.

Sie reichte ihm die Hand, er küßte dieſelbe, und ſie küßte ihn auf die Stirne.

„Ich grüße dich auch, Witiko,“ ſagte die andere Frau, welche älter war als Wentila, und ſchneeweiße Haare hatte.

„Ich grüße dich, Baſe Hiltrut,“ ſagte Witiko, „jetzt bin ich bei euch.“

„So lege dein Schwert und deine Haube ab, und ſetze dich zu uns,“ ſagte die Baſe.

Witiko that es, und ſetzte ſich auf eines der grünen Geſiedel. Die Frauen ſetzten ſich auch wieder nieder.

„Geſegnet ſei deine Rückkehr in dieſes Haus,“ ſagte Wentila.

„Es ſind fünf Jahre vergangen, ſeit du von Paſſau hieher gekommen biſt, Abſchied zu nehmen, und ſeit du von dieſer Schwelle fort geritten biſt,“ ſagte die Baſe.

„In dieſer Zeit ſind allerlei Dinge geſchehen, Hiltrut,“ antwortete Witiko.

„Du haſt mir wieder Botſchaft geſendet, die mich freute,“ ſagte Wentila. „Jetzt iſt der üble Streit im Lande Böhmen aus.“

„Die Macht Wladiſlaws iſt geſichert,“ ſagte Witiko, „und der Streit iſt aus.“

„So danken wir Gott zuerſt, daß unſer Vaterland wieder in Ruhe iſt,“ ſprach Wentila, „und dann danken wir, daß du nur einmal eine geringe Verletzung erhalten haſt, das iſt eine Gnade von dem Herrn, und dann danken wir, daß er dich hat wirken laſſen, wie du immer nach deinem beſten Sinne wirſt gewirkt haben, und endlich danken wir, daß du geehrt und belohnt worden biſt, was eine Sache iſt, die vor den Menſchen gilt, und die dir zu Gute kömmt.“

„Wir haben Gott dem hohen Herrn für ſeinen Beiſtand in dem Unglücke unſeres Vaterlandes gedankt auf dem Schlachtfelde, wir haben ihm feierlich auf grüner Haide gedankt, weil in Mähren noch der Bann iſt, und keine Kirche offen ſteht, wir haben ihm in der Kirche des oberen Planes gedankt, und haben ihm bei Plan unter dem offenen Himmel gedankt,“ ſprach Witiko, „und ich habe ihm gedankt, daß er mich erhalten hat, ich habe ihm gedankt, daß er mir in meinem guten Willen geholfen hat, und ich habe ihm gedankt, was er dem gütigen Herzoge für mich eingegeben hat. Und ſo danke ich ihm noch, und werde ihm zu jeder Zeit danken. Und immer danke ich auch dabei, daß er mir eine ſo gute Mutter geſchenkt hat.“

„Wir haben ihm auch gedankt, Witiko,“ ſagte die Mutter, „und danken ihm noch, und werden ihm wie du zu jeder Zeit danken. Und ich danke ihm auch, daß ich einen guten Sohn habe.“

„Witiko, Witiko,“ ſagte die Baſe, „du biſt jetzt in deinen jungen Jahren ein Herr in dem Lande, und biſt mit den anderen Herren in dem Rathe des Herzogs.“

„Zum Rathe muß ich mir erſt das Wiſſen ſammeln,“ antwortete Witiko.

„Wer hätte das gedacht,“ ſagte die Baſe, „als du hier in deinem Kämmerlein mit dem frommen Benno die ſchweren Worte lernteſt. Wir haben dir das Kämmerlein recht ſchön hergerichtet.“

„Unſer Beſitz iſt immer klein geweſen," ſprach Wentila, „ſie ſagen, unſere Vorfahrer haben eine große Macht gehabt; aber wie es iſt, in dem kleinen Beſitze iſt dein Vater, iſt dein Großvater und ſind alle vor ihnen gegen die Ihrigen gütig geweſen, du wirſt es auch gegen deine neuen Unterthanen ſein."

„Sie haben mir für das Vaterland und für die Heimath geholfen," ſagte Witiko, „und ich werde ihnen wieder helfen, wo ich kann."

„Ich weiß es, ich weiß es," ſprach Wentila, „und mag auch, was du noch wünſcheſt, in Erfüllung gehen."

„Ich bitte Gott, daß es in Erfüllung geht," ſagte Witiko.

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, wurde die Thür geöffnet, und ein Prieſter trat herein. Er hatte ein freundliches Angeſicht, blaue Augen und weiße Haare.

„Erlauben mir die Frauen, zu dieſer Zeit in ihr Gemach zu kommen," ſprach er, „Lutgart iſt zu mir gegangen, und hat mir geſagt, daß Witiko gekommen iſt, und da wollten meine Augen nicht länger warten, ihn zu ſchauen."

Witiko ſtand auf, ging zu dem Manne, und ſagte: „Sei mir in Ehrfurcht gegrüßt, Vater Benno."

„Sei gegrüßt, mein Kind," ſprach der Prieſter, legte eine Hand auf den Scheitel Witiko's, und küßte ihn auf die Stirne.

„Wir ſind erfreut, daß ihr zu dieſer Stunde gekommen ſeid," ſagte Wentila, „ihr habt ja immer geſprochen, daß ihr zu uns gehöret, und ſo gehöret ihr auch jetzt zu uns, da er hier iſt, und es ehret uns ſtets, wenn ihr unſer Gemach betretet."

„Nehmet doch einen Sitz ein, hochehrwürdiger Vater," ſprach die Baſe.

„Bleibe an deiner Stelle neben deiner Mutter ſitzen, mein Kind Witiko," ſagte der Prieſter, „ich werde mir einen Platz finden."

Nach dieſen Worten ſetzte er ſich auf einen Stuhl, und Witiko ſetzte ſich wieder zu ſeiner Mutter.

„Er iſt jetzt zurückgekehrt, der uns vor fünf Jahren verlaſſen hat," ſagte Wentila.

„Er hat wohl ſchon in früherer Zeit dieſes Häuschen verlaſſen, da er ein Dienſtknabe des Biſchofes von Paſſau geworden iſt," ſagte die Baſe.

„Der Biſchof iſt ein milder Herr geweſen," antwortete Wentila, „und hat ihm oft erlaubt zu uns und zu dem hochehrwürdigen Vater Benno zu gehen, der ihn zu ihm geführt hatte, und hat ihm erlaubt, oft lange Zeit bei uns zu bleiben, und mir iſt er erſt fort geweſen, da er in das Land Böhmen geritten war."

„Ich habe ihn, da er empor wuchs, alle Tage hier geſehen," entgegnete die Baſe, „und als er nach Paſſau gegangen war, iſt mir das Häuschen zu groß geworden."

„Es iſt nun ſo, daß Knaben von der Mutter fort gehen, um ſich ein Leben zu gründen," ſagte Benno.

„Ich konnte nichts mehr thun, als für ihn beten," ſprach die Baſe.

„Das haſt du ja auch früher gethan," ſagte Wentila.

„Wir haben für ihn gebetet," ſprach die Baſe, „wie wir für alle die Unſrigen beten, und für andere Leute und für die, auf welche niemand in einem Gebete denkt."

„Und du haſt auch in allen anderen Dingen auf ihn gedacht," ſagte Wentila, „ſchon da er geboren wurde, und du in Přic bei uns als Gaſt wareſt, und ich ſeiner wegen Krankheit nicht warten konnte, und dann, als mein lieber Ehegatte geſtorben war, und wir als Gäſte bei dir in Landshut lebten. Du haſt in jeder Sache für ihn geſchaltet."

„Ich bin es ſchuldig geweſen, und dann, da er fort war, konnte ich es nicht mehr thun, und es iſt mir die Zeit leer geblieben," ſagte die Baſe. „Er iſt auch immer ſo gut in ſeinem Gemüthe geweſen."

„Ich bin für dich noch gut in meinem Gemüthe, und werde es in der Zeit meines ganzen Lebens ſein," ſprach Witiko.

„Ich glaube, du biſt auch ſonſt gut in deinem Gemüthe," ſagte Wentila.

„Ich meine einen guten Sinn gegen alle Menſchen zu tragen," antwortete Witiko.

„Und als er dann mit dem hochehrwürdigen Vater Benno lernen mußte, hätteſt du ihm gerne Honigſcheiben gegeben, daß er ſich nicht zu ſehr kränke," ſagte Wentila.

„Haſt du die lateiniſche Sprache nicht vergeſſen, Witiko?" fragte der Vater Benno.

„Wenn ich eine Schrift des heiligen Vaters in der lateiniſchen Sprache ſähe, würde ich ſie wohl verſtehen," antwortete Witiko, „und dann hat uns ja der hochehrwürdige Biſchof Regimar in Paſſau ſehr zur lateiniſchen Sprache angehalten, und ich habe Manches in meinen Habſchaften bei mir, das ich mit dir, hochehrwürdiger Vater Benno, gelernt habe."

„Das Beſte hat doch der fromme Vater Benno für Witiko gethan," ſprach die Baſe, „er hat ihm Gottesfurcht und ſchöne Sprachen und gute Sitten und Kenntnißdinge und Lebensart und, was ſich in der Welt zugetragen hat, in das Herz gepflanzt, und er hat ihn auch dorthin geführt, wo er den Waffenbrauch und das Reiten und das Schwimmen und das Laufen und andere Geſchicklichkeiten lernen konnte. Es iſt wohl recht lieblich geweſen, da der fromme Vater Benno mit euch von Pric gekommen war, da wir alle mit einander hier lebten, da wir zu manchen guten Leuten gingen, und am liebſten wieder bei einander zu Hauſe waren. Es wäre ſchön geweſen, wenn es ſo geblieben wäre."

„Es wird jetzt wieder ſo ſein," antwortete Witiko, „ich bin gekommen, euch alle, wie ich zu meiner Mutter auf dem Kahlenberge geſagt habe, nach Pric zu geleiten, und wenn der hochehrwürdige Vater Benno auch mit uns geht, ſo werden wir dort noch näher bei einander leben als hier, da wir alle in dem Hofe von Pric wohnen werden."

„Der fromme Vater Benno iſt ſo oft von ſeiner Wohnung in unſer Häuschen zu dir gekommen, daß ich meinte, er ſei immer hier," entgegnete die Baſe. „Und es wird auch in Pric nicht dauern."

„Die Menſchen trennen ſich, und haben Schmerz," ſagte Benno, „und ſie kommen wieder zuſammen, und haben Freude."

„Ich weiß, daß es ſo iſt," ſprach die Baſe, „und gebe

7*

den Scheidenden Segenswünſche auf den Weg, und freue mich, wenn ſie wieder kommen.“

„Der hochehrwürdige Vater Benno hat geſagt, Witiko,“ ſprach Wentila, „daß er mit uns nach Přic gehen wird.“

„Ich werde dahin gehen,“ ſagte Benno, „und werde die Menſchen wieder ſehen, die ich dort kenne, und werde auf dem Grabe deines Vaters beten, Witiko.“

„Es iſt mir eine große Freude, daß du nach Přic gehſt, Vater Benno,“ antwortete Witiko, „ich werde ſorgen, daß die Reiſe leicht iſt.“

„Witiko, mein Kind,“ ſagte Benno, „du haſt uns Nachrichten von dir geſchickt, und das iſt gut geweſen, wir lebten wie mit dir. Du haſt nun in der Zeit, in der du fort geweſen biſt, Dinge der Welt geſehen, wie ſie Schickſale der Menſchen gründen und ſtürzen.“

„Hochehrwürdiger Vater,“ antwortete Witiko, „du haſt an mir ſo Großes und Gutes gethan, daß du mich unterwieſeſt, belehrteſt und anleiteteſt, daß ich es erſt jetzt, da ich dieſe Dinge der Welt geſehen habe, recht erkenne und beſſer erkenne als früher, und daß ich dir es erſt jetzt danke und beſſer danke als früher, und daß ich es immer noch beſſer erkennen und danken werde. Du haſt mir von dem erzählt, was zwiſchen Menſchen in früheren Zeiten geſchehen iſt, und du haſt mich die Thaten, wie ſie gut und böſe ſind, und wie ſie erfolgreich ſind, ſchauen laſſen. Ich habe daher in den Dingen, bei welchen ich jetzt war, Manches gelernt, und werde bei anderen Dingen wieder Manches lernen.“

„Daß ich dir meinen armen Unterricht zu Theil werden ließ, Witiko," ſagte Benno, „das iſt ſo, wie der Gärtner eine Blume zieht, daß ſie ſchön werden ſoll, und wie er ſich an der Pflanze freut. Und ich bin mit deinem Vater in Freundſchaft geweſen, ich liebte ihn, und er liebte mich, wie ein Bruder den andern liebt, und da er geſtorben war, dachte ich immer an dich, Witiko. Und wenn du in menſchlichen Dingen gelernt haſt, und noch lernen wirſt, ſo iſt es wie bei uns allen, die wir lernen müſſen, bis wir in das andere Leben kommen."

„Biſt du noch mit Emſigkeit daran, die Geſchicke der Kaiſer aufzuſchreiben?" fragte Witiko.

„Als ich nach einer langen Krankheit die Beſorgung der Kirche meiner Gläubigen aufgeben mußte," ſagte Benno, „habe ich angefangen, in meiner Stube aufzuſchreiben, was den hocherhabenen Kaiſern begegnet iſt, da ſie noch lebten, und ich fahre darin fort, und werde darin fortfahren, bis ich auf den Kaiſer unſerer Zeit komme, wenn mir Gott das Leben ſo lange friſtet."

„Da können viele lernen, denen die Worte bekannt werden," ſagte Witiko.

„Ich habe daraus gelernt," antwortete Benno, „die Menſchen lernen aber nicht gerne aus den Schickſalen anderer."

„Silveſter ſagte, ſie handeln nach ihrer Luſt," ſprach Witiko.

„Davon iſt das Unglück des Landes Böhmen ein Zeuge," antwortete Benno, „ſie üben Rache und ergötzen ſich an der Grauſamkeit der Rache, ſie reißen Güter mit Gewalt an ſich, und genießen die Güter mit Übermuth. Dann kömmt ein anderer, und rächt ſich an ihnen und nimmt die Güter wieder, oder ein ſtarker Herzog wirft die Empörer nieder, zieht ihr Gut an ſich, und ſtürzt ſie in Ohnmacht. Und die nach ihnen kommen, üben wieder Rache, üben wieder Gewalt, und werden wieder geſtürzt. So iſt es oft geweſen, und ſo wird es wieder ſein, wenn nicht ein feſter Brauch errichtet wird, wie der Herzog nach dem Tode des frühern Herzoges folgen ſoll, und wenn nicht der heilige Glaube tief gegründet, und in ſchönen Ordnungen durch das ganze Land geleitet wird, daß er die Herzen erleuchtet. Möge der Segen des Himmels auf Guido, dem Geſandten des heiligen Vaters, ruhen, der erwartet wird.“

„Viele erwarten ihn mit Ungeduld,“ ſagte Witiko.

„Mögen ſie aber auch ſeinem Thun entgegen kommen,“ ſprach Benno. „Mein Kind, wenn du nicht anders als in deiner frühen Jugend biſt, ſo wirſt du gewiß nicht Hochmuth, Raub und Unterdrückung üben. Und dir wird ein großes Gut entſtehen, die Liebe der Deinen, und dazu wird der Himmel ſich freuen. Aber auch deine Macht wird ſich vermehren, wenn man gleich ihre Vermehrung nicht ſieht. In jedem Baume deines Waldes wächſt dir Reichthum empor, und in jedem Baume wächſt deinen Unterthanen Reichthum empor, an ihrem Reichthume wirſt du reicher, und in ihrer Willigkeit wirkſt du in das Schickſal unſeres Landes. Du wirſt auch die Gebote unſeres Glaubens hegen, und ihn in ſeinen Dienern weiter unter die Deinigen verbreiten, und ein viel höherer Lohn des Herrn wird dich dereinſt erwarten als hienieden irdiſche Macht iſt. Und wenn nach dir wieder Männer kommen, die ſo ſind, ſo wird ein Geſchlecht entſtehen, ſchöner und herrlicher, als die Sage von deinen Vorfahrern dichtet.“

„Hochehrwürdiger Vater," ſagte Witiko, „da ich ein Kind war, und da ich empor wuchs, haſt du ſo viel zu mir geſprochen, und haſt vor mir gehandelt, meine ehrwürdige Mutter hat zu mir geſprochen, und hat vor mir gehandelt, meine ehrwürdige Baſe hat zu mir geſprochen, und hat vor mir gehandelt, ich habe die Handlungen des guten Biſchofes Regimar geſehen, und ich habe jetzt viele Handlungen geſehen, von denen einige den deinigen ähnlich, andere ihnen entgegengeſetzt waren. Ich werde immer ſo handeln, wie es in mir bei euch allen und bei dem guten Biſchofe Regimar geworden iſt, und wie es ſich durch das, was ich jetzt geſehen habe, noch mehr gefeſtigt hat. Ich habe zu meiner Mutter auf dem Kahlenberge geſagt, ich möchte ihr Genüge thun, und dann dir, Benno, und dann Silveſter, und dann noch einem Menſchen, und was ich geſagt habe, werde ich halten."

„Aus den Nachrichten, die Witiko geſendet hat," ſagte Wentila, „und aus den Nachrichten, die der fromme Vater Benno von Lechen und Herren erhalten hat, glauben wir, daß Witiko ſo iſt, wie er geweſen iſt, und er wird auch in der Zukunft ſo ſein. Dieſes glaubt auch der hochehrwürdige Benno, und die gute Baſe."

„Witiko kann ja nicht anders ſein als er iſt," ſagte die Baſe.

„Ich habe dir auf dem Kahlenberge geſagt, Mutter," antwortete Witiko, „daß der hochehrwürdige Silveſter nicht Alles lobt, was ich gethan habe. Ich will mich nach ſeinen Worten richten, und werde klüger werden. Ich habe nach meinem guten Sinne gehandelt, und werde in der Zukunft nach gutem Sinne und immer beſſerer Einſicht handeln."

„Handle ſo, und das Andere richtet Gott,“ erwiederte Benno. „Und weil du noch von einem Menſchen geſprochen haſt, dem du recht thun möchteſt, mein Kind, ſo ſpreche ich auch von ihm. Es wird ſich jetzt erfüllen, was du in deinen Gedanken trägſt. Ehre deine Gefährtin, ſie wird dich wieder ehren, und ihr werdet Freude haben bis in das höchſte Alter.“

„Es iſt der tiefſte Wunſch meines Herzens, daß deine Weiſſagung erfüllt wird,“ ſagte Witiko.

„Sie wird es gewiß, Kind Witiko,“ ſagte die Baſe, „und meine Augen werden es ſchauen.“

„Nun, meine lieben Frauen,“ ſprach Benno, „ihr werdet noch Manches mit Witiko reden wollen, ich verabſchiede mich. Witiko, komme, ſo lange du in Landshut biſt, zuweilen zu mir in meine Stube, und erlaube, daß ich auch öfter in dein Kämmerlein komme.“

„Ich werde kommen,“ antwortete Witiko, „und werde erfreut ſein, wenn du zu mir kömmſt.“

„So gehabt euch alle wohl,“ ſagte Benno.

„Gehabt euch wohl, hochehrwürdiger Herr,“ ſagten die Mutter und die Baſe.

„Gehabe dich wohl, Vater Benno,“ ſagte Witiko.

Und der Prieſter Benno erhob ſich von ſeinem Sitze, und verließ das Gemach.

Wentila, Witiko und die Baſe ſprachen noch lange und Mancherlei mit einander.

Dann ging Witiko wieder in die Herberge, ordnete dort verſchiedene Dinge an, und ſah nach den Leuten und den Thieren.

Hierauf ging er in das kleine Häuschen zu der Mutter und der Baſe zurück. Sie hatten ein Abendeſſen gerichtet, verzehrten es mit einander, und Witiko legte ſich dann in dem Kämmerlein ſeiner Kindheit auf ein Lager, das größer als damals bereitet worden war.

Er blieb eine Woche in Landshut, indeſſen ſich die Frauen und Benno zur Reiſe rüſteten.

Er ging jeden Tag zu Benno, und Benno zu ihm.

Dann begaben ſich alle auf den Weg nach Prič. Die Frauen und die Dienerinen wurden von Saumroſſen in Senften getragen. Auch das alte Mütterlein Marhild wurde mitgenommen. Die Männer ritten. Die Habſchaften trugen ebenfalls Saumthiere.

Als ſie in Prič ankamen, waren viele Menſchen verſammelt, und grüßten ſie mit Zurufen der Freude. Sie riefen die Namen, und wiederholten den Ruf öfter. Alle Leute des Hofes ſtanden vor dem Thore, und grüßten die Herrin und den Herrn, und den hochehrwürdigen Vater Benno und die Baſe, und endlich auch die Männer des Geleites Witiko's, und die Frauen des Geleites Wentila's.

Als die Männer von den Pferden geſtiegen waren, und die Frauen aus den Senften gehoben hatten, führte Witiko die Mutter in die Wohnung des Hofes, welche immer die ihrige geweſen war. Dann geleitete er die Baſe in die zwei Gemächer, in denen ſie gehauſet hatte, als ſie gaſtlich in dem Hofe Prič beherbergt worden war. Dann geleitete er Benno in die Stube, in welcher er das Buch der Kaiſer aufzuſchreiben begonnen hatte. Hierauf ging er erſt in ſeine Wohnung.

Die Gemächer der Mutter waren noch in dem nämlichen Stande, in dem ſie geweſen waren, als ſie mit ihrem Gatten in denſelben gewohnt hatte. Die zwei Gemächer der Baſe waren daneben, und waren auch in der früheren Geſtalt. Und ſo war auch die Stube Benno's. Witiko hatte nur eine Stube und ein Kämmerlein. Für die Unterkunft des Geleites wurde durch Gemächer, und in der erſten Nacht auch durch Gezelte geſorgt.

An dem Morgen nach der Ankunft gingen die Mutter, die Baſe, Benno und Witiko mit einem Gefolge in die Kirche, die auf einem Berge bei Prič ſtand. In der Kirche wurde der Gottesdienſt gefeiert, und dann beteten ſie auf den Gräbern des Vaters Witiko's, ſeines Großvaters und ſeines Urgroßvaters. Die Gräber der anderen Vorfahrer wußte man nicht mehr.

Und nach dieſer heiligen Handlung begannen ſie das Leben in Prič.

Die Leute des Hofes, die Leute, die zu dem Gebiete des Hofes gehörten, und die Leute, die ſonſt in der Umgebung wohnten, kamen, und bezeigten Witiko Ehrerbietung und Huldigungen zu ſeiner Standeserhöhung.

Er beſah die Angelegenheiten des Hofes, und beſprach ſich mit den Seinigen darüber.

Als die Blätter der Bäume abgefallen waren, ritt er an den Hof des Herzogs Wladiſlaw nach Prag. Er wurde von dem Herzoge mit Ehren empfangen, und wenn Rath war, zu demſelben gezogen. Er ſaß bei den Herren und Lechen, und ſprach, wenn von den Geſchicken des Landes geſprochen, und über dieſelben ein Entſcheid eingeleitet wurde. Er durfte zu der Herzogin kommen, und wurde von ihr über ſein Leben und das Leben der Seinigen befragt. Er ging zu den Herren und Lechen, die er kannte, und die in Prag waren, er ging zu Weliſlaw, der nach dem Tode des früheren Zupanes vom Wyšehrad jetzt als Zupan auf dem Wyšehrad wohnte. Er ging auch zu dem hochehrwürdigen Biſchofe Otto, und wurde von ihm in dem Gemache empfangen, in welchem er einmal mit dem gewählten Biſchofe Silveſter geredet hatte. Er ging zu dem Baue der Kirche des heiligen Veit, und betrachtete, wie weit er gediehen ſei. Er ging zu dem Kloſter des heiligen Georg, und ſah, wie man es wieder errichtete, und er ging an manche Stellen der Stadt und der Burgflecken, um zu ſehen, was man ſeit der Belagerung wieder erneuere und verſchönere. Er ging auch mit ſeinem Pergamente in die Kammer des Herzoges, und ſagte, daß er keinen Wunſch einer Änderung habe. Es wurde in einem zweiten Pergamente der genauere Beſtand ſeines Gebietes aufgeſchrieben, an die beiden Pergamente hingen viele Herren und Lechen ihre Siegel, und die Pergamente wurden ihm gegeben. Er bewahrte ſie in einem feſten ledernen Trühelchen bei den Sachen, die ihm werth waren. Er ging auch zu verſchiedenen Männern, und berieth ſich mit ihnen über Dinge, die er vor hatte.

Dann verabſchiedete er ſich von Prag, und ritt zu Silveſter.

Von Silveſter ritt er wieder nach Přic.

In Přic lebte er im Winter mit ſeiner Mutter, mit Benno, und mit der Baſe, und ſie berathſchlagten, was in dem Walde geſchehen müſſe, und was überhaupt in der Zukunft weiter zu thun ſei.

Im Frühlinge ritt er mit ſeinem Geleite in den Wald gegen Mittag.

Er ritt in den Wangetſchlag, und hieß ſeine Leute Gezelte vor dem Häuschen errichten.

Als er von dem Pferde geſtiegen war, wurde er von Huldrik, der ſein Haupt entblößt, und ſeinen Nacken gebeugt hatte, in die Stube geführt. Er legte ſeine Haube und ſein Schwert ab, ſetzte ſich an den Tiſch, und ſagte: „Sei mir ſehr viele Male gegrüßt, du guter alter Huldrik."

Huldrik fiel auf die Knie vor Witiko nieder, und rief: „Witiko, Witiko, ein Witiko wird kommen, und Witiko iſt gekommen."

„Stehe auf, Huldrik," ſagte Witiko, „ich kann ſonſt nicht mit dir reden."

„Laſſet mich nur Gott danken, daß meine Augen es ſchauen," ſagte Huldrik.

Dann rief er: „Ich danke dir, Gott, ich danke dir, Gott."

Dann ſtand er auf, und ſchluchzte, daß ſein ganzer Körper erzitterte.

Regina ſtand neben ihm, und weinte auch, wie Lucia in dem oberen Plane geweint hat. Der neue Knecht, der an Jakobs Stelle jetzt in dem Häuschen war, ſtand auch da, und die Thränen floſſen ihm herab.

„So faſſe dich, mein lieber alter Huldrik," ſagte Witiko, „ich habe es dir ja verſprochen, daß ich nach dem mähriſchen Kriege kommen werde, als ich mit den Männern im vorvorigen Winter an deiner Leuchte ſaß."

„Aber wie ihr kommen werdet, habt ihr nicht geſagt; ich aber habe geſagt, daß ich es erleben werde, und daß ich euch den Bügel halten werde, wenn ihr in euer neues Schloß einzieht," rief Huldrik, „und nun iſt es da, ihr ſeid der Herr im Walde, ſo weit meine Augen ſehen und noch weiter, und eure Macht wird noch wachſen, bis ſie unendlich iſt. Der reichſte Herr des Stammes wird Milch und Honig an dem Buchentiſche eſſen, ihr habt ſie gegeſſen, und ich habe geſagt, daß es ſehr ſchnell geht, und nun geht es ſchnell, und ihr werdet der reichſte Herr des Stammes."

„Huldrik," entgegnete Witiko, „und ich habe dir geſagt: Verſuchen wir nicht Gott. Der gute Herzog Wladiſlaw hat mir Waldesland gegeben. Ich werde in demſelben ſchalten, wie ich es für gut und recht halte, und wenn es ſein kann, es vermehren, ich werde den Leuten Gutes thun, und dir und dem Wangetſchlage gewiß nicht das Wenigſte."

„Das iſt der Anfang," ſagte Huldrik, „Alles muß einen Anfang haben, und der Anfang iſt geweſen, wie ihr zu Milch und Honig habt kommen müſſen. Und wie jetzt eure Leute Gezelte vor dieſem Hauſe bauen, ſo werden Lager vor euerem Schloſſe hier ſein, weit dahin, und tauſende von Zelten, und Roſſe und Reiter, und Wagen und Männer mit Edelſteinen und Waffen, die gekommen ſind, euch zu huldigen, und es werden Hunderte und Tauſende von Eiern verzehrt werden und Tauſende von Fiſchen und Tauſende von Hühnern und Tauſende von Lämmern, und das Heu für die Pferde wird wie ein häuſergroßer Schober lagern, und ihr werdet wie ein König ſein, der noch genug hat, und der einen Hofrichter und einen Schenken und einen Truchſeß und einen Kämmerer beſitzt."

„Indeſſen ſollen wir doch denen, die draußen Gezelte bauen, behilflich ſein," ſagte Witiko, „und ihnen mit Rath und Weiſung beiſtehen."

„Ja, das ſollen wir, und ſo iſt es der Burggebrauch," ſagte Huldrik.

„So thun wir es," entgegnete Witiko.

Witiko nahm ſeine Haube und ſein Schwert, und ſagte dann zu dem Knechte und zu der Magd: „Ich grüße euch freundlich, laſſet euch nicht leid ſein, was ihr für mich und die Meinigen Mühe habt."

„Wir thun Alles gerne, recht gerne," ſagte der Knecht.

Regina küßte den Ärmel von Witiko's Kleide, und weinte fort.

Dann gingen Witiko und Huldrik hinaus zu den Männern, die draußen das Lager machten, und der Knecht folgte.

Es waren die Säumer mit Witiko's Habe angekommen, und er ließ die Dinge in das Häuschen bringen.

Leute aus den Häuſern von dem Wangetſchlage gingen herzu, und betrachteten, was da geſchah. Einige riefen Witiko Heil und Segen zu, und grüßten ihn. Er dankte, und redete mit mehreren. Viele halfen bei dem Lager.

Am Abende kam der alte Johannes, und es kamen manche, welche mit Witiko in dem Kriege geweſen waren, zu dem Häuschen. Sie ſaßen vor demſelben auf Bänken, die man aus Brettern errichtet hatte, und ſprachen von den Dingen, die geweſen ſind, und die etwa ſein werden.

Am nächſten Tage kaufte Witiko eine Wieſe und ein Feld, welche zu dem Beſitzthume gut gelegen waren.

„Seht ihr, wie es ſich erfüllt,“ ſagte Huldrik, „aber es wird noch viel um das Schloß nöthig ſein.“

„Ich ſage es dir, Huldrik,“ antwortete Witiko, „du wirſt mir den Bügel halten, wenn ich in mein Haus einziehe; aber wie noch Alles wird, iſt in Gottes Hand.“

„Es wird, es wird,“ ſagte Huldrik. „Und wenn es doch wäre, daß es nicht würde, dann, dann.“

„Was dann?“ fragte Witiko.

„Dann müßte noch ein Witiko kommen, der das Schloß baut, in dem die goldenen Tiſche ſtehen werden, an denen man aus goldenen Schüſſeln eſſen wird,“ antwortete Huldrik. „Mein Vater hat es geſprochen, mein Großvater hat es geſprochen, und mein Urgroßvater, und es ſtammet von dem Himmel.“

„Die Dinge gehen oft auf eine andere Art in Erfüllung, als wir uns denken,“ ſprach Witiko.

„Sie erfüllen ſich, wir denken oder nicht,“ ſagte Huldrik.

„So werden ſich auch dieſe erfüllen,“ ſprach Witiko.

„Sie werden, ſie werden, und ihr werdet es ſehen,“ entgegnete Huldrik.

Witiko blieb zwei Tage in dem Wangetſchlage. Dann ritt er nach Friedberg.

In Friedberg kaufte er das ſteinerne Haus mit dem ſtarken runden ſteinernen Thorbogen, in welchem er einmal mit ſeinem Führer Florian übernachtet hatte. Er machte die Einleitung, daß das Haus für ihn und ſein Gefolge, ſo weit es möglich wäre, hergerichtet würde. Dann fragte er, ob Männer wären, die bei der Grabung eines Brunnens arbeiten und mauern könnten. Man nannte ihm die Männer. Er ließ ſie rufen, und ſagte ihnen, daß ſie ſich bereit hielten, wenn er ſie brauche. Sie verſprachen es.

Hierauf ritt er in den oberen Plan. Von dort ſandte er Botſchaft an den Zupan Lubomir nach Daudleb. Lubomir ſandte Botſchaft zurück, daß nach fünf Tagen Wentiſlaw, der Zupenrichter, zur Verkündung der Herrſchaft Witiko's kommen werde. Witiko ſendete Boten aus, und ließ alle Richter aller Orte ſeiner Beſitzung auf den Tag nach Plan entbieten.

Als der Tag gekommen war, wurde ein Tiſch vor die Kirche von Plan geſtellt. Und als Wentiſlaw und Witiko und die Richter und viele Menſchen dem Gottesdienſte beigewohnt hatten, traten Wentiſlaw und Witiko vor den Tiſch. Der Pfarrer ſtellte ein Kreuz des Heilandes auf den Tiſch, und ging dann an die Seite Witiko's. Die Richter ſtanden in einer Entfernung von dem Tiſche mit den Angeſichtern gegen Wentiſlaw und Witiko. Weiter zurück und herum ſtanden die andern Menſchen. Wentiſlaw las nun den Befehl des hocherlauchten Herzoges Wladiſlaw, daß Witiko von Přic mit Gebieten des Waldes und allen Gebühren begabt worden ſei. Er las aus dem Pergamente die Orte und das Gebiet und die Grenzen, und forderte die Richter zum Gelöbniſſe der Unterthänigkeit unter Witiko auf das Kreuz des Heilandes auf.

Die Richter gelobten die Unterthänigkeit unter Witiko auf das Kreuz des Heilandes.

Dann rief der Schmied von Plan mit lauter Stimme: „Heil dem guten Witiko, den wir zu unſerem Herrn erkoren haben.“

„Heil Witiko," riefen die Menſchen rings herum.

Und wieder riefen ſie Heil, und wiederholten es mehrere Male.

„Witiko, der Obmann im Kriege, und der Obmann zu Hauſe," rief David, der Zimmerer.

„Der Obmann im Kriege und der Obmann zu Hauſe," riefen die Menſchen.

„Wir haben es auf jenem Berge ſo geſagt, daß er uns führen müſſe, ehe noch die Schlacht geweſen iſt," rief Zacharias, der Schenke, „und er hat es gut gemacht, und er iſt wie wir, und wir ſind wie er. Und es iſt Alles gut."

„Und er hat die ganzen Waldleute, die auch nicht zu uns gehörten, geführt, als der grüne Feldherr erſchlagen war," rief Paul Joachim, der Maurer, „und es iſt gut geweſen, wir haben ihn verſtanden, und Alles iſt gut geweſen, und iſt jetzt gut."

„Die zu Hauſe wiſſen nicht, wie es im Kriege iſt," rief Stephan, der Wagenbauer, „aber wir, wir können es ſagen, daß es nun gut iſt."

Tom Johannes, der Fiedler, ſprang hervor, daß er zwiſchen den Leuten und den Herren ſtand, er ſtreckte ſeine verſtümmelte Hand empor und die andere auch, und machte mit den Mienen und den Händen Zeichen, daß er reden wolle. Als alle ſtille waren, rief er: „Ja, wir wiſſen es, die wir in dem Kriege geweſen ſind, wir wiſſen es, wir wiſſen Alles; aber alle wiſſen nicht, wie es ſich gebührt, und wie es in der hohen Sitte bei dem Herzoge iſt und bei den großen Lechen und bei den Herren und bei denen, die es verſtehen, und wer es verſteht, dem müſſen ſie folgen, und ich ſage euch, da redet ihr alle, bevor der Herr geredet hat, als ob ihr vornehmer wäret, erſt redet der Herr und dann der Unterthan."

„Du redeſt auch vor dem Herrn, und mehr als wir alle," rief Zacharias, der Schenke.

Die Menſchen lachten; aber ſie ſchwiegen.

Da ſprach Witiko: „Redet, es rede, wer da wolle."

Sie redeten aber jetzt nichts mehr.

Da erhob Witiko ſeine Stimme, und rief: „Richter der Häuſer und Orte meines Gebietes, ihr habt mir das Gelöbniß der Unterthänigkeit für alle Menſchen des Gebietes auf das Kreuz des Heilandes geleiſtet, ich nehme das Gelöbniß an, und leiſte auf das Kreuz des Heilandes euch und allen Menſchen des Gebietes das Gelöbniß der Treue eines Herren gegen ſeine Unterthanen und der Erfüllung der Pflichten der Herrſchaft entgegen. Ich beginne an dem heutigen Tage die Herrſchaft, und ſage: den zehnten Theil deſſen, was ihr dem hocherlauchten Herzoge Wladiſlaw als Gebieter des Waldlandes gegeben habt, erlaſſe ich euch auf die Zeit meines Lebens. Das Andere werdet ihr mir entrichten. Die Dienſte für mich allein zu meinem Bedarfe und zu meinem Vergnügen werde ich nicht von euch erzwingen, meine Bauwerke, meine Wege, meine Stege und Brücken, meine Reiſen, meine Jagden und meine Bewachung ſchöpfe ich aus meinem Eigenthume. In den Dienſten für das Gebiet und für den hocherlauchten Herzog werde ich euch nicht bedrücken, und werde euch, wenn die Nothwendigkeit dazu kömmt, die Nothwendigkeit darlegen.

Den Guten werde ich gut ſein, wie ein Genoſſe des Waldes dem Mitgenoſſen des Waldes iſt. Die da fehlen, werde ich zu beſſern ſuchen, und wenn Strafe ſein muß, werde ich nach dem Erweiſe der Schuld milde aber ſicher ſtrafen. Wer Hilfe braucht, der komme zu mir, und ich werde nach meinen Kräften helfen. Die Thore meiner Wohnung werden offen ſtehen, daß keiner meiner Unterthanen ausgeſchloſſen iſt. Ich danke euch, daß ihr gekommen ſeid, gehet zu den Eurigen und verkündet, was ich geſagt habe.“

Als er dieſe Worte mit lauter Stimme gerufen hatte, entſtand ein Schreien in dem Volke, daß kein einziger Ruf zu verſtehen war; aber es war ein Schreien der Zuſtimmung und ein Schreien der Freude. Sie drängten ſich herzu, daß kein Raum mehr zwiſchen ihnen und Witiko war, und es ſtieß einer den andern. Und in dem Schreien des Volkes hörte man das Aufweinen von Kindern und das Kreiſchen von Weibern, die gedrückt wurden. Die Richter aber ſtreckten ihre Hände gegen Witiko, und er reichte jedem die ſeinige. Und als das Schreien ſich gemildert, und als man einzelne Rufe vernommen hatte: „Heil Witiko“, „Segen Witiko“, „Das iſt recht“, „Das iſt gut“, und als nur mehr die Stimmen durcheinander redeten, nannte Witiko jeden Richter mit ſeinem Namen, und ſagte ihm, daß er ſeine Inſaſſen und ſeine Angehörigen grüßen möge.

Dann wurde das Kreuz des Heilandes in die Kirche getragen, Witiko und Wentiſlaw und der Pfarrer und der Richter von Plan bahnten ſich einen Weg durch die Menſchen, und gingen gegen das ſteinerne Häuschen Witiko's. Alle

Menſchen, die vor der Kirche geweſen waren, gingen mit ihnen, und die zu Hauſe hatten bleiben müſſen, ſtanden jetzt auf der Gaſſe, und ſahen dem Zuge nach, und immer dauerte das Rufen der Freude und das Jubeln. Witiko und ſeine Gefährten traten in das Häuschen, und verzehrten dort ein Mahl. Als das Mahl geendiget war, kamen junge Männer und Mädchen in ihrem Feſttagputze auf die Gaſſe vor dem Häuschen, und ſangen Lieder. Witiko und ſeine Gäſte gingen zu ihnen hinaus, und hörten zu. Und als die Lieder zu Ende waren, dankte Witiko den Sängern und Sängerinen herzlich, und es dankten die Gäſte. Dann dankte Witiko auch den Menſchen, die noch immer auf der Gaſſe verſammelt waren, und ſie zerſtreuten ſich nach und nach.

Am nächſten Tage ritt Wentiſlaw mit ſeinem Geleite wieder gegen Daubleb zurück.

Als die Morgenſtunden dieſes Tages vergangen waren, kamen der Pfarrer und der Richter von Plan mit mehreren Männern zu Witiko, und brachten ihm die Huldigung von Plan dar. Er reichte ihnen Brod und Salz, und dankte. Dann ſprachen ſie von verſchiedenen Dingen. Witiko ſagte, er werde von Männern wie Lubomir und Bolemil lernen, was in dem Walde zu thun ſei, es liege ein Schatz in dem Walde, der gehoben werden könne. Wenn er die Mittel wiſſe, werde er jedem, der es wünſcht, in ſeinem Gebahren behilflich ſein. Die Männer dankten, und ſagten, ſie würden ſich folgſam erweiſen. Witiko lud ſie ein, an den Abenden, ſo lange er da ſei, zu ihm zu kommen. Die Männer verſprachen es.

Und am Abende des Tages ſaß er mit vielen Männern vor dem Häuschen, und ſie ſprachen, bis die Zeit zum Nachhauſegehen gekommen war.

Witiko ging auch an Abenden in andere Häuſer, und ſaß dort bei den Männern, die ſich verſammelt hatten.

In dieſen Tagen kamen noch Richter mit Männern aus Waldſtellen nach Plan, um Witiko die Huldigungen darzubringen. Er ſprach zu ihnen, wie er zu denen von Plan geſprochen hatte.

Hierauf ritt er nach Friedberg, und wohnte in dem ſteinernen Hauſe. Da kamen auch noch Richter mit Männern zur Huldigung, und es wurde geſprochen, was in Plan geſprochen worden war.

Eines Tages ſandte Witiko Botſchaft an den Brunnenmeiſter in Daudleb. Der Brunnenmeiſter kam nach einer Zeit zu ihm. Witiko ließ die Brunnenarbeiter, mit denen er bei ſeinem früheren Aufenthalte in Friedberg geſprochen hatte, kommen, und er ging dann mit allen durch den breiten Wald hinauf zur Stelle, auf welcher die Säule des heiligen Apoſtels Thomas geſtanden war. Dort, ſagte er, möchte er einen Brunnen graben laſſen, wenn man gutes Trinkwaſſer finde. Der Brunnenmeiſter meinte, es werde reines Trinkwaſſer im Granitſteine gefunden werden. Und dann beſtimmte er die Zeit, wann begonnen werden könnte, und machte die Vorbereitungen. An dem bezeichneten Tage begannen die Männer zu graben. In der Zeit, da ſie gruben, ritt Witiko mit einem Geleite zu Lubomir, zu Rowno, zu Diet von Wettern, zu Oſel und den anderen Herren, die in der Nähe ſeines

Gebietes hauſten. Dieſe Herren kamen dann auch mit Geleiten zu Witiko in das ſteinerne Haus nach Friedberg, und wurden von ihm bewirthet.

Es kam auch der Richter von Friedberg mit mehreren Männern zu ihm, und ſie baten ihn um Unterſtützung zur Erweiterung des kleinen hölzernen Kirchleins. Witiko ſagte die Unterſtützung zu, und bald wurden die Anſtalten zu dem Baue gemacht.

An einem Tage kam auch Huldrik zu Witiko, und ſagte, daß er eine Bitte habe.

„So bitte, Huldrik," ſagte Witiko, „es wird nichts Ungebührliches ſein, und ich werde es erfüllen."

„Es iſt etwas Nothwendiges," ſagte Huldrik.

„So ſprich," ſagte Witiko.

„Ich bitte, erlaubet mir, daß ich auf dem ſteinernen Thorbogen dieſes Hauſes, in dem ihr wohnt, eine Roſe mit fünf Blättern einmeißeln laſſen darf," ſagte Huldrik.

„Liegt dir viel daran, daß dieſes geſchehe?" fragte Witiko.

„Es iſt ein Zeichen der Zeiten, und die Zeichen und die Zeiten werden wachſen," antwortete Huldrik.

„So laſſe die Roſe meißeln," ſagte Witiko.

„Und die fünf Blätter werde ich ein wenig mit der rothen Farbe bemalen laſſen," ſprach Huldrik, „denn die Roſe iſt die rothe Roſe."

„Mir ſind die rothen Waldroſen einmal ein Zeichen geworden," ſagte Witiko.

„Seht ihr," ſprach Huldrik.

„So mache ſie roth, aber nur ein wenig," entgegnete Witiko.

„Nur ſo viel, daß die Roſe die rothe Roſe iſt,“ ſagte Huldrik.

„So thue es, und mache deine Vorbereitungen, wenn du einmal anfangen willſt,“ ſprach Witiko.

„Es muß jetzt geſchehen,“ ſagte Huldrik.

„Wer wird die Roſe machen?“ fragte Witiko.

„Elias, der Steinhauer von Plan,“ antwortete Huldrik, „und er wird auch die rothe Farbe bringen.“

„So ſei es,“ ſagte Witiko.

Huldrik ging nun in den oberen Plan, und kam mit dem Steinhauer Elias zurück. Elias begann nun auf einem Gerüſte an dem Thorbogen zu meißeln, und meißelte fünf Tage, und Huldrik ſtand fünf Tage bei ihm. Dann wurde das Gerüſte weggenommen, und man ſah auf dem Scheitel des ſteinernen Thorbogens eine fünfblätterige Roſe mit ſchwacher rother Farbe.

„Erlaubet, hoher Herr,“ ſagte Huldrik zu Witiko, „daß ich den Werklohn für Elias aus dem Eigen des Hauſes in dem Wangetſchlage zahle, weil von dem Wangetſchlage Alles ſtammt.“

„So thue es,“ ſagte Witiko.

„Und habet Dank, daß ihr das Werk erlaubt habt,“ ſprach Huldrik.

Dann zahlte er Elias den Arbeitslohn, zeigte den Leuten von Friedberg die rothe Roſe, und erklärte ihre Bedeutung, und ging wieder in den Wangetſchlag zurück.

Und da Witiko in dem ſteinernen Hauſe in Friedberg wohnte, kamen öfter Menſchen aus verſchiedenen Stellen des

Waldes, und brachten Geſchenke zu ihm und zu ſeinem Geleite, das im Hauſe war, und zum Theile noch an der Moldau lagerte. Sie brachten Feldfrüchte, Geflügel, Fiſche, Thierfelle, ein Lamm, ein Zicklein, und ähnliche Dinge. Witiko nahm die Geſchenke, und gab Gegengeſchenke.

Nach einer Zeit kam ein Brunnenarbeiter zu Witiko, und ſagte, daß ſie auf Waſſer gelangt ſeien.

„So ruhet drei Tage an dem Brunnen, und vergnüget euch,“ ſagte Witiko, „daß wir ſehen, ob das Waſſer ſich kläre. Am vierten Tage werde ich mit Männern zu euch hinauf kommen, daß wir das Waſſer beſchauen und begrüßen.“

Witiko ließ nun den Pfarrer, den Richter, die Älteſten und die Kirchenvorſteher von Friedberg, dann den Richter und die Vorſteher von der Friedau, den Richter und die Vorſteher von der Stift und den Waldhäuſern des Heurafel, vom Kirchenſchlage, von der unteren Moldau, und von anderen nahen Stellen bitten, daß ſie von heute am vierten Tage zu ihm kommen, und mit ihm zum Brunnen des heiligen Thomas gehen möchten. Wenn noch andere Menſchen mitgehen wollen, ſo werde es ihm eine Freude ſein.

Und die Männer, welche gerufen worden waren, kamen alle an dem vierten Tage zu Witiko, und er ging mit ihnen und mit Leuten ſeines Gefolges durch den großen Wald zu dem Brunnen empor. Viele andere Menſchen gingen aus Neugierde mit.

Als ſie zu dem Brunnen gekommen waren, und ſich um ihn herum geſtellt hatten, ſagte Witiko zu dem Brunnenmeiſter von Daudleb: „Nun zeige uns das Waſſer.“

Der Brunnenmeiſter nahm einen Eimer aus Ahornholz, und ſtieg mit demſelben auf der Leiter in den Brunnen hinab. Er brachte den Eimer mit Waſſer gefüllt herauf, ſtellte ihn auf einen Block, und ſagte: „Siehe das Waſſer, hoher Herr."

Witiko blickte in den Eimer, und ſprach: „Ich ſehe den Boden des Gefäßes und die Fäden des Holzes ſo klar wie durch die klare Luft."

Und auch die andern ſchauten in den Eimer.

Dann ſagte Witiko: „Urban, reiche den Becher."

Urban nahm aus einem Lederſacke, das er trug, einen ſilbernen Becher, und reichte denſelben Witiko.

Der Brunnenmeiſter ſchenkte aus dem Eimer Waſſer in den Becher.

Witiko ſagte: „Das Silber blickt glänzend aus dem Waſſer."

Dann ſetzte er den Becher an den Mund, trank, und ſagte: „Das Waſſer iſt lieblich wie die lieblichen Steinquellen unſerer Wälder."

Er reichte den Becher dem Pfarrer von Friedberg, und der Pfarrer trank. Und die anderen Männer, die Witiko geladen hatte, tranken aus dem ſilbernen Becher, der immer wieder gefüllt wurde.

Die Männer ſagten: „Das Waſſer iſt wie das beſte, das aus den Waldfelſen quillt."

Der Becher wurde wieder in das Fach gethan.

Hierauf ſprach Witiko: „Männer, ihr ſagt, daß das Waſſer gut ſei für menſchliches Leben."

„Sehr gut," riefen die Männer.

„Und wird es in Fülle ſein, und wird es dauern?“ fragte Witiko den Brunnenmeiſter.

„Es wird in Fülle ſein, und dauern,“ ſagte der Brunnenmeiſter, „es ſind drei Quellen auf dieſer Höhe, und eine davon haben wir in dem Brunnen gefangen; ſie strömt unten nicht mehr hervor.“

„Und alle, die hier vorüber kamen, haben in den dürreſten Jahren aus den Quellen getrunken,“ ſagte der alte Melchior von der Stift.

„Die Feldquellen verſiegen, die Waldquellen nicht,“ ſagte der alte Wenhart von der Friedau.

Nach dieſen Worten nahm Witiko ſeine Haube von dem Haupte, und ſagte: „So danke ich Gott für die Erfüllung meines Sinnes, daß ich mir hier ein Haus bauen kann. Um den Brunnen werde ich mir in der Mitte des Waldes ein Haus bauen, in der Mitte derer, die jetzt zu mir gehören. Ich habe euch gebeten, mit mir zu dem Brunnen zu gehen, daß ihr Zeugen deſſen ſeid, was geſchehen ſoll. Sagt es den Eurigen. Du aber, Brunnenmeiſter, fertige den Brunnen aus, daß er ein Burgbrunnen wird. Ich werde die Einleitungen zu dem Baue fortführen, und werde euch bald bitten können, daß ihr der frommen Handlung beiwohnet, wenn zu dieſem Baue die erſte Erde mit der Schaufel aus dem Grunde gehoben wird. Jetzt erquicket euch mit einem Trunke Wein, und dann gehen wir wieder nach Friedberg.“

Er ſetzte ſeine Haube wieder auf, und ging mit den Gäſten in die Brunnenbauhütte zu einem kleinen Mahle.

Die anderen Leute aber, die bei dem Brunnen geſtanden waren, tranken jetzt auch von dem Waſſer aus den Trinkgefäßen der Arbeiter, in welche es aus dem Eimer geſchenkt wurde.

Als die Männer in der Brunnenhütte ſich mit Wein und Speiſen erquickt hatten, gingen alle wieder nach Friedberg hinunter.

Am anderen Tage ſandte Witiko eine Botſchaft nach Prag fort.

Dann ließ er verkünden, daß er ein Haus bauen werde, und daß ſich Leute melden ſollen, die um Lohn arbeiten wollen.

Die Menſchen aber, die bei dem Thomasbrunnen geweſen waren, breiteten aus, was ſie dort gehört hatten, und es kamen Leute herbei, welche freiwillige Arbeit anboten. Insbeſonders kamen Männer aus Plan. Witiko nahm die Anerbietungen an, und ſagte, daß die Arbeiterordnungen dann ſchon eingeleitet werden würden.

Nach einiger Zeit kam ein junger Mann aus Prag, und Witiko ſtellte ihn den Seinigen vor, und ſagte: „Dieſer Mann iſt der Bauherr Eppo aus Prag, welcher mir verſprochen hat, meine Burg zu bauen. Wer von euch dem Werke zugewieſen iſt, muß den Weiſungen dieſes Mannes folgen.“

Eppo ließ nun alle die Dinge richten und ordnen, die vor dem Beginne des Baues nothwendig waren.

Als er ſie beendiget hatte, ſendete Witiko die Einladungen zu der Feier des Anfanges des Werkes aus.

Es kam nun der alte Zupan Lubomir von Daudleb, es kam der alte Pfarrer von Plan, es kam Rowno, Diet von Wettern, Oſel, Wyhon von Prachatic, Wolf von Tuſch, Wernhard von Ottau, und die anderen Herren aus der Gegend des Waldes. Es kamen Herren aus dem Lande Baiern herauf. Es kamen die Richter aus dem Gebiete Witiko's und noch andere Menſchen aus dem Walde.

Als der Morgen des anberaumten Tages angebrochen war, ging der Zug von Friedberg durch den hohen Wald empor. Viele Menſchen folgten, und andere gingen von allen Richtungen her zur Stelle des heiligen Apoſtels Thomas. Als der Zug an dieſer Stelle angekommen war, ſahen die Männer den Platz weit herum gelichtet, zwiſchen den grauen Geſteinen ſtanden Bauhütten, es lagen Baudinge herum, Stäbe waren geſteckt, wo die Mauern werden ſollten, und auf dem grünen Raſen war ein Altar errichtet. Aus Brettern war eine Reihe von Bänken und Tiſchen gemacht.

Die Männer des Zuges ſetzten ſich auf die Bänke, und der Pfarrer von Plan feierte mit der Beihilfe des Pfarrers von Friedberg und der Kirchendiener vor dem Altare den Gottesdienſt. Als dieſer beendiget war, ſegnete der Pfarrer von Plan die Stelle, auf welcher die Burg ſtehen ſollte. Dann nahm er die Schaufel, welche ihm gereicht wurde, und hob mit ihr ein Stückchen Raſen heraus, wo der Grund für die Mauern gegraben werden ſollte. Dann nahm Lubomir die Schaufel, und hob ein Stückchen Erde heraus. Dann nahm ſie Rowno, dann Wyhon von Prachatic, dann Diet von Wettern, und alle die Herren und Gäſte, und jeder hob ein Stückchen Erde heraus. Der letzte, der es that, war Witiko.

Hierauf ſtellte ſich eine Reihe von Männern, die von

Plan, von Friedberg und von anderen Orten gekommen waren, im Feſttagsgewande mit Schaufeln auf.

Der Pfarrer von Plan aber ſprach: „So wird ein neues Haus begonnen, der Himmel iſt jetzt über ihm, der Himmel ſei dann in ihm, und der Himmel weiche nicht von ihm.“

„Und er ſei über dem ganzen Walde,“ ſagte der Pfarrer von Friedberg.

Darauf ſprach Lubomir: „Witiko, du treuer freundlicher Sohn unſeres Landes, wie du uns hier auf dem grünen Raſen verſammelt haſt, ſo verſammle uns einmal in dem Hauſe. Lebe in dem Hauſe, und mögen noch viele in dem Hauſe leben, und ein Geſchlecht hervorgehen, das groß und mächtig iſt, wie einmal Geſchlechter in unſerem Lande geweſen ſind, und wie ſie noch ſind. Und möge die Macht nie zur Frevelmacht werden, und die Zerſtörung auf ſich ſelber rufen, wie in unſeren Tagen Mächte und Reichthümer hingeſchwunden ſind, die noch im Jahre zuvor ſelbſt dem Herzoge Trotz geboten haben. Das Geſchlecht halte den Schild über den Wald und über das Vaterland, daß im Walde ſeine Spuren dauern, wenn es längſt entſchwunden iſt, und daß im Vaterlande ſeine Thaten in Worten, in Geſängen und in Pergamenten erzählet werden.“

„Wie ich damals geſagt habe, als du zum erſten Male bei mir in meinem Thurme geweſen biſt,“ rief der Wladyk Nowno: „Es iſt nur immer einer geweſen, der der Stifter eines großen Geſchlechtes geworden iſt, ſo kann aus dem kleinen Anfange ein großer Fortgang werden. Und ich habe geſagt: die Wladyken müſſen größer werden. Ich, der Wladyk, bin größer geworden, Diet iſt größer geworden, Oſel iſt größer geworden, Hermann iſt größer geworden, und alle im Walde ſind größer geworden, und du biſt jetzt auch ein Herr in dem Walde. Und ich habe geſagt: Wir dehnen unſere Beſitzungen gegen den Wald, und wir haben ſie gegen den Wald gedehnt, und du dehneſt ſie gegen den Wald. Wer hätte gedacht, daß du ſo bald die Burg deiner Herrſchaft bauen wirſt. Aus dem Walde kann Großes ausgehen, er hat die Kraft, und treibt ſie hervor, aus Jedem von uns kann das Große kommen.“

„Mein Ahnherr iſt ein Pechſammler in dem Walde geweſen,“ ſagte Lubomir

„Und ihr ſeid ein mächtiger Zupan und Kriegsanführer,“ antwortete Rowno, „was kann aus jedem werden? Wir müſſen zuſammenhalten, und in freundlicher Nachbarſchaft leben. Du biſt jetzt einer wie wir, Witiko, und wir ſind wie du.“

„In freundlicher und guter Nachbarſchaft,“ rief Oſel.

„In guter treuer Nachbarſchaft,“ ſagte Diet.

„Wir werden zuſammen ſtehen, wie wir zuſammen geſtanden ſind, und werden nicht ſtreiten,“ ſagte Wernhard von Ottau.

„Ja, in guter Nachbarſchaft,“ riefen mehrere.

Dann ſprach Witiko: „Hochwürdige Prieſter, hoher Zupan und ehrwürdige Männer. Ich danke euch für eure Wünſche. Möge der Himmel in dem Hauſe ſein, wie der hochwürdige Pfarrer geſagt hat; darin liegt Alles. Was ſonſt geſchieht, füge Gott. Ich werde beſtrebt ſein, das Gute zu thun, alles Andere, ſagt Silveſter, iſt darin enthalten. Ich werde ein treuer Nachbar ſein, und niemand ſchädigen. Und ſo reiche ich meine Hand darauf."

Er reichte die Hand hin, und einer nach dem andern faßte ſie.

Nun brachte Eppo, der junge Baumeiſter aus Prag, ein Pergament herbei, faltete es auseinander, und zeigte es. Auf ihm war die Burg abgebildet, wie ſie ſein würde, wenn ſie fertig wäre. Die Männer gaben einer dem andern das Pergament, und jeder betrachtete es, und jeder lobte es.

Dann wurde es wieder in ſein Fach gelegt.

Hierauf ſprach der Meiſter der Maurer den Maurerſpruch. Dann ſprach der Meiſter der Zimmerer den Zimmererſpruch, und dann ſenkten die Männer, die in ihren Feſtgewändern mit den Schaufeln da geſtanden waren, die Schaufeln, ſtießen ſie in die Erde, und es begann das Schaufeln des Feſtes. Und das Feſtſchaufeln tiefte einen Graben aus, wie ihn das wirkliche Schaufeln getieft hätte. Dann gab der Baumeiſter das Zeichen, daß die Arbeit zu Ende ſei, und es wurde an den Tiſchen, auf den Bänken, auf dem grünen Raſen, wie es ſich fügte, ein Mahl verzehrt. Die Menſchen, welche als Zuſchauer da waren, bekamen Speiſe und Trank, ſo weit die Dinge nur reichen mochten.

Nach dem Mahle ging der Zug wieder nach Friedberg hinunter.

Noch an dem Tage und an dem folgenden traten die fremden Gäſte den Heimweg an.

Es begann nun auf dem Berge des heiligen Thomas der Bau der Burg. Eppo theilte die Werkmänner, die er gedungen hatte, und die Männer, die freiwillig herzu gekommen waren, zur Arbeit ein. Die Gräben wurden als Grund der Mauer getieft, und die Bäume wurden erhöht, an denen die Gerüſte werden ſollten. Und wie bei dem Baue der Burg Schauenberg wurden in allen dienlichen Richtungen die Baugegenſtände herbei geſchafft. Die zahlreichen Männer und Weiber, die bei dem Werke beſchäftiget waren, hielten Ordnung, und wie die Ameiſen ſonſt beſtrebt ſind, in dem Walde ihre Wohnung zu fördern, ſo trachteten jetzt die vielen Menſchen in dem Walde eine menſchliche Wohnung zu errichten.

Witiko wohnte indeß in dem ſteinernen Hauſe in Friedberg.

Eines Tages aber ritt er in ſeinem Ledergewande, nur von Raimund begleitet, von dem Hauſe fort. Er ritt in die Herberge der unteren Moldau, und von dort auf dem Saumwege des großen Waldes zu den Häuſern von Aigen hinaus. In Aigen wurde das Mittagmahl verzehrt, die Pferde raſteten, und bekamen Nahrung. Von Aigen ritten die zwei Männer im Walde auf dem Saumwege den Waſſern der Mihel entgegen. Und am Nachmittag kamen ſie in das Waldhaus Heinrichs von Jugelbach. Das Thor wurde ihnen geöffnet, ſie ritten in den Hof, Witiko wurde von Heinrich begrüßt, und die Pferde wurden verſorgt. Witiko ſprach: „Erlaubt, daß ich zuerſt in euer Gemach gehe.“

Heinrich führte ihn dahin.

Als ſie in dem Gemache waren, ſagte Heinrich: „Seid mir gegrüßt, Witiko. Ich habe eine Freude darüber, daß ihr zu dieſer Friſt gekommen ſeid.“

„Ich habe eurer Worte gedacht,“ antwortete Witiko, „und habe meiner Worte gedacht.“

„Und ihr habt nach den Worten gehandelt,“ ſagte Heinrich, „reicht mir die Hand.“

Witiko reichte ihm die Hand. Heinrich faßte ſie, und ſprach: „Eure Hand iſt die Hand eines Mannes, und meine Hand iſt auch die eines Mannes.“

Witiko ſagte: „Ihr habt mich in euerm Gemache begrüßt, und ich habe euch begrüßt, führet mich nun zu der hohen Frau Wiulfhilt.“

„So gehen wir,“ ſprach Heinrich.

Sie gingen in das Gemach Wiulfhilts.

Da ſie eingetreten waren, ſtand Wiulfhilt von ihrem Sitze auf, ging Witiko entgegen, reichte ihm die Hand, und ſprach: „Seid mir von Herzen gegrüßt, Witiko, ihr habt uns wieder in unſerem Waldhauſe aufgeſucht.“

Witiko beugte ſich auf die dargebotene Hand nieder, und küßte ſie, dann richtete er ſich auf, und ſprach: „Ich begrüße euch in Ehrerbietung, hohe Frau. Ich habe der Reife der Zeit geharrt, in der ich wieder zu euch kommen darf. Ich glaube, daß die Reife eingetreten iſt, und da habe ich einen Mann geſendet, der erkunden ſoll, ob ihr in dem Waldhauſe wohnet. Der Mann hat mir die Nachricht zurück gebracht, daß ihr in dem Hauſe wohnet, und ſo bin ich zu demſelben geritten. Und weil ich nun vor euch ſtehe, hoher Herr, und vor euch, erhabne Frau, ſo erlaubet, daß ich vor allen Dingen zuerſt von dem rede, was zu reden ich gekommen bin.“

„Nehmen wir Sitze,“ ſagte Heinrich.

Sie ſetzten ſich.

„Sprecht, Witiko,“ ſagte Heinrich.

„Weil ihr gütig höret, ſo rede ich,“ ſprach Witiko. „Ihr, hoher Herr, habt einmal zu mir geſagt: Ihr ſeid als Gaſt in meinem Hauſe immer willkommen, und ihr, erhabene Frau, habt geſagt: Kommt als Gaſt bald wieder in unſer Haus. Ich bin aber als Gaſt nie mehr gekommen, weil ich in anderen Ehren kommen wollte, oder gar nicht mehr. Ihr, Herr Heinrich von Jugelbach, habt vor zwei Jahren in euerem Gemache zu mir geſagt: Ihr habt in der Schlacht die rothe Waldroſe auf dem weißen Schilde getragen, ſorget, daß die Roſe in die Geſchicke eurer Länder hinein blühet, und dann kommt. Ihr, Herr Heinrich von Jugelbach, habt vor zwei Jahren in dem Gemache eurer hohen Gattin geſagt: Ihr habt euch bei den Leuten Vertrauen erworben, die in dem Walde wohnen. Im Walde ſtehen noch viele Dinge bevor, beachtet ſie, Witiko. So habt ihr geſagt. Ihr, erhabene Frau Wiulfhilt von Dornberg, Gattin des Herrn Heinrich von Jugelbach, habt vor zwei Jahren in dem Speiſegemache zu mir geſagt: Der Wille meines Gemales iſt der meinige. So habt ihr geſagt. Und ſo bin ich hier. Ich bin in jener Zeit, da ich von euch fort geritten bin, mit Zdik, dem Biſchofe von Olmüz, zu Regimbert von Peilſtein und Hagenau, dem Biſchofe von Paſſau, nach Paſſau geritten, wohin ich Zdik geleitete. Ich bin bei dem hochehrwürdigen Biſchofe von Paſſau ſo lange als Gaſt geblieben, ſo lange ich nach Geziemung bleiben mußte. Dann bin ich auf einem Donauſchiffe von Paſſau bis zur Stadt Wien gefahren, und bin auf den Kahlenberg in die Burg des erlauchten Markgrafen von Öſterreich, Heinrich, geritten, in welcher Burg meine Mutter bei Agnes, der hocherhabenen Mutter des Markgrafen, als Gaſt war. Ich habe meine Mutter beſucht, welche ich lange nicht geſehen habe. Ich bin ſo lange bei meiner Mutter geblieben, als es die Gebühr erfordert hat. Ich bin in jener Zeit auch bei dem erlauchten Markgrafen geweſen, und habe mit ihm geſprochen. Von Wien bin ich nach Plan in den Wald geritten, und bin in dem Walde geblieben. Im Frühlinge mußte der Krieg des hocherlauchten Herzoges von Böhmen und Mähren, Wladiſlaw, gegen die Empörer in Mähren beginnen. Die Männer des Waldes haben in großer Zahl beſchloſſen, in den Krieg zu gehen. Sie hatten Vertrauen zu mir, und die, welche von den Häuſern der oberen Moldau bis zu den Häuſern der Stift und der Kienberge wohnen, haben mich zu ihrem Führer gewählt, daß wir einen Theil der Schaaren des Herzoges Wladiſlaw bilden. Ich führte ſie zu dem Herzoge, und er hat mir den Befehl über ſie gegeben. Die Männer des Waldes haben allein einen Kampf gegen die Schaaren Wratiſlaws, des Herzoges von Brünn, beſtanden, und haben die Schaaren des Herzoges in die Flucht geſchlagen. Sie ſind in der Schlacht bei Znaim geweſen, und ſind dort wie ſtarke und tüchtige Leute des Waldes beſtanden. Sie haben die Züge gegen Brünn und Olmüz und durch das ganze Land mitgemacht. Als die Feinde niedergeworfen, und das Land Mähren in der Gewalt des Herzogs war, belohnte er ſie, und ſie zogen in ihre Heimath. Mir gab er ein Pergament, darauf ein Strich Waldlandes verzeichnet iſt, das er mir mit Gebühren und

Unterthanpflichten ertheilte. Ich bin dadurch einer der Herren geworden, wie ſie in unſerem Lande über Unterthanen ſind, und bin als ein ſolcher Herr zu dem Rathe des Herzoges berufen. Ich habe dieſem Rathe in Prag auch ſchon beigewohnt. Das Pergament habe ich in ſeiner Taſche auf meinem Pferde mitgebracht, und werde es euch zeigen. Nach dem Kriege in Mähren bin ich zu meiner Mutter nach Landshut geritten, und habe ſie und den ehrwürdigen Prieſter Benno, der ein Freund meines Vaters war, und mein gütiger wohlwollender Lehrer und Erzieher iſt, und unſere Baſe Hiltrut, in deren Häuschen meine Mutter als Gaſt war, in unſeren Hof nach Pric geleitet. Dann bin ich nach Prag zu unſerem Herzoge gegangen, und in die Kammer des Herzoges. Dort haben ſie mein Pergament in die vollſtändige Ordnung gebracht. In Prag habe ich den jungen kundigen Baumeiſter Eppo erforſcht, und habe mit ihm den Bau eines Hauſes verabredet. Im Winter war ich in Pric bei meiner Mutter, bei Benno, Hiltrut und meinen Leuten. Im Frühlinge bin ich nach Friedberg geritten, deſſen Häuſer auf einem Hügel an der Moldau ſtehen. Von Friedberg geht im Mittage ein breiter und langgedehnter Wald empor, der eine hohe Schneide hat, und er geht von der Schneide wieder breit und weit hinunter, bis wo die Mihel fließt. Auf ſeiner Schneide ſtand einmal eine Säule des heiligen Apoſtels Thomas, darum er jetzt der Thomaswald heißt. Auf der Stelle der Waldſchneide, wo die Säule des heiligen Apoſtels geſtanden war, baue ich mir jetzt eine Burg, welche das Witikohaus heißen ſoll, wie ihr auf der Steinzunge der Berge zwiſchen Aſchach und

Eferdingen eine Burg baut, die Schauenberg heißen wird. Der Baumeiſter Eppo hat eine Abbildung der Burg gemacht, wie ſie ſein wird, wenn ſie fertig geworden iſt. Ich habe die Abbildung in ihrem Fache mit mir genommen, und werde ſie euch zeigen. Als das Bauen der Burg begonnen war, und fortſchritt, bin ich zu euch geritten, und nun bin ich da, und frage euch: Darf ich den Gedanken faſſen, daß ich der ſicheren Ehren theilhaftig werden kann, unter welchen ich dann öfter in eurer Burg erſcheinen werde."

Als Witiko ſeine Rede geendet hatte, ſprach Heinrich von Jugelbach: „Wir haben gewußt, daß ihr kommen werdet, Witiko, und haben gewußt, was ihr reden werdet, und wir: ich, meine Gattin, Wiulfhilt von Dornberg, mein Vater, Werinhart von Jugelbach, meine Mutter, Benedicta von Aſchach, mein Bruder, Gebhart von Jugelbach, und noch Männer, die in unſerem Vertrauen ſind, haben berathen, was euch geantwortet werden ſoll. Seid in meinem Hauſe herzlich gegrüßt, Witiko. Ich muß aber doch den Anfang der Antwort ein wenig anders machen, als ich und Wiulfhilt nach der Anhörung des Rathes der Unſrigen beſchloſſen haben. Ihr habt eure Erlebniſſe nicht genau erzählt, oder die Männer in dem Walde haben nicht genau geredet, oder die, welche die Erzählungen der Männer des Waldes brachten, ſind in ihren Nachrichten nicht genau geweſen. Nicht die Leute des Waldes haben für ſich ſofort beſchloſſen, zu dem Herzoge Wladiſlaw in den bevorſtehenden Krieg zu ziehen. Ihr habt den Zug vorbereitet, Witiko. Ihr habt zu den Leuten geſprochen, ihr habt ihnen geſagt, wie die Dinge ſind, und habt ihren Willen den Dingen zugelenkt. Ihr habt Waffen vorbereitet und Gewänder und Zurüſtungen und Übungen, und ſeid ſelbſt der Lehrer in den Übungen geweſen. Ihr habt durch euch die Liebe der Leute erworben, und ſie ſind in großer Zahl eurer Einſicht zugefallen. Es ſind im Winter Leute über den Wald heraus gekommen bis zu uns an den Inn, und haben von dieſen Dingen erzählt, und Leute, die von uns im Kaufe und Tauſche in dem Walde geweſen ſind, haben davon erzählen gehört, und in unſerem Lande iſt davon erzählt worden. Und weil das gerecht iſt, wozu ihr die Menſchen angeleitet habt, ſo haben wir eine Freude über die Erzählung gehabt. Ihr ſeid mit den Männern zu Wladiſlaw gezogen, und ihr habt durch eure Führung Wratiſlaw geſchlagen, und ihr habt im Kriegsrathe des Herzoges angeboten, durch die Schlucht vor Znaim den Feind zu umgehen, weil es die Waldleute können. Ihr habt die Schlucht bewältiget, und ein Theil jenes Sieges iſt euer. Ihr ſeid in den andern Zügen umſichtig geweſen, und habt überall für eure Leute durch Ordnung, Nahrung, Pflege und Erfüllung jedes Bedarfes geſorgt, und habt Mäßigung bewieſen. Nicht jedem Führer hat der Herzog Waldland gegeben. Ich habe geſagt, in dem Walde ſtehen noch viele Dinge bevor, und ihr, Witiko, habt ein Werkzeug gefunden, die Dinge hervor zu rufen, die Zuneigung der Leute, und ihr habt die Art, die Dinge zu rufen, und die Klugheit, und jetzt auch die Macht. Ihr werdet ſie rufen, ihr wißt jetzt ſelber noch nicht, wie weit. Das hat mir mein Freund Lubomir geſagt, das hat mir mein Freund Ctibor geſagt, das hat mir mein Freund Nemoy geſagt, das hat mir mein Freund

Kowno geſagt, das hat mir mein Freund Hermann geſagt, und das hat ein Mann geſagt, der nicht mein Freund iſt, der aber die Dinge kennt, Strich von Plaka, der fürchtet, daß ihr durch Benützung des Waldes ihm Schaden zufügt. So, Witiko, muß ich in meiner Antwort ſprechen, und euch der Ungenauheit in eurer Erzählung bezüchtigen, und ſo, Witiko, hat die Roſe in die Geſchicke eures Landes hinein geblüht, und ſie wird ferner hinein ranken und Wurzeln faſſen. Ich weiß Friedberg ſehr gut, und kenne die Stelle der Säule des heiligen Apoſtels Thomas. Sie iſt für eine Burg ſo gut, daß ihr wenige gleich ſind. Das Pergament dürft ihr mir nicht zeigen; aber die Abbildung der Burg zeigt mir. Und ſo ſage ich euch, Witiko, ihr dürft, wie ihr die Worte geſprochen habt, den Gedanken faſſen, daß ihr der höheren Ehren theilhaftig werdet, unter denen ihr öfter in meiner Burg ſein ſollet. Meine Gattin hat mit mir den gleichen Willen."

„Ich habe ihn," ſagte Wintſhilt, „wie es beſchloſſen worden iſt, und ich habe ihn noch früher gehabt als die andern, weil ich euch mit meinen inneren Augen früher kannte, als euch die andern mit ihren äußeren Augen kennen lernten."

„Hoher Herr," antwortete Witiko, „hocherhabene Frau, ich danke mit Ehrerbietung der Antwort, die ihr mir gegeben habt. Euch, hocherhabne Frau, danke ich noch, daß ihr mit euern inneren Augen Gutes an mir geſehen habt, und euch, hoher Herr, danke ich noch, daß ihr gut von mir geredet habt. Ihr habt zu gut geredet. Die Dauer und Kraft der Waldleute hat gewirkt und die Güte des Herzogs."

„Und beide haben gerne für euch gewirkt,“ ſagte Heinrich, „erhaltet euch beide.“

„Ich will darnach ſtreben,“ ſagte Witiko. „Und nun, hoher Herr und erhabene Frau, erlaubet, daß ich auch das Zweite rede, weshalb ich gekommen bin.“

„Sprecht,“ ſagte Heinrich.

„Eure hochedle Tochter Bertha,“ ſprach Witiko, „hat zu mir bei dem großen Steine an dem Waldesſaume geſagt: Baue dir ein Haus, Witiko, und wenn dann noch keine Makel an dir iſt, ſo folge ich dir, und harre bei dir bis zum Tode. Geſtattet, hoher Herr und hocherhabene Frau, daß ich Bertha ſage, ich baue mir nun ein Haus, und daß ich ſie frage, ob eine Makel an mir iſt.“

„Sagt ihr, und fragt ſie,“ antwortete Heinrich.

„Und wenn ſie ſagt, es ſei keine große Makel an mir, darf ich ſie dann fragen, ob ſie mir folgen wolle?“ ſprach Witiko.

„Ihr dürft ſie fragen,“ entgegnete Heinrich.

„Und wenn ſie ſagt, ſie folge mir, darf ich dann feierlich kommen, um ſie zu werben, daß ſie mein Eheweib werde?“ ſprach Witiko.

„Ihr dürft kommen, und vor allen den Unſern werben,“ antwortete Heinrich, „und ſo gehet zu Bertha.“

„Gehet, Witiko, ſie harret eurer,“ ſagte Wiulfhilt.

„Geleite Witiko zu ihr,“ ſagte Heinrich.

„So folget mir, Witiko,“ ſprach Wiulfhilt.

„Ich folge euch, hocherhabene Frau,“ ſagte Witiko.

Sie ſtanden auf. Heinrich reichte Witiko die Hand, Wiulfhilt ging bei der Thür hinaus, und Witiko folgte ihr.

Sie führte ihn über den Gang in das Gemach Bertha's.

Bertha ſaß in dem Gemache an einem Tiſche. Von ihrem Haupte gingen zwei Zöpfe nieder, an den Armen war weißes Linnen, der Bruſtlatz war roth, und von ihm fiel der ſtark faltige ſchwarze Rock hinab.

Sie ſtand auf, da ihre Mutter mit Witiko in das Zimmer kam.

„Bertha," ſagte die Mutter, „Witiko hat deinen Vater und mich gefragt, ob er mit dir ſprechen dürfe, und wir haben ihm geantwortet, er darf mit dir ſprechen. Willſt du ihn hören, und auch mit ihm ſprechen?"

„Ich will ihn hören, und mit ihm ſprechen, Mutter," ſagte Bertha.

„So ſprecht, und ich gehe zu dem Vater," ſagte Wiulfhilt.

Sie verließ nach dieſen Worten das Gemach.

Witiko ſtand in ſeinem Ledergewande vor Bertha, und ſah ſie an. Bertha ſah ihn an.

„Was willſt du zu mir ſprechen, Witiko?" fragte ſie.

„Du haſt an dem ſchönen großen Steine neben dem Waldſaume vor zwei Jahren zu mir geſagt, Bertha," antwortete Witiko: „baue dir ein Haus, Witiko, und wenn dann noch keine Makel an dir iſt, ſo folge ich dir, und harre bei dir bis zum Tode. Nun baue ich mir ein Haus, und bin gekommen, dich zu fragen, ob eine Makel an mir iſt?"

„Es iſt keine Makel an dir, Witiko," antwortete Bertha.

„So wirſt du mir in das Haus folgen?" fragte Witiko.

„Ich werde dir in das Haus folgen," entgegnete Bertha.

„Und wirſt dort harren bis zu dem Tode?" fragte Witiko.

„Ich werde harren bis zu dem Tode,“ antwortete Bertha.

„So iſt geſprochen, was zuerſt geſprochen werden ſollte,“ ſagte Witiko. „Bertha, Bertha, ſei mir tauſendmal gegrüßt.“

„Sei tauſend und tauſend Mal gegrüßt, Witiko,“ antwortete Bertha.

Und ſie reichten ſich die Hände, hielten ſich an denſelben, und ſchauten ſich in das Angeſicht.

„Bertha,“ ſprach Witiko, „du haſt geſagt: Ich will, daß dir Keiner gleich iſt, ſo weit die Augen blicken, es mögen unten die Bäume des Waldes emporſtehen, oder die goldenen Felder der Ähren, oder der grüne Sammet der Wieſen dahin gehen. Nun aber ſind mir viele gleich, es ſind ſehr viele über mir, wirſt du mich in hoher Achtung halten können, Bertha?“

„Witiko,“ antwortete Bertha, „als ich jene Worte geſagt hatte, gabſt du mir die Erwiederung: Ich will zu dem Höchſten ſtreben.“

„Ich wollte es, und will es noch,“ ſagte Witiko, „und ich habe auch geſagt, daß ich das Ganze thun will, was ich kann.“

„Nun, das Streben iſt der Anfang,“ ſagte Bertha, „und den Anfang haſt du gemacht, Witiko. Ich habe an jenem Steine auch geſagt: Wenn ich dir folge und bei dir harre, dann rede zu den Männern deines Landes, bringe ſie zu dem Großen, und thue ſelber das Große. Ich kann alſo nicht wollen, daß dir jetzt ſchon Keiner gleich iſt; aber die Jahre werden es nach den Jahren bringen, und einmal werde ich ſagen: Witiko, jetzt iſt dir Keiner gleich.“

„Und die Jahre werden nach den Jahren vergehen, und du wirſt es nicht ſagen können,“ antwortete Witiko.

„Dann werde ich noch weiter harren,“ ſprach Bertha.

„Und wenn du immer harreſt,“ ſagte Witiko.

„So weiß ich dich auf dem Wege,“ antwortete Bertha. „Witiko, ich habe geſagt: Wenn du ein niederer Mann würdeſt, ſo würde ich als dein Weib von dir gehen, dahin du mir nicht folgen könnteſt.“

„Ich werde niemals ein niederer Mann,“ ſagte Witiko, „und ſo, Bertha, in dieſen Gefühlen wirſt du mein Weib.“

„So werde ich dein Weib,“ entgegnete Bertha.

„Und ſo iſt nun erfüllet, was erfüllt werden ſollte, gehen wir jetzt zu den Eltern,“ ſprach Witiko.

„Gehen wir,“ ſagte Bertha.

„Ich bitte dich noch um etwas,“ ſprach Witiko.

„Sage es,“ entgegnete Bertha.

„Gehe mit mir heute an dieſem Tage, wenn es deinem Vater und deiner Mutter genehm iſt,“ ſprach Witiko, „zu der Stelle, auf welcher ich dich zum erſten Male geſehen habe, da du mit Roſen bekränzt da ſtandeſt, und gehe mit mir zu den Steinen, auf welchen wir an jenem Tage geſeſſen waren.“

„Ich werde ſehr gerne mit dir gehen, Witiko,“ ſagte Bertha, „und wir werden den Vater und die Mutter darum bitten.“

„So gehen wir nun,“ ſprach Witiko.

Und ſie gingen über den Gang zurück in das Gemach Wiulſhilts. In demſelben war noch Heinrich bei ſeiner Gattin. Witiko und Bertha traten vor die Eltern. Wiulſhilt ſtand auf, und küßte Bertha auf die Stirne. Heinrich nahm Witiko's Hand in die ſeine, und legte ſie dann in die Hand Wiulfhilts.

„Laſſe die Kinder an unſerer Seite ſitzen, Wiulfhilt," ſagte er.

„Setzet euch zu uns," ſprach Wiulfhilt.

Heinrich und Wiulfhilt ſetzten ſich auf ihre Stühle, und Witiko und Bertha ſetzten ſich auf Stühle daneben.

„So ſind eure Wünſche geſichert," ſprach Heinrich, „und die Vollendung wird folgen. Und da ihr nun, Witiko, wie eure Worte gelautet haben, der höheren Ehren bei uns theilhaftig geworden ſeid, ſo werdet ihr auch die minderen nicht verſchmähen, und eine Weile unſer Gaſt ſein."

„Ich werde es mit Freude ſein," antwortete Witiko, „und werde auch dieſe Ehre ehren."

„Und uns wird es eine Freude ſein, euch länger zu ſehen als ſonſt," ſagte Wiulfhilt.

„Wir können dann auch über viele Dinge ſprechen, die ſich ereignet haben, und ihr könnt mir Manches erzählen, Witiko," ſprach Heinrich. „Auch könnt ihr Bertha beſſer kennen lernen, und Bertha euch."

„Ich kenne Witiko ſchon, mein Vater," ſagte Bertha.

„Und ich kenne Bertha," ſagte Witiko.

„Und wenn ihr eines das andere kennet," ſprach Heinrich, „ſo wird die Gegenwart euch doch erheben."

„Ja," ſagte Bertha.

„Ja," ſagte Witiko.

„Und unſer Haus und unſer Wald und unſere andern

Liegenſchaften können euch zu mancher Betrachtung dienen,“ ſagte Heinrich.

„Und ich kann für die Zeit, die mir zunächſt liegt, etwas lernen,“ ſprach Witiko.

„Ihr könnt für eure Handlungen, die ihr jetzt thut, bald die Einſichten gewinnen,“ ſagte Heinrich.

„Und ihr werdet mir mit eurem Rathe gewiß beiſtehen,“ ſprach Witiko.

„Wenn ihr ihn bedürft, und wenn er etwas nützt, werde ich ihn gerne geben,“ antwortete Heinrich.

„Ich werde ihn bedürfen, und er wird nützen,“ ſagte Witiko.

„Jetzt aber,“ ſprach Heinrich, „iſt es die erſte Pflicht des Wirthes, den Gaſt zu pflegen. Ihr ſeid von dem Pferde geſtiegen, und ſeid gleich in mein Gemach geführt worden. Es iſt billig, daß ich euch in eure Wohnung geleite, daß ihr euch ſtärkt, vorerſt einrichtet, und dann ſagt, was ihr weiter bedürfet.“

„Es iſt eine Bitte ganz anderer Art, welche ich ſtellen möchte,“ ſprach Witiko.

„So redet,“ ſagte Heinrich.

„Gebet eure Genehmhaltung,“ ſprach Witiko, „daß Bertha und ich an dieſem heutigen Tage die Stelle beſuchen, an welcher ich Bertha zum erſten Male geſehen habe. Bertha bittet das Gleiche.“

„Ich bitte das Gleiche, Vater,“ ſagte Bertha.

„So beſuchet die Stelle,“ antwortete Heinrich, „wenn die Mutter meiner Meinung iſt.“

„Laſſe die Kinder gehen,“ ſagte Wiulfhilt.

„Ich danke,“ ſprach Witiko, „wir werden wieder in das Gemach zurückkommen.“

„Ich danke, Vater und Mutter,“ ſagte Bertha.

Nach dieſen Worten ſtanden Witiko und Bertha auf, verabſchiedeten ſich von den Eltern, und verließen das Gemach. Sie gingen durch die Thür des Hauſes auf den Sandplatz hinaus, und von dem Sandplatze auf dem Wieſenpfade gegen Mittag dahin, wie ſie vor ſechs Jahren auf demſelben Pfade gegen Mitternacht dem Hauſe zugegangen waren. Sie ſprachen beide kein Wort. Als ſie zu der Betſtelle des rothen Häuschens gekommen waren, knieten beide neben einander nieder, und beteten. Dann gingen ſie ſtumm weiter. Sie kamen an den Saum der Schlucht, in welcher das Waſſer rauſchte, wie es vor ſechs Jahren gerauſcht hatte. Sie gingen am Rande der Schlucht in der Richtung des rinnenden Waſſers dahin. Der Wald nahm ſie auf. Sie verließen dann das Waſſer, und gingen links zwiſchen den Stämmen weiter.

Da ſagte Witiko: „Bertha, Bertha, vor ſechs Jahren ſind wir auf dieſem Wege herauf zu deinem Vater und zu deiner Mutter gegangen, zu denen du mich, den Fremdling, geführt haſt. Wer von uns beiden hätte damals gedacht, daß wir einmal dieſen Weg gehen werden, wie wir ihn heute gehen?“

„Das habe ich nicht gedacht,“ ſagte Bertha, „aber das war mir, daß wir oft mit einander gehen werden.

„Und mir war,“ entgegnete Witiko, „daß ich oft mit dir gehen möchte. Haſt du mich alſo gerne in das Haus deiner Eltern geführt?“

Ich wäre ſonſt nicht an der Waldſtelle mit den Roſen auf meinem Haupte ſtehen geblieben, als du dich näherteſt," ſagte Bertha, „ſondern ich wäre in den Wald geflohen wie Trude geflohen iſt."

„Alſo biſt du meinetwillen an der Stelle ſtehen geblieben?" fragte Witiko.

„Ich wollte dich ſehen," ſagte Bertha, „und als ich dich geſehen hatte, warſt du mir lieb."

„Und als ich dich geſehen hatte, warſt du mir auch lieb," ſprach Witiko. „Wir waren zwei Kinder."

„Ja, aber ich habe ſchöne Ritter und Knaben vor dir geſehen, und keiner war mir lieb," antwortete Bertha.

„Und ich habe ſchöne Jungfrauen und Mädchen vor dir geſehen, und keine war mir lieb," ſagte Witiko.

„Siehſt du?" ſprach Bertha.

„Und weil ich dir lieb war, haſt du mit mir geredet?" fragte Witiko.

„Weil du mir lieb warſt, habe ich mit dir geredet," antwortete Bertha.

„Und weil ich dir lieb war, biſt du mit mir zu den Sitzſteinen an den Ahornen gegangen?" fragte Witiko.

„Weil du mir lieb warſt, bin ich mit dir zu den Sitzſteinen an den Ahornen gegangen," antwortete Bertha.

„Und biſt neben mir auf den Steinen geſeſſen," ſagte Witiko.

„Und bin neben dir auf den Steinen geſeſſen," ſprach Bertha.

„Und mir biſt du ſo lieb geweſen," ſagte Witiko, „daß ich immer bei dir hätte ſitzen, und immer mit dir hätte reden mögen. Du biſt heute wie damals gekleidet, Bertha."

„Es iſt das nämliche Gewand, welches ich an jenem Sonntage an gehabt hatte," antwortete Bertha, nur das ſchwarze Röcklein iſt mir ein wenig kürzer geworden."

„Mir iſt Alles wie in jener Zeit," ſagte Witiko.

„Ich habe jetzt das Kleid nie mehr getragen; aber ich habe mir es aufbewahrt," ſprach Bertha, „und da du heute kameſt, und da ich wußte, um was du mich fragen würdeſt, habe ich es angezogen. Du biſt auch in einem Gewande wie damals."

„Es iſt das nämliche," ſagte Witiko, „ich trage es oft, aber nicht immer, und habe es genommen, weil ich dich heute um das fragen wollte, um was ich dich gefragt habe. Und warum bin ich dir denn damals lieb geweſen, Bertha?"

„Du biſt mir lieb geweſen, weil du mir lieb geweſen biſt," antwortete Bertha.

„Ich bin dir ja ganz fremd geweſen," ſprach Witiko.

„Du warſt mir nicht fremd; als ich dich ſah, habe ich dich lange gekannt," antwortete Bertha.

„Und ich habe dich ja immer gekannt, da du mit den Roſen an dem Waldſaume ſtandeſt," ſagte Witiko.

„Ich habe es gewußt," entgegnete Bertha.

„Deine Mutter, Bertha, hat geſagt," ſprach Witiko, „ſie habe mich mit ihren inneren Augen ſchon früher gekannt, als mich die andern mit ihren äußeren Augen kennen lernten. Haſt du auch ſolche innere Augen, Bertha?"

„Ich weiß es nicht, antwortete Bertha, „aber ich habe dich nicht früher als die andern kennen gelernt, ſondern habe dich gleich gekannt."

„Ich habe dich auch gleich gekannt, und weiß nicht wie,“ ſagte Witiko. „Und doch bin ich, da ich an dem Steine deinen Mund geküßt hatte, nicht mehr gekommen bis heute.“

„Du durfteſt nicht kommen, Witiko,“ antwortete Bertha, „daß du mich erſchleicheſt, ſondern, weil du mich an dem Steine geküßt hatteſt, mußteſt du kommen, mich zu fordern, und du biſt gekommen.“

„Und wenn ich heute nicht gekommen wäre,“ ſprach Witiko.

„So wäreſt du ſpäter gekommen,“ ſagte Bertha.

„Und wenn ich gar nicht gekommen wäre,“ ſprach Witiko.

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte Bertha, „weil du gekommen biſt.“

„Ja, es iſt nicht möglich,“ antwortete Witiko. „Wenn aber deine Eltern ſtets nein geſagt hätten.“

„Das thun ſie nicht, weil ſie uns kennen,“ ſprach Bertha, „und wenn ſie es gethan hätten, ſo wäre ich durch mein Leben geblieben wie unſere Baſe, die Nonne.“

„Und ich hätte in meinem Gebiete, und im Lande ohne Weib geſchaltet,“ ſagte Witiko.

„Hier iſt die Stelle,“ ſprach Bertha.

„Hier biſt du mit den Roſen geſtanden,“ ſprach Witiko.

„Und dort biſt du geſtanden, da die Sonne auf die Steine geſchienen hat, und biſt dann gegen mich her gegangen,“ ſagte Bertha.

„Ich bin erſchrocken, da ich die Waldroſen auf deinem Haupte geſehen hatte,“ ſprach Witiko, „weil bei uns oft auf die Roſen gedacht wird.“

„Und ich mußte an dieſem Tage die Roſen nehmen, und wir müſſen die Roſen ehren,“ ſagte Bertha.

„Wir müſſen ſie ehren,“ antwortete Witiko, „und ſie werden mir immer ein Sinnbild bleiben.“

„Hier iſt Trude geſtanden,“ ſagte Bertha.

„Werde ich ſie ſehen, wenn ich in euerem Hauſe bin?“ fragte Witiko.

„Du wirſt ſie ſehen,“ antwortete Bertha, „ſie iſt ſehr ſchön geworden.“

„Und dieſer Platz, auf dem wir ſtehen, ſoll uns ſehr lieb bleiben,“ ſagte Witiko.

„Er ſoll uns lieb bleiben fort und fort,“ entgegnete Bertha.

„Nun gehen wir zu den Steinen,“ ſprach Witiko.

„So gehen wir,“ ſagte Bertha.

Sie wandelten an dem Saume des Waldes dahin, bis ſie zu den Steinen gelangten, von denen Witiko damals auf die ſingenden Mädchen geſchaut hatte.

Da ſie bei den Steinen angekommen waren, ſagte Witiko: „Bertha, ſetze dich nieder.“

„Ich bin auf dieſem geſeſſen,“ ſagte Bertha.

„So ſetze dich wieder auf ihn,“ ſprach Witiko.

Sie that es.

„Und ich bin neben dir auf dieſem geſeſſen,“ ſagte Witiko, „er iſt niederer, und ich ſetze mich wieder auf ihn.“

Er that es.

„Siehſt du, Bertha,“ ſagte er, „unſere Angeſichter ſind nun wieder in gleicher Höhe, wie damals, da ich dich angeblickt hatte, und da du mich angeblickt hatteſt.“

„Biſt du größer geworden, Witiko?“ fragte Bertha.

„Es muß ein wenig ſein,“ antwortete Witiko, „da ich dir hier wieder gleich bin, und da du geſagt haſt, daß dir dein Röcklein kürzer geworden iſt. Mein Lederkleid dehnt ſich.“

„Und ſo wie damals ragt dein Schwert in die niedreren Steine,“ ſagte Bertha, „und in den nämlichen Gewändern ſitzen wir hier wie vor ſechs Jahren.“

„Nur die Bäume, die jenſeits der hellen Wieſe ſtehen, an deren Rande wir ſitzen,“ ſprach Witiko, „glänzen nun im Sonnenſcheine, da ſie damals im Schatten waren, und die Blätter der Ahorne über uns ſind dunkel, die damals geſchimmert hatten.“

„Ich habe dir geſagt,“ ſprach Bertha, „daß es im Herbſte hier am Vormittage mild iſt, im Sommer ſehr heiß, daß aber am Nachmittage Schatten iſt. Der Schatten iſt lieblich, lege deine Haube wieder in das Gras wie damals, Witiko.“

Er nahm die Lederhaube von ſeinem Haupte, und legte ſie in das Gras, und die blonden Haare rollten auf ſeinen Nacken herab.

Und ſeine blauen Augen ſchauten in ihr Angeſicht, und ihre braunen in das ſeine.

„Wie wird denn die Burg heißen, die du bauſt?“ fragte Bertha.

„Witikohaus,“ antwortete Witiko. „Aber, Bertha, du haſt einmal geſagt: Ich weiß nicht, ob ich in Böhmen wohnen möchte; und die Burg wird in Böhmen ſtehen.“

„Und die Mutter hat geſagt,“ antwortete Bertha: „Wir Frauen, die wir abhängig ſind, wiſſen nie, wo wir wohnen werden, und wo wir dann mit den Unſrigen wohnen, wird es uns auch gefallen."

„Und wird es dir ſo gefallen?" fragte Witiko.

„So wird es mir gefallen," antwortete Bertha.

„Dein Vater hat geſagt, Bertha," ſprach Witiko: „Die alten Böhmen haben ihre Burgen und die Verhaltungen ihrer Zupen ſtets in der Ebene gebaut, wo Sümpfe waren, oder zwei Wäſſer zuſammen gingen, ſo daß nur auf einer Seite ein Eingang war. Ich baue meine Burg nicht ſo."

„Das wäre häßlich," ſagte Bertha.

„Ich habe damals deinem Vater geantwortet," ſprach Witiko: „Wo ein ſteiler Fels gegen Waſſer vorgeht, daß er rückwärts nur mit einer ſchmalen Zunge am Lande hängt, wird eine gute Wohnung ſein. Und dein Vater baut jetzt die Burg Schauenberg auf einer ſolchen Zunge, nur daß kein Waſſer vor dem Felſen iſt."

„Kennſt du den Schauenberg?" fragte Bertha.

„Ich bin auf einem Gerüſte der Burg geſtanden, die gebaut wird, als ich nach Landshut ritt," antwortete Witiko. „Ich habe aber, da ich zum erſten Male bei euch war, auch geſagt: Ein großer Wald, der einem zahlreichen Feindeshaufen den Zugang wehrt, und ihm Nahrung verſagt, könnte auch als Schutz dienen. Und ſo baue ich mir die Burg."

„Sieht man von ihr ſo herum, wie von der Burg Schauenberg?" fragte Bertha.

„Noch viel weiter," antwortete Witiko. „Bertha, du wirſt auf dem Söller der Burg ſtehen wie auf dem Fels der drei Seſſel, und wirſt das ganze Alpengebirge ſehen, ſo weit Augen zu reichen vermögen, da, wo das Land Baiern im Mittage an dieſe Gebirge ſtößt, und weiter gegen Morgen hin, wo das Land gegen Mittag an die Gebirge ſtößt, das der Markgraf von Öſterreich beherrſcht, bis zu dem Lande Ungarn, in das ſich die Berge ſenken. Du wirſt die Gaue des Landes Baiern ſehen, wo die Mihel fließt, wo die Donau strömt, wo die Ens und die Traun iſt, du wirſt Gaue des Landes Öſterreich ſehen, und Wieſen und Felder und Wälder in allen Gauen, und lichte Stellen, die Burgen ſind oder Kirchen oder Ortſchaften. Und wenn du mitternachtwärts ſchaueſt, ſo ſiehſt du die Moldau unten in den Forſten, und du ſiehſt die Flecke in dem großen Walde, wo Wieſen und Felder und Wohnungen ſind, und ſieheſt dahin bis zu den letzten Säumen der Bäume.“

„Der Vater lobt die Stelle,“ ſagte Bertha, „er iſt oft dort geweſen, und iſt in der letzten Zeit wieder in dem Lande Böhmen geweſen.“

„Und unterhalb deiner Augen von der Burg hinab,“ ſagte Witiko, „ragen, wie du an dem großen Steine geſagt haſt, die Wipfel des Waldes empor; aber es gehen nicht die goldenen Felder der Ähren dahin oder der grüne Sammet der Wieſen, wie an dem Fuße des Felſens, auf welchem die Burg Schauenberg ſteht.“

„Iſt der Wald, in dem die Burg ſtehen wird, groß?“ fragte Bertha.

„Er iſt ein Wald in den Wäldern,“ antwortete Witiko. „Wenn du von dem Friedbergwalde, wo die Häuſer von Friedberg an der Moldau liegen, durch ihn zur Burg hinan gehſt, ſo iſt das der kürzeſte Weg, und du brauchſt länger als eine Stunde zu ihm. Von der Burg gegen Mittag hinab bis zur Mihel gingeſt du leicht in zwei oder drei Stunden, und gegen Abend, und wo der Wald ſich biegt, gegen Mitternacht, brauchteſt du viele Tagereiſen, und gegen Morgen wenigere, oder auch viele.“

„Und wo iſt dein Gebiet?“ fragte Bertha.

„Du wirſt von der Burg den Kreuzberg ſehen, von dem gegen Mittag der obere Plan liegt,“ antwortete Witiko. „Von Plan der Moldau entgegen kömmt man zu dem Saume des Berges, darauf euer ſchwarzer See iſt. Von dieſem Saume über den oberen Plan hin nach Friedberg, und weiter an der Moldau hinab, bis wo ſie durch die Schlucht der Kienberge gefloſſen iſt, und mitternachtwärts gegen den Fels des Roſenberges und gegen die krumme Au geht, ſind die Häuſer und die Menſchen zerſtreut, die mir pflichtig ſind. Andere ſind dazwiſchen, die zu Rowno gehören oder zu Diet oder zum Herzog. Die Stücke Waldlandes, die mir der Herzog gegeben hat, ſind um Plan, um die untere Moldau, und um Friedberg. Die Bäume, die du von der Burg bis gegen die Mihel ſiehſt, und von der andern Seite bis an die Moldau vor Friedberg, ſind unſere Bäume.“

„Iſt eine Kirche bei der Burg?“ fragte Bertha.

„Es iſt die kleine Burgkirche in der Burg,“ entgegnete Witiko, „in Friedberg iſt eine hölzerne Kirche, die jetzt größer gebaut wird, und wenn mich Gott ſegnet, beginne ich noch den Bau einer ſteinernen Kirche des heiligen Apoſtels Thomas in der Nähe meines Hauſes.“

„Und in dieſem Hauſe wirſt du ſein, Witiko," ſagte Bertha, „du wirſt Männer und Freunde haben, du wirſt des Waldes pflegen, du wirſt in die Geſchicke des Landes handeln, und in den Rath des Herzoges gehen."

„Und in dieſem Hauſe wirſt du ſein, Bertha," ſagte Witiko, „du wirſt Frauen haben, du wirſt der Heimath pflegen, du wirſt in die Geſchicke des Landes blühen, und zu Hofe nach Prag gehen."

„Und in dieſem Hauſe werde ich ſagen: Witiko, jetzt iſt dir Keiner gleich," antwortete Bertha.

„Und ich werde in dem Hauſe ſagen: Bertha, dir iſt Keine gleich, und ſage es jetzt ſchon," ſprach Witiko

„Nun aber gehen wir zu den Eltern," antwortete Bertha, „Witiko, nimm deine Haube wieder, und komme."

Witiko nahm ſeine Haube, und ſetzte ſie auf.

Dann erhoben ſie ſich, er nahm Bertha bei der Hand, und ſie gingen am Saume des Waldes hin, und gingen auf dem nämlichen Wege in das Haus, auf welchem ihn Bertha vor ſechs Jahren in dasſelbe geführt hatte.

Als ſie in das Gemach kamen, von welchem ſie ausgegangen waren, ſahen ſie den Vater und die Mutter noch bei einander ſitzen.

Sie grüßten die Eltern, die Eltern grüßten ſie.

„Nun, habt ihr die Stelle beſucht?" fragte Heinrich.

„Wir haben ſie beſucht," antwortete Witiko.

„Wir ſind auch auf den Steinen an der Sperwieſe geſeſſen," ſagte Bertha.

„Habt ihr an dem Häuschen der heiligen Mutter ein kurzes Gebet geſprochen?“ fragte Winlſhilt.

„Wie wir vor ſechs Jahren bei dem Häuschen gebetet haben,“ antwortete Bertha, „ſo haben wir heute auch gebetet.“

„Vergiß den Himmel nicht, mein Kind, und der Himmel wird deiner nicht vergeſſen,“ ſagte Winlſhilt, „und bei Witiko wird es auch ſo ſein.“

„Witiko hat vor ſechs Jahren am Sonntage in dem Walde gebetet,“ ſagte Bertha.

„Und dann habe ich mein Glück gefunden,“ ſprach Witiko. „Gott hat mir ſtets mehr gegeben, als ich verdient habe. Hoher Herr und hocherhabene Frau, iſt es euch genehm, die Abbildung der Burg zu ſehen, die ich baue, ſo laſſe ich ſie bringen?“

„Zeigt ſie uns,“ antwortete Heinrich, „laßt aber das Begabungspergament bei Seite.“

„Wie es euer Wille iſt,“ ſagte Witiko.

Heinrich rief durch einen Schlag auf eine Glocke einen Diener herbei. Witiko ſagte ihm, er möchte ſich von ſeinem Knechte Raimund die braune Ledertaſche geben laſſen, und ſie bringen.

Der Diener brachte die Taſche.

Witiko öffnete ihr Schloß, und zog ein Pergament heraus, und legte es vor Heinrich und Winlſhilt auf den Tiſch. Das Pergament war ſchneeweiß, und auf dem weißen Grunde war das Bild einer Burg und eines Waldes an ihren Seiten in Farben.

„Wie ſchön,“ ſagte Heinrich.

„Das iſt ein Bild, der Aufbewahrung werth,“ ſprach Wiulfhilt.

„Es wird auch aufbewahrt,“ antwortete Witiko. „Dieſe Fenſter ſehen nach Mittag, dieſe nach Morgen, die auf den Rückſeiten, welche auf dem Bilde nicht erſcheinen, ſehen nach Mitternacht und Abend, und innerhalb aller dieſer Fenſter ſind rings die Gemächer des Burgherrn und der Burgfrau. Über dieſen ſind andere Gemächer, und unter ihnen iſt die Burgkirche, der Saal, und andere Gelaſſe. Hier ſind die Vorbauten mit Wohnungen, und zwiſchen dem Vorbaue und dem Hauptbaue iſt der Burghof. Hier ſind Ställe und Vorrathsräume, und hier ſchließt ſich die Vertheidigungsmauer. In den andern Blättern ſehet ihr die innere Ausdehnung und Eintheilung.“

Witiko zog noch mehrere Blätter aus der Ledertaſche, auf welchen Zeichnungen mit Linien waren.

Heinrich betrachtete die Blätter ſehr genau, dann ſagte er: „So wie ich jetzt meine, iſt die Burg gut erdacht und überlegt. Hat ſie der Baumeiſter Eppo erfunden?“

„Ich habe ihm den Platz beſchrieben, auf dem die Burg ſtehen ſoll,“ antwortete Witiko, „und habe ihm geſagt, wie ich mir die Burg denke. Dann hat er auf Blättern zu zeichnen angefangen, wir haben daran abgeändert, bis die Sache ſo wurde, wie ſie iſt. Dann hat er die Abbildungen verfertigt, und mir die Nachbilder auf Pergament gemacht.“

„Und er baut jetzt die Burg,“ ſagte Heinrich.

„Er baut ſie,“ antwortete Witiko.

„So ſei der Segen Gottes über ihm,“ ſprach Heinrich.

„Er möge es ſein," ſagte Witiko.

Dann reichte er das Pergament mit dem Farbenbilde an Bertha.

Bertha betrachtete es, gab es dann wieder zurück, und ſagte: „Witiko, es iſt ein ſchönes Bild und ein ſchönes Haus."

„Und die drinnen wohnen werden, ſollen glücklich ſein," ſprach Witiko.

Dann ordnete er die Blätter wieder in die Ledertaſche, ſchloß die Taſche, und ſchickte ſie in ſein Gemach.

Es waren hierauf noch verſchiedene Geſpräche zwiſchen Heinrich, Wiulfhilt, Bertha und Witiko.

Dann verabſchiedete ſich Witiko, und ging in ſein Gemach.

Das Abendeſſen war in dem Waldhauſe wie in früheren Zeiten.

Des andern Morgens ging Witiko zu dem Köhler Mathias.

Der Köhler und ſein Weib erhoben einen Freudenruf, als ſie Witiko erblickten.

„Witiko, Witiko," rief die Frau, „jetzt iſt Alles gut, jetzt hat Gott mein Gebet erhört, wir wiſſen es, und wiſſen ſchon Alles, es iſt Alles gut."

Und ſie reinigte mit einem Tuche die Bank, auf welche ſich Witiko ſetzen ſollte.

„Der Himmel hat euch geſegnet, ſeit ihr an jenem Sonntage von uns fort geritten ſeid, und wir freuen uns des Segens," ſagte Mathias.

„Ich weiß es," ſagte Witiko, „ich habe eurer oft gedacht, und werde eurer noch denken."

„Wollt ihr eine Milch, ſie iſt die beſte in dem Walde,“ ſprach die Frau.

„Gib mir ſpäter eine Milch, Margaretha,“ ſagte Witiko, „jetzt aber nenne und bringe mir einen Mann, Mathias, der ſicher eine Botſchaft zu meiner Mutter in unſern Hof Pric trägt.“

„Ich weiß ſchon,“ ſagte Mathias, „das muß eure Mutter ſchnell erfahren, und weil meine Meiler rauchen, muß der alte Peter gehen, er geht in ſeinem Ledergewande in Einem und unausgeſetzt fort, bis er dort iſt, und dann geht er wieder zurück.“

„Und bürgſt du für ihn?“ fragte Witiko.

„Ich bürge für ihn,“ antwortete Mathias.

„So hole ihn,“ ſprach Witiko.

Mathias ging fort, und kam nach einer Zeit mit Peter zurück, und ſagte: „Er wird nach Pric gehen.“

„Biſt du des Weges kundig?“ fragte Witiko den Mann.

„Wie der Diele meiner Stube,“ antwortete der Mann.

„So trage den Brief, der in dieſem Tuche iſt, nach Pric,“ ſagte Witiko, „gib ihn Wentila, meiner Mutter, und bringe mir die Antwort am achten Tage nach Friedberg. Hier haſt du Lohn für den Hinweg, in Friedberg erhältſt du ihn für den Rückweg. Rüſte dich, daß du bald fort gehen kannſt. Spute dich, raſte, wo du es bedarfſt, und genieße deiner Nahrung.“

„Ich raſte nicht viel,“ ſagte der Mann, „und habe meine Nahrung bei mir.“

Witiko gab ihm den Brief und etwas an Gelde. Peter nahm beides, und ging fort.

Witiko blieb noch eine Weile bei den Köhlerleuten, und trank etwas von der Milch, welche ihm Margaretha nun reichte. Die Kinder kamen von dem Walde, und Witiko beſchenkte ſie. Die Köhlerleute ſprachen von den Dingen, die geſchehen waren, und Margaretha ſagte, ſie habe Witiko geweiſſagt, da er einmal von ihnen Abſchied genommen habe; denn ſie habe die Worte geſagt: Erlebet recht große Dinge.

„Sie ſind ſo groß nicht geworden,“ ſagte Witiko.

Nach einer Zeit verabſchiedete er ſich, und ging wieder in das Waldhaus Heinrichs von Jugelbach zurück.

Er lebte nun als Gaſt in dem Hauſe mit Heinrich, Wiulfhilt und Bertha. Heinrich zeigte ihm genau alle Zubehör des Hauſes, und ſie ſprachen von der Gebahrung mit Feld, Wieſe, Wald und Viehſtand. Einmal waren alle und drei Dienſtmannen Heinrichs, die gekommen waren, auf dem Fels der drei Seſſel, und ein anderes Mal waren ſie bei dem ſchwarzen See, und wieder andere Male an verſchiedenen Stellen des großen Waldes. An einem Vormittage ſaßen Witiko und Bertha auch auf den Steinen der Sperwieſe, da die Sonne auf dieſelben ſchien.

Am ſechſten Tage, da Witiko in dem Hauſe Heinrichs war, ging er des Nachmittages allein im Walde auf dem Wege, der zu den Seſſeln führt. Da ſprang über grünbemooſte Steine zwiſchen den Stämmen Wolf zu ihm, blieb ſtehen, ſah ihn an, und ſprach: „Ihr habt mir ſchon im Hauzenberge Vergunſt zum Reden gegeben, gebt ſie mir heute auch.“

„Die haſt du immer, Wolf," ſagte Witiko, „ich habe mit dir in dem Speiſeſaale geredet, und du mit mir, und du haſt alle Tage mit mir reden können."

„Aber geheim und allein," ſagte Wolf.

„So rede geheim und allein," ſprach Witiko.

„Es muß ſo ſein," antwortete Wolf. „Ich bitte euch, nehmet mich in eure Dienſte."

„Willſt du deinen Herrn, Heinrich von Jugelbach, verlaſſen?" fragte Witiko.

„Ich will ihn nicht verlaſſen," antwortete Wolf, „ſondern recht bei ihm bleiben, nämlich bei Bertha, ſeiner Tochter. Ihr werdet ſie heirathen, und da werden Frauen mit ihr zu euch gehen, ihr zu dienen, ich weiß nicht, ob auch Männer mitgehen, die ihre und eure Diener ſind; aber es ſoll einer mitgehen, und ich ginge mit."

„Biſt du Bertha ſo zugethan?" fragte Witiko.

„Freilich, und ich muß ihr ja in Vielem helfen," ſagte Wolf, „ſie iſt hochgeiſtig wie ihr Vater, und hilft ſich in Manchem nicht, was ſie will. Es wäre eine wahre Schandthat geweſen, wenn ihr ſie nicht geheirathet hättet. Und ſeit ihr mit den zwei andern da geweſen ſeid, ſeid ihr wieder gar nicht gekommen, was nicht recht iſt."

„Bertha ſagt, es iſt recht geweſen," ſprach Witiko.

„Sie ſagt es; aber ich ſage, es iſt gar nicht recht geweſen," antwortete Wolf, „da ſeid ihr aber doch gekommen, und Alles iſt gut geworden, ich weiß es ſchon, Alles iſt mir gelungen."

„Dir iſt es gelungen," ſagte Witiko.

„Da ihr einmal bei uns geweſen ſeid, und da ich mit euch auf dem Seſſelfels und auf dem Hohenſtein und bei dem ſchwarzen See geweſen bin," ſprach Wolf, „und da ihr fort geritten waret, und da ihr ſo lange in dem oberen Plane waret, da bin ich manches Mal in den Wachholderbüſchen gelegen, wenn ihr von dem Kreuzberge auf unſeren Wald geſchaut habt. Ich bin in dem Walde gelegen, wenn ihr geritten ſeid, ich bin in den Kornhalmen geweſen, wenn ihr mit den Männern auf euren Gaſſenbänken geſeſſen ſeid. Ich bin in manchem Hauſe geweſen und in mancher Ortſchaft, und habe ihnen einen Topf gebunden oder Reifen geſchnitten, und da habe ich gehört, was ſie von euch ſagen."

„Du biſt alſo mein Späher geweſen," ſagte Witiko.

„Ja," entgegnete Wolf. „Bertha hat kein Wörtlein geſagt; aber wenn ich ihr von euch erzählte, daß ich euch geſehen habe, und was ihr gethan habt, blickte ſie ſehr freundlich. Es ſind nur jetzt keine Roſen; aber da ihr damals fort geritten waret, trug ſie immer Roſen auf dem Haupte, ſeit ihr ſie mit den ſchlechten rothen Roſen geſehen habt. Und bei eurem Feſte auf dem Pferdeanger bei dem oberen Plane bin ich auch geweſen."

„Biſt du bewirthet worden?" fragte Witiko.

„Ich habe eures Bieres und eures Bratens hinlänglich bekommen," ſagte Wolf, „und ich habe auch unſerem Herrn erzählt, was ihr gethan habt, wie die Leute davon reden, und was ich ſelber geſehen habe, und ich bin auf den Grund gekommen, daß ihr treu ſein werdet."

„Und du möchteſt in meiner Burg leben?" fragte Witiko.

„Ja,“ entgegnete Wolf, „ſie wird ſehr ſchön, ich habe ſie ſchon bauen geſehen, und bin neulich hinein gerannt.“

„Wenn Heinrich von Jugelbach, und wenn ſeine Ehegemalin Wiulfhilt von Dornberg nicht dagegen ſind,“ ſprach Witiko, „und wenn Bertha es will, ſo magſt du in meine Burg kommen.“

„Seht, ich habe es gewußt, daß ihr gut ſeid,“ entgegnete Wolf, „es wird ihnen ſchon genehm ſein, und ich werde euch Tag und Nacht dienen, und wir werden oft zu Herrn Heinrich und Frau Wiulfhilt kommen. Und Bertha wird mir die Befehle ertheilen. Habt ihr das ſchöne Pferd noch?“

„Ich habe es noch,“ ſagte Witiko, „aber es altert ſchon.“

„Gute Pferde halten lange in die Zeit,“ ſprach Wolf. „Unſer Herr nimmt die guten von hier immer mit nach Jugelbach, und läßt die da, welche langhaarig ſind. Eure Reiter auf dem Anger haben auch kleine langhaarige Pferde gehabt.“

„Dieſe Pferde waren in dem Kriege ſehr brauchbar,“ ſagte Witiko.

„Ich weiß es, weil ſie Waldpferde ſind, und genügſam und arbeitſam, und weil ſie gut klettern können,“ ſprach Wolf, „das Pferd, auf dem ihr gekommen ſeid, iſt fein.“

„Mir hat es der Herzog Wladiſlaw gegeben,“ antwortete Witiko.

„Bei uns iſt kein Krieg,“ ſagte Wolf, „und wenn ich bei euch bin, werde ich mit euch in den Krieg gehen, und mir Geſchenke und Pferde erwerben.“

„Wenn du im Kriege tüchtig biſt, wird es dir nicht fehlen,“ ſagte Witiko.

„Ich werde tüchtig ſein,“ antwortete Wolf.

„Und nun, Wolf, haſt du noch andere Dinge an mich?“ fragte Witiko; „denn ſonſt muß ich mich von dir verabſchieden.“

„Nein, verabſchiedet euch nur, und ich danke euch für Alles, und Alles wird recht werden, und gehabt euch wohl, hoher Herr,“ ſagte Wolf.

„Gehabe dich wohl,“ ſagte Witiko.

Und Wolf ſprang wieder über die Steine zwiſchen den Stämmen davon, wie er gekommen war. Witiko aber ging ſeines Weges weiter.

Am ſiebenten Tage verabſchiedete er ſich von dem Waldhauſe Heinrichs von Jugelbach, und ritt nach Friedberg zurück.

Zwei Tage darauf brachte ihm der alte Peter den Brief ſeiner Mutter.

Witiko lohnte den alten Peter, und dieſer begab ſich auf den Heimweg.

Nun ließ er Zeichen in Bäume ſeines Waldes ſchlagen, daß ſie gefällt würden, wenn es an der Zeit wäre. Dann begann er an einer Stelle reuten zu laſſen, und machte den Anfang, einen hölzernen Hof für Rinder zu bauen, und dann ritt er zu ſeiner Mutter nach Pric, und blieb eine Woche dort. Hierauf begab er ſich wieder nach Friedberg zu dem Baue ſeiner Burg.

Der Bau ging ſchnell fort, weil immer viele Menſchen daran arbeiteten, und immer neue freiwillig herzu kamen.

Und ehe die Blätter der Birken gelb wurden und die Blätter der Buchen roth, ragte der Bau mit den Gerüſten wie ein großer viereckiger Thurm von dem Saume des Waldes empor, daß er weither geſehen werden konnte. Man vermochte ihn von den Berggipfeln des Landes im Mittage bis von den Höhen an den Donauufern aus zu erblicken, man vermochte ihn von den Gipfeln der Wälder an der Moldau, und von dem Thale der Moldau oberhalb Plan bis Friedberg hinunter zu erblicken, und die Mädchen von Plan ſtiegen auf den Kreuzberg, um den Bau Witiko's recht deutlich erſchauen zu können.

3.

Es kamen tauſend Schaaren.

Als ſich wieder der Herbſt annäherte, ritt Witiko mit einem Geleite von Friedberg gegen Prag. Er ſah auf ſeinem Wege manche Herren mit ihrem Gefolge des nämlichen Weges ziehen, und er ſah andere Menſchen dahin wandern.

Da er in Prag angelangt war, zog er mit ſeinen Männern in eine Herberge des rechten Burgfleckens. Es waren ſehr viele Menſchen in Prag, inſonderheit von den hohen und niederen Herren mit ihren Mannen.

Witiko ging an dem Tage nach ſeiner Ankunft zu dem Herzoge. Bei dem Herzoge waren Herren, die zu dem Gruße des Herzoges gekommen waren. Witiko brachte auch ſeinen ehrerbietigen Gruß dar, und der Gruß wurde von dem Herzoge freundlich erwiedert. Der Herzog und die Herren ſprachen von den mannigfaltigen Dingen, die ſich in dem Lande vollendeten. Manche Herren gingen fort, andere kamen wieder. Witiko verabſchiedete ſich auch, und ging zu der Herzogin. Bei ihr waren hervorragende Männer, ihren ehrfurchtvollen Ankunftsgruß darzubringen. Witiko that es ebenfalls, und er wurde von der Herzogin liebreich empfangen. Dann verabſchiedete er ſich, und ging wieder in ſeine Herberge.

In der folgenden Zeit beſuchte er mehrere Herren, Männer und Freunde, mit denen er in dem erſten und in dem zweiten Kriege geweſen war.

Auf den vierten Tag nach ſeiner Ankunft war eine Verſammlung bei dem Herzoge anberaumt.

Witiko ging in dieſelbe.

In dem großen Saale des Herzoghofes ſaß auf einem erhöheten Stuhle Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren. Dann ſaß auf einem gleichfalls erhöheten Stuhle Guido, der Geſandte des heiligen Vaters Innocenz. Dann ſaßen auf Stühlen Otto, der Biſchof von Prag, Daniel, der Dompropſt von Prag, Silveſter, der ehemalige erwählte Biſchof von Prag, Gezo, der Abt von Strahow, Peter, der Abt von Břewnow, dann die Äbte von Kladrau und Willimow, und andere Äbte, Pröpſte und Prieſter. Dann ſaßen auf Stühlen Diepold und Heinrich, die Brüder des Herzogs, Bolemil, der alte Leche, Wšebor, der alte Leche, Lubomir, Diwiš, Preda, Bozebor, und alle, welche in der Schlacht bei Znaim geweſen waren, und noch viele, die Witiko nicht kannte.

Da ſich alle geordnet hatten, rief Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren: „Saget ihnen, die in dieſer Verſammlung ſprechen wollen, daß ſie kommen.“

Ein Mann öffnete die Flügel einer Thür, und nach kurzer Zeit kamen in reichen Gewändern durch die Thür Konrad, der Herzog von Znaim, Wratiſlaw, der Herzog von

Brünn, Otto; der Herzog von Olmüz, dann Leopold und Spitihněw, die Söhne Bořiwoy's, und Wladiſlaw, der Sohn des verſtorbenen Herzoges Soběſlaw.

„Setzet euch auf eure Stühle," ſagte der Herzog.

Die, welche herein gekommen waren, ſetzten ſich auf Stühle, welche da ſtanden, und von der Verſammlung durch einen Raum des Saales getrennt waren.

Dann ſprach Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren: „Konrad, welcher du Herzog von Znaim geweſen biſt, Wratiſlaw, welcher du Herzog von Brünn geweſen biſt, Otto, welcher du Herzog von Olmüz geweſen biſt, Leopold und Spitihněw, Söhne meines Oheims Bořiwoy, und Wladiſlaw, Sohn meines Oheimes Soběſlaw, ihr ſeid auf meine Kunde nach Prag gekommen, die Beſchwerde zu führen, weshalb ihr die Waffen gegen mich ergriffen habet. Weil ihr eure Beſchwerden durch die Waffen führen wolltet, mußte euer Aufſtand niedergeworfen werden. Führet nun eure Beſchwerden mit Worten. Sind die Beſchwerden gerecht, ſo werde ich ſie abſtellen, und euch Genugthuung geben. Sind ſie ungerecht, ſo kann der, welcher es will, nach Gebühr um Verzeihung bitten, der es aber nicht will, kann in das fremde Land zurückkehren, aus dem er nach Prag gekommen iſt. Es wird keiner geſchädigt werden, wie ich es verſprochen habe. Konrad, wenn es dir genehm iſt, rede."

Konrad ſchwieg eine kurze Friſt, dann ſprach er: „Wladiſlaw, Sohn des ruhmreichen Herzoges Wladiſlaw, Neffe des letzten verſtorbenen ruhmreichen Herzoges Soběſlaw, der du jetzt den Stuhl der Herzoge von Böhmen und Mähren in deiner Gewalt haſt, höre mich. Du biſt von den hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren auf dem Tage in der Burg Wyšehrad zum Herzoge von Böhmen und Mähren gewählt worden, und biſt nach dem Tode des ruhmreichen Herzoges Soběſlaw auf den Fürſtenſtuhl geſetzt worden. Die Sproſſen aus dem Stamme Přemyſl ſind nicht bei der Wahl geweſen. Dann aber ſind auch die reichſten und mächtigſten und vornehmſten Lechen, welche dich wählen geholfen haben, zu mir gekommen, und haben geſagt, du erfülleſt die Erwartungen nicht, welche ſie zu Recht von dir als Herzog tragen mußten. Sie machten eine neue Wahl, und erkoren mich zum Herzoge von Böhmen und Mähren. Die Sproſſen des Stammes Přemyſl ſtimmten bei, nur deine zwei Brüder nicht. Ich meinte, daß es meine Pflicht für die Länder fordere, und nahm die Wahl an. Du widerſtrebteſt, als ich nach Prag gehen, und mich auf den Fürſtenſtuhl ſetzen wollte, und es entſtand der ſchwere Krieg, welcher ſehr viel Unheil brachte, und du behielteſt nach dem Kriege die Macht. Das iſt meine Rede."

Der Herzog Wladiſlaw antwortete: „Konrad, du bringſt keine Beſchwerde vor; denn wenn ein Herzog durch die Ladung aller hohen und niederen Herren der Länder zu einer Wahl von denen, die der Ladung gefolgt ſind, als Herzog gewählt wird, und wenn dann von einer Zahl von Herren wieder ein Herzog gewählt wird, indeß eine andere Zahl widerſtrebt, und der frühere Herzog müßte dem ſpäteren weichen, ſo könnte von verſchiedenen Zahlen von Herren eine Reihe von Herzogen gewählt werden, die einander verdrängen, und das Herzogthum wäre kein Herzogthum, ſondern ein Wettſpiel.

Wenn du aber keine Beſchwerde gebracht haſt, ſo haſt du nur geſagt, daß du im Aufruhr geweſen biſt. Wratiſlaw, wenn es dir genehm iſt, rede.“

Wratiſlaw ſprach: „Es iſt mir genehm. Du biſt einſt nur der Neffe des Herzoges Soběſlaw geweſen, ein Zweig des Stammes Přemyſl wie wir. Du warſt unſer Genoſſe und warſt der Genoſſe der jungen Söhne der mächtigen Lechen der Länder. Du biſt mit uns nach den Vergnügungen gezogen, nach denen wir und ſie gezogen ſind. Du haſt unſern Rath in Allem befolgt, und haſt geſagt: Wenn ich Herzog wäre, würden wir dieſe Sache anders machen, jene würden wir wieder anders machen, dieſes würden wir thun, dieſes würden wir laſſen. Du haſt uns Mitwirkung eingeräumt. Und haſt du ſie uns, den Jungen, eingeräumt, ſo haſt du ſie um ſo mehr den Räthen des Herzogſtuhles und den alten weiſen Lechen eingeräumt. In dieſem Sinne biſt du zum Herzoge gewählt worden. Du aber haſt dann als Herzog gehandelt, wie du allein wollteſt. Du haſt unſere Anliegen, die Anliegen der Söhne Přemyſls, nicht gehört, du haſt die Anliegen der alten Räthe und Lechen und der mächtigſten Herren nicht gehört, du haſt uns unterdrückt, und du haſt die Rede und die Mitwirkung der Herren bei der Verwaltung der Länder, welche alle Herzoge ſeit den älteſten Zeiten geehrt haben, in die Luft geſtreut. Darum wareſt du kein Herzog mehr, ſondern ein Eroberer, und wir haben uns unſeren Herzog gewählt, und haben die Waffen erhoben, um unſere Rechte zu wahren. Du haſt im Kriege deine Gewalt behalten und vermehrt. Willſt du, wie du ſagſt, den Beſchwerden abhelfen, und Genugthuung leiſten, ſo kannſt du wieder ein Herzog werden, und wir werden dir dienen, ſo ſie dich wählen. Dieſe Worte habe ich geredet.“

Darauf ſagte Wladiſlaw: „Ich werde dir ſpäter antworten, Wratiſlaw. Otto, ſprich.“

Otto ſagte: „Ich rede wie Wratiſlaw geredet hat.“

Dann ſagte Wladiſlaw: „Leopold, ſprich.“

Leopold antwortete: „Ich rede wie Wratiſlaw.“

Dann ſagte Wladiſlaw: „Spitihněw, ſprich.“

Spitihněw entgegnete: „Ich rede genau ſo wie Wratiſlaw.“

Dann ſagte Wladiſlaw: „Wladiſlaw, Sohn Soběſlaws, ſprich.“

Wladiſlaw antwortete: „Du ſagſt mit Recht: Sohn Soběſlaws; darin liegt meine Klage. Ich rede zuerſt, wie Wratiſlaw geredet hat, und dann rede ich, wie ich rede. In der Rede Wratiſlaws ſage ich: Du haſt uns unterdrückt und hintangeſetzt. In meiner Rede ſage ich: Du haſt mir den Herzogſtuhl geraubt. Die hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren haben auf dem Tage in Sadſka meinem erhabenen Vater Soběſlaw angelobt, daß ich nach ſeinem Tode Herzog ſein ſoll, und ſie haben mich als den Nachfolger Soběſlaws mit ihrem Eide anerkannt. Dann haben ſie, als mein Vater erkrankt war, ihren Eid gebrochen, und haben dich auf dem Wyšehrad zum Herzoge erkoren. Die Wahl iſt nichtig geweſen. Und als mein Vater geſtorben war, haben ſie dich auf den Herzogſtuhl geſetzt, und die heilige Feier iſt nichtig geweſen. Ich bin der Herzog geweſen, du aber haſt die Macht gehabt, und haſt ſie noch. Das iſt meine Rede.“

„Habt ihr geſprochen?“ fragte der Herzog Wladiſlaw.

Es antwortete keiner.

„Iſt einer unter euch, der zu dem, was geredet worden iſt, noch etwas hinzu fügen will?“ fragte der Herzog Wladiſlaw wieder.

Es antwortete keiner von den Männern.

„So rede ich, wie folgt,“ ſprach der Herzog. „Es iſt wahr, was du geſagt haſt, Wratiſlaw, daß ich in der Jugend euer Genoſſe geweſen bin, und ich bin der Genoſſe der jungen Söhne der hohen und mächtigen Herren geweſen, und es hat ſich auch mancher zu uns gefunden, der von keinem hohen oder mächtigen Herren der Länder ſtammte. Ich wollte ein guter Genoſſe ſein, und weil ich es wollte, ließ ich euch ſchalten. Es iſt wahr, daß ich euern Rath befolgt habe. Ihr riethet Dinge des Vergnügens an, und weil in den Dingen ein Vergnügen lag, ſo gingen wir nach ihnen. Es iſt wahr, daß ich geſagt habe: Wenn ich Herzog wäre, ſo würden wir dieſes oder jenes thun. Aber es iſt nicht wahr, daß ich euch die Mitwirkung verſagt habe, als ich Herzog geworden war, es iſt nicht wahr, daß ich die Anliegen nicht gehört habe, es iſt nicht wahr, daß ich euch unterdrückt habe, es iſt nicht wahr, daß ich die Rede und die Mitwirkung der Herren bei der Verwaltung der Länder in die Luft geſtreut habe. Es ſind zu allen wichtigen Dingen der Länder die Verſammlungen des Rathes berufen worden, und es iſt in dem Rathe beſchloſſen worden, und es iſt nach dem Beſchluſſe gehandelt worden. Viele der Männer unſerer

Länder, die in dieſem Saale ſitzen, ſind in dem Rathe geſeſſen. Viele ſind in dem Rathe geſeſſen, die jetzt in der Verbannung irren, mithin zu euch geſtanden ſind, und manche ſind in dem Rathe geſeſſen, die auf dem blutigen Felde der Waffen den Tod gefunden haben. Und wenn ich an dem heutigen Tage einen Rath halte, und euch zu ſprechen erlaube, und euch antworte, da alle eure Macht und die Macht eurer Anhänger meine Macht iſt, um wie viel mehr werde ich früher des Rathes der Meinigen gepflogen haben. Und das habe ich in größerem Maße gethan als ehemalige Herzoge, von denen du geſprochen haſt, Wratiſlaw, und unter welchen Swatopluk mit dem Hauche ſeines Mundes ein ganzes Geſchlecht vertilgt hat. Ihr ſeid aber zu dem Rathe nicht gekommen. Ihr habet nicht Vorſchläge an mich geſchickt, die das Wohl des Landes betrafen. Ihr habet Forderungen geſtellt, die eure Macht und euren Reichthum vermehren ſollten, und wenn die Forderungen nicht bewilliget werden konnten, ſo iſt auch der Grund dazu geſagt worden. Auch ſolche, die in dem Rathe ſaßen, haben Forderungen außer dem Rathe gemacht, denen keine Statt gegeben werden konnte. Sie wollten nicht Mitwirker des Herzoges ſein, ſie wollten ſelber der Herzog ſein. Der Herzog aber iſt der Vater des Landes, und darf nicht einem Manne, wie hoch er ſei, Macht und Gut zu ſeiner Luſt verleihen, und darf nicht ſeine Herzogsmacht in fremde Hände legen."

„Du haſt mir meinen Hof zu Chynow genommen," rief Wratiſlaw.

Der Herzog antwortete: „Wratiſlaw, bringe nicht einzelne

Dinge in deine Worte; aber die einzelnen Dinge richten die Höfe, zu denen ſie gehören. Du haſt deinen Hof zu Chynow in dem Streite um ihn durch den Spruch des Gerichtshofes verloren."

„Du biſt der Gerichtshof geweſen," rief Wratiſlaw.

„Das beantworte ich nicht," ſagte der Herzog, „oder ich müßte über dich ein Gericht halten laſſen, was dem ſicheren Geleite zuwider wäre, das ich euch verſprochen habe."

„Und wenn du nicht Macht und Gut in die Hände der Fürſten der Länder und in die Hände der hohen Diener der Länder legen wollteſt," rief Wratiſlaw, „ſo haſt du ſie in die Hände geringerer Leute gelegt. Den niederen Mann Odolen, deſſen Vater nichts iſt, und den Knaben Witiko, deſſen Herkunft man nicht kennt, welche beide aber bei Pilſen die hohen Sproſſen des Stammes Přemyſl gedemüthigt haben, haſt du zu Macht und Gut und Ehren erhöht, daß ſie den alten treuen Lechen des Landes ein Widerſtreit ſind. Odolen wird übermüthig werden, und den edeln Söhnen des Landes Ärgerniß geben, und Witiko wird ein Leche werden, das Waldland, das unter der ſanften Hand der Herzoge war, als ſeinen Hof betrachten, der ihm Nahrung gibt, und wird es drücken und berauben."

„Odolen, rede," ſagte der Herzog.

„Ich rede nicht," antwortete Odolen.

„Witiko, rede," ſagte der Herzog.

Witiko ſprach: „Ich rede, weil ich allein bei Pilſen eigenmächtig gehandelt habe, und ich rede aus Achtung vor der Abſtammung von dem hochehrwürdigen Přemyſl. Wratiſlaw, ich habe euch bei Pilſen durch einen Fehler gegen die Oberhoheit des erlauchten Herzoges die Freiheit, die ihr vor der Überzahl unſerer Männer ſchon verloren hattet, gegeben, um Blutvergießen im Kriege und anderes Unheil zu vermeiden. Der hohe Herzog hat mir den Fehler in Gnade verziehen. Welchen Sinn die Fürſten, die ich befreit habe, fortan gegen mich tragen werden, das habe ich damals nicht bedacht. Ob ich das Waldland bedrücken werde oder nicht, wird in der Zeit bekannt werden. Die Männer des Waldes ſind durch keine andere Macht mit mir in den Krieg gegangen als durch mein Wort und ihren guten Willen gegen mich. So wird es bleiben, und ſie werden eine Sache nicht verlaſſen, wenn ein Unglück kömmt, wie ſie von dem Berge Wyſoka, auf dem wir euch nicht beſiegen konnten, nach Prag zur Vertheidigung des Herzogſtuhles gegangen ſind. Wer durch Zwang folgt, verläßt im Unglücke den Zwinger, wie tauſende von Männern nach der Schlacht bei Znaim von den Mährern abgefallen ſind."

„Wladiſlaw, du haſt dem Manne zu reden erlaubt, nicht ich," ſagte Wratiſlaw, „ich ſpreche daher nur weiter zu dir. Du haſt den Jüngling Weliſlaw als Župan auf den heiligen Wyšehrad geſetzt, wohin ein edler gereifter Sohn des Landes gehörte."

„Weliſlaw, rede," ſagte der Herzog.

Weliſlaw antwortete: „Wie Odolen nicht geredet hat, ſo rede ich auch nicht."

„Ich aber ſpreche zu dir, Wratiſlaw," ſagte der Herzog. „Wie in allen früheren Zeiten die Herzoge die, welche im Kriege, im Rathe und in anderen Angelegenheiten und Fährlichkeiten des Landes Dienſte gethan haben, belohnt haben, ſo habe ich die, welche in den ſchweren Jahren, die jetzt vergangen ſind, ihre Thaten in Blut und Gut dargebracht haben, belohnt. Es ſind die Hohen und die Niederen belohnt worden. Es iſt geſetzt worden, daß Beſchwerden in der Sache der Belohnungen in die Kammer des Herzoges kommen dürfen, und daß den Beſchwerden abgeholfen werden würde, ſo es möglich iſt. Es ſind nur wenige Einwendungen gekommen, und dieſe ſind gehoben worden, weil auch die Belohnungen früher in dem Rathe beſchloſſen worden ſind. Du haſt wieder von einzelnen Dingen geſprochen, Wratiſlaw. Alle einzelnen Dinge ſind den Männern, die in dieſem Saale ſitzen, bekannt. Die Forderungen, welche die Fürſten geſtellt haben, ſind den Männern bekannt, und es iſt vor dieſer Verſammlung Alles, was in euern Sachen aufgeſchrieben worden iſt, kund gemacht worden. Du haſt Beſchwerden gegen den Herzog, weil er der Herzog iſt, nicht gemacht. So frage darum ich: Habe ich unſchuldiges Blut vergoſſen? Habe ich einen Pfennig aus dem Lande gepreßt? Habe ich meinem Gerichtshofe die Urtheile befohlen? Habe ich das Landesgut verſchleudert? Habe ich der Trägheit gepflogen? Habe ich die Diener der Kirche und des Landes geſchmälert, und gekränkt?"

Alle ſchwiegen auf dieſe Worte des Herzoges.

Dann ſprach der Herzog Wladiſlaw wieder: „Weil wir die Söhne des Stammes Premyſl, welche in den Waffen gegen uns geſtanden ſind, eingeladen haben, zu kommen, und ihre Klage zu ſprechen, und weil ſie gekommen ſind, und geſprochen haben: ſo ſagen nun die hohen und die niederen

Herren der Länder Böhmen und Mähren, welche in dieſem Saale verſammelt ſind, ihre Meinung über das, was geſprochen worden iſt. Otto, hochehrwürdiger Biſchof von Prag, rede.“

Otto, der Biſchof von Prag, erhob ſich von ſeinem Sitze, und ſprach: „Wladiſlaw, erlauchter Herzog der Länder Böhmen und Mähren, du haſt einen andern Weg nach den Herzogskämpfen der Landeskinder gegen die Landeskinder zu wandeln beſchloſſen, als manche Herzoge vor dir gethan haben. Die Herzoge haben ihre Sippen, welche gegen ſie die Waffen erhoben hatten, um die Nachfolge zu ſtören, nach der Beſiegung geſtraft. Sie mußten oft an der Freiheit und oft an ihrem Leibe büßen. Du wollteſt deinen Sippen, wenn ſie eine hinreichende Beſchwerde haben, Recht widerfahren laſſen, und haſt deine Herren der Kirche und des Landes berufen, ſie zu hören. Du haſt deine Sippen berufen, und haſt ihnen zugeſichert, daß ſie unbeſchädigt kommen und wieder gehen dürfen. Sie ſind gekommen, und haben geſprochen. Und weil ihre Beſchwerden nicht hinreichend ſind, ſo erkenne ich, daß ſie gefehlt haben, und daß ſie dich in der gebührenden Art um Verzeihung bitten ſollen. Du, hoher Herr, wirſt ihnen gnädig ſein.“

Nach dieſen Worten ſetzte ſich der Biſchof wieder nieder.

Der Herzog Wladiſlaw ſprach: „Diepold, rede.“

Diepold ſtand auf, und ſprach: „Du biſt der Herzog der beiden Länder und der Wladyk unſeres Stammes. Einige deiner Sippen haben die Waffen gegen dich gekehrt, weil ſie ihren Willen gegen den deinigen ſetzen wollten. Und hätten ſie ſonſt was immer für Beſchwerden, denen man gerecht werden müßte, ſo iſt es doch an dem, daß ſie ihres Aufruhres willen dich um Verzeihung bitten müſſen. Du wirſt mild ſein und nicht Rache üben.“

Er ſetzte ſich wieder nieder.

Der Herzog ſprach: „Heinrich, rede.“

Heinrich ſprach: „Sie haben gegen dich, den Herzog und Wladyk, Krieg geführt, und müſſen dieſer That wegen um Verzeihung bitten. Du wirſt ſie ihnen aber auch gewiß gewähren.“

Dann ſprach der Herzog: „Silveſter, ich habe dich bitten laſſen, zu kommen, ſage uns jetzt deine Meinung.“

Silveſter ſtand auf. Sein weißer Bart floß auf das Kleid ſeines Kloſters hernieder, und ſeine blauen Augen blickten auf die mähriſchen Fürſten, die auf ihren Stühlen ſaßen. Einen Augenblick ſagte er nichts. Dann aber ſprach er: „Hocherlauchter Herr, als dich die Verſammlung der hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren auf dem Wyšehrad zum Herzoge gewählt hatten, bin ich der Meinung geweſen, daß die Wahl nicht giltig iſt, und daß du der Herzog nicht biſt, weil in unſeren Ländern überall kein Recht vorhanden iſt, den Herzog zu wählen, und weil die hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren für den Tod des Herzoges Soběſlaw ſchon ſeinen Sohn Wladiſlaw als ſeinen Nachfolger mit ihrem Eide anerkannt hatten. Als aber Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws, ſein Recht aufgegeben und ſich unter Konrad von Znaim geſtellt hatte, biſt du in der Art der Herzog geworden, wie es alle vor dir ſeit der Aufhebung des Altererblichkeitsgeſetzes geworden ſind, durch die Thatſache und die Macht. Und es mußte ſo ſein, weil ſonſt ſo lange kein Herzog möglich wäre, als bis ein Nachfolgegeſetz gemacht wird. Alle Guten ſind zu dir gegangen, und mein Sinn iſt auch bei dir geweſen. Darum meine ich, daß der Krieg deiner Sippen gegen dich, als ihren Herzog, Aufruhr geweſen iſt, und daß er Auflehnung gegen dich, als ihren Wladyk, geweſen iſt. Sie müſſen daher in der Demuth, die in dem Lande gebräuchlich iſt, um Verzeihung bitten. Wer deine Handlungen beobachtet hat, weiß, was du thun wirſt. Ich danke dir, hocherlauchter Herr, daß du mich gerufen haſt, meine Meinung in dieſer großen Sache vor dieſer hohen Verſammlung zu ſagen.“

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Silveſter wieder auf ſeinen Sitz nieder.

Hierauf ſagte der Herzog: „Daniel, Propſt von Prag, rede.“

Daniel ſprach: „Meine Rede iſt kurz. Der Aufruhr deiner Sippen gegen dich, den Herzog und Wladyk, iſt da geweſen, und die Sippen ſollen in gebräuchlicher Art die Verzeihung erflehen.“

Dann ſagte der Herzog: „Gezo, Abt von Strahow, rede.“

Gezo, der Abt von Strahow, aber ſprach: „Ich rede, wie Daniel, der Propſt von Prag, geredet hat.“

Und wie Gezo ſprachen auch die anderen Äbte und Prieſter.

„Und was ſprichſt du, Bolemil?“ fragte der Herzog.

„Ich ſpreche,“ antwortete Bolemil, „machet ein Herzogs-Nachfolgegeſetz, und macht Einrichtungen, daß es gehalten werden muß. Jetzt aber iſt es das Recht und der Gang der Dinge wie immer, daß deine Sippen deine Verzeihung erflehen.“

„Und was ſpricht Diwiš?“ fragte der Herzog.

Diwiš antwortete: „Ich ſpreche wie Bolemil.“

„Und was ſpricht Lubomir?“ fragte der Herzog.

Lubomir antwortete: „Ich ſpreche, daß deine Sippen, welche hier vor uns ſitzen, freventlich gegen dich im Aufruhre geweſen ſind, weil in den Schriften und in ihren Worten kein Anlaß enthalten iſt, der ſie dazu gezwungen hat. Sie müſſen dich daher um Verzeihung anflehen. Du aber, hoher Herr, ſei mild, und gewähre ſie ihnen.“

Und ſo wie die Männer, welche von dem Herzoge gerufen worden waren, geſprochen hatten, ſo ſprachen alle hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren, welche in dem Saale verſammelt waren. Sie ſagten, die Fürſten müſſen um Verzeihung bitten. So ſagte jeder, und kein einziger ſagte das Gegentheil.

Als alle Männer ihr Urtheil deutlich ausgeſprochen hatten, ſagte der Herzog: „Ihr habt gehört, Abkömmlinge des Stammes Přemyſl, die ihr im Kriege gegen mich geweſen ſeid, was die Herren hier geſagt haben. Ich füge nichts bei. Mit dir aber, Wladiſlaw, ſpreche ich noch. Du haſt den ſchwerſten Vorwurf gegen mich erhoben, des Raubes des Herzogſtuhles. Dein Vater hat den Vorgang, durch den ich Herzog wurde, begonnen. Er hat auf dem Tage in Sadſka die Herren der Länder Böhmen und Mähren veranlaſſet, daß ſie ſchwuren, dich als Herzog zu erkennen, wenn er geſtorben ſein würde. Er hat ſo faſt das Recht, den Herzog zu ernennen, in die Hände der Herren gelegt. Und die Herren haben dieſes Recht gebraucht, und haben mich zum Herzoge gewählt. Sie haben vor der Wahl geſagt, ſie hätten dich mit ihrem Eide als Nachfolger anerkannt im offenbaren Sinne, daß dein Vater noch ſo lange lebe, bis du gereift, und zur Herrſchaft unterrichtet biſt. Als aber dein Vater todtkrank wurde, ehe ſich der Sinn des Eides erfüllen konnte, war der Eid erloſchen. Die Herren wählten ſtatt eines Jünglinges, der noch nicht herrſchen konnte, einen Mann, von dem ſie vermutheten, er werde es können. Ich zauderte vor der Wahl; aber ſie ſagten, es ſei die Pflicht meines Herzens, daß ich die Herrſchaft nehme, und ich nahm ſie. Die mich wählten, um in dem Lande ſchalten zu können, ſind im Irrthume geweſen. Und wenn ich damals ſelbſt unrechtmäßig Herzog geweſen wäre, ſo iſt dein Recht erloſchen, Wladiſlaw, als du dich Konrad unterworfen hatteſt, den die, welche an meiner Stelle nicht herrſchen konnten, zum Herzoge gewählt haben. Und iſt dein Recht erloſchen, ſo iſt das meinige auferſtanden. So ſind die Dinge, Wladiſlaw, und ſo hat dein Vater ahnend vor dem Sterben geſagt: „Unterwirf dich, Wladiſlaw, Načerat wird gegen ihn nicht ſiegen.“

„Du haſt die Macht, und deine Anhänger ſagen, du haſt das Recht,“ antwortete Wladiſlaw.

„Ich habe zu dir geſprochen,“ ſagte der Herzog.

Dann rief Wratiſlaw: „Du haſt von Schriften geredet, in denen von Beſchwerden zu leſen iſt, und welche du den Herren, die hier verſammelt ſind, vorgelegt haſt. Wer weiß es, welche Papiere du gezeigt haſt.“

Der Herzog Wladiſlaw antwortete: „Wenn ich hätte ungebührlich handeln wollen, Wratiſlaw, hätte ich euch nicht hieher berufen, ſondern euch blos verfolgt.“

„Und wenn ich zu Grunde gehen und in die Erde verſinken ſollte," rief jetzt Wratiſlaw mit lauter Stimme, „ſo werde ich nicht um Verzeihung bitten."

„Du haſt geſprochen," ſagte der Herzog, „was reden die Andern?"

„Ich werde nicht um Verzeihung bitten," ſagte Konrad.

„Ich werde auch nie deine Verzeihung anflehen," ſagte Otto.

„Mir kömmt eine Bitte um Verzeihung nicht zu," ſagte Leopold.

„Mir auch nicht," ſprach Spitihněw.

„Und da ich zu meinem Vater nicht geſagt habe: Ich unterwerfe mich Wladiſlaw, ſo unterwerfe ich mich auch jetzt nicht," ſagte Wladiſlaw, der Sohn des vorigen Herzoges Soběſlaw.

„Ihr habt geſprochen," ſagte der Herzog Wladiſlaw, „und was ihr thun werdet, iſt eure Sache. Die nicht um Verzeihung bitten, haben noch einen Monat Friſt, und dann können ſie ungeſchädigt dorthin gehen, woher ſie gekommen ſind."

Nach dieſen Worten ſchwieg der Herzog eine kleine Zeit, dann wendete er ſich gegen Guido, den Abgeſandten des heiligen Vaters, und ſprach: „Guido, hocherhabener Kardinal, hochehrwürdiger Abgeſandter des heiligen Vaters Innocenz, die Söhne dieſes Landes haben jetzt eine Sache dieſes Landes abgehandelt. Weil ihr in das Land gekommen ſeid, zu ſchlichten, und zu richten, iſt es euch genehm, einige Worte zu reden?"

Guido antwortete: „Hocherlauchter Herzog, ich werde im Berufe meiner Sendung meine ſchwachen Worte verkündigen. Konrad, Wratiſlaw, Otto, die ihr Macht in dem Lande Mähren gehabt habet, ihr habt dieſe Macht gegen die hocherhabene Kirche und gegen den rechtmäßigen Herzog gewendet. Es ſind Ärgerniſſe in die Seelen und Blutvergießen in die Leiber gekommen. Zur Milderung dient es euch, daß ihr vielleicht nicht wußtet, wie groß die Sünde iſt, die ihr begangen habt; aber ſo groß iſt ſie, daß der hochehrwürdige Biſchof von Mähren, Zdik, den Bann über das ganze Land Mähren in Kraft ſeiner Apoſtelswürde ausſprechen mußte. Ihr habt aber die Größe eurer Sünde nicht erkannt, oder ſeid halsſtarrig geblieben. So groß iſt die Sünde, daß der heilige Vater den Bann nicht nur beſtätigte, ſondern ihn verſchärfte. Und ihr ſeid dennoch in der Sünde geblieben. In das dritte Jahr liegt die Traurigkeit des Bannes auf dem unglücklichen Lande. Alle Seelen, die nach den Labniſſen des Glaubens ſchmachteten, alle Seelen, die in Wirrſale geſtürzt wurden, alle Seelen, die irrten, und alle Seelen, die durch den Bann verloren gingen, ſchreien zu Gott dem Allmächtigen um Sühnung gegen die, welche den Bann verſchuldet haben. So groß iſt die Sünde, daß der heilige Vater in ſeiner Erbarmniß eine Sendung in das Land zur Ermahnung, zur Ordnung, zur Schlichtung, zur Sühnung beſchloſſen, und daß er mich geringes Werkzeug dazu auserkoren hat, der ich aus geiſtlichem Gehorſame gekommen bin. Ehe ich kam, hat Gottes Langmuth euch ſchon einen Theil eurer Schuld büßen laſſen. Ihr ſeid in dem Kriege gegen euern rechtmäßigen Herzog beſiegt worden, habt eure

Macht und eure Bezüge verloren, und ſeid in dem fremden Lande in der Verbannung, oder wie Flüchtlinge auf der heimathlichen Erde. Und doch habt ihr nicht erkannt, was durch euch geſchehen iſt. Viele Mühſal und viele Worte ſind dann um eurer Erbitterung willen, um eurer Rachſucht willen, um eurer Herrſchgierde willen angewendet worden, und ſind vergeblich geweſen. Jahre ſind darüber hingegangen. Endlich hat ſich Gottes Güte eurer erbarmt, und hat euer Herz erweicht. Ihr und das Volk habt geſchworen, daß ihr der Kirche und euerm Biſchofe die völlige Genugthuung geben wollet. Ich bin darauf mit meinem Geleite zu Regimbert, dem hochehrwürdigen Biſchofe von Paſſau, gegangen, bei welchem euer Biſchof Zdik geweſen iſt. Euer Biſchof iſt mit mir und mit meinem Geleite nach Prag gezogen. Ihr wiſſet, er iſt hier. Er wollte nicht unter euern Richtern ſein, darum iſt er nicht in dieſem Saale. Aber vor dieſer hohen und ehrwürdigen Verſammlung der mächtigſten und beſten Söhne der Länder Böhmen und Mähren, der höchſten Prieſter und der höchſten Herren müſſet ihr euern Schwur verkündigen, und vor dem Angeſichte des hochehrwürdigen Biſchofes Zdik müßt ihr ihn verkündigen, wenn er der tiefe, der ernſte, der heilige Schwur iſt."

„Ich habe nie einen Schwur gebrochen," rief Wratiſlaw.

„Ich auch nicht," rief Konrad.

Und ſo riefen auch die andern.

„Weil es ſo iſt," ſagte der Kardinal Guido, „ſo werdet ihr es der Verſammlung und dem Biſchofe ſagen, daß ihr auf das Kreuz des Heilandes geſchworen habt, der Kirche und dem Biſchofe von Mähren die völlige Genugthuung zu leiſten. Und ich bitte dich, Konrad, rede.“

Konrad ſtand auf, und ſprach: „Weil ihr bittet, hocherhabener Kardinal, ſo ſage ich: Ich habe auf das Kreuz des Heilandes geſchworen, der Kirche und dem Biſchofe von Mähren die völlige Genugthuung zu leiſten.“

Dann ſprach Guido: „Ich bitte dich, Wratiſlaw, rede.“

Wratiſlaw ſtand auf, und ſprach: „Wenn ihr nicht eine Bitte gethan hättet, hocherhabener Kardinal, hätte ich nicht geredet, ſo aber ſage ich: Ich habe auf das Kreuz des Heilandes geſchworen, der Kirche und dem Biſchofe von Mähren die völlige Genugthuung zu leiſten.“

Dann ſprach Guido: „Ich bitte dich, Otto, rede nun auch du.“

Otto ſtand auf, und ſprach: „Aus dem Grunde eurer Bitte, hocherhabener Kardinal, ſage ich: Ich habe auf das Kreuz des Heilandes geſchworen, der Kirche und dem Biſchofe von Mähren die völlige Genugthuung zu leiſten.“

„Ihr habt nun vor dieſer hohen Verſammlung geſprochen,“ ſagte der Kardinal Guido, „es iſt nun übrig, daß ihr auch in der Verſammlung vor dem hochehrwürdigen Biſchofe ſprecht, und ich bitte euch darum.“

„Weil ich ſchon geſchworen habe, ſo bin ich der Mann, daß ich es ſage,“ ſprach Wratiſlaw.

„Ich rede auch ſo,“ ſprach Konrad.

„Und meine Worte ſind die nämlichen,“ ſprach Otto.

Nachdem die Fürſten von Mähren dieſe Worte geſprochen hatten, wurden die Flügel einer Thür geöffnet, und im Geleite mehrerer Prieſter ging Zdik, der Biſchof von Olmüz, in ſeinem biſchöflichen Gewande und mit dem goldenen Kreuze in den Saal. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl, der neben Otto, dem Biſchofe von Prag, für ihn in Bereitſchaft ſtand.

Als dieſes geſchehen war, ſprach Guido, der Kardinal: „Zdik, hochehrwürdiger Biſchof von Olmüz, Biſchof des Landes Mähren, die Sproſſen des hohen Stammes Přemyſl, welche gegen die Kirche in Mähren und gegen dich gefehlt haben, ſind des Fehls geſtändig und reuig, und haben auf das Kreuz des Heilandes geſchworen, der Kirche und dir die völlige Genugthuung zu leiſten. Iſt es nicht ſo? Ich bitte dich, Konrad, rede.“

„Es iſt ſo,“ ſagte Konrad.

„Ich bitte dich, Wratiſlaw, ſprich,“ ſagte Guido.

„Es iſt ſo,“ ſprach Wratiſlaw.

„Ich bitte dich, Otto, rede,“ ſagte Guido.

„Es iſt ſo,“ ſagte Otto.

Dann ſprach Guido, der Kardinal: „Leopold, Spitihněw, Wladiſlaw, ihr ſeid nicht mit einem großen Länderbeſitze in Mähren ſeßhaft geweſen, und habt der Kirche und dem hochehrwürdigen Biſchofe nicht Einkünfte, Pfründen und Güter entzogen; aber ihr habt ſonſt gegen die Kirche und gegen den hochehrwürdigen Biſchof gefehlt, und habt auf das Kreuz des Heilandes den Schwur abgelegt, jede chriſtliche Genugthuung, die nöthig iſt, der Kirche und dem Biſchofe zu leiſten. Ich bitte euch, ſaget dem hochehrwürdigen Biſchofe vor dieſer hohen Verſammlung, daß ihr ſo geſchworen habt.“

„Ich habe ſo geſchworen,“ ſagte Leopold.

„Ich habe ſo geſchworen,“ ſagte Spitihněw.

„Ich habe ſo geſchworen,“ ſagte Wladiſlaw.

Darauf ſprach Guido: „Und was ihr alle geſchworen habt, wird geſchehen. Der hochehrwürdige Biſchof wird in das Land Mähren zurückkehren, ich werde in ſeinem Geleite ſein, und die Genugthuung wird vollzogen werden.“

Nach dieſen Worten ſtand Zdik, der Biſchof von Olmüz, auf, und ſprach: „Ich werde in Ehrerbietung, hocherhabener Kardinal, wenn ihr wieder mein Kirchenland beſuchen wollet, ein Diener in euerm Gefolge ſein. Und wenn die Genugthuung geſchehen iſt, Söhne des Stammes Přemyſls, ſo ſoll das Vergangene vergeſſen ſein, ich werde mit denen, die im Lande ſind, in chriſtlicher Demuth leben, und die nicht in dem Lande ſind, werde ich ſegnen, und werde für ſie beten.“

Er ſetzte ſich dann wieder auf ſeinen Stuhl nieder.

Darauf ſprach Guido, der Kardinal: „Und nun höret mich weiter, Sproſſen des Geſchlechtes Přemyſl. Ich rede jetzt als Chriſt, ich rede als Prieſter, ich rede als Abgeſandter des Stuhles der Menſchheit, und ich rede mit der Zunge der Barmherzigkeit des heiligen Vaters. Und was ich ſage, gilt, welchem Lande ich immer angehöre, und welchem Lande ihr angehöret. Wenn ihr durch Reue, Buße und Genugthuung euch mit der Kirche und dem Biſchofe von Mähren ausgeſöhnt habt, ſo iſt eure Sünde noch nicht getilgt. Ihr habt auch gegen euern rechtmäßigen Herrn, den Herzog von Böhmen und Mähren, gefehlt, da ihr mit den Waffen gegen ihn geſtanden ſeid, da ihr das Blut der Seinen vergoſſen habt, und da ihr ihn gezwungen habt, das Blut der Eurigen zu vergießen. Ihr habt eine ſchwere Sünde gegen den heiligen Glauben begangen, der ſagt, daß ihr der Obrigkeit gehorchen ſollet, und der ſagt, daß ihr nicht tödten ſollet. Ihr habet die Sünde der hoffärtigen Engel begangen, ihr habet die Sünde Kains begangen. Und wie heilig und wie groß der Glaube iſt, gegen den ihr geſündiget habt, ſoll ich euch das ſagen? Haben es nicht die weiſeſten Männer aller Länder, haben es nicht die Männer, die wie eine Sonne unter den Völkern leuchteten, haben es nicht die Männer, welche von der ganzen Menſchheit verehrt wurden, gezeigt? Haben ſie nicht mit ihrem Leben nach dem Glauben gerungen, durch den der Menſch zu Gott gelangt, und ohne den er nichts iſt? Ich rede nicht von den Apoſtelmännern Cirillus und Methodius und ihren unſäglichen und unabläſſigen Bemühungen, mit denen ſie beſtrebt waren, dem Lande Mähren den Glauben zu geben, ich rede nicht von den tauſend Martirern, die in allen Theilen der Welt zu allen Zeiten für den Glauben geſtorben ſind, ich rede von den Heiligen des Landes Böhmen und von Männern des Landes Böhmen. Der heilige Wenzel, Herzog von Böhmen, baute die Kirche des heiligen Veit, und legte in ſie einen Arm des heiligen Veit nieder, er gründete andere Kirchen, er that demüthig Dienſte bei den gottesdienſtlichen Handlungen, er betete in härenem Gewande, er faſtete, und gab Almoſen, und ſtarb den Tod des Martirers für den Glauben. Der heilige Adalbert ging in geringen Gewändern, und aß und trank nur zur Nothdurft, und verwendete ſeinen Reichthum für den Glauben, er lebte nach den Vorſchriften des Glaubens, und gab den Armen einen Theil ſeiner Einkünfte. An jedem

Feiertage gab er den Bettlern große Almoſen, an jedem Tage hatte er zwölf Arme bei ſich, denen er in Erinnerung an die zwölf Apoſtel Speiſe und Trank reichte. Er ging in Mühſal in fremde Länder, den Glauben zu predigen, und litt dort den Tod für den Glauben. Und wie hoch haben die Menſchen den heiligen Adalbert geehrt. Da der Fürſt Břetiſlaw vor mehr als hundert Jahren von dem Kriege gegen Polen mit ſeinem Heere zurückkehrte, und die Nachricht ſich erhob, daß er den Leichnam des heiligen Adalbert aus der Stadt Gneſen, dem Sitze der polniſchen Fürſten, bringe, zog die ganze Prieſterſchaft von Prag und alles Volk dem Heere entgegen, daß das breite Feld am Bache Rokytnice die Menge der Menſchen nicht faßte. Dann trugen der Herzog Břetiſlaw und der Biſchof von Prag auf ihren Schultern den Schrein, in welchem der Leichnam des heiligen Adalbert war. Nach ihnen kamen die Äbte, und trugen die irdiſchen Überreſte der fünf heiligen Einſiedler, die zur Zeit des polniſchen Boleſlaw den Martirertod erlitten hatten. Dann trugen Erzprieſter der Kirche von Prag den Leichnam Radims, des Bruders des heiligen Adalbert, welcher der erſte Erzbiſchof von Gneſen geweſen war. Dann kamen die Kleinode, die zu Adalberts Grab gehört hatten, das hinter dem Altare der Kirche zu Gneſen geweſen war. Zwölf Prieſter trugen das goldene Kreuz, das der polniſche Boleſlaw hatte machen laſſen, dreimal ſo ſchwer als er ſelber. Dann wurden drei goldene Tafeln getragen, die den Altar in Gneſen umgeben hatten, davon die größte dreihundert Pfund wog, und mit edlen Steinen beſetzt war. Dann kam das Heer, und es kamen alle Menſchen.

Zuletzt gingen hundert Wägen, welche die Beute führten, und es gingen die Gefangenen. Sie gingen zuletzt, weil ſie nicht zu der Verherrlichung Adalberts gehörten. Prag hat nie einen ſolchen Tag geſehen. Ich ſpreche weiter von andern Männern. Der Biſchof Izzo beſuchte eifrig die Gefangenen und Kranken, und ſpeiſete täglich vierzig Arme, denen er den Tiſch ſegnete, und denen er die Speiſen und Getränke austheilte. Der Herzog Spitihněw wohnte in der Faſtenzeit in dem Prieſterhauſe zu Prag, in ein Prieſtergewand gekleidet. Er ſchwieg von der erſten Abendſtunde bis zu der erſten Morgenſtunde, er brachte den Vormittag in geiſtlichen Dingen, beim Gottesdienſte, in Almoſengeben, in Wachen und Beten zu, und erſt nach dem Mittagmahle übte er die weltlichen Geſchäfte. Der Biſchof Jaromir ging in der Faſtenzeit in jeder Nacht in grobe Leinwand gekleidet in die Kirche, und betete dort auf dem Pflaſter. Und in jeder Nacht theilte er vor den Pſalmen und nach den Pſalmen, und nach der Frühmeſſe, die noch in der Nacht war, vierzig Laibe Brod und vierzig Häringe aus, und bei der Morgendämmerung wuſch er zwölf Pilgern die Füße, und gab jedem einen Denar, und am Mittage aß er mit vierzig Armen. Und zu jeder andern Zeit des ganzen Jahres wurden täglich vierzig Arme in dem biſchöflichen Hauſe geſpeiſet, und zweimal im Jahre gekleidet. Der Herzog Soběſlaw und ſeine Gattin Adelheid ſtifteten und hielten noch bei der Zeit ihres Lebens ihr Todtenjahresgedächtniß. Es wurde eine Woche von Allerheiligen an mit Gottesdienſt, Beten, Faſten, Almoſen von dem Herzoge und der Herzogin und den Prieſtern und Nonnen Prags gefeiert, und am letzten

Tage hielt der Herzog mit den Prieſtern ein feſtliches Mahl in dem Prieſterhauſe des Wyšehrad. Soll ich euch noch ſagen, was die erlauchten Herzoge von Böhmen und Mähren für den Glauben und die Kirche geſtiftet und gethan haben? Ihr wiſſet dieſes Alles ohnehin. So hoch haben ſolche Männer den Glauben geachtet. Du, Wratiſlaw, wirſt in dieſer Welt nicht zu Grunde gehen, und wirſt nicht in die Erde verſinken, wenn du für die Sünde gegen den Herzog nicht Buße thuſt: aber du wirſt in jener Welt ewig verdammt ſein. Und wie die Freude kein Auge geſehen, und kein Ohr gehöret, und wie ſie in keines Menſchen Herz gekommen iſt, die Gott denen bereitet hat, die ihn lieben: ſo hat die Strafe kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und ſie iſt in keines Menſchen Herz gekommen, welche die trifft, die ſeine Gebote verachten. Und von allem Fehler muß man ſich reinigen, zur Zerknirſchung, zur Reue, zur Buße, zur Genugthuung muß man kommen, wenn man zu dem Vater in dem Himmel eingehen will. Der Heiland hat geſagt: Ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig. Der Heiland hat geſagt: Wer in das Himmelreich eingehen will, nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir nach. Der Heiland hat geſagt: Wenn ihr nicht unſchuldig werdet wie dieſe Kleinen, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Nicht nur um Verzeihung mußt du wegen der Sünde gegen den Herzog bitten, Wratiſlaw, du mußt Reue fühlen, du mußt Buße üben, du mußt Genugthuung leiſten, und mußt Alles das Gott opfern in der Liebe zu Gott. So habe ich zu dir geſprochen, ſo habe ich zu denen geſprochen, die gegen den Herzog geſündiget haben. Bedenket es, und denkt an den Glauben.“

Nach dieſen Worten ſchwiegen alle in der Verſammlung, und es ſchwiegen die Abkömmlinge Přemyſls, an welche die Worte gerichtet geweſen waren.

Nach einer Zeit ſprach der Herzog: „Hocherhabener Kardinal, ihr habt geredet in den Sachen des heilgen Glaubens, und für den heiligen Glauben. Wir haben gehöret. Und wie wir euch danken für Alles, was ihr ſchon in unſeren Ländern geredet und gethan habt, und wie wir auch danken werden für das, was ihr noch reden und thun werdet: ſo danken wir euch für dieſe Worte.“

Otto, der Biſchof von Prag, ſtand auf, und ſprach: „Wir danken demüthig und ehrerbietig dem hocherhabenen Kardinale, dem Abgeſandten des heiligen Vaters.“

Und alle Männer in der Verſammlung erhoben ſich, und ſagten: „Wir danken demüthig und ehrerbietig dem hocherhabenen Kardinale, dem Abgeſandten des heiligen Vaters.“

Der Herzog ſprach hierauf: „Und nun rede ich zu euch, ihr hohen Herren der Kirche, Prieſter der Kirche, Sproſſen Přemyſls, hohe und niedere Herren der Länder Böhmen und Mähren. Weil wir zu Ende geführt haben, weshalb wir in dieſem Saale verſammelt waren, ſo danke ich euch, und verabſchiede euch. Und wenn kleinere Rathtage ſind, ſo werden wir in dieſer Zahl, und noch um Tauſende vermehrt zuſammen kommen, wenn die Kirche des heiligen Veit eingeweiht wird, die hergeſtellt iſt, und in der der Gottesdienſt beginnt. Und ſo gehabt euch wohl.“

Die Verſammelten blieben noch ſitzen.

Dann ſtand Guido, der Kardinal, auf, und ſagte zu dem Herzoge Wladiſlaw: „Sei geſegnet, Sohn der Kirche."

Wladiſlaw ſtand auf, und entblößte ſein Haupt.

Dann ſprach Guido, der Kardinal, zu den Verſammelten: „Seid geſegnet, Söhne unſeres Glaubens."

Die Verſammelten ſtanden alle auf, und entblößten ihre Häupter.

Dann ſagten der Herzog und der Kardinal einander die Abſchiedsgrüße, und jeder von ihnen ging mit ſeinem Gefolge bei einer andern Thür hinaus.

Die Männer, welche verſammelt geweſen waren, zerſtreuten ſich jetzt auch von ihren Sitzen, und verließen den Saal.

Die mähriſchen Fürſten gingen auch bei einer Thür hinaus.

Von dem Tage an waren nun viele Verſammlungen der hohen Herren der Kirche, zu denen auch Räthe und Hofherren des Herzoges und Lechen und Herren des Landes geladen wurden. Es war an dem, daß kein Prieſter fortan mehr in der Ehe leben ſollte, und der eine Gattin hatte, ſollte ſich von ihr trennen, oder ſeine Würde verlaſſen. Dann ſollten die beiden Biſchofthümer Böhmen und Mähren in einzelne ſtändige Pfarreien eingetheilt werden, und jeder Prieſter ſollte die Weihe nur für eine voraus beſagte Pfarre erhalten. Die heidniſchen heiligen Haine und Bäume, Feſte auf den Gräbern, Wahrſagerei und Zauberei ſollten aufhören, und es ſollten die chriſtlichen Sonntäge und Feiertäge und Feſttäge gehalten werden. Guido berieth mit den Kirchenherren die Mittel dazu. Es kamen nun aus vielen Gegenden Pfarrer und Prieſter, und ſelbſt ſolche, die nur unvollkommene Weihen erhalten hatten, und der Kardinal Guido ſprach mit einem jeden von ihnen. Er ließ auch manche berufen.

Zu dem Rathe über das mittägliche Waldland wurde auch Witiko, und es wurden die anderen Herren und Männer den Waldes geladen. Als Witiko gefragt wurde, wie es in dem Walde ſei, ſprach er: „Hocherhabner Herr Kardinal, erlauchter Herzog, hohe Herren der Kirche, und Herren des Landes. Was ich ſage, habe ich ſelber erfahren, und es hat mir ein frommer Prieſter, Benno von Přic, der mein gütiger Lehrer und Erzieher war, davon erzählt. In dem Walde an der jungen Moldau iſt das Chriſtenthum viel früher geweſen als in den andern Theilen des Landes. Gotterfüllte Einſiedler haben hin und hin in dem Walde gelebt, und haben die Andacht des Glaubens geübt. Ihr Glöcklein und die Sage von ihnen rief Menſchen herbei, und dieſe beteten mit, und wurden in dem Glauben belehrt, und breiteten ihn aus. Und aus mancher Siedelei iſt eine Kirche geworden. Bei jeder Kirche und bei jedem Kirchlein, wenn es auch nur von Holz iſt, beſteht ein ſtändiger Pfarrer. Und da die erſten Prieſter die Siedler geweſen ſind, ſo hat nach ihrem Brauche keiner, der auf ſie gefolgt iſt, ein Weib genommen. In der ſehr alten Zeit aber, da noch das Heidenthum in all' den Ländern um uns gewaltet hat, da iſt der Wald an der jungen Moldau ſo groß und ſo unwirthlich geweſen, daß keine Menſchen in ihm gewohnt haben. Es ſind alſo dort wenige Heiden geweſen, und wenige Gewohnheiten aus dem Heidenthume übrig geblieben. Die Pfarrer ſtreben, ſie auszurotten, da ſie dieſelben verbieten, und mit kirchlichen Strafen belegen, und da ſie die Kinder belehren, daß mit den alten Leuten die Gewohnheiten ausſterben. Und wir alle ſollten, wie wir es verſtehen, mit den Pfarrern dazu wirken. Und die Herren im Walde thun es auch, und ich werde es thun. Die Kirchen ſind noch ſehr weit von einander entfernt; es werden aber neue, wo Menſchen an einer Stelle ſich mehren, und ich werde im Walde bei meinem Hauſe eine Kirche errichten, ſobald ich es thun kann.“

Was Witiko geſagt hatte, ſagten auch Rowno und Diet und Hermann und die andern. Und der Zupan Lubomir ſprach auch ſo, der einen Theil des Waldes beherrſchte.

Und nach den Sachen des Glaubens ſollten auch noch Dinge über die Beſitzthümer der Kirche oder Streitigkeiten darüber geſchlichtet werden, inſonderheit der alte Streit zwiſchen den Biſchöfen von Prag und Olmüz über Podiwin.

Guido hatte manche Zuſammenkünfte mit den mähriſchen Fürſten.

Öfter war auch Rath bei dem Herzoge.

Als vierzehn Tage ſeit der großen Verſammlung vergangen waren, geſchah die Einweihung der Kirche des heiligen Veit.

Der Herzog Wladiſlaw kam an dem Feſttage mit dem Gefolge aller ſeiner Hofherren und der Lechen und Führer und Herren der Länder Böhmen und Mähren vor die Kirche. Die Herzogin kam mit ihren Frauen. Guido kam mit ſeinem Geleite. Es kamen Otto, der Biſchof von Prag, Zdik, der Biſchof von Olmüz, und Daniel, der Propſt und die Erzprieſter und Prieſter von Prag und die Äbte der Klöſter, und die Nonnen, und die Pröpſte und Prieſter und Pfarrer aus vielen Theilen der Länder, und ſelbſt aus der Fremde. Es kam ein Theil der Krieger Wladiſlaws, und es kam unzähliges Volk. Mehr als tauſend Schaaren von Menſchen ſind von allen Seiten der Länder Böhmen und Mähren zu dem Feſte der heiligen Kirche Böhmens gekommen. Die Herbergen hatten ſie nicht gefaßt, und ſie lagerten unter dem freien Himmel.

Auf einem Platze abſeits der Kirche, der mit unbehauenen Schranken umgeben war, knieeten mit entblößtem Haupte, mit bloßen Armen, mit nackten Füßen und in Gewänder von grober Leinwand gekleidet, Konrad, Wratiſlaw, Otto, Leopold, Spitihněw und Wladiſlaw, die Sproſſen aus dem Stamme Přemysls.

Die Weihe der äußeren Theile der Kirche wurde begonnen.

Alle, die vor ihr waren, knieeten in Andacht auf die Erde nieder. Es knieete der Herzog mit den Seinigen, die Herzogin mit den Frauen, alle Prieſter, die nicht bei der heiligen Handlung mitwirkten, und alle Anderen. Es war der ganze Berg mit knieenden Menſchen voll.

Unter den Frauen der Herzogin knieete Dimut, und betete. Sie war in ein ſchwarzes Gewand gekleidet, und ihre Augen waren gegen die Erde gewendet.

Da die Heiligung vor der Kirche vollendet war, wurden ihre Thore geöffnet, und die Prieſter und der Herzog und die Herzogin und die Hofherren und die Herren der Länder und Krieger und Volk gingen in dieſelbe.

Die mähriſchen Fürſten blieben auf ihrem Platze knieen, da ſie nicht in die Kirche gehen durften, weil ſie in dem Banne waren.

In der Kirche wurde die Weihe ihrer inneren Theile begonnen, und dann war ein feierlicher Gottesdienſt. Nie waren ſo viele und ſo hohe Kirchenherren bei einem Feſte zugegen. Die Kirche war mit Menſchen erfüllt. Und die Menſchen vor der Kirche knieeten dicht an einander, und weit über den Berg hinab knieten ſie, und manche warfen ſich auf die Erde, und beteten und weinten.

Als die Feier in der Kirche vollendet war, ging der Zug des Herzogs, der Herzogin, des Hofes, der kirchlichen Herren und der Herren der Länder wieder aus der Kirche.

Da der Zug an den mähriſchen Fürſten vorüber ging, lagen dieſe mit ihren Angeſichtern auf der Erde. Manche Menſchen, die vorüber gingen, weinten.

Die Herzogin Gertrud ſagte zu ihren Frauen: „Das ſind Sproſſen des erſten Geſchlechtes des Landes.“

Dimut antwortete darauf: „Gott iſt allmächtig und herrlich. Er hat mir die Worte eingegeben, die ich im Kampfe geſagt habe: Unſere Heiligthümer ſind nicht verloren, wir werden ſie wieder aufbauen, und ſie werden ſchöner ſein als früher, und hilfreich und gnadenreich. Und die an ihnen gefrevelt haben, werden mit zerrauften Haaren und mit entblößten Armen auf der Erde liegen, und den Himmel um Barmherzigkeit anflehen. Und ſo iſt es in Erfüllung gegangen.“

Der Herzog, die Männer der Kirche und des Landes, die Krieger und Andere gingen an den Fürſten vorüber.

Dann verfloß eine Stunde.

Nach derſelben ſaß der Herzog Wladiſlaw in dem Schmucke des herzoglichen Gewandes mit Kleinodien und Gold und

Edelſteinen geziert auf dem Herzogſtuhle vor der Hofburg. Der Kardinal Guido ſaß auf einem Throne, der für ihn errichtet worden war. Die Biſchöfe, Äbte, Erzprieſter, Pröpſte und Prieſter und die Hofherren und die Lechen der Länder und die Führer des Heeres und Wladyken und Herren der Zupen ſtanden um den Herzogſtuhl und um den Thron, und hinter ihnen rings um ſie war Volk, daß ein Menſch an den andern feſtgedrückt war. Die Herzogin ſaß in ihrem Schmucke mit ihren Frauen auf dem Söller, und auf anderen Söllern waren andere hohe Frauen mit ihren Gefolgen.

Es wurde nun mit Mühe in der Menge der Menſchen eine Gaſſe gemacht, und durch dieſe Gaſſe gingen die mähriſchen Fürſten vor den Herzogſtuhl. An den Seiten jedes Fürſten gingen zwei Männer, und hielten zwei Schwerter über dem bloßen Haupte des Fürſten gekreuzt.

Als die Fürſten auf den freien Raum vor dem Herzogſtuhle gekommen waren, knieeten ſie in den Sand nieder, und hoben die Hände der nackten Arme aus der groben Leinwand empor. Die gekreuzten Schwerter wurden über ihren Häuptern gehalten.

Die Menſchen waren alle ſtill.

Da rief Konrad die Worte: „Ich, Konrad, der Sohn Lutolds, aus dem Stamme Prěmyſl, bereue die Sünde, welche ich durch den Kampf gegen den rechtmäßigen Herzog von Böhmen und Mähren, Wladiſlaw, begangen habe, ich thue Buße, will Genugthuung leiſten, und bitte den hocherlauchten Herzog und Herren des Stammes, daß er mir verzeihe, wie mir Gott verzeihen möge.“

Dann rief Wratiſlaw: „Ich, Wratiſlaw, der Sohn Ulrichs, aus dem Stamme Přemyſl, bereue die Sünde, welche ich durch den Kampf gegen den rechtmäßigen Herzog von Böhmen und Mähren, Wladiſlaw, begangen habe, ich thue Buße, will Genugthuung leiſten, und bitte den hocherlauchten Herzog und Herren des Stammes, daß er mir verzeihe, wie mir Gott verzeihen möge.“

Und Otto, und Leopold, und Spitihněw und Wladiſlaw riefen nach einander die nämlichen Worte.

Als ſie geendigt hatten, ſchwieg der Herzog eine kleine Zeit, und das Volk ſah auf ihn.

Da öffnete er den Mund, und rief: „Entfernet die Schwerter.“

Die Schwerter wurden entfernt.

Dann rief der Herzog: „Stehet auf.“

Die Fürſten erhoben ſich, und ſtanden aus dem Sande auf.

Dann rief der Herzog: „Empfindet die Reue, thut Buße, und leiſtet Genugthuung vor Gott dem Richter, und er wird euch durch den Mund der Kirche verzeihen. Ich verzeihe euch, und verlange keine andere Genugthuung als künftig Treue gegen mich. Konrad, ich ſetze dich in dein Beſitzthum Znaim mit allen Gebühren und Bezügen wieder ein, wie es vor dem Kriege geweſen iſt. Wratiſlaw, ich ſetze dich in dein Beſitzthum Brünn mit allen Gebühren und Bezügen wieder ein, wie es vor dem Kriege geweſen iſt. Otto, ich ſetze dich in dein Beſitzthum Olmüz mit allen Gebühren und Bezügen wieder ein, wie es vor dem Kriege geweſen iſt. Leopold, Spitihněw und Wladiſlaw, ich ſetze euch in alle eure Bezüge und Gebühren wieder ein, wie ſie vor dem Kriege geweſen ſind, und will ſie vermehren. Jetzt gehet in eure Herbergen, kommt dann wieder, und theilet heute mein Brod mit mir an meinem Tiſche."

Und wie es ſtille geweſen war, daß man die Worte aus dem Munde des Herzoges wie eine Glocke in klarer Luft vernommen hatte, ſo wurde jetzt ein Schrei, der durch die Wolken des Himmels drang. Nach dem Schrei kamen die Worte: „Heil, Segen, Glück, Freude Wladiſlaw, dem guten Herzoge."

„Wladiſlaw, dem guten Herzoge," tönte es immer fort, und „Glück", „Segen", „Heil" tönte es fort.

Frauen und Mädchen aus dem Volke löſten Schleifen oder Blumen aus ihren Gewändern, ließen ſie durch Männer vorwärts geben, und vor den Herzogſtuhl zu den Füßen des Herzoges werfen. Männer nahmen nun Federn oder Bänder oder anderen Schmuck von ihren Hauben, und ließen ſie auch vor die Füße des Herzoges legen.

Der Herzog winkte mit der Hand, und dankte mit der Hand.

Dann erſt konnten die Fürſten reden.

Konrad ſprach: „Ich hoffe, daß mir Gott verzeihen wird, ich danke dir, hocherlauchter Herzog, für deine Verzeihung, und ich werde dir treu ſein, ſo lange ich lebe."

Wratiſlaw rief: „Gott wird mir vergeben, wie mir der hohe Herzog vergeben hat, dem ich treu ſein werde durch mein ganzes Leben."

Und ſolche Worte riefen die übrigen Fürſten einer nach dem andern.

Dann tönte wieder ein Rufen des Volkes.

Dann ſagte Wladiſlaw: „Seid treu, und wir gedenken alle in der Zukunft des heutigen Tages.“

Die Fürſten wendeten ſich zum Gehen. Das Volk machte ihnen eine Gaſſe. Sie gingen in dieſelbe, die Gaſſe ſchloß ſich hinter ihnen wieder, und ſie waren nicht mehr zu ſehen.

Der Herzog ſtieg von dem Herzogſtuhle, ſo ſtieg auch Guido von dem Throne, und beide und alle hohen und niederen Herren der Kirche und der Länder gingen der Hofburg zu. Da der Zug ſich gegen die Burg bewegte, ſtimmte das Volk das Landeslied an, und der Geſang dauerte noch fort, da der Zug ſchon in die Burg eingegangen war.

Die Menſchen zerſtreuten ſich. Viele gingen in die Kirche des heiligen Veit, die Kirche leerte ſich nicht; wenn einige gingen, kamen wieder andere. Aus der Hofburg kam ein Mann, die Schleifen, die Bänder, die Sträuße, die Zierden, die man vor den Herzogſtuhl geworfen hatte, zu ſammeln, und in die Burg zu tragen.

Als der Mittag gekommen war, wurde ein Mahl in dem Herzoghofe gehalten. Die Zahl der Gäſte war ſo groß, daß in dem Saale und in vielen Gemächern die Tiſche ſtanden. Die Herren der Kirche waren in ihrer höchſten Zierde bei dem Mahle. Der Herzog und die hohen und niederen Herren der Länder hatten ihren größten Schmuck, und die Frauen und Jungfrauen prangten in den auserleſenſten Gewändern und Kleinodien. Die Fürſten von Mähren ſaßen in Sammet und Seide, in Gold und Edelſteinen in der Nähe des Herzoges auf Ehrenplätzen. Poſaunen und Flöten und Pfeifen erſchallten zuweilen von den inneren Söllern, und zuweilen tönten von Außen herein Geſänge.

Als das Mahl geendiget war, verſammelten ſich die Gäſte in verſchiedenen Abtheilungen, und ſprachen mit einander, oder ſie wandelten redend in verſchiedenen Richtungen in den Gemächern.

Wratiſlaw kam mit dem Herzoge gegen Witiko, reichte ihm die Hand, und ſagte: „Witiko, daß du uns verächtlich entrinnen ließeſt, hat mich mehr gekränkt als die tollen Worte des wilden Odolen. Rede nicht, du haſt klug und rechtlich gehandelt. Wir haben Konrad gerathen, die Belagerung aufzugeben. Wenn du ein Leche wirſt, wie ich ſagte, ſo wünſche ich dir alles Glück, du wirſt ein hochgeſinnter."

„Witiko," ſprach der Herzog, „der Bund iſt größer geworden, wie du in dem Lager in meinem Zelte damals zu mir geredet haſt. Und dir, Wratiſlaw, ſage ich, daß er mir an jenem Abende geſtanden hat, daß er auch die Söhne Přemyſls vor Rache und Unbill habe ſichern wollen."

„Ich wußte es," ſagte Wratiſlaw, „und wenn uns Demüthigung wurde, ſo haben wir die Demüthigung geſucht. Wir konnten auf Feinde treffen, die anders geweſen wären. Wenn du nach Brünn kommſt, ſo ſtehen dir die Thore der Burg offen, und es wird ſie ehren, wenn du eingehſt."

„Und wenn wir alle, die jetzt vereint ſind, in deine Nadelwälder jagen kommen, wie wir bei Chynow verſprochen haben," ſagte der Herzog, „ſo wirſt du uns Herberge und Bewirthung geben."

„Ich kann auch ein Stücklein Brod und ein Plätzchen in dem Hauſe geben, das ich durch deine Gnade habe, hocherlauchter Herzog Wladiſlaw," antwortete Witiko. „Und was ich gethan habe, erlauchter Herzog Wratiſlaw, das habe ich gethan, weil es ſo in meinen Sinn geflogen iſt. Wenn ich nach Brünn komme, werde ich nicht verſäumen, dir meinen Ehrfurchtsgruß zu bringen."

„Alle Menſchen handeln, wie es in ihren Sinn fliegt," ſagte der Herzog, „aber die Sinne ſind verſchieden. Wir werden einmal mit Abſicht nach Brünn gehen, und dann gehſt du mit, Witiko; aber nimm ein anderes Thier, als das nur im Schritt geht."

„Einmal iſt es ſchneller geweſen," ſagte Witiko.

„Von dem reden wir jetzt nicht mehr," ſagte der Herzog.

Da ſie noch ſprachen, kamen auch Otto und Wladiſlaw herzu, und ſprachen mit. Sie wendeten ſich dann gegen Witiko, und dankten ihm, wie er bei Pilſen gegen ſie geweſen iſt, und Wladiſlaw dankte ihm, daß er ihn gegen Odolen geſchützt habe.

Der Herzog und die Fürſten trennten ſich nach dieſem Geſpräche von Witiko.

Nach einer Zeit kam Zdik, der Biſchof von Olmütz, zu Witiko, und ſagte: „Edler Waldherr, du ſucheſt ja deine Freunde nicht, ſie ſuchen dich. Erinnerſt du dich noch, wie Regimbert, der Biſchof von Paſſau, geſagt hat: Die Wilden werden Lämmer werden? Seine Worte ſind in Erfüllung gegangen. Aber es iſt ein ſtarker Hirte geweſen, vor dem ſie Lämmer geworden ſind. Guido hat mehrere Jahre mit Mühſal gearbeitet. Die Söhne Přemyſls haben heute einen Sieg erringen, der der größte iſt, den ſie erringen können, und den ein Menſch erringen kann. Das Volk und alles Land hat geſehen, daß ein Herr in dem Himmel iſt, und die Erde Staub, in den er den Sünder wirft. Und das Volk und alles Land hat geſehen, daß ein Herr in dem Himmel iſt, der den Sünder, wenn er Buße gethan hat, erhebt; er hat ihm durch die Kirche verkündigt, daß ihm verziehen iſt, und er hat das Herz des Herzogs Wladiſlaw erweicht, daß er das Unrecht vergeſſen mußte.“

„Die Fürſten werden jetzt wohl treu ſein,“ ſagte Witiko.

„Sie werden treu ſein,“ antwortete Zdik. „Sie haben bereut, und haben den Brauch der Kirche und des Landes auf ſich genommen. Und wenn ſie ihre Reue vergeſſen ſollten, ſo iſt die Macht des Herzoges Wladiſlaw jetzt ſchon zu groß, und ſie wird noch größer werden, als daß ſie etwas gegen ſie erſinnen könnten.“

„Der Herzog Wladiſlaw hat jetzt den freien Weg vor ſich,“ ſagte Witiko.

„Das Unglück, welches der hochehrwürdige Biſchof Silveſter geahnt hat,“ erwiederte Zdik, „und von welchem der edle Leche Bolemil geſprochen hat, iſt eingetroffen, und iſt überwunden worden. Jetzt wird das Gute kommen, welches die voraus geſehen haben, die deshalb die Wahl Wladiſlaws gefördert haben.“

„Er übt Gerechtigkeit, und iſt gut,“ ſagte Witiko.

„Wir wiſſen alle noch nicht, was werden wird,“ ſagte Zdik; „aber es wird etwas werden. Er wird den Glauben ſchützen, er wird die Böſen niederhalten, wird ſorgen, daß alle ihren Bedarf ſtillen können, und wird unſer Anſehen mit dem Anſehen anderer Länder verknüpfen.“

„Er wird unſer Anſehen in ferne Reiche tragen,“ ſprach Witiko.

„Auch das kann geſchehen,“ antwortete Zdik, „und möge ihm dann Treue und Freudigkeit der Seinen zur Seite ſtehen.“

„Er ruft die Treue und Freudigkeit hervor,“ ſagte Witiko, „und ſie werden ihm in der Zeit nicht fehlen.“

„So iſt es,“ entgegnete Zdik. „Witiko, der hocherhabene und milde Kardinal Guido iſt in Paſſau geweſen, und der hochehrwürdige Biſchof Regimbert und ich haben ihm von dir erzählt. Er hat geſagt, daß ich dich heute zu ihm führen ſoll. Folge mir.“

„Ich folge euch,“ ſagte Witiko.

Zdik führte Witiko an vielen Menſchen vorüber in ein Gemach. In demſelben ſaß der Kardinal auf einem Stuhle, und viele Menſchen waren um ihn: die Herren der Kirche, Prieſter und andere. Witiko mußte warten, weil Mehrere da waren, mit denen der Kardinal reden ſollte. Als dieſe Reden geendiget waren, führte Zdik Witiko an der Hand dem Kardinale näher. Der Kardinal ſah es, und winkte ſie mit der Hand hinzu. Da ſie vor ihm ſtanden, ſagte Zdik: „Hocherhabener Kardinal, dieſer Mann iſt Witiko, erlaubet, daß er euch die Ehrfurcht bezeugt.“

Der Kardinal reichte Witiko das Kreuz.

Witiko küßte es.

Dann ſagte der Kardinal: „Mein junger Sohn, du haſt der Kirche in der Bedrängniß gedienet, und du haſt im Streite die Friedfertigkeit angeſtrebt.“

„Hocherhabener kirchlicher Fürſt,“ ſagte Witiko, „ich ſuchte zu thun, wie es die Dinge fordern, und wie die Gewohnheit will, die mir in der Kindheit eingepflanzt worden iſt.“

„Und der Glaube, mein Sohn, den der gute Prieſter Benno in dein Herz geſenkt hat,“ ſagte der Kardinal. „Du haſt an dem Sonntage im Walde, da nirgends eine Kirche war, den Tag gefeiert, dein Thier hat geruht, und du haſt in der Einſamkeit der Bäume gebetet. Und wenn du zu thun ſtrebſt, was die Dinge fordern, ſo wäre gut, wenn alle wüßten, was die Dinge fordern, und wenn alle thäten, was die Dinge fordern; denn dann thäten ſie den Willen Gottes.“

„Oft weiß ich nicht, was die Dinge fordern,“ ſprach Witiko.

„Dann folge dem Gewiſſen, und du folgſt den Dingen,“ ſagte der Kardinal. „Der Herzog hat dich für deine Dienſte belohnt, Witiko, und ich hege den Wunſch, daß dir der Segen immer gewärtig ſei, der zu dem Guten kömmt. Ich habe zu den Namen der jungen Leute dieſer Länder, die ich mir merken will, auch deinen Namen geſchrieben. Ich werde die jungen Namen dem heiligen Vater als das Gute bringen, das nachwächſt. Und wenn du das Heil haſt, nach Rom zu kommen, ſo will ich dich vor das Angeſicht des heiligen Vaters führen.“

„Wenn mir zu Theil wird, daß ich die Stadt der ewigen Dauer ſehen ſoll,“ ſagte Witiko, „und wenn ich es erlebe, vor den heiligen Vater geſtellt zu werden, möge ich dann deſſen auch würdig ſein.“

„Du wirſt es, wenn du dich nicht änderſt,“ ſagte der Kardinal, und reichte Witiko das Kreuz zum Kuſſe.

Witiko küßte das Kreuz, und entfernte ſich mit Zdik. Mehrere Menſchen gingen zu dem Kardinale.

Zdik ſagte zu Witiko: „Der hocherhabene Kardinal geht jetzt nach Mähren, den Bann aufzuheben. Dann geht er wieder nach Böhmen, weil Vieles werden muß. Er will dann den Prieſter Benno zu ſich rufen laſſen.“

„Das wird Benno ſehr freuen,“ ſagte Witiko, „er iſt aus Demuth nicht zu dem Kardinale gegangen.“

„Der hocherhabene Kardinal weiß es,“ ſprach Zdik.

„Benno iſt jetzt in unſerem Hofe Pric,“ ſagte Witiko.

„Es iſt uns bekannt,“ antwortete Zdik. „Wenn du dein Haus gebaut haſt, und wenn eine Zeit iſt, nach Mähren zu kommen, ſo komme nach Olmüz, daß ich dir die Gaſtfreundſchaft vergelte, die du an mir geübt haſt, und in die du mich bei andern eingeführt haſt.“

„Ich werde euch meine Ehrerbietung und meinen Dank für eure Freundlichkeit darbringen, ſobald ich es werde thun können,“ ſagte Witiko.

„Und ſo gehabe dich wohl, mein edler Waldherr,“ ſprach Zdik, „und gedenke meiner.“

„Ich danke euch für das Gute, das ihr mir heute gethan habt, ich denke ſtets eurer, und gehabt euch wohl,“ antwortete Witiko.

Sie trennten ſich.

Witiko wollte nun Silveſter aufſuchen.

Er ging durch die Menſchen dahin.

Er ſah Nomno in dem Feſtgewande eines Waldmädchens, mit dem Waldſchmucke und dem goldenen Gürtel.

Er ſah auch Wolf von Tuſch und Werinhard von Ottau in ſehr ſchönen Gewändern.

Der alte Bolemil ſaß auf einem koſtbaren Geſiedel. Er hatte ein wallendes Kleid von braunem Sammet an ſeinem Leibe, und das Kleid wurde von einem goldenen Gürtel mit grünen Steinen umſpannt, und der weiße Bart floß auf den braunen Sammet nieder. Um ihn ſaßen mehrere alte Männer, und es ſtanden mehrere junge neben ihm, und hörten auf ſeine Worte, und ſprachen zu ihm.

Witiko kam zu Weliſlaw und Dimut, welche mit einander aus einem Gemache gegen andere Gemächer gingen. Weliſlaw hatte ein blaues Sammetgewand mit einem ſilbernen Gürtel, auf dem rothe Steine zu Roſen gefaßt waren. Auf dem blonden Haupte hatte er eine weiße Sammethaube mit einer kurzen geraden weißen Feder, die auch aus einer rothen Steinroſe emporſtand. Dimut hatte ein dunkelblaues Sammetgewand mit einem Gürtel, gewebt aus Gold und Silber, hellblauen Steinen, und ihr Haarnetz hatte das Gewebe und die Steine des Gürtels.

Weliſlaw ſagte zu Dimut: „Und wie du heute, ſehr ſchöner Krieger, keine Waffen an dir haſt, ſondern in dem prächtigen Frauenkleide mit den großen Edelſteinen einhergehſt, die nur nicht ſo glänzen wie die zwei Edelſteine deiner Augen, ſo bedarfſt du auch jenes Pfeiles nicht mehr, den du von unſern Feinden gefangen haſt, die jetzt unſere Freunde ſind.“

„Sehr ſchöner Župan vom Wyšehrad,“ entgegnete Dimut, „der du nur dieſes Spielzeug an deiner Seite trägſt, und in dem prächtigen Männerkleide mit den rothen Roſen einhergehſt, die du von unſerem Freunde Witiko genommen haſt, und der du auch zwei blaue Edelſteine als Augen in deinem Angeſichte trägſt, du bedarfſt der Pfeile nicht.“

„Ich bedarf ihrer, um dort zu verwunden, wo durch nichts Anderes verwundet werden kann,“ ſagte Weliſlaw.

„Du biſt der zweite Župan des Landes, und kannſt dir Pfeile genug ſchneiden laſſen,“ antwortete Dimut.

„Dieſe gehen nur in die Herzen der bärtigen Krieger,“ entgegnete Weliſlaw, „wenn ich deinen Pfeil hätte, wäre die Wunde ſchon da.“

„Er iſt in dem Thurme zu Rowna bei dem rothen Banner, welches der Herzog meinem Bruder gegeben hat,“ ſagte Dimut.

„Und wenn du von deinem Bruder fort ziehſt, wird der Pfeil bei dem rothen Banner zu Rowna bleiben?“ fragte Weliſlaw.

„Und wenn ich von meinem Bruder fortziehe, ſo weiß ich nicht, was mit dem Pfeile geſchieht,“ antwortete Dimut.

Witiko grüßte die beiden, ſprach einige Worte mit ihnen, und ging dann ſeines Weges weiter.

Er ſah an einem Fenſter Odolen und Sezima ſtehen. Odolen hatte ein grünes Sammetgewand mit einem ſilbernen Gürtel, und auf ſeinen ſchwarzen Haaren hatte er eine weiße Haube mit einer ſchwarzen Feder. Sezima war in Blau und Gold gekleidet. Witiko ging zu ihnen, und fragte, ob ſie nicht wüßten, wo er den Biſchof Silveſter finden könne.

Odolen antwortete: „Der iſt bei denen, die jetzt in unſerem Lande die römiſche Sprache reden."

Witiko verabſchiedete ſich, und ging gegen das Gemach, in welchem der Kardinal Guido war. Er ſah den Kardinal auf einem Stuhle ſitzen, und an ſeiner rechten Seite ſaß der ehemalige Biſchof Silveſter und an der linken der Propſt Daniel. Er ſprach mit beiden. Weiter entfernt ſaßen die Biſchöfe Otto und Zdik, und dann ſaßen oder ſtanden noch andere Herren der Kirche und Prieſter und verſchiedene Menſchen.

Witiko entfernte ſich wieder von der Thür des Gemaches, und ging eines anderen Weges zurück, als den er gekommen war. Er ſah jetzt auch die Herzogin unter Frauen und Jungfrauen ſitzen, und ſah manche Herren und Frauen neben einander wandeln, und mit einander ſprechen.

Er kam auch zu Lubomir. Derſelbe ſaß auf einem Stuhle. Er hatte ein ſchwarzſammetenes Gewand, und auf dem Gürtel waren viele edle Steine in ſchimmernden Farben. Die ſchwarze Haube mit der weißen Feder hielt er in der Hand, und ſeine weißen Haare und ſein weißer Bart leuchteten aus dem ſchwarzen Gewande. Es ſaßen mehrere alte Männer bei ihm, und junge ſtanden daneben.

„Witiko," ſagte er, „du geheſt allein in dieſen Gemächern, und ſinneſt nach andern Dingen."

„Ich habe mit einigen Herren geſprochen," ſagte Witiko, „und ſuchte nun den hochehrwürdigen Biſchof Silveſter."

„Mit dem hat der hocherhabene Kardinal zu reden," antwortete Lubomir, „er hat ihn und den Propſt Daniel zu ſich rufen laſſen."

„Ich habe geſehen, wie er mit ihnen ſprach,“ ſagte Witiko.

„Meine Hauswirthin freuet ſich ſchon,“ ſprach Lubomir, „wenn du einmal in deinem feſten Stande biſt, und auf eine längere Zeit zu uns kommen kannſt, wie du es verſprochen haſt. Jetzt werden friedliche Zeiten kommen, und wir können von dem reden, was wir in unſerem Lande, in unſerer Gegend und unter unſeren Leuten, und was wir in unſerem Hauſe thun wollen. Boleſlawa kann dir auch noch Manches ſagen, was dir zu gute kommen könnte.“

„Wenn der Frühling in das Land zieht, und unſer Wa neu grünt,“ antwortete Witiko, „werde ich in dem feſten Stande ſein, wie ihr ſagt. Und dann werde ich zu einer Zeit um freundliche Gaſtlichkeit in Daudleb bitten, und ich werde euch auch bitten, daß ihr mit den Eurigen nicht verſchmähet, eine ehrerbietig gebotene Gaſtlichkeit in meinem Hauſe anzunehmen.“

„Ich bin bei dem Beginne deines Hauſes geweſen,“ ſagte Lubomir, „und es geziemt ſich, daß ich es auch betrachte, wenn es fertig iſt.“

„Ihr dürft nicht allein kommen,“ ſprach Witiko.

„Wir werden in dein Haus kommen,“ ſagte Lubomir, „und werden öfter kommen, und werden kommen, wenn die junge Burgfrau in demſelben ſchaltet.“

Witiko antwortete nicht.

Lubomir ſprach: „Wenn wir gemach in die andere Welt gehen, die wir weiße Haare haben, ſo müſſen die, deren Scheitel noch dunkel iſt, in dem Lande ſein, und nach ihnen wieder dunkle Scheitel. Du biſt ein guter Mann, Witiko, und die nach dir kommen, werden wieder gute Männer ſein.“

„Das ſind Dinge der Zukunft," ſprach Witiko.

„Und die Zukunft wird ſich erfüllen," antwortete Lubomir. „Eines iſt nicht mehr weit zukünftig, ich wünſche dir recht viel Glück und Heil."

„Das liegt in Gottes Hand," ſagte Witiko, „und mögen die Friedensjahre, die wir erwarten, voll Segen ſein."

„Und mögen wir den Segen bringen helfen," ſprach Lubomir. „Witiko, komme doch, ſo lange wir in Prag ſind, noch zu mir."

„Ich werde euch noch in dem Hauſe eures Stammes aufſuchen, wie ich euch aufgeſucht habe," antwortete Witiko.

„Thue das," ſagte Lubomir.

Nach dieſen Worten verabſchiedete ſich Witiko, und wandelte wieder weiter.

Er traf noch mehrere ſeiner Freunde, und ſprach mit ihnen.

Endlich wurde das Zeichen gegeben, daß das Feſt zu Ende ſei, und Witiko ritt mit einigen ſeiner Männer, die ihn draußen erwartet hatten, in ſeine Herberge.

Die Feier der Kirche des heiligen Veit dauerte noch acht Tage. Der Herzog und die Herzogin, der Kardinal Guido und alle Herren der Kirche und die Herren des Landes waren täglich bei dem Gottesdienſte. Die mähriſchen Fürſten beteten vor der Kirche. Viele Menſchen kamen noch von allen Gegenden, und die zuerſt keinen Platz in der Kirche gefunden hatten, ſuchten ihn ſpäter zu gewinnen. Nach dem Gottesdienſte ſegnete der Kardinal die Gläubigen, und er ſegnete ſie auf ſeinem Heimwege. Von dem mittäglichen Walde kamen auch

Züge nach Prag, um des Heiles dieſer Tage theilhaftig zu werden, und jeder Zug hatte ein kirchliches Banner. Sie lagerten ſich zwiſchen dem Wyšehrad und dem rechten Burgflecken. Manche gingen zu Witiko, und Witiko ging zu ihnen, und er ertheilte ihnen Rath und, wo es nöthig war, Gaben. Und als ſie ihre Gebete verrichtet hatten, und als ſie Alles, was ihnen zu ſehen würdig ſchien, in Prag betrachtet hatten, traten ſie wieder den Heimweg an.

Der Kardinal Guido beſuchte alle Kirchen und heiligen Orte, und er hielt in dieſer Zeit auch Verſammlungen, wie er ſie vor ihr gehalten hatte.

Als die Feier der Kirche des heiligen Veit zu Ende gegangen war, verabſchiedeten ſich Konrad, Wratiſlaw und Otto in einer Verſammlung von dem Herzoge, und gingen mit ihren Geleiten in ihre Länder nach Mähren. Viele Herren der Länder Böhmen und Mähren begleiteten ſie. Leopold, Spitihnĕw und Wladiſlaw blieben in Prag.

Fünf Tage darnach traten Guido und Zdik ihren Zug nach Mähren an. Ein großes Geleite von Prieſtern und Herren war bei ihnen.

Witiko blieb in Prag.

Es waren noch Verſammlungen bei dem Herzoge, und Witiko war bei den Verſammlungen. Und er beſuchte Bolemil und Lubomir und Diwiš und Preda und Chotimir und Wšebor, und er beſuchte ſeine jungen Freunde, und ſeine jungen Freunde beſuchten ihn.

In dieſer Zeit ſtrebte er auch, zu Männern zu kommen, welche nach Dingen des Waldes begehrten, damit er ein

Einkommen in den Wald leite. Er nannte ihnen das Holz zu Kunſtwerken, zu Geräthen, zum Bauen und zum Brennen, er nannte ihnen die Kohlen, er nannte ihnen, was die Höfe liefern, deren Thiere die Waldkräuter genießen, er nannte die Felle der wilden Thiere, er nannte die Jagdthiere, die Früchte und Pflanzen des Waldes, die in entfernte Gegenden geſendet werden können, den Honig der Waldbienen, das Pech, den Theer, die Rinden, die Steine und Anderes, er nannte ihnen, was die Menſchen aus den Dingen des Waldes verfertigen, und machte Verabredungen.

Er brachte auch Vieles in Ordnung, was er für ſein neues Haus bedurfte.

Und als es ſchon gegen den Winter ging, verabſchiedete er ſich bei dem Herzoge, und ritt mit den Seinigen nach Friedberg zurück.

Nach einer Zeit ſagte ihm der Bauherr Eppo, daß das Witikohaus fertig ſei. Die Gerüſte waren weggenommen, und die Burg ſtand ſichtbar gegen den grünen Wald. Auf der Spitze des höchſten Daches war der Wipfel eines Tannenbäumchens mit Bändern. Witiko ging in den Hof. Der Brunnen war mit ſchönen Steinen umfaßt, hatte ein ſchönes Dach, und um die zierliche Spindel war die Kette geſchlungen, an der die Eimer hingen. Witiko ging in das Innere. Alle Räume waren bereit, ihre Ausrüſtung zu empfangen.

Nun wurden Wägen und Säumer thätig, Alles, was nöthig war, in die Burg zu bringen, und Eppo arbeitete mit Männern und Werkleuten eifrig, ſie wohnlich zu machen.

Witiko beſuchte im Winter verſchiedene Stellen des

Waldes. Er war öfter in dem oberen Plane, er war in dem Häuschen im Wangetſchlage, er war bei den Köhlern, in den Meierhöfen und an anderen Orten. Eines Tages ritt er nach Pric, und von dort zu Silveſter, und von Silveſter wieder nach Friedberg.

Als der Frühling in das Land zog, und der Wald grünte, wie Witiko zu Lubomir geſagt hatte, war das Witikohaus in feſtem Stande.

Witiko ſammelte ein Geleite, und zog mit demſelben nach Pric. Von Pric kam er mit dieſem Geleite und mit einem neuen und mit ſeiner Mutter und mit ſeiner Baſe und mit Benno nach Friedberg zurück.

In Friedberg ordnete er ſich und die Seinigen, um eines Tages in die neue Burg zu ziehen.

Als der Tag gekommen war, legte er das Gewand an, welches er in der Schlacht auf dem Berge Wyſoka getragen hatte, und nahm den weißen Schild mit der rothen Waldroſe. Dann ſammelte er ſeine Dienſtmannen aus Plan, Friedberg und Pric und alle ſeine anderen Männer. Seine Mutter und ſeine Baſe und ihre Frauen ſaßen in Senften. Benno beſtieg ein Pferd. Witiko ſetzte ſich auf das alte eiſengraue Pferd, auf dem er von Paſſau nach Böhmen geritten war, und ſo begann er mit den Seinigen den Zug. Es waren viele Menſchen gekommen, daß in Friedberg ein Gedränge war, daß der Zug nur langſam gegen den Steg der Moldau kommen konnte. Und auch im Freien waren Menſchen. Der Zug gelangte nach einer und einer halben Stunde durch den breiten Wald hinan vor die Burg. Auf dem grünen Anger vor derſelben war ein Altar, und an dem Altare ſtand der greiſe Pfarrer von Plan und der Pfarrer von Friedberg, und neben ihnen ſtand Huldrik in einem Feſtgewande, wie ein Burgdiener, es ſtanden alle Männer von Plan da, welch mit Witiko in dem Kriege geweſen waren, und auch andere Männer von Plan ſtanden abgeſondert da, es ſtanden aus verſchiedenen Theilen des Waldes, die im Kriege geweſen waren, und andere da, es ſtanden in ſchönen Kleidern Jungfrauen von Plan und vor Friedberg und vom Wangetſchlag und von der untern Moldau und vom ſchwarzen Bache und von anderen Gegenden da, und hielten Feſtgewinde in den Händen, und weiter zurück ſtanden Männer und Weiber und Kinder aus dem Walde, aus Fluren, die an den Wald grenzten, aus dem Lande der Mihel, das ſchon in Baiern iſt, und aus entfernteren Strichen von Baiern.

Die Menſchen blickten auf Witiko, als er heran ritt.

Er ritt mit den Seinigen vor den Altar. Der Pfarrer von Plan machte ihnen das Zeichen des Segens entgegen. Darauf ſtiegen ſie von den Pferden, und die Frauen wurden aus den Senften gehoben. Sie knieten nun alle vor dem Altare nieder, und das ganze Volk kniete in das grüne Gras. Der Pfarrer von Plan hielt nun mit Hilfe des Pfarrers von Friedberg den Gottesdienſt vor dem Altare. Als der Gottesdienſt geendigt war, ſegnete der Pfarrer Witiko und die Seinigen wieder, und ſegnete das ganze Volk. Dann ſtieg Witiko auf ſein Pferd, die Frauen wurden in die Senften gehoben, und die Männer Witiko's beſtiegen ihre Pferde. Der Pfarrer von Plan aber ſchritt von dem Altare gegen die Burg. Ihm folgte Witiko, dann folgten die Senften, dann folgten Witiko's Männer. Die Jungfrauen ſäumten jetzt mit ihren Feſtgewinden den Weg.

Vor dem Thore der Burg ſtand der Pfarrer ſtille, und der Zug ſtand ſtille. Der Pfarrer ſegnete nun mit dem heiligen Waſſer gegen das hohe Dach empor, er ſegnete gegen die Mauern, und er ſegnete gegen das Thor. Dann trat er ſeitwärts. Das Thor wurde geöffnet. Witiko hielt noch einen Augenblick ſtille. Dann machte er mit ſeiner rechten Hand das Zeichen des Kreuzes auf ſeine Stirne, auf ſeinen Mund, und auf ſeine Bruſt. Dann ritt er langſam unter das Thor. In dieſer Zeit trat Huldrik zu ihm, und hielt ihm den Steg des Sattels. Als er unter dem Thore war, that das Volk einen Glücksruf, der wie ein Gebrauſe gegen den Himmel ging.

Von dem Thorbogen ritt Witiko in den Hof. Seine Mutter, die Baſe, und alle Frauen folgten ihm, und Benno und die Pfarrer von Plan und Friedberg folgten ihm, es folgten ſeine Männer, und es folgten die Jungfrauen und die Krieger, und es folgten ſo viele Menſchen, als Platz finden konnten. Im Hofe ſtiegen die Frauen aus den Senften und die Männer von den Pferden. Witiko führte ſeine Mutter die Treppe hinan in die kleine Burgkirche. Die Andern gingen hinter ihnen. In der Burgkirche wurde Benno mit dem kirchlichen Gewande bekleidet, und gab den Segen. Dann ſprachen alle ein ſtilles Gebet. Dann ging Witiko mit ſeiner Mutter und ſeinem Gefolge in den Saal. Dort blieb er ſtehen, neigte ſich auf die Hand der Mutter, und küßte dieſelbe, die Mutter aber ſchlang beide Arme um ſeinen Nacken, und küßte ihn auf die Stirne. Dann geleitete er ſie zu einem koſtbaren Sitze.

Sie ließ ſich auf denſelben nieder. Er ſetzte ſich auch auf einen Sitz, und die Pfarrer, und Benno und Andere ſetzten ſich auf Sitze. Nun brachte Huldrik Brod und Salz, und reichte es Jedem, der in dem Saale war, und Jeder koſtete davon.

Als dieſes geſchehen war, ſtand Witiko auf, und ſprach: „Männer, die ihr zu mir gehört, und Freunde, die ihr gekommen ſeid, ich danke euch. Eppo und Mathias und Urban, und die ihnen dienen, werden euch weiſen, wie Alles eingerichtet werden ſoll.“

Dann führte er ſeine Mutter mit ihren Frauen in ihre Wohnung. Sie hatte Thränen in ihren Augen.

Hierauf führte er die Baſe Hiltrut in ihre Wohnung. Sie konnte vor Weinen nicht ſprechen.

Dann geleitete er Benno in ſeine Wohnung.

Dann ging er in ſein Gemach. In demſelben befeſtigte er den Schild mit der rothen Roſe unter dem Bilde des Heilandes.

Dann ging er in den Saal, und von demſelben auf den Söller hinaus. Unten waren zwanzig Männer beſchäftigt, den Leuten Brod und Salz zu reichen. Sie nahmen alle davon. Und als ſie Witiko ſahen, riefen ſie ihm zu. Er dankte ihnen mit Winken ſeiner Hand.

Viele Werkleute waren beſchäftigt, aus rohen Brettern Tiſche und Bänke zu errichten. Aus den Schatten des Waldes wurden Fäſſer herbei gerollt, in denen Getränke waren, und es wurden viele Feuer angezündet, und an ihnen Speiſen bereitet.

Und als die Zeit des Mahles gekommen war, hielt Witiko mit allen, die auf den Bänken an den Tiſchen ſaßen, die auf den Steinen oder im Graſe ſaßen, oder die ſtanden, das Mahl, und was da war, wurde unter alle vertheilt.

Als das Mahl beendiget war, und die Menſchen durcheinander gingen, war Huldrik unter ihnen, und ſagte: „Die Weiſſagungen gehen in Erfüllung. Jetzt hat Witiko den Anfang gemacht, und dann wird er die goldene Burg bauen, die einmal auf der Erde geſtanden iſt, und die jetzt nirgends auf der Erde ſteht, und meine Nachkommen werden es ſehen.“

„Du haſt ja kein Weib,“ rief Tom Johannes, der Fiedler.

„Wenn es die Weiſſagungen ſprechen, ſo werde ich ein Weib und Nachkommen haben,“ ſagte Huldrik.

„Und wenn es die Weiſſagungen ſprechen, ſo werde ich noch mit dem Winkelhaken meiner Hand auf der Geige des Herzoges die lieblichſten Töne ſpielen,“ rief Tom Johannes, der Fiedler.

„Wenn es die Weiſſagungen ſprechen, ſo wirſt du ſie ſpielen,“ ſagte Huldrik.

„Witiko hat es geweiſſagt,“ entgegnete Tom Johannes.

„Wenn Witiko weiſſagen kann, ſo wirſt du ſpielen,“ ſagte Huldrik.

„So werden wir erleben, wie das wird,“ ſprach Tom Johannes.

„Wir werden es erleben,“ antwortete Huldrik.

Zu Witiko aber kamen, da er noch an dem Tiſche ſaß, mehrere Jungfrauen. Sie gaben ihm einen Kranz aus Blumen und Blättern des Waldes, und gaben ihm einen Strauß aus ſolchen Blumen. Eine reichte ihm die fünfblättrige dunkelrothe Waldroſe.

„Die Roſen blühen ja noch nicht," ſagte Witiko.

„Sie blühen noch nicht," antwortete die Jungfrau, „wir haben ſie aus Sammet und Seide gemacht."

„Sie iſt ſehr ſchön gemacht," ſagte Witiko.

„Wenn das Einzugsfeſt zur Roſenzeit geweſen wäre, ſo hätten wir dir eine wirkliche Roſe als dein Zeichen gegeben," ſprach das Mädchen, „wir haben nun dieſe gemacht, weil die Roſe ſehr lange blühen, und Glück bringen ſoll."

„Dieſe Roſe wird lange dauern," ſagte Witiko, „wenn auch ihre Farben ſchwinden. Ich werde mir ſie aufbewahren, und werde deiner gedenk ſein, Margareth, wenn du auch einmal ein Feſt feierſt."

Das Mädchen antwortete nichts.

Witiko betrachtete die Waldroſe, und er betrachtete die Blumen der Kränze und Sträuße. Dann gab er Alles ſeiner Mutter zum Beſchauen. Dieſe ſah den Kranz, die Sträuße und die Waldroſe an, lobte die zierliche Arbeit, und lobte, daß die Waldblumen gewählt und ſo an einander gereiht worden waren. Dann gab ſie die Geſchenke wieder an Witiko zurück. Witiko dankte den Jungfrauen, und reichte die Gaben an Jakob, daß er ſie in die Burg trage. Die Jungfrauen brachten ihren Abſchiedsgruß, und entfernten ſich von dem Tiſche Witiko's.

Der Schmied von Plan, und David, der Zimmerer, und Paul Joachim, der Maurer, und Elias, der Steinhauer, traten nun herzu, und brachten die Sprüche aus, welche bei dem Einzuge in ein neues Haus im Brauche waren, und Witiko und die anderen Männer gaben die Antworten, welche auf die Sprüche gehörten.

Dann ſtanden alle von den Tiſchen auf.

Witiko ging unter die Leute, und ſprach mit vielen Männern, mit Frauen, mit Jünglingen, mit Jungfrauen und ſelbſt mit Kindern.

Die Mutter Witiko's ging auch unter die Menge der Menſchen, und ſprach mit ihnen. Viele, beſonders Frauen und Jungfrauen, drängten ſich zu der Frau.

Die Baſe Hiltrut ſprach mit jedem, zu dem ſie kam, und erzählte von Witiko's Kindheit.

Die drei Prieſter, der Pfarrer von Plan, der Pfarrer von Friedberg und Benno, wandelten auf dem grünen Anger in Geſprächen herum, und redeten mit den Leuten, die auf ſie zugingen, und gingen ſelber auf Leute zu.

Als der Nachmittag vorrückte, begannen die Menſchen, ſich zu zerſtreuen.

Am Abende verabſchiedete ſich Witiko, und ging mit ſeiner Mutter und mit der Baſe und mit Benno und mit den Frauen und mit denjenigen, die zu ſeinem Dienſte gehörten, in die Burg.

Als die Sonne untergegangen war, ertönte ein ſchöner Geſang aus dem Walde. Er war ein Geſang von Jungfrauen, dann kam ein Geſang von Jünglingen, dann kam ein Wechſelgeſang von beiden, und dann ein Zuſammengeſang von ihnen. Und ſo verſchränkten ſich und löſeten ſich die Geſänge immer anders. Witiko und die Frauen und Benno gingen auf den Söller hinaus, der gegen den Wald gekehrt war. Unten ſtanden die Menſchen dicht gedrängt gegen den Wald, um den Geſängen zu lauſchen. Die Sänger und die Sängerinen konnte man nicht ſehen.

Als es finſter geworden war, erglühete an dem fernen Gipfel des Hochfichtes ein Feuer wie ein Waldbrand.

Witiko wendete ſeine Augen dahin, und Wentila auch.

Aber dann glühte auf dem Gipfel des Bufferberges im Morgen von Friedberg ein gleiches Feuer empor. Es glühte eines auf dem Markwalde, eines auf dem Kienberge, eines auf dem Schwarzwalde, drei glühten auf den Wäldern, die hinter dem Kreuzberge bei Plan emporſtanden, und man konnte eines auf dem Kreuzberge erkennen. In den Auen und auf den Weiden und Angern und Feldern und in den tiefen Waldſtrichen, die an der Moldau dahin gingen, brannten viele kleinere Feuer.

Witiko ging nun mit den Seinigen von dem Söller in die Burg, und ſah aus derſelben gegen die Morgenſeite. Da brannten in dem Walde rechts von der Moldau Feuer bis gegen die Waſſerfälle der Kienberge hinab. Im Mittage brannten auf den kleineren Büheln, die ſich abſenkten, Feuer, und im Abende waren Feuer in dem Walde bis zum Hochfichte, und eines war weit zurück auf der Senkung des Seewaldes zu erblicken.

Die Feuer brannten fort, und die Geſänge dauerten fort.

Witiko ließ nun in allen Gemächern der Burg Lichter anzünden, daß ſie in dieſem Scheine weithin geſehen werden konnte.

Nach einer Zeit ſchwieg der Geſang, und als eine Weile Stille geweſen war, ertönten plötzlich die Pfeifen und die Hörner, die Witiko in dem Kriege gehabt hatte, und es erſchollen die Weiſen, die auf den Zügen und in der Schlacht auf dem Wyſoka und in der Schlacht vor Znaim erſchollen waren.

Witiko hieß zwei Knechte Fackeln anzünden, und ging mit ihnen auf den Waldſöller. Dort nahm er ſeine Haube von dem Haupte, und ſchwenkte ſie in dem Fackellichte dreimal zum Gruße.

Es ertönte von den Pfeifen und Hörnern ein freudiger Gegengruß.

Dann rief das Volk einen lange dauernden Ruf des Grußes empor.

Dann tönten die Pfeifen und Hörner wieder Kriegsweiſen.

Dann erſchollen die Geſänge der Jungfrauen.

Witiko ging wieder in die Burg.

Und die Geſänge der Jungfrauen und der Jünglinge und ihr Zuſammengeſang und das Tönen der Pfeifen und Hörner wechſelte mit einander ab, und machte endlich eine Verſchlingung.

Die Feuer brannten ringsumher fort.

Und als mit Zwiſchenräumen der Geſang der Jungfrauen und der Jünglinge und der Klang der Pfeifen und Hörner eine Zeit gedauert hatte, erhob plötzlich eine Männerſtimme unter den Menſchen die Töne eines Waldgeſanges, den alle Menſchen in dem Walde kannten, und der das Lob des Waldes enthielt, und eine zweite Stimme geſellte ſich hinzu, und eine dritte, und alsbald ſangen alle Menſchen, die verſammelt waren, den Waldgeſang. Und als er geendiget war, erhob eine Pfeife ſeine Töne wieder. Und die Menſchen begannen den Geſang wieder, und ſtärker, als das erſte Mal, und die Pfeifen und Hörner miſchten ſich darunter, und gingen in der Verbindung der Töne mit. Und als der Geſang zum zweiten Male aus war, tönte von den Pfeifen und Hörnern die Weiſe der Schlacht vor Znaim. Und dann tönten jene Rufe, die getönt hatten, als man den Feinden auf dem Berge vor Znaim in den Rücken gebrochen war. Und auf dieſe Rufe folgte ein großer Ruf der Freude von den verſammelten Menſchen. Dann war eine Weile eine Stille. Dann ſangen die Jungfrauen einen ſehr ſanften Nachtgeſang.

Hierauf war kein Geſang mehr und kein Tönen von Pfeifen und Hörnern. Von den Feuern umher waren einige erloſchen, andere brannten ſchwächer.

Wentila erhob ſich von ihrem Sitze in der Stube, in welcher alle verſammelt waren, reichte Witiko die Hand, und ſagte: „Ich ſuche meine Schlummerſtätte. Ruhe in der erſten Nacht hier ſo ſanft, mein Sohn, wie der Schlummergeſang der Jungfrauen angedeutet hat.“

Witiko antwortete: „Geliebte Mutter, das Dach unſeres Hauſes ſei zum erſten Male lieb und hold über deinem Haupte.“

Dann verabſchiedeten ſie ſich, und Wentila ließ ſich von Marhild und zwei anderen Frauen in ihr Gemach geleiten.

Die Baſe ſagte: „Witiko, wie mußt du gut ſein, weil ſie dich ſo lieben, und wie muß es damals in dein Herz gegangen ſein, als die ſchrecklichen Töne der wilden Hörner, die heute hier erſchallten, dort erſchollen ſind, wo die Menſchen einander gemordet haben.“

„Das iſt dort anders als hier,“ ſagte Witiko. „Laſſe es dir hier wohl ſein in der erſten Nacht, und möge es dir ſehr lange, und wenn du willſt, für immer hier wohl ſein.“

„Faſt ſo wohl wie in dem kleinen Häuschen in Landshut, weil wir alle beiſammen ſind,“ ſagte die Baſe.

Dann ließ ſie ſich in ihr Gemach geleiten.

„Witiko, mein Kind,“ ſagte Benno, „das iſt ein wichtiger Tag geweſen; es beginnt nun eine neue Wirkſamkeit. Du haſt den Tag ohne Prunk begehen wollen, und die Menſchen haben den Prunk ihres Herzens gebracht. Das iſt gut. Es wird noch ein zweiter ſchöner Tag zur Freude deines Gemüthes kommen. Beſchließe den heutigen Tag mit einem Gebete, und beginne den Schlummer mit der Hoffnung auf jenen zweiten Tag.“

„Gott hat mir ſo viel Gutes für meine Mutter und für meine Freunde gegeben,“ ſagte Witiko, „daß ich es nur durch einen dankbaren Wandel gegen Gott werde abtragen können.“

„Du wirſt es,“ ſagte Benno, „gehabe dich wohl.“

„Gehabe dich wohl,“ ſagte Witiko.

Die Männer reichten ſich die Hände.

Dann ging Benno mit Jakob, der ihm eine Lampe trug, in ſein Gemach.

Witiko befahl nun, daß die Knechte die Lichter in der Burg auslöſchen.

Da dieſes geſchehen, und ihm die Nachricht davon gebracht worden war, ſagte er: „Dienſtmannen, Kuto und Beda, weil es der Gebrauch ſo will, ſo geleitet mich in meine Stube. Es iſt nur dieſes Mal, ich werde es dann nie fordern.“

„Wir thun unſers Dienſtes jedes Mal,“ ſagte Beda.

„Wie es die Gepflogenheit fordert,“ ſprach Kuto.

Die zwei Männer geleiteten Witiko in ſein Gemach. Raimund trug eine ſilberne Lampe. Vier Männer des Gefolges gingen hinter ihnen.

In dem Gemache wurden die Abſchiedsſprüche geſprochen. Die Männer entfernten ſich, und Witiko und Raimund blieben allein. Witiko ließ ſich durch die Hilfe Raimunds zum Theile entkleiden, dann ſendete er ihn in ſeine Kammer, die vor dem Schlafgemache war.

Als Witiko nun allein in dem Zimmer weilte, kniete er vor dem Bilde des Heilandes nieder, und verrichtete ein Gebet.

Dann entkleidete er ſich vollends, und legte ſich zum erſten Male auf das Schlummerbette ſeiner Burg.

Als der Morgen des anderen Tages angebrochen war, ſah Witiko, daß auf dem Anger vor der Burg Menſchen über die Nacht geblieben waren. Theils hatten ſie Feuer angezündet, um ſich zu erwärmen, theils hatten ſie, in ihre Gewänder gehüllt, den Frühlingsraſen als Schlummerſtätte benützt. In manchen Theilen der näheren und entfernteren Wälder ſah er noch Rauch von den Feuern aufſteigen, welche in der Nacht gebrannt hatten. Er befahl Raimund, daß er Huldrik, wenn er noch ſchlafe, wecke, und ihm ſage, er möge Sorge tragen, daß die Leute vor der Burg etwas zu eſſen und zu trinken bekämen.

Raimund ging fort, und kam wieder, und ſagte, Huldrik ſei ſchon unter den Leuten, und habe für ſie geſorgt.

Als die Sonne aus dem Walde emporgeſtiegen war, ging Witiko in die Burgſtube, und die Seinigen und Leute des Gefolges kamen auch dahin.

Dann wohnten alle, welche in der Nacht in der Burg geweſen waren, dem Morgengottesdienſte bei, welchen Benno zum erſten Male feierte.

Hierauf wurde das Frühmahl gemeinſchaftlich in dem Saale verzehrt.

Witiko ordnete nun an, daß jene Dienſtmannen und Leute des Gefolges, welche nicht in die Burg gehörten, ſondern irgend wo anders ihre Wohnung und ihre Beſchäftigung hatten, acht Tage als Gäſte in der Burg bleiben ſollten. Dann ließ er alle vor ſich kommen, denen er einen zeitlichen Dienſt in der Burg aufgetragen hatte, und erklärte ihnen den Dienſt, und ſagte, dieſe Dinge werden alle ſpäter mit Giltigkeit geordnet werden.

Und ehe die Sonne noch hoch geſtiegen war, kamen Menſchen, und brachten nach dem Brauche, wenn einer in ein neues Haus zieht, Gaben.

Die Gaben ſollten zum Bedarfe und zur Zierde des Hauſes ſein, oder in Werkzeugen zu allerlei Dingen, zur Fiſcherei, zum Vogelfange, zur Jagd, und ſelbſt zum Kriege beſtehen. Der alte Florian brachte ein Salzfaß, welches er aus einem Stücke weißen Ahorns geſchnitten hatte, Wenhart aus der Friedau brachte zwei zierliche Fäſſer für Wein, der Richter aus der Stift brachte Holzteller, von dem kleinſten bis zu dem größten, wie ſie in dem Walde gemacht wurden, und ſeine Gattin brachte eine Sammlung Holzdeckel, um ſie auf Milchtöpfe oder andere Gefäße zu legen, Johannes aus dem Wangetſchlage brachte Eimer und Zuber, der Richter von Friedberg brachte einen Betſchämel, aus dicken Stämmen des

Wachholders geſchnitzt, und ein himmelblaues Tuch, auf welches die Jungfrauen von Friedberg rothe Waldroſen geſtickt hatten, Liebhart aus der Steinleithe brachte alle Gattungen Kien aus allen Harzhölzern des Waldes, die Männer aus dem Kirchenſchlage brachten ſechs kunſtreich aus Eſchen geſchnittene Speere, Gregor vom Rathſchlage brachte vier Fiſchnetze, Thomas von der Waldmoldau brachte zwölf Beſen, deren Stiele die zwölf feinſten Hölzer des Waldes waren, deren Bund er mit ſchimmernden Farbreiſern geflochten hatte, und deren Zweige alle Farben zeigten, welche die Ruthen im Walde haben, die alte Suſanna aus der unteren Moldau brachte zwanzig Eier, und ſagte, ſie habe nicht mehr.

Die, welche weiter entfernt wohnten, kamen ſpäter.

Gegen Abend kamen die von dem oberen Plane, und brachten ein kreisrundes Gitter, das fein aus Eiſen geſchmiedet war, und einen Boden aus Buchenholz hatte, daß man Töpfe mit Blumen hinein ſtellen konnte. Und dann brachten ſie noch vier junge ganz weiße Milchkühe. Tom Johannes brachte ſechs Bogenſehnen, die er ſelber aus Darmſaiten von Geigen gedreht hatte, Stephan, der Wagenbauer, brachte die ſechs Bogen aus rothem Eibenholze dazu, und Peter Laurenz, der Schmied, ſechs Bündel Pfeile, deren Spitzen er ſelber geſchmiedet hatte. Sebaſtian brachte Marderverbrämungen und Marderfelle und anderes Pelzwerk des Waldes. Chriſt Severin brachte ein Stück feinen Tuches.

Den ganzen Tag kamen Leute, und in mehreren folgenden Tagen auch. Sie brachten noch Linnen und Wollſtoffe und Felle und Leder und Nahrungsmittel und Thiere. Witiko ſprach mit allen, und dankte ihnen. Wentila ſprach auch mit den Leuten, und beſonders mit den Frauen. Die Männer Witiko's waren beſchäftiget, die Gaben an ihre Orte zu bringen, beſonders die lebenden Thiere.

In der folgenden Zeit kamen die Gaben von Lubomir, von Diet, von Rowno, von Oſel und anderen Nachbarn des Waldes, ſie beſtanden in Schmuck, in Waffen, in Gewändern, in Thieren.

Darauf begann Witiko ſeine Gegengaben zu verſenden.

Dann ritt er zu den Nachbarn, um ſie zu beſuchen, und nahm ſie in ſeiner Burg auf, wenn ſie zu dem Gegenbeſuche kamen, und bewirthete ſie.

Da dieſes geſchehen war, ordnete er den Dienſt der Burg. Huldrik wurde der Schaffner, um für Fremde und Alles, deſſen ſie bedurften, zu ſorgen. Martin hatte die Aufſicht über die Nutzthiere. Und ſo wurde über die Gemächer, über die Gewänder, über die Waffen, über die Küche, über den Keller, und über alles Andere jemand geſetzt.

Der Bauherr Eppo blieb eine Zeit als Gaſt, weil man ſeines Rathes noch vielfach bedurfte. Dann trat er ſeinen Weg nach Prag an.

Die Baſe blieb bei Wentila in dem Walde, weil ſie Witiko bat, und Benno blieb bei Witiko, und feierte den Gottesdienſt in der Burgkirche.

Da die Dinge in der Burg geordnet waren, ritt Witiko auf ſeinem alten grauen Pferde, welches den Wald zu überwinden verſtand, an alle Stellen, an denen er Arbeiten hatte, und unterſuchte den Fortgang der Dinge.

In dem Walde an der untern Moldau legte er eine Köhlerei an, und Mathias, der Köhler vom breiten Berge, war der Schaffner derſelben, und von den Meilern gingen wie ſonſt an dem breiten Berge im Lichte die goldigen oder im Schatten die blauen Säulen des Rauches in die Lüfte. Für Mathias war ein hölzernes Wohnhaus, und ein ſteinernes für ihn und die Arbeiter ward begonnen.

Am Abende kamen zuweilen, wie einſt in dem ſteinernen Häuschen in Plan oder in dem Häuschen im Wangetſchlage, Männer zu Witiko in die Burg, und er gab ihnen Brod und Salz, und ſie nahmen es, ſprachen mit ihm über verſchiedene Dinge, und er reichte ihnen dann Speiſe und Trank, und ſie gingen in der Nachtdämmerung durch den Wald nach Friedberg, oder in die Friedau, oder in die Steinleithe, oder in die Heuraſelhäuſer, oder an der Mittagſeite gegen die Häuſer der reichen Au. Wenn die Männer von einer größeren Entfernung gekommen waren, ſo beherbergte er ſie in der Burg.

Es kamen nun auch Leute um Rath, es kamen Leute um Hilfe, und Witiko gewährte beides, wenn er es konnte.

Indeſſen waren Wentila und die Baſe und die Frauen beſchäftigt, Stoffe, Gewänder, Kleinodien und dergleichen Dinge zu dem Brautwerbungszuge Witiko's zu rüſten.

Als zwei Monden vergangen waren, ſeit Witiko in ſeine Burg eingezogen war, ſandte er Beda, ſeinen Dienſtmann, mit einem Geleite in die Burg Schauenberg zu Heinrich von Schauenberg, um Anfrage zu halten, ob es Heinrich von Schauenberg und Wiulfhilt von Dornberg, ſeiner Gemahlin, genehm ſei, Witiko's Werbungszug zu empfangen, und welchen Tag ſie dafür beſtimmten.

Veda kam zurück und ſagte, es ſei Heinrich von Schauenberg, und Wiulfhilt von Dornberg, ſeiner Gemahlin, genehm, Witiko's Werbungszug zu empfangen, und ſie beſtimmen den zwanzigſten Tag nach dem Tage der Anfrage dazu.

Witiko bildete nun ſein Geleite zu dem Werbungszuge, und gab ihm Gewänder, Schmuck und Waffen.

Am Morgen des dritten Tages vor dem Werbungstage feierte Benno in der kleinen Burgkirche des Witikohauſes einen Gottesdienſt, dann ſprach Wentila einen Segen über Witiko, die Baſe kniete in der Kirche vor dem Heilande, und betete für Witiko, und Witiko und Benno ſetzten ſich auf Pferde, und dreißig Männer ſetzten ſich auf Pferde, und ſieben andere Männer ſetzten ſich auch auf Pferde, die mit Saumpferden verbunden waren, welche Belaſtungen trugen. Und der Zug dieſer Männer ging durch das Thor des Witikohauſes hinaus. Sie waren alle in Waffenröcken.

Der Zug ging durch den Wald in das Aigen und von dem Aigen an dieſem Tage noch in das Gericht Velden. Des andern Tages ging er über die Höhen an die Donau hinab, wurde mit Fähren über das Waſſer gebracht, und ging noch in die Stadt Eferdingen. In Eferdingen ging er in Herbergen, und blieb über die Nacht.

Als am nächſten Morgen das Geleite Witiko's ſich vor ſeiner Herberge aufſtellte, verſammelten ſich ſehr viele Menſchen bei demſelben, ſtanden da, und betrachteten die fremden Männer. Die fremden Männer waren in ſehr koſtbaren

Gewändern, an denen Silber und Gold und edle Steine glänzten. Sie hatten runde Hauben, an jeder Haube war ein Stein, und von dem Steine ragte eine gerade weiße Feder empor. Die Pferde hatten rothe mit Silber gezierte Zäume und rothe Decken. Zwei Edelknechte hielten zwei Pferde, die noch keine Reiter hatten. Das eine war ein feines Pferd von goldbrauner Farbe, es hatte blaßgrüne Zäume von Sammet und Gold und rothen Steinen, und eine gleiche blaßgrüne Decke. Die Stege des Sattels waren von Silber. Das andere Pferd war dunkelgrau, hatte weiße Zäume mit Gold und eine gleiche Decke, und ſilberne Sattelſtege. Hinter allen den Männern und Pferden ſtanden noch Saumpferde, die mit allerlei Gepäcke beladen waren, und neben ihnen ſtanden Reiter, die ſie zu leiten hatten.

Als die Menſchen eine Zeit gewartet hatten, kamen die zwei Reiter, die zu den zwei ſchön geſchmückten Pferden gehörten. Witiko hatte ein blaßgrünes Ritterkleid von Sammet, Gold und edlen Steinen. Auf dem Haupte hatte er eine gleiche Haube, und an ihr war aus rothen Steinen eine dunkle Waldroſe, und aus der Roſe ragte eine kurze weiße Feder empor. Er hatte blonde Locken, blaue Augen, ſanfte Wangen und einen goldſchimmernden Bart. Benno trug ein dunkles Prieſtergewand, und darauf ein kleines goldenes Kreuz. Er hatte weiße Haare, blaue Augen und einen weißen Bart. Die zwei Reiter beſtiegen ihre Pferde, die Edelknechte auch die ihrigen, und es begann der Zug.

Er ging durch eine Straße der Stadt, durch das Thor der Stadtmauer und in das freie Land hinaus in der Richtung gegen die Burg Schauenberg. Viele Leute ſtanden an dem Wege, und die auf den Feldern arbeiteten, kamen herzu, und betrachteten den Zug. Die ſchimmernden Männer ritten durch ſchöne Wieſen und Felder und unter vielen Obſtbäumen dahin. Als ſie an die Stelle gekommen waren, an welcher der Seitenweg gegen die Burg Schauenberg ging, ritten ſie den Seitenweg hinan.

Der Thürmer gab ein Zeichen mit ſeinem Horne, und einer von Witiko's Leuten erwiederte das Zeichen. Als ſie an die erſte Zugbrücke gekommen waren, legte ſich die Zugbrücke nieder, und die Männer ritten über ſie. Sie ritten auf einem Wege zwiſchen Bäumen und Bauwerken dahin. Dann tönte das zweite Zeichen, und wurde erwiedert, und die zweite Zugbrücke legte ſich nieder, und die Männer ritten über ſie. Und es tönte das dritte Zeichen, wurde erwiedert, und die dritte Zugbrücke ſenkte ſich, und die Männer ritten in den Burghof. An der rechten Seite des Hofes ſtand ein ſehr hoher, ſtarker, viereckiger Thurm empor. Der Thurm hatte ein großes Thor mit einem eiſernen Fallgitter. Hinter dem Gitter ging eine Treppe hinan. Vor dem Gitter ſtanden drei Männer in ritterlichen Kleidern. Einer näherte ſich dem Zuge, und ſprach: „Ich bin Liutold, ein edler Dienſtmann und Truchſeß des Herren von Schauenberg, der Mann neben mir iſt Berthold von Stal, ein edler Dienſtmann des Herren von Schauenberg, und der Mann neben uns iſt Hartnit, ein edler Dienſtmann des Herren von Schauenberg. Wir Männer fragen euch, wer ihr ſeid, daß wir euch begrüßen.“

Auf dieſe Worte ritt Beda vor, und rief: „Ich bin Beda, der Dienſtmann des Herren Witiko vom Witikohauſe, und der neben mir iſt Kuto, der Dienſtmann des Herren Witiko vom Witikohauſe, und der neben uns iſt Peter, der Dienſtmann des Herren Witiko vom Witikohauſe, und wir Männer ſagen euch: Witiko vom Witikohauſe iſt gekommen, mit dem Herren Heinrich von Schauenberg in wichtigen Dingen zu ſprechen."

„Wir grüßen für den Herren Heinrich von Schauenberg den Herrn Witiko vom Witikohauſe, und bitten euch, ſteiget von den Pferden," rief Lintold.

Witiko und ſeine Männer ſtiegen von den Pferden, und Knechte der Burg kamen herbei, die Pferde weg zu führen.

„Gehet ein zu dem Herren Heinrich von Schauenberg," ſagte Lintold.

Das Fallgitter hinter den drei Männern Heinrichs von Schauenberg ſtieg empor, die Männer wichen ſeitwärts, und wieſen auf die Treppe als auf den Eingang.

Witiko ging mit Benno die Treppe hinan, und Lintold ging als Führer hinter ihnen. Dann kamen die Männer des Gefolges Witiko's mit den zwei Männern Heinrichs von Schauenberg. Lintold geleitete Witiko und die Seinen am oberen Ende der Treppe aus dem Thurme auf einen offenen Säulengang hinaus, und auf dem Gange fort um eine Ecke des Hofes zu zwei großen Thüren mit ſteinernen Spitzbögen. An der Thür rechts ſtanden Reiſige und ein Pförtner. Der Pförtner öffnete die Flügel der Thür, und Witiko und ſeine Leute traten durch dieſelbe in einen ſehr großen Saal.

In dem Saale ſaß auf einem ſchönen Stuhle Heinrich von Schauenberg in rothſammetenem Rittergewande ohne Verzierungen. Neben ihm ſaß Wiulfhilt von Dornberg, ſeine Gemahlin, in einem dunkelbraunſammetenen Gewande ohne Schmuck. Dann ſaßen noch Männer und Frauen, und zur linken Hand ſtanden an der Wand dahin Dienſtmannen und Leute aus dem Gefolge Heinrichs von Schauenberg.

„Wer iſt gekommen?“ rief ein Mann in ſchönen Gewändern.

„Witiko vom Witikohauſe,“ antwortete Beda.

„So empfange er den Sitz,“ rief der Mann.

Witiko und Benno ſetzten ſich auf Stühle, welche zur rechten Hand Heinrichs von Schauenberg an der Wand ſtanden. Die Männer Witiko's ſtellten ſich längs der Wand auf, den Männern Heinrichs von Schauenberg gegenüber.

„Was bringt Witiko vom Witikohauſe?“ rief der Mann in dem ſchönen Gewande.

„Er bringt eine heilige Werbung,“ ſagte Beda.

Nach dieſen Worten ſtand der Burgpfarrer Heinrichs von Schauenberg auf, und ſagte: „Welche heilige Werbung bringt Witiko vom Witikohauſe?“

Benno ſtand auf, und ſagte: „Witiko vom Witikohauſe bringt die heilige Werbung der Ehe.“

„So ſage er die Werbung der Ehe,“ rief der Mann.

Hierauf ſtand Witiko von ſeinem Sitze auf, trat einen Schritt vor, wendete ſich gegen Heinrich und Wiulfhilt, und ſprach: „Hoher Herr, Heinrich von Schauenberg, erhabene Frau, Wiulfhilt von Dornberg, ich, Witiko vom Witikohauſe, ein Herr im mittäglichen Böhmen unter dem erlauchten Herzoge von Böhmen und Mähren, Wladiſlaw, werbe in Gutem und Treuem um eure Tochter, das tugendreiche Fräulein Bertha, daß ſie mir in freiem Willen als Ehegemahlin folge, und daß ich ſie ehre und liebe und ihr treu bin, ſo lange ich lebe. Ich bitte euch um eine Antwort auf meine Werbung.“

Heinrich von Schauenberg ſtand auf, und ſprach: „Witiko vom Witikohauſe, Herr im mittäglichen Böhmen unter dem Herzoge Wladiſlaw, ich, Heinrich von Schauenberg, gebe dir in Gutem und Treuem meine Tochter Bertha, daß ſie dir in freiem Willen als Ehegemahlin folge, daß du ſie ehreſt und liebeſt, und ihr treu biſt, ſo lange du lebſt, und daß ſie dich ehret und liebt und dir treu iſt, ſo lange ſie lebt. Hier iſt Wiulfhilt von Dornberg, meine Gemahlin, hier iſt Werinhart von Jugelbach, mein Vater, hier iſt Benedicta von Aſchach, meine Mutter, hier iſt Gebhart von Stauf, mein Bruder. Sie ſagen, daß die Ehre der Werbung gepflogen iſt, und daß Bertha in deinem Stamme iſt, wie in unſerem Stamme.“

„Wiulfhilt ſtand auf, und ſprach: „Die Ehre iſt gepflogen, und Bertha iſt in Witiko's Stamme wie in unſerem Stamme.“

Werinhart ſtand auf, und ſprach: „Die Ehre iſt gepflogen, und Bertha iſt in Witiko's Stamme wie in unſerem Stamme.“

Und Benedicta ſtand auf, und ſprach: „Die Ehre iſt gepflogen, und Bertha iſt in Witiko's Stamme wie in unſerem Stamme.

Und Gebhart von Stauf ſtand auf, und ſprach: „Die

Ehre iſt gepflogen, und Bertha iſt in Witiko's Stamme wie in unſerem Stamme.“

Nun ſprach Heinrich von Schauenberg: „So ſage Bertha, daß ſie in freiem Willen der Werbung folge, oder daß ſie in freiem Willen die Werbung nicht annehme.“

Drei Frauen erhoben ſich von ihren Sitzen, und gingen aus dem Saale.

Alle, die aufgeſtanden waren, blieben ſtehen.

Die Frauen kamen wieder zurück, und mit ihnen kam Bertha. Sie hatte ein Gewand von braunem Sammet ohne Schmuck. Hinter ihr gingen vier Jungfrauen.

Sie ging mit den Frauen und Jungfrauen bis zu ihrem Vater, und ſtellte ſich an ſeine linke Seite.

Heinrich von Schauenberg ſprach: „Bertha von Schauenberg, Tochter Heinrichs und Wiulfhilts, hier ſteht Witiko vom Witikohauſe, ein Herr im mittäglichen Böhmen unter dem Herzoge Wladiſlaw, und wirbt in Gutem und Treuem, daß du ihm in freiem Willen als Ehegemahlin folgeſt, und ihn ehreſt und liebſt und ihm treu biſt, ſo lange du lebſt, und daß er dich ehret und liebt und dir treu iſt, ſo lange er lebt. Gib ihm eine Antwort.“

Bertha ſprach: „Ich, Bertha von Schauenberg, die Tochter Heinrichs und Wiulfhilts, werde in freiem Willen Witiko vom Witikohauſe, dem Herrn im mittäglichen Böhmen unter dem Herzoge Wladiſlaw als Ehegemahlin folgen, daß ich ihn ehre und liebe und ihm treu bin, ſo lange ich lebe.“

„So iſt die Werbung geſchloſſen,“ ſagte Heinrich von Schauenberg. „Wir reichen uns zur Urkunde zuerſt die Hand, und werden das Pergament ausfertigen, und unſere Siegel daran befeſtigen, und werden die Herren Freunde und Unſrigen bitten, daß ſie ihre Siegel zu den unſrigen hängen."

Nach dieſen Worten gingen Heinrich und Witiko einander entgegen, und reichten ſich die Hände.

Dann trat Witiko vor Wiulfhilt, und Wiulfhilt und Witiko reichten ſich die Hände.

Und es reichten ſich Werinhart und Witiko, und Benedicta und Witiko, und Gebhart und Witiko die Hände.

Und zuletzt reichten ſich Witiko und Bertha die Hände.

Dann gingen alle zu ihren Sitzen, und ſetzten ſich auf dieſelben. Bertha ſaß mit ihren Jungfrauen an der linken Seite ihrer Mutter.

Als dieſes geſchehen war, gingen alle Männer Witiko's und alle Männer Heinrichs von Schauenberg einander entgegen, ſie kamen in der Mitte des Saales zuſammen, und reichten ſich die Hände. Dann trennten ſie ſich wieder, und gingen an die Wände zurück.

Hierauf rief Heinrich von Schauenberg: „Und ſo lade ich dich, Witiko vom Witikohauſe, in dieſe Burg zu Gaſte, und ſo lade ich alle deine Männer in die Gaſtlichkeit der Burg."

Witiko antwortete: „Ich nehme auf die Friſt von vier Tagen die Gaſtlichkeit an, und dann ziehe ich mit den Meinigen heim, zu ordnen, was ſich geziemet."

„So folget mir, und erquicket euch," ſagte Heinrich von Schauenberg.

Es bildete ſich nun ein Zug. An der Spitze gingen Heinrich und Witiko. Dann folgten Werinhart und Benedicta, dann Winlfhilt und Gebhart, dann Bertha und die Frauen, dann gingen die Prieſter und dann die Andern.

Sie gingen in einen Saal, in welchem Speiſen und Getränke waren. Die Speiſen und Getränke wurden zur Erquickung gereicht.

Dann wurde Witiko in ſein Gemach geleitet, und die Seinigen erhielten Wohnungen.

Und am dritten Tage nach dieſem Tage kamen Herren mit Gefolge in die Burg. Es kamen Erchambert von Marbach, Odescalch von Meiſaha, die Brüder Otto und Walchun von Machland, Eppo von Windberg, Hartwik von Hagenau, Uthelrik von Willeringe, Otto von Rora, Marquard von Weſen, Chunrat von Heichenbach, Heinrich von Tannenbach, und Calhochus von Valchenſtein. Es kamen noch die Dienſtmänner Herwig von Uberacha, Adelhart von Hutte und Dietmar vom Randshofe. Allen dieſen, und Dienſtmannen von ihnen und Dienſtmannen Heinrichs und Werinharts und Gebharts wurde das Pergament vorgelegt, und ſie hingen ihre Siegel zu den Siegeln Heinrichs, Werinharts und Gebharts.

Nun wurden an dem Tage Geſchenke ausgetauſcht. Witiko gab Bertha einen Kranz aus Gold und edlen Steinen mit dunkelrothen Waldroſen. Bertha gab Witiko fünf dunkelrothe Waldroſen aus edlen Steinen ſo zuſammen gefügt, daß man einen Gürtel damit ſchließen konnte. Heinrich gab Witiko ein Waffengewand aus kunſtvollen Ringen und edlen Steinen, und Witiko gab ihm ein erleſenes Schwert mit koſtbaren Steinen. Von Winlfhilt bekam Witiko einen Goldgürtel mit Kleinodien, und er gab ihr ein Sammetgewand mit Gold.

Den Angehörigen Heinrichs und ſeinen Männern gab Witiko weiße Stoffe aus ſehr feiner Schafwolle, wie ſie in Prag gemacht wurden, dann die ſchönſten Pelzwerke, die in dem Walde gefunden werden konnten, dann Waffen, Jagdgeräthe und Pferdeverzierungen. Er empfing von ihnen auch Stoffe, Waffen, Kleinodien, Gewänder, und Geräthe. Die Geleite Heinrichs und Witiko's tauſchten Geſchenke, und die fremden Gäſte empfingen und ertheilten Gaben.

Dann war ein großes Feſtmahl in dem Saale, und nach dem Feſtmahle waren Spiele und ritterliche Übungen. Abends wurden bunte Zelte an dem Berghange hin errichtet, darin Männer aus den Gefolgen übernachten konnten.

Am nächſten Tage wurde vereinbart, daß nach dreißig Tagen die Vermählung ſein ſolle, und die Gäſte begannen ſich zu zerſtreuen.

Witiko ordnete in ſeinem Reiſegewande ſeinen Zug. Heinrich und Werinhart und Gebhart geleiteten ihn mit Gefolgen bis an die Donau, und ein erleſener Zug von Männern Heinrichs und Werinharts und Gebharts ging mit ihm bis in das Witikohaus.

Von dem Tage an rüſtete Witiko nun Alles, was er für die Feſte in dem Walde als nothwendig erachtete. Er ſandte auch Boten in vielen Richtungen aus, die Gäſte zu laden.

Vier Tage vor dem Vermählungstage wurden Witiko, ſeine Mutter, ſeine Baſe, Benno, die Frauen der Mutter und der Baſe und die Dienſtmannen und die Geleite Witiko's durch einen feierlichen Zug von Männern Heinrichs, den Liutold führte, in das Schloß Schauenberg abgeholt. Der

Zug ging am erſten Tage nach Velden, am zweiten in die Burg Schauenberg.

In die Burg kamen nun auch die Männer, welche bei der Verlobung Zeugenſchaft geleiſtet hatten, und es kam noch eine große Zahl anderer Männer und Frauen und Jungfrauen.

Am feſtgeſetzten Tage wurde die Vermählung in der Schloßkirche gefeiert. Es vollzog ſie der Burgpfarrer des Schloſſes Schauenberg, und der Pfarrer der Stadt Eferdingen. Der Pfarrer von Aſchach und Benno waren an ſeiner Seite. Witiko hatte ein weißes Sammetgewand mit Gold, und er trug den goldenen Gürtel Wiulfhilts, und daran als Schloß die Waldroſen Bertha's. Bertha hatte ein weißes Gewand aus Seide und Gold, und ſie trug den Kranz der Waldroſen Witiko's. Von ihrem Haupte ging ein Schleier bis zu der Erde nieder.

Nach der Vermählung gingen alle in den großen Saal, und von dem Saale gingen Heinrich, Wiulfhilt, Wentila, Witiko und Bertha in ein Gemach.

Heinrich reichte Witiko die Hand.

Wiulfhilt ſprach: „Ich habe einmal geſagt: Gott kann Alles fügen, und kann uns Freuden bereiten, die wir gar nicht vermuthet haben, und mein Gatte hat geantwortet: So füge er es. Ich glaube, daß er es gefügt hat. Witiko wird in Feſtigkeit und Treuem an unſerem Kinde halten.“

„Mutter, wie ihr ſaget, wird es ſein mein ganzes Leben lang,“ ſprach Witiko.

Bertha ging zu ihrer Mutter, und ſchlang beide Arme um ihren Nacken. Und die Mutter küßte ihre Tochter.

Dann ſchloß Wentila die neue Tochter an ihr Herz.

In dieſer Zeit kam ein Bote, und ſagte, es ſei ein Ritter in einem weiten Gewande mit goldenem Gürtel, und es ſeien mit ihm Männer in weiten Gewändern und ſilbernen Gürteln gekommen, und verlangen ſogleich Gehör.

„Laſſet ſie in den Saal führen,“ ſprach Heinrich.

Und da die Männer im Saale Heinrichs ſtanden, ſagte der Ritter: „Ich bin Kriwoſud, der Marſchalk des hochehrwürdigen Biſchofes von Olmüz, Zdik. Der hochehrwürdige Biſchof ſendet mich an euch, Herr Heinrich von Schauenberg, und an eure hohe Frau Gemahlin und an den Bräutigam und an die Braut mit Briefen und mit Käſtchen.“

„Ehe ihr eure Botſchaft vollendet,“ ſprach Heinrich, „ſagt, ob euch eine Friſt zur Heimkehr geſetzt iſt.“

„Uns iſt eine ſolche Friſt nicht geſetzt,“ antwortete der Marſchalk.

„So bleibt mit den Eurigen bei uns als Gaſt des Feſtes, und dann, ſo lange es euch beliebt,“ ſagte Heinrich.

„Ich bleibe mit den Meinigen als Gaſt des Feſtes,“ ſagte der Marſchalk.

„Und laſſet mich nun meine Gemahlin und Witiko und Bertha rufen,“ ſprach Heinrich, „weil ihr auch an ſie Botſchaft bringt.“

Und Heinrich ſendete um Wiulfhilt, Witiko und Bertha, und dieſe kamen.

Dann übergab Kriwoſud die Briefe. Sie waren von dem Biſchofe ſelber geſchrieben.

In dem Briefe an Heinrich ſtanden Worte des Dankes, daß er ihn einmal nicht erkannt hatte, da er ihn doch erkannt hatte, und die Bitte, daß er eine Erinnerungsgabe des Beſchützten nicht verſchmähe.

An Wiulfhilt und Bertha war die Bitte gerichtet, daß ſie eine freundliche Gabe freundlich annehmen mögen.

In dem Briefe an Witiko waren die Worte: „Ich habe zu dir in Paſſau geſagt, Witiko: Du haſt treue Chriſtenpflicht an mir geübt; möge ſie dir im Walde gelohnt werden, von dem Hauſe Heinrichs von Jugelbach bis an die Waldſtelle, in der du wohnen wirſt. Möge Wladiſlaw die Stelle zieren, und möge ich etwas hinzu thun können. Gott hat dich belohnt von dem Hauſe Heinrichs von Jugelbach aus, wie ich es geahnet habe, bis an die Waldſtelle, in der du nun wohneſt. Wladiſlaw hat deine Waldſtelle geziert, ich habe nichts dazu zu thun vermocht, weil Wladiſlaw Alles gethan hat. Vielleicht kann ich einmal eine Zierde bringen, die dich freut. Nimm von meinem Boten an, was er dir überreicht, und halte es für ein Denkmal deiner Vermählungszeit.“

Nachdem die Briefe geleſen waren, brachten vier Männer die vier Käſtchen herbei, und die Käſtchen wurden geöffnet.

In dem Käſtchen Heinrichs lag ein Schwert. Die Scheide war aus weißem Sammet mit rothen Steinen. Der Griff war aus Gold, und die Klinge hatte goldne Zierrathen.

In dem Käſtchen Wiulfhilts war rother Sammet und weißes Hermelin.

In dem Käſtchen Bertha's war ein Halskleinod von Gold und koſtbaren Steinen.

In dem Käſtchen Witiko's war ein Waffenkleid mit kunſtreichen Ringen, und die Säume waren Gold und edle Steine.

Die Gaben wurden empfangen, der Dank wurde geſprochen, und Kriwoſud wurde gebeten, die Briefe, die man fertigen würde, zurück zu bringen.

Die Feſte nach der Vermählung dauerten ſieben Tage. Und wer kam, wurde bewirthet, und wenn er es bedurfte, beſchenkt.

Dann begannen die Gäſte Abſchied zu nehmen, und es wurde in der Burg der Zug in das Witikohaus gerüſtet.

Da kam einmal ein Mann zu Witiko, und ſagte: „Erlaubet mir, hochedler Herr, daß ich die Burg betrachte, die ihr auf dem hohen Walde erbaut habt, wie ihr die Burg Schauenberg, da ſie gebaut wurde, betrachtet habt. Ich habe euch euer Glück geweiſſagt.“

„Du biſt der Schaffner, der mir den Bau der Burg Schauenberg gezeigt hat,“ ſagte Witiko.

„Ja,“ entgegnete der Mann, „und ich habe geſagt: Reiſet glücklich, und möget ihr eure Ziele erreichen, junger Herr. Und ihr habt das Ziel erreicht. Wer hätte damals gedacht, daß ihr der Ehegemahl unſerer Bertha ſein werdet. Ihr werdet jetzt oft zu uns kommen, und einige von uns werden zu euch kommen, vielleicht ſehe ich da die Burg.“

„So komme einmal mit der Genehmigung deines Herrn als Gaſt zu mir, und ich werde dir die Umſicht aus der Burg meines Waldes zeigen, wie du mir die Umſicht der Burg dieſes Berges gezeigt haſt.“

„Ich werde kommen, hochedler Herr,“ ſagte der Mann, „und gehabt euch wohl.“

„Gehabe dich wohl,“ ſagte Witiko.

Am neunten Tage nach der Vermählung wurde eine Reihe Saumthiere mit Gut und Habe gegen das Witikohaus geſendet.

Am eilften Tage ging der Zug von der Burg Schauenberg fort. Es waren Heinrich, Werinhart und Gebhart mit ihren Geleiten, es waren Wiulfhilt und Bertha mit ihren Frauen und Jungfrauen, es war der Burgpfarrer von Schauenberg, es war Witiko mit ſeinen Männern, es waren Wentila und Hiltrut mit ihren Frauen, und es war Benno. Dann war Kriwoſud, weil ihn Witiko geladen hatte, und es waren Herren und Ritter mit ihren Gefolgen, die Gäſte des Witikohauſes waren, und ſich zu dem Zuge geſellt hatten. Unter den Jungfrauen, die bei Bertha bleiben ſollten, war Trude, und unter den Dienern Wolf.

Es kamen wieder Menſchen herzu, den Zug zu betrachten.

In Aſchach waren die Schiffe Heinrichs. Sie waren bemalt, waren mit ſchönen Stoffen belegt, und trugen farbige Wimpel. In den Schiffen fuhr der Zug über die Donau.

Dann ging er die Höhen hinan, und ging auf den Höhen und in den Wäldern dem Witikohauſe zu.

Am Nachmittage des nächſten Tages näherte er ſich demſelben.

In ihm waren ſchon Herren und Ritter als Gäſte. Dieſe ritten in dem ſchönſten Schmucke durch den Wald herunter, um den Zug hinan zu geleiten.

Als er gegen die Burg kam, ſahen die Männer und Frauen desſelben ſehr viele Gezelte unter den hohen Tannen und Buchen des Waldes und auf dem grünen Raſen vor der Burg ſtehen. Die Menſchen aus dem Walde und aus den Gegenden neben dem Walde waren herzu gekommen, und brachten Jubelrufe und Glückrufe und Segenrufe aus. Und Pfeifen und Hörner und Cimbeln und Geigen erſchallten, und Geſänge miſchten ſich hinein. Vor dem Thore der Burg war ein Bogen aus Blumen, und Jungfrauen brachten der Burgherrin Blumen, und ſtreuten Blumen auf ihren Weg. Dann ſtanden alle Richter Witiko's, und einige ſagten die Hochzeitſprüche, die in den Wäldern galten. Dann ſtanden Huldrik und Martin und alle Leute Witiko's. Von den Fenſtern hingen ſchöne Tücher herab, und zwiſchen den Fenſtern waren Blumengewinde. Der Zug und die geſchmückten Gäſte, die ihm entgegen geritten waren, gingen durch das Thor ein.

Und bis zu dem Abende kamen noch immer Gäſte. Es waren dann in der Burg der alte Lubomir, Ctibor und Nemoy, es waren Rowno, Diet, Oſel, Wyhon, Hermann, Witiſlaw und alle Herren des Waldes, die mit Witiko in dem Kriege geweſen waren, es waren Weliſlaw, Odolen, Wecel, Caſta, Zweſt, Jurik, Sezima, Zdeſlaw, dann Moyſlaw und Radoſta, die Söhne Lubomirs, und dann die Sippen Rowno's, es waren der alte Ritter vom Kürenberge, der alte Heinrich von Oſtering, Uthalrik von Willeringe, Otto von Rora, Marquard von Weſen, es waren Thiemo von der Aue, der junge Heinrich von Oſtering, der junge Ritter vom Kürenberge, Marchard von Hintberg, Gebhart von Abbadesdorf, Ebergus von Aland, Werinhard von Brun, Juborth von Tribanswinchel, Biricus von Gaden, und der junge Hartung von Ruhenegk, und es waren Wolfgang von Ortau, Rudolph von Bergheim, Hans vom Wörthe, Werinhart von Hochheim und Heinrich von Rineck bei dem Zuge. Mit den Männern waren Frauen und Jungfrauen, und es waren Dienſtmannen und Gefolge gekommen. Aus dem Walde waren die Pfarrer von Friedberg und Plan da, es waren die Richter da, und es waren die da, welche in dem Kriege Obmänner geweſen waren, und wer ſonſt hatte kommen wollen, war als Gaſt aufgenommen worden. Viele wurden in der Burg beherbergt, viele waren in den Gezelten, und von dem Volke war ein Theil in der warmen Nacht unter den Bäumen des Waldes, ein Theil war auf dem freien Raſen zwiſchen den grauen Geſteinen.

Am Morgen des nächſten Tages wurde ein feierlicher Gottesdienſt unter dem offenen Himmel des Waldes abgehalten. Dann ſaßen Witiko und Bertha unter Tannen auf ſchönen Geſiedeln, und die Gäſte, Herren und Frauen, und die Richter und die Obmänner und andere Unterthanen Witiko's und noch andere Leute aus dem Walde, Männer und Frauen, kamen hinzu, und brachten Glückwünſche dar, oder ſagten Sprüche, oder reichten Blumen und Kränze. Dann wurden die Gäſte zu einander geführt, wurden einander genannt, und ſie ſchloſſen Genoſſenſchaft und Bekanntſchaft. Dann war ein Mahl, und nach dem Mahle war ein großer Zug in prunkenden Gewändern durch allerlei Richtungen des Waldes, und durch andere Richtungen wieder zurück.

Am folgenden Tage waren Spiele. Es war in dem Thale, in welchem die Moldau floß, ein Anger mit Schranken eingefaßt, und es war Sand auf den Anger geſchüttet, daß er ein Turnierplatz wurde. Witiko und ſeine Gäſte, und die zu Witiko und den Gäſten gehörten, zogen von der Burg durch den Wald zu der Moldau hinab. Und es waren die ritterlichen Feſtkämpfe, die in Deutſchland und die in Öſterreich und die in Böhmen im Gebrauche waren. Frauen vertheilten von den Söllern die Preiſe.

Auf den vielen freien Plätzen, die ſich in dem Walde an der Moldau befanden, waren die Spiele und Erheiterungen der Bewohner des Waldes. Sie hatten ihre Wettkämpfe im Bogenſchießen, im Schießen mit der Armbruſt, im Werfen von Lanzen oder Steinen, im Laufen, im Springen, im Klettern und im Ringen. Dann waren Spiele mit Reifen, mit Bällen, mit Stangen und mit Seilen. Dann waren Tänze und Geſänge, es waren Neckübungen in Rede und Antwort, und Mancher kam als Pilger oder Jäger oder Kohlenbrenner oder Pechſammler, und ſuchte ſich in ſeinen Reden und Schauſtellungen darzuthun.

Witiko und viele Herren und Frauen gingen auf die Plätze, und ſahen, was da geſchah.

Witiko und Bertha und Wentila und Wiulfhilt und Lubomir und Boleſlawa und Weliſlaw und Dimut und Odolen und Rowno kamen nach und nach gegen den dichteren Wald, und wo man von den Menſchen nichts mehr vernehmen konnte. Da hörten ſie eine Geige tönen, und die Töne der Geige waren ſehr lieblich. Sie gingen der Stelle zu, und kamen auf einen lichteren Platz, auf welchem Föhren in Zwiſchenräumen ſtanden. Unter den Föhren waren Menſchen, und unter einer Föhre ſaß auf einem Baumſtrunke Tom Johannes, und ſpielte auf der Geige. Die Menſchen hörten ihm zu. Sie machten Raum, da Witiko kam, und er ging mit denen, die bei ihm waren, bis zu Tom Johannes. Der Fiedler fuhr in ſeinem Spiele fort, und alle hörten zu. Als er geendet hatte, ſprach Witiko: „Ich habe dir geſagt, Tom Johannes, daß deine Geige noch in dem grünen Walde ſingen wird, und ſie ſingt ſchöner als ſonſt.“

„Sie ſingt ſchlecht,“ ſagte der Fiedler, „dieſe Geige des hohen Herzoges kann ſingen, wie keine Geige auf der Welt; aber ich kann ſie nur ſo gut ſingen machen, wie ich kann. Siehe, Witiko, ich habe mir ein Knie an den Bogen gemacht, wie meine Hand ein Knie hat, und nun vermag ich wieder zu ſtreichen.“

„Und du ſtreichſt, wie es andere nicht können,“ ſagte Witiko.

„Sonſt habe ich es beſſer vermocht als andere,“ ſprach der Fiedler, „wie es jetzt iſt, weiß ich nicht.“

„Und haſt du ſchon öfter auf der Geige des Herzogs geſpielt?“ fragte Witiko.

„Ich habe es auf ihr gelernt,“ antwortete der Fiedler, „und ſpiele heute zum erſten Male vor Menſchen, weil ein Tag der Ehren für dich iſt, Witiko.“

„So muß ich dir Dank bringen,“ ſagte Witiko, „und ich danke dir, und wenn du in meine Burg kommen willſt, werde ich dir noch mehr danken, und wenn ich nach Plan komme, werde ich zu dir gehen, und dir wieder danken.“

„Ich werde einmal in deine Burg kommen," ſagte der Fiedler.

„So thue es," antwortete Witiko.

Und Tom Johannes geigte noch Manches auf der Geige des Herzogs, und Witiko und ſeine Gefährten hörten zu.

Dann lobten ſie ihn, verabſchiedeten ſich, und gingen ihres Weges weiter.

Ehe der Abend kam, ging der Zug wieder zu dem Witikohauſe hinauf.

Am nächſten Tage wurde das Pergament Witiko's ausgefertigt, und ſeine Freunde und andere Männer hingen ihre Siegel daran.

In den folgenden Tagen war öfters Jagen nach den wilden Thieren des Waldes, und da lernte der Ritter vom Kürenberge, wie er einmal geſprochen hatte, die Buchen und Tannen des Waldes und die Bären kennen, und Odolen und Weliſlaw und die andern böhmiſchen Freunde Witiko's lernten kennen, wie der Wald Witiko's iſt, und Wolfgang von Ortau und ſeine Freunde erfuhren die Gaſtlichkeit der Waldleute, wie ſie von denſelben in Prag angeboten worden iſt.

Es geſchahen dann auch Züge zu manchen Herren in dem Walde.

Und an einem Tage ſprach Weliſlaw zu Dimut: „So haſt du mich, ſchöner Krieger, beſiegt, den ich beſiegen wollte, und ſo kann ich nicht ohne dich ſein, kein Gedanke iſt in mir ohne dich, ich kann ohne dich nicht leben und nicht ſterben, und ſo nimm mich, daß ich dein Gatte ſei in Liebe und Treue und Sorgfalt und Unzertrennlichkeit, immer fort und fort, ſo wahr mir Gott in jener Welt helfe."

Und Dimut antwortete: „Und weil du getreu und ſtark biſt, Weliſlaw, ſo will ich deine Gattin ſein in Liebe und Treue und Dauer, ſo wahr mir Gott helfe."

„Dann gibſt du mir doch den Pfeil," ſprach Weliſlaw.

„Er wird das Eigenthum von uns beiden ſein," antwortete Dimut.

Und als die Feſte zwölf Tage gedauert hatten, ſchieden die Freunde Witiko's mit Segenswünſchen für ſein Glück, und mit Lobpreiſungen Bertha's und mit Lobpreiſungen des Waldes. Und andere Gäſte ſchieden auch mit dem Ruhme und Preiſe der Burgherrin und dem Ruhme und Preiſe der Wälder.

Und als alle fort waren, ſtand Witiko mit Bertha auf dem Mittagſöller des Schloſſes, und zeigte ihr die Fluren und Berge, von denen er ihr auf den Steinen der einſamen Wieſe bei dem Waldhauſe ihres Vaters erzählt hatte.

4.

Schwellende Fluthen.

Als nach der Entfernung der Gäſte von dem Witikohauſe eilf Tage vergangen waren, ritten fünf Männer auf dem Wege von Friedberg durch den Wald zu dem Witikohauſe empor. Da ſie vor der Burg waren, tönte in derſelben das Zeichen, ſie erwiederten das Zeichen, und ritten in den Hof. Sie waren in weiten gegürteten Gewändern, und einer führte ein Saumroß. In dem Hofe ſtiegen ſie von den Pferden, die Pferde wurden von den Knechten Witiko's in den Stall gebracht, und die Männer von Hulbrik in den Saal zu Witiko geführt.

Witiko ging ihnen entgegen, und als er zu dem gekommen war, der ihr Führer ſchien, weil er einen ſilbernen Gürtel hatte, rief Witiko: „Boreš, du getreuer Mann, den ich ſeit dem vierzehnten Tage des Monates Hornung des Jahres 1140 nicht geſehen habe, an welchem Tage der gute Herzog Soběſlaw geſtorben iſt.“

„Witiko, ich grüße dich,“ ſagte Boreš. „Und wie ich dir in jenem traurigen Winter einen Mann in dein Haus nach

Plan geſchickt habe, der dir meine Botſchaften brachte, und wie ich dir mit einem Briefe, den ich geſchrieben hatte, den Gürtel des Herzoges Soběſlaw geſchickt habe, den dir die Herzogin Adelheid geſchenkt hat, ſo bin ich heute als ein Abgeſandter des Herzoges Wladiſlaw in deiner Burg, um dir Dinge von dem Herzoge zu bringen.

„Und dich hat der Herzog zu der Sendung gewählt?“ fragte Witiko.

„Ja,“ entgegnete Boreš. „Der Herzog hat geſagt: Boreš, der du ein treuer Diener Soběſlaws in ſeinem Leben und bei ſeinem Tode geweſen biſt, der du die Herzogin Adelheid behütet haſt, bis ſie ſchon nach einem halben Jahre ihrem Gatten aus Gram gefolgt iſt, reite zu Witiko, der meinen Oheim Soběſlaw geliebt und ſeine Gattin Adelheid geehrt hat, und bringe ihm, was ich ihm ſchicke.“

„Und welche Schickſale haſt du ſeit jenem Winter erlebt?“ fragte Witiko.

„Ich habe gar keine Schickſale erlebt,“ antwortete Boreš; „der Herzog duldete nicht, daß ich etwas anderes ſei als der Caſtellan von Hoſta's Burg, und daß ich etwas anderes thue, als die Befeſtigung der Burg zu leiten, und die Burg zu behüten. Der Herzog ſagte, ich dürfe nicht in den Krieg ziehen, in welchem als Feind Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws, iſt, weil Soběſlaw unter meiner Burghut geſtorben iſt, und ich ihn den Männern übergeben habe, die ihn geziert und auf den heiligen Wyšehrad gebracht haben.“

„So nehmet Sitze in meinem armen Hauſe,“ ſagte Witiko, „und verſchmähet nicht die Gaſtlichkeit desſelben.“

Er wies auf Stühle, die an einem ſchönen langen Buchentiſche ſtanden, und die Männer ſetzten ſich auf die Stühle. Er ſetzte ſich zu ihnen.

Dann gab er einem der Seinen ein Zeichen.

Derſelbe entfernte ſich, und kam mit Huldrik zurück, dem zwei Männer folgten, von denen einer Brod und der andere Salz trug. Sie ſtellten das Brod und das Salz auf den Tiſch. Witiko bot es den Männern an. Alle nahmen etwas davon.

Huldrik verneigte ſich nun tief vor den Männern, und verließ den Saal.

Er kam nach kurzer Friſt wieder, und drei Knechte trugen hinter ihm Wein und Kuchen und Becher. Sie ſtellten die Dinge auf den Tiſch.

Witiko ſprach darauf zu den Männern: „Weil ihr die Gaſtlichkeit meines Hauſes durch Brod und Salz angenommen habt, und mich ehret, ſo theilt mit mir den Empfangswein und den Empfangskuchen.“

Huldrik ließ durch einen Mann den Kuchen zerſchneiden, und durch einen andern Wein in ſechs Becher füllen.

Jeder der fünf Männer nahm nun einen Becher, und trank daraus. Dann nahm jeder ein Stückchen Kuchen, und aß es.

Hierauf trank auch Witiko aus ſeinem Becher, und nahm ein Stückchen Kuchen, und aß es.

„Und nun verweilet in dieſer Burg, ſo lange es euch gefällt,“ ſagte er zu den Männern.

„Wir werden hier ſo lange verweilen, als es unſere Zeit geſtattet,“ ſprach Boreš, „weil du uns unter dein Dach freundlich aufgenommen haſt.“

„Und biſt du zu jeder Friſt in Hoſta's Burg geweſen?“ fragte Witiko.

„Ich bin immer in Hoſta's Burg geweſen,“ antwortete Boreš. „Nur ein Mal jedes Jahres bin ich nach Prag gekommen, wenn die Gedächtnißfeier des Herzogs Soběſlaw und der Herzogin Adelheid geweſen iſt, die ſie geſtiftet haben, da ſie noch lebten. Und da habe ich auf ihrem Grabe gebetet. Der Herzog Wladiſlaw hat mir jedes Mal die Erlaubniß gegeben.“

„Und haben viele Menſchen der Gedächtnißfeier beigewohnt?“ fragte Witiko.

„Viele,“ antwortete Boreš, „alle Prieſter des Wyšehrad, auf dem die Feier iſt, die Prieſter der Stadt Prag und der beiden Burgflecken, Äbte und andere fremde Prieſter, alte Lechen der Länder und auch junge und viel Volk. Und wenn der Herzog in Prag war, feierte er mit der Herzogin die Gedächtnißfeier mit, ſonſt nur die Herzogin allein.“

„Ich gedenke die nächſte Sterbezeit Soběſlaws und Adelheids in Prag mit zu begehen, und meine Ehegemahlin Bertha dahin mit zu bringen,“ ſagte Witiko.

„Wenn Ruhe iſt, und du nicht im Felde liegen mußt,“ ſagte Boreš.

„Es wird wohl ruhig ſein,“ ſprach Witiko.

„Der Herzog vermehrt ſeine Kriegsmänner,“ antwortete Boreš, „er ordnet ſie, ſorgt für den Waffenvorrath, und befeſtiget ſeine Burgen.“

„Iſt Hoſta's Burg ſchon fertig geworden?“ fragte Witiko.

„Sie iſt noch nicht fertig,“ antwortete Boreš; „die Befeſtigungen werden ſtark gemacht, und dehnen ſich aus. Der Herzog iſt ſelber ſchon manches Mal in der Burg geweſen, und hat geſagt: Bleibe in deinem Horſte, Boreš, und rüſte ihn. Jetzt aber hat er mich nach Prag rufen laſſen, und hat geſagt, daß ich mir vier Männer ausleſen, und zu dir reiten ſoll. Ich habe mir vier Männer ausgeleſen, und nun bin ich bei dir.“

„Und ſind die Gemächer, in denen Soběſlaw und Adelheid geweſen ſind, noch in dem alten Stande?“ ſagte Witiko.

„Wladiſlaw, der Sohn Soběſlaws, iſt nach dem Tode ſeines Vaters von der Burg fort,“ antwortete Boreš, „und iſt nicht mehr in dieſelbe gekommen. Adelheid hat dunkle Tücher in das Sterbezimmer Soběſlaws hängen laſſen, und hat in demſelben gelebt, und iſt in demſelben geſtorben. Dann ſind die andern Kinder fortgebracht worden. Der Herzog Wladiſlaw hat durch Gerichtsmänner Alles durchſuchen und aufſchreiben laſſen, und hat Alles gelaſſen, wie es iſt. Ich und Welkaun und Bawor, die mir beigegeben wurden, ſind die Hüter. Das Bett mit der Bärendecke ſteht noch in dem Gemache, und der Schrein ſteht an dem Bette, und in dem Schreine iſt das rothe Beutelchen mit dem goldenen Kreuzlein, das er dir mitgegeben hatte, als du von ihm nach Prag geſchickt worden biſt. Und dann ſteht auch noch das große Kreuz in dem Gemache.“

„Ich danke dir, Boreš,“ ſagte Witiko. „Weil der hocherlauchte Herzog Wladiſlaw dich als den treuen Diener Soběſlaws zu mir geſchickt hat, ſo ehrt er das Andenken

Soběſlaws, und er wird es verzeihen, wenn ich die Ehre ehrte, und zuerſt um Dinge fragte, die Soběſlaw und Adelheid angehen. Und nun, Boreš, was begehrt der hocherlauchte Herzog von mir, und gehört die Botſchaft für mich allein?"

„Sie gehört nicht für dich allein," antwortete Boreš.

„So laſſe dich im Kreiſe meiner Männer empfangen," ſagte Witiko.

Er ſchlug mit einem Stabe auf eine Glocke, und als ein Diener eintrat, ſagte er: „Huldrik lade Beda und meine Männer in den Saal, eine Botſchaft des hohen Herzoges Wladiſlaw iſt angekommen."

Der Diener entfernte ſich, und in kurzer Zeit kam Beda und es kamen Männer Witiko's in den Saal. Sie ſtellten ſich in einer Ordnung auf. Witiko erhob ſich, Boreš und ſeine Männer erhoben ſich auch. Boreš trat vor Witiko, und ſagte: „Witiko vom Witikohauſe, ſei gegrüßet."

Witiko antwortete: „Boreš, ſei gegrüßet, was iſt dein Begehr?"

„Ich bringe Gruß und Botſchaft von Wladiſlaw, dem hocherlauchten Herzoge von Böhmen und Mähren," ſagte Boreš.

„So eröffne uns den Gruß und die Botſchaft und den Befehl des hocherlauchten Herzoges," ſagte Witiko.

Boreš antwortete: „Der hocherlauchte Herzog Wladiſlaw ſendet durch mich, Boreš, den Caſtellan von Hoſta's Burg, an dich, Witiko vom Witikohauſe, und an deine hohe Gemahlin, Bertha von Schauenberg, den beſten Gruß, und er ſendet an euch beide den Glückwunſch zu eurer Vermählung, und er ſendet eine Hausgabe, und bittet, ſie zu nehmen, wie ihr die andern Hausgaben genommen habt. Und Gertrud, die hocherlauchte Herzogin von Böhmen und Mähren, die Gemahlin des Herzogs Wladiſlaw, ſendet durch mich, Bores, den Caſtellan von Hoſta's Burg, an dich, Witiko vom Witikohauſe und an deine hohe Gemahlin, Bertha von Schauenberg, den beſten Gruß, und ſie ſendet an euch beide den Glückwunſch zu eurer Vermählung, und ſie ſendet eine Hausgabe, und bittet, daß ihr ſie annehmet."

Witiko antwortete darauf: „Bores, Caſtellan auf Hoſta's Burg, Abgeſandter des hocherlauchten Herzoges Wladiſlaw, ich habe vernommen, was du von dem hocherlauchten Herzoge und der hocherlauchten Herzogin an mich berichtet haſt. Es geziemt ſich, daß meine Gemahlin, Bertha von Schauenberg, auch vernehme, was an ſie von dem hocherlauchten Herzoge und der hocherlauchten Herzogin berichtet wird. Beda und zwei Männer, bittet ſie, daß ſie zu uns in den Saal komme."

Beda und zwei Männer entfernten ſich aus dem Saale.

Die in ihm zurückgeblieben waren, ſchwiegen nun.

Nach einer kurzen Zeit öffneten ſich die Flügelthüren des Saales, und Bertha ging in denſelben herein, zwei Frauen und zwei Jungfrauen folgten ihr. Beda und die zwei Männer gingen zuletzt herein. Bertha hatte ein dunkelblaues Kleid aus Sammet und einen ſilbernen Gürtel.

Sie blieb mit ihren Begleiterinen an der Seite Witiko's ſtehen.

Witiko ſprach zu ihr: „Bertha, meine Gemahlin, es iſt von dem erlauchten Herzoge Wladiſlaw Botſchaft an mich und dich gekommen, höre ſie an."

Bertha blieb ſtehen. Boreš trat vor ſie, neigte ſich, und ſprach: „Wladiſlaw, der hocherlauchte Herzog von Böhmen und Mähren, und Gertrud, die hocherlauchte Herzogin, ſeine Gemahlin, ſenden durch mich, Boreš, den Caſtellan von Hoſta's Burg, an Witiko vom Witikohauſe und an ſeine hohe Gemahlin, Bertha von Schauenberg, die beſten Grüße und die Glückwünſche zur Vermählung, und ſie ſenden eine Hausgabe, und bitten, daß ihr ſie annehmet, wie ihr die andern Hausgaben angenommen habt."

Nach dieſen Worten verneigte ſich Boreš wieder, und trat zurück.

Beda aber geleitete Bertha und ihr Gefolge zu Sitzen.

Witiko ſprach nun: „Ich nehme in Ehrerbietung den Gruß und den Glückwunſch und die Hausgabe des hocherlauchten Herzoges und der hocherlauchten Herzogin an, und ſage ihnen durch dich, Boreš, den Caſtellan von Hoſta's Burg, den unterwürfigen Dank, und werde ihnen meinen ferneren Dank in Prag darbringen."

Bertha erhob ſich nun von ihrem Sitze, und ſprach: „Ich nehme in Ehrerbietung den Gruß und den Glückwunſch und die Hausgabe des hocherlauchten Herzoges und der hocherlauchten Herzogin an, und ſage ihnen durch dich, Boreš, den Caſtellan von Hoſta's Burg, den unterwürfigſten Dank."

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Bertha wieder auf ihren Stuhl.

Witiko aber ſprach: „Wenn es meiner Gemahlin genehm iſt, ſo bitte ich ſie, mit mir auch den Dank in Prag darzubringen."

„Ich ſolge meinem Gemahle mit Freuden nach Prag," ſagte Bertha.

Boreš aber ſprach: „Gebet mir nun die Erlaubniß, hoher Herr und hohe Frau, daß ich die Hausgabe bringen laſſen darf."

„So laſſe ſie bringen," ſagte Witiko.

Die Männer, welche bei Boreš waren, entfernten ſich aus dem Saale. Sie kamen aber bald wieder, und mit ihnen kamen Knechte, welche Käſtchen trugen. Sie ſtellten die Käſtchen auf den Tiſch, und gingen fort.

Boreš reichte Witiko einen kleinen goldenen Schlüſſel, wies auf ein Käſtchen, und ſagte: „Der hocherlauchte Herzog bittet dich, daß du das Käſtchen öffneſt."

Das Käſtchen war aus ſehr ſchönem Wachholderholze und mit goldenen Zierden belegt.

Witiko öffnete es.

Das Innere war mit weißer Seide überzogen, und auf einem Kiſſen aus weißem Sammet lag in einer Vertiefung ein längliches Stückchen Holz wie ein ſchmaler Span, der von einer Linde gelöſt worden iſt.

Witiko ſah auf Boreš.

Boreš aber ſagte: „In dem Gemache, in welchem der Herzog Soběſlaw geſtorben iſt, ſteht das hohe Kreuz des Heilandes. Das Kreuz iſt aus dem Holze der Linde geſchnitzt worden, unter der der Herzog Soběſlaw auf einem Zuge nach Mähren von ſeinen treuen Räthen Zdeſlaw und Diwiš die Botſchaft empfangen hatte, daß ihm die Herren Miroſlaw und Střezimir durch zwei Dienſtleute nach dem Leben ſtreben, und unter der er die Verhaftung der Schuldigen angeordnet hatte. Dieſes Kreuz umſchlang die Herzogin Adelheid nach dem Sterben ihres Gemahles, und vor dieſem Kreuze betete ſie bis zu ihrem Tode. An einem heiligen Pfingſtſonntage fiel ein Span von dem Rücken des Kreuzes herunter, und die Männer, die kunſtreich in Holz arbeiten, konnten nicht ſagen, wie der Span ſich von dem Kreuze gelöſet habe. Der Herzog Wladiſlaw ließ zum Denkmale den kleinen Span aufbewahren, und ließ die Stelle an dem Kreuze, aus welcher er gekommen war, offen. Das Stückchen Holz in dem Käſtchen iſt der Span, und der Herzog ſendet ihn dir. Er hat Alles in eine Schrift ſetzen laſſen, und die Schrift liegt unter dem weißen Kiſſen."

Witiko antwortete: „Ich nehme in Demuth das heilige Kleinod, und werde es in meiner Burgkirche aufbewahren, und wenn ich eine größere Kirche gebaut habe, werde ich es in der größeren Kirche aufbewahren. Der Schlüſſel zu dem Käſtchen wird in der Kirche ſein. Rufet den frommen Vater Benno, und geleitet meine Mutter und meine Baſe und ihre Frauen hieher."

Mehrere Männer gingen aus dem Saale, und einer kam mit Benno, und die andern kamen mit den Frauen und ihren Geleiten zurück.

Die Frauen ſetzten ſich auf Stühle.

Witiko ſprach: „Hochehrwürdiger Vater Benno, Mutter Wentila, Baſe Hiltrut, dieſer Mann iſt Boreš, der Caſtellan in Hoſta's Burg, in welcher der Herzog Soběſlaw und die Herzogin Adelheid geſtorben ſind. Er bringt von dem hocherlauchten Herzoge Wladiſlaw und der hocherlauchten Herzogin Gertrud gute Grüße und Glückwünſche zur Vermählung und Hausgaben.“

Boreš neigte ſich gegen alle, die genannt wurden, und ſie neigten ſich gegen ihn.

Darauf ſprach Witiko: „Der hocherlauchte Herzog Wladiſlaw ſendet mir einen kleinen Span von dem Kreuze aus dem Sterbegemache Soběſlaws, welcher Span ſich an einem heiligen Pfingſtſonntage von dem Kreuze gelöſt hatte, wie es die kunſtfertigen Männer, die im Holze ſchnitzen, nicht zu erkennen vermögen. Eine Schrift, die der hohe Herzog hat verfertigen laſſen, beſaget Alles.“

Nach dieſen Worten zog er an einem kleinen Bändchen ein Fach unter dem weißen Kiſſen heraus, und nahm aus dem Fache ein Pergament. Er reichte dasſelbe dem Prieſter Benno, und ſagte: „Leſe es uns, frommer Vater.“

Benno las die Schrift laut vor.

Dann wurde ſie wieder in das Fach gelegt, und das Fach unter das Kiſſen geſchoben.

Hierauf nahm Benno das kleine Stücklein Holz, und reichte es Witiko zum Kuſſe. Dann reichte er es Bertha, dann Wentila, dann Hiltrut, dann allen Frauen und allen Männern, und zuletzt küßte er es ſelber. Dann legte er es wieder auf das Kiſſen.

Witiko ſchloß das Käſtchen, reichte den Schlüſſel dem Prieſter Benno, und ſprach: „Hochehrwürdiger Vater Benno, der du jetzt den Gottesdienſt in unſerer Burgkirche feierſt, ich gebe dir den Schlüſſel zu dem heiligen Kleinode in deine

Verwahrung, und gebe das Kleinod in die Verwahrung der Kirche. Es möge heute hier bewacht und morgen feierlich in die Kirche gebracht werden."

„Es geſchehe, wie du ſagſt, Herr," antwortete Benno.

Nach dieſen Worten barg er das Schlüſſelchen an ſeiner Bruſt.

Dann ſagte Boreš: „Iſt es dir genehm, hoher Herr, die andern Käſtchen zu öffnen?"

„Es iſt mir genehm, hoher Caſtellan," antwortete Witiko.

Boreš reichte nun einen zweiten Schlüſſel an Witiko, und ſagte: „Er ſchließt das dunkelbraune Käſtchen auf."

Witiko öffnete mit dem Schlüſſel ein Käſtchen von dunkelbraunem Holze, welches ſehr ſchön gebohnt war.

In dem Käſtchen waren zwei ſilberne Kannen und zwölf ſilberne Becher. Auf einer Kanne war das Bild des Heilandes, auf dem andern das Bild Maria's, und auf den Bechern die Bilder der zwölf Apoſtel. Sonſt waren Stäbe und Laubranken kunſtreich in die Gefäße gegraben.

Boreš reichte wieder einen Schlüſſel an Witiko, und ſagte: „Er ſchließt das ſchwarze Käſtchen auf."

In dem ſchwarzen Käſtchen waren zwölf ſilberne Teller, und ſie waren kunſtvoll gearbeitet wie die Trinkgeſchirre.

Boreš reichte wieder einen Schlüſſel an Witiko, und ſagte: „Er ſchließt das rothe Käſtchen auf."

In dem rothen Käſtchen war rother Sammet, koſtbares Pelzwerk aus der Fremde und Juwelen.

Witiko ſchaute alle dieſe Dinge an, und Bertha und Wentila und Hiltrut und Benno wurden von ihm zu dem

Tiſche gerufen, und ſie betrachteten die Geſchenke. Als ſie dieſelben betrachtet hatten, rief Witiko ſeine Männer herzu, die Geſchenke des Herzoges zu ſehen.

Die Männer gingen einer hinter dem andern an den Tiſch, und ſahen die Geſchenke an.

Darauf ſagte Witiko: „Gott lohne es dem hohen Herzoge, daß er an einen ſeiner geringen Männer und an ſein Weib denkt, und Gott lohne es der hohen Herzogin, daß ſie des Sinnes ihres Gatten iſt. Ich nehme in Ehrerbietung die Hausgaben an, trage dir, Boreš, Caſtellan von Hoſta's Burg, in Lieb und Treuen den Dank auf, bis ich ſelber mit meiner Gemahlin nach Prag komme. Ich rufe: Heil Wladiſlaw, dem hocherlauchten Herzoge von Böhmen und Mähren, und Heil Gertrud, der hocherlauchten Herzogin.“

Die Männer Witiko's riefen: „Heil Wladiſlaw, dem hocherlauchten Herzoge von Böhmen und Mähren, und Heil Gertrud, der hocherlauchten Herzogin.“

Darauf erhob ſich Bertha von ihrem Sitze, und ſprach: „Weil der hohe Herzog und die hohe Herzogin meinen Gatten geehret und mich genannt haben, wie bei uns in den deutſchen Landen die Fürſten ihre Männer und die Frauen derſelben ehren, ſo bitte ich dich, Boreš, Caſtellan von Hoſta's Burg, bringe meinen Dank an den hocherlauchten Herzog und an die hocherlauchte Herzogin, bis ich mit meinem Gatten nach Prag komme. Und ich rufe wie mein Gatte: Heil Wladiſlaw, dem hohen Herzoge von Böhmen und Mähren, und Heil Gertrud, der hohen Herzogin.“

Und Wentila und Hiltrut und Benno und die Männer

Witiko's riefen: „Heil Wladiſlaw, dem hohen Herzoge von Böhmen und Mähren, und Heil Gertrud, der hohen Herzogin.“

Dann ſagte Bertha: „Und weil du, Boreš, mit deinen Männern unſer Dach nicht verſchmäht haſt, ſo werde ich trachten, euch eine Hauswirthin zu ſein, wie ſie meine Mutter, Wiulfhilt von Dornberg, iſt, und wie ſie meine Großmutter, Benedicta von Aſchach, iſt.“

Dann ſetzte ſie ſich wieder nieder.

Witiko aber ſprach: „Laſſet nun die Käſtchen ſchließen, und bis auf das heilige in die Kleinodienſtube bringen. Dich, Boreš, und deine Männer werde ich in eure Stuben geleiten, daß ihr ruhet, und daß ihr dann das Brod an unſerem Tiſche theilet.“

Zwei Männer gingen nach dieſen Worten Witiko's fort. Sie kamen mit andern Männern wieder. Zwei bewaffnete Knechte ſtellten ſich auf die Weiſung zu dem heiligen Käſtchen. Die andern empfingen von Witiko die geſchloſſenen Käſtchen, und trugen dieſelben fort. Dann erhoben ſich die Frauen und ihre Geleite von ihren Sitzen. Bertha und Wentila grüßten mit freundlichen Worten Boreš und ſeine Männer, und dann gingen die Frauen und ihre Geleite aus dem Saale. Dann führte Witiko Boreš und ſeine Männer in ihre Gemächer, und alle außer den zwei bewaffneten Knechten verließen den Saal.

Am andern Tage wurde das Käſtchen mit dem Holze des Kreuzes des Heilandes feierlich von dem Saale in die Kirche gebracht, und alle Menſchen der Burg waren bei dem heiligen Gottesdienſte, welchen der fromme Vater Benno verrichtete.

Boreš blieb acht Tage als Gaſt in dem Witikohauſe, und wurde dort geehrt. Es kamen Nachbarn Witiko's, ihm Ehre zu bringen, und die Geſchenke des Herzoges zu ſehen. Auch Leute aus dem Walde kamen, um die Gaben des Herzoges und der Herzogin zu beſchauen. Witiko ließ ſie ihnen durch Huldrik zeigen. Huldrik ſagte den Leuten: „Die Geſchirre ſind jetzt von Silber; aber ſie werden einmal von Gold ſein.“

Am neunten Tage verabſchiedete ſich Boreš, und Witiko geleitete ihn mit einem Gefolge bis in die krumme Au.

An dem nämlichen Tage kam auch die Botſchaft an Benno, daß er zu dem Kardinale Guido nach Prag kommen möge.

Witiko gab ihm ein gutes Pferd, und rüſtete fünf Reiter und zwei Männer mit Saumthieren aus, und Benno zog des andern Tages mit dieſem Gefolge aus dem Witikohauſe gegen Prag fort.

Es wurde von dem Tage an auch Alles gerüſtet, was nothwendig war, daß Witiko mit Bertha nach Prag reiſen konnte. Und als zehn Tage vergangen waren, ritt er mit zwanzig Reitern aus dem Thore der Burg. In der Mitte der Reiter waren ſechs Senften, in denen Bertha und ihre Frauen ſaßen, und hinter den Reitern gingen fünf Saumroſſe.

So gelangten ſie endlich nach Prag.

In Prag ging Witiko zuerſt allein zu dem Herzoge. Er dankte ihm für die Gaben, und fragte, ob er ſeine Gemahlin, Bertha von Schauenberg, zu ihm und zu der hohen Herzogin führen dürfe.

Wladiſlaw antwortete: „Danke mir nicht, Witiko. Du biſt ein treuer Mann des Herzoges Soběſlaw geweſen, und biſt ein treuer Mann von mir. Ich habe dir darum durch Boreš das Holz von dem Kreuze des Heilandes aus Hoſta's Burg geſchickt, daß du ſäheſt, daß ich dir auch ein treuer Mann ſein will. Das andere ſind Gaben, die ein Freund dem andern in das Haus ſendet. Sei mein Freund, wie ich dein Freund bin, ſeit ich dich bei Chynow geſehen habe. Was deine Gattin angeht, ſo bringe die hohe Frau zu mir und zu der Herzogin, wir werden ſie als Gaſt ehren."

Witiko antwortete: „Ich danke dir, hoher Herr, für deine Güte. Und weil ich dem Herzoge Soběſlaw aus Pflicht treu geweſen bin, ſo bin ich auch dir aus Pflicht treu. Und dir bin ich auch treu aus Freundſchaft, wie du ſchon früher einmal geſagt haſt, und wie du es jetzt wieder ſagteſt, daß du mein Freund biſt, und wie ich aus dem ganzen Gemüthe dein Freund bin. Ich werde die Treue und die Freundſchaft nie verletzen. Und haben mich deine andern Gaben geehrt, ſo hat mich deine Gabe aus Hoſta's Burg und der Überbringer derſelben erfreut."

An dem folgenden Tage wurde Witiko und ſeine Gattin Bertha zu dem Herzoge und der Herzogin gerufen.

Sie gingen im Schmucke zu Hofe.

Sie wurden in einen kleinen Saal der Hofburg zu dem Herzoge und der Herzogin geführt. Wladiſlaw und Gertrud ſaßen geſchmückt und allein auf Stühlen, und wieſen Witiko und Bertha Stühle an. Beide ſetzten ſich. Gleich aber erhob ſich Witiko wieder, nahm Bertha bei der Hand, führte ſie vor den Herzog und die Herzogin, und ſprach: „Hocherlauchter Herzog, hocherlauchte Herzogin, die Frau, welche vor euch ſteht, iſt die Tochter Heinrichs von Schauenberg, der vorher Heinrich von Jugelbach geweſen iſt, und Wintſhilts von Dornberg. Sie heißt Bertha. Heinrich iſt ein Herr und edler Mann, Wintſhilt iſt eine edle Frau, und Bertha durch beide edel. Sie hat es nicht verſchmäht, als meine Gattin in Lieb und Treue mir anzugehören, wie ich ihr als Gatte in Lieb und Treue angehöre. Wir erkennen und achten die Ehre hoch, daß wir heute vor euch haben kommen dürfen."

„Witiko, Bertha," ſagte der Herzog, „nehmet eure Sitze wieder ein."

Witiko und Bertha ſetzten ſich auf ihre Stühle.

Dann ſprach der Herzog: „Witiko, wie du mir ſonſt als Mann und Freund gegrüßt wareſt, ſo ſei mir heute als Ehegatte gegrüßt. Bertha, ſeid mir heute als Ehegattin Witiko's gegrüßt, und gebt mir die Hoffnung, daß ich euch künftig auch als Freundin werde begrüßen können."

Die Herzogin ſprach: „Ich grüße Witiko als Freund, ich grüße ihn als treuen Mann des Herzoges und der Länder, und ich grüße ihn als Ehegatten. Ich grüße Bertha von Schauenberg als Ehegattin Witiko's, und ich grüße ſie als Freundin. Die aus ſolchem Geſchlechte entſproſſen iſt, wird jeder Freundſchaft würdig ſein, und wird, wo man es nicht unwerth iſt, auch Freundſchaft gewähren."

Witiko antwortete: „Hocherlauchter Herzog, hocherlauchte Herzogin, ich danke inniglich des Grußes."

Bertha ſprach: „Hocherlauchter Herzog, ich danke des Grußes, und wer, wenn ich ihn auch nicht kenne, der Freund meines Gatten iſt, deſſen Freundin bin ich. Hocherlauchte

Herzogin, ich danke des Grußes, und wer ſo hehr gethan hat, wie ihr, der genießt die Bewunderung und Verehrung, man gibt ihm Freundſchaft, und achtet es als höchſte Ehre, ſeiner Freundſchaft würdig zu werden."

„Du ſprichſt entſchieden wie dein Vater, Bertha," ſagte die Herzogin.

„Mein Vater, hohe Frau, hat euch noch an dem Hofe in Wien geſehen, und er hat euch in Prag geſehen," ſprach Bertha.

„Wir kennen Heinrich von Jugelbach und Schauenberg ſehr gut, und ich kenne ihn ſchon lange," ſagte der Herzog, „wir ſind öfter bei einander geweſen, als ich noch nicht auf dieſem Fürſtenſtuhle war, und ſpäter auch noch. Er iſt in Prag geweſen, da du fern von mir, Witiko, in deinem Walde geweilt hatteſt. Ich kenne Gebhart von Jugelbach, der jetzt Gebhart von Stauf iſt, den Bruder Heinrichs. Heinrich iſt ein edler Herr und ſtark und verſtändig und vorſichtig und unternehmend, ein Spiegel eines Ritters. Das Geſchlecht Dornberg iſt ſehr edel und mächtig und gut, und war vielfach mit denen von Jugelbach verbunden. Gebhart iſt ein treuer ehrenwerther Ritter, und die von Aſchach ſind edel und gut geweſen, und eure Großmutter, Bertha, Benedicta von Aſchach, iſt eine ſehr edle Frau, und ſie iſt gut und treumüthig und fromm. Sie hat dem alten Kloſter Kremsmünſter triftige Gaben zugewendet, und iſt ihm noch wohlgeſinnt."

„Wir bitten, daß ſie Gott dafür ſegne," ſagte Bertha.

„Er wird es thun," ſprach der Herzog. „Wir haben beide, ich und Gertrud, die Herzogin, große Freude gehabt, als uns durch den hochehrwürdigen Biſchof Zdik aus Paſſau die Kunde ward, Witiko denke auf Bertha von Ingelbach, und wir haben den Beſtrebungen Witiko's das beſte Gedeihen gewünſcht, und hätten dieſe Beſtrebungen gerne gefördert."

„Du haſt ſie gefördert, hoher Herr," ſagte Witiko, „Bertha's Vater hat zu mir geſprochen, wenn ich ein Haus habe, in dem meine Roſe emporblühen kann, dürfe ich um Bertha kommen, und du haſt das Haus gegründet. Aber wie konnte der hochehrwürdige Biſchof Zdik meine Gedanken wiſſen?"

„Er hat wohl deine Gedanken aus deinen Mienen geſehen," ſagte der Herzog.

„Es iſt nun ein ſo größeres Glück," ſagte Witiko, „daß du, hoher Herr, den Bund billigeſt, den ich mit Bertha geſchloſſen habe, und daß ihn die hocherlauchte Herzogin billigt. Und es iſt nun eine größere Freude und eine größere Ehre, daß ihr, du und die hohe Herzogin, Hausgaben zu unſerem Bunde geſendet habt. Hocherlauchter Herzog, hocherlauchte Herzogin, ich bringe den beſten und treu ergebenen Dank für die Gaben dar."

Bertha ſprach: „Ich ehre meine Eltern und ihre Vorfahrer, und erkenne ſie als vortrefflich, und ich danke dir, hoher Herzog, für die Worte, die du über meine Angehörigen geſprochen haſt. Hocherlauchter Herzog, hocherlauchte Herzogin, ich bringe auch wie mein Gemahl den beſten und treu ergebenen Dank für die Hausgaben dar."

Der Herzog antwortete: „Ich habe Witiko ſchon geſagt, daß ich ihm die Gabe aus Hoſta's Burg als treuem Manne des

Herzoges Soběſlaw und als treuem Manne von mir geſendet habe. Und ich habe ihm geſagt, daß die andern Dinge ſo ſind, wie ſie die Freunde den Freunden geben. Und das ſage ich auch euch, edle Frau."

„Gebrauchet die Geräthe und die Stoffe," ſagte die Herzogin, „erfreut euch derſelben ein wenig, und denkt dabei unſer."

„Ich habe den Glauben," ſagte der Herzog, „wenn Gertrud und ich nicht ſchon vermählt wären, und erſt vermählt würden: du, mein Witiko, würdeſt uns Hausgaben aus deinem Walde ſenden, was er Beſonderes und Köſtliches hervorbringt."

„Ich würde mich freuen, wenn du die Gaben nähmeſt, hoher Herr," ſagte Witiko. „Möge der Bund des hohen Herzoges und der hohen Herzogin bis in das letzte Alter dauern, und mögen ich und Bertha es erleben, daß ihre Kinder Friedrich, Swatopluk, Adalbert und Agnes ſich vermählen, und unſere Hausgaben aus dem Walde dann nicht verſchmähen."

„Sie werden ſich derſelben freuen," ſagte der Herzog. „Und nun, Witiko, ſage ich: Lebe lange und glücklich mit Bertha, freut euch eures Bundes, und er werde geſegnet, daß die Freude in die künftigen Geſchlechter fortwächſt."

„Ich wünſche euch auch jedes Glück und jeden Segen," ſagte die Herzogin, „es daure euer Bund ſo lange, wie Witiko es dem unſrigen gewünſcht hat, und euer Stamm ſei ein Theil der ſchönen Geſchlechter, die in dieſen Ländern ſind, und der Stamm blühe empor, und werde immer bedeutender."

„Gott gebe mir das Glück, etwas Gutes und Rechtes auf der Welt wirken zu können;“ ſagte Witiko, „er laſſe uns das Glück, das wir in unſerem Bunde finden, dauern, und alles Andere ſei ſeiner Weisheit anheimgeſtellt.“

„So ſei es, und ſo möge es werden,“ ſagte der Herzog. „Und nun, Witiko, geſtatte, daß auch andere an unſerer Zuſammenkunft Theil nehmen.“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, gab er mit einem Schlage auf eine Glocke ein Zeichen, und es öffneten ſich die zwei Flügel einer Thür in dem Saale. Und durch die Thür kamen mehrere Herren und Lechen und Frauen in den Saal. Es war Diwiš, Preda, Wšebor, Chotimir, Bartholomäus, Weliſlaw, und mehrere andere.

Der Herzog ſprach zu ihnen: „Hier iſt Witiko, den ihr kennt, und neben ihm iſt Bertha von Schauenberg, ſeine Gemahlin. Wir freuen uns dieſer Verbindung, und wer das Geſchlecht Bertha's kennt, wird ſich auch freuen.“

„Ich kenne es, und erachte es als ein Glück für Witiko, daß er Bertha heimgeführt hat,“ ſagte Wšebor.

„Es iſt ein ſehr edles Geſchlecht,“ ſagte Diwiš, „und Bertha wird nicht minder ſein als die Frauen dieſes Geſchlechts.“

„Ich kenne Heinrich von Jugelbach ſchon lange,“ ſagte Bartholomäus, „und freue mich, daß Witiko ſeine Tochter zur Ehegemahlin erhalten hat.“

„Möge Witiko, der gut iſt, ſo empor blühen, wie der Stamm der Jugelbach, den ich lange kenne, blüht,“ ſagte Preda, „und mögen beide Stämme in die Zeiten hinein mächtig und ſtark ſein.“

Und alle ſagten nun Witiko und Bertha Glück, und ſprachen Segen aus.

Witiko und Bertha dankten.

Die Frauen ſprachen mancherlei mit Bertha, und Bertha antwortete ihnen.

„Ich komme ſehr bald zu euch,“ ſagte Weliſlaw.

„So komme,“ entgegnete Witiko.

Als die Geſpräche zu Ende waren, ſagte der Herzog: „Und ſo bitte ich alle, die hier ſind, am vierten Tage von heute mit mir mein Brod an meinem Tiſche zu eſſen.“

Alle verabſchiedeten ſich hierauf, und verließen den Saal.

Witiko ſuchte an dieſem Tage noch Benno, und da er ihn gefunden hatte, führte er ihn zu Bertha. Sie ſprachen von vielerlei Dingen, und beſchloſſen recht oft zuſammen zu kommen.

Witiko ging mit Bertha zu Herren und Freunden, welche Gattinen hatten, und dieſe kamen wieder zu Witiko und Bertha. Die unvermählt waren, kamen, und brachten Grüße dar.

Bei dem Mahle des Herzoges hatte Bertha ein Gewand aus dem rothen Sammet, der in einem Käſtchen der Hausgaben des Herzogs und der Herzogin geweſen war.

Witiko und Bertha ſahen und betrachteten in der Stadt Prag Alles, was würdig war, geſehen und betrachtet zu werden.

In der Kirche des Wyšehrad beteten ſie an den Gräbern Soběſlaws und Adelheids und an den Gräbern der Eltern Soběſlaws, des Königs Wratiſlaw und der Königin Swatawa. Weliſlaw zeigte ihnen die alte Burg, und bewirthete ſie in derſelben.

Als die Zeit heran nahete, in der ſie Prag verlaſſen wollten, ging Witiko noch einmal zu dem Herzoge.

Der Herzog ſprach zu ihm: „Gehabe dich wohl, Witiko. Der hocherhabene Kardinal Guido hat ſehr Vieles gewirkt. Es iſt nun in den kirchlichen Dingen eine Ordnung und Feſtigkeit, in die Männer der Kirche kömmt eine Anſtändigkeit und eine Sitte, und die Frömmigkeit und Reinigkeit wird folgen. Der Bund iſt alſo größer geworden, wie du einmal geſagt haſt. Aber er muß erſt reifen. Was auch geſchieht, wenn der Kardinal die Länder verlaſſen hat, ſo müſſen wir alle durch Umſicht trachten, daß der Bund gedeihe. Und du, Witiko, wirſt gewiß nicht der letzte ſein. Achte der Zeichen. Und wenn der Bund endlich gefeſtigt iſt, dann kann erſt das Größere kommen.“

„Ich werde zu thun ſtreben, was recht und nach deinem Sinne iſt,“ ſagte Witiko.

„Ich weiß es,“ antwortete der Herzog, „und ziehe mit Glück in die Burg deines Waldes.“

Witiko verabſchiedete ſich, und am anderen Tage ging ſein Zug von Prag weg dem Mittage des Landes zu.

Fünf Tage nach ihm kam auch Benno in das Witikohaus zurück.

Witiko verſammelte nun einmal in ſeinem Hauſe alle die Gäſte, welche bei dem erſten Erdausheben zum Baue der Burg geweſen waren, wie bereits Lubomir geſagt hatte. Die Gäſte betrachteten nun das Haus, da es fertig war, ſehr genau, und wurden in alle Räume geführt. Und wie damals ein Mahl unter dem freien Himmel geweſen iſt, ſo war jetzt eines in dem großen Saale, und es war ſo geordnet, wie Wentila es ſonſt bei ihrem Gatten in Prie geordnet hatte, und wie Bertha es in den Burgen des Stammes Jugelbach geordnet geſehen hatte.

Dann zog Witiko mit Bertha an verſchiedene Stellen des Waldes. Sie gingen nach Friedberg, in den Wangetſchlag, zu den Häuſern der unteren Moldau, in den oberen Plan, in die Glöckelberge und in die reiche Au. Überall wurde Bertha mit Feierlichkeiten empfangen, die Menſchen riefen ihr Glück zu, und prieſen ihre Schönheit. In der reichen Au ſprach der alte Florian zu ihr: „Da ich Witiko vor langer Zeit als Wegkundiger durch den Wald hinein geführt hatte, und da wir auf der Stelle des heiligen Apoſtels Thomas geſtanden waren, hatte Witiko geſagt: Hier ſollte eine Königsburg ſtehen, und ich hatte geantwortet: Da könnte ein hoher Herr hauſen. Und nun ſteht ſeine Burg auf der Stelle. Wer hätte das gedacht, und wer hätte gedacht, daß er die hochedle Bertha aus dem Hauſe, das in dem Walde ſteht, wo Mathias und Margaretha geweſen ſind, als ſeine Ehegemahlin in ſeine Burg führen würde. Viel Glück, viel Segen in alle Zeit fort und fort.“

„Ich danke dir, Florian,“ ſagte Bertha. „Komme zu uns in die Burg, und ſieh', ob dort eigentlich eine Königsburg ſtehen ſollte. Und wenn auch Margaretha und Mathias nicht mehr in dem Walde an der Mihel ſind, ſo werden wir doch öfter in dem Waldhauſe meines Vaters ſein, und es wird mich freuen, wenn ich dich wieder in jenem Walde ſehe, wie ich dich früher geſehen habe.“

„Weil ihr ſo gute Worte redet, hohe Frau,“ entgegnete Florian, „ſo werde ich wohl in eure Burg kommen. Ich bin ja ſehr oft auf dem Platze des heiligen Thomas geſtanden, und wenn auch Margaretha und Mathias nicht mehr in dem Walde an der Mihel ſind, ſo haben ſie es jetzt viel beſſer, und ich gelange doch noch hie und da in den Seſſelwald hinauf, und da werde ich auch zu eurem hohen Vater und zu eurer hohen Mutter und zu euch und zu Witiko gehen, wenn er dort iſt.“

„Das wird ſehr gut ſein,“ ſagte Bertha.

Witiko und Bertha beſuchten auch Herren und Frauen, die im Walde oder in der Nähe des Waldes wohnten, und die Herren und Frauen beſuchten ſie wieder in dem Witikohauſe. Der alte Lubomir war mit ſeiner Gattin Boleſlawa und mit einem kleinen Gefolge drei Tage in der Burg, und Witiko ſuchte ihm die Aufnahme, die er in dem Zupenhofe in Daudleb gefunden hatte, zu vergelten. Und die Männer ſprachen viel von den Dingen des Landes und der Zupanei, und die Frauen erzählten, wie es in ihrem Hauſe ſei, und redeten von den Angelegenheiten der neuen Burg.

Da dieſes geſchehen war, wendete ſich Witiko wieder den Dingen zu, die er in ſeinem Gebiete für nothwendig hielt.

Ehe der Herbſt in das Land rückte, war in Rowna die Vermählung Weliſlaws mit Dimut. Viele Herren und Lechen und Freunde Weliſlaws und ihre Frauen und Töchter und Söhne waren in den Wald gekommen, und Herren im Walde und an dem Walde und Freunde und Nachbarn Rowno's waren mit ihren Angehörigen gekommen, und Witiko und Bertha und Wentila und Hiltrut und Benno und ein Gefolge waren nach Rowna gezogen. Weliſlaw war bei der Vermählung in einem hellblauen Sammetgewande mit Gold und edlen Steinen, Dimut hatte ein weißes Sammetgewand mit Gold und edlen Steinen, und einen weißen Schleier. Rowno und ſeine Gattin und ſeine Sippen waren in dem höchſten Prunke des Waldes, und die Gäſte trugen ein Gepränge, wie es in dem Landſtriche eines jeden Sitte war. Daniel, der Propſt von Prag, vollzog mit Beihilfe zweier Erzprieſter von Prag, dann dem Pfarrer von Friedberg, von Horec, vom Kirchenſchlage, von Plan und Benno's in der kleinen Kirche des Rownathurmes die heilige Verbindung. Und wie es nach dem Einzuge Witiko's und Bertha's in dem Thomaswalde geweſen war, ſo war es nun in dem Rownawalde. Geſchmückte Gezelte waren überall und Hütten und Umzäunungen und Gerüſte, und die Gäſte und das Volk erluſtigten ſich. Die Feſte dauerten ſechs Tage. Am ſiebenten Tage verabſchiedeten ſich die Gäſte, und bald darauf rüſtete Weliſlaw ſeinen Zug nach Prag. Manche Herren und Frauen aus der Mitternacht des Landes ſchloſſen ſich dem Zuge an. Rowno geleitete ihn mit ſeinen Sippen bis Prag.

Dann kam der Herbſt in die großen Wälder an der jungen Moldau, und dann kam der Winter.

Als die Tage des heiligen Chriſtfeſtes und des neuen Jahres gefeiert worden waren, gelangten Nachrichten in den Wald, daß in Mähren ſchlechte Thaten geſchehen ſeien, und daß ſich die Fürſten gegen den Herzog erhoben haben.

Witiko rüſtete ſich, und zog ſchnell mit einem Geleite nach Prag.

Vor dem Abſchiede ſagte Benno zu Witiko: „Der hocherhabene Kardinal Guido hat einmal zu mir geſagt: Die Wälder wachſen langſam aber ſicher, wenn ſie Sonne und Feuchtigkeit haben; noch langſamer aber beugt ſich der Sinn eines ganzen Volkes, er beuget ſich dennoch auch ſicher, wenn der rechte Sonnenſchein über ihm iſt. Der hohe Kardinal iſt mild und ſtark, und wäre wohl ein Sonnenſchein, wie er geſagt hat.“

Witiko traf Manche, die nach Prag zogen, und hörte viel über geſchehene Dinge reden.

In Prag meldete er ſich ſogleich bei dem Herzoge. Es waren viele Männer gekommen, und auf einen Tag war eine Verſammlung in den Saal der Hofburg berufen.

Die Männer der Kirche und des Landes verſammelten ſich an dem Tage in dem Saale. Der Herzog Wladiſlaw kam mit ſeinem Bruder Heinrich herein.

Als ſich alle geordnet hatten, ſtand der Herzog von ſeinem Sitze auf, und ſprach: „Liebe getreue Herren der Kirche und des Landes, und ihr, Söhne Přemyſls, die ihr zugegen ſeid. Habet Dank, daß ihr in dem harten Winter zu mir gekommen ſeid, und höret aufmerkſam an, was euch berichtet werden wird. Otto, Herzog von Olmüz, Zweig des Stammes Přemyſl, wenn es dir genehm iſt, ſo rede.“

Otto, der Herzog von Olmüz, ſtand auf, und ſprach: „Erlauchter Herzog, es iſt meine Pflicht, daß ich rede, und ich rede, wie ich es geſehen und erfahren habe. Von dem heiligen Vater kam ein Sendſchreiben an den hochehrwürdigen Biſchof Zdik, daß er zu ihm ziehen möge. Zdik bereitete ſich ſogleich, und rüſtete ſein Geleite. Ich rüſtete zwanzig Männer, um den hochehrwürdigen Biſchof zu begleiten, ſoweit es nöthig wäre. An einem der Tage Abends langten wir in dem Hofe zu Moren an, um dort Nachtruhe zu halten. Da wir bei dem Mahle waren, kam einer der Männer, welche wir herum ſtreifen ließen, und ſagte, es ziehe eine Schaar Reiſige heran. Es kam ein zweiter Mann alſogleich, und ſagte, es ziehen auf mehreren Wegen Reiſige herzu. Zdik und ich ließen unſere Männer in Bereitſchaft treten, und Nikolaus, der Beſitzer des Hofes, ſammelte die Seinigen. Wir riefen, die draußen waren, herein, und die Thüren und Thore wurden noch mehr verrammelt. Ich ſtieg unter das Dach empor, um durch Lücken herum zu ſchauen. Der ganze Hof war von bewaffneten Männern umringt, und ſie machten Anſtalt, ihn zu erſtürmen. Der Hofwart rief durch ein Fenſter, was die Leute begehren, ſie ſollten reden. Sie redeten aber nicht, und es wurde eine Lanze gegen den Hofwart geſchleudert. Darauf rief ich: Wenn ihr Räuber ſeid, ſo wird euch unſer Eiſen treffen, ſeid ihr Männer der Ehre, ſo ſagt, was ihr da beginnet. Sie antworteten nicht, und ſchloſſen ihren Kreis näher. Ihre Zahl war mehr als das Zehnfache der unſern. Ich ſagte: Wenn ſie die Thüren erbrechen, ſo unterliegen wir; wenn wir aber unſere Macht plötzlich gegen eine Stelle ihres Kreiſes richten, ſo können wir den Kreis durchbrechen, und uns in der Nacht in dem Lande zerſtreuen. So wurde es beſchloſſen. Wir entfernten leiſe die Bollwerke des großen Thores, öffneten es, und gingen ſchnell an die nächſte Stelle des Kreiſes. Der Kampf zeigte, daß geübte Krieger vor uns waren. Wir konnten im erſten Angriffe nicht durchdringen. Von weiteren Stellen kam unſern Feinden Hilfe zu. Ich erkannte die Zeichen der Herzoge Konrad und Wratiſlaw, und hörte die Stimme Wratiſlaws, der befahl. Da richtete ich ſchnell den Angriff auf die andere Seite, als von der Wratiſlaw kam, wir durchbrachen den Kreis, ich wendete mich mit den Meinigen, die Verfolger abzuhalten, und rief Zdik zu, er möge ſich entfernen. Er that es, und als ich ihn nicht mehr ſah, und als die ganze Menge von Wratiſlaws Männern gegen uns kam, löſeten wir uns auf, und ſuchten uns in der Tiefe des Schnee's zu zerſtreuen. Ich wußte einen ſchmalen getretenen Pfad. Auf dem Pfade ging ich ſchnell dahin, und die Feinde, die mir in dem unwegſamen Schnee folgten, blieben zurück. Ich ging ſo mit zwei Männern eine Stunde fort. Dann wendeten wir uns ſeitwärts zu abgelegenen Hütten, die ich kannte. In den Hütten übernachteten wir. Gegen den Morgen ſahen wir ein Feuer gegen Moren hin. Da es Tag geworden war, ſchickte ich Boten aus den Bewohnern der Hütten auf Kundſchaft. Sie kamen zurück, und ſagten, der Morenhof ſei ganz abgebrannt, und von den Männern, die ihn überfallen hatten, ſei keiner mehr in der ganzen Gegend. Es kamen auch einige von meinen Leuten, welche gedacht hatten, daß ich auf dem ſchmalen Pfade werde fortgegangen ſein. Wir näherten uns nun wieder dem Hofe. Da ſahen wir einen Mann, welcher im unwegſamen Schnee ging. Er trug einen Sack auf der Schulter. Da wir ihm näher kamen, ſuchte er ſich von uns zu entfernen. Ich gab meinen Leuten den Befehl, ihn zu fangen. Vier Männer liefen ihm in dem

Schnee nach, ſie erreichten ihn, und brachten ihn gebunden zu mir. Ich ließ den Sack öffnen. In demſelben waren ſilberne Geſchirre, Gewänder und Stoffe. Ich ſagte zu dem Manne, ich werde ihn mit ſeinem Stricke auf einen Baum hängen laſſen, wenn er uns nicht berichte, wie die Sache mit dem Hofe zu Moren ſei, oder wenn er uns belüge. Sage er die Wahrheit, ſo werde ich ihm das Leben ſchenken. Der Mann ſagte, er ſei Dobrohoſt, und ſei bei den Leuten des Herzoges Konrad geweſen. Da ſie aber über die Beute ſtritten, und da er fürchtete, daß ſie ihm die ſilbernen Geſchirre nehmen, ſo ſei er vor dem Anbruche des Tages heimlich fortgegangen, und habe das Land Öſterreich gewinnen wollen. Als ich ihn fragte, ob Krieger in dem Hofe ſeien, antwortete er, daß alle abgezogen ſind, weil ſie den Biſchof und den Herzog Otto nicht gefunden haben. Wir nahmen den Mann in den Hof mit. An dem Hofe war Alles, was brennen konnte, verbrannt. Was fortgebracht werden konnte, war fortgebracht. Wir fanden unſere Pferde und unſere Habſchaften nicht mehr. Von den Bewohnern waren nur zwei Knechte da. Der Mann mußte erzählen, was er geſehen habe. Er ſagte, daß die Schaaren den Hof umringt haben, und daß ein kurzer Kampf geweſen iſt. Dann iſt der Hof mit Fackeln umſtellt worden. Dann ſind ſie in den Hof gegangen, und haben den Biſchof Zdik geſucht. Sie haben ihn mit Lichtern und Fackeln in allen Gemächern und Kellern, Ställen und Winkeln die ganze Nacht geſucht. Und da ſie ihn nicht gefunden hatten, und da ſie durch Martern von ſeinen Leuten nicht erfahren konnten, wo er ſei, zündeten ſie den Hof an. Und dann ſind alle mit

Beute fortgegangen. Als ich ihn fragte, wer den Überfall gemacht habe, nannte er die Männer: Slawibor, Kuno, Rodmil, Bogdan, Domaſlaw, Hinek, Frowin, Jurata, und den alten Mikul. Ich ſagte: Du haſt die Führer nicht genannt. Da nannte er Konrad, den Herzog von Znaim, Wratiſlaw, den Herzog von Brünn, und er nannte den Bruder des hocherlauchten Herzoges Wladiſlaw, der jetzt in Jamnic hauſet, Diepold.“

„Diepold,“ riefen mehrere Stimmen.

„Diepold iſt dabei geweſen,“ ſagte der Herzog.

In den Augen des Herzoges waren Thränen, da er dieſe Worte ſprach.

Otto redete wieder weiter: „Ich fragte den Mann, welches Vorhaben die Herren mit dem hohen Biſchofe gehabt haben. Er ſagte, daß er es nicht wiſſe. Da wir noch redeten, kamen Leute des Biſchofes. Sie ſagten, daß ſie geſchlagen, gekneipt, bei den Haaren geriſſen und angeſpieen worden ſind. Von ihrem Herrn wußten ſie nichts. Sie forſchten nach ihm. Ich ſendete Männer in der Gegend herum, ſie brachten keine Nachricht von ihm zurück. Da ging ich zu der Stelle, wo ich den hochehrwürdigen Biſchof fortgehen geheißen hatte. Wir fanden die Spur eines einzelnen Mannes, und gingen ihr nach. Wir kamen nach einer Zeit in ein Gebüſch. Dort verwirrte ſich die Spur. Wir ſahen Tritte von einer andern Seite gegen das Gebüſch hin, ſahen im Gebüſche viele Tritte, und von ihm weg Tritte von zweien oder mehreren Männern. Wir gingen den Tritten nach. Sie führten endlich auf einen Pfad, und waren nicht mehr zu erkennen. Wir ſuchten nun Häuſer auf, um Nahrung zu erhalten. Ich forſchte dann täglich nach dem hochehrwürdigen Biſchofe. Am fünften Tage erhielt ich die Nachricht, ein hoher Herr ſei krank in Leitomyšl. Der Herr habe aber die Kleider eines Bauers gehabt. Ich ritt nach Leitomyšl. Es war der hochehrwürdige Biſchof Zdik, der dort krank war. Er konnte damals noch erzählen, und ſagte, daß er ſich in einem Gebüſche verſteckt habe, daß er große Kälte gelitten habe, daß ein Bauer in das Gebüſch gekommen ſei, daß ihm der Bauer einen Theil ſeines Gewandes gegeben, und daß er ihn dann auf abſeitigen Pfaden nach Leitomyšl geführt habe. Dort ſei er krank geworden, und könne nicht weiter reiſen. Er iſt aber noch ſchwerer krank geworden, und hat ſein Bewußtſein verloren. Ich ſendete Botſchaft an den hohen Herzog Wladiſlaw. Der hohe Herzog ſchickte zwei Ärzte nach Leitomyšl, daß ſie den Kranken nach Prag brächten. Er konnte aber nicht fortgebracht werden, und die Ärzte blieben bei ihm. Ich ritt nach Prag, um dem erlauchten Herzoge die genaue Nachricht über das, was ſich ereignet hatte, zu bringen. Der hochehrwürdige Biſchof iſt noch in Leitomyšl in ſchwerer Krankheit befangen. So habe ich die Dinge geſehen und gehört, und ſo habe ich ſie geredet."

Er ſetzte ſich nach dieſen Worten wieder nieder.

Da ſprach der Herzog: „Es ſind noch die Männer Hugo, Hroznata, Kuneš, Suliſlaw und Wot bei dem Überfalle geweſen. Von dem hochehrwürdigen Biſchofe wiſſen wir noch nicht, ob er in dieſer Krankheit am Leben bleiben werde oder nicht. Wir haben über Alles Kundſchaft holen laſſen, und es iſt ſo, wie der Herzog Otto geſagt hat. Nun ſprich noch, was iſt mit dem Manne geſchehen, den du gefangen haſt?"

„Ich habe ihn frei gelaſſen, weil er die Wahrheit geſagt hat," antwortete Otto. „Die Gefäße waren aus der Habſchaft des hochehrwürdigen Biſchofes, und ſind jetzt bei ihm in Leitomyšl."

Als er dieſe Worte geredet hatte, rief Odolen mit lauter Stimme: „Und wenn es zehentauſendmal unziemlich iſt, daß ich jetzt rede, der ich zu den Jüngeren und Geringeren gehöre, ſo muß ich reden, weil ich nicht anders kann, ſo wahr mir Gott in meinem letzten Hauche gnädig ſein wolle. Sitzen wir ungeſäumt auf die Pferde, ſo viel wir nur Männer aufbringen können, reiten wir nach Znaim, und hängen wir den eidbrüchigen, ehrvergeſſenen, gewiſſenabtrünnigen Konrad auf die Zinnen ſeines Schloſſes, und reiten wir dann nach Brünn, und hängen Wratiſlaw, der Alles iſt, was Konrad iſt, auf den höchſten Thurm der Stadt, und die Helfer laſſe erſchlagen, und in eine Grube werfen. Die Räuber und Diebe, die Menſchen überfallen, und Kaſten erbrechen, ſind ehrlicher, als dieſe."

„Und Diepold?" fragte der Herzog.

„Der tapfere, gute Diepold iſt gar nicht dabei geweſen," rief Odolen.

„Er iſt dabei geweſen," ſagte Wladiſlaw, „er hat es geſtanden."

„Dann haben ſie ihm Zauberei gegeben, daß er aberwitzig geworden iſt," rief Odolen.

„Gegen dieſe Menſchen muß das Äußerſte unternommen werden," rief Weliſlaw.

„Der Himmel wird eine Strafe auf ſie ſenden, die wir gar nicht ahnen können,“ ſagte Otto, der Biſchof von Prag.

„Ich habe an Diepold Botſchaft geſchickt, daß er komme,“ ſprach der Herzog, „er iſt aber nicht gekommen. Dann habe ich Konrad und Wratiſlaw aufgefordert, ſich zu verantworten, und ſie haben es nicht gethan.“

„Mit welchem Rechte kann nun noch einer dieſer Gebieter den Dieb, den Räuber, den Mörder ſtrafen?“ ſagte Gezo, der Abt von Strahow.

„Das ſchreit bis zu dem Himmel,“ ſprach Peter, der Abt von Břewnow.

„Sie werden es Kriegführung gegen den Biſchof nennen,“ ſprach Daniel, der Propſt von Prag.

„Das Maß mußte voll werden, wie es allemal voll geworden iſt,“ ſagte der alte Bolemil.

„Ich meine, es werden ſich alle Umſtände ergründen laſſen, und dann muß ein Gericht gehalten werden,“ ſagte Lubomir.

„Es wird der hocherlauchte Herzog das Gericht halten,“ ſprach Witiko, „und der heilige Vater wird auf die Handlung der Herzoge antworten; Konrad und Wratiſlaw haben das heilige Gelöbniß der Buße und Genugthuung, das den Bann von ihnen nahm, gebrochen.“

Nun ſprach der Herzog: „Hohe Herren und Freunde, ich habe euch die Kunde mittheilen laſſen, und ihr habt gehört, was geſchehen iſt. Gegen das Recht des Herzoges hat keiner der Fürſten die Waffen erhoben. Ihre Sünde gegen den hochehrwürdigen Biſchof und gegen die Kirche aber iſt groß.

Es iſt jetzt noch nicht an dem, daß ein Krieg geführt werde; aber ich rüſte mich, und ich bitte euch, rüſtet eure Männer, daß die größte Bereitſchaft iſt, wenn ſie nothwendig wird. Vielleicht vermeiden wir ſo den Krieg. Ein Gericht über dieſe Gewaltthat werde ich halten, und den Spruch den Fürſten und den Schuldigen verkündigen laſſen. Über die Sünde wird der heilige Vater richten. Halten wir die Kraft und die Gerechtigkeit und die Mäßigkeit aufrecht, daß aus dem Böſen das Gute werde."

„Hoher Herr," ſagte Bolemil, „laſſe einen alten Mann noch ein Wort ſprechen."

„Rede, Bolemil," ſagte der Herzog.

„Wenn etwas gefunden werden kann, das der Sache zu Rechte iſt," ſprach Bolemil, „ohne daß es Rache wird, ſo wäre es gut. Wenn auf die Rache die Rache geübt wird, ſo wird auf die zweite Rache die dritte geübt, und jede wird bitterer, und auf die dritte die vierte, und das geht fort, bis alle, die in dieſem Saale ſind, nicht mehr leben, bis ihre Enkel und die Enkel der Enkel nicht mehr leben. So iſt es die Zeiten her geweſen, und ſo wird es ſein. Zu Allem aber, was noth thut, rüſten wir uns."

„Wir rüſten uns," riefen die Männer.

„So thun wir es, und benützen wir die Zeit des Winters," ſagte der Herzog, „und jeder der Herren und Männer, die in dieſer Zeit zu unſerem Rathe kommen wollen, wird uns eine Ehre erweiſen, und einen Dienſt thun."

Darauf ging die Verſammlung aus einander.

Witiko ritt wieder in ſeine Heimath, verkündete dort, was geſchehen iſt, rüſtete ſeine Männer, und rief die Männer des Waldes auf, bereit zu ſein, wenn ſie zu der Sache des Herzoges ſtehen wollten.

Indeſſen ließ der Herzog immer genauere Kundſchaft über das, was geſchehen iſt, einbringen, damit Alles geordnet wäre, wenn die Männer des Gerichtes zuſammen gerufen würden.

Da die Krankheit des Biſchofes Zdik milder wurde, ließ ihn der Herzog nach Prag bringen, und dort pflegen.

Als der Frühling kam, konnte er ſeine Reiſe zu dem heiligen Vater wieder beginnen. Er zog mit dem Kardinal Guido und mit Daniel, dem Propſte von Prag, gegen Italien. Sie gelangten an den Hof des heiligen Vaters Eugenius nach Viterbo. Der heilige Vater ſprach in der Kirche den Bann über Konrad, Wratiſlaw, Diepold und ihre Helfer aus. Er ſendete ein Schreiben an den Herzog Wladiſlaw mit kirchlichem Lobe des Herzoges und der Herzogin und mit dem Auftrage, den Bann zu verkündigen, und mit Macht zu vollführen.

Der Bann wurde verkündiget.

Der Herzog ſendete in alle Theile der Länder Botſchaft, daß die Männer bereit ſeien, den Bann in Wirklichkeit zu bringen.

Er ſchickte auch Boten an Diepold, und ließ ihn bitten, nach Prag zu kommen.

Diepold kam.

Er wurde zu dem Herzoge und der Herzogin geführt.

Er fiel vor beiden auf die Knie, faßte eine Hand des Herzogs und eine Hand der Herzogin, und ſprach nicht.

Der Herzog ſprach: „Deine Augen ſehen wieder auf unſere Angeſichter, und unſere Augen ſehen auf dein Angeſicht, Diepold."

„Du haſt geſagt," ſprach Diepold, „als du mir die Vertheidigung von Prag übertrugeſt: Du wirſt eher das Leben laſſen, als deine Ehre und deinen Ruhm auf dieſer Erde und deine Seligkeit im Himmel. Wie kann ich nun in dein Angeſicht ſchauen, und in das der Frau, die dazumal als ein Krieger an meiner Seite geſtanden iſt?"

„Diepold, erhebe dich," ſagte der Herzog.

„Ich kann es nicht," rief Diepold.

Die Herzogin beugte ſich zu Diepold, faßte mit ihrer andern Hand auch noch nach ihm, und zog ihn empor.

Er ſtand vor dem Herzoge und der Herzogin.

„Diepold, du Glanz der Männer," ſagte der Herzog.

„Wie ich es thun konnte?" antwortete Diepold. „Es war Streit mit dem Biſchofe über Höfe und Liegenſchaften, mir zitterte das Herz, daß du, den ich ſo liebte, ihn vorzogeſt. Da kamen die Zwiſchenträger, und die Ohrenbelagerer, und die zwei Fürſten ſagten: er hat den Bann ſchon einmal über uns gebracht, jetzt geht er nach Italien, und wird den Bann wieder über uns und über dich bringen. Wir müſſen ihn fangen, daß er uns Gewähr gibt. Und ich willigte ein. Wir fingen ihn nicht, und es geſchah Übles."

„Weshalb wurde der Morenhof angezündet?" fragte Wladiſlaw.

„Sie ſagten, jetzt werde der Biſchof aus dem Feuer fliehen, und wir können ihn fangen," antwortete Diepold.

„Wenn er aber im Feuer umgekommen wäre?“ fragte Wladiſlaw.

„Ich weiß es nicht, ob einer die Abſicht gehabt hat,“ ſagte Diepold; „aber als ich den Brand tadelte, ſprach ein jeder, er habe den Befehl nicht gegeben; aber der Biſchof werde jetzt kommen. Mich faßte Abſcheu.“

„Ich wußte es,“ ſagte die Herzogin.

„Und nun iſt Alles ſo geworden,“ ſprach Diepold.

„Wußtet ihr alle denn nicht, daß ein erzwungenes Verſprechen nicht bindet?“ fragte der Herzog. „Ihr durftet den hochehrwürdigen Biſchof nicht fangen, um von ihm etwas zu erreichen, ſo wie ich keinen von euch fangen ließ, um ihn nach Prag zu bringen. Ich habe nur jeden gerufen.“

„Ich war ohne Sinne,“ ſprach Diepold.

„So hat Odolen geſagt,“ antwortete der Herzog. „Diepold, ich habe dich nie zurückgeſetzt, ſo hoch ich auch Zdik achte. Du haſt ſchon meine Stelle vertreten, er nie.“

„Ich weiß es,“ ſagte Diepold.

„Du wirſt wieder mit uns handeln, wie du auf den Zinnen von Prag mit mir gehandelt haſt,“ ſagte die Herzogin, „und wie du mit meinem Gatten in dem Kriege gegen die Fürſten gehandelt haſt.“

„Diepold,“ ſprach der Herzog, „du biſt in deiner Zornmüthigkeit gegen einen Mann aufgeſtanden, wie ſie jetzt zuweilen auch in andern Ländern thun, um ihn zu zwingen, und die andern haben gewollt, daß du mit ihnen ſeieſt, daß ſie mehr Anſehen gewinnen. Keiner iſt gekommen, da ich ſie rief. Du biſt gekommen. Diepold, ich bitte dich, gehe zu dem heiligen Vater, thue Buße, leiſte Genugthuung, und löſe dich von dem Banne. Du biſt mein geliebter Bruder.“

Der Herzog öffnete die Arme, Diepold auch, die Brüder umfaßten ſich.

Die Herzogin ging hinzu, und küßte Diepold auf die Stirne.

„Ja, ich gehe nach Rom und nach Viterbo, und werde Buße thun und Genugthuung leiſten,“ ſagte Diepold. „Es iſt ſo der Ehre gemäß.“

„So iſt es,“ antwortete Wladiſlaw.

Und ſo ging Diepold von Prag fort, und dann zu dem heiligen Vater nach Viterbo, und dann nach Rom, that Buße, leiſtete Genugthuung, wurde des Bannes ledig, und kam wieder nach Prag zurück.

Gegen die Sommerszeit ritt ein Eilbote von Mähren gegen Prag zu dem Herzoge Wladiſlaw. Als er zu dem Herzoge kam, ſagte er: „Ich komme von Brünn, der Herzog Wratiſlaw iſt ſchwer krank, er bittet dich, hocherlauchter Herzog, wenn du einſt vom Himmel Gnade hoffeſt, daß du ihm Gnade gebeſt, und an ſein Sterbebette kommeſt, damit er an dir Buße thue, und die letzte Verzeihung erlange. Er hat auch den hochehrwürdigen Biſchof Zdik um die Erbarmniß bitten laſſen.“

Der Herzog gewährte das Verlangen Wratiſlaws. Er zog nach Brünn, und kam mit dem Biſchofe Zdik an das Krankenbette des Herzogs.

Wratiſlaw ſtreckte einen Arm empor, und rief matt und ſchwer verſtändlich: „Nehmt Stühle.“

Wladiſlaw und Zdik thaten es.

„Dann ſprach er mit ungelenker Zunge: „Guido hat recht geſagt. Ich wäre nicht zu Grunde gegangen und in die Erde verſunken. Aber ich habe wieder geſündigt, und da iſt der Zornesengel auf dieſer Welt über mich gekommen. Mich hat der Schlag gerührt, und eine Hand und ein Fuß ſind fremd. Er iſt gekommen, der rächet. Wladiſlaw, du gerechter Mann, Zdik, du heiliger Mann, ſchützet mich."

„Denke an die Reue," ſagte Zdik, „und Gott ſchützt dich."

„Denke an Genugthuung, und der Bann wird von dir weichen," ſagte der Herzog.

„Ich wollte, daß er verbrenne," ſprach Wratiſlaw, „ich wollte, daß er erſchlagen werde. Der andere Fuß wird auch fremd werden, und das Haupt auch, und dann werde ich ewig verdammt ſein. Guido hat es geſagt."

„Wratiſlaw," ſagte Zdik, „und wenn du mich wirklich erſchlagen hätteſt, und ich könnte in der andern Welt bei dem allmächtigen Gotte für dich bitten, ſo würde ich es deiner Reue willen thun, und ich würde dir vergeben, ſo wie ich hier an deinem Bette Gott für dich bitte, dir verzeihe, und bei dem heiligen Vater für dich bitten werde."

„Daß der Bann geht, ehe ich verdammt werde," ſagte Wratiſlaw.

„Daß er ſogleich geht," antwortete Zdik.

„So thue es, ſo thue es," ſagte Wratiſlaw, „nehmt Genugthuung, Genugthuung."

„Ich ſchreibe ſogleich an dieſer Stelle auf dem Pergamente und mit den Werkzeugen eines meiner Männer," ſagte Zdik, „und ſende Boten an den heiligen Vater."

„Thue es," ſprach Wratiſlaw.

Und Zdik rief einen Mann herein, und ließ ſich aus einer ledernen Taſche ein Pergament und Schreibgeräthe reichen. Und er ſetzte ſich an einen Tiſch, und begann zu ſchreiben.

„Haſt du deine Hand für mich?" fragte Wratiſlaw den Herzog.

Der Herzog reichte ihm die rechte Hand, und er taſtete mit einer ſeiner Hände darnach.

Dann hob er den Arm dieſer Hand auf, und lallte: „Ich habe dich in der Schlacht tödten wollen, ich habe dich ermorden wollen. Rette mich."

„Ich rette dich," ſagte Wladiſlaw, „ich bitte Gott für dich, ich verzeihe dir, gib Genugthuung."

„Es iſt Alles fremd," ſagte Wratiſlaw, „ich kann es nicht mehr in Gebrauch ſetzen, nehmt Genugthuung, nehmt alle Genugthuung."

„Wir werden dir helfen," ſagte Wladiſlaw.

„Wir helfen dir," rief Zdik.

Wratiſlaw ſprach nicht mehr. Und nach einer Zeit verließen die Männer das Krankenbett.

Zdik ſendete die Botſchaft an den heiligen Vater, und Wratiſlaw wurde von dem Banne erlöſet. Er ſtarb aber nicht, ſondern genas, und wurde ſeiner Glieder wieder mächtig.

Jetzt forderten Wladiſlaw und Zdik Konrad auf, Buße zu thun, und Genugthuung zu leiſten.

Konrad verweigerte es.

Es waren Prieſter in ſeinem Gebiete, welche den Gottesdienſt verrichteten, und er beharrte im Widerſtände gegen den Herzog und gegen den Papſt.

Da rief Wladiſlaw ſeine Männer auf, die in Bereitſchaft waren. Sie kamen in allen Richtungen herbei. Von dem Walde im Mittage kam Witiko mit mehr Leuten, als in dem mähriſchen Kriege bei ihm geweſen waren. Auch der alte Bolemil kam noch, und alle die jungen Krieger und die jungen Führer ritten in Eile heran. Und man zog nach Mähren, und es wurde in Schnelligkeit die Burg Znaim erobert und zerſtört. Konrad mußte in ſchlechten Gewändern und ohne Habe in die Verbannung fliehen. Wladiſlaw nahm das Gebiet von Znaim in Beſitz.

Da richtete Konrad ein demüthiges Flehen an Wladiſlaw, er that Buße, und gelobte Genugthuung, Konrad, der König der Deutſchen, bat für ihn bei Wladiſlaw, und Wladiſlaw gewährte ihm wieder Gnade. Er wurde durch den heiligen Vater des Bannes ledig, und wurde von Wladiſlaw in ſein Gebiet Znaim eingeſetzt, das aber jetzt in Verwüſtung war.

Alle Schaaren, welche zu Wladiſlaw in dieſen Krieg gekommen waren, zogen in ihre Heimath zurück.

Die Männer, welche der Dinge in den Ländern Böhmen und Mähren kundig waren, ſagten, jetzt ſeien die Streitigkeiten Wratiſlaws und Konrads mit Wladiſlaw geendet.

Witiko ſuchte in ſeinem Gebiete dasjenige zu beginnen und zu vollführen und die Leute dazu anzuleiten, was er für nothwendig hielt, den Schatz zu heben, der, wie er geſagt hatte, in dem Walde liege. Er übte auch die Männer in den kriegeriſchen Dingen, und ließ Waffen und alles Gehörige in Bereitſchaft ſetzen, wenn wieder ein Heereszug nothwendig würde.

Da erſcholl die Kunde, daß im Reiche Jeruſalem die Stadt Edeſſa von den Ungläubigen erobert worden, daß das heilige Land in Gefahr ſei, daß der Abt von Clairvaux, Bernhard, in Frankreich zu einem Zuge in die heiligen Länder rufe, daß der König von Frankreich, Ludwig, das Kreuz zum Zuge in das heilige Land auf ſein Gewand geheftet habe, daß ſeine Gemahlin, ſeine Brüder, und viele Biſchöfe, Herren und Edle mitziehen wollen, daß der König der Deutſchen, Konrad, zum Zuge rüſte, und daß ſein Neffe Friedrich, dann der Herzog von Baiern und der von Lothringen, der Markgraf von Öſterreich, der von Steier, der von Kärnten, viele Biſchöfe, ſo auch Regimbert von Paſſau, und unzählige edle Männer und Männer aus dem Volke mitgehen wollen. Die Worte Bernhards wurden in den Kirchen von Böhmen und Mähren verkündiget, und der Biſchof Zdik predigte in eifrigen Worten den Zug in die heiligen Länder. Der Herzog Wladiſlaw, ſein Bruder Heinrich, Spitihněw, der Sohn Bořiwoy's, und viele Herren und viele aus dem Volke hefteten das Kreuz auf ihr Gewand. Die Herrſchaft des Landes übertrug Wladiſlaw ſeinem Bruder Diepold.

Aus dem Walde im Mittage des Landes zog auch eine Schaar von Männern aus. Witiko aber ging zu dieſem Zuge nicht.

Der große Eifer kam aber nicht zu ſeinem Ziele. Es waren Schlachten, Kämpfe, Siege, Niederlagen, Nöthen, Unbilden, und man erreichte nicht, was man wollte. Wladiſlaw, Konrad und Friedrich und Andere kehrten wieder in ihre Heimath zurück. Manche Männer hatten ihren Untergang gefunden. Jurik wurde im Kampfe getödtet, und Bartholomäus, der Kanzler des Herzogs, gefangen, und man hat nie mehr etwas von ihm vernommen. Regimbert, der Biſchof von Paſſau, der geſagt hatte: „Wenn die Spanne dieſes Lebens nicht ſchon zu kurz iſt, ſo werde ich die Pilgerſchaft in die heiligen Länder beginnen,“ ſah die Heimath nicht mehr, er ſtarb auf dem Rückwege in Griechenland.

In dem Jahre, da Wladiſlaw zurückgekehrt war, ſtarb Otto, der Biſchof von Prag, und es wurde Daniel, der Propſt von Prag, zum Biſchofe gewählt, und dann in Mainz geweiht.

Es ſtarb in dem gleichen Jahre auch der alte Bolemil in der Burg bei Taus. Der Herzog, dann ſein Bruder Diepold, dann Silveſter, Äbte und Erzprieſter und Prieſter, dann Lubomir, Diwiš, Preda, Wšebor, Božebor, Weliſlaw, Odolen, Witiko, und zahlreiche Herren und Lechen und Wladyken zogen zu der Beſtattung. Bolemil lag, wie er einſtens in der Senfte geſeſſen war, und ſeine Befehle in der Schlacht ertheilt hatte, angethan mit dem braunen weiten Gewande, auf das ſein weißer Bart niederfloß, ſo nun auch auf der Bahre in braunem Sammetgewande mit Gold, deſſen Obertheil ſein weißer Bart deckte. Eine ungemein große Zahl von Menſchen war gekommen, von ſehr vielen floſſen ihm die Thränen in das Grab nach.

Im dritten Jahre darauf ſtarb Gertrud, die Gemahlin Wladiſlaws, des Herzogs von Böhmen und Mähren. Sie hatte nur ihr zweiunddreißigſtes Lebensjahr erreicht. Es war ein Klagen und Jammern in dem ganzen Lande. Und wie einſtens die Sänger in manchem Lande ihre Thaten geſungen hatten, ſo ſangen ſie jetzt auch ihren Tod. Wladiſlaw legte ſie an die Seite ſeiner Vorfahrer.

Ehe ein Jahr vergangen war, folgte ſeiner Schweſter auch ihr Bruder Konrad, der König der Deutſchen, in das Grab. Sein Neffe, Friedrich, empfing die deutſche Königskrone.

Und nun kam in das Reich Wladiſlaws, des Herzoges von Böhmen und Mähren, die Zeit, in welcher die Streite aufgehört hatten. Er führte nun aus, und befeſtigte, was der Kardinal Guido eingeleitet hatte. Er ſtiftete Klöſter oder vollendete ſie, wie Strahow, Sedlec, Plaß, Nepomuk, dann die Frauenklöſter Doxau und Lunowic. Die Klöſter hegten den Glauben und die Kirchenzucht, und in ihnen waren Gelehrte und Dichter und Baumeiſter, von denen Werke der Kunſt ausgingen, dann Maler, Steinbildner, Holzſchnitzer, Handwerker, Pfleger des Landes und Waldes, und Verſender der Dinge in fernere Gegenden. Zu allem dem hatten ſie Schulen. Wladiſlaw ordnete mit ſeinem Rathe die Ämter, daß jedes ſeinen Kreis kenne, und Recht und Wohlſtand gedeihen. Er errichtete in der Stadt und in Theilen des Landes Bauwerke, oder vergrößerte oder verſchönerte ſie. Er ging auf ſeine Burgen und in die herzoglichen Beſitzungen und in die Zupaneien und in Theile des Landes. Wohin er kam, waren Verſammlungen und Berathungen, und er hielt Gerichte.

Als er zwei Jahre um Gertrud getrauert hatte, vermählte er ſich mit Judith, der Tochter Ludwigs, des Landgrafen von Thüringen. Die Ritter in den deutſchen Ländern ſagten, es ſei keine ſo ſchöne Frau, in keinem Geiſte ſeien ſo hohe Gedanken und kühne Unternehmungen, keine Frau liebe ſo die Künſte, und keine könne ſo ſchön in der deutſchen und lateiniſchen Sprache reden.

Witiko und Bertha brachten dem Herzoge und der Herzogin Hausgaben, und die Gaben wurden freundlich angenommen.

In dieſer Zeit ließ Witiko emſig in dem Walde Kohlen brennen, und in das ebene Land befördern. Er ſchwemmte Holz auf der Moldau in die krumme Au, und flößte es dort weiter. Er ließ beſſere Thiere in ſeine Höfe kommen, oder vermehrte ſie, er ordnete die Geſchäfte der Höfe, und ſah nach Stellen, wo er einmal neue errichten könnte. Er ſtrebte Männer zu finden, welche allerlei Dinge aus den Hölzern des Waldes zum Verſenden verfertigten, und was ſonſt die Höhen und Thäler der Wälder hervorbrachten, ſuchte er einem Gebrauche zuzuwenden. Er ließ in dem Walde Wege und Pfade machen, Brücken und Stege bauen, Einfriedungen errichten, dürre Gründe bewäſſern, und aus ſumpfigen das Waſſer ableiten. Zwei Male in der Woche ſaß er zu Berathſchlagungen mit Leuten bereit, und er ließ zu jeder Zeit Menſchen in ſeine Burg, wenn die Sache dringend war. Er bewirkte, daß Herren und Männer des Waldes ſich öfter verſammelten, um über die Dinge des Gebietes und des Landes zu reden. Die Verſammlungen wuchſen, es kam endlich auch Lubomir zu ihnen, es kamen ſeine Sippen, es kamen Männer, die in der Nähe des Waldes waren, ſo Ctibor und Nemoy und Strich von Plaka. In der Burg führte Bertha die Herrſchaft über die Wirthlichkeit. Wentila und Hiltrut ſtanden ihr bei. An manchen Abenden, wenn Muße war, las Benno vor Witiko, Bertha, Wentila, Hiltrut und vor manchen Männern und Frauen, die in die Burgſtube geladen worden waren, aus verſchiedenen geſchriebenen Blättern vor, oder er las auch etwas von dem, was er über die Geſchicke der Kaiſer zuſammen geſammelt hatte. Oft wurde von Dingen der Welt und der Menſchen geſprochen, wie ſie geweſen waren, und wie ſie jetzt ſind.

In dieſer Zeit zogen auch zuweilen die Bewohner des Witikohauſes in die Burg Schauenberg, und die von Schauenberg in das Witikohaus.

Eines Tages begaben ſich Heinrich und Wiulfhilt und Witiko und Bertha mit Geleiten auf einen Zug nach Olmütz, um dem Biſchofe Zdik für ſeine Geſchenke zu danken. Sie blieben eine Woche bei dem Biſchofe.

Witiko und Bertha gingen zu Zeiten in die Wohnſitze der Nachbarſchaft ſowohl in dem böhmiſchen Lande als auch in dem Gebiete von Paſſau und an der Mihel, und ſie empfingen die Bewohner jener Wohnſitze auch wieder in ihrer Burg. Wentila und die Baſe gingen oft mit, oft nicht.

Weliſlaw und Dimut kamen manches Mal nach Rowna, und dann auch in das Witikohaus. Auch andere Männer und Freunde aus Prag oder ferneren Landſtrichen, aus Baiern, aus Öſterreich kamen, und es waren verſchiedene Feſtlichkeiten und manche vergnügliche Tage.

Witiko war öfter mit den Seinigen in Plan. Und wenn er dort verweilte, kamen die Männer wie ſonſt zu ihm in das ſteinerne Haus, und ſaßen an Abenden in Geſprächen da, und er kam an andern Abenden in andere Häuſer, nahm dort Brod und Salz, und redete mit den Männern. So that er auch im Wangetſchlage und in Friedberg. Er verbeſſerte die Häuſer in Plan und im Wangetſchlage, und vermehrte ihr Grundland.

In mancher Zeit waren die Bewohner des Witikohauſes auch in Přic.

Der alte Huldrik kam einmal mit dem Anliegen, daß er ein Weib nehmen müſſe, weil er zu ſeinem Dienſte in der Burg und zu ſeinem Anſehen ein Weib brauche. Witiko ſagte, wenn es ſein müſſe, ſo möge er ein Weib nehmen, und Benno verband ihn mit einer Jungfrau aus Friedberg, die Azala hieß.

So war das Jahr des Heiles 1154 gekommen.

In dieſem Jahre erging von dem Könige der Deutſchen, Friedrich, an alle Herren des deutſchen Landes und an alle, die ſonſt verpflichtet waren, der Ruf, daß ſie ſich und ihre Männer ſtellten, damit er ſeinen Kaiſerzug nach Rom antreten könne. In dem Rathe des Herzoges Wladiſlaw ſagten die älteren Männer, man müſſe ſich dem jungen Könige, der kaum das dreißigſte Jahr überſchritten habe, wichtig erhalten, man müſſe ſich ihm nicht geneigt zeigen, weil er die Anſprüche Heinrichs, des Markgrafen von Öſterreich, des Schwagers des Herzogs Wladiſlaw, auf Baiern nicht anerkenne, mit dem doch der Bruder Heinrichs, der vorige Markgraf Leopold, von dem Könige Konrad begabt worden war, und man müſſe ihm die dreihundert Reiter, welche ſonſt die

Herzoge von Böhmen und Mähren zu den Romzügen geſendet hatten, verweigern. Die jüngeren Männer ſagten, man müſſe mit dem Könige in Verbindung kommen, um dem Herzogthume Böhmen und Mähren Anſehen und Ehre zu gewinnen. Mit der Meinung dieſer Männer hielten es Weliſlaw, Witiko, Odolen, Sezima, Zweſt und Jurik, der Sohn Juriks.

Wladiſlaw that nach dem Rathe der Alten.

Das Heer des Königs Friedrich ſammelte ſich ohne die böhmiſchen Reiter im Weinmonate des Jahres 1154 vor der Stadt Augsburg, und zog dann durch Tirol an den Gardaſee. Dann ging es gegen Verona und Piacenza. Auf den ronkaliſchen Feldern hing der König ſeinen Schild auf einen Pfahl, daß die höchſten Lehenträger in der folgenden Nacht bei ihm Wache hielten. Dann zogen ſie von Stadt zu Stadt, und die lombardiſchen Städte ergaben ſich, oder wurden bezwungen. Tortona, das lange widerſtand, wurde zerſtört. Am ſiebenzehnten Tage des Oſtermonates des Jahres 1155 wurde der König in der alten Hauptſtadt des Königreiches Italien, Pavia, mit der lombardiſchen Krone von dem Biſchofe der Stadt in der Kirche des heiligen Michael gekrönt. Am achtzehnten Tage des Brachmonates des Jahres 1155 wurde der König von dem heiligen Vater Hadrianus in Rom in der Kirche des heiligen Apoſtels Petrus zum Kaiſer gekrönt. Dann beſiegte er die aufrühreriſchen Römer, züchtigte die widerſpenſtige Stadt Spoleto, ſchlug in den Felſenengen der Etſch die verrätheriſchen Bewohner von Verona, und kam im Sommer wieder nach Deutſchland zurück.

In Deutſchland verurtheilte er den Erzbiſchof von Mainz

Arnold, und den Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, welche ſich gegen ſeine Abmahnung in einer verwüſtenden Einzelfehde bekriegten, auf dem Reichstage zu Worms im Anfange des Jahres 1156 mit allen Grafen, die ihnen halfen, zum Hundetragen. Dem Erzbiſchofe wurde wegen ſeines Alters und Amtes die Strafe erlaſſen; alle andern aber erlitten ſie. Dann zog er an dem Rheine hinab, zerbrach die Raubſchlöſſer, und ließ die Schuldigen hinrichten. Die Zölle, welche ohne die Genehmigung des Kaiſers errichtet worden waren, erklärte er für nichtig, und ſie mußten ſogleich aufhören.

Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, ſchickte nun Daniel, den Biſchof von Prag, zu dem Kaiſer Friedrich.

Daniel kehrte wieder zurück, und erzählte dem Herzoge Wladiſlaw von dem Kaiſer Friedrich.

Er erzählte ihm, daß Beatrix, die ſchöne Erbtochter von Burgund, von ihrem Oheime Wilhelm in einen Thurm geſperrt worden ſei, daß ſie dort umkomme. Der Kaiſer aber hat ſich gerüſtet, ſie zu befreien. Und er hat ſich entſchloſſen, ſie, wie einſt der Kaiſer Otto die ſchöne Adelheid von Italien, zu freien. Wilhelm hat ſie losgelaſſen, und an den heiligen Pfingſttagen wird auf einem großen Reichstage die Vermählung vollzogen werden.

Und es ergingen ſodann von dem Kaiſer die Einladungen zu dem Reichstage auf das heilige Pfingſtfeſt nach der Stadt Würzburg.

Und als ſich die Tage des Pfingſtfeſtes näherten, zog Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, mit dem Biſchofe Daniel, mit Prieſtern, Herren und Rittern und einem großen geſchmückten Geleite gegen die Stadt Würzburg. Witiko und alle die jüngeren Herren und Krieger folgten dem Herzoge.

Wladiſlaw und die Seinigen wurden von dem Kaiſer freundlich empfangen. Und es kamen die Fürſten und Herren des Reiches zu dem Reichstage, und Gezelte reihten ſich an Gezelte. Und alle die jungen Ritter, die unter der Führerſchaft Friedrichs geweſen waren, als er faſt noch als ein Knabe den Wolfartshauſer Grafen geſchlagen hatte, kamen zu ſeiner Vermählung. Sie waren jetzt mit Macht und Ehren begabt. Witiko freute ſich ſeines Freundes Wolfgang von Ortau, der mit Gut belehnt worden war, und er fand manche Freunde, die er in Nürnberg und in Wien kennen gelernt hatte.

Die erſte Feier des Reichstages war die Vermählung. Das Brautpaar war vor dem Altare. Friedrich in weißem Sammetgewande mit Gold und edlen Steinen und feinem Hermelin, ein Mann von mittlerer Größe, wohlgebildet, mit hellem roſenwangigen Angeſichte, mit blauen Augen und blonden Haaren, und mit einem goldſchimmernden Barte. Beatrix in weißem Sammetgewande mit Gold, edlen Steinen und Hermelin, auch mittelgroß, fein, mit roſigem Angeſichte, blauen Augen und blonden Haaren. Nach der Vermählung war ein Mahl voll Heiterkeit und Freude; aber es war Maß in Speiſen und Getränken und in Schmuck und Geſchirren.

Und in den Tagen nach der Vermählung waren andere Geſchäfte.

Es kam Wladiſlaw, der Herzog von Polen, der von ſeinem Bruder Boleſlaw vertrieben worden war. Er ſuchte

Hilfe. In der Verſammlung der Fürſten ſprach Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, für ihn. Der Kaiſer und die Fürſten entſchloſſen ſich zur Hilfe, und es wurden Boten nach Polen geſendet.

Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, hatte mehrere Geſpräche mit dem Kaiſer über die Dinge zwiſchen Öſterreich und Baiern. Er ſprach auch mit Fürſten über dieſe Dinge.

Der Reichstag in Würzburg wurde beendigt.

Nach demſelben ging der Biſchof Daniel mit dem Willen des Kaiſers und des Herzoges Wladiſlaw zu dem Kaiſer, daß die Berathungen über Öſterreich und Baiern fortgeſetzt würden.

Und als die Berathungen vollendet waren, wurde auf den Herbſt des Jahres ein Reichstag nach Regensburg zur Schlichtung berufen. Die Fürſten erſchienen ſehr zahlreich, und Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, zog mit dem Geleite, welches mit ihm in Würzburg geweſen war, und noch mit andern Männern, die ſich angeſchloſſen hatten, nach Regensburg. Auf dem Reichstage in Regensburg gab nun Heinrich, der Markgraf von Öſterreich, die Länder Öſterreich und Baiern in die Hände des Kaiſers zurück. Der Kaiſer aber trennte von Baiern das Land zwiſchen der Ens und Paſſau, und belehnte mit dem, was übrig war, Heinrich, den Sohn des vorigen ſtolzen Herzogs Heinrich von Baiern. Das abgetrennte Stück Baierns legte er zu Öſterreich, erhob Öſterreich zu einem Herzogthume, und belehnte damit den Markgrafen Heinrich als Herzog von Öſterreich. Und große

Vorzüge wurden dem neuen Herzogthume gegeben. Es konnte auf Frauen vererbt werden, und der letzte Beſitzer, wenn alle Erben mangelten, konnte darüber verfügen. Alle Züge des Herzogs zu Verſammlungen und Kriegen waren freiwillig, außer den Verſammlungen, die der Kaiſer ſelbſt berief, und außer den Kriegen gegen die Ungarn. Die Fürſten begrüßten den neuen Herzog, ſie freuten ſich der Austragung des Streites, der ſchon ſeit dem Beginne der Herrſchaft des Königs Konrad gedauert hatte, es freuten ſich alle, die auf dem Reichstage waren, es freuten ſich die Bewohner der Stadt Regensburg, und bald kamen auch die Zeichen der Freude aus den Gauen des Reiches herein.

Von Polen wurde die Nachricht gebracht, daß der Herzog Boleſlaw dem Kaiſer trotze. Alſo wurde der Krieg gegen Polen auf das nächſte Jahr beſchloſſen.

Im Sommer dieſes nächſten Jahres zog das deutſche Heer gegen Polen. Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, kam mit ſeinen Brüdern Diepold und Heinrich und mit vielen Lechen und Herren der Länder Böhmen und Mähren, und mit erleſenen Schaaren von Kriegern an der Oder zu dem Kaiſer. Im Erntemonate wurde die Oder bezwungen, und die Heere drangen bis gegen Poſen vor. Da bat Boleſlaw um Frieden, und rief den Beiſtand des Herzoges Wladiſlaw an. Der Herzog brachte mit mehreren andern Fürſten die Vereinbarung zu Stande. Es wurde feſtgeſetzt: Boleſlaw kömmt in bloßen Füßen, da ihm ein bloßes Schwert von dem Halſe hängt, zu dem Kaiſer, und kniet vor ſeinen Füßen. Er leiſtet den Lehenseid, und beſchwört, daß er ſeinem Bruder ſein Gebiet zurückgebe. Dem Kaiſer zahlt er zweitauſend Mark Silber, den Fürſten tauſend Mark, dem Lehenhofe zweihundert, und der Kaiſerin vierzig Mark Goldes. Dem Kaiſer ſendet er zu ſeinen Zügen nach Italien dreihundert Reiter, und er ſtellt ſich zur Schlichtung aller noch übrigen Dinge auf den nächſten Reichstag nach Magdeburg. Zur Sicherheit gibt er Geiſſeln.

Boleſlaw leiſtete die Sühne und die Schwüre, und gab die Geiſſeln, darunter ſein Bruder Kaſimir war. Die Geiſſeln gingen auf den Befehl des Kaiſers nach Prag.

Dann zog der Kaiſer wieder nach Deutſchland zurück.

Er berief auf den Herbſtmonat einen Reichstag nach Würzburg. Noch mehr Fürſten und Herren und Kirchenobere kamen auf dieſen Reichstag, als auf frühere gekommen waren. Es kam Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, und es kamen Geſandte aus Frankreich, England, Spanien, Italien, Dänemark, Burgund und Griechenland. Die Herren aus Burgund unterwarfen ſich dem Kaiſer, und die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Lyon, Velence, Vienne, Arles und Avignon huldigten ihm. Waldemar, der König von Dänemark, ließ ihm anzeigen, daß er als König gewählt worden ſei, und ließ ihn bitten, daß er die Wahl beſtätige, und ihn belehne. Der Kaiſer ſagte es unter dem zu, daß Waldemar einen Eid leiſte, er werde ſelber zu dem Kaiſer kommen. Stephan, der Bruder Geiſa's, des Königs von Ungarn, bat den Kaiſer um Hilfe wegen mancher Unbilden, die er von ſeinem Bruder erlitten hatte. Der Kaiſer bat den Biſchof Daniel, daß er zu Geiſa gehe, und die Dinge erkunde, weil er dem Könige Geiſa ſchon bekannt ſei, da er mit ihm vermittelt hatte, daß ſeine Tochter Eliſabeth die Gattin Friedrichs, des Sohnes Wladiſlaws, des Herzoges von Böhmen und Mähren, geworden iſt. Daniel ſagte den Zug zu Geiſa zu, und ging, nachdem der Reichstag beendiget war, nach Ungarn.

Der Kaiſer aber durchzog das Reich, beſtrafte alle, die Unruhe oder ſonſt Übles ſtifteten, und ordnete die Sachen der Länder und der Kirche.

In dieſer Zeit ſendete Heinrich, der König von England, Geſchenke an den Kaiſer, und ſendete geſchriebene Worte, in denen enthalten war: „Wir ſind bereit, was eure Ehre fordert, zu vollführen. Wir vertrauen England und unſere Herrſchaft eurer Gewalt und eurem Willen an. Es ſei ein Bund zwiſchen unſern Völkern, darin ihr den Befehl habt, und darin wir den Gehorſam nicht verabſäumen werden. An den Geſchenken ſehet nicht den Werth, ſondern die Liebe deſſen, der ſie gibt, und nehmt ſie auf, wie ſie gegeben ſind.“

Von Ungarn kamen Geſandte, durch welche der König ſeine Handlungen darlegen ließ, und durch welche er verſprach, dem Kaiſer Krieger zu ſeinem Zuge nach Italien zu ſenden.

Indeſſen dieſe Dinge geſchahen, kamen aus Italien Botſchaften, daß ſich die Städte bekriegen, daß Mailand die Freunde des Kaiſers unterdrücke und unterwerfe, daß es die Mahnungen des Kaiſers nicht achte, und daß es ſich mit ſeinen Feinden verbinde.

Friedrich richtete nun Schreiben an alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten, und ſagte: „Mailand hat ſich gegen das römiſche Reich aufgelehnt, und höhnet die Ehrfurcht, welche die Unterthanen ihrem Beherrſcher ſchuldig ſind, wenn auch derſelbe von ihnen entfernt iſt. Es ſtrebt darnach, Italien ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, und hält uns für unfähig, es zu beſiegen und zu beſtrafen. Ein ſolcher Frevel darf jetzt und in der Zukunft nicht gelingen. Wir müſſen die Widerſpenſtigen mit unſerer ganzen Macht bekämpfen, und das üble Glied von dem Körper ſchneiden, daß er nicht auch die Verderbniß empfange, und zu Grunde gehe.“

Es wurde wegen Italiens auf den ſechſten Tag des Monates Jänner des Jahres 1158 ein Reichstag nach Regensburg ausgeſchrieben. Auf dieſen Reichstag kamen die Fürſten und Herren des deutſchen Reiches, und es kam Wladiſlaw, der Herzog von Böhmen und Mähren, mit dem zahlreichſten Geleite, das er bisher gehabt hatte. Es wurde für den Sommer ein Zug nach Italien feſtgeſetzt, und alle, die da waren, ſtimmten ein, und verſprachen ihre Zurüſtungen.

Am fünften Tage der Verſammlung gab Friedrich, der römiſch-deutſche Kaiſer, Wladiſlaw, dem Herzoge von Böhmen und Mähren, in Anerkennung ſeiner Tugenden und ſeiner großen Dienſte in der Gegenwart aller Fürſten eine Königskrone, Wladiſlaw wurde mit Feierlichkeit als König von Böhmen gekrönt, und von allen Fürſten als König von Böhmen begrüßt. Und dieſe Königswürde ſollte von nun an auf alle ſeine Nachfolger übergehen.

Es war in allen Lagern und es war unter den Begleitern Wladiſlaws eine große Freude über dieſes Ereigniß.

Und als er heimkehrte, kamen ihm in ſeinem Lande ganze Schaaren von Menſchen entgegen, und riefen ihm Heil und

Segen und Jubel zu, und ſtreuten Tannenzweige auf ſeinen Weg, und geleiteten ihn große Strecken. Viele junge Krieger und Herren kamen herzu, und zogen mit ihm nach Prag. In Prag wurde er von dem Volke mit Feierlichkeit empfangen, mit Freude begrüßt, und er und Judith wurden in kirchlicher Feſtlichkeit als König und Königin anerkannt.

Er berief darauf eine große Verſammlung in die Königsburg.

Und als der Tag der Verſammlung gekommen war, und als ſich die hohen und niederen Herren der Länder Böhmen und Mähren und die Herren der Kirche in einer ſo großen Zahl eingefunden hatten, wie ſie ſonſt nie herbei gezogen waren, ſprach der König zu ihnen: „Erhabene Herren der Kirche, Söhne des Stammes Přemyſl, Herren, Männer und Krieger der Länder Böhmen und Mähren, höret meine Worte. Sie zielen nun nicht mehr wie in der vergangenen Zeit auf die Noth und das Unglück unſerer Länder, um Abhilfe zu verlangen; ſie zielen auf das Anſehen und die Ehre unſeres Reiches, daß es mit andern Reichen wirke, ihnen gleich ſei, und geachtet und gefürchtet werde. In Italien iſt die große und mächtige und reiche Stadt Mailand durch Gewalt, durch Kühnheit, durch Verrath, durch Frechheit und durch Verhöhnung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze die Beherrſcherin des oberen Theiles des Landes geworden. Die Krämer, die Händler, die Handwerker der Stadt ſind tapfer, ſie ſpotten aber jedes Ritterthumes, jedes Kriegerthumes, und möchten die Herren aller Dinge ſein. Und ſie werden nach und nach die Herren der Dinge werden, wenn ihnen nicht Einhalt gethan wird, und ſie werden wachſen, und nach uns allen greifen. Es iſt daher ein Bund gegen ſie entſtanden. Friedrich, der König der Deutſchen, der auch in Rom zum römiſchen Kaiſer gekrönt worden iſt, der in Pavia die lombardiſche Krone empfangen hat, und deſſen Unterthanin daher die Stadt Mailand iſt, deſſen Anſehen und Befehlen ſich aber die Stadt widerſetzt, iſt der Führer des Bundes. Alle deutſchen Fürſten gehen mit ihm. Das Land Ungarn wird Reiter ſenden, Polen wird Kriegsvölker ſtellen, und andere werden vielleicht des Gleichen thun. Das große ſchöne Land Italien ſoll gereinigt und geordnet werden. Ich habe dem Kaiſer verſprochen, daß ich zu ſeinem Zuge gehen, und daß ich die Männer zu ihm führen werde, die ſich mir zugeſellen wollen. So wird, wie ſchon andere Ehren unſerem Lande zu Theil geworden ſind, auch aus dieſer großen Sache Ehre und Macht für das Land erwachſen. Ich verkündige euch dieſes, daß ihr es wiſſet, und daß jeder, der nach Mailand zu ziehen geſonnen iſt, ſich rüſten könne. Mit dem Frühlinge beginnt der Auszug.“

Da der König geſprochen hatte, ſetzte er ſich wieder auf ſeinen Stuhl nieder.

Mehrere Männer erhoben den Ruf: „Wir ziehen, wir ziehen.“

Andere riefen darunter, und man verſtand ihre Worte nicht, und es wurde, ehe einer der vorzüglicheren Männer reden konnte, ein Rufen in dem ganzen Saale, aus dem nichts Deutliches vernommen werden konnte.

Dann drang wieder der Ruf durch: „Wir ziehen.“

Dann erſcholl der Ruf: „Wir ziehen nicht.“

Dann tönten Stimmen: „Es darf nicht ſein.“ „Es iſt gegen das Recht.“

Dann riefen andere dagegen, und es entſtand ein verworrenes Geſchrei, das ſtärker wurde, als es früher geweſen war. Dann ſprangen viele von ihren Sitzen auf, und ſchlugen an ihre Schwerter. Andere ſprangen nun auch auf, und ſchlugen auch an ihre Schwerter wie gleichſam zur Antwort.

Der König blieb auf ſeinem Stuhle, und ſah auf die Männer.

Caſta hob ſeine Haube mit dem rechten Arme empor, und ſchwang ſie in den Lüften.

Es achtete aber niemand auf dieſes Zeichen.

Immer mehrere erhoben ſich von ihren Sitzen, bis faſt alle, die in dem Saale waren, ſtanden.

Nun ſtieg Wecel auf ſeinen Stuhl, und machte mit ſeinen Armen Zeichen.

Das Schreien wurde aber noch ſtärker, und die Nächſten zogen ihn von ſeinem Stuhle wieder herunter.

Jetzt ſtand Diwiš auf, und ging von den Stühlen in den freien Raum, daß er von allen geſehen werden konnte, und hob ſeine beiden Arme empor.

Das Schreien minderte ſich aber nicht.

Diwiš ging wieder zu ſeinem Sitze.

Nun that Lubomir das Nämliche, was Diwiš gethan hatte.

Aber das Schreien dauerte fort, und zu Zeiten raſſelten die Waffen.

Lubomir ging wieder zu ſeinem Stuhle.

Nun ſtand langſam der alte Wšebor mit ſeinem weißen Barte auf. Er ſtieg auf den Schemel, den man ihm ſeines Alters willen vor ſeinen Stuhl geſtellt hatte. Er nahm ſeine Haube ab, und hielt ſie vor die Bruſt. So blieb er ſtehen, und regte ſich nicht.

Und wie er immer ſo ſtand, minderte ſich das Schreien allgemach. Es minderte ſich ſtets, und man hörte den Ruf: „Wšebor.“

Da ſchrie Předbor mit gewaltiger Stimme: „Wšebor.“

Dann riefen mehrere: „Wšebor.“

Dann rief Předbor vernehmlich: „Wšebor liebt Land und Leute, höret ihn.“

„Wšebor, Wšebor, Wšebor,“ riefen nun viele Stimmen.

Dann wurde es ſtiller, und es war endlich kein Laut mehr in dem Saale.

Darauf ſprach Wšebor, da er auf dem Schemel ſtand: „Liebe, gute Landesgenoſſen. Ich danke euch, daß ihr mit meinem Alter Nachſicht habt, und euern Unwillen beſchwichtigt. Ich bin jetzt der älteſte in dem Saale, ſeit Bolemil iſt, wo die Jahre nicht mehr gezählt werden. Gönnet mir, daß ich Worte ſage, was ich in meinem Leben erfahren habe. Bolemil ſpricht nicht mehr, und mein Mund iſt viel ſchlechter.“

„Rede, rede,“ riefen viele Stimmen.

Wšebor ſprach: „Es ſind viele hundert Jahre vergangen, ſeit der Vater Čech mit ſeinen Begleitern über die Ströme in dieſes Land gekommen iſt. Und ſie haben ruhig gelebt, und haben die Nachbarn nicht beraubt. Und wenn Feinde gegen das Land gekommen ſind, ſo haben ſie dieſelben abgewehrt.

Die Fremden, welche als Gäſte gekommen ſind, haben ſie beherbergt und gepflegt. Und wenn ein fremder Mann einem Manne dieſes Landes ein Geſchenk gegeben hat, ſo hat er es dankbar angenommen, und hat den fremden Mann wieder beſchenkt. Aber niemals haben ſie von dem Fremden ein Geſchenk für das Land angenommen, daß er nicht ein Recht an das Land bekomme. Darum haben ſie auch nicht in entfernten Ländern Hilfe leiſten müſſen. So ſind ſie daheim in ihrer Sitte geblieben, und es iſt das Geſetz geworden, daß ſie nicht in Kriegszüge weit über die Grenzen des Landes gehen dürfen. Hocherlauchter König Wladiſlaw, wenn du die Dinge, ehe ſie geſchehen ſind, vor den Rath deiner Männer gebracht hätteſt, ſo wären vielleicht von der Weisheit der Männer andere Wege zum Heile der Länder gefunden worden."

Als er dieſe Worte geredet hatte, ſtieg er wieder von ſeinem Schemel herab, und ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl.

Von den Männern in dem Saale aber riefen viele: „Das iſt wahr," „das iſt gut," „ſo muß es ſein."

Und es entſtand wieder ein Durcheinanderrufen.

Dann erhob ſich Gezo, der Abt von Strahow, um zu ſprechen.

Als es ſtille geworden war, redete er: „Wir haben die Heiligthümer in unſerer uralten Stadt Prag, und haben den goldenen Sitz unſerer Fürſten im Wyšehrad, welche Burg noch älter iſt als Prag, und welche eine goldene Burg bei den Heiden geweſen iſt, und eine goldene Burg mit herrlichen Kirchen bei den Chriſten geworden iſt. Zu den Heiligthümern ſchaut das ganze Volk, und betet bei ihnen zu Gott, und zu den Heiligthümern wallſahren Fremde, um ihrer Wunder theilhaftig zu werden. In unſerem Lande iſt die Säule unſers Gebetes, iſt die Säule unſerer Andacht, iſt die Säule unſerer Macht, und iſt die Säule unſerer Ehre. Bei den Deutſchen aber ſind allerlei Pfalzen der Könige, ſind allerlei Städte, und der König hat in keiner ſeinen goldenen Stuhl, und zieht von der einen zu der andern.“

Es erhob ſich nach dieſen Worten ein dröhnender Lärm in dem Saale. Die Männer ſchlugen an ihre Schwerter, und manche ſchwangen ſie mit der Scheide um ihr Haupt.

Gezo aber ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stuhl.

Keine Stimme redete gegen Gezo.

Es erhob ſich Peter, der Abt von Brewnow.

Man machte ihm endlich Raum zum Reden, und er ſprach: „Wie der hochehrwürdige Abt von Strahow, und wie der hohe Leche Wšebor geredet haben, ſo rede auch ich. Wenn wir unſer Land aus ſeinen Geſetzen und aus ſeinen Sitten und Gewohnheiten in die Schickſale anderer Länder heben, ſo ruht es nicht mehr in ſich, und kann ſtürzen. Ich beklage jede Änderung, die nicht reiflich in dem Rathe ſeiner Söhne erwogen worden iſt.“

Nach dieſer Rede entſtand ein großes Beifallrufen, und es entſtand auch ein Rufen des Mißbilligens.

Mehrere Männer ſprangen zugleich empor, um zu ſprechen.

Da es ſtiller geworden war, erhob ſich der König, und da man ihn vernehmen konnte, ſprach er: „Es ſoll ein jeder, der in dieſer Sache reden will, reden. Er rede, was er in ſeinem Sinne für recht und gut hält, und rede, ſo lange es ihm genehm iſt. Ich werde jeden hören, und bitte aber auch die Männer, daß ein jeder den andern anhöre, wie er ſelbſt angehört zu werden wünſcht. Da jedoch nicht mehrere zugleich reden können, wenn ſie auch zugleich zum Reden aufgeſtanden ſind, ſo meine ich es geziemend, daß dem ältern zuerſt das Wort gegönnt werde."

„Ja, ja," riefen faſt alle Stimmen im Saale.

„Lubomir," ſagte der König, „ich glaube, daß du ſchon vor einer Zeit von deinem Sitze aufgeſtanden biſt. Und wenn es auch nicht ſo wäre, ſo biſt du doch der älteſte. Sprich."

Lubomir ſprach: „Hocherlauchter König, wenn du mich hören willſt, und wenn mich die Verſammlung hören will, ſo werde ich reden."

„Rede, rede," riefen viele Männer in dem Saale.

Lubomir ſchwieg einen Augenblick. Dann redete er: „Liebe hochehrwürdige Herren der Kirche und der Länder. Wie mir nach meinen geringen Einſichten und nach meinen Jahren mein Sinn eingibt, iſt die Veränderung, die ſich in unſeren Ländern zugetragen hat, ſehr werth, daß wir derſelben unſere genaue Aufmerkſamkeit ſchenken. Wir wiſſen jetzt noch nicht, was aus alledem werden wird. Wir wiſſen nicht, was werden wird, wenn unſer Herzog ein König iſt, und wenn alle unſere künftigen Herzoge Könige ſind. Werden die Könige die Art der Herzoge fortbehalten, oder wird eine andere Art werden? Sind unſere Länder in der alten Lage gegen ihre Nachbarn, oder wird die Lage neu ſein? Werden wir in Pflichten gegen ſie kommen, welche die Ehre geſpendet haben? Wenn wir

Alles erſt wohl überdacht haben, wenn ein jeder das, was ihm zu Sinne gekommen iſt, den Andern in Lieb und Treue mitgetheilt hat, dann können wir berathen, wie das Gute, das in den Dingen liegt, von uns nach unſern Rechten und Pflichten dem Lande zugeführt werden kann, und wie wir das Üble, das die Sache hat, von dem Lande fern zu halten vermögen. Ich denke wohl, daß es gut geweſen wäre, wenn vorher alle Obliegenheiten und Nothwendigkeiten der Sache berathen und feſtgeſtellt worden wären. Aber ihr wiſſet alle ſehr gut, wie unſer erlauchter Herzog Wladiſlaw, ſeit er auf dem Fürſtenſtuhle iſt, immer in den Dingen des Landes den Rath zuſammen berufen hat, und wie in dem Rathe beſchloſſen worden iſt. Wenn er es jetzt nicht gethan hat, ſo wird er Urſachen dazu gehabt haben. Er wird Alles ſehr reiflich erwogen haben, und er kann uns am ſicherſten ſagen, was in dieſer Angelegenheit liegt, und was nicht in ihr liegt.“

„Das iſt wahr, das iſt gut,“ riefen mehrere Männer.

„Er hätte es aber heute ſagen ſollen,“ rief eine Stimme.

Und es wurde ein Rufen des Beifalls und des Tadels.

Lubomir ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stuhl nieder.

„Preda, ſprich,“ ſagte der König.

Preda, welcher ſtand, redete nun: „Meine Worte ſind die Worte Lubomirs. Es kann ſehr Übles für die Länder in der Sache ſein. Ich füge nur hinzu, daß es jetzt faſt iſt, als wären die, welche viele Jahre dem Lande gedient haben, nicht mehr die Räthe und nicht mehr die Freunde des Herzogs.“

„So iſt es,“ riefen viele Männer.

Preda ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl nieder.

„Slawibor, rede,“ ſagte der König.

Slawibor ſprach: „Wir haben in unſerem Reiche gelebt, und die Herzoge haben nur uns über die Angelegenheiten befragt. Wratiſlaw, der Großvater unſeres erlauchten Herzoges, iſt ein König geweſen; aber es war nur ein Ehrenkleid, und er hat als Herzog fortgeſchaltet. Und nach ihm ſind wieder Herzoge geweſen, wie Wladiſlaw, der Vater unſers jetzigen Königs, der gute und großmüthige, und wie Soběſlaw, der Oheim und Vorgänger unſers jetzigen Königs, der feſte und ruhmreiche, und wie unſer Herzog, der bis jetzt auch ein Herzog geweſen iſt. Nun iſt das Land für alle Zeiten ohne Rathſchluß in ein Königreich umgewandelt worden, und Pflichten und Abhängigkeiten ſind im Wege, und das Blut ſoll in das Ausland gegoſſen werden. Vor dieſen Dingen ſtehen wir, und ich ſage: Wenn der erlauchte Herzog nicht unſern offenen Rath gehabt hat, ſo hat er geheimen gehabt, und dieſen trifft Verantwortung und Strafe.“

„Die Strafe, die Strafe, die Strafe,“ riefen Männer durcheinander.

„Nein, nein, nein,“ riefen andere.

Und es wurde wieder ein wüſter Lärm.

Als er ſich gemildert hatte, rief der König: „Diwiš, rede.“

Diwiš redete: „Ich ſage wie Lubomir, daß es gut geweſen wäre, wenn die Umwandlung der Länder in dem Rathe genau erwogen worden wäre. Ich ſage wie Slawibor, daß es ein alter Brauch iſt, daß die Söhne unſerer Länder nicht in entfernten Reichen kämpfen dürfen. Aber ich ſage auch, daß wir über dieſe Sache noch nicht urtheilen können, weil ſie uns noch nicht mit allen ihren Theilen bekannt iſt. Der hocherlauchte König Wladiſlaw hat nur von dem Zuge nach Mailand geſprochen, dann iſt der Zorn der Männer entſtanden, und es iſt weiter eine Weſenheit der Sache nicht dargelegt worden. Ich meine wie Lubomir, ein jeder ſolle gehört werden, und der ſoll am meiſten gehört werden, der am meiſten von der Sache reden kann. Und dann ſollen wir umſichtig berathſchlagen, daß wir das Gute einführen, und das Üble abhalten.“

„Die Sache iſt ja deutlich,“ rief Mireta.

„Sie iſt deutlich, deutlich, deutlich,“ rief eine Zahl von Männern.

Da rief der König: „Es muß ein jeder gehört werden, wie ihr gehört werden wollet.“

„Höret einen jeden, das Recht hat er,“ ſchrie Predbor.

„Höret ihn, höret ihn,“ riefen faſt alle in der Verſammlung.

Dann ſprach der König: „Rede, Nemoy.“

Nemoy redete: „Da das Alterserblichkeitsgeſetz gemacht wurde, ſind alle Lechen und Herren und Wladyken der Länder dazu zuſammen berufen worden, und es iſt die Nachfolge auf dem Fürſtenſtuhle ruhig vor ſich gegangen. Als das Alterserblichkeitsgeſetz aufgehoben wurde, hat es der Herzog Bretiſlaw mit der Mithilfe des deutſchen Kaiſers Heinrich allein gethan, und es ſind die Nachfolgekämpfe gekommen, die bis in unſere Zeit gedauert haben, und die noch euch in die Zeiten hinein dauern können. Ich ſage das, weil es geſchehen iſt, und weil es zu beachten iſt.“

„Es iſt zu beachten,“ riefen mehrere Männer.

„Es iſt ſo,“ riefen andere, „es iſt jetzt wieder ſo.“

„Ja, ja, ja,“ riefen andere.

„Nein, nein, nein,“ riefen wieder andere.

Als das Rufen aufgehört hatte, ſagte der König: „Jetzt haben die geſprochen, welche mit einander aufgeſtanden ſind. Ich glaube, daß ich ſie nach dem Alter genannt habe.“

„Du haſt ſie genannt, hocherlauchter König,“ ſagte Nemoy.

Nun ſtand der alte Rodmil auf, und ſprach: „Es iſt eine Verletzung der Rechte und der Bräuche der Lechen geweſen. Die Lechen ſind die Söhne des Landes, ſie ſind das Land. Und das Land iſt der Quell der Ehren und der Macht, und für das Land iſt das Blut ſeiner Kinder.“

Es wurde ein Beifallsrufen nach dieſen Worten, und man hörte: „Ja, eine Verletzung, eine Verletzung, und kein Blut für Andere.“

Nach Rodmil ſtand Daniel, der Biſchof von Prag, auf. Und wie er ſtand, wurde es ſtiller, und wurde immer ſtiller, und endlich ſo ſtille, daß nicht ein einziger Laut in dem ganzen Saale zu vernehmen war.

Dann wartete Daniel noch eine kurze Zeit.

Dann ſprach er: „Es war einmal ein Mann, der hatte einen ſchönen Hof mit ſchönen Gründen. Sein Vater und ſein Großvater und ſein Urgroßvater und ſein Ururgroßvater haben vor ihm den Hof beſeſſen. Aber der Hof iſt nicht immer ſchön geblieben. Es kamen Regengüſſe, und es floß ein Waſſer daher, und brachte Bäume und Sträucher und Sand und Steine und Unrath. Und als es abgelaufen war, lagen Steine und Sand auf dem Streifen, auf dem es gewandelt. Der Mann und ſeine Knechte brachten die Steine und den Sand fort, und der Streifen grünte wieder. Aber es kamen wieder Regen, und es kam wieder Sand und kamen Steine. Und jeder Regen brachte Sand und Steine. Da ging der Mann von dem Hofe fort, dem Waſſer nachzuſpüren. Er ging durch das Gut mehrerer Männer, und kam in den entfernten hohen Wald. Dort waren in Mulden weite Wäſſer. Die Wäſſer hatten eine Erdwulſt durchfreſſen, und durchfraßen ſie bei jedem Regen mehr. Der Mann und die Beſitzer der Güter und der Beſitzer des Waldes verbauten die Lücke der Erdwulſt, und leiteten die Waſſer in Schluchten. Wäre der Mann in ſeinem Hofe geblieben, ſo wäre ſein Hof ein Haufen von Sand und Steinen geworden.“

Bogdan ſprang auf, und rief: „Ja, ihr beide, du und dein Schreiber Vincentius, ſeid fleißig in die Fremde gegangen, und habt dort geſpähet, du haſt dich von dem deutſchen Kaiſer in allerlei Orte ſenden laſſen, und biſt ſein Diener geworden, und biſt ein Fremder geworden, und bringſt ſo viel von der Fremde, bis wir ſelber Fremde ſein werden.“

Ein dröhnender Lärm entſtand nach dieſen Worten.

Der Biſchof Daniel ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stuhl nieder.

Nach ihm erhob ſich Bozebor.

Als der Lärm ſich nach und nach gelegt hatte, ſprach er: „Hohe und niedere Herren der Kirche und der Länder, Männer und Freunde. Der alte Rodmil hat geſagt: Das Land iſt der Quell der Ehren und der Macht. Es iſt der Quell der Ehren und der Macht, und ein anderer Quell iſt eine Pfütze.

Hocherlauchter Herzog Wladiſlaw, wer hat dich genöthigt, von den Deutſchen Ehre und Macht zu gewinnen? Hätten wir dir nicht beides geben können? Wir haben den Kaiſer Lothar beſiegt, und haben von ihm die Königskrone gewonnen. Konnteſt du ſie nicht von uns empfangen? Du wäreſt dann ein König der Böhmen geweſen, und wir hätten dich auf unſern Schilden getragen. Jetzt aber biſt du ein deutſcher König, und mußt den Lohn bezahlen. Du biſt zinspflichtig, und wir ſind die Knechte eines Knechtes. Oder ſollen wir uns von dir losſagen? ſollen wir die Länder in Krieg und Jammer ſtürzen? Wer wird das Elend ergründen können? Die alten Herzoge von Böhmen ſind lange, ehe ein deutſcher König und Kaiſer war, zur Zeit, da noch ein Wald ſtand, wo jetzt die Stadt Prag iſt, auf der heiligen goldenen Burg im Walde geſeſſen, und ihre Lechen und Wladyken waren um ſie, und ſie haben gerichtet und geurtheilt, und ihre Völker haben auf ſie geſchaut, und niemand konnte eine Nadel von ihren Wäldern nehmen, und ſie waren ehrenreich, daß die uralten Sänger und die Völker von ihnen geſungen haben. Die Herzoge ſind höher geweſen, als die Könige und die Kaiſer. Daß ſie Herzoge wurden, ſind ſie auf den alten geheiligten Herzogſtuhl geſetzt worden. Darum hieß der Felsſtuhl der Herzogſtuhl. Soll er jetzt ein Königsſtuhl werden? Oder willſt du dir einen andern ſchnitzen laſſen, und ihn mit Gold und Farben verzieren? Werden nach dir die Könige die Baſtſchuhe Přemyſls anziehen wollen, der nur ein Herzog geweſen iſt? Werden die Könige nach dir ſich, ehe ſie auf den Herzogſtuhl geſetzt werden, ſchlechte Kleider anziehen laſſen, um ſich ihres Urſprunges zu erinnern? Werden ſie ſich auch nur auf den Herzogſtuhl ſetzen laſſen, dadurch ſie ja nur Herzoge würden, und jetzt ſchon durch den Spruch des Fremden, ehe ſie noch in dem Leibe ihrer Mutter entſtehen, Könige ſind? Unſere geheiligten Gebräuche, unſere heimathlichen Sitten, unſere vorväterlichen Geräthe werden verſchwinden, und ſo groß der Fels des Herzogſtuhles iſt, ſo werden Jahre kommen, in denen man nicht mehr weiß, wo er geſtanden iſt. Wenn wir die Sache eingeleitet hätten, ſo hätten wir das Geheiligte ſichern können. Die Könige werden wie du ohne uns handeln, ſie werden ihres Glanzes pflegen, und wir werden die Diener und die Sklaven eines Herrn ſein. Und wenn wir uns empörten, und alle aus dem Stamme Přemyſl entfernten, ſo würde einer von uns der Herr werden, er würde ſich durch ſeine Macht wieder zum Könige machen, und wir ſtünden vor dem nämlichen Dinge, vor dem wir jetzt ſtehen. Wer zu Solchem den Rath gegeben hat, der verdient an das Kreuz geſchlagen zu werden. So ſage ich, ſo rede ich, und ſo habe ich die Sache bis in mein Alter erfahren, und ſo ſpreche ich von der Sache.“

Da er dieſe Worte geredet hatte, ſetzte er ſich ſchnell auf ſeinen Stuhl nieder.

Aber nun brachen viele in ein Schreien aus, das ſtärker war als jedes, das ſich bisher erhoben hatte. Es machte faſt die Fenſter erzittern, und machte die Ohren unfähig, irgend etwas zu vernehmen.

Nach langer Zeit erſt hörte man die Rufe: „Ans Kreuz, ans Kreuz, ans Kreuz.“

Und nicht lange hörte man die Rufe. Es wurde wieder ein übertäubendes Schreien, aus dem nichts zu vernehmen war.

Dann ſchlugen die Männer an die Schwerter, daß es raſſelte, und manche ſchwangen ſie in der Scheide wieder wie früher um das Haupt.

Bogdan zog das ſeinige hervor, daß es durch den Saal blitzte; aber die zunächſt um ihn waren, umſchloſſen ihn mit ihren Armen, zogen ihn nieder, und nahmen ihm das Schwert.

Das Schreien und das Raſſeln mehrte ſich.

Dann hörte man wieder Stimmen: „Ans Kreuz, ans Kreuz, ans Kreuz.“

Dann drang der außerordentliche Ruf Předbors durch den Lärm: „Laßt die Andern reden, und höret ſie; ihr habt es verſprochen.“

Der Lärm wurde auf dieſe Worte etwas geringer.

Dann ſtanden einige auf, um zu beſchwichtigen. Da ſie aber nicht gehört wurden, mußten ſie ihre Stimmen ſtärker erheben, und das Getöſe wurde wieder ärger als früher.

Jetzt erhob ſich der König Wladiſlaw langſam von ſeinem Stuhle, und ſtand aufrecht da.

Er nahm nach einiger Zeit ſeine Haube von dem Haupte, und legte ſie auf den Tiſch.

Seine blonden Haare waren um ſein Angeſicht, und ſeine blauen Augen blickten auf die Verſammlung.

So ſtand er da.

Und wie es bei Wšebor und bei dem Biſchofe Daniel geweſen war, ſo wurde es auch bei ihm. Das Getöſe minderte ſich, und endlich wurde es ſo ſtille, daß man keinen Laut vernehmen konnte.

Da ſprach der König: „Höchſte und hohe Herren der Kirche, Sproſſen des Stammes Přemyſl, hohe Herren und Herren der Länder, Herren des Hofes, Führer, Kriegsgenoſſen, Räthe und Freunde. Ich hätte erſt geredet, wenn alle andern ihre Rede vollendet gehabt hätten; allein es ſind immer mehr Worte gegen mich entſtanden, und eure Herzen ſind von den Worten ergriffen worden. Ich will alſo jetzt ſchon meine Worte entgegen ſprechen. Dann ſollen alle andern reden, die noch reden wollen, und ſie ſollen gehört werden. Vielleicht wird ihre Meinung durch meine Worte ein wenig geändert. Wenn ſie bei ihrer Meinung bleiben, ſo ſollen ſie dieſelbe ausſprechen. Ich bitte euch, höret mich an.“

„Höret die Worte,“ riefen mehrere Stimmen.

„Höret die Worte,“ riefen dann faſt alle in dem Saale.

Als es wieder ſtille geworden war, ſprach der König: „Ihr habt getadelt, daß ich mit den Fremden in Verbindungen gekommen bin. Als die Reiche noch klein und einſam waren, ſchalteten ſie in ihrem Hauſe, und mochten, wenn ein Überfall eines Nachbars kam, ihn abwehren. Aber die Reiche ſind gewachſen, und einzelne ſind erſtarkt. Und andere haben ſich an dieſes Reich angeſchloſſen, um ſeine und ihre Macht zu mehren. Wer in ſeinem Hauſe bleibt, der iſt ohne Bundesgenoſſen, und wird von denen beſiegt, die Bundesgenoſſen haben. Ihr habt geſagt: Wir haben den Kaiſer Lothar beſiegt. Lothar iſt mit einem Heere in die Schlucht von Chlumec und in den Hinterhalt der Böhmen gegangen, und einzelne Theile ſeines Heeres wurden vernichtet, und der Reſt umringt. Und dennoch hat unſer feſter und kluger Herzog Soběſlaw, mein Oheim, da Lothar faſt gefangen war, von ihm die Beſtätigung der Herzogswürde von Böhmen angenommen, nicht weil er König der Deutſchen war, ſondern weil er römiſcher Kaiſer ſein würde. Soběſlaw hat die Gefahr ſolcher Kriege erkannt, die gekommen wäre, wenn er auch das Heer Lothars völlig vernichtet und Lothar gefangen hätte. Friedrich, welcher jetzt in Deutſchland herrſcht, iſt nicht wie Lothar, er führt die Heere beſſer. Habt ihr geſehen, was er gethan hat? Friedrich hat zuerſt das Reich beruhigt, es iſt dann die Krone der Lombarden und die römiſche Kaiſerkrone auf ſein Haupt geſetzt worden. Er hat hierauf die Mächtigen im Reiche, die eigene Fehden führten, zu ſchimpflicher Strafe verurtheilt, und keiner wagte zu widerſprechen, und die Fürſten ſtanden zu ihm. Und er hat die Raubritter ausgerottet, und ſeine Macht wuchs über Dänemark und Polen und über Lyon bis Avignon, und England ſchickte Geſchenke, und trug ein Bündniß an, und Spanien und Frankreich und Burgund und andere ſchickten Abgeſandte, und Ungarn verpflichtete ſich ihm mit Reitern. Wenn Friedrich die Länder Böhmen und Mähren zu einer deutſchen Mark machen wollte, wie einmal vor ihm der Kaiſer Karl mit dem Lande der Avaren bis zur Rab gethan hat, ſo würde der Streit ein ſehr ſchwerer ſein. Eure Tapferkeit würde öfter ſiegen; aber der endliche Ausgang wäre ſehr ungewiß. Denn der Kaiſer hat Bundesgenoſſen, und ſie würden ſich mehren. Ihr werdet ſagen: Das wäre ein Raub. Wenn nun Friedrich ein Räuber ſein wollte, wie Atila und andere vor ihm, wer hätte es gehindert? Wenn wir den Räuber, der in unſere Häuſer oder Burgen bricht, ſtrafen und ihn vernichten, ſo werden wieder Andere Räuber. Wäre es nicht beſſer, wenn wir machen könnten, daß gar keine Räuber mehr entſtünden? Wenn eben ſo nun Friedrich Räubergedanken hegen ſollte, wäre es da nicht zuträglicher, zu bewirken, daß ſolche Gedanken gar nicht emporkeimten? Ich bin im Anfange wider Friedrich geweſen, weil es mir geſchienen hat, daß er gegen Öſterreich und meinen Schwager Heinrich nicht gerecht iſt. Ich führte mit ihm Verhandlungen, und die Verhandlungen erreichten kein Ziel. Da ging ich ſelber zu Friedrich, erkannte ihn, lernte ihn lieben, und wurde ſein Freund, und er wurde mein Freund. Und die Sache mit Öſterreich und Baiern löſete ſich glücklich für alle, und der Zug gegen Polen brachte uns Ehre und Ruhm und Beute, und die Macht der Länder Böhmen und Mähren wurde befeſtigt. Wer in Verbindung mit Fremden iſt, der iſt darum nicht abhängig von den Fremden, wie einer, der von einem Handelsmanne etwas kauft, von ihm nicht abhängig iſt. Oder ſind wir von dem Fremden abhängig, ſo iſt der Fremde ingleichen von uns abhängig, wie der Käufer und Verkäufer von einander abhängig ſind, aber beide zu ihrem Frommen. Wenn viele in einer Verbindung ſind, ſo ſichern ſie ſich, wenn ſie über die Dinge gemeinſam reden, und in ihnen gemeinſam handeln. Es ſollten alle Reiche unſeres Erdtheiles ihre Angelegenheiten gemeinſam ſchlichten, ſo würde keines von einem andern beſiegt, und keines würde die Beute eines entfernten Feindes. Ich kann es euch ſagen: Wenn Friedrich weit über mein Leben hinaus in Deutſchland herrſcht, ſo wird ihm nie zu Sinne kommen, die Länder Böhmen und Mähren ſich zu Füßen zu werfen, oder ſie auch nur zu ſchmälern. Das habe ich über die Verbindung und über den Umgang mit den Fremden geſprochen. Denket daran, und denket, was ich einſt über die gleichen Dinge geſprochen habe, und was erfolgt iſt, da wir meinen Schwager Konrad, den König der Deutſchen, um Hilfe gegen die mähriſche Verbindung angegangen haben. Nun rede ich von der böhmiſchen Königskrone. Ihr ſagt, ihr hättet ſie mir gegeben. Meinet ihr, die Krone hätte in die weiten Länder, oder auch nur in dem eigenen Lande geleuchtet? Wir hätten uns ſelber zu einem Königreiche gemacht, und hätten dem Beherrſcher dieſes Reiches die Königskrone aufgeſetzt. Wer ſich aber ſelber mit einer Ehre ſchmückt, der hat keine Ehre. Die Ehre muß von der Höhe kommen, daß ſie heilig iſt. Und was würden die Männer und Weiber unſerer Fluren von der Krone geſagt haben? Das iſt die Krone, würden ſie geſagt haben, die die hohen Herren des Landes gemacht, und dem Herzoge geſchenkt haben; ſie würden die Krone wie eine Burg angeſchaut haben, die vor ihren Augen gebaut worden iſt. Der uralte Wyšehrad iſt heilig, und der uralte Herzogſtuhl iſt heilig, weil ſie da ſind aus der grauen Zeit, und den Menſchen ſcheint, daß ſie von der Höhe ſtammen. Und wie würdet ihr ſelber die Krone angeſchaut haben? Sie wäre euer Werk geweſen, und ihr wäret höher geweſen als euer Werk. Ihr habt geſagt: Unſer Land iſt der Quell der Ehren und der Macht. Aus dem Lande fließt Ehre und Macht; aber der höchſte Quell aller Ehren und aller

Macht iſt der allmächtige Gott. Er ſendet Gaben und Geſchicke, auf die Ehre und Macht folgt, und er ſendet die, welche Ehre und Macht vertheilen dürfen. Die ſind aber immer über uns, nicht neben uns oder unter uns. Wenn der deutſche König eine noch hundertmal größere Macht hätte, ſo könnte er ſich nicht die römiſche Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen, ſie bliebe eine deutſche Krone, und blieb: ſtrahlenlos. Aber der heilige Vater, der Herrſcher aller Gläubigen auf der Erde, ſetzt ſie ihm auf, er wird der weltliche Herr der Chriſtenheit, und die Kaiſerkrone glänzt über die Völker, und von ihr erglänzen die Königskronen, und aus ihr entſtehen die Königskronen. So glänzen die Kronen von Frankreich, von Spanien, von England, und ſo entſtand auch die Krone von Böhmen. Nicht Friedrich, der König der Deutſchen, hat mir die Königskrone gegeben, ſondern Friedrich, der römiſche Kaiſer, der Schirm und Schimmer der Chriſtenheit hat ſie mir freiwillig verliehen, und ſie ſtrahlet in die Welt. Er hat mich geehret, er hat alle geehret, die nach mir herrſchen, und er hat das Land und hat euch geehret. Ihr könnt die Ehre nicht ablehnen, und wenn ihr es auch thut, ſo ſtrahlt ihr wider euern Willen in der Ehre. Unſer Volk hat ſie erkannt, und hat gejauchzt, als ich in das Land gekommen bin. Jetzt rede ich davon, daß ich wegen der Krone nicht vorher euern Rath einberufen habe. Der Kaiſer hat mir freiwillig die Krone gegeben, es konnte alſo nicht vorher des Rathes darüber gepflogen werden. Ich rede nun auch von den Laſten, die das Königthum bringen ſoll. Es wird keine bringen: denn die Hoheit liegt in der Krone, und geht auf die Dinge. Und unſere Sitten und unſere Gebräuche und unſere Heiligthümer werden heilig ſein wie früher, und ihre Heiligkeit wird den Werth der Krone noch heiliger machen. Zuletzt rede ich von dem Zuge nach Italien. Es iſt wahr, daß nach den Satzungen unſerer Länder keiner verpflichtet iſt, in die Kriege ferner Reiche zu ziehen. Ich habe aber auch den Heerbann unſerer Länder nicht nach Italien aufgeboten, ſondern ich habe geſagt, daß ich dahin ziehe, damit jeder es wiſſe, der ſich freiwillig zu mir geſellen wolle. Der Kaiſer Friedrich iſt ein Ritter voll Schimmer und Adel, der auszieht, die übermüthige Stadt zu züchtigen, und die von ihr unterdrückt werden, zu ſchirmen. Ich habe zu ihm geſagt: ich ziehe mit dir. Und wenn das Wunderbare geſchähe, daß von meinem Volke keiner mit mir ginge, ſo würden die Menſchen ſagen, Böhmen hat noch einen Ritter, den König. Und wenn Manche mit mir ziehen, ſo ſind ſie in ihrem Rechte, wie ich in meinem Rechte bin, und ich verleihe ihnen aus meinem Eigenthume jede Zier der Ehre und Mittel. Und die in der Heimath bleiben, thun auch nach ihrem Rechte und ihrer Pflicht. Es werden auch ſolche ſein, die mit Frauentändeleien und Muße zufrieden ſind, dieſe mögen ſicher unter meinem Frieden in ihrem Hauſe ſitzen. Endlich ſpreche ich noch von Einem. Bozebor hat geſagt: Wer zu ſolchen Dingen den Rath gegeben hat, der verdiene an das Kreuz geſchlagen zu werden. Ich ſage euch: es iſt niemand da, der an das Kreuz geſchlagen werden könnte. Ich habe nach keines Menſchen Rathe gehandelt.“

Nach dieſen Worten ſetzte der König ſeine Haube auf das Haupt, und ließ ſich auf ſeinen Sitz nieder.

Im Saale aber rieſen die Männer: „Wir ziehen, wir ziehen.“

Dann wurde gerufen: „Heil, Ehre, Glück Wladiſlaw, dem großen und mächtigen Könige.“

„Heil, Ehre, Glück Wladiſlaw, dem großen Könige,“ rieſen ſie wieder.

Da ſtand Witiko von ſeinem Sitze auf.

„Hört Witiko,“ rieſen Stimmen.

„Hört Witiko,“ rief Předbor.

Und als es nach und nach ſtiller geworden war, ſprach Witiko: „Ich rede noch von einem Dinge, das bei den Menſchen groß und erhaben iſt, und über ihre Länder und ihr Leben hinaus reicht, von dem Ruhme. Wenn ein Mann das Höchſte thut, das preiswürdig iſt, wenn viele Männer, wenn ganze Völker das Höchſte thun: ſo kömmt es in den Mund der Menſchen, ſie erzählen es, ſie preiſen es, einer ſagt es dem andern, und wieder ſagt es einer dem andern, und dann kömmt es in die Lieder, und die Lieder und die Erzählungen tönen in allen Zungen der Völker, und die das Große gethan haben, ſind in der Liebe und Bewunderung der Menſchen, und ihre Ehre und ihre Macht wächſt gegen die Wolken empor. Und die Menſchen haben die Kunſt erfunden, ihre Worte in Buchſtaben zu legen, die dauern, und durch dieſe Erfindung und durch das, was noch erfunden werden wird, lebt der Ruhm fort, wenn die, welche Großes verübt haben, längſt ſchon vor dem Throne Gottes ſind. So haben ſchon Männer vor uns aufgeſchrieben, was geſchehen iſt, und ſo ſchreiben Männer jetzt auf, was geſchieht. Und das wirkt in die Zeiten; denn die Worte ſind ſo mächtig, daß ſie Alles bewegen, wie das feſte Recht der Thaten die Menſchheit geſtaltet. Das Wort iſt ſtärker als die Wurfſchleuder, und die Mäßigung beſiegt den Erdkreis. Wenn wir nach Italien gehen, ſo ſind wir in einem Lande, auf welches die Völker ſchon in den älteſten Zeiten geſchaut haben, als das größte Reich der Welt von Italien ausgegangen iſt, und auf das jetzt die Völker ſchauen, weil dort der Herrſcher aller chriſtlichen Seelen ſeinen Sitz hat. Und wenn wir in dem ſchönen Lande ſiegreich die Ordnung und das Recht wieder einführen geholfen haben, und der Übermuth zu unſern Füßen geworfen iſt, ſo kömmt unſer Land in die Erzählungen von weiten Völkern, weil es vor weiten Völkern gehandelt hat, und es kömmt in die Lieder und Schriften, und durch ſie in die folgenden Zeiten, und unſer Volk iſt geachtet und ſtark unter den Völkern. Und daß es geachtet und ſtark bleibe, müſſen wir einig ſein, daß nicht jeder nach einem andern Sinne geht. Wären die Chriſten unſeres Welttheiles gegen die Ungläubigen einig, und ſtünde das griechiſche Reich aufrichtig zu uns, ſo wäre das Land Jeruſalem, das noch heiliger iſt als Italien, geſichert bei den Gläubigen, während nun ein ſtarker Mann, welcher die Heiden einmal einigt, Alles an ſich reißt. Ich bin nicht zu dem Zuge in das heilige Land gegangen, weil ich geſehen habe, daß er mit ſeinen Mitteln die Ziele nicht erreicht. Und er hat ſie nicht erreicht. Aber Friedrich wird mit Ruhmesſchimmer ſeinen Zug vollenden, und wenn wir heimkehren, wird dieſer Schimmer von unſern Helmen, von unſern Schilden, von unſern Schwertern, von unſern Panzern leuchten.“

Er ſetzte ſich nach dieſen Worten wieder auf ſeinen Stuhl.

Nun riefen viele Stimmen: „Witiko, Witiko, Witiko.“

Dann riefen ſie: „Wir ziehen mit, wir ziehen mit.“

Andere riefen: „Verzagte bleiben.“

Da ſprang Kochan auf, und ſchrie, daß es alles Rufen übertönte: „Laßt mich reden.“

Als er aber nicht gehört wurde, ſchrie er noch ſtärker: „Laßt mich reden.“

Und das wiederholte er mehrere Male.

Und da man ihn vernommen hatte, und da es ſtiller geworden war, rief er: „Ich habe in der Verſammlung auf dem Wyšehrad, da der Herzog Wladiſlaw gewählt wurde, geſagt: Es ſollen gar keine Herzoge mehr ſein, ſondern es ſollen die Herren der Länder herrſchen, wie man erzählt, daß es einſt das geweſen iſt. Und da ſich der neugewählte Herzog Konrad und der früher gewählte Herzog Wladiſlaw bekämpften, habe ich gehofft, ſie werden ſich beide zu Grunde richten, und dann werden die Lechen in Frieden die Länder verwalten, und wir werden ſie zu gleichen Rechten, zu gleicher Macht und gleicher Herrſchaft führen. Aber ich habe mich in allen Dingen geirrt, und es ſind mir andere Gedanken in meinem Sinne kund geworden. Viele der mächtigen Lechen haben nur für ſich Nutzen erſtrebt, und jeder ſuchte über den andern empor zu kommen, und wenn es ihm gelungen wäre, ſo wäre er gewaltthätiger geworden, als alle Herzoge je geweſen ſind. Da kehrte ich meinen Willen zu dem erlauchten Herzoge Wladiſlaw, und der erlauchte Herzog gedachte nicht mehr meines früheren Thuns, und ich lernte den erlauchten Herzog kennen, und liebte ihn. Ich bin zu dem Kaiſer Friedrich gegangen. Ich habe ſein ſchönes Angeſicht und ſeinen goldenen Bart geſehen und den ſtarken Blick ſeiner blauen Augen, und ich habe ſeine tönende Stimme gehört. Ich habe ihn auf ſeinem Zuge gegen die Räuber geſehen, auf Reichstagen, und unter den Abgeſandten fremder Könige. Und mit ihm und mit unſerem hocherlauchten Könige Wladiſlaw zu ziehen, und in Gemeinſchaft mit tapferen Rittern Siege zu erkämpfen, iſt eine Freude, welche für einen Mann keine gleiche hat. Und du, Bogdan, und du, alter Rodmil, denen der erlauchte Herzog ihre That gegen Zdik verziehen hat, der nun in dem Himmel iſt, ihr ſolltet nicht gegen den Herzog ſein, weil er nun ein König iſt, ſondern ihn in Demuth bitten, daß er euch mit ſich ziehen läßt. So rede ich, und habe ein Recht; denn ich bin nie ein Knecht eines Herzogs oder Königs geweſen, und bin nun der Freund des Königs."

„Nein, nein, nie ein Knecht, Kochan," riefen Stimmen.

Und es entſtand ein Rufen des Beifalles in dem Saale.

Jetzt ſtand Rowno auf, und rief: „Ich ziehe mit unſerem erhabenen Könige, und meine Sippen ziehen mit, und alle die ſollen nicht Ehre und Macht erringen, die ſie für ſich allein wollen."

Diet rief von ſeinem Sitze: „Ich und meine Männer ziehen mit."

„Und ich und meine Söhne und die Meinigen ziehen mit," rief Oſel.

Obolen ſchrie: „Die Sache iſt ſo ſchimmerreich, daß nicht jeder zu ſagen braucht: ich ziehe mit; ſonſt werden wir mit dem Hören fertig, wenn der Sieg erfochten iſt. Der König rüſtet, wir rüſten, und wenn gezogen wird, ziehen wir."

„Und wenn du es auch verbieteſt," rief Předbor mit ſeiner ſtarken Stimme, „ich habe heute ſchon viel gerufen, und rufe jetzt: ich ziehe mit, und weiche dort nicht von dem Platze, bis jeder niedergeſchmettert iſt, der Übermuth gegen uns erhebt."

Dann ſtand Bogdan auf, und ſchrie: „Wenn einer ſagt, ich ſitze zu Hauſe, und tändle mit Weibern, den verfluche ich. Und ich ziehe mit, und werde mit meinem Schwerte zeigen, daß kein Schwert dem meinen gleicht."

„Ich aber rufe," ſagte Weliſlaw, „Leib und Leben und Gut und Blut für die Ehre und den erlauchten Ritter, den König."

„Leib und Leben und Gut und Blut," riefen die Männer.

Nun ſtand Lubomir auf, und ſprach: „Hoher König Wladiſlaw, wenn auch ſchon viele Jahre auf meinem Scheitel ſind, ſo ziehe ich doch mit dir, und meine Männer und Sippen ziehen mit, und meine Söhne werden wohl auch mitziehen."

Radoſta, der Sohn Lubomirs, ſtand auf, und rief: „Ich und meine Männer ziehen mit."

Moyſlaw, der andere Sohn Lubomirs, ſtand auf, und rief: „Ich und meine Männer ziehen mit."

Und ein großer Ruf der Billigung erſcholl in dem Saale.

„Mein Alter ſoll mich nicht von dem Zuge abhalten," rief Slawibor.

„Ich ziehe mit," rief Nemoy.

Jetzt erhob ſich wieder langſam der alte Wšebor von ſeinem Sitze, ſtieg wieder auf ſeinen Schemel, und ſprach: „Ich tändle zwar nicht in meinem Hauſe mit Weibern: aber ich kann nicht mehr nach Italien ziehen, weil die vielen Jahre meinen Körper dazu untauglich gemacht haben. Ich und mein Weib, das in meinem Hauſe alt geworden iſt, beten für dich, o König. Aber meine Männer und Sippen ziehen mit.“

Ein Jubelruf erhob ſich nach dieſen Worten.

Wšebor ſetzte ſich wieder langſam auf ſeinen Stuhl.

Nach ihm ſtand Preda auf, und ſagte: „Ich ſpreche wie Wšebor, „und meine Männer werden nicht die letzten ſein, die unter den Rittern genannt ſind, wenn Ruhm erworben wird, wie der junge Mann Witiko geſagt hat. Sie werden ihn ehrlich mit denen theilen, die noch Freude an ihm haben.“

Und es ertönte wieder ein Ruf der Zuſtimmung.

„Ich habe nie mit Weibern getändelt,“ ſchrie Božebor, „und mein Schwert ſoll es in Italien erhärten, daß ich ein Mann bin, und die Schwerter der Meinigen ſollen erhärten, daß ſie Männer ſind.“

Nach dieſen Worten erhob ſich der König.

Es wurde ſogleich ganz ſtille, und er ſprach: „Ich danke dir, alter Wšebor, ich danke dir, Preda, ich danke dir, Lubomir, ich danke dir, Diwiš, und dir, Slawibor, und dir, Nemoy, und auch dir, Božebor, und allen. Ich frage nun die Verſammlung, ob einer in ihr iſt, der noch ſeine Rede in einem anderen Sinne oder über ein anderes Ding erheben will, als über den Zug nach Italien.

Es antwortete niemand.

„So kann keiner ſagen, daß ihm ſeine Rede entzogen worden iſt," ſprach Wladiſlaw.

„Keiner, keiner," riefen die Männer.

„Es iſt aber nun nicht mehr nöthig, daß ein jeder, der nach Italien ziehen will, es ausdrücklich verkündige," ſagte der König.

„Wir ziehen, wir ziehen," riefen faſt alle Männer in dem Saale.

„So danke ich euch von dem Grunde meines Gemüthes," ſagte der König, „und wie ich ein ſchlichter Herzog geweſen bin, ſo werde ich ein ſchlichter König ſein, und wenn ich es vergeſſen ſollte, ſo werden mich meine alten Freunde und Räthe erinnern. Und ſo ſchließen wir die Verſammlung. Und wer bei dem Zuge nach Italien ſein will, der komme in der Mitte des Monates Mai nach Prag, daß wir uns vereinigen. Und ehe der Sommer erſcheint, ſind wir in den lombardiſchen Ländern, und gehen mit Gott nach Mailand."

„Nach Mailand, nach Mailand, nach Mailand," riefen im Sturme die Männer.

Und ſie erhoben ſich ſchnell, und ſchaarten ſich um den König, und riefen ihm zu, und ſprachen zu ihm.

Und der König verließ ſeinen Sitz, reichte ihnen die Hände, und ſprach mit vielen. Und er ging in dem Saale von der einen Stelle zu der andern, wo Männer waren.

Als er ſo eine Zeit mit ihnen geſprochen hatte, und als ſie mit ihm geſprochen hatten, ging er wieder zu ſeinem Sitze, grüßte noch einmal alle, verabſchiedete ſich, und verließ im Geleite von Hofherren die Verſammlung.

Aber die Männer blieben noch in dem Saale, und ſprachen mit einander. Und als ſie ſich zerſtreuten, und im Freien waren, zogen immer mehrere mit einander, und ſprachen noch eifrig.

Die nicht in Prag wohnten, eilten in ihre Heimath, um ſich zu rüſten.

Witiko ritt mit den Seinigen gegen den mittäglichen Wald. Und es geſellten ſich noch viele, die im Mittage wohnten, zu ihm, um mit ihm zu ziehen.

Nun begannen die Rüſtungen bei den Jungen und bei den Alten. Die Sache von dem Zuge nach Mailand breitete ſich unter den Bewohnern der Länder aus, und es entſtand eine Begierde, bei dem Zuge zu ſein. Die Krieger unter den jungen Männern ſprachen von Mailand, die Leute aus dem Volke redeten von Mailand, es wurden Lieder auf den Zug nach Mailand gemacht, und geſungen. Es wurden Waffen herbeigeſchafft und ausgebeſſert, und Landleute achteten nicht mehr des Pfluges, und Arbeiter nicht mehr des Pfriemens, und wollten an dem Zuge theilnehmen.

Als Witiko in ſeine Burg gekommen war, rief er ſeine Männer, und die, welche in der Nähe der Burg wohnten, zuſammen, und verkündigte ihnen den Zug, und ſagte, wer mitgehen wolle, müſſe ſich bereiten. Dann ritt er in die Herberge der unteren Moldau, in den Kirchenſchlag, und nach Plan, und an andere Stellen, und verſammelte überall die Männer, und ſprach mit ihnen von dem Zuge. Sie riefen ihm zu, daß ſie mitgehen wollen. Und er ſagte, in Friedberg ſei im Anfange des Monates Mai die Verſammlung. Und die Männer in dem Walde rüſteten ſich, und es rüſteten ſich die Männer der Burg. Wolf, der mit Bertha in das Witikohaus gekommen war, hatte reiten gelernt, wie die Reiter des Waldes, und hatte ſich in Reiterwaffen geübt. Er durfte, weil er bat, mit dem Zuge gehen.

Als ſich der Tag der Verſammlung näherte, übergab Witiko die Herrſchaft der Burg an Bertha, die Vertheidigung derſelben und den Befehl über die Männer und die Geſchäfte des Gebietes an Beda. Benno wollte mit nach Mailand gehen. Witiko aber bat ihn, in der Burg zu bleiben, und mit Rath und Zuſpruch bei der Hand zu ſein. Benno fügte ſich. Die Baſe Hiltrut bat Witiko, ſie möge, bis er wieder komme, bei Bertha, Wentila und den Seinigen bleiben. Sie verſprach es.

Am Tage der Verſammlung ging Witiko, da er gerüſtet war, zu ſeiner Mutter und Hiltrut, um den letzten Abſchied zu nehmen. Die Frauen ſegneten ihn. Dann ging er zu Bertha. Sie kam ihm entgegen, und trug einen Kranz von rothen Waldroſen auf dem Haupte.

„Bertha, du haſt jetzt Roſen?“ ſagte er.

„Sie ſind von dem Strauche, der an der Seite des Burghofes in dem gläſernen Schreine ſteht, und haben mich heuer ſehr bald begrüßt,“ antwortete Bertha.

„Ich habe einmal am Waldfels zu dir geſagt: Die dunkelrothe Waldroſe iſt dein ſchönſter Schmuck, und er iſt dein ſchönſter,“ entgegnete Witiko, „ich habe mehrere Tage den Strauch nicht geſehen, und habe nicht gewußt, daß ſeine Blumen blühen.“

„Sie blühen," antwortete Bertha, „und ich habe ſie heute genommen. Witiko, du biſt ein Mann, ſei ein Mann, und gedenke derer, die zu Hauſe ſind."

Dann nahm ſie ihn an der Hand, und führte ihn in eine Kammer, in welcher die Kinder ſchliefen. Es waren zwei Knaben, Witiko und Heinrich. Eine Wärterin ſaß auf einem Stuhle.

Witiko ging zu jedem Bettlein, und machte in der Luft ein Kreuz über die ſchlafenden Knaben.

Dann wandte er ſich um, und ſchloß Bertha in die Arme, und ſie küßten ſich auf die Lippen.

Die Wärterin weinte.

Dann ging Witiko zu Benno, und dann gingen alle in die Kirche, und Benno feierte das heilige Opfer.

Von der Kirche ging Witiko in den Burghof, und beſtieg ſein Pferd. Von dem Pferde grüßte er noch die Seinigen, und alle, die da ſtanden, und grüßte auch Huldrik, welcher mit den Armen Zeichen machte. Dann geſellte er ſich zu den Kriegern, die ſich geſammelt hatten, und ritt mit ihnen zu den andern hinaus, die ſchon vor der Burg waren.

Und von da ritten ſie durch den Wald nach Friedberg hinunter.

Als ſie in Friedberg angekommen waren, fand Witiko die Krieger ſchon von der Kirche aufwärts zwiſchen den Häuſern aufgeſtellt. Ihre Lager waren auf den Angern an der Moldau zerſtreut. Es waren um Vieles mehr Männer gekommen, als verſprochen hatten, und als in dem mähriſchen Kriege geweſen waren. Alle Abtheilungen trugen ihre Zeichen. Die

Frauen und Mädchen von Friedberg ſagten, ſie geben denen vom Eckſchlage ein ſchöneres Zeichen, als ihre Geierfedern ſind; die Männer vom Eckſchlage lehnten es aber ab. Witiko ordnete die Schaaren wie in dem mähriſchen Kriege, und verſammelte die Obmänner. Dieſe waren die nämlichen, nur ſtatt derer, die ein zu hohes Alter hatten, waren jüngere gewählt worden. Mit den Obmännern unterſuchte er die Krieger, und vorzüglich die Reiter. Mit den Obmännern und ſeinen Befehlsträgern ſchloß er die, welche unzulänglich gerüſtet waren, oder deren Waffengeſchick man nicht kannte, oder von denen man nicht wußte, ob man ihrer Tauglichkeit vertrauen könne, von dem Zuge aus. Die Andern wurden eingetheilt, und erhielten die Weiſung, bereit zu ſein, daß ſie am Morgen des nächſten Tages ihren Weg betreten können.

Am Morgen des nächſten Tages feierte der Pfarrer von Friedberg den Gottesdienſt. Ein Theil der Krieger war in der Kirche, ein Theil vor derſelben. Nach dem Gottesdienſte ſegnete der Pfarrer die Schaar. Dann zog dieſelbe von Friedberg auf dem Wege gegen Prag dahin. Sehr viele Menſchen begleiteten ſie weit, und riefen ihnen Glück zu, und ſangen Lieder.

Als ſie in Prag angekommen waren, zeigte ihnen der Lagermeiſter den Platz zu ihrem Lager an. Es waren noch viele Lager da, und ſie ſahen, daß noch immer Menſchen herzu zogen. Und an vielen Stellen übten ſich Schaaren in Waffen.

Als die Zeit verfloſſen war, welche der König zur Sammlung der Krieger beſtimmt hatte, las er die tauglichſten aus, und beſtimmte ſie zum Zuge. Die andern, deren Zahl ſehr groß war, mußten, wenn ſie bereits Krieger waren, zur Hut des Landes bleiben, oder, wenn ſie erſt jetzt mit Waffen herbei gekommen waren, wieder in ihre heimathlichen Wohnungen zurückkehren.

Die Männer, welche Witiko aus dem Walde nach Prag geführt hatte, wurden alle aufgenommen, und Witiko erhielt wieder den Befehl über ſie.

Am ſiebenundzwanzigſten Tage des Monates Mai im Jahre des Heiles 1158 erfolgte der Auszug aus Prag.

Die Weiber vieler Krieger, welche früher mit ihren Männern die Lieder von der Belagerung Mailands geſungen hatten, kamen jetzt herzu, und küßten noch einmal mit Thränen ihre Gatten, und reichten ihnen die Kinder zum Küſſen.

Der Zug ging aus der Stadt Prag an dem Ufer der Moldau ihrem Waſſer entgegen in der Richtung gegen Sonnenuntergang dahin.

Der König ritt an der Spitze des Zuges. Er war jetzt in einem ſchöneren Waffenſchmucke als in dem Kriege in Mähren, weil es nicht ein innerer Krieg war. Neben ihm ritt Daniel, der Biſchof von Prag. Er hatte die Prieſter und Kapellane Deſlaw, Peregrin, Detleb, Vincentius, Otto und noch andere mitgenommen. Dann ritt auch ſein Bruder Diepold neben ihm. Weiter zurück ritt Gervaſius, der Propſt vom Wyšehrad und Kanzler des Königs war, dann ritten noch hervorragende Herren und Krieger. Die untergeordneten Führer waren bei ihren Abtheilungen.

Am dreißigſten Tage des Monates Mai war der Zug in Bohnik angekommen. Dort legte der Biſchof Daniel zur Ehre

Gottes und zum Heile der Unternehmung in der Kirche, welche Gervaſius gebaut hatte, Überbleibſel von Heiligen nieder. Der König und die Herren der Kirche und der Länder und die Krieger wohnten der heiligen Handlung bei, und der König ſchrieb ſeinen Namen als Zeuge in die Pergamente.

Dann ging der Zug wieder weiter.

Als er über die Grenze von Böhmen gekommen war, wurde er wie im Kriege eingerichtet.

Er ging gegen die Stadt Regensburg, und mitten durch ſie hindurch. Der Kaiſer war vor der Stadt Augsburg, und ſammelte dort ſein Heer. Der König ging aber nicht zu ihm, ſondern, weil es ſo beſtimmt war, gegen Freiſing, und von Freiſing mittagwärts in das Land Tirol. Dort ging der Zug an Wilten vorüber, und weiter bis an den Fluß Etſch. An den Waſſern der Etſch ging er mittagwärts fort. Oberhalb der Stadt Bern, die die Welſchen Verona nannten, bauten die Männer aus Schiffen eine Brücke über die Etſch, die auch dem Kaiſer dienen ſollte, und zogen über dieſelbe an das rechte Ufer. Sie zogen an Verona vorüber, und kamen an den Gardaſee. Dort machten ſie ein Lager, und ſchlugen die Ölbäume und Granatäpfelbäume zu Verzäunungen, zu Pferdeſtällen, zum Bereiten ihrer Speiſen, und zu anderen Dingen nieder. Das roſenrothe Banner des Königs Wladiſlaw wurde in dem Lager aufgerichtet.

Der Kaiſer Friedrich zog dann mit ſeinem Heere desſelben Weges, auf dem Wladiſlaw gezogen war. Bei ihm waren die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, die Biſchöfe von Eichſtadt, Verden, Würzburg und andere, und Fürſten und

Herren des Reiches. Indeß der Kaiſer durch Tirol zog, gingen der Herzog von Öſterreich und der Herzog von Kärnten durch Friaul. Bei ihnen waren fünfhundert ungariſche Reiter. Friedrich, der Herzog von Schwaben, führte die Schwaben und Franken an den See von Como. Berthold, der Herzog von Zähringen, führte die Burgunder und Lothringer über den großen Berg des heiligen Bernhard.

Da Wladiſlaw an dem Gardaſee lagerte, kamen Geſandte von der Stadt Verona zu ihm, und baten ihn, er möchte das Gebiet verſchonen, weil dasſelbe ſammt der Stadt Verona zu dem Kaiſer ſtehe, und er möge lieber gegen die Stadt Brescia ziehen, welche mit den Mailändern im Bunde ſei. Zur Verpflegung des Heeres wollen ſie viel Geld zahlen. Der König Wladiſlaw willfahrte ihnen.

Im Anfange des Heumonates brach er ſein Lager ab, und zog gegen Brescia. Die Männer fanden vor der Stadt ein ebenes Land voll Korn und anderer Früchte. In dieſem Felde ſtellte der König ſein Heer in Schlachtordnung, und ging ſo bis vor die Stadt. Die Krieger derſelben kamen aber nicht heraus. Daher machten die Männer des Königs ein Lager, und nahmen Getreide, Vieh, und was ſie erreichen konnten, als Beute. Vieles davon wurde durch Männer nach Böhmen geſendet. Die Bewohner der Stadt ergriff Verzagniß, und auf die Fürſprache des Biſchofes Daniel geſtattete der König, daß der Kardinal Odo und die Konſuln der Stadt zu ihm als Abgeſandte kämen. Sie kamen, und baten, der König möchte ihnen die Gnade des Kaiſers wieder verſchaffen. Sie brachten dem Könige große Geſchenke. Wladiſlaw verſpricht ihnen, ihre Bitte zu erfüllen. Indeſſen blieb er aber in dem Lager vor der Stadt, und harrte der Ankunft des Kaiſers und der andern Züge

Es kam nun zuerſt Friedrich, der Herzog von Schwaben. Da die Männer Wladiſlaws ſchon zwei Wochen in dem Lager vor Brescia geweſen waren, kam der Kaiſer. Der König zog ihm mit ſeiner Macht entgegen, der König und der Kaiſer begrüßten ſich, und die Krieger des Kaiſers und die Krieger Wladiſlaws bezeigten einander ihre Freude.

Dann kamen die andern Züge.

Der König Wladiſlaw bat nun für die Bewohner von Brescia um Frieden. Der Kaiſer gewährte ihn. Die Bewohner von Brescia brachten Geſchenke, zahlten ſechstauſend Mark Silber, ſtellten Geiſſeln, und ſchworen, eine hinreichende Zahl von Kriegern mit dem Heere des Kaiſers gegen Mailand zu ſenden. Gegen dieſe Dinge nahm der Kaiſer die Stadt wieder in ſeine Gnade auf.

Nun kamen auch von den andern treuen Städten des lombardiſchen Landes Kriegesſchaaren herbei, und es kamen die treuen Lehensträger mit ihren Männern von den Burgen.

Als das ganze Heer verſammelt war, gab und verkündete der Kaiſer die Kriegesgeſetze. Sie waren ſtrenge, daß das Heer in Zucht erhalten werde, und ſiegesfähig ſei. Er ſprach zu den verſammelten Fürſten und Herren von ſeinem Stuhle: „Ihr ſehet, daß ich nicht Beute und Gewinn ſuche, noch Andern dieſe Dinge geſtatte; ſondern daß ich gekommen bin, um das Recht und den Frieden herzuſtellen. Ich kenne die Übel des Krieges, und habe ihn nicht aus Herrſchſucht und

Grauſamkeit begonnen. Wenn wir die Schmach von Mailand ertrügen, würde man nicht unſere Güte preiſen können, ſondern uns der Fahrläſſigkeit zeihen. Wir thun nicht Unrecht, ſondern wehren Unrecht ab, und ihr müſſet mit allen Kräften helfen. Wer den Kaiſer höhnt, höhnt euch, was dem Kaiſer entriſſen wird, wird euch entriſſen, daher werdet ihr eher Alles thun, als daß dieſe aufrühreriſche Stadt ſagen dürfe, ſie habe uns ausgeartet geſehen, und uns die Rechte und Ehren geraubt, welche unſere Vorfahrer errungen und behauptet haben. Daß aber Gerechtigkeit ſei, werde ich die Abgeſandten der Stadt Mailand, die ich vorgeladen habe, hier empfangen, und wenn die Stadt zur Erkenntniß gekommen iſt, und wenn ihre Vorſchläge angenommen werden können, dann iſt das Recht und der Frieden gewahrt.“

Die Fürſten und Herren riefen dem Kaiſer freudig zu, und gelobten, ſeine Weiſungen genau zu befolgen, und die Rechtsgelehrten des Lagers ſagten, es ſei gut, daß man eine ſolche Stadt nicht ungehört verdamme.

Es kamen die Abgeſandten der Stadt Mailand.

Sie ſprachen: „Die gute und getreue Stadt Mailand bringt der Hoheit des Kaiſers, welcher der König des italieniſchen lombardiſchen Bodens iſt, ihre Huldigung und ihre Unterwürfigkeit dar. Die gute und getreue Stadt Mailand hat nie die Rechte des Königs verhöhnt oder ſie verletzt. Der König hat das Recht, die oberſten Lehen zu verleihen, er hat das Recht, die Lehensträger zuſammen zu rufen, er hat das Recht, auf den Reichstagen Geſetze zu geben, er hat das Recht, Richter und Notare zu ernennen, ſeine Stellvertreter abzuordnen, und zu verlangen, daß ſein Heer im Lande verpflegt werde. Die gute und getreue Stadt Mailand hat das eifrige Verlangen, daß dieſe Rechte im aufrechten Beſtande ſind. Der fränkiſche König Karl hat die römiſche Kaiſerkrone von dem heiligen Vater empfangen. Er hat das longobardiſche Reich erobert, hat den longobardiſchen König entſetzt, und iſt ſelber der longobardiſche König geworden. Und dann ſind in ſpäter Zeit die Könige der Deutſchen die Nachfolger Karls geworden, ſie haben von dem heiligen Vater die römiſche Kaiſerkrone erhalten, und haben ſich zu Königen des lombardiſchen Landes gemacht. Aber die Könige waren ſelten in dem Lande, und die Herren in den Schlöſſern übten ihren Willen und ihre Gewalt. Da halfen ſich die armen Städte ſelber. Ihre Bürger ſammelten ſich Kenntniſſe und Mittel, ſchloſſen ſich an einander, führten mit Ausdauer die Waffen, daß ihnen die Herren nicht ſchaden konnten. Sie gaben ſich ſeither Satzungen, für die ſie ihr Leben einſetzten. So iſt es in vielen geworden, und ſo iſt es in der guten getreuen Stadt Mailand geworden. Und weil es ſo iſt, ſo ſollten ſie von der Wahl ihrer Könige nicht ausgeſchloſſen ſein, ſie ſollten auf den Reichstagen zu den Geſetzen mitwirken, und es ſollte ihnen gegen ihren Willen kein Stellvertreter des Königs, kein Richter, kein Notar, kein Konſul, kein Oberer geſetzt werden. Dem Könige werden die Mailänder dann ſtets reiche Geſchenke ſenden, ſie werden ihm ein hinreichendes Geld zur Beſtreitung der Landeskoſten geben, und ſie werden, wenn er im Lande iſt, zu ſeiner Hofhaltung und zur Verpflegung ſeines Heeres nach Kräften und nach Einſicht beitragen. Sie werden immer demüthige Unterthanen ſein, und die Fürſten ſeines Reiches mit großen Geſchenken und Ehrenbezeugungen bedenken, daß das Alles in Vollziehung kömmt.“

„So hängt ihnen todte Hunde um den Hals, und jagt ſie aus dem Lager,“ rief Friedrich, der Herzog von Schwaben.

„Richte nicht du allein,“ ſagte der Kaiſer.

Dann ſprach er zu den Abgeſandten: „Ihr habt recht geredet, da ihr geſagt habt, wie die Herrſchaft an die deutſchen Könige gekommen iſt. Ihr habt ſchlecht geredet, da ihr geſagt habt, wie ſie geübt werden ſoll. Den König wollt ihr wählen, der König ſoll Geſetze geben, die ihr wollt, der König ſoll Obere einſetzen, die ihr wollt, und der König ſoll empfangen, was ihr ihm gebet. Wer iſt dann der König? Ihr redet von der Hilfe, die ihr euch ſelbſt gewähren mußtet. Sind die Übel nicht entſtanden, weil die Macht der Könige zu ſchwach geübt wurde? Daher die wilden Kriege gegen die Herren im Lande, die Kriege der Städte unter einander. Sind die Kriege durch die Könige oder durch euch entſtanden? Ihr wollt frei von Bedrückung ſein, und bedrückt andere. Seid ihr nicht grauſamer gegen Lodi geweſen, als je ein fremder Kriegsmann? Meint ihr, ich habe vergeſſen, daß ihr bei meinem Heimzuge aus Rom mit denen von Verona im Einverſtändniſſe eine Brücke bautet, die unter meinem Heere brechen ſollte, und daß ihr mich in den Engpäſſen überfielet, damit ich umkomme? Meint ihr, ich habe vergeſſen, daß ihr Tortona, das ich zerſtört habe, ſogleich wieder hergeſtellt und in euern Bund gezogen habt, daß ihr meine getreue Stadt Pavia bekämpft und ihr einen Vorſteher von Mailand gegeben habt, daß ihr meinen Markgrafen von Montferrat bekriegt und ſeine Schlöſſer erobert habt, daß ihr Breſcia und Piacenza in euern Bund wider mich genommen habt? Und ſoll ich es vergeſſen, daß ihr vor meinen Ohren jetzt die Fürſten zu gewinnen ſtrebt, daß ſie euch zu Sinne ſind?"

Darauf antwortete einer der Geſandten: „Wir wiſſen nichts von dem Verrathe bei Verona, wir haben denen von Tortona, weil ſie baten, nachbarliche Hilfe geleiſtet, und haben uns gegen die, welche uns unterdrücken wollten, gewehrt. Wir ſind nichts anders als treue Unterthanen des Königs geweſen. Was die Kriege der Städte gegen einander betrifft, ſo iſt das in Freiſtaaten ſo, ſie haben ihre Liebe und ihren Haß für ſich."

„Du haſt das Wort geſagt," ſprach der Kaiſer, „ihr ſeid Freiſtaaten, und ein Freiſtaat iſt kein Unterthan. Iſt die Stadt Mailand die getreue, und bedarf ſie des Schutzes, ſo rufe ſie den des Königs, wie die andern treuen Städte gethan haben. Ihr habt hier Worte der Herrſchaft geſprochen, habt ihr nicht auch die der Unterwerfung?"

„Wir haben nach Auftrag die demüthigen Bitten der Unſern vor unſern König gebracht," ſagte der Abgeſandte.

„So ſind wir fertig," ſprach der Kaiſer. „Hochwürdiger Erzbiſchof von Mainz, wie nennt man das, was Mailand übt?"

„Empörung," ſagte der Erzbiſchof.

„Und du von Köln?" fragte der Kaiſer.

„Empörung," antwortete der Erzbiſchof von Köln.

„Und du von Trier?" fragte der Kaiſer.

„Empörung," antwortete der Erzbiſchof von Trier.

„Und ihr andern?“ fragte der Kaiſer.

„Empörung,“ riefen alle.

„So müſſen wir mit unſerm Heere weiter vorgehen, ob die von Mailand andern Sinnes werden,“ ſagte der Kaiſer, „ihr Abgeſandte aber gehet von hinnen. Hocherlauchter König von Böhmen, erlauchter Herzog von Öſterreich, ich bitte euch, befehlet Männer aus euern Heeren, welche dieſe da ungefährdet aus dem Lager bringen.“

Der König von Böhmen ſandte zu Witiko, der Herzog von Öſterreich zu Kuenring.

Beide kamen mit Schaaren, und führten die Abgeſandten Mailands hinweg.

Und von dieſem Augenblicke an wurde der Zug gegen Mailand gerüſtet.

Wladiſlaw, der König von Böhmen, brach zuerſt ſein Lager ab, und war mit ſeinen Männern an der Spitze des Heeres.

Man zog im Anfange nach Blanconuga, und von dort zog man gegen Caſſano, wo die große Brücke über den Fluß Adda war. Da die Heere an den Fluß gekommen waren, ſahen ſie, daß die Brücke zerſtört worden ſei, und die Kundſchafter ſagten, es ſeien ſchon vor langer Zeit auch alle andern Brücken in der Gegend hinweg genommen worden.

Der Kaiſer lagerte alſo an der zerſtörten Brücke, und tauſend Schritte von ihm abwärts lagerte der König von Böhmen, ſein Bruder Diepold und der Biſchof Daniel. Die übrigen Fürſten und Herren hatten weiter rückwärts ihre Stellen.

Die Waſſer der Adda waren von Regengüſſen hoch angeſchwollen, und auf dem jenſeitigen Ufer waren von dem mailändiſchen Heere wohl über tauſend ſchwer geharniſchte Männer, und es war eine große Menge von Bogenſchützen und Schleuderern. Und wie Krieger von beiden Heeren ſich an den Ufern einander gegenüber zeigten, ſendeten die Mailänder Pflöcke, Lanzen, Pfeile, Lagerbolzen aus ihren Schleudergeräthen herüber.

Der Kaiſer verſammelte den Rath der Fürſten. Von der großen Brücke war nur der Theil zerſtört, der ſich an dem Ufer der Feinde befand. Es wurde beſchloſſen, von den Brückengegenſtänden, welche bei dem Zuge waren, und von dem Holze von Bäumen und Häuſern, und wo man es bekäme, das wieder herzuſtellen, was zerſtört worden war. Es ſollten Schleudergeräthe aufgerichtet werden, aus denen Wurfdinge auf die Feinde, die gegenüber wären, geſendet würden, daß unter dieſem Schutze leichter an der Brücke gearbeitet werden könnte. Indeſſen ſollte an dem Ufer eifrig geſpäht werden, ob ſich nicht eine Furth für die Reiter oder ſonſt ein günſtiger Umſtand für den Übergang entdecken ließe.

Am dreiundzwanzigſten Tage des Heumonates ritten Witiko, bei dem Urban und Mathias waren, dann Odolen, Weliſlaw, Bogdan, Sezima, Bohuš, Beneda und Bernard, der Sohn des Mannes Soběſlaw, zu dieſer Spähe.

Aber ſie konnten nichts entdecken.

An der Wieſe bei Corneliano, die nahe an dem Lager Wladiſlaws war, floſſen die Waſſer ruhiger.

Da ſagte Odolen: „Hier müſſen unſere Reiter hinüber ſchwimmen, dann nehmen ſie die Feinde in dem Rücken, und der unvergleichlichſte Sieg ſteigt von dem Himmel nieder."

„Mein Pferd trägt mich über das Waſſer," ſagte Witiko, „die Waldpferde ſchwimmen hindurch, und wenn die andern auch die Kraft haben, ſo könnte das geſchehen, was du ſagſt, und dann entſtünde die Freiheit, Brücken über den Fluß zu machen."

„Ich ſchwimme leicht hinüber," ſagte Weliſlaw.

„Ich auch, ich auch," riefen die andern.

„Und daß alle Reiter unſers Königs ſehen, daß es möglich iſt," rief Odolen, „reite ich auf der Stelle in den Fluß und ſchwimme hinüber. Ihr kündet es dem Könige, und zeigt es dem ganzen Heere."

Und da er dieſe Worte ſprach, ſahen ſie in dem Fluſſe etwas ſchwimmen wie ein lebendes Weſen. Es wurde bald der Kopf eines Pferdes ſichtbar, und mit dem Pferde waren nackte Arme und Glieder eines Menſchen verſchlungen. Beide kamen näher, und nach kurzer Friſt ritt ein nackter Mann auf einem goldhellen Pferde das Ufer hinan mitten in die Männer hinein.

„Wolf," rief Witiko.

„Ich habe mir ein Pferd geholt," ſagte Wolf, der auf dem Thiere ſchlotterte, „es wird doch jetzt mir gehören. Da ſind Reiter geweſen, und haben ihre Pferde an Bäume gebunden, und ſind der Kurzweil nachgegangen, und da habe ich mein Gewand ausgezogen, bin hinüber geſchwommen, und habe ein Pferd genommen."

„Wo ſind die Reiter?" fragte Bohuš.

„Weiter oben, ich bin herab geſchwommen, daß ſie mich nicht mehr ſehen,“ ſagte Wolf.

„So ziehe deine Kleider an,“ ſprach Witiko.

„Wenn mir einer das Pferd hält, daß ich ſie ſuche,“ ſagte Wolf.

„Ich halte dir das Pferd,“ ſprach Mathias.

Wolf ſprang jetzt herunter.

„Du herrlicher Gauch,“ ſagte Odolen, „du haſt gethan, was wir thun ſollen, und was ich jetzt thun werde, du ſollteſt ein Ritter ſein.“

Und nach dieſen Worten ritt er ſchnell in den Fluß, und ſein Pferd begann zu ſchwimmen. Bernard und Bohuš folgten ihm. Bohuš kehrte wieder um.

„Zu dem Könige,“ rief Witiko.

Und er ritt im ſchnellſten Roſſeslaufe zu dem Zelte des Königs. Die andern folgten ihm.

Da er in das Gezelt getreten war, ſaß der König mit ſeinem Bruder Diepold und dem Biſchofe Daniel bei dem Mittagmahle.

„Witiko, Welislaw, Sezima,“ rief er.

„Hoher König,“ rief Witiko, „eine Furth iſt nicht da; aber Odolen ſchwimmt eben mit ſeinem Pferde durch den Fluß, um allen unſern Reitern zu zeigen, daß ſie hinüber ſchwimmen können.“

„Odolen,“ rief der König.

Er ſprang von ſeinem Sitze auf, eilte aus dem Zelte und zu dem Fluſſe. Diepold, Daniel und die Andern folgten ihm. Von den Begleitern Witiko's war die Sache in dem

Lager ausgerufen worden, und viele Krieger und ſelbſt die Prieſter Daniels eilten herzu.

Sie ſahen noch den ſchwimmenden Odolen und den ſchwimmenden Bernard. Bald war es ihnen, als ſei in den Fluthen das Pferd oben, bald der Mann. Aber die Schwimmer erreichten das Ufer, und ritten über dasſelbe hinauf.

„Was ein Mann kann, das kann auch ein zweiter,“ rief der König, „und das können viele und tauſende. Rühret die Reiterpauken zur Sammlung.“

Ein Jubelruf der Krieger antwortete dem Könige auf dieſe Worte.

Alle eilten in das Lager, und es ertönten die Pauken.

Witiko ritt zu den Seinigen, und ließ das Reiterhorn der Sammlung ertönen. Und als die Reiter gerüſtet in Ordnung ſtanden, ſprach er: „Brüder und Freunde, es iſt keine Furth in dem Fluſſe, Odolen, der Sohn des Stiz, und Bernard, der Sohn des Soběſlaw, ſchwammen mit ihren Pferden durch das Waſſer, und der König und ſeine Reiter werden hinüber ſchwimmen. Ich thue desgleichen, und rufe zu euch: wer es weiß, daß ſein Pferd hinüber ſchwimmen kann, der folge mir, wenn er will.“

„Ich ſchwimme mit,“ rief Mathias.

„Ich ſchwimme mit,“ rief Urban.

„Ich ſchwimme mit,“ rief Max Albrecht.

„Ich ſchwimme mit,“ rief Wolf, der nun im Kriegsgewande auf ſeinem geraubten Pferde herzu ritt.

„Unſere kleinen Roſſe ſchwimmen oft zum Spiele über die hohe Moldau auf gute Weiden hinüber,“ rief Philipp, der Steiger.

„Ich ſchwimme mit,“ rief Auguſtin.

„Ich ſchwimme mit, ich ſchwimme mit,“ riefen alle Männer.

„Alſo zu den Reitern des Königs, und mit ihnen und dem Könige durch das Waſſer, und dann mit Gottes Hilfe auf die Feinde,“ rief Witiko, „blaſet zum Zuge.“

Und es ertönte das Horn zum Zuge, und Witiko ritt mit ſeinen Reitern zu dem Könige.

Dort erſchollen noch immer die Pauken, und es ſammelten ſich die Männer. Der König ritt gerüſtet zu ihnen, und rief: „Ihr wißt, was Odolen und Bernard gethan haben. Mir wäre es Schmach, wenn ich hinter ihnen zurückbliebe, und wer ſo iſt, wie Odolen, der folge mir zur Vernichtung der Feinde.“

„Heil Wladiſlaw,“ riefen die Reiter.

Und die Pauken tönten die Zugbereitſchaft, der König ſtellte ſich an die Spitze, und die Reiter ritten auf die Wieſe. Und von der Wieſe ritt der König zuerſt in das Waſſer, gleich nach ihm Diepold, dann Weliſlaw, dann Zweſt, dann Beneda, Předbor ſprang mit ſeinem Pferde hinein, daß der Schaum emporſchlug, Kochan war eines Satzes drinnen, Bogdan auch, Witiko ſuchte eine Stelle, und ritt an der Spitze aller ſeiner Waldreiter hinein, ſo auch Rowno mit den Seinigen, Diet von Wettern, der von Prachatic, Oſel mit ſeinen Söhnen, und ſo alle aus dem Walde. Sogar die älteren Führer und Lechen blieben nicht zurück, und die Reiter drängten ſich nach, daß kein einziger in dem Lager war. Und bald war die weite rinnende Fläche mit ſchwimmenden Pferden und Männern bedeckt, die Thiere arbeiteten und ſtrebten dem Ziele zu, die Männer ſuchten ſich zu erhalten, und ſogar die Thiere zu lenken. Sie wurden auseinander getragen, und viele trieben in den Wogen hinunter. Dann erreichten zuerſt einige das Ufer, dann mehrere, dann wieder mehrere, bis der Fluß leer war. Sie ritten auf feſten Grund, und ordneten ſich nach dem Schalle der Pauken und Hörner zu ihren Zeichen. Die nicht da waren, auf die konnte nicht gewartet werden.

Wladiſlaw ließ ſie an dem Waſſer aufwärts reiten.

Bald waren ſie bei den Feinden. Dieſe waren nicht in Kampfesbereitſchaft. Die Reiter ſtürzten gegen ſie, umringten ſie von allen Seiten, tobten mit ihren Waffen gegen ſie, und tödteten eine große Zahl, und nahmen viele gefangen. Von beiden Theilen ſtieg das Geſchrei gegen den Himmel, von den Böhmen ein freudiges über den Sieg, von den Mailändern ein jammerndes über das unvermuthete Unheil.

Die Krieger in dem Lager des Kaiſers hörten das Getümmel und das Rufen, und eilten an das Waſſer. Sie meinten, es ſeien Hilfsſchaaren zu den Mailändern gekommen; als ſie aber den Schall der Reiterpauken der Böhmen erkannten, und ſahen, wie dieſe ihre Gegner niederſtürzten, erhoben ſie ein Jubeljauchzen über einen ſolchen Sieg und über das Wunder, wie man durch das reißende Waſſer habe gelangen können. Der Kaiſer kam ſelber an den Fluß, und ſah, was auf dem Ufer der Feinde geſchah. Und die Nachricht ging in alle andern Lager, und von allen Seiten kamen Krieger herzu.

Als die Mailänder ſich in die Flucht wendeten, beſah

Wladiſlaw ſeinem Bruder Diepold, ſie mit einer großen Zahl erleſener Reiter zu verfolgen. Er begab ſich mit den übrigen Männern zu der Brücke, und ſie begannen eifrig zu arbeiten, um die Brücke wieder herzuſtellen. Der Kaiſer ließ auf ſeiner Seite auch mit allem Nöthigen an das Werk gehen. Aber es kam die Finſterniß der Nacht, und die Brücke war noch nicht fertig. Diepold kehrte mit ſeinen Reitern zurück. Nun arbeiteten die Männer, ein Lager mit Gräben und Wällen zu befeſtigen. Die Reiter des Waldes, welche mit Witiko an dem Zuge Diepolds Theil genommen hatten, gruben nun eifrig mit Schaufeln in den Gräben, daß das Lager bald fertig werde. Dann ſtärkten ſie ſich durch Speiſe und Trank, und brachten die Nacht unter dem freien Himmel zu.

In der Finſterniß ſah man Dörfer, Häuſer und Schlöſſer brennen.

Bei dem erſten Lichte des Morgens begannen ſie und die Männer des Kaiſers wieder an der Brücke zu arbeiten. Da kam die Nachricht, daß das Heer der Mailänder, welches von Gorgonzola zur Vertheidigung der Brücke abgeſchickt worden war, heranziehe. Der König berief einen Rath, und es wurde beſchloſſen, daß man den Feinden, ſo weit man könnte, entgegen gehen wolle. Eine erleſene Schaar von Reitern wurde vorausgeſendet, um die Lage und die Zahl der Feinde zu erkunden. Sie ſtießen auf ein großes Heer der Mailänder, und begannen ſogleich den Kampf, die Mailänder ſtritten ſehr tapfer. Zweſt, ein ſehr geehrter Mann, der Župan von Melnik, ſank zum Tode getroffen von ſeinem Pferde. Gegen den edlen Lechen Diwa ſprengte ein ſtarker Mailänder an, und ſchlug ihn an der Stirne zu Tode; aber ſein Schweſterſohn Bernard ſtürmte an den Mailänder, und ſpaltete ihm das Haupt. Und wie Odolen geſtern durch die Fluthen gedrängt hatte, ſo drängte er heute in die Feinde. Weliſlaw ging mit ſeinen Männern vorwärts, Předbor mit den ſeinigen auch, Božebor kämpfte, als wollte er ſich die Hoheit der Krone erkämpfen. Kochan und Bogdan thaten, was ſie in der Verſammlung in Prag geſagt hatten. Die Reiter des mittäglichen Waldes waren wie in den früheren Kriegen an der rechten Seite der Schaaren, und wie die Fußgänger des Waldes auf dem Wyſoka geſchloſſen vorwärts gegangen waren, ſo gingen jetzt die Reiter auf ihren kleinen Roſſen dicht nach vorn, und wie Sifrid von Milnet geſagt hatte, daß ſie den Schaaren Wratiſlaws keinen Grashalm gelaſſen hätten, ſo ließen ſie jetzt den Mailändern keinen. Witiko war an ihrer Spitze, und gab mit ſeiner hellen Stimme die Befehle, und die Männer ſahen öfter auf ſeine blauen Augen. Und Rowno und die andern gingen gleichmäßig mit Witiko vorwärts. An der linken Seite der Waldreiter war nicht mehr der alte Bolemil in ſeiner Senfte, zu der einſt kein Krieger einen Feind hatte nahen laſſen; aber es waren ſeine Enkel und Urenkel da, und ſie ließen wie die auf dem Wyſoka ihren Platz den Mailändern nicht. Links von ihnen waren Moyſlaw und Radoſta, die Söhne Lubomirs, und es waren ihre Söhne und Sippen und die Sippen und Männer von Daudleb. Links von dieſen waren die Sippen Wšebors, und kämpften, als ob die Augen ihres uralten Wladyken bei ihnen wären. Und diejenigen Reiter Wladiſlaws, welche zurückgeblieben waren, kamen nun herzu, und das an der Zahl der Männer ſo ungemein überlegene Heer der tapferen Mailänder begann zu wanken, und gerieth endlich in die Flucht. Die Reiter Wladiſlaws verfolgten ſie, ſo weit ſie konnten, und die Mailänder erlitten eine Niederlage, wie ſie wenige erlitten hatten. Als die Reiter zurückkehrten, führten ſie viele Gefangene mit ſich, darunter ſiebenzig ſehr vornehme Männer.

Nach dieſem Kampfe konnte aber noch keine Ruhe kommen; denn der König arbeitete mit einer großen Zahl ſeiner Männer an der Brücke. Andere ſeiner Männer ſuchten durch Flöſſe und Bäume eine zweite Brücke für ihre Fußgänger herzuſtellen.

Die Brücke bei Caſſano wurde endlich fertig. Der Kaiſer war der erſte, welcher hinüber ritt. Er ritt zu dem Könige Wladiſlaw, welcher ihn ſtehend erwartete. Als er bei dem Könige angekommen war, ſtieg er von dem Pferde, und ſchloß den König in ſeine Arme. Die Krieger erhoben einen Jubelruf.

Und hinter dem Kaiſer drängte ſich das Heer auf der Brücke.

Als der Biſchof Daniel dieſen Sieg des Königs Wladiſlaw erfahren hatte, beſchloß er zu ihm zu eilen. Er ging auf die Brücke. Viele aus ſeinem Lande ſtrebten zu den Ihrigen hinüber. Ihr Ungeſtüm vermochte niemand zu bändigen, und es wurden Verwirrungen, Stockungen und Verwundungen. Man ſagte, die Brücke werde brechen. Daniel verweilte aber auf derſelben. Er ſpendete Verwundeten, die er traf, kirchlichen Troſt, und kam glücklich zu dem Könige. Sie begrüßten ſich, Daniel ſegnete den König des Sieges willen, der König dankte, und beide Männer ſprachen Worte der Freude. Nur Eines war ſchmerzlich, da die Nachricht kam, daß Mladorla, der Schildträger des Biſchofs, unter den Todten ſei.

Die Brücke des Kaiſers brach, und manche verloren ihr Leben. Man arbeitete neuerdings, den Schaden wieder gut zu machen.

Auf der Brücke der Böhmen wollten die Führer den Übergang leiten; aber auch hier herrſchte die Begierde, die Brücke brach, und viele gingen zu Grunde.

Man ſchritt wieder an die Ausbeſſerung.

Am fünfundzwanzigſten Tage des Heumonates gingen die letzten Theile des Heeres über den Fluß Adda.

Wladiſlaw ſorgte für die Todten und Verwundeten, ordnete ſeine Schaaren, dankte denen, die mit ihm über den Fluß geſchwommen und denen, die nachgekommen waren. Er nahm manchen Mann bei beiden Händen, ſo Odolen, Bernard, Weliſlaw, Witiko. Dann gönnte er dem Heere eine kurze Ruhe.

Die kirchlichen und weltlichen Fürſten des deutſchen Reiches, ſo wie treue vornehme Männer des lombardiſchen Landes kamen zu dem Könige Wladiſlaw, und brachten ihm ihre Ehrerbietung über ſeine Thaten dar, und prieſen die Thaten ſeiner Männer. Es kamen die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, es kam Heinrich, der Herzog von Öſterreich, es kam Friedrich, der Herzog von Schwaben, es kam Konrad, der Pfalzgraf am Rhein, es kam Heinrich, der Herzog von Kärnthen, es kam Ludwig, der Landgraf von Thüringen, Berthold, der Herzog von Zähringen, der Markgraf von Montferrat und Andere.

Witiko brachte ſeine Männer in die Verbindung, in der ſie auf dem Zuge bis zu der Adda geweſen waren. Dann dankte er den Reitern für das, was ſie gethan hatten, wie er ſeinen Männern in dem mähriſchen Kriege nach den Schlachten gedankt hatte. Die Verwundeten ließ er in gute Obſorge bringen. Dann ſammelte man die Namen der Männer, die fehlten. Witiko leitete die Forſchungen ein, um, wie es nur immer geſchehen könnte, ihr Schickſal zu ergründen, damit er es in der Zeit den Ihrigen melden könnte. Vor ſeinem Gezelte war das roſenrothe Banner, welches Wladiſlaw den Waldleuten gegeben hatte. Als die Ordnung hergeſtellt war, zündete man Feuer an, um Speiſen zu bereiten.

In dieſer Zeit kam Heinrich, der Vater Bertha's, zu Witiko in das Gezelt. Er redete von dem Siege des Königs Wladiſlaw, und lobte, was Witiko gethan hatte, und Witiko freute ſich mit ſeinem Schwiegervater. Es kam auch Gebhart, der Bruder Heinrichs, und pries die zwei Tage. Es kamen noch Heinrich von Oſtering, dann der Ritter vom Kürenberge, Udalrich von Marbach, Werinhard von Brun, Chunrad von Aſparn, Hartung von Ruhenegk, Marchard von Hintberg, Wolfſtrigil von Stein, Thiemo von der Aue, es kamen Wolfgang von Ortau, Rudolph von Bergheim, Hans vom Wörthe und Adalbert von der Au. Sie jubelten über den Ruhm, den Witiko's Thaten verdienten, und Thiemo ſchloß ihn in die Arme und rief: „Du biſt faſt ſo tapfer, wie wir in der alten Zeit geweſen ſind, nur nicht ſo luſtig. Und das iſt Schade. Wenn alle, die da ſingen und ſagen, von euerm Ritterkönige ſingen und ſagen werden, von Odolen, von

Bernard, von dir, von Weliſlaw, und von andern, deren Namen ich nicht ausſprechen kann, ſo werden ſie von dir nicht ſagen können, er war fröhlich und ausgelaſſen wie die Blume der Ritter, und das herrliche Bildwerk iſt dann nicht vollendet.“

„Ich bin ein ländlicher Mann,“ ſagte Witiko, „und ſtehe weit hinter dir, Thiemo, und von mir wird niemand ſingen und ſagen.“

„Wie weißt du das?“ ſprach Thiemo. „Von uns allen werden ſie ſingen und ſagen: von dem zierlichen Degen, dem Kaiſer Friedrich mit dem rothen Barte, von dem Könige von Böhmen, von dem erlauchten Herzoge von Öſterreich, und von dem von Kärnthen und Dalmatien und Zähringen und Schwaben und von den Fürſten und Biſchöfen und Erzbiſchöfen, und was ſo da iſt. Und von uns und von dem berühmten Kriege gegen die Mailänder werden die Menſchen bis zu dem letzten Gerichte Gottes reden, und wir andern, Rudeger, der Degen, und die Chuenringe, und ich und alle werden bei Mailand ſchon auch etwas thun, das der Rede werth iſt. Und in eurem Lager iſt ja ſchon ein frommer friedfertiger Mann, der Alles aufſchreibt, was gethan wird, Vincentius, der der Schreiber eures Biſchofes iſt. Der fromme Mann iſt, da die Gefahr auf der Brücke war, von ihr weg bei uns vorüber zu dem Herzoge von Kärnthen gegangen, und hat die Nacht dort gewartet.“

„Nach meiner Hoffnung, Witiko, wird unſer Herzog ſorgen,“ ſagte Marchard von Hintberg, „daß wir Öſterreicher nicht zu weit zurückſtehen. Wir haben noch den Weg nach Mailand, und wir haben die Arbeit vor Mailand.“

„Ihr werdet wohl Größeres thun als wir," ſagte Witiko, „die wir über einen brückenloſen Fluß ſchwammen, weil wir ſchwimmen können, die wir uns wehrten, da Mailänder daher kamen."

„Und in dem Lager des Kaiſers wird wohl auch vergönnt ſein, zu wirken," ſagte Wolfgang von Ortau.

„Und des Herzog von Schwaben," ſagte Hans vom Wörthe.

„Und des von Zähringen," ſagte Adalbert von der Au.

„Wir werden noch alle genug erhalten, ihr aus Franken und Schwaben und Burgund und wir aus Öſterreich," rief Thiemo von der Aue, „der Kaiſer ſcheint nicht darnach angethan, uns ohne Arbeit zu laſſen, daß wir Kurzweil treiben wie heute."

„Gehabe dich wohl, Witiko," ſprach Marchard von Hintberg, „vielleicht iſt doch vor Mailand eine Stunde, in der wir uns wieder ſehen."

„Es wird mir eine Freude ſein, dich zu ſehen, Marchard, und, wenn es ſein kann, komme ich in euer Lager," ſagte Witiko.

„Du brüderlicher Mann," ſagte der Ritter vom Kürenberge, „wenn wir einmal graue Haare haben, werden wir mit Bechern bei einander ſitzen, und von der Vergangenheit reden und ſingen; jetzt jagen wir fröhlich in die Gegenwart."

„Und ſei uns allen ein Freund, wie wir deine Freunde ſind," rief Heinrich von Oſtering, „und gehabe dich wohl, und komme, wenn Alles aus iſt, bald wieder in unſer Oberland, das jetzt ein Stück luſtigen Öſterreichs iſt, und betrachte ſein Getreide und ſein Obſt, du magſt nun zu den Eltern deiner Gattin auf die Burg Schaunberg bei der Stadt Eferdingen gehen, oder ein wenig links davon nach Oſtering oder auf den Kürenberg. Und wir werden wohl wieder auch in deinen Wald kommen, und da eure Berge und Schluchten und Waſſer und Felſen betrachten."

„So können wir thun, wenn wieder der Frieden iſt," ſagte Witiko.

„Und ſo gehabe dich wohl," ſprach Heinrich von Oſtering.

„Gehabe dich wohl," riefen die Andern.

„Gehabt euch wohl," ſagte Witiko.

„Und ſie entfernten ſich, und begaben ſich in ihre Lager.

Und als die Heere ſich durch eine kurze Ruhe und durch Nahrungsmittel erquickt hatten, zog der Kaiſer noch an dieſem Tage vor die Beſte Trezzo, um ſie zu belagern.

Am fünften Tage der Belagerung mußte ſich die Beſte ergeben.

Von da zog das Heer nach Lodi. Dort lagerte es. Der Kaiſer lagerte in den Trümmern der Stadt, die von den Mailändern zerſtört worden war. Die roſenrothen Banner des Königs Wladiſlaw ragten auch von dieſen Trümmern empor. Die andern waren weithin an dem Lambro ausgebreitet.

Hier hielt der Kaiſer mit dem Könige Wladiſlaw und den Fürſten einen Rath, um den Zug gegen Mailand zu ordnen.

In dieſe Verſammlung kamen Abgeſandte derer, die Lodi bewohnt hatten, und flehten den Kaiſer um Hilfe an.

Der Kaiſer ſagte, es werde ihnen geholfen werden.

Dann kamen auch noch einmal Abgeſandte von Mailand, welche unter dem Schutze des Kaiſers zugelaſſen wurden.

Sie ſprachen vor der Verſammlung: „Die Stadt Mailand ſendet dem hocherhabenen Kaiſer die unterhänige Verehrung. Die Stadt Mailand möchte den Frieden aufrecht erhalten, und daß der Frieden bleiben könne, will die treue Stadt Mailand unterwürfig ſein, ſie will die Hoheit des Kaiſers unverbrüchlich ehren, und dem Kaiſer die volle Genugthuung leiſten.“

Der Kaiſer fragte: „Bringet ihr die unbedingte Unterwerfung, oder habet ihr Bedingungen in Bereitſchaft?“

Die Abgeordneten antworteten: „Wir bringen zuerſt die Unterwerfung, dann werden die erſcheinen, welche die Bedingungen bringen.“

„Und was ſprechen die Herren, die in dem Rathe ſind?“ fragte der Kaiſer.

Berthold, der Herzog von Zähringen, ſagte: „Wenn Mailand eine giltige Bürgſchaft gibt, daß es die volle Genugthuung leiſten wolle, ſo könnte wohl der Frieden wieder hergeſtellt werden.“

„Es muß eine vollſtändige Gewähr gegeben werden,“ ſagte der Herzog von Kärnthen.

Konrad, der Pfalzgraf am Rheine, ſprach: „Sie ſollten unverzüglich verkündigen, welche Gewähr ſie für die volle Genugthuung bieten, und dann möge beſchloſſen werden, ob die Gewähr anzunehmen iſt oder nicht.“

„Wir ſollten Alles thun, den Frieden zu errichten, und das Blutvergießen zu enden,“ ſagte der Biſchof von Eichſtädt.

„Und du ſprichſt nicht, erlauchter König von Böhmen?“ fragte der Kaiſer.

„Ich hätte ſpäter geſprochen,“ antwortete Wladiſlaw, „jetzt aber ſage ich: in dieſer Zeit kann eine volle Gewähr nicht gegeben werden. Sie hätte ſollen früher gegeben werden, oder ſie muß gegeben werden, wenn noch größerer Dinge geſchehen ſind.“

„Das iſt wahr, das iſt wahr,“ riefen mehrere Stimmen.

„Und es iſt auch der Wille gar nicht vorhanden, eine giltige Gewähr zu geben,“ ſagte der Markgraf von Montferrat.

„Sie geben keine,“ rief der Führer derer von Pavia.

Nun ſtand Anſelm, der Erzbiſchof von Ravenna, auf, und ſprach: „Es erlaube mir deine Hoheit, erhabener Kaiſer, daß ich zu denen, die geſendet ſind, und daß ich zu den erlauchten Fürſten einige Worte rede.“

„Rede,“ ſagte der Kaiſer.

Und Anſelm wendete ſich zu den Abgeſandten Mailands, und ſprach: „Ihr habt ſüße Worte in dem Munde, und den Fuchs in dem Herzen. In der Verſammlung von Brescia habet ihr Forderungen der Herrſchaft gemacht, ihr wolltet euch den König und die Obrigkeiten wählen, ihr wolltet euch Geſetze geben: und nun bringt ihr Unterwerfung. Seid ihr zur Erkenntniß gekommen, daß eure Forderungen ungerecht ſind? Und wodurch ſeid ihr zu der Erkenntniß gekommen? Ihr ſeid nicht zu ihr gekommen, oder ihr ſeid immer bei ihr geweſen, und habt nur nicht nach ihr gehandelt, ſondern habt Gewalt und Herrſchaft gewollt, und hättet gerne die Herrſchaft des Königs und Reiches über euch ferne gehalten. Ihr redet jetzt, wie ihr redet, um in der Gegenwart dem Übel zu entgehen, das euch droht. Warum habt ihr keine Bedingungen des Friedens bei euch? Daß Zeit vergeht, daß dem großen Heere in derſelben irgend wie Abbruch geſchehe, daß ſich etwas ereigne, das euch günſtig iſt, und wie es ſonſt noch in der Zeit ſein kann. Der erlauchte Markgraf von Montferrat hat geſagt: ſie wollen keine Gewähr geben, und die Weisheit des hohen Königs von Böhmen hat geſagt: ſie können keine geben. Und ſie können auch keine geben. Sie hätten ſie früher aus Gerechtigkeit geben müſſen, und ſie müſſen ſie ſpäter aus Ohnmacht geben. Ich rede zu euch, ihr hohen Herren der Verſammlung. Welche Bürgſchaft werden ſie geben, die gilt? Sie werden aus ihrem Reichthume viel Gold darbringen, ſie werden ſich Allem, was der hocherhabene Kaiſer verlangt, fügen, und werden verſprechen, alle ſeine künftigen Befehle zu befolgen, und ſie werden Geiſſeln ſtellen. Und wenn der Kaiſer ſeine Einrichtungen in dem lombardiſchen Lande gemacht hat, und wenn er ſeine Stellvertreter und ſeine Obrigkeiten eingeſetzt hat, wenn er dann über die Alpen zurückgekehrt iſt, wenn der Frieden geſichert ſcheint, und die Geiſſeln entlaſſen worden ſind: dann wird Mailand handeln, wie es früher gehandelt hat, es wird die Oberherrſchaft führen, wo es kann, es wird die kaiſerlichen Mahnungen nicht befolgen, und, wenn es auf Sieg hofft, den Kaiſer bekriegen. Wann hat Mailand ſeine Verſprechen gehalten? Ich rede nicht von früheren Kaiſern; ihr wißt, wie es war. Ich rede nur von dir ſelber, hocherhabener Herr. Hat nicht Mailand die treue Stadt Lodi zerſtört? Hat es nicht Como zerſtört, und die Bewohner gezwungen, außerhalb der Stadt zu leben? Hat es nicht die getreue Stadt Pavia mit ſchwerem Kriege überzogen? Und hat es auf deine Mahnungen Reue gezeigt? Nein. Als du verlangteſt, Lodi und Como ſollten wieder hergeſtellt werden, boten ſie dir viertauſend Mark, wenn du ihnen die Herrſchaft über dieſe Städte gewähreſt. Sie begehrten auf die Weiſe Herrſchaft über Andere ſogar von dir. Haben ſie vor vier Jahren ihr Verſprechen, dein Heer zu verpflegen, gehalten? Sie haben dich in eine Gegend, die ſchon ausgezehret war, geführt. Am erſten Tage fehlte es den Pferden an Futter, und in den zwei folgenden litt in Roſate das Heer Hunger. Die Mailänder hatten dort große Vorräthe, du boteſt ihnen dafür Bezahlung, und ſie verweigerten ſie. Das thaten ſie, als du mit einem großen Heere in dem Lande wareſt, was werden ſie thun, wenn du mit dem Heere ferne biſt? Hat dir nicht Tortona getrotzt, weil es mit Mailand im Bunde war, und auf deſſen Sieg hoffte? Und iſt es nicht, da du es zerſtört hatteſt, von Mailand wieder aufgebaut worden? Die Mailänder werden deine Hoheit nur ehren, wenn ſie nicht mehr anders können. Du mußt ihnen die Macht nehmen. Und ſelbſt dann, wenn ihnen nur ein Schein von Hoffnung zum Siege kömmt, werden ſie wieder gegen dich aufſtehen, und dich zu einem neuen Zuge gegen ſie zwingen. Mögeſt du nicht, wenn du einmal Güte gegen ſie üben ſollteſt, in einer Zeit erfahren, wie übel ſie angewendet war, und möge nicht einſt viel Blut die Sache heilen müſſen, die jetzt weniges heilet. Jetzt kann die Entſcheidung gebracht werden. Jeder Frieden, er ſei wie er wolle, ſchiebt ſie auf, und macht ſie ſchwer. Sie haben Gewalt geübt, ſo mögen ſie nun Gewalt erfahren. Mit dem Maße, mit dem ſie gemeſſen haben, ſoll ihnen wieder gemeſſen werden. So rede ich, der ich die Leute der Stadt Mailand und ihre Hoffnungen und ihre Wünſche und ihre Begierden kenne."

„Es iſt ſo," „ja ſo iſt es," „ſo iſt es," riefen viele Männer.

„Sie haben die wilden Forderungen geſtellt, da du ſchon die große Kriegsmacht gegen ſie führteſt, und ſie ſagen die demüthigen Worte, um Alles zu verwirren. Ihre letzte Waffe muß zerbrochen werden, daß ſie nicht mehr ſchaden," rief Friedrich, der Herzog von Schwaben.

„Sie haben immer Tücke geübt, und zu uns kam ſehr oft die Kunde," ſagte Heinrich, der Herzog von Kärnthen."

„Und ſie haben Grauſamkeiten geübt, wie ſie die Heiden in den alten Zeiten nicht geübt haben. Um uns herum, wie wir verſammelt ſind, ſtehen die Überreſte der Stadt Lodi, einer Stadt des nämlichen Landes wie Mailand, einer Schweſter von Mailand, die ſie zerſtört haben. Die traurigen Trümmer ſehen zu dem blauen Himmel empor, und ſchreien zu dem Himmel um Rache, und zerreißen uns das Herz," ſagte der Biſchof von Würzburg.

„Und ſo ſind auch die Trümmer von Como, und von mancher Kirche und von manchem Schloſſe und von mancher Veſte, die dem Kaiſer treu war, und ſo wären die Trümmer von Pavia, wenn ſie die Stadt erobert hätten," rief der Führer von Pavia.

„So iſt es, ſo iſt es," riefen mehrere Männer.

Heinrich, der Herzog von Öſterreich, ſprach: „Sie bringen nur Worte, und wollen durch Lockungen von dem Wege abführen. Ich denke, wir ſollen auf ihm zur Entſcheidung gehen, wie wir ſie erſtreben.“

„Ja, wie wir ſie erſtreben, und wie ſie auch nur gerecht iſt,“ ſagte der Erzbiſchof von Mainz.

„Wozu wir ausgezogen ſind, und was wir erſtreben,“ ſagte Otto, der Pfalzgraf in Baiern.

„Der hocherhabene Kaiſer iſt dem Reiche und wir ſind den Ländern entfremdet, wenn wir durch Verhandlungen hingeſchleppt werden,“ ſagte Ludwig, der Landgraf von Thüringen.

„Zur Entſcheidung,“ riefen mehrere der Herren.

„Und was iſt die Folge des Beſchluſſes?“ fragte der Kaiſer.

„Der Bann,“ ſagte der Erzbiſchof von Mainz.

„Der Bann,“ ſagte der Erzbiſchof von Trier.

„Der Bann,“ ſagte der Erzbiſchof von Köln.

„Der Bann,“ ſagten die Herzoge und Biſchöfe und Fürſten.

Dann ſprach der Kaiſer zu den Abgeſandten von Mailand: „Ihr habt den Krieg gegen mich dem Gehorſame für meine Worte vorgezogen, und mich zu dem Zuge nach Italien genöthigt. Ihr ſeid mir mit aufrühreriſchen Forderungen entgegen gekommen, und habt dann die Waffen gegen mich gebraucht. Es iſt ſehr viel Blut vergoſſen worden, und daß es nicht ungerecht vergoſſen worden iſt, muß vollendet werden, was begonnen worden iſt. Wir führen den Krieg weiter, den ihr erhoben habt, und wir ſchließen die Empörung, in der ihr verharren wollt. Und ſo banne ich mit der Zuſtimmung der Fürſten und der Herren des Reiches eure Stadt.“

Und er warf nach dem Brauche ſein Scepter auf die Erde.

Dann ſprach er zu den Abgeſandten: „Verkündiget dieſes denen, die euch geſandt haben, und ſagt ihnen, wir werden die Geſetze des Friedens bei ihnen machen, daß er daure. Jetzt entfernt euch.“

Die Abgeſandten verließen die Verſammlung.

An dem folgenden Tage, dem fünften des Erntemonates, ging das Heer in ſieben Zügen gegen Mailand. Den erſten Zug führte Konrad, der Bruder des Kaiſers, der Pfalzgraf am Rheine. Den zweiten Zug führte Friedrich, der Herzog von Schwaben, den dritten Wladiſlaw, der König von Böhmen, den vierten Heinrich, der Herzog von Öſterreich, den fünften der Kaiſer, den ſechſten Otto, der Pfalzgraf in Baiern, den ſiebenten Friedrich, der Erzbiſchof von Köln.

An dieſem Tage ritt Eckbert, der Graf von Pütten, mit fünfhundert Reitern und einem Gefolge bis nahe gegen Mailand. Aber da es Abend wurde, und da er der Gegend unkundig war, ritten mailändiſche Schaaren gegen ihn aus der Stadt, erreichten ihn, und beſiegten ihn, und er verlor ſein Leben. Die Mönche der Abtei Chiaravalle begruben ihn. In dem Heere entſtand Trauer um den Mann, weil ſie ihn als ſehr edel und tapfer geachtet hatten. Der Kaiſer aber gab das Geſetz, daß keiner Anordnungen treffe, als unter dem Befehle des Feldherrn, es ſei denn, daß er zum Kampfe gezwungen würde.

Am ſechſten Tage des Erntemonates zog das Heer vor die Stadt.

An der Spitze des Zuges waren die Lagermeiſter, dann kamen die Träger der kaiſerlichen Adler und die, welche mit Zinken und Pauken, mit Pfeifen und Hörnern, mit Poſaunen und Flöten kriegeriſche Töne erſchallen ließen. Dann kam das Heer. Es ſang Lieder zu den Tönen des Krieges. Dann waren die Kriegswerkzeuge und die Wägen und Säumer mit den Habſchaften. Dann kam der Troß.

Die Mailänder waren auf den Mauern ihrer Stadt, und ſahen das Heer kommen.

Und als das Heer vor der Stadt angekommen war, ſchauten die Augen aller Männer auf ſie. Sie ſahen, daß ſie ſehr groß und mit ſehr ſtarken Befeſtigungen umgeben ſei.

Der Kaiſer befahl nun, daß man ſich vor der Stadt lagere, und die Lager mit Gräben und Wällen und Verrammlungen umgebe. Die Krieger und alle die Leute, die herbei genommen worden waren, begannen nun ſofort die Arbeit. Die Feinde in der Stadt ſahen auf dieſes Beginnen, ſtörten es aber nicht.

Mit ſieben großen Lagern war noch an dem nämlichen Tage die Stadt umgeben.

Der Kaiſer lagerte um die Allerheiligenkirche faſt in der Richtung gegen den Morgen von der Stadt. Wladiſlaw ſtellte in der Richtung zwiſchen Morgen und Mitternacht ſeine Gezelte mit ſeinem Bruder Diepold und dem Biſchofe Daniel in dem Kloſter des heiligen Dionyſius und um dasſelbe herum auf. Etwas weiter von ihm entfernt gegen den Abend hin ſtanden die Gezelte Konrads, des Pfalzgrafen am Rheine und Friedrichs, des Herzogs von Schwaben. Sie ſtanden neben einander, weil ſie Gezelte von Verwandten waren. Im Mittage von dem Kaiſer waren die andern Fürſten. Der Erzbiſchof von Köln war bei der Kirche des heiligen Celſus in der Richtung zwiſchen Mittag und Abend von der Stadt. Weiter gegen Abend waren die, welche dem Befehle des Herzoges von Schwaben zugetheilt waren, der Markgraf von Montferrat und die aus Verona, Breſcia und Mantua. Dann waren die aus Vicenza, Pavia, Cremona, Como und andern Gebieten.

Witiko ordnete ſeine Leute in dem Theile des böhmiſchen Lagers, der ihm zugewieſen worden war, wieder in ein eigenes Lager. Die Obmänner mußten in der Mitte der Abtheilungen und unter ſich und mit Witiko in Verbindung ſein. Die Reiter waren an der rechten Seite der Fußgänger. Von ihnen rechts waren wieder andere Reiter des Waldes. Witiko hatte ſein Gezelt zwiſchen Fußgängern und Reitern. Alle Männer, beſonders die Reiter, mußten ſtets in Kampfesbereitſchaft ſein. Witiko ſorgte gleich nach der Errichtung des Lagers für Nahrung, und er traf die Obſorge, daß ſie in den folgenden Tagen nicht fehle.

So waren ſeine Männer nun in dem Lager um ihn, und harrten der Dinge, die da kommen ſollten. Und wie ſie einſtens von den Zinnen der Stadt Prag, die ſie vertheidigen ſollten, auf die Stadt und auf die Belagerer hinabſchauten, und ſich von der Stadt allerlei Dinge erzählten, ſo ſchauten ſie nun von dem Lager, von dem aus ſie eine Stadt gewinnen ſollten, auf die Stadt, und erzählten ſich von ihr und von dem Lande, in dem ſie waren, verſchiedene Dinge, die ſie während ihres Aufenthaltes in dem Lande ſchon erfahren hatten.

Gegen den Abend des erſten Tages kam Urban mit einem Boten in das Gezelt Witiko's, und der Bote ſagte, das Lager Konrads, des Pfalzgrafen, und das Friedrichs, des Herzogs von Schwaben, ſei überfallen worden, und der Pfalzgraf ſei in argen Nöthen, und bitte um ſchleunige Hilfe.

„Laßt alle Reiter auf die Pferde ſitzen,“ rief Witiko.

Urban eilte aus dem Gezelte, bald tönten die Zeichen des Hornes, und die Reiter ſetzten ſich in Bereitſchaft. Witiko beſtieg ſein Pferd, und ſtellte ſich an ihre Spitze.

Da kam auch der Befehl des Königs, mit ihm in das Lager des Pfalzgrafen zu reiten.

Witiko's Reiter ſchloſſen ſich mit andern Waldreitern denen des Königs an. Der König führte die böhmiſchen Reiter, und ſie ritten in der größten Schnelligkeit gegen das Lager Konrads. Und wie die Waldreiter gelernt hatten, durch Gebüſche und über Gebüſche hinweg zu reiten, ſo ritten ſie jetzt auch über die Verwallungen der Weingelände, über Umfriedungen der Gärten und über das Ungleiche und Ungewohnte des Bodens dahin. Der König brach unter dem Schalle ſeiner Pauken in das Lager Konrads. Die Pferde ſprangen an manchen Stellen über die Verrammlungen. Als die Männer Konrads den Schall der böhmiſchen Pauken hörten, erhoben ſie ein Freudengeſchrei, und kämpften ermuthigter und fröhlicher. Witiko führte ſeine Männer geſchloſſen in die Feinde. Der König eilte ihm voraus, und ſtürzte in ſie. Er brachte denen, die im Gedränge waren, ſchnell Hilfe, und kämpfte, und befahl. Er ſtieß mit ſeiner Lanze den Fahnenträger der Mailänder, Tazo von Mandello, zu Boden, und eben ſo den Vicegrafen Gerhard. Witiko drängte an die Seite des Königs, kämpfte und befahl auch, und die Reiter des Waldes waren mit ihren Waffen behende gegen die Mailänder wie ſonſt gegen die Bären ihrer Heimath. An der andern Seite des Königs waren Odolen und Weliſlaw und Kochan und Předbor und Bogdan. Sie drückten die Feinde rückwärts. Die Männer Konrads erhoben ſich auch zu erneuertem Grimme, und wie die Tapferkeit der Mailänder auch leuchtete, ſo mußten ſie doch weichen. Sie flohen gegen die Stadt. Der König verfolgte ſie. Odolen rief, man dränge mit den Mailändern in die Stadt. Es war im Gelingen; aber da kam die Finſterniß der Nacht, die den Mailändern zum Nutzen, den Böhmen zum Hinderniß ward. Der Kampf mußte enden.

Man ſorgte nun für die Verwundeten und Todten.

Manche Männer des Pfalzgrafen Konrad und manche des Königs Wladiſlaw hatten Wunden empfangen, und manche hatten ihr Leben verloren. In dem Morgengrauen brachten Reiter des Königs die entſeelten Körper der edlen Herren Mikus, Otto, Zweſtec und Herart in das Lager. Der Biſchof Daniel beſtattete ſie mit dem Beiſtande ſeiner Prieſter und in der Gegenwart des Königs und ſeiner Führer und vieler Krieger in der Abtei Chiaravalle, neben der Stelle, wo der Graf Eckbert von Pütten ruhte.

An dieſem Tage begannen die Mailänder an jenem Theile der Stadt, gegen welchen die Böhmen lagerten, die Befeſtigungen zu verſtärken. Sie verſchütteten dann die Thore mit Steinen, und ließen nur ein kleines Pförtchen an dem Thore frei, welches das neue Thor hieß.

Der Kaiſer berief die Fürſten zu einem Rathe. Manche waren bekümmert, wie man eine ſo große und wohlbefeſtigte Stadt werde einnehmen können.

Der Kaiſer ſagte: „Weil ſie ſo groß iſt, wird ſie bald in unſere Hände fallen. Sie braucht täglich ſo viele Dinge, daß bald Mangel in ihr ſein wird. Und weil ſie ſo viele Landleute in ſich aufgenommen hat, wird dieſer Mangel eher kommen als ſonſt. An uns iſt es nun, daß wir Alles, was in ſie gebracht werden könnte, ausſchließen, und daß wir, wenn die Mailänder hervorbrechen, ſie ſtets zurückſchlagen. Darauf, meine ich, müſſen wir unſern Rathſchluß faſſen.“

Wladiſlaw, der König von Böhmen, wurde zuerſt um ſeine Meinung gefragt. Er ſtimmte dem Kaiſer bei. Dann ſprachen die Erzbiſchöfe, die Herzoge und Fürſten die nämliche Meinung aus.

Darauf wurde berathen, wie man die Lager zur Umſchließung der Stadt ſtellen müſſe.

Die Lager wurden nach dem Beſchluſſe enger an einander gerückt, und der Kreis um die Stadt wurde kleiner. Zwiſchen den Lagern und in der Umgegend ſtreiften Schaaren, die Alles wegnahmen, was für die Stadt beſtimmt war. Die böhmiſchen Männer zerſtörten in der Umgegend Schlöſſer, machten Beute, und brachten Gefangene herein. Die Krieger von lombardiſchen Städten, gegen welche Mailand feindſelig geweſen war, übten Rache, und zerſtörten ringsum Felder und Gärten bis auf den Grund. Die Mailänder kamen oft heraus, und es waren an verſchiedenen Stellen Kämpfe. Aber ſie konnten den Kreis nicht durchbrechen oder zerſtören.

Außerhalb der Stadt war ein ſtarker Thurm, welcher der römiſche Bogen genannt wurde, weil die Sage war, daß die Römer einmal den Thurm zur Erinnerung ihrer Eroberung Mailands gebaut haben. Auf dem Thurme waren Mailänder mit Kriegswerkzeugen und Schleudergeräthen gegen die Belagerer aufgeſtellt. Die Zinnen des römiſchen Thores und des Tonſathores ſchützten den Thurm. Seit dem Beginne der Belagerung ſuchten die Männer des Kaiſers den Thurm zu gewinnen; aber ſie konnten nicht zu ihrem Ziele gelangen. Da ſtürmte eines Tages der Kaiſer das römiſche Thor und das Tonſathor, und andere Abtheilungen kämpften gegen den Thurm. Da mußten ſich die Männer des Thurmes ergeben.

Es war gleich darauf an dieſem Tage ein großer Kampf der Mailänder gegen die Böhmen an dem neuen Thore. Die Mailänder wurden zurückgetrieben.

Es entſtand auch noch an dem Tage ein erneuerter Kampf an dem römiſchen Thore.

An dem folgenden Tage, dem zwölften Tage des Erntemonates, ſendeten die Mailänder Boten in das Lager des Kaiſers, welche baten, daß man den Frieden verhandle. Der Kaiſer ließ ſich zur Nachſicht bewegen. Er ernannte zur Einleitung der Verhandlungen Peregrin, den Patriarchen von Aglei, Eberhard, den Biſchof von Bamberg, und Daniel, den Biſchof von Prag. Die Verhandler der Mailänder waren der Graf Guido von Biandrate, der Erzbiſchof Hubert von Pirovano, und die Conſuln.

Als die Verhandlungen eine Zeit gedauert hatten, wandten ſich die Mailänder auch um Berathungen und um Vermittlung an Wladiſlaw, den König von Böhmen. Er gewährte ihnen mit dem Willen des Kaiſers ihre Bitte. Er hielt über dieſe Angelegenheiten auch mit ſeinen Herren der Kirche und des Heeres Rath.

Nach dieſer Zeit berietḣen ſich die Mailänder auch mit dem Herzoge von Öſterreich, mit dem Erzbiſchofe von Köln, mit dem Biſchofe von Bamberg, mit dem Biſchofe von Prag, mit Otto, dem Pfalzgrafen in Baiern, und mit dem Kanzler Reinald.

Die Verhandlungen dauerten viele Tage.

An dieſen Tagen war Waffenruhe zwiſchen den Lagern und der Stadt. Aber in die Umgegend geſchahen noch verſchiedene Züge, es waren Verwüſtungen und mancherlei Kämpfe.

In dieſer Zeit kamen auch manche Männer aus den Lagern zu einander, und ſchloſſen Bündniſſe und Freundſchaften.

Witiko ging zu ſeinem Schwiegervater, Heinrich von Schauenberg, und zu dem Bruder desſelben, Gebhart von Stauf. Und dieſe kamen auch wieder zu ihm. Er ging zu ſeinen Freunden aus Öſterreich, und dieſe gingen zu ihm. Er wurde durch ſie zu Heinrich, dem Herzoge von Öſterreich, gebracht, und wurde von demſelben mit Achtung und Freundlichkeit aufgenommen. Er ging auch zu ſeinen Freunden in das Lager des Kaiſers, und dieſe gingen wieder zu ihm. Mit Weliſlaw, Odolen und den Andern im Lager des Königs wurde die Freundſchaft noch feſter geknüpft, als ſie früher geweſen war. Durch die Liebe des Königs von Böhmen zu ihm kam er vor das Angeſicht des Kaiſers und hoher Herren und Fürſten, und erhielt Ehren.

So ging die Zeit dahin.

Die Lager mußten aber immer in Bereitſchaft ſein, einen Überfall der Mailänder, den ſie etwa machen könnten, abzuwehren.

Als die Friedensverhandlungen beendet waren, meldeten die Fürſten dem Kaiſer die Zugeſtändniſſe der Mailänder, und den Mailändern die Forderungen des Kaiſers.

Wladiſlaw, der König von Böhmen, wurde zum Vermittler des Friedens beſtellt.

Die Bedingungen des Friedens waren in dreizehn Abtheilungen enthalten. Vincentius, der Kapellan und Schreiber des Biſchofes Daniel, ſchrieb ſie auf, und am ſiebenten Tage des Herbſtmonates wurden ſie angenommen. Die Stadt Mailand muß die Städte Lodi und Como, welche ſie zerſtört hatte, wieder aufbauen. Dieſe Städte ſind dann von Mailand unabhängig. Jeder Mailänder von dem vierzehnten bis zu dem ſiebenzigſten Jahre ſchwört dem Kaiſer Treue. Die Stadt Mailand zahlt neuntauſend Mark Silber. Sie ſtellt dreihundert Geiſſeln aus den Vornehmen, aus den Rittern und aus dem Volke. Von dem Erzbiſchofe von Mailand, von dem Grafen von Biandrate, von dem Markgrafen von Montferrat und den Conſuln muß die Wahl der Geiſſeln als treu vorgenommen beſchworen werden. Die jetzigen Conſuln leiſten dem Kaiſer den Amtseid. In dem nächſten Hornung aber werden neue Conſuln von dem Volke gewählt, und von dem Kaiſer beſtätigt. Iſt der Kaiſer in dem Lande, ſo ſchwören ihm die Conſuln ſelber, ſonſt reiſen nur zwei zu ihm, den Eid für alle abzulegen. Die übrigen ſchwören den kaiſerlichen

Bevollmächtigten. Mailand zahlt hinfort alle Abgaben, welche den früheren Kaiſern gegeben worden ſind, es baut die Pfalzen des Kaiſers wieder nach der gebührenden Würde auf, es muß die Ehre der Krone und des Reiches mit dem Schwerte ſchützen, und dem Kaiſer Hilfsvölker zuführen, wohin er will. Die Gefangenen werden dem Könige von Böhmen gegeben, der Kaiſer ſendet die ſeinigen zurück, ſobald die Geiſſeln geſtellt ſind. Die Mailänder leiſten die öffentliche Sühnung. Es erſcheinen zwölf Conſuln der Stadt, die der Kaiſer ſelber beſtimmt, barfuß, ein bloßes Schwert auf den Nacken gebunden, vor dem Throne des Kaiſers, und flehen um Gnade. Auf dieſe Bedingungen wird Mailand wieder in die Gnade aufgenommen, und der Bann hört auf. Die Verbündeten Mailands ſind in den Frieden einbegriffen.

Der achte Tag des Herbſtmonates, der Tag der Geburt Maria's, wurde beſtimmt, daß die Geiſſeln geſtellt werden, und die Sühnung erfolge.

Die Geiſſeln wurden an dieſem Tage in das Lager des Königs von Böhmen geführt. Dann wurden die Gefangenen aus dieſer Zeit und aus früheren Zeiten in das nämliche Lager geführt.

Als dieſes geſchehen war, wurden von dem Kaiſer die Biſchöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag auserleſen, daß ſie den Erzbiſchof von Mailand, Hubert von Pirovano, vor den Kaiſer führten.

Die ſieben Züge des Heeres wurden um den Thron des Kaiſers aufgeſtellt. Der König von Böhmen, die kirchlichen und weltlichen Fürſten des Reiches, die treuen Lehensträger des lombardiſchen Landes, die Vornehmeren aus den treuen Städten und die Führer fremder Krieger verſammelten ſich in koſtbaren Gewändern neben dem Throne des Kaiſers. Hinter den Kriegern ſtand ein unermeßliches Volk, welches aus allen Gegenden herbei gekommen war.

Als es die Zeit forderte, beſtieg der Kaiſer in kaiſerlichem Schmucke den Thron, und alsbald näherte ſich der Zug aus Mailand. Die Biſchöfe von Bamberg und Prag führten den Erzbiſchof von Mailand. Dann kamen die Prieſter der erzbiſchöflichen Kirche, dann die der andern Kirchen, dann die der Klöſter, alle mit Kreuzen, Rauchfäſſern und im kirchlichen Schmucke. Dann kamen die zwölf Conſuln, barfuß und mit einem bloßen Schwerte, das ihnen auf den Nacken gebunden war. Und eben ſo kam der Rath, und es kamen die Vornehmſten der Stadt, und es kam das Volk mit Stricken um den Hals.

Der Erzbiſchof mußte vor dem Kaiſer verſprechen, daß er ſeine Gewalt über die Stadt nicht mehr hart wie bisher, ſondern mild und gerecht ausüben wolle. Und als er dieſes verſprochen hatte, wurde er von dem Kaiſer in ſeine Gnade aufgenommen.

Dann trat der Conſul Hubert von Orto an die Stufen des Thrones, und kniete nieder, und alle andern knieten nieder, und Hubert ſprach: „Mächtiger Kaiſer und Herr, weltlicher Stellvertreter Gottes und Richter der Erde, wir haben geſündiget, wir haben unrecht gethan, und bitten um Gnade. Wir und alle Mailänder neigen unſere Schwerter vor deiner Macht, und wir und alle Mailänder legen unſer Haupt unter dein Schwert.“

Darauf antwortete der Kaiſer: „Es iſt gut, daß die Mailänder den Frieden vorziehen, und daß ich ihnen von nun an nichts Übles mehr thun muß. Hätten ſie von jeher dieſen Theil gewählt, ſo wäre viel Böſes vermieden und viel Gutes geſtiftet worden. Ich belohne lieber als ich ſtrafe, und merket euch, daß ich leichter durch Gehorſam als durch Krieg beſiegt werden kann. Und ſo übe ich nun in dem Glauben, daß die Mailänder jetzt die rechten Wege wandeln werden, Gnade, nehme die Acht hinweg, und ſage, daß wir alle verſöhnt ſind. Erhebet euch von der Erde.“

Und die Männer ſtanden auf.

Der Kaiſer ſprach nun noch Mehreres mit ihnen, und ſeine Worte waren gütig und freundlich.

Hierauf wurde dieſe ernſte Angelegenheit des Friedensſchluſſes und der Verſöhnung durch einen feierlichen Gottesdienſt bekräftigt, welchen der Erzbiſchof von Mailand nach der ambroſianiſchen Weiſe abhielt.

Der Kaiſer ſaß bei dieſem Gottesdienſte in ſeinem Gezelte auf dem Throne, und war mit der Kaiſerkrone geſchmückt. Um ihn war die Menge der deutſchen und italieniſchen Fürſten. Und während dieſes Gottesdienſtes beſchenkte er Wladiſlaw, den König von Böhmen, mit einer königlichen Krone ſehr koſtbarer Art, die er von dem Könige von England erhalten hatte. Dem Könige wurde an dieſem Tage die Krone auf das Haupt geſetzt, da ſonſt in der Kirche die Königskronen nur an hohen Feſttagen getragen wurden; die böhmiſche zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten und an den Feſten des heiligen Wenzel und des heiligen Adalbert, an welchen Tagen ſie die Biſchöfe von Prag und Olmüz dem Könige aufſetzen durften.

Als der Gottesdienſt geendet war, ſprach der Kaiſer zu den Fürſten: „Hocherlauchter König von Böhmen, erlauchte Churfürſten kirchlichen und weltlichen Standes, Herzoge und Fürſten und Herren der Städte, nach dem allmächtigen Gotte danke ich euch für die Dienſte, welche ihr dem Reiche und der Krone geleiſtet habt. Weshalb wir nach Italien ziehen mußten, das haben wir erreicht. Die Ehre und die Macht ſind gewahrt. Es iſt nun noch übrig, daß wir auf einem Reichstage alle Rechte und Pflichten feſtſetzen, und das ergründen, was einem jeden gebührt, und was er zu thun hat. Und iſt die Ordnung aufrechtgeſtellt, dann möge uns eine ruhige Heimkehr zufallen. Wir ſind gütiger geweſen, als die Worte Anſelms, des hochehrwürdigen Erzbiſchofes von Ravenna, gerathen haben. Er iſt vor dieſer Stadt aus unſerer Mitte zu dem gerechten Gotte abgerufen worden, und wird nun wiſſen, ob ſeine Worte gegründet ſind oder nicht.“

Die Fürſten antworteten durch den Erzbiſchof von Mainz: „Hocherhabener Herr, deine Weisheit hat die Dinge geleitet, und wir haben uns beſtrebt, zu thun, was unſere Pflicht war. Wir danken dir für deine Gutthaten gegen uns, und daß du auf unſern Rath gehört haſt. Es gibt uns Freude, daß durch den Frieden mit Mailand und durch den Reichstag, der abgehalten werden wird, der Zug und das Wirrniß, das er unſern Ländern zu Hauſe bringt, geendet iſt.“

Wladiſlaw, der König von Böhmen, ſprach: „Hocherhabener Kaiſer, du haſt für das, was meine Männer gethan haben, mich, meine Männer und unſere Länder mit unausſprechlichen Ehren geziert. Ich lege meinen Dank, den Dank meiner Männer und den Dank unſerer Länder vor deinen Thron. Er wird nicht enden, ſo lange einer lebt, der geehrt worden iſt, und er wird auf die Nachkommen vererben. Und weil das erſte Ziel des Ritterzuges nach Mailand erreicht iſt, die Wahrung der Würde durch die Strafe der Stadt, und weil das Andere kein Ding der Waffen, ſondern des Rathes iſt, ſo erlaube mir, daß ich mit den Meinigen heimziehe. Es ſind Krankheiten unter meinen Männern, und ſie würden ſich ſchnell vermehren. Ich empſinde auch, daß ich in Italien durch die Luft und die Sonne erkranke."

Der Kaiſer antwortete: „Hocherlauchter König, du haſt den Ritterzug erfüllt, ziehe in Frieden, wenn wir auch deines Rathes ſehr ſchwer entbehren. Heilet die Krankheiten, die uns von der Stadt gekommen ſind, wie auch wir unverzüglich von hier fortziehen wollen, um die unſrigen zu heilen. Wenn der Rathſchluß Gottes will, daß ich wieder deiner Hilfe bedürfte, ſo wirſt du ſie wohl nicht verſagen."

„Ich werde ſie mit Freuden leiſten," antwortete der König.

Als dieſes geſchehen war, ließ ſich der Kaiſer die Krone und den Mantel abnehmen. Dann ſetzte er einen Helm zu ſeinem Kriegsgewande auf das Haupt, ſtieg von dem Throne, und ging vor das Gezelt. Dort beſtieg er ein Pferd, ritt gegen das Heer der ſieben Züge, und dankte mit der Spitze ſeines Schwertes gegen alle Krieger, die da ſtanden. Die Krieger erhoben ein freudiges Rufen, und die Böhmen erneuerten es dreimal.

Dann begannen die Züge in ihre Lager zurückzukehren.

Der Kaiſer aber feierte in einem großen offenen Gezelte mit den Fürſten ein Mahl.

Nach dem Mahle ritt Wladiſlaw zu dem Gezelte des Kaiſers, um ſich von ihm zu verabſchieden.

Dann verabſchiedete er ſich von den Fürſten.

Hierauf ritt er mit den Seinigen in ſein Lager. Dort ritt er zu allen Abtheilungen ſeiner Männer, und dankte ihnen, wie er ihnen nach der Schlacht auf dem Berge Wyſoka gedankt hatte. Er verkündete ihnen die Rückkehr in die Heimath, und hieß ſie auf den folgenden Tag gerüſtet ſein. In jeder Abtheilung ſprachen Führer und Männer freudige und hochehrende Worte zu dem Könige.

Sie begannen ſofort auch die Rüſtungen zu dem Heimzuge.

Als der König in ſeinem Gezelte war, ritt der Kaiſer mit einem geſchmückten Gefolge zu demſelben. Sie ſtiegen alle von den Pferden. Die Männer des Gefolges vertheilten ſich in die Zelte, die um das des Königs waren; der Kaiſer aber ging allein in das Gezelt des Königs, der König entfernte diejenigen, die bei ihm waren, und die zwei Männer befanden ſich nun allein in dem Gezelte. Sie ſetzten ſich auf Stühle. Da ſprach der Kaiſer: „Was du gethan haſt, Wladiſlaw, wird bleiben, ſo lange die Menſchen deſſen gedenken, was auf der Erde geſchehen iſt, und davon erzählen. Du haſt es dir gethan, und dann auch Andern. Ich habe dir aus dem Reichsgrunde ſchon gedankt, jetzt danke ich dir aus Freundſchaft, daß du biſt, der du biſt.“

„Du haſt die Sache zum Großen gelenkt,“ ſagte Wladiſlaw,

„und ich habe mich erfreut. Es iſt an der Seite eines ritterlichen Mannes leichter, nach Ritterthum zu ſtreben.“

„Wir haben durch eine Zeit einige Thaten mit einander gethan,“ ſprach der Kaiſer; „jetzt ſind wir wieder getrennt. Du biſt in deinen Ländern und ich in Italien.“

„Wir werden Antheil an einander nehmen,“ ſagte der König.

„Wir werden ihn nehmen,“ antwortete der Kaiſer. „Die Fürſten und Herren, die Räthe der Krone, ſind oft ritterlichen Sinnes, und denken an das Gute. Sie denken auch, was ihren Ländern noth thut, und reden und handeln darnach. Ich bitte dich, Wladiſlaw, laſſe mir den Biſchof Daniel, als einen Mann der Weisheit und des Rathes, in Italien zurück.

„Er wird meiner Kirche und meinen Ländern ſehr mangeln,“ ſagte Wladiſlaw; „aber er bleibe bei dir.“

„Ich danke dir,“ ſagte der Kaiſer, „ich werde ihn nur zu dem Nöthigſten halten, und mögen wir uns bald auf einem fröhlichen Reichstage in dem fröhlichen Deutſchland ſehen.“

„Möge es ſein,“ ſprach Wladiſlaw.

„Und erhalte mir deine Liebe,“ ſagte der Kaiſer.

„Und du auch,“ antwortete Wladiſlaw.

Dann ſchloſſen ſich die zwei Männer in die Arme.

Hierauf verließ der Kaiſer das Gezelt, und Wladiſlaw geleitete ihn.

Vor dem Gezelte waren Diepold, Daniel und viele alte Lechen und Herren des böhmiſchen Lagers. Sie geleiteten den

Kaiſer ehrerbietig zu ſeinem Pferde; die Männer aber, die ferner ſtanden, riefen ihm Glück und Segen zu, und er ritt mit ſeinem Gefolge wieder in ſein Lager.

Der Kaiſer ſendete Geſchenke an den König Wladiſlaw. Es wurden ihm von dem Golde der Mailänder tauſend Mark gegeben. Dann waren in Fächern ſchöne Gewänder, goldene und ſilberne Geſchirre, Schwerter, Helme, Panzer, Münzen, die des Kaiſers Bildniß trugen, edle Steine, Gürtel, Waffenzierrathen und andere koſtbare Dinge. Es wurde auch eine Reihe ſchöner Pferde herbeigeführt.

An mehrere alte Lechen und an die Männer Odolen, Bernard, Witiko, Weliſlaw, Kochan, Bogdan und Předbor ſendete der Kaiſer eigene Geſchenke.

Wladiſlaw theilte mehreres an ſeine Männer aus, beſonders Dinge, die zur Erinnerung an Italien dienen konnten. Die große Vertheilung der Dinge aus dem Kriege, ſagte er, werde in Prag geſchehen.

Es kam der Herzog von Öſterreich mit ſeinen beſten Degen zu dem Könige, mit Hadmar von Chunring, Rudeger, Rudpert, Tibert, Chunrad von Aſparn, Gotescalc von Heiligenkreuz und Andern, es kam der Herzog von Kärnthen, der Herzog von Schwaben, der Pfalzgraf am Rheine, der Herzog von Zähringen, der Pfalzgraf in Baiern, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe und alle andern Fürſten des Reiches und italieniſche Fürſten und Herren der Städte, um Abſchied zu nehmen. Wladiſlaw ritt dann auch zu ihnen, und ritt noch einmal zu dem Kaiſer, um ihm für den Beſuch und für die Geſchenke zu danken.

Am Abende war der Abſchied des Königs und Diepolds von dem Biſchofe Daniel.

Es nahmen auch die Lechen und Herren des böhmiſchen Lagers von dem Biſchofe und den Seinigen Abſchied.

Es waren viele Herren und Männer aus den Lagern in das böhmiſche Lager gekommen, um Abſchied zu nehmen, und böhmiſche Herren und Männer waren in andere Lager geritten.

Witiko ritt an dieſem Tage, da der Gottesdienſt geendet worden war, und die Seinigen ſich wieder in ihrem Lager verſammelt hatten, zu allen Abtheilungen derſelben, und dankte ihnen, wie er ihnen nach jedem Kampfe und nach dem Ende jedes Krieges gedankt hatte. Als ſpäter die Nachricht von der Heimkehr verkündiget worden war, theilte er unter ſeine Männer Geſchenke aus, die er jetzt austheilen konnte, und ſagte ihnen, daß das Andere in der Heimath ausgetheilt werden würde. Dann gab er ihnen die Weiſung, daß ſie ſich rüſteten, um ſich morgen dem Zuge anſchließen zu können. Die Männer begannen nun Alles vorzubereiten, daß bei dem Aufbruche kein Hinderniß entſtünde. Jeder ſuchte auch das, was er an Geſchenken, an Beute oder ſonſt wie erworben hatte, in einen Sack oder in Leder oder in ein Fell oder, was ihm zu Handen war, zu packen, damit es leichter fortgebracht werden könnte.

Witiko ritt nun zu ſeinem Schwiegervater Heinrich und zu Gebhart, um von ihnen Abſchied zu nehmen. Er ritt dann zu allen ſeinen Freunden in die verſchiedenen Lager. Heinrich und Gebhart und die Freunde kamen dann auch zu ihm. Es wurden vielerlei Erinnerungsgaben ausgetauſcht.

Dann bereiteten ſeine Männer das Abendmahl, und dann war die Nachtruhe des Lagers.

Als noch die Sterne an dem Himmel glänzten, ertönten die Hörner in dem böhmiſchen Lager, es ertönten die Pauken der Reiter, und es ertönten dann die Bockhörner in dem Lager Witiko's. Und als das erſte Licht des Tages den Morgenhimmel ſäumte, ſtand das böhmiſche Heer in Zugbereitſchaft.

Der Biſchof Daniel war mit ſeinen Prieſtern und ſeinen Männern herbei gekommen. Er ſegnete das Heer, man rief ſich noch einmal Abſchiedsgrüße zu, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Mit dem Biſchofe Daniel waren einige Männer des böhmiſchen Heeres in Italien zurückgeblieben. Unter ihnen war auch Sifrid von Milnet.

Der Zug des Königs Wladiſlaw ging von Mailand nach Brescia, von Brescia nach Verona, dann dem Etſchfluſſe entgegen, dann durch Baiern, und dann durch den böhmiſchen Wald in die Fluren des eigenen Landes.

Dort lief das Volk in dichten Schaaren an die Wege des Heeres, und ſtaunte die Männer an, die ſo weit geweſen waren, und ſo Wunderbares gethan hatten, wie durch die Boten aus Italien und durch Wanderer gemeldet worden iſt. Es rief dem Heere zu, warf ihm Zweige, Bänder, Zierrathen und andere Dinge zu, und ſang ihm Lieder. Die Männer antworteten auf den Ruf, grüßten, und zogen ſingend weiter.

Es kamen Zupane, Lechen und Ritter mit Männern herzu, und geleiteten den König bis nach Prag.

Am zweiundzwanzigſten Tage des Herbſtmonates kam das Heer auf dem Pilſener Wege nach Prag.

Eine ungemein große Anzahl von Menſchen ging dem Heere entgegen. Es waren Bewohner der Stadt Prag, es waren Leute, die aus allen Theilen des Landes herein gekommen waren. Sie warfen Zweige auf den Weg, und warfen dem Könige und den Führern Blumen, die die Jahreszeit noch ſpendete, und gewundene Kränze entgegen, und riefen ihnen und allen Kriegern Lob und Preis zu, und geleiteten das Heer in die Stadt. Die Stadt und die beiden Burgflecken waren geſchmückt. Von den Thürmen der Kirchen weheten Banner, auf Mauern und Häuſern waren Banner, von den Fenſtern hingen koſtbare Stoffe, Gewinde verzierten Häuſer und Wege, Blumen und Kräuter waren auf den Boden geſtreut. Wšebor, Preda und alle alten Lechen hatten ſich in Prag verſammelt, und ſtanden nun mit der Königin, den Prieſtern, den Nonnen, den Herren des Hofes, den Kmeten, vielen Rittern und Herren, den Vornehmſten der Stadt und unzähligem Volke vor dem Thore. Sie empfingen den König. Alle riefen dem Könige und dem Heere entgegen, und ſolche, welche heftig gegen den italieniſchen Zug geredet hatten, ließen Freudenrufe über den Ruhm der böhmiſchen Waffen erſchallen. Als der König unter das Thor einritt, ertönten die Glocken auf den Kirchen der Stadt, und es ertönten alle Glocken der beiden Burgflecken. Der Propſt von Prag gab den Segen, und man geleitete den König und das Heer die Stadt empor. Wladiſlaw ging zuerſt mit der Königin, mit Diepold, mit den Prieſtern, den Lechen und

Führern in die Kirche des heiligen Veit und dann in den Königshof.

Das Heer errichtete auf dem Marktplatze zwiſchen dem rechten Burgflecken und dem Wyšehrad ein Lager.

Am andern Tage war in dem Lager ein feierlicher Gottesdienſt. Dann wurde das Heer von dem Könige und den Bewohnern von Prag und der Burgflecken bewirthet.

Und ſieben Tage wurde das Heer bewirthet, und ſehr viele Menſchen kamen zu ihm, und brachten Geſchenke, und redeten mit den Kriegern, und prieſen ſie, und ließen ſich von ihnen erzählen.

Indeſſen theilte Wladiſlaw die Belohnungen des Zuges aus. Seine Männer waren reichlich mit Gold und Silber, mit Waffen und Pferden, mit Gewändern und koſtbaren Dingen bedacht. Viele erhielten auch eine Begabung mit Land, darunter Witiko war.

Dann dankte er allen noch einmal, und entließ das Heer.

Die Männer nahmen nun Abſchied von einander, Hohe und Niedere, ſie weinten Thränen, gaben ſich Erinnerungszeichen, und verſprachen, wieder zuſammen zu kommen. Weiber brachten ihre Kinder herzu. Die Väter küßten die Kinder, und wer kein Weib und kein Kind hatte, nahm doch ein Kind auf den Arm, und küßte es. Und weil ſie nun erkannten, daß die, welche die Heimath nicht wieder geſehen hatten, nicht viele ſind, ſo war ihnen das ein Troſt, ſie freuten ſich darüber, und gingen von Prag den Fluren ihrer Angehörigen zu.

Witiko führte ſeine Männer gegen den mittäglichen Wald des Landes, und Rowno und Diet und Oſel und die Andern folgten mit den ihrigen ſeinem Zuge.

Er führte ſie wieder wie in frühern Zeiten nach Plan. Eine weit größere Zahl von Menſchen war zuſammen gekommen, um die Männer zu begrüßen, als bei den ſonſtigen Zügen, weil von allen Stellen des Waldes Leute herzu gekommen waren. Sie verwunderten ſich, daß die Männer gar ſo braune Angeſichter bekommen hatten. Sie riefen ihnen zu, und konnten mit dem Rufen kaum enden. Und die Männer waren freudiger und fröhlicher, weil ſie nicht ein bloßes Übel von ſich abgewendet hatten, ſondern weil ſie in dem fernen Lande bei dem Kaiſer geweſen waren, und die Geſchicke der ganzen Welt entſcheiden geholfen hatten. Der Pfarrer von Plan gab wieder ſeinen Segen, Witiko dankte den Leuten, und entließ ſie. Die Männer aber ſagten, die Schaar wolle Witiko in ſeine Burg geleiten.

Und ſo ging der Zug an dem nämlichen Tage noch nach Friedberg. Eine große Menſchenmenge ging den ganzen Weg mit. Die alte Suſanna von der untern Moldau ſtimmte Waldlieder an, und die alte Willbirg rief, wenn es ſtille ward, Sprüche. Sie rief: „Ich habe es geſagt, daß Zeichen geweſen ſind, und es ſind wieder Zeichen gekommen, wir brauchen nicht mehr den alten Woſſic von Wodnian und den alten Lubomir von Daudleb, wir haben jetzt einen, der mehr iſt als Woſſic und Lubomir.“

Bei Friedberg zogen die Mädchen rothe Bänder über den Weg, und die Krieger mußten ſich durch Geſchenke aus der Fremde loskaufen.

In Friedberg wurde die Schaar von dem Pfarrer und den Vorſtehern und von den Menſchen, die herbei gekommen waren, mit Freudenrufen empfangen, und der Pfarrer ſegnete ſie.

Witiko dankte noch einmal allen, ſie riefen ihm Dank entgegen, Wenhart ſprach dann für alle, und hierauf zerſtreuten ſie ſich. Ein Theil machte ein Lager, ein anderer Theil ſuchte noch die Heimath zu gewinnen.

Witiko ritt mit den Seinigen gegen die Burg hinan. Viele Krieger und andere Menſchen geleiteten ihn.

Vor der Burg waren Bertha, Wentila und Hiltrut mit den Frauen, Mädchen, Dienern und Dienerinen, es war Benno, und es waren die Männer der Burg.

Sie riefen den Gruß entgegen, und Witiko grüßte mit ſeinem Schwerte.

Dann ſtieg er von dem Pferde. Bertha reichte ihm die Hand, Wentila umſchlang ihn und die Baſe rief: „Witiko, Witiko, du biſt mit deinem Pferde durch das fürchterliche Waſſer geſchwommen.“

„Es war leicht,“ ſagte Witiko, „ich wußte, daß mein Pferd hinüber ſchwimmen wird.“

Dann gingen alle in die Burg, und die Krieger zogen hinter ihnen ein.

Bertha führte Witiko an der Hand in die Kammer der Kinder. Witiko küßte ſie, dann ſchloſſen ſich Bertha und Witiko in die Arme, und küßten ſich auf den Mund.

„Bertha, ich bringe dir den Gruß deines Vaters, er iſt geſund, und wird bald zurückkehren,“ ſagte Witiko.

„Ich danke dir für dieſe Nachricht, Witiko," ſagte Bertha.

Die Männer der Burg ſuchten indeſſen die Pferde und die Habe und Alles, was auf den Säumern gebracht worden war, in die Burg zu ſchaffen. Für manche Krieger wurde in der Burg eine Wohnung bereitet, für die andern begann man Gezelte zu errichten.

Bertha und Witiko gingen auf den Söller, und grüßten gegen die Menſchen, die vor der Burg waren, hinunter. Die Menſchen riefen Grüße hinauf.

Dann ließ Witiko Nahrung und Getränke hinausſchaffen, die Menſchen erquickten ſich, und zerſtreuten ſich dann.

Dann ging Witiko mit den Seinigen und manchem ſeiner Männer in die Burgſtube, und ſie ſprachen dort mit einander.

Dann war das Mahl, und dann die Nachtruhe.

Am andern Tage war ein feierlicher Gottesdienſt in der Burg. Nach demſelben dankte Witiko ſeinen Männern, gab ihnen Geſchenke, die nur für ſie beſtimmt waren, und es zogen hierauf die, welche nicht in die Burg gehörten, ihren Wohnſtätten zu, die in die Burg gehörten, traten wieder in ihre Dienſte.

Hierauf belohnte Witiko Veda und die Männer, die unter ihm geweſen waren, für die treue Hut der Burg. Diejenigen von ihnen, die nicht in der Burg wohnten, gingen in ihre Heimath.

Nach einer Woche verſammelte Witiko auf der Stelle an der Moldau, auf welcher die Kampfſpiele nach ſeiner Vermählung geweſen waren, alle ſeine Krieger des Mailänderzuges, und es war wieder ein Feſt, wie es nach dem mähriſchen

Kriege bei Plan geweſen war. Es war ein feierlicher Gottesdienſt unter dem offenen Himmel, es geſchah dann die große Dankſagung an die Krieger, dann war ein Mahl, und dann waren Geſpräche und Tänze und Spiele und Lieder und Erluſtigungen. Die vielen Menſchen, die außer den Kriegern zugegen waren, erfreuten ſich wie damals der Dinge. An dem nächſten Tage war die Vertheilung alles deſſen, was außer den Geſchenken, die die Männer von Wladiſlaw erhalten hatten, ihnen nach dem Sinne Witiko's aus den Mailänderzuge noch zukam.

In der Zeit, die nun folgte, beſorgte Witiko wieder ſeine Angelegenheiten, wie er ſie vor dem Kriege beſorgt hatte. Insbeſonders ſuchte er ſein neues Land nach der herkömmlichen Weiſe mit dem alten in Verbindung zu bringen. An Abenden, wenn ſie in der Burgſtube ſaßen, und wenn auch der eine oder der andere Mann aus der Umgegend zu ihnen gekommen war, erzählte er von dem Kriegszuge, und wie es in Italien iſt, und was ſich ſonſt dort ereignet hatte.

„Wenn mir Gott mein Leben nur ſo lange friſtete,“ ſagte Benno, „daß ich auch die Thaten dieſes Kaiſers aufſchreiben könnte. Dieſer Kaiſer wird noch viele Thaten thun.“

Und die Männer der Burg, die mit Witiko geweſen waren, erzählten auch von den Dingen in Italien, und die daheim geblieben waren, hörten ihnen zu, und fragten, und verlangten immer wieder Erzählungen.

Wolf erzählte unaufhörlich, und wenn man das Pferd, welches er gebracht hatte, und welches ihm Witiko ernährte lobte, ſagte er: „Mein Herr hat mich nie auf ein ſchönes

Pferd ſteigen laſſen, jetzt habe ich ein ſo ſchönes Pferd, wie die ſeinigen ſind, und ich reite darauf mit mehr Geſchick, als ihr auf euern langhaarigen Thieren reitet, und ich reite nach der neuen Art, und ich bin auf dem Pferde geritten, als wir die Wälſchen an dem Waſſer, da wir noch ganz naß waren, beſiegt hatten, und als wir ſie dann wieder beſiegt hatten, und als wir ſie immer beſiegt hatten, und als wir in dem Lande hin und her zogen, und als wir mit den Pferden über den Zaun des Lagers jenes Herzogs ſprangen, auf den die Wälſchen aus der großen Stadt Mailand heraus gekommen waren. Wenn ich nicht ſo herum geritten wäre, woher hätte ich denn die ſchönen Sachen und das ſchöne Gewand, und wenn nicht alle herum geritten wären, woher hätte denn Witiko den Reichthum und das Land, das ihm der König gegeben hat? Das wird in der Schlacht gewonnen. Und wenn ich euch von den Männern ſage, die durch den Addaſtrom geſchwommen ſind, ſo iſt unter allen böhmiſchen Männern nur einer, der gleich nach einander dreimal durch den Strom geſchwommen iſt."

Huldrik war bei allen Erzählungen, und er ſprach: „Ich habe geſagt, Witiko wird aus Italien die Roſe bringen, und er wird ſie einmal erſt recht bringen."

Und die andern Krieger des ganzen Waldes erzählten auch von Italien und von Mailand, und von dem Kriege, und bald war es ſo, daß die alten Frauen und die Mädchen und die Kinder des Waldes von Italien und Mailand redeten.

Als der König Wladiſlaw das Lager des Kaiſers verlaſſen hatte, zog der Kaiſer auch ſogleich mit ſeinem Hofgeleite nach dem Orte Bolzano, und ging dann mit ſeinem Heere nach Monza.

Der große Reichstag wurde auf den eilften Tag des Monates November auf die roncaliſchen Felder ausgeſchrieben.

Von Monza zog der Kaiſer nach Trezzo, welches wohl befeſtigt worden war, und in welches der Kaiſer ſeine Schätze niederlegte. Dann ging er nach Brescia, Lodi, Cremona und Ferrara, dann wieder nach Mantua, Verona und in andere Städte, um zu ordnen, was überall zu ordnen war.

Indeſſen kam die Zeit zum Reichstage. Der Kaiſer hatte alle italieniſchen Kirchenherren und die Fürſten und die Herren der lombardiſchen Städte dazu berufen, er hatte die vier vorzüglichſten Rechtsgelehrten Italiens aus der Stadt Bologna berufen: Bulgarus, Jacobus Hugolinus, Martinus Joſias und Hugo de Porta Ravennate. Er zog im Geleite der deutſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Herzoge, Fürſten und Herren nach den roncaliſchen Feldern. Es kamen die italieniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, viele italieniſche Herzoge, Markgrafen, Grafen und Ritter und die Conſuln der lombardiſchen Städte, und es kamen die Rechtsgelehrten.

Auf der großen Ebene wurde ein Lager errichtet. In der Mitte ſtand das ſchöne Gezelt des Kaiſers. Dann ſtanden die Gezelte der Herzoge und Fürſten je nach ihrer Würde entfernt. Die Deutſchen lagerten auf der linken Seite des Po, die Wälſchen auf der rechten. Zwiſchen beiden Lagern war eine Brücke. Die Kaufherren, die Handwerker, die Künſtler, die Nahrungsfrachter und ähnliche Leute hatten ein eigenes Lager. Außerhalb der Lager war eine große Menge Volkes.

Der Reichstag wurde begonnen.

Der Kaiſer ſagte zu den Rechtsgelehrten, ſie möchten erklären, was in Hinſicht der Dinge zwiſchen dem lombardiſchen Könige und ſeinen Unterthanen Rechtens ſei.

Die Rechtsgelehrten aber antworteten, ſie könnten ihre Unterſuchungen nicht ohne die Richter der lombardiſchen Städte machen.

Der Kaiſer wählte aus jeder von vierzehn lombardiſchen Städten zwei Richter, und befahl ihnen, zu kommen.

Sie kamen, und fingen mit den Rechtsgelehrten die Berathungen an.

Der Kaiſer hielt ſich von dieſen Berathungen ferne. Er verſammelte aber Biſchöfe, darunter Daniel war, und Herren, die zu ſeinem Rathe gehörten, und verhandelte mit ihnen über die Ruhe der Kirche und über königliche Gerechtſame, die nach und nach vergeſſen worden waren.

Als die Berathungen der Rechtsgelehrten geendiget waren, hielt der Kaiſer wieder eine allgemeine Verſammlung. Er ſaß auf einem erhöheten Platze, und ſprach von demſelben: „Durch die Gnade Gottes habe ich die Herrſchaft erlangt, und durch ſie iſt mir aufgetragen, die Guten zu ſchützen, die Böſen zu zügeln und zu ſtrafen. Ich habe durch den Krieg die Strafe vollzogen, jetzt muß ich im Frieden durch die Geſetze auch den Schutz vollführen. Kein Herrſcher darf thun, was er nur immer will, er muß herrſchen, daß jedem ſein Recht unverkürzt verbleibt, dem Unterthane und dem Könige. Das Recht der Unterthanen zu den Unterthanen iſt durch die Bemühungen der Könige, der Richter, der Lehrer und durch die Anwendung geordnet, und niemand beſtreitet es: die Rechte zwiſchen dem Könige und den Unterthanen ſind oft dunkel, und bedürfen der Erhellung und der Bekräftigung. Nach der Erhellung haben wir durch Unterſuchungen geſtrebt, die Bekräftigung werden wir durch die Verkündigung und durch die Beſchwörung erlangen. Dann wird nicht mehr über die Geſetze allerlei geredet, ſondern nach ihnen gehandelt werden.“

Es entſtand ein großer Beifall über die Worte des Kaiſers.

Dann erhob ſich von den Wälſchen nach ihrer Art einer nach dem Andern, um eine Rede zu halten, in der er den Kaiſer ehrte, oder ſeine Redegabe zeigte. Zuerſt redeten die Biſchöfe, dann die Herren, dann die Conſuln und Abgeſandten der Städte.

Zuletzt ſprach der Erzbiſchof von Mailand: „Alles Recht der Geſetzgebung iſt von dem Volke an dich, erhabener Kaiſer, übertragen worden. Was immer der Kaiſer durch einen Brief feſtgeſetzt hat, oder in ſeiner Kenntniß verordnet hat, oder durch einen Erlaß vorgeſchrieben hat, das iſt, ſo beſteht es, ein Geſetz. Wem die Laſt eines Dinges zukömmt, dem muß auch der Nutzen zukommen, und da du, erhabener Kaiſer, alle ſchützen mußt, ſo darfſt du auch alle beherrſchen.“

Die Reden dauerten bis in die Nacht.

Dann wurde das, was über die Rechte und Pflichten der Könige und über die Rechte und Pflichten der Unterthanen aus den Unterſuchungen nach den jetzigen Dingen und nach den Dingen aus der Zeit des Kaiſers Karl und nach den Dingen aus der Zeit der alten römiſchen Kaiſer hervorgegangen war, verkündiget, und zu Recht beſchworen.“

Die Abgeſandten der Stadt Mailand leiſteten auch den Schwur.

An dem folgenden Tage hielt der Kaiſer nach altem Brauche Gericht, und es kamen ſo viele Klagen, daß noch Richter beſtellt werden mußten. Und es wurden die Sachen der Armen, der Herren und der Städte entſchieden.

Und da Alles geordnet war, wurde der Reichstag geſchloſſen, und die deutſchen Fürſten und Herren und auch die italieniſchen hatten Freude über die Dinge, die geſchehen waren.

Der Kaiſer brachte auch noch die Stadt Genua, welche den roncaliſchen Beſchlüſſen nicht beigetreten war, zum Treuſchwure, und ſandte dann Abgeordnete in die lombardiſchen Städte, um dort die Obrigkeiten einzuſetzen, wie es auf dem Reichstage auf den roncaliſchen Feldern beſchworen worden war. Die Abgeordneten waren: Daniel, der Biſchof von Prag, Reinald, der Kanzler, Hermann, der Biſchof von Verden, Otto, der Pfalzgraf von Regensburg und Guido, der Graf von Biandrate. Sie ſetzten in den Städten Pavia, Piacenza, Cremona, Lodi und in anderen die Vorſteher ein.

Am Anfange des Monates Jänner kamen ſie nach Mailand; allein die Mailänder weigerten ſich, daß ihnen der Kaiſer ihre Vorſteher einſetze, und wilde Haufen des Volkes bedrohten das Leben der Abgeordneten des Kaiſers. Sie waren von den Männern Martinanus Malaopera, Azo Bultrafus, und Caſtellus von Ermenulfis geführt. Die Abgeordneten wehrten durch Verrammlungen das Eindringen zu ihnen ab; aber durch die Fenſter wurden Steine geworfen. Und in der nächſten Nacht entfloh Otto, und in der folgenden entflohen die Andern. Sie berichteten Alles dem Kaiſer.

Der Kaiſer hielt am zweiten Tage des Monates Hornung einen feierlichen Hoftag, auf welchem auch Geſandte von Frankreich und von Griechenland und von Ungarn waren, die ihm ihre Ehrfurcht bezeigten. Die ungariſchen Geſandten erklärten dem Kaiſer, daß ihr König wegen des Wunſches Wladiſlaws, des Königs von Böhmen, noch mehr Hilfsvölker ſenden wolle, als er früher geſendet habe. Der Kaiſer ſtellte den Fürſten das Benehmen Mailands vor, und ſprach: „Wilde Völker achten das Recht der Geſandtſchaften, Mailand nicht, meine und eure Ehre iſt befleckt, viele haben das Verbrechen begangen, an vielen muß es geſtraft werden.“

Die Fürſten ſtimmten den Worten des Kaiſers bei.

Der Biſchof von Piacenza ſagte, es gezieme ſich aber doch, daß man auch die Mailänder höre.

„Sie ſollen gehört werden,“ ſagte der Kaiſer.

Die Mailänder wurden vorgeladen, und ſie ſchickten Abgeſandte.

Dieſe ſagten, die Mailänder wollen dem Kaiſer volle Genugthuung geben. Als Tag hiezu wurde der neunzehnte Tag des Monates April beſtimmt. Den kaiſerlichen Städten ſchwuren die Mailänder Frieden.

Nach dieſer Zeit aber ſchloß Mailand mit Brescia, Piacenza und Bologna einen Bund.

Als der Kaiſer das Oſterfeſt zu Modena feierte, und am Oſterdienſtage den Waffenſpielen zuſah, kam die Nachricht, daß die Mailänder die Veſte des Kaiſers, Trezzo, belagern.

Die Spiele hörten auf, alle rüſteten ſich, und bei dem erſten Lichte des nächſten Tages begann der Zug gegen Trezzo. Aber auf dem Wege begegnete dem Heere ein Bote, welcher ſagte, daß Trezzo von den Mailändern erobert worden iſt, und daß ſie alle Schätze weggenommen haben. Der Kaiſer zog nun nach Bologna, und belegte dort die Stadt Mailand mit dem Banne. Dann ging er nach Lodi, ein Heer zu ſammeln. Er befahl allen Städten Italiens, Hilfsmänner zu dem Kampfe gegen Mailand zu ſtellen. Dann ging er wieder nach Bologna, um die Seinigen gegen Mailand zu führen.

Am ſiebenzehnten Tage des Monates Mai kamen ſie nach Melegnano, und am nächſten Tage vor Mailand. Hier wurden nun weithin ringsherum alle Saaten und Weinpflanzungen zerſtört, die Ölbäume und Fruchtbäume wurden umgehauen, Häuſer, Dörfer, Flecken, Burgen, Veſten wurden verbrannt.

Eine Belagerung unternahm der Kaiſer aber nicht, weil ſein Heer noch zu klein war.

Er zog im Monate Juni gegen den Mittag Italiens, um manche widerſpenſtige Städte zur Pflicht zu führen, oder zu ſtrafen. Er belagerte Crema, und die Belagerung dieſer Stadt dauerte von dem Heumonate bis zum fünfundzwanzigſten Tage des Monates Jänner des folgenden Jahres. An dieſem Tage beſchloſſen die Bewohner von Crema die Übergabe der Stadt. Die Verhandlungen führten Peregrin, der Patriarch von Aglei, und der Vetter des Kaiſers, Heinrich, der Herzog von Sachſen und Baiern. Am ſiebenundzwanzigſten Tage des Monates Jänner wurde die Stadt übergeben, und dann zerſtört.

Die Mailänder ſuchten denen von Crema während der Belagerung Hilfe zu leiſten, indem ſie kaiſerliche Städte angriffen; aber ſie erlitten zwei Male durch Schaaren des Kaiſers ſchwere Niederlagen.

Weil die deutſchen Fürſten ſchon lange über ihre Zeit auf dem Kriegsfelde waren, und weil die lombardiſchen Länder durch die Heere ſchon ſo gelitten hatten, daß der Bedarf nur mehr ſchwer geſchafft werden konnte, ſo entließ der Kaiſer die, welche es wollten, im Frühlinge mit reichen Geſchenken. Sie verſprachen in einem Jahre mit ausreichender Hilfe wieder zu kommen.

In der Zeit waren nun verſchiedene Kämpfe der kaiſerlichen Schaaren mit den Mailändern an verſchiedenen Stellen des Landes.

Der Kaiſer erließ hierauf die Ladungen an die deutſchen Fürſten, daß ſie in dem nächſten Frühlinge zur Vollendung des Werkes kommen möchten.

Und die Fürſten begannen im Frühlinge ihren Zug nach Italien.

Wladiſlaw, der König von Böhmen, ſandte ſeinen Bruder Diepold und ſeinen Sohn Friedrich mit einer auserleſenen Hilfsſchaar.

Witiko war mit jenen Waldleuten, die mit ihm in dem vorigen Kriege geweſen waren, nun zum zweiten Male bei dem Zuge nach Italien.

Als die geladenen Männer allgemach angekommen waren, ſchloß der Kaiſer die Stadt Mailand ein. Die Mailänder kamen oft aus der Stadt hervor, und begannen tapfere

Kämpfe gegen den Kaiſer; aber ſie konnten wie in dem erſten Kriege die Einſchließung nicht brechen.

Der Kaiſer errichtete auch ein Winterlager in Lodi, befeſtigte mehrere Schlöſſer, um das Einbringen von Nahrung in die Stadt Mailand zu hemmen. Er ſetzte für die, welche es thaten, und überwieſen wurden, das Abhauen der Hände zur Strafe, und beſtimmte ihren Angebern Belohnungen.

So wurde in Mailand die Noth ſehr groß, und Angſt und Hoffnungsloſigkeit und Zorn und Streit kam in die Gemüther. Der Erzbiſchof, welcher auf den roncaliſchen Feldern ſo unterwürfige Worte gegen den Kaiſer geſprochen hatte, jetzt aber der eifrigſte Kämpfer gegen ihn war, mußte vor dem Volke entfliehen. Und ſie ſchickten Abgeordnete an den Kaiſer, welche ſagten, Mailand wolle ſeine Befeſtigungen niederreißen, es wolle alle ſeine Bündniſſe löſen, es wolle dem Kaiſer eine Burg bauen, es wolle ihm alle Hoheit übergeben, es wolle ſich von ihm Obrigkeiten ſetzen laſſen, es wolle ihm eine große Summe zahlen und für Alles dreihundert Geiſſeln auf drei Jahre ſtellen, wenn er den Frieden gewähre.

Der Kaiſer ſagte: „Es ſtimmt mein Rath mit mir überein, daß ihr euch unbedingt unterwerfen müſſet.“

Und nun verging wieder eine Zeit.

Da kamen an den erſten Tagen des Monates März des Jahres 1162 die Conſuln und die Vornehmen der Stadt Mailand in das Lager des Kaiſers, knieten vor ihm und der Verſammlung der Fürſten nieder, und ſchwuren, daß ſie ſich ohne Bedingung und ohne Vorbehalt unterwerfen, und daß ſie den nämlichen Schwur von allen Mailändern bewirken wollen.

Nach drei Tagen kamen dreihundert ausgewählte Männer aus der Stadt in das Lager des Kaiſers, und übergaben ihm die Schlüſſel aller Thore, und übergaben ihm die ſechsunddreißig Vorbanner der Stadt, und ſchwuren, wie die vor drei Tagen geſchworen hatten.

Und wieder nach drei Tagen kam das ganze Volk. Es war in hundert Schaaren abgetheilt. Sie hatten Stricke um den Hals, Aſche auf dem Haupte, und Kreuze in den Händen. Sie brachten das Carrocio, das höchſte Feldzeichen der Stadt. Es war ein Maſtenbanner, das von einem eiſernen Rüſtwagen emporragte, und auf der Spitze das Kreuz und das Bildniß des heiligen Ambroſius trug. Das Carrocio wurde zertrümmert. Dann warf ſich das Volk auf die Erde, und bat im Namen des Heilandes um Erbarmen.

Der Kanzler Reinald las ihnen die Unterwerfungsurkunde vor, und ſie nahmen dieſelbe an.

Dann ſagte der Kaiſer: „Ich ſchenke euch das Leben, das ihr verwirkt habt; aber ich werde ſorgen, daß ihr eure Verbrechen nicht wieder begehen könnt.“

Das Volk durfte ſich erheben und in die Stadt zurückkehren.

Dann leiſtete es vor zwölf Männern, die der Kaiſer aus Deutſchen und Italienern beſtimmt hatte, den Unterwerfungseid, und mußte vierhundert Geiſſeln ſtellen.

Hierauf hielt der Kaiſer in Pavia eine große Verſammlung ab, damit das Schickſal der Stadt Mailand entſchieden werde. Die Verſammlung unterſuchte die Lage der jetzigen Dinge, und unterſuchte den Gang alles deſſen, was geſchehen iſt, und machte die Entſcheidung. Die Conſuln der Stadt Mailand wurden vorgeladen, daß ihnen der Spruch verkündiget werde. Der Spruch lautete: „Mailand ſoll wüſt und leer ſein, alle, die darin gewohnt haben, verlaſſen es in acht Tagen, und bauen ſich an vier Stätten, die eine Meile von einander entfernt ſind, neue Wohnungen.“

Dann ging der Kaiſer wieder gegen Mailand, und zog am ſechsundzwanzigſten Tage des Monates März durch eine Öffnung, welche man in die Mauern geriſſen hatte, in die Stadt ein. Darauf wurden die Befeſtigungen der Stadt zerſtört. Der Kirchen und der andern Gebäude ſchonte der Kaiſer.

Als dieſes geſchehen war, zog der Kaiſer wieder nach Pavia, und feierte in der Domkirche der Stadt ein großes Dankfeſt.

Nach demſelben ſagte er: „So iſt vollbracht, was die Worte des ſeligen Erzbiſchofes Anſelm gerathen hatten. Die Barmherzigkeit des Himmels wird es mir verzeihen, daß ich in gutem Glauben früher nicht die Stadt Mailand, dieſen Angel aller Empörung und Kirchenſpaltung, vertilgt habe. Die andern Städte werden jetzt zu ihrer Pflicht kommen.“

Es war nun ein großes Mahl, zu welchem Herren, Gemeine und Fremde eingeladen wurden. Der Kaiſer Friedrich und die Kaiſerin Beatrix trugen bei demſelben ihre Kronen auf den Häuptern.

In der Zeit darauf unterwarfen ſich die Städte Brescia, Imola, Faenza, Bologna, Piacenza, und noch mehrere andere.

Die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prieſter und die Fürſten und Herren und Krieger brachten aus dieſem Zuge Gebeine der Heiligen, geweihte Geräthe, theure Gefäße, Kleinodien und merkwürdige Gegenſtände und Gold und Silber, Gewänder, Waffen, Pferde und die verſchiedenſten Dinge in ihre Heimath.

Diepold und Friedrich führten das böhmiſche Heer nach Prag. Der König Wladiſlaw erſtattete, wie er es immer nach den Kriegen that, dem Heere ſeinen Dank, er theilte die Beute aus, und belohnte ſonſt noch die Krieger, und ſie zogen wieder zu den Ihrigen.

Witiko und die Waldleute wurden mit noch mehr Freude, mit noch mehr Zuſammenlauf des Volkes und mit noch mehr Zuruf empfangen als ſonſt, weil ſie ſo lange entfernt geweſen waren. Die Kriegsmänner gingen mit Freuden zu ihren Angehörigen. Sie zeigten Dinge, die man nie geſehen hatte, deren Preiswürdigkeit man gar nicht kannte, und deren Menge ſo groß war, wie man nie ein Gleiches erfahren hatte. Und die Dankesfeier an der Moldau und die Austheilung war auch größer als jede frühere. Die Krieger theilten von dem, was ſie hatten, an ihre Sippen, an ihre Freunde, an ihre Bekannten und an ihre Heimathgenoſſen mit, und machten Opfer in die Kirchen.

Sie erzählten jetzt noch mehr von dem Lande Italien, als das erſte Mal, weil ſie es nun viel beſſer kannten als früher.

Der Schmied von Plan erzählte von der außerordentlichen und weitgeſtreuten Stadt Mailand, die ſie zertrümmert haben. Sie ſind jetzt in ihr geweſen, und da ſind wunderbare Kirchen und ſeltſame Thürme und alte Bogen und unerhörte Heiligengeſtalten. Er erzählte auch von andern großen Städten, in denen ſie geweſen ſind. Da ſind auch wunderſame Kirchen und Steinbauwerke und Burgen der Vornehmen, die mitten unter den Häuſern ſtehen, und Dinge aus den Heidenzeiten. Da ſind uralte zerfallene Kirchen, ſo groß, wie ein ausgerundeter Berg, oben offen, daß der Himmel hinein ſchaut, und viele tauſend Steinbänke ſind über einander, und da haben ſie vor mehreren tauſend Jahren geſpielt, wie ſie im Walde die Geburt Chriſti und die Engel und die Hirten und die heilige Jungfrau Maria ſpielen. In dem Lande ſind ungeheure Schätze; weil es heiß iſt, wächſt dort das Gold. Und es ſind Früchte da, die niemand geſehen hat, und die ſich niemand vorſtellen kann.

Und die andern Männer erzählten auch. Sie ſagten, ſie haben reden gehört, daß Diepold viele Säcke auf Saumroſſe geladen habe, und daß lauter Goldmünzen in den Säcken geweſen ſeien. Und die Gebeine der heiligen drei Könige, der maccabäiſchen Brüder und ihrer Mutter, des heiligen Celſus und anderer Heiligen ſind von Mailand fortgebracht worden. Und Diepold hat einen kirchlichen Leuchter nach Prag gebracht, auf dem Wunder und Geſtalten gearbeitet ſind, die die uralten Juden abgegoſſen haben, weil der Leuchter in der frühen Zeit in dem Tempel des Königs Salomon geſtanden iſt.

Tom Johannes redete darüber, was er gethan hätte, wenn er in dem Lande Italien geweſen wäre, und was der

Kaiſer und der König und die Erzbiſchöfe und die andern Herren hätten thun ſollen.

Wolf ſagte, ſie wären alle geſtorben, wenn Witiko nicht geſorgt hätte. Die goldenen Äpfel mit dem ſüßen goldenen Safte und die roſenrothen Feigen und die Johannishörner und andere Dinge ſchaden ſehr, wenn man zu viel ißt. Witiko hat ſie davor bewahrt.

Und aus dieſem neuen Dinge, welches durch die Kriegsmänner in den Wald gekommen war, entſtanden bald Lieder, die geſungen und oft geſungen wurden.

Witiko ging nun wieder an ſeine heimathlichen Geſchäfte. Insbeſonders ſuchte er ſein neues Waldland mit dem alten in eine immer gleichere Gebarung zu bringen.

Benno führte einen jungen Prieſter zu Witiko, welcher der Kapellan der Burg wurde. Er ſelber war oft im Witikohauſe, oft in Přic, oft irgend wo anders, wie er es für die Abfaſſung der Schickſale der deutſchen Kaiſer erſprießlich erachtete.

Die Baſe Hiltrut ging nach dem zweiten italieniſchen Zuge wieder nach Landshut. Witiko kam mit den Seinigen zuweilen zu ihr. Als ſie einmal auf dem Wege dahin im Hanzenberge ihr Mittagmahl einnahmen, erkannte der nunmehr ſehr alte Wirth Witiko wieder, und rief ſeine Freude über deſſen Gedeihen und Anſehen aus.

Huldrik war in dem Witikohauſe ſehr rührig, und predigte ſeinen Jubel über das, was geſchehen war. Seine Gattin hatte ihm ein Söhnlein geboren, und dasſelbe durfte mit Witiko's Söhnen reiten und Waffen führen lernen.

Witiko wuchs in der Liebe und Neigung der Seinigen immer höher, er wurde oft zu dem Könige gerufen, um bei ſeinem Rathe und bei ſeinen Thaten zu ſein, er war mit Bertha und ſeiner Mutter dabei, als die ſteinerne Brücke, welche die Königin Judith in Prag über die Moldau hatte bauen laſſen, die feierliche kirchliche Weihe erhielt, er wurde von Rowno, von Diet, von Oſel, von Hermann, von Witiſlaw und andern geachtet, Lubomir, der ſehr alt wurde, achtete ihn ſehr hoch, es achteten ihn die Söhne Lubomirs, es achteten ihn Ctibor, Nemoy und alle, die in der Nähe wohnten, und er war eine Ehre für den Stamm Jugelbach, für den Stamm Aſchach, für den Stamm Schauenberg, für den Stamm Dornberg und für den Stamm Stauf.

Er begann nicht weit von dem Witikohauſe eine Kirche in der deutſchen Art durch Eppo bauen zu laſſen, und er gedachte der Mittel, ein Kloſter in dem Walde zu gründen.

In den Zeiten, die nun nach und nach über die Wipfel des grünen Waldes dahin gingen, wie Gutes und Schweres ſie auch brachten, da ſich manche theure Häupter in die Grube legten, wurde er Zupan von Prachem, Heerführer, Geſandter und oberſter Truchſeß des Königreiches Böhmen. Und wenn er in dem Witikohauſe verweilte, kamen oft des Abends Männer in Lammspelzen zu ihm, und er ſaß mit ihnen in Geſprächen in der Burgſtube, wie er einſt an der Leuchte des Häuschens in Plan oder im Wangetſchlage geſeſſen war.

Bertha ſagte oft freundlich zu ihm: „Witiko, jetzt iſt dir keiner gleich.“

Er antwortete freundlich: „Es ſind viele über mir; dir aber gleicht keine.“

In dem Jahre 1184 beſchloß der Kaiſer Friedrich einen ſehr großen Reichstag abzuhalten. Er wollte ein Feſt feiern, weil der Streit im Reiche, der mit der Kirche, und der in Italien geendet war. Er berief alle, die kommen wollten, auf Pfingſten nach Mainz.

Witiko faßte den Entſchluß, dieſen Reichstag zu beſuchen. Er lud den alten Benno ein, mit ihm zu gehen, daß er den Glanz des Kaiſers ſchaue.

Er zog mit Benno, Bertha, ſeinen Söhnen und einem ſchön geſchmückten Geleite von Pric gegen Mainz.

Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte, Prieſter, Herzoge, Fürſten, Grafen, Ritter waren da verſammelt, es waren die fremden Geſandten da, die ſich an dem Kaiſerhofe befanden, es waren Herren und Ritter aus den Ländern England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Illirien da. Die Zahl der Ritter, welche in Geleiten oder für ſich ſelber gekommen waren, war ſiebenzigtauſend. Und ungemein große Schaaren des Volkes hatten ſich eingefunden. Auf der Ebene an dem Rheinſtrome war eine ſchöne Pfalz für den Kaiſer und eine Kirche erbaut worden. Ringsherum ſtanden die Wohnungen der Fürſten, die in Schmuck und Zierde einander zu übertreffen ſuchten, und dann waren weithin die andern bunten Gezelte. Die Nahrungsmittel wurden durch eine Menge von Schiffen auf dem Rheine gebracht, und es waren eigene Häuſer für ſie errichtet. Alle, die gekommen waren, wurden von dem Kaiſer bewirthet.

An dem erſten Pfingſttage war der Kirchenzug, es war das kirchliche Feſt, und es war ein Mahl. Man erſchaute da die Erhabenheit des Kaiſers, die Holdſeligkeit der Kaiſerin, die Schönheit der Frauen, den Schimmer der Fürſten, die Herrlichkeit der Ritter, den Strahlenglanz der Gewänder, der Waffen und der Pferdeverzierungen. Bei der Kirchenfeier war die Heiligkeit und Pracht der kirchlichen Geräthe und Gewänder. Bei dem Mahle thaten Herzoge und Markgrafen Dienſte bei dem Kaiſer.

Am andern Tage waren die ritterlichen Spiele. Der Kaiſer nahm ſelber daran Theil. Fürſten und Herren und Ritter in großer Zahl zeigten ihre Geſchicklichkeit. Die Söhne des Kaiſers, Heinrich und Friedrich, die ſchon an Macht und Ehren reich waren, thaten ihre ritterlichen Tugenden kund, und wurden mit jeder gebührenden Feier zu Rittern geſchlagen.

In den folgenden Tagen waren auch noch andere Spiele und andere Ergötzungen.

Die auf der Fiedel oder in Tönen des Erzes oder der Pfeifen erfahren waren, ließen ihre Kunſt vor dem Kaiſer, vor der Kaiſerin, vor den Frauen, vor den Fürſten und Rittern erſchallen, und ernteten den Dank. Die Männer aus dem Geleite des Kaiſers oder der Kirchenfürſten oder anderer Herren, welche ſchon große heilige Bauwerke zum Dienſte Gottes errichtet hatten, ſtellten Vorbilder zu neuen Bauwerken auf, und wurden geehrt. Dann waren die Sänger, Ritter und andere, die einzeln und abwechſelnd ihre Worte und Weiſen, oder zuſammen ſingend oder einzeln die Worte und Weiſen früherer Dichter in die Herzen der Männer und

Frauen ſenkten. Sie wurden mit beſonderen Ehren und Freuden geziert.

Es ſagten damals einige, es werde ein großes Lied kommen, in welchem die Treue der Männer gegen ihren König und die Treue des Königs gegen ſeine Männer geprieſen werden wird.

Heinrich von Oſtering, der noch die blonden Haare trug, ſprach: „Es kann ſchon ein ſolches Lied kommen, das uns von alten Mähren, von Helden voll der Ehren, von Müh' und Feſtlichkeiten, von kühner Ritter Streiten, von Weinen und von Klagen, viel Wunders möge ſagen.“

Dann waren die, welche in Erz oder Stein oder Holz bilden konnten, oder die Farbenwerke der Kirchen auf Glas oder auf Tafeln verſtanden. Sie wieſen Geſtalten Gottes, des Heilandes, der Jungfrau, der Engel, der Heiligen oder andere Weihedinge vor, und wurden mit hohen Ehren begabt.

Und viele, die irgend ein Schauding hervorgebracht hatten, waren gekommen, es vor die Augen zu ſtellen.

Und was ſich ſonſt an Tugend der Leibesübungen und der Waffen und der Tänze und anderer Erluſtigungen zeigte, wurde auch noch in Zierde und Sitte und Anmuth ausgeführt.

Witiko kam mit manchen Fürſten und Herren zuſammen, und gelangte auch vor das Angeſicht des Kaiſers. Bertha wurde von der Kaiſerin in dem Kranze der Frauen, die um ſie waren, geehrt.

Witiko und Bertha kamen auf dem Reichstage zu ihren Sippen, und ihre Sippen kamen zu ihnen.

Der Ritter vom Kürenberge und Heinrich von Oſtering

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
[illegible]

und andere kamen zu Witiko, und ſaßen in dem Gezelte bei dem Becher, und ſagten und ſangen von einer noch größern Vergangenheit, wie die Helden unverzagt in dem brennenden Saale gekämpft hatten.

Witiko ging auch wieder zu ihnen.

Es kamen auch ſeine andern Freunde aus Böhmen und Mähren, aus dem Lande Öſterreich und aus andern deutſchen Ländern zu ihm, und er kam zu ihnen.

Witiko ſah auf dieſem Reichstage auch Sifrid von Milnet, der ein Reiterführer geworden war. Er hatte den goldenen Gürtel und die Reigerfeder.

Als der Reichstag geſchloſſen worden war, zogen Hohe und Niedere erfreuten Herzens über das, was ſie erlebt hatten, von dannen. Weithin wurde von den außerordentlichen Feſten in Mainz erzählt, und es entſtanden Lieder darüber, die in Deutſchland geſungen wurden.

Witkio zog mit den Seinigen und Benno zuerſt in die Burg Schauenberg, und dann in ſeine Waldburg.

Er hatte in ſpäteren Jahren noch eine große Freude, als ſein Sohn Witiko auf dem Fels der krummen Au, die nun zu Witiko's Stamme gehörte, eine Burg zu bauen begann.

Ende des dritten und letzten Bandes.